Scherzhafte
Lieder.

Leipzig,
in der Weidemanniſchen Buchhandlung.
1758.

Ich weis in der That nicht, was ich der Welt, indem ich ihr dieſe Lieder übergebe, für ein Compliment machen ſoll. Sie wird unzufrieden ſeyn, daß man ſie mit ſolchen Tändeleyen überhäuft, und ich werde nichts darauf zu antworten wiſſen, und es Zeit genug bereuen. Aber was iſt der Autorſtolz nicht für eine wunderliche Sache? Man glaubt anfangs blos zu ſeinem Zeitvertreibe zu ſpielen, man gefällt ſich, und wie bald bildet man ſich nicht ein, man müſſe auch der witzigen Welt gefallen? Man läßt drucken, man wird getadelt: man nimmt es übel, ſchreyt über den Verfall des Geſchmacks, und es fehlt nicht viel, daß man ſeine Leſer nicht lieber gar für Thoren hält. Und wer war der größte Thor? ich will die

Frage unentſchieden laſſen: die Antwort möchte den Autor zu ſehr demüthigen. Theſe World was made for fools, ſagt **Shakeſpear**, und wer wollte ſich davon ausſchließen? Das größte Verdienſt des Autors, wenn er einiges hat, iſt, daß er noch einen großen Theil von ſolchen Kleinigkeiten unterdrückt, und niemals wieder auf dieſe Art zu erſcheinen verſpricht.

Unter den Liedern ſind einige aus der Stephanianiſchen Anthologie, und aus dem Franzöſiſchen entlehnt. Da der Autor aber vergeſſen, woher er eins oder das andere genommen hat: ſo will er ſie, um ſie nicht unrichtig anzugeben, lieber gar nicht angeben; und wie wenig würde auch daran liegen, wenn ſie das Glück zu gefallen hätten.

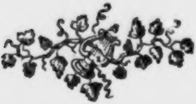
An die Muſe.

Scherzhafte Muſe, meine Freude,
Die in zufriedner Einſamkeit
Mich oft, entfernt vom Stolz und Neide,
Mehr, als ein lautes Glück erfreut:
Laß dich in Auen, Büſchen, Gründen,
Wo ich dich ſuche, liebreich finden,
Und lächle Heiterkeit und Ruh
Den freyen Nebenſtunden zu.

Ich will nicht Helden ewig ſingen,
Noch mich durch ſie zur Ewigkeit:
Mein Lied ſoll nicht von Waffen klingen;
Die Muſe bebt vor Blut und Streit.
Hier, unter Oel- und Lorberbäumen
Soll ſie von Fried und Freuden träumen:
Den ſchönſten Mädchen, beſten Wein
Und liebſten Freunden heilig ſeyn.

Die Scherze ſollen ſie begleiten,
Von ſüßer Unſchuld ſanft regiert:
Sie laſſe keinen von der Seiten,
Wenn ihn der Jugend Witz verführt!
Ihn, ſolt ihr einer ja entfliehen,
Soll gleich der Ernſt zurücke ziehen;
Er leg ihm Blumenfeſſeln an,
Daß er nicht mehr entwiſchen kann.

Wohlan! ſo ſing in ſüßen Tönen
Dein junges anmuthsvolles Lied!
Und wird dich gleich kein Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Der Beyfall, den dir Freunde ſenden,
Ein Veilchen aus Selindens Händen,
Der Chloe Lächeln, wenn ſie lieſt;
Sprich, was dir wünſchenswerther iſt?



Die Bosheiten der Stadt.

Criſpus kauft und baut Palläſte,
Lebet herrlich, groß und reich;
Hält Maitreſſen, feyert Feſte,
Und traktirt den Fürſten gleich:
Dennoch ſagt die karge Stadt,
Daß er nicht viel übrig hat.

Mops zählt ſeinen Eheſeegen
Uns in funfzehn Kindern her;
Und man rühmet allerwegen,
Daß ſie klüger ſind, als Er:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß er ſich verzählet hat.

Agnes ſchlägt die Augen nieder,
Haſſet Tanz, Muſik und Spiel,
Singet ſtets Bekehrungslieder,
Und hält auf den Cubach viel:
Doch ſagt die verbuhlte Stadt,
Daß ſie Fleiſch und Blut noch hat.

Ueberall verfolgt Selinden
Ein gepudert Stutzerheer:
Jeden weis ſie zu entzünden,
Und ihr wird kein Sieg zu ſchwer:
Dennoch ſagt die höhnſche Stadt,
Daß ſie keine Freyer hat.

Stax beweiſt aus vielen Fällen
Seinen göttlichen Verſtand,
Und aus ſeinen Ehrenſtellen
Sein Verdienſt ums Vaterland:
Doch ſagt die vermeßne Stadt,
Daß er keins von beyden hat.

Mit dem vollen Federhute
Prangt der güldne Gänſerich,
Und von ſeinem edlen Blute
Ueberzeugt ſein Wappen mich:
Dennoch ſagt die plumpe Stadt,
Daß kein Kutſcher Ahnen hat.

Crantor richtet alle Sachen
Nach der ſtrengſten Billigkeit,
Und man wird ihn böſe machen,
Wenn man ihm Geſchenke beut:
Doch ſagt die verwegne Stadt,
Daß er ſie betrogen hat.

Der beſcheidne Schäfer.

Mein Schäfer, ach! der iſt beſcheiden!
Er liebt mich, zärtlich liebt er mich!
Der Innbegriff von ſeinen Freuden,
Sagt er mir öfters, ſey nur ich:
Doch bleibt er allezeit beſcheiden.

Jüngſt ließ die Mutter uns alleine;
Was denkſt du, iſt alsdenn geſchehn?
Da ſtand er ſtarr, gleich einem Steine,
Guckt in den Hut, und wolte gehn,
Und ach! wir waren ganz alleine!

Der Sieg über ſich ſelbſt.

Hört zu! ich will die Weisheit ſingen:
Die Kunſt, ſich ſelbſten zu bezwingen,
Kenn ich, ich kenne ſie allein.
Es lehrt kein Dockter und Profeſſer
Sie leichter, gründlicher und beſſer:
Trinkt Wein!
Dieß lernt euch weiſe ſeyn.

Müßt ihr euch vor Markolphen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher ſteigen,
Man weiſt euch ab, läßt Narren ein:
O laßt die Narren beyeinander,
Und ſchleichet aus der Antichamber
Zum Wein:
Da ſeyd ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelaſtens Glück zum Neide:
Euch kleidet Wolle: doch ihn Seide:
Ihr geht, er muß gefahren ſeyn.
Er fahre! und berechne Schulden!
Geht ihr, und gebt den letzten Gulden
Für Wein:
So ſchlaft ihr ruhig ein.

Wenn ſich die Nachbarn mit euch zanken,
Und eure kämpfenden Gedanken
Den Tod zum mindſten ihnen dräun:
So lauft ja nicht zum Advocaten;
Ihr könnt euch ſelbſt am klügſten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris ewig grauſam bleibet,
Und Spott mit eurem Feuer treibet,
Das eure Muſen kläglich ſchreyn:
So zittert nicht vor euer Leben;
Eilt, ihnen gleich den Reſt zu geben!
Trinkt Wein!
So wird es euch gereun.

◆

Damon und Doris.

Doris.

Geh Damon, ſahſt du nicht, wie jener Schmetterling
Die junge Roſe dort boshaftig hinterging?
Kaum küßt er ſie, ſo fliegt der Schalk zu andern Roſen!
Sprich, wenn du von mir gehſt, wen eilſt du liebzukoſen?

Damon.

Der Schalk! ich ſeh es, ja; doch wirſt du auch gewahr?
Dem Schmeichler bot ſie kaum den ſchönen Buſen dar,
So läßt ſie gleiches Glück der Biene hier genießen:
Wenn Damon dich verläßt, ſprich, wer wird Doris küſſen?

◆

Der

Der Spas.

Die alte buhlende Finette
Fragt einſt, ich war allein mit ihr;
Ob ich ihr nichts zu ſagen hätte?
„Ich? Nichts = = als = = Sie gefallen mir.
Sie ſeufzt und ſinkt aufs Ruhebette;
Im Ernſt, ſeufzt ſie, ſie glauben das?
Ich Thor! daß ich ſo albern redte!
Verſteht die Närrin keinen Spas?

Allein aus dichtbewachsnen Hecken
Guckt lauſchend Doris, ruft mich an,
Und eilt, ſich wieder zu verſtecken,
Doch ſo, daß man ſie finden kann.
Ich greife nach dem loſen Kinde,
Und zieh ſie kämpfend in das Gras;
Sie ſchreyt, ob ich nicht Spas verſtünde?
Doch da verſteh ich keinen Spas.

◆

Der Knabe.

Mich will der Informator ſchlagen?
Nein, nein, das geht nicht weiter an:
Als Knabe muſt ich es ertragen,
Doch jetzt bin ich ſchon halb ein Mann.

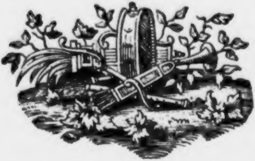
Iſt er nicht klüger dieß zu wiſſen?
So hör er nur, was Hannchen ſpricht;
Will ich die kleine Närrin küſſen:
So ſpricht ſie, geh, dein Bart, der ſticht.

Die Geſellſchaft.

Umringt von Scherz und Fröhlichkeiten
Verſammelt uns die Freundſchaft hier:
Entweicht ihr Klagen böſer Zeiten
Dem Gott der Freuden feyern wir.
Auch Liebe, du, laß uns alleine:
Wir feyern jezt dem beſten Weine.

Zwar deine Freuden ſind auch ſüße,
Und durch ſie wird kein Herz entehrt:
Denn junger Schönen ſanfte Küße
Sind unſrer beſten Stunden werth:
Doch iezt möchtſt du Verächter finden,
Und wir, wir fürchten uns der Sünden.

Komm, holde Freyheit, laß dich nieder!
Du biſt die Freundinn von dem Wein:
Ertönt ihr Chöre froher Lieder,
Ihr muntern Scherze miſcht euch ein!
Hier trinkt, hier ſcherzt man fern vom Neide:
Wo Bacchus wohnt, da wohnt die Freude.



Der Sturm.

Der lichte Himmel ſchwärzet ſich:
Ein jäher Sturm brauſt in den Zweigen,
Und überall herrſcht fürchterlich
Ein ehrerbietig Schweigen.
Der kleinen Sänger tonreich Chor
Vergißt ſein Lied, und lauſcht in Sträuchen,
Und nur die Schwalbe ſchießt hervor,
Und ſchwebet auf den Teichen.

Komm Chloe, eilends folge mir:
Doch ſieh, wie ſich die Roſen bücken,
Vom Sturm bedroht flehn ſie zu dir;
Du ſollſt ſie liebreich pflücken.
Sie zittern vor den nahen Tod.
O ſieh, wie ſchön ſie ſich entfärben!
Viel lieber wünſcht ihr ſchamhaft Roth
An deiner Bruſt zu ſterben.

Wir ſind entflohn, was fürchten wir
In dieſer dicht verwachſnen Laube:
Welch Glück! es wartet unſer hier
Der Saft der Moslertraube.
Verwegner Nord! tob immerhin,
Und nimm, willſt du ja hier noch wehen;
Nimm meiner Chloe Palatin!
Nur laß die Gläſer ſtehen.

Die Geburt der Venus.

Die Zephyr wiegten ſich auf ſanft geſchwollnen Wellen,
Und Frühling war ums ſtille Meer:
Der leichten Scherze flüchtigs Heer,
Die jungen Freuden, ihre Geſellen,
Und Grazien mit ſanftumſchlungner Hand
Umringten den beblümten Strand:
Da ſah die Fabel Cytheren
Vom Schaume des Meeres gebähren.

Doch Damon ſtöret kühn den alten Aberglauben;
Bey einem Glaſe blanken Wein
Sah er das Ding weit beſſer ein:
Die frohen Winzer kelterten Trauben;
Es ſchäumete der Moſt mit Ungeſtüm,
Und Chloe zeigt es lächelnd ihm:
Da ſah er ganz deutlich Cytheren
Vom Schaume des Weines gebähren.

* * *

Die Abbitte.

Selinde ſah vor wenig Tagen
Den jungen Damon freundlich an:
Wie konnt ich einen Blick vertragen,
Der viel, ſehr viel bedeuten kann!
Ich wollte ſie alsbald verlaſſen,
Und ſchwur: ich wollte nimmermehr
Sie wieder ſehn, ja, ſie gar haſſen, = =
Wenn es mir möglich wär.

Sie rieb die ſchönen Augenlieder,
Und hub ſie ſchmachtend in die Höh:
Dann fiel ein falſches Thränchen nieder
Wie Morgenthau auf jungen Klee.
Drauf rang ſie ihre weißen Hände,
Und ſeufzt ein halb gebrochnes Ach!
Ich = = ſah erſchrocken an die Wände,
Und = = ſeufzte heimlich nach.

Sie wollte mir darauf entrinnen:
Und ach! was hatt ich ihr gethan?
Durch Seufzen war nichts zu gewinnen;
Drum fing ich laut zu weinen an.
Ich warf mich nieder: auf den Knieen
Stellt ich ihr meine Reue dar:
Daß ich = = daß ich ihr ſchon verziehen,
Daß ich = = zu ehrlich war.

Die betrogene Welt.

Der reiche Thor mit Gold geſchmücket,
Zieht Celimenens Augen an:
Der wackre Mann wird fortgeſchicket,
Den Stutzer wählt ſie ſich zum Mann:
Es wird ihr prächtigs Band vollzogen
Und bald ſieht ſie ihr Elend ein:
Die Welt will ja betrogen ſeyn;
Drum werde ſie betrogen!

Auf närriſchen geſchmückten Bühnen
Schreyt Stax den albern Bürger ſtumm,
Preiſt Curen, die nicht möglich ſchienen,
Und zeigt ſein Privilegium:
Hanns gafft, und ſeinem Wahn gewogen,
Schluckt er den Tod in Billen ein;
Die Welt will ja betrogen ſeyn,
Drum werde ſie betrogen!

Beate,

Beate, die vor wenig Tagen
Der Buhlerinnen Krone war,
Fängt an ſich violet zu tragen,
Und kleidet Canzel und Altar.
Dem äußerlichen Schein gewogen
Hält mancher ſie für engelrein.
Die Welt will ja betrogen ſeyn:
Drum werde ſie betrogen!

So oft ich Carolinchen küſſe,
Schwör ich ihr zärtlich ewge Treu:
Sie ſtellt ſich, als ob ſie nicht wiſſe,
Daß außer mir ein Jüngling ſey.
Kaum hat mich Doris weggezogen,
So nimmt mein Aemtgen Damon ein.
Die Welt will ja betrogen ſeyn:
Drum werde ſie betrogen!

* * *

Die Haſelſträuche.

Heil ſey euch, ſichern Haſelſträuchen,
Wie lieben euch die Schäfer nicht!
In eure Schatten ſeh ich manchen Hirten ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin, ſo bald die Sonne ſticht:
Es muß des Schatten wegens ſeyn;
Denn warum ſchlichen ſie hinein?

Heil euch, fruchtbaren Haſelſträuchen!
Auch wenn die Sonne nicht mehr ſticht,
Im Herbſt ſeh ich ſehr oft den Schäfer zu euch ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin; des Schattens wegen nicht?
Es muß der Nüſſe wegen ſeyn:
Denn warum ſchlichen ſie hinein?

◆

Die künftige Zeit.

Mein Leben eilet ſchnell dahin,
Bald bin ich nicht mehr, was ich bin,
Und meine Kräfte ſinken:
Dann ſieht mein abgenützter Blick,
Nicht weiter ſeines Lebens Glück,
O Quaal! im Glaſe blinken.

Man ladet mich zu Feſten ein,
Ich ſitz in junger Schönen Reihn,
Da fang ich an zu ſchlafen.
Ein reizend Mädchen kützelt mich:
Da ſitzt der Thor, da ſchämt er ſich,
Und kann ſie nicht beſtrafen!

Nun tönt der Inſtrumenten Chor:
Es tritt die Jugend muthig vor,
Und tanzt durch alle Glieder:
Aus Mitleid reicht Selinde mir
Die ſchöne Hand: kaum folg ich ihr,
So ſink ich taumelnd nieder.

Sie tanzen freudig, bis es tagt:
Ich unvermißt und unbeklagt,
Schleich in einſame Betten:
Da kömmt kein Traum, der mir erſetzt,
Was wachend mich vormals ergötzt:
Kein Schlaf kömmt mich zu retten.

Dann = = Himmel ach! wo denk ich hin?
Fühl ich nicht jetzund, wer ich bin?
Seh ich nicht Doris winken?
Komm Mädchen, gieb mir einen Kuß!
Madera her, geſchwind! man muß
Ein ſolch Geſpenſt vertrinken.

◆ ◆ ◆

Stax.

Stax.

O ſollt ich es doch noch erleben,
Sprach Stax, daß man das Aergerniß
Der Hahnreyzunft ins Waſſer ſchmiß!
Zehn Thaler wollt ich geben.

Sein Nachbar ſchien ihm beyzuſtimmen:
Wie kam ſich Stax nicht witzig vor!
Doch ſeine Frau ziſcht ihm ins Ohr!
Heh, Männgen, kannſt du ſchwimmen?

Die Amazone.

Du kleine ſtolze Amazone,
Mit deinem groſſen Federhut!
So ſehr ich meines Lebens ſchone,
So hab ich doch bey dir noch Muth.

Du ſollſt mich auf dem Kampfplatz finden,
So bald dein Mund, „zum Waffen! ſpricht:
Doch laß die Augen dir verbinden,
Mit deinen Augen fecht ich nicht.

Die Grauſame.

Belind' erzählt, wenn ſie mich ſpricht,
Wie viel ſie Freyer abgewieſen:
Man hat ſie zwar nie ſchön geprieſen;
Doch glaub ichs: warum glaubt ichs nicht?

Nur wird Belinde mir verzeihn,
Wenn ich um ſie nie werde werben:
Denn lieber wollt ich zehnmal ſterben,
Als von ihr abgewieſen ſeyn.

Die Wünſche.

Zwey Dinge wünſch ich auf der Erde,
Ihr Götter, hört mich, ſie ſind klein:
Fürs erſte, daß aus Waſſer Wein,
So oft ich wünſche, werde!

Fürs andre: werd ich alt und träge
Zum Freuden, meiner erſten Pflicht;
Daß ich, ſo bald mein Wunſch geſchicht,
Zum Jüngling werden möge!

Die Mütze.

Als Junker Hanns in den Alleen
An ſeinem Schloß ſpatzieren gieng;
Sah er den Gärtner, Lukas, ſtehen,
(Es war ein Feſt,) geputzt und flink.
Er ſah: gethürmt, von ſeinem Ohr
Stieg eine ſteife Mütz empor.

Wie kömmſt du zu der Hahnreymütze?
Sprach Junker Hanns, dieß iſt zu früh!
„Mein, kennen ſie die goldne Spitze,
„Sprach Lukas, nicht? ſie kennen ſie?
„Es gab mir ſie die gnädge Frau,
„Sie iſt nicht ſo, wie ſie, genau.

Der Zerſtreuete.

Leider! bin ich ſehr zerſtreut!
Und ich thu zu mancher Zeit
Nicht, was ich wohl ſoll!
Will mein Nachbar billig ſeyn,
So muß er mir dieß verzeihn:
Doch der Mann iſt toll!

Jüngſt kam ich zu ihm gerennt:
Eben ſchickt ihm ein Client
Ein paar Flaſchen Wein;
Voll Zerſtreuung leer ich aus:
Denn er ſelbſt war nicht zu Haus,
Und ſein Weib allein.

Dieß verlohnte ſich der Müh:
Voll Zerſtreuung ſah ich ſie
Für mein Weibgen an:
Eben kam der Narr zurück;
Und wer weiß, es war ſein Glück!
Was ich ſonſt gethan!

Die Schamhaftigkeit.

Wie ſchamhaft, wie beſcheiden iſt
Mein Mädchen, die ſanfte Blondine!
Als ich ſie öffentlich geküßt,
Sprach ſie mit zorniger Mine:
Wie? Unverſchämter, geh! was denkt die Welt von mir?
Heut Abends fordr' ich ſelbſt noch Rechenſchaft von dir.

Wie ſchamhaft ſittſam iſt ſie nicht
Mein Mädchen, die keuſche Blondine!
Ich kam zu ihr: ſchon brannte Licht,
Ich wagts - - mit drohender Mine
Rief ſie: o ſchäm dich! ſieh! der Nachbar guckt heraus:
Sie zog den Vorhang vor, und blies die Lichter aus.

* * *

Trinklied.

Es irrt Carteſius; es iſt ein leerer Raum,
Ich ſehs an meinem Magen:
Denn dieſer kann das Leere kaum
Minuten lang vertragen:
Er will mit ausgeſuchtem Wein
Von oben angefüllet ſeyn,
Und ſcheint mich ſtets zu fragen:
Schenkſt du nicht wieder ein?

Die Einfalt.

Unter Roſen und Jesminen
Fand den letzten Frühlingstag
Mops die Chloe, die im Grünen
Ueberraſcht vom Schlummer lag:
Weſte ſpielten mit dem Kleide,
Und des Buſens leichten Flor:
Und der Gott der Lieb und Freude
Guckt aus jedem Strauch hervor.

Mops wirft neben ihr ſich nieder,
Kneipt ſie, bis er ſie geweckt:
Sie ſeufzt, ſchmählet, ſeufzet wieder,
Fragt, warum er ſie erſchreckt?
„Weißt du, was du mir verſprochen?
Ruft Mops; „jetzund halt es fein!
„Es ſind, dünkt mir, ſchon vier Wochen; ‥
„Gelt? ſo lange muß es ſeyn?

Chloe

Chloe wundert ſich der Fragen,
Lächelt ja, und ſaget: Nein!
Ich? verſprochen? kannſt du ſagen!
Glaube mir, es kann nicht ſeyn.
O, ruft Mops, wollt ich nur ſchwören
Doch Amynt belauſcht uns ja:
Gleich ſollſt du es ſelber hören;
Ja, ich ſuch ihn, warte da.

Nein, ich will ihn lieber ſuchen,
Sagte Chloe, warte du,
Und ſie lief den ſtillen Buchen,
Wo Amyntas weidet, zu.
Mops bleibt voll Erwartung ſtehen;
Doch, wie lange wartet er?
Man würd ihn noch warten ſehen,
Wenns nicht Nacht geworden wär.

Die Lachtaube.

An Phillis.

Du fragſt, warum dieß artge Täubgen lacht?
Sahſt du, was es vorhergemacht?
Es ſchnäbelte ſein Weibchen da:
„Darüber lacht man,„ fragſt du? „ Ja.

Da ſieh nur hin! es ſchnäbelt wiederum,
Und ſieht ſich lachend nach uns um.
Glaub mir, es lacht uns ſpöttiſch an,
Daß wirs ihm noch nicht nachgethan.

Mein Vorſatz.

Wie ſehr lieb ich mein Mädchen nicht!
Sie hat ein allerliebſt Geſicht,
Zu ſchön, um es recht zu beſchreiben:
Doch daß, wenn ſie mir untreu wär,
Ich drüber den Verſtand verlöhr:
Das laß ich wohl bleiben.

Ich trinke gern ein Gläßgen Wein,
Schenkt mir Freund oder Mädchen ein,
Darzu laß ich mich niemals treiben:
Doch daß ich Nächte lang dieß trieb,
Und morgen mir die Stirne rieb:
Das laß ich wohl bleiben.

Ich wünſchte mir ein eigen Haus,
Und theilte gern auch Gnaden aus
Ließ Hypothecken mir verſchreiben;
Doch daß durch niedrigen Gewinn
Ich reicher würd, als ich jetzt bin:
Das laß ich wohl bleiben.

Mit einer Frau von vielem Geld,
Hat ſie noch ſonſt, was mir gefällt,
Würd ich mich allenfalls beweiben:
Doch daß ich Schwägern demuthsvoll
Viel Reverenze machen ſoll,
Das laß ich wohl bleiben.

Ein Amt, wobey die Welt mich ehrt,
Das mich bequem und reichlich nährt,
Darwider werd ich mich nicht ſträuben:
Doch ſoll ichs durch Laqueyn erflehn,
Mich krank in Antichambern ſtehn?
Das laß ich wohl bleiben.

Des Lebens Glück iſt mir ein Freund:
Auch bin ich keines Menſchen Feind,
Die oft durch Thorheit uns betäuben:
Doch daß ich aus der Narren Zahl
Vertraute hole, ſonder Wahl:
Das laß ich wohl bleiben.

Noch wallt die Freud in meiner Bruſt;
Noch hab ich viel zu leben Luſt,
Wenn mich die Welt nicht will vertreiben:
Doch daß ich winſelnd Abſchied nähm,
Wenn ſchon ſo früh die Parce käm:
Das laß ich wohl bleiben.

Die Mutter.

Was fällt doch meiner Mutter ein!
Vorzeiten ließ ſie mich allein:
Jetzt keinen Augenblick.
Ich geh ins Feld, ich geh in Hayn,
Gleich hör ich ſie von weiten ſchreyn:
„Heh, Mädchen, komm zurück!

Wie iſt der guten Mutter bang,
Als würde mir die Zeit zu lang?
Ja, dafür ſteh ich ihr.
Ich geh da, oder dorten hin,
Mein Thyrſis weiß ſchon, wo ich bin,
Und alsdann = = ſpielen wir.

Denkt ſie, wenn ſie nicht bey mir iſt,
Daß mir der Wolf mein Schäfgen frißt?
Denn nie verläßt es mich.
Ey, ja doch, das hat große Noth:
Ich glaube, Thyrſis ſchlüg ihn todt:
Er liebt es mehr als ich!

Die Schwatzhaftigkeit.

So ſchweig doch, kleine Schwätzerin!
Haſt du noch ſtets etwas zu ſagen?
Und immer noch etwas zu fragen?
Die Zeit fliegt, wie ein Vogel hin.

Bringt dir das Geſtrige Genuß?
Kennſt du das Glück vom nächſten Morgen?
So laß uns lieber dafür ſorgen,
Was man jetzt thun, nicht, ſagen muß.

Bedenk, wie mancher Augenblick
Iſt plaudernd, ungenützt verſchwunden,
Und Augenblicke werden Stunden,
Und Jahre, Stunden voller Glück.

Du machſt, daß ich ſelbſt ſchwatzhaft bin . .
Wohlan, laß uns mit heißen Küſſen
Den plauderhaften Mund verſchließen! : :
Wenn wirds, du kleine Schwätzerin?

◆

Die ſchöne Ausſicht.

Wie wunderlich iſt nicht die Welt,
Daß ſie die Ausſicht hier für unvergleichlich hält:
Hier blüht, ſagt ſie, ein junger Wald,
Der von Geſängen wiederſchallt.

Dort ſchwatzt ein buhleriſcher Bach
Dem liſpelnden Geräuſch der nahen Sträuche nach:
Hier ſtrahlt die bunte Wieſe vor:
Dort ſchwillt ein ſtolzer Berg empor.

Da duften Blumen ohne Zahl
Die Ros im Garten hier, die Veilche dort im Thal,
Hier = = doch laßt mich erſt Doris ſehn,
Iſt ohne Doris etwas ſchön?

* * *

Die ſtumme Schöne.

Als ich die junge Clitia
Schön, wie ein Tag im Frühling, ſah,
Rief ich: welch reizendes Geſicht!
O Schade! daß ſie doch nicht ſpricht!

Sie ſprach, und nun war ich ganz Ohr,
Kaum ſtammelt ſie zwey Worte vor;
So rief ich: welch ein ſchön Geſicht!
Nur ewig Schade! daß ſie ſpricht.

Die Wahl.

Mein Nachbar will, ich ſoll einmal
Von ſeinen Töchtern eine wählen,
So ſehr kann keine Kayſerwahl
Des Reichs erlauchte Fürſten quälen:
Die ein iſt blond, die andre braun,
Und beyde reizend anzuſchaun;
Wie ſoll ich wählen?

Wär nur der gute Mann geſcheut,
So könnten wir dieß Glück erleben;
Er dürfte mir auf einge Zeit
Die artgen Kinder beyde geben:
Ich ſchwör bey meiner Ehrlichkeit,
Ich wollt ihm eine, mit der Zeit
Wohl beyde wiedergeben.

◆

Das Kammermädchen.

O was für Augen! welch ein Mund!
Die Bruſt, wie weis, wie voll, wie rund!
Wie ſchalkhaft der verſtohlne Blick!
Der ſchlanke Leib, welch Meiſterſtück!

Wahrhaftig! ja, ſie iſt zu ſchön!
Wer kann der Sehnſucht wiederſtehn?
Mich ladet Mund und Buſen ein;
Das Mädchen muß geküſſet ſeyn = =

Doch, Chloris ſchreyt? = Nein, halte nicht
Den Fächer ſpröde vors Geſicht!
Gewiß, ich redte nicht von dir,
Dein Kammermädchen meynt ich hier

Der Eremit.

Dem ſtürmiſchen Geräuſch der ſchnöden Welt entriſſen
In dieſem finſtern einſamen Hayn,
An den Gedankenreichen Flüſſen
Will ich mich ganz der Weisheit weihn.
Von keinem eitlen Wahn bethört,
Von tummen Narren nicht beſchwert
Soll mich die ernſte Stille lehren ⸗ ⸗
Mein Glas in frohen Zügen leeren.

Dem kritiſchen Geſchwätz der neidſchen Welt entriſſen,
Im Feld, im Thal, im ſchattichten Hayn,
An dieſen blumenreichen Flüſſen
Will ich mich der Natur ganz weihn.
Wenn iezt die Sonn im Majeſtät
Dort auf, der Mond hier untergeht,
So lehr die Flucht der Zeit mich ſchließen ⸗
Jetzt ſey es Zeit, mein Mädchen zu küſſen.

* * *

Doris im Nachtkleide.

Artges Mädchen! ſchämſt du dich,
Daß ein leichtes Kleid dich decket?
Schäm dich! daß darhinter ſich
Zu viel Schönheit noch verſtecket!

Sah man einen Palatin
Auf Cytherens Buſen ſchwimmen?
Oder Schnabeleiſen glühn,
Um das blonde Haar zu krümmen?

Frey ließ ſie, der Weſte Spiel
Es von weißen Schultern fallen,
Und der ſüßen Neugier Ziel
Stolz die Bruſt entgegen wallen.

Keine Spitze, kein Gewand
Drückte die polirten Glieder,
Nur des Gürtels leichtes Band
Lief von ſtolzen Hüften nieder:

Doch war jedes unterthan,
Wo ihr Blick die Herrſchaft übte,
Menſchen beteten ſie an,
Und der ganze Himmel liebte.

Du, an gleicher Anmuth reich,
Laß dir deine Macht nicht nehmen!
Du biſt einer Göttin gleich,
Und kannſt dich ſo menſchlich ſchämen?

* * *

Der Betrug.

Ich trink, und oft betrink ich mich,
Mein Mädchen, auf dein Wohlergehen!
Da ſollteſt du den Vater Bacchus ſehen:
Er denkt, und brüſtet ſich,
Es ſey blos ihm zum Troſt geſchehen.

Der gute Narr! er brüſte ſich,
Frohlocke gegen ſeine Brüder!
Ich ſag es dir, doch ſag es ihm nicht wieder!
Aus Liebe nur für dich,
Trink ich, trink ich mich öfters nieder.

Die

Die Zeit.

Wenn mich bejahrte Spröden quälen,
Mir ihrer Jugend Glück erzählen,
Und auf die ietzgen Zeiten ſchmählen:
Wie lang wird mir die Zeit!
Wenn artge Mädchen mit mir ſpielen,
Die noch wie ich, ihr Leben fühlen,
Und ſchlau nach meinem Herzen zielen,
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Wenn meine Vettern mich betäuben,
Mir weiſe Regeln niederſchreiben,
Wie ich ſoll gute Wirthſchaft treiben:
Wie lang wird mir die Zeit!
Doch wenn ſie wie der Tejer winken,
Wo eingeſchänkte Gläſer blinken,
Mit ihnen jugendlich zu trinken,
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Wenn mich politſche Mäckler ſtören,
Sich wieder Türk und Pabſt verſchwören,
Bald Reiche baun, bald ſie zerſtören,
Wie lang wird mir die Zeit!
Doch wenn mit unſrer Zeit zufrieden,
Mich muntre Freund im Krieg und Frieden,
Durch heitre Scherze nie ermüden:
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Wenn meine Wechſel langſam gehen,
Die Gläubiger nicht Spas verſtehen
Und Wirthe mich nicht gerne ſehen,
Wie lang wird mir die Zeit!
Doch wenn die volle Börſe klinget,
Man Wein mir ungefordert bringet,
Wenn man bald tanzt, bald küßt, bald ſinget:
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Das hat er gut gemacht.

Clitandern macht ſein Reichthum Sorgen:
Der bringt ihm Geld, und der will borgen,
Und jener handelt um den Pacht:
O welche Quaal! um ſie zu enden,
Eilt er ſein Reichthum zu verſchwenden:
Das hat er gut gemacht!

Stax fordert Geld, um froh zu leben,
Sein Vater will ihm keines geben
Von Schätzen, die er toll bewacht:
Er thut dem Vater einen Poſſen,
Geht in den Krieg, und wird erſchoſſen:
Das hat er gut gemacht!

Mops, in Caroſſen herzufahren,
Nimmt ſich ein Weib von ſiebzig Jahren,
Denn ſie hat Geld, und er liebt Pracht;
Nie hat ihm mehr als jetzt gefehlet:
Im kurzen iſt er todt gequälet,
Das hat er gut gemacht!

Jobſt, ſeiner Kinder Glück zu heben,
Läßt ſich des Adels Würde geben,
Und lehrt ſie ihres Standes Macht:
Doch bey freyherrlichen Geberden
Sieht ſie die Welt zu Bettlern werden:
Das hat er gut gemacht!

Ruffin will als Miniſter ſterben,
Und ſucht durch Ränke zu erwerben,
Worzu ihn kein Verdienſt gebracht;
Er ſteigt am Hof und fällt auch wieder,
Der Höfling tritt ihn ſtolz darnieder:
Das hat er gut gemacht!

Veit, der der Zeiten Bosheit kannte,
Freut ſich jetzt ſeiner alten Tante,
Die ſeine junge Frau bewacht:
Doch die zu menſchlich ſie zu quälen,
Hilft ihr die jungen Buhler wählen:
Das hat er gut gemacht!

* * *

Thyrſis und Chloe.

Thyrſis.

Mein Kind, laß nicht den Lenz verſtreichen,
Mehr als mein Leben lieb ich dich.
Ach! Chloe, liebeſt du auch mich?
Willſt du mir Hand und Herze reichen?

Chloe.

Das wird man dir auch gleich erzählen,
Ich ſage weder Ja noch Nein.
Ein Mädchen muß gehorſam ſeyn:
Drum laß nur den Papa befehlen.

Chloe im Bade.

Ich habe Chloen im Bade geſehn,
Sie war = = wie ſehr war ſie nicht ſchön!
Sie ſtand wie eine der Göttinnen da,
Die Paris auf dem Ida ſah.

Wie eine Lilje im reinen Cryſtall,
So glänzte Chloe überall.
Ich ſah = = doch nein, geblendet zu ſehr,
Sah ich ganz außer mir nicht mehr.

Der Sperling.

An einem heitern Frühlingsmorgen
Trat Doris früh erwacht ans offne Fenſter hin;
Allein ihr alter Geck Criſpin,
Schnarcht noch empfindungslos, und träumet güldne Sorgen.

Sie fühlet halb des Morgens Freuden,
Jedoch nur halb = = indem ſah ſie in ſüßer Müh
Den Spatz bey ſeiner muntern Sie,
Sie liebten ſich ſo oft, man mußte ſie beneiden.

Auch weis ich nicht, was Chloen fehlte:
Sie ward beſtürzt, ganz roth, fing laut zu ſeufzen an;
Sah bald ins Feld, bald nach dem Mann,
Der noch im Traum ſein Geld und Wechſel überzählte.

Zuletzt ſtört ſie mit heißen Küſſen
Und ſüßem Ungeſtüm ihn in der Träume Lauf,
Er ſpringt beſtürzt vom Lager auf,
Und ſchreyt: wo iſt der Dieb, der mir mein Gut entriſſen?

Sie zieht ihn mit beredten Schweigen
Ans Fenſter hin, und ſeufzt: ach Männchen, glaubeſt du,
(Schon ſeh ich eine Stunde zu,)
Seit dieſe Vögelchen ſich ſo verliebt bezeigen.

Für Bosheit fängt er an zu beben,
Sperrt weit die Augen auf, und ſchreyt erſtaunungsvoll:
„Wie? ſag mir, Närrin, biſt du toll?
„Bleibſt du in Ewigkeit an Kinderpoſſen kleben?

Die Ungerechtigkeit.

An Chloen.

Man rühmt an Chloen jederzeit,
Wie tugendhaft ſie ſey:
Und für die Ungerechtigkeit,
Trägſt du doch keine Scheu?

Mit ſchönem Zorne drohſt du mir,
Stampfſt mit dem kleinen Fuß,
Und ſtößeſt mich erzürnt von dir,
Verdiente dieß ein Kuß?

Gut! daß du weißt, auf welch Verſehn,
Dergleichen Rache blitzt:
So laß mich es geſchwind begehn,
Dann ſtrafe ſo wie itzt!

◆

Die

Die Mondenfinſterniß.

Die Finſterniß des Monden zu ſehn,
Ladt ich jüngſt Freund und Brüder ein:
Dieß kann, ſprach ich vortrefflich geſchehn
In einem Glaſe blanken Wein.

Sie kamen und ich ſchenkte friſch ein:
Gebt acht! ſchrie ich, da, ſeht ihr, da!
Jedoch ſie ſtürzten hurtger hinein,
Als ſich der Mond im Glaſe beſah.

Die Finſterniß gieng wieder vorbey,
Man ſah den Strahl des Mondenlichts:
Was ſaht ihr, rief ich = = mit großem Geſchrey
Antworteten ſie taumelnd: Nichts!

* * *

Das Gelübde.

Unter dicht bewachſnen Linden
Fand mich Damon ganz allein,
Und er glaubt aus tauſend Gründen,
Meiner Liebe werth zu ſeyn:
Doch ich ſprach, nein, dich zu lieben,
Lieber Damon, geht nicht an,
Von der Freyheit Glück getrieben,
Hab ich ein Gelübd gethan.

Seines Lebens ganzes Glücke,
Seiner Freuden Gegenſtand
Nennt er mich: mit ſanftem Blicke
Drückt er mir dabey die Hand.
Ja, er raubt mir einge Küſſe,
Eh ich weis, wie mir geſchicht;
Schmeckten ſie gleich noch ſo ſüße,
Mein Gelübd brach ich doch nicht.

Wild zog er mich zu ſich nieder,
Setzte mich auf ſeinen Schoos;
Doch mir bebten alle Glieder,
Kraftlos ſank ich auf das Moos:
Nacht umnebelte die Sinnen,
Ich weis nicht, wie mir geſchah!
Kurz: beklagt mich Schäferinnen,
Mein Gelübde brach ich da!

Mädchen, wollt ihr etwas wagen,
Wagt nur ein Gelübde nicht!
Denn ihr brechts in erſten Tagen,
Wenn euch nur ein Schäfer ſpricht:
Mit der Freyheit frey zu walten,
Welch gefährlich Eigenthum!
Götter! dieß Gelübd zu halten,
Schafft uns und die Schäfer um!

* * *

Der Spiegel.

Ja Doris, du biſt mir zu ſchön!
Hier! willſt du dich im Spiegel ſehn?
Da ſieh! und ſag mir ob ich wohl
Dich ſehn, und dich nicht lieben ſoll?

Doch Doris, nein: du biſt zu ſchön!
Jn Spiegel darfſt du ſelten ſehn:
Vielleicht möchtſt du zu meiner Pein,
Ein weiblicher Narciſſus ſeyn!

◆

Der Gebrauch der Jugend.

Was hilft das Leben, wenn man es nicht nützt?
Wenn man die fröliche Zeit
Zu lieben ſich verbeut:
O Doris, was hilft dir dein Leben anitzt?

Was nützt die Roſe wenn man ſie nicht bricht?
Man geht unfühlend vorbey,
Fragt nicht, wie ſchön ſie ſey;
Sie ſtirbt, kein Liebling beklaget ſie nicht!

Was nützt die Traube, wenn man ſie nicht preßt?
Sie muß durch göttlichen Wein,
Erſt unſer Herz erfreun;
Sonſt ſchmückt ſie traurig das durſtige Feſt.

Was hilft die Schönheit, die ungenützt flieht?
Zu keinem Kuſſe verführt,
Matt, kindiſch, ungerührt,
Entweicht ſie im Jahren des Lenzes verblüht.

Wohl! ich bin jung; du, Doris, biſt ſchön!
Wenn meine Jugend verraucht;
Dein Reitz flieht ungebraucht,
So denke, wie werden wir beyde beſtehn?

◆

Grablied
auf einen in der Schlacht gebliebenen jungen Helden.

Jüngling.

Hier fiel der Jüngling unſer Freund!
Der Held ſank hier dahin!
Noch ſchlug er ſterbend ſeinen Feind,
Fiel ſiegreich über ihn.

Mädchen.

Der Mädchen ſtiller Wunſch war Er!
Der jungen Manner Neid:
Der Kriegesgott im Helm und Speer,
Apoll im Friedenskleid.

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Auf! ſtattet der Zärtlichkeit Pflichten ihm ab!
Umpflanzet mit düſtern Cypreſſen ſein Grab!
Erhebt ihn in Liedern, und baut ihm Altäre,
Und weint ihm der Liebe geheiligte Zähre!

Jüngling.

Voll Schweis und Blut riß ſeine Hand
Viel an ihr Lebensziel:
Für König und für Vaterland
Verblutet er und fiel!

Mädchen.

Da trug ihn hoch ſein ſtolzes Roß,
Voll von des Jünglings Muth:
Für uns, für unſre Mütter floß
Sein edles Heldenblut!

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Des Jünglings Verdienſten und Thaten getreu,
Erbaut ihm Tropheen und ſingt ihn dabey!
Und nennet ihn unter den Helden, den Größten,
Und unter den Freunden der Menſchen, den Beſten!

Jüngling

Nicht Wall noch Mauern ſchreckten ihn,
Er ſchwung ſich kühn darauf!
Zuletzt riß ihn ſein Muth dahin
In ſeines Ruhmes Lauf.

Mädchen.

Noch todt, ſchön, wie der Maja Sohn,
Lag er voll Blut beſprützt:
Ein ewger Nachruhm bleibt ſein Lohn:
Man ſing ihn ſpät, wie itzt!

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Pflückt Roſen und Veilchen ſein Grab
zu beſtreun!
Umpflanzt es mit Roſen, begießt es mit Wein!
Umhänget die Urne mit blühenden Kränzen!
Sein Name wird bey den Unſterblichen glänzen!

* * *

Der Zweifel.

Daß Weltbezwinger voll von Krieg,
Durch Schlacht, Eroberung und Sieg,
Die Bürger groß und glücklich machen:
Ja, daran zweifl' ich ſehr:
Doch daß die Staaten reizend blühn,
Wo Fürſten weiſe Bürger ziehn,
Und über die Geſetze wachen:
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Daß das Verdienſt am Hofe ſteigt,
Das Laſter vor der Tugend ſchweigt,
Vom Thron beſchämt die Schmeichler eilen,
Ja, daran zweifl' ich ſehr:
Daß Narrheit, Bosheit, Trug und Liſt
Zur Hoheit oft die Leiter iſt,
Laquayen Huld und Gnad ertheilen,
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Daß jeder Prieſter heilig lebt,
Der Philoſoph nach Weisheit ſtrebt,
Die Unſchuld vor Gerichte ſieget;
Ja, daran zweifl' ich ſehr.
Daß oft der Fromme menſchlich irrt,
Der Philoſoph zum Thier oft wird,
Das Recht dem Gold oft unterlieget;
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Daß,

Daß, wer aus goldnen Schüſſeln ſpeiſt,
Den laut der Pöbel glücklich preiſt,
Des Lebens wahres Glück empfindet;
Ja, daran zweifl' ich ſehr:
Doch daß der Mann ſein Leben nützt,
Der nicht mehr wünſcht, als er beſitzt,
Sich nicht am Wahn des Pöbels bindet;
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Mein Vetter ſchüttet Geld in Hut,
Und ruft: dieß iſt das höchſte Gut!
Sieh Kind, dieß mußt du dir erwerben;
Ja, daran zweifl' ich ſehr.
Doch wenn man nicht ſein Geld vergräbt,
Mit Freunden davon freudig lebt,
Daß es denn ſchön iſt, Geld zu erben:
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Wenn ſich Beatrix ſchminkt und ſchmückt,
Liebäugelt, buhlt, die Hände drückt,
Daß ſie dadurch ein Herz entriſſen.
Ja, daran zweifl' ich ſehr:
Doch daß, wenn auch kein Putz ſie ziert,
Die göttliche Selinde rührt,
Und jeder Mund ſie wünſcht zu küſſen,
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

Daß, um geehrt und reich zu ſeyn,
Ich mich demüthig, kriechend, klein,
Wenn mich das Glücke flieht, geberde;
Ja daran zweifl' ich ſehr.
Daß ich entfernt vom Sklaverey,
Freund, Vaterland und Mädchen treu,
Frey leben und frey ſterben werde:
Nein, daran zweifl' ich nicht mehr.

* * *

Zweykampf mit dem Amor.

Ja, die Vernunft bewaffnet mich:
Nun Amor, ſtreit ich wider dich;
Du magſt ein Gott, ich ſterblich ſeyn:
Nur komm, und kämpf, wie ich, allein!

Ich ſieg, und weis es im Voraus!
Nur darfſt du, dieß bitt ich mir aus,
Den Bacchus nicht um Hülfe flehn! ⸗ ⸗
Ein andrer ſtreite wieder zween!

Was ich will und nicht will.

Berette mit den gelben Haaren
Und todtenfarbigem Geſicht;
Jung am Verſtand und alt an Jahren,
Will mich, allein ich mag ſie nicht.
Themiren, die wie Roſen blühet,
Um die der Frühling Liljen flicht,
Nie Herzen preßt, nie ſpröd entfliehet,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Megäre, die zu allen Dingen
Mit Fingern ſchnippt und widerſpricht,
Gebietriſch winkt, um uns zu zwingen,
Will mich, allein ich mag ſie nicht.
Climene, die die Macht nicht fühlet,
Wenn ſie gefällig weichend ficht,
Und wenn ſie zärtlich fleht, befiehlet,
Die will ich, doch ſie will mich nicht.

Nerine, die in tiefen Schlüſſen
Sich grundgelehrt den Kopf zerbricht,
Vom Grundtrieb redt, wenn ſie ſoll küſſen,
Will mich, jedoch ich mag ſie nicht.
Lucinden, die von Witz beſeelet,
Vernünftig mehr, als witzig ſpricht,
Beſcheiden urtheilt, niemals fehlet,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Corinne, deren Zauberblicken
An Buhlern es niemals gebricht,
Doch neue ſtets ſucht zu berücken,
Die will mich, doch ich will ſie nicht.
Selinde, die die Herzen raubet,
Wenn jede Mine Seele ſpricht,
Und ſiegt ſie, nie zu ſiegen glaubet,
Die will ich, doch ſie will mich nicht.

* * *

An ein Veilchen.

Mein Veilchen, laß die Schmeicheleyen
Des jungen Zephyrs dich nicht reuen,
Du unſrer Gärten erſte Zier!
Dich ſoll ein ſchöner Loos beglücken;
Den ſchönſten Buſen ſollſt du ſchmücken,
Und alle Grazien mit dir.

Ja, an dem Buſen vom Selinden
Sollſt du den ſtolzen Wohnplatz finden! = =
Für Freuden, ſeh ich, zitterſt du?
Hier laß dich ſtolzre Blumen neiden,
Und duft ihr dankbar alle Freuden
Der ſüßeſten Gerüche zu.

Geh hin zu ihren ſchönen Händen!
Durch dich, mein Glücke zu vollenden,
Sey ihr mein treues Herz erklärt! = =
Umſonſt! wie könnte dieß geſchehen?
Wie bald! wie bald wirſt du vergehen,
Da ewig meine Liebe währt!

Fortſetzung

der Erzählung des Heſiodus von der Büchſe der Pandore.

Als einſt die Büchſe von Pandoren
Das Unheil durch die Welt verſtreut:
Wie kläglich wurden da die Ohren
Der Menſchen Vater voll geſchreyt!
Der will von Liebesflammen ſterben,
Der klagt des Nachbars Freundſchaft an:
Dem fehlt die Frau, und dem die Erben,
Die quält den Mann, und ſie der Mann.

Was ſollte Jupiter da machen?
Im ganzen Himmel war kein Rath.
Im Anfang mußt er drüber lachen;
Doch man wird auch des Lachens ſatt.
Zuletzt gab er der Welt die Beere,
Aus der man Wein durch Keltern preßt,
Die that mehr, als die beſte Lehre,
Denn jeder Klagort ward ein Feſt.

Der Jüngling heilt von ſeinen Wunden,
So bald der helle Römer klingt:
Dem Nachbar gönnt man frohe Stunden,
Wenn man in ſeinem Keller trinkt:
Man trinkt ſich ſtark zum Eheſeegen,
Und ſchickt zur Noth die Frau ins Bad:
Man trinkt, wenn Händel ſich erregen,
Bis man ſich fromm getrunken hat.

* * *

Der Vogel im Sprenkel.

Du weineſt, ſchöne Caroline,
Daß ſich dies Vögelchen hier in dem Sprenkel quält?
Doch ſiehſt du längſt an mir die bange düſtre Mine,
Und fragſt nicht einmal, was mir fehlt?

Du wünſchſt die Freyheit ihm zu geben?
Wohlan! es flattre hin! ſein Glück verdank es dir!
Da ſieh! vom nächſten Aſt dankt dir ſein Lied das Leben,
Allein das Meine raubſt du mir. = =

Dich ſcheint der Vorwurf zu betrüben,
Du rufſt: „ſo grauſam! ich? und wie? wenn raub ichs dir?„
Ja, Schönſte, raubſt du mir die Freyheit dich zu lieben,
Raubſt du da nicht das Leben mir?

* * *

Trinklied.

Die Kehle tönt nicht ewig Lieder,
Den Fuß hebt nicht ſtets Frölichkeit:
Drum leert die Gläſer, werthen Brüder,
Und ſingt und tanzt, noch iſt es Zeit!

Was hilfts, wenn einſt gleich alle Schönen
Mit Blumen euer Grab beſtreun:
Jetzt laſſet uns mit Roſen krönen,
Jetzt ſalbt die muntre Scheitel ein!

Jetzt netzt den Gaum mit friſchem Weine,
Und ſtärket Muth und Blut zugleich:
Wenn einſt die modernden Gebeine
Im Weine ſchwömmen: hülf es euch?

◆

Der Soldat.

Zieht hier ein Krieger ſtolz geſchmücket,
Den Hut ins Auge tief gedrücket,
Mit bloßem Schwerdt vor ſeinen Reihn,
So wünſch ich ein Soldat zu ſeyn:
Doch ſoll der Zug nach Böhmen gehen,
Wo bärtige Panduren ſtehen,
Die mit verdammten Meſſern dräun;
So wünſch ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn ſchmetternd die Trompete klinget,
Die Freud aus rauhen Kehlen ſinget,
Und muthge Roſſe wiehernd ſchreyn,
So wünſch ich ein Soldat zu ſeyn:
Doch wenn ſie keine Menſchheit fühlen,
Nach Köpfen, wie nach Scheiben zielen,
Ihr junges Leben nicht bereun,
So wünſch ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn ſie in volle Keller brechen,
Und brüderlich zuſammen zechen,
Im Ungarn oder an dem Rhein,
So wünſch ich ein Soldat zu ſeyn:
Doch wenn ſie ſich zu frech bezeigen,
Und kühn auf Wäll' und Mauern ſteigen,
Wo plumpe Mörſer Feuer ſpeyn,
So wünſch ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn Mädchen vor Croaten beben,
Und ſich in ihren Schutz begeben,
Den ſie den Mädchen gern verleihn,
So wünſch ich ein Soldat zu ſeyn.
Doch wenn, den Raub davon zu tragen,
Sie ſich darum mit Säbeln ſchlagen,
Sich nie der Beute ſicher freun,
So wünſch ich, kein Soldat zu ſeyn.

Ein Verweis.

Mein ſag mir, Niklas, wie du biſt;
Da weinſt du, weil ich dir erzählet,
Daß mich die Mutter ausgeſchmälet,
Daß du mich, weiſt du wohl, geküßt.

Du Narr, wie ſchmält ſie denn auf dich?
Ich will dir wieder was erzählen = =
Laß doch die Mutter immer ſchmälen,
Und komm du her und küſſe mich!

Der geflügelte Amor.

Es wartet Amor hier auf dich,
Bezaubernde Climene!
Hier in den Büſchen, wo ich mich
Nach deinen Küſſen ſehne:
Er nimmt oft deine Minen an,
Damit er ſichrer ſiegen kann.
O! um geſchwinder hier zu ſeyn,
Laß dir ietzt ſeine Flügel leihn!

Der Irrthum.

Ja, liebe Mutter, ihr habt Recht,
Daß ich der Männer falſch Geſchlecht,
Wie ihr verlangt, zu haſſen ſchwur:
Doch da ich ſchwur, da kannt ich meine Vettern nur:
Da glaubt ich, alle Männer wären
Den alten Zänkern gleich:
Doch Mutter, wenn ihrs glaubt, o ſo betrügt ihr euch!
Da ſolltet ihr den jungen Damon ſehn:
O der iſt friſch! o der iſt ſchön!
Ich weiß, ihr würdet ihn zu lieben nicht verſchwören!

* * *

Die Roſe.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Wo iſt die ſchöne Roſe hin,
Die ich dir vorhin gab?
Halb aufgeblüht brach ich ſie dieſen Morgen ab:
Sie war des Frühlings letzte Zier,
Die ſchönſt am Stock, und doch gab ich ſie dir!
Sag mir: wo iſt ſie hin?

Tochter.

Da kam mir Damon in den Lauf:
(Ihr wißt es, er iſt ſchön!)
Er bat entzückt darum, ſo bald er ſie geſehn:
Er küßte ſie, und bat recht ſehr.
Ich dacht = = Je nun, wie? wenn ich ſie verlöhr?
Und er = = er hebt ſie auf.

◆

Chloe.

Ja, Chloe, wenn du bey mir biſt,
Was auf der Welt nur reizend iſt,
Hab ich alsdenn geſehn:
Allein umringet ohne dich,
Der ganzen Erde Schönheit mich,
So iſt mir doch nichts ſchön.

Die Liebe iſt blind.

Mein Onkel ſtellt mir ewig vor:
Es ſey die Liebe blind.
Doch im Vertraun, er iſt ein Thor,
Und redet wie ein Kind.

Denn wär ſie blind, wie? ſäh ich ein,
Wie reizend Chloe blüht!
Er mag wohl blind für Thorheit ſeyn,
Weil er nicht dieſes ſieht?

◆

Der Friede.

induciae,
Bellum, pax rurſum.

Schon lang trink ich den goldnen Frieden
Mit meiner Chloe her:
Bald wird uns ſein Verzug ermüden,
Wir ſeufzen, trinken, flehn, und doch, wo bleibet er?

O nähmen Könige der Erden
Zum Beyſpiel dich und mich:
Sie würden bald verſöhnet werden;
Den Mittag zanken wir, und Abends küß ich dich.

◆

Der Weiſe.

Von allen Freuden abgeſchieden,
Mit Waſſer und mit Brod zufrieden,
Lebt dort Ariſt vergnügt allein.
Und man verleibet ihn den Reihn
Der Weiſen unſrer Zeiten ein.

Von ihm bin ich nicht unterſchieden.
Ich lebe ſo wie er zufrieden, = =
Doch nur bey Freuden, Mädchen, Wein:
Warum verleibt man mich den Reihn
Der Weiſen unſrer Zeit nicht ein?

⁂

Der Schwur.

Du willſt es, eine ewge Treu
Soll ich dir, ſchöne Doris, ſchwören:
Du dringſt darauf? wohlan es ſey!
Doch mußt du meinen Wunſch erhören.

Eh haſſe Freud und Jugend mich,
Eh ſey mein Wein von Waſſer trübe;
Eh ich nicht, ſchöne Doris, dich ⸗ ⸗
Wie alle Mädchen ewig liebe.

An einen Bach im Winter.

Du rauſcheſt, ſanfter Bach, auch nicht
für Freuden mehr?
Kein Blümchen ſpiegelt ſich in dir:
Vom Schnee bedeckt, vom Eiſe ſchwer,
Gleichſt du, ja gleichſt du mir.

Du gleicheſt mir, ſo lang mir Chloe
grauſam iſt:
Da glänzt mir keine Freude mehr,
Mein Herz, das alles Glück vergißt,
Klopft kaum von Seufzern ſchwer.

Doch dich löſ't einſt der Lenz zu neuen Freuden auf:
Da ſingt um dich der Vögel Chor,
Dein murmelnder verliebter Lauf
Lockt Blum und Laub hervor.

O daß mir doch, wie dir, auch einſt ein Lenz erſchien,
Ergäb ſich einſtens Chloe mir!
Da würden mir auch Freuden blühn,
Ein ewger Lenz in ihr!

Der Herbſt.

Trinklied.

Trinkt, trinkt, trinkt,
Trinkt, ihr unverdroßnen Brüder
Eures Lebens Sorgen nieder!
Singt, ſingt, ſingt,
Singt darunter frohe Lieder,
Trinkt darauf und ſinget wieder!

Reich, reich, reich,
Träufelt Seegen von Lyäen,
Von den weinbepflanzten Höhen!
Euch, euch, euch,
Lächelt er zukünftge Freuden,
Um die Götter euch beneiden.

Hört, hört, hört,
Hört der Winzer frohen Willen
Fäſſer her! wir müſſen füllen.
Leert, leert, leert,
Leert dieß Faß mit tapfern Zügen,
Daß die Winzer Tonnen kriegen!

Der blöde Liebhaber.

Dein ſchmachtend Auge ſcheint mir, Chloe, längſt zu ſagen,
Daß du nicht unempfindlich biſt,
Und daß der Wunſch von meinen ſtillen Klagen
Dir kenntlich worden iſt:

Doch was dein ſchmachtend Aug mir ſcheinet zu gewähren,
Hab ich zu fodern nie gewagt:
O! frage mich, laß dir von mir erklären,
Was dir mein Auge klagt!

* * *

Der Morgen.

Damon.

So glänzt die Zier der jungen Flore,
Die Roſe, die ſich erſt entſchließt,
Wenn ſie die lächelnde Aurore,
Begleitet von dem Zephyr küßt:
Wie du, wenn du voll Reitz und Leben
Gegrüßt von Lerchen früh erwachſt,
Und mir, von Grazien umgeben,
Mit ſanftem Aug entgegen lachſt.

Sylvie.

Vergebens fliehen vor Auroren
Die Schatten der bethauten Nacht,
Der junge Tag bereits gebohren,
Iſt ohne dich mir finſtre Nacht.
Die Blumen, die ich für dich pflücke,
Die ſchlummern noch: in ſüßem Wahn
Bricht mit dem erſten deiner Blicke
Mir erſt mein ſchöner Morgen an.

* * *

Die Linde.

An Chloen.

Ach Chloe! von der ſchönen Linde,
Die unſrer Lieb oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings ab.

Doch wird nach langen Wintertagen,
Für ſie ein neuer Frühling blühn,
Und dieſer Schmuck, den wir ietzt klagen,
In voller Pracht ſie überziehn.

Nur Chloe, uns, wenn wir verblühen,
Keimt nie ein neuer Frühling auf,
Und Jahre, die uns ietzt entfliehen,
Beſchleunigen zum Herbſt den Lauf.

Was iſt zu thun? : : bleib mir ergeben,
Mir ſollſt du ewig reitzend ſeyn:
So werden wir, wenn wir verleben,
Im Herbſt uns eines Frühlings freun.

Die Unſchuld.

Mutter.

Ja, liebes Kind, bisher hab ich dich ſelbſt bewacht:
Nun biſt du ſechzehn Jahr, nun nimm dich ſelbſt in Acht!
Flieh aller falſchen Schäfer Liſt:
Sie ſagen dir, wie ſchön du biſt,
Wie ſehr ihr Herz von dir entzündet iſt!
Doch darfſt du ihnen niemals traun,
Und ſchwören ſie, auf ihren Schwur nicht baun;
Denn wenn man ihnen nur den mindſten Kuß erlaubt,
So iſt uns ſchon die Unſchuld halb geraubt!

Tochter.

So, Mutter? giengs euch ſo? ey warum ſaget ihr
Mir dieſes nicht ſchon längſt: was kann ich nun dafür,
Daß ſie mir halb geraubet iſt?
Denn Damon hat mich, welche Liſt!
Zehnmal, ja hundertmal geküßt.
Schön iſts: o wär es doch erlaubt!
Wie ſchön muß es erſt ſeyn, wenn man ſie ganz uns raubt!
Sagt Mutter, wie mans macht; ſonſt ſchweig ich etwan ſtill,
Wenn Damon kömmt, und mir ſie rauben will.

* * *

Die Nachtigallen.

Erwachet, holde Nachtigallen!
Laßt eure frühen Lieder ſchallen!
Die Liebe wecket euch,
Und mich zugleich.
O wär ich euch in allem gleich!
Allein, ihr ſingt der Liebe Freuden,
Ich aber ihre Leiden; = =
Wie ſehr beneid ich euch!

Die Eiferſucht.

Ja, ja, ich weis es, glaube mir,
Ich ſah es ſelbſt, daß Damon hier
Vertraulich mit dir ſprach:
Ich merkt es auch, daß er dich pries,
Und ſah es, da er dich verließ,
Sahſt du, geſtehs, ihm lächelnd nach.

Ich bin gutherziger Natur:
Dieß weis der Schalk, o wüßt ich nur,
Wie man recht böſe thut. ⸗ ⸗
Geh mit den kleinen Schmeichelein:
Ich will nun nicht geküſſet ſeyn,
Du küſſeſt mich nur wieder gut.

* * *

Doris an Damon.

Ich glaube dir:
Du ſchwöreſt mir,
Mir ewig treu zu ſeyn!
Kann ich wohl mehr begehren?
Doch auch mein Herz bleibt ewig dein;
Dies ſchwör ich dir,
Mein Damon, hier;
O könnt ich dir auch ſchwören
Stets jung und ſchön zu ſeyn!

Der Undankbare.

Mein Damon = = ja, er fliehet mich,
Entreiſſet meinen Feſſeln ſich!
Was gleichet meinem Schmerz!
Er glaubt, daß ich ihm grauſam bin,
Und trägt ſein Herz zu Daphnen hin:
Ach! kennt er doch mein Herz!

Macht ihm mein oft verirrter Blick
Sein mündlich ihm verſagtes Glück
Nicht ſchmachtend offenbar?
O möcht er mir nur untreu ſeyn,
So rächt ich mich durch Stolz: allein,
Er iſt auch undankbar!

* * *

Der Ruf.

Ja, reizende Selinde,
Von unſrer Zärtlichkeit,
So unwahr ich es finde,
Spricht man ſeit langer Zeit:
Man ſaget, deine Blicke
Verriethen dich zu ſehr;
Zu meinem ganzen Glücke
Ach! fehlte wenig mehr.

Ich weiß, dein Auge ſchmählet,
So oft man davon ſpricht:
Du weiſt, wie viel noch fehlet,
Ich wünſcht, es fehlte nicht!
Doch um nicht mehr zu klagen,
Selinde, weiß ich Rath:
Erfülle, was ſie ſagen!
So ſchweigt die ganze Stadt.

◆

Amynt

Amynt und Doris.

Amynt.

Ich nenne dich, ohn es zu wiſſen,
Im Traume glaub ich dich zu küſſen,
Abweſend ſeufzt mein Herz nach dir:
Was um dich iſt, zwingt mich zum Neide:
Erblick ich dich, o welche Freude!
Weiſt dus, ſo ſag, was fehlet mir?

Doris.

Ein jeder Ort, wo ich dich finde,
Wird mir ein Heiligthum: die Linde,
Der Hayn, die Au, das Ufer hier:
Da hör ich Philomelen ſchlagen,
Gerührt ſing ich in ihre Klagen,
Weiſt dus, ſo ſag, was fehlet mir?

Amynt.

Amynt.

Entfernt hab ich dir viel zu ſagen,
Du kömmſt, und mußt mich alles fragen,
Und ganz verſtummt geh ich von dir:
Ich geh von dir, um dich zu ſuchen,
Und einſam red ich mit den Buchen:
Weiſt dus, ſo ſag, was fehlet mir?

Doris.

Dein Auge trauert, und ich weine,
Du lächelſt: gleich dem Sonnenſcheine
Im May, fließt Freud auf mich von dir,
Man lobt dich, um mich zu gewinnen,
Doch zittr' ich, thun es Schäferinnen:
Weiſt dus, ſo ſag, was fehlet mir?

Amynt.

Mir gilt ein einzger deiner Blicke
Mehr als der Erde gröſtes Glücke,
Wie ſollt es wohl die Liebe ſeyn?

Doris.

Die Heerden wollt ich alle miſſen,
Um dich, beſchämt ſag ichs, zu küſſen:
Gewiß, es muß die Liebe ſeyn.

Das macht er mir nicht weiß.

Lykas, zitternd mit der Brille,
Küßt Belinden, ſie hält ſtille,
Und wird ſeines Goldes Preiß:
Daß er ſich durch Liebkoſungen
Ihre Hand, ihr Herz errungen,
Nein, das macht er mir nicht weiß.

Geſtern ſcherzt ich mit Nerinen,
Trotz der alten Modeminen
Sah ſie ziemlich roth und weiß:
Doch daß ſie vom Schlaf erwachet,
Gleich ſo frühlingsmäßig lachet,
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Mops will keine Schwäger nähren,
Und macht ſeiner Frau, Neären,
Oft darum die Hölle heiß:
Er kauft ihr die frömmſten Bücher,
Schließt ſie ein, und glaubt ſich ſicher:
Doch mir macht er es nicht weiß.

Ueber den Verfall der Tugend
Schreyt Beatrix, da die Jugend,
Was ſonſt Mütter lernten, weiß.
Daß ſtets Singen, Beten, Leſen
Einſt ihr Zeitvertreib geweſen,
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Keinen von den Freyern allen
Läßt Themire ſich gefallen,
Sie kennt ihrer Schönheit Preis:
Eingebildet will ſie ſterben,
Wenn nicht Grafen um ſie werben;
Mir nur macht ſie es nicht weiß.

Meine reitzende Selinde,
Mit der ich mich ietzt verbinde,
Iſt für andre kalt wie Eis.
Daß ſie einzig für mich brennet,
Außer mir kein Glücke kennet,
Dies macht ſie mir doch wohl weiß.

⁂

Der

Der Entſchluß.

Ja ja, der Trauben Gott allein
Will ich die beſten Stunden weihn:
Ich fühlte gnug der Liebe Plagen,
Kommt Brüder, helft mir ſie verjagen.

So ſang ich; Brüder ſangen drein:
„Was iſt die Liebe gegen Wein?
„Ein Auge gegen eine Rebe.
„Es ſterbe Venus! Bacchus lebe!

So recht! fieng jeder an zu ſchreyn!
Trotzt alle ⸗ ⸗ Chloe trat herein.
Ich ſchwieg: mir bebten alle Glieder,
Und ſchamvoll beugten ſich die Brüder.

* * *

Der Traum.

Hier wars, hier lag ich, auf der Stelle,
In dieſem veilchenvollen Gras;
An dieſem Baum, bey dieſer Quelle,
Da träumte mir vom jungen Licidas!

Der Büſche kleine Sänger fühlten
Den Lenz, und ſangen Lied und Luſt!
Ich lag, die freyen Zephyr ſpielten
Muthwillig mir um die halb offne Bruſt.

Da kam er, o mit welchen Blicken!
Beredter, als das, was er ſprach:
Der Liebe Sehnſucht auszudrücken,
Verſucht er oft, und ſtammelte nur Ach!

Ich ſeufzt ihm nach: wir ſeufzten beyde
Uns endlich unſern ſtillen Schmerz;
Und ich geſtand ihm, welche Freude!
Voll Zärtlichkeit, ihm, wie er mir, ſein Herz.

Frey küßt er mich, und welches Glücke!
Ich ward nicht einmal roth dabey.
Ich gab ihm jeden Kuß zurücke;
Ich, ich? und ward nicht einmal roth dabey!

Hier ſchlummr' ich ietzt von neuem wieder,
O Traumgott! komm mit leiſen Schritt,
Und zeige mir den Schäfer wieder! = =
Haſt du noch mehr der Freuden, bring ſie mit!

Die früh aufgehende Sonne.

Ihr Freunde, wundert euch doch nicht,
Daß Titan ſtets ſo früh erwachet,
Da mich kaum ſein mittäglich Licht
Zur Mahlzeit wieder munter machet.

Ihr Freunde, kann das anders ſeyn?
Da, gebt nur Achtung, geht er unter,
So trinkt er Waſſer, und ich Wein,
Glaubt ihr, ſonſt wär er auch ſo munter?

◆

Cupido.

Stellt mir der weiſe Liſidor
Den Gott der Liebe ſchrecklich vor,
Mit ſchweren fürchterlichen Pfeilen,
Wovon die Wunden ſelten heilen:
So irrt er ſich,
Glaubt er, ich fürchte mich.

Doch mahlt ein zärtlicher Amynt
Ihn als ein liebenswürdigs Kind,
Sanft, ſchlau, zu ſchmeicheln ſtets beſliſſen,
Schön wie der Lenz, ſchön bis zum küſſen.
Wie fürchterlich
Wird dieſes Kind für mich!

◆

An den Amor.

Lieber Amor, leihe mir
Einen doch von deinen Pfeilen,
Ich will auch den Raub mit dir,
Chloens Herz ſelbſt mit dir theilen. = = .

Du willſt nicht? Dich ſolls gereun,
Ich wills deiner Mutter klagen:
Chloens Blick kannſt du ſie leihn,
Und mir willſt du ſie verſagen?

Die Nacht.

Der ſchöne Mond! ſtill grüßt er mich!
Die jungen Blumen ſchließen ſich,
Der Büſche kleine Sänger ſchweigen:
Nur an dem nahen Waſſerfall
Schlägt die verliebte Nachtigall:
O möchte ſich ietzt Thyrſis zeigen!

Doch nein : : : welch einen ſüßen Schmerz
Singt Philomel ſchon in mein Herz,
Es ſchmilzt bey ihren ſanften Klagen:
Wenn Thyrſis käm, ach wenn er käm,
Mich küſſend in die Arme nähm,
Was könnt er ietzt, ach käm er! wagen?

◆

Das wird ſich weiſen.

Lucinden, welch ein ſchönes Kind!
Das jeder Jüngling lieb gewinnt,
Sucht ietzt ein zärtlicher Amynt
Im Lieben oft zu unterweiſen:
Noch färbet, wenn er davon ſpricht,
Ein ſanftes Roth ihr hold Geſicht:
Obs in acht Tagen noch geſchicht?
Das wird ſich weiſen.

Cotill, ein junger Candidat,
Sucht, da er noch kein Aemtgen hat,
Gerecht zu ſeyn in Rath und That,
Den Richtern herrlich anzupreiſen.
Durch den beſtochenen Patron
Trägt ſein Verdienſt ein Amt davon:
Spricht er nun den Geſchenken Hohn?
Das wird ſich weiſen.

Wie ärgert ſich Belinde nicht,
Wenn eine Frau Geſetz und Pflicht
Und die geſchworne Treue bricht!
Da ſoll der Himmel ſich zerreißen.
Itzt reichet ſie ihr Herz und Hand
Dem jungen flatternden Cleant,
Iſt noch ihr Eifer vom Beſtand?
Das wird ſich weiſen.

Selinde zieht den Bellamor
Dem ſeufzervollen Liſidor
In ſeinen heißen Wünſchen vor:
Er droht mit Gift, Piſtol und Eiſen:
Man läßt ihn ungeſchloſſen gehn,
Läßt alles ihm im Wege ſtehn,
Iſts um ſein Leben nun geſchehn?
Das wird ſich weiſen.

Jobſt,

Jobſt, der das Geld nach Scheffeln zählt,
Dem der Verſtand, nichts weiter fehlt,
Geht, von dem edlen Stolz beſeelt,
Galant und klug zu ſeyn, auf Reiſen:
In Frankreich, Welſchland, Engeland
Wird bald der reiche Jobſt bekannt:
Kömmt er zurück reich am Verſtand?
Das wird ſich weiſen.

Bey Römern, niemals leer vom Wein,
Hör ich dort meine Nachbarn ſchreyn,
Wer von den kriegenden Parteyn
Noch ſieget? Oeſtreich oder Preuſſen?
Sie rufen mir entrüſtet zu:
„Komm Bruder, komm, entſcheide du!
Ich ſag: ihr Narren, trinkt in Ruh,
Das wird ſich weiſen.

* * *

Der langſame Criſpin.

Bey heitern Mondenſcheine,
Erwartete im Hayne
Voll Zorn Claudine den Criſpin.
Wie ärgerte Claudinen
Die Trägheit von Criſpinen!
Denn, eh er kam, gieng halb der Abend hin.

Sie wollt ihn nicht mehr ſehen,
Und hochgelehrt im Schmähen
Empfing ſie zornig den Criſpin.
Sie weinte, ſchimpfte, drohte,
Wenn er die Hand ihr bote:
Woher du kömmſt, ſchrie ſie, geh wieder hin!

Sein Reden, Bitten, Flehen
Half nichts, ſie hieß ihn gehen,
Dieß währte bis um Mitternacht:
Er bat mit mildern Blicken,
Ihn mindſtens fortzuſchicken:
Doch deſto mehr ſchien ſie nur aufgebracht.

Wohl! ſprach er, deinen Willen
Muß ich einmal erfüllen,
Und drollte nach dem Weinhaus hin:
Da fing ſie erſt von neuen
Erbärmlich an zu ſchreyen:
Du gehſt, Criſpin? Ach bleib Criſpin! Criſpin!

Der Vorwurf.

Wie, Damon, du beklageſt dich,
Daß du weit ſtärker liebſt, als ich!
Sprich, was haſt du noch je gewagt?
Von mir gefordert? ich verſagt?

Du kömmſt, entgegen lauf ich dir:
Du ſprichſt, es wallt mein Herz in mir:
O fordre mehr! dann ſiehe zu,
Wer ſtärker liebt, ich, oder du?

Die boshafte Schäferin.

Thyrſis.

Der Frühling iſt ſchon wieder da,
Und du liebſt noch nicht, Sylvia?
Wenn wird einmal dein Herz empfinden!
Glaubſt du, du ſeyſt darzu zu jung?
Nein: Schäferinnen, die entzünden,
Sind auch zur Liebe reif genung.

Sylvia.

Ich weis es, und ich folgte dir;
Wie oft riethſt du die Liebe mir!
Wie ſchön hab ich den Rath gefunden!
Ja Thyrſis, dich werd ich zwar fliehn:
Doch heute noch werd ich verbunden:
Mich liebt Amynt, wie lieb ich ihn!

* * *

Die Klugheit.

Wohin, mein Damon, nähre dich!
Du wünſchſt mir einen Kuß zu rauben?
Gut! einen will ich dir erlauben:
Doch ſey auch klug! verſtehſt du mich?

Der Strauß am Buſen reizet dich?
Ich ſeh, du wünſchſt mir ihn zu rauben?
Komm nur, ich will es dir erlauben:
Doch ſey auch klug! verſtehſt du mich?

Du ſehneſt nach den Schatten dich,
Und ſagſt, nichts gliche jenen Lauben:
Komm, führ mich hin, ich will dirs glauben:
Doch ſey auch klug! verſtehſt du mich?

* * *

Der entflohene Amor.

Ich trank, und Chloe trank mit mir,
Gleich war der Gott der Lieb auch hier:
Ach! ſeufzte Chloe, ſieh! ſchon ſtört er unſre Freuden,
Haſch ihn, wir wollen ihm die Flügel gleich beſchneiden.

Nein, ſagt ich, da könnt er noch fliehn:
Die Flügel wachſen: laß uns ihn,
Den kleinen Böſewicht, eh er entflieht, erſticken!
Nicht wahr? ſo kann er uns doch weiter nicht berücken.

Wir

Wir haſchten: eh man ſichs verſah,
War er bald dort, bald wieder da:
Und als ich ihn einmal recht feſt zu halten dachte,
Floh er in unſer Herz; wir ſeufzten, und er lachte!

Das Singen.

Chloe an Thyrſis.

Ich ſinge, weil du es begehrſt,
Und ſinge gern, weil du es gerne hörſt:
Denn dir wünſch ich vor allen,
Mein Thyrſis, zu gefallen.

Doch Thyrſis, ſprich! was ſoll ich dir
Stets ſingen? wie? haſt du denn ſonſt bey mir
Nichts, gar nichts anzubringen?
Kann ich nichts mehr, als ſingen?

* * *

Die ſchreckliche That.

Ihr Götter! hört, was iezt geſchehen!
Könnt ihr ihn unbeſtrafet ſehen?
Ihn, der die unerhörte That
Mit frecher Fauſt begangen hat!

Es wird die Nachwelt zwar empören;
Doch auch die Nachwelt ſoll es hören,
Was Frevel und was Bosheit kann:
Sie hörs und klag den Thäter an!

Hier auf den ſonnenreichen Höhen,
Brach ein Verräther von Lyäen
Sie, die zur Reiſe Hoffnung gab = =
Der Trauben ſchönſte, unreif ab!

◆

Der Kuß.

Ich war bey Chloen ganz allein,
Und küſſen wollt ich ſie:
Jedoch ſie ſprach: ſie würde ſchreyn,
Es ſey vergebne Müh!

Doch wagt ich es, und küßte ſie,
Wie oft? fällt mir nicht ein!
Und ſchrie ſie nicht? Ja wohl, ſie ſchrie = =
Doch lange hinter drein.

Der traurige Lukas.

Als Lukas bey der Flaſche ſaß,
Da weint er laut bey jedem Glaß,
Das er ſich eingeſchenkt:
Sein Nachbar ſah ihm lange zu,
Und rief zuletzt: was weineſt du?
Mein, ſag mir, Lukas, was dich kränkt?

Die Flaſche, ſeufzt er, kränket mich!
Trink ich einmal, wie grämt ſie ſich!
Wie ſchrecklich nimmt ſie ab!
Ach ja, rief Stax, itzt ſeh ichs ein!
Und half dem armen Lukas ſchreyn,
Wenn dieſer ihm zu trinken gab.

Der Vorzug der Deutſchen.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernt Nationen!
Nein, Deutſchlands Klugheit lob ich mir:
Und die in Süd und Weſt, in Nord und Oſten wohnen,
Sind halb ſo weiſe nicht, als wir.

Der leere Franzmann pfeift, und ſchneidet Capriolen;
Der römiſche Caſtrate ſingt;
Der Britte läßt am Strang ſich Miltons Teufel holen,
Der Deutſche, was thut der? er trinkt!

◆

Die Sicherheit in der Flucht.

Mein Thyrſis, dürft ich dir doch ſagen,
Warum ich dich ſo ſchüchtern flieh!
Du würdeſt nicht voll Wehmuth klagen,
Nur haſſen könnt ich, lieben nie.
Ach Thyrſis! grauſam gegen mich,
Flieh ich = = aus Liebe flieh ich dich!

Oft ſitz ich an geheimen Flüſſen,
Und ſeufze: Thyrſis, wärſt du da!
Es haucht ein Weſt, mit ſchnellen Füßen
Flieh ich, und glaub, du ſeyſt mir nah.
Aus Haß nicht, grauſam gegen mich,
Flieh ich = = aus Liebe flieh ich dich!

Ja Thyrſis, würdſt du nichts begehren,
Als dieß mein zärtlichs Herz allein;
So wollt ich ſchöner Jüngling ſchwören,
Mein zärtlichs Herz ſey ewig dein;
Doch Himmel! ſollteſt du mehr flehn,
Was würd ich dir nicht zugeſtehn!

Das Glück der Liebe.

Du kleine Heerde! welche Freude
Bringt dir des Frühlings junge Zier!
Auf einer blumenvollen Weide
Scherzt Lieb und Unſchuld frey in dir.

Du buhleſt nicht um Geld und Ehren,
Und blos die Liebe liebt in dir:
Wir laſſen uns die Klugheit lehren,
Und die Natur vergeſſen wir!

* * *

Liebe und Gegenliebe.

Myrtill, der Liebe ganz ergeben,
Fand ſeine Chloe, außer ſich
Sang er: Dich lieb ich als mein Leben,
Mehr als mein Leben lieb ich dich!

Sie wollt ihm anfangs widerſtreben,
Jedoch gar bald beſann ſie ſich:
Sie ſang; Dich lieb ich als mein Leben,
Mehr als mein Leben lieb ich dich!

◆

Das iſt nicht auszuſtehn.

Wenn ſich ein Narr im Pompe zeiget,
Der Pöbel ſich demüthig beuget,
Sich niemals glaubet ſatt zu ſehn:
Das laß ich gern geſchehn.
Doch wenn bey magern plumpen Scherzen
Ein lauter Hof von ganzem Herzen
Sein Bravo! ſchreyt, ſchreyt: das war ſchön!
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn Fräulein, bey der Gans gebohren,
Im ſtädtiſchen galanten Thoren
Den Phönix aller Junker ſehn,
Das laß ich gern geſchehn!
Doch wenn hochweis erfahrne Damen
Das beſte Herz um Weſten, Namen
Und ſein freſiertes Haar verſchmähn,
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn junge Krieger vor ihr Leben,
Das ſie zu ſehr empfinden, beben,
Mit blaſſer Stirn zu Felde gehn:
Das laß ich gern geſchehn.
Doch wenn ſie ohne Graun und Zagen
Sich wild um Concubinen ſchlagen,
Durch Brunſt und Wein den Tod erflehn:
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn

Wenn oft ein Mann beym zänkſchen Weibe
Ihr Mädchen ſich zum Zeitvertreibe,
So ungerecht es iſt, erſehn:
Das laß ich noch geſchehn.
Doch wenn ein Mann bey einer Schönen,
Der Tugend Zier, des Jünglings Sehnen,
Sucht plumpe Dirnen auszuſpähn,
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn Mädchen, Herzen zu berücken,
Sich tagelang vorm Spiegel ſchmücken,
Und auch was menſchliches verſehn,
Das laß ich gern geſchehn.
Doch wenn es alte Jungfern wagen,
Den ganzen Lenz an ſich zu tragen,
Zu ſiegen ſich noch unterſtehn,
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn Juden niederträchtig ſinnen,
Durch ſchlauen Wucher zu gewinnen,
Auf Vortheil, nicht auf Ehre ſehn,
Das laß ich gern geſchehn!
Doch wenn vom Schweiß gedrückter Armen
Sich Fürſten mäſten, ohn Erbarmen
Da erndten, wo ſie doch nicht ſä'n:
Das iſt nicht auszuſtehn!

Wenn Thoren mich unglücklich ſchätzen,
Wenn ſie bey ſchimmerndem Ergötzen
Mich einſam ohne Reigen ſehn;
Das laß ich gern geſchehn!
Doch wenn ſie taumelnd ſich bemühen,
Mich in ihr lermend Glück zu ziehen,
Unwitzig Witz von mir erflehn,
Das iſt nicht auszuſtehn!

* * *

Befehl an Zephyr.

Du Zephyr, der das ſtille Sehnen
Des Schäfers, Mädchen oft geſagt,
Wenn er, zu blöde bey der Schönen,
Nur Büſchen ſeinen Kummer klagt.

Findſt du dem Schlummer überlaſſen
Selinden. die die Lieb empört,
Lispl' ihr doch zu: ich würd erblaſſen,
Wenn ſie mein Wünſchen nicht erhört.

Doch fragt ſie nichts nach meinen Klagen,
Lacht ſie wohl noch zu der Gefahr;
So kannſt du im Vertraun ihr ſagen:
Was du erſt ſagteſt, ſey nicht wahr.

An Amor.

Du kleiner Gott, belehre mich,
Wie ich, wenn ich vom Lieb entbrenne,
Dem Mädchen mich erklären könne:
Red ich von Flammen, Pfeil und Stich,
Von Wunden und vom Tode,
Dieß iſt ja aus der Mode?

„Sey erſt verliebt, ſprach er, und dann
„Kannſt du zum Mädchen gehen:
„Gieb acht! ſie wird dich bald verſtehen.
„Es bricht das Licht der Sonnen an:
„Brauchſt du der Welt zu ſagen:
„Jetzt fieng es an zu tagen!

* * *

Der

Der Hund.

Damon und Phyllis.

Damon.

Du küſſeſt deinen kleinen Hund:
Warum? das möcht ich wiſſen!
Iſt eines jungen Schäfers Mund
Nicht reizender zu küſſen?

Phyllis.

Iſt eines jungen Schäfers Mund
Gleich reizender zu küſſen:
Sind Schäfer, wie der kleine Hund
So treu? das möcht ich wiſſen!

Die
Annäherung des Frühlings.

Schon iſt er bald entflohen,
Der Winter, meine Luſt!
Die ſanften Weſte drohen
Mir ſchrecklichen Verluſt!
Umſonſt blüht mir Betrübten
Die neugebohrne Welt:
Der Krieg ruft den Geliebten
Von mir ins rauhe Feld.

In jeder Blum entſchließet
Sich mir ein neuer Schmerz,
Der Zephyr, der ſie küſſet,
Haucht Wehmuth in mein Herz:
Der Landſchaft bunte Scenen,
Die blumenreiche Au,
Sehn meiner bangen Thränen
Mehr als den Morgenthau.

Umſonſt ſingt jede Kehle
Den Frühling froh bemüht:
Mir ſingt ſelbſt Philomele
Ein banges Klagelied.
Des Leidens Melodien
Hör ich im freyen Bach:
Es reißt der Nord im Fliehen
Mein ganzes Glücke nach.

O ſteig noch nicht hernieder
Du Lenz, der Erde Luſt!
Mir bringſt du Blumen wieder,
Doch Gram in meine Bruſt.
Dich wünſcht die Welt: die Freuden
Der Liebe bringſt du ihr:
Sollt ich ſie nicht beneiden?
Die meinen raubſt du mir!

Cephalus und Aurore.

Cantate aus dem Ruſſeau.

Die Lüſte deckte noch der dunkle Flor der Nacht,
Die Welt erleuchtete nur der Diane Pracht,
Als ſchon von Orients entfernten heißen Flüßen
Aurore, durch der Liebe Macht,
Dem ſanften Schlaf entriſſen,
Nach ihrem liebſten Cephal gieng,
Den noch des Schlafes Arm umſieng.
Sie nahet ſich: Furcht, Zweifel und Entzücken
Entdecken ſich in ihren Blicken,
Da ſie den holden Jüngling ſieht:
Der Liebe Brand, von dem ſie glüht,
Erklärt ſich ſchamhaft durch dieß Lied.

Ihr Flüſſe, rauſchet ganz gelinde!
Weht ſanft und kühl, ihr Frühlingswinde!
Ihr Vögel, dämpft die Melodien!
Verliehrt kein Blatt, ihr ſtillen Bäume,
Wieg ihn, o Schlaf, in ſanfte Träume!
Ihr Liebesgötter, wacht um ihn!

Allein, was ſag ich? nein: die blinde Zärtlichkeit
Verführet mich zu weit.
Leichtſinniger, iſt dieß dein Sehnen,
Daß dich der Schlaf beſiegt?
Und ſeufzet ſo dein Arm nach ſeiner Schönen,
Daß er auf weichem Mooß hier ſinkend kraftlos liegt?
So ſoll ich ungeküßt hier einſam bey dir ſtehen,
Und dich dem Schlaf in Armen ſehen? . .
Vortrefflich! ey wie ſehr
Hoffſt du auf meine Wiederkehr!

Cephalus! noch blüht dein Glücke!
Cephalus, erwache doch!
Bald, bald kömmt der Tag zurücke,
Ein Gewölk nur deckt ihn noch!
Und du weiſt, vor ſeinem Blicke
Flieht Auror: erwache doch!

So ſprach ſie: und der Silberwagen
Bringt ſchon vom fern den Gott getragen,
Der auf die Welt ſein Licht ergießt:
Sein naher Glanz entſchließt,
Wiewohl zu ſpät, des Jünglings Augenlüder:
Sein Glück war da, und ſieh, es floh auch wieder!
Er wachet, ſieht ſie, ſchreyt ihr nach:
Sein Weinen iſt umſonſt, vergebens iſt ſein Ach!
Sie flieht, und läßt zu ſeinen Schmerzen
Das Bild von einem kurz beſeßnen Glück,
Das er verſchlief, zurück.

So ſtraft die Lieb oft junge Herzen:
Ihr jungen Herzen merkt, merkt ja wohl ſein Geſchick!

Erwartet nie den ſpäten Morgen,
Wacht ja, ſo bald Aurore wacht:
Der Liebe Macht bleibt euch verborgen,
Wenn euch der Schlummer fühllos macht.
Die Schäferſtunde flieht von hinnen,
Als wie ein Weſt ſtreicht ſie vorbey,
Und hinterläßt den trägen Sinnen
Verſchlafner Liebe Gram und Reu.

* * *

An die Muſe.

Hier nimm die ſanfte Leyer wieder,
O Muſe, die du mir geliehn:
Nun ſing ich weiter keine Lieder,
Die von der Jugend Freuden glühn.

Verzeih, wenn ich zu ſchwach geſpielet:
Die Liebe fodert unſer Herz:
Das wenigſte hab ich gefühlet;
Das meiſte ſang ich blos aus Scherz.

Von Waffen und vom Haß umgeben,
Sang ich von Zärtlichkeit und Ruh:
Ich ſang vom ſüßen Saft der Reben,
Und Waſſer trank ich oft darzu.

Kömmt einſt der goldne Friede wieder,
Fühl ich einſt gar der Liebe Glück:
Vielleicht wag ich dann ſchönre Lieder:
Dann, Muſe, gieb mir ſie zurück!

Inhalt der Lieder.

An die Muſe. S. 5
Die Bosheiten der Stadt. 8
Der beſcheidene Schäfer. 11
Der Sieg über ſich ſelbſt. 12
Damon und Doris. 14
Der Spas. 15
Der Knabe. 16
Die Geſellſchaft. 17
Der Sturm. 19
Die Geburt der Venus. 21
Die Abbitte. 22
Die betrogene Welt. 24
Die Haſelſträuche. 26
Die künftige Zeit. 27
Star. 29
Die Amazone. 30

Die Grauſame. S. 31
Die Wünſche. 32
Die Mütze. 33
Der Zerſtreuete. 34
Die Schamhaftigkeit. 36
Trinklied. 37
Die Einfalt. 38
Die Lachtaube. 40
Mein Vorſatz. 41
Die Mutter. 44
Die Schwatzhaftigkeit. 46
Die ſchöne Ausſicht. 47
Die ſtumme Schöne. 48
Die Wahl. 49
Das Kammermädchen. 50
Der Eremit. 51
Doris im Nachtkleide. 52
Der Betrug. 54

Die Zeit. S. 55
Das hat er gut gemacht. 57
Thyrſis und Chloe. 59
Chloe im Bade. 60
Der Sperling. 61
Die Ungerechtigkeit. 63
Die Mondenfinſterniß. 64
Das Gelübde. 65
Der Spiegel. 67
Der Gebrauch der Jugend. 68
Grablied auf einen in der Schlacht gebliebenen jungen Helden. 70
Der Zweifel. 73
Zweykampf mit dem Amor. 77
Was ich will und nicht will. 78
An ein Veilchen. 80
Fortſetzung der Erzählung des Heſiodus von der Büchſe der Pandore. 81

Der Vogel im Sprenkel. S. 83
Trinklied. 84
Der Soldat. 85
Ein Verweis. 87
Der geflügelte Amor. 88
Der Irrthum. 89
Die Roſe. 90
Chloe. 91
Die Liebe iſt blind. 92
Der Friede. 93
Der Weiſe. 94
Der Schwur. 95
An einen Bach im Winter. 96
Der Herbſt. 98
Der blöde Liebhaber. 100
Der Morgen. 101
Die Linde. 102
Die Unſchuld. 103

Die Nachtigallen. S. 105
Die Eiferſucht. 106
Doris an Damon. 107
Der Undankbare. 108
Der Ruf. 109
Amynt und Doris. 110
Das macht er mir nicht weiß. 113
Der Entſchluß. 115
Der Traum. 116
Die früh aufgehende Sonne. 118
Cupido. 119
An den Amor. 120
Die Nacht. 121
Das wird ſich weiſen 122
Der langſame Criſpin. 125
Der Vorwurf. 127
Die boshafte Schäferin. 128
Die Klugheit. 129

Der entflohene Amor. S. 130
Das Singen. 131
Die ſchreckliche That. 133
Der Kuß. 134
Der traurige Lukas. 135
Der Vorzug der Deutſchen. 136
Die Sicherheit in der Flucht. 137
Das Glück der Liebe. 139
Liebe und Gegenliebe. 140
Das iſt nicht auszuſtehn. 141
Befehl an Zephyr. 145
Frage an Amor. 146
Der Hund. 147
Die Annäherung des Frühlings. 148
Cephalus und Aurore. 150
An die Muſe. 154

[illegible]

[illegible]

Eberstarger.

Die
Poeten.

Erſten Bandes
erſter Theil.

Schwabach,
zu finden in der Hochfürſtl. privilegirten
Endereſiſchen Buch- und Diſputations-
Handlung. 1764.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Wir leben in einem Zeitpunkte, welcher ſich, nach glücklich erfolgtem Frieden, durch den Wachsthum und die Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften, und des guten Geſchmacks, vorzüglich merkwürdig macht. Es hat zwar ein Meyer ſchon vor vielen Jahren ihre Schönheiten entwickelt, und in ein ſo gründliches als angenehmes Lehrgebäude gebracht; und die Werke eines Klopſtocks, Hallers, Hagedorns, Gellerts, und anderer groſſen Dichter, ſind Muſter, die noch die ſpäteſte Nachwelt bewundern wird.

So unſtreitig aber dieſes alles auch iſt, ſo wenig flieſſet doch daraus, daß durch dieſe Meiſterſtücke in der Dichtkunſt alle Verſu-

che

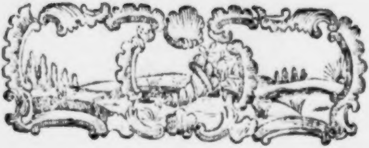
che in dieſer Wiſſenſchaft aufgehoben wären, und daß es niemand mehr erlaubt ſeye, dieſen ſo groſſen Männern nachzuahmen. Dieſes wäre für Beyde viel zu niedrig und unedel gedacht. Die Dichtkunſt iſt ſo wenig erſchöpft, als eine andere Wiſſenſchaft; und wie ungerecht würde man verfahren, wenn man ſie in ſo enge Grenzen einſchrenken wollte? Nie aber ſind die Abſichten ihrer unſterblichen Dichter ſo eigennützig geweſen, daß ſie durch ihre Werke alle andere des Vergnügens berauben wollten, womit die Dichtkunſt ihre Verehrer belohnet.

Meine Leſer werden demnach aus dieſem allen urtheilen können, daß ich nicht unbillig gehandelt, mit dieſen Gedichten in der Welt zu erſcheinen, und damit noch ferner fortzufahren.

Weder eine knechtiſche Furcht für dem ſtrengen Tadel der Kunſtrichter, noch eine unmäßige Begierde nach ihrem Beyfall, beunruhiget meine Seele. Ich werde demnach nicht unterlaſſen, mit der Auslieferung des zweyten Theils, das Verlangen dererjenigen zu erfüllen, welche dieſen erſten Theil ihres Beyfalls gewürdiget haben.

Ich ſehe mich nicht veranlaßt, dieſem Werke durch einen prächtigen Titul Anſehen, noch durch eine lange Vorrede einen guten Geſchmack zu geben, ſondern man gehet in dieſen beeden Stücken nach der Kürze, und liegt das Werk einem

nem jeden ſelbſten vor Augen. Da darüber ein Urtheil zu fällen jedem erlaubt iſt.



Auf den

zwiſchen Oeſterreich und Berlin

den 15. Febr. 1763.

zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden.

Brülle Canonen! kracht Carthaunen!
Doch genug gebrüllt, gekracht.
Schweigt, ihr düſtre Feldpoſaunen,
Friederich hat Fried gemacht.
Friederich, der groſſe König,
Von dem jetzt die ganze Welt
Vieles, aber noch zu wenig
Auch ins künftige, erzehlt.

Friedrich lebt. Seht, wie vergebens
Hat man ihn oft todt geſagt,
Und die Tage ſeines Lebens
Kürzer als ſein GOtt gemacht.
Bosheit! Sag, was half dein Wüten;
Sieh, wie ſeine Majeſtät
Nach nunmehr geſchloßnem Frieden
Munter aus dem Felde geht.

Held! wie groß biſt du uns worden,
Wer wird nicht durch dich gerührt.
Welche Siegs- und Ehrenpforten
Baut dir zitternd die Begierd.
Kinder von den jüngſten Jahren
Lallen ſchon von deinem Ruhm,
Und dem Greiß in Silber-Haaren
Iſt dein Bild ein Heiligthum.

Trotzte in dem ganzen Kriege
Friederich der gröſte Held
Einmal nur auf ſeine Siege
Und auf das erhaltne Feld?

Wahrheit! ſag: hat er die Waffen
Nur zum Würgen ſich erwehlt?
Nein, ſich Frieden zu verſchaffen,
Zog mein König in das Feld.

Nichts gieng dieſem Helden näher
Als ſo vieles Menſchenblut.
Sagt: was einem Vater weher,
Als der Tod der Kinder thut.
Wie war dieſem Ueberwinder,
Wie war ſeinem Herzen da,
Als er ſo viel Heldenkinder
Todt auf mancher Wahlſtatt ſah?

Zieh mit Ehre, Schmuck und Seegen,
Held im Streit, nun aus dem Streit.
Stecke deinen blanken Degen
Sieger ſiegend in die Scheid.
Will die Welt den gröſten Helden
Einſtens ſehen abgeſchildt,
So wirſt du bey ihr mehr gelten,
Mehr, als aller Helden Bild.

Und ihr, die ihr gar kein Blitzen,
Gar kein Feuer habt geſcheut,
Und vor donnernden Geſchützen
Unverzagt geſtanden ſeyd:
Ihr, die keine Furcht noch Beben
In dem Felde feig gemacht,
Und nicht an den Tod noch leben,
Nein! an Eyd und Ehr gedacht.

Ziehet tapfre Heldenſöhne
Mit dem Held nun aus dem Feld.
Streitet kunftig für Irene,
Und für den, der Friede hält.
Küß die Narben deiner Wunden
Löwenmüthig Kriegesheer,
Dieſe ſind zu Friedensſtunden
Aller Helden Schmuck und Ehr.

O! wie freudig iſt die Stunde,
Die den Frieden uns gebracht.
GOttheit! trette mit im Bunde,
Den **Wien** und **Berlin** gemacht.

Siegle

Siegle ihn mit deinem Amen,
Allerhöchſte Majeſtät!
Und ſo bleiben beyde Namen
Bey den Schilden hier erhöht.

Wird das letzte Band zerreiſſen,
Und die Welt bald untergehn,
So ſoll **Oeſtreich** noch für **Preuſſen**
Und für **Oeſtreich Preuſſen** ſtehn.
Alles mag vernichtet werden,
Berg und Hügel fallen ein,
Nur das Ende dieſer Erden
Muß das End dies Friedens ſeyn.

Donnert künftig die Carthaune
Und wird wieder angezündt,
So ſey ſie die Hallpoſaune,
Die nur Freudenfeſt verkündt.
Krachen manchmal die Gewehre,
So ſoll dieſes nur allein
Zu des Allerhöchſten Ehre
Und zur Luſt des Königs ſeyn.

Spieß.

Das Elend.

In unſern freudenreichen Tagen,
In der höchſtklug und goldnen Zeit,
Hör ich doch alle Stände klagen,
Vom Reichthum bis zur Dürftigkeit.
Es freuet keinem mehr ſein Leben,
Kein Dichter will es mehr erheben,
Der Tadel iſt zu allgemein:
Drum muß es doch wohl elend ſeyn.

Es iſt auch wahr; denn, man bedenke,
Was man für Müh und Sorgen hat!
Kein Knecht tanzt ſich mehr in der Schenke
Für Arbeit, wie vor dieſem, ſatt.
Die ehedem zu Ganzen trunken,
Bis ſie berauſcht zu Boden ſunken,
Die trinken jetzt ein Kännchen Wein.
Die Zeit muß doch wohl ſchlechter ſeyn.

Mein Lieſchen, ich will künftig ſchweigen,
Und thu ichs nicht, ſo ſtrafe mich!
Dir will ich meinen Beyfall zeigen,
Du haſt die halbe Welt für dich.
Beſchimpfe nur die jetzgen Zeiten,
Und ihre ſtolze Dürftigkeiten:
Und wirſt du über Menſchen ſchreyn,
So will ich mit ihr Tadler ſeyn.

Dein Leben ſelbſt will ich beklagen.
Das doch der Zeiten Ehre iſt:
Dich, die du doch in unſern Tagen
Die größte Modeſchweſter biſt.
Dich mögen andre Dichter preiſen,
Ich will dich ſchlecht und elend heiſen,
Und thät ichs auch zu meiner Pein,
Um dir gefälliger zu ſeyn.

Elendes Lieſchen, deine Stunden
Sind wahrlich mühſam eingetheilt!
So wird ein Leben nicht empfunden,
Das, deinem gleich, vorüber eilt.

Schon früh um neun Uhr aufzuſtehen,
Dann gleich an Kaffeetiſch zu gehen?
Mein Himmel! und darzu ſo früh!
Gewiß ein Menſch iſt doch kein Vieh!

Dann mußt du reiflich überlegen,
Wie du dich heute ſchmücken willſt;
Drauf folgt ein kurzer Morgenſegen,
Damit du nur die Pflicht erfüllſt.
Nun mußt du auf dem Flügel ſpielen;
Und Geiſt, Geſicht, und Finger fühlen,
Nach Mattigkeit, der Menſchen Laſt,
Da du nicht ausgeſchlafen haſt.

Nun eilſt du emſig vor den Spiegel,
Und ſtreichſt die Augenbraunen glatt,
Legſt Haare und des Nachtzeugs Flügel,
So, wie es ein Geſchicke hat.
Es wird wohl oftmals abgeriſſen,
Und zornig auf den Tiſch geſchmiſſen;
Dann koſtet es noch ſauren Fleiß.
Was macht die Arbeit nicht für Schweiß.

Nun ſchleichſt du zu dem Mittagseſſen,
Und ſpeiſeſt weiſſes Jammerbrod.
Hier würd ich alle Noth vergeſſen,
Doch wünſcheſt du dir noch den Tod.
Hier, wo uns Scherz und Wein erhitzen,
Hier blieb ich ganze Tage ſitzen,
Da fühlt ich weder Angſt noch Weh.
Du klagſt und eilſt aufs Cannapee.

Mein gutes Lieschen, träume ſüſſe!
Sieh träumend deine wahre Luſt!
Vergilt mit Wucher Damons Küſſe,
Und drück ihn zärtlich an die Bruſt!
Empfinde mit erregten Triebe
Die Süſſigkeit der ganzen Liebe!
Erwache, und ſieh mißvergnügt,
Daß nicht dein Damon bey dir liegt.

Steh auf! die Stunde hat geſchlagen,
Der Kaffee ſtehet ſchon bereit;
Laß dich gleich in Geſellſchaft tragen!
Man wartet. Es iſt hohe Zeit.

Was iſt das nun nicht für ein Leiden,
Sich ſo geſchwinde anzukleiden!
Kein Pohle zieht ſo ſchnell ſich an,
Der ſich doch hurtig kleiden kann.

Man würde lange Weile haben,
Wär nicht die Klage ſchlechter Zeit.
Der bittre Tadel andrer Gaben,
Die Seele der Geſelligkeit.
Dort läſtern Weiber ihre Männer;
Da richten kluge Mägdchenkenner:
Man hört ſie endlich einig seyn,
Und über böſe Zeiten ſchreyn.

Mein Lieschen ſagt in holden Blicken,
Was ſie von ihrem Damon denkt,
Und Damon merkt es mit Entzücken,
Der nie ſein Auge von ihr lenkt.
Jezt wird der Spieltiſch vorgenommen,
Und Damon muß zu Lieschen kommen,
Sonſt kriegt der Wirth ein ſcheel Geſicht,
Denn anders thut es Damon nicht.

Schon ſieht mit gräßlichen Geſichte
Die Mitternacht zum Fenſter rein.
Man dankt und geht. Doch noch beym Lichte
Will Damon Lieſchens Gatte ſeyn.
Was macht ein Mann mit dieſer Zofe?
Das gehet nicht in dieſe Strophe.
Sie klagen dann mit Gründlichkeit
Das wahre Elend ihrer Zeit.

Die Erndte.

Des Landmanns entzückende Freuden
Erthönen durch Thäler und Haiden,
Sie thönen Vergnügen und Ruh.
Nun taumelt der herbſtliche Seegen
Der Sichel des Schnitters entgegen,
Und lächelt im Taumeln ihm zu.

Nun duften die Felder voll Früchte,
Voll Hoffnung geſunder Gerüchte,
Für Fürſten und Bettler gereift.
Nun wird bald die kornigten Aehren
Der Flegel des Dreſchers verheeren,
Wie Herbſtlaub vom Nordwind geſtreift.

Nun hört man ein jauchzend Getümmel;
Dort trabt auf dem wiehernden Schimmel
Der feiſte Verwalter, und ſchmählt.
Auch wettert der Schreiber viel Blitze,
Jagt ſcheckernde Schnitter vom Sitze,
Den er vielleicht ſelber gewählt.

Jetzt darf ſich kein Schreiber mehr ängſten;
Dort rollt mit vier ſtampfenden Hengſten
Der blühende Junker daher
Ihn werfen die Diener mit Kränzen,
Er läßt ſich, ſie danken in Tänzen,
Und jauchzen vom Erndtebier ſchwer.

Du haſt in zufriedenen Hütten,
O Landvolk, nicht ſtädtiſche Sitten,
Noch glänzende Laſter gelernt
Noch brauchſt du den Handſchlag wie Eide,
Noch haſt du von jauchzender Freude
Die üppige Wölluſt entfernt.

Ich ſeh dich mit frohen Empfinden
Der Ceres den Erndtekranz winden,
Da um dich der Donner gekracht.
Wann werden vom menſchlichen Sieger
Zur Pflugſchaar die Rüſtung der Krieger,
Die Schwerdter zu Sicheln gemacht.

* * *

Der kleinſte Freund.

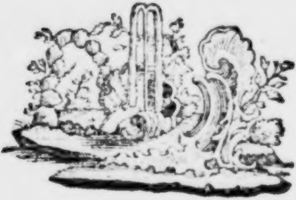
Hänsgen, das im Garten gieng,
Und ſich Schmetterlinge fieng,
Um ſie lachend todt zu drücken,
Hörte, daß der Vater ſpricht:
Hänsgen, Hänsgen, tödte nicht.
Aber er kehrt ihm den Rücken.

Vater, ruft der kleine Mann,
Seht doch nur die Dinger an,
Es ſind ja nur Schmetterlinge!
Was nützt wohl ein ſolches Thier?
Es iſt nur zum Spielen hier,
Lang zu leben zu geringe.

Eben da er noch ſo ſpricht,
Fliegt ein Mückchen, das ihn ſticht.
Hänsgen fühlt, und weint und klaget
Mit bethräntem Angeſicht
Seinem Vater, was ihn ſticht,
Der ihm dieſe Lehre ſaget:

◆ ◆ ◆

Sieh', mein Hänsgen, ſiehe nun,
Was die kleinen Dinger thun.
Wie ſie dich zu Thränen zwingen!
Siehe nichts verächtlich an:
Das, was dir nicht nutzen kann,
Kann dir doch offt Schaden bringen.



Das weiß ich ſchon.

Philine flieht vor Scherz und Küſſen;
Sie will von Freyern noch nichts wiſſen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß die Einfalt blöder Jugend
Mehr daran ſchuld iſt, als die Tugend,
Das weis ich ſchon.

Dorinde ſoll ſtets traurig ſcheinen,
Und den verſtorbnen Mann beweinen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Daß ſie mit Traren ſich vier Wochen
Vor ihres Mannes Tod verſprochen,
Das weis ich ſchon.

Daß ſich noch Schönen finden können,
Die Cleons Scherze witzig nennen;
Man ſagt es, ich weis nichts davon.
Doch daß er ſich verächtlich machet,
Und daß er oft alleine lachet,
Das weis ich ſchon.

Es

Es will durch ſchmählen und durch lehren
Criſpin uns mit Gewalt belehren:
Man ſagt es, ich weiß nichts davon.
Doch daß bisweilen ſeine Thaten
Das, was er lehret, widerrathen,
Das weis ich ſchon.

Florinens Tugend wird geprieſen,
Die jüngſt zween Stutzer abgewieſen;
Man ſagt es, ich weiß nichts davon.
Daß, trotz der Tugend der Florinen,
Zehn andre heimlich ſie bedienen,
Das weis ich ſchon.

Wie ſind, um ihre prächtgen Freuden,
Die Könige nicht zu beneiden?
Man ſagt es, ich weiß nichts davon.
Doch daß ich, wenn ich — — küſſe,
Ein größres Glück, als ſie, genüſſe,
Das weiß ich ſchon.

Die Wahl.

Mit finſtern Philoſophen wachen,
Und Metaphyſiſch Grillen machen,
Wär nichts vor mich.
Doch, mit Lyaens wachen Söhnen
Beym alten Wein ein Lied ertönen.
Wär was vor mich.

Mit Mavars ſcharf geſchliffnen Spitzen
Das Blut der Brüder zu verſpritzen,
Wär nichts vor mich.
Jedoch mit leicht beſiegten Herzen
Den Lenz, wie Schäfer, zu verſcherzen,
Wär was vor mich.

Ein Mädgen, das ſich artig dünket,
Geſicht und Hand und Buſen ſchminket,
Wär nichts vor mich.
Jedoch ein Mädgen, deſſen Wangen
Mit jugendlicher Röthe prangen,
Wär was vor mich.

Bey Lieſens ungezählten Schätzen
Mir Hörner auf mein Ohr zu ſetzen,
Wär nichts vor mich.
Doch, wenn ich einſt bey meinem Kinde
Reiz, Tugend, Treu und Thaler finde,
Wär was vor mich.

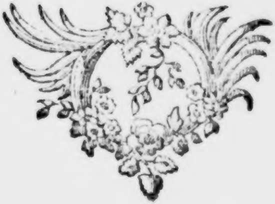
Mit alten Weibern mich zu kränken,
An Tod und Sarg und Bahre denken,
Wär nichts vor mich.
Doch wenn, ſo Tod, als Elend fliehet,
So lange Luſt und Jugend blühet,
Wär was vor mich.

Dereinſt, bey ſchmahl-geſchnittnen Biſſen,
Um Brod und Nahrung ſorgen müſſen,
Wär nichts vor mich.
Jedoch einmal, bey guten Tagen,
Kein Joch der Arbeit auf mir tragen,
Wär was vor mich.

Der Himmel, ein Münzkabinett.

Weil ich kein Kabinett von Münzen haben kann,
So treff ich ſelbiges am klaren Himmel an.
Die hellen Körper ſind den Münzen zu vergleichen,
Für ſolcher einen muß die größte Menge weichen.
Die Sonnen ſtellen mir die güldnen Münzen dar,
Da der verblaßte Mond ein Silberthaler war.
Bleibt immer, Geitzige, bey euren Säcken liegen,
Mein Auge ſpühret jezt ein himmliſches Vergnügen.
Wenn ihr des Nachts allein, aus Furcht der Diebe, wacht,
So giebt mein muntrer Blick auf andre Münzen acht.
Und dieſe können mir nicht ſchlaue Diebe ſtehlen,
Drum darf ich dieſerhalb mich nicht mit Sorgen quälen.
Wenn zum Gedächtniß man die meiſten Münzen prägt,
Die uns ein löchricht Brett zur Schau für Augen legt,
Es hat des Schöpfers Hand den Stempel hier gegraben,
Man ſoll hierdurch ein Bild von ſeiner Allmacht haben.

Er prägte dies mit Feur den runden Sternen ein,
Und was wird wohl die Luft mit ihrer Wölbung ſeyn?
Als wie ein Kabinett, worin die Münzen liegen,
Die den, der Sterne mehr, als Münzen liebt, vergnügen,
Wenn ich dies alles ſeh, ſo kommt die Erde mir,
Mit allem, was ſie hegt, nur als ein Pfenning für.



Der Selbſtbetrug.

Wer Freunden treu zu rathen denkt,
Wird oft mit Zorn und Haß gekränkt,
Für ſeinen guten Willen,
Doch Zeit und Folgen rächen ihn;
Für Scham muß man ſein Antlitz fliehn,
Das ſeh ich an Petrillen.

Sie haßte mich. Ich weiß es noch.
Ich ſprach: Petrille lerne doch
Der Tochter Wirthſchaft treiben!
Sie ſagte: Sie lernts ohn Geheiß,
Und wenn ſie gleich nicht alles weiß,
Sie wird nicht übrig bleiben.

Und als ich ſie einſt höflich bat:
O laß doch nicht ſo groſen Staat
Den armen Mädgen treiben.
Wen, ſprach ſie zornig, gehts was an?
Wenn ich es nur bezahlen kann;
Sie wird nicht übrig bleiben.

Ich ſah ſie ſtets am Fenſter ſtehn,
Und ſeufzend auf die Herren ſehn,
Die ſich nur kurz beweiben.
Madam, das iſt gewiß nicht gut!
Hum, wenn ſie ſonſt nichts Böſes thut.
Sie wird nicht übrig bleiben.

Die Zeit, die ſie vergucken kann,
Weis ihr zum Bücherleſen an,
Die von der Tugend ſchreiben.
Hier geiferte Petrille ſehr:
Wenn ſie nun lißt, was hat ſie mehr?
Sie wird nicht übrig bleiben.

Du lobſt ſie täglich ins Geſicht,
Das ſchickt ſich vor die Mutter nicht.
Willſt du denn gar nichts gläuben?
Sie ſprach: Du haſt auch immer was,
Und was du ſprichſt, geſchieht aus Haß.
Sie wird nicht übrig bleiben.

Und nun verfloſſen zwanzig Jahr,
Seit ihre Tochter mannbar war.
Nun mußte ſie mir glauben.
Sie ſprach zur Tochter voll Verdruß:
Wie kränkt michs, daß ich ſagen muß:
Du wirſt wohl übrig bleiben!

Philemon und Baucis.

Eine Erzehlung.

Poeten wiſſen tauſend Sachen,
Die in dem großen Theil der Welt
Der Wahn und Aberwitz belachen,
Und Einfalt für unmöglich hält.
Wir ſingen: Boreas muß ſchweigen;
Der Wald erſtaunt; es horcht das Meer;
Und wenn wir uns recht wild erzeigen,
So kömmt der Mond gehorſam her.

Wer unterſteht ſich, uns zu ſchimpfen,
Als der nicht Midas Strafe weiß?
Wer macht aus Schilfen ſchöne Nymphen,
Aus Daphnens Haar ein Lorbeerreis,
Aus Byblis Zähren eine Quelle,
Aus Jupiter Europens Stier?
Wer führt den Orpheus in die Hölle?
Wer hat es wohl gethan, als wir?

Daß Götter zu den Menſchen kommen,
Wie Phrygien längſt wahr befand,
Beſchwuren ſonſt die alten Frommen,
Und iſt nur Dichtern recht bekandt.
Wie zärtlich ſie der Welt gewogen,
Lehrt aus Philemons güldner Zeit
Ovidius, der nie gelogen,
Und Swift, der Ruhm der Geiſtlichkeit.

Weil von der Unterwelt zu den geſtirnten Höhen
Die Boten ſelten richtig gehen,
Fiel zweenen weiſen Göttern ein,
Als Wanderer, um nicht erkannt zu ſeyn,
Den Erdkreis ſelber zu beſehen.
Kurz: es geſellte ſich, aus großer Menſchenliebe,
Zum Donnergott der Gott der Diebe.

Der ſchlaue Jupiter entgieng durch dieſe Flucht
Der alten Juno Eiferſucht,
Die ihm den Nectar längſt vergällte,
Und was er als ein Stier und Schwan,
Und in der Jugend ſonſt gethan,
Ihm täglich unter Augen ſtellte.
Dem Vater folgt Mercur mit kindlich-frohem Muth,
Doch ohne Federhut.

Sie hatten bald, was man die Welt genannt,
Das narrenvolle Rund bis dahin durchgerannt,
Wohin vielleicht nicht ich, noch du, mein Leſer, kommen,
Bis an Mäanders fernern Strand,
Als Licht und Tag nun abgenommen,
Erblickten ſie, zu ihrer linken Hand,

Ein hohes Schloß, das Ueppigkeit und Pracht
Dem Uebermuth zum Sitz gemacht.
Hier wohnt, und ſchwelgt ein trotziger Dynaſt,
Des armen Landes reiche Laſt,
Der Liebling eines Herrn, dem oft=geſchätzte Horden
In treuer Blöße zinsbar worden.
Bey dieſem ſuchten jetzt die Götter kurze Raſt.
Sie ſtellten ſich, nach wahrer Pilger Weiſe,
Vom Mangel ausgezehrt, ermüdet von der Reiſe,
Und flehten ſehr um Streu und Speiſe.
Vergebens flehten ſie; man wies ſie höhniſch ab;
Und als Mercur ſich gar ins Schloß begab,
So fand auch er, je mehr er bat:
Nichts ſey vermeßner, ſtolzer, kühner,
Als kleiner Herren kleine Diener,
So oft man ihrer nöthig hat.

Sie eilen ſchnell in manches Reichen Haus,
Allein viel ſchneller noch heraus.
Noch etwas wird verſucht: Sie klopfen an die Hütte,
Die einſam in dem Thale ſteht.
Hier wiederholt Mercur die Bitte,
Und hier nur wird er nicht verſchmäht.

Hier lebet, ohne Mißvergnügen,
Und durch die Heilungskraft der Zeit
Von allen Regungen der Eiferſucht befreyt,
Ein unbeerbt, zugleich veraltend Paar,
Dem, durch des Schickſals ſeltnes Fügen,
Der langen Ehe Joch nicht unerträglich war.

Der Mann, Philemon, geht, und nöthigt ſie herein,
Führt beyde vor den Herd, heißt beyde fröhlich ſeyn,
Ruft das geliebte Weib, und Baucis kömmt auf Krücken,
Sie grüßet jeden Gaſt mit treuem Händedrücken,
Das endlich Jupiter, der wohl zu leben wußte,
Durch einen Kuß vergelten mußte.
So iſts, durch einen Kuß, jedoch nur auf die Wangen;
Nicht mit dem Nachdruck und Verlangen,
Womit er oft an Ledens Mund gehangen;
Und gleichwol flößt in ihre Bruſt
Der träge Kuß recht jugendliche Luſt.
Sie ſtoppelt Scheit und Stroh ſchon hurtiger zuſammen.
Ein Bündel Reiſer wird auf dürren Kien gelegt,
Und

Und als ſie Aſch und Kohlen aufgeregt,
Facht, bläſt und huſtet ſie den ganzen Stoß zu Flammen.
Hierauf wird warme Milch, nebſt Feld- und Garten-Früchten,
In irdnen Schüſſeln aufgetiſcht,
Bey ungleich größrer Luſt, als wo das Splitterrichten
Die theuren Biſſen würzt, wo Fluch und Wein ſich miſcht,
Der Schelſucht Auge glüht, der Bosheit Zunge ziſcht.

Die Fremden beſſer zu erfreuen,
Umſteckt der milde Wirth den Tiſch mit dichten Meyen,
Sucht ſeinen Witz hervor, der, nach des Landmanns Art,
Mit Worten ſpielt, und kein Gelächter ſpart,
Und ſchwatzt vom Ackerbau, von Wieſewachs, von Saaten;
Wie heuer recht nach Wunſch des Nachbars Korn gerathen.
Frau Baucis aber lehrt der Witterung Eigenſchaft,
Der Seuchen Art, der Kräuter Kraft,
Und ſagt den neuen Tiſchgenoſſen,
Wie viele Jahr in ihrer Eh verfloſſen;

Wie dieſes Dach von Schilf, und den geſchwärzten Herd
Ihr langer Fleiß erbaut, und noch kein Fluch beſchwert;
Was ſie beſitzen, was noch fehlt,
Das alles wird jezt her erzehlt;
Auch wie ſie neulich erſt was herrliches geerbet:
Und was? Ein Trinkgeſchirr, das noch nicht abgenützt,
Woran Silen, der ſich auf Keltern ſtützt,
Und mit Satyren zecht, aus Buchenholz geſchnitzt;
Auf deſſen Deckel ſey: Philemon eingekerbet.
Sie forderts, und er bringts, voll Moſt,
Zum ſüßen Schluß der Abendkoſt.

Das friſche Naß wird treulich eingeſogen:
Doch füllet ſich von ſelbſt der Becher wieder an.
Die Alte ſiehts beſtürzt; es ſtutzt der Bidermann,
Der weder Freund noch Feind in ſeinem Trunk betrogen.
Nachdem er ihn von neuem ausgebracht,
Hat er auf jeden Gaſt nunmehr gedoppelt Acht,
Bis Jupiter ſich kenntlich macht.

Er ſagt: Wir ſprechen nicht als Spötter;
Vernehmt die Wahrheit: Wir ſind Götter.

Herr Wirth, Frau Wirthin, glaubt es nur:
Ich bin der Zevs, er iſt Mercur.
Ihr zweifelt? Können Götter lügen?
Wißt: Ich kann donnern, er kann fliegen.

Philemon ſchielt ihn an. Ein Strahl vom innern Licht
Erheitert ſeinen Blick: er glaubt, und klügelt nicht.
Ein heilger Schauer fährt durch Baucis kalte Glieder.
Sie ſehn im Gaſt den Gott, und fallen vor ihm nieder.
Ihr Götter! ſagt der Greis, wie gütig nehmt ihr an,
Was euch die Dürftigkeit wohlmeynend reichen kann.
Es iſt kein Sterblicher an Glück uns gleich zu nennen:
O hätten wir nach Wunſch euch jezt bewirthen können!
Doch aller Ueberfluß im ſchönſten Speiſeſaal
Iſt mangelhaft und ſchlecht zu einem Göttermahl.
Wo ſolche Gäſte ſelbſt die Tafel ſchmücken wollen,
Muß Erde, Meer und Luft die beſten Schüſſeln zollen.

Es tagt, und Majens Sohn führt das entzückte Paar
Den hohen Berg hinan, der in der Nähe war.

Hier ſpricht der Donnergott: Der Bosheit Lauf zu hemmen,
Soll der Mäanderfluß die Frevler überſchwemmen.
Er winkt; der Strom gehorcht. Man ſieht das Schloß, das Land,
Wo ſich kein liebreich Aug auf fremde Noth gewandt,
Von Wind und Fluth beſtürmt, mit Schrecken untergehen.
Philemons Wohnung bleibt auf einer Inſel ſtehen;
Doch nicht als Hütte mehr. Was Schilf, was irden war,
Wird Marmor oder Gold; ihr Tiſchgen zum Altar;
Die Kann ein Opferkelch; Die Pfoſten werden Säulen;
Und mehr Bequemlichkeit dem Tempel zu ertheilen,
Ihr Bett ein Kirchenſitz, der noch, nach alter Kraft,
Die Hörer gähnen lehrt, und oft den Schlaf verſchaft.

Dieß große Wunderwerk erweckt den treuen Beyden
Verwirrung, ſtumme Luſt und ehrfurchtreiche Freuden,
Erſtaunen, Dankbarkeit, und neue Zuverſicht,
Bis unſer Phrygier das Schweigen unterbricht:

Ach! möchte Jupiter mich Armen würdig finden,
In dieſem neuen Bau die Opfer anzuzünden,
Des Lebens Ueberreſt, als Prieſter ihm zu weihn!
O ſollt' ihm dieſe Hand den erſten Weihrauch ſtreun!

Der GOtt erhöret ihn, und will ihm auch vergönnen,
Nebſt ihr noch einen Wunſch ohn Anſtand thun zu können.
Falls, ruft Philemon aus, ein Flehen dir gefällt,
Das jezt die Liebe wagt, die uns zuerſt geſellt;
Wird mir und Baucis einſt der Tod zugleich erſcheinen,
Und keines je von uns des andern Grab beweinen!
Der Wunſch der Zärtlichkeit, der Wünſche Widerſpiel,
Die oft der Ehſtand heckt, erreicht ſein edles Ziel.
Der Götter Gunſt verſprichts. Ein Donner läßt ſich hören;
Der Bliz zertheilt die Luft; Zevs eilt durch alle Sphären.

Hievon verbreitet ſich der bald erſchollne Ruhm,
Und jedermann beſucht das neue Heiligthum;
Zum Theil, Philemon ſelbſt um alles zu befragen;
Zum Theil, aus frommer Pflicht ihm Gaben anzutragen,

Die er, voll vom Beruf, den ihm ſein Glück beſtimmt,
Mit prieſterlicher Hand oft abweiſt, öfter nimmt.

An einem Feyertag, als er im Vorhof gehet,
Und Reiſenden erzehlt, woher der Bau entſtehet,
Verwandelt ſich ſein Haupt; zu Blättern wird das Haar;
Den Leib deckt Rind und Mooß; und Baucis wirds gewahr,
Und ſuchet, doch umſonſt, ihm ihre Hand zu reichen.
Sie wird zum Lindenbaum, ſo wie ihr Mann zur Eichen.
Der wohlerfüllte Wunſch iſt ihrer Treue Lohn,
Und jeder Vatter zeigt die Bäume ſeinem Sohn.
Man ſiehet ihre Zweig am allerſchönſten grünen,
Und vielen Liebenden mit holdem Schatten dienen.
Der Ruf legt ihnen bald die Zauberwirkung bey!
Hier reize Laub und Gras zur ſüſſen Buhlerey.
Man ſagt gar, daß allhier auch ſpröde Schäferinnen
Das Schmeicheln, und zulezt den Schmeichler liebgewinnen;
Daß manche, deren Stolz den Hirten widerſtand,
Zum erſtenmal ihr Herz hier voller Mitleid fand;
Daß einer Phyllis Kuß den Lycas hier beglücket,
Und er ſich drauf gelehrt, was noch weit mehr entzücket.

Der

Der nächſte Lenz verrieth die ihm erzeigte Huld.
Der Baum, der arme Baum, nicht Phyllis, trug die
Schuld.
Die Mutter hätte bald Philemon nebſt der Frauen,
Wenn Zevs ſie nicht beſchützt, erbärmlich abgehauen.

Der lächerliche Geizhals.

Lache, lieber Saracen! es verdienet dieſe Sache,
Daß ſie auch ein Sauertopf, der nicht leichtlich lacht, belache.
Du haſt von dem kargen Knicker, dem Hermogenes, gehört:
Dieſem träumte nächſt im Schlafe, daß er vieles Geld verzehrt.
Er betrübt ſich, heult und ſchreyt, klagts dem Himmel und der Erden,
Und will endlich, lebensſatt, ſein ſelbſt eigner Henker werden.
Kein Verzug: er bindet oben an dem Balken einen Strick,
Hängt ſich ſo, und ſtößt den Schemel kräftig mit dem Fuß zurück.
Sein Bedienter läuft herzu, ſieht den armen Herrn am Seile,
Und bemüht ſich, wie er ſtracks mit dem Schwerdt den Strang zertheile.

Drauf fällt dieſer todt zur Erden, und wird in ein Bett verſcharrt;
Weil er, wie ein Wachs, erblaſſet, und als ſteifes Eiß erſtarrt.
Doch als man zur Ader läßt, und ihm Wein zur Stärkung giebet,
Lebet der Hermogenes endlich wieder auf, und ſchniebet.
Aber, als er nun am Morgen allen Aufwand wohl bedacht,
Und die Rechnung an den Fingern aufs genauſte hergemacht,
Ruft er ſeinem Diener zu: weil ich ſchon ſo viel erlitten,
So bezahle mir den Strick, welchen du an mir zerſchnitten.

Die Aufmunterung.

Es iſt ſonſt nicht meine Sache,
Daß ich Complimenten mache;
Doch jezt fällt mir manchmal bey,
Ob ich auch zu furchtſam ſey.
Meinem Freund darf ichs nicht ſagen,
Denn der predigt ſo genug:
„Junger Menſch werd einmal klug.
„Freylich muß man etwas wagen.
„**Wer wird lange fragen?**

Neulich ſagt ich, mir iſt bange,
Daß ich Doris nicht erlange.
Sie iſt ſo voll kleiner Liſt,
Daß es nicht zu ſagen iſt.
Ey, ſprach er, wer wird verzagen?
Sagt ihr zärtlich Auge nicht
Alles das, was ſie nicht ſpricht,
Soll ſie denn ausdrücklich ſagen:
Wer wird lange fragen?

Liebes Mädchen, laß dich küſſen,
Sagt ich zärtlich zu Clariſſen;
Doch das Mädchen that ganz breit,
Ey, wer küßt die ganze Zeit?
Gleich drauf, ohn ein Wort zu ſagen,
Macht ich mir von neuem Muth,
Küßte ſie, und es war gut.
Und ihr Auge ſchien zu ſagen:
Wer wird lange fragen.

Der Bergmann.

Glück auf! der Löhnungs-Tag bricht an,
Wo ich für blankes Geld
Die fette Goſe trinken kan,
Die ſich der Krüger hält.

Die ganze Woche ſchlurfen wir
Den magern Coſent ein;
Drum ſoll der ſechſte Tag mit Bier
Von uns gefeyert ſeyn.

Ich habe nun ſo viele Jahr
Im Leder ſchon geprahlt.
Seht, wie von meinem rothen Haar
Der grüne Schachthut ſtrahlt.

Ihr Burſche, nehmt die Zitter hin,
Friſch, fidelt mir eins auf!
Dreyangelt auch mit frohem Sinn,
Und ſingt: Glück auf! Glück auf!

Kla-

Klagen.

Kein Wiederhall hört meine Klagen,
Kein finſtrer Wald verſchließt mein Leyd.
Euch, Götter, will ich alles klagen,
Die ihr der Unſchuld Rächer ſeyd.
Mein Damon — — iſt er noch der meine,
Da er Gelübd und Treue bricht? — —
Ja, ja, er iſts, um den ich weine,
Und jede Thräne fließt aus Pflicht.

Kind, ſprach er unter tauſend Küſſen,
Und ach! wie brünſtig küßt er mich!
Ja alle Götter ſollens wiſſen,
Kind, ewig, ewig lieb ich dich.
Mein Damon — — iſt er noch der meine,
Da er Gelübd und Treue bricht? — —
Ja, ja, er iſts, um den ich weine,
Und jede Thräne fließt aus Pflicht.

Ihr Götter, ſparet eure Strafe;
Und iſt er ja der Rache werth:
So gebt nur, daß mein Bild im Schlafe
Ihn zärtlich macht, doch nicht ihn ſtöhrt.
Mein Damon — — biſt du noch der meine,
So bald dein Herz die Treue bricht? — —
Nein, du verdienſt nicht, daß ich weine.
Dich flieh ich, haſſen kann ich nicht.

An meinen Schutzgeiſt.

Gefährte meiner heitern Stunden,
Die froh, und ſorgenfrey verſchwunden,
Wenn du mich unter Freunden ſahſt.
Mein Ariel, ſo ſey geſegnet,
Daß du, ſo oft es Narren regnet,
Gern zur Bedeckung dich mir nahſt.

O nimm aus väterlicher Liebe,
Geſchmack und Witz, doch mehr die Triebe
Des bittern Spottes ganz in Acht.
Mach, daß ich ſeiner mich erkühne:
Allein bewache meine Miene,
Daß ſie nicht menſchenfeindlich lacht.

Stoß ich auf einen reichen Gecken,
So wolle mich dein Flügel decken,
Daß ſein Gewicht mich nicht erdrückt.
O lehre mich die Kunſt verſtehen:
Den Thoren heimlich zu verſchmähen,
Vor dem man öffentlich ſich bückt.

Wenn

Wenn trockne Moraliſten brummen,
Und Schwätzer um den Zirkel ſummen,
Wo du mit meinen Freunden biſt:
So laß die Moraliſten zechen,
Die Schwätzer was geſcheutes ſprechen,
Wenn es den Schwätzern möglich iſt.

So oft ich eine Schwachheits-Sünde
Vielleicht bey meinem Mädchen finde,
(Es ſtrauchelt jegliches Geſchlecht)
Alsdann gieb nicht, daß ich mich kränke,
Nein, gieb vielmehr, daß ich bedenke:
Es wache das Vergeltungs-Recht.

Wenn ich einſt ſatt gelebet habe;
So gieb, daß mir bey meinem Grabe
Die Lieb und Freundſchaft Roſen ſtreun.
O laß dieß Lob: ich ſey geliebet,
Den Ruhm: daß ſich ein Freund betrübet,
Einſt meiner Lieder Nachruhm ſeyn.

Ueber die Entfernung von Doris.

Durch unſer ſchmerzliches Entfernen
Hat meine Bruſt erſt ſchätzen lernen,
O Doris! wie die Liebe quält.
Hier ruf ich mit zerſtreutem Blicke
Die Stunden unruhvoll zurücke,
Da unſer Kuß den Bund gewählt.

Jetzt muß ich mich bey ſtillem Sehnen
Zu bangen Liedern angewöhnen,
Zum Schmerz, den unſer Abſchied gab.
Wein, Spiel und Freund ſind mir verhaſter,
Und jede Luſt wird mir zum Laſter,
Denn deine Liebe ſchreckt mich ab.

Im Zimmer, wenn ich einſam ſitze,
Bey dem Syſtem, wobey ich ſchwitze,
Bey jeder Luſt, bey Wein und Bier,
Im Garten, auf dem Wall, in Feldern,
In allen wahren Dichter Wäldern
Schwebt ſtets dein holdes Bild vor mir.

Singt Philomel gerührte Lieder;
So werf ich mich im Schatten nieder,
Und hör des Vogels Lehren an.
Denn wallt mein Blut mit ſtärkerm Triebe.
O Schade! daß ich deine Liebe
Hier nur im Bilde ſehen kan.

Durch unſer ſchmerzliches Entfernen
Hat meine Bruſt erſt ſchätzen lernen,
O Doris! wie die Liebe quält?
Hier ruf ich mit zerſtreutem Blicke
Die Stunden unruhvoll zurücke,
Da unſer Kuß den Bund gewählt.

An die Freunde.

Recht ſo, Freunde! bringt mir taumelnd
Dieſes Glaß mit ſchlaffem Arme,
Den die Kraft des Vatters Bachus
Zitternd ſchwer darnieder ziehet.
Ruft mit ſtammelnd heitren Stimme
Erſt ein Lebe hoch! den Freunden.
Füllt darauf die leeren Gläſer,
Widmet ſie nun den Charmanten.
Und aufs Wohlſeyn meiner Doris
Setz ich an gepreſte Lippen
Rüſtig das gefüllte Weinglaß;
Und ein halbgebrochnes Lebe!
Schleicht von der geneigten Zunge,
Eingedenk des muntern Scherzes,
Den ihr reizend ſchöner Umgang
Mir zum Glücke froh gegönnet.
Kommt, ihr Freunde! da halb ſtürmiſch
Schon der greiſe Winter drohet;
So ſey Wein jezt unſer Labſal.

Und bey den gefüllten Gläſern
Bleibt die jugendliche Liebe
Meiner artig braunen Doris
Stets der Vorwurf meiner Lieder.

Die

Die beſtändige Jungfer.

Weg! weg! mit allen Junggeſellen!
Das Mannsvolk ſteht mir gar nicht an;
Sie pflegen ſich nur zu verſtellen,
Und locken uns auf falſche Bahn.
Ich frage nichts nach ihrem Schmeicheln,
Nach ihrem Bitten, Schwören, Streicheln;
Mein Herz wird nicht dadurch gerührt,
Die ſchlaue Luſt beherrſcht ſie alle,
Und ſind wir erſt in ihrer Falle;
So werden wir gewiß verführt.

Nein, nein, ich mag mich nicht verbinden;
Ich liebe meinen Jungfer-Cranz,
An den kan ich Vergnügen finden;
Denn er ſchaft mir den reinſten Glanz.
Ein Mägdchen, das dem Mannsvolk trauet,
Hat Glück und Hoffnung ſchlecht gebauet;
Ey, Schade vor die Sclaverey!
Ich halte nichts von Kuß und Tändeln,
Mir eckelt vor den Liebes-Händeln,
Und kurz, ich lebe völlig frey.

Soll mir ein Mann Geſetze ſchreiben?
Das wär ein rechtes Ding für mich.
Ich will beſtändig einſam bleiben,
Da iſt mir niemand hinderlich.
Die Männer ſind oft allzuhitzig,
Will man nicht gleich, ſo thun ſie ſpitzig,
Sie laſſen uns faſt keine Ruh.
Sie haben ihre eigne Köpfe,
Sie gucken auch wohl in die Töpfe,
Und ſchlieſſen uns den Brod-Schrank zu.

Ich will von keinem Freyer wiſſen,
Ein Korb ſoll ihm zu Dienſte ſtehn.
Mein Jungfer-Cranz wird nicht zerriſſen,
Er ſoll mit mir zu Grabe gehn.
Mein Herz giebt ſich zu keinem Raube:
Was hilft mir denn die Weiber-Haube?
Die will ich lebenslang verſchmähn.
Mich ſelber in das Joch zu jagen!
Mich mit der Ehſtands-Laſt zu plagen!
Das wird von mir wohl nie geſchehn!

* *

Satyre.

Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.

Merk auf, ich bitte dich, wie es dem Alten gieng,
Der um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fieng.
Ein Eſel trug ihn fort, ſein Sohn war ſein Gefährte.
Als nun der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch, auf ſchwachen Füſſen traben?
Drum ſtieg der Vater ab, und wiech dem müden Knaben.
Doch, als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wieß.
Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigſten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte dieſem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dis für übel nahm.
Es ſchrie der ganze Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden,
Man pflegt nicht ſo, wie ihr, ſein Vieh zu überladen.

Der Alte, der noch nie die Welt ſo wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am beſten fand,
Und ſagte: Sollt ich mich in alle Menſchen ſchicken,
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

Das entweyhte Nonnen-Kloſter.

Ihr lieben Leute, höret zu,
Was ſich hat zugetragen
In einem Kloſter, — als in Ruh
Schon alle Nonnen lagen.

Die guten Dinger ſchnarchten ſehr,
Und träumten, was im Wachen
Bey keuſchen Nonnen Sünde wär:
Entzückend ſchöne Sachen!

Ach, da pocht eine ganze Schaar
Huſaren vor der Pforte,
Und fluchten arg: — denn kein Huſar
Flucht höflich-ſüſſe Worte.

Man hätte, war der Lerm gleich nah,
Den Lerm noch nicht gehöret,
Wenn nicht zum Glück die Domina
Ihr Nachtgeſchirr geleeret.

Im Hemd, das Licht in einer Hand,
Den Nachttopf in der andern,
Sah man ſie, halb ſchon ohn Verſtand,
Durch alle Zellen wandern.

Ach, ſchrie ſie: Kinder, Räuber ſind
Im Kloſter angekommen.
Steht auf! ach rettet euch geſchwind! —
Die Röcke mitgenommen!

Daß es den heilgen Franz erbarm!
Wer hilft nun dieſen Kindern? —
Die ſtieß den Kopf, die ſchrammt den Arm,
Und die fiel auf den Hintern.

Die hielt den Rock mit feſter Hand,
Vergaß ſich zu bedecken:
Die nahm ein Beinkleid von der Wand,
Und fuhr hinein mit Schrecken.

Ins Beinkleid? — Freylich, ärgerlich
War dieſes anzuſehen:
Doch wer beſinnt in Aengſten ſich,
Sonſt wär es nicht geſchehen.

Ein junger Mönch, der dieſe Nacht
Mit Clarchen viel geſprochen,
War in der Angſt, mit Clarchens Tracht
Schnell unters Bett gekrochen.

Indeß erſtieg man wie der Blitz
Der Mauer hohe Zinnen:
Huſaren waren im Beſitz
Von keuſchen Veſtalinnen.

Wie, wenn ins ſtille Taubenhaus
Der Mader diebiſch ſchleichet,
Des Räubers Stirn, von Mordſucht kraus
Die Täubchen ſchnell verſcheuchet.

Sie fliſtern ſich mit Ungeſtüm
Vom Räuber los zu machen,
Sie fliegen dumm, und fliegen ihm
Gerade in den Rachen.

So zitterte der Nonnen Schaar
Beym Anblick rauher Bärte,
Und jede floh, und keine war
Da frey, wohin ſie kehrte.

Die kroch in Keller, und mit Ach!
Sprang Julchen in den Garten.
Ach, Schweſtern! keine ſpringe nach,
Seht, wie dort Räuber warten.

Ein Nönnchen, das oft Nächte lang
Einſam im Bette ſtöhnte,
Und immer, für Caſteyen bang,
Sich gern nach Räubern ſehnte,

Lief, als die Domina noch rief:
Ach heilger Franz, erbarme
Dich deiner Schäfgen! — ach das lief
Dem Hauptmann in die Arme.

Er hielt die ſchöne Beute feſt,
Trug ſie in ihre Celle,
Und nahm den kleinen Ueberreſt
Der Furcht ihr auf der Stelle.

Sein Reitknecht, der ins fünfte Jahr
In Veſtung und im Lager
Copie von ſeinem Hauptmann war,
Verbuhlt wie er, und hager:

Zog blind ſein Looß, und grief, und hielt
(Denn faſt wär ſie entronnen)
Ein hagres Weib, das keucht und ſchielt,
Die Domina der Nonnen.

Doch ſeht die keuſche Domina
Ein Küchenmeſſer faſſen.
Sie ſprach: So ſtarb Lucretia;
So will auch ich erblaſſen.

Den welken Leib durchſtieß die Hand,
Sie ſiegte über Schmerzen;
Sie taumelt Ohnmachts voll in Sand,
Und ſtarb mit keuſchem Herzen.

Die Schweſtern brachten ſie zur Ruh,
Und ſangen Klagelieder,
Und ſangen: Domina, wie du
Erſticht ſich keine wieder.

Das faule Holz.

Sechs Freunde, (ich will jetzt nicht ſtreiten,
Ob es auch noch zu unſern Zeiten,
So gar ſechs Freunde geben kan.)
Sechs Freunde, höret mich nur an,
Verſammleten ſich fort und fort,
Faſt täglich all an einem Ort.
Warum? Vielleicht ſich zum Vergnügen
Einander etwas vorzufügen,
Und um die Zeit recht wohl zu brauchen,
Die Pfeifen öfter auszurauchen.
Da einer einſt durchs Fenſter ſah:
Ward er was glänzendes gewahr.
Ihr Herrn, wer will hier einen Irrwiſch ſehn?
Der darf nur her ans Fenſter gehn.
Ein Irrwiſch? Ach, warum nicht gar!
Ein Irrwiſch hüpfet ja.
Vielleicht ſitzt eine Katze da.
Hierauf ſprach nun der dritte: Nein,
Mein Herr, das kan wohl auch nicht ſeyn.

Ich weis, die Katzenaugen blitzen,
Wenn ſie im Finſtern ſitzen.
Allein mich dünkt, man ſieht gar leicht,
Daß dieſes keinen Augen gleicht.
Es iſt gewiß ein Brand.
Ein Brand? Da möcht ich gerne wiſſen,
Wer einen Brand dahin geſchmiſſen.
Vielleicht wirds eine Pfütze ſeyn,
Und reflectirt den Mondenſchein.
Ja! auf dem trocknen Sand!
Wer weis, wer weis, iſt Feuer angelegt!
Mein Herr, Sie habens recht erwegt!
Da müßte es den Sand verbrennen.
Sie müſſen wohl den Ort recht kennen.
Und endlich fiel noch einem bey,
Daß da wohl gar ein Schatz vergraben ſey.
Hieraus ward nun in kurzer Zeit
Ein nicht geringer Streit,
Und wäre bald, wie ich vernommen,
Von Worten gar zu Schlägen kommen.
Ihr Herrn, ſprach einer doch, ihr Herrn, was ſoll das Streiten?
Das Ding iſt ja wohl zu entſcheiden.

Kommt,

Kommt, laßt uns insgeſamt hingehn,
Den Plunder in der Näh zu ſehn.
Herr Wirth, iſt keine Fackel da?
Ach, eine Fackel? Ja!
Man gieng, und fand. Es wurde nichts gefunden.
Sehn ſie! nun iſt der Schatz verſchwunden,
Denn rede man nur ein Wort:
So iſt er augenblicklich fort.
Nun müſſen ſieben Jahr vergehn,
Eh er ſich wiederum läßt ſehn.
Gedult! mein Herr, wir werden ihn ſchon finden.
Die Katze kan wohl nicht verſchwinden.
Und einer ſprach zum Nachbar in das Ohr,
Das Ding kommt mir bedenklich vor.
Ach! was! Es iſt ja ſonnenklar,
Daß es nichts, als ein Irrwiſch war,
Der ſich vor unſerm Licht verlohr.
Man kehrte um, und blieb von ferne ſtehn,
Da ließ das Ding ſich wieder ſehn.
Zum Henker, was muß das doch ſeyn!
Ach kommen Sie. Mir zittert Arm und Bein.
Dem Teufel traue ich nicht viel.
Er hat manchmal ſein Gauckelſpiel.

Ha!

Ha! Ha! Ihr Herrn, wer geht noch einmal mit!
Und keiner wagte einen Schritt.
Mein Herr, ſeyn Sie nicht zu verwegen.
Ha! ha! Er gieng und zog den Degen,
Und kam vom Siege ſtolz.
Was war es? Faules Holz.

Mich dünkt, ſo geht es oft gelehrten Leuten,
Wenn ſie von fernen Dingen ſtreiten.
Ein jeder glaubt, er denk nicht ſchlecht,
Und hat doch manchmal keiner recht.
Vielleicht geſchiehts, wenn ſie von den Kometen
Und ihrem Zwecke reden.
Und willſt du es, mein Freund, noch mit Exempeln mehren:
So will ich dir es auch nicht wehren.

Der Zufriedene.

Alles iſt mir einerley:
Schmerz und Freude, Luſt und Kummer.
Beydes geht ſo bald vorbey
Als ein Schatten, Traum und Schlummer;
Denn der Wechſel iſt ſtets neu.
Alles iſt mir einerley!

Schlecht und recht vergnüget mich!
Hab ich keine groſſe Würde;
O ſo folgt der Schluß vor ſich:
Trag ich keine groſſe Bürde.
Mich beſchwert kein Klag-Geſchrey.
Alles iſt mir einerley!

Sucht, ihr andern, wie ihr wollt,
Reichthum, Häuſer, Hof und Güter!
Dieſes ſchlechte Flitter-Gold
Stört die ruhigſten Gemüther.
Merkt! die Sorgen ſind wie Bley.
Alles iſt mir einerley!

Kan ich nur mein täglich Brod
Ruhig und vergnügt genieſſen:
O was hab ich denn vor Noth?
Schade vor die Lecker-Biſſen!
Mandel-Muß und Hirſe-Brey?
Alles iſt mir einerley!

Trink ich heute ſauer Bier,
Oder kan nur Waſſer haben;
Wird der ſüſſe Malvaſier
Morgen mich nicht beſſer laben.
Nur daß es was naſſes ſey!
Alles iſt mir einerley!

Kleider machen keinen Mann!
Seidne Lappen, goldne Stricke,
Sind vor einen, der nichts kan,
Nur ein blos vergänglichs Glücke.
Trag ich ſchlechte Liberey?
Alles iſt mir einerley!

Wenn der Schlaf mich überfällt,
Und die muntren Augenlieder
Mit Verdruß umſchloſſen hält:
Streck ich ruhig Haupt und Glieder
Bald auf Federn, bald auf Heu.
Alles iſt mir einerley!

Ach wie quält die Liebe doch
So viel ihr ergebne Herzen!
Mir verurſacht dieſes Joch
Wahrlich weder Luſt noch Schmerzen:
Denn mein Herz iſt immer frey.
Alles iſt mir einerley!

Wahrer Freundſchaft Lieb und Gunſt
Bin ich herzlich wohlgewogen;
Doch mich hat manch blauer Dunſt
Bis daher auch oft betrogen,
Bey den Treuen bin ich treu.
Alles iſt mir einerley.

◆ ◆ ◆

Ruhm und Tadel nehm ich an,
Als den Ausſchlag jeder Sache;
Jenen, daß ich recht gethan,
Dieſen, daß ichs beſſer mache.
Nur vor Schmeichlern trag ich Scheu,
Alles iſt mir einerley!

Die ihr aber drüber lacht,
Daß ich mich in alles ſchicke,
Und zu viel aus etwas macht;
Seht, es dient zu keinem Glücke.
Folget mir! es bringt nicht Reu
Alles iſt mir einerley!

Laßt den ſtürmiſchen April
Immerhin mit Unglück wittern!
Nichts, es ſey auch, was es will,
Kan mir Herz und Muth erſchüttern:
Denn bey mir iſt immer May,
Und auch alles einerley!

◆ ◆

An meinen Freund, G. R.

Laß uns der glücklichſten Zeit, eh ſie entfliehet, genieſſen,
Eh mitternächtlicher Gram ſie vergällt;
Eh ſchwarze Sorgen und Leid in unſre Herzen ſich gieſſen,
Und uns kein muntrer Scherz mehr gefällt.

Wie, wenn vom Alpengebürg zerſchmolzner Schnee herabflieſſet,
Wenn er den mächtigen Rheinſtrom verſtärkt,
Sich durch vielmeiligten Weg ins groſſe Weltmeer ergieſſet,
Und niemand, wo er gelegen iſt, merkt.

So flieht die lieblichſte Zeit und läßt uns erſtaunet dahinten,
Daß ſie ſobald für uns nimmermehr iſt:
Drum Freund! — — drum laſſe uns ſie, weil ſie noch da iſt, empfinden,
Weil ſie die traurigen Stunden verſüßt.

Uns kan die künftige Zeit weit von einander entfernen,
Daß dich mein ſehnendes Aug nicht mehr ſieht;
Leicht kan die Folge der Zeit uns Schmerz und Kümmernuß lernen:
Da uns jetzt Freude und Wolluſt noch blüht.

Laß ſich den Narren mit Harm, mit ſchwerer Kümmernuß grämen,
Von uns entferne ſich ewig der Gram.
Kein Weiſer wird ſich die Luſt bey heitern Tagen benehmen,
Die ihm vom Himmel ins Herz herabkam.

Hältſt du den Menſchen für klug, der in der Jugend die Stirne
In eine Wolke von Sorgen einhüllt?
Zeigt nicht derjenige Gram ein leeres finſtres Gehirne,
Den keine Scene der Fröhlichkeit ſtillt?

Wenn mir die Jugend entflohn, wenn meine Haare ſich färben,
Wie Schnee, der auf den Gebürgen lang liegt:
Will ich mit Sorgen dann auch, mich Tag lang härmen und ſterben.
Nein, auch mein Alter und Tod ſey vergnügt!

Doch, daß ich, Jüngling, mich ſchon mit Sorgen peinigen ſollte,
Das ſeye von mir ſehr lange noch fern.
Welch ohnausſtehlicher Zwang, wenn ich mich ängſtigen wollte!
Denn jetzo hab ich die Freuden gar gern.

Gebrauche mit Freunden die Zeit, die uns zu Jünglingen machet,
Und jede Stunde gebähre dir Luſt!
Wie läßt es der Jugend ſo gut, wenn ſie die Sorgen wegladet!
Wär ihr nur ewig die Freude bewuſt!

Freund! eile mit hurtigem Schritt zum Freunde, der dich treu liebet;
Bring alle Vergnügungen mit!
Der iſt der gröſſeſte Thor, der ſeine Freuden verſchiebet,
Und der ſich ängſtlich zum Trauern bemüht.

Was ich kan und nicht kan.

Frölich ſcherzen, ſcherzhaft lachen,
Sich mit Freunden luſtig machen,
Iſt das, was ich kan;
Aber ein Geſicht voll Sorgen
Jung von alten Leuten borgen,
Geht bey mir nicht an.

Jedem Unrecht widerſprechen,
Und ſich durch die Wahrheit rächen,
Iſt das, was ich kan;
Aber Ungerechten heucheln,
Und mit ſanften Worten ſchmeicheln,
Geht bey mir nicht an.

Von dem Nächſten Gutes ſagen,
Die Verläumder von mir jagen,
Iſt das, was ich kan;
Aber mit den Coffeeſchweſtern
Seine Unſchuld frech verläſtern,
Geht bey mir nicht an.

Scherzhaft frohe Lieder dichten,
Um die Grillen zu vernichten,
  Iſt das, was ich kan;
Aber in den Elegien
Sich zum Trauerton bemühen,
  Geht bey mir nicht an.

Wenn die Gläſer goldfarb blinken,
Mit dem Freund ſich luſtig trinken,
  Iſt das, was ich kan;
Aber alles Geld vertrinken,
Sinnenlos zu Boden ſinken,
  Geht bey mir nicht an.

Angenehme Kinder küſſen,
Und die Seele zärtlich wiſſen,
  Iſt das, was ich kan;
Aber bey den holden Küſſen
Noch gelehrt pedäntiſch ſchlüſſen,
  Geht bey mir nicht an.

Die Möglichkeit und Unmöglichkeit.

Im Alter ſchön und fühlbar ſingen,
Und ſich zu Hallers Höhe ſchwingen,
Dies kan nicht ſeyn:
Daß mancher Jüngling, der oft dichtet,
Ein ſchönes Denkmal ſich errichtet,
Dies geh ich ein.

Daß uns ein gräßliches Geſchicke
In dem Gemüthe gar nicht drücke,
Dies kan nicht ſeyn;
Doch, daß man ſich zu zähmen ſuchet,
Und ſein Verhängnus nicht verfluchet,
Dies geh ich ein.

Daß

Daß Beda treu den Thirſis liebet,
Und andern keine Küſſe giebet,
Dies kan nicht ſeyn;
Doch, daß ſie, wenn ſie wird veralten,
Es wird, wie heilge Schweſtern, halten,
Dies geh ich ein.

Daß Clöſter alle Lüſte zähmen,
Und uns der Liebe Spur benehmen,
Dies kan nicht ſeyn;
Doch, daß man auch in Clöſtern küſſet,
Der Liebe Luſt nach Willen büſſet,
Dies geh ich ein.

Daß Doris ſtets ſo ſpröde bleibet,
Ihr ſpröde thun noch lange treibet,
Dies kan nicht ſeyn;
Doch, daß ſie ſchon den Damon kennet,
Ihn liebt, und ihn recht zärtlich nennet,
Dies geh ich ein.

Daß ich den Freund und Wein verlaſſe,
Und Dichtkunſt und die Mädchens haſſe,
Dies kan nicht ſeyn;
Doch, daß ich mit dem Freunde trinke,
Und dichte und den Schönen winke,
Dies geh ich ein.

C. A. L.

RADIANT VIRE

Hans.

Hans, Kunzens einzger würdger Sohn,
Ward durch des reichen Matzens Sterben
Zu eines Rittergutes Erben,
Und auch zugleich zum Herrn Baron.
Denn Erbſchaft und die Lotterie
Macht heut zu Tage manches Vieh
Zum groſſen Herren ohne Müh.

Hans, der zuvor den Schubkarn zog,
Lies ſich nun in der Sänfte tragen,
Denn ein Geſpann von Pferd und Wagen
Kam ſeinen gnädgen Geiz zu hoch.
Und heut zu Tage weicht dem Geiz
Bey manchem doch der Ehre Reiz.
Das wiſſen wir ſchon allerſeits.

O plötzliche Verwandelung,
Die ſich mit Hanſen zugetragen,
Denn nichts blieb Bauer als ſein Magen,
Doch dieſes war auch ſchon genung.
Bey Tafeln, hör ich, ißt man nicht,
Man koſt nur jegliches Gericht,
Das war vor Herr von Hanſen nicht.

Hans aß und trank was gut und rar,
Und war gewohnt von ſeinen Speiſſen
Sich groſſe Runken abzureiſſen,
Da er noch bäuriſch hungrig war.
Wenn Hans Mittags bey Tafel ſaß,
So trank der Herr von Hans und aß,
So, daß er ſich gleich ſelbſt vergas.

Fünf Jahre waren kaum vorbey,
Da Hans, ob ſich ſein Fett gleich ſtärkte,
Bey ſeines Beutels Schwindſucht merkte,
Wie theuer ſeine Tafel ſey?
Der Herr von Hans wird arm, jedoch!
Der Wirth und Keller borgen noch,
Zum wenigſten zahlt er den Koch.

Das

Das ſiebte Jahr muß er die Wuth
Erhitzter Gläubiger empfinden,
Die ärgſte Straffe groſſer Sünden,
Und Herr von Hans verkauft ſein Gut.
Er ſpricht darauf zur ganzen Stadt:
Ich bin des Rittergutes ſatt.
Ich glaube, weil ers verfreſſen hat.

Die Pflichten eines Dichters.

Herzen entzünden,
Herzen verbinden,
Iſt der Liebe Pflicht:
Aber die zärtlichen Siege beſingen,
Die der bezaubernden Liebe gelingen,
Iſt des Dichters Pflicht.

Liebreich zu ſcherzen
Zärtlich zu herzen,
Iſt des Bräutgams Pflicht:
Solches nicht ohne Entzückung zu ſehen,
Solches in lebenden Liedern erhöhen,
Iſt des Dichters Pflicht.

Gegentheils wiſſen
Feurig zu küſſen
Iſt der Bräute Pflicht:
Sie durch entzückende Lieder belehren,
Täglich des liebſten Vergnügen zu mehren,
Iſt des Dichters Pflicht.

Zärtliche Triebe
Bleiben der Liebe
Wechſelsweiſe Pflicht:
Eben mit ſolchen inbrünſtigen Trieben
Siehet man unſre Vermählten ſich lieben,
Kraft der ſchönen Pflicht.

Schmecket dann Beyde
Himmliſche Freude!
Uebet eure Pflicht!
Heute zu eurem Vergnügen zu ſingen,
Scherzhaft ergötzende Lieder zu bringen,
Das war meine Pflicht.

Der Hofnarr.

Ein König, der in früher Jugend
Gleich groß an Fehlern und an Tugend
Den väterlichen Thron betrat,
Erwählete in ſeinem Rath
Auch einen Narren — —
Der ganze Hof erſtaunt: und alle Excellenzen,
Die ſtolz in Ordensketten glänzen,
Kam dieſe Wahl ſehr thöricht vor.
Sie liſpelten ſich ſchon ins Ohr:
Wie viel das Land zu fürchten hätte!
Der Prinz errieth die Meynung ſeiner Räthe:
Ihr Herren! ſprach er, dieſen Mann
Hab ich mit Vorbedacht gewählet,
Damit, wenn meine Jugend fehlet,
Und ſie die Wahrheit mir verheelet,
Er als ein Narr die Wahrheit ohne Scheu
Und ihres Lobes Heucheley
Mir unverſtellt entdecken kan:
Denn Narren hält man das zu gut,
Was ungeſtraft kein Kluger thut!

Ode

der Buchdruckerey-Kunſt.

Sey gegrüßt, geprieſne Kunſt!
Welcher alle Künſte weichen;
Du, des Höchſten Gnadenzeichen,
Du, die Tochter ſeiner Gunſt;
Preis von unſers Volks Verſtande,
Lautes Sprachrohr aller Lande!

Edle Kunſt! die Deutſchlands Ruhm
Durch die ganze Welt getragen,
Denn der Erden Völker ſagen:
Sie iſt Deutſchlands Eigenthum.
Könnt ich doch vor allen Dingen
Deinen hohen Werth beſingen!

O du wahres Himmelskind!
Kömmt mir gleich auf meinem Schilfe
Keiner Muſen Kunſt zu Hülfe,
Die nur Männern günſtig ſind:
So wird doch aus eignen Trieben
Dir vielleicht ein Blatt belieben.

Wie der Thau, das Kind der Nacht,
Sich auf dürre Felder ſenket,
Die halbtodten Hälmer tränket,
Und von neuem lebend macht:
So ließ Fauſtens kluges Sinnen
Alle Künſte Kraft gewinnen.

Was man jetzund lieſt und ſpricht,
Was man lernet, was man lehret,
Was man glaubet, was man ehret,
Das iſt Wahrheit, das iſt Licht.
Und dieß längſt vermißte Glücke
Bracht uns dieſe Kunſt zurücke

Danke,

◆ ◆ ◆

Danke, kluges Alterthum,
Dank es doch den neuern Zeiten,
Die dein ſeltnes Lob verbreiten;
Sie erneuern deinen Ruhm:
Seit die Kunſt die Bücher präget,
Deinen Glanz uns vorgeleget.

Dir nur, blöder Aberwitz,
Auf dem ungeſtalten Throne,
Ward der Untergang zu Lohne;
Dir verſtörte man den Sitz;
Und dein abergläubiſch Irren
Kan uns jetzt nicht mehr verwirren

Nun iſt Pallas recht vergnügt,
Nun iſt, durch gedruckte Bücher,
Aller Jahre Weisheit ſicher,
Daß die Zeit ſie nie beſiegt.
Jetzund kan kein Weiſer ſterben:
Denn ſie retten vom Verderben

Gleich Dieſpitern an Macht,
Hat man die gelehrten Schaaren,
Die vorlängſtens Schatten waren,
Wieder an das Licht gebracht;
Und durch das, was ſie geſchrieben,
Uns zur Tugend angetrieben.

Geht nun, Läſtrer! macht den Schluß:
Unter allen dummen Thieren
Sey kein einziges zu ſpüren,
Dem der Menſch nicht weichen muß.
Traun! wer dieſe Läſtrung waget,
Hat der Menſchheit ſelbſt entſaget!

Seht doch unſre Kunſt nur an:
Dann erforſcht mit ſchlauen Sinnen
Aller Thiere klug Beginnen,
Ob ihr eines gleichen kan.
Doch, o ſeltne Kunſt, verzeihe,
Daß ich dich hier ſo entweihe!

Keine läßt dich hinten ſtehn,
Keine Kunſt der ganzen Erden;
Du kanſt aller Meiſter werden,
Und dich, durch dich ſelbſt, erhöhn:
Wenn die andern durch dein Sorgen
Ewigkeit und Beyfall borgen.

Wir ſind ſterblich: du allein
Wirſt, wenn alles wird verderben,
Wenn der Erdball ſelbſt wird ſterben,
Seines Todes Zeuge ſeyn;
Und wenn alle Schriften lodern,
Billig deinen Vorzug fodern.

Ihr, ihr Wunder alter Zeit,
Seyd mit ihr zugleich verſchwunden:
Ward Athen nicht überwunden?
Wo iſt Babels Herrlichkeit?
Was die Vorderwelt beſeſſen,
Starb mit ihr, und iſt vergeſſen.

Aber, was die Tugend ſtützt,
Was erhabne Seelen feuert,
Was den Laſtern wehrt und ſteuert,
Wird vom Himmel ſelbſt beſchützt:
Das muß mit der Welt beſtehen,
Und mit ihr erſt untergehen.

Dort, wo Petrus Wunder that,
Als er eine Stadt erbauet,
Wo man ſonſt kein Haus geſchauet,
Und ſchon jetzt Palläſte hat;
Wo der Winter, wenn er ſchneyet,
Häuſer hoch die Flocken ſtreuet:

Wo der Neva Wellen gehn,
Welche noch vor vierzig Jahren,
Nichts von Wiſſenſchaft erfahren,
Müſſen Druckerpreſſen ſtehn:
Und von da, nach allen Enden,
Wahrheit, Witz, und Einſicht, ſenden.

Auch in Mohomets Gebieth,
Wo, mit zwey paar Feuerſäulen,
Phöbus pflegt hervor zu eilen,
Wenn er unſre Welt bezieht:
Dorten, bey dem Volk mit Binden,
Kan man Druckerpreſſen finden.

Fahre fort, geprieſnes Werk,
Fahre fort, durch deinen Nutzen,
Witz und Einſicht aufzuputzen,
Du, der Zeiten Augenmerk!
Bis durch deinen Fleiß auf Erden
Alle Völker weiſe werden.

Gottſchedin.

Die Frau Magiſterin.

S wär ich nur ein Mägdchen worden!
Ich freyte in Magiſterorden,
So wahr, als ich ein Knabe bin.
Denn keine Frau wird mehr geehret,
Wie die Erfahrung täglich lehret,
Als unſre Frau Magiſterin.

Es iſt auch wahr, man muß ſie ehren;
Denn, alle die ſie reden hören,
Sind ihr gewogen, wie ichs bin.
Es kan auch niemand lauter ſingen,
Andächtiger die Hände ringen,
Als unſre Frau Magiſterin.

Klagt ihr der Nachbarsmann mit Zähren,
Daß Weib und Kinder kränklich wären,
So läuft ſie zu dem Nachbar hin.
Da weiß ſie bald durch Arzeneyen
Den armen Nachbar zu erfreuen.
Die gute Frau Magiſterin!

Und muß ſie zu der Herrſchaft gehen,
Da ſollte man ſie bücken ſehen.
Da ſpricht ſie recht nach jener Sinn.
Was der gefällt, das läßt ſie gelten.
Auf was man ſchilt, weiß ſie zu ſchelten.
Die kluge Frau Magiſterin!

Und kommen in das Dorf Soldaten,
So wollt ichs wirklich keinen rathen,
Er ſtrebte bey ihr nach Gewinn.
Ich kenne zwar nicht die Gedanken,
Doch hält ſie ſich in ihrem Schranken
Die keuſche Frau Magiſterin!

Geht ſie zur Hochzeit oder Taufen,
So ehren ſie die ganzen Haufen,
Gleich einer lieben Königin.
Da kan ſie jedem freundlich nicken,
Und alle ſprechen bey dem Bücken:
Die liebe Frau Magiſterin!

Auch tragen Butter, Milch und Käſe,
Und Moſt und Trauben bey der Leſe
Die Bauerweiber zu ihr hin.
Da weiß ſie gleich viel tauſend Segen,
Als wie ihr Herr, auf ſie zu legen.
Die fromme Frau Magiſterin!

Sie weiß die Wirthſchaft zu verwalten,
Gar unvergleichlich Haus zu halten,
Und alles wird ihr zum Gewinn.
Ja, ſollt ihr Mann auch morgen ſterben,
Verbleibt ſie doch, nebſt vielen Erben,
Die reiche Frau Magiſterin.

Der verzweifelte Ehemann.

Ach hört mit Furcht und Grauen
Ihr guten Männer an,
Wozu die Wuth der Frauen
Euch alle reitzen kan.

Glaubt nicht, daß ihr auf Erden
Stets euren Himmel habt,
Wenn euch bey viel Beſchwerden
Der Kuß der Schönen labt.

Quält in dem Weltgetümmel
Den Mann des Ehſtands-Pflicht:
So glaubt, der gute Himmel
Schloß ſeine Ehe nicht;

So glaubt, er kaufte theuer
Den kurzen Zeitvertreib;
So glaubt, zum Fegefeuer
Ward ihm ſein liebes Weib.

Dann kennt er ohne Zweifel
Die Hölle ganz genau:
Dann mehr als ſieben — —
Quält eine böſe Frau.

In Ehe-Prüfungsſtunden
Hat mancher Hahnrey oft,
Beym Troſt, den er empfunden,
Auf Rache mit gehofft.

Er dacht an ſeine Brüder,
Und an der Ehe Lauf,
Und ſetzte manchem wieder
Zwölfend'ge Hörner auf.

Drum nehmt, geplagte Männer,
Gedult und Tröſtung wahr:
Quält euch die Frau im Jenner,
Quält ſie im Februar;

Hat ſie im Merz von Ränken
Das ſtarre Köpfgen voll:
Greift im April zu Schwenken,
Und macht im May ſie toll.

So ſtandhaft wechſelt immer;
Merkt dieſen treuen Rath:
Thut nie, was einſten ſchlimmer
Ein armer Ehmann that.

Er, der bey grauen Haaren
Ein raſches Mädgen nahm,
Und nunmehr ſchnell erfahren,
Wie man zu Hörnern kam;

Er glaubte, da zur Rache
Sein Alter ihn gelähmt,
Es ſey ſein ſchöner Drache
Durch Schmeicheln leicht gezähmt.

Allein, wie grimmig flogen
Nicht oft dem armen Tropf,
Der ſchrecklich ſich betrogen,
Die Schlüſſel nach dem Kopf.

Sie droht, er mußte fliegen,
Und kommen, wenn ſie rief,
Und untern Stuhle kriechen,
Saß ihr das Kopfzeug ſchief.

Zehn ſcharfe Nägel fuhren
Ihm öffters durch den Bart,
Und hinterlieſſen Spuren
Von ihrer Gegenwart.

Einſt, ſchrecklich iſts zu ſagen!
Wollt' er das erſtemal
Zu widerſprechen wagen,
Da ſah er ſeine Qual.

Mir, rief ſie: mir zu wehren!
Und ich, ich ſchwiege ſtill?
Dein Wunder ſollſt du hören,
Ein Wort iſt gnug: ich will!

Schon flammten ihre Blicke:
Ein Wörtchen ſprach er nur,
Als ſchnell in die Peruque
Glas und Pantoffel fuhr.

Er ſchwieg, und lief verzaget
Fünf Treppen unters Dach;
Da hat er viel geklaget, — —
Du Muſe, klag' ihm nach.

„Ach! iſt ein Mann auf Erden
„Wohl ſo geplagt als du?
„Erſt muß ich Hahnrey werden,
„Dann Prügel noch dazu!

Er dachte drauf mit Schmerzen
An alle ſeine Noth,
Und fühlte Muth im Herzen,
Und knirſcht', und rief dem Tod.

Der Tod, der ungebeten
Offt kömmt mit Ungeſtüm,
Kroch doch in dieſen Nöthen
Nicht unters Dach zu ihm.

Und weil er nicht gekommen,
So hat er Wehmuths-voll
Gar den Entſchluß genommen,
Den keiner nehmen ſoll.

„Der, welcher ſich erhenket,
„Denkt er, fühlt kurze Pein
„Mein Weib, wenn mans bedenket,
„Wird ſtets mein Henker ſeyn.

„Was acht ich denn der Qualen
„Von einem Augenblick?
„Du ſchon zu tauſendmalen
„Komm her, geliebter Strick!

Es war der letzte Jenner,
Als ſich der Geck erhieng,
Und für geplagte Männer
Die Märterkron empfieng.

Das Kloſter.

Die Schönen, die an Jugend blühen,
Durch Reitz die Herzen an ſich ziehen,
Die dürfen nie das Kloſter ſehn:
Nur die, die jetzt, nunmehr zu ſpäte,
Bereuen, daß ſie jung zu ſpröde,
Die laſſet gern ins Kloſter gehn.

Die Schönen, die nebſt Schönheits-Schätzen
Den Mann durch ihren Witz ergötzen,
Für dieſe iſt das Kloſter nicht:
Für die, die ſich mit Frommheit ſchminken,
Sich ſeelig, andre Sünder, dünken,
Für dieſe iſt es zugericht.

Die liebreich, freundlich und geſellig,
Die tugendhaft, im Scherz gefällig,
Die Schönen thut man nicht hinein:
Nur jene, die der Männer Plagen,
Der ew'ge Stoff von ihren Klagen,
O, möchten alle drinnen ſeyn!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nun, Doris, da dich Jugend ſchmücket,
Dich Tugend, Reitz und Witz beglücket,
Für dich wär wirklich ſchad, nicht wahr?
Ihr Schönen, ſeyd, wie ſie, gefällig,
Voll Witz und Tugend, doch geſellig;
Welch Glück, denn werden Nonnen rar.

Der weiſe Chriſt.

Ein Mann, der durch Vernunft, durch Redlichkeit, durch Fleis,
Zeit, Welt, Glück, Ehr und Luſt kennt und zu brauchen weis;
Die ſein vergnügtes Herz durch muntre Blicke zeiget,
Schön denkt, vernünftig ſpricht, und ungezwungen ſchweiget;
Der keinen Menſchen drückt, der jedem gleich vergiebt,
Und alle Brüder nennt, und ſie als Brüder liebt.
Der nichts aus Geiz verlangt, der nichts aus Stolz verſchenket,
Der ſeinen König ehrt, und als ein König denket;
Der, wenn er liebet, ſich und andre glücklich macht,
Und Thorheit, Argwohn, Neid und Eigenſinn verlacht;
Der, wenn er Freunde ſucht, ſein Herz zu Rathe ziehet,
Und mehr auf Witz und Treu, als Staat und Titel ſiehet;
Der nichts umſonſt erkennt, beſitzet und beſchliest,
Frey, wie die groſſe Welt; gros, wie ein Weiſer iſt;

Der eine edle That am Feinde ſelbſt verehret,
Und den der Undank nie in ſeinem Wohlthun ſtöhret,
Der unverändert bleibt, und wenn die Welt zerfiel:
Der, wenn er ſterben muß, nicht länger leben will,
Und wenn das Vorurtheil ihm ſo viel Schröcklichs ſaget,
Mit ſchwacher Stimme noch zuletzt ſich ſelber fraget:
Ob er im Tode wohl von dem was fürchten kan,
Der ihm im Leben nichts, als lauter Guts, gethan?

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, ſie lag in Griechenland,
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raſerey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaren.
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyn,
Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
Ich zittre ſchon, wenn zwey nur ſchreyn.
Sie lieffen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſamt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,

Die ſich gewünſcht, des Mannes los zu ſeyn?
Von tauſenden nicht eine? Nein.
Nun, das iſt viel, da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit geweſen ſeyn.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
Weis nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen.
Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn ſies von mir verlangt, gegeben.

Allein ſo gar gelind war dieſer Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und ſpricht:
Ihr Schönen! Dieſes glaub ich nicht.
Ein harter General wird nicht ſo liebreich ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?

Genug er hats geſagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wiſſen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es, oder nicht, kan meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, ſprach der General,
Ich ſchenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben.
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er ihr Schönen! ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern ſchicken,
Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)

Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wolluſt! welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen:
Alsdann flog jede froh ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund. Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durftens doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eyd zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich: drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General.

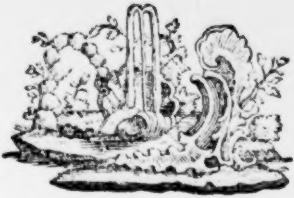
Die Jungfer.

Nur einem ſuch ich zu gefallen;
Nur einer iſt nach meinem Sinn:
Und wenn ich auch damit ſonſt allen
Gehäſſig und zuwider bin;
Was frag ich nach der ganzen Welt,
Wenn einer mir nur recht gefällt.

Ich kenn ihn ſchon, das Bild der Liebe,
Das Muſter aller Redlichkeit,
Und weis: er hat aus reinem Triebe
Sich mir zum Eigenthum geweyht.
Er liebt mich treu; was ſteh ich an?
Ich lieb ihn auch: er ſey mein Mann!

Du, Herze, haſt ihm längſt geſchworen;
Entſchlüſſe dich nun auch, mein Mund,
Und mach ihm, was ſich dieß erkohren,
Zur nechſten Antwort, wieder kund.
Nicht lang gewählt und jung gefreyt,
Hat ſelten jemand noch gereut.

Ihr Schweſtern, die ihr nach der Mode
Oft gar zu klug und lange wählt,
Auch manchmal euch, faſt bis zum Tode,
Damit verſpätet, andre quält.
O! meidet, meidet Reu und Schmach!
Beſinnt euch kurz und folgt mir nach.



Der Friede.

Verſtumme, betäubender Hall! entweichet, verwegne Trompeten!
Erſchrecket die Fluren nicht mehr mit Mordſucht erregendem Klang!
Die Schwerdter weichen dem Pflug: weicht unſern frölichen Flöten,
Weicht unſerm Geſang.

Es kömmt des Himmels Geſchenk, es kömmt der Friede vom Himmel;
Und lächelnd kömmt mit ihm der Ceres fruchtbarer Sohn;
Die Freude flattert herab, die ſonſt vor dem wilden Getümmel
Der Waffen entflohn.

Aus Fluthen, die nicht mehr vom Blut, nicht mehr von Todten geſchwellen,
Erhebet die Gottheit des Rheins, mit mooßigtem Schilfe umlaubt,
Mit ſtarken Hörnern geziert, aus grünlicht ſtrudelnden Wellen,
Das fruchtbare Haupt.

Den ſtille gewordenen Wald durchſäuſeln nur liebliche Winde;
Das Ufer erſchallet nicht mehr von blutiger Sieger Geſchrey;
Es murmelt die rauſchende Fluth; ſie küſſet das Ufer gelinde,
Und liſpelt vorbey.

Was treibet der Menſchen Geſchlecht, ſich ſelbſten das Leben zu enden?
Was machet das irdiſche Volk zum Opfer verbitterter Wuth?
Was wühlet der zornige Arm mit raſend verwegenen Händen
Im eigenen Blut?

Der Menſchen Kühnheit durchbricht die Gränzen der irdiſchen Sphäre,
Seitdem des Prometheus Fauſt geraubtes Feuer entbrennt.
Es hat die Vorſicht umſonſt durch nicht zu pflügende Meere
Die Ufer getrennt.

Der wächſerne Flügel erhob ſich zu den olympiſchen Höhen,
Wohin ein ſinnloſer Schwung des Icars Verwegenheit trug:
Doch Blitz und Rache brach los und ſtürzte zu ſalzichten Seen
Den raſenden Flug.

Wie glücklich war nicht die Welt, als bey beſtändigem Lenzen
Noch nie geſäetes Korn in gelblichen Fluren gewallt!
Jedoch das kühne Geſchlecht zerbrach die geſetzeten Gränzen
Aus Bosheit zu bald!

Eh

Eh noch die Mordſucht gelehrt, ſich unter einander vernichten;
Eh Tugend, Treue und Recht von Gold und Stahle beſiegt;
Eh noch die Colchiſche Schaar, auf zitternd ſchwankender Fichten,
Die Wellen durchpflügt:

Eh noch das irdiſche Volk, ſich blindlings ſelbſten zu ſtrafen,
Die Freyheit muthwillig verſcherzt und herrſchenden Fürſten gefröhnt;
Eh noch Cyclopen geſchwitzt, eh noch vom Schwieren der Waffen
Der Aetna ertönt:

Da irrten, im ſchattigten Hayn, unſchuldig fröhliche Schaaren,
Es ſtöhrte kein ſehnender Wunſch die Einfalt der ruhigen Bruſt,
Befreyt von Sorgen und Furcht, geſichert von künftigen Gefahren,
Erſchaffen zur Luſt.

Es floh die goldene Zeit mit bald verſchwindendem Flügel;
Die Laſter brachen hervor, um uns mit Kriegen zu drohn:
Nun iſt die traurige Treu längſt über die heiligen Hügel
Des Mondes entflohn.

Der

Der Candidat.

Ein Herr Prälat, den ich nicht nennen kan;
Doch ſagt man mir, es gebe ſeines gleichen
Nicht im Bezirk von vielen Königreichen,
Der Herr Prälat war ein rechtſchaffner Mann.

Einſt kam zu ihm ein junger Candidat,
Ein frommer Menſch, der, um in ſeinem Orden
Nie groß zu ſeyn, auch nie gelehrt geworden,
Und welcher ihn jetzt um Beförderung bat.

Der Herr Prälat, der auf Verdienſte ſah,
Die er noch nicht beym Bittenden erblickte,
Warf ſchnell den Hut, der ſeine Rechte drückte,
Hin auf den Tiſch und ſprach: **Es iſt nichts da!**

Hierauf gieng er im Zimmer auf und ab,
Und nahte ſich manchmal dem Hute wieder,
Hob ihn ſchnell auf und warf ihn ſchneller nieder,
Wobey er ihm dieß ſtets zur Antwort gab.

Der

Der Candidat, der ſchon den Edelmuth
Und den Gebrauch des Herrn Prälaten kannte,
Steckt, als er ihm den Rücken kaum verwandte,
Ein Päckchen Geld ihm unter ſeinen Hut.

Der Herr Prälat, der auf Verdienſte ſah,
Sah kaum das Geld beym Wegthun ſeines Hutes,
So ſagt er ihm: Nun ſey er gutes Muthes,
Herr Candidat; es iſt **ſchon Etwas** da!

Vor Junggeſellen.

Wer einer Schönen Herz bald überwinden will,
Der ſey zuvor ihr Sclav, dann herrſch er ſanft und ſtill.
Die Unterwürfigkeit hat manchen ſchon erhoben.
Lieb, was die Schöne liebt, lern, was ſie lobet, loben.
Sag, Chloens Lippen ſind zum Küſſen allzuklein,
Korinnens Finger grob, Belindens Zahn nicht fein:
Sag es Cephiſen vor; ſo haſt du an Cephiſen
Den Mund, die weiche Hand, den weiſſen Zahn geprieſen.
Lob ihren Schooßhund; ſprich: mir kam ein nettres Ohr
Und ſo ein ſchimmernd Fell noch nie im Leben vor.
Melamp ſelbſt konnte nie mit ſolcher Anmuth bellen,
Und Phylar, welcher ſchwieg, wenn ein Amant die Schwellen
Des Schlafgemachs beſchritt, war nicht ſo ſchlau wie er.
Küßt ſie und ſtreichelt ihn? Küß, ſtreichle du ihn mehr.

Iſt

Iſt Lesbie gelehrt? Fall ihr erſtaunt zu Fuſe,
Setz ſie Minerven gleich, mach ſie zur zehnten Muſe.
Die Schmeicheley, die nur auf andrer Worte merkt,
Die ihr Verdienſt miskennt, nur andrer Werth beſtärkt,
Steht mit gebücktem Haupt und lächelndem Geſichte
Im Schloß und im Gezelt, beym Altar und Gerichte.
Was Wunder? wenn ſie auch ſich vor Toletten neigt,
Und, um beglückt zu ſeyn, ſich vor den Schönen beugt.
Beſuch die Liebſte mehr, um ſie zu unterhalten,
Als um verliebt zu ſeyn. Die traurigen Geſtalten
Der Winsler ſind verhaßt, die Stummen lächerlich.
Laß Thoren ſeufzen; ſcherz! laß Thoren ſchweigen; ſprich!
So biſt du liebenswerth; ſo werden ſich die Schönen
Nach deiner Wiederkunft und frohem Anblick ſehnen.
Nimm, wie ein Steuermann, die Kunſt der Zeit in Acht,
Entdeck die Liebesglut, wenn Chloens Auge lacht.
Beym Frauenzimmer giebts gewiſſe böſe Tage:
Da rath ich, daß man nichts von Zärtlichkeiten ſage.
Mirtill kam übel an, als er zu ſolcher Zeit
Korinnens Herz beſtürmt. Sie hatte früh ein Kleid

Vom neueſten Brokat an Lesbien geſehen.
Ihr treues Hündchen ſchien den Zucker zu verſchmähen.
Das arme Thier war krank: es biß mit eckelm Zahn
Denſelben Morgen kaum den ſüſſen Zwieback an.
Auch war, ich weis nicht, wie, ein Demant aus den Schnallen
Und ein chineſiſch Bild von dem Camin gefallen.
Ja, gehe nun, Mirtill; beſtürm Korinnens Herz:
Sie fühlt die Liebe nicht; ſie fühlt nur ihren Schmerz.
Erſcheinet Lesbie mit feurigen Geberden,
Begierig, theils zu ſehn, und theils geſehn zu werden,
So wähle dieſen Ort, der Aug und Ohr vergnügt:
Die Liebe ſieget leicht, wo Pracht und Freude ſiegt.
Heil den Empfindungen! die bey gemiſchtem Tanze,
Bey einem frohen Feſt, beym zweifelhaften Glanze
Der Bogen, des Parterrs, beym pſalliſchen Getön
Und unter dem Triumph der Schauſpielkunſt entſtehn.
Du, Mädchenbändiger, putz dich mit Kunſt, doch mache,
Daß nichts die Kunſt verräth: dein Spiegel halte Wache!
Die Zierde deines Munds, der Schatz von Elfenbein,
Und dein gelehrig Haar muß deine Sorge ſeyn.

Weg

Weg mit dem heiſſen Stahl! weg mit ſinnreichen Händen!
Die allzuviel Geruch und Fleiß daran verſchwenden.
Die Selbſtverachtung giebt der Männlichkeit Gewicht,
Und immer riecht man wohl, wenn man nach gar nichts riecht.
Dir muß ein heilſam Bad die Glieder oft erquicken,
Und die Verwegenheit aus muntern Augen blicken!
Geneuß und ſchweige ſtill. Verwünſcht ſey der Amant!
Der ſich nicht glücklich ſchätzt, als bis erſt Stadt und Land
Von ſeinem Glück erſchallt, und welcher ungeſcheuet
Den ſtillen Hain der Luſt mit Pralerey entweyhet.
Den Klugen deckt die Nacht. Der Sprache ganz beraubt
Folgt er der Heimlichkeit mit eingehülltem Haupt.
Er ſchleichet ohne Licht, auf ſeines Fuſſes Spitze,
Still, wie die Finſterniß, und ſchleunig, gleich dem Blitze.
Ein leiſes Zeichen tönt, und die Thürhüterin
Rafft ihn ins finſtre Haus zu der Geliebten hin.
Die rege Bruſt durchſchlüpft die brennende Begierde:
Er zeigt die Zärtlichkeit in ihrer gröſten Würde.

Er hilft dem ſcheuen Tritt, den ſie zum Sopha thut,
Worauf die Kühnheit wacht, indem die Unſchuld ruht.
Wenn Amor nun allda ihr, die umſonſt ſich wehret,
Das bebende Geſicht gewaltſam nach ihm kehret,
Wenn ihr entfliehend Aug auf ihn geheftet iſt.
Wenn ſie nicht wollend will, wenn ſie verweigernd küßt,
Wenn ſie um Mitleid fleht, und ſo viel Reitze zeiget,
Daß ſich ſein Herz vielmehr zur Raubbegierde neiget,
So raubt er . . . doch kein Aug ſieht den geheimen Krieg,
Und kein meyneidig Ohr hört den noch ſchönern Sieg.

Eine Frage die zu beantworten iſt.

Was ſoll ich Flavien zum neuen Jahre bringen?
Was will dieß reiche Kind von mir?
„Sonſt nichts, als einen Wunſch von dir?„
Nur einen Wunſch? Gut! ich will ſingen.
Doch was? Ruf' ich die güt'gen Götter an,
Ihr noch mehr Reitz und Pracht, aus ihren milden Händen,
Und noch mehr Reichthum zuzuwenden?
Das wäre nicht ſehr wohl gethan!
Gewiß: dann könnt es ſelbſt Apollen nicht gelingen,
Die ſtolze Schöne zu bezwingen!
Ja, ſähe ſie den Gott wohl an?
Nur eins iſt noch, das ich ihr wünſchen könnte.
Ihr fehlt Verſtand. Dieß wärs, was ich ihr gönnte.
Allein, wer ſichert mich, daß ihr der Wunſch gefällt?
Sie iſt ja ſchön! ſie hat ja Geld!

Auf die Reiſe eines groſſen Fürſten nach Engelland.

Durchlauchtigſt-groſſer Fürſt du gehſt nach Engelland,
Ich will indeß zu GOtt mit meinen Seufzern gehen,
Ihr Seufzer ſteigt empor, ach! wäre ich im Stand
Das höchſte Wohl für dich, vom Höchſten, zu erflehen.
Ach! bete doch mit mir, wer eifrig beten kan.
Ich geh die Säuglinge, ich geh die Greiſſen an:
Fallt mit mir vor den Stuhl des Lammes GOttes nieder,
Erbittet: daß mein Herr beglücket komme wieder.

So ziehe dann nun hin. Zeuch hin! GOtt ſey mit dir,
Die Engel ſind ſchon da, mein Fürſt! dich zu begleiten.
Wir ſehn dir ſehnlich nach, und jezt ſchon werden mir
Bis mein Herr wieder kommt, die Täg zu langen Zeiten.

Ja! freylich Tag und Stund, ja! jeder Augenblick
Wünſcht dich, huldreichſter Fürſt! bald wiederum zurück.
Mein Vatter denk an uns, da du von uns willt reiſen,
Erhör der Kinder Bitt: laß uns nicht lange Wayſen.

Spieß.

Auf die M... und H... Verbindung.

Euch ſey dieß Brautlied geweyhet
Am Tage eurer Vermählung.
Euch, liebenswürdiges Brautpaar,
Die Ehre eurer Verwandſchaft.

Schön, wie die Venus gemahlt wird,
Erſcheint die Braut an der Tafel.
Sie kommt. Und lächelnde Roſen
Verbreiten Roth auf die Wangen.

So blühe die prächtige Nelke,
Und ſtrahlet Glanz auf die Blumen.
Und edle Balſam-Gerüche
Durchſchleichen ihre Reviere.

Auch männlich prächtiger Anſtand
Ziert ihren frohen Geliebten,
Die Liebe ſtrahlet im Auge,
Und Ruh durchſtrömt ſeine Minen.

Nicht ſchöner war der Aeneas
Als ihm die ſchmachtende Dido
Ihr Herz, und, Ach! Ihre Ehre — —
Der Ungetreue verließ ſie.

Beſtändig werdet ihr lieben
Beſtändig wird ſich der Seegen
Auf eure Häupter ergieſſen
Aus nie vertrockneten Quellen.

Unſchuldge Freude umhüpfet
Die zierlich tanzenden Reyhen.
Du, Freund, du führeſt die Reyhen
Von der Geliebten begleitet.

Ihr ſitzt im Schooſe des Glückes,
Und Hymen hat euch verbunden;
Er trägt die glänzenden Fackeln
An eurem Tage vor euch her.

So lebt dann glücklich ihr Beyde,
Vergnügen ſey eure Krone.
Und unauslöſchliche Liebe
Beſtätige eure Gelübde.

Die ungeſtalte Tochter.

Ein armer Bauersmann zog unter ſieben Kindern
Nur eine Tochter groß, von häßlicher Geſtalt.
Wer wollte ſolche freyn? Gedult! es wies ſich bald,
Die Freyer lieſſen ſich durch die Geſtalt nicht hindern.
Ein Bärenführer kam, und wünſchte ſie zur Braut,
Der Vatter war ein Mann von altem Schrot und Korne,
Herr! ſprach er, deutſch geſagt: mein Kind iſt ſchlecht gebaut.
Ach dieſes irrt mich nicht. Der Rückgrad ſteht ihr forne,
Gar wohl, die Haut iſt wie ein Sieb
Voll Löcher. O das iſt mir lieb,
Die Naſe fehlt ihr. Immer beſſer!
Sie iſt vier Schuh hoch, und nicht gröſſer.
Vortrefflich! aber hört, die Beine ſtehn ihr krumm,
Sie hat die Waſſerſucht, iſt gründicht, taub und ſtumm.

Was?

Was? ihr entzücket mich, erwiederte der Freyer,
Ich ſuche längſt ein ſolches Weib,
Dergleichen ungeſchaffner Leib
Iſt dieſer Zeiten ziemlich theuer.
Allein, was nützt ſie euch? Sie iſt ja lahm und krumm?
Gar viel, ich ziehe faſt in aller Welt herum,
Und zeige, doch für Geld, dem Volke fremde Thiere,
Das bringt mir manchen Thaler ein,
Wenn ich nun dieſes Menſch im Kaſten mit mir führe,
Wie reich will ich im kurzen ſeyn?

Nichts iſt ſo häßlich zu ergründen,
Es wird ein paar Verehrer finden.

Der Kaffee.

Mein Lied ſoll nicht von Marons Helden,
Nicht von Ovidens Zärtlichkeit,
Nicht von Lyäens Safte melden,
Der dich, Anakreon, erfreut.
Und gleichwohl will ich rühmlich ſingen,
Und doch will ich mich durch ein Werk
Zu den erhabnen Dichtern ſchwingen,
Der Kaffee ſey mein Augenmerk!

Ein Volk aus Mahomets Geſchlechte,
Das nur die Wildheit ſittlich nennt,
Ein grauſam Volk verdient mit Rechte,
Daß man für ſeinen Nachruhm brennt.
Sein Scepter grünt durch Raub und Morden,
Es wütet frech um den Euxin,
Und gleichwohl iſt es groß geworden,
Weil es uns dieſen Trank verliehn.

Wie

Wie wenn die Sonne mit Entzücken
Den Fluren auch verdunkelt nützt,
Wenn ſie mit feuerreichen Blicken
Durch die bewölkten Lüfte blitzt;
So ſtrahlt der Witz durch die Barbaren,
Der Witz, der einen Trank erfand,
Wodurch er ſich ſeit manchen Jahren
Der Völker Dankbarkeit verband.

Dich, edler Kaffee, zu genüſſen,
Und dir kein würdig Lied zu weihn,
Und dich nicht zu erhöhen wiſſen,
Kan auch der Undank gröſſer ſeyn?
Nein, dankbar ſoll mein Lied bezeugen,
Wie hold ihr mich, ihr Bohnen, tränkt,
Und niemals ſoll mein Mund verſchweigen,
Wie ſchön man bey dem Kaffee denkt?

Kaum ſchmeckt mein Mund die ſüſſen Säffte,
So wird nicht nur das Herz erquickt,
Der Geiſt fühlt gleichfalls neue Kräffte,
Er fühlt ſie und wird ſanft entzückt.

Er fühlt es bey vergnügten Triebe,
Wie Phillis ihren Damon küßt,
Und durch den Zug von Beyder Liebe
Wird mir der Kaffee ſelbſt verſüßt.

Wen hör ich auf der Flöthe ſcherzen?
Citherens Prieſter? mein Ovid?
Wie zärtlich rührt ſein Lied die Herzen!
Wie rührt mich ſein bezaubernd Lied!
Er ſpielt und wird Korinnens Freude,
Sie küßt ihn, und er preißt ſie ſchön,
Und leſend ſeh ich alle Beyde
Vor meinem Kaffeetiſche ſtehn.

Jetzt find ich ihn in wilden Ländern,
Er zittert, friert und klagt und weint,
O wollte ſich ſein Schickſal ändern,
Das mir ſelbſt unerträglich ſcheint!
Jetzt wünſch ich ihn in dieſem Raume,
Wo ich vergnügt und einſam bin,
Und geb ihn in dem ſchönſten Traume
Ein warmes Schälchen Kaffee hin.

Bald treibt mich noch ein ſtärker Feuer,
Das in den Adern wallt und eilt;
Jetzt regt ſich die geliebte Leyer,
Jetzt wird kein Griff mehr eingetheilt.
Jetzt ſcheint ſo Hand als Kiel zu fliegen,
Die Muſe brennt, ich ſinge frey,
Und zeige, daß ein ſolch Vergnügen
Des braunen Trankes Würkung ſey.

Auch euch, ihr roth und weiſſen Wangen,
Auch euch zum Ruhme thönt mein Lied,
Allein, hier merk ich ein Verlangen,
Das mich von euren Roſen zieht.
Verzeiht es mir, ihr blonden Kinder,
Der Bohnen würkender Genuß
Der treibt mich an, daß ich nicht minder
Die braunen Mädchen loben muß.

Bald ärgern mich die ſchlimmen Sitten,
Mein Satyr ſchenkt indeſſen ein,
Und ſchreyt: O laß dich nicht erbitten!
Die Thorheit muß geſtriegelt ſeyn!

Ich bin mit Ernſt darauf befliſſen,
Gleich wird ein Bav in Wuth gebracht;
Er ſchimpft; allein er ſollte wiſſen,
Daß mich der Kaffee hitzig macht.

So lebhaft, in ſo hellen Bildern
Wird der gereitzte Trieb erweckt,
Das, was er fühlt, auch abzuſchildern,
So bald ich dieſen Trank geſchmeckt.
Empfindung, Wahrheit, Scherz und Feuer,
Das iſts, was mich beym Kaffee rührt.
Bezahlt man wohl ein Guth zu theuer,
Ein Guth, das uns zur Wahrheit führt?

Voll Sehnſucht und mit lüſtern Munde
Sehn ihn die Schönen vor ſich ſtehn,
Sie, die nur in der Kaffeeſtunde
Die Freundin zu beſuchen gehn.
So bald ſie dieſen Trank genieſſen,
So regt ſich die Vertraulichkeit,
So laſſen ſie der Freundin wiſſen,
Was ſie ſonſt nur allein erfreut.

Des Herzens tief verſchloßne Gründe
Eröfnen ſich durch dieſe Kraft,
Man tadelt an dem frömmſten Kinde,
Was ihnen ſelbſt Vergnügen ſchaft.
Hier iſts, wo ſich die Schönen ſagen,
Wie zärtlich ihr Getreuſter küßt!
Hier iſts, wo ſie ſich auch beklagen,
Wie neidiſch offt die Mutter iſt.

Hier darf man, was man fühlt, erzehlen,
Die jüngſte Frau beſchwehrt ſich frey,
Wie unverſchämt die Männer fehlen,
Und wie verliebt die Köchin ſey!
Sie trinkt und lehrt, wie man es mache,
Wenn man die Kinder fromm erzieht,
Und ſagt, wie froh ihr Söhnchen lache,
Wenn er die Lomberkarten ſieht.

Stark und ſich ſelbſt zu gröſſern Ehren
Erweckt der Trank die Menſchenpflicht;
Manch Urthel kan uns dieſes lehren,
Das man beym Kaffeetiſche ſpricht.

Man denkt und überlegt vernünftig,
Und was? die Moden mancher Stadt,
Und ſorgt, was man noch etwan künftig
Aus Frankreich zu gewarten hat?

O Trank! o Liebling kluger Schönen,
Und auch der Männer wahrer Freund!
Oft hört man deine Kraft verhönen,
Doch Tugend iſt noch ohne Feind.
Der Kaffee macht ein ſchwer Geblüte!
So ſchreyt der Arzt, doch, voll Verdacht,
Verſchweigt er die gerühmte Güte,
Daß er die Schönen witzig macht.

Der Arzt verleugne ſeine Stärke,
Ich trink ihn ruhig und vergnügt,
Damit er überwunden merke,
Wie ſinnreich ihn die Kunſt betrügt?
Der Kaffee macht mich nicht verdroſſen,
Er treibt vielmehr den trägen Geiſt,
Daß er ſich, wenn er ihn genoſſen,
Der Schwermuth durch ein Lied entreißt.

Wenn mancher mit Verdruß und Schmerzen
Auf ſein ergrimmtes Schickſal ſchilt,
So reichſt du mir bey frohen Herzen,
O Kaffee! noch manch troſtreich Bild.
Der Werth von deinen Trefflichkeiten
Belehrt mich, da du dunkel biſt,
Daß unter den oft finſtern Zeiten
Manch ſüſſes Wohl verborgen iſt.

Wie mancher ſucht entlegne Höhlen,
Wenn ſich ein ſcheinbar Uebel regt:
Wie? merkt ihr nicht, verzagte Seelen,
Daß euch ein bloſſer Schatten ſchlägt?
Die Wetter ſind verſtellte Feinde,
Sie fallen uns erſt grauſam an,
Und ſind hernach die beſten Freunde,
Wenn man nur Widerſtand gethan.

So denkt mein Geiſt, wenn er im Stillen
An dieſes Nectars Kraft gedenkt;
Er ehrt des Schickſals ſtrengen Willen,
Wenn ſich der Mund mit Kaffee tränkt.

Der

Der Trank würkt in verlebten Greiſſen,
So, daß ihr Geiſt viel muntrer brennt:
Wie glücklich iſt ein Volk zu preiſen,
O Trank, das deinen Werth erkennt!

Ihr Völker, die vor langen Jahren
Aegyptens fetter Strom ernährt,
Wo Lauch und Zwiebeln Götter waren,
O daß ihr jetzt zugegen wärt!
Jetzt würdet ihr den edlen Bohnen
Den allerhöchſten Tempel baun,
Und alle Miſſethäter ſchonen,
Die ſich demſelben anvertraun.

Ja, hätten ſich nur Romuls Kinder
An dir, geprieſne Kraft, gelabt,
Ich weiß, ſie hätten den Erfinder
Mit der Unſterblichkeit begabt.
Drauf hätten ſie bey Sturm und Wettern,
Und was der Menſchen Wohl verletzt,
Dich, Kaffee, den erzürnten Göttern
An ſtatt des Opfers fürgeſetzt.

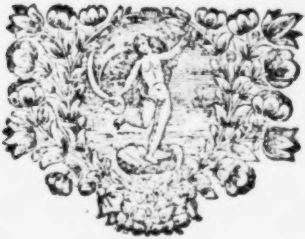
Jetzt ſcheinet Epikur zu ſiegen,
Die Wahrheit ſtimmt dem Satze bey,
Daß nur ein gründliches Vergnügen
Das höchſte Gut zu nennen ſey.
Ihr, den der Weiſe thöricht ſcheinet,
Sagt, ob er noch zu tadeln iſt,
Wenn er ein ſolches Gut gemeinet
Als du, geliebter Kaffee, biſt?

Erzörntes Meer, laß deine Wellen
Den wilden Räubern grauſam ſeyn,
Und reiß, wenn deine Fluthen ſchwellen,
Ihr Schiff in tiefſten Grund hinein!
Doch, wirſt du dieſes nur verſchonen,
Das uns den edlen Kaffee bringt,
So wiſſe, daß man, nebſt den Bohnen,
Zugleich auch deine Huld beſingt.

Legt euer Rohr nicht eher nieder,
Ihr Dichter, bis ihr einſt der Welt
Des Kaffees Lob durch ſeltne Lieder
Euch ſelbſt zum Ruhme vorgeſtellt!

Wird

Wird mich einmal die Nachwelt leſen,
So liſt manch ſchönes Kind erfreut,
Daß mein Geſchmack ihm gleich geweſen,
Und ſchätzt an mir die Zärtlichkeit



Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir weibliches Geſchlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gieng?
Das Alter ſang in dieſem Thon,
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beyſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe! ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge.

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kan,
Sie liebt ihn recht von Herzens-Grunde.
Und wenn dir dieß unglaublich ſcheint:

So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt dus doch, mein Freund!
Clarine kannte keine Freude,
Kein gröſſer Glück als ihren Mann;
Sie liebte, was er lieb gewann,
Was Eines wollte, wollten Beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!
Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kan,
Nimm lieber mich, als meinen Mann.

Wenns

Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch, er hört Clarinens Noth,
Er kommt, und fragt: Wer rief? Hier! ſchreyt ſie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in dieſem Bette:

Ode
zum Preiſe der GOttheit,
nach einigen natürlichen und ſittlichen Gegenſtänden.

Braußt Seen! und ihr, kühne Meere!
Thürmt Wellen auf auf euren Schoos.
Brecht aus der ſchwarzen Atmoſphere
Ihr bandenfreye Donner los!
Zerreißt, ihr wutgewohnten Blitze,
Des Wetters rothe Feuerſitze,
Das jenen Wald erzittern macht:
Ich, ich bin ſicher für den Schaaren
Der faſt verachteten Gefahren,
Und hebe mich durch Sturm und Nacht.

Des Erdenkreiſes weite Schranken
Sind kein für mich beſtimmter Ort.
Zur Quelle feuriger Gedanken
Reißt mich ein höhrer Eifer fort.
Durch dieſer Tiefe blaue Ferne
In jene Myrias der Sterne,

Verſenkt ſich mein entriſſner Geiſt.
Dahin will ich mich glücklich ſchwingen;
Von Macht und Weisheit will ich ſingen,
Die ihren Schöpfer thätig preiſt.

O GOtt! du der Natur Bewegung!
O Weisheit, die ſich ſelbſt erhöht!
Mein Buſen ſchwillt von einer Regung,
Die von verborgner Glut entſteht.
Mich rühren meines Schöpfers Werke:
Ich finde Vorzug, Licht und Stärke
In der Natur vollkommnen Pracht.
Wohin ich ſehe, ſeh ich Wunder.
Mich rührt der Andacht ſtarker Zunder,
Die mich voll reger Ehrfurcht macht.

Mich dünkt, ich ſehe, wie die Erde,
Des Ganzen kleinſter Theil, entſtand.
GOtt ſchuf ſie durch ein Wort: **Es werde!**
Das ihre Theilchen feſt verband.
Im Chaos lag ſie ausgebreitet:
Noch war ihr Buſen unbegleitet,

Voll

Voll Unform, öde, traurig, wild.
Noch ſchwomm in Stäubchen fremder Weſen,
Die GOtt zum Daſeyn auserleſen,
Ihr ungeſtaltes Schatten-Bild.

Der Wirbel trauriger Monaden
Schleicht träg vom Zeug der Körper voll.
Mit Schwehre wird der Theil beladen,
Der ſich vom Leichten trennen ſoll.
GOtt ſpricht! Ein eingeflößtes Leben
Muß ihre Doppelkraft erheben:
Sie kugeln ſich, und ſind in Ruh.
Der Fürſt der Nacht ballt ſich zuſammen.
Der HErr des Tags wirft Feuerflammen
Der neugebohrnen Erde zu.

Sein Strahl ſchmelzt auf der Venus Hügel
Ein Eis, das in die Wolken ſteigt.
Planeten ſind der Sonnen-Spiegel,
Wo ſich der GOttheit Finger zeigt.
Ihr Licht durchſtrömt die fernſten Gränzen,
Glänzt, wo Saturns Trabanten glänzen,

Aus

Aus aller Monden-finſtern Ball.
Durch dieſer Höhe blaue Bogen
Streut ſie auf bunte Wolken-Wogen
Ihr mahlriſch Feuer überall.

Mein Auge wagt es. Und ich ſchaue
Noch einmal mit erſtauntem Blick,
Von dieſer Erden ſchwarzem Baue
Auf dich, du Quell des Tags! zurück.
Noch biſt du nicht genug beſungen;
Denn ſind nicht ſchwacher Geiſter Zungen
Für deine Gröſſe viel zu klein?
Du brennſt. Wer kan von deinem Brennen
Den unlaugbaren Grund erkennen,
Als nur, der dich erſchuf, allein?

Iſts wirklich? ſtirbt dein zitternd Feuer?
Verſchwindeſt du? Ich ſeh dich nicht.
Doch werden meine Blicke freyer:
Mein Auge füllt ein himmliſch Licht.
Was hör ich? Zu der Allmacht Ehren
Erregt die Harmonie der Sphären

Den nachdruckreichen Jubel-Thon.
Der Freuden-Hall geweyhter Lieder
Fällt jauchzend vor dem Höchſten nieder,
Und er hört ihn von ſeinem Thron.

Ihn preiſen alle Creaturen,
Was fliegt, und ſchwimmt, und kriecht, und geht.
In Lüften, Waſſern, Feld und Fluren
Wird ſeine weiſe Macht erhöht.
Früh hört man auf bethauten Blättern
Ein Morgenlied die Schäfer ſchmettern;
Die Vögel gurgeln ihre Bruſt.
Du, GOtt! giebſt ihnen Trank und Speiſe:
Sie danken Dir nach ihrer Weiſe;
Sie danken Dir nach ſatter Luſt.

Du merkſt auf ihr Gebet und Lieder.
Du hörſt, wie alles wiederſchallt.
Dein Lob klingt in den Lüften wieder:
Es hörts der ausgeſchlaſſne Wald.
Es hörens Klippen, Stein und Felſen;
Es klingt auf ſteiler Berge Hälſen,

Im niedern Thal, auf offner Flur.
Dir ruffen Herz und Mund entgegen;
Dir nur verdanket ihren Seegen
Die uns bereichernde Natur.

Seht! wie ich mich zum Himmel ſchwinge!
Ich bin ſo kühn als ehrfurchtvoll:
Ohnſchlüßig, ſelbſt noch eh ich ſinge,
Was ich zuerſt beſingen ſoll.
Die Wunder ſcheinen ſich zu mehren:
Wie ſing ich doch, ſie zu verehren?
Wie ſoll ich würdig ſie erhöhn?
Dort ſeh ich Schweif-Geſtirne glühen,
Die Luft und Himmel ſchnell durchziehen,
Und ſich um ihre Sonnen drehn.

Jetzt hör ich raſche Donner rollen,
Wovon die Stimme furchtbar ſchallt.
Wen werden ſie zerſchmettern ſollen?
Wo ſucht man ſichern Aufenthalt?
Auf ſchwehrer Wolken finſtern Wogen
Kommt der umfloßne Blitz gezogen;

Dort kreuzt er in geſchwärzter Luft.
Die Wetter fahren auf von weiten,
Die Schrecken, Furcht und Tod begleiten;
Es fliehn; dann deine Stimme ruft.

Du winkſt! der Donner ſtockt im Brüllen;
Die Blitze werden ausgezehrt.
Die Wolken müſſen ſich enthüllen;
Die Himmel werden aufgeklärt.
Du rufſt dem Tag: er ſchwingt die Flügel,
Kömmt und vergoldet Fels und Hügel,
Und zeigt ſein junges Angeſicht,
Und tröpfelt aus gekühlten Schatten
Den Thau auf die erwachte Matten,
Der ihnen Wuchs und Kraft verſpricht.

Für Wolluſt heben Berg und Wälder
Ihr fruchtvoll grünes Haupt empor.
Die Aehrenreiche goldne Felder
Stehn dreymal geller als zuvor.
Die Waſſer der erfriſchten Flüſſe
Erheben ihre naſſe Füſſe,

Die gleich den Winden rauſchend fliehn.
In ihnen ſchwimmen tauſend Fiſche,
Zu dem für ſie gedeckten Tiſche,
Mit offnem Munde hungrig hin.

Auf raſenden und wilden Seen
Schwebt ein beherzter Steuermann.
Wer zeigt ihm auf den Waſſerhöhen
Den ſichern Hafen richtig an?
Wer lehrt den Schiffer Ruder führen?
Den ſchwimmenden Pallaſt regieren,
Wo Syrten, Bank und Klippen ſind?
Wie er klug die Gefahr entferne,
Entdeckt er blos aus einem Sterne;
Dann ohne ihn ja irrt er blind.

Wer lehret ihn — — allein ich merke,
Mich führt der Muth an heiſſer Hand;
Ich ſpüre dreymal neue Stärke,
Und Nachdruck, den ich nie empfand.
Die Andacht lehrt mich Pracht und Lieder;
Mein Geiſt erhebet ſein Gefieder,

Der bis zu ſeinem Urſprung ſteigt.
Ja ich will nach erhabnen Lehren
Die Gröſſe jener Macht verehren,
Die ſich den Völkern prächtig zeigt.

Ich hör ein dumpfig, hohles Knallen
In ausgedehnter Schwefel-Luft.
Dort ſteigt mit blutigrothen Krallen
Der Mord aus einer Todengruft.
Giftſchnaubend ſchwingt er ſchnell die Flügel,
Umzieht die kriegsgewohnte Hügel,
Und pfeift, und ſchnarcht, und winkt der Peſt.
Sein Mund ſpeyt Rauch und Feuerflammen:
Er wirbt ein ſklaviſch Volk zuſammen,
Das ſich zum Würgen brauchen läßt.

Tyrannen! von dem Aberglauben,
Der neben eurem Throne wacht,
Laßt ihr euch eine Tugend rauben,
Die Fürſten groß und fürſtlich macht!
Der Zug zur Sanftmuth muß ihm weichen:
Als hätte auf zerfleiſchte Leichen

Das

Das Glück ſein Füllhorn ausgeſtreut.
Ihr irrt; aus dem vergoſſnen Blute
Steigt das Gericht und ſeine Ruthe,
Die euch Tod und Verderben dräut.

GOtt ſieht den Jammer, und gebietet:
Gleich wird der Bluthund weggerückt.
Er, deſſen Herz, das frech gewütet,
Des Höchſten ſchwehrer Arm zerdrückt.
Er ſtirbt. Schnell blüht der Länder Seegen;
Ihm eilt der Friede ſtolz entgegen:
Es küßt ſich das vertraute Paar.
Schon wächſt das Glück zufriedner Bürger,
Nachdem die Wut gekrönter Würger
Ein Raub des frohen Todes war.

Die Freude jauchzt! Auf ihren Schwingen,
Wodurch ſie ſich zum Himmel hebt,
Sieht man ſie GOtt ein Opfer bringen,
Das von den Lippen aufwärts ſchwebt.
Der Künſte Flor fängt an zu ſteigen,
Und einen friſchen Glanz zu zeigen;

Und

Und du, o Weisheit! wirſt verehrt.
Die Waffen ſieht man roſtig liegen:
Es wird, die Felder umzupflügen,
Der Harniſch in den Pflug verkehrt.

Die Hoffnung grünt, die Wolluſt blühet,
Und läßt ſich ihr zur Seite ſchaun,
Die Hand der Tugend iſt bemühet,
Sich einen feſten Sitz zu baun.
Die Königin vergnügter Zeiten
Theilt Gaben der Zufriedenheiten
Mit überfüllten Händen aus.
Sie eilt zu frommer Fürſten Thronen:
Wo Recht und Eintracht ewig wohnen,
Bezeichnet ſie ihr ſelig Haus.

Doch bey der Menge dieſer Güter
Bleibt manches Herz empfindungsleer.
Stets ſind beklagende Gemüther
Von ſelbſtgewählten Sorgen ſchwehr.
Der ſammelt unberührte Schätze;
Die werden ihm Verſuchungs-Netze,

Die ihm ſein ſchwarz Gewiſſen ſtellt.
Er ſammelt, blos um reich zu ſterben;
Damit den hoffnungsvollen Erben
Sein ſpater Tod erträglich fällt.

Nur der, der mit Erbarmungs-Liebe
Der nackten Noth entgegen eilt,
Und mit entbranntem Tugend-Triebe
Sein Brod mit armen Brüdern theilt:
Der nur, der kan ein Gut genieſſen,
Das kein beſtraffendes Gewiſſen
In Kummer, Salz und Fluch verkehrt.
Sein Herz, ein Wohnhaus wahrer Tugend,
Lebt ſorgenlos in muntrer Jugend,
Und iſt im Alter liebenswerth.

O Seligkeit! Altäre glühen,
Wohin die Andacht opfern geht.
Die Frömmigkeit liegt auf den Knien,
Du GOtt, erhöreſt ihr Gebet.
Du ſtärkſt den Eifer treuer Lehrer,
Du ſchafſt, daß in die frommen Hörer

Dein Wort geſegnet fruchtbar dringt.
Du hörſt auch, wie von heiſſen Zungen,
Von Lippen, die dein Lob beſungen,
Ein Lied zu deinem Stuhl ſich ſchwingt.

Daß niemand unſer Recht verletze,
Beſchirmſt Du die Gerechtigkeit.
Du ſelbſt verſiegelſt die Geſetze
Mit Siegeln deiner Sicherheit.
Die Fürſten, die den Zepter führen,
Lehrſt Du ein freyes Volk regieren;
Dein Engel muß ihr Wächter ſeyn.
Du bauſt die Wohlfahrt ihrer Staaten,
Du ſelbſt hilfſt ihnen göttlich rathen;
Du flößeſt ihnen Sanftmuth ein.

Du machſt des Weiſen Einſicht helle;
Du zeigſt ihm der Erkänntniß Spur.
Durch Dich erreicht er erſt die Quelle,
Der körperbildenden Natur.
Ihm zeigt ſie ihrer Wunder Menge;
Er ſieht im ſchimmernden Gepränge

Ihr gabenvolles Blumen-Kleid.
Doch die, die Dich bewundernd preiſen,
Sind Muſter ungleich größrer Weiſen,
O Schöpfer voll Unendlichkeit!

Du ſchafſt mit uns zugleich die Triebe
Zu einer tadelfreyen Luſt.
Die ungeübte Menſchenliebe
Wallt Kindern ſchon in weicher Bruſt.
Du ſchafſt, daß tugendreiche Herzen
In keuſcher Neigung ſchamhaft ſcherzen,
Die Triebe, ſich gepaart zu ſehn.
Du ſchenkſt dem zärtlichen Geſchlechte
Den Vorzug auserwählter Rechte,
Die vom geliebten Reitz entſtehn.

Wo, und wo biſt Du nicht zu finden?
Dein Reich iſt unausmeßlich gros!
In Luft und Waſſer, Tief und Gründen
Bis in der Erde finſtern Schoos.
HErr! Du regierſt an allen Orten,
In Oſt und Weſt, und Süd und Norden;

In Ländern, die noch niemand kennt:
Da, wo ſich alles Licht verlohren,
Bis wo das Volk der braunen Mohren
Die Glut verwachter Sonne brennt.

Herr! da ſich deine Wunder mehren,
Die ich nicht alle zählen kan:
So ſtimm ich Dir zu deinen Ehren
Mein Lied auf friſchen Saiten an.
Unendlichs All! Dich will ich preiſen;
Dein Verſtand ſoll mich unterweiſen:
Ich flieg ſchon durch die Himmel hin.
Doch, wer kan deine Gröſſe zeigen?
Wie? ſoll ich ſingen oder ſchweigen?
Ich ſchweig! und fühle was ich bin.

Die verſchlagene Braut.

Eine Erzehlung.

Die Nacht, auf die ſich Mädchen freun,
Wenn ſie nun kaum ein Jahrer neun,
Ja oft ſo alt nicht einmal ſeyn,
Vor der, wenn ſich die lieben Bräute freun,
Sich oft die armen Bräutgams ſcheun.
Die Brautnacht, deren ſüſſem Angedenken
Die älteſten Mütter Seufzer ſchenken,
An die, auf warmen Ofenbänken,
Noch Gros-Grosväter lächelnd denken,
Die Brautnacht, bildet ſie euch ein,
Soll meines Liedes Vorwurf ſeyn.
In dieſer hat ſichs zugetragen,
Was ich verrätheriſch jetzt werde wieder ſagen.

Zwey Jahre war Corinnens Hand
Phileten, der ſie liebenswürdig fand,
Von ihr, und ihren Eltern ſchon verſprochen,
Zwey Jahre! ewig lange Zeit — —
Verliebten ſind ſchon ſo viel Wochen,
Wie man mir ſagt, faſt eine Ewigkeit.
Wenn man ſich auf die Brautnacht freut.
Und das geſteh ich ſelbſten ein,
So lange könnt ich auch nicht Bräutgam ſeyn.

Phileten ward, bey ſo viel Hinderniſſen,
Ey Waſſer ſehn, und dürſten müſſen! — —
Das iſt wohl eine rechte Pein!
Ward freylich Zeit und Weile lang.
Corinnen war nicht wen'ger bang,
Die, wenn Philet manchmal um eine Freyheit bat,
Wiewohl mit groſſem Zwang, doch keuſch und ſpröde that.
Ein Kuß, den er ſich doch nur raubte,
War alles, was ſie ihm erlaubte.
O Bräute! ſeht Corinnen an,
Und nehmt fein ein Exempel dran.

So lieb Philet ihr war, wollt er verwegen ſeyn,
So floh ſie, und ſprach: Nein!
Zwar hat die böſe Welt, ſo, wie ſie immer pflegt,
Ihr dieſes keuſche Nein! oft anders ausgelegt,
Jedoch! wie keuſch ſie in der That geweſen,
Wird man gleich in der Folge leſen.

Beſtändigkeit ſiegt doch zuletzt,
Wenn uns auch mancher Fall in Angſt und Kummer ſetzt.
So gieng es unſerm Paar, nach ſo viel Hinderniſſen,
Die ſie erſt überwinden müſſen,
Erſchien das freudenvolle Feſt,
Auf das, wie man mir ſagt, ſichs übel warten läßt.
Dort kam der kleine Hochzeit-Lader,
Und lief mit Mantel, Kranz und Band,
Und ſchleuderte den Hut, wie ein gelehrter Bader,
Der zum Clyſtiren geht, in ſeiner rechten Hand.
Er lud die halbe Stadt: ſie möchte mit verzehren,
Was GOtt vor dieſesmal vor vierzehen Batzen wird beſchehren.

Das

Das Brautpaar ſchickt vorher, zum Zeichen künftiger Noth,
Den Gäſten, GOtt erbarms, ein Stücklein Käß und Brod.
Den Hochzeit-Morgen früh, da kaum der Himmel graut,
Kommt ein zerlumptes Weib vors Haus der Jungfer Braut,
Mit einem tiefen Korb auf dem gebeugten Rücken,
Streut Lumpen, und ein Laub, den Weg damit zu ſchmücken,
Und dieſe führt dann auch auf ſo beſtreuter Bahn
Das ganze Hochzeit-Chor recht majeſtätiſch an.
Jedoch genug hiervon, denn die Solennitäten
Sieht man nicht überall, und nur in groſſen Städten.
Genug! der Hochzeit-Tag vergieng; die ſchönſte Nacht
Erſchien, die unſerm Paar die Zeit ſo lang gemacht.
Wie froh das Brautpaar war? Wie ſie das Bett beſtiegen?
Das blieb, wüſt ich es auch, von mir gewis verſchwiegen.
Doch eins noch, von der keuſchen Braut,
Vertrau ich wieder, denn das hat man mir vertraut.

„Nun,

„Nun, rief der Bräutgam aus, wirſt du mir nicht verſagen,
„Was du mir ſonſt als Braut ſo manchmal abgeſchlagen,
„Und du mein Kind thatſt recht, denn hättſt du es gethan,
„Ich ſtellte dich nur auf die Probe,
„Doch du bliebſt keuſch, und dir zum Lobe,
„Sonſt — — nun und nimmermehr wär jetzt Philet dein Mann.
Corinne ſprach, und lächelte dazu,
„Das, ſprach ſie, wußt ich wohl, ich war ſo klug, als du.
„Nein! ein gebranntes Kind ſcheut wohl mit Recht das Feuer,
„Und eine Taube flieht gewiß den dritten Geyer.
„Schon zweymal wär ich angeführt,
„Daß ich in Hoffnung ſo, umſonſt, pränumerirt,
„Doch dreymal führt man mich nicht an,
„Sonſt hätt ichs zu Gefallen ſchon gethan.

O! wer bewundert nicht der Braut Verſchlagenheit,
Und dieſe iſt die Mode dieſer Zeit.

Der

Der Menſchenfreund.

Wie ſelig lebt ein Mann, der ſeine Pflichten kennt,
Und ſeine Pflicht zu thun, aus Menſchenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienſt der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Amt ſchon in ſich ſelber findet!
Ihm wird des andern Wohl ſein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn ſelbſt der Streich,
Und das, was ihn beherrſcht, iſt ein gerecht Beſtreben,
So treu, als er ſich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß ſeine milde Hand dir Glück und Ruhe ſchafft,
Iſt kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er ſieht, du biſt es werth, er ſieht, er kan dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirſt du durch ihn beſitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du ſein Sklave ſeyſt,
Und aus Erkänntlichkeit ihm dein Gewiſſen leihſt,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig ſchenkeſt,
Und wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubſt und denkeſt,

Auch hilft dir nicht ſein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wolluſt ſcheut;
Viel minder wird er dich mit ſeiner Gunſt beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von ſeiner Huld vermehrt,
Von ſeinem Arm beſchützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
„Ich ſprach: er werde groß, und er iſt groß geworden.
Nein, wenn der Menſchenfreund ſich um dein Wohl bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis ſieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verſchweigen;
GOtt und ſein eignes Herz ſind ihm die liebſten Zeugen.
Kein Stolz noch Eigennutz wirkt ſeine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heiſcht, dieß reitzet ſeine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menſchenliebe.
Nie hält er ſich zu ſchwach, dir hülfreich beyzuſtehn;
Sein Anſehn und ſein Freund, ſein Stand, ſein Wohlergehn,

Sind Mittel deines Glücks; und kan er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verſtand, und durch Erfahrung rathen.

O ſpricht er bey ſich ſelbſt, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verſtand;
Die letzten wend ich an, damit die erſten Gaben,
Indem ſie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was ſoll der reiche Schatz? Wie ſoll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter ſeyn?
Und ſoll ich als ein Thor, mein Herz und mein Gewiſſen,
Vergnügen und Verſtand zugleich mit ihm verſchließen?
Welch Elend iſt mein Glück, wenn ich von Unruh voll,
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten ſoll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, ſterbe?
Iſt dieß des Reichthums Frucht, daß ich, dem Geize treu,
Bey allem Ueberfluß ſelbſt arm und dürftig ſey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfeſt, wenn ſie geſtohlen würde.

Der, der aus ſeiner Hand, die ihn mit Müh ernährt,
Und noch vom Fleiſſe ſchwitzt, ſein ſchwarzes Brod verzehrt,
Und ſichs zufrieden gönnt, iſts gleich das letzte Stücke,
Lebt beſſer ohne Glück, als ich bey groſſem Glücke.

Zwar ſeh ich, wie Gargil ſein reiches Gut gebraucht,
Wenn ſtets ſein Speiſeſaal von zwanzig Schüſſeln raucht,
Nie hebt die Tafel an, ſo zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umſonſt ihr Geld vermachten.
Wahr iſts, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gaſt zu ſpät, wo ſtets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebſte Wirth mit Speiſen überladen,
Mit Gläſern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verſtand, du trinkſt ihm nie zu viel.
Du taumelſt, taumle recht, denn dieſes wünſcht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne ſtreicheſt,
Und krank durch ſeine Huld, aus ſeinem Hauſe ſchleicheſt.

So braucht Gargil ſein Gut, und legt der Schwelgerey,
Mit welcher ers verpraßt, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und ſchwelgt bethöret,
Bis ſein Palaſt für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

Denkt der Menſchenfreund, Suffen mag Häuſer baun,
Und ſich, beym Leben ſchon, durch Stein verewigt ſchaun:
Was nützt die ſtolze Wand, als daß von ſeinem Segen,
Die Enkel einſt, in ihr, der Wolluſt ſanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nicht für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen,
Den Künſtlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es iſt bequem genug, mich und den Freund zu faſſen;
Der Freund beſucht es gern, und wirds nicht gern verlaſſen.

Den Fremden, und dem Freund ſey ſtets mein Tiſch gedeckt.
Wenn ein geſund Gerücht mir und den Gäſten ſchmeckt;
Was ſoll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tiſch und mir zur Laſt, vor meinen Augen ſtehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geiſt,
Bey wenig Speiſen ſatt: ſo hab ich wohl geſpeiſt,
Und tauſche nicht mit dem, der hundert Schüſſeln zehlet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht ſelbſt bedarf, muß ihr zu Dienſte ſtehn.
Für alle ſchuf der HErr die Güter dieſer Erden,
Für alle, die da ſind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis verſehn, vor Noth als Jüngling ſtirbt:
Daß mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiß und Wachen
Nicht ſo viel Brod erſchwitzt, die Kinder ſatt zu machen,

Thut

Thut dieſes die Natur? Giebt ſie nicht reichlich gnug?
Verſchwendung, Hoffart, Geiz, Liſt, Eigennutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O ſteinern Herz des Böſen,
Zum Retten haſt du Kraft, und willſt doch nicht erlöſen!
So lange ſiecht Philet von Weh und Angſt beklemmt.
Warum? Weil noch bis jetzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld, und wäre längſt geneſen,
Wärſt du zum Mitleid nicht zu kalt und karg geweſen.

So denkt der Menſchenfreund: er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut ſich, daß ſein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und wenn er längſt verweſt, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wiſſenſchaft; weil, wenn er die beſchützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Und ihrem größten Feind, der GOtt und ſie entehret,
Dem Sohn der Finſterniß, dem Aberglauben wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geiſt, als Glück, verliehn,
Iſt ſeiner Achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,

Durch Beyſpiel, durch Verſtand, durch Großmuth, Hülf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.
Was kan er edlers thun, als daß er für die Welt,
Ein nicht von ſeinem Blut entſproßnes Kind erhält?
Er ſchenkt ihm Zucht und Kunſt, der Vater gab ihm Leben;
Wer hat für dieſen Sohn das meiſte hergegeben?

Er ſetzt das ganze Jahr gewiſſe Gelder aus.
Für wen? Frißt ſie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er ſich damit der Dichter Lorberreiſer?
O nein! erröthet nur, er baut den Wittwen Häuſer,
Wird zarter Waiſen GOtt, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie durch ſeine Huld zum Dienſt der Welt geſchickt;
Den Zeiten nützlich ſind. O ſpricht er, dieſer Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und ſpäter Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn jetzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch ſein baares Geld ſich durch die Zinſen häuft:

So

So zählt der Menſchenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher ſeines Guts, das Wohlthun ſeiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verſchmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege ſtehn, und ihm und ſeinen Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit werden:
Für dieß verpraßte Geld weis unſer Menſchenfreund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von ſeelgen Pflichten
Großmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie Auguſt, regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für ſich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von GOtt hervor gebracht;
Ihm will er, als ſein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe ſucht er dieß, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank ſchreckt ihn ab, dir noch ſein Herz zu weihn.
Verſuch es, ſey ſein Feind, du wirſts nicht lange ſeyn:

Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfolgung ſchwächen,
Und wenn du ihn bedrängſt, ſich nur durch Großmuth rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund, ſprich ſeiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbſt den Acker feiſt zu bauen,
Und ſein erſpartes Korn den Hufen zu vertrauen,
Jetzt ſieht er keine Frucht, er ſieht nach kurzer Zeit
Sein reich geſtreutes Korn vergraben und verſchneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt ſich ſein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne ſproßt hervor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, ſo klein er erſtlich ſchien,
Wird vielfach ſchon ein Halm; dann trägt in vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brod, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht ſich nicht im Augenblick;
Jetzt leget ſie den Grund zu eines Waiſen Glück.

Dieß

Dieß ſcheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des einen,
Wenn tauſend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Waiſe wird ein Mann,
Der durch Verſtand und Kunſt und Güter dienen kan.
Er hilft, er dient, er nützt, ſorgt, wachet und verbeſſert,
Und mehrt des andern Wohl, ſo, wie man ſeins vergröſſert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuſer Heil,
Und ganzer Häuſer Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des erſten Hand, die dem das Glück gegeben,
Jn ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O wollte doch der Menſch des Menſchen Schutzgott ſeyn:
So wär das meiſte Weh noch unbekandte Pein!
Belebte jedes Herz der Geiſt der Menſchenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder ſchuf uns GOtt, als Bürger einer Welt,
Jn der des einen Hand die Hand des andern hält.

Wir

Wir trennen dieſes Band, und bleiben fühllos ſtehen,
Und bauen unſer Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkſt, du ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine Qual in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig ſind, und GOtt durch Thaten ſchänden.
Aus Eifer für den GOtt, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und ſtößt aus Heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem HErrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Chriſtenthums und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit ſeeliger, als ihre Henker, ſterben?

So lieblos macht der Menſch den Menſchen Unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen ſoll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menſchenliebe galten!

Der Gelehrte.

Ein Fürſt von edler Art, ein Beyſpiel groſſer Prinzen,
Die Freude ſeines Volks, das Glücke der Provinzen,
Ein Held und auch ein Freund von der Gelehrſamkeit,
Der beſte Herrſcher ſeiner Zeit,
Geruhte einſt aus Ehrerbietigkeit
Und Liebe zur Gelehrſamkeit,
Daß die Gelehrten, wenn ſie wollten,
Zu ſeinem Throne auch den Zutritt haben ſollten.

Einſt kam ein groſſer Philoſoph,
Und wollte ſich dem Fürſten nahen.
Kaum trat er in des Fürſten Hof,
Und kaum bekannte er, er ſey ein Philoſoph:
So lachten alle, die ihn ſahen.

„Wie ſah der Mann denn aus? Wie? Vielleicht lächerlich?
Neugierger Leſer ſchone mich
Mit deinen übereilten Fragen!
Geh ſelbſt an Hof und laß dirs ſagen. . . . .
Genug, man hieß ihn wieder gehn,
Mit der Entſchuldigung: Es ließ der Fürſt ſich heute,
Weil er unpäßlich wär, nicht ſprechen, auch nicht ſehn.
Vielleicht, weil man aus ſeinem ſchlechten Kleide,
Nicht, daß er Doctor ſey, urtheilte!
Vielleicht — — wer weis, für wen man ihn hat angeſehn!
Doch der Gelehrte geht und lacht der Vorurtheile.
Nach einer kleinen Weile
Kam ein Pedant, ein Schwätzer unſrer Zeit,
Ein Mann, fern von Gelehrſamkeit;
Und dem erwies man weit mehr Ehre.
Man ſagts dem Fürſten an und führt ihn zum Gehöre.
Warum? Er trug ein wohlbeſetztes Kleid,
Und daraus ſchloß man gleich, daß er ein Doctor wäre.

Oft wird beurtheilt nach der Tracht,
Ein Mann, der mehr verdient, verſpottet und veracht;
Und der, der nicht der mindſten Achtung werth,
Wird, als ein groſſer Mann, bewundert und verehrt.

Die Liebenswürdige.

Geprieſen ſey der Trieb vor allen,
Durch den wir andern wohlgefallen,
Und uns der andre wohlgefällt!
Geprieſen ſey der Zug zum Lieben,
Den in den feuerreichen Trieben
Vernunft und Tugend unterhält!

Nicht Schönheit, die den Körper zieret,
Nicht Anmuth, die das Auge rühret,
Macht unſre Flammen dauerhaft.
Der Glieder Reiz und Seltenheiten
Sind durch die Hand der flücht'gen Zeiten;
In wenig Jahren hingeraft.

Wird einſt mein Kind nichts mehr beſitzen,
Als Augen die vom Feuer blitzen,
Als zarte Haut auf Stirn und Hand;
Was werd ich denn zu lieben haben,
Wenn ihr ein Fieber dieſe Gaben
Aus Augen und Geſicht entwandt.

Sie muß mich nicht allein mit Blicken,
Sie muß mich auch durch Geiſt entzücken,
Wenn mir ihr Körper wohlgefällt.
Ein ſolches Kind preis ich vollkommen,
Das mir durch Reiz mein Herz genommen,
Und durch Verſtand es feſte hält.

Den Mund an volle Lippen ſchlieſſen,
Die feurig, ſüß und ſchmachtend küſſen,
Iſt tauſend Wolluſt für den Mann;
Allein, wie viel wird er vermiſſen,
Wenn dieſer Mund zwar zärtlich küſſen,
Nicht aber zärtlich reden kan!

Ein treues Herz iſt ein Geſchenke,
An das ich ſtets mit Ehrfurcht denke,
Und jeder nehm es wohl in Acht;
Allein es iſt nur halbes Glücke,
Wenn mir, durch Klugheit und Geſchicke,
Mein Kind dies Herz nicht koſtbar macht.

Nicht iſt es Weisheit aus den Schulen,
Wornach wir bey den Schönen buhlen,
O nein, es iſt ein feiner Geiſt;
Ein Geiſt, den die Natur belebte,
Und der nach edlern Dingen ſtrebte,
Als Mode, Staat und Putzwerk heißt.

Zwar werd ich herzlich gerne leiden,
Wenn ſie die Kunſt ſich ſchön zu kleiden,
Nach dem Befehl des Wohlſtands übt;
Doch wird mich dieß weit höher rühren,
Wenn ſie nicht nur die Kleider zieren,
Nein, ſie den Kleidern Anſehn giebt.

Laßt vieler Jahre Lauf verſchwinden,
Sie muß mich auch noch ſpät entzünden,
Ihr Werth entgeht durch keine Zeit;
Denn, flieht der Frühling ihrer Jugend:
So bleibt ihr doch, den Geiſt und Tugend,
Ein Herz voll holder Zärtlichkeit.

Wenn zwanzig Jahre froh verfliegen,
Wird mich ihr Kuß noch ſo vergnügen,
Als mich ihr erſter Kuß vergnügt.
O Liebe! gieb nach deinen Trieben,
Daß ſo ein Kind, als ich beſchrieben,
Einſt meiner Freunde Herz beſiegt.

Der Weiſe

auf dem Sterbebette.

Elegie.

Es ſey, zu welcher Zeit, ein Weiſer ſtirbt gelaſſen;
Was andre zitternd macht, erſchreckt ſein Herze nicht.
Das, was ihm leben half, das hilft ihm auch erblaſſen;
Die Tugend ſtärkt ihn noch, indem ſein Auge bricht.
Er läßt ſich ſeinen Sarg getroſt vors Bette bringen,
Er ſieht ihn ruhig an; O, ſpricht er Hofnungsvoll:
Iſt dieß der enge Raum, der mich nunmehr umſchlingen,
Und, wenn mein Geiſt entflieht, den Körper faſſen ſoll?
Willkommen ſey mein Tod, geſegnet ſey mein Ende!
Beglückt ſey auch der Tag, der mich zur Welt gebracht!
Dir Weſen, das mich ſchuf, Dir falt ich meine Hände,
Und danke deiner Huld, die mich bis jetzt bewacht.

Dir dank ich für die Welt, in der ich tauſend Spuren
  Von deiner Macht geſehn, von deiner Lieb erblickt;
Dir dank ich tauſendfach für alle Creaturen,
  Womit Du dieſe Welt beſetzt und ausgeſchmückt.
Du winkſt; mein letzter Tag erſcheint nunmehr auf Erden,
  Hier Vater bin ich ſchon, nimm meine Seele hin.
O GOtt, ich ſoll nunmehr noch viel beglückter werden;
  Als ich auf dieſer Welt durch Dich geweſen bin.
Was werd ich künftig ſeyn; was werd ich dort erblicken?
  Mein Fleiſch bleibt hier zurück, mein Körper wird zerſtäubt.
Ich ſeh die Ewigkeit, und weine vor Entzücken,
  Weil ich verſichert bin, daß meine Seele bleibt.
O gönnt mir doch mein Glück, ſo ſpricht er zu den Seinen,
  Und macht kein Auge naß, da dieſer Leib erbleicht.
Was klagt ihr ſo beſtürzt? Wie, wollt ihr darum weinen,
  Daß meine Hofnung ſchon ihr letztes Ziel erreicht?
Kommt, küßt mich noch zuletzt und lernt aus meinem Munde,
  Daß nichts zufrieden macht, als die Gewiſſens-Ruh.

Liebt

Liebt GOtt und Tugend treu, und ſchließt mit jeder Stunde
Das Auge ſchon im Geiſt vor eurem Grabe zu.
Zum Sterben braucht man nichts, als wohl gelebt zu haben,
Ein rein und frommes Herz beſiegt den Tod allein.
Halb ſterbend ſag ich dieß, und bin ich längſt begraben;
So laßt euch dieſes Wort noch im Gedächtniß ſeyn.
Mein Lager läßt mich jetzt den größten Troſt genieſſen,
Bringt alle Reiche her, ich tauſche nicht mit euch.
Merkt, Freunde, meinen Tod: ein unverletzt Gewiſſen
Iſt mehr als Land und Volk, als Kron und Königreich.
Ich laß euch keinen Schatz: denn was ich mir erworben,
Iſt Tugend und Verſtand, und dieſe folgen mir,
Mein Beyſpiel bleibt euch bloß, dem folgt, wenn ich geſtorben;
Ein Erbtheil hilft euch nichts, denn euer Glück ſeyd ihr.
Ihr lebt auch wo ihr lebt, ſo ſucht euch zu beſiegen;
Denn euer größter Feind iſt euer eigen Herz.
Begehret nie zu viel, und habt ihr ein Vergnügen,
So denkt: auf jede Luſt folgt unvermerkt ein Schmerz.

Des Menſchen erſte Pflicht iſt treu und redlich leben;
Doch bey der Redlichkeit ſeyd auch im Wandel klug.
Den Feinden müßt ihr viel, euch aber nichts vergeben;
Bleibt von der Mißgunſt frey; So habt ihr ſtets genug.
Dieß, Freunde, ſag ich euch mit überzeugter Seele,
Lebt wohl, lebt ewig wohl! Sorgt, daß man mich begräbt.
Und wehret, daß man nichts zu meinem Ruhm erzehle,
Als daß ich freudig ſtarb, nachdem ich wohl gelebt.

Auf die prächtige Einweyhung des Luſt-Schloſſes zu Deberndorf.

So kommſt du würklich heut gegangen,
Du, unſer einziges Verlangen!
Du, unſer mild und beſter Fürſt!
Wie? Wenn du denn mit Fridericken,
Mit Carolinens holden Blicken,
In dieſem Flur erſcheinen wirſt;
So rauſcht, ihr angenehmen Wälder!
So jauchzt ihr offnen bunte Felder
An dieſem auserwählten Feſt!
Von dem die Fama, da und dorten,
Aus ihres Tempels Ehren-Pforten,
Schon längſtens Dimars Name bläßt.

Ich ſchwör, mein Fürſt! bey deinem Throne:
Daß niemand reitzend ſchöner wohne,
Als du in deinem Eigenthum.
Die andern Schlöſſer in dem Lande,
Die man zur Jagd und Luſt ernannte,
Behalten zwar auch ihren Ruhm.

Jedoch, das Fürſtliche Gebäude,
Der Götter Luſt, der Augen Weyde,
Reicht heute ſeine Palmen dir;
Dein Oeberndorf, die ſchönſte Gegend,
Von Ueberfluß, von Reitzung regend,
Ragt, ſtolz, vor allen andern für.

Das Haus, mit ſeinen beyden Flügeln,
Entfernt von Bergen, und von Hügeln,
Wie ſchimmert nicht ſein Glanz empor?
Ein Platz von prächtigen Alleen,
Die rechts und links im Hofe ſtehen,
Gehn von dem Felde bis zum Thor:
Die Gegend voller Turteltauben,
Die Gärten voller Frucht und Trauben,
Die Gänge, das chineſiſch Haus,
Die Auen, die das Aug entzücken,
Und bis auf viele Stunden blicken,
Die machen ſeine Schönheit aus.

So hat mans freylich nicht gefunden,
Da ſich mein Fürſt mit dir verbunden
Du Deberndorf! Du ſchöner Ort!
Man ſieht dich an. Man baut dich gröſſer,
Man ſchmückt dich aus. Man macht dich beſſer;
So ſteigſt, und wächſt du fort und fort.
Es quillt dein Glück aus neuen Bronnen:
Carline hat dich lieb gewonnen,
Drum mußteſt du vollkommen ſeyn.
Nur Carolinen zu gefallen,
Befiehlt mein Fürſt, vor andern allen,
Den Bau, mit ſeinem **Altenſtein.**

Wie klug iſt der? Wie ſorgt er immer?
Man geh nur in die ſtolzen Zimmer,
Was da des Künſtlers Hand gemacht.
Auch nur die blumichte Tapeten,
Natur und Ordnung muß hier reden,
Daß alles lebt: daß alles lacht.

Wärs möglich, etwas auszuſetzen,
Und Grund und Wahrheit zu verletzen:
So müßte ſelbſt der Neid geſtehn:
Daß hier, vom Kleinſten bis zum Größten;
Daß hier, vom Schönſten bis zum Beſten,
Natur und Kunſt im Bunde gehn.

So komm, mein Fürſt! Mein Alexander!
Du wirſt nun immer mehr bekandter,
Nun wirſt du aller Menſchen Luſt.
Laß unſrer göttlichen Louiſen,
Die Freud, die Unſchuld mit genieſſen;
Ergötze Carolinens Bruſt.
In Deberndorf kan unſer Flehen,
Die Hoffnung, und der Wunſch geſchehen,
Den man den Wunſch der Prinzen nennt:
Er kommt. Wir reden als Propheten,
Weil heute Nacht mit den Raqueten,
Im Feuer, Herz und Name brennt.

So ſey denn Deberndorf geſeegnet.
Es regne: Doch, ſo oft es regnet,
So treufle nichts, als lauter Glück.
Und, wenn der Himmel ausgeweinet;
So ſchein die Sonn: Und wenn ſie ſcheinet,
So lächle nur ein holder Blick.
Steh veſt du Schloß! Nun ſollſt du dauern,
So lang noch über deinen Mauern
Der Brandenburger Adler ſchwebt:
Den erſten Riß ſollſt du erfahren,
Wenn erſt nach mehr als hundert Jahren,
Dein Alexander nicht mehr lebt.

Jetzt ſammlet euch in allen Feldern;
Jetzt kommt heraus aus euern Wäldern,
Ihr größten Hirſch! ihr ſtärkſten Schwein!
Verſammlet euch, zum größten Schatze,
In dieſem Schloß, auf dieſem Platze,
Und ſtellt euch vor den Fenſtern ein:

Aus Fenſtern ſoll mein Fürſt euch ſchieſſen;
Und werdet ihr dieß Glück genieſſen,
So ſtürzt mit Freuden das Geweyh;
Daß Deberndorf Hubertens Läger,
Ein Heiligthum der muntern Jäger,
Ein Tempel der Dianen ſey.

Wolßhoffer.

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden,
Und wo mag er gefunden werden?
So frug, wenn man es glauben ſoll,
Der Grieche Damon einſt den delphiſchen Apoll.

Des Gottes Antwort war, du haſt ihn längſt beſeſſen,
Und weißt es nicht, vor deiner Thür
Wirſt du ihn finden, traue mir.

Wie ſchnell fliegt Damon fort? jetzt geitzig, erſt vermeſſen,
Wie? Denkt er, ſcherzt Apoll? Nein! Göttern ziemt kein Spaß,
Jetzt ſieht er ſchon ſein Haus; da ſteht ſein Pythias,
Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
Ein Schatz, der gröſte Schatz liegt hier,
Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie waffnen ſich mit Grabeſcheiten,
Der Ort wird umgewühlt; Sie graben in die Nacht,
Kein Feyerabend wird gemacht.
Kein Schatz erſcheint. Doch ſeht! mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unverhoft ſein Werkzeug auf die Erde,
O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkohr,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du biſt der größte Schatz, kan Damon mehr verlangen?
Ich billige des Griechen Satz:

Ein treu erfundner Freund, das iſt der größte Schatz.

Der Haus-Präceptor.

Ein Weib von jener Art, von Dichtern oft beſchrieben,
Die ſchmeichelnd ſich empört, bis ſie den Hut uns raubt,
Elvire, bat anjetzt ihr ſchwaches Oberhaupt:
Mein Liebſter, wenn ſie mich noch im geringſten lieben,
Und, daß ſie mich gewählt, meineydig nicht bereun;
So willigen ſie gleich in meinen Antrag ein,
Und nehmen auch, wie andre Leute
Von unſerm Stande thun, und dieſes zwar noch heute!
Sich einen Haus-Präceptor an.

Mein Engel, ſprach der alte gute Mann,
Was wollten wir denn mit dem Haus-Präceptor machen?
Du weißt, wir haben ja kein Kind,
Die Nachbarn ſollten trefflich lachen — —
Da ſieht man es, wie klug ſie ſind;

Aus Vorſicht, wenn ſich Kinder finden!
Sie wollen, ſtürmte ſie, mich nicht ſo viel verbinden?
Er, der, wie jeder Ruhm ſein Lebenslauf berührt,
Mit weiſer Sanftmuth mehr, als Schönes geziert,
Sich leicht bedeuten ließ, nahm, eh er ſich entzweyte,
Ein junges muntres Blut, trotz der Kritik der Leute!

Anjetzt zum Haus-Präceptor an.
Wie wohl that er! Ich hätt es längſt gethan!
Die Folgen lieſſens klärlich ſehen.
Der Menſch, der ſo geſchickt, als jung und fleiſſig, war,
Verſah den ſchweren Dienſt noch nicht ein ganzes Jahr,
Als, was, zehn Jahr vorher, nie ſo erwünſcht geſchehen,
Elvire ſchon den erſten Sohn gebahr.
Die Freude ſtell ich mir, in ihrem Umfang, dar,
Die bey dem Kindtauf-Schmauß ihr Herr Gemahl empfand;
Der Haus-Präceptor war, GOtt Lob! ſchon bey der Hand,

Den jungen Erben zu erziehen:
Er thats mit rühmlichen Bemühen.

Eh noch das zweyte Jahr verſtrich,
War auch ein Mädchen da, die Kinder häuften ſich,
Der Haus-Präceptor war jetzt gar nicht zu entbehren.

Bekennt mir hier einmahl, ihr Männer, ohne Liſt,
Bekennts den Weibern hier zu Ehren,
Ob ihre Vorſicht nicht oft ganz erſprießlich iſt?

G. C. D.

Die Weſpe und der Knabe.

Eine kühne Weſpe ſtach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, eh er es dachte,
Hänschen, das erbärmlich ſchrie,
War ſo glücklich, daß es ſie
Auf der Flucht noch veſte machte.

Gnade! rief die Thäterin,
Weil ich gar nicht ſtrafbar bin,
Willſt du Blutſchuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geſchenkt,
Und ich muß gezwungen ſchaden.

Mußt du? fragt der kleine Mann,
Ja, da ichs nicht ändern kan,
Eben drum, verſetzt der Knabe,
Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe.

Verzeichniß

derer in dieſem erſten Theil enthaltenen Gedichte.

Ode auf den zwiſchen Oeſterreich und Berlin den 15. Febr. 1763. zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden. 1
Das Elend. 6
Die Erndte. 12
Der kleinſte Freund. 14
Das weiß ich ſchon. 16
Die Wahl. 18
Der Himmel, ein Münzkabinett. 20

Verzeichniß derer Gedichte.

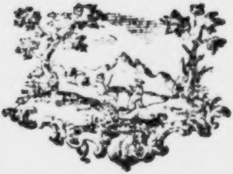
Der Selbſtbetrug. 22
Philemon und Baucis, eine Erzehlung. 25
Der lächerliche Geizhals. 35
Die Aufmunterung. 38
Der Bergmann. 40
Klagen. 41
An meinen Schutzgeiſt. 43
Ueber die Entfernung von Doris. 45
An die Freunde. 47
Die beſtändige Jungfer. 49
Die Welt läßt ihr Tadeln nicht. 51
Das entweyhte Nonnen-Kloſter. 53
Das faule Holz. 58
Der Zufriedene. 62
An meinen Freund, G. N. 66
Was ich kan und nicht kan. 70
Die Möglichkeit und Unmöglichkeit. 72
Hans. 75
Die Pflichten eines Dichters. 78
Der Hofnarr. 80
Ode der Buchdruckerey-Kunſt. 81
Die Frau Magiſterin. 88

Verzeichniß derer Gedichte

Der verzweifelte Ehemann. 95
Das Kloſter. 97
Der weiſe Chriſt. 99
Das Unglück der Weiber. 101
Die Jungfer. 105
Der Friede. 107
Der Candidat. 112
Vor Junggeſellen. 114
Eine Frage die zu beantworten iſt. 119
Auf die Reiſe eines groſſen Fürſten nach Engelland. 122
Auf die M . . . und H. . . Verbindung. 123
Die ungeſtalte Tochter. 125
Der Kaffee. 127
Die zärtliche Frau. 138
Ode zum Preiſe der GOttheit 141
Die verſchlagene Braut. 156
Der Menſchenfreund. 161
Der Gelehrte. 174
Die Liebenswürdige. 177
Der Weiſe auf dem Sterbebette. 181
Auf die prächtige Einweyhung des Luſt-Schloſſes zu Deberndorf. 185

Damon

Damon und Pythias. 191
Der Haus-Präceptor. 193
Die Weſpe und der Knabe. 196



Die
Poeten.

Erſten Bandes
zweyter Theil.

Schwabach,
zu finden in der Hochfürſtl. privilegirten
Endereſiſchen Buch- und Diſputations-
Handlung. 1764.

Die Neujahrs-Nacht.

Die zwölfte Stunde ſchlägt! Sie bringt die Mitternacht,
Die dennoch Mond und Schnee, noch halb zum Tage macht.
Der jähe Froſt hat ſtarr die Welt mit Eis verriegelt,
Indem der halbe Mond ſein krummes Horn beſpiegelt.
Es ſcheint, als wenn die Welt das Licht nicht ganz verlohr,
Weil, da die Sonne ſank, ihr letzter Strahl gefror.

◆ ◆ ◆

Der Mond wacht nicht allein. Noch mancher Dichter ſitzet,
Den an die Füſſe friert, obgleich der Kopf ihm ſchwitzet,
Der bey dem Wunſch-Gebet, doch oft im Eifer flucht,
Wenn er den letzten Vers umſonſt im Reimbuch ſucht,
Die Stirn in Falten zieht, die Feder halb verzehret,
Im ausgeſaugten Docht der leeren Lampe ſtöhret,
Die Zeile neunmal lieſt, und zehnmal ſich beſinnt,
Die längſten Wörter kürzt, und doch das Maas nicht findt.
Wer will die Ungedult dem Dichter übel nehmen?
Der Vers ſoll fertig ſeyn, und will ſich nicht bequemen.
Er fluche nur — — Es geht — —
Dort ſitzt ein andrer Held,
Der ſchon ſein Lied beſchließt, dem auch ſein Lied gefällt,
Er nimmt und lieſt es laut, gähnt einmal, lieſt es wieder,
Und lächelt, ſtreicht ſein Kien, legt es zufrieden nieder,
Springt auf, und holt ein Blat, vergoldet auf dem Schnitt,
Und bringt ſein Gold-Papier, und Zwirn und Nadel mit.

Kan

Kan ihm (er darf ſich ſchon auf das Geſchenke freuen)
Der letzte Schilling wohl, den er drauf wandte, reuen?
Ein ſolcher Vers, ein Lohn, von dem die Hofnung bleibt,
Verdient, daß man Fractur, und nicht Currente ſchreibt,
Er ſchreibt, wie niedlich! Ey! Jedoch wie wird es gehen?
Schon zweymal hab ich ihn, im Schreiben, nicken ſehen — —
Die ſpitzge Haube ſinkt, die Feder fällt und fleckt.
Nun brennt die Haube gar — — die Brunſt, die ihn erweckt,
Wird gros, die Haub' iſt hin; der Bogen iſt verdorben,
Zieht er den Schaden ab, wie wenig bleibt erworben?
Wenn auch ein Gulden fällt! und dis iſt wahrlich viel.
Ein Gulden vor ein Lied, iſt auch kein Kinderſpiel.

Dort ſitzt um jenen Tiſch, auf dem vier Lichter brennen,
Die man doch kaum vor Dampf im Zimmer kan erkennen,

Ein Crays betrunknes Volk, das ſchwärmend ſäuft und ſchreyt,
Den letzten Augenblick des Jahrs dem Bachus weyht,
Die in das Neue⸗Jahr, da ſie ſchon alle ſinken,
Zum Abſcheu der Vernunft, ſich taumelnd wollen trinken.
Mein Blick verachte ſie, ſo wie der Mond ſie flieht,
Der ſeinen halben Schein von dieſer Gegend zieht.

Dort kauzt ein altes Weib in jenem düſtern Zimmer,
Die Brille hilft ihr kaum, bey ihres Lämpgens Schimmer,
Sie kniet vor einer Bank, auf die ihr Arm ſich ſtrebt,
Der noch das Haupt erhält, das ihr vor Alter bebt.
Ihr Auge, das mit Müh die rothen Ecken faltet,
Schielt gierig auf ein Bley, das in dem Sand erkaltet,
Darein ſie's ſiedend goß; was ſie die Chriſtnacht that,
Das wiederholt ſie nun, und ſucht beym Böſen Rath.
Sie ſchäumt, verzweifelt, wird dem Unſinn ſelbſt zum Raube.
Wenn dort die Bosheit ſchwärmt, raſt hier der Aberglaube.

Vier

Vier Viertel ſchlägt es nun. Ein Schlag, der darauf ſchallt,
Bringt uns das Neue-Jahr, aus allen Winkeln knallt
Ein Schuß, wo mancher Thor, aus Unſinn, zum Vergnügen
Den letzten Batzen noch läßt in die Lüfte fliegen.

Dort dehnt ein krummes Horn, den fürchterlichen Laut
Der durch die Ohren fährt, vor dem den Magen graut,
Er ruft die Herren auf, daß ſie ſich laſſen ſagen:
Daß jetzt die Glocke Eins zum Neuen-Jahr geſchlagen.
O! fürchterlicher Klang, du haſt mich oft erbaut,
Daß ich das Klägliche der Welt in dir beſchaut.

Der Auftritt ändert ſich, jetzt ſchlafen alle Dichter
Und Thoren, ja ich ſeh ganz andere Geſichter.

Seht, dort erwacht ein Greis, der Lärm erwecket ihn
Aus dem geſunden Schlaf. Dort liegt er auf den Knien,

Er fällt, und hebt mit Müh, die zitternd ſchwachen Hände,
Und ſeufzt: GOtt noch ein Jahr! noch eines Jahres Ende
Erlebt ich, und wodurch? Durch deine Huld und Treu! — —
So lang es dir gefällt — — Mein GOtt — — nur ſteh mir bey.
Nimm mich, und auch mein Haus, in deinen Schutz, dein Seegen
Läßt mir mein graues Haupt beruhigt niederlegen.
Mein Glaube ſtärke mich! Genug, mein GOtt, ich weiß — —
Hier ſinkt er ſchlafend um, der fromme gute Greiß!

Dort ſchreckt ein ſtarker Knall den Säugling in der Wiegen,
Erſchrocken wacht er auf, ich ſeh ihn weinend liegen.
Die gute Mutter hört eh'r, als den Knall, das Kind,
Von dem ſie eben träumt; ſteht auf, und nimmts geſchwind,
Und drückts an ihr Geſicht, ich hör', wie ſie es küßte,
Sie legt den Erſtling an, und reicht ihm ihre Brüſte,

Er lächelt, lallt und trinkt, wie kan es anders ſeyn?
Die fromme Mutter ſäugt ihm Dank und Andacht ein.

Dort jähnt ein alter Mann, dem bey den Morgen-Stunden
Beym erſten Hahnen-Schrey der matte Schlaf verſchwunden.
Er zittert, friert und rückt den halbgelähmten Leib,
Um ein Jahr froſtiger, hin an ſein junges Weib.

Hier keicht ein altes Weib, das Huſten dieſer Alten
Hätt ich, ſäh ich es nicht, vor Hahnenſchrey gehalten:
Jetzt nieſt ſie noch dazu, ſie weckt den jungen Mann,
Daß er zum Neuen-Jahr das Profit ſagen kan.

Schon glüht der Horizont. Ich ſeh an ſeinen Grenzen
Das Heer der Sterne bleich, gebrochne Strahlen glänzen.
Die goldgeſtirnte Nacht ſtirbt an dem Firmament,
So, wie der Kohle Gluth zu bleicher Aſche brennt.

Der junge Morgen lacht. Die neugewordne Sonne
Hüpft in das Neue-Jahr, wie eine Braut, voll Wonne.
Seht ihre Pracht erfüllt, was mancher Dichter ſang,
Der vor vier Wochen ſchon ſein Lied prophetiſch zwang.

Da Anſpachs groſſer Fürſt durch GOttes Gnaden Hand
Kommt wieder, höchſt beglückt, zurück von Engelland,
So leget dieſes Blatt zu Alexanders Füſſen,
In Unterthänigkeit der ältre von den Spieſſen.

Wie? Iſts mein Marggraf dann. Wie? kommt mein Fürſt ſchon wieder?
Ja! Alexander iſts. Des Herzens gröſte Luſt,
Die Freud, die wahre Freud der menſchlichen Gemüther,
Das Bild, das himmliſch Bild, der ehrfurchtsvollen Bruſt.
War nicht dein Engliſch Herz, Louiſe, ganz entzücket
Da Du ganz unverhofft den Prinzen haſt erblicket?
Und, Caroline, ſag, wie war der Augenblick,
Da Du den Fürſten ſahſt, da mein Herr kam zurück?

Sieh

Sieh Hof und Stadt und Land, ſieh deinen Alexander,
Sieh Ihn zu deiner Freud in höchſterwünſchten Wohl.
Nun haben wir genug, ja alles mit einander;
Wie groß iſt unſer Glück, ſagt: was uns fehlen ſoll.
Laß Allmacht, wenn ich längſt der Erd bin übergeben,
Erſt meinen liebſten Herrn recht gern auf Erden leben.
O! daß ich mir dereinſt, glorwürdigſter Regent,
Wenn Du ja ſterben ſollſt, doch für Dich ſterben könnt.

Erhöre doch zuletzt der Demuth girrend Bitten,
Hier kniet ſie vor Dir, gieb ihrer Bitte Platz:
Ach! ſchone Deiner ſelbſt! Schon Deiner im Ermüden.
Dein Leben und dein Wohl iſt unſer gröſter Schatz.

Nichts wünſcht das ganze Land als nur Dein Wohlergehen,
Nur dies ſucht es von GOtt und von Dir zu erflehen.
Du biſt ein Fürſt für uns — doch für uns nicht allein,
Du ſollt für Kindes-Kind noch Fürſt und Vater ſeyn.

Ode.

Wenn Lea in der Kammer betet,
Und laut mit ihrem Schöpfer redet,
Da ſchleich ich ganz gewiß vorbey:
Doch wenn die Tochter auf den Knien
Auch betet: Soll ich dann wohl fliehen?
O nein! Da bleib ich gleich dabey.

Wenn Damon ſeine Verſe lieſet,
Sich ſelbſt bewundert und dann ſchlüſet,
Daß er der beſte Dichter ſey:
Dann leſ' ich lieber Tills Geſchichte,
Und ſag ihm frey in das Geſichte:
Ich bleibe würklich nicht dabey.

Xantippe zankt mit dem Geſinde,
Und ſchwört, daß Zanken keine Sünde,
Vielmehr ein heil'ger Eifer ſey:
Sie bittet mich bey ihr zu bleiben,
Die Zinſen in ihr Buch zu ſchreiben:
Ich ſchreib, und denke nichts darbey.

Mein Vogt der weis mit ſeinen Gäſten
Den dicken Bauch recht auszumäſten,
Er pfeift und trinkt und ſcherzet frey.
Er wird beredt, verliebt und hitzig.
Ich hör ihm zu. Nun wird er witzig:
Fürwahr jetzt bleib ich nicht dabey.

Madam Spadille weis im Spielen,
Wenn ſie verliehrt, ſich kaum zu fühlen,
Sie ſtampft, und flucht und klagt dabey.
Sie weis die Kunſt uns zu betrügen,
Und im Betrug wohl gar zu lügen:
Allein ich bleib nicht lang dabey.

Tartüff will dort durch ſeine Lehren
Die ganze Welt zum Himmel kehren,
Mit aller ſeiner Heucheley:
Soll ich dem tückiſchen Betrüger
Wohl glauben? Nein ich denke klüger,
Und gehe fromm vor ihm vorbey.

Charlotte ſingt: die Vögel ſchweigen
Aus Eiferſucht in den Geſträuchen:
Phlegmatiſch geht Damöt vorbey.
Soll ich denn wohl Damöten gleichen,
Unfühlbar ſeyn, und von ihr ſchleichen?
Mein Herz befiehlt mir, bleib dabey!

Die Eule unter den Vögeln.

Als vor kurzem Jungfer Eule
Für Verdruß und langer Weile
Unter andre Vögel kam,
Wurde ſie als ungeſchliffen
Von den andern ausgepfiffen,
Daß ſie endlich ihren Rückweg wiederum nach Hauſe nahm.
Ey, da ſchimpft ſie auf die Zeit,
Lobt und rühmt die Einſamkeit.

Liebe zur Geſelligkeit iſt uns von Natur gegeben,
Wer mit Niemand Umgang hält,
Schilt auf die verdorbne Welt,
Sagt es doch nur deutſch heraus: Herrn! ihr wiſſet nicht zu leben.

Der Student.

So wie das Gift, das durch die wilden Triebe,
Und durchs Gefühl der unerlaubten Liebe,
Nicht auf einmal, nur nach und nach entſteht,
Sich durch die Säfte frißt, durch alle Adern geht,
Tyranniſch um ſich greift, die Knochen ſelbſt erweichet,
Und dann den Jüngling mit Gewalt,
So ſchön er vormals war, jetzt wie verwelkt und alt,
Zum Abſcheu aller Menſchen zeiget:
So würkt der Sünden-Gift, nicht ſchnell, doch unvermerkt:
Durch den Verluſt im Spiel, wird jener kühn zum Stehlen;
Der heute noch zu feig, das Mordſchwerd zu erwählen,
Erwählt es, weil der Zorn ihn ſtärkt.
Neran ſoll euch durch ſeinen Beyſpiel lehren,
Wie ſich das Laſter nährt, bloß um ſich zu verzehren.

Nach L . . . gieng Neran, der Weisheit ſich zu weihen,
Er kam, ſah ſich als Herr, war durch ſein Glück gerührt,
Und im Tumult der Laſter bald verführt,
Und ſtark genug, ſie nicht mehr zu bereuen.

Wenn zügellos und wild, die Freude um ihn ſchwärmte,
Und hier die Trunkenheit, und da die Rohheit lärmte;
Der Unſinn halb betäubt ihn bey den Armen nahm,
Und oft ein magrer Gaſt ihn zu beſtehlen kam,
Da wankte bald Meran. Der Weisheit holde Lehren,
Der Tugend Ruf verdammt er anzuhören,
Er ſtrömt ſchon durch ſein Herz die Quelle böſer Luſt.
Durch ſie bewegt, getrieben, hingeriſſen,
Und allzeit ſeiner unbewußt,
Liegt er erhitzt zu einer Huren Füſſen,
Die ihm ſein Herz, ſein Geld und ſeine Kräfte ſtiehlt.
Er wagt das lezte noch, und ſpielt.
Und ſieht die Summen ſchon, mit heimlichen Vergnügen,
Dort auf dem Spieltiſch baar, im vollen Reize liegen.
Er ſetzt den Reſt von allen was er hat,
Und ſieht ihn durch ein einzigs Blat,
Da ihn das Unglück ſtraft, in fremde Hände fliegen.
Meran erſchrickt: und nimmt die Flucht,
Weil ſeine Gläubiger ihn längſtens aufgeſucht.
Arm, ausgezehrt, unſicher und verlaſſen,
Irrt er, durch eigne Schuld, noch flüchtig auf den Straſſen.

Als ſich ein Pilgrim fern dem wachen Auge zeigt,
Und müde von der Reiß ganz langſam zu ihm ſteigt.
Der Jüngling ſtutzt, und denkt den ſchrecklichſten Gedanken:
„Vielleicht hat dieſer Geld; ermorden will ich ihn — —
„Du zitterſt armes Herz! was brauchſt du hier zu wanken?
„Fort werde nur zum Morden kühn.„
Der Pilgrim kommt: begegnet ihm mit Grüſſen,
Allein von Wuth geſtärkt, ſtößt er ihn durch das Herz,
Er ſchreit und wankt, und fällt ihm blutend zu den Füſſen.
Der Jüngling, taub bey dieſer Scene,
Vergieſt, wer glaubt es wohl! nicht eine einz'ge Thräne,
Greift nach dem Geld, und findet einen Brief,
Lieſt ihn getroſt, weil ſein Gewiſſen ſchlief:
„Du ungerathner Sohn!
Aus väterlicher Huld
„Zeig ich zum letztenmal noch meiner Güte Proben,
„Betrüb uns ferner nicht, bezahle deine Schuld,
„Und gieb uns Stoff dich ſtets zu loben,
„Kurz ſey ein Chriſt und werde klug.
„Mein Bruder, welcher dich oft auf den Armen trug,

„Dir

„ Dir kluge Lehren gab, bringt ſelbſt das Geld an dich:
„ Ehr ihn den treuen Greiſs, noch munter dir zu dienen,
„ Er wird, weil er dich liebt, gewiſs dein Herz verdienen.
„ Leb wohl und denk an mich! „
Wie iſt dem Jüngling hier zu Muthe:
Sein Vetter liegt in ſeinem Blute,
Der wenig Augenblicke lebt.
Von Raſſerey entflammt, nimmt er den Degen wieder,
Der blutig in den Händen lebt,
Stößt zu, und ſinkt erblaſst auf ſeinen Vetter nieder.

An die Alten.

O Wein, der mich erfreuet,
Dies Lied ſey dir geweihet,
Und ſtark ſey es durch dich!
Das Alter will ich lehren,
Mich Jüngling ſoll es ehren,
Und welch ein Ruhm für mich?

Ihr freudenloſe Greiſe,
Noch ſpäte werdet weiſe,
Weis, wie Anacreon!
Verachtet Arzneyen,
Vergeßt der Aerzte Schreyen,
Vertrinket ihren Lohn!

Trinkt feurigen Burgunder,
Er macht euch jung und munter,
Die beſte Arzeney:
Und Mattigkeit und Keichen
Und Zipperlein und Seuchen
Gehn euch durch ihn vorbey.

Er

Gefährten grauer Tage,
Angſt, Schwermuth, Furcht und Klage,
Verſchwinden, wenn er winkt
Verzagt die frohen Erben,
Sie wünſchen euer Sterben
Vergeblich, wenn ihr trinkt!

Ja trinket mit den Müttern!
Und ſchon vergeht ihr Zittern,
Wie munter ſchielt ihr Blick!
Sie gönnen frey vom Neide
Den Töchtern ihre Freude,
Und mir den Kuß, welch Glück!

Die Schnecke und die Grille.

Recht langſam, Schritt vor Schritt, mit viel Behutſamkeit,
Kroch eine wohlbeladne Schnecke
Zu einer nahgelegnen Hecke,
Der Weg, ſo kurz er war, war für die Schnecke weit,
Ein Zeiger an der Uhr kan nicht ſo ſachte gehen,
Jetzt zieht ſie Hörner ein, jetzt ſtreckt ſie Hörner aus,
Jetzt bleibt ſie eine Weile ſtehen,
So drückte ſie das Schneckenhaus.

Hier pries ſie das Geſchick der Grille,
Die an dem Wege ſaß und ſang:
Wie leicht iſt ſie, wie ſchnell ihr Gang!
Sie lebt und ſingt in edler Stille,
Ein Sprung ſetzt ſie in Sicherheit.
Wenn meine Wohnung mich verbindet auszuhalten,
Und in der Sorge zu veralten.

Die Grille nahm ſich hier die Zeit,
Die Schnecke heimlich zu belauſchen,
Drauf zwitſcherte ſie ihr zum Troſt die Worte zu:
Wie gerne wollt ich mit dir tauſchen?
Wenn mich die Witterung plagt, ſo liegſt und ruheſt du
Bequemlich, zugedeckt, verſchloſſen,
Oft ſuch ich in der Nacht kalt, hungrig und verdroſſen,
Die Ruhe, die dich längſt mit ſanften Flügeln deckt,
Wenn mich der Winterſchnee, mit Tod und Krankheit ſchreckt.
Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährſt du dich in deiner Höhle.

Hier iſt die Grille fortgehüpft,
Ich ſchlieſſe ſo aus ihrer Klage:
Wer ledig iſt, hat ſeine Plage,
Und eine Haushaltung iſt auch mit Noth verknüpft.

Die Abbildung eines Schlachtfeldes und die Buſſe eines hart bleßirten ſterbenden Soldaten.

Als ich bey vor'gen Kriegeszeiten,
Sah' Flammen, Knall und Schwerdter ſtreiten,
Den Tod auch mit der Senſe gehn;
Erblickt ich einen dorten ſinken,
Den andern hart verwundet hinken,
Den dritten halb todt auferſtehn.

Vor Furcht und Jammer eingenommen,
Verſucht ich zu dem Ort zu kommen,
Allein es war mir bald verwehrt.
Ein Schwarm der Reuter voller Eyfer,
Die Pferde ſchnaubend voller Geiſer,
Macht, daß ich bald wär umgekehrt.

Erſtaunend muſte ich hier warten:
Man ſuchte Fahnen und Standarten,
Hub einen hin, den ande [illegible] auf.
Der Tod, der Menſch u [illegible] ich geſtrecket,
Hat keine Furcht zum [illegible] erwecket,
Bey dieſem allzuwilden [illegible].

Der Menſch, dem GOtt geſchenkt das Leben,
Muß jetzund alles das hergeben,
Was er noch um und bey ſich hat.
Nicht gnug damit: er wird geriſſen,
Halb todt im Schmerz herum geſchmiſſen:
Wer wird des Lebens wohl nicht ſatt?

Hier fragt man nicht: ob man will ſterben?
Nein: man ſucht das nur zu erwerben,
Was wir nicht mit den Augen ſehn:
Hier liegt, ein Neß, dort Alexander,
Man tritt auf den, wie auf das ander,
Und bleibet wohl auf beyden ſtehn.

Da nun der Schwarm den Platz verlaſſen;
Ich ſah, wie ſie zu Pferde ſaſſen;
So ſtieg der Jammer mehr in mir.
Ich dachte weiters fortzugehen,
Zu ſehen, wie es möchte ſtehen,
Mit dem, der kurz noch winkte dir.

Mein Herz, mit Jammer vollen Blicken,
Wollt ſich nun eben darzu ſchicken,
Was Chriſten-Liebe mit ſich bringt,
Hier kam ein Schwarm mit ſchnellen Schritten,
Ein anderer dort her geritten,
So froh, weil ihm die Beut gelingt.

Hier kan der Menſch zum Unmenſch werden!
Man ſah' nur, daß ſie Raub begehrten:
Nicht aber hülflich beyzuſtehn;
Hier blieb kein Menſch nicht angekleidet,
Ob ihn der Tod gleich ausgebreitet,
Man riß, was nicht wollt ſelber gehn.

Doch eines muß ich hier gedenken.
GOtt wird den Lohn Ihm davor ſchenken:
Der Preuſſen-Held- geſtattets nicht:
Nach Sieg, Ruhm, Heyl, muß jeder ſtreben,
Dem Menſchen dem gefriſt das Leben,
Zu helfen, wo die Noth gebricht.

Da dieſer Lerm ſein End genommen;
Sucht ich hier wieder beyzukommen,
Dem, der mir vorhin hat gewinkt;
Hier war der Anblick gar zu greulich,
Ich muß geſtehen, recht abſcheulich,
Nicht Wunder! wer in Ohnmacht ſinkt.

Die Ehrbarkeit war ganz verſchwunden,
Und dieſes kam von wenig Stunden,
Da man die Chriſten-Pflicht vergaß.
Der Menſch lag da nur unter Blute,
Entblößt von Kleidern, Haab und Gute,
Sein nächſter Nachbar war ein Aas.

Vermengtes Blut vor Hitze ſtinkend,
Muſt itzt der Menſch, und gleichſam trinkend,
Halb Ellen hoch ſehn auf ſich ſtehn.
Frag einer mehr: was werd ich werden?
Wer ſind die Nachbarn und Gefährten?
Komm hier! Du kanſt ſie alle ſehn.

Dort lagen Beine, halbe Armen:
Hier lag ein Kopf, o! zum Erbarmen!
Es ſahe recht barbariſch aus.
Der eine zuckt: der wollt erſtarren:
Der andre ruft: käm doch ein Karren,
Und brächte mich ins nächſte Haus!

Hier lag ein Fürſt, dort ein Soldate:
Hier ſah man nicht, an groſſen Staate,
Den ſonſt erhabnen Fürſten-Geiſt.
Dort lag ein Graf und ein Gemeiner:
Hier ruft man nur: ach denke meiner!
Wenn du vor mich noch Hülfe weiſt.

Kommt her einmal! könnt ihr hier leſen?
Iſt das ein Prinz? wer iſts [*] geweſen?
Was iſt die Hoheit, die er führt?
Izt ſeyd ihr gleich, von einem Orden,
Und nackend ausgekleidet worden:
Wo iſt der Rang, ſo ihm gebührt?

Lernt hier! ihr Fürſten, Generale!
Hier hilft kein Großſeyn, noch Geprahle:
Hier gilt auch der gemeine Mann:
Er gilt im Feld, in Streit und Schlachten,
Und dieſen darf man nicht verachten:
Lernt: was man iſt, und werden kan. [**]

GOtt

---

[*] Officier.

[**] Der gemeine Soldat, der ſich gut aufführet, tapfer hält, und ſeine Schuldigkeit überall beweiſet, machet ſich glücklich, und ſteiget ſo hoch, daß er die Stuffe des General-Standes erreichet; da der General durch den Tod hingeſtrecket wird.

Gott! deſſen hoch erhabnes Weſen
Den Stand der Welt hat auserleſen:
Wie weißlich hat er es bedacht!
So Groß als Kleine müſſen leben
In Ordnung, in Gemeinſchaft ſchweben,
Doch wird der keiner nicht veracht.

Der Menſch, vom Viehe ganz umhüllet,
Der eine ächzt, der andre brüllet,
Der dritte hebt den Kopf empor,
Erblaßt, halbſterbend, ſchrecklich krotelt,
Der iſt mit Dampf, Koth, Blut bemodelt,
Dem fehlt die Naſe, dem das Ohr.

Dort rufte einer, halb erſticket;
Weil ihm die Laſt des Pferdes drücket,
So ihm hart auf dem Leibe lag.
Iſt denn kein Chriſten⸗Herz zu finden,
So mich kan dieſer Laſt entbinden,
Die auf mich liegt ſchon Nacht und Tag?

Wenn einer ja zu bethen ſuchte,
So war ein andrer, welcher fluchte:
Daß ihm des Donnerwetters-Knall
Sein Leben nur gleich nehmen ſollte,
Wenn ihm ja der . . . nicht holen wollte.
O Jammer-voller Wiederhall!

O Anblick! voller Traurigkeiten!
O herber Schmerz! vermengt mit Leyden!
O Grauen! O Unmenſchlichkeit!
Das Auge thränt, das Herze krächzet:
Der Mund girrt ſchwach, die Zunge lächzet:
O Denkmahl! für die ſpäte Zeit.

Ich gieng, und wollte den noch retten,
Der von dem Roß halb todt getretten,
Der ängſtlich Hülf und Rettung ſchrie.
Ich war begierig meinen Willen
Nach Chriſten-Pflichten zu erfüllen,
Doch nöthge Stärk gebrach mir hie.

Ich tröſtete, die Hülfe ſuchten:
Ich ſtrafete, die hölliſch fluchten:
Ich betete für ſie zu GOTT:
O HErr! hilf deinen frommen Kindern:
O HErr! vergieb den groſſen Sündern,
Stürz ſie nicht in den ewgen Tod.

Nun war der gröſte Lerm verſchwunden,
Nachdem ſich viele eingefunden,
Zu ſchauen, den die Noth gebricht:
Ob aber Ernſt zu helfen ware,
Weil man mit brachte Schipp und Baare?
Das weiß ich, und verrath es nicht.

Indeſſen, da mit vollen Haufen,
Die Meng der Schauer kam gelaufen;
Hab ich mit Augen ſelbſt erblickt,
Daß Chriſten zwar zu helfen ſcheinen,
Im Herzen aber anders meynen;
Weil Geiz die Liebe unterdrückt.

Denn vielen, die zu helfen kamen,
Auch Tode von der Erde nahmen,
War es ums Helfen nicht zu thun.
Sie ſuchten, was bereits verflogen,
Um Beute waren ſie betrogen;
Denn davor konten ſie jetzt ruhn.

Den Lerm hab ich recht angeſehen,
Und als ich wollt vom Schlacht-Feld gehen;
Sieht einer ganz betrübt um ſich.
Ich gieng zu ihm und wollt ihn fragen,
Allein er fieng gleich an zu ſagen,
Mein Freund! erbarmt euch über mich.

Sein Geiſt noch friſch, der Leib voll Schmerzen,
Macht bey mir groſſe Sorg im Herzen,
Der Jammer war hier allzugroß.
Die beyden Beine abgeſchoſſen!
Und dennoch nicht zu ſehr verdroſſen,
Und geben ſeinen Schmerz nicht bloß:

Ich holte alsbald einen Wagen,
Ließ ihn nicht eher darauf tragen,
Band erſtlich ſeine Storzeln zu.
Kein Reſt der Füſſe war zu finden,
Deswegen eilte zum Verbinden,
Standhaftig gab er ſich in Ruh.

Die Zeit hat mir faſt lang gedauret,
Dabey gar oft die Haut geſchauret,
Das Elend ſo mit anzuſehn.
So bald er in das Haus gekommen,
Und war vom Wagen abgenommen,
Ließ ich gleich zum Chirurgo gehn.

Allein! wie ſehr bin ich erſchrocken,
Hier lag das Blut mit dicken Brocken,
Vom erſten Kranken war es nicht.
Ich wollte mich im Haus umſehen,
Ich fund dort in der Ecke ſtehen
Den Menſchen, ſo mich gleich anſpricht.

Verzeiht! ihr werdt mirs nicht verdenken,
Vielmehr anjetzt die Freyheit ſchenken:
Seht nur, wie ich bin zugericht!
Mein Kopf iſt mir faſt ganz zerhauen,
Seht hier! ihr könnt den Arm auch ſchauen,
Den Stich im Leib, den ſeht ihr nicht!

Kommt her, mein Freund! ihr werdet finden
Schon einen, den man läſt verbinden,
Und dem man alle Hülfe thut,
Kommt her! ihr ſeyd mir auch willkommen!
Und willig bey mir aufgenommen,
Sorgt nicht, faßt euch nur friſchen Muth.

Allein es iſt gar leicht zu denken,
Daß man in tiefſten Brunn muß ſenken
Die Freud, ſo Jammer hier erſtickt.
Schaut! ſeht! hier ſind im Helden-Orden
Zwey Leute krum und lahm geworden,
Wofür kein Held doch nicht erſchrickt.

Jetzt hört man nur von Elend ſagen,
Von Schmerzen und Verzweiflung klagen:
Wer hält es wohl vor ungerecht?
Die Ruhe war nicht mehr zu finden,
Man ſuchte dem ſich zu verbinden,
Von welchen ihr ſonſt gar nicht ſprecht.

Der Tod, den ſie ſonſt nicht geſcheuet,
Und das, was ſie ſonſt nicht gereuet,
Das bricht nun jetzt auf einmal aus:
Der Tod, ein Weg zu jener Pforten,
Fragt nicht, ob man zum Helden worden,
Aus weſſen Stamm, aus weſſen Haus!

Gleichwie der Tag und Nacht verbunden:
So war die Noth mit Schmerz umwunden,
Die Furcht auch vor die Ewigkeit.
Jetzt kan man vom Gewiſſen ſagen,
Wenn man nicht denkt bey guten Tagen
An die in Zukunft lange Zeit.

Wo

Wo iſt die Zeit? wo ſind die Stunden?
Da man ſich nur der Welt verbunden,
Und alles ſündlich mitgemacht?
Der Trunk, ein Führer zu den Huren,
Die Hur, der Weg der Frechheit-Spuren,
Wer nicht mit macht, wird ausgelacht.

Der Menſch, in Wolluſt ganz erſoſſen,
Sein beſtes Thun, ſein beſtes Hoffen,
War Wolluſt, Hoffart dieſer Welt.
Die Luſt, nach Ehre hoch zu leben,
Nach Geld und Reichthum nur zu ſtreben,
War recht: was andern nicht gefällt.

Durch Geiz und Unrecht zu erwerben
Das Geld, woran man nicht wird ſterben,
Iſt wirklich, niemals böß gedacht.
Wie ich es hab, muß ich nicht ſorgen,
Muß es mein Nächſter gleichwohl borgen:
Wer ſo denkt der wird ſchlecht geacht!

O Elend! Elend, ſolcher Stunden!
Die nun mit Freuden ſind verſchwunden,
Vor die ich ewig büſſen muß.
Ach GOTT! der jetzt das Rachſchwerdt zucket,
Hier lieg ich elend, hart gedrucket,
Statt ſonſt der Allerliebſten Kuß.

Ach Stunden! die mich ſonſt erfreuten,
Die mir das beſte Mahl bereiten,
Dabey ich mich mit Luſt ergötzt.
Halb todt bin ich zwar hier verbunden,
Allein, mit Schmerz und tiefſten Wunden
Iſt jetzo Leib und Seel verletzt.

O! ſolte mir der Schmerz hier geben
Die Strafe vor mein böſes Leben!
Wie froh wollt ich noch hierbey ſeyn!
Allein! was will das alles ſagen?
Der Schmerz hier groß, und dort die Plagen
Belohnen mir den Huren-Wein.

Der Suf, den Fraaß, ſo man gelebet,
Macht, daß man ſeine Buß verſchiebet,
Davor auch ich jetzt leyde Pein.
Der Wurm der Seelen, und Gewiſſen
Läßt mir jetzt keine Rettung wiſſen,
GOTT kan mir nicht genädig ſeyn!

Die Strafe folgt mir ſchon auf Erden:
Allein! auch alle die Beſchwerden
Sind wohl zu leyden mit Gedult.
Wenn ich hier nur durch Leibes-Schmerzen
Fänd Troſt der Seelen, Ruh im Herzen,
Und GOTT mein Vater wär mir huld.

Die beyden Beine, die mir fehlen,
Die werden jetzt die Ruhe wählen;
Weil ſie zu Sünden viel gebraucht:
Zur Schande werden ſie mir zeigen,
Wenn ſich mein Geiſt zum Tod wird neigen,
Daß meine Gänge nichts getaugt.

Verruchter Sinn! verdammlich Leben!
Du muſt nun ſchon in Nöthen ſchweben,
Vor die verſäumte Gnaden-Zeit!
Verzweiflung muß dich jetzo quälen,
Hier bleibt nichts heimlich zu verhelen,
Die Strafe iſt dir ſchon bereit!

Wie wohl wär mir in meinem Herzen,
Wenn ich durch dieſe Leibes-Schmerzen
Der Strafe könt enthoben ſeyn!
An dieſes darf ich nicht gedenken!
GOTT wird die Seel und Leib verſenken
Im Pfuhl der ew'gen Höllen-Pein!

Das dacht ich nicht bey guten Tagen!
Man durfte mir hiervon nichts ſagen,
Zum Feind hätt ich ihn gleich gemacht!
Diß waren Worte zum Verletzen,
So redet man bey ſchlechten Herzen,
Von Dummen wird nur ſo gedacht.

Man ſuchte mich hierdurch zu ſchimpfen,
Es iſt galant: man ſucht bey Nympfen
Die Werke der Ergötzlichkeit.
Was? Ehr und Ruhm ſoll dieſes leyden?
Mein Schwerd ſoll dieſe Schimpfung ſcheiden?
Schweig Nächſter! jetzt haſt du noch Zeit.

O Thorheit! was vor Seltenheiten!
Wo Laſter will mit Tugend ſtreiten,
Verachtung der Genaden Zeit!
Das Laſter ſuchet Hohn zu ſprechen,
Will Tugend mit dem Schwerdte rächen.
Zur Sünde iſt der Menſch bereit.

O! Eitelkeit der Eitelkeiten!
Veränderung auf frohe Zeiten,
Vor die ich leyd jetzt ſehr viel Schmerz!
Verwechſelung der frohen Stunden,
Mit denen vielmehr iſt verbunden,
Als hier ein Freund und Liebes-Scherz!

Verwünſchend iſt der wohl zu ſchelten,
Der Gröſte von den Sünden-Helden,
Dem es hernach an Troſt gebricht!
Der Geiſt ſoll jetzt verändert werden:
Wo ſind die Brüder, wo Gefehrten,
Und die verblendte Freundſchafts-Pflicht?

O Unglück! Unglück auf der Erden!
O Schande! Schande! ihr Gefehrten
Der Wolluſt, Stolz und Uebermuth!
Seht doch! jetzt iſt kein Arzt zu finden,
Der Seelen Wunden zu verbinden,
Seht! welche Noth hier auf mir ruht.

Jetzt höre ich die Teufel brüllen,
Die ſich wie Engel zu verhüllen,
Mir oft ein Blendwerk vorgemacht;
Seht! wie die Furien ſich freuen,
Auch ſich ſchon jetzund nicht mehr ſcheuen,
Zu ſagen, was mich künftig plagt.

Sind wohl die groß- und kleinen Sünden
Nicht hier in groſſer Zahl zu finden,
Wofür man ſich ſonſt nicht geſcheut?
Der Wurm der Seelen will jetzt nagen,
Was wird geſchehn in künftigen Tagen?
O Unglück! das zu ſpät bereut.

Wenn erſtlich dort der Höllen Schmerzen
Wirkt die Verzweifelung im Herzen,
Noch ärger als die Höllen-Pein:
Das Sünden-Urtheil iſt geſprochen,
Der Todes-Staab wird nun gebrochen;
Du ſollſt ewig verdammet ſeyn.

Gerecht iſt GOTT der HERR zu nennen,
Davor **Ihn** alle Heil'ge kennen;
Weil **Er** die Sünder ſo beſtraft:
Drum muß man hier in Gnaden-Zeiten
Zur Reu und Buſſe ſich bereiten,
Eh' man wird von der Welt gerafft.

Gerechter GOTT! **Dein** ſtreng Gerichte
Braucht kein Examen und Berichte,
Der Sünder klagt ſich ſelbſten an:
Die Angſt im Herzen und Gewiſſen,
Gefoltert von den Sünden-Biſſen,
Macht, daß er ſich erkennen kan.

Gerechter GOTT! gerecht in Strafen!
Der Sünder will in Sünden ſchlafen,
Und doch gerecht erfunden ſeyn.
Kommt! ſeht! wie ihn der Wurm hier naget!
Hört! wie er Noth und Jammer klaget!
Bald wird Verzweiflung allgemein.

Gerechter GOTT! im Pfuhl der Schmerzen
Wirfſt **Du** die Sünder, und ihr Scherzen,
Mit der hier kurzen Gnaden-Zeit!
Diß iſt der Lohn; weil ſie verachten
Die Gnaden-Zeit, und niemahls dachten,
Daß **Du** zu ſtrafen ſeyſt bereit.

O Doy-

O Donner-gleiche Richter-Stimme,
Die Deine Allmacht rufft im Grimme:
Der freche Sünder hört ſie nicht:
Die Ewigkeit der Himmels-Pforten
Iſt nunmehr zugeſchloſſen worden,
Bis einſtens kommt das Welt-Gericht.

Allein, wie iſt es denn beſchaffen?
Giebt es nicht Stuffen in den Strafen?
Wie hält es GOTT wohl im Gericht?
Gebohren iſt der Menſch in Sünden;
In Sünden iſt ein Grad zu finden,
Ja: irr ich, oder irr ich nicht?

Wie viele ſterben nicht als Kinder?
Wie viele ſind nur Schwachheits-Sünder?
Wie viele üben Mord und Brand?
Wie viele laſſen ſich nicht finden,
Mit Höll und Teufel zu verbinden?
Wer zehlet aller Laſter-Tand?

So, wie in jenen Ewigkeiten,
Nach Stuffenweiſen Seeligkeiten,
Der Lohn von GOTT wird ausgeſpendet;
So wird der Richter nicht vergeſſen,
Nach dem Verbrechen abzumeſſen,
Die Strafen, die er zuerkennt.

Nun HERR! ich bin der gröſte Sünder!
Ich ſpüre jetzt zwey Ueberwinder,
Dem Leibe und der Seelen nach:
Der Leib getödt, von Schmerz und Wunden,
Die Seel hat in GOTT Ruhe funden,
Verachtet nun die Höllen-Plag.

Lob, Ehr und Dank! es iſt gelungen!
Dir, groſſer GOTT, ſey Dank geſungen!
Mein Heyland hat das Leben bracht!
Ich ſehe glaubend JEſu Krippe,
Das ſtärkt mein ſündliches Gerippe,
Vor der mir ſonſt ſo ſchwarzen Nacht.

Dir JEſu! will ich Dank abſtatten,
Dem Leibe nach muß ich ermatten:
Jedoch, **Du** ſiehſt das Herze an:
Du haſt vor mich ſoviel gelitten,
Da **Du** durch Tod den Tod beſtritten:
Ach! dächten doch die Sünder dran.

Wie **Du** als Menſch die Welt erblicket,
Ward **Deine** Liebe ſchon gedrücket
Von unſrer Menge Sünden-Laſt.
Dein Blut, ſo die Verheiſſung gabe,
Die Kraft, daß es das Leben labe,
Macht Schmerz, den **Du** erlitten haſt.*

Kein Menſch kan dieſes nicht erdulten,
Was **Du** nur bloß um unſre Schulden,
Auf **Deinem** ganzen Creutzes Gang,
Vor uns gelitten und getragen:
Ach Menſch! bedenks bey guten Tagen,
Hier währt es kurz, dort ewig lang.

---

* In der Beſchneidung.

Mit was Erſtaunen muß ich ſehen
Dich leydend auf dem Oelberg ſtehen,
Dein Angſt-Schweiß fließet Stromweiß **hin!**
Der Sünder ſelbſt preßt und hilft ſchrauben,
Kan **Deine** GOttheit das erlauben,
Dem Sünder, den verruchten Sinn?

Ach JEſu! JEſu! denke meiner!
Ich ſelber bin der Sünder einer,
Der **Dich** wie Petrus nicht erkannt.
Nimm an die Reu von meinem Herzen,
Mein Herz brennt jetzt voll Andachts-Kerzen;
Sonſt war ich von **Dir** abgewandt.

Ich folge **Dir** nach ins Gerichte:
Hier ſahe man der Welt-Berichte:
Es war ſchon damals allgemein.
Das Geld, ſo nur die Welt regieret,
Hat ſelb'ger Zeit auch die verführet.
So Zeugen, Richter ſollten ſeyn.

Wie herrlich endigſt **Du** dein Leiden?
Als Tag und Nacht ſich wollten ſcheiden,
Hat ſich **Dein** Allmacht groß gezeigt.
Die böſe Rott der Krieges-Schaaren
Erſtaunende Zuſchauer waren,
Sie zeugten, GOtt ſey hier erbleicht.*

Das muß die Bosheit frey bekennen:
Zwar wills der Wahnwitz nicht ſo nennen,
Daß GOTT als Menſch geſtorben iſt.
Auf dieſen Glauben will ich trauen,
Ich werde **Dich** dereinſten ſchauen;
Weil **Du** vor mich geſtorben biſt.

Zu **Dir** werd ich in Himmel fahren,
Und ſetzen mich zu jenen Schaaren,
Die **Dir** ſtets Dank-Altäre baun,
Da werde ich **Dir** Ehr erweiſen,
Samt allen Heiligen **Dich** preiſen.
Wie froh will ich Dein Antlitz ſchaun!

---

*Matth. XXVII. v. 54.

Mein Freund! von dem ich viel genoſſen,
Der du von guter Art entſproſſen,
Mein Leib iſt ſchwach, der Geiſt iſt ſtark.
Mein Freund! der du hier mit mir liegeſt,
Doch nicht, wie ich, bald ſterbend ſiegeſt,
Mein Leib der ſtirbt und kommt in Sarg.

Den Himmel hab ich mir erſehen,
Dahin will ich nun freudig gehen,
Die Engel warten ſchon auf mich.
Mein Herz ſoll ſich im Glauben ſchicken,
Das Lamm im Schauen zu erblicken,
Das iſt mein JEſus, der zeigt ſich.

Mein Freund! ich bin entblößt gefunden,
Verſtimmelt, lahm, und voller Wunden.
Ach aber! wie bezahl ich dich?
Wie will ich dir nun das verdanken?
Mir fehlen auch noch dieſe Schranken,
Worein entſeelt man leget mich.

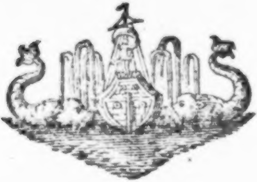
GOTT wird hier mein Vergelter werden:
Warum? mein iſt nichts mehr auf Erden,
Als dieſer Leib, ein armes Pfand.
Indeſſen muß dankrühmend ſagen,
Daß ich in meinen Lebens-Tagen
Nie funden ſolche Freundſchafts-Hand.

Und du mein Freund, mein Martis-Bruder!
Schenkt dir der HERR des Lebens Ruder,
Beſtreb dich ſtets der Tugend-Bahn.
Bereu die Sünde, prüf dein Leben;
So wird GOTT Glück und Seegen geben,
Auch dich einſt nehmen gnädig an.

Nun fühl ich JEſum in mir leben,
Der will mir jetzt das Leben geben,
Das mir ſein Tod erworben hat.
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebet,
Der mir jetzt ſtets vor Augen ſchwebet:
Weg! falſche Welt! ich bin dein ſatt.

Er wird dereinſten mich erwecken,
Dort darf ich nicht vor mir erſchrecken,
Ob gleich hier kein Fuß bey mir liegt.
Mein Fleiſch, das ſterblich, muß verweſen,
Steht herrlicher auf, als es geweſen:
Kein Sünden-Moder an ihm riecht.

Mit meinen Augen GOTT zu ſchauen,
Darauf kan ich im Glauben bauen,
Was keinem Fremden wiederfährt.
Nun! laß mich fahren, HERR, in Frieden!
Zur ſeel'gſten Ruh, die mir beſchieden:
Ja HERR! die Bitt iſt mir gewährt?



Einladung auf den Frühling.

An Doris.

Doris, komm, wir wollen fliehen
Aus der Städte eklen Wuſt!
Siehſt Du nicht den Frühling blühen?
Sieh! — er winket Dir zur Luſt.

Laß die Alten murriſch leben —
Doris, wir ſind jung und ſchön!
Wer wird jetzt nach Diſteln ſtreben,
Da wir ſchöne Roſen ſehn? —

Komm ins Thal der Frölichkeiten,
Komm zu mir aufs grüne Feld!
Komm, genieß die Zärtlichkeiten
In dem Schoos der jungen Welt!

Oder ſoll ich zu Dir kommen?
Sieh dort glänzt Dein redlich Haus!
Auf den Freudenberg der Frommen,
Lach ich ſtolze Thoren aus.

Sieh! — wie jetzt die Veilchen blühen!
Sieh! — ſie blühen Dir zur Luſt!
Schau! — wie Deine Wangen glühen! —
Schau! — die Luſt ſchwellt Deine Bruſt!

Deine Blicke ſtrahlen heiter,
Heiter, wie ein Frühlingstag!
Hier belauſchet uns kein Neider,
Der was Böſes denken mag.

Laß uns in das Grüne ſetzen,
Wo der Zephyr um uns weht!
Laß uns in die Wette letzen,
Bis uns Kuß und Luſt vergeht!

Sieh! — wie ſchön die Roſe blühet!
Noch viel ſchöner blüheſt Du:
Was **Dein** Aug erblickt und ſiehet,
Haucht **Dir** Luſt und Anmuth zu.

Meine ſchöne groſe Linde
Freuet ſich ſchon lang auf **Dich**!
Mir und **Dir**, dem ſchönſten Kinde,
Dient ihr Schatten königlich.

Dorten, wo die ſchlanken Weiden
Sich am Bache zierlich drehn:
Will ich froh an Deiner Seiten
Deine Schönheit ſpiegeln ſehn!

Und am Berge, bey den Buchen,
Ueberſieh die ganze Flur!
Was **Dein** Auge nur wird ſuchen —
Iſt **Dein** Bild und die Natur.

In Chryſtallen hellen Bächen
Wird Dein Bild gemahlet ſtehn;
Selbſt die ſtummen Winde ſprechen:
Daß Dein Körper reitzend ſchön.

Ja, daß Deine edle Seele
Noch den Körper übertrift;
Und daß Dir faſt gar nichts fehle,
Als ein Damon, gleich den Swift!

Hör! — der Lerche lieblichs Singen,
Die dort, ſüß-trillernd, ſchwebt!
Es wird Dir durchs Herze dringen,
Wenn ihr Lied Dich neu belebt!

Könnt ich Dir ans Herze ſingen,
O! ich ſäng mir Glück und Ruhm! —
Könnt ich Deine Freundſchaft zwingen,
Du wärſt längſt mein Eigenthum!

Ja, o Doris! Dich zu ſchätzen,
Lehret mich Dein groſſer Werth!
Dich zu lieben, mein Ergötzen!
Iſt, was Herz und Mund begehrt.

Komm, wir wollen tauſend Freuden
In der ſchönſten Unſchuld ſehn!
Balſamduft wird uns begleiten,
Das Vergnügen mit uns gehn.

Seht! — die Doris kommt gegangen,
Seht! — Sie winkt, Sie lächelt mir! —
Sie, mein Wunſch und mein Verlangen! —
Reiß und Unſchuld kommt mit Ihr.

Der Chriſt.

Menſch, der du Chriſten ſchmähſt, was iſt in ihrer Lehre,
Das der Vernunft kein Ruhm, noch GOttes würdig wäre?
Verdient ſie deinen Haß, verdient ſie deinen Spott?
Zeig uns ein beſſer Glück und einen beſſern GOtt,
Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig uns ſchönre Pflichten,
Mehr Antrieb, ſie dem GOtt der Menſchen zu entrichten,
Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
Mehr Troſt, wenn ſein Gericht der Richter in uns hält,
Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finſtre Zweifel quälen,
Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh der Seelen.
Bring eine Lehre vor, die beſſer für uns wacht,
Uns weiſer, ruhiger und tugendhafter macht:

Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
Ihr Wort für Menſchen-Wort, und deins für GOttes achten.
Bring dieſe Lehre vor: wo nicht, ſo ſey ein **Chriſt**,
Wenn du, wie du dich rühmſt, ein Freund der Wahrheit biſt.
Sonſt fürcht ich, daß dein Herz, ſein Laſter zu verehren,
Den GOtt nicht kennen will, den ſeine Boten lehren.

Auf, Dichtkunſt! ehre den, den ſtolz der Freygeiſt ſchilt,
Und zu des **Chriſten Ruhm** entwirf des **Chriſten Bild**.
Iſt er der Weiſe nicht, der nach der Wahrheit ſtrebet?
Durch ſie erleuchtet, denkt, durch ſie gebeſſert, lebet?
Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebricht,
Erſetzt in ſeinem Geiſt ein göttlich heller Licht.
Er iſts, der von dem Wahn die Wahrheit unterſcheidet,
Und, frey vom Vorurtheil, und von dem Stolz entkleidet,
Die engen Grenzen kennt, die ein Verſtand ermißt,
Dem GOtt oft Dunkelheit, der Menſch ein Räthſel iſt.

Er nimmt die Weisheit auf, mit der GOtt unterrichtet;
Und deſſen Ausſpruch iſts, der ſeine Zweifel ſchlichtet,
Der ihm das Licht ertheilt, die Nebel zu zerſtreun,
Den Muth, Troz allem Wahn, der Wahrheit treu zu ſeyn,
Des Irrthums Tyranney und die bewehrten Lügen
Des Laſters, das ſie ſchützt, durch Glauben zu beſiegen.
Er kennet ſich und GOtt; ſein Wort wird ihm Verſtand,
So hat kein Socrates, kein Plato, GOtt gekannt.

Durch dich, ſo ſpricht der Chriſt, bin ich, o GOtt! vorhanden.
Die Himmel und ihr Heer ſind durch dein Wort entſtanden;
Denn, wenn du ſprichſt, geſchiehts, wenn du gebeutſt, ſtehts da.
Mit Allmacht biſt du mir und auch mit Güte nah.
Du biſt der GOtt der Kraft; dich preiſen Erd und Meere,
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.

Dich

Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem HErrn.
Du hörſt der Menſchen Flehn und Du erretteſt gern.
Und wenn ich deiner Hülf, o GOtt! gewürdigt werde,
Was frag ich auſſer Dir nach Himmel und nach Erde?
Im Himmel donnerſt Du, und Schrecken füllt das Land;
Noch fürcht ich nichts, denn Du hältſt mich bey deiner Hand.
Wenn ich die Himmel ſeh, die Du, HErr, ausgebreitet,
Der Sonne Majeſtät, den Mond, den Du bereitet,
Was iſt der Menſch, o GOtt! daß ſeiner Du gedenkſt?
Unzählich iſt das Gut, das Du ihm täglich ſchenkſt.
Als Schaafe läßt Du uns auf grünen Auen weiden,
Stärkſt uns mit Speis und Trank, füllſt unſer Herz mit Freuden.
Du ſahſt mich, eh der Grund der Welt geleget war;
Zogſt mich aus Mutterleib, und eh ſie mich gebar,
Wogſt Du mein Glück mir ab, und Leiden, die mich üben;
Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geſchrieben.
Du biſt der Frommen Schutz und Luſt der Müden Ruh,
Ein GOtt, der gern verzeiht: wo iſt ein GOtt, wie Du?

Wem

Wem ſoll ich ſonſt vertraun, als Dir, du GOtt der Götter?
Wen ehren, als nur Dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie ſüß iſt dein Befehl, gieb mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich: ich bin dein Schild und groſſer Lohn!
HErr! Dein Gebot iſt Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt ich einem GOtt der Liebe widerſtreben?
Umſonſt lockt mich das Glück, in dem das Laſter blüht:
Könnt ich ein Sünder ſeyn, da mich dein Auge ſieht?
Auch im Verborgnen nicht ſoll ihm der Sieg gelingen;
Denn Du wirſt alle Werk einſt vor Gerichte bringen.
Umſonſt reizt mich die Luſt, von Fleiſch und Blut verſüßt:
Ich weiß es, daß mein Leib ein Tempel GOttes iſt.
Sollt ich der Menſchen Ruhm ſtolz zu erringen trachten?
Nein, HErr! wenn Du mich ehrſt, mag mich der Menſch verachten;
Iſt es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weyh?
Um Reichthum ließ ich GOtt? Geiz iſt Abgötterey!
Sollt ich durch Schmähungen des Nächſten Ruhm verderben?
Wer ſeinen Bruder haßt, kan GOttes Reich nicht erben.

Verläugnen ſollt ich Dich, wenn die Tyrannen drohn?
Du biſt der Fürſten HErr, ſprich! und ſie fallen ſchon.
Verläugnen ſollt ich Dich, wenn Spötter Deiner ſpotten?
Dich, Heyland! bet ich an: Du eilſt, ſie auszurotten.
Dein Creutz iſt Thorheit nur dem, der verlohren geht;
Uns, die der Glaube ſtärkt, iſts Heil und Majeſtät.
Darf ſich ein Menſch vor GOtt, gerecht zu ſeyn erkühnen?
Und wer, als GOttes Sohn, konnt uns mit GOtt verſühnen?
Iſt beydes nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer ſeyn,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn?
Wer kan die Majeſtät der Lieb und Großmuth faſſen?
Als Sohn des Ewigen der GOttheit Thron verlaſſen,
Sich ſelbſt erniedrigen, einher in Demuth gehn,
Der Wahrheit Herold ſeyn, und ſich verſpottet ſehn,
Die Wunder GOttes thun, und, an das Creutz geſchlagen,
Mit himmliſcher Gedult des Menſchen Schulden tragen,
Um der zu ſeyn, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?
Des Herz iſt göttlich groß, der ſelbſt für Feinde ſtirbt!

Erſchrickt nicht die Vernunft? Ja! denn ſie ſoll erſchrecken.
Zu ſchwach, der GOttheit Rath vom Menſchen zu entdecken,
Bet ich der Liebe Macht, die ich nicht faſſen kan,
GOtt iſt kein Menſch, wie ich, in tiefſter Demuth an.
Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,
Des GOtt-Meſſias Lieb im Schauen mir erklären.
Unendlich iſt mein Heil. O Glaube, der erfreut!
Gelobet ſey der HErr, gelobt in Ewigkeit!

So ſpricht, und glaubt der Chriſt. Lern mehr ſein Herz noch kennen,
Du wirſt ſein Feind zu ſeyn, dir länger nicht vergönnen.
Iſt ſeine Lehr ein Werk, das den Verſtand nur übt?
Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen giebt?
Nein, edler wird ſein Herz. Die Lüſte zu beſiegen,
Die wider die Vernunft, ſein Glück und ſeins bekriegen,
Dieß iſt ſein göttlich Amt. Nicht ſiegt er durch die Kraft,
Die bald der Eigennuz und bald der Stolz erſchafft.

Nicht, als vor Menſchen nur, die nach den Augen richten,
Nein, ſelber als vor GOtt, erfüllt er ſeine Pflichten.
Die Strenge ſeiner Pflicht, die dir ſo traurig ſcheint,
Macht ihn zum Freudigſten. Er weis, GOtt iſt ſein Freund.
Ja, ſtreng iſt ſeine Pflicht und ſchwer ſind ſeine Werke;
Doch ein unendlich Glück, wie viel ertheilt dieß Stärke?
Der Chriſt fühlt dieſes Glück, Heil und Unſterblichkeit
Glaubt er, von GOtt belebt, und überwindet welt.
Iſt dieß kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir ſich gern erfreut, ſich gern mit dir betrübet?
Der Chriſt erblickt dein Gut; kein Neid empöret ihn:
Ihn heißt ſein eignes Glück für dein Glück ſich bemühn.
Und wenn du elend biſt, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was GOtt ihm gab, dir hülfreich mitzutheilen!
Nicht dienet dir der Chriſt, groß vor der Welt zu ſeyn,
Und ſich verehrt zu ſehn. Nein, Menſchen zu erfreun,

Dieß iſt ſein Gottesdienſt; und unbemerkt von ihnen,
Wird er mit Hülfe hier und dort mit Rathe dienen.
Nicht treibt ihn erſt dein Dank zu reicher Wohlthat an:
Nein, was er Brüdern thut, das hat er GOtt gethan.
Ein Trunk, mit dem ſein Dienſt dem Dürftigen begegnet;
Ein Blick voll Troſt, mit dem ſein Herz den Müden ſegnet;
Ein Rath, mit dem er dich in deinem Kummer ſtärkt,
Nichts, weis er, iſt ſo klein, das nicht der HErr bemerkt.
Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten:
So eilt ſein ſanfter Muth, der Brüder Zwiſt zu ſchlichten.
Er wird der Unſchuld Schutz; ihr Leiden iſt ſein Schmerz;
Und iſt ſein Mund zu ſchwach: arbeitet doch ſein Herz!
Er hilft den Dürftigen die Mittel gern erſinnen,
Durch Fleiß ihr eigen Brod in Ruhe zu gewinnen;
Er legt durch Sparſamkeit zu zarter Wayſen Glück,
Die ſeine Hand erzieht, den Ueberfluß zurück;

Und er erſpart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,
Den Kranken zu erfreun, die Wittwe zu ernähren.
Noch ſtärker nimmt ſein Herz an deiner Tugend Theil.
Sein Beyſpiel lehret dich; und einer Seele Heil
Iſt ihm das gröſte Glück. Dir mangeln gute Sitten;
Er giebt dir Unterricht und ſtärket ihn durch Bitten.
Er ſieht ein redlich Herz, das durch des Freygeiſts Spott
Im Glauben wanken will; er ſiehts, und wird ſein Gott.
Er ſieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;
Er eilt, als wärs ſein Sohn, und rettet ſeine Jugend.
Oft ſagt er, wenn du fehlſt, es dir aus Demuth nicht;
Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.
Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz verachten.
Sey klein und fromm! er wird nach deiner Liebe trachten.
Wenn kränkt ſein reiner Mund aus Schwachheit deine Ruh?
Er rühmet dein Verdienſt, deckt deine Fehler zu,

Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der Deinen
Ein Läſtrer ſchänden will, für deinen Ruhm den ſeinen.
Er iſt der wahre Freund. Sein Herz, in ſich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
Von Luſten nicht beherrſcht, fühlt er mit offnem Triebe
Der Freundſchaft heiligs Glück: und ſeine Seel iſt Liebe.
Er ehrt mich, wie ſich ſelbſt, und liebt mich treu, wie ſich;
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,
Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen.
Wer GOtt vor Augen hat, wie ſollt ich dem nicht trauen?

Nur iſts allein der Chriſt, der keine Rache ſucht,
Den liebt der ihn verfolgt, den ſegnet, der ihm flucht.
Er bleibt, ſich gleich, denkt groß: laß meinen Feind mich ſchelten!
Die Rach iſt mein, ſpricht GOtt, und ich, ich will vergelten.

Beleidigt handelt er noch als ein Menſchenfreund:
Sein Feind iſt ohne Brod: er ſpeiſet ſeinen Feind.
Sein Feind geht blos einher; der Chriſt erblickt ſein Leiden,
Groſmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch, wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmuth?
Räch ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
Mein Muth ſucht deinen Fall — — Dieß iſt der Muth der Thiere!
Thor, ruft mir die Vernunft, iſt denn das Leben dein?
Kämpf ſieghaft, fäll den Feind; wirſt du kein Mörder ſeyn?
Kein Feind des Vaterlands, den ſeine Rächer ſuchen,
Und kein Rebell vor GOtt, dem alle Himmel fluchen?
Doch rächt mein Arm ſich nicht: ſo wird mein Nam ein Spott;
Die Welt — — Iſt denn die Welt mehr, als ein ſtarker GOtt?
Und iſt der Chriſt kein Held, der dir den Kampf verſaget,
Und doch fürs Vaterland ſein Blut mit Freuden waget?

Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder ſcheun,
Als der, der herzhaft glaubt; ich werd unſterblich ſeyn?
Wird, in der Hand des HErrn, ihn die Gefahr erſchüttern?
Nein; doch wer GOtt nicht ſcheut, der muß vor allem zittern.

Geh jetzt dem **Chriſten** nach, und folg ihm in ſein Haus.
Verehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,
Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,
Durch kluge Sparſamkeit des Fleiſſes Frucht zu mehren.
Sein Weib, ſein würdigs Weib, erleichtert ihm die Müh,
Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet ſie.
Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen,
Und in dem ihrigen ſeins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verſtand,

Wächſt ſein geſittet Kind: und er ſchmeckt Heil und Leben,
Dem Himmel und der Welt ein würdigs Glied zu geben.

Klug ohne Hinterliſt, ſtreng, ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er ſtraft, noch ſanft, wenn er gebeut,
Regiert der Chriſt ſein Haus; und göttliche Geſetze
Sind ſeines Wandels Licht und ſeines Hauſes Schätze.
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Giebt gern ihm ſeinen Lohn, und ehrt in ſeinem Knecht
Ein göttliches Geſchöpf, das, gleich den HErrn der Erden,
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einſt zu werden.
Er iſt des Knechtes Fürſt: doch niemals ſein Tyrann.
Er ſtraft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kan:
Hält ihn von Laſtern ab, vermindert ihm das Leiden,
Belohnet ſeine Treu, und ſorgt für ſeine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, ſeines Landes Fürſt?
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirſt.
Der GOtt, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
Den ſtützt er durch ſein Gut und ſchützt ihn durch ſein Leben.
Mißbrauche die Gewalt; er trotzt ihr nicht; er fleht,
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majeſtät,
Gebeut ihm, was du willſt, nur nichts, was GOtt verbotten;
Darin widerſetzt er ſich, wenn alle Fürſten drohten.

Der Chriſt, iſt der ein Freund der blöden Schüchternheit,
Die vor den Menſchen flieht und die Geſellſchaft ſcheut?
Nein, Freund, er wird mit Luſt und ruhigem Gewiſſen
Das Glück, ein Menſch zu ſeyn, des Umgangs Glück, genieſſen.
GOtt ſchuf ihn nicht zur Quaal: Lad ihn zur Freuden ein:
Er ſcherzt mit ſeinem Witz, lacht heitrer bey dem Wein,

Freut ſich des Saytenſpiels; und Lieb in deinen Blicken,
Und Freud auf deiner Stirn, wird ſeine Seel, entzücken.
Dieß, daß er Freude ſchmeckt und mäßig ſie genießt,
Iſt ſelbſt der Wohlthat Dank, den er GOtt ſchuldig iſt;
Und heut erquickt er ſich, um Morgen ſeine Pflichten,
Als Bürger und als Chriſt, geſtärkter zu entrichten.
In dem Vergnügen ſelbſt wird er ſich ein Geſetz.
Doch iſt dein Umgang nichts, als ein beredt Geſchwätz,
Nichts, als ein leer Gewerb vornehmer Eitelkeiten,
Nichts, als der Witz, den Ruhm der andern zu beſtreiten:
Iſt nichts, als Schmeicheley, nichts, als der Geiſt der Pracht,
Des Ballas und des Spiels, der ſo beredt dich macht;
So wird er ſeine Zeit ungern bey dir verſchwenden.
Er iſt zu klug, um ſie nicht edler anzuwenden;
Nennſt du dieß Lebensart, ſich aus Geſelligkeit,
Den Taumel wilder Luſt, das Glück der Trunkenheit,
Den Kützel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
So iſt der Chriſt kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wie ruhig iſt der Chriſt, wenn ſich der Unchriſt quält!
Ihm gnügt bey wenigem, wenn dieſem alles fehlt.
Erringt er ſich in Müh ein elend Glück durch Ränke?
Iſts Niederträchtigkeit, ſinds feſſelnde Geſchenke,
Wodurch er ſich die Gunſt des Mächtigern erſchleicht?
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht,
Und durch Verſtand beſchützt; nicht durſtig nach den Ehren,
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtſchaft auch vermehren;
Dem Amte, das er ziert, und ſeiner Pflicht getreu,
Lebt er von mancher Quaal, die dich verfolget, frey,
Die Laſt des Uebermuths, in der ſich Stolze quälen,
Die Müh, mit der ſich ſelbſt die Geitzigen beſtehlen,
Die Pein, die ſich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,
Der Fluch, den vor der Welt der Haſſer ſich erhaßt,
Der Schmerz, mit dem der Neid ſein feindlichs Herz verzehret,
Das Gift, das früh den Lenz des Wollüſtlings verheeret,

Der

Der Schimpf, mit dem, beſtraft, dort ein Verſchwender irrt,
Der Haß, der endlich noch des Läſtrers Rächer wird;
Dieß alles, und was ſonſt die Laſter büſſend tragen,
Sind, tugendhafter Chriſt! dir unbekandte Plagen,
Und hier kannſt du dich ſchon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend ſeyn,
Und dann wirſt du ſein Herz in ſeiner Größ erblicken,
Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
Das Feuer frißt ſein Gut, der Hagel ſeine Saat;
Kränkt dieß den Chriſten nicht? Es kränkt ihn; doch der Rath
Der Vorſicht wird ſein Troſt. Wenn hier der Unchriſt tobet,
So ſpricht der Chriſt: GOtt gabs; GOtt nahms; Er ſey gelobet!
Ihn drückt der Armuth Laſt, ſein Leben iſt nur Müh.
Er fühlt die Dürftigkeit, und ſtill erträgt er ſie.
Der, der die Lilien ſo majeſtätiſch kleidet,
Den Hirſch zur Quelle führt, das Schaaf in Auen weidet,

Den jungen Raben ſpeiſt, ſorgt der für Menſchen nicht?
Er ſorgt; ich hoff auf ihn. Gedult iſt meine Pflicht.
Verleumder ſchmähen ihn. Es ſchmerzt; doch ein Gewiſſen,
Das uns mit Beyfall lohnt, hilft dieſen Schmerz verſüſſen;
Der Feind, den er genährt, raubt ihm ſein Eigenthum?
Doch wer das Unrecht trägt um Gutes, das iſt Ruhm.
Der Tod der Seinigen ſchlägt ſeine Ruhe nieder;
Er weint, und tröſtet ſich: Bald ſeh ich dort ſie wieder.
Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennt er treu den HErrn, der theuer ihn erlöſt,
Und ſpricht, vom ſchwerſten Schlag des Arms des HErrn getroffen:
Wenn du mich tödten wollteſt, werd ich auf dich doch hoffen!

So ſiegt der **Chriſt** im Creutz, und find im Elend, Ruh.
Doch du, des **Chriſten** Tod, wie feyerlich biſt du?

Be-

Beſtürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hörts, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände,
So iſt, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?
Du rufſt, hier bin ich, HErr! Preis und Alleluja
Sey Dir, Der ſeine Hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, GOtt! Der bis ans Grab mich wunderbar begleitet!
Wie oft vergaß mein Herz ſein Heil und ſeine Pflicht!
Doch giengſt Du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich Dir ſterbend bringe.
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die Du an mir gethan.
Frolockend bet ich Dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen,
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele ſchauen.
Du biſt die Lieb, O GOtt! und Gnade für und für.
Mein Geiſt wird ſelig ſeyn; denn ihn befehl ich Dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unſterblich, Engeln gleich, werd ich Dich ſchaun und leben.

Und

Und du, mein beſter Freund, der ſich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu ſeyn, leb wohl! — — Er ſpricht, und ſtirbt.

Iſt dieß des Chriſten Bild, das Herz, die Pflicht des Chriſten,
Was läſterſt du, ſein Feind? Iſts Thorheit, Frey von Lüſten,
Gottſelig und gerecht, und treu und mäßig ſeyn?
Sich der vollbrachten Pflicht und ſeines Lebens freun?
Geſundheit, Ehr und Ruh, und Glück zu ſchätzen wiſſen?
Wer ſoll dein ſonſt das Glück, dein Freund zu ſeyn, genieſſen?
Der Mann, der keinen GOtt und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, ſich, was er will, erlaubt,
Die Ehre, Ruh und Glück und ſelbſt dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt, und deine Töchter ſchändet?

Doch ſprichſt du, werden auch, viel ſolcher Chriſten ſeyn,
Wie ſie dein Lied beſingt? Wahr iſts, die Zahl iſt klein;
Doch was beſchwerſt du dich? Anſtatt dich zu beſchweren,
Daß ihrer wenig ſind, ſo hilf die Zahl vermehren.
Nein, ſprichſt du, die Vernunft iſt mir ein helles Licht:
Ihr folg ich. Folg ihr nur, ſie hintergeht dich nicht.
Sprich ſie bedachtſam an, die Wahrheit dir zu zeigen;
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüſte ſchweigen;
Dann höre, was ſie ſpricht; ſie wird dir laut geſtehn,
Ein menſchlichs Werk zu ſeyn, ſey ſtets die Schrift zu ſchön.
Entblößt von deinem Stolz, wag dich in ihre Tiefen.
Prüf alles. Wer verwirft ein Werk, ohn es zu prüfen?
Frag ſie: was iſt der Menſch? Was ſoll er auf der Welt?
Er iſt der Allmacht Werk, die liebreich ihn erhält.
Unſterblich iſt ſein Geiſt, und ſoll zu Seligkeiten,
In dieſer Welt der Müh, durch Tugend ſich bereiten.

Antwortet die Vernunft, wenn ſie der Weiſe fragt,
So göttlich, als das Wort, dem dein Verſtand entſagt?
Frag ſie, woher es kömmt, wenn GOtt die Welt regieret,
Daß oft die Tugend ſeufzt, das Laſter triumphiret?
Frag die Vernunft. Sie ſchweigt. Frag die Religion.
In jener Welt, ſpricht ſie, vertheilt GOtt Straf und Lohn.
Du ſpotteſt ſtolz der Schrift, nennſt ſie den Witz der Blöden.
Doch laß die Socraten von GOtt und Tugend reden;
Spricht einer ſo gewiß, mit ſo viel Kraft und Licht,
So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?
Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeiner Gottheit Rechte.
Wer iſt ſein Zevs? ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch ſo ſchön die Pracht der Dichtkunſt ein,
Ich bin zu ſtolz, ſein Freund, und auch er ſelbſt, zu ſeyn.
Doch welchen GOtt der Macht erheben Davids Chöre?
Warum verkündigen den GOtt nicht die Homere?

Das

Das Volk des Heidenthums, verführt vom blinden Wahn,
Ruft hier ein Thier, als Gott, dort Pflanzen betend an;
Giebt erſt durch ſeine Kunſt dem Klotze Haupt und Glieder,
Und fällt dann vor dem Gott, denn es gezimmert, nieder;
Erhebt das Laſter ſelbſt, das es mit Scheu begeht,
Zum GOtt, um deſſen Schutz das Blut der Opfer fleht;
Warum entriſſen die, die ſich in Weisheit übten,
Und einen beſſern GOtt und beſſre Sitten liebten,
Warum entriſſen ſie, GOtt und der Tugend treu,
Das Volk dem Laſter nicht, nicht der Abgötterey?
Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?
Sie reden; und ihr Wort ſät Weisheit aus und Frieden.
Thut Buſſe! ſprechen ſie, dieß iſts, was GOtt gebeut.
Entblößt von Wiſſenſchaft, fern von Beredſamkeit,
Tritt ein Apoſtel auf, und kündiget den Lüſten
Den Krieg gottſelig an; und Heiden werden Chriſten.
Man widerſetzt ſich ihm. Der Weiſe ſchmäht das Wort.
Beſtrafet und beſchimpft ſtößt man den Lehrer fort.

Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er ſegnet,
Redt freudig vor dem Volk, und muthig vor dem Thron,
Und redt in Banden noch das Wort von GOttes Sohn;
Und ſeine Lehre ſiegt. Schon ſtürzen die Altäre,
Von Hoheit, Ehr und Glück, von der Gewalt der Heere,
Dem Arm des Vorurtheils, des Laſters und der Liſt,
Vergebens unterſtützt. Der Heide wird ein Chriſt:
Er glaubt, bezwingt ſein Herz, bezwingt des Laſters Mächte;
Und Sklaven wilder Luſt ſind plötzlich GOttes Knechte.
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und Spott.
Verleugnet euren HErrn; nein! unſer HErr iſt GOtt.
Man wütet, und umſonſt! der Chriſt erträgt die Leiden,
Und in des Henkers Arm die Quaal des Tods mit Freuden.
Die Lehre JEſu ſiegt. Hat GOtt ſie nicht geſchützt,
Sie nicht durch Kraft und Geiſt, durch Wunder unterſtützt:
So mußt du dieß, daß ſie hat Beyfall finden können,
Und daß ſie ſich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du ſiehſt viel Zweifel. Gut! Siehſt du nicht auch viel Licht?
Wenn du Beweiſe ſiehſt; dann iſt der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, ſinnreich in eiteln Fragen,
Hängſt du dem Zweifel nach, und magſt ihm nicht entſagen.
Prüf die Religion; doch denk auch, was du biſt,
Daß dein Verſtand umſchränkt und GOtt unendlich iſt.
Thu ihren Willen treu; dann wirſt du inne werden,
Sie ſey des Himmels Geiſt und nicht der Witz der Erden.

Johann, der Seifenſieder.

Johann, der muntre Seifenſieder,
Erlernte viele ſchöne Lieder,
Und ſang mit unbeſorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt ihm Nahrung bringen,
Und wann er aß, ſo mußt er ſingen;
Und wann er ſang, ſo wars mit Luſt,
Aus vollem Hals und freyer Bruſt.
Beym Morgenbrodt, beym Abendeſſen
Blieb Ton und Triller unvergeſſen;
Der ſchallte recht; und ſeine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarſchaft.
Man horcht; man fragt: wer ſingt ſchon wieder?
Wer iſts? Der muntre Seifenſieder.

Im Leſen war er Anfangs ſchwach;
Er laß nichts, als den Almanach,

Doch lernt er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und ſchlief, dem Nachbar gleich zu ſeyn,
Oft ſingend, öfter leſend, ein.
Er ſchien faſt glücklicher zu preiſen,
Als die berufnen ſieben Weiſen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das ſich ſchon für den achten hält.

Es wohnte dieſem in der Nähe
Ein Sprößling eigennützger Ehe,
Der, ſtolz und ſteif und bürgerlich,
Im Schmauſen keinem Fürſten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der ſtets zu halben Nächten fraß,
Und ſeiner Wechſel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenſtunden
Sein erſter Schlaf ſich eingefunden;
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.

Zum Henker! lärmſt du dort ſchon wieder,
Vermaledeyter Seifenſieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Auſtern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und ſpricht: Mein luſtiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihrs an?
Es rühmt ein jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt ſie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bey,
Wie groß im Jahr mein Vortheil ſey.
So rechn' ich nicht! ein Tag beſchehret,
Was der, ſo auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drey hundert fünf und ſechzigmal.

Ganz recht; doch könnt ihr mirs nicht ſagen,
Was pflegt ein Tag wol einzutragen?

Mein

Mein Herr, ihr forſchet allzuſehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wies dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feyertage;
Und wer ſie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr geerbt.
Dem war die Arbeit ſehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifenſieder.

Dieß ſchien den Reichen zu erfreun.
Hans, ſpricht er, du ſollſt glücklich ſeyn.
Jetzt biſt du nur ein ſchlechter Prahler.
Da haſt du baare funfzig Thaler:
Nur unterlaſſe den Geſang.
Das Geld hat einen beſſern Klang.

Er dankt, und ſchleicht mit ſcheuchem Blicke,
Mit mehr als diebſcher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und ſchwenkt das Geld,
Das Geld, den Urſprung ſeiner Freude,
Und ſeiner Augen neue Weide.

Es wird mit kummer Luſt beſchaut,
Und einem Kaſten anvertraut,
Den Band und ſtarke Schlöſſer hüten,
Beym Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bey Nacht
Aus banger Vorſicht ſelbſt bewacht.
So bald ſich nur der Haushund reget,
So bald der Kater ſich beweget,
Durchſucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft geſtoſſen, oft geſchmiſſen,
Sich endlich beyde packen müſſen.
Sein Mops, der keine Kunſt vergaß,
Und wedelnd bey dem Keſſel ſaß:
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen:
So glatt von Fell, ſo weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er ſpart,
Wie oft ſich Sorg und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freyheit ſcheiden,
Die nur in reine Seelen ſtrahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er ſtets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugeſtecket,
Dem ſtellt er bald, aus Luſt zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu.
Und ſpricht: Herr, lehrt mich beſſre Sachen,
Als, ſtatt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden
Ich tauſche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich geweſen, werd ich wieder:
Johann, der muntre Seifenſieder.

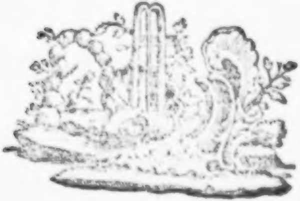
Das Pferd.

Ein aufgezäumtes Roß ſtund länger als zwo Stunden
Vor einer Hausthür angebunden,
Die Fliegen ſtachen es, ihm fiel bey dieſer Pein
Die Härte ſeines Schickſals ein.

Hat wohl ein andres Thier mehr Plagen?
Bald muß es ſeinen Herrn und ſein Gepäcke tragen.
Bald den beladnen Wagen ziehn,
Und mehr als möglich thun, der Peitſche zu entfliehn.
Nie that es einen Schritt als mit des Reuters Willen,
Oft läßt ſein Meiſter ihm nicht Zeit,
Mit einem Trunk den Durſt zu ſtillen.
Der Jugend Kraft verfliegt in ſteter Dienſtbarkeit.
Was iſt ſein Lohn dafür? Die kurze Ruh im Stalle,
Ein wenig Haber, Heu und Stroh,
Des Lebens wird es nimmer froh.
Hier regte ſich des Pferdes Galle.

Es riß im Grimm den Zaum entzwey,
Setzt über Fels und Fluß, und ſprang mit ſchnellen Füſſen
Dem dicken Walde zu. Nun war es endlich frey,
Doch eine Stunde drauf ward es vom Wolf zerriſſen.

Der Knechtſchaftſtand iſt hart, doch beſſer jederzeit,
Als ein ganz freyer Stand, doch ohne Sicherheit.



Der Löwe und der Ziegenbock.

Der Löwe war nicht aufgeräumt,
Und hat ihm nicht vom Alp geträumt,
So war ihm ſonſt was widerfahren,
Der Fuchs und Bär verkrochen ſich,
Weil ſie dabey gemeiniglich
Des Lebens nicht geſichert waren.

Es hörte damals ganz allein
Der Geisbock, ohne ſich zu ſcheun,
Den Löwen poltern, ſchmälen, wittern,
Da war kein Fluch, er mußte dran,
Da ſollte ſtracks vor ſeinem Zahn
Der Wald und alle Thiere zittern.

Nachdem er ſich recht ſatt geflucht,
So wandt er ſeine Donnerſtimme
Zum Bock, und fragt im halben Grimme,
Weswegen er ihn jetzt beſucht?

◆ ◆ ◆

Der arme Geisbock war zur Stunde
Mit einer guten Antwort da,
Sie hatte Noth und Recht zum Grunde;
Doch da hieraus der Wütrich ſah,
Daß dieſes nichts verfangen wollte,
So ſprang er gählings auf ihn zu,
Und ſchrie, als ob er berſten ſollte,
Du Böſewicht, du Bube du!
Wie haſt du dir das Herz genommen,
Mit einem Bart zu uns zu kommen,
Da du ſchon längſt berichtet biſt,
Daß uns ein Bart zuwider iſt?
O himmelſchreyendes Verbrechen!
So groſſe Bosheit muß ich rächen,
Was? einen Bart? das iſt zu viel,
Der Tod des Bocks beſchloß das Spiel.

* * *

Des Narren Zorn entbrennt noch mehr,
Wenn er nichts hat, ihn anzublaſen,
Und bloß darüber raſet er,
Daß er nicht Urſach hat, zu raſen.

An eine rothhaarigte Eingebildete.

Weil die mein Glück gefährlich ſcheint:
So denkſt du mich mit gleichen Blicken,
Wohl gar vor andern, zu entzücken;
Doch im Vertraun geredt, dein Auge irrt, es meynt.
So ſehr dir auch dein Blick für mich gefährlich ſcheint;
Und ob du gleich ſchon denkſt, mich damit zu beſtrafen:
So werd' ich doch vor ihm auch ferner ruhig ſchlafen.
Wär aber nur dein Blick ſo feurig wie dein Haar:
So wärs um mich geſchehn! ſo brennt ich ganz und gar.

Der arme Reiche, und reiche Arme.

Gering, doch froh gelebt, iſt mehr denn reich doch ſchlecht,
Ein Armer iſt ſein Herr, ein Reicher iſt ſein Knecht,
Und ſelten noch ſein Knecht, er dient und läſt ſich dienen,
Dient ſich doch ſelten ſelbſt. Wenn jetzt die Nacht erſchienen,
Erſcheint bey ihm der Tag, an dem man wachen ſoll.
Das Auge ſchließt ſich nicht, das Haupt iſt Grillenvoll,
Das Ohr hört immer was, und kan nicht ſtille liegen,
Trügt, und betrügt ſich ſelbſt, und läſſet ſich betrügen.
Der Körper ſchwimmt im Schweiß, in Sorgen das Gemüth,
Und iſt faſt gar erſäuft: er ſieht nicht, da er ſieht,
Iſt hörend taub und ſtumm bey wohlgeübter Zungen;
Schläft alſo ſonder Schlaf, wird überall gedrungen,
Und dringt ſich meiſtens ſelbſt. Steigt in der Mitternacht
Von ſeinem Lager auf, eh noch der Hahn erwacht,

Durchſuchet er das Haus, und weis nicht, was er ſuchet,
Er ſuchte ſich denn ſelbſt, ſeufzt, krächzet, wünſcht und fluchet,
Weis doch nicht über was: Wenn dieſes nun geſchehn,
Macht er ſein Zimmer auf, pflegt drinn herum zu gehn,
Brennt ſeine Lampe an, die lieber ruhen möchte,
Und drum ſo ſchläfrig ſcheint; drauf ruft er ſeine Knechte;
Und ſtrengt ſie in der Nacht zu ihrer Arbeit an,
Die doch der Tag verlangt; die Nacht nicht leiden kan,
Setzt ſich alsdann an Tiſch, durchſuchet ſeine Schulden,
Wie viel er Zinſe hat, rührt in den alten Gulden,
Die grau und ſchimmlicht ſeyn, und ganz veraltet ſehn,
Weil ſie ſtets eingeſperrt, und in dem Kaſten ſtehn,
Der ſie zu tragen ſatt, und gleichſam als erbittert,
Das mürbe Bodenbrett zerſprenget und zerſplittert,
Und wenn er öfters knackt, faſt zu verſtehen giebt,
Er ſey ob dieſer Laſt und Dienſtbarkeit betrübt.
Drauf holt er einen Sack bekümmerter Ducaten,
(Daß ſie, ohn ihre Schuld, in dieſes Hand gerathen)
Die ſchüttet er nun aus, ſieht jeden eigen an,
Ob wo ein Judenſchnitt daran zu viel gethan,

Wo ſie gepräget ſind, wie viel die Jahrzahl weiſet,
Ob ſie nicht ungriſch Gold, das man vors beſte
preiſet,
Und was dergleichen mehr. Weil dieſes Gold nun
bleich,
So wird er auch alſo, bleich reimet ſich auf reich,
Und ſchickt ſich trefflich wohl. Wenn nun die Nacht
vergangen,
Und alſo zugebracht, ſo hofft er mit Verlangen,
Bis ſich der Morgen zeigt; kaum wenn der Himmel
graut,
Und das geſunde Naß auf matte Gräſer thaut,
Iſt er auf ſeinem Feld, auf ſeiner Wies und Garten,
Sieht, ob die Gärtner ihn nach ſeinen Regeln warten,
Die ohne Regeln ſeyn. Begiebt ſich auf ſein Gut,
Das ihm nicht allzugut, weil er kein Gutes thut.
Stellt dieß und jenes an, läßt ſeinen Acker pflügen,
Den ſchon ſein Geitz gepflügt; dort etwas brache liegen,
Das ihn doch herzlich ſchmerzt, und übermaſſen kränkt,
Weil ihm das leere Stück nicht heuer etwas ſchenkt,
Das zu verkauffen iſt. Denn fragt er nach den Pferden,
Ob ſie noch wacker ziehn; beſchauet ſeine Heerden,
Ob gute Schaafſcheer wird; geht auf das Kornhaus zu,
Sieht, ob wo was geſchehn, hat alſo keine Ruh,

Auch mitten in der Ruh, träumt an den lichten Morgen,
Und wachet durch die Nacht, iſt voll an leeren Sorgen,
Und leer an voller Ruh; traut keinen Menſchen nicht,
Befürchtet, daß ein Dieb des Nachts ſein Haus erbricht,
Und ihm das Seine nimmt, das doch mit nichten ſeine,
Dieweil ers nicht beſitzt; ja dieſes nicht alleine,
Er traut ſich ſelbſten nicht. Rückt nun der Tod heran,
Da ſieht man, wie das Geld den Menſchen ſchaden kan.
Er fühlet Höllenangſt, und will ſich nicht bequemen,
Das allgemeine Muß des Todes anzunehmen.
Er krümmt ſich wie ein Wurm, und kehrt ſich nach der Wand,
Heult, weinet, winſelt, ſeufzt, und ringet ſeine Hand,
Daß ſie nichts Guts gethan. Er kan vor ſeinen Kaſten,
Der ihm im Herzen ſteht, nicht eine Stunde raſten,
Denn Geld läßt keine Raſt. Schreyt: Helft! iſt denn kein Rath,
Kein Rath vor meine Noth, die mich umringet hat?

Iſt

Iſt denn kein Mittel da, das mich erhalten könne,
Und noch erretten mag. O Elend! ach! ich brenne
In ewig heiſſer Glut! O Schmerz! ach Noth! ach Pein!
Pein über alle Pein! will denn kein Retter ſeyn,
Der meine Schmerzen ſtillt? Iſt denn kein Arzt vorhanden,
Der mich befreyen kann? Wird alle Kunſt zu ſchanden,
Da ich ſie brauchen will? Lauft! eilet! ſteht mir bey!
Helft! rathet! ſagt es an, daß ich recht todtkrank ſey,
Und doch nicht ſterben will! O! du mein groß Vermögen,
So muß ich nun von dir, und dich zurücke legen,
Da du ſtets bey mir warſt. O! könnt es möglich ſeyn,
Ich nähme dich erfreut mit in die Gruft hinein,
Und an den fremden Ort, wohin mein Geiſt nun fliehet,
Unwiſſend ſelbſt wohin! Doch weil das Schickſal ziehet,
Muß ich gezwungen fort: was fang ich Armer an,
Ach in der Wahrheit arm! daß ich mich retten kann
Vor dem gedrohten Fluch, und groſſen Schuldregiſter?
Fort! eilet ungeſäumt und holet mir den Prieſter,

Daß ich die Schuld bekenn, ach! Schuld, ſo allzugroß,
Und nicht zu überſehn, ach! keiner macht den los,
Der einmal feſte ſitzt; wer will mich von den Ketten,
Den Ketten rauher Angſt und ſchwerer Sünden, retten?
Mein Bitten iſt umſonſt, mein Flehen ohne Frucht,
Mein Vorſatz hilft mir nicht; zu ſpät, zu ſpät geſucht,
Was längſt verlohren iſt. Der Prieſter kommt getreten,
Pflanzt ſich zu ihm vors Bett; will eifrig mit ihm beten,
Sagt viel vom Troſte vor, nur daß ein Stücke Geld
Ihm von dem reichen Mann in weiten Ermel fällt,
Wie es bisweilen geht. Der höret zwar die Worte,
Doch ohne Kraft und Macht; denkt, wärt ihr an dem Orte,
Herr Paſtor, wo ich bin, es wird euch anders ſeyn,
Da giebt man guten Rath, wo man ſelbſt von der Pein
Und Ungemach befreyt; doch werden wir geplaget,
Und ſtecken ſelbſt in Noth, da ſind wir ganz verzaget,
Und ſonder Troſt und Rath. Dahero geht von hier,
Und laſſet mich allein, nehmt dieſes Geld von mir,

Und ſeyd hiermit vergnügt; verehrt mir GOtt das Leben,
So will ich euch noch mehr, als ihr empfangen, geben.
Der Pfarr bedanket ſich, wünſcht eine gute Nacht,
Sammt allem Heil und Glück, daß er ihn ſo bedacht,
Und reichlich abgelohnt, ſpricht, er ſoll GOtt vertrauen,
Der in den Schwachen ſtark, und einzig auf ihn bauen,
So werd es herrlich ſeyn. Der Kranke hört es an,
Und ſpricht, es iſt ſchon gut; GOtt, welcher viel gethan,
Kann zwar auch dieſes thun; doch, doch, da bleibt er ſtecken,
Und kehrt ſich nach der Wand; der Prieſter iſt voll Schrecken,
Giebt eilends Ferſengeld, und leert davor zu Haus
Den wohlbeſchwerten Sack mit größten Freuden aus.
Der Patient indeß wird alle Stunden ſchlimmer,
Die Augen fallen ein, die Stirne tröpfelt immer
Vom kalten Todesſchweiß; der Zungen Band verdirbt,
Das Haupt iſt tumm und taub, und ſtirbt, eh es noch ſtirbt.
Er läßt ſich noch einmal ſein Geld vors Bette bringen,
Sieht es ſo ſehnlich an, und zeigt durch Händeringen,

Wie ungern er es läßt, denn ſeufzt er noch einmal,
So ſtark als er nur kann, und giebt in ſolcher Quaal
Die ſchnöde Seele hin, die mit Erzittern ſcheidet,
Weil ſie den Ort nicht weis, allwo ſie ewig leidet,
Und ewig bleiben muß. Dieß iſt des Reichen Noth,
Der herbe Lebenslauf, der klagenswerthe Tod,
Der Tod, doch ohne Tod, das Ende, doch ohn Ende:
Nun folgt des Armen Glück, zu welchem ich mich wende.

Ein Armer lebt vergnügt, wenn er zufrieden lebt,
Sein Brod im Frieden ißt, nicht nach der Höhe ſtrebt,
Die viele niedrig macht; in ſeinem Mittel bleibet,
Und ſeine Nahrung ſo, wie GOtt befohlen, treibet,
Durch Arbeit und Gebet; denn hat er keine Noth,
Ißt auf dem kleinen Tiſch ſein ſicher Stücklein Brod,
Denkt nicht an Schwerdt und Gift, trinkt aus dem hölzern Becher
Der Freyheit edles Gold; kennt keine Prachtgemächer

Der Reichen dieſer Welt, die oft ein Purpur deckt,
Worunter ſchwarze Noth zum Unterfutter ſteckt:
Lebt alſo Königlich in ſeiner Bauerhütte,
Befreyt von allem Gram, womit der Reiche ſtritte,
Wie oben dargethan, die Erd iſt ihm ſo weich,
Als ſonſt ein Purpurpfuhl, er iſt bey Armuth reich,
Und hat bey wenig viel; fragt nichts nach Sammt und Seide,
Weil es der Würmer Grab, trägt mit dem ſchlechten Kleide
Ein ſchlecht und rechtes Herz; iſt von der Falſchheit frey,
Und weis vom Trügen nichts, liebt Ehrlichkeit und Treu,
Den Phönix dieſer Zeit: Gönnt jedem alles Gutes,
Und giebt, wo möglich iſt, bleibt immer gutes Muthes,
Wirft alle Kleinmuth weg, und zeigt ſich wo Gefahr,
So kämpft er tapfer mit, und ſtellet ſich ſo dar,
Wie ſonſt ein Löwe thut, wenn er die Jäger merket,
Sich, eh er ſich ergiebt, in ſeinem Muthe ſtärket,
Und einen Ausfall wagt. So ſtreitet er drauf zu;
Stirbt vor das Vatterland, entzieht ſich ſelbſt die Ruh,

Und theilt ſie andern mit; ja iſt bereit, ſein Leben,
Wo es die Noth erheiſcht, mit Freuden aufzugeben.
Rückt denn die Nacht heran, verſchlieſſet er ſein Haus,
Und ſchlieſſt von ſeiner Bruſt zugleich die Sorgen aus,
Die doch gar wenig ſind. Geht voller Ruh zu Bette,
Schläft ſicher und vergnügt, als wenn er gar nichts hätte,
Da er doch vieles hat, weil er vergnüget lebt,
Hat keine Furcht, daß ihm ein Dieb das Haus durchgräbt,
Und ſeine Schätze ſucht, die er darum vergraben,
Dergleichen Sorg und Furcht die Reichen öfters haben,
Und dieſes nicht umſonſt, des Goldes rother Schein
Iſt überall beliebt, zieht als Magnetenſtein
Die Seelen gleich an ſich, hat überall viel Freunde,
Und Werber, doch darbey auch überall viel Feinde,
Wird überall gehaßt, wird überall geliebt,
Geliebt, und zwar zu viel, weil man ſich ſehr betrübt,
Wenn es entzogen wird, und ſich faſt ſelbſt verſetzet,
Daß man es wieder kriegt. So hoch wird das geſchätzet,

Was

Was nicht zu ſchätzen werth. Der Arme lebt befreyt
Von dieſer Sorgenlaſt und ſchnöder Dienſtbarkeit,
Und iſt ſein eigner Herr. Wann nun der Morgen lachet,
So lachet ihm ſein Herz, da ſteht er auf und machet,
Was ſeine Pflicht gebeut, greift friſch ſein Werkzeug an,
Liegt ſeiner Arbeit ob, und ſchaft, ſo gut er kann,
Sein Stücke Brod ins Haus: kommt mit Geſang und Beten,
Bey früher Morgenszeit, vor ſeinen GOtt getreten,
Ruft ihn um Beyſtand an, der unſer Beyſtand iſt,
Und dankt ihm vor die Nacht; führt als ein guter Chriſt
So ſeinen Lebenslauf. Hat er es wo verſehen,
Wie denn ein jeder fehlt, ſo gehet er mit Flehen
Und wohl zerknirſchter Bruſt vor GOttes Gnadenthron,
Bekennet ſeine Schuld, ſagt den verdienten Lohn,
Den ſeine Schuld verwirkt; und bittet drauf um Gnade,
Die er auch leicht erhält; denn GOtt und unſer Schade

Ver-

Vereinen ſich ſo leicht, als Oel mit Waſſer thut,
Gold mit dem ſpröden Thon, das Feuer mit der Flut,
Die Sonne mit der Nacht. Er liebt allein das Leben,
Und will nicht unſern Tod, wo wir nicht darnach ſtreben,
Durch unſer böſes Herz. Darum vergiebt er bald,
Hegt keinen langen Zorn: Braucht Güte, nicht Gewalt,
Der Allgewaltige. Schlägt nun die letzte Stunde;
So wird der Arme froh und wünſcht aus Herzensgrunde
Ein ſchnell und gutes End; empfindet keine Noth,
Dieweil ihn keine kränkt, erſchrickt nicht vor dem Tod,
Den Allerſchröcklichſten, der doch nur ſchröcklich heiſſet,
Nicht iſt, dieweil er uns ſo mancher Noth entreiſſet,
Er nimmt ihn freudig an, hält ihn vor ſeinen Freund,
Wie er auch würklich iſt, der es getreulich meynt,
Und ihn der Angſt entrückt; läßt allen Kummer ſchwinden,
Beſtellt ſein ſchlechtes Haus; iſt wegen ſeiner Sünden
Betrübt und nicht betrübt, dieweil er ſicher weiß,
Sein Heiland habe ſie, durch ſeinen blutgen Schweiß
Und rauhen Tod verlöſcht. Stirbt alſo auf das Leiden
Des Schuldners ohne Schuld, mit Herzensluſt und Freuden.

Die Seele feſſelt nichts, kein Gut, noch ſchweres Geld,
Fährt alſo frey und arm aus dieſer armen Welt
In jene reiche hin. Das heißt ja wohl geſtorben.
Dieß heißt bey Armuth reich, bey nichts ſehr viel erworben.
Wohl dem, der alſo fährt, wohl dem, der alſo ſtirbt,
Der ſtirbt nicht, da er ſtirbt, und lebt, da er verdirbt.
O Reichthum ſelten reich! O Reichthum, Noth der Erden!
Wie lange willſt du noch der Seelen Henker werden?
Wenn iſt dein Wüten aus? Wenn deine Herrſchenszeit?
Wenn deine Tyranney? Wenn deine Dienſtbarkeit,
Die unerträglich iſt? O! fahre wohl von hinnen,
Du Urſprung aller Noth, du Kränkung frommer Sinnen!
Wer die Gefahr und Pein, die du erweckeſt, kennt,
Der wünſcht ſich weit von dir; wer deinen Namen nennt,
Nennt auch die Hölle mit. Wohl dem, der niedrig bleibet,
Und nicht nach Reichthum geizt! Ein Schwärmer, der ſich treibet,
Platzt endlich in der Luft. Ein Veilchenbuſch beſteht,
Da oft die Kayſerkron und Mohnhäupt untergeht,

Eh

Eh es noch Abend wird. Arm und vergnügt gelebet,
Iſt mehr als reich und ſchlecht. Wer nach der Ruhe ſtrebet,
Darf nicht zum Golde gehn, dahin gehört ſie nicht.
Je niedriger der Stand; je ſchlechter das Gericht,
Und der geſchöpfte Trank; je gröſſer das Vergnügen,
Bey einem groſſen Gut kann man nicht ruhig liegen;
Drum, ſorgenreiches Gold, und Ehrgeiz, gute Nacht!
Ich liebe Niedrigkeit, und haſſe deine Pracht,
Die voller Anmuth iſt. Zwey Heller ohne Plagen
Sind beſſer, als der Klump, um den die Reichen zagen.

Die blinde Kuh.

Thoms, Merten, Görge, Hans, vier abgefeimte Jungen,
Des Unfugs Volk, lief, tanzten, ſprungen
In einem Bauerhof. Thoms rief den andern zu,
Kommt her, und ſpielet blinde Kuh.
Man warf das Loos, das Loos traf Görgen,
Und Görge wird ſogleich verbunden ausgeführt,
Und ſucht die andern auf, die ſich geſchwind verbergen.
Hört, rief die blinde Kuh, thut auch, was euch gebührt,
So bald mein Fußwerk irre gehet,
Und ſich dem Pfeiler naht, der bey der Thüre ſtehet,
So ruft mir zu: es brennt! Ja, riefen alle, ja,
Und Görge taumelt fort, ruft endlich, hört, ihr Brüder,
Und ſagt: bin ich dem Pfeiler nah?
Du biſt noch weit davon, erſchallt die Antwort wieder.
Der Görge haſpelt ſich im Traume weiter fort,
Geht rückwärts, wie ein Krebs, und nahet ſchon dem Ort,
Daran der Pfeiler ſtund: er ſprach: iſt hier der Pfeiler?
Noch nicht, ſchreyn die verlogne Mäuler,

Und

Und Görge, der betrogne Tropf,
Springt zu, und rennet mit dem Kopf
Derb an den Pfeiler an, daß ihm die Ohren klungen,
Die Peitſche lohn euch, falſche Jungen!
Rief Görge mit gebläutem Haupt,
Ein Narre, der euch weiter glaubt.

* * *

Menſch! dieſer Görge hier biſt du,
Du ſpielſt mit dir ſelbſt blinde Kuh,
Du biſt, und weißt es nicht, auf deinem Todesgange,
Jetzt ruft der Geitz, du lebſt noch lange,
Jetzt ſtimmt die Ehrſucht ein; du ſtirbſt ſobald noch nicht,
Noch lange, lange nicht, hörſt du die Wolluſt ſingen,
Du trauſt dem fälſchlichen Bericht,
Läufſt blindlings in den Tod, und oft in vollen Sprüngen,
Wenn Wolluſt, Ehr und Geitz noch ruft,
So ſtürzeſt du ſchon in die Gruft.

Lobgeſang auf die Erlöſung.

Ein Lied auf hohen Engelſaiten,
Von dem, was GOtt für uns vollbracht,
Rauſcht mit gefühlten Trunkenheiten,
Und alles ruft: Er hats vollbracht!
Ein Ton, der Nachhall ihrer Lieder,
Fällt auch in meine Harpfe nieder.

Erlöſer! Sohn vom Menſchenblute!
Was wäre ohne dich die Welt?
Durch GOttes unverſöhnte Ruthe
Schon längſt zu ihrem Fall geſtellt!
Kann ſeinen Grimm kein Opfer ſtillen,
So muß er unaufhaltbar brüllen.

Denn würde heut ein Land verderben,
Und morgen eins, ſo bald er ſpricht.
Auch ſeine Schöpfung würde ſterben,
Und jeder Tag wär ein Gericht,
Die Nacht würd nie ein Tag verjagen,
Und Paradieſe Diſteln tragen.

Cometen würden Erden drücken,
Und ausgebrannt ins Chaos ziehn,
Im Rauch die Menſchen zu erſticken,
Dich ſich umſonſt um Heil bemühn,
Dem Säugling würd' die Milch verſiegen,
Und er bey Cains Aſche liegen.

Wenn denn ein Blatt der Ceder rauſchet,
Denn ſprächen ſie: da kommt der HErr!
Ein neu Gericht! —. —. und er vertauſchet
Mit Grimm den Grimm erſchrecklicher.
Fallt Berge, Hügel, unſre Feinde,
Gebt uns den Tod; ſo ſeyd ihr Freunde!

Denn möchten ſie am Boden kleben,
Und ſelbſt ihr Blut zum Opfer weihn,
Der neue Grimm würd ſie erheben,
Und tödten, weil ſie ſchwach bereun.
Vor jedem giftigen Gedanken
Säh man ſie noch weit tiefer wanken.

Unſelges Bild unſelger Zeiten!
Wo nicht geboren Wohlthat wär,
Du biſt nicht mehr! Auf Ewigkeiten
Ward GOtt ein Lamm, und Freund iſt Er!
Verſöhnt, verſöhnt, des Sohnes Brüder,
Lobſingt, lobſingt dem HErren wieder.

Erwürgter GOtt! des Zorns Gewichte
Wägſt du, und hältſt es, wenn es ſinkt.
Verbitteſt tödtende Gerichte,
Und giebſt dem Zorn Blut, daß er trinkt!
Denn klärt ſich in des Vaters Mienen
Ein Himmel auf, und Huld in ihnen.

Wenn jezt mit müd gerungnem Sehnen
Der Sünder klagt und ſich verflucht,
Den Boden wäſſernd mit den Thränen;
So ſchenkſt du Gnade, die er ſucht,
Und Wolluſt flüßt im Seelenfriede,
Der Lahme hüpft, es lacht der Müde!

Auch mich, den Erſten aus dem Range,
Entbindeſt du vom Feſſelnzwang.
Um Troſt war meiner Seelen bange,
Du giebſt den vollen Kelch zum Trank.
Nun jauchzt mein ſchon entmarkt Gebeine,
Mein Himmel lacht, wenn ich gleich weine.

HErr, lehr mich deine Wege wandeln,
Und räum die Dornenfelder weg.
Vernünftig denken, himmliſch handeln;
Ein kleiner Dank! ein groſſer Zweck!
Zu wiſſen, daß ich durch dich lebe,
Das ſey der Ruhm, der mich erhebe.

Das Geld.

Göz und Regente eitler Thoren,
Den ſich Gewinnſucht auserkohren,
Dich meine ich beliebtes Geld.
Was iſt es, das man an dir achtet?
Wann man dich recht im Grund betrachtet,
Biſt du das Schädlichſte der Welt.

Wuſt man in jenen goldnen Zeiten
Auch jemal was vom Mord und Streiten,
Bis dich der Eigennutz erdacht?
Jetzt ſuchet man an allen Enden
Der Menſchen Blut recht zu verſchwenden,
Nur daß man ſich begütert macht.

Sagt: Warum Könige und Fürſten
So nach den Lebensſäften dürſten,
Daß es viel tauſend Seelen gilt?
Die Sache iſt gar leicht erläutert:
Damit, daß ſich das Reich erweitert,
Und ihres Schatzes Kammer füllt.

Und die Begierde von den Großen
Iſt auf die Kleinen längſt gefloſſen,
Jedoch nur mit dem Unterſcheid:
Daß, was dort die Gewalt erreichet;
Allhier die Hinterliſt erſchleichet;
Wobey dann jeder ſich erfreut.

Du machſt aus Elephanten Mucken;
Die beſten Freund zu Mamelucken;
Und gleich was krumm gebogen iſt.
Wie konnteſt du mich dann ergötzen?
Fort, fort, mit den erſchundnen Schätzen!
Aus welchen nichts, als Unheil fließt.

Du Urſprung aller Traurigkeiten,
Du Quelle angſterfüllter Leiden,
Aus der ſich Jammer nur ergießt.
Du Scheuſaal, Schaum von allen Sünden!
Mich ſoll dein reizend Nichts nie binden,
Wann alles dich gleich ſclaviſch küßt.

Durch dich wurd unſer Schatz der Gnaden,
Der theurſte Heyland, ſelbſt verrathen;
O Schande! wer was von dir macht!
Da aus dir ſolche Laſter ſtammen,
So muß ich deinen Reiz verdammen,
Du bleibſt von mir mit Recht veracht.

M. . . . .

Das Kloſter-Leben.

Wer nach beſtimmten Regeln handelt,
Vom Laſter und dem Zwange frey;
Auf weiß gewählten Wegen wandelt,
Den rühmt man, daß er glücklich ſey.
Entfernt von einem tollen Lermen,
Als Chriſt GOtt, ſeinen Schöpfer, liebt,
Und niemals durch ein wildes Schwärmen,
Als Bürger, ſeinen Freund betrübt.

Dies ſind der Freyheit edle Rechte,
Und dieſen lebt ein Chriſt getreu.
Tobt gleich der Schwarm der Laſterknechte,
Und klaget, daß es thöricht ſey;
Wenn man ihm ſeine Freyheit raubet,
Die nur auf Laſterſäulen ruht.
Getroſt, wenn dieſe Rotte ſchnaubet,
Die Tugend ſtärkt des Weiſen Muth.

Geſetze, Regeln, Weisheits lehren,
Sind manchem Muſenſohn ein Zwang;
Und ſoll er die Vernunft noch hören;
So wird ihm bald die Zeit zu lang.
Nach einem wild und frechen Leben
Seufzt er, wann ihn der Lehrer führt
Und nie wird er ſich ruhig geben,
Als bis er keine Zucht mehr ſpühre.

Wie manche Schöne ſpricht vom Kloſter, . .
Doch dies iſt nur ein kleiner Scherz.
Die **Horen**, **Metten**, **Pater Noſter**
Sind ihr verhaßt. Ihr glüend Herz
Iſt ſchon an einen Mann gebunden,
Den Schönheit, Reiz und Jugend ziert.
Sie denkt bey ſtill und freyen Stunden:
Wenn werde ich, als Braut, geführt?

Ach ſagt mir nichts vom Eheſtande . . .
Mein Schatz iſt nur der Freyheits Gold.
Dir geb ich mich zum Unterpfande,
Dir, edle Freyheit, bin ich hold.

Nie will ich Amors Feſſel tragen,
Die Schmerz und Seufzen nach ſich ziehn.
Nie ſoll man von mir jemals ſagen:
Daß ich durch dich gefangen bin.

Aria.

Dir bin ich, du Kloſter-Leben,
Mit Beſtändigkeit ergeben;
Weg, verliebte Phantaſie!
Amor weg mit deinen Pfeilen!
Andern magſt du ſie ertheilen,
Nur bey mir ſey ohne Müh.

Wie will ich bey frohen Freuden,
In den ſtillen Einſamkeiten,
Meine Jugend bringen zu.
Wo kein Klagen der Verliebten,
Wo kein Seufzen der Betrübten,
Stöhret meine ſüſſe Ruh.

Bey dir kan ich Ruhe finden;
Kein Verliebter ſoll mich binden.
Weg verhaßter Eheſtand!
Dich, o Freyheit, will ich wählen;
Nie ſoll mich ein Freyer quälen;
Mein Herz ſey dir zugewandt.

So kühne ſpricht wohl eine Schöne,
Die Anfangs unerbittlich iſt:
Doch öffters ändert ſich die Scene,
Sie ſeufzt nach den, der ſie geküßt.
Nun läßt ihr Herze ſich erweichen,
Das vorher hart, wie Felſen, war.
Nun kan der Freund das Ziel erreichen,
Mit deſto weniger Gefahr

H. S.

An Damon.

Du, deſſen Lächeln mir Vergnügen,
Und ſanfte Zärtlichkeit erregt,
Du fliehſt, und eine ſtille Thräne
Rollt zitternd deinen Tritten nach.

Zu glücklich war die frohe Stunde,
Die uns durch Sympathie vereint.
Die Harmonie der Seelen herrſchte
Beym erſten Blick uns Freundſchafft zu.

So lieben ſich offt gleiche Seelen,
Noch eh ein Aug das andre ſieht:
Auch wenn noch in entfernter Gegend
Die Chloris lebt, die Thirſis liebt.

Offt, Damon, flohen unſre Tage
Zu ſchnell, doch edel flohen ſie,
Wenn uns Religion und Tugend
Im himmliſchen Geſpräch entzückt.

Als Flore noch die Fluren ſchmückte;
Wie offt ergötzt uns ihre Pracht!
Wenn wir auf dem verblümten Teppich
Zufrieden nach dem Schöpfer ſahn.

Wir fühlten in belaubten Gängen
Den heißten Strahl der Sonne nicht,
Beſchützet durch den grünen Vorhang,
Den die Natur zur Anmuth webt.

Das murmelnde Geſpräch der Quellen,
Lockt uns zu dem cryſtallnen Bach.
Der ſcherzend durch ſein ſanftes Rieſeln
In uns die Frölichkeit erregt.

Nun ſtreut der Herbſt ſein reiches Füllhorn
Für uns zur Luſt und zum Genuß;
Sein Schoos verſchüttet Obſt und Trauben,
Den Schatz der ſchöpfriſchen Natur.

Dort

Dort in den ſegnenden Alleen
Ward mancher Tag zur Luſt beſtimmt,
Lauſcht gleich Menalk mit falſchen Blicken
Und lächelndem Geſicht auf uns.

Begleitet von der ſtillen Freundin,
Der Unſchuld, die die Jugend ſchützt,
Siegt unſre Freundſchafft doch: die Neider
Erröthen, ſchämen ſich, ſind ſtill.

Auch in des Winters finſtern Tagen,
Wenn mehr die Nacht, als Sonne, herrſcht,
Genoſſen wir das Glück der Freundſchafft,
Der Freundſchafft, die die Gottheit ſchuf.

Nicht Liebe, die der Pöbel kennet,
Und die der Weiſe flieht und haßt,
Durchwühlte unſre Bruſt. Die reinſte
Der Regungen belebte uns.

◆ ◆ ◆

Wie Richardſons erhabne Seele
Uns Grandiſon und Byron bild't:
So ſtrebſt du, Freund, nach ſeiner Tugend,
Und ich wünſch thränend, ſie zu ſeyn.

Nicht Geld, nicht Ruhm und eitle Ehre,
Sind mir ein Glück, des Wunſches werth;
Nur Thaten ſinds, die uns zur Gottheit,
Die uns erbaute, mehr erhöhn.

O Glück! dem ernſten Weiſen folgen,
Der ohne Ruh nach Weisheit ſtrebt;
Im Geiſt den Flug nach deinem Throne,
O ewig groſſer GOtt, zu thun.

Freund, das Geſchick, das uns entfernte,
Und dich in fremde Gegend riß,
Wacht ſtets für dich, und ſeine Wege
Erbauen dir dein wahres Glück.

Der Schutzgeiſt, der die erſte Stunde,
Als wir uns ſahn, uns Freundſchafft ſchenkte,
Und auf des Zephyrs leichten Flügeln
Balſamiſche Gerüche bracht'.

Der ſelbſt des Frühlings Pracht verſchönte,
Daß jede Blume lächelnd winkt,
Und ſich der ſtolzen Roſe Knoſpen
Zu unſrer Luſt eröfneten.

Der gieſſe dir durch ſanfte Blicke
Zufriedenheit im Unfall ein:
So wie mir offt die ſtille Freundin,
Die holde Dichtkunſt, Freude ſchenkt.

Vielleicht wird in der Zukunft Frühling,
Wenn alles lebt, auch unſer Glück,
Daß wir uns ſehn. Die frohe Thräne
Rollt deinem Arm, o Freund, ſchon zu.

Das Glück des Vaterlandes, unter der weiſen Regierung des durchlauchtigſten Fürſtens und Herrns, Herrn Friederich Chriſtian, Marggrafens zu Brandenburg Culmbach ꝛc. ꝛc.

Auch du, mein väterlich Land, das eine
wärmere Sonne
Wieder erleuchtet, ſey heute mein Lied!
Der Dichter, den du gezeugt, ſinge dein Glück
deine Wonne,
Da ſich der Nebel des Traurens verziehe.

Dieß Opfer ſey dir geweihet! Geweiht aus eifrigen
Trieben!
Länger ſchweigt zaghaft die Dankbarkeit nicht.
Iſt nicht die Liebe für dich mir in das Herze
geſchrieben?
Und ſie zu zeigen, mehr Neigung, als Pflicht.

Im Schimmer ſah ich dich einſt. Wir lebten jauchzende Feſte,
Für tauſend Völkern beglückt und erfreut.
Friederich herrſchte mit Huld, der Freund der Menſchen, der Beſte
Unter den Prinzen, dein Liebling, Bayreuth.

Er ſtarb. Auf einmal entflohn die Freuden, wie Metheoren,
Die erſt erleuchtend die Lüffte durchſauſt.
Kraftlos erbebten wir da, gleich dünnen, ſchwankenden Rohren,
In die verwüſtend ein Wirbelwind brauſt.

Die Blumen welkten, die uns umkränzten im ſchauernden Grauſe
Herrſchten weit Dunkel und Stille umher.
Heil uns! ihr Brüder! Sie iſt vorbey die traurige Pauſe;
Kein banges Schrecken verbreitet ſich mehr.

Ein neuer Himmel verklärt die aufgeheiterte Sphäre;
Die ſchönſte Ausſicht ermuntert den Blick,
Die Thränen floſſen bisher für Schmerz; jetzt weiht jede Zähre
Sich dem Vergnügen des Vaterlands Glück.

So wie ein Jüngling, den lang, unter den ängſtlichen Sorgen,
Des ſchwereſten Traumes Phantome geſchreckt,
Den Schweis vom Angeſicht wiſcht, wenn der erquickende Morgen,
Ihn heilſam wieder zum Leben erweckt.

So, ſo ermannen ſich neu der ſichern feyernden Städte
Frohe Bewohner: es lachet die Flur;
Der leichte Mainſtrom hebt ſelbſt, aus ſeinem zackigten Bette,
Das Haupt, und feyert ein Feſt der Natur.

Friederich Chriſtian kommt; vom Säugling bis zu dem Greiſe
Fühle jeder Freuden, und huldigt Ihm gern.
Er kommt, dein Vater und Herr, o! Land, der fürſtliche Weiſe,
Dein Troſt, ein wahrer Geſalbter des HErrn.

Du ſchickeſt, Ewiger, Ihn: laß, deine Huld zu verehren,
Herzen und Lippen untadelhaft ſeyn.
Die Andacht eilet entbrannt, zu den erhabnen Altären,
Dir brünſtig reine Dankopfer zu weihn.

Er, Er, der chriſtliche Fürſt, (preißt Seinen Eifer ihr Männer
Im Tempel, beſſer, als ich und mein Lied!)
Schützt die Religion Selbſt, für die Georg, der Bekenner,
Zum Troſt der Väter, einſt muthig geglüht.

Das

Das Laſter zittert allein; die Tugend ſchmückt ſich mit Kränzen;
Sanft iſt Sein Zepter, und Wohlthun Sein Glück,
Er Selbſt, o Unſchuld! dein Schutz; in unſre blühende Gränzen
Kehret das goldne Jahrhundert zurück.

Schon ſchwingt Aſtrea ſich hold auf dieſe beſſere Zone,
Zum Heil der Menſchen, vom Himmel herab,
Und ſucht und wählt ihren Sitz bey Friedrich Chriſtians Throne,
Durch ſie beglücket die Völker Sein Stab.

Sängerin, die du mich führſt, laß mich die glänzenden Auen,
Den ſchönſten Schauplatz, der ſich noch gezeigt,
Des Fürſtens Erbtheil, entzückt vom hohen Pindus durchſchauen,
Wohin ſich huldreich die Vorſicht geneigt.

Sey mir gegrüſſet, o Flur! ich höre lobende Pſalmen
In dir ertönen; ich ſehe gerührt
Die weiten Fluten der Saat, in dichten wallenden Halmen,
Den Schmelz der prächtig die Gegenden ziert.

Vom Hermon thauet auf ſie der Seegen; machet die Lüfte
Fruchtbar; kein Nordwind lehnt drohend ſich auf;
Von jenem Blumenthal weht warme balſamiſche Düfte
Der leichte Zephyr, mit Liſpeln, herauf.

Im fetten nährenden Klee weiden die hüpfenden Heerden,
Den Heerden ähnlich, die Maro beſang;
Der Hirt verbreitet am Bach, mit gramlos heitern Geberden,
Der rauhen Pfeife dorfmäßigen Klang.

Mit welcher Erndte lohnt ſchon die ſüſſe Hoffnung, im Bilde,
Des braunen Landmanns fruchtbringenden Fleis;
Schon überrechnet er froh die Renten ſeiner Gefilde,
Und preiſet heimlich den düngenden Schweis.

In langen Reihen ſieht man die Chöre junger Dryaden
Am Fichtelberge ſich ſchweſterlich freun.
Sie ruffen jedem Glück zu! Glück zu dem Fürſten! und laden
Uns zu den reinſten Vergnügungen ein.

Unter der Arbeit ſingt ſelbſt der matte Bergmann, im Schooſe
Der Erden, und ſteigt bald jauchzend empor,
Und bringt, ich ſeh es im Geiſt, die beſten glücklichſten Looſe,
Aus reichen Schachten ſiegprangend hervor. —

Zum Blachfeld kehret mein Blick vom Erzgebürge ſich wieder,
So weit der ferne Geſichtspunkt ſich zieht.
Schon ſenkt er gierig und ſchnell am Strand der Rednitz ſich nieder,
Wo mir der Frühling faſt reizender blüht.

Hier ſoll er haften, das Glück der Wiſſenſchaften zu meſſen,
Der muntern Muſen erneuertes Glück.
Es eilt ihr leichterer Fuß, von den betrübten Cypreſſen,
Zu friſchen Lorbeern und Myrthen zurück.

Laßt mich hier wohnen; bey euch, unter gereinigten Sitten,
Ihr klugen Schweſtern, mich würdig erfreun,
Vom raſchen Lermen entfernt, den Stand des Kosmopoliten
Zu leben, ſelbſten mein Herrſcher zu ſeyn.

Dann miſcht ſich feurig mein Lied in eure Hymnenden Weiſen
Auf deinem Throne, Bayreuth, zu erhöhn.
Auch euer Vater iſt Er; ihr Seine Herrſchaft zu preiſen,
Ein ſchönes Schickſal! vor allen verſehn.

Des Landes Wohl iſt Sein Lob. Von zweenen Friedrichen kamen
Uns Heil und Freuden. Wir jauchzten entzückt.
Der dritte Friederich folgt, und bringet, glückliche Namen!
Uns ſtolze Ruhe, die Staaten beglückt.

Zween Chriſtiane ſah man, Ihr Stuhl ſtand lang unbeweglich,
Nach funfzig Jahren die Herrſchaft erneurn:
Den dritten Chriſtian laß, Schöpfer, nichts iſt dir unmöglich,
Wie Sie, im Alter, ein Jubelfeſt feyrn.

Glückliche Zeichen! Wohl uns! Das angenehmſte Geſchicke
Hält uns die Zukunft weiſſageriſch vor.
Im Perſpectiven voll Reiz verlieren unſere Blicke
Sich in der Gegend Pracht, Wachsthum und Flor.

Dich, o Gerechtigkeit! küßt der holde lächelnde Friede;
Schon iſt er zu uns zurücke gekehrt.
Kein Heerszug dringt mehr heran, der, wie der Hagel die Blüthe,
Des Landes Hoffnung, mit Rauſchen verheert.

Uns drohet keine Gefahr, kein ſchreckenvolles Gerüchte
Den nahen Gränzen; kein Mordgewehr blitzt;
Wenn unbeſorgt für ſein Haus, für ſeine wachſende Früchte,
Im ſichern Schatten der Ackermann ſitzt.

Die

Die Künſte ſteigen empor; der Handel und die Gewerbe
Blühen im Seegen: es zeigt ſich ihr Werth.
Der frohe Bürger genießt ruhig ſein mäßiges Erbe,
Und ſeine Biſſen auf eigenem Heerd.

In Themis Heiligthum hört man kein verwirrtes Geſchwätze,
Das offt den Richter und Gegentheil täuſcht.
Die Prieſter, die ſie uns ſetzt, kennen den Sinn der Geſetze.
Man ſpricht, was Menſchheit und Billigkeit heiſcht.

Den ſchönſten würdigſten Preis erhält die ſiegende Tugend;
Die bangen Sorgen der Witwen entfliehn;
Man ſieht Verdienſte belohnt, und ſucht mit Ernſt, aus der Jugend,
Rechtſchafne Männer zu bilden, zu ziehn.

Wie

Wie ſchön, wie angenehm ſind, Natur, die zärtlichen Triebe
Für unſern Boden, von dir eingeprägt,
So offt er grünet? Sie labt ſich froh, die rühmlichſte Liebe,
An Früchten, die er hervorbringt und trägt.

Auch mich begeiſtert ſie ſanft, ſie, die lermende Menge,
Doch mich gerührter und edler anfacht;
Kennt gleich mein fühlendes Herz nicht die catoniſche Strenge,
Die Romuls Helden offt grauſam gemacht.

Sieh, Deinen Vorzug, o Herr! von ſeiner Treflichkeit zeugen
Des Volkes Jubel; ſie ſchallen umher,
Die größten Tugenden ſind den Helden Brandenburgs eigen;
Der Purpur ſchmücket ſie lang nicht ſo ſehr.

Vater, Dein erbliches Land küßt Deinen Zepter. Zum Throne,
Der GOttheit beten wir brünſtig, vereint;
Für Deine Wohlfarth. Sey lang unſer Beſchützer, und wohne
Unter den Deinen, als Herrſcher und Freund!

Der Enkel künftigem Volk iſt noch der Ausfluß der Güte
Von unſerm weiſen Regenten beſtimmt;
Ein Glücke, das unſer Ohr, für Freuden walle das Geblüte,
Schon aus dem Munde der Seher vernimmt.

Wir leben Tage der Luſt, ein ſanft hinrauſchendes Leben,
Auf uns ruht Wonne, und iſt unſer Theil.
Herrſcher des Ganzen, bleibt uns, da du ſo viel uns gegeben,
Ein Wunſch noch übrig, der Nachwelt zum Heil?

Die Frühlingsluſt der Schäfer.

Der kalte graue Winter
Erſchreckt nicht mehr die Welt;
Die Lüfte wehn gelinder,
Und liſpeln durch das Feld.
Der Frühling kommt gegangen,
Und ſchmückt das Mayenfeſt.
Mit aufgeblaſnen Wangen
Begleitet ihn der Weſt.

Der Schmelz der grünen Fluren
Glänzt ſchöner, als zuvor,
Und auf des Nordwinds Spuren
Jauchzt jezt das Schäferchor.
Die muntre Jugend ſpringet,
Und weiß von keinem Weh;
Denn jeder Schäfer ſinget
Von ſeiner Galathe.

Man

Man ſucht in neuen Spielen
Das Glück der Fröhlichkeit;
Und alle, alle fühlen
Muth und Zufriedenheit.
Man ſieht, wohin man ſiehet,
Die Unſchuld-volle Luſt,
Die ſtolze Bürger fliehet,
Der Stadt bleibt unbewußt.

Bald klingen die Schalmeyen;
Bald tönt das Haberrohr.
Bald ſpringt in frohen Reihen
Das jugendliche Chor.
In die geſtampften Sprünge
Wird keine Kunſt gebracht;
Weil die Natur die Schwünge
Schon ſo gefällig macht.

Woran die Schäfer denken,
Das iſt Zufriedenheit,
Was ſie einander ſchenken,
Iſt eine Kleinigkeit.

Offt iſts ein bunter Käfer,
Den eine Doris fängt;
Der ihrem treuen Schäfer,
Zur Luſt am Faden hängt.

Die Unſchuld edler Tugend
Verkennt das Alter nicht,
Die auch der muntern Jugend
Bey keiner Luſt gebricht.
Nie macht ihr freches Scherzen
Die Schäferinnen roth.
Sie liebt aus keuſchen Herzen;
Und dieß heiſcht ihr Geboth.

Man freut ſich bey den Saaten,
Daß Ernde werden ſoll.
Wenn Obſt und Korn gerathen:
Sind alle Hütten voll.
Der Ueberfluß der Freuden
Herrſcht, Schäfer! unter euch.
Wie ſeyd ihr zu beneiden!
Wie ſeyd ihr Vorzugs-reich!

Onoldis:

das beglückte, das vergnügte.

An

dem höchſten Geburtsfeſt

Ihro Hochfürſtl. Durchl. zu Brandenburg-Onolzbach

Chriſtian Friederich Carl Alexanders.

Onoldis! meine Luſt! wie biſt du ſo erhaben?
Zeit dem nun an Trajan ſich deine Völker laben,
Der ſeinen Scepter jezt durch Alexandern führt,
Der ernſtlich und gerecht, doch meiſt gelind, regiert.
Laß Sparta, Sparta ſeyn. Athen mag glücklich heiſſen.
Und Rom kan immerhin nur ſeinen Titum preiſſen.
Onoldis ſteht im Flor, noch mehr, als alle die;
Onoldis, meine Luſt, iſt glücklicher denn ſie.

Der Bürger in der Stadt: Der Feldmann auf dem Lande;
So gar auch Tytirus in ſeinem Hirtenbande
Steht munter im Geſchäffte; zufrieden bey dem Pflug;
Und jeder iſt vergnügt; und jeder hat genug.
Drum tönen auch im Feld, mit jauchzen, ihre Flöten;
Drum hört man auch nur dieß im ganzen Lande reden:
Wie grün Onoldis Triffte, wie ſie ganz Sorgen frey,
In **Alexanders** Schooß, in ſeinem Schatten ſey.

Erlaucht! Erhöhtes Chor der Areopagiten!
Der Weißheit höchſter Strahl glänzt ſchimmernd in der Mitten,
Von dir, Geheimder-Rath! wo man die Größen mißt,
Wo jeder eine Säul, und ein Lycurgus iſt:
Der übrige Senat, vom Kleinſten, bis zum Größten,
Zu ihres Fürſten Ruhm, zu ſeines Landes beſten,
Sind, vor Onoldis Wohl, beſorgt ſo Tag als Nacht;
Weil **Alexanders** Aug, als Stern, bey Ihnen wacht.

Mit

Mit Recht Splendider Hoff! Die mit dem Fürſten gehen,
Und theils zu ſeinem Staat, theils ihm zu Dienſte ſtehen;
Ein jeder Cavallier, und alle insgeſammt,
Sind nur von Einem Geiſt, von Einer Glut entflammt,
Was widrig ſcheinen mögt, den Augenblick zu dämpfen,
Und vor des Fürſten Ruh zu wachen, und zu kämpfen:
Glaub mein Onoldis! glaub: weil dich der Friede küßt,
Daß deinem Adel du ſehr vieles ſchuldig biſt.

Der Vorhang fällt mir zu; ſonſt wollt ich mehrers wagen,
Doch, meines Fürſten Wink erlaubt es mir, zu ſagen:
Daß **Caroline** erſt Onoldis Glanz erhöht,
Wenn dieſe Göttin, Schön, an Seiner Seite ſtehe.
Daß **Caroline** mehr, als einen Paris herzet,
Wenn, als ein Engel, Sie, mit dieſem Engel ſcherzet,
Und daß Onoldis da erſt in Entzückung iſt,
Wenn **Alexander** jezt, wenn jezt **Carline** küßt.

O Göttin! liebe fort! Der HErr kennt Deine Triebe.
O Fürſtin! ſcherze fort: GOtt krönt noch Deine Liebe.
Du haſt, weil die Geburt Dich ſchon dazu erhöht,
An Reizung, an Geſtalt, an wahrer Majeſtät,
An Gottesfurcht, an Wiß, an lauter Gnadenzeichen,
An Minen, Wink, und Wort, wohl wenig Deines gleichen.
Drum ſtimmt mit Deinem Wunſch gewiß der HErr noch ein;
Und Dein Onoldis wird durch Dich noch glücklich ſeyn.

Wo aber bleibt mein Fürſt? Dort ſtaubt ja ſchon die Erde.
Seht dieſen Helden an; ſeht Ihn doch nur zu Pferde.
So ſchlank, und ſo gerad, wie Cedern in dem Wald,
Sitzt Er, vorwärts die Bruſt, gebogen die Geſtalt.
Die Winde ſind geſchwind: Sein Pferd iſt noch behender.
Dort gallopirt mit ihm ein ſtolzer Engelländer;
Er weiß, wer ihn regiert; Er weiß es, wen er trägt:
Drum nimmt er ſich in acht, ſo ſtark er laufft und jägt.

Das

Das Kabinet thut mehr. So viele Schrifft und Klagen:
So manch gelehrtes Buch: So viele frembde Sprachen:
Muſik, und Mahlerkunſt: und auch ein Zeitvertreib,
Vor den beſorgten Geiſt, vor den ermüden Leib:
Und Jagden, bloß zum Nutz der treuen Unterthanen;
Geſpräche voller Witz, voll Gnade, voll Ermahnen,
Iſt **Alexanders** Thun, und Vorſicht bloß allein:
Wie glücklich alſo muß, durch Ihn, Onoldis ſeyn?

Und heute lebt mein Fürſt. Ach Anſpach! ſchätz dein Glücke.
Betracht den holden Mund. Schau an die milden Blicke.
Ob nicht die Gnade nur auf Seinen Wangen ſchwebt?
Ob nicht Erbarmen nur in Seinen Worten lebt?
Heut rühret der Säugling ſich: Heut ſtärken ſich die Grayßen:
Denn dieſer Tag muß Heut Onoldis Feſttag heißen;
Weil Alexander blüht; weil Anſpach dran gedenkt,
Daß GOtt, an dieſem Tag, Ihn uns zu erſt geſchenkt.

Drum wacht Onoldis auf. Man hört Minervens Söhne.
Jm Tempel wird es ſtill. Bald rauſchet ein Getöne.
Man trägt ein himmliſch Bild, das Zion ſich geſtifft,
Mit Jauchzen zum Altar, mit dieſer Ueberſchrifft:
Onoldis weiht es GOtt! Sein Wunſch iſt nicht vergebens,
Denn Alexander ſteht im Buche ſeines Lebens.
Jhr Wolken deckt es zu! Du Sonne ſtrahl darauf!
So glänzt es ewiglich: ſo ſteigt ſein Lebenslauff.

Jch, der ich ſchon ſo offt Onoldis Glücke preißte;
Jch, der mit Telemach, Krafft ſeiner Gnade, reißte;
Jch, der ſo vielmahl ſchon, als Redner, zu Sie gieng;
Jch, der ſo viele Huld in Menge ſchon empfieng;
Jch, der ich Freuden voll, auf einen Wink, mein Leben,
Vor meines Fürſten Wohl und Ruhe wollte geben,
Weil ich Jhn warlich lieb: Und ich? Nur ich allein
Solte Heut, an dieſem Tag, nicht frölich dankbar ſeyn?

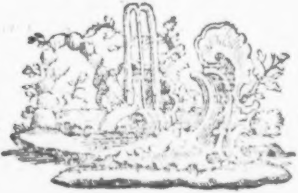
Wall Herze! wall in Blut, mit doppelt ſtarken Schlägen:
Die Geiſter ſollen ſich in ſchnellen Adern regen.
Ein Opfer zünd ich an. Es brennt, es lodert ſchon.
Der Dampf, und ſein Geruch ſteigt bis vor GOttes Thron.
Hier will, mit meinem Dank, ich vor den Höchſten treten:
Hier knie ich halb entzückt: Hier will ich ernſtlich beten,
Vor **Alexanders** Wohl, vor Ihn und vor Sein Land;
Ich bet: und halt dabey Sein Bild in meiner Hand.

•

Schau Vorſicht! Ewger GOtt! das iſt dein **Alexander!**
Schau Allmacht! Er iſt dir, weit mehr, als mir bekandter,
Wie ſein ſo Fürſtlich Herz mit deinem eignen Bild,
Durch bloß Erbarmen nur, ſo Himmliſch iſt erfüllt.
Drum ſtärke, drum erfriſch, drum ſchütze, drum bewahre,
Drum ſeegne Seine Krafft, drum mehre ſeine Jahre;
Daß dieſer Fürſtentag, mit Glück und Luſt vereint,
Stets wieder muntrer kommt, noch Hundertmal erſcheint.

Mit Alexandern leb, o GOtt! auch Caroline;
Daß, wie ein Palmenbaum, in unſrem Land Sie grüne.
Louiſa ſtehe veſt in Ihrer Majeſtät;
Damit es Ihr noch lang nach Wunſch der Hohen geht.
So wird Onoldis ſtets in ſeinem Seegen liegen;
Onoldis, meine Luſt wird erndten, und wird ſiegen.
Ich hätte zwar noch Eins, was jezt mein Herz nur ſpricht,
Und das gewiß noch kommt: Allein, ich ſag es nicht.

Wolßhofer.



* * *

Meran.

Der Tadel über GOtt wird jezt ſehr allgemein,
Der allergröſte Thor will GOttes Tadler ſeyn.
Man findet Ungerechtigkeiten
In alten und in neuen Zeiten.
Der Weisheit Thun iſt fehlerhaft,
Das Irren ihre Eigenſchaft,
Und —, —, Muſe! ſchäme dich, die Klagen
Des Menſchen, der mit Vorſatz fehlt,
Und dennoch ſeinen Schöpfer ſchmählt,
Ihm jezo ferner nachzuſagen;
Denn ſonſten ärgerſt du die Welt.

Ein König, der des Landes Flor,
Das Glück der Unterthanen
Zu beſſern, nicht aus ſeinem Sinn verlohr;
Und den man nicht
Durch Fabeln und durch Lehrgedicht
Erſt an die Gottesfurcht und Tugend durfte mahnen,

Vernahm einſt: Daß der unzufriedene Meran,
Ein reichgeweſner ſtolzer Mann,
Mit vieler Frechheit ſich ſtets über GOtt beſchwerte,
Weil es ihm nicht nach ſeinem Wunſche gieng;
Und daß, wenn er auch das Begehrte,
Und mehr dazu empfieng,
Man ihn doch über GOtt ſich noch beklagen hörte;
Auch daß er, da er jüngſt durch Müßiggang verdarb,
Weil er verſchwendete, und ſich nichts mehr erwarb,
Jezt ſeine Ungedult und ſeinen Tadel mehrte.

Der König ſtaunt und ſpricht: Meran,
Thut dies, und iſt mein Unterthan.
Geht! bringt mir den vermeßnen Mann!
Vielleichte kann ich ihm die Tadelſucht benehmen,
Und, wenn ich ihn belehr, er ſich der Bosheit ſchämen.

Man folget dem Befehl, man eilt,
Man holt den Tadler ohnverweilt,

Und führt ihn in des Königs Zimmer.
Der König, der ihn ſieht,
Und den ein edler Trieb für GOttes Ruhm durchglüht,
Verwundert ſich noch immer,
Und ſchaut den tadelnden Meran
Erſtaunt, und faſt mit Thränen an,
Verwegner! ſpricht er nun, von deinen Klagen,
Womit du über GOtt dich immerzu beſchwehrſt,
Und ihm in ſeinen Rath Eingrif zu thun begehrſt,
Muſt du mir deine Gründe ſagen.

Meran, der ſich und alles haßt,
Macht ſich ſchon zur Vertheidigung gefaßt.
Herr! ſagt er, hab ich meine Gründe,
Warum ich klage, vorgebracht:
So weiß ich, daß ich Beyfall finde.
Ich habe nicht nur eine Nacht
Mit Ach und Seufzen durchgewacht,
Ich hab ohn Unterlaß geſungen.
Und faſt die Hände wund gerungen.
Allein er zeigte mir nicht ſein Geſicht,
Das, was ich bat, das that er nicht;

Und ſo hat mein Gebet zu ihm nicht durchgedrungen.
Mein Nachbar, der ein Böswicht iſt,
Bracht es ſo weit, daß er ein Glück genieſt,
Das Arbeit, Müh und Schweiß verſüßt:
Nur mir — — mir iſt es nicht gelungen.

Halt! fiel der König ein,
Meinſt du mehr werth zu ſeyn?
Wie haſt du wohl geſungen?
Warum die Hände wund gerungen?
Und was denn bateſt du?
Batſt du um Gottesfurcht? Batſt du um innre Ruh?

Ich bat, ſprach er, um Reichthum und um Ehre,
Mein Nachbar, der dies all's beſitzt,
Hat weniger damit der Welt genützt,
Als es, wenn ich es hätt, durch mich geſchehen wäre.

Meran! ſpricht der Monarch, du wareſt auch ſehr reich,
Und durch dein Müßiggehen
Muſt du dich ohne Mittel ſehen,
Und biſt dadurch dem armen Irus gleich.
GOtt hat dir ſchon einmal Vermögen zugeleget:
Du haſts nicht angewandt.
Was GOtt zu ſeinem Thun, das weiſe iſt, beweget,
Iſt mir und dir, und jedem unbekandt.
Es ſind noch nicht drey Jahr verfloſſen:
Als mir der Feind mein Heer zur Flucht gebracht.
Drey Siege hatten mich ſchon ſtolz gemacht,
Die ich vorher in einem Jahr genoſſen.
Kaum wurde mir das hinterbracht,
An das ich nicht einmal gedacht:
So wurde gleich von mir der beſte Fried gemacht. — —

Hier kommt ein Mann mit heuchleriſchen Minen,
Demüthig ſchleicht er zu dem König hin.
Der ſchwört ergrimmt: ſo wahr ich König bin!
Du biſt zu rechter Zeit erſchienen;

Dein Amt, dein Gut beſitze der Criſpin!
Criſpin will es nicht nehmen;
Doch weils der König will, ſo muſs er ſich bequemen:
Und er nimmt Amt und Gut dahin.

Der Liebling kommt auch jezt gegangen,
Der König, der allzeit geeilt, ihn zu empfangen,
Zeigt ihm kein gnädiges Geſicht.
Der Liebling ſtarrt, indem der König ſpricht:
Die Wache nehme ihn gefangen,
Man führe ihn hinaus, er werde aufgehangen!
Der König ſprichts, und es geſchicht.

Jezt kehrt er ſich zu dem Meran,
Und ſagt: du hörteſt dieſe Urthel an;
Sag mir, was du gedenkeſt?
Und ob du mir den Ruhm des Billigen noch ſchenkeſt?

Die Antwort war, es denkt dein Knecht:
Du richteteſt heut nicht gerecht.

Me-

Meran, ließ ſich der König hören,
Dies, was du denkſt, kan ich dir nicht verwehren,
Der Mann, der wie ein Heuchler kam,
Dem ich ſo Amt, als Reichthum nahm,
Und beedes an Criſpin verſchenkte,
Ergrief mit Luſt die eheſte Gelegenheit,
Daß er voll Groll und Bitterkeit
Ihn durch Verläumdung bey mir kränkte.
Lang hab ich ihm geglaubt,
Lang hat er meine Gunſt Criſpinen weggeraubt.
Dem Liebling, den ich hängen lieſe
Hab ich Macht und Gewalt erlaubt,
Mit welchen er das Recht der Wittwen an ſich rieße;
Die Waiſen voll Betrug und Argliſt von ſich wieſe;
Das Recht nach den Geſchenken wog;
Und manche Sache lang verzog;
Nie halfe, wo er helfen ſollte;
Nur ſeinen Freunden günſtig wollte.
Heut nahme ich den Augenſchein
Von ihme ohnbemerkt von dieſen Thaten ein:
Wirſt du mich, wie mich erſt noch deine Worte ſchalten,
Jezt noch für ungerecht und für unbillig halten?
Meran verſezte: Nein!

Nun

„ Nun ſieh: ich bin ein Menſch, du ſahſt mein Werk nicht ein:
„ Wird dir nicht GOttes Werk mehr unbegreiflich ſeyn?

L.

Die

Die Liebe.

Da auf rauſchendem Gefieder
Zephyr uns den Frühling bringt:
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht und ſcherzt und ſingt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner ſanften Leyer nach,
Welche nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen ſprach!

Alles fühlt die ſüſſen Triebe,
Auch der Stolz, der ſie verſchwur:
Alles ladet euch zur Liebe,
Jugend, Frühling und Natur.
Wie bekandt wird euerm Ohre
Nun die Stimme ſchlauer Luſt!
Und wie ſträubt im regen Flohre
Sich die halb umflohrte Bruſt!

Solltet ihr die Liebe meiden,
Die den Weiſen ſelbſt bethört,
Und mit Bildern trunkner Freuden
Auch der Frommen Andacht ſtört?
Dürft ihr die Natur verdammen?
Ihr aufrühriſch widerſtehn?
Uns mit Liebe zu entflammen,
Schönen! wurdet ihr ſo ſchön.

Liebet, wie ihr lieben ſollet;
Nicht nach Platons Unterricht!
Wenn ihr niemals küſſen wollet,
O ſo liebt nur lieber nicht.
Weg mit Liebe, die nur denket,
Und, voll Schulgelehrſamkeit,
Stets im kalten Ernſt verſenket,
Auch Begierden ſich verbeut!

Als in jenen dunkeln Jahren
Amor Platons Schüler hieß,
Und ihm von beſtäubten Haaren
Keine Roſe duftend blies:

Flog er, fern vom ſtillen Scherze,
Bis zum Sirius hinauf,
Und beſorgte ſeine Kerze
Schlechter, als der Sterne Lauf.

Ihn vom Himmel abzubringen,
Da ihn Erd und Menſchheit rief;
Kürztet ihr die ſtolzen Schwingen,
Holde Nymphen! als er ſchlief.
Da der Himmel ihm entgangen,
Flattert nun der Gott der Luſt
Um die roſenvollen Wangen,
Um die lilienweiſſe Bruſt.

Aber wie am Frühlings-Morgen
Einer jungen Roſe Pracht,
Würdig Zephyrs liebſter Sorgen,
Würdig aller Wünſche, lacht;
Die bis Titans niedrer Wagen
Sich im Abendmeer verliert,
Welket und in künftigen Tagen
Keine Blicke mehr verführt:

So verblühn mit kurzem Prangen
Auch die Blumen unſrer Luſt,
Dieſe Roſen friſcher Wangen,
Dieſe Lilien einer Bruſt.
Amor fliehet mit der Jugend;
Und ihn feſſelt nur Verſtand,
In dem Schooſe ſanfter Tugend,
Durch ein unauflöslich Band.

Der

Der Schäfer.

Arkadien! ſey mir gegrüßt!
Du Land beglückter Hirten,
Wo unter unentweihten Myrthen
Ein zärtlich Herz allein noch rühmlich iſt!

Ich will mit ſanftem Hirtenſtab
Hier meine Schaafe weiden.
Hier, Liebe! ſchenke mir die Freuden,
Die mir die Stadt, die ſtolze Stadt nicht gab.

Wie ſchäfermäſſig, wie getreu
Will ich Climenen lieben,
Bis meinen ehrfurchtvollen Trieben
Ihr Mund erlaubt, daß ich ihr Schäfer ſey!

Welch ſüſſem Traume geb ich Raum,
Der mich zum Schäfer machet!
Die traurige Vernunft erwachet:
Das Herz träumt fort und liebet ſeinen Traum.

Daß

Das wider viele ungegründete Vorwürfe vertheidigte Frauenzimmer.

Kaum hatte der galante Träumer am Brieg'ſchen Pindus Lärm gemacht,
Und überhaupt viel derbe Pillen dem Frauenzimmer beygebracht;
Als dieſes voller Schaam und Zorn, Zwirn, Nähme, Flachs und Putz verfluchte,
Und nun auch einmal öffentlich ſein Recht mit Ernſt und Demuth ſuchte.
Die **Billigkeit** ſaß auf dem Throne, den Gold und Ceder-Laub umwand,
Und gab der **Keuſchheit** und der **Liebe** auf beyden Seiten Platz und Hand:
Die **Unſchuld** führte zur Verhör, zu welcher Frau und Jungfern kamen;
Die **Wahrheit** drang ſich hitzig vor, und ſprach darauf in aller Namen;

Der Frevel unverſchämter Federn, der diß gedrückte Volk betrübt,
Und allzeit ſeine Läſter-Pfeile nur bloß am ſchwachen Werkzeug übt,
Schwächt endlich Langmuth und Gedult, und zwingt mich bey gerechten Klagen,
Der Männer Schuld und Eigenſinn dir, groſſe Göttin! vorzutragen:
Sie meynen jeder ſo wie alle, vom Paradieſe bis hieher,
Als ob das weibliche Geſchlechte zur Sclaverey erſchaffen wär,
Und ſchützen Evens Schwachheit vor, wodurch wir, wie ſie thöricht wollen,
So wohl an Großmuth als Verſtand geringre Kräfte zeigen ſollen.
Aus dieſem unbewießnem Satze hat allezeit und jedes Land
Witz, Vorrecht, Herrſchaft, Ruhm und Frechheit allein dem Hute zuerkannt;
Und wenn ſich dann und wann ein Weib zu Stahl und Kiel geſchickt bewieſen,
Es vor ein ſchönes Ungeheur und Blendwerk der Natur geprieſen.
Daß jener Narr aus blinder Bosheit ein Weib und Vieh vor eins erklärt,
Das iſt vielmehr der ſchärfſten Peitſchen als vieler Widerlegung werth;

Und daß Poeten insgemein der Mägdgen Keuſchheit durchgezogen,
Beweiſt nichts, weil ſie auch wohl eh den Göttern Laſter angelogen.
Ich ſteh zwar jetzt nicht hier zu loben: doch wär es mir ſo ſüß als leicht,
Noch manch Verdienſt heraus zu bringen, vor dem das Mannsvolk Seegel ſtreicht.
Geſetzt, ich hätte weiter nichts: ſo dürft ich nur die Schönheit mahlen,
Die netten Züge ſaubrer Haut, die volle Bruſt, die ſcharfen Strahlen,
Der Minen ſtumme Liſt und Stärke, Gang, Wendung, Glieder und Perſon,
Den Geiſt und Nachdruck ſüſſer Worte: mit dieſem allen könnt ich ſchon
Euch und die falſche Prahlerey, ihr blinden Spötter! leicht beſchämen.
Ihr lehret ſelbſt: Wer andre zwingt, der kan mit Recht den Scepter nehmen:
Nun ſagt mir: Wer den gröſten Helden das Mord-Heft in der Fauſt erſchreckt,
Den Weiſeſten der Welt verführte, und Cyrum in den Sack geſteckt?
Sinds nicht die Engel ſchöner Art, um die ſich viele Krieg entſpinnen,

Und die, wie Phrynens bloſſe Bruſt, mehr als die Rede-Kunſt gewinnen?
Auch kommt ihr Vorzug nicht auf Farben und ſo ein flüchtig Schein-Gut an;
Ihr habt auch nicht allein den Grütze, der ſcharf und zierlich denken kan,
Und das, was in der linken Bruſt von Blut- und Ehrbegierde ſchläget,
Hat auch durch ihren Arm vorlängſt viel tapfre Schulen abgeleget.
Bevor ich alles deutlich machte, verlöhre ſich gewis der Tag,
Daher ein jeder, der es fordert, die Zeit-Regiſter fragen mag;
Ich wett, es iſt kein Volk ſo arm und keine Landſchaft ſo geringe,
Das nicht noch manche Schurmannin ſo gut als Amazonen bringe.
Nur eins aus allen anzuführen: Man darf nur jetzt zur Oder gehn,
Und hören, was vor nette Lieder der Deutſchen Muſe Ruhm erhöhn,
Die, glaub ich, drückte ſie nur nicht viel Trauren, wie die Krankheits Bürde,
Der Schweden kluge Brennerin in kurzem überholen würde.

Ja, ſprecht ihr, diß ſind weiſſe Raben, und gegen eine, die was nützt,
Stehn allzeit tauſend ſolche Klötzer, woraus man keine Tugend ſchnitzt.
Das dank euch Männern ſonſt jemand! Euch die ihr nach verdammter Mode
Der Mägdgen Geiſt mit Fleiß erſtickt. Sie wachſen ſtets in eignem Tode,
Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt.
Und wenn ſich auch ein frey Gemüthe bald von Geburt an höher ſehnt,
So lehrt man ſolches doch wohl nichts, als etwan Hand und Röcke falten,
Und läßt den angebohrnen Trieb bey Wäſche, Flachs und Heerd erkalten,
So liſtig ſchützt ſich eure Tücke. Denn lernten ſie zu viel verſtehn,
So habt ihr Furcht, ſie möchten endlich mit Schluß und Denken weiter gehn,
Das Erb-Recht der Natur durchſehn, die allgemeine Freyheit finden,
Und diß von euch geſtohlne Gut euch wieder aus den Händen winden.
Man läßt euch gern der Ordnung wegen das Schutz-Amt und das Regiment,

Damit

Damit ihr uns und unſre Wohlfahrt in Fried und Ruh erhalten könnt;
Diß Vorrecht habt ihr durch Vertrag, nicht aber von Geburt bekommen,
Durch die ihr ja ſo gut, als wir, an Adams Schwachheit Theil genommen,
Ich weiß, dein Beyfall, groſſe Göttin! verſiegelt, was ich hier geſagt;
Nun aber höre, welcher Vorwurf das arme Volk am meiſten plagt,
Und du, O **Liebe**! merke drauf, wie viel ich deinetwegen leide!
Die Welt iſt voller Unbeſtand, und wechſelt plötzlich Angſt und Freude,
In groß- in klein- in mittlern Ständen, vornemlich aber in der Eh,
Von der der Wahlſpruch alſo lautet: Bald Sturm, bald Stille, wie zur See.
Der Anfang will zwar allemal den Reſt der göldnen Jahre zeigen,
Die Braut-Nacht iſt ein Theil davon, da hängt der Himmel voller Geigen;
Doch tritt man aus der Flitter-Woche, ſo kommt das Haus-Creutz nach und nach,
Und kreucht mit ſamt dem neuen Paare in Kleider, Bett und Schlaf-Gemach.

Der Himmel ſchickt den Seegens-Thau, vermehrt den Tiſch und füllt die Windel;
Die gute Cajo ſorgt und weint, der Mann bekommt den Kummer-Schwindel.
Viel andrer Unruh zu geſchweigen, die theils das Unglück mitgebracht,
Theils aber auch, und zwar zum öfftern, das liebe Paar ſich ſelber macht.
Voraus, wo Streit und Eigenſinn zween harte Steine mahlen laſſen,
Und Zankſucht, Blindheit und Verdacht ein jedes Wort in Polzen faſſen.
Ich rede nicht vor alle Dirnen, es giebt auch Trespen unterm Korn,
Und unter einem Arm voll Garne ſind wenig Fäden leicht verworrn;
Wer aber wird wohl eines Baums und einer ſchlechten Garbe wegen
Den ganzen Garten niederhaun und Feuer in die Scheuren legen?
Ein jeder ſchämt ſich dieſer Thorheit; doch ſchämt ſich die Verleumdung nicht
Der ganzen Heerde Schuld zu geben, was ein verirrtes Schaaf verbricht?
Das heißt: kein Fehler und kein Fall iſt ſo betrübt und gros im Lieben,

Er wird ſtets einzig und allein den Frauen auf den Kerb geſchrieben,
Und kommt der Schmähſucht auf die Zunge, die von der Männer Laſtern ſchweigt,
Und an den gröſten Schönheits-Sonnen geringe Flecken höhniſch zeigt.
So iſt die Welt Schlaraffenland, in dem ſich Straf und Recht verkehren,
Den Tauben Kopf und Halß verdrehn, den Raben freyen Flug gewähren.
Kein Weib iſt jetzt ſo gut und artig, kein ſchönes Kind ſo fromm und jung,
Ein Meiſter-Sänger macht ſich drüber, und führt es durch die Muſterung:
Da werden Gang, Geſtalt und Tracht vom Bande, das den Aufſatz ſchmücket,
Bis auf dem Unter-Rock vom Filz, ſo, wie der Mantel, durchgerücket;
Womit ſich mancher Mann noch rühmet und offt wohl gar ſein Glücke macht,
Das nimmt der Neid mit ihren Bildern mit Abſcheu oder Hohn in Acht.
Ein Unſchulds-voller Freundſchafts-Kuß, und diß zwar öffentlich im Spielen,
Soll gleich den lieben Cranz verdrehn, und bald auf etwas anders zielen.

Da

Da heißt die frey- und muntre Doris ein unverſchämt und frecher Sinn;
Nerine ſingt und lebt im Stillen, und wird dadurch zur Quäckerin;
Beſcheiden heiſſt man affectirt, galante Briefe Satans-Poſſen,
Vernünftig-ſchwatzen ſuper-klug, und freundlich ſcherzen halbgeſchoſſen.
So ſchimpft, ſo ſchilt man auch die Beſte; ja wo nur drey Pedanten ſtehn,
Da muß ſo gar im Kirchen-Stande die Pfarr-Frau durch die Hechel gehn.
Die Jugend ſchmückt ein liebreich Kind, die Roſen wollen täglich brechen,
Da ſchwärmen Hummeln um den Strauch, ein friſches Honig auszuſtechen.
Trift mancher Grobian nicht Kegel, und fällt nicht gleich ein holdes Ja,
So iſt das Feuer in dem Dache und dieſes Nachwort flüchtig da:
Auf was verſpitzt ſich wohl der Alp? nach welchem Doctor ſteht die Naſe?
Ergiebt ſich andern Theils ihr Herz, nachdem ihr ein verliebter Haaſe,
Der auch die Mutter ſchon gefeſſelt, mit viel Betheurung zugeſetzt;

So

So heiſts: Was thäte der den Kützel mit Dorn und Neſſeln abgewetzt?

Kurz! Wollt ich nach der Ordnung gehn, ſo würd ich Sprach und Kraft verliehren,
Und dennoch, Göttin! alle Quaal dir nicht genug zu Herzen führen.
Ach! zeig doch endlich deinen Eifer und ändre den verkehrten Lauf,
Und deck auch einmal, uns zum Troſte, die Schande ſolcher Spötter auf!
Von dieſer ſtehn hier, wie du ſiehſt, zwey Haufen wohl erfahrner Zeugen,
Vergönne Zutritt, Ohr und Rath, und laß mich jezt mit Hofnung ſchweigen!
Die **Wahrheit** ſchwieg: die Göttin winkte, da trat zuerſt der **Jungfernchor**,
Und unter dieſen **Amarillis**, ſo wie der Mond den Sternen vor.
Das Antliz war voll Majeſtät, der Mund bewieß des Geiſtes Feuer,
Und ſprach: Mein Alter iſt nicht hoch, doch hab ich ſchon ſo manchen Freyer,
Ohn Abſicht einem zu gefallen, genau und ſinnreich ausſtudiert,
Und ſo viel Sparren angetroffen, als hier mein Aufputz Nadeln führt.

Der

Der eine war ſchon weit gereiſt, und doch auf nichts als Griff und Lecken:
Die Ficken mußten voller Band, das Maul voll Zimmt und Zucker ſtecken;
Drey Stunden rieb er vor dem Spiegel an Krauſe, Weſte, Knopf und Haar;
Er roch nach ganzen Apothecken, und wo er in Geſellſchafft war,
Da mußten Doſe, Stock und Uhr den Fingern ſtets zu ſpielen machen,
Um nur der Dinge Prahlerey zu ſchätzen oder zu belachen.
Von Schröpfen trug er meinen Namen in Blut und Stichen auf der Haut;
Talander gab ihm Kunſt und Reden, ſo offt er mich, als ſeine Braut,
Wie Molierens Harlequin halb tanzend durch die Gaſſe führte;
Und wenn mein Eckel ſein Geſichte mit etwan ſpröden Minen rührte,
So bombardirt er mich mit Fragen, ſtrich Schlaf und Puls mit Balſam ein,
Und ſprach: Ma chere, ma charmante, was fehlt? was iſts? was fällt ihr drein?
Wie hälts, mon Cœur? Sie werden blaß. Mon Dieu, ach! habe doch Erbarmen!

Mon Ange faſſe nur den Arm! Ach Himmel! welch ein troſtlos Carmen
Erzwäng ich, wenn ſie jetzo ſtürben? Ach! laſſen ſie mich doch verſtehn,
Was jetzt vor traurige Penſéen in ihrem Cerebellchen gehn!
Ihr Diener iſt ja wohl nicht ſchuld, wofern ſie heut malade ſchlafen?
Sie ſagen: Bin ichs in der That, ſo ſoll mich gleich der Dolch beſtrafen.
O! dacht ich damals, nur hinunter, es hat noch Haſen auf der Welt,
Und daß ich hierbey nicht vergeſſe, was mir bis jetzt noch wohl gefällt,
So küßt er meinen kleinen Mops, den ſchon das Alter abgefreſſen,
Zum Zeichen der Submiſſion an meiner Statt mit viel Careſſen.
Ich ließ den Stockfiſch in das Waſſer, das iſt, ich zwang ihm Thränen ab,
So bald ich ihm recht à la Mode den Korb mit keinem Boden gab.
Der andre war ein Geld-Galan von ziemlich ſtarken Schrot und Korne,
Und mochte noch ſo heilig thun, ſo ſah der Sparren doch von forne;

Wer

Wer hier nur Kleid und Hut erblickte, den nahm der Durſt bald hitzig ein,
Und daß ich viel in wenig ſchlieſſe: Er war ein philoſophiſch Schwein,
Dazu ſchon längſt gegraduirt, mit Züchten ſag ich, ein Magiſter,
Er wollt in Gottes Schaaf-Stall ziehn: Und weil man jetzt gar viele Prieſter
Nur nach Gewohnheit ordiniret; er aber ehmals von Athen
Durch Kind und Schuld gezwungen worden bey Nacht und Nebel durchzugehn,
So warb er viel, die ſich bey mir um Vorſchuß, Gunſt und Herz bemühten,
Um in der heilgen Auction den Würdigſten zu überbiethen;
Allein ich wieß ihm bald die Thüre, und hätt es doch noch nicht gethan,
So aber ſtund mir, deutſch zu ſagen, ſein ganzes Weſen gar nicht an;
Warum? er war der klare Kern von jenen alten Junggeſellen,
Die in der erſten Claſſe ſchon die Mägdgen um viel weiß Zeug ſchnellen,
Ihr Herz mit Blut und Fluch verſchreiben, (wie hier noch manche Handſchrifft zeigt.

Der unter einer Leinwand-Schürze durch Meineyd in die Aemter ſteigt,)
Und nachmals, wenn ſie Glück und Stern dem Fürſten an die Seite ſetzen,
Das Kind, ſo ihnen treu gedient, wohl kaum des Anſehns würdig ſchätzen.
Ich hörte nächſt mein blaues Wunder, wie ſchön es dieſes Völkgen macht,
Das drauſſen auf den hohen Schulen noch mehr bey Glaß als Büchern wacht;
GOtt weiß, wer ihre Muhmen ſind, wovon ſie uns ſo viel erzehlen;
Der Schweiß der Eltern wird verkocht, die ſich daheim mit Sorgen quälen;
Der Haußrath wandert zu Gevattern. Der Purſche lärmt, fährt aus und haußt
Mit Wirthen, Pferd und jungen Mägdgen, und wenn er bis am Morgen ſchmaußt,
So reißt hernach das ſtarke Bier Tiſch, Bänke Krug und Ofen nieder,
Und ſchreyt: Auf! Bruder, auf! ein Weib, ein reiches Weib bringt alles wieder.
Verſpitzt euch nur ihr guten Schlucker! Wir ſind nicht eben alle tumm.
Hier fiel die **Klugheit** in die Rede, und wandte gleich den Seiger um,

Und

Und ließ, als Amarillis ſchwieg, die Frauen auch den Vortritt nehmen.
Arminde nahm den erſten Rang, die Röthe wieß ein ehrlich Schämen;
Die Wehmuth ſah ihr aus den Augen, doch blieb die Bildung hold und nett.
Ach Göttin! fieng ſie an zu klagen, ach! könnt ich doch im Cabinett
Und in der ſtillen Einſamkeit mein Elend ſcharf genug beweinen!
Mein ſchönſtes Alter ſtirbt im Gram, und niemand kan noch darf es meynen,
Und niemand darf noch ſoll es wiſſen; du Himmel! weißt es, deſſen Zug
Mir, als ich mich zur Heyrath ſchickte, ſo Aug als Herz mit Blindheit ſchlug!
Ich war, doch ſonder Eigen-Lob, ſo klug als ehrlich auferzogen,
Die Bruſt war zärtlich und getreu, das Glücke ſchien mir auch gewogen,
Und gab mir von der Eltern Seegen ein ohne Sünd erlangtes Gut;
Die Buhler kamen ſchön und häufig, doch keiner ſteckte Fleiſch und Blut
Mit gleich-geſinnter Neigung an; Miſander kam und ſtahl mein Herze,

(Gedenk ich jetzt an jene Zeit, ſo berſtet faſt die Bruſt vom Schmerze!)
Miſander war mein erſter Liebſter, und ſollt es bis zum Grabe ſeyn,
Sein höflich und verſtelltes Weſen nahm Augen, Ohr und Sehnſucht ein;
Da war kein ſchön, kein zärtlich Wort, kein hoher Schwur, kein feurig Küſſen,
Wodurch er mir nicht ſtets die Luſt von unſrer Ehe vorgeriſſen;
Ich ſchloß ihn brünſtig in die Armen. Ein Jahr floß leider! kaum vorbey,
So offenbarten ſich die Klauen der hinterhaltnen Tyranney.
Ich war ſo ehrlich, ſo vertraut, und gab ihm alles zu verwalten,
Und dachte, wer mein Herz beſitzt, der kan auch wohl mein Gut behalten.
Jetzt ſtraft die Nachreu meine Thorheit, jetzt, da mein vorig Engels-Bild
Mich ſtets mit Satans-Larven ſchrecket. Kein Bär, kein Tyger iſt ſo wild,
Als jetzt Myſander brummt und ſchäumt, ſo oft mir eine Klag entfähret;
Nun muß ich ſtatt der Dankbarkeit, daß er mein Erbtheil ausgezehret,

Die

Die Grillen und den Groll entgelten, womit ihn Noth und Armuth preßt.
Vor dieſem prahlt er mit Proceſſen; jetzt, da ihn ſeine Kunſt verläßt,
Sind alle Sporteln durch das Jahr nicht mehr als zwey und funfzig Wochen,
Wovon wir keinen Feſt-Tag ſehn, und wenig fette Suppen kochen.
Wenn andern ihr gelehrtes Schwitzen die Acten mit Ducaten füllt,
So ſteht er an der Thüre pfeiffend, und fragt: was Holz und Haber gilt?
Bald jagt er mich mit Hund und Magd durch alle Zimmer bis zum Heerde;
Bald ſpitzt und lacht er höhniſch drein, wodurch ich mehr gemartert werde,
Als quetſchte mir ein peinlich Fragen Fleiſch, Adern, Bein und Mark entzwey;
Und kommt er langſam von dem Trunke, ſo ſucht er ſeine Raſerey,
Nachdem die Magd nicht recht gewollt, an meiner Unſchuld auszugieſſen;
Verliehr ich nur ein einzig Wort, ſo will er grauſam haun und ſchieſſen.
Ich denk, ich thu ihm nach dem Winke, ſo gut und ſchön ich immer kan,

Und wär es noch ſo wohl gerathen, iſts dennoch keinmal recht gethan.
Hier ſchloß ein tief-geholtes Ach **Armindens** wehmuths-volle Lippen.
Calliſte nahm hierauf das Wort, und ſprach: Ein Poſt-Pferd hat noch Krippen,
Wobey es unter Stroh und Futter den ſchlimmſten Weg in Ruh verſchmerzt;
Ich Aermſte bin ein Ball der Schickung, die gar zu ſcharf und grauſam ſcherzt,
Mein Graukopf, welchem mich der Zwang bethörter Eltern angehangen,
Und dem ich gleichwohl auf ihr Wort mit Lieb und Hülfe zugegangen,
Der Graukopf quält mich in der Seele durch Boßheit, Geitz und Eyferſucht,
So offt ſein niederträchtig Herze und Mißgunſt auf den Nächſten flucht:
Im Canitz laß ich erſt jüngſthin, was Harpax vor ein Thier geweſen:
Ach! hätte Canitz den gekannt, ſo würden wir was ärgers leſen.
Er gönnt ſich ſelbſt kaum einen Biſſen, und überzählt nur ſtets ſein Geld,
Mit Fluchen, daß ihm GOtt und Glücke die zehnde Kiſte ledig hält;

Mir wirft er offt die Armuth vor, und hütet mich durch böſe Leute,
Damit nur Hunger, Blöß und Noth nicht etwann Fleiſch und Blut verleite.
Er traut mir kaum allein zum Beichtſtuhl, und wenn mein Bruder mit mir ſpricht,
So mißt er mich nach ſeiner Elle, und traut ſo gar dem Bruder nicht;
Vergeß ich mich von ohngefehr, und lache mit vergnügtem Blicke,
So ſchmeißt er plötzlich mit der Hand und aus dem Bette mit der Krücke.
Da muß ich vor den kalten Götzen den Himmel um Geſundheit flehn,
Und nachmals, wenn die Gicht vergangen, ohn Einſpruch und Empfindung ſehn,
Wie ſchön die gröbſte Bauer-Magd auf der vor mir verſchloßnen Tenne
Aus Hoffnung ſeines Teſtaments den alten Sperling ſtricheln könne.
O Himmel! wie vergnügt, wie ruhig, wie reich, wie ſeelig wollt ich ſeyn,
Gelünge mir nur noch mein Wünſchen, auch in ein Hirten-Haus zu freyn,
Und da bey Waſſer, Salz und Brod, im dunkeln Thal und wüſten Heyden

Mit einem, der ſo liebt wie ich, die Lämmer wie mein Herz zu weiden.

Ach, Frau Gevatter! fiel Clarinde Calliſten plötzlich in das Wort,

Iſts Ernſt, ſo will ich ſie begleiten. Verdruß und Unmuth jagt mich fort:

Der Mann giebt Frauen Glanz und Ruhm, mein Mops gebiehrt mir nichts als Schande,

Und auſſer ihm lebt wohl fürwahr kein ärgrer Nabal in dem Lande;

Schlaf, Eſſen, und im Bette thalen, iſt alles, was er thut und weiß;

Die Leute ſcheut er als ein Wilder; und wenn mein Anſchlag und mein Fleiß

Aus Vorſicht ihn zu Rathe zieht, wie diß und jenes anzufangen?

So mag ich noch ſo freundlich thun, ich werde keinen Zweck erlangen:

Kommts hoch, ſo iſt ein Achſel-Zücken und murriſch Mags doch ſeyn, Beſcheid;

Die Knechte läßt er ſich vexiren; beſäh nur ich nicht Wäſch und Kleid.

So ließ er, glaub ich, beydes gar aus Fäulniß von dem Leibe fallen;

Ja manchmal thät es gar wohl Noth, ihm Schuh und Hoſen loß zu ſchnallen.

Es rührt ihn weder Luſt noch Kummer, doch ſchielt er allzeit wie ein Bock,
Und ſteht bey ſeiner Brandwein-Bulle noch ſteifer als mein Hauben-Stock,
So daß ich, wenn ihn Freund und Feſt bisweilen in Geſellſchafft zwingen,
Vor Scham und Aergerniß kaum weiß den Mops mit Ehren fortzubringen.
Da hörſt du ſelber, groſſe Göttin! ſo brach die Wahrheit endlich aus,
Wie weit der Männer Unſchuld reiche, damit ſie uns den Palmen-Strauß
Von Tugend, Weisheit und Vernunft aus Hand und Hoffnung reiſſen wollen,
Da doch die meiſten ihrer Zunft auf tauſend Arten gröber rollen.
Sie hängen freylich aneinander, wie Froſchleich und wie junges Mooß,
Entführen uns dazu die Waffen, und brechen allzuſammen loß,
Nachdem ſich etwann hier und dar ein Frauenzimmer irrt und wehret.
Wenn allzuſtrenge Grauſamkeit Gehorſam in Verbittrung kehret.
Ach! ſteure doch dem langen Uebel, das alle Rechte nieder ſchlägt,

Und drohe beyderley Geſchlechten, bis eins des andern Schwachheit trägt!
Sonſt dörfte wohl der beſte Kerl kein fromm und treues Weib mehr kriegen,
Und alle Freundſchafft aus der Welt, wie ich und du vorlängſt, entfliegen.
Hier fielen nun die **Klägerinnen** zuſammt der **Wahrheit** auf die Knie,
In Demuth alſo zu erwarten, wie viel der Vortrag Wucher zieh,
Die **Billigkeit** verließ den Thron, vor welchem auch der frechſte Sünder
Muth, Heucheley und Herz verliehrt, und hob die angenehmſten Kinder
Recht freundlich auf, es ſprach die Göttin: Sie ſprach: **Ihr Töchter** ſeyd getroſt!
Denn eures Ruhmes Lorbeer-Aeſte, worüber ſich der Neid erboßt,
Verwelken von dem Geifer nicht, den viel verwegne Mäuler werfen;
Ein deutſcher Maro wird noch gar den Kiel zu eurem Lobe ſchärfen,
Ihr bleibet herrliche Geſchöpfe, der Menſchen Luſt, der Erde Schmuck,
Und wer euch nicht davor erkennet, iſt durch ſich ſelbſt geſtrafft genug:

Darum

Darum befriedigt künftighin Herz, Sinnen, Eyfer und Gemüthe;
Kein Vorzug ſteht den Männern zu, als welchen ihr aus Lieb und Güte
Der allgemeinen Ruh zum Beſten mit willigem Gehorſam gebt,
Wovor ihr über eure Herzen den Lohn vergnügter Herrſchaft hebt!
Die Thoren, ſo euch widerſtehn, und die ſich nicht ſo gleich bekehren,
Verdamm ich unter euer Joch zur Arbeit und zu weib'ſchen Zähren;
Und welcher mit vergiften Schriften euch ſonder Wahl und Unterſcheid,
Es ſey auch wegen was es wolle, ſo frey und liederlich beſchreyt
Der ſoll an Statt des Macherlohns ein böſes Rumpelſcheid bekommen,
Die ſieben Männern ſchon den Hals, wie ihr die Zeit den Zahn genommen.
Die Strafe gab ein groß Gelächter, die Klugheit aber ſtillt es gleich,
Und predigte noch dieſe Lehren: Die Welt hat auch ein Himmelreich,
Diß iſt der Stand vergnügter Eh; begehrt ihr Jungfern diß zu ſchmecken,

So laſst euch ſtets mein Winkelmaaß das Ziel in
Heyraths-Sachen ſtecken,
Vergafft euch nicht an Stand und Gelde, ſorgt
aber auch vor Glück und Lob,
Erforſcht hauptſächlich Trieb und Herze, bezeigt
euch weder frech noch grob.
Vermeidet auch ſo gar den Schein, und wehlt nicht
etwann in die Länge;
Der Raum iſt zwiſchen Wieg und Sarg, ihr wißt
wohl, ziemlich kurz und enge,
Und wenn der Spiegel einmal reiſſet, ſo nimmt er
wenig Augen ein;
Doch laſst euch auch nicht bey der Docke und ſchon
im Flügel-Kleide freyn:
Setzt jeden, der den Umgang ſucht, doch ohne Vor-
witz, auf die Proben,
Und glaubt nicht aller Schmeicheley, womit euch
Vers und Briefe loben.
Verzögert Glücke, Troſt und Hülſe, ſo traut dem
Himmel und der Zeit,
Und ſteht ihr heimlich ſchon im Bunde, ſo opfert
der Beſtändigkeit.
Es mögen Freunde, Feind und Haß euch noch ſo
heftig widerſprechen;
Ein Paar, das treu und redlich liebt, muß, trotz
den Wettern, Roſen brechen.

Diß

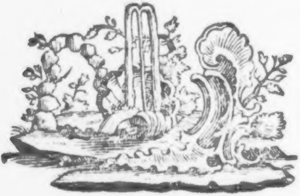
Diß möchte Phillis nur bedenken, und jetzo nicht verdrüßlich thun,
Ihr Herz, das jetzt die Neider quälen, ſoll einmal nach den Stürmen ruhn,
Und glauben, daß ſich Philimen aus Noth und nicht aus Falſchheit trenne,
Damit er ihr nur ſeine Treu im beſſern Glücke zeigen könne.
Vor allem theilet nicht das Herze an mehr als einem rechten Ort;
Der Schiffmann ſieht auf ein Geſtirne, und ſeegelt damit ſicher fort:
Die Liebe paart nur zwey und zwey, und leidet nimmermehr den dritten;
Dem, der zu vielen naſchen geht, wird endlich aller Paß verſchnitten.
Diß merkt euch, **Frauen**! auch beſonders; und ſeyd ihr glücklich angebracht,
So ehrt den **Schöpfer**, der die Ehen noch eher, als die Welt gemacht.
Hat aber ein verborgner Schluß euch Ring und Mann zur Quaal gegeben,
So ſucht, ſo viel nur an euch iſt, gleichwohl nach Fried und Ruh zu ſtreben;
Erinnert heimlich und beſcheiden, was irgend Fluch und Schaden bringt,

Und wehlt darzu bequeme Stunden, weil nichts zur Unzeit gut gelingt;
Bekommt ihr kein vertraulich Wort, ſo wißt: **Gedult thut mehr als Stärke;**
Durch Sanftmuth, Scherz und Freundlichkeit und mehr dergleichen gute Werke
Beſchämt ihr warlich alle Feinde, und dadurch zeigt ihr erſt der Welt,
Daß ihr die Herrſchafft würklich habet, wovon der Mann den Schatten hält.
Vertraut auch eurer beſten Schweſter des Hauſes Heimlichkeiten nicht,
Und lehnt auch der nicht Herz und Ohren, was ſie von ihrem Manne ſpricht.
Das Ehbett iſt ein Heiligthum, und trägt, wie ehmals Salems Tempel
Den Vorhang der Verſchwiegenheit. Begehrt ihr ja ein neu Exempel,
So ſeht auf Racondinens Tugend, die als ein Phönix unſerer Zeit
Bey ſo viel Haus- und Wirthſchaffts-Sorgen dem Kummer ſtets die Spitze beut;
Sie hat auch wohl ihr heimlich Creutz und muß ſich in viel Köpfe richten,
Sie pflegt, ſie liebt den blöden Mann, den viele ſchwere Fälle ſichten;

Sie

Sie rächt ſich an dem groben Neide mit Wohlthun höflich und galant,
Weiß Gros- und Kleinen zu begegnen, und beut den Armen Hülf und Hand,
Und ſucht dabey kein ander Lob, als Feind und Herzen zu gewinnen,
Und daher ſtört ihr auch kein Gram die allzeit aufgeräumten Sinnen.
So ſprach die **Klugheit** zum Beſchluſſe, die **Liebe** ſetzte diß noch bey:
Folgt, **Töchter**, dieſen göldnen Sprüchen, und ſeht hernach, wie wohl euch ſey,
Die Frucht der Tugend und den Cranz aus meinem Schooſe zu empfangen.
Zwo Seelen haben einen Wunſch, ein Herz, ein Denken, ein Verlangen;
Sie ſind zwo Saiten einer Laute, die Luſt und Neigung gleich geſtimmt;
Ihr Feuer zärtlicher Gemüther, das ohne Rauch und Ende glimmt,
Verblendet ſtets den ſcheeken Neid, und wirft den Schatten auf die Mängel,
Die eins am andern bald gewohnt. Er iſt ihr Schatz, ſie heißt ſein Engel.
Streit, Argwohn, Eigennutz und Klagen ſtreut keinen Mehlthau auf die Frucht,

Die jedes auf des andern Lippen mit brünſtiger Umarmung ſucht.
Sie dienen GOtt mit ſolcher Furcht, als Kinder vor dem Vater haben,
Und nehmen ſtets mit ihm vorlieb, er zeige Ruthen oder Gaben;
Ihr Theilen macht die Bürde leichter; und bricht das Alter gleich herein,
So thun ſie doch ſo ſchön und zärtlich, als ſollt anjetzt erſt Hochzeit ſeyn,
Mit Wunſch, der Welt von ihrer Treu, Kraft welcher ſie zugleich erblaſſen,
Wie Baucis und Philemon dort, ein grün Gedächtniß zu verlaſſen.



Der verzweiflende Judas.

Auf ſchwarzer Höllenpfuhl! um unter Blitzen, Krachen
Mir Unglückſeeligen ein ſchmählich End zu machen,
Der ich die Seeligkeit an dreyßig Silberling
Aus ſchauderfüllten Geitz frech und verwegen hieng.
Nun brennt mich jedes Stück auf der verdammten Seele,
Daß ich den Selbſtmord mir zu meinem Troſt erwähle,
Vergebens Ruhe ſuch, und ſie doch nirgend findt,
Weil aller Troſt für mich und meine Seel verſchwindt.
Es ſagte JEſus ſelbſt, mit traurigen Geberden:
Noch einer unter euch wird heut ein Teufel werden;
Der, leider! ach! bin ich, ich hab ihn mißgebraucht,
Als ich zugleich mit ihm den Biſſen eingetaucht.
Ich habe GOttes Sohn durch einen Kuß verrathen,
Und dieſer Kuß verſchließt mir jetzt die Thür der Gnaden.

Was habe ich gethan? Was habe ich gemacht?
Ach ewig hab ich mich um alles Wohl gebracht,
Da ich den Wahrheits-Mund, den Mund voll Geiſt und Leben,
Und meiner Seelenheil den Abſchiedskuß gegeben.
Daß mein Verräthers-Mund nicht gleich in Reu zerfloß!
Und warum gab mir nicht der Tod den letzten Stoß,
Als JEſu ſüſſe Wort an mich die Frage thaten:
Willt du des Menſchen Sohn durch einen Kuß verrathen?
O Wort das Donnern gleich in Ohr und Herzen ſchallt!
Doch gab die Bosheit nicht der Reue Aufenthalt.
Nein, nein! ich mußte doch des Laſters Größ vollführen,
Da Petrum nur ein Blick des Heilands kunnte rühren,
So gehn bey mir ſo gar die Worte in den Wind,
Und die Verſtockung macht mich nun zum Höllen-Kind.
Was vor Vermahnungen ließ JEſus mich nicht hören?
Laßt euch nicht Fleiſches-Luſt, Welt, Geitz und Wolluſt ſtören

An

An eurer Seeligkeit. So rief er vieles mahl;
Und dieſes faßte auch der andern Jünger Zahl,
Nur ich alleine mußt aus Geitz zum Teufel werden;
Nur ich verrieth den Schatz des Himmels und der Erden;
Nur ich, nur ich allein, bin der Verdammung werth!
Auf Teufel, freuet euch auf das, was ihr begehrt.
Ein Strick ſoll meiner Quaal ein ſchnelles Ende machen,
Dann ober mir hör ich den Zorn des Himmels krachen,
Und unter mir ſpalt ſich der Erdenſchlund entzwey,
Und dannoch macht mich nichts von meiner Marter frey,
Dann mach ich mich bereit in ihrer Kluft zu büſſen,
So ſcheint ſie wiederum ſich vor mir zu verſchlieſen,
Weil ſie mir Böſewicht, der ſich von GOTT getrennt,
In ihrem tiefen Schoos den Aufenthalt nicht gönnt.
Komm, komm, verfluchter Strick! verkürze meine Tage
In dieſer Zeitlichkeit, und mehre meine Plage,
Dort, wo ein ewig Weh die frechen Sünder quält,
Die aus verfluchten Geitz den ſchmahlen Weeg verfehlt.

Verrätherey und Geitz muß nur am Strang erworgen,
Dann wer dem Mammon dient, kan für die Seel nicht ſorgen.
Zerbörſte Madenſack, und zeig der Welt anbey,
So ſtraffe GOttes Zorn Geitz und Verrätherey.

M.

Der

Der weinende Petrus.

Petrus, ach! was macheſt du? merkeſt du, daß du gefallen?
Höreſt du des Hahns Geſchrey dir zur Ueberzeugung ſchallen?
Sieheſt du annoch die Stätt, wo dich eine freche Magd
Zur Verläugnung, zu dem Fall, ja gar um dein Heil gebracht?
Petrus, Sünder, ſchäme dich! du haſt dir zu viel getrauet,
Weil man dich den Felſen hieß, auf den die Gemein gebauet,
Aber leider ach anjetzt gleicheſt du vielmehr dem Stein,
Der zum Anſtoß, Fall und Sturz, und zum ärgern mußte ſeyn.
Vorhin wollteſt du trutzerfüllt gar mit deinem Meiſter ſterben,
Und jetzt muß Verläugnung dir deine Wangen ſchamroth färben,
Da du dich mit einem Schwur über dieſes noch vergißt,
Sage Petrus, wer du warſt, und wer du anjetzo biſt?

Sonſten warſt du JEſu Freund, und ein Jünger, der ihn liebte,
Jetzt biſt du ein Sündenknecht, der ihn bis in Tod betrübte.
Sonſten wareſt du ein Fels, jetzt biſt du ein wankend Rohr.
Sonſten warſt du geiſtlichklug, jetzt ein ſündenvoller Thor.
Sonſten wareſt du ein Schaaf, das des Hirten Stimm erkennet,
Jetzo aber haſt du dich boßhaft von der Heerd getrennet,
Und haſt dir den breiten Weg ſtatt des ſchmalen auserkieſt,
Der die allernächſte Straß zu dem Pfuhl der Höllen iſt.
Theurſter Heiland rette mich! eh die Flammen mich verſchlingen,
Laß mich deinen Gnaden-Blick widerum zu rechte bringen,
Daß ich nicht dem Höllenſchlund vor Verzweiflung werd zu Theil,
Du vergieſeſt doch dein Blut gleichfalls auch zu meinem Heil.
HErr ich fiel, doch laſſe mich nicht im Sündenſchlamme liegen,

Kann

Kann dich (wie du ſelbſten ſprichſt) eines Sünders Buß vergnügen,
O ſo nimm auch meine Buß allertheurſter Heiland an,
Und weil ich dir ſonſten nichts zur Verſöhnung bringen kann,
Als von Reu und Leid erfüllt mild- und zarte Liebesthränen,
O ſo laß mich ſelbige wiederum mit dir verſöhnen,
Daß ich wieder wie zuvor deiner Gnade immerhin
Und auch meiner Seeligkeit lebenslang verſichert bin.
Weinet demnach Thränenbäch, ſündenvolle Augenlichter!
Und beſänftiget dadurch den erzürnten ſtrengen Richter,
Deſſen Sohn und einig Kind ihr ſo oft beleidigt habt,
Wann ihr euch dem Erdenwuſt, und dem Sünden-Reitz ergabt.
Weinet! daß ihr öfters habt von Selbſtrache nur bewogen
Den von Mord erfüllten Stahl auf des Malchi Ohr gezogen,
Weinet! da euch JEſu Blick in dem ſanftmutsvollſtem Bild,
Nach vollbrachter groſſer Sünd, ſelbſt zu weinen anbefahle.

Heiland nun ſo nimm die Flut meiner bußerfüllten Thränen
Doch genädig an und auf, laß mein Seufzen, Aechzen, Sehnen
Dir mein GOtt gefällig ſeyn, und vergieb was ich gethan,
Siehe deines Sohnes Blut, und nicht mein Verbrechen an.
Dieſes HErr ergreife ich, die Vergebung zu erhalten,
Und in dieſem Glauben ſoll mein bußfertig Herz erkalten,
So weiß ich, daß JEſu Blick noch einſt in der Todesnacht
Mir den letzten Todesſtoß leichte und erträglich macht.
So empfindet man hie ſchon recht den Vorſchmack jener Freuden,
Jener Wolluſt, jener Ruh, und von jenen Seeligkeiten
Die dem, welcher Buſſe thut, ſchon von Anbeginn vermeint;
Drum ſo wein ich glaubensvoll, bis mein Aug mit GOtt vereint.

M.

Thugtha,

lyriſcher Scherz.

Abſchied eines Canibalen an ſein Mädgen, als er in eine Schlacht zieht.

Heut, Thugtha heute,
Heut iſt der letzte Tag, wo ich dich ſchau,
Denn morgen zieh ich aus von dir, zum Streite,
Früh morgens früher noch als Sonn und Thau.
Ein Feind droht. Ihm entgegen
Ziehts Vaterland.
Ich zieh zum Würgen, ihm, für dein Glück mit entgegen,
Das Schlachtſchwerd in der Hand.

Dein

Dein Bild begleite
Mich auf das Feld, wo unſer Feind verdirbt.
Da ſtreit ich gern, weil ich für dich mit ſtreite.
Auch ſtirbt mein Geiſt gern, weil er für dich ſtirbt:
Wenn mich nur meine Brüder,
Her aus der Schlacht,
Noch trügen ſterbend ſchon, vor deine Füſſe nieder,
Von dir nur angelacht.

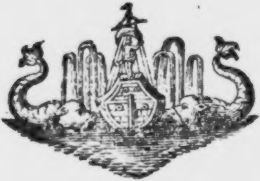
Sonſt zog ich muthig
Und freudenvoll, dem Feind entgegen, aus.
Jetzt, (faſt ergrimmt mein Herz) verlaß ich muthig,
Doch ohne Freuden, ohne Luſt, mein Haus.
Es brennt mein Herz, entflammet
Durch dein Geſicht
Schön wie die Mitternacht; doch dein wild Auge flammet
Mir Armen Lindrung nicht!

Und wer berechtet
Dich, daß du grauſam biſt, gleich einem Feind,
Der, ob er ſiegt, noch mit Beſiegten fechtet?
Nie fieng mit meiner Fauſt ich einen Feind,
Daß ich ihn dir nicht ſchlacht'te;
Ein köſtlich Mahl!
Dir, dir Undankbare zerſtückt ich ihn und brachte
Das beſte Fleiſch zur Wahl.

c.

Die Götter machten
Mir Glück, in meiner letzten Kriegesfahrt.
Da konnt ich Sieger zwanzig Feinde ſchlachten.
Wie Wildprät hatt' ich ſie für dich geſpart.
Da trankſt du viele Schaalen
Von ihrem Blut;
Strichſt dich mit Blut, und tanz'ſt an unſern Siegesmahlen
Mit einer Göttin Wuth.

Bey zwanzig Schädel,
Durch mein Schwerd dir zum Trinkgeſchirr gemacht,
Gab ich dir gern, ein reich Geſchenk, und edel!
Bey zwänzig Reiher Kronen hab ich bracht!
So kenne dann kein Schonen
Mein Schwerd, vielleicht,
Daß ein Geſchenk von hundert Schäd'l und Kronen,
Der Thugtha Herz erweicht.



Verzeichnuß

derer in dieſem zweyten Theil enthaltenen Gedichte, Oden, Lieder und Erzehlungen.

Pag.
Die Neujahrs-Nacht. 3
Die Reiſe eines Fürſten nach Engelland. 11
Ode: Wenn Lea in der Kammer betet. 14
Die Eule unter den Vögeln. 17
Der Student. 18
An die Alten. 22
Die Schnecke und die Grille. 24
Die Abbildung eines Schlachtfeldes, und die Buſſe eines hart bleßirten ſterbenden Soldaten. 26
Einladung auf den Frühling. 55
Der Chriſt. 60
Johann, der Seifenſieder. 86
Das Pferd. 92
Der Löwe und der Ziegenbock. 94
An eine rothhaarigte Eingebildete. 96
Der arme Reiche, und reiche Arme. 97
Die blinde Kuh. 111

Verzeichnuß.

Pag.
Lobgeſang auf die Erlöſung. 113
Das Geld. 117
Das Kloſter-Leben. 120
An Damon. 124
Das Glück des Vaterlandes. 129
Die Frühlingsluſt der Schäfer. 142
Onoldis: das beglückte und vergnügte. 145
Meran. 152
Die Liebe. 161
Der Schäfer. 163
Das wider viele ungegründete Vorwürfe vertheidigte Frauenzimmer. 167
Der verzweiflende Judas. 195
Der weinende Petrus. 199
Thugtha, lyriſcher Scherz. 203

Kleine Lyriſche

Gedichte

von

C. F. Weiße.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den

Herrn geheimden Rath

von Thümmel

in Coburg.

Du, den in jenen Frühlingstagen
Der Jugend, hier an Pleiſen Strand
Bey ſanfter Nachtigallen Klagen,
Der Muſe Reiz mit mir verband;
Der zu den hohen Ehrenſtufen,
Auf die ihn Glück, Stand und Verdienſt gerufen,
Noch nie dem alten Freund ſein gütig Aug' entzog,
Und zu dem neuen Freund' im Ordensbande flog:
Der auf des Hofes goldner Bühne
Noch ſtets die deutſche Muſe liebt;
Und ihrem Dörfchen ſelbſt die ſchöne Wilhelmine,
Die er daſelbſt erzog, verſchönert wieder giebt:

Erhabner Freund! von jenen Bluhmenkränzen,
Mit denen in der Jugend Lenzen
Der Scherz die Stirne mir umgab,
Fiel hier und da ein Blühmchen ab;
Das bring ich dir. — Zwar blühen Roſen, Nelken
Und Lilien zu friſchen Kränzen dir,
Und meine fangen an zu welken,
Und prophezeihn des Frühlings Ende mir.
Doch wenn ſie ja nicht mehr von ihren erſten Tagen
Die glühende und helle Farbe tragen:
So nütze edler Thümmel ſie
Zum wenigſten zum Pot Pourri.

Vorbericht.

Der größte Theil dieſer Kleinigkeiten iſt ſchon vor vielen Jahren und zu verſchiedenen malen gedruckt geweſen. Der Verfaſſer glaubte, ſie wären längſt vergeſſen, und wünſchte ſich Glück dazu. Der Geſchmack der Zeiten ändert ſich ſo wie unſer eigener. Der Mann kann ſich noch freuen, unter Geſängen und Tänzen eine aufblühende Nachwelt ihre Jugend feyern zu ſehen; er brauchet deswegen nicht mit zu hüpfen: und wenn ſich der Dichter dieſe kleinen Lieder vor zwanzig Jahren erlaubte, ſo hat er vielleicht itzt Urſachen, warum es ihm gereuet, dieſelben geſungen zu haben, oder, warum er ſie ſich nicht itzt verzeihen würde.

Indeſſen, da er ſie nicht zurücke nehmen kann; da ihn ſein theureſter

Freund,

Freund, Herr Reich, als Verleger verſichert, daß ſie noch geſucht werden, und er eine vollſtändige Sammlung zu veranſtalten ſich genöthigt ſähe: ſo würde er wenig Dankbarkeit gegen die Nachſicht des Publikums verrathen, wenn er dieſen kleinen Liedern nicht wenigſtens die Vollkommenheit zu geben ſuchte, deren ſie noch fähig ſind. Er hat alſo eigne und fremde Kritiken genützt, und hauptſächlich ſeines verehrungswürdigen Freundes des Herrn Prof. Rammlers glückliche Verbeſſerungen in den Liedern der Deutſchen größtentheils angenommen. Die neuen Gedichtchen, die hinzugekommen, ſind ebenfalls noch von jener Zeit her, und ſollen bloß die Stelle einiger weggeworfenen erſetzen. Wie ſehr würde er ſich freuen, wenn er dieſe Tändeleyen durch wichtigere und ernſthaftere Werke ſeiner Zeitgenoſſen verdrungen ſähe.

Scherzhafte Lieder.

Erſtes Buch.

An die Muſe.

O Muſe, die du dich in Scherzen
Und jugendlichen Spielen übſt,
Mehr zärtliche, als ſtolze Herzen,
Und Schäfer mehr als Fürſten liebſt.
Laß dich in Büſchen und in Gründen
Von deinem frohen Jünger finden,
Der noch den Reiz der Jugend fühlt,
Und gern mit Frühlingsbluhmen ſpielt.

Er will ſich nicht unſterblich ſingen:
Was heißt der Dichter Ewigkeit?
Sein Lied ſoll nicht von Waffen klingen;
Du, Muſe, haſſeſt Blut und Streit.
Hier, unter ſchattenreichen Bäumen
Will er von Fried' und Freude träumen,
Mit einem Scherz von Lieb' und Wein
Der Freund' und Mädchen Herz erfreun.

So ſtimme denn zu ſüßen Tönen
O Göttinn, ſelbſt ſein kleines Lied!
Wird ihn auch nicht der Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Iſt doch ein Strauß, den Chloe bindet,
Ein Kranz, den ihm Thamire windet,
Ein Händedruck, ein ſüßer Blick
Von Lalagen ſein Treü und Glück.

Die Bosheiten der Stadt.

Kriſpus kauft und baut Paläſte,
Kleidet ſeine Diener reich;
Hält Mätreſſen, feyert Feſte,
Und traktirt den Fürſten gleich:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß er nicht viel übrig hat.

Stax beweiſt aus Ehrenſtellen
Sein Verdienſt ums Vaterland,
Und aus vier, fünf Sterbefällen
Seinen göttlichen Verſtand:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß er kein's von beyden hat.

Mit dem vollen Federhute
Prangt der goldne Gänſerich,
Und von ſeinem edlen Blute
Ueberzeugt ſein Wappen mich:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß kein Kutſcher Ahnen hat.

Mops zählt ſeinen Eheſegen
Uns in funfzehn Kindern her;
Und man rühmet allerwegen,
Daß ſie klüger ſind, als Er:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß er ſich verzählet hat.

Lais ſchlägt die Augen nieder,
Haſſet Tanz, Muſik und Spiel,
Singet ſtets Bekehrungslieder,
Und hält auf den Kubach viel:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß ſie Bänkelkinder hat.

Ueberall verfolgt Selinden
Ein gepudert Stutzerheer;
Jeden weiß ſie zu entzünden,
Und ihr wird kein Sieg zu ſchwer:
Dennoch ſagt die böſe Stadt,
Daß ſie keinen Freyer hat.

Der beſcheidne Schäfer.

Mein Schäfer Hylas iſt beſcheiden!
Er liebt mich, zärtlich liebt er mich!
Der Innbegriff von ſeinen Freuden,
Sagt er mir öfters, ſey nur ich:
Doch ach! — er bleibet ſtets beſcheiden.

Jüngſt ließ die Mutter uns alleine;
Was meynt ihr wohl, iſt da geſchehn?
Er ſtand erſtarrt, gleich einem Steine,
Gukt in den Hut, und wollte gehn,
Und ach! — wir waren ganz alleine!

Der Sieg über ſich ſelbſt.

Hört zu! ich will die Weiſheit ſingen:
Die Kunſt, ſich ſelber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne ſie allein.
Es lehrt kein Dokter und Profeſſer
Sie leichter, gründlicher und beſſer:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weiſe ſeyn.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher ſteigen,
Weiſt er euch ab, läßt Narren ein:
Laßt ſie ſich Reverenze machen
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein!
Da ſeyd ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelaſtens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide:
Geht ihr, er muß gefahren ſeyn.

Er fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So ſchlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger Liſt und böſen Ränken:
Wer ſoll euch ſeinen Beyſtand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch ſelbſt am klügſten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit eurer Liebespein:
So raſt nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,
Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

Nerine und Damis.

Nerine.

Ey! Damis, ſahſt du nicht, wie jener Schmetterling
Die junge Roſe dort ſo treulos hinterging?
Kaum hat er ſie geküßt, ſo küßt er andre Roſen!
Sprich, wenn du von mir eilſt, wen eilſt du liebzukoſen?

Damis.

Ey, Mädchen, ſieh doch hin, was macht die Roſe drauf?
Sie thut dem Schmeichler kaum den ſchönen Buſen auf,
So gönnt ſie gleiches Glück der räuberiſchen Biene.
Wenn Damis von dir eilt, wer küßt denn dich, Nerine?

Die Zufriedenheit.

Wie ſanft, wie ruhig fühl ich hier
Des Lebens Freuden ohne Sorgen!
Und ſonder Ahnung leuchtet mir
Willkommen jeder Morgen.

Mein frohes, mein zufriednes Herz
Tanzt nach der Melodie der Haine,
Und angenehm iſt ſelbſt mein Schmerz,
Wenn ich vor Liebe weine.

Wie ſehr lach' ich die Großen aus,
Die Blutvergießer, Helden, Prinzen!
Denn mich beglückt ein kleines Haus,
Sie nicht einmal Provinzen.

Wie wären ſie nicht wider ſich
Die Göttergleichen Herrn der Erden:
Doch brauchen ſie mehr Raum als ich,
Wenn ſie begraben werden?

Der Spas.

Die alte buhlende Finette
Fragt' einſt, (ich war allein mit ihr,)
Ob ich ihr nichts zu ſagen hätte?
„Ich? Nichts — als — Sie gefallen mir.“
Sie ſeufzt und ſinkt aufs Ruhebette:
„Im Ernſte, ſeufzt ſie, ſagſt du das?“
Ich Thor! daß ich ſo albern redte!
Verſteht die Närrinn keinen Spas?

Allein aus dichtbewachſnen Hecken
Gukt lauſchend Doris, ruft mich an,
Und eilt, ſich wieder zu verſtecken,
Doch ſo, daß man ſie finden kann.
Ich greife nach dem loſen Kinde,
Und zieh' ſie kämpfend in das Gras:
Sie ſchreyt, ob ich nicht Spas verſtünde?
Ja freylich! ich verſteh' den Spas.

Der Knabe.

Mich will der Informator ſchlagen?
Nein, nein, das geht nicht weiter an:
Als Knabe mußt' ich es ertragen,
Doch izt bin ich ſchon halb ein Mann.

Iſts möglich, daß er dieß nicht wiſſe:
Er höre nur was Hannchen ſpricht,
Wenn ich das kleine Närrchen küſſe:
„Geh doch mit deinem Bart! er ſticht!“

Der Zauberer.

Ihr Mädchen flieht Damöten ja!
Als ich zum erſtenmal ihn ſah,
Da fühlt' ich — ſo was fühlt' ich nie,
Mir ward — mir ward — ich weiß nicht wie?
Ich ſeufzte, zitterte, und ſchien mich doch zu freun:
Glaubt mir, er muß ein Zaub'rer ſeyn!

Sah ich ihn an, ſo ward mir heiß,
Bald ward ich roth, bald ward ich weiß,
Zuletzt nahm er mich bey der Hand:
Wer ſagt mir, was ich da empfand!
Ich ſah, ich hörte nicht, ſprach nichts, als Ja und Nein —
Glaubt mir, er muß ein Zaub'rer ſeyn!

Er führte mich in dieß Geſträuch,
Ich wollt' ihn fliehn und — folgt' ihm gleich:
Er ſetzte ſich, ich ſetzte mich:
Er ſprach — nur Sylben ſtammelt' ich:
Die Augen ſtarrten ihm, die meinen wurden klein:
Glaubt mir, er muß ein Zaub'rer ſeyn!

Entbrannt drückt' er mich an ſein Herz.
Was fühlt' ich! welch ein ſüßer Schmerz!
Ich ſchluchzt'! ich athmete ſehr ſchwer!
Da kam zum Glück die Mutter her:
Was würd', o Götter! ſonſt nach ſo viel Zaubereyn
Aus mir zuletzt geworden ſeyn!

Die Geſellſchaft.

Umringt von Scherz und Fröhlichkeiten
Verſammelt uns die Freundſchaft hier:
Entweicht ihr Klagen böſer Zeiten,
Dem Gott der Freuden feyern wir.
Auch Liebe, du, laß uns alleine:
Wir feyern itzt dem beſten Weine.

Zwar deine Freuden ſind auch ſüße,
Und durch ſie wird kein Herz entehrt:
Denn junger Schönen ſanfte Küſſe
Sind unſrer beſten Stunden werth:
Doch itzt wirſt du uns träge finden,
Wir aber fürchten uns der Sünden.

Komm,

Komm, holde Freyheit, laß dich nieder!
Du biſt die Freundinn von dem Wein:
Ertönt ihr Chöre froher Lieder,
Ihr muntern Scherze miſcht euch ein!
Hier trinkt, hier ſcherzt man fern vom Neide:
Wo Bacchus wohnt, da wohnt die Freude.

Der Sturm.

Der lichte Himmel ſchwärzet ſich:
Ein jäher Sturm brauſt in den Zweigen,
Auf Erden herrſchet fürchterlich
Ein allgemeines Schweigen.
Der kleinen Sänger tonreich Chor
Vergißt ſein Lied, und lauſcht in Sträuchen
Und nur die Schwalbe ſchießt hervor,
Und ſchwebet auf den Teichen.

Komm, Iris! eilends folge mir!
Doch ſieh, wie ſich die Roſen bücken:
Vom Sturm bedroht, flehn ſie zu Dir,
Du ſollſt ſie liebreich pflücken.
Sie fürchten ihren nahen Tod.
O! brich ſie, eh ſie ſich entfärben,
Und laß ihr jugendliches Roth
An Deinem Buſen ſterben!

Wir ſind entflohn. Was fürchten wir
In dieſer dicht verwachſnen Laube?
Welch Glück! es wartet unſer hier
Der Saft der Moslertraube.
Verwegner Nerd, tob' immerhin;
Und nimm, willſt du hier ja noch wehen:
Nimm meiner Iris Palatin,
Nur laß die Gläſer ſtehen!

Die Geburt der Venus.

Die Zephyr wiegten ſich auf ſanft geſchwollnen Wellen,
Der Lenz ſchwebt auf dem ſtillen Meer:
Der Scherz' und Freuden ſchalkhaft Heer,
Und die ſich hüpfend zu ihm geſellen,
Die Grazien umringten Hand in Hand,
Entgürtelt den beblühmten Strand:
Da ſtieg, ſo ſagt uns die Fabel, Cythere
Vom Schaum geboren, aus dem Meere!

Doch Bibulus verwarf den alten Aberglauben;
Bey einem Glaſe blanken Wein
Sah er das Ding weit beſſer ein:
Die frohen Winzer kelterten Trauben;

Der

Der Moſt ſchäumt auf: Ein ſchönes Mädchen ſprang
Herbey mit einer Schal' und trank:
Da ward, er ſah es ganz deutlich, Cythere
Geboren aus dem Saft der Beere!

Die Abbitte.

Selinde ſah vor wenig Tagen
Den jungen Damon freundlich an:
Wie konnt' ich einen Blick ertragen,
Der viel, ſehr viel bedeuten kann?
Ich ſchwur, ich wollte ſie verlaſſen,
Ich ſchwur, ich wollte nimmermehr
Sie wieder ſehn, ja gar ſie haſſen,
Wenn — mir es möglich wär.

Sie rieb die ſchönen Augenlieder,
Und hob ſie ſchmachtend in die Höh:
Dann fiel ein falſches Thränchen nieder,
Wie Morgenthau auf jungen Klee.
Drauf rang ſie ihre weißen Hände,
Und ſeufzt ein halb gebrochen Ach!
Ich ſah erſchrecken an die Wände,
Und — ſeufzt' ihr heimlich nach!

Sie wollte plötzlich mir entrinnen. —
„Ach hab' ich dir zu viel gethan?“
Durch Seufzen war nichts zu gewinnen:
Drum fieng ich laut zu weinen an.
Ich warf mich nieder, auf den Knieen
Bezeugt' ich weinend meine Reu,
Bezeugt' ich, daß ich ihr verziehen,
Daß — ich zu ehrlich ſey.

Hanſens Logik.

Ey ja doch! nun und nimmermehr!
Die Mute mag ich nicht:
Da hört nur an, die Mieke ſpricht,
Daß ich ein Säufer wär:
Sie ſagt: wenn ich ſie haben wollte,
Daß ich mich nicht betrinken ſollte.

Da lob' ich Greten mir dafür:
Denn iſt das Mädchen gleich
Nicht halb ſo hübſch, nicht halb ſo reich,
So ſagt ſie doch zu mir:
Daß, wenn ich ſie nur nehmen wollte,
Ich täglich mich betrinken ſollte.

Die betrogene Welt.

Der reiche Thor mit Geld geſchmücket,
Zieht Selimenens Augen an:
Der wackre Mann wird fortgeſchicket,
Den Stutzer wählt ſie ſich zum Mann;
Es wird ein prächtig Feſt vollzogen:
Bald hinkt die Reue hinter drein.
Die Welt will ja betrogen ſeyn;
Drum werde ſie betrogen!

Beate, die vor wenig Tagen
Der Buhlerinnen Krone war,
Fängt an ſich violet zu tragen,
Und kleidet Kanzel und Altar.
Dem äußerlichen Schein gewogen
Hält mancher ſie für engelrein.
Die Welt will ja betrogen ſeyn;
Drum werde ſie betrogen!

Wenn ich mein Karolinchen küſſe,
Schwör' ich ihr zärtlich ewge Treu:
Sie ſtellt ſich, als ob ſie nicht wiſſe,
Daß außer mir ein Jüngling ſey.
Einſt, als mich Chloe weggezogen,
Nahm meine Stelle Damis ein.
Soll alle Welt betrogen ſeyn:
So werd' auch ich betrogen!

Die Haſelſträuche.

Heil euch, verwachſenen Haſelſträuchen!
Wie ſehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten ſeh' ich manchen Schäfer ſchleichen
Mit ſeiner Schäferinn, ſo bald die Sonne ſticht.
Warum denn ſchleichen ſie hinein? —
Es wird des Schattens wegen ſeyn.

Heil euch, fruchtbaren Haſelſträuchen!
Auch wann die Sonne nicht mehr ſticht,
Im Herbſt ſeh ich ſehr oft den Schäfer zu euch ſchleichen
Mit ſeiner Schäferinn: des Schattens wegen nicht;
Warum denn ſchleichen ſie hinein?
Es wird der Nüſſe wegen ſeyn.

Die zukünftige Zeit.

Mein Leben eilet ſchnell dahin,
Bald bin ich nicht, was ich itzt bin,
Und Muth und Kräfte ſinken:
Dann ſieht mein abgenützter Blick,
Nicht weiter ſeines Lebens Glück,
O Quaal! im Glaſe blinken.

Man ladet mich zu Feſten ein,
Ich ſitz' in junger Schönen Reihn,
Da fang' ich an zu ſchlafen.
Ein reitzend Mädchen kützelt mich:
Da ſitzt der Thor, da ſchämt er ſich,
Und kann ſie nicht beſtrafen!

Nun tönt der Inſtrumenten Chor:
Es tritt die Jugend muthig vor,
Und tanzt durch lange Glieder:
Aus Mitleid reicht Selinde mir
Die ſchöne Hand: kaum folg' ich ihr,
So ſink' ich taumelnd nieder.

Sie tanzen freudig, bis es tagt:
Ich unvermißt und unbeklagt,
Schleich' in einſame Betten:
Da kömmt kein Traum, der mir erſetzt,
Was wachend vormals mich ergötzt:
Kein Schlaf kömmt mich zu retten.

Dann … Himmel ach! wo denk ich hin?
Fühl' ich nicht itzt noch, was ich bin?

Seh' ich nicht Doris winken?
Und ſeh' ich nicht mein Deckelglas?
Und ruſt nicht die, und ruſt nicht das,
Zu lieben und zu trinken?

Star.

Star.

O ſollt' ich doch die Luſt erleben,
Sprach Star, daß man das Aergerniß
Der Hahnreyzunft ins Waſſer ſchmiß!
Zehn Thaler wollt' ich geben.

Sein Nachbar ſchien ihm beyzuſtimmen:
Wie witzig kam ſich Star nicht vor!
Doch ſeine Frau ziſcht ihm ins Ohr:
»Heh, Männchen, kannſt du ſchwimmen?«

Auf die Herausfoderung einer Amazone.

Du kleine ſtolze Amazone,
Mit deinem großen Federhut!
So ſehr ich meines Lebens ſchone,
So hab' ich doch bey dir noch Muth.

Du ſollſt mich auf dem Kampfplatz finden,
Ich fechte nach der Ritter Pflicht:
Nur laß die Augen dir verbinden!
Mit deinen Augen fecht' ich nicht.

Die Verſchweigung.

So bald Damötas Chloen ſieht:
So ſucht er mit beredten Blicken
Ihr ſeine Klagen auszudrücken,
Und ihre Wange glüht.
Sie ſcheinet ſeine ſtillen Klagen
Mehr als zur Hälfte zu verſtehn,
Und er iſt jung, und ſie iſt ſchön:
Ich will nichts weiter ſagen.

Vermißt er Chloen auf der Flur,
Betrübt wird er von dannen ſcheiden;
Dann aber hüpft er voller Freuden,
Entdeckt er Chloen nur.
Er küßt ihr unter tauſend Fragen
Die Hand, und Chloe läßt's geſchehn,
Und er iſt jung, und ſie iſt ſchön:
Ich will nichts weiter ſagen.

Sie hat an Bluhmen ihre Luſt:
Er ſtillet täglich ihr Verlangen;
Sie klopft ihn ſchmeichelnd auf die Wangen,
Und ſteckt ſie vor die Bruſt:
Der Buſen bläht ſich, ſie zu tragen,
Er triumphirt, ſie hier zu ſehn;
Und er iſt jung, und ſie iſt ſchön:
Ich will nichts weiter ſagen.

Wann ſie ein kühler heitrer Bach,
Beſchützt von Büſchen eingeladen,
In ſeinen Wellen ſich zu baden:
So ſchleicht er liſtig nach.
In dieſen ſchwülen Sommertagen
Hat er ihr oftmals zugeſehn,
Und er iſt jung, und ſie iſt ſchön:
Ich will nichts weiter ſagen.

Die Schamröthe.

Meine Mutter fand im Hayn
Mich mit Lindern ganz allein;
Und ich ward wie Blut ſo roth:
Darum ſchmählt ſie ſich faſt todt.

War es denn ſo wunderbar,
Daß ich roth geworden war?
Fänd' ich ſie mit ihm allein,
O! ſie ſollt' es auch wohl ſeyn!

Die Schamhaftigkeit.

Wie ſchamhaft, o! wie keuſch iſt ſie,
Mein Mädchen, die kleine Blondine!
Heut' in Geſellſchaft küßt' ich ſie:
Da ſprach ſie mit zorniger Mine:
Geh, Unverſchämter, geh! was denkt die Welt von mir?
Heut' Abends noch verlang' ich Rechenſchaft von dir.

Wie ſchamhaft, o! wie keuſch iſt ſie,
Mein Mädchen, die kleine Blondine!
Ich kam bey Licht, und küßte ſie:
Da rief ſie mit drohender Mine:
Halt, Unbeſonnener! der Nachbar gukt heraus!
Sie zog den Vorhang vor, ich blies die Lichter aus.

An

An den Vetter.

Ja, Vetter, ja! ich fall' Euch bey,
Daß Lieb' und Thorheit einerley,
Und ich ein Thor nothwendig ſey.

Ich ſey nun aber was ich ſey,
Iſt Lieb' und Thorheit einerley:
So wißt, mir iſt ſehr wohl dabey.

Die Einfalt.

Unter Roſen und Jasminen
Fand den letzten Frühlingstag
Lindor Chloen, die im Grünen
Ueberraſcht vom Schlummer lag:
Weſte ſpielten mit dem Kleide,
Und des Buſens leichtem Flohr:
Und der Gott der Lieb' und Freude
Gukt' aus ihrem Strauß hervor.

Lindor ſetzt ſich bey ihr nieder,
Seufzt, ſo ſehr er ſeufzen kann.
Sie erhebt die Augenlieder,
Dehnt ſich, ſieht ihn ſchalkhaft an:
„Wie? Du kannſt mich ſo erſchrecken?
„Aus der angenehmſten Ruh
„Mich mit Küſſen aufzuwecken?
„Lindor, ey, wie kühn biſt du!“

Dich

Dich hätt' ich geweckt mit Küſſen?
Dich erſchreckt? erwiedert er:
Nein, das ſoll der Himmel wiſſen,
So was thät' ich nimmermehr!
Doch, Amynt hat zugeſehen;
Hier lief er ins Holz hinein;
Hurtig will ich zu ihm gehen,
Und er ſoll mein Zeuge ſeyn.

Nein, ich ſelber will ihn fragen,
Spricht die Schöne, warte du!
Eilet, ohne mehr zu ſagen,
Dem Amynt im Buſche zu.
Linder bleibt erwartend ſtehen,
Und, wie lange wartet er? —
Man würd' ihn noch warten ſehen,
Wenn's nicht Nacht geworden wär.

Die Lachtaube.

An Phillis.

Du fragſt, warum dieß art'ge Täubchen lacht;
Und was ihm ſo viel Freude macht?
Das Ding iſt freylich lächerlich:
Es ſchnäbelt mit dem Täuber ſich.

Da ſieh nur hin! es ſchnäbelt wiederum;
Und ſieht ſich lachend nach uns um.
Ich glaub', es lacht uns ſpöttiſch an,
Daß wirs ihm noch nicht nachgethan.

Ende des erſten Buchs.

Scherzhafte Lieder.

Zweytes Buch.

Weisheit und Thorheit.

Ich wollt' es mit der Weisheit halten:
Schnell legt' ich meine Stirn in Falten,
Sprach überall' und allemal
Von hohen Dingen und Moral.

Doch bald ward ich der Weisheit müde.
Ich gähnte zwar in Ruh und Friede;
Doch Jünglinge und Mädchen ſahn
Mich wieder kalt und gähnend an.

Nein, dacht' ich, Thorheit iſt mir lieber:
Die Jugend eilt zu bald vorüber.
Nein, Lachen, Liebe, Tanz und Scherz,
Euch überlaß' ich ganz mein Herz.

Ich lachte, liebte, tanzte, ſcherzte,
Bis mich's in allen Gliedern ſchmerzte:
Beym Tanzen ward die Zeit mir lang,
Und von dem Weine ward ich krank.

Nun halt' ich es mit allen beyden,
Bald mit dem Ernſt, bald mit den Freuden;
Die ernſte Weisheit iſt mein Weib,
Die Thorheit iſt mein Zeitvertreib.

Die ein' iſt Wirthinn in dem Hauße,
Die and're Wirthinn, wenn ich ſchmauße,
Und wenn die Frau zu ſpröde thut,
So macht es die Närreſſe gut.

Der

Der Wald.

Schweſtern, wagt euch in den Hayn
Ja nicht allzu tief hinein:
Denn, ſo wahr ich ehrlich bin,
Es geht um und ſpukt darinn.

Jüngſtens gieng ich ganz allein
In der Dämmerung hinein:
Gleich war ein Geſpenſt auch da,
Das Damöten ähnlich ſah.

O wie ſchlug das Herze mir!
Glaubt ihr, Schreyen half dafür?
Denkt, wie dicht iſt nicht der Hayn!
Todt hätt' ich mich müſſen ſchreyn.

Mein Vorſatz.

Wie ſehr lieb' ich mein Mädchen nicht!
Sie hat ein allerliebſt Geſicht,
Es iſt zu ſchön, es zu beſchreiben:
Doch daß, wenn ſie mir untreu wäre,
Ich drüber den Verſtand verlöre:
Das laß' ich wohl bleiben.

Wie gern trink' ich Burgunderwein!
Kein Nektar kann ſo kräftig ſeyn,
Mein Glas wird nie lang' ſtehen bleiben:
Doch daß ich Nächte lang dieß triebe,
Und Morgens mir die Stirne riebe:
Das laß' ich wohl bleiben.

Noch wallt die Freud' in meiner Bruſt;
Noch hab' ich viel zu leben Luſt,
Wenn mich die Parzen nicht vertreiben:
Doch daß ich winſelnd Abſchied nähme,
Wenn ſchon ſo früh die Parze käme:
Das laß' ich wohl bleiben.

Klagen
der jungen Lalage.

Was fällt doch meiner Mutter ein!
Vorzeiten ließ ſie mich allein:
Izt keinen Augenblick.
Ich geh' zum Buſch, ich geh' zum Bach,
So ſchreyt ſie mir von weitem nach:
Heh! Mädchen, komm' zurück!

Die gute Mutter ſorget wohl,
Daß mir allein nicht grauen ſoll.
Nein, dafür ſteh' ich ihr.
Ich geh da oder dorten hin,
Mein Thyrſis weiß ſchon, wo ich bin,
Dann — nun! dann ſpielen wir.

Denkt

Denkt ſie, wenn ſie nicht bey mir iſt,
Daß mir der Wolf mein Schäfchen frißt:
Ach! ſo betrübt ſie ſich.
Der Wolf? Ey! das hat große Noth!
Ich glaube, Thyrſis ſchlüg' ihn todt:
Er liebt es mehr, als ich.

Die Schwatzhaſtigkeit.

Schweige, kleine Schwätzerinn!
Immer haſt du was zu fragen,
Immer etwas noch zu ſagen,
Und ſo geht die Zeit dahin.

Denke! mancher Augenblick
Iſt ſchon ungenützt verſchwunden:
Durch Minuten legt man Stunden,
Durch ſie Tag und Jahr zurück.

Sieh! wie ich ſelbſt ſchwatzhaft bin,
Deine Schuld! komm'! laß dich küſſen,
Und dir ſo den Mund verſchlieſſen:
Schweigſt du nun, du Schwätzerinn?

Die

Die ſchöne Ausſicht.

Wie reizend ſchön iſt dieſe Flur!
Hier prangt die Kunſt, dort lächelt die Natur;
Hier blüht ein junger Mayenwald,
Der von Geſängen wiederſchallt;

Dort irrt ein ſilberheller Bach
Dem krauſen Labyrinth der Brombeerbüſche nach:
Hier ſtralt die bunte Wieſe vor:
Dort ſchwillt ein ſtolzer Berg empor.

Hier glühen Bluhmen ohne Zahl,
Die Roſ' auf dieſer Höh', das Veilchen dort im Thal: —
Doch laßt mich hier erſt Daphnen ſehn:
Iſt ohne Daphnen etwas ſchön?

Die ſtumme Schöne.

Als ich die junge Clitia
Schön, wie den Frühlingsmorgen, ſah,
Rief ich: welch reizendes Geſicht!
O Schade! daß ſie doch nicht ſpricht!

Sie ſprach, und nun war ich ganz Ohr,
Kaum ſtammelt ſie zwey Worte vor;
So rief ich: welch' ein ſchön Geſicht!
Nur ewig Schade, daß ſie ſpricht!

Die Wahl.

Mein Nachbar iſt ein guter Mann:
„Sieh meine Töchter beyde,
„Und ſage, welche ſteht dir an;
„Dein iſt die Wahl! entſcheide. —
Die Wahl iſt ſchwer! Die ein' iſt braun,
Die andre blond! und, im Vertraun!
Ich liebte ſie wohl beyde.

Mein Nachbar wär' ein beßrer Mann;
Gäb' er mir alle beyde.
Dann käm' es auf zwo Proben an:
Wer giebt die größte Freude?
Ich ſchwör's, ſo wahr ich ehrlich bin,
Ich gäb' ihm eine wieder hin,
Und mit der Zeit wohl beyde.

Das Kammermädchen.

O was für Augen! welch' ein Mund!
Die Bruſt, wie weiß, wie voll, wie rund!
Wie ſchalkhaft der verſtohlne Blick!
Der ſchlanke Leib, welch' Meiſterſtück!

Wahrhaftig! ja, ſie iſt zu ſchön!
Wer kann der Sehnſucht widerſtehn?
Mich ladet Mund und Buſen ein;
Das Mädchen muß geküſſet ſeyn – – –

Du Chloris ſchreyſt? Nein, halte nicht
Den Fächer ſpröde vors Geſicht!
Fürwahr! ich redte nicht von dir,
Es galt dein Kammermädchen hier.

Der

Der Eremit.

Dem ſtürmiſchen Geräuſch der ſchnöden Welt entriſſen,
In dieſem finſtern einſamen Hain,
An den gedankenreichen Flüſſen,
Will ich mich ernſter Weisheit weihn.
Von keinem eiteln Wahn bethört,
Von dummen Narren nicht beſchwert,
Soll mich die Stille weislich lehren —
Mein Glas mit frohen Zügen zu leeren.

Dem kritiſchen Geſchwätz der ſpröden Welt entriſſen,
Im Feld', im Thal', im ſchattichten Hain,
An dieſen bluhmenreichen Flüſſen
Will ich mich der Betrachtung weihn:

Wenn

Wenn itzt der Mond voll Majeſtät
Dort auf, die Sonn' hier untergeht,
Dann werd' ich weislich eilen müſſen —
Mein allerliebſtes Mädchen zu küſſen.

Doris

Doris im Nachtkleide.

Artig Mädchen, ſchämſt du dich,
Daß ein leichtes Kleid dich decket?
Schäm' dich, daß dahinter ſich
Zu viel Schönheit noch verſtecket.

Sah man einen Palatin
Auf Cytherens Buſen ſchwimmen?
Ließ ſie Schnabeleiſen glühn,
Um ihr blondes Haar zu krümmen?

Frey ließ ſie's, der Weſte Spiel,
Von den weißen Schultern fallen,
Frey die Bruſt, der Sehnſucht Ziel,
Jedem Aug' entgegen wallen.

Keine Spitze, kein Gewand
Deckte ihre weichen Glieder,
Nur des Gürtels leichtes Band
Floß die ſtolzen Hüften nieder.

Doch war alles unterthan,
Wo ihr Blick ſein Erbrecht übte:
Menſchen beteten ſie an,
Und der ganze Himmel liebte.

Du, an gleicher Anmuth reich,
Laß dir dieſes Recht nicht nehmen!
Du biſt einer Göttinn gleich,
Und kannſt dich ſo menſchlich ſchämen?

Urſache des Trinkens.

Mein Mädchen, ſchmähle nicht mit mir,
Daß ich ſo vielen Wein vertrinke!
Nie trink' ich viel, ich ſchwör' es dir,
Weil ich zu zeitig niederſinke.

Des Weines wegen thu' ichs nicht:
Der möchte ſchmecken, riechen, blinken;
Nur auf dein Wohlſeyn, nur aus Pflicht
Muß ich ſo vielen Wein vertrinken.

Die lange und kurze Zeit.

Wenn mich bejahrte Spröden quälen,
Mir ihre Tugenden erzählen,
Und auf die jungen Schönen ſchmählen:
Wie lang wird mir die Zeit!
Wenn muntre Mädchen mit mir ſpielen,
Die noch, wie ich, ihr Leben fühlen,
Und ſchlau nach meinem Herzen zielen:
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Wenn meine Vettern mich betäuben,
Mit Regeln mir die Ohren reiben,
Wie ich ſoll gute Wirthſchaft treiben:
Wie lang wird mir die Zeit!
Doch wenn ſie, wie der Tejer, winken,
Wo vollgeſchenkte Gläſer blinken,
Mit ihnen jugendlich zu trinken,
Wie hurtig verſchwindet die Zeit!

Das

Das hat er gut gemacht.

Klitandern macht ſein Reichthum Sorgen:
Der bringt ihm Geld, und der will borgen,
Und jener handelt um den Pacht:
O welche Quaal! ſie bald zu enden,
Eilt er ſein Erbtheil zu verſchwenden:
Das hat er gut gemacht!

Paul fodert Geld, vergnügt zu leben,
Sein Vater will ihm keines geben
Von Schätzen, die der Thor bewacht:
Paul thut dem Vater einen Poſſen,
Geht in den Krieg, und wird erſchoſſen:
Das hat er gut gemacht!

Valer will in Caroſſen fahren,
Und nimmt ein Weib von ſiebzig Jahren;
Denn ſie hat Geld, und er liebt Pracht:

Nie hat ihm mehr als izt gefehlet;
In kurzem iſt er todt gequälet:
Das hat er gut gemacht!

Gryphin, ſein Haus empor zu heben,
Läßt ſich des Adels Würde geben,
Nimmt ſeinen Rang auch wohl in Acht:
Doch bey Banket, Spiel, Läufern, Pferden,
Sieht ihn die Welt zum Bettler werden:
Das hat er gut gemacht!

Veit, der der Zeiten Bosheit kannte,
Vertraut ſich ganz der alten Tante,
Die ſeine junge Frau bewacht:
Doch die, zu menſchlich ſie zu quälen,
Hilft ihr die jungen Buhler wählen:
Das hat er gut gemacht!

Der Arzt und Phillis.

Der Arzt.

Sie eſſen nicht? ſie trinken nicht?
Und todtenblaß iſt ihr Geſicht?
Nichts iſt, was ihnen helfen kann,
Als, ſchöne Phyllis, — als ein Mann!

Phyllis.

Ein Mann, Herr Doktor? Wie? ein Mann?
Sie glauben, daß der helfen kann?
Geſchwinde gehn ſie zum Papa
Und ſagen's — Nun? was ſtehn ſie da?

Chloe im Bade.

Ich habe Chloen im Bade geſehn,
Wie reizend war ſie nicht! wie ſchön!
Sie ſtand als eine der Himmliſchen da,
Die Paris auf dem Ida ſah.

Gleich einer Lilie hinter Cryſtall,
So glänzte ſie jetzt überall:
Ihr Buſen glänzte ::: geblendet zu ſehr,
Sah ich vor Glanze gar nichts mehr.

Der Sperling.

An einem heitern Frühlingsmorgen,
Trat Doris früh erwacht an's offne Fenſter hin;
Allein ihr alter Geck Kriſpin,
Schnarcht noch empfindungslos, und träumet güldne Sorgen.

Sie fühlet halb des Morgens Freuden,
Jedoch nur halb: — indem ſah' ſie in ſüßer Müh
Den Spatz bey ſeiner muntern Sie,
Sie liebten ſich ſo oft, man mußte ſie beneiden.

Auch weis ich nicht, was Chloen fehlte:
Sie ward beſtürzt, ganz roth, fieng laut zu ſeufzen an;
Sah bald ins Feld, bald nach dem Mann,
Der noch im Traum ſein Geld und ſeine Wechſel zählte.

Zuletzt ſtört ſie mit heiſſen Küſſen
Und ſüßem Ungeſtüm ihn in der Träume Lauf:
Er ſpringt beſtürzt vom Lager auf,
Und ſchreyt: „Wo iſt der Dieb, der mir mein Gut entriſſen?“

Sie zieht ihn mit beredtem Schweigen
Ans Fenſter hin, und ſeufzt: Ach Männchen! glaubeſt du,
Schon ſeh' ich eine Stunde zu,
Seit dieſe Vögelchen ſich ſo verliebt bezeigen.

Vor Bosheit fängt er an zu beben,
Sperrt weit die Augen auf, und ſchreyt erſtaunungsvoll:
„Wie? ſage, Närrinn, biſt du toll?
„Bleibſt du in Ewigkeit an Kinderpoſſen kleben?

Die Ungerechtigkeit.

An Chloen.

Man rühmt mir, Chloe, jederzeit
Dein Herz, wie fromm es ſey:
Und vor der Ungerechtigkeit,
Trägſt Du doch keine Scheu?

Du drohſt mir mit erzürntem Blick,
Stampfſt mit dem kleinen Fuß,
Und ſtoßeſt mich ergrimmt zurück:
Verdiente dieß ein Kuß?

Gut! daß du weißt, auf welch Verſehn,
Man ſolche Strafe ſetzt;
So laß es mich nur erſt begehn,
Dann ſtrafe ſo, wie jetzt!

Die Mondenfinſterniß.

Die Finſterniß des Monden zu ſehn,
Lud ich jüngſt Freund' und Brüder ein:
Dieß, ſprach ich, kann vortrefflich geſchehn
In einem Glaſe blanken Wein.

Sie kamen, und ich ſchenkte friſch ein:
Gebt acht! ſchrie ich, da, ſeht ihr, da!
Jedoch ſie ſtürzten ſchneller hinein,
Als ſich der Mond im Glaſe beſah.

Die Finſterniß gieng wieder vorbey,
Man ſah den Glanz des Mondenlichts:
Was ſaht ihr, rief ich — mit großem Geſchrey
Antworteten ſie taumelnd: Nichts!

Das Gelübde.

Unter dicht bewachſnen Linden
Fand mich Damon ganz allein,
Und er glaubt aus tauſend Gründen,
Meiner Liebe werth zu ſeyn:
Doch ich ſprach: nein, ihren Trieben,
Will ich ewig widerſtehn;
Freyheit, dich nur will ich lieben,
Wär' auch Damon noch ſo ſchön.

Seines Lebens ganzes Glücke,
Seiner Freuden Gegenſtand,
Nennt' er mich: mit ſanftem Blicke
Drückt' er mir dabey die Hand.
Ja, ſein Mund drückt' ein'ge Küſſe,
Mir aufs glühende Geſicht,
Schmeckten ſie gleich noch ſo ſüße,
Mein Gelübde brach ich nicht.

Raſch

Raſch zog er mich zu ſich nieder,
Setzte mich auf ſeinen Schooß;
Doch mir bebten alle Glieder,
Kraftlos ſank ich auf das Moos:
Nacht umnebelte die Sinnen,
Ich weiß nicht, wie mir geſchah.
Kurz: beklagt mich, Schäferinnen,
Mein Gelübde brach ich da!

Götter! wollt ihr ein Verſprechen,
Das kein Mädchen halten kann,
Wohl mit euren Donnern rächen?
Göttern ſtünde dieß nicht an!
Nie die Keuſchheit zu verſcherzen,
Schafft uns andre Sicherheit:
Gebt uns minder zarte Herzen,
Und den Schäfern Häßlichkeit.

Der Spiegel.

Ja, Doris! du biſt allzu ſchön!
Sieh', willſt du dich im Spiegel ſehn?
Sieh' her! und ſag' mir ob ich wohl
Dich ſehn und dich nicht lieben ſoll?

Nein, Doris! du biſt allzu ſchön;
Du darfſt dich nicht im Spiegel ſehn:
Du möchteſt ſonſt, zu meiner Pein,
Ein weiblicher Narciſſus ſeyn!

Der Zweifel.

Daß jeder Prieſter heilig lebt,
Der Philoſoph nach Weisheit ſtrebt,
Die Unſchuld vor Gerichte ſieget:
Das glaubt' ich? — Nein!
Daß oft der Fromme menſchlich irrt,
Der Philoſoph ſehr ſinnlich wird,
Das Recht der Schönheit unterlieget:
Das könnte ſeyn!

Wenn ſich Beatrix ſchminkt und ſchmückt,
Liebäugelt, buhlt, die Hände drückt,
Daß ſie dadurch ein Herz entriſſen,
Das glaubt' ich? — Nein!
Doch daß, wenn auch kein Putz ſie ziert,
Selinde jedes Auge rührt,
Und jeder Mund ſie wünſcht zu küſſen:
Das könnte ſeyn!

Mein Vetter ſchüttelt Geld im Hut,
Und ruft: dieß iſt das höchſte Gut!
Sieh, Kind: dieß mußt du dir erwerben.
Ihm glaubt' ich? — Nein!
Doch wenn man nicht ſein Geld vergräbt,
Mit Freunden lieber luſtig lebt,
Daß es dann ſchön iſt, Geld zu erben:
Das könnte ſeyn!

Zweykampf mit dem Amor.

Vernunft bewaffnet mich:
Nun Amor, ſtreit' ich wider dich!
Du magſt ein Gott, ich ſterblich ſeyn!
Doch, ſtreite, ſo wie ich, allein!

Ich ſieg', ich ſchwör' es dir!
Nur muſt du, dieß beding' ich mir,
Den Bacchus nicht um Hülfe flehn: —
Ein andrer ſtreite wider zween!

Was ich will und nicht will.

Berette mit den gelben Haaren
Und todtenfarbigem Geſicht;
Jung an Verſtand und alt an Jahren,
Will mich; allein ich mag ſie nicht.
Themiren, die den Roſen gleichet,
Die man im frühen Thaue bricht,
Stets Lob erhält, und kein's erſchleichet,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Megäre, die bey allen Dingen
Das Köpfchen ſchüttelt, widerſpricht,
Mit Sturm ſich Sklaven will erzwingen,
Will mich, allein ich mag ſie nicht.
Klimene, die durch Sanftmuth krieget,
Durch Flehn befiehlt, im Weichen ficht,
Und in der Unterwerfung ſieget,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Lindane, die mit tiefen Schlüſſen
Sich ſelbſt und uns den Kopf zerbricht,
Vom Grundtrieb ſchwatzt, anſtatt zu küſſen,
Will mich; allein ich mag ſie nicht.
Lucinden, die von Witz beſeelet,
Gelehrt nicht, doch vernünftig ſpricht,
Beſcheiden urtheilt, niemals fehlet,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Kerinne, deren Zauberblicken
Es nicht an Buhlerey gebricht,
Die alle Herzen will beſtricken,
Will mich; allein ich mag ſie nicht.
Celinden, die die Herzen raubet,
Wann Zucht aus jeder Miene ſpricht,
Und ſiegt ſie, nie zu ſiegen glaubet,
Will ich, allein ſie will mich nicht.

Der Gebrauch der Jugend.

Was nützt die Roſe, wenn man ſie nicht bricht?
Man geht unfühlend vorbey,
Fragt nicht, wie ſchön ſie ſey;
Sie ſtirbt, der Jüngling beklaget ſie nicht!

Was nützt die Traube, wenn man ſie nicht preßt?
Sie muß durch göttlichen Wein,
Erſt unſer Herz erfreun;
Sonſt ſchmückt ſie traurig das durſtige Feſt.

Was hilft die Schönheit, die ungenützt flieht,
Zu keinem Kuſſe verführt?
Matt, kindiſch, ungerührt,
Stirbt ſie im Frühling der Jahre verblüht!

Was hilft das Leben, wenn man es nicht nützt?
Wenn man die fröhliche Zeit
Zu lieben ſich verbeut?
Was hilft dir Doris dein Leben anitzt?

Ende des zweyten Buchs.

Scherz-

Scherzhafte Lieder.

Drittes Buch.

Liebe und Wein.

Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unſer Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müſſen dieſe geben.
Wann die Großen ſich erfreun,
Was iſt ihre Freude?
Hübſche Mädchen, guter Wein,
Einzig dieſe beyde.

Helden, die des Siegs ſich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen ſich beym Wein
Und bey ſchlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wann wir dürſten:
Aber gebt uns Lieb' und Wein:
O! ſo ſind wir Fürſten!

An ein Veilchen.

Mein Veilchen, laß die Schmeicheleyen
Des jungen Zephyrs dich nicht reuen.
Du unſrer Gärten erſte Zier!
Dich ſoll ein ſchöner Loos beglücken;
Den ſchönſten Buſen ſollſt du ſchmücken,
Und alle Grazien mit dir.

Ja, an dem Buſen von Selinden
Sollſt du den ſtolzen Wohnplatz finden! —
Vor Freuden, ſeh ich, zitterſt du?
Hier laß dich ſtolzre Brumen neiden,
Und duft' ihr dankbar alle Freuden
Der ſüßeſten Gerüche zu!

Geh hin, zu ihren ſchönen Händen!
Durch dich, mein Glücke zu vollenden,

Sey ihr mein treues Herz erklärt! ⸗ ⸗ ⸗
Umſonſt! wie könnte dieß geſchehen?
Wie bald! wie bald wirſt du vergehen,
Da ewig meine Liebe währt!

Trinklied.

Auf! werthe Brüder, ſchenkt euch ein!
Hier habt ihr Römer! hier iſt Wein!
Nun ſtoßt mit eurem Nachbar an!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Es lebe, wer dieß mit gethan!

Es leben die, die uns zur Luſt
Mit ſchwarzem Aug' und voller Bruſt
So reizend die Natur erſchuf,
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Und folgen ewig ihrem Ruf!

Der Jüngling, welchem ungeküßt
Kein Mädchen noch entronnen iſt,
Soll leben, ſpät, wie jetzt geküßt!

Ting!

Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Nie fehl' es ihm an Glück und Liſt!

Es leb' ein Greis, der noch entzückt
Sein Haupt mit jungen Roſen ſchmückt,
Der Jugend froh zu ſeyn gebeut!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Sein ſanftes Ende ſey noch weit!

Der Dichter lebe, der uns ſingt,
Was uns das Glück des Lebens bringt,
Deß Lied von Lieb' und Wein erſchallt!
Ting! ting! ting!
Kling! kling! kling!
Sein Grab umgeb' ein Roſenwald!

Der Vogel im Sprenkel.

Du weineſt, ſchöne Caroline,
Daß ſich dieß Vögelchen hier in dem Sprenkel quält?
Doch an mir ſiehſt du längſt die bange düſtre Miene,
Und fragſt nicht einmal, was mir fehlt?

Du wünſchſt die Freyheit ihm zu geben?
Wohlan! es flattre hin! ſein Glück verdank' es dir! —
Da ſieh! vom nächſten Aſt dankt dir ſein Lied das Leben,
Allein das meine raubſt du mir!

Dich ſcheint der Vorwurf zu betrüben?
Du rufſt: „ſo grauſam! ich? und wie? wann raub' ich's dir?"
Ja, Schönſte, raubſt du mir die Freyheit dich zu lieben,
Raubſt du da nicht das Leben mir?

Aufmunterung zum Trinken an Chloen.

Komm liebe Chloe, trink' mit mir!
Sieh nur dieß Glas; es winket dir!
Und kannſt du noch verſchönert ſeyn:
Vermag es nichts, als dieſer Wein.

Doch rein, bis auf den Boden rein
Muß dieſes Glas getrunken ſeyn; —
Vielleicht, wann ſich der Grund entdeckt,
Hat Amor ſich dahin verſteckt.

Der Soldat.

Zieht hier ein Krieger ſtolz geſchmücket,
Den Hut ins Auge tief gedrücket,
Mit bloßem Schwerdt vor ſeinen Reihn:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſeyn.
Doch ſoll der Zug nach Böhmen gehen,
Wo bärtige Panduren ſtehen,
Die mit verdammten Meſſern dräun:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn ſchmetternd die Trompete klinget,
Die Freud' aus rauhen Kehlen ſinget,
Und muth'ge Roſſe wiehernd ſchreyn:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſeyn.
Doch wenn ſie keine Menſchheit fühlen,
Nach Köpfen, wie nach Scheiben zielen,
Ihr junges Leben nicht bereun,
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn ſie in volle Keller brechen,
Und brüderlich zuſammen zechen,
In Ungarn oder an dem Rhein:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſeyn.
Doch wenn ſie ſich zu frech bezeigen,
Auf Schanzen, Wäll' und Mauren ſteigen,
Wo plumpe Mörſer Feuer ſpeyn:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſeyn.

Wenn Mädchen vor Kroaten beben,
Und ſich in ihren Schutz begeben,
Den ſie den Mädchen gern verleihn:
So wünſch' ich ein Soldat zu ſeyn.
Doch wenn, den Raub davon zu tragen,
Sie ſich darum mit Säbeln ſchlagen,
Sich nie der Beute ſicher freun:
So wünſch' ich, kein Soldat zu ſeyn.

Ein Verweis.

Mein ſag mir, Niklas, wie du biſt?
Hätt' ich es dir doch nicht erzählet!
Du weinſt, weil meine Mutter ſchmälet,
Daß du mich heut' geküßt.

Du Närrchen! ſchmält ſie denn auf dich?
Ich will dir wieder was erzählen:
Laß meine Mutter auf mich ſchmälen,
Und komm' und küſſe mich!

Der geflügelte Amor.

Es wartet Amor hier auf dich,
Bezaubernde Klimene!
Hier in den Büſchen, wo ich mich
Nach deinen Küſſen ſehne:
Er nimmt oft deine Mienen an;
Damit er ſich'rer ſiegen kann:
O! um geſchwinder hier zu ſeyn,
Laß dir itzt ſeine Flügel leihn!

Der Irrthum.

Ja liebe Mutter, ja! ich ſchwur mit Recht,
Als ich der Männer falſch Geſchlecht,
Wie Ihr befahlt, zu haſſen ſchwur.
Doch damals kannt' ich meine Vettern nur;
Da glaubt' ich, alle Männer wären
Den alten Zänkern gleich:
Allein, wenn Ihr dieß glaubt, betrügt Ihr Euch.
Ihr ſolltet nur den jungen Damon ſehn:
O! der iſt freundlich, der iſt ſchön!
Den würdet Ihr zu lieben nicht verſchwören.

Die Roſe.

Lukas und Nanette.

Lukas.

Wo iſt die ſchöne Roſe hin,
Die ich dir heute gab?
Halb aufgeblüht brach ich ſie dieſen Morgen ab:
Sie war des Frühlings letzte Zier,
Die ſchönſt' am Stock, und ſieh, ich gab ſie dir!
Geſteh', wo iſt ſie hin?

Nanette.

Ich traf den jungen Damon hier:
Er fand das Röschen ſchön.
Er ſprach: es ſey mir gleich. Wie konnt' ich widerſtehn?
Er bat darum: ich gab es hin;
Doch nicht umſonſt: Er gab der Geberinn
Den beſten Kuß dafür.

Die Liebe iſt blind.

Hört doch, was meine Tante ſpricht:
„Mein gutes Kind,
„Die Lieb' iſt blind:
„Verliebe dich bey Leibe nicht!“

Ey ja doch, blind! die ſchlechte Liſt!
Würd' ich wohl ſehn,
Daß Thyrſis ſchön,
Und meine Tante häßlich iſt?

Die verſöhnliche Laura.

Ich kenne dieſe ſanften Winke:
Sie laden mich zum Frieden ein.
Verſöhnte Laura, komm und trinke
Auf unſern Friedensſchluß vom beſten deutſchen Wein.

O! nähmen Könige der Erden
Zum Beyſpiel, Laura, dich und mich:
Sie würden bald verſöhnet werden:
Des Mittags zanken wir, und Abends küß' ich dich.

Der Weiſe.

Von allen Freunden abgeſchieden,
Mit Waſſer und mit Brodt zufrieden,
Lebt dort Ariſt vergnügt allein,
Und man verleibet ihn den Reihn
Der Weiſen unſrer Zeiten ein.

Von ihm bin ich nicht unterſchieden:
Ich lebe ſo wie er zufrieden,
Bey Freunden, Mädchen, und beym Wein:
Warum verleibt man mich den Reihn
Der Weiſen unſrer Zeit nicht ein?

Klagen.

Ach! an dem Ufer dieſer Quelle
Hab' ich Damöten oft geſehn.
Wie ſanft floß ſie mir da, wie helle!
Und ach! wie war Damöt ſo ſchön! —
Wie? ſeufz' ich! Geb ich deinen Schmerzen,
O Liebe, noch Gehör?
Schweig, zärtlichſtes von allen Herzen!
Du liebſt ihn ja nicht mehr.

Fand ich ſein Auge ſanft geſchloſſen,
Wie hab' ich ihn nicht oft erſchreckt,
Und ihn mit Bluhmen übergoſſen,
Und dann mit Küſſen aufgeweckt! —
Wie? ſeufz' ich? Geb' ich deinen Schmerzen,
O Liebe, noch Gehör?
Schweig, zärtlichſtes von allen Herzen!
Du liebſt ihn ja nicht mehr.

Oft, eh die Lerche noch erwachte,
Strich ich ſchon einſam durch die Au,
Und pflückte, bis ſein Blick mir lachte,
Für ihn ſchon Veilchen voller Thau! —
Wie? ſeufz' ich? Geb' ich deinen Schmerzen,
O Liebe, noch Gehör?
Schweig, zärtlichſtes von allen Herzen!
Du liebſt ihn ja nicht mehr.

Dann glänzte mir aus ſeinen Blicken
Der Liebe ſüße Trunkenheit,
Und jeder Ausdruck war Entzücken
Und jeder Kuß war Seligkeit! —
Wie? ſeufz' ich? Geb' ich deinen Schmerzen,
O Liebe, noch Gehör?
Schweig, zärtlichſtes von allen Herzen!
Du liebſt ihn ja nicht mehr.

Einſt wollt ich zornig von ihm fliehen:
Er bat mit ſchönen Ungeſtüm,
Und eh er bat, ward ihm verziehen,
Und faſt vor Luſt ſtarb ich mit ihm! —
Wie? ſeufz' ich? Geb' ich deinen Schmerzen,
O Liebe, noch Gehör?
Schweig, zärtlichſtes von allen Herzen!
Du liebſt ihn ja nicht mehr.

Nun ſcheint er Chloen nachzugehen
Und meinen Blick beſchämt zu fliehn.
Nun mag er um Verzeihung flehen:
Umſonſt! dieß wird ihm nicht verziehn! —
Wie? ſeufz' ich! Geb' ich deinen Schmerzen,
O Liebe! noch Gehör?
Ja, zärtlichſtes von allen Herzen,
Du liebſt ihn noch zu ſehr!

Der Schwur.

Du foderſt ew'ge Lieb' und Treu?
Ich ſoll ſie dir, o Doris, ſchwören?
Du dringſt darauf? wohlan es ſey!
Doch mußt du meinen Wunſch erhören!

Eh haſſe Freud' und Jugend mich,
Eh ſey mein Wein vom Waſſer trübe,
Eh ich nicht dich, — o Doris, dich, —
Wie alle Mädchen, ewig liebe.

An einen Bach im Winter.

Du rauſcheſt, ſanfter Bach, auch nicht vor Freuden mehr?
Kein Blühmchen ſpiegelt ſich in dir:
Von Schnee bedeckt, von Eiſe ſchwer,
Gleichſt du an Schwermuth mir.

Du gleicheſt mir, ſo lang' Eliſe grauſam iſt:
Da glänzt mir keine Freude mehr,
Mein Herz, das alles Glück vergißt,
Klopft kaum, von Seufzern ſchwer.

Doch dich löſ't einſt der Lenz zu neuen Freuden auf:
Da ſingt um dich der Vögel Chor,
Dein murmelnder verliebter Lauf
Lockt Bluhm' und Laub hervor.

O! daß mir doch, wie dir, auch einſt ein
Lenz erſchien,
Ergäb' ſich einſt Eliſe mir!
Da würden mir auch Freuden blühn,
Ein ew'ger Lenz in ihr!

Der Herbſt.

Trinklied.

Trinkt, trinkt, trinkt,
Trinkt, ihr unverdroßnen Brüder
Eures Lebens Sorgen nieder!
Singt, ſingt, ſingt,
Singt darunter frohe Lieder,
Trinkt darauf und ſinget wieder!

Hört, hört, hört,
Hört der Winzer ernſten Willen:
Fäſſer her! wir müſſen füllen.
Leert, leert, leert,
Leert dieß Faß mit tapfern Zügen,
Daß die Winzer Tonnen kriegen!

Der blöde Liebhaber.

Dein ſchmachtend Auge ſcheint zu ſagen,
Daß du nicht unempfündlich biſt,
Daß dir mein Blick, daß dir mein ſtilles Klagen
Ans Herz gedrungen iſt.

Was mir dein ſchmachtend Auge gönnet,
Hab' ich zu fodern nie gewagt:
Gebeut auch noch, daß dir mein Mund bekennet,
Was dir mein Blick geklagt!

Der Morgen.

Damon.

So glänzt die Zier der jungen Flore,
Die Roſe, die ſich erſt entſchlißt,
Wann ſie die lächelnde Aurore,
Begleitet von dem Zephyr küßt;
Wie du, wenn du voll Reiz und Leben,
Gegrüßt von Lerchen früh erwachſt,
Und mir, von Grazien umgeben,
Mit ſanftem Aug' entgegen lachſt.

Sylvia.

Vergebens fliehen vor Auroren
Die Schatten der bethauten Nacht,
Der junge Tag bereits geboren
Iſt ohne dich mir finſtre Nacht:
Die Bluhmen, die ich für dich pflücke,
Die ſchlummern noch, nach meinem Wahn.
Mir bricht mit deinem erſten Blicke
Zuerſt mein ſchöner Morgen an.

Die Linde.

An Chloen.

Ach Chloe! von der ſchönen Linde,
Die unſrer Lieb' oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings, ab.

Doch wird nach trüben Wintertagen,
Für ſie ein neuer Frühling blühn,
Und dieſer Schmuck, den wir beklagen,
In voller Pracht ſie überziehn.

Uns aber, liebe Chloe, blühet
Ein Frühling, Einer nur allhier.
Je öfter uns der Lenz entfliehet,
Ach! deſto älter werden wir.

O Kind! er blüh' uns nicht vergebens!
Laß uns durch Liebe glücklich ſeyn!
So darf uns doch im Herbſt des Lebens,
Des Lebens Frühling nicht gereun.

Die Unſchuld.

Mutter.

Ja, liebes Kind, bisher hab ich dich noch bewacht:
Nun biſt du ſechzehn Jahr, nun nimm dich ſelbſt in Acht.
Flieh aller falſchen Schäfer Liſt!
Sie ſagen dir, wie ſchön du biſt,
Wie ſehr ihr Herz von dir entzündet iſt:
Doch darfſt du ihnen niemals traun,
Und ſchwören ſie dir gleich, auf ihren Schwur nicht baun;
Denn wenn man ihnen nur den mindſten Kuß erlaubt,
So iſt uns ſchon die Unſchuld halb geraubt.

Tochter.

So, Mutter? iſt das wahr? ey! warum ſagtet Ihr
Mir dieſes nicht ſchon längſt? Was kann ich nun dafür,
Daß ſie mir halb geraubet iſt?
Denn Damon hat mich, welche Liſt!
Beym Spiele mehr als hundertmal geküßt.
Schön iſts! O wär' es doch erlaubt!
Wie ſchön muß es nicht ſeyn, wenn man ſie ganz uns raubt!
Sagt mir, wie das geſchieht? ſonſt ſchweig' ich etwan ſtill,
Wenn Damon kömmt, und mir ſie rauben will.

Die Eiferſucht.

Thyrſis und Phyllis.

Thyrſis.

Mädchen willſt du mirs geſtehen?
Neulich küßte Lykas dich.
Aus dem Buſch' hab' ichs geſehen,
Und das iſt mir argerlich.

Phyllis.

Und warum, das möcht' ich wiſſen,
Stört dich dieß in deiner Ruh?
Denkſt du denn, du kannſt nur küſſen?
O! er küßt ſo gut, als du!

Doris und Damon.

Doris.

Lieber Damon, dein Begehren
Dich zu lieben, geh ich ein.
Aber willſt du mir auch ſchwören,
Ewig mir getreu zu ſeyn?

Damon.

Liebe Doris, dein Begehren
Geh ich mit Entzücken ein:
Aber willſt du mir auch ſchwören,
Ewig jung und ſchön zu ſeyn?

Der Undankbare.

Mein Damon — ach! er fliehet mich,
Entreißet meinen Feſſeln ſich!
Was gleichet meinem Schmerz?
Er glaubt, daß ich ihm grauſam bin,
Und trägt ſein Herz zu Daphnen hin,
O! kennt' er doch mein Herz!

Macht ihm mein oft verwirrter Blick
Sein mündlich ihm verſagtes Glück
Nicht ſchmachtend offenbar?
O! möcht' er mir nur untreu ſeyn,
So rächt' ich mich durch Stolz: allein
Er iſt auch undankbar.

Die Nachtigallen.

Ihr dichteriſchen Nachtigallen
Laßt hier ſo frühe Lieder ſchallen!
Die Liebe wecket euch:
Sie wecket mich zugleich.
O wär' ich euch in allem gleich!
Allein, ihr ſingt der Liebe Freuden;
Ich ſinge nichts als ihre Leiden:
Wie ſehr beneid' ich euch!

Ende des dritten Buchs.

Scherzhafte Lieder.

Viertes Buch.

Mittel der Deutſchen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutſchlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und Weſt, und in Nordoſten wohnen,
Sind halb ſo weiſe nicht, als wir.

Der leichte Franzmann pfeift, und ſchnel-
det Kapriolen;
Der römiſche Kaſtrate ſingt;
Der Britte greift nach Strang, nach Degen,
nach Piſtolen,
Der Deutſche, was thut der? er trinkt!

Der Ruf.

Ja, reizende Selinde,
Von unſrer Zärtlichkeit,
So unwahr ich es finde,
Spricht man ſeit langer Zeit:
Man ſaget, deine Blicke
Verriethen dich zu ſehr;
Zu meinem ganzen Glücke
Ach! fehlte wenig mehr.

Du weißt, wie viel noch fehlet,
Ich wünſcht', es fehlte nicht!
Indeß', Selinde, quälet
Dich ein ſo falſch Gerücht,
Hör' auf dich zu beklagen,
Und folge meinem Rath:
Thu', was die Leute ſagen,
So ſchweigt die ganze Stadt.

Alexis und Naide.

Alexis.

Ich nenne dich, ohn' es zu wiſſen,
Im Traume glaub' ich dich zu küſſen,
Abweſend ſeufzt mein Herz nach dir.
Was um dich iſt, zwingt mich zum Neide;
Erblick' ich dich, o welche Freude!
Naide! ſprich, was fehlet mir?

Naide.

Ein jeder Ort, wo ich dich finde,
Wird mir ein Tempe: dieſe Linde,
Dieß Thal, die Au, das Ufer hier:
Hör' ich hier Philomelen ſchlagen,
Gerührt ſing' ich in ihre Klagen.
Alexis! ſprich, was fehlet mir?

Alexis.

Entfernt hab' ich dir viel zu ſagen,
Du kömmſt, und mußt mich alles fragen,
Und Abſchied nehm' ich ſtumm von dir.
Bald eil' ich wieder, dich zu ſuchen:
Und einſam red' ich mit den Buchen.
Naide! ſprich, was fehlet mir?

Naide.

Dein Auge trauert, und ich weine;
Du lächelſt: gleich dem Sonnenſcheine
Fließt Freud' auf mich herab von dir.
Man lobt dich, um mich zu gewinnen,
Doch zittr' ich, thun es Schäferinnen.
Alexis: ſprich, was fehlet mir?

Alexis.

Mir gelten deine ſanften Blicke
Weit mehr als aller Fürſten Glücke.
Naide! dieß muß Liebe ſeyn.

Naide.

Gern will ich Trift und Heerde miſſen,
Um dich zu ſehn, um dich zu küſſen:
Alexis! dieß muß Liebe ſeyn.

Das macht ſie mir nicht weiß.

Lykas, zitternd mit der Brille,
Küßt Belinden, ſie hält ſtille;
Sie bleibt kalt, und er ſcheint heiß.
Daß er bloß durch Liebkoſungen
Hand und Herz ihr abgedrungen:
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Neulich ſcherzt' ich mit Nerinen,
Troz der übrigen Ruinen,
Sah ſie ziemlich roth und weiß:
Doch daß ſie, vom Schlaf erwachet,
Schon ſo frühlingsmäßig lachet:
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Ihrem Mopſus ſchwört Neäre,
Daß ihr Herz nur ihm gehöre,
Andern ſey es Stahl und Eis:

Daß ſie lieber ſich erſtäche,
Als ihm Wort und Eidſchwur bräche:
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Ueber den Verfall der Tugend
Schreyt Beatrix, weil die Jugend,
Was nur Mütter wußten, weiß;
Doch, daß Singen, Beten, Leſen
Stets ihr Zeitvertreib geweſen,
Nein, das macht ſie mir nicht weiß.

Der wankende Entſchluß.

Ja, ja, dem Traubengott allein
Will ich die beſten Stunden weihn:
Die Liebe macht mir nichts als Plagen.
Auf! Brüder, helft mir ſie verjagen!

Ich ſang's; die Brüder ſangen drein:
„Was iſt die Liebe gegen Wein?
„Ein Auge gegen Bacchus Rebe?
„Es ſterbe Venus! Bacchus lebe!

Schwört, ſchwört! fieng jeder an zu ſchreyn:
Und Cydaliſe trat herein;
Ein Zittern fuhr mir durch die Glieder,
Und ſchamvoll beugten ſich die Brüder.

An den Traumgott.

Hier ſchlief ich, hier auf dieſer Stelle;
Dieß iſt das veilchenvolle Gras,
Dieß iſt der Baum, dieß iſt die Quelle:
Hier träumte mir vom jungen Licidas!

Er kam, und o! mit welchen Blicken!
Sie ſprachen, was ſein Mund nicht ſprach.
Sein ganzes Herz mir auszudrücken,
Hub er zu ſeufzen an; ich ſeufzte nach.

Mit Stammeln klagt' er mir ſein Leiden,
Mit Stammeln ich ihm meinen Schmerz:
Da ſchlug er ſeinen Arm voll Freuden
Um meinen Hals und drückte mich ans Herz.

Frey küßt' er mich, und, welch' ein Glücke!
Ich ward nicht einmal roth dabey:
Ich gab ihm jeden Kuß zurücke,
Erſt ſchwach und ſchüchtern, dann gleich ſtark, gleich frey.

Hier ſchlummr' ich nun von neuem wieder:
O Traumgott, komm mit leiſem Schritt,
Und zeige mir den Schäfer wieder! —
Haſt du noch mehr der Freuden? bring' ſie mit!

Die früh aufgehende Sonne.

Ihr Freunde, wundert euch nur nicht,
Daß Titan ſtets ſo früh erwachet,
Da mich kaum ſein mittäglich Licht
Zur Mahlzeit wieder munter machet.

Wahrhaftig! kann es anders ſeyn?
Der gute Titan! geht er unter,
So trinkt er Waſſer: tränk' er Wein,
So würd' er auch wohl ſpäter munter.

Kupido.

Kupido.

Stellt mir der weiſe Liſider
Den Gott der Liebe ſchrecklich vor,
Mit ſchweren fürchterlichen Pfeilen,
Wovon die Wunden ſelten heilen,
Und glaubt alsdann, ich fürchte mich:
So irrt er ſich.

Malt mir ein zärtlicher Amynt
Den Gott der Liebe, als ein Kind,
Sanft, ſchlau, zu ſchmeicheln ſtets befliſſen,
Schön wie der Lenz, ſchön bis zum küſſen:
Wie wird alsdann dieß Kind für mich
So fürchterlich!

An den Amor.

Lieber Amor, leihe mir
Einen doch von deinen Pfeilen!
Ich ſchwör' auch den Raub mit dir,
Chloens Herz, mit dir zu theilen. —

Falſcher! du verweigerſt ſie?
Wart! ich will's der Mutter klagen!
Chloens Augen leihſt du ſie,
Und mir willſt du ſie verſagen?

Philomele.

Ach, Thyrſis! welchen ſüßen Schmerz
Singt Philomele mir ins Herz!
Es ſchmilzt von ihren Klagen.
Ach, Thyrſis! wenn du jetzo kämſt,
Mich küſſend in die Arme nähmſt,
Was könnteſt Du nicht wagen!

Das wird ſich weiſen.

Roſalien, das ſchöne Kind,
Das jeder Jüngling lieb gewinnt,
Fängt itzt der zärtliche Philint
Im Lieben an zu unterweiſen:
Noch färbt, wann er von Küſſen ſpricht,
Ein ſchamhaft Roth ihr Angeſicht:
Ob nach acht Tagen, weiß ich nicht:
Das wird ſich weiſen.

Selinde zieht den Bellamor
Dem ſeufzervollen Liſidor
Und ſeiner Augenſprache vor:
Er droht mit Gift, Piſtol und Eiſen:
Man läßt ihn ungeſchloſſen gehn,
Läßt alles ihm im Wege ſtehn:
Iſts um ſein Leben nun geſchehn?
Das wird ſich weiſen.

Wie ruhig kann Agneſe nicht,
Wenn eine Frau Geſetz und Pflicht
Und die geſchworne Treue bricht,
Sich wegen ihrer Tugend preiſen!
Bald ſetzt der flatternde Kleant
Ihr unverſuchtes Herz in Brand:
Hat ihre Tugend noch Beſtand?
Das wird ſich weiſen.

Joſt, der das Geld nach Säcken zählt,
Dem nichts, als nur Verſtand gefehlt,
Geht, weil ihn Muhm' und Oheim quält,
Mit Wechſeln wohl verſehn, auf Reiſen:
In Frankreich, Welſchland, Engeland
Wird bald der reiche Joſt bekannt:
Was bringt er mit? vielleicht Verſtand?
Das wird ſich weiſen.

Selinde.

Schön iſt Selinde, wenn ſie lächelt;
Schön, wenn ſie ſchweigt, ſchön, wenn ſie ſpricht:
Schön, wenn ſie ſcherzt, ſich ſchalkhaft fächelt
Schön, wenn ſie zornig mit mir bricht.

Schön, wenn ſie tanzt, ſchön, wenn ſie ſpielet;
Schön, wenn ſie ſingt, ſchön, wenn ſie lieſt:
Schön, wenn ſie Lieb' und Mitleid fühlet:
Am allerſchönſten, wenn ſie küßt!

Der langſame Kriſpin.

Bey heitern Mondenſcheine,
Erwartete im Hayne
Erzürnt Klaudine den Kriſpin:
Wie ärgerte Klaudinen
Die Trägheit von Kriſpinen!
Denn, eh er kam, gieng halb der Abend hin.

Nun lief die Gall' ihr über:
In ihres Zornes Fieber
Brach jeder ihrer Donner los:
Er ſchrie, voll tiefer Reue:
Klaudinchen, ach! verzeihe!
Ich geb' es zu, mein Fehler iſt ſehr groß!

Sein Weinen und ſein Flehen
Half nichts, ſie hieß ihn gehen; —
Dieß währte bis um Mitternacht.

Er bat mit mildern Blicken,
Ihn mindſtens fortzuſchicken:
Doch deſto mehr ſchien ſie nur aufgebracht.

Wohl! ſprach er, deinen Willen
Muß ich einmal erfüllen,
Und trollte nach dem Weinhauſ' hin: —
Nun fieng ſie an zu flehen:
Kriſpin! du wollteſt gehen?
Nur noch ein Wort: — Ach bleib' Kriſpin!
Kriſpin!

Der Vorwurf.

Phyllis an Damon.

Wie? Damon, du beklageſt dich,
Daß du weit ſtärker liebſt, als ich?
Sprich, was haſt du noch je gewagt?
Von mir geſodert? ich verſagt?

Du kömmſt: entgegen lauf ich dir;
Du ſprichſt: es wallt mein Herz in mir.
O! fodre mehr! dann ſiehe zu,
Wer ſtärker liebt, ich oder du?

Die boshafte Schäferin.

Thyrſis.

Der Frühling iſt ſchon wieder da:
Und du liebſt noch nicht, Sylvia?
Wann wird einmal dein Herz empfinden?
Glaubſt du, du ſeyſt dazu zu jung?
Nein! Schäferinnen, die entzünden,
Sind auch zur Liebe reif genung.

Sylvia.

Ich glaubt' es, und ich folgte dir:
Wie oft riethſt du die Liebe mir!
Wie ſchön hab' ich den Rath gefunden!
Ja Thyrſis, dich werd' ich zwar fliehn,
Doch heute noch werd' ich verbunden:
Mich liebt Amynt, und ich lieb' ihn!

Die

Die Klugheit.

Ja, Damon, ich verſtehe dich!
Du ſuchſt mir einen Kuß zu rauben:
Gut! Einen will ich dir erlauben;
Doch ſey auch klug! verſtehſt du mich?

Der Strauß am Buſen reizet dich?
Ich ſeh, du wünſcheſt ihn zu rauben:
Wohl! ich will dir auch dieß erlauben;
Doch ſey auch klug: verſtehſt du mich?

Du ſehneſt nach dem Schatten dich,
Und ſiehſt dich um nach jenen Lauben?
Komm, führ' mich hin, ich will dirs glauben:
Doch ſey auch klug! verſtehſt du mich?

Der verſchwundene Amor.

Ich trank mit Chloen Malaga:
Schnell war der Gott der Liebe da.
Ach! ſeufzte Chloe, ſieh, ſchon ſtört er unſre Freuden;
Haſch' ihn mit mir, ich will die Flügel ihm beſchneiden.

„Halt, liebſte Chloe! ſagt' ich, halt!
„Die Flügel wachſen ihm zu bald,
„Dem kleinen Böſewicht! wir wollen ihn erſticken:
„Nicht wahr? ſo kann er uns in Zukunft nicht berücken.

Wir haſchten: eh man ſichs verſah,
War er bald dort, bald wieder da;
Zuletzt verſchwand er gar. Doch, als wir ausgetrunken,
Da fühlten wir, er war in unſern Wein geſunken.

Das Singen.

Chloe an Thyrſis.

Ich ſinge, weil du es begehrſt,
Und ſinge gern, weil du es gerne hörſt:
Denn dir wünſch' ich vor allen,
Mein Thyrſis, zu gefallen.

Doch, Thyrſis, ſprich! was ſoll ich dir
Stets ſingen? Wie? haſt du denn ſonſt bey mir
Nichts, gar nichts anzubringen?
Kann ich nichts mehr, als ſingen?

Die ſchreckliche That.

Ihr Götter habt es angeſehen,
Welch' eine Bosheit hier geſchehen:
Und zaudert noch und ſtraft ihn nicht,
Den undankbaren Böſewicht?

Ihr Enkel, hört ihr meine Lieder:
So ſagt es euren Enkeln wieder,
Und präget ihnen zeitig ein
So ſchwarze Frevelthat zu ſcheun!

Auf dieſen ſonnenreichen Höhen,
Brach ein Verräther von Lyden
Sie, die zur Reife Hoffnung gab,
Der Trauben ſchönſte, — unreif ab.

Der Kuß.

Ich war bey Chloen ganz allein,
Und küſſen wollt' ich ſie:
Jedoch ſie ſprach, ſie würde ſchreyn,
Es ſey vergebne Müh.

Ich wagt' es doch, und küßte ſie,
Trotz ihrer Gegenwehr.
Und ſchrie ſie nicht? Ja wohl, ſie ſchrie; —
Doch lange hinter her.

Befehl an den Zephyr.

Du, Zephyr, der das ſtille Sehnen
Des Hirten ſeiner Hirtinn ſagt,
Wenn er, zu blöde bey der Schönen,
Nur Büſchen ſeinen Kummer klagt.

Findſt du, dem Schlummer überlaſſen,
Belinden, die die Lieb' empört,
So liſpl' ihr zu, ich müßt' erblaſſen,
Wenn ſie mein Seufzen nicht erhört.

Doch, fragt ſie nichts nach meinen Klagen,
Lacht ſie wohl noch zu der Gefahr:
So kannſt du im Vertraun ihr ſagen,
Was du erſt ſagteſt, ſey nicht wahr.

Die kranke Flaſche.

Als Lukas bey der Flaſche ſaß,
Da ſeufzt' er über jedes Glas,
Das er ſich eingeſchenkt:
Sein Nachbar ſah ihm lange zu,
Und rief zuletzt: Was ſeufzeſt du?
Freund Lukas! ſage, was dich kränkt.

Die Flaſche, ſprach er, kränket mich:
So bald ich trinke, grämt ſie ſich;
Wie ſchrecklich nimmt ſie ab!
Stax rief den Arzt, den Wirth, herein,
Der bald durch ſeinen guten Wein
Der Kranken neue Kräfte gab.

Allein was daurt auf dieſer Welt?
Die Flaſche ward bald hergeſtellt,

Bald

Bald ſterbenskrank gemacht;
Bis endlich Lukas niederſank,
Er ſelber krank, ſein Fläſchchen krank;
Und beyde kränkeln alle Nacht.

An die Nachtigall.

Wie gern hört meine Sylvia
Dir, kleine Philomele, zu!
Drum, lieber Vogel, ſchlage du,
Ach! ſchlage dieſen Abend ja!

Antworte du für ſie: Ja, ja!
Wenn ich ſie frage: Liebſt du mich?
Sieh', Närrchen, ich belohn' auch dich,
Da iſt ein Würmchen, da!

Die Sicherheit in der Flucht.

Mein Thyrſis! dürft' ich dir doch ſagen,
Warum ich dich ſo ſchüchtern flieh:
Du würdeſt nicht voll Wehmuth klagen,
Ich wäre hart, und fühlte nie.
Ach! Thyrſis! grauſam gegen mich,
Flieh ich, — aus Liebe flieh ich dich!

Oft ſitz' ich in verſchwiegnen Büſchen,
Und ſeufze: Thyrſis, wärſt du da!
Es rauſcht ein Weſtwind in den Büſchen,
Ich flieh, und glaube, du biſt da.
Aus Haß nicht, grauſam gegen mich,
Flieh ich, — aus Liebe flieh ich dich!

Ja Thyrſis, willſt du nichts begehren,
Als dieß mein zärtlich Herz allein:
So will ich, ſchöner Jüngling, ſchwören,
Mein zärtlich Herz bleibt ewig dein;
Doch, Himmel! wenn du mehr wirſt flehn,
Was werd' ich dir nicht zugeſtehn!

Der Türke.

Einſt kam ein Reiſender zurück
Weit her aus der Türkey:
Da, ſagt er, blüht der Männer Glück,
Da leben ſie recht frey.

Da nimmt man Weiber wie man will,
Und weiß von keiner Zahl;
Der braunen und der blonden viel,
Und viel auch auf einmal!

Verdammt, rief Stax ganz auſſer ſich,
Sey unſer Eigenſinn!
Ey, Bruder, ey, wie ärgert's mich,
Daß ich kein Türke bin!

Sein Weibchen ſah ihn lächelnd an,
Und ſprach: „Was fällt dir ein?
„Ey ja, du würdeſt, guter Mann,
„Ein feiner Türke ſeyn?

An die Muſe.

Hier nimm die ſanfte Leyer wieder,
O Muſe, die du mir geliehn;
Nun ſing' ich weiter keine Lieder,
Die von der Jugend Freuden glühn.

Verzeih, wenn ich zu ſchwach geſpielet!
Die Liebe fodert unſer Herz:
Das wenigſte hab ich gefühlet;
Das meiſte ſang ich bloß aus Scherz.

Von Waffen und von Haß umgeben,
Sang ich von Zärtlichkeit und Ruh:
Ich ſang vom ſüßen Saft der Reben,
Und Waſſer trank ich oft darzu.

Kömmt einſt der goldne Friede wieder,
Fühl' ich einſt gar der Liebe Glück:
Vielleicht wag' ich dann ſchönre Lieder:
Dann, Muſe, gieb mir ſie zurück!

Ende des vierten Buchs.

Scherzhafte Lieder.

Fünftes Buch.

Preis der Lieder.

Amor und der Dichter.

Amor.

Guter Dichter! ſinge mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fodre kühnlich von mir wieder,
Was du willſt, ich geb' es dir.

Der Dichter.

Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll für die mein Lied dich ehren? —
Aber laß doch einmal hören:
Welchen Lohn verſprichſt du mir?

Amor.

Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebſte Turteltauben:
Sieh, ich will ihr eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

Wie? zwey Täubchen, welche ſich
So getreu und zärtlich lieben,
Durch die Trennung zu betrüben!
Harter Räuber, ſchäme dich.

Amor.

Aber einen ſtolzen Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?
Wagſt du den wohl auszuſchlagen?
Er fliegt mit dir Himmelan.

Der Dichter.

Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fahr' ich durch die Sphären.
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Fehlt mir doch Ambroſia.

Amor.

Nimm hier meiner Augen Band!
Fühl', wie weich! — Macht dieß dir Freude?
Von der allerfeinſten Seide
Webt es meiner Mutter Hand.

Der Dichter.

Nehm' es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch' ich Augenbinden?
Immer ſeh' ich nach Selinden;
Und noch ſeh' ich mich nicht ſatt.

Amor.

Amor.

Nun ſieh' meinen Köcher hier!
Von den wohlbekielten Pfeilen,
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen ſchnellſten dir.

Der Dichter.

Und er trifft? O welch ein Lohn!
Gieb ihn! = = = Himmel! wie geſchwinde
Traf er! Mein, mein iſt Selinde! —
Guter Gott! ich ſinge ſchon.

Ein ſchlimmer Troſt.

Damöt.

Du biſt meiner Seufzer müde?
Ach! ich glaub' es, Sylvia!
Doch Ein Wörtchen ſchafft dir Friede:
Sprich zu meinen Wünſchen „Ja.

Sylvia.

Um dein Seufzen nicht zu hören,
Sollt' ich ſelber ſeufzen? Nein!
Nein, Damöt! laß dich nicht ſtören!
Lachen will ich; ſeufz' allein!

Das Beyſpiel.

Wenn ich bey meiner Mutter bin,
So liegt mir weiter nichts im Sinn,
Als nur mein Puppenſpiel;
Allein wenn Hänschen mit mir ſpricht,
Wie kömmt es doch? dann denk' ich nicht
An meine Puppen viel.

Ich denke ſtets: O wenn doch Er
Nur ſechzehn Jahr' erſt älter wär,
Ich zehne nur! wie gut:
Dann wollten wir recht altklug thun,
So klug, als Hänschens Vater nun
Mit meiner Mutter thut.

Die zu ſpäte Ankunft der Mutter.

Beſchattet von blühenden Aeſten,
Gekühlet von ſpielenden Weſten,
Lag Roſilis am Bache hier,
Und Hylas neben ihr.

Sie ſangen ſich ſcherzende Lieder,
Sie warf ihn mit Bluhmen, er wieder;
Sie neckte ihn, er neckte ſie
Wer weiß wie lang' und wie.

Vom Lenz und von Liebe gerühret,
Ward Hylas zum Küſſen verführet:
Er küßte ſie, er drückte ſie,
Daß ſie um Hülfe ſchrie.

Die Mutter kam eilend und fragte,
Was Hylas für Frevel hier wagte;
Die Tochter rief: Es iſt geſchehn!
Ihr könnt nun wieder gehn.

Die geheilte Eiferſucht.

Er küßt ſie! ha! das ſoll ich ſehn? —
Sie küßt ihn! ach! ich muß vergehn!
Fort! füllt mir einen Becher an,
Daß ich in dieſen ſehen kann.

Ich ſeh', und trink', ich trink' und ſeh. —
O Evan! Evan! Evohe!
Welch Glück! ich ſehe gar nichts mehr,
Als Wein und Becher um mich her.

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberſt ja ſchon!
Die ſprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleyer
Die wachſende Bruſt,
Die Blicke ſind Feuer
Und tödtende Luſt.

Schon ladet zum Küßchen
Der ſchwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du ſingeſt, du ſpieleſt,
Du tanzeſt, wie ſchön!
Und willſt, was du fühleſt,
Dir ſelbſt nicht geſtehn.

Die Mutter mag ſagen,
Du ſeyſt noch zu klein:
Du darfſt es nur wagen,
Es nicht mehr zu ſeyn.

Noch kleiner, Roſette,
Iſt Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Eine ſehr gewöhnliche Geſchichte.

Philint ſtand jüngſt vor Babets Thür,
Und klopft', und rief: Iſt niemand hier?
Ich bin Philint: laßt mich hinein! —
Sie kam, und ſprach: Nein! Nein!

Er ſeufzt', er bat recht jämmerlich.
Nein! ſagte ſie, ich fürchte dich;
Es iſt ſchon Nacht, ich bin allein:
Philint, es kann nicht ſeyn!

Bekümmert wollt' er wieder gehn:
Da hört' er ſchnell den Schlüſſel drehn;
Er hört': „Auf einen Augenblick!
„Doch geh' auch gleich zurück!“

Die

Die Nachbarn plagt die Neugier ſehr:
Sie warteten der Wiederkehr;
Er kam auch, doch erſt Morgens früh.
Ey! ey! wie lachten ſie!

Die Lehre.

Alexis und Neäre.

Alexis.

Komm, ſchönes Kind! laß dich die Liebe lehren!
Wir ſind allein.

Neäre.

Ja, Freund! ich will es dir nicht wehren,
Ich will gelehrig ſeyn.

Alexis.

Hier ſetze dich, und lies in meinen Blicken! —
Sieh mich recht an!

Neäre.

Was ſeh' ich? — o! welch ein Entzücken,
Das ich nicht nennen kann!

Alexis.

Alexis.

Gieb mir die linke Hand und wirf die rechte
Mir um den Hals.

Neäre.

Gut! mein Alexis; doch ich dächte,
Du thätſt es ebenfalls.

Alexis.

Nun küſſe mich, bis mir und dir, Neäre,
Die Lippen glühn.

Neäre.

Wie wird mir? — Ach! Alexis! lehre
Mich deiner Lehr' entfliehn!

Die unbelohnte Mühe.

Damöt und Phyllis.

Damöt.

O welch ein ſüßer Augenblick!
Wie ſehnlich wünſcht' ich mir das Glück,
Dich hier allein zu ſehn!

Phyllis.

Nun wohl! du ſiehſt mich alſo hier!
Doch ſprich, was möchteſt du von mir?
Denn ich muß wieder gehn.

Damöt.

Gieb mir die ſchöne Hand! ich muß
Sie küſſen. Ach! für dieſen Kuß
Gäb' ich mein Leben hin!

Phyllis.

Die Hand? mehr nicht? — Da haſt du ſie! —
Nun! das verlohnt ſich wohl der Müh,
Daß ich gekommen bin!

Die Erfahrung.

Damon und Chloe.

Damon.

O Chloe, warum fliehſt du mich?
Kann ich dir denn ſo furchtbar ſeyn?

Chloe.

Ja, Damon! denn ich liebe dich:
Und wir ſind ganz allein.

Damon.

Du liebſt mich nicht, wie ich dich lieb':
Ein Küßchen kriegt' ich ſonſt zum Lohn.

Chloe.

Ja! wenn es nur beym Küßchen blieb'!
Euch Vögel kenn' ich ſchon.

Die Liebe zur Deutlichkeit.

So oft Amynt mich flieht,
Iſt dieß ſein ewig Lied,
Daß hier nichts mehr erfreut,
Als Lieb' und Zärtlichkeit.

„Die Liebe flößet Luſt
„In des Betrübten Bruſt,
„Den Sklaven macht ſie reich,
„Den Fürſten Göttern gleich.“

Doch was iſt dieß für mich?
Spräch' er: Ich liebe dich!
Daß hieß' ich doch geredt:
Dann wüßt' ich, was ich thät'.

Die Schläferinn.

Nennt mich nur eine Schläferinn!
Ich weiß gar wohl, warum ich's bin.
Was mir im Traume wiederfährt,
Iſt wohl des langen Schlafens werth.

Im Traume, (ſoll ich's euch geſtehn?)
Im Traume küßt mich Damaren.
Wird wachend mich ſein Kuß erfreun:
Gebt Acht, ſo ſchlaf' ich nicht mehr ein.

Die Vorſicht.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Seht doch die kleine Närrinn an!
Wie iſt ihr ſchon ſo wohl zu Muthe!
Kaum fürchtet ſie nicht mehr die Ruthe,
So will ſie auch ſchon einen Mann.

Tochter.

Mamachen, ach! Sie ſagten ja,
Als Julchen einen Sohn bekommen:
Wenn ſie nur einen Mann genommen,
So wär nicht der Spektakel da.

Der beſte Entſchluß eines Frauenzimmers.

Für einen der davon gelaufen,
Für einen frommen Böſewicht
Wählt Dido ſich den Scheiterhaufen.
Führwahr! das thät' ich nicht.

Den falſchen Flüchtling ließ ich wandern,
Froh, daß er fortgewandert wär,
Und nähme mir flugs einen andern.
Es giebt ja ihrer mehr.

Ein Tauſch.

Damaren und Finette.

Damaren.

Gieb mir deinen Stab, Finette!
Sieh ich gebe dir dafür
Meinen Hund. Es giebt, ich wette,
Kein geſchickter Thier.

Finette.

Nicht doch! ey! wenn ich doch hörte!
Deinen Hund! Er biſſe mich,
Denn dich kennt er; und wie wehrte
Ich mich wider dich?

Ein guter Rath.

Chloe und Sylvia.

Chloe.

Schweſterchen! wie fang' ichs an,
Von der Männer Schmeicheleyn
Mich ein wenig zu befreyn?

Sylvia.

O! dieß iſt ſehr leicht gethan:
Räum' nur ihnen alles ein,
Bald wirſt du verlaſſen ſeyn.

Chloe.

Aber wie verhalt' ich mich
Bey Damöten? Ganz allein
Wünſch' ich ſtets bey ihm zu ſeyn.

Sylvia.

Kind! vor dieſem hüte dich!
Dieſem räume ja nichts ein:
Stets wird er dann bey dir ſeyn.

Chloris an die Nachtigall.

Bewohnerinn von dieſen Sträuchen,
Du kleine ſüße Nachtigall!
O! laß dich doch mein Flehn erweichen,
Und gönn' uns länger deinen Schall!

Bald kömmt Alexis aus der Ferne.
Wie ſüß der ſinget, ſingſt du nicht:
Lern' von ihm ſingen! von dir lerne
Er lieben; denn dieß kann er nicht.

Chloens Abendſeufzer.

Willkommen, Nacht! wie ſehnſuchtsvoll
Schmacht' ich nach deinen Finſterniſſen!
Bedeckt von deinen Schatten ſoll
Mich heute Thyrſis küſſen.

O! ziehe deinen ſchwarzen Flor,
So dicht ihn die Natur dir gönnet,
Dem allerkleinſten Sternchen vor,
Das an dem Himmel brennet;

Daß Eiferſucht und Neugier nicht
Die Ruhſtatt unſrer Lieb' ergründen:
Mein Thyrſis weiß, auch ohne Licht,
Sein Mädchen bald zu finden.

Und du, o Morpheus, ſteig' auch du
Mit deinem Zauberſtabe nieder,
Und ſiegle ſie recht feſte zu
Der Mutter Augenlieder.

Ja, gieb, daß auf der Erde ſich
Kein einz'ger Friedensſtörer rege,
Und nebſt dem Liebesgott nur ich
Und Thyrſis wachen möge.

Auf

Auf einen entflohenen Vogel.

An Lalagen.

Da flieht er fort! — Du weinſt um ihn?
O! laß den Undankbaren fliehn.
Du fütterteſt ihn aus der Hand;
Wie lohnt er dir? mit Unbeſtand.

Das was er konnte, kann auch ich:
Er ſang dir, und ich ſinge dich;
Er pickte dich, und flieht vor dir,
Ich küſſe dich, und bleibe hier.

Er ſetzte ſich auf deinen Schooß.
Gut! er war klein und ich bin groß.
Auf meinem Schooße herz' ich dich:
Das konnt' er nicht, und das kann ich.

Das zärtliche Mädchen.

Chloe und die Liebe.

Die Liebe.

Wie? meine Feſſeln willſt du tragen?
Hier ſind ſie: die verſag' ich nie.

Chloe.

Was kann ein zärtlich Herz nicht wagen?
Für Damarenen trag' ich ſie!

Die Liebe.

Wie wird es deinem zarten Herzen
Bey minder Freud' als Schmerz ergehn?

Chloe.

O Liebe! gieb mir nur die Schmerzen!
Die Freuden gieb dem Damaren!

Antwort auf eine Auffoderung zur Freundſchaft.

Mädchen? wie, in deinen Jahren
Willſt du, daß wir Freunde ſeyn?
Geh, du biſt ganz unerfahren,
Lade mich zur Lieb' itzt ein.

Siehe Zerborn, ſiehe Floren!
Iſt ſie Freundinn? iſt er Freund?
Schon im Lenz, der ſie geboren,
Hat die Liebe ſie vereint.

Deinen Haß wollt' ich itzt lieber,
Als die Quaal, dein Freund zu ſeyn:
Haſt du zwanzig Jahre drüber,
Dann geh' ich die Freundſchaft ein.

Die letzte Bitte.

Hanns und Grete.

Hanns.

Sieh, liebes Weib, ich ſterbe nun,
Und will mich gern dazu bequemen:
Doch werd ich nicht im Grabe ruhn,
Wo du mir ſollteſt Töffeln nehmen.
Komm, ſchwöre mir, es nicht zu thun!

Grete.

Stirb, lieber Hanns, ſtirb nur in Ruh!
Eh würd' ich mich zu Tode ſchämen,
Als daß ich ſollte, hießeſt du
Es mir gleich ſelber, Töffeln nehmen.
Ich ſagt' es ſchon dem Großknecht zu.

Die Unempfindliche.

Jüngſt ſendete Cythere
Den Amor, Chloen zu.
Der Retter meiner Ehre,
Sprach ſie, o Sohn, biſt du.

Sie will mir widerſtehen,
Geh, ſchaffe mir ihr Herz. —
Ha: dieß iſt bald geſchehen,
Sprach er, für mich ein Scherz!

Er flog und kam bald wieder,
Doch ohne Chloens Herz:
Und Thränen floſſen nieder,
Und ſagten ſeinen Schmerz. . . .

So? neue Schelmereyen?
Rief ſie, Du? ledig hier?
Nie würd' ich mir verzeihen,
Verzieh' ich itzo dir. —

Sie legt ihn auf die Kniee,
Und brach ein Röschen ſich : : :
Ach! Mütterchen! verziehe!
Schrie er, du tödteſt mich! —

Vor zärtlichem Erbarmen
Entfiel die Zucht der Hand,
Sie nahm ihn bey den Armen,
Die er ſanft um ſie wand.

Ja, ſprach er, meines Lebens
Bin ich wahrhaftig ſatt:
Nie ſchmeichelt ich vergebens,
Wie ich bey Chloen that.

Mit hundert Alexandern
Wag ich es ſicherlich:
Doch Chloe zieht mich andern,
Und niemals nimmt ſie mich.

Das goldne und eiſerne Zeitalter.

Wo Fürſten wie Tyrannen wüten,
Wenn man nicht glaubt was ſie gebieten,
Und Dummheit den Verdienſten dräut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit ſtraft, der Tugend lohnet,
Die Künſte hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten,
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt, als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bey Gläſern ſich vertragen,
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweyt:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren
Und wären ſie hochwohlgeboren
Mit Epheu krönt und Wunder! ſchreyt:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen,
Und mehr als ihre Mütter wiſſen,
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet,
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo er ungeſchwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, ſich deſſen freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Schönen griechiſch diſputiren,
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dintenflecken nie befreyt:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch, wo ſie Gellerten empfinden,
Mit feinem Witz Verſtand verbinden,
Das Herz nicht den Verſtand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weiſheit
nennet,
Dem Jünglinge kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo bey der Jugend leichten Tänzen,
Der Greis gekrönt mit Roſenkränzen
Sich der genoßnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Das Meßgeſchenke.

Vater und Sohn.

Vater.

Mein lieber Sohn, hier ſchenk' ich dir
Ein Sehrohr. In der blauen Ferne
Zählſt du dadurch die kleinſten Sterne,
Erkennſt ein Meilenlang Revier.

Sohn.

Ey! ich laß Sterne Sterne ſeyn.
Zu was ſoll mir das Sehrohr taugen?
Ich ſehe nur nach Phyllis Augen,
Ich ſehe nur in meinen Wein.

Das iſt nicht auszuſtehn.

Daß Veit bey ſeinem ekeln Weibe
Sich insgeheim zum Zeitvertreibe
Ihr Kammermädchen auserſehn,
Das laß ich noch geſchehn.
Doch bey der ſchönſten Gattinn Jugend,
Und Freundlichkeit, und Witz, und Tugend,
Noch plumpen Dirnen nachzugehn:
Das iſt nicht auszuſtehn.

Daß Mädchen, Herzen zu berücken,
Sich Hals und Stirn und Buſen ſchmücken,
Auch oft was menſchliches begehn,
Das laß ich noch geſchehn.
Doch wenn es alte Jungfern wagen,
Den ganzen Lenz im Haar zu tragen,
Mit offner Bruſt um Buhler flehn:
Das iſt nicht auszuſtehn.

Das Glück der Liebe.

Du kleine Heerde! welche Freude
Bringt dir des Frühlings junge Zier
Auf einer bluhmenvollen Weide
Scherzt Neigung bloß und Lieb' in dir.

Du buhleſt nicht um Geld und Ehren,
Du liebſt beglückt: denn du liebſt frey:
Wir laſſen uns die Klugheit lehren,
Und unſre Lieb' iſt Sklaverey.

Liebe und Gegenliebe.

Mortill, der Liebe ganz ergeben;
Fand ſeine Chloe; außer ſich
Sang er: Dich lieb' ich als mein Leben,
Mehr als mein Leben lieb' ich dich.

Sie wollt ihm anfangs widerſtreben,
Jedoch gar bald beſann ſie ſich:
Sie ſang: Dich lieb' ich als mein Leben,
Mehr als mein Leben lieb' ich dich.

Ende des fünften Buchs.

Scherzhafte Lieder.

Sechſtes Buch.

Der Jüngling an die Freude. *)

Du Freude, biſt mit mir geboren!
Einſt unter jenem Roſenſtrauch
Haſt du mir ewig Treu geſchworen,
Und dieſe ſchwör' ich dir itzt auch.

---

*) Dieſes Lied iſt mit dem folgenden einerley Innhalts. Der Verfaſſer hatte es verlegt, und verfertigte nach einerley Ideen das folgende. Es fand ſich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, läßt er von beyden dem Leſer die Entſcheidung.

Du hüpfteſt mir, als Kind, zur Seiten,
Und ludeſt mich durch Näſchereyn,
Geſchwätz, und Scherz und Frölichkeiten
Zu deiner zarten Freundſchaft ein.

Bald ſannſt du kleine Pfänderſpiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefſt mit mir bald nach dem Ziele,
Brachſt bald mir einen Bluhmenſtrauß.

Du wiſchteſt mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelſchwingen ab:
Und lehrteſt mich der Luſt entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

Als Jüngling gabſt du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabſt du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabſt mir Flügel an die Füſſe
Zum Tanz bey ſüßer Harmonie:
Du ſchaffteſt mir von Spröden Küſſe,
Und du, du ſelber würzteſt ſie.

Du gabſt mir treue Freund' und Brüder,
Geſchmack für Liebe, Wein, Geſang:
Drum preiſen dich auch meine Lieder,
Drum preiſt in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einſt Hymens Fackel brennen,
So zünde du ſie ſelber an,
Und laß mich keine Gattinn kennen,
In der ich dich verkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir ſelber auferziehn:
Nie ſey ihr Himmel ſchwül noch trübe,
Damit ſie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz
Und ſchmücke noch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit, Geſang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Baare
Nicht krumm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und ſchlag' um meine Liljenhaare
Noch ſterbend deinen Roſenkranz!

Der

Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dieſes Leben
Mir immer noch erträglich machſt,
Und wenn ja Stürme ſich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachſt:

Wie preiſ' ich dich! Schon auf dem Schooße
Der ſanften Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Bruſt die Roſe,
Und ſcheute nicht der Dorne Stich.

So bald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt ich deine Blumenſpur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich haſcht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wieſen und am Waſſerfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen
Und in dem leichten Federball.

Kaum hieng am Kinn die Pflaumenfeder,
So trugeſt du in meinem Blut
Durch das ſanft ſchwellende Geäder
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Gold und Ehre,
So gab es mir ein Saytenſpiel,
Und du gabſt mir die weiſe Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich ſchlurft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Waſſer ein:
Du träumteſt ſtill mit mir im Hayne,
Und ſcherzteſt in der Mädchen Reihn.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Bruſt
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürſten Luſt.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein ſtets zufrieden Herz
Und denen, die itzt um mich ſpielen,
Stets meiner erſten Jahre Scherz.

So ſeh' ich mich verjüngt in ihnen,
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die ſie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein frölich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbeküſſen, ohne Klage,
Ein ſacht und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß ſelbſt deine Flügel,
Daß es kein finſtrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhſtatt deiner Kinder ſey!

Die Pfeile Amors.

An Chloen.

Ich ſah den Amor heut' im Traume:
O Chloe, ſchlummern ſah ich ihn,
Dort unter jenem Ahornbaume,
Der uns ſein Schirmdach oft geliehn.

Sein Köcher lag, halb ausgefallen:
Die Pfeile, ſah ich, glichen ſich;
Doch am Gefieder war von allen
Nicht einer, der dem andern glich.

Der Knab' erwachte, ſah mich ſtehen,
Und ſprach: Nicht wahr? du wunderſt dich,
Mein Federwerk ſo bunt zu ſehen?
Nun iſt es unverbeſſerlich.

Mit-

Mit dieſem ſchwarz bekielten Pfeile
Schieß ich den finſtern Menſchenfeind:
Die Federn ſind von einer Eule,
Denn die war nie dem Lichte freund.

Für ſolche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wolluſt glühn,
Iſt dieſer Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenſchwanz;
Und wider einen eiteln Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treuer Liebe fähig iſt,
Und aus der Bruſt der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgerüſt't.

Von allen, die ich dir gewieſen,
Wird der von mir nur werth geſchäzt. = = =
Ach! rief ich, Amor, ach! durch dieſen
Haſt du für Chloen mich verlezt.

Paris mit dem Apfel, und die drey Göttinnen, Pallas, Juno und Venus.

Pallas.

Komm, Jüngling, komm! ſuchſt du Verſtand,
Du findeſt ihn bey mir.
Gieb dieſen Apfel meiner Hand,
Ich gebe Weisheit dir.

Paris.

Mir Weisheit? — Weisheit lehrte mich
Stets klug, nie luſtig ſeyn.
Behalte, was du haſt, für dich:
Ich aber will mich freun.

Juno.

Zevs iſt mein Mann; mein weites Reich
Geht über Erd' und Meer:
Zum König mach' ich dich ſogleich,
Gieb mir den Apfel her!

Paris.

Paris.

Iſt man denn als ein König froh?
Fürwahr! ich glaube, nein.
Nur als ein Hirte bin ich ſo,
Und will es länger ſeyn.

Venus.

Dich reizt nicht Weisheit, hohes Glück?
Was willſt du, Herzchen? ſprich:
Iſt wohl ein Druck, ein ſüßer Blick,
Und dieſer Kuß für dich?

Paris.

O welch ein Kuß! o welch ein Blick!
Du biſt nach meinem Sinn.
Das fehlte nur zu meinem Glück.
Da! nimm den Apfel hin.

Der Verſtand.

Ich möchte doch wohl wiſſen,
Hat Damon auch Verſtand?
Itzt kömmt er, dacht' ich, itzt wird er dich küſſen.
Da kömmt er, — und küßt mir die Hand.

Wie? ſollt' er denn nicht wiſſen,
Daß nicht der Mädchen Hand,
Nein, daß ihr Mund nur gemacht iſt zum Küſſen?
O! Damon hat keinen Verſtand.

Chloe an ihren Kanarienvogel.

Du böſer kleiner Schreyhals du,
Bald dürft' ich dir dein Schreyn
verwehren!
Mich ſo in meiner ſanſten Ruh,
Mich ſo im ſchönſten Traum zu ſtören!

Mir lag Damötas an der Bruſt,
Ich gab und ließ mir Küſſe nehmen,
Und träumend durft' ich mich der Luſt
Nicht etwan wie beym Wachen ſchämen.

Da kam der Dieb mit ſeinem Schreyn,
Als ob er was dabey verlöre.
O! wüßt' ich nur, ſo möcht' es ſeyn,
Wie weit es noch gekommen wäre.

Der Beyſtand.

Amor, ſagt die Mutter mir,
Schleicht umher, dich zu berücken!
Für die Nachricht dank' ich ihr:
Dieß ſoll ihm ſo leicht nicht glücken.

Wenn der Schalk ſich unterſteht
Mit Gewalt ſich einzudringen,
Ruf' ich hurtig den Damöt:
Dieſer ſoll ihn bald bezwingen.

Eheliche

Eheliche Eintracht.

Der Mann und die Frau.

Der Mann.

Ja, liebe Frau, dich hab' ich lieb,
Und zwar von Herzens Grunde!
Doch glaub' ich bis auf dieſe Stunde,
Ich hätte dich nicht halb ſo lieb;
Allein du ſchenkſt ſo fleißig ein:
Drum biſt du werth, mein Weib zu ſeyn.

Die Frau.

Dich lieb' ich auch, du lieber Mann,
Und zwar von Herzens Grunde!
Doch glaub' ich bis auf dieſe Stunde,
Du ſtündeſt mir nicht länger an;
Allein zum Glück betrinkſt du dich:
Und ſo biſt du ein Mann für mich.

Das größte Unglück.

Die Wittwe und die Jungfer.

Die Wittwe.

Wie liebt' er mich! wie liebt' ich ihn!
In weicher Luſt iſt unſre Zeit verfloſſen!
Wie vieles Glück hab' ich mit ihm genoſſen!
Ach! muß dieß Glück ſo ſchnell entfliehn?

Die Jungfer.

Du klagſt? Warum beklagſt du dich?
In ſüßer Lieb' iſt dir die Zeit verfloſſen.
Ich habe nichts, ich Arme! nichts genoſſen:
Bedenk' es, und beklage mich.

Troſt bey der Abweſenheit.

Lukas und Gürge.

Lukas.

Du klagſt um deine Adelheit?

Gürge.

Ja, leider: ſie verließ mich heut'.

Lukas.

Komm! tröſte dich mit mir beym Wein.

Gürge.

Ach! dieß könnt' ich mir nie verzeihn.

Lukas.

Wie ſo? mein lieber Bruder! ſprich:

Gürge.

Ich tränk' itzt, und ſie grämte ſich.

Lukas.

Wer, Närrchen, iſt dir gut dafür?

Gürge.

Nein, nein, ſie trinkt nicht: glaube mir.

Lukas.

Wer weiß, ob ſie nichts ärgers thut?

Gürge.

Nein! Adelheitchen iſt zu gut.

Lukas.

Ey! deſto eher könnt' es ſeyn!

Gürge.

Das wär' ein Streich! — Schenk' ein!
ſchenk' ein!

Wettſtreit der Schönheit.

Florine und Dorinde.

Florine.

Wie ſchön, Dorinde, muß man ſeyn,
Wenn uns ein treuer Freund des Bacchus lieben ſoll?
Und Lykas ſagt mir oft, und ſagt mir oft halb voll,
Er liebe mich, wie ſeinen Wein.

Dorinde.

Recht gut! doch ſchöner muß man ſeyn,
Wenn man aus Gunſt für uns den Trunk verlernen ſoll:
Und Damon, der mich liebt, Florine! merk' es wohl!
Trinkt ſeit der Zeit kein Tröpfchen Wein.

Das zu gute Herz.

Du ſchönes Röschen, hängſt dein Haupt,
Weil jene ſchmeichelnde Narziſſe
Dir alle ſüßen Küſſe
Von deinem Zephyr raubt.
Ach Röschen! geht es mir
Nicht eben ſo, wie dir?

Da läuft mein flatternder Amynt
Von mir zur lächelnden Meliſſe,
Und theilt mit ihr die Küſſe,
Die doch für mich nur ſind.
Mein Haupt häng' ich, wie du,
Und weine noch dazu.

Da ſchwör' ich denn, Diane ſoll
Mich an dem Ungetreuen rächen.
Ich ſchwör's, mit ihm zu brechen,
Ich ſchwör' ihm Haß und Groll.

Doch

Doch ich erblick' ihn nur:
Und weg iſt Groll und Schwur.

Dein Zephyr kömmt, es kömmt Amynt:
Schnell fängt dein Haupt ſich an zu heben,
Mein Herz fängt an zu beben;
Und ach! ich armes Kind,
Schon hab' ich ihn geküßt,
Eh ihm vergeben iſt.

Die Flucht.

Er flieht davon,
Und hat mir ſchon,
Denkt! einen Kuß genommen,
Der Böſewicht!
Er ſoll mir nicht
Um dieſen Preis entkommen.

Die Vorſicht.

So geh doch, geh! Was tändelſt du?
Du küſſeſt mich? Mit deinem Küſſen!
Hör' einmal auf! laß mich in Ruh!
Was wird denn draus, das möcht' ich wiſſen?
Ich ſchrey', ich ſchrey', gieb Acht!
Der loſe Vogel lacht? —
So mache nur die Thüre zu!

Die kluge Vorſicht.

Veit und Babet.

Veit.

Du Babet, wirſt mir ungetreu!
Du küſſeſt Staren ohne Scheu:
Ich hab' es ſelbſt geſehn.
Was hilft Verſprechen, Pflicht und Eid?
O! warum traut' ich armer Veit!
Mir iſt ganz recht geſchehn!

Babet.

Mit Unrecht, Veit, erzürnſt du dich!
Dieß hab' ich blos gethan, um mich
In Zeiten vorzuſehn:
Denn wenn dein Herz mir untreu wär,
Wo nähm ich flugs den andern her?
Nun hab' ich ihrer zween.

Mein Mädchen.

Wenn man mir ein Mädchen nennt
Als das ſchönſte unter allen:
Wenn man ſagt: ein jeder brennt,
Dieſem Mädchen zu gefallen:
O dieß iſt ſie! dieß, dieß, dieß
Iſt mein Mädchen ganz gewiß.

Sagt man, ſie iſt weiß und roth,
Gleich den Lilien und Roſen:
Jeder Zug ein Aufgebot
Dieſer Huldinn liebzukoſen:
O dieß iſt ſie! dieß, dieß, dieß
Iſt mein Mädchen ganz gewiß.

Rühmt man eine kleine Hand
Und ein Aermchen, weich, zu drücken,
Einen Wuchs, den man umſpannt,
Und ein Füßchen zum Entzücken:

O dieß iſt ſie! dieß, dieß, dieß
Iſt mein Mädchen ganz gewiß.

Lobt man großer Augen Nacht
Und ein Haar von Rabenſchwärze,
Einen Mund zum Kuß gemacht,
Eine Bruſt, den Thron der Scherze:
O dieß iſt ſie! dieß, dieß, dieß
Iſt mein Mädchen ganz gewiß.

Die zufriedne Liebe.

An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein gröſer Glücke geben.

Der Baum, der uns izt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern:
Doch ſoll auch unſre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben ſtill, wir leben frey
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
So bald ſie kommen, ſcheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunſt
Mit ſeinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunſt,
Uns ewig zu gefallen.

Ein andrer Tauſch.

An Lucinden.

Die jungen Herzen zu berücken,
Lucinde, wählt die Liebe dich:
Doch ſoll ein Sieg dem Bacchus glücken,
So wählt er mich.

Laß uns einmal die Aemter tauſchen,
Ich will verliebt und zärtlich ſeyn:
Lucinde, willſt du dich berauſchen?
Hier iſt mein Wein.

Der ſchwere Tod.

Herr Jobſt, ein Freund ſein Lebelang
Von Wein und von Vergnügen,
Lag hart an einem Fieber krank
Und nun in letzten Zügen.

Da ſtunden um ſein Bette her
Die thränenvollen Erben.
O! wie erbaulich predigt' er
Nicht noch vor ſeinem Sterben!

Mich, ſprach er, rührt nicht mehr die Welt
Mit ihren eiteln Freuden,
Nicht Weib und Kind, nicht Gut und Geld,
Und ich will gerne ſcheiden.

Nur Eins macht mir den Abſchied
ſchwer,
Und allen Muth mir ſinken.
Mein leztes Faß iſt noch nicht leer;
O! dieß nicht auszutrinken!

Der große Verluſt.

Der Wirth und ſeine Freunde.

Der Wirth.

Ihr Freunde kommt zur rechten Zeit,
Ihr meynts doch gut in Freud' und Leid.
Ach! denkt, was mir iſt widerfährt,
Iſt eures ganzen Troſtes werth.

Die Freunde.

Was fehlt dir liebes Brüderlein?
Schrey nicht ſo ſehr, was hilft das Schreyn?
Iſt deine Marthe todt? je nun,
Laß doch die gute Marthe ruhn!

Der Wirth.

Ach Brüder! wenn es dieß nur wär!
Was braucht ich da des Troſtes ſehr?
Doch denkt einmal, und ſteht mir bey! —
Mein Kellerſchlüſſel iſt entzwey.

Die Freunde.

Weh uns! du armer Bruder, du!
Da reicht nicht unſre Tröſtung zu!
Wir brauchen deines Unglücks voll
Nun ſelber Troſt! gehab dich wohl.

Der Gelehrte und das Mädchen.

Der Gelehrte.

Ich bin ſo weiſ' und hocherfahren,
Ich kenne Fabel und Geſchicht:
Ich machte ſchon vor funfzehn Jahren
Ein epiſches Gedicht.

Die Sprachen alt und neuer Zeiten
Weiß ich und was man wiſſen kann:
Und du? Du kannſt noch mit mir ſtreiten,
Ich ſey für dich kein Mann?

Chloe.

Sey immer weiſ' und hocherfahren!
Wiß' alles, Fabel und Geſchicht!
Sey überklug zu deinen Jahren:
Für mich biſt du es nicht.

Von deiner Kunſt und Sprachen allen,
Iſt keine, die ich brauchen kann:
Lern erſt die Kunſt mir zu gefallen:
Alsdann biſt du für mich ein Mann.

Die Ungewißheit.

An die Liebe.

Es klopft in mir mein junges Herz,
Ich fühle Freud' und fühle Schmerz,
Merk' ich den Thyrſis in der Nähe;
Stets glaub' ich, es ſey Zeit zu gehn,
Und doch bleib' ich ſo lange ſtehn,
Bis ich ihn vor mir ſehe.

Stets redt mir meine Mutter zu,
Daß man, ſo bald man liebte, Ruh,
Zufriedenheit und Glück verlöre.
Vielleicht hat ſie ſo Unrecht nicht,
Doch Thyrſis liebt gleichwohl und ſpricht,
Daß nichts ſo ſüße wäre.

Voll Ungewißheit fleh' ich dir,
O Liebe, gieb du ſelber mir

Verſtand genug, es zu entſcheiden.
Bringt Lieben Luſt? bringt es Gefahr?
Redt Thyrſis, redt die Mutter wahr?
Ach! welches lügt von beyden?

Verluſt für Verluſt.

Als ich in jenen ſtillen Gründen
Mit meinem Schäfer Thyrſis gieng,
Und ganz mein Leben zu empfinden,
Mit Luſt an ſeinen Lippen hieng:
Indeß raubt meinen kleinen Heerden
Der Wolf ein Schäfchen. Thyrſis ſprach:
Laß dir dafür nicht bange werden! = =
Drauf küßt er mich, und flog ihm nach.

Er bracht es auch und ſetzt' es nieder:
Doch, was verrieth mir da ſein Blick?
Er brachte mir das Schäfchen wieder,
Allein ſein Herz ließ er zurück.
Dort ſah' er Chloen! — Kann er glauben,
Dieß Schäfchen ſey mein größtes Glück?
Ach, Thyrſis! laß den Wolf es rauben,
Und bringe mir dein Herz zurück!

Vorwurf und Antwort.

Lykas und Florine.

Lykas.

Was hör' ich? wie? du Ungetreue!
Acht Tage laß' ich mich nicht ſehn,
Und ach! da liebſt du ſchon aufs neue
Den jungen Damaren?
Was kannſt du für dich ſagen? ſprich? ⸗ ⸗ ⸗
Nein! ſchweige nur, und ſchäme dich!

Florine.

Acht Tage ſind dir nichts? acht Tage
Ohn' einen Kuß? bedenk' es doch!
Und raube nicht durch deine Klage
Mir andre Küſſe noch!
Schon wartet drinnen Damaren:
Geh, oder laß mich ſelber gehn.

Ein Frauenzimmerwunſch.

Mir ſchwatzt von ſeiner Liebe Schmerzen
Der lächerliche Lykas vor:
Allein für ihn hab' ich kein Ohr,
Und keinen Weg zum Herzen.

Er droht mir oft, ſich zu erſtechen:
Wie ſchlimm! daß er ſein Wort nicht hält!
Was würde nicht alsdann die Welt
Von meiner Schönheit ſprechen!

Der

Der Hund.

Damon und Phyllis.

Damon.

Du küſſeſt deinen kleinen Hund:
Warum? das möcht' ich wiſſen.
Iſt eines jungen Schäfers Mund
Nicht reizender zu küſſen?

Phyllis.

Zwar eines jungen Schäfers Mund
Iſt reizender zu küſſen:
Sind Schäfer, wie der kleine Hund
Auch treu? das möcht' ich wiſſen.

Die Annäherung des Frühlings.

Schon iſt er bald entflohen,
Der Winter, meine Luſt.
Die ſanften Weſte drohen
Mir ſchrecklichen Verluſt.
Umſonſt blüht mir Betrübten
Die neugeborne Welt:
Der Krieg ruft den Geliebten
Von mir ins rauhe Feld.

Da wo ich Blüthen finde,
Blüht mir ein neuer Schmerz,
Der Hauch der Zephyrwinde
Haucht Wehmuth mir ins Herz:
Wo Bluhmen ſich entſchließen
Auf der begrünten Au,
Da ſehn ſie Thränen fließen,
Gleich ihrem Morgenthau.

Es ſinge das Gefieder
Des Frühlings Wiederkehr;
Ich höre Trauerlieder,
Und keine Jubel mehr.
Des Leidens Melodien
Rauſcht der enteiſ'te Bach,
Und alle Scherze fliehen
Der Flucht des Winters nach.

O ſteig' noch nicht hernieder
Du Gott der Freude, du!
Die Welt belebſt du wieder,
Mich aber tödteſt du.
O Lenz! die Seligkeiten
Der Liebe bringſt du ihr:
Und alle Seligkeiten
Der Liebe raubſt du mir.

Der unſchuldige Dichter.

An die Kunſtrichter.

Ihr angenehmen Jünglingsjahre,
Wie bald entfliehet ihr! wie bald!
In kurzem bleichen dieſe Haare,
Es färbt ſich jener Myrthenwald.

Getroſt! er mag ſich immer färben:
Niemals vergaß ich im Genuß
Der Freuden, daß um froh zu ſterben
Man wohl gelebet haben muß.

Ich ſang von Chloen und Selinden:
Doch lebt' ich unſchuldsvoll und rein,
Und haßte die beliebten Sünden,
Die uns nach dem Genuſſe reun.

Ich lachte gern: doch zu den Scherzen,
Womit ein Faun uns luſtig macht
Und die der Knaben zarte Herzen
Vergiften, hab' ich nie gelacht.

Ich träumte ſtets in Roſenlauben,
Und ward am Schreibetiſche wach:
Ich träumte Moſt aus Hochheims Trauben
Und ſchöpfte meinen aus dem Bach.

Verdammt ihr ſtrengen Sittenrichter,
Von tugendhaftem Zorn entflammt,
Nicht ungekannt den muntern Dichter,
Wenn ihr ſein Scherzlied gleich verdammt.

Ende des erſten Bandes.

Inhalt

Inhalt
des erſten Bandes.

Scherzhafte Lieder S. 1
An die Muſe 5
Die Bosheiten der Stadt 7
Der beſcheidne Schäfer 10
Der Sieg über ſich ſelbſt 11
Nerine und Damis 13
Die Zufriedenheit 14
Der Spas 16
Der Knabe 17
Der Zauberer 18
Die Geſellſchaft 20
Der Sturm 22
Die Geburt der Venus 24
Die Abbitte 26
Hanſens Logik 28
Die betrogene Welt 29
Die Haſelſträuche 31
Die zukünftige Welt 32
Star 35
Auf die Herausfoderung einer Amazone 36
Die Verſchweigung 37
Die Schaamröthe 39
Die Schamhaftigkeit 40
An den Vetter 41

Die Einfalt S. 43
Die Lachtaube 44
Weisheit und Thorheit 49
Der Wald 51
Mein Vorſatz 52
Klagen der jungen Lalage 54
Die Schwatzhaftigkeit 56
Die ſchöne Ausſicht 57
Die ſtumme Schöne 58
Die Wahl 59
Das Kammermädchen 60
Der Eremit 61
Doris im Nachtkleide 63
Urſache des Trinkens 65
Die lange und kurze Zeit 66
Das hat er gut gemacht 67
Der Arzt und Phillis 69
Chloe im Bade 70
Der Sperling 71
Die Ungerechtigkeit 73
Die Mondenfinſterniß 74
Das Gelübde 75
Der Spiegel 77
Der Zweifel 78
Zweykampf mit dem Amor 80
Was ich will und nicht will 81
Der Gebrauch der Jugend 83
Liebe und Wein 89
An ein Veilchen 91
Trinklied 93
Der Vogel im Sprenkel 95
Aufmunterung zum Trinken an Chloe 96
Der Soldat 97
Ein Verweis 99
Der geflügelte Amor 100

Der Irrthum S. 101
Die Roſe 102
Die Liebe iſt blind 103
Die verſöhnliche Laura 104
Der Weiſe 105
Klagen 106
Der Schwur 109
An einen Bach im Winter 110
Der Herbſt 112
Der blöde Liebhaber 113
Der Morgen 114
Die Linde 115
Die Unſchuld 117
Die Eiferſucht 119
Doris und Damon 120
Der Undankbare 121
Die Nachtigallen 122
Mittel der Deutſchen wider die Schwermuth 128
Der Ruf 129
Alexis und Naide 130
Das macht ſie mir nicht weiß 133
Der wankende Entſchluß 135
An den Traumgott 136
Die früh aufgehende Sonne 138
Kupido 139
An den Amor 140
Philomele 141
Das wird ſich weiſen 142
Selinde 144
Der langſame Krispin 145
Der Vorwurf 147
Die boshafte Schäferinn 148
Die Klugheit 149
Der verſchwundene Amor 150

Das Singen S. 152
Die ſchreckliche That 153
Der Kuß 154
Befehl an den Zephyr 155
Die kranke Flaſche 156
An die Nachtigall 158
Die Sicherheit in der Flucht 159
Der Türke 161
An die Muſe 163
Preis der Lieder 169
Ein ſchlimmer Troſt 173
Das Beyſpiel 174
Die zu ſpäte Ankunft der Mutter 175
Die geheilte Eiferſucht 177
An ein junges Mädchen 178
Eine ſehr gewöhnliche Geſchichte 180
Die Lehre 182
Die unbelohnte Mühe 184
Die Erfahrung 185
Die Liebe zur Deutlichkeit 186
Die Schäferinn 187
Die Vorſicht 188
Der beſte Entſchluß eines Frauenzimmers 189
Ein Tauſch 190
Ein guter Rath 191
Chloris an die Nachtigall 192
Chloens Abendſeufzer 193
Auf einen entflohenen Vogel 195
Das zärtliche Mädchen 196
Antwort auf eine Auffoderung zur Freundſchaft 197
Die letzte Bitte 198
Die Unempfindliche 199
Das goldne und eiſerne Zeitalter 201
Das Meßgeſchenke 205

Das

Das iſt nicht auszuſtehn S. 206
Das Glück der Liebe 207
Liebe und Gegenliebe 208
Der Jüngling an die Freude 213
Der Mann an die Freude 217
Die Pfeile Amors 221
Paris mit dem Apfel 224
Der Verſtand 226
Chloe an ihren Kanarienvogel 227
Der Beyſtand 228
Eheliche Eintracht 229
Das gröſte Unglück 230
Troſt bey der Abweſenheit 231
Wettſtreit der Schönheit 233
Das zu gute Herz 234
Die Flucht 236
Die Vorſicht 237
Die kluge Vorſicht 238
Mein Mädchen 239
Die zufriedne Liebe 241
Ein andrer Tauſch 242
Der ſchwere Tod 243
Der groſſe Verluſt 245
Der Gelehrte und das Mädchen 247
Die Ungewißheit 249
Verluſt für Verluſt 251
Vorwurf und Antwort 252
Ein Frauenzimmerwunſch 253
Der Hund 254
Die Annäherung des Frühlings 255
Der unſchuldige Dichter, an die Kunſtrichter 257

Kleine Lyriſche
Gedichte

von

C. F. Weiße.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1772.

[illegible]A
[illegible]
[illegible]NSIS.

Amazonenlieder.

The Sex is ever to a Soldier kind.

Pope's Homer.

Abſchied

einer neuen Amazone

bey Eröffnung des Feldzuges.

Iam nunc minaci murmure cornuum
Perſtringis aures, iam litui ſtrepunt,
Iam fulgur armorum fugaces
Terret equos, equitumque vultus.

Horat.

Genug, o Jüngling! länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!
Bisher war Liebe deine Pflicht,
Und feurig liebteſt du!

Bald machte dir ein edler Wein,
Bald meine Lippen warm:
Bey ſüßen Flöten ſchliefſt du ein,
Schliefſt ein in meinem Arm.

Der Pauken und Trompeten Klang
Weckt dich vom Schlummer auf:
Es ruft der hohe Schlachtgeſang
Dich zu dem Heldenlauf.

Die ſtolze Fahn' entwickelt ſich
Und flattert vor dem Heer:
Mars donnert laut und rufet dich,
Und ſchwingt den mächt'gen Speer.

Schon ſteht dein edles Roß und ſtampft,
Und wirft ſein ſtolzes Haupt;
Es riecht den Streit und Feuer dampft,
So oft es zornig ſchnaubt.

Es klirrt mit ſeinem goldnen Zaum
Und ſchüttelt ſeine Mähn';
Zermalmet ſein Gebiß voll Schaum
Und wiehert, Dich zu ſehn.

Der Krieger lehnt ſich aufs Gewehr,
Flucht dem Verzuge, wild,
Und trinkt indeß die Flaſche leer,
Die er zum Marſch gefüllt.

Noch einmal bringt die Mutter ihm
Sein Kind, ſchluchzt, redt kein Wort:
Mit väterlichem Ungeſtüm
Drückt er's, und ſchickt ſie fort.

Und du? — ergreife ſchnell dein Schwerdt!
Es dürſtet feindlich Blut:
Wenn es aus ſeiner Scheide fährt,
Schlag' es voll edler Wut;

Entfalle nie der ſichern Hand,
Und treffe, wo es fällt!
Es ehr' es einſt das Vaterland,
Und ſag': „Dieß trug der Held!" —

So, wie mein Herz vor Liebe ſchlägt,
(O! fühl' es, dieſes Herz!)
So ſchlag' im Feld, das Palmen trägt,
Von Ruhmbegier dein Herz!

Du küſſeſt mir die Thränenflut
Von glühendem Geſicht?
Ach! wiſcht ich dort die Tropfen Blut
Und Schweiß dir vom Geſicht! = = =

Nichts mehr! Die Ehre ruft dich hin,
Sie ruft dich weg von mir:
Auf! dieſe Nebenbuhlerinn,
Vergönn' ich, Jüngling, dir.

Geh' und verſäume keine That,
Die dich mit Lorbeern ziert!
Und folg' ihr, wenn ſie dich den Pfad
Zu ihrem Tempel führt!

Die

Die Amazone erhält die erſte Nachricht mit einem Bildniſſe von ihrem Geliebten.

- - Iam galeam Pallas et aegida
Currusque et rabiem parat.
Horat.

Hier ſitz' ich — dieſes Hügels Sand
Hoch aufgebaut vom Sturm,
Und durch den Mittagsſtral entbrannt,
Sey mir itzt Wart' und Thurm:

Die ſchwarze Fichte ſey mein Dach,
Hier bin ich Aug' und Ohr:
Hier ſeh' ich jener Straße nach,
Wo dich mein Blick verlor.

Hier täuſcht mich mancher ſchöne Traum
Mit ſüßen Phantaſeyn:
Hier, Jüngling, zeigt der weite Raum
Mir nichts, als dich allein.

Spielt auf den nahen Sümpfen hier
Der Wind in feuchtem Rohr:
So liſpelt deine Stimme mir
Manch' ſüßes Wort ins Ohr.

Wenn auf dem ſpiegelhellen Teich
Ein Stral der Sonne blickt,
So ſieht er mir dem Panzer gleich,
Der deinen Buſen drückt.

Dort härtet ſtolzer Marmor ſich
Für deinen Lebenslauf;
Und jener Wald keimt bloß für dich
Zu Bürgerkronen auf. — —

Was hör' ich? — Klingt mir nicht ein
Tritt
Von jenem Fußſteig' her?
Ein Wandrer — fliegend eilt ſein Schritt,
Und ganz beſtäubt iſt er! —

Freund!

Freund! Freund! was bringſt du? — ei-
nen Brief?
Wo iſt er? — gieb! — von ihm?
O! daß das Siegel ſchnell zerlief!
Er iſt — er iſt von ihm!

Weg Siegel! — nein, den Kuß zuerſt!
Und nun! Was ſeh' ich hier?
O Himmel! wenn Du ſelbſt es wärſt,
Zehn tauſend Küſſe Dir! —

Ja, ja, er iſts! dieß iſt ſein Bild!
Der Kopf vom Jupiter,
Der von der Frucht Minervens ſchwillt,
Von Muth und Weisheit, Er!

Dieß iſt der großen Augen Trutz!
Dir Feind, Verderben, Dir!
Dem Vaterlande Sieg und Schutz!
Ihm Ehre, Liebe mir!

Dieß iſt Achillens hohe Bruſt,
Von Götterblut belebt,
Der, ganz ſich ſeiner Kraft bewußt,
Den Arm auf Hektern hebt!

Komm! ruh' an meinem Herzen, hier,
Hier, wo es für dich ſchlägt!
Hier, wo ſich längſt das Urbild mir
Unſterblich eingeprägt = = =

Was leſ' ich? Schon die erſte Schlacht?
O Botſchaft voller Glück!
Schon wich vor deiner kleinen Macht
Der ſtolze Feind zurück?

Auf Felſen ſtund er, bot dir Hohn?
Auf Felſen that er kühn?
Mit deiner Donner Legion
Zerſchmetterteſt du ihn. —

Triumph! ſieh, Bote, dieß Geſchoß,
Erhielt ich einſt von ihm:
Ihm brenn' ich es zu Ehren los:
Heil und Triumph mit ihm!

Die Fichte taumelt! — Ha! ſie nimmt
An meiner Freude Theil.
Die Fichte rauſchet! — Ha! ſie ſtimmt
Triumph ihm an und Heil!

Ja, ja, ſie wuchs ſo ſchlank, und ſchön
Zu meines Jünglings Ehr'!
Er ſchaffe mir ſo viel Trophä'n
Als Aeſte ſind, und mehr!

Damit ich ſie von oben an
Bis unten an den Stamm
Mit Spolien behängen kann,
Die er dem Feinde nahm;

Und drunter ſoll ſein ſtolzes Schwerdt
Auf ſeinem Panzer ruhn,
Und wer ein Held zu ſeyn begehrt,
Hieher die Wallfarth thun.

Und Zevs! wenn dein geſpaltner Bliz
Voll Grimms darnieder fährt,
So bleib' auf dieſem Heldenſiz
Der Baum nur unverſehrt!

Klagen
einer Liebhaberinn
beym
entfernten Getöſe einer Schlacht.

Eheu, ne rudis agminum
Sponſus laceſſat — — aſperum
Tactu leonem, quem cruenta
Per medias rapit ira caedes!

Horat.

Horch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernen Himmel her!
Ha! blinkt es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unſer Heer? —

Und kämpft er nicht in dieſem Heer
Mein Liebling und mein Held? = = =
Weh mir! die Donner rollen mehr!
Mars raſet durch das Feld.

Der Boden bebet unter mir:
Die Berge taumeln dort;
Die Wälder rauſchen ängſtlich hier!
Der Strom wallt ſchneller fort!

Es wallt mein Blut, es dränget ſich
Ins Herz! — ich athme ſchwer!
Das Schrecken gießet über mich
Eiskalte Schauer her.

Wo iſt er? ach! wo ſuch' ich izt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort? wo die Wut, ſo oft es blizt,
Zehnfachen Tod gebiert?

Dort? wo den hölliſchen Geſang
Erynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne meilenlang
In Lüften blutig ſchwebt?

Dort, wo ſie voll Unmenſchlichkeit
Aus ſchwarzer Nebel Nacht
Herab ſieht, und ſich ſchrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bey jedem abgeſchlag'nen Glied
Mit Wolluſt ſich verweilt,
Doch lieber, wo ſie ſterben ſieht,
Zum letzten Röcheln eilt?

Sie taucht ihr ſcheusliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betriefte Hand
An der Carthaunen Glut.

Und ihre Furien umher,
Ach: ſammeln Thränen ein:
Sie ſchluckt ſie, wär' es auch ein Meer,
Stets heißer durſtend, ein.

Ach! dort! — vielleicht fährt in ſein Herz
Izt, izt ein tödtend Bley,
Schlägt ihm mit einem Höllenſchmerz
Arm oder Fuß entzwey.

Vielleicht daß eines Mörders Hand
Beym ſchwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Tapfre widerſtand,
Sein ſchönes Haupt zerſpellt:

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erſchrecklich ihn entblößt,
Und ihn, den er noch ächzen hört,
Zu andern Leichen ſtößt. —

Ach hier! entſetzlich liegen ſie,
Ein abgeſtreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephyrwinde früh
Und nun des Nordwinds Raub.

Drückt' ich ſein ſchwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht ſucht' es mich brechend noch
Und fänd' in meinem Ruh!

Zög' ich noch ſeinen letzten Hauch
Mit meinen Küſſen ein!
Gewiß rief er mich ſterbend auch,
Und nennte mich noch Sein!

Wüſch' ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß' mit einer Flut
Von Thränen noch ſein Grab!

Umſonſt! — Was ſeh' ich? dieſe Flut
Rauſcht roth gefärbt daher:
Ach! wie? wenn auch von ſeinem Blut
Der Strom gefärbet wär!

Hier will ich ſitzen, und allein,
Und immer weinen; hier
O Freund, ein Trauerdenkmaal ſeyn,
Den Blick gewandt nach dir.

Vielleicht ſpielt eine Welle dich
 An dieſes Ufer an,
Daß, wenn mein Gram mich tödtet, ich
 Dich noch umarmen kann!

Willkommen einer neuen Amazone bey der Wiederkunft ihres Geliebten nach geendigtem Feldzuge.

Longa feſſum militia latus
Depone ſub lauro mea!
Horat.

Er kömmt! horch, mein begierig Ohr!
Er kömmt, der junge Held!
Ha! meine Sonne bricht hervor!
Verläßt ihr blutroth Feld!

Ja, ja, die Trommeln raſſeln ſchon
Durch das gewölbte Thor!
Mein Herz hüpft bey dem Jubelton,
Mein Buſen ſchwillt empor.

Er zieht herein, der hohe Wald
Von blinkendem Gewehr,
Und die zerſchoßne Fahne wallt
Ehrwürdig vor ihm her.

Ich ſehe ſchon den langen Zug
Beſtäubter Krieger nahn!
War dieß das Roß nicht, das ihn trug
Hin auf die Ehrenbahn? —

Er iſts! ha! wie der Augen Glut
Die Wolke Staub durchbricht!
Ein grünes Reis ſchmückt ſeinen Hut,
Schweiß deckt ſein Angeſicht. —

Geſchwind ſteck' ein dein blitzend Schwerdt!
So vieler Feinde Grab;
Und ſtürze dich vom ſtolzen Pferd'
In meinen Arm herab!

O Wolluſt! Wolluſt! drücke dich
An meinen Buſen kühn!
Laß deine Seel' in Küſſen mich
In meine Seele ziehn!

So ſchön war nicht Latonens Sohn
Mit blinkendem Geſchoß,
Achilles nicht vor Ilion,
Mars nicht in Venus Schoos!

Wie glänzt dein männlich Angeſicht,
Vom Sonnenſtral verbrannt:
So reizend blüht' es da noch nicht,
Als es nur Schatten fand.

Nach Pulver riecht dein ſchwarzes Haar,
Weit ſchöner, regellos,
Als es durch Kunſt gelocket war,
Und Balſam es durchfloß. —

Du

Du ſchlingſt ein goldnes Band mir an?
Was iſt dieß für ein Band? —
O Glück! von der erſiegten Fahn'?
Erſiegt durch deine Hand?

Sieh her! die Ehre gab es dir,
Die Liebe nimmt es ſich,
Macht eine Feſſel, feſſelt hier
An deinen Buſen mich.

Dein Buſen flattert auf! — laß ſehn!
So viele Narben hier?
Aus jener Schlacht, auf jenen Höhn,
O Jüngling, ſagſt du mir?

Mit

Mit mehr als himmliſch ſüßer Luſt
Blick' ich die Zierden an:
Reiß auf! laß ſehn die edle Bruſt,
Daß ich ſie zählen kann!

Und hundertmal laß mich ſie ſehn!
Hier eine — da — und da!
Ich küß' euch, ach! wie göttlich ſchön!
Dem Herzen — ach! wie nah!

Hätt' ich doch noch das ſchöne Blut,
Die Wunden ſelbſt erblickt,
Und du auf meinem Arm geruht,
Und ich ſie zugedrückt!

Die Liebe gräbt die Siegel mir,
Die dir die Ehre gab,
Tief in das Herz: ſie bleiben hier
Wie deine bis ins Grab.

Klage.

Klagelied der Amazone
nach dem Abzuge
ihres Geliebten.

Inſtar veris — vultus vbi tuus
Affulſit, — gratior it dies
Et ſoles melius nitent.
Horat.

Nun iſt er fort! und alles iſt
Wüſt, öde, todt umher!
Ja Jüngling! wo Du nicht mehr biſt,
Da iſt die Welt mir leer.

Wie leer! die blühende Natur
Verwelkt mir ohne dich!
Es lächelt jene bunte Flur
Und lächelt nicht für mich!

Die Vögel ſingen: ſinget mir
Ein Lied voll bangen Schmerz!
Umſonſt: nur Freuden ſinget ihr:
Denn ihr ſingt Lieb' und Scherz.

So bald ihr Haupt Aurora nur
Aus güldnen Wellen ſtreckt,
So lacht aufs neu die bunte Flur,
Die Finſterniß itzt deckt.

Wenn du aus Blut und Thränen einſt
Dein glänzend Haupt erhebſt,
Nicht mehr um Freunde Thränen weinſt,
Nicht für den Tod mehr lebſt;

Und nun mit Siegeszeichen ganz
Behangen wiederkehrſt,
Von jedem blutbegoßnen Kranz
Mich die Geſchichte lehrſt:

Dann trocknet deiner Augen Glut,
Die itzt den Feind verzehrt,
Von Wangen mir die Thränen Flut,
Die meinen Kummer nährt:

Dann wird aufs neu das junge Jahr
Der Schöpfung mich erfreun,
Und der der Völker Schrecken war,
Mir Stolz und Wonne ſeyn.

Entſchluß der Amazone
ihrem Geliebten zu folgen.

— — Ego nec tumultum,
Nec mori per vim metuam.
Horat.

Mein Jüngling iſt nun fort! und ich?
Ich ſitz' und träume hier?
Thueneldens Tochter, ſchäme dich!
Er geht! und du biſt hier!

Wo eil' ich hin? wo drückt ſein Fuß
Mir ſichre Spuren ein?
Sagt, ſagt, wo ich ihn ſuchen muß,
Mich ſeines Ruhms zu freun?

Ah! wo ein Heer von Löwen geht,
Verfehlt man da den Pfad?
Den breiten blut'gen Fuß verräth
Der Sand, in den er trat.

Vielleicht find' ich den Weg zu ihm
Mit Leichen überſtreut,
Die ſchon ſein Heldenungeſtüm
Dem Vaterlande weiht.

Wenn Hektors Stirne fürchterlich
Mit ſtolzer Feder winkt,
So ſchreyt der Säugling, flüchtet ſich
Zur Bruſt, an der er trinkt:

O: laßt den Helm ihn näher ſehn!
Bald ſpielt er ſelbſt damit,
Und wünſcht ſich mit dem Helm zu gehn,
Den Streit, den Hektor ſtritt.

In deinem Panzer ſpiegelt' ich
O Freund, mich hundertmal;
Und oft zum Scherze ſchmückt' ich mich
Mit deinem Heldenſtal!

Sollt' ich erzittern, wenn die Pflicht
Den Stal zu ziehn begehrt:
So wär' ich deiner Liebe nicht,
Nicht meines Landes werth. —

Freund! Freund! ein Schwerdt blinkt über dir
Blutdürſtend ſucht es Dich!
Jtzt zittr' ich! Wehe! wehe mir!
Auf mich, o Schwerdt! auf mich!

Ha! gebt mir Degen, Helm und Pferd!
Jch glüh' von edlem Zorn.
Es fühl' der Feind mein rüſtig Schwerdt,
Mein braunes Roß den Sporn.

Die Furcht für Dich ſtärkt mir die
Hand,
Und lenkt das ſchnelle Roß,
Und hebt den Säbel auf, und ſpannt
Ein tödtendes Geſchoß!

Sieh mir ins Auge, ſtolzer Feind!
Tritt näher her zu mir!
Ich kämpfe für den Buſenfreund,
Für ihn; für mich kämpft Er!

Fühl' einen jungfräulichen Arm!
Fühl' izt, was Liebe droht,
Wie deiner Donner Gluth, ſo warm,
Und ſtärker als der Tod.

O Jüngling! Held! Du zagſt für mich?
Mißgönnſt du mir mein Glück? —
Du ſchreyſt mir zu? Entferne dich! —
Ha! nimm dein Wort zurück!

Sonſt ſtürz' ich mich mit kühner Bruſt
Tief in den Feind hinein,
Um, wenn Du mich erretten mußt,
Des Siegs gewiß zu ſeyn!

O Sieg! o welch ein hohes Wort!
Es ſezt mir Flügel an,
Und reißt mich auf das Schlachtfeld fort,
Zu dir, zu dir hinan.

Ja, Held; auch mich reizt die Gefahr:
  Laß meinen Antheil mir!
Was Schrecken, was Entſetzen war,
  Wird Luſt und Scherz bey dir.

Fleuch in den Feind! Apoll flieh' izt,
  Und Daphne folg' ihm nach!
Sie eile, wo ſein Bogen blizt,
  Sein Köcher klingt, ihm nach!

Lied
einer neuen Amazone
beym
entfernten Tumulte der Schlacht.

Audire magnos iam videor duces
Non indecoro puluere sordidos.
Horat.

Ja, ja, die fürchterliche Schlacht
Hebt an: — — Es bebt der Grund,
Der Himmel blitzt, der Donner kracht
Tief aus der Hölle Schlund.

Die

Die Mütter mit zerſtreuten Haar
Und Weiber flehn umher,
Und athmen zitternd oder ſtarr
Vor Schrecken kaum noch mehr:

Und ſchreyn empor, wenn dort herauf
Der Wind die Flügel ſchlägt,
Und eines Donners hohlen Lauf
Zu uns herüber trägt = = =

Unheilger Pöbel! weg von mir!
Weg weibiſches Geheul'!
Dort kämpft der Ruhm! Triumph iſt hier!
Heil dir! o Jüngling! Heil!

Wie

Wie iſt mir? — welch ein Schauer bebt
Durch den betäubten Sinn?
Ich flieg' empor, ein Sturmwind hebt
Mich über Wolken hin!

Ha! riech ich nicht den Pulverdampf
Und unter mir wird Nacht?
Nacht, wo der Bliz von heißem Kampf'
Den Tod nicht ſichtbar macht. —

Da ſehn ſie, beyde Heere hin,
Und meſſen weit ihr Grab;
Sie meſſen ihres Sieg's Gewinn
In blut'gen Lorbeern ab.

Ruhm, wirf dein Licht zu mir heraus,
Von jener Ehrenbahn,
Daß ich des Jünglings Heldenlauf,
Ihn fechten ſehen kann.

Wo iſt er? — Ah! dort ſeh' ich ihn
Vor ſeiner Krieger Reihn,
Die kühn dem Tod' entgegen glühn,
Des Sieges werth zu ſeyn.

Sie überſchatten fürchterlich
Den Boden weit umher:
So ziehn an Felſen Wolken ſich
Dahin, von Donnern ſchwer.

O Jüngling! ganz von Ruhm entbrannt,
Sey ein Alcides, Du!
Du kämpfeſt für Dein Vaterland
Und ich, ich ſeh' dir zu. —

Ja, ja, er ſteht, von Hitze roth
Feſt, wie ſein Schickſal ſteht:
In ſeiner Hand blitzt ſchon der Tod;
Weh' dem, der widerſteht!

Voll Ungeduld erzittert Er,
Daß das Gefecht verweilt,
Das ſchon auf jener Seit' umher
Vom Blute triefend eilt.

Sein Roß voll edlem Ungeſtüm
Beißt am Gebiß ſich wund,
Will fort und trampelt unter ihm,
Und ſchlägt und ſtampft den Grund.

Zehnmal drückt er den Hut ſich wild
Ins drohende Geſicht,
Das ſeinen Feldherrn heimlich ſchilt,
Warum noch Er nicht ficht?

Er ſieht ſich nach ihm um, ... Doch halt!
Welch ein willkommner Ton!
Die mächtige Trompete ſchallt,
Die Pauke wirbelt ſchon.

Der Krieg, die Zwietracht und die Wuth
Eilt auf das Feldgeſchrey,
Mit Fackeln übertüncht mit Blut,
In Dampf gehüllt herbey.

Sie ſtürzen ſich in jede Bruſt,
Und jeder Buſen kocht;
Es ſchwillt das Herz von Würgeluſt,
Das unterm Panzer pocht:

Und unter finſtrer Stirnen Nacht
Flammt wilder Augen Gluth;
Die Lippen ſchlieſſen ſich mit Macht
Und jeder Zug wird Wuth.

Und nun drückt er zum leztenmal
Den Hut ſich tief herein:
Gebt acht! — Mein Jüngling hebt den Stahl
Und winkt den Heldenreihn! —

Izt ſchließt ſich donnernd Roß an Roß:
Er ſprach — es war gethan:
Izt läßt er ſeine Zügel los,
Und ſpornt und jagt voran.

Er jagt ein Kriegesgott voran,
Kriegsgötter hinter ihm.
Der Feind ſteht feſt: doch eine Bahn
Haut bald ihr Ungeſtüm.

So ſtürzt ſich von Gebirgen dort
Ein Strom des Sturms herab,
Reißt Bäum und Heerden mit ſich fort,
Und ſie ins Thal, ihr Grab.

Nicht Berge, die dem Himmel drohn,
Sind ſeiner Wuth zu ſchwer,
Auf ſeinem Rücken weit davon
Trägt er Ruinen her. ⸗ ⸗ ⸗

Welch' ein Getös! welch' ein Geſchrey!
Der Löw und Tyger ficht:
Itzt ſchont die Furcht vor ſpäter Reu'
In Vätern, Söhne nicht.

Es tönt der Wald! der Felſen Kluft
Hallt durch der Echo Mund:
Nur Arm und Schwerdt erfüllt die Luft,
Und Leich' und Blut den Grund —

Wie? ſtürzt ſich nicht ein ganzes Heer
Auf meinen Jüngling los,
Als wär der ganze Feind nur Er? ⸗ ⸗ ⸗
Ah! blutet nicht ſein Roß?

Er weicht! er weicht! o weh'! weh' mir!
Weg ſchreckliches Geſicht!
Mein Auge flieht beſchämt vor dir,
Und kennt dich weiter nicht! ⸗ ⸗ ⸗

Ach! flöh' Er! — Er? mein Jüngling fliehn,
Der ſtets von Ruhm geglüht?
Doch flöh' Er? o ſo tödtet ihn,
Ihr Donner, eh er flieht!

Lied
der Amazone
bey
der Flucht der Feinde.

Per obſtantes catervas
Explicuit ſua victor arma.
Horat.

Ha! die Trompete ſchallt! mit Macht
Schallt ſie: Triumph iſt da!
Der Ruhm ertönt! mein Muth erwacht!
Der Feind — dort flieht er ja? —

Umſonſt verbergen Wolken Staub
Sein bleiches Angeſicht:
Des Adlers Blick entgeht der Raub
Geſcheuchter Tauben nicht.

Er flieht! doch ſinkt er noch im Fliehn,
Ihm donnert nach mein Held!
Rauſcht über Sterbende dahin
Und ſät' ein Leichenfeld:

Er flieht! ſo flieht der Wolken Heer,
Der Sturmwind hinter drein.
Sie ſind zerſtreut! ſie ſind nicht mehr!
Und bald lacht Sonnenſchein!

Noch beugt er ſich hoch übers Pferd,
Wirft ſeine Donner noch:
Auf ihren Rücken trieft ſein Schwerdt. = = =
Ihr Feind, entflieht ihm doch!

Seht eure Helden ſchlägt er ab,
Und Völker bluten hin! = = =
Ihr kämpft aufs neu'? um Euer Grab?
So kämpft und reizet ihn!

Ein ſtählern Ungewitter blitzt
Auf Eure Scheitel her:
Da iſt kein Gott, der Euch beſchützt,
Kein Gott, kein Held, wie Er!

Der Boden gleitet unter Euch,
Er glänzt vom Blute roth:
Ihr fallt, und Mann und Roſs zugleich,
Und überall iſt Tod.

O Jüngling! wenn ein Augenblick
Sich deine Wuth vergiſst:
Schau auf die Bahn des Ruhms zurück,
Die du durchlaufen biſt.

Ah! welche lange Straſse Blut
Mit Leichen überſchwemmt!
Sie ſteht, die ſchreckensvolle Fluth,
Ein See, vom Tod gedämmt: —

Was wühlt von Roß und Mann bedeckt
Sich winſelnd dort hervor?
Ach! ein zerrißner Leichnam ſtreckt
Arbeitend ſich empor:

Ruft röchelnd dem zerſpaltnen Haupt
Des Freunds: „erbarme dich!“
Und, wenn es Dir dein Schmerz erlaubt,
Ach! tödte, tödte mich! —

Ein ſchöner Jüngling! ah! vielleicht
Sonſt faſt ſo ſchön, wie Du:
Ein tapfrer Jüngling! ſonſt vielleicht
So tapfer faſt, als Du!

Vielleicht, daß am verſchwiegnen Bach
Sein zärtlich Mädchen weint,
Und ſich mit Philomelens Ach!
In dunkler Nacht vereint! = = =

Halt ein! o Held! Gnug der Trophä'n
Auf deiner Ehrenbahn!
Der Streiter weite Wunden flehn
Dein Mitleid blutend an;

Und tief in Staub getreten küßt
Dein ſiegreich Schwerdt der Feind:
Von Schweiß und Blut gebadet fließt
Dein Buſen ſelbſt, o Freund!

Dem

Dem Krieger wird das Schwerdt zu ſchwer,
Matt ſeufzt ſein Arm nach Raſt:
Es ſchnaubt ſein Roß, und fühlt nunmehr
Des mächt'gen Reuters Laſt.

Zurück! — die krieg'riſche Muſik
Gebeut! — Auf Leichen her
Verſammelt ſich vor dir der Krieg
Und ſteht! — O! ſieh nunmehr! —

Wie? Jüngling! haſt du ſie gezählt?
Auch den, der itzt noch fällt? —
Sieh! wo ein einz'ger Mann dir fehlt,
Da fehlt dir auch ein Held!

Du weinſt? ja, ja, wein immerhin!
Fließt edle Thränen, fließt!
Ein Menſch! itzt größer als vorhin,
Wo Du nur Sieger biſt!

Salb' ihre Wunden! ſalbe ſie
Mit dieſem Balſam ein:
Wenn Du nicht weinen könnteſt, nie
Nennt' ich Dich ferner Mein.

Doch wein' auch über deinem Feind,
Auch er fiel als ein Held!
Wer den Beſiegten nicht beweint,
Iſt werth, daß er ſo fällt!

Er ſeufzt nach Troſt: auf! eil' ihm zu
Und lindre ſeine Quaal:
So ſegnet er den Sieger; Du
Siegſt dann zum zweytenmal? —

Ruhm! ſetze die Poſaunen an,
Durchſchüttre weit die Welt!
Sag ihr: dieß hat der Held gethan,
Und mich, mich liebt der Held!

Lied
der Amazone
bey einem Victorieſchieſſen.

Tuque dum procedis, Io Triumphe!
Non ſemel dicemus, Io Triumphe!
Ciuitas omnis; dabimusque diuis
Tura benignis.

Horat.

Auf! ſtolze Sieger! auf! heran!
Auf kündiget mit Macht
Den Tag der Welt in Donnern an,
Der euch den Sieg gebracht.

O Tag

O Tag des Schreckens und der Wuth!
Der ganz den Feind zerbrach,
Bezeichnet mit der Seinen Blut
Trägt ihn ſein Almanach!

Welch unermeßliches Gebiet
Umlief an ihm der Tod!
So weit ein menſchlich Auge ſieht
Schwimmt es von Blute roth!

Von Leichen ſteht mein Heer umſchanzt,
In Leichen ſteckt ſein Speer:
Und wo ſein Arm die Fahne pflanzt,
Findt es den Grund nicht mehr!

Dir trotzte ſtolz auf dieſem Ort,
Der Feinde mächtig Heer:
So ſieht ein Wald von Maſten dort,
Umſchattend weit ein Meer:

Das Volk an Küſten, dem es droht,
Fühlt ſchon den ganzen Feind,
Fühlt ſchon die Feſſeln und den Tod,
Steht ſtumm, und ſchaut, und weint.

Da ſchifft ein Cherub über ihm
Auf ſchwarzen Stürmen her,
Belacht den Schauſpiels Ungeſtüm,
In Donnern lachet er:

Haucht Stürm' und wirft ihn, wie den
Ball
Die Kinder, bis an Pol.
Damit er durch den tiefſten Fall
In Abgrund ſtürzen ſoll.

Wo biſt du Wald, der dort geſchwebt?
Kaum, daß ein armes Bret,
Auf dem halbtodt ein Fremdling bebt,
Des Stolzes Fall verräth. ꞏ ꞏ ꞏ

Doch, weg! der Nord mag dich verwehn,
Dich ſchreckliches Geſicht!
Ich will den Ruhm der Sieger ſehn,
Beſiegter Elend nicht:

Dich will ich ſehn, mein junger Held,
Auf deinem braunen Roß,
Das oft mit dir durch eine Welt
Gefahren muthig ſchoß:

Bedeckt mit nicht unedlem Schweiß'
Und Staub' will ich dich ſehn,
Vom Lauf wie ein Adonis heiß
Und auch wie er, ſo ſchön.

Dort flammt ſein Schwerdt, ein Meteor,
Das ſchrecklich niederfährt:
Ein brennender Volkan ſein Chor,
Der Länder weit verheert! —

Wohlan; laß deine Fahnen wehn!
Du mächtig Heer, heran!
Damit ich jeden Helden ſehn
Und ihn bewundern kann. * * *

Schlagt an! des Pulvers mächt'ger Blitz
Ström' laut aus dem Gewehr:
Der Donner lauf' aus dem Geſchütz'
Die ganze Fronte her!

Schallt ſchmetternde Trompeten froh!
Ihr Pauken murmelt drein!
Es tön' die rauſchende Oboe,
Mit ſchreyenden Schallmeyn!

Und unter Pfeifen rolle weit
Und breit der Trommeln Schall!
Dann ſchreyt, ihr ſtolzen Sieger! ſchreyt
Das Siegsgeſchrey dreymal! —

O welch ein frohes Zittern trägt
Dieß Schreyn in meine Bruſt:
Triumph! Triumph! der Sieg! — es ſchlägt
Die Fittige vor Luſt!

Der Dampf des Pulvers thürmet ſich
Zu ſeinem Wagen auf:
Und voll Entzücken ſchwing' ich mich
In Siegsgepränge drauf.

Nun ſeh' ich euch, ihr Helden all! ; ; ;
O was hab' ich erblickt!
Ich ſeh', ich ſeh' von Trojens Fall
Die Götter ſelbſt entzückt.

Empfindungen der Amazone
nach einer
verlornen Schlacht.

— — Signa ego Punicis
Affixa delubris, et arma
Militibus — —
Direpta vidi!

Horat.

Entſetzen! welch ein tiefer Schmerz
Zermalmt, durchängſtet mich!
Es blutet! — blute nur mein Herz
Und ganz verblute dich!

Damit die Augen jene Höhn,
Die Gräber deiner Ehr'
Und deiner Palmen nicht mehr ſehn,
Nicht dich geſchlagnes Heer!

Ach! Anblick voller Schand und Weh!
So tief fielſt du herab? —
War für dich kein Thermopylä?
Kein allgemeines Grab?

Wie Blätter fortgejagt von Wind'
Im Herbſt, reiſt du umher,
Und ſuchſt und findeſt! — o wie blind!
Nicht deine Fahnen mehr?

Kehr'

Kehr' um das Haupt, das du gewandt,
Nach den verlaßnen Höhn:
Und ſieh im feindlichen Gewand'
Die Schadenfreude ſtehn!

Sie ſtreckt den langen Hals empor,
Zeigt ihren gelben Zahn,
Und ſchwenkt dir deine Fahnen vor,
Und ſchreyt und ziſcht dich an:

Sie donnert dir ihr Siegeslied
Mit jenem Donner nach,
Der einſt in deiner Fauſt geglüht,
Und ihre Kraft zerbrach!

Wo iſt er? ach! wie Semele
Wirſt du durch ihn verzehrt,
Wenn ſie voll Neugier in der Näh'
Den Zeus zu ſehn begehrt!

So ſind denn dieß, mein Vaterland,
Dieß deine Söhne hier?
Ach! ihre Rücken ſind verbrannt,
Sie ſchaun zurück nach dir!

Schick' die beſchämten Mütter her!
Da! flieht in ihren Schooß,
Der euch vor feindlichem Gewehr
Noch eh' ihr ſaht, verſchloß! —

O Vaterland! Du kehrſt dich um,
Und ſchlägſt die Augen zu?
Ein Tropfen jagt den andern: ſtumm
Vor Wehmuth ſeufzeſt Du!

Sie ſelber ſtehn: ſehn ſich nicht an,
Verſteinert ſehn ſie da
Das Feld, auf das ſie bluten, an,
Und denken ⸗ ⸗ ⸗ denkt ihr ja?

Denkt eure Schande! ⸗ ⸗ ⸗ doch nein, nein,
Denkt eurer Lorbeern Pracht,
Um dieſe Stunde zu bereun,
Die ſie zur Schande macht.

Und Du, o Jüngling, (mehr als Tod!)
Mein Jüngling weiter nicht!
Die Schaam jagt mir ihr Scharlachroth
Heiß über das Geſicht!

Wo biſt Du? ah! biſt Du geflohn?
Flieh' aus der Welt! flieh mich!
Des Feinds Gelächter, Sieg und Hohn,
Ha! treffe zehnfach Dich!

Biſt Du gefangen? — bindet ihn . . .
Ach nein, nein; bindet mich!
Laßt den Unglücklichen entfliehn,
Ich weiß, dann ſchämt er ſich.

Vielleicht hebt Rache, Schaam und Wuth
Ihm das entfallne Schwerdt;
Vielleicht vergießt er eh ſein Blut
Für Mein's, das ihm gehört. . . .

Doch nennt ihn dieſer Krieger nicht,
Der auf der Trommel ſitzt?
Er trägt in ſeinem Angeſicht
Der Ehre Stempel, ſchwitzt,

Schwitzt Blut, und keichet und erzählt:
Die Neugier ſchließt um ihn
Den dichten Kreiß und jedes hält
Das Ohr begierig hin.

Kopf über Kopf, und horcht und wagt
Den Odem kaum zu ziehn: = = =
„Was haſt du Krieger?“ O! er klagt,
Und zeigt und nennet ihn.

Weh mir! — „Ha! glaubt mir, ſo wie Er,
„Hat noch kein Held gethan,
„Stets flog er wütend vor uns her,
„Und führt' uns zehnmal an;

„Warf Wäll umſchanzt von Donnern ein,
„Lief ſteile Felſen auf,
„Und ſchwemmte lange dichte Reihn
„Herab in ſeinem Lauf:

„Die Schwerdter ſtürmten auf ihn los
„Und er zerfloß in Blut:
„Sein Schwerdt zerbrach, es fiel ſein Roß:
„Da ſtund er, ohne Hut.

„Stund unbewegt, wie eine Säul',
„Der ihr korinthiſch Haupt,
„Den Stolz der Kunſt, ein Donnerkeil
„Des Jupiters geraubt.

„Noch focht' er: aber da ward ich
„Betäubt durch einen Hieb!
„Ich fiel, hieher nur ſchleppt' ich mich
„Unwiſſend, wo er blieb.

„Vermuthlich iſt er todt!“ = = = Er todt!
Wo bin ich? — Finſtres Grab,
Eröffne dich! o Tod! o Tod!
Komm, ſtürze mich hinab! = = =

Was für ein Flor deckt mein Geſicht!
Biſt du es ſüße Ruh?
Ich ſehe nicht! ich höre nicht! —
Ich ſinke! — jauchzt mir zu!

Die Amazone erwacht aus einer Ohnmacht und ſieht ihren verwundeten Liebhaber.

Merſes profundo, pulcrior evenit
Luctere, multa proruet integrum
Cum laude victorem, geretque
Proelia Coniugibus loquenda.
Horat.

Wer raubt den ſüßen Schlummer mir?
War's Schlummer, oder Tod?
Süß war er! — Jüngling! nicht mit Dir
Zu leben, das iſt Tod!

War es ein Traum? ah! träumt' ich nur
Den Helden, ewig ihn! —
Auf einer Purpurwolke fuhr
Er eben vor mir hin!

Des Ruhmes Göttinn flog ihm vor:
Die goldne Tube klang.
Die Welt erſtaunt' und horcht' empor;
Sie wies auf ihn und ſang;

Und ſchlug um ſeine Stirn den Kranz
Von Gold und Diamant,
In deren blendend reinen Glanz
Sie friſche Lorbeern wand:

Doch vor dem Heldenangeſicht
Verloſch der Krone Pracht:
So wie des vollen Mondes Licht
Die Sterne dunkel macht:

Es war der ganze Himmel hell,
Die ganze Erde hell,
Und wo ſein Haar flog, war es hell,
Wie um den Mittag hell. = = =

Was ſeh ich? — wer beugt über mir
Sein glänzend Angeſicht?
Iſt er es? iſt der Himmel hier?
Wie? träum' ich wachend nicht?

Ich ſinke — Himmel! weſſen iſt
Der Arm? Wer drücket mich
An ſeinen Buſen? — Ah! Du biſt
Es ſelbſt! — Ich fühle Dich.

Heil mir! Triumph! O welche Macht
Zerbrach Dein eiſern Grab,
Und riß von Deiner Augen Nacht
Des Todes Siegel ab?

Auf Deinen ſchönen Wangen hängt
Noch ſeine Farbe bleich,
Der Lilie, die ihr Haupt izt ſenkt
Vom Thau beladen, gleich!

Des Tages neugeborner Stern
Von einer Wolk' umhüllt!
Narciſſens Bild, doch in der Fern —
Im Waſſer nur ſein Bild!

Komm, leg' in meinen ſanften Schoos
Dein edles, ſüßes Haupt:
Doch reiß' der Stirne Band erſt los,
Das ſeinen Reiz mir raubt.

Laß Bluhmen ſie dafür umblühn
Gepflückt von meiner Hand = = =
Was ſagſt du? — Himmel! Wunden glühn
Hier unter dieſem Band?

Laß mich ſie ſehn und lehre mich
Von ihnen die Geſchicht! —
Wie glorreich! trüg' ich ſie für Dich,
Ich weiß, ſie ſchmerzten nicht!

Und Dein Gewand — ganz roth! —
vor Blut
Kenn ich die Farbe kaum:
So glänzt im Lenz die Purpurfluth
Am ſanften Pfirſchigbaum!

Unthätig hängt dein rechter Arm,
Der ſonſt die Blitze trug,
Und oft von ihren Flammen warm
Den Feind in Abgrund ſchlug.

Ah! Dieſer Arm — er iſt entzwey!
Des Ajax Kraft zerbrach
Durch ein beflügelt tödtlich Bley:
Da hängt er kraftlos, ſchwach!

O Held! ſo droht der Säbel hier
Dem Feinde weiter nicht?
Ein Löw', ein heldenmüth'ger Stier,
Der ohne Waffen ficht!

Du lächelſt? — gnug, du flößeſt mir
Ein neues Leben ein:
Der Heilungsgott verhieß es Dir:
Du lebſt und bleibeſt mein!

Und deine Wunden? — ha! der Krieg
Schrieb auf die hohe Bruſt,
Der Ehre Tafel, deinen Sieg,
Dein Lob und meine Luſt. —

Nicht ſo dieß Heer! — Schau' es nicht an!
Verwunde nicht dein Herz!
Du ſähſt — ach! Held, du fühlteſt dann
Erſt deiner Wunden Schmerz. ⸗ ⸗ ⸗

Was thuſt Du? — Lieb und Mitleid führt
Dich, Jüngling allzuweit:
Du blickſt ſie an? Du biſt gerührt? —
Nein! dieß iſt Weichlichkeit?

Sie

Sie weinen über deiner Hand?
Umfaſſen küſſend ſie?
Du ſelbſt = = = wein' um dein Vaterland!
Sonſt Jüngling, weine nie!

Du ſagſt: „Als Helden fochten ſie,
„Als Helden meiner werth:
„Doch ach! ein Gott ſtritt wider ſie,
„Weit mächt'ger, als ihr Schwerdt.

„Es kämpfte Regen, Hagel, Wind
„Mit uns auf ſein Gebot,
„Und ſchlug uns unaufhörlich blind;
„Dann fuhr herab der Tod:

„Von Felſen, hoch wie Rieſen fuhr
„In Feu'r er auf uns her:
„Wir ſtürmten: doch auf Felſen nur,
„Nicht auf ein feindlich Heer.

„Doch ſtritten wir, und ſtunden feſt,
„Und rangen mit dem Tod,
„Und hielten oft das Heft ihm feſt,
„Und ſchlugen, wie der Tod.

„Blick hin, an jene Berge hin!
„Nimm jenen Kirchhof auf!
„Du wirſt ein weites Feld umziehn,
„Und Feinde Gräber drauf.

„Zu ſchwache Kraft! ach endlich ſchoß
„Der Tod ſein ganz Geſchütz
„In einer Fluth von Wettern los;
„Ein Donner und Ein Bliz!

„Da wich erſt unſer Krieger, doch
„Er wich erſt aufs Gebot,
„Und ſtund oft in dem Weichen noch
„Und trotzete dem Tod.

„Ich fiel, und um mich wurde Nacht,
„Und, als ich wieder ſah,
„Lag ich tief aus dem Grab' erwacht
„Auf dieſen Weiden da.

„Zwölf Helden fochten über mir,
„Und ſie erkämpften mich,
„Und flochten dieſe Bahre hier,
„Die trug zum Leben mich.“ = = =

Triumph! Triumph! o zeige mir
Die Heldenſeelen an,
Damit ich ſie noch außer Dir
Zehnfach belohnen kann.

Ein Bürger, den ein Arm erhielt,
Rom, war dir Kronen werth!
O dieſer Held, den man erhielt,
Wie viel iſt dieſer werth?

Und Du, mit Schaudern ſeh' ich dich,
Dich hohes Heldenheer:
Welch' ein Verdacht! ich haſſe mich,
So ſehr ich Dich verehr'.

Heil Dir! daß du noch nicht verzagſt,
In deinem Fall nicht bebſt,
Geſchlagen noch zu leben wagſt,
Und Brüder überlebſt. —

Du Held! mein Arm eröffnet ſich,
Dich glorreich zu empfahn;
Mit frohen Zittern ſchau' ich Dich
Und deine Wunden an.

Heil' unter meiner Hand, o Freund!
Der mehr, als Wunder that:
Dann geh' und ſtraf den ſtolzen Feind,
Daß er geſieget hat!

Loblied
der Amazone
auf
ihres Geliebten Pferd.

Praeliis ferox — —
Quem iuuat clamor, galeaeque leues
Acer et Marſi peditis cruentum
Vultus in hoſtem.

Horat.

Geſchöpf, für Götter ſelbſt gebaut,
Du Ehre deiner Zucht!
Von uns mit Wolluſt angeſchaut,
Von ihr mit Eiferſucht!

Du ſchönes Roß! ein Ebenbild
Der Roſſe des Apoll,
Wann izt in Flammen eingehüllt
Sein Wagen leuchten ſoll.

In Straſſen ſteht der Jüngling, blickt
Erſtaunt, mißt deinen Werth,
Zeigt dich mit Fingern, ruft entzückt:
„O hätt' ich ſolch' ein Pferd!“

Dein hochgewölbter Hals erhebt
Sich wie ein Pharuſthurm:
Die breite Bruſt, die nie gebebt,
Trotzt wie der Fels im Sturm.

Ein Caſtor und ein Pollux glühn
In deinem Augenpaar:
Die gold'ne Mähne ſtrömt dahin
Wie Berenicens Haar!

Gleich zween Schlünden am Veſuv
Raucht Deiner Naſe Dampf,
Und ſchnaubt den mächtigen Beruf
Nach Feuer und nach Kampf!

Von welchem hohen Stolz entbrannt
Seh' ich mein Streitroß itzt,
Wenn in des jungen Helden Hand
Sein goldner Zügel blitzt!

Es fühlt des Jünglings ganzen Muth,
Schnaubt nach dem Heldenlauf,
Beißt wütend die von edler Glut
Geſchwollnen Adern auf:

Stampft, wiehert, rückt den Zaum und ſchlägt:
Glaubt, daß er ſich vergißt,
Daß er vergißt, welch' Roß ihn trägt,
Und wer er ſelber iſt. = = =

Es rollt die Pauke! — ha! wie ſpitzt
Es ſein aufmerkend Ohr,
Und horcht: — des Jünglings Säbel blitzt:
Es ſteigt voll Muth empor.

Du!

Du! edles Thier! Du ſtrebeſt fort!
Wie? ſiehſt Du nicht vor Dir
Den mächt'gen Wald von Pfählen dort?
Die weiten Gräber hier?

Die Wäll' und Schanzen, wo der Tod
Herüber furchtbar ſieht?
Den Spieß, der Deinem Herzen droht?
Die Kugel, die Dir glüht?

Umſonſt! kaum giebt die Zung' einmal,
Ein längſt gewünſcht Gebot,
So fährſt Du wie der Sonnenſtrahl
Dahin, ſuchſt Blut und Tod:

Fliegſt über Berg' und Thäler fort,
Schnaubſt wütend die Gefahr,
Fliegſt, wie ein Pfeil, fliegſt wie der Nord,
Der brauſend Dich gebar.

Kaum biegt das Gras ſich unter Dir,
Biſt hier — dort — überall! —
Der Donner rollt! — die Streitbegier
Wächſt mit der Donner Knall!

Du ſiehſt das ſcharfe Bajonet
In langen, dichten Reihn,
Von einer ſtarken Fauſt gedreht,
Umſonſt dem Herzen dräun.

Und kömmſt zurück mit Sieg beglückt;
Mit hoher Wunden Zier
An Bruſt und Seiten ausgeſchmückt
Frohlockſt Du wiehernd mir!

Und bringſt der ed'en Bürde Laſt
Von Siegespalmen ſchwer,
Aus Müh' und Kampf zu Lieb' und Raſt
Für meine Kränze her!

Dann ſtreichl' ich Dich, dann ſchmück' ich Dich
Mit meinem ſchönſten Band,
Dann ſpeiſ' ich Dich, ich ſelber, ich
Mit meiner eignen Hand:

Die reine Krippe ruhe hier
Auf Marmorſäulen feſt,
Und reiche fetten Weizen Dir,
Wenn Dich die Kraft verläßt!

Und wenn dereinſt in blauer Fern
Ein neuer Stern entbrennt:
So werde nach dir dieſer Stern,
Von aller Welt genennt!

Klagen

Klagen
einer neuen Amazone
bey dem Falle ihres Geliebten.

— — Graues
Excepit ictus pro pudicis
Coniugibus puerisque. —
Horat.

Wie iſt mir? was für Ahndung füllt
Gepreßte Seele dich? —
Das Schrecken hebt ſein ſchwarzes Schild,
Und überſchattet mich.

Und finſtre Wolken lagern ſich
Vom Tode ſchwer umher:
Er brütet — alles ſchweigt um mich
Still, ſtille ſo wie Er! —

Auf einmal bricht der Donner los,
Die Luft durchkreuzt der Bliz!
Izt ſpaltet ſich der Erde Schoos,
Und izt der Götter Siz!

Es bebt mit mir der Erden Ball ⸗ ⸗ ⸗
Ha! welch ein Fall war dieß?
Dieß, dieß war eines Helden Fall:
Des Meinen? ganz gewiß!

Ja, ja, aus jener tiefen Nacht
Schoß izt ein Donnerkeil! —
Hör' ich nicht das Geſchrey der Schlacht?
Der Sterbenden Geheul?

Er fällt, weh mir! er fällt! er liegt
Mein Lorbeernreicher Freund!
Der Sieger ſtürzt herab! er ſiegt,
Der überwundne Feind! —

Ach! laßt mich ſehn noch, wie er fällt!
Fällt er auch ſeiner werth?
Noch ſiegreich? noch im Tod ein Held?
Noch groß? noch mit dem Schwerdt?

Noch ſiegreich, noch im Tod' ein Held,
Das Schwerdt noch in der Hand:
Er fällt! bewundre du ihn, Welt,
Und wein', o Vaterland!

Dort ſteht der Feind! ein hoher Wall
Von Erde ſchützet ihn,
Da ſeine Donner überall
In lautem Feuer glühn.

Umſonſt! vor ſeinen Schaaren fliegt
Mein Held, wie Jupiter
Mit ſeinen Blitzen, die er wiegt,
Auf ſeinem Adler her:

Stürzt über Wall und Graben hin
Und feſſelt ihren Tod:
Sie ſtehn und fechten = = = nein, ſie fliehn
Von ſeinen Streichen roth:

Sie fliehn, er folgt! — halt' ein, halt' ein,
Gebeut der Helden Wuth!
Hör deine frommen Krieger ſchreyn,
Du bluteſt! ſchon' dein Blut!

Dein Arm! — dein Buſen — ſieh' dich an!
Es rieſelt hier — und dort. ⸗ ⸗ ⸗
Er lächelt ſeine Wunden an,
Er lächelt, ſtürzt ſich fort. ⸗ ⸗ ⸗

So ſieh! ein Heer nimmt ſie in Schutz,
Ein neues feindlichs Heer! —
Er ſtürmt hinein, voll edlem Trutz
Dünkt er ſich auch ein Heer.

Wie wütet nicht der junge Held!
Es fallen ganze Reihn:
So ſchlägt der Hagel durch das Feld
Die goldnen Saaten ein!

Sie bluten — doch der Rache Gott
Die Fackel in der Hand
Erhellt ihr Aug' im grimmgen Spott,
Und ſteckt ihr Herz in Brand:

Sie ſtürzen wütend auf ihn los,
Und bald iſt er umringt!
Er kämpft! er ficht! es bäumt ſein Roß,
Und wer ſich nähert, ſinkt. —

Held! ſieh dich um! wie ſchlägt, wie bebt
Mein angſtvoll Herz in mir:
Mit angeſpannten Nerven hebt
Ein Arm ſich über Dir!

O Weh! izt fällt die Fauſt herab
Und ſchlägt! o wehe mir.
Weh Dir! der Todesſtreich! — Dein
Grab! —
O Vaterland! weh dir! —

Da liegt Er! ah! da drängt mit Wuth
Der ſtolze Feind herbey:
Damit er von dem Heldenblut,
Auch Er, beſprützet ſey.

Sein

Sein Roß auch fällt, ſtolz mit dem Held
Zu fallen, den es trug:
Auf einen Berg von Leichen fällt
Er hin, den er erſchlug.

So fällt der Held im Tod' auch groß!
Da floh der große Geiſt,
Riß ſich aus der Verwüſtung los:
So fiel — der Preußen Kleiſt!

Wo biſt du? meines Jünglings Schaar?
Du? deren Heldenmuth
Durch Feindes Macht getrennet war?
Komm, ſchnaube Rach und Wuth!

Hier liegt er, dein Patroklus, hier!
Der Feinde Furcht, ihr Spott!
Dein Führer, Vater, Freund, ja Dir
Ein Schutzgeiſt und ein Gott!

Das Vaterland, das dir ihn gab
Soll nicht ſein Reſt erfreun?
Und ſeiner Mörder Grab, das Grab
Des tapfern Jünglings ſeyn?

Auf! haut euch, Krieger, eine Bahn!
Und ſchafft ihn mir zurück:
Vielleicht, daß ich dann weinen kann,
Zu weinen, welch ein Glück!

Thränen
der Amazone
über
dem Grabe ihres Helden.

— — Occidit, occidit
Spes omnis et fortuna noſtri
Nominis!

Horat.

Heil mir! willkomm'ne Thränenflut!
Mein aufgeſchwollen Herz
Zerſchmilzt, ein längſt begehrtes Gut!
In einen ſüßen Schmerz. —

Ja,

Ja, badet meine ganze Bruſt,
Ihr Thränen! ſtürzt herab!
Der Jugend Stolz, der Helden Luſt
Iſt Staub, ſein Haus ein Grab.

So ſollt ihr ihn nie wiederſehn
Thrän'volle Blicke? nie?
Sein Angeſicht, wie furchtbar ſchön!
Schön ohne Zwang und Müh!

Schön, wie des Krieges ernſter Gott,
Mit ſchwarzem Haar geziert,
Als ihn der ſchönſte Liebesgott
Nach Amethunt geführt!

So ſoll ihn mein entzücktes Ohr
Nie wieder hören? nie?
Ach, ſein Geſpräch! der Muſen Chor,
Der Sphären Harmonie!

So ſollt, entzückte Lippen, ihr,
Ihn nie mehr küſſen, nie?
Sein Kuß ſanft, wie der Bluhmen Zier
Der Thau des Morgens früh!

So irr' ich einſam und allein
Von ihm nie froh geſchreckt?
Nie mehr find' ich im finſtern Hayn
Den jungen Gott verſteckt?

Dann ſucht ſie ihren Cephalus
Auror', und ſucht, und weint:
Vergebens fließt ihr Thränenguß,
Kein Cephalus erſcheint. —

Was hör' ich? — welch ein bang Geräuſch
Stimmt meiner Wehmuth bey?
Es nähert ſich! von Klagen heiſch
Schluchzt ein vermiſcht Geſchrey!

Ich ſehe — langſam feyerlich
Naht eine Schaar allhier
Von meines Helden Kriegern ſich,
Und Mengen folgen ihr.

Ah! die verſengten Wangen glühn
Von Schmerzen tiefer Art,
Und dicke, dicke Tropfen fliehn
Auf ihren finſtern Bart. ⸗ ⸗ ⸗

O Helden! o was traget Ihr
In dieſem Mantel her? —
Kein Wort? — ihr ſchluchzt? o wehe mir!
Er iſts! mein Jüngling! Er!

Weg, weg, mißgünſtiges Gewand!
Ich will, ich muß ihn ſehn!
Mein iſt er und dem Vaterland! —
O Jüngling! o wie ſchön!

Ah! laß mich Dich umarmen, Held!
Mein Kuß erwärme Dich!
Dich, deſſen Anblick eine Welt
Erw[illegible]n kennt' — und mich!

Ni[illegible] klopft dieß Herz, o Freund,
[illegible] und Ruhmbegier!
Nicht mehr trotzt dieſer Blick dem Feind,
Und lächelt ſanft nach mir!

Nicht mehr hebt dieſer tapfre Arm
Schwerdt, unermüdet dich!
Nicht mehr ſchlingt er von Inbrunſt warm,
Um meinen Nacken ſich!

Nichts mehr! der bleiche Reſt ſogar
Zerfällt in Staub dahin? ⸗ ⸗ ⸗
Halt! ſagen mir nicht, wer er war,
Die Wunden, die hier glühn?

Laßt mich ſie ſehn! — Triumph und Ehr'
Und Preis und Sieg iſt hier!
Wie tief! ihn ſchmerzen ſie nicht mehr!
Mein Vaterland, doch Dir!

Der Ruhm drückt deinem Lebenslauf,
Der ſich ſo rühmlich ſchloß,
Im Blut die letzten Siegel auf,
Das aus den Wunden floß.

Sie ſchlucken meine Thränen ein,
Und die verſiegen hier!
Du willſt nicht mehr beweinet ſeyn:
Dein Ruhm gebeut es mir!

Er hebt mich ſtolz aus deinem Grab!
Mein Herz erweitert ſich,
Und fleugt Dir nach: Zu ſehr hinab
Zog Lieb' und Sehnſucht mich!

Heil mir! daß Du gefallen biſt,
So glorreich, Ehrenvoll!
O! daß ich nicht bin, was er iſt,
Und auch ſo fallen ſoll!

Entriß izt meine Seele ſich
Dem weiblichen Gebein
Und ſtürzt in Deinen Leichnam ſich,
Um groß wie Du zu ſeyn!

Wie wollt' ich dann mit tapfrer Hand
Dich rächen, und mit Muth
Für dich auch kämpfen, Vaterland!
Nicht ſchonen Gut noch Blut:

Und für Dich ſterben: Welch ein Tod!
Ach! für das Vaterland
Zu ſterben, welch ein ſtolzer Tod
Für Dich, o Vaterland!

Und dann von einer Helden Schaar
Wie die, beweint zu ſeyn?
O Loblied, das nie gröſſer war! — —
Kommt Helden, ſcharrt ihn ein!

Und thürmt von Feinde Schedeln hier
Ein hohes Denkmal auf,
Und ſteckt der Fahnen ſtolze Zier
Die er erbeutet, drauf!

Und um die Pyramide will
Ich einen finſtern Hayn
Von Lorbeern pflanzen, und hier ſtill
Ihm meine Seufzer weihn.

Und Vaterland! den heil'gen Hayn
Soll deine Thränenflut
Begieſſen, bis auch mein Gebein
In ſeiner Urne ruht.

Kriegslieder des Tyrtäus.

Aus dem Griechiſchen.

Tyrtaeusque mares animos in Martia bella
Verſibus exacuit.

Horat.

Tyrtäus iſt einer der allerälteſten griechiſchen Dichter. Er lebte ungefähr zu den Zeiten der ſo genannten ſieben Weiſen in Griechenland: vielleicht noch vor ihnen: wenigſtens ſo viel iſt gewiß, daß er um die 35 Olympiade blühete. Er machte im zwoten Meſſeniſchen Kriege ein großes Aufſehen. Der Innhalt ſeiner Geſänge war die Tapferkeit.

keit. Als die Spartaner viele Niederlagen erlitten, wurden ſie ſo niedergeſchlagen, daß ſie ſich bey dem Delphiſchen Orakel Raths erholten: dieß gebot ihnen, bey den Atheniënſern ſich einen Mann zu erbitten, der ſie durch Rath und Einſicht unterſtützen möchte. Der Fortgang ihrer Waffen war anfänglich ihrer Erwartung nicht gemäß: ſie wurden dreymal hintereinander geſchlagen, und verfielen in eine ſolche Verzweiflung, daß ſie im Begriff waren, nach Sparta zurückzukehren. Tyrtäus beſeelte ſie wieder durch ſeine Geſänge, die nichts als die Liebe des Vaterlands und die Verachtung des Todes athmeten. Sie geriethen in eine Art von Wuth, und in dieſer griffen ſie die Meſſener an: der Sieg, den ſie bey dieſer Gelegenheit

davon

davon trugen, endigte einen Krieg, dem ſie nicht länger gewachſen waren. Sie gaben dem Tyrtäus das Bürgerrecht, damals ein großes und wichtiges Geſchenk in Sparta! Es iſt nichts mehr von ihm, als folgende Geſänge übrig: Suidas aber ſagt, daß er Lebensregeln, Elegien, und 5 Bücher Kriegsgeſänge geſchrieben habe.

Οὔτ᾽ ἂν μνησαίμην, οὔτ᾽ ἐν λόγῳ ἄνδρα τιθείμην,
Οὔτε ποδῶν ἀρετῆς, οὔτε παλαισμοσύνης·

Οὐδ᾽ εἰ Κυκλώπων μὲν ἔχοι μέγεθός τε βίην τε,
Νικῴη δὲ θέων Θρηΐκιον Βορέην·

Nicht der iſt mir des Nachruhms werth,
Werth, daß man ihn beſingt,
Der ſchnell zu laufen iſt gelehrt,
Im Spiele muthig ringt:

Und wär ſo groß und ſtark, wie Er,
Nicht der Cyclopen Chor,
Flöh er, wie Boreas daher,
Und flöh er ihm ſelbſt vor:

Οὐδ' εἰ Τιθωνοῖο Φυὴν χαριέςερος εἴη,
Πλουτοίη δὲ Μίδεω καὶ Κινύρεω βάθιον·

Οὐδ' εἰ Τανταλίδεω Πέλοπος βασιλεύτερος εἴη,
Γλῶσσαν δ' Ἀδρήςου μειλιχόγηρυν ἔχοι·

Οὐδ' εἰ πᾶσαν ἔχοι δόξαν πλὴν θούριδος ἀλκῆς·
Οὐ γὰρ ἀνὴρ ἀγαθὸς γίγνεται ἐν πολέμῳ,

Und wär an reizender Geſtalt
Ein Thiton ihm nicht gleich:
Wich ihm ein Pelops an Gewalt,
Wär Midas nicht ſo reich,

Adraſt nicht ſo beredt, wie Er,
Und wenn auch, was die Welt
Als groß erhebt, ſein Eigen wär,
Und er wär nicht ein Held: —

Denn, wer nicht von Begierde glüht,
Den blut'gen Tod zu ſehn,
Nicht gern dem Feind ins Auge ſieht
Und nah ihm wünſcht zu ſtehn:

Εἰ μὴ τετλαίη μὲν ὁρῶν φόνον αἱματόεντα,
Καὶ δηίων ὀρέγοιτ᾽ ἐγγύθεν ἱςάμενος.

Ἥδ᾽ ἀρετὴ, τόδ᾽ ἄεθλον ἐν ἀνθρώποισιν ἄριςον,
Κάλλιςόν τε φέρειν γίγνεται ἀνδρὶ νέῳ.

Ξυνὸν δ᾽ ἐσθλὸν τοῦτο πόληΐ τε παντί τε δήμῳ,
Ὅςις ἀνὴρ διαβὰς ἐν προμάχοισι μένῃ

Νωλεμέως, αἰσχρῆς δὲ φυγῆς ἐπιπάγγυ λάθηται,
Ψυχὴν καὶ θυμὸν τλήμονα παρθέμενος.

Θαρ.

Der iſt es nicht. — Ein tapfrer Muth,
Der dieſes Ruhms begehrt,
Iſt Sterblichen das größte Gut,
Des Jünglings Wünſche werth.

Doch wer, das Schwerdt in kühner Hand,
Sich an die Spitze drängt,
Iſt ſeinem Volk und Vaterland
Von einem Gott geſchenkt.

Er ſteht: vergißt der niedern Flucht,
Beut kühn ſein Leben dar,
Und unerſchrocknen Muthes ſucht
Er trotzend die Gefahr:

Θαρσύνῃ δὲ πεσεῖν τὸν πλησίον ἄνδρα παρεστώς·
Οὗτος ἀνὴρ ἀγαθὸς γίγνεται ἐν πολέμῳ.

Αἶψα δὲ δυσμενέων ἀνδρῶν ἔτρεψε φάλαγγας
Τρηχείας, σπουδῇ τ' ἔχεθε κῦμα μάχης.

Αὐτὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσὼν φίλον ὤλεσε θυμὸν,
Ἄστυ τε καὶ λαοὺς καὶ πατέρ' εὐκλείσας·

Ruft ſeinen Nachbar muthig auf,
Nicht Wund' und Tod zu ſcheun,
Und bricht mit ungehemmtem Lauf
In die Phalangen ein.

Sie fliehn: und er verfolget ſie,
Regiert den Sturm der Schlacht,
Und zeiget ſeinen Rücken nie,
Und kämpft mit Liſt und Macht:

Und ſtirbt in einer kühnen That,
Fällt forne vor dem Heer,
Iſt ſeinem Vater, ſeiner Stadt
Und Volk Triumph und Ehr.

Πολλὰ διὰ στέρνοιο καὶ ἀσπίδος ὀμφαλοέσσης,
Καὶ διὰ θώρηκος πρόσθεν ἐληλαμένος.

Τὸν δ᾽ ὀλοφύρονται μὲν ὁμῶς νέοι ἠδὲ γέροντες·
Ἀργαλέῳ τε πόθῳ πᾶσα κέκηθε πόλις·

Καὶ τύμβος καὶ παῖδες ἐν ἀνθρώποις ἀρίσημοι,
Καὶ παίδων παῖδες καὶ γένος ἐξοπίσω.

Sein Panzer und ſein runder Schild,
Der ihn bedecken ſoll,
Und Buſen, der von Blute quillt,
Iſt tiefer Wunden voll.

Um ihn weint Jüngling, Greis und Mann:
Die ganze Stadt voll Ach!
Erzählt, was er für ſie gethan
Und folgt der Leiche nach.

In hohen Ehren bleibt ſein Grab,
Und ſein Geſchlechte blüht
Von Kind zu Kindes Kind hinab,
Bis in das ſpätſte Glied.

Οὐδέποτε κλέος ἐσθλὸν ἀπόλλυται,
οὐδ' ὄνομ' αὐτοῦ,
Ἀλλ' ὑπὸ γῆς περ ἐὼν, γίγνεται
ἀθάνατος,

Ὅντιν' ἀριστεύοντα, μένοντά τε, μαρνάμενόν τε . .
Γῆς πέρι καὶ παίδων θοῦρος Ἄρης
ὀλέσῃ.

Εἰ δὲ φύγῃ μὲν κῆρα τανηλεγέος
θανάτοιο,
Νικήσας δ' αἰχμῆς ἀγλαὸν εὖχος
ἕλῃ,

Πάντες μιν τιμῶσιν ὁμῶς νέοι ἠδὲ
παλαιοί·
Πολλὰ δὲ τερπνὰ παθὼν ἔρχεται
εἰς ἀίδην.

Γηράσκων

Es ſtirbt ſein Lob zu keiner Zeit,
Und ſeines Nahmens Ruhm!
Verweſt er gleich, Unſterblichkeit
Verbleibt ſein Eigenthum. —

Doch fällt dem Held das Loos beglückt,
Dem Tode zu entfliehn,
Dem Tod, dem ew'gen Schlaf; und ſchmückt
Der Sieges Lorbeer ihn:

So liebt ihn jedes: ihn erhebt
Der Jüngling und der Greis,
Und wenn man ihn einſt ſpät begräbt,
Folgt ihm der Nachwelt Preis;

Γηράσκων γ' ἀστοῖσι μεταπρέπει, οὐδέ τις αὐτὸν
Βλάπτειν, οὔτ' αἰδοῦς, οὔτε δίκης, ἐθέλει.

Πάντες δ' ἐν θώκοισιν ὁμῶς νέοι οἵ τε κατ' αὐτὸν
Εἴκουσ' ἐκ χώρης, οἵ τε παλαιότεροι.

Ταύτης νῦν τις ἀνὴρ ἀρετῆς εἰς ἄκρον ἱκέσθαι
Πειράσθω θυμῷ, μὴ μεθιεὶς πολέμου.

Alt iſt er ſeinen Bürgern werth,
Gefürchtet und geliebt,
Ein jeder thut, was er begehrt,
Und flieht, was ihn betrübt.

Er kömmt, und Jung und Alte ſehn
Ihn gern, und jeder zeigt
Ihm ſeinen Siz, und alle ſtehn,
Stehn da vor ihm gebeugt. —

Wer von Euch dieſen Ruhm begehrt,
Den Heldenruhm, den Sieg!
Der ſey durch Muth auch deſſen werth,
Sey ſtark! und ſuche Krieg!

II.

Μέχρις τεῦ κατάκεισθε; κότ' ἄλκιμον ἕξετε θυμὸν
Ὦ νέοι; οὐκ αἰδεῖσθ' ἀμφιπερικτίονας

Ὧδε λίην μεθιέντες; ἐν εἰρήνῃ δὲ δοκεῖτε
Ἧσθαι; ἀτὰρ πόλεμος γαῖαν ἅπασαν ἔχει.

Εὖ νύ τις ἀσπίδα θέσθω ἐναντιβίως πολεμίζων,*)
Καί τις ἀποθνήσκων ὕστατ' ἀκοντισάτω.

Τιμῆέν

---

*) Verſus ab Ioachimo Camerario ſuppletus.

II.

Wie lange ſchlaft ihr? wann erwacht
Des Krieges Ungeſtüm?
Seht, wie der Nachbar ſpöttiſch lacht!
Auf! ſchämet euch vor ihm!

Ihr träumt Euch Frieden um Euch her?
Doch Jünglinge, wie? hört
Und ſeht Ihr nicht den Krieg? da er
Das Land umher verheert?

Ergreift den Schild und haltet ihn
Dem Feinde vor, und bald
Laßt noch einmal den Wurfſpieß fliehn,
Indem ihr rühmlich fällt!

Τιμῆέν τε γάρ ἐστὶ καὶ ἀγλαὸν ἀνδρὶ μάχεσθαι
Γῆς πέρι καὶ παίδων κουριδίης τ' ἀλόχου

Δυσμενέσιν· θάνατος δὲ τότ' ἔσσεται, ὁππότε κεν δὴ
Μοῖραι ἐπικλώσωσ'. Ἀλλά τις ἰθὺς ἴτω

. Ἔγχος ἀνασχόμενος, καὶ ὑπ' ἀσπίδος ἄλκιμον ἦτορ
Ἔλσας, τὸ πρῶτον μιγνυμένου πολέμου.

Οὐ

Wie glänzend iſt es! o wie ſchön!
Von edlem Muth entbrannt
Für Weib und Kind in Streit zu gehn,
Noch mehr, fürs Vaterland!

So bald die Parcen es beſtimmt,
Iſt Euer Loos der Tod.
Drum auf! erhebt das Schwerdt ergrimmt,
Und trotzt dem, der Euch droht!

Und waffnet unter Euerm Schild
Die Bruſt mit Tapferkeit,
Und kämpft von Heldenwuth erfüllt,
So bald die Schlacht gebeut.

Οὐ γάρ κως θάνατόν γε φυγεῖν εἱμαρμένον ἐστὶν
Ἄνδρ', οὐδ' εἰ προγόνων ᾖ γένος ἀθανάτων.

Πολλάκι δηϊοτῆτα φυγὼν καὶ δοῦπον ἀκόντων
Ἔρχεται· ἐν δ' οἴκῳ μοῖρα κίχεν θανάτου.

Ἀλλ' ὁ μὲν οὐκ ἔμπης δήμῳ φίλος, οὐδὲ ποθεινός·
Τὸν δ' ὀλίγος στενάχει καὶ μέγας, ἤν τι πάθῃ.

Des Schickſals ſichern Todesſtreich
Entflieht kein Sterblicher,
Und ſtammte ſein Geſchlecht auch gleich
Von Göttern ſelber her.

Wie oft ergreift den, der der Schlacht,
Der Pfeile Sturm entrinnt,
Der Tod in einer ſichern Nacht,
Wenn er auf Freude ſinnt!

Allein kein Vaterland, kein Freund
Liebt und vermißt den Mann:
Doch leidet jener, o ſo weint
Und trauert jedermann!

Λαῷ γὰρ ξύμπαντι πόθος κρατερόφρονος ἀνδρὸς
Θνήσκοντος· ζώων δ', ἄξιος ἡμιθέων.

Ὥσπερ γάρ μιν πύργον ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶσιν·
Ἔρδει γὰρ πολλῶν ἄξια μοῦνος ἐών.

Das ganze Volk wünſcht ihn zurück,
Wenn es den Held begräbt:
Er war ſein Gott, er war ſein Glück,
So lang er hier gelebt.

Denn vieler Helden Thatenzahl
That er allein: Im Sturm
Sah'n all auf ihn, und allemal
War er ihr Schutz und Thurm.

III.

Ἀλλ' Ἡρακλῆος γὰρ ἀνικήτου γένος ἐστέ·
Θαρσεῖτ'· οὔπω Ζεὺς αὐχένα λοξὸν ἔχει.

Μηδ' ἀνδρῶν πληθὺν δειμαίνετε, μηδὲ φοβεῖσθε·
Ἰθὺς δ' εἰς προμάχους ἀσπίδ' ἀνὴρ ἐχέτω.

Ἐχθρὰν

III.

Stammt Ihr von dem Alcides nicht,
Ein unbeſiegt Geſchlecht?
Noch gönnt Euch Zevs ſein Angeſicht,
Traut auf ein göttlich Recht!

Was iſt die Menge, die Euch droht?
Erzittert nicht vor ihr!
Ergreift den Schild, und ſucht den Tod
Und kämpft voll Ruhmbegier.

Ἐχθρὰν μὲν ψυχὴν θέμενος, θανάτου δὲ μελαίνας
Κῆρας ἴσως αὐγαῖς ἠελίοιο φίλας.

Ἴστε γὰρ ὡς Ἄρεος πολυδακρύου ἔργ' ἀΐδηλα.
Εὖ δ' ὀργὴν ἐδάητ' ἀργαλέου πολέμου.

Καὶ μετὰ φευγόντων τε διωκόντων τ' ἐγένεσθε
Ὦ νέοι, ἀμφοτέρων δ' εἰς κόρον ἠλάσατε.

Οἱ μὲν γὰρ τολμῶσι παρ' ἀλλήλοισι μένοντες
Ἔς τ' αὐτοσχεδίην καὶ προμάχους ἰέναι,

Παυρό-

Iſt Euch das Leben nicht verhaßt?
Ihr kennt ja die Gefahr
Des Kriegs? des Kriegers Müh und Laſt?
Was fliehn und ſchlagen war!

Nicht wahr? da fiel ein kleiner Theil,
Wo mit vereinter Macht
Den Angriff Ihr gewagt, und Heil
Auf euer Volk gebracht?

Ja, ein Verzagter! auf einmal
Verliert der alle Kraft:
Kein Wort erſchöpft das Unglück all',
Das niedre Feigheit ſchafft.

O welche

Παυρότεροι θνήσκουσι, σάουσι δὲ λαὸν ὀπίσσω·
Τρεσσάντων δ' ἀνδρῶν πᾶσ' ἀπόλωλ' ἀρετή.

Οὐδεὶς ἄν ποτε ταῦτα λέγων ἀνύσειεν ἕκαστα,
Ὅσσ', ἢν αἰσχρὰ πάθῃ, γίγνεται ἀνδρὶ κακά.

Ἀργαλέον γὰρ ὄπισθε μετάφρενόν ἐστι δαΐζειν
Ἀνδρὸς Φεύγοντος δηΐῳ ἐν πολέμῳ.

Αἰσχρὸς δ' ἔστι νέκυς κατακείμενος ἐν κονίῃσι,
Νῶτον ὄπισθ' αἰχμῇ δουρὸς ἐληλαμένος.

Ἀλλὰ

O welche Schande! welch ein Gräul!
Wenn hin in Staub geſtreckt
Auf blut'gen Rücken noch ein Pfeil
Tief in der Wunde ſteckt!

Er traf ihn auf der Flucht. — Der Held
Faßt aber ſichern Grund,
Rückt unerſchüttert in das Feld
Und beißt ſich in den Mund:

Hebt ſeine Schenkel hoch empor,
Und hält den breiten Schild
Den Schultern und dem Buſen vor,
Den hoher Ehrgeiz ſchwillt:

Ἀλλά τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισι
Στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών·

Μήρους τε κνήμας τε κάτω καὶ ςέρνα καὶ ὤμους
Ἀσπίδος εὐρείης γαςρὶ καλυψάμενος.

Δεξιτέρῃ δ' ἐν χειρὶ τινασσέτω ὄβριμον ἔγχος,
Κινείτω δὲ λόφον δεινὸν ὑπὲρ κεφαλῆς.

Ἔρδων δ' ὄβριμα ἔργα διδασκέσθω πολεμίζειν,
Μηδ' ἐκτὸς βελέων ἑςάτω ἀσπίδ' ἔχων.

Ἀλλὰ

Er wirft den Spieß, o Feind, auf Dich
Mit ſtarkem Ungeſtüm!
Indeſſen winket fürchterlich
Die Feder über ihm! —

So lern' er Thaten thun im Streit,
Und ficht' und ſtreite gern
Und wo der Feind mit Pfeilen dräut,
Da ſey ſein Schild nie fern.

Doch naht er ſich ihm allzuſehr,
So greif' er herzhaft an,
Bald mit dem Schwerdt, bald mit dem Speer,
Und ſuch' ihn ſelbſt zu fahn.

Ἀλλά τις ἐγγὺς ἰὼν αὐτοσχεδὸν ἔγχεϊ μακρῷ
Ἢ ξίφει οὐτάζων δήϊον ἄνδρ' ἑλέτω.

Καὶ πόδα πὰρ ποδὶ θεὶς, καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας,
Ἐν δὲ λόφον τε λόφῳ καὶ κυνέην κυνέῃ,

Καὶ στέρνον στέρνῳ πεπλημένος ἀνδρὶ μαχέσθω,
Ἢ ξίφεος κώπην, ἢ δόρυ μακρὸν ἑλών.

Ὑμεῖς δ' ὦ γυμνῆτες ὑπ' ἀσπίδος ἄλλοθεν ἄλλος
Πτώσσοντες, μεγάλοις βάλλετε χερμαδίοις,

Δούρασι

Es treffe donnernd Mann auf Mann,
Und Fuß auf Fuß, und Schild
Auf Schild, und Helm an Helm, und dann
Schlag er von Wuth erfüllt.

Bald ſey der lange Spies bereit,
Und bald das breite Schwerdt,
Und ſeine Bruſt ſey jederzeit
Dem Feinde zugekehrt!

Du aber, leichtes Kriegsvolk, Du,
Dich lädt der Krieg auch ein,
Eil' unter Deiner Tartſche zu,
Und wirf den mächt'gen Stein!

Δούρασί τε ξυστοῖσιν ἀκοντίζοντες ἐς αὐτούς.
Τοῖσι πανοπλίαις πλησίον ἱστάμενοι.

IV.

Und deinen Wurfſpieß ſäume nicht
Oft auf den Feind zu drehn,
Ja, ach' ſelbſt denen ins Geſicht
Die ſchwer bewaffnet gehn.

IV.

Τεθνάμεναι γὰρ καλὸν ἐπὶ προμάχοισι πεσόντα
Ἄνδρ' ἀγαθὸν, περι ᾗ πατρίδι μαρνάμενον.

Τὴν δ' αὐτοῦ προλιπόντα πόλιν καὶ πίονας ἀγροὺς
Πτωχεύειν, πάντων ἐστ' ἀνιηρότατον,

Πλαζόμενον σὺν μητρὶ φίλῃ καὶ πατρὶ γέροντι,
Παισί τε σὺν μικροῖς κουριδίῃ τ' ἀλόχῳ.

IV.

Wie ſchön! wenn für das Vaterland
Ein Mann kämpft, und als Held
Mit blankem Schwerdt in hoher Hand
Im Vordertreffen fällt!

Allein, wie elend: wenn er hier
Die ſeiñen Aecker flieht,
Und dort um Brod vor fremder Thür
Demüthig ſich bemüht.

Ihm ſchleicht der grauen Aeltern Paar,
Von Alter krumm und ſchwach,
Sein Weib, das ſeine Wolluſt war,
Und kleinen Söhne nach.

Ἐχθρὸς γάρ τοι τοῖσι μετέσσεται,
οὕς κεν ἵκηται,
Χρησμοσύνῃ τ' εἴκων καὶ στυγερῇ
πενίῃ·

Αἰχύνει τε γένος, κατὰ δ' ἀγλαὸν
εἶδος ἐλέγχει·
Πᾶσα δ' ἀθυμίη καὶ κακότης
ἕπεται.

Εἴθ' οὕτως ἀνδρός τοι ἀλωμένου
οὐδεμί' ὤρη
Γίγνεται, οὔτ' αἰδὼς εἰς ὀπίσω
τελέθει.

Θυμῷ

Verachtend folgt ihm jeder Blick,
Wo er voll Mangel geht,
Und weiſt gehäſſig ihn zurück,
Wenn er die Gabe fleht.

Und ſein Geſchlecht deckt ew'ge Schmach,
Und ſein Geſicht wird alt,
Und ihm folgt Angſt und Kummer nach
In ieglicher Geſtalt.

Und wenn er lang genug geirrt,
Ganz abgezehrt von Gram,
Verliert er jede Zier, verliert
Er endlich ſelbſt die Schaam. —

Θυμῷ γῆς πέρι τῆσδε μαχώμεθα, καὶ περὶ παίδων·
Θνήσκωμεν ψυχέων μηκέτι φειδόμενοι,

Ὦ νέοι· ἀλλὰ μάχεσθε παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,
Μηδὲ φυγῆς αἰσχρῆς ἄρχετε, μηδὲ φόβου.

Ἀλλὰ μέγαν ποιεῖτε καὶ ἄλκιμον ἐν φρεσὶ θυμὸν,
Μηδὲ φιλοψυχεῖτ' ἀνδράσι μαρνάμενοι.

Τοὺς

Doch für das Vaterland, für dieß
Kämpft, Jünglinge, mit Muth!
Für euch, und eure Kinder fließ'
Eu'r edles Heldenblut!

Ja, ſchließt Euch, ſteht, und kämpft vereint!
Des Schreckens bleich' Geſicht,
Der Wunſch, vor einem ſtolzen Feind'
Zu fliehn ſteht Kriegern nicht.

Nein, feuert Eure Seelen an
Mit einer edlen Wuth;
Dann trotzt dem Tod, und lauft die Bahn
Des Ruhms voll Heldenmuth! —

Τοὺς δὲ παλαιοτέρους, ὧν οὐκέτι γούνατ' ἐλαφρὰ,
Μὴ καταλείποντες φεύγετε τοὺς γεραιούς.

Αἰσχρὸν γὰρ δὴ τοῦτο, μετὰ προμάχοισι πεσόντα
Κεῖσθαι πρόσθε νέων ἄνδρα παλαιότερον,

Ἤδη λευκὸν ἔχοντα κάρη πολιόν τε γένειον,
Θυμὸν ἀποπνείοντ' ἄλκιμον ἐν κονίῃ,

Αἱμα-

Wie? ſollen dieſe Greiſe hier
Mit unbiegſamen Knien
Izt für Euch ſtreiten? aber ihr
Wollt ſie verlaſſen? fliehn?

Wie ſchändlich, wann der Kraft beraubt,
Ein Greis im erſten Glied,
Mit grauem Bart und weißen Haupt
Das Schwerdt vor Söhnen zieht,

Und kämpft und fällt: wann dann im Staub
Der edle Geiſt verraucht,
Da hinter ihm des Schreckens Raub,
Der feige Jüngling haucht:

Αἱματόεντ' αἰδοῖα φίλαις ἐν χερσὶν ἔχοντα,
(Αἰσχρὰ τά γ' ὀφθαλμοῖς καὶ νεμεσητὸν ἰδεῖν)

Καὶ χρόα γυμνωθέντα· νέῳ δέ τε πάντ' ἐπέοικεν,
Ὄφρ' ἄρα τῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχει·

Ἀνδράσι μὲν θνητοῖσιν ἰδήρατος ἠδὲ γυναιξὶ
Ζωὸς ἐὼν, καλὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσών.

Wann ihn, vom dürftigen Gewand
Entblößt, der Tod hier ſtreckt,
Und er nur mit der blut'gen Hand
Den nackten Körper deckt!

Die Ehrfurcht und die Schaam gebeut,
Daß ihr dahin nicht blickt:
Dem Jüngling nur ziemt dieß im Streit,
So lang ihn Jugend ſchmückt.

Er iſt der Männer Wunder, Gluth
Den Weibern, lebt der Held,
Und beyder Lob, wenn er mit Muth
Im Vorder-Treffen fällt.

Ἀλλὰ τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισι
Στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών.

O Glück: wer angeheftet ſteht,
Unwankend wie ſein Geiſt,
Zuerſt in Kampf frohlockend geht,
Und ſeine Lippen beißt.

König

König
Regner Lodbrogs
Sterbegeſang.

Dieß iſt ein ſeltnes Ueberbleibſel der gothiſchen Poeſie, das Olaus Wormius in ſeinem Buche de Litteratura Runica erhalten. Er hat es aus dem Originale Wort vor Wort überſetzt. Dieſer Lodbrog war ein däniſcher König, der in dem 8ten Jahrhunderte lebte und ſeiner Kriege und Siege wegen berühmt, und zu gleicher Zeit ein groſſer Skalde oder Dichter war. Er hatte das Unglück, daß er in die Hände eines ſeiner

Feinde fiel, der ihn ins Gefängniß warf und von Schlangen freſſen ließ. In dieſem Zuſtande tröſtete er ſich mit der Erzählung ſeiner vorigen Thaten. Das Gedichte beſteht aus 29 Stanzen, jede von zehn Zeilen. Jede hebt mit den Worten an Pugnavimus Enſibus etc. Die folgende Ueberſetzung iſt bloß der Beſchluß dieſes Gedichtes und fängt ſich mit der 22 Stanze bis ans Ende an.

Was iſt für einen tapfern Mann
Gewiſſer, als der Tod,
Und ob er gleich der Schwerdter Sturm
Sich kühn entgegen ſtellt?

Er, der das Unglück nie gekannt,
Beklagt das Leben nur:
Den räuberiſchen Adler lockt
Der Furchtſame ins Feld.

Stets iſt der Feige, wo er iſt,
Sich unnüz, ſich zur Laſt:
Der tapfre Jüngling aber tritt
In Sturm der Schlacht hervor.

Der Eine ſucht den Andern auf,
Der Mann ſcheut nicht den Mann,
Des Tapfern einz'ger, höchſter Ruhm
War dieſes immerdar;

Und wer der Jungfraun Liebe ſucht
Muß kühn im Streite ſeyn. —
Mir ſcheint es ohne Widerſpruch,
Daß uns das Schickſal führt:

Was dieſes uns einmal beſtimmt,
Dem weicht man ſelten aus. —
Sah ich mein Leben wohl vorher
In Ellas Händen da,

Als ich halb todt mein Blut verbarg,
Ins Meer die Schiffe ſtieß,
Und wir den Geiern erſt ein Mahl
Vom Feind bereiteten?

Dieß macht mich immer lächeln: denn
Ich weiß, dort ſind für uns
In unſers Vaters Odins Haus
Schon Sitze zugeſchickt:

Hier trinken wir nach kurzer Zeit
Aus Feindeſchädeln Bier:
Denn in des großen Odins Haus
Zagt nie der tapfre Mann.

Er zagt nicht zitternd vor dem Tod,
Auch ich, ich nahe mich
Mit der Verzweiflung Stimme nicht
Dem Hauſe des Odin.

Auslaugens Söhne wüßten die
Mein ganzes Elend itzt,
Den eine giftge Schlangenbrut
Aufs ſchrecklichſte zernagt:

Wie würden ſie die Schwerdter ziehn!
Denn meinen Söhnen gab
Ich eine Mutter, die ihr Herz
Mit tapferm Muth erfüllt.

Der Vipern Biß droht grauſam mir
Den nahen Untergang:
Denn mitten in dem Herzen wohnt
Mir eine Schlange ſchon.

Doch hoff' ich, meiner Söhne Schwerdt
Färbt einſt noch Elias Blut:
Von Zorn wird ihre Wange glühn,
Von Rachbegier ihr Herz.

In funfzig Schlachten focht' ich kühn,
Und freute mich des Krieges:
Als Jüngling lernt' ich ſchon, wie man
Das Schwerdt mit Blute färbt.

Mir ſchäzt' ich keinen König gleich. . . .
Doch ſtill! ſie laden mich,
Die Todesgöttinnen zu ſich,
Und ich, ich traure nicht.

Es endige ſich mein Geſang:
Die Todesgöttinnen,
Die mir aus ſeiner Hall' Odin
Geſchicket, rufen mich.

Dort ſitz' ich fröhlich, hoch erhöht
Und trink' mit ihnen Bier;
Des Lebens Stunden ſind entflohn
Und ſterbend lach' ich noch.

Grablied

auf einen in der Schlacht gebliebenen jungen Helden.

Jüngling.

Hier fiel der Jüngling, unſer Freund,
Hier ſank der Held dahin:
Noch ſchlug er ſterbend ſeinen Feind,
Fiel ſiegreich über ihn.

Mädchen.

Der Mädchen ſtiller Wunſch war Er,
Der jungen Männer Neid:
Der Kriegesgott mit Helm und Speer,
Apoll, im Friedenskleid.

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Auf! ſtattet der Zartlichkeit Pflichten ihm ab;
Umpflanzet mit düſtern Cypreſſen ſein Grab;
Erhebt ihn in Liedern, und baut ihm Altäre,
Und weint ihm der Liebe geheiligte Zähre!

Jüngling.

Voll Schweiß und Blut riß ſeine Hand
Viel an ihr Lebensziel.
Für König und für Vaterland
Verblutet' er und fiel.

Mädchen.

Da trug ihn hoch ſein ſtolzes Roß,
Voll von des Jünglings Muth.
Für uns, für unſre Mütter floß
Sein edles Heldenblut.

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Des Jünglings Verdienſten und Thaten getreu,
Erbaut ihm Trophäen, und ſingt ihn dabey;
Und nennet ihn unter den Helden, den größten,
Und unter den Freunden der Menſchen, den beſten.

Jüngling.

Nicht Wall noch Mauern ſchreckten ihn:
Er ſchwang ſich kühn hinauf.
Zuletzt riß ihn ſein Muth dahin
In ſeines Ruhmes Lauf.

Mädchen.

Noch todt ſchon, wie der Maja Sohn,
Lag er mit Blut benetzt.
Ein ewger Nachruhm bleibt ſein Lohn:
Man ſing' ihn ſpät, wie jetzt!

Chor der Jünglinge und Mädchen.

Pflückt Roſen und Veilchen, ſein Grab zu beſtreun!
Umpflanzt es mit Roſen, begießt es mit Wein!
Umhänget die Urne mit blühenden Kränzen!
Sein Name wird bey den Unſterblichen glänzen.

Nachahmungen
und
Ueberſetzungen
aus dem Horatz.

Aufmunterung zur Freude
an einem Frühlingstage.

Nach des erſten Buchs vierter Ode.

Der rauhe Winter ſchmilzt. Im Hauch der ſanften Weſte,
Verjüngt der Lenz die halberſtorbne Welt:
Der Baum verwundert ſich der neu entſproßnen Aeſte:
Kein früher Reif verſilbert mehr das Feld.

Der Tanz eröffnet ſich geleitet von Cytheren,
Indem der Mond in voller Anmuth ſcheint,
Und jede Grazie mit ſüßer Mädchen Chören
Zur Fröhlichkeit beſcheiden ſich vereint.

Ihr kleiner art'ger Fuß ſchlägt wechſelsweis die Erde,
Der ſtampfet jezt, wenn jener ſpielend ſchwebt:
Indeß Vulkan den Arm mit grimmiger Geberde
Nebſt ſeiner Schaar an Ambos mächtig hebt.

Itzt laß uns um das Haupt die grüne Myrthe ſchlingen
Und Bluhmen halb erſt aufgeblüht,
Ein junges Lamm dem Pan im Hayn zum Opfer bringen,
Durch den das Licht der Sonne ſparſam ſieht.

Es klopft der bleiche Tod an Hütten und an Schlöſſer:
O wären wir ſtets ſeinem Zuruf treu!
Damit die Rechnung nicht von unſrer Hoffnung größer,
Als unſers Ziels ſehr kurze Summe ſey.

Freund,

Freund, mitten in dem Glanz von deinen beſten Freuden,
Ja Freund, auch Dir droht bald des Todes Nacht;
Und dieſer Tag heißt Dich vielleicht am Abend ſcheiden,
Von welchem Dich der Morgen angelacht.

Dann wird nicht mehr dein Haupt mit Roſen ſich bekrönen,
Du wirſt nicht mehr des Schmaußes König ſeyn!
Und ſie, der Schönen Neid, des Jünglings Wunſch und Sehnen,
Ach! Chloe ſelbſt, wird dich nicht mehr erfreun!

Auf ein untreues Mädchen.

Nach des erſten Buchs fünfter Ode.

Welch ſchlanker Jüngling ſalbet ſich
Mit ſüßen Waſſern itzt für dich,
Um dir auf Lilien und Roſen
Aufs neue liebzukoſen?

Für wen läßt du dein blondes Haar
Nachläſſig ſchön, doch voll Gefahr
Und ſicher, ohne Schmuck zu ſiegen,
Um weiße Schultern fliegen? —

Der gute Jüngling! o wie oft
Wird er, wie er wohl nie gehofft,
Der Götter, die itzt hold ihm ſcheinen,
Treuloſigkeit beweinen.

Wie

Wie wird er ſchüchtern um ſich ſehn,
Wenn um ihn her Orkane wehn,
Und dieſe ſtillen Meeres Wellen
Zum nahen Schiffbruch ſchwellen!

Er glaubt: die ſüße Schmeicheley
Der ſanften Luft ſey ihm getreu,
Und trag' ihn auf ganz ſichern Wogen?
Doch ach! er iſt betrogen.

Wohl mir! daß ich an's Ufer bin,
In ſicherm Stolze ſchau' ich hin
Auf die Gefahr von deinen Blicken,
Die mich nicht mehr berücken.

Beſchäfftigung im Winter.

Nach des erſten Buchs neunter Ode.

Freund, ſieh wie jene ſtolzen Höhen
Von tiefem Schnee beladen ſtehen,
Ein Silberblendend Weiß!
Der Wald ſeufzt unter ſeinen Laſten,
Und ſelbſt die ſchnellen Ströhme raſten
Gekerkert in das Eis.

Laß uns den Winterfroſt verſcheuchen,
Und von gedürrten Birk' und Eichen
Rauch' itzund dein Camin!
Hier laß die vollgeſchenkten Becher
Für deine mitvertrauten Zecher
Von altem Rheinwein glühn!

Das Schickſal ſorgt für uns hienieden.
Es mag das Meer im Sturme ſieden;
So bald das Schickſal will,
So ſchweigt der Sturm: die Luft wird heiter,
Kein Baum, kein Blatt bewegt ſich weiter,
Und Luft und Meer iſt ſtill.

Was fürchteſt du den nächſten Morgen?
Das Ziel von allen deinen Sorgen
Sey dieſer Tag allein!
Wird er dir noch einmal gegeben,
Nütz' ihn, und laß dein blühend Leben
Wein, Lieb' und Tanz erfreun!

Freund! dann iſt alles, alles eitel,
Wenn nicht mehr deine jungen Scheitel
Die finſtre Locke ſchmückt:
Itzt laß dich öfter in Alleen,
Bey Bällen, auf dem Schauplatz ſehen,
Und wo die Lieb' entzückt.

Bald finde ſie beym Mondenſcheine,
Dein Mädchen, im verſchwiegnen Hayne,
Wann Eure Stunde ſchlägt:
Hier laßt ein ſüß Gemurmel rauſchen,
Wo keine Neider euch belauſchen,
Und nichts, als ihr ſich regt.

Bald wird dein Mädchen dich zu ſchrecken
Im tiefſten Winkel ſich verſtecken,
Von kleiner Schalkheit voll:
Ein reizendes und loſes Lachen,
Wird bald den Winkel kennbar machen,
Wo man ſie ſuchen ſoll.

Dann laß ſie ihren Frevel büßen!
Haſt du das Armband ihr entriſſen,
So zieh' den Ring ihr ab:
Die kleine Hand wird ſich zwar wehren,
Doch wird ihr leichter Kampf dich lehren,
Daß ſie es gerne gab.

Der

Der ſtandhafte Liebhaber.

Nach des erſten Buchs zwey und zwanzigſter Ode.

Der Mann von rein und unbeſcholtnem Leben,
Den keine Schuld das Herz beſchwert,
Wird vor Gefahren nie erbeben,
Braucht weder Spies noch Schwerdt.

Durchirrt' er auch die unwirthbaren Wüſten
Des Caucaſus, der Syrten Gluth,
Und jene fabelhafte Küſten
Beſpielt von des Hydaspes Fluth!

Denn

Denn als ich einſt die Lalage beſungen,
Und unbewehrt den Wald durchſtrich,
Floh mich ein Wolf; von Furcht durchdrungen
Floh er mich Unerſchrocken, mich:

Ein Wolf, ein Ungeheur — als nicht die Wälder
Im kriegeriſchen Daunien,
Nicht Lybiens verſengte Wälder,
Der Löwen Nährerinn, geſehn. —

Man bringe mich hin, wo auf trägem Sande
Kein Weſt die ſeltnen Bäume letzt,
Hin, wo die ſtets beſtürmten Lande
Ein finſtrer Nebel ewig netzt:

Hin, wo niemals die Sonne Wölkchen trüben,
Kein Pflug den harten Kloß zerbricht;
Ich werde Lalagen ſtets lieben,
Die lieblich lächelt, lieblich ſpricht.

Das ſchüchterne Mädchen.

Nach des erſten Buchs drey und zwanzigſter Ode.

Du fliehſt mich, Chloe! Du fliehſt gleich einem ſchüchternen Reh,
Das auf der unwegſamen Höh,
Die ſcheue Mutter ſucht:
Das kleinſte Säuſeln der Weſte,
Das Rauſchen der buſchichten Aeſte
Jagt es in ewiger Flucht.

Es flieht und ſchaudert, wenn ſich ein Blatt vom Winde bewegt,
Ein Strauch die weiche Seit' ihm ſchlägt,
Und fühlt nicht ſeinen Schmerz:
Es flieht, es fliehet, flieht wieder
Und ſchauet: ihm beben die Glieder,
Ihm klopft das ängſtliche Herz.

Und doch verfolget Dich nicht ein räubriſch, reißendes Thier,
Nicht Löw' und Tyger folgen Dir,
Die Dich zu würgen glühn:
Hör' auf mit ſchüchternen Blicken,
Reif für der Umarmung Entzücken:
Stets nach der Mutter zu fliehn.

Aufmunterung zur Freude.

Nach des erſten Buchs ſechs und zwanzigſter Ode.

Ich bin ein Freund der Muſen,
Fort fort aus meinem Buſen,
Angſt, Traurigkeit und Müh!
Tragt ſie, ihr leichten Winde,
In ferne Meeres Gründe,
Und dort erſäufet ſie.

Dem Dichter gilt es wenig
Ob izt der Franzen König
Für Guadaloupe bebt:
Ob ſich der Türk' empöret,
Was man von Corſen höret,
Und ob der Pabſt noch lebt.

Du Muſe, meine Freude,
Die ſich auf grüner Weide
An ſanftem Bache lezt:
Komm, hilf mir für Selinden
Von Bluhmen Kränze winden,
Mit frühem Thau' benezt.

Schwach würde meiner Schönen
Ein Lied zum Lob ertönen,
Wenn du mich nicht gelehrt! —
Auf! laß mit muntern Saiten
Die Schweſtern dich begleiten,
Denn ſie iſt eurer werth!

Der Genuß des Gegenwärtigen.

Nach des zweyten Buchs dritter Ode.

An einen Freund.

Vergiß in trüben Unglückstagen
Niemals, o Freund, dir gleich zu ſeyn!
So lern' ein günſtig Glück auch tragen,
Um nicht unmäßig dich zu freun.

Es ſey dir nun dein traurig Leben
Gedrückt von ſchwerer Angſt entflohn,
Es ſey entflohn beym Saft der Reben
Auf weichem Gras', du mußt davon!

Dort, wo die Ficht- und Pappelweide,
Geſellig Schatten uns ertheilt,
Und jener Bach voll Frühlingsfreude
In krummen Ufern mühſam eilt:

Dorthin laß Wein und Salben bringen
Und Roſen, die ſo bald verblühn,
Eh dich die Parcen noch verdringen
Und Lenz, und Glück, und Jahre fliehn!

Dann iſt der Stolz von den Paläſten,
Der Wald, dieß Landgut nicht mehr dein:
Ein Erbe wird ſich hier in Feſten
Des hocherbauten Reichthums freun.

Sey auch von Königen entſproſſen,
Wo nicht, ein niedrer Sohn der Noth:
Reich oder arm! es iſt beſchloſſen,
Du ſtirbſt! kein Anſehn rührt den Tod.

Früh oder ſpät! dieß Loos gilt allen!
Das Schickſal ſchwenkt die Urne ſchon,
So bald uns unſer Loos gefallen,
So ſegeln ich und du davon!

Der Inhalt meiner Lieder.

Nach des zweyten Buchs zwölfter Ode.

Ich ſinge nicht der deutſchen Adler Kriege,
Den Stolz der Könige, der Weltbezwinger Siege,
Nicht jenes Meer von Blut und Tod
Erwürgter Europäer roth!

Nicht jen Gebürg von Schlöſſern und Paläſten,
Wo unter Reigen ſich unnütze Schmeichler mäſten,
Indeß des Bürgers Thräne fließt
Und ſein erkargtes Brod begießt.

O nein! es mag der Nachwelt ſpäten Tagen,
Einſt der Geſchichte Buch die Nationen ſagen,
Die jener Held in Würgen groß,
An ſeinem Siegeswagen ſchloß.

Ich will entzückt mein Mädchen ſingen,
Der ſchwarzen Augen Macht, die jedes Herz bezwingen,
Die Bruſt von Lieb' und Treu beſeelt,
Die mir noch keinen Wunſch verheelt!

Den kleinen Fuß, wann er im Tanz ſich ſchwinget,
Den weißen Arm, der ſich um die Gefährtin ſchlinget,
Die ſie, von ihr im Scherz bekriegt,
An Witz, ſo wie an Reiz beſiegt.

Ich tauſchte nicht die Flotten aller Meere,
Und wenn auch jedes Schiff mit Gold beladen wäre,
Nicht Perus reiche Ländereyn,
Für eine Locke Chloens ein.

Wie ſchön! wenn ſie den Nacken abgekehret,
Mit leichtem Grimm den Kuß verſagt, den ſie begehret,
Den ſie ſich gern itzt rauben ſieht,
Itzt ſelbſt zu rauben ſich bemüht.

Glycere.

Nach des erſten Buchs neunzehnter Ode.

Die ſtrenge Mutter der Götter, die Liebe,
Der Vater von unwiderſtehlichem Wein,
Das ſüße Gefühl wollüſtiger Triebe
Lädt mich zur Liebe wieder ein.

Mich blenden Glycerens Reitze! vor ihnen
Verliert der Pariſche Marmor die Pracht!
Die kleine Schalkheit der buhl'riſchen Minen,
Der ſieggewohnten Augen Macht.

Ich brenn'! — es herrſchet die Venus nicht weiter
Im blühenden Cypern: ganz wohnt ſie in mir:
Ich ſinge nicht mehr die mächtigen Streiter,
Nicht mehr, o Ruhm der Helden, von dir! —

Hier ſoll ſich ein Altar von Raſen erheben;
Mit Roſen und Myrthen will ich ihn beſtreun;
Er ſchwimme vom Safte vieljähriger Reben!
Vielleicht wird ſie mir günſtig ſeyn.

Der Genuß des Lebens.

Nach des vierten Buchs ſiebenter Ode.

Der Schnee zerſchmilzt! das Gras ſprießt auf den Fluren wieder,
Den Bäumen keimt ihr neues Haar!
Der aufgeſchwollne Fluß ſteigt in ſein Bette nieder,
Es blüht das aufgelebte Jahr!

Die nackte Grazie führt holder Nymphen Chöre
Vereint mit beyden Schweſtern auf. —
Hoff' nichts Unſterbliches! das Jahr giebt dir die Lehre,
Und dieſer Stunde ſchneller Lauf.

Vom Weſt zerſchmilzt der Froſt: der Sommer folgt dem Lenzen
Und ach! wie bald verflieht auch er!
Kaum, daß im reifen Herbſt die goldne Früchte glänzen,
So ſchleicht der träge Winter her:

Doch den Verluſt erſezt der Sonnen Umlauf wieder. —
Wir aber, wir der Jahre Raub,
Ach! ſinken wir einmal zum finſtern Grabe nieder,
O Freund! dann ſind wir Aſch' und Staub.

Wer weiß, ſchenkt zu dem Tag, der dir izt froh verflieſſet,
Das Schickſal noch den nächſten Dir!
Doch was aus deiner Hand ein Freund mit Dank genieſſet,
Entgeht des Erben Raubbegier!

Ja, glaub' es mir, o Freund, biſt du einmal verblichen,
Nie wirſt du wieder hergeſtellt!
Wärſt du ein Heiliger! beredter als die Griechen
Und Herr von mehr als einer Welt.

Die Unſchuld Hyppolits hat ihn nicht frey geſprochen
Von allgemeinem Todes Schluß,
Und Lethens Feſſeln hat kein Theſeus noch zerbrochen,
Feſt blieb er, ſein Pirithous.

An die Venus.

Nach des erſten Buchs dreyßigſter Ode.

Du Mutter holdſeliger Luſt, du Göttin der Liebe, Cythere,
Die ſtolz in Gnidus und Paphos gebeut,
Verlaß dein Cypern, ſo ſehr dich Cypern erfreut,
Und komm hieher, wo Dir die ſchöne Glycere
Den ſüßen Weihrauch ſtreut.

Die Grazie geh Dir mit aufgelöſetem Gürtel zur Seiten,
Dein Sohn, der Flammen und Liebe gebieret!
Dann laß den Jüngling, doch erſt, wann du ihn gekühlet,
Nebſt einem Chor von Mädchen, dich hieher begleiten,
Die Geiſt und Anmuth ziert.

Die

Die Eiferſucht.

Nach des erſten Buchs dreyzehnter Ode.

Wenn du den weiſſen Hals an deinem Thyrſis preiſeſt,
Und ſeinen wächſernen Arm: o Phyllis, göttlich ihn heiſſeſt:
So ſchwillt von Zorn und Rachbegier,
Das aufgebrachte Herz in mir.

Es fliehet mein Gedank: die Farb' entweicht, kömmt wieder,
Und von den Wangen ſchleicht ſich die leiſe Thräne danieder,
Ach! die dir nur zu ſehr erklärt,
Welch langſam Feuer mich verzehrt!

Ich brenne, ſeh ich ihn ganz trunken vom Vergnügen
Im ſüßen Weine berauſcht die weiſſen Schultern bekriegen,
Und Deinen roſenvollen Mund
Von ſeinen heißen Biſſen wund.

Doch glaube nicht, daß er Dir ewig treu verbunden,
Der Lippen reizenden Kuß barbariſch werde verwunden,
Den Kuß, den Venus ſelbſt Dir ſchenkt,
Und zehnfach ihn mit Nectar tränkt.

Dreymal beglückt ſind die und mehr beglückt zu nennen,
Die ew'ge Bande verknüpft, nie Zwiſt und Eyferſucht trennen,
Die ſich, von gleicher Gluth erhitzt,
Im Tode lieben noch, wie izt!

Das Gegenwärtige und Zukünftige.

Nach des erſten Buchs eilfter Ode.

O Doris, forſche nicht! Nichts wiſſen iſt uns Pflicht,
Was ſie, die Götter, deinem Leben
Und einſt dem meinigen für einen Ausgang geben:
Die Linie der Hand, die Taſſe ſagt es nicht.

Weit beſſer, daß man das, was kömmt, geduldig trägt!
Es mag der Sturm des Weltmeers Wellen
Dir hundertmal, wo nicht das leztemal Dir ſchwellen,
Der Sturm, der izt voll Wuth ſie an das Ufer ſchlägt!

Geneuß Dein heutig Glück, und laß den beſten Wein
In die umkränzten Becher fließen:
Die langen Hoffnungen in kurzen Raum zu ſchließen,
Sey Deine Sorge nur: ſo wirſt Du weiſe ſeyn.

Indem wir reden, fliehn, von Neid und Mißgunſt voll,
Des flücht'gen Lebens Augenblicke. —
Der heut'ge Tag ſey Dein! geneuß Dein heutig Glücke,
Und traue dem nicht erſt, das morgen kommen ſoll.

Die Flüchtigkeit des Lebens.

Nach des zweyten Buchs vierzehnter Ode.

Freund, Freund! des Lebens Jahre fliehn,
Beflügelt eilen ſie dahin,
Gleich einer ſchnellen Fluth.
Vor jenen Furchen im Geſicht
Bürgt Weisheit, Witz und Tugend nicht,
Nicht für des Todes Wuth.

Der Tod — ſein unbezwinglich Herz
Rührt nicht Dein Flehen, nicht Dein Schmerz,
Erweichen Thränen nicht:
Sey König oder wohn' im Staub,
Ihm biſt du ſtets ein ſichrer Raub,
Ein leicht verlöſchend Licht!

Umſonſt fliehſt Du das blut'ge Feld,
Umſonſt das Meer, das um die Welt
In Ungewittern ſtürmt!
Umſonſt glaubſt Du im ſammtnen Kleid
Dich vor der Winde Todtlichkeit
Im feuchten Herbſt beſchirmt!

Des Grabes Schlund verſchleußt ſich
nie,
Es kömmt der Tag ſpät oder früh,
An dem es Dich verſchlingt.
Dann wartet die Verweſung Dein
Und Dir bricht eine Nacht herein,
Durch die kein Schimmer dringt.

Dann flieht Dich jeder Zeitvertreib,
Dieß Schloß, Dein Gut, Dein ſüßes Weib,
Sie, Deine Seligkeit!
Cypreſſen ſind Dein Aufenthalt:
Es folgt nicht der Orangen-Wald
Dem Herrn — auf kurze Zeit.

Im

In Deinen Weinen ſeltner Art,
Durch hundert Riegel aufbewahrt,
Berauſcht der Erbe ſich!
Prälaten ſchmauſen nicht wie Er!
Der volle Becher geht umher,
Und man lacht über Dich!

Die Gemüthsruhe.

Nach des zweyten Buchs ſechzehnter Ode.

Um Ruhe fleht, vom Sturm des Meers dahin geriſſen,
Der Sterbliche die Götter an,
Zeigt nicht das Mondenlicht, verhüllt von Finſterniſſen,
Und kein gewiß Geſtirn dem Schiffer mehr die Bahn.

Der wilde Thracier zu Blut und Mord geboren,
Der Meder ſeinem Köcher hold,
Wünſcht dieſe Ruh: — umſonſt! Man feilſcht, iſt ſie verloren,
Sie nicht um Edelſtein, um Purpur und um Gold.

Kein Lictor vor Dir her, vor dem der Pöbel weichet,
Kein Schatz verjagt der Sorgen Schwarm,
Der Dein geſchmücktes Dach umflattert, er verſcheuchet
Nicht den Tumult der Bruſt, der Seelen innern Harm!

Der, dem auf kargen Tiſch das reine Salzfaß ſchimmert,
Den nie ein Wunſch zur Erde drückt,
Der nicht von Furcht geſcheucht, ſchlaflos die Nacht verwimmert,
Der lebt mit wenigem zufrieden, lebt beglückt.

Was überrennen wir des Lebens enge Gränzen,
Und bieten ſchwachen Kräften Hohn,
Und ſuchen Länder auf, wo andre Sonnen glänzen!
Fliehſt Du Dein Vaterland, biſt Du Dir ſelbſt entflohn?

Die Sorge ſchifft mit Dir ſich ein, wie Deine Sünde,
Steigt in der Schlacht mit Dir aufs Pferd,
Iſt ſchneller als der Hirſch, iſt ſchneller als die Winde,
Auf deren Hauch der Sturm in Wolken niederfährt.

Ein Herz, mit dem vergnügt, was da iſt, ſorgt nicht weiter
Für das, was künftig kommen kann,
Durch frohes Lächeln ſcherzt es trübe Tage heiter:
Kein ganz vollkommnes Glück trifft es hiernieden an.

Ein früher Tod entriß den mächtigen Peliden,
Den Titon warf der Jahre Laſt:
Vielleicht hat mir, o Freund, die Stunde das beſchieden,
Was ſie Dir itzt geraubt, und was Du morgen haſt.

Dir

Dir weidet in dem Thal die hundertfältge Heerde,
Dir blöckt das feiſte Rind umher,
Es wiehern Deiner Hand, die Zuchten ferner Pferde,
Und es ſtarrt Dein Gewand von Gold und Purpur ſchwer.

Mir aber gab das Glück, damit es mich verſöhne,
Ein kleines Feld, klein aber ſchön!
Ein wenig von dem Geiſt der griechiſchen Camone,
Und einen edlen Stolz, den Pöbel zu verſchmähn.

An einen vornehmen Freund.

Nach des dritten Buchs neun und zwanzigſter Ode.

Erhabner Freund es wartet Dein
Bey mir ſchon längſt ein Faß von unerbrochnem Wein,
Und Roſen, Dir die Scheitel zu umſchließen,
Und Salben, in Dein Haar zu fließen.

Entreiß' Dich deinem Ueberfluß!
Er ekelt: Mangel würzt uns erſt des Glücks Genuß.
Verlaß dein Schloß, den Nachbar ſelbſt vom Himmel!
Verlaß das ſtädtiſche Getümmel!

Verlaß den Reichthum, Stolz und Rauch:
Der Armuth reines Mahl in Hütten heitert auch
Oft, ob ſie gleich nicht Gold und Purpur kleiden,
Des Reichen trübe Stirn in Freuden.

Der helle Cepheus flammt uns ſchon,
Schon tobt des Löwen Stern, ſchon wütet Procion,
Schon ſchießt der Strahl der Sonne ſenkrecht nieder
Und bringt die trocknen Tage wieder.

Es ſchleicht der matte Hirt dem Bach
Und ſchattichtem Gebüſch mit durſt'gen Heerden nach;
Kein freyer Weſt ſcherzt an verſchwiegnen Teichen,
Und Faunen gähnen in Geſträuchen.

Du zitterſt für der Länder Heil,
Und ferner Völker Wohl iſt Deiner Sorgen Theil,
Suchſt einer Welt, die Mars verheert, zu rathen,
Und bauſt am Gleichgewicht' der Staaten.

Es deckt mit einer finſtern Nacht
Den Ausgang künft'ger Zeit ein weiſer Gott und lacht,
Wenn Sterbliche mehr, als ſie ſollen, beben:
O nütze, was er Dir gegeben!

Was da iſt, iſt nur Dein Gewinn;
Das andre trägt die Zeit gleich einer Flut dahin:
Bald ſiehſt Du ſie nicht aus den Ufern weichen
Und friedlich in das Weltmeer ſchleichen:

Allein ein mächtger Regenguß
Stürmt ſeine Ruh in Zorn: da reißt mit ſich der Fluß
Baum, Fels und Heerden fort, zerreißt die Felder
Und brauſt: — es tönen Berg und Wälder.

O dreymal glücklich iſt der Mann!
Der, mächtig ſeiner ſelbſt, froh heute ſagen kann:
Ich hab' gelebt: die Sonne ſcheine morgen,
Sie ſey von Wolken tief verborgen!

Zeus ſelbſt macht das nicht ungeſchehn,
Was ſchon vorbey gerauſcht. Das Glück, das wir geſehn,
Und mit ſich fort der Stunde Flug genommen,
Kann ſelbſt durch ihn nicht wiederkommen.

Das Glück freut ſeiner Bosheit ſich,
Spielt ſtolz ſein trotzig Spiel und wechſelt wunderlich,
Giebt mir itzt das, warum es Dich betrogen,
Mir heute, morgen Dir gewogen.

Bleibt es, ſo preiſ' ich mein Geſchick,
Fliegt es davon, ſo geb' ich was es gab, zurück:
Ich hülle mich in meine Tugend; ſtrebe,
Daß ich, auch arm, rechtſchaffen lebe.

Es heul' ein wütender Orkan,
Kaufmänniſch fleh ich nie die Götter heulend an,
Um einen Raub den Meeren abzudingen,
Daß ſie die Ladung nicht verſchlingen.

In meines kleinen Nachens Schutz,
Biet ich voll Heiterkeit dem Ungewitter Trutz!
Ein ſanfter Weſt wird ihn ohn' eitle Klagen
Durch dieſes Leben ſicher tragen.

Der Dichter und Chloe.

Nach des dritten Buchs neunter Ode.

Der Dichter.

Als außer mir kein mächt'ger Jüngling Dich,
Der ich Dir alles war, mit brünſtigen Arm umſchloß:
Da ſchien mir ſo beglückt und groß
Der Perſer König nicht, wie ich!

Chloe.

Als außer mir kein ſchönes Mädchen Dich
In Brand geſetzt, nicht Phyllis Dich entzückt:
Da ſchien ſo glänzend, ſo beglückt
Roms Ilia mir nicht, wie ich!

Der Dichter.

Jetzt herrſcht in mir ganz Phyllis, ach! wie bebt
Mein Herz für ſie! ſie ſingt, ſie ſpielt — wie göttlich ſchön!
Für ſie werd' ich den Tod erflehn,
Wenn Phyllis nur mich überlebt!

Chloe.

Ich brenne ganz vom Calais, wie bebt
Für ihn mein Buſen ſich! von welchen Flammen glühn
Wir zwey! — zweymal ſterb' ich für ihn,
Wenn mich der Jüngling überlebt!

Der Dichter.

Wie wenn aufs neu die alte Lieb' uns rief,
Das abgeworfne Joch uns wieder tragen hieß,
Ich Phyllis Bande kühn zerriß,
Und Chloen in die Arme lief?

Chloe.

Glänzt er mir gleich ſchön, wie der ſchönſte Stern,
Und Du wankſt wie ein Rohr, ſtürmſt wild, und wilder noch,
Als Meer' im Sturm, ſo lebt' ich doch
Mit Dir, und ſtürb' auch mit Dir gern!

Der blanduſiſche Quell.

Nach des 3 erſten Buchs dreyzehnter Ode.

O du blanduſiſcher Quell!
Wie ein Kryſtall ſo hell,
Werth, daß der beſte Wein ihm fließt
Aus Bechern, die ein Kranz von Bluhmen umſchließt.

Es ſey ein Bock Dir geweiht!
Schon ſchnaubt er nach dem Streit,
Schon glühet er von Brunſt erfüllt,
Indem die Stirn von erſtern Hörnern ihm ſchwillt.

Noch eine flüchtige Nacht!
Wann morgen er erwacht,
Färbt Deine kühle Silberfluth
Sein purpurnes, von Wolluſt kochendes Blut.

Des Hundes brennender Stern,
Bleibt immer von Dir fern:
Der von dem Pfluge müde Stier,
Der Heerde irrend Volk erquickt ſich an Dir.

Ein ew'ger Nachruhm ſey Dein!
Indem mein Lied den Stein,
Aus dem Dein ſanft Geſchwätz entſpringt,
Und dieſen Baum, der ihn umſchattet, beſingt!

Romanze.

Der beſtrafte Verächter des Weins.

Aus dem ſechſten Buche der Ilias des Homer.

Ach! hört die kläglichſte Geſchicht
Und ſpiegelt euch daran!
Man ſpotte mit den Göttern nicht:
Da kömmt man übel an.

Der König in der Thrazer Land,
Lykurg erfuhr es fein:
Denn vor der Thorheit ſchützt kein Stand,
Er ſey groß oder klein.

Dort wohnte Bacchus ſorgenlos.
Ein dichter Rebenhayn
Voll blau und weiſſer Trauben ſchloß
Hier ſeinen Tempel ein.

Es wohnten auf den heil'gen Höhn
Auch ſeiner Kinder viel:
Sie waren alle wunderſchön,
Sein Glück, ſein Wunſch und Spiel.

Auch ſchwärmeten zu jeder Friſt
Bacchanten auf der Höh,
Und mancher Bacchuspietiſt
Rief ihm ein Evohe!

Lykurgus nur trieb ſeinen Spott,
(Das macht, er trank nicht Wein:)
Und ſchwur (wer bebt nicht?) dieſem Gott
Der Untergang zu ſeyn!

Von Knechten rüſtet' er ein Heer:
Denn dieſe thatens gern,
Sie kannten nicht den Gott ſo ſehr,
Als ihre gnäd'gen Herrn.

Einſt macht ein freudiger Geſang
Des Bacchus Feſt bekannt.
Der Tremmeln und der Cymbeln Klang
Erſcholl durchs ganze Land:

Und Bacchus ſaß auf ſeinem Faß
Und drückte Rebenmoſt
In ſeine Schaal' ohn Unterlaß,
Und nannt' es Götterkoſt.

Der Ziegenfüßgen Faunen Chor
Tanzt' um Silenen her,
Und hob den Taumelnden empor,
Und taumelte, wie er.

Indem ſchlich ſich Lykurg herbey
Mit ſeinem Mörderſchwarm,
Und auf ſein wildes Feldgeſchrey
Erhob dieß ſeinen Arm.

Die Kneife hauten mörderlich
Auf Bacchus Kinder ein,
Denn ihre Speere hüllten ſich
In Epheu und in Wein.

Nichts half, in Ranken tief verfitzt,
Hier ihrer Spitze Wut,
Und Thyrſus Stäbe floſſen itzt
In edlem Rebenblut.

So fällt voll wilder Freßbegier
Der Habicht Tauben an,
Und Raub und Morden gilt nur hier,
Was nicht entfliehen kann. —

Der gute Vater Bacchus floh
Von Angſt und Weine warm,
Und warf, daß er entronnen, froh,
Sich in der Thetis Arm. *)

---

*) Pope ſagt in einer Anmerkung bey dieſer Stelle :
The Ground of the Fable, they ſay, is this :

Allein der Götter Eyfer ſchmiß
Lykurgen hart aufs Haupt:
Er tappte bald in Finſterniß,
Des Tages Licht beraubt.

Selbſt in der Schatten Aufenthalt
Fühlt' er der Gotter Wut:
Wohin er gieng, floh Jung und Alt,
Und niemand griff an Hut.

Lycurgus caus'd moſt of the vines of his Country to be rooted up, ſo that his ſubjects were obliged to mix it with water, when it was leſs plentiful: hence it was feigned, that Thetis receiv'd Bacchus into her Boſom.

Cephalus und Aurore.

Cantate aus dem Roſſeau.

Die Lüfte deckte noch der dunkle Flor der Nacht,
Die Welt erleuchtete nur der Diane Pracht,
Als ſchon von Orients entfernten, heißen Flüſſen
Aurore, durch der Liebe Macht,
Dem ſanften Schlaf entriſſen,
Nach ihrem liebſten Cephal gieng,
Den noch des Schlafes Arm umfieng.
Sie nahet ſich: Furcht, Zweifel und Entzücken
Entdecken ſich in ihren Blicken,
Da ſie den holden Jüngling ſieht:
Der Liebe Brand, von dem ſie glüht,
Erklärt ſich ſchamhaft durch dieß Lied.

Ihr Flüſſe, rauſchet ganz gelinde!
Weht ſanft und kühl, ihr Frühlingswinde!
Ihr Vögel, dämpft die Melodien!
Verliert kein Blatt, ihr ſtillen Bäume!
Wieg ihn, o Schlaf, in ſanfte Träume!
Ihr Liebesgötter, wacht um ihn!

Allein, was ſag ich? nein: die blinde Zärtlichkeit
Verführet mich zu weit,
Leichtſinniger! iſt dieß dein Sehnen,
Daß dich der Schlaf beſiegt?
Und ſeufzet ſo dein Arm nach ſeiner Schönen,
Daß er unthätig hier auf weichem Mooſe liegt?
So ſoll ich ungeküßt hier ſtehen,
Und dich dem Schlaf in Armen ſehen?
Vortrefflich! ey wie ſehr
Hoffſt du auf meine Wiederkehr!

Cephalus! noch blüht dein Glücke!
Cephalus, erwache doch!
Bald, bald kömmt der Tag zurücke,
Ein Gewölk nur deckt ihn noch!
Und du weiſt, vor ſeinem Blicke
Flieht Auror', erwache doch!

So ſprach ſie: und der Silberwagen
Bringt ſchon von fern den Gott getragen,
Der auf die Welt ſein Licht ergießt. —
Sein naher Glanz enſchließt,
Wiewohl zu ſpät, des Jünglings Augenlieder:
Sein Glück war da, und ſieh, es floh auch
wieder!
Er wachet, ſieht ſie, ſchreyt ihr nach:
Sein Weinen iſt umſonſt, vergebens iſt ſein
Ach!
Sie flieht, und läßt zu ſeinen Schmerzen
Das Bild von einem kurz beſeßnen Glück,
D[illegible]er verſchlief, zurück.

So ſtraft die Lieb' oft junge Herzen. —
Ihr jungen Herzen merkt, merkt ja wohl ſein Geſchick:

Erwartet nie den ſpäten Morgen,
Wacht ja, ſo bald Aurore wacht!
Der Liebe Glück bleibt euch verborgen,
Wenn euch der Schlummer fühllos macht.
Die Schäferſtunde flieht von hinnen,
Als wie ein Weſt ſtreicht ſie vorbey,
Und hinterläßt den trägen Sinnen
Verſchlafner Liebe Gram und Reu.

Der entſchloßne Schäfer.

Aus den Reliques of ancient english Poetry.

Sollt' ich in Verzweiflung ſchmachten,
Weil ein Mädchen reizend iſt?
Mir der Gram die Wangen bleichen,
Weil auf ihren Roſen ſtehn?
Sie ſey ſchöner, als der Tag,
Blühend, wie die Flur im May,
Wenn ſie mich nicht lieben will,
Was frag' ich, wie ſchön ſie iſt?

Sollt' ich ſterben ihr zu Liebe,
Weil ſie voller Sanftmuth iſt?
Oder ihre Güte ſchätzen,
Um für meine blind zu ſeyn?
Turteltaub' und Pelikan
Sey nicht ſanfter, gütiger:

Wenn ſie es für mich nicht iſt,
Was frag' ich, wie gut ſie iſt.

Sie ſey gut, holdſelig, reizend;
Nein, verzweifeln werd' ich nicht.
Liebt ſie mich, ſo will ich ſterben,
Eh ſie ſich betrüben ſoll.
Doch verachtet ſie mein Weh,
So lach' ich und laß ſie gehn:
Iſt ſie nicht für mich gemacht,
Was frag' ich, für wen ſie iſt!

Die Gewalt der Liebe.

Aus dem Griechiſchen der Sappho.

Gleich den Göttern ſcheint mir der Mann beglücket,
Der dein ſchönes Aug' in der Näh' erblicket,
Süß dich lächeln ſieht, ſanft, zu dir gekehret,
Reden dich höret.

Wie geſchieht mir dann! — Unaufhörlich ſchläget
Ungeſtüm in mir, dieß mein Herz beweget:
Und blick' ich dich an, ſo fühl' ich zu ſprechen,
Kraft mir gebrechen.

Meine Zunge ſtarrt: meine Haut durchfließet
Ein bebendes Feu'r: das Geſicht umſchließet

Dicke Finſterniß: jedem Laut' verloren
Tönen die Ohren;

Und ein kalter Schweiß tröpfelt von mir nieder,
Und ein Schauer bebt mir durch alle Glieder,
Und indem ich mich bleich, wie Gras entfärbe,
Scheint es; ich ſterbe.

Ebendaſſelbe.

Den Göttern gleich ſcheint mir der Mann,
Der ſtets dein Antlitz ſehen kann,
Den deiner Stimme Süßigkeit,
Des Lächelns Grazie erfreut.

Beſchämt, betäubt ſteh' ich vor dir.
Mein bebend' Herze klopft in mir,
Ich ſehe dich: umſonſt bemüht
Such' ich die Stimme; ſie entflieht!

Die Zunge ſtarrt, und durch mein Blut
Ströhmt eine reiſſend ſchnelle Gluth:
Mein dunkles Auge ſieht nicht mehr:
Es klingt mir brauſend das Gehör.

Ein kalter Schweiß bedecket mich:
Am ganzen Leib' erzittre ich:
Entſeelt, wie welkend Gras ſo bleich,
Steh' ich, dem Tode ſelber gleich.

Ende des zweyten Bandes.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Amazonenlieder S. 1
Abſchied einer neuen Amazone bey Eröffnung des Feldzuges 3
Die Amazone erhält die erſte Nachricht mit einem Bildniſſe von ihrem Geliebten 9
Klagen einer Liebhaberinn beym entfernten Getöſe einer Schlacht 17
Willkommen einer neuen Amazone bey der Wiederkunft ihres Geliebten nach geendigtem Feldzuge 25
Klagelied der Amazone nach dem Abzuge ihres Geliebten 32
Entſchluß der Amazone ihrem Geliebten zu folgen 36
Lied einer neuen Amazone beym entfernten Tumulte einer Schlacht 43
Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde 54
Lied der Amazone bey einem Victoriaſchießen 63
Empfindungen der Amazone nach einer verlornen Schlacht 71
Die Amazone erwacht aus einer Ohnmacht, und ſieht ihren verwundeten Liebhaber 81
Loblied der Amazone auf ihres Geliebten Pferd 95
Klagen einer neuen Amazone bey dem Falle ihres Geliebten 103
Thränen der Amazone über dem Grabe ihres Helden 112

Kriegs-

Kriegslieder des Tyrtäus. Aus dem Griechiſchen S. 123
König Regner Lodbrogs Sterbegeſang 177
Grablied auf einen in der Schlacht gebliebenen jungen Helden 189
Nachahmungen und Ueberſetzungen aus dem Horaz 193
Aufmunterung zur Freude an einem Frühlingstage 197
Auf ein untreues Mädchen 200
Beſchäfftigung im Winter 202
Der ſtandhafte Liebhaber 205
Das ſchüchterne Mädchen 208
Aufmunterung zur Freude 210
Der Genuß des Gegenwärtigen 212
Der Inhalt meiner Lieder 214
Glycere 217
Der Genuß des Lebens 219
An die Venus 222
Die Eiferſucht 223
Das Gegenwärtige und Zukünftige 225
Die Flüchtigkeit des Lebens 227
Die Gemüthsruhe 230
An einen vornehmen Freund 234
Der Dichter und Chloe 239
Der blanduſiſche Quell 242
Romanze. Der beſtrafte Verächter des Weins 244
Cephalus und Aurore. Cantate aus dem Rouſſeau 249
Der entſchloßne Schäfer 253
Die Gewalt der Liebe 255
Ebendaſſelbe 257

Kleine Lyriſche

Gedichte

von

C. F. Weiße.

Dritter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1772.

ICA
A
ENSIS

Lieder
für
Kinder.

Erſtes Buch.

Zuſchrift
an ein paar Kinder.

Ihr fodert hüpfend eine Gabe
Mir, kleinen Schmeichler, ab?
Hier habt Ihr alles, was ich habe,
Und mir die Muſe gab.

Die Muſe = = doch ich hör' Euch fragen,
Welch Wunderding dieß iſt?
Ich will es im Vertraun Euch ſagen,
So bald ich Euch geküßt.

Es iſt die väterliche Liebe,
Der jede Liebe weicht,
Und der bey mir nichts, als die Liebe
Für Eure Mutter gleicht.

Sie wird Euch dieſe Lehren geben,
Durch Harmonie verſüßt:
Weit kräftiger lehrt Euch ihr Leben,
Das lauter Wohllaut iſt.

Der

Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier,
Iſt, wie man ſagt, gleich alt mit mir,
Und trägt ſo jung und zart
Schon Früchte von der beſten Art.

Es lohnt dem Gärtner, deſſen Hand,
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachſen ſeyn!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Blüten reich:
Doch giebt mir Gott Gedeyhn;
So will ich's auch an Früchten ſeyn.

Lob der Unſchuld.

Du, der Unſchuld ſüße Ruh,
O! wie lieblich ſchmeichelſt du
Unſern Seelen?
Eitle Wolluſt fleucht vor dir,
Und doch läſſeſt du es mir
Nicht an Freuden fehlen.

Du ſtreuſt Roſen und Schasmin
Auf die ſichern Pfade hin,
Die ich gehe.
Ich bin ganz Zufriedenheit
Wenn ich dich voll Heiterkeit
Auf mich lächeln ſehe.

Ohne Kummer, ohne Reu,
Führſt du ſie vor mir vorbey,
Meine Tage.
Meine Müh machſt du mir leicht,
Und in meine Spiele ſchleicht
Sich nicht ſpäte Klage.

Laß' mein Herz ſich deiner freun,
Dich noch, werd' ich älter ſeyn,
Freundinn nennen!
In dem Unglück tröſte mich,
Und nie laß' mich ohne dich
Eine Freude kennen!

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühſt
Du ſo entfernt im Thal?
Verſteckſt dich unter Blättern, fliehſt
Der ſtolzern Bluhmen Zahl?

Und doch voll Liebreiz dufteſt du,
So bald man dich gepflückt,
Uns ſüßre Wohlgerüche zu,
Als manche, die ſich ſchmückt.

Du biſt der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienſt enthüllt,
Mit frommen Dank belohnt.

Schönheit und Stolz.

Phillis.

Du lobeſt Chloen? nennſt ſie ſchön?
O ſieh doch mir erſt ins Geſicht!
Wie ich, das mußt du mir geſtehn,
So ſchön iſt Chloe nicht.

Damon.

Ja, Phillis, daß du ſchöner biſt,
Geſteh' ich dir gar gerne zu:
Doch iſt ſie nicht ſo ſchön, ſo iſt
Sie nicht ſo ſtolz, als du.

Der May.

Es lächelt aufs neu
Der fröhliche May
In buntem feſtlichen Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die ſüße Stimme der Freude.

In Wieſen und Flur
Giebt uns die Natur
Die ſchönſten Bluhmen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir ſchmücken.

Doch ſollt' ich nicht den,
Der alles ſo ſchön
Erſchuf, erſt brünſtig erheben?
Durch Jubelgeſang
Preiſ' ihn mein Dank,
Doch mehr, mein künftiges Leben!

Der Tod.

Es ſterben Greiſe,
Und ſind nicht weiſe,
Und wenn man ſie dereinſt begräbt,
Wird ſie kein Edler klagen:
Denn man weiß nichts zu ſagen,
Als daß ſie lang genug gelebt.

Sollt' ich nicht ſtreben,
Alſo zu leben,
Daß, wenn man mich auch jung begräbt,
Die Frommen mich beklagen,
Und zu einander ſagen:
O, hätt' er länger doch gelebt!

Der Apfel.

Als jüngſt Hänschen in dem Gras
Sich ein Blumenſtrauschen las,
Fand er, welch Vergnügen!
Einen Apfel liegen.

Hänschen hüpfte froh daher;
„Ey wie wunderſchön iſt er!“
Sprach er: „meinem Magen
Soll er wohl behagen.“

Voll Begierde biß er zu = = =
Hänschen, o was ſprudelſt du?
Will dem kleinen Gecken
Nicht der Apfel ſchmecken?

O ſprach er: „der Wurm iſt drinn!“
Und warf ihn entrüſtet hin:
„Eine ſchöne Lügen
Laß ich mich betrügen!“

Die

Die Freyheit.

Warum, du kleine Nachtigall,
Hör' ich nicht deiner Stimme Schall
Mehr der Natur zu Ehren?
Du ſangſt in Sträuchen ja zuvor
So wunderſchön, daß aller Vögel Chor
Schwieg, wann du ſangſt, um dich zu hören.

Im goldnen Bauer ſitzeſt du;
Ich trage dir die Speiſe zu
Schon mit dem frühſten Morgen.
Nicht Sturm und Regen ſchadet dir:
Doch du ſingſt nicht, und ſitzeſt traurig hier,
Als hätteſt du recht ſchwere Sorgen.

Wie, ſollt' es dich vielleicht gereun,
Bey mir hier eingeſperrt zu ſeyn?
Da flieg' in Freyheit wieder. = =
O ja, du ſingſt! ſchon hör' ich dich
Von nächſtem Baum', und du belohnſt mich
Dafür durch deine beſten Lieder!

Die wahre Größe.

Der Krieger dürſtet nach Ehre
In blutigem Feld;
Und glaubt, er bau' ihr Altäre,
Wenn mancher edler Held
Von ſeinem Schwerdtſtreich fällt.

Und wann er Länder verwüſtet,
Und Städte verbrannt,
Und ſich auf Leichen gebrüſtet,
Mit Blut beſpritzter Hand;
Wird er oft Groß genannt.

Doch wer ſich ſelber beſtreitet,
Die Tugend verehrt,
Um ſich das Glücke verbreitet,
Und durch ſein Beyſpiel lehrt,
Iſt nur des Namens werth.

Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,
Eine leichte Luſt zerſtört!
Iſt dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlöſſer ſind,
Die ihr euch ſo hoch erbaut,
Und mit Stolz beſchaut?

Werden ſie noch morgen ſtehn?
Ja — vielleicht — wir wollen ſehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unſer ganzes Glück?

Der wahre Reichthum.

Warum durchirrt nach Gut und Geld
Der Menſch die fernſten Meere?
Als ob für ihn nicht eine Welt
Schon groß genug wäre!
Doch, wenn er, was er wünſcht, beſitzt:
So ſtirbt er, ohne daß ers nützt.

Dieß können nicht die Güter ſeyn,
Die man ſich ſoll erwerben:
Ein Weiſer ſammlet Schätze ein,
Die nimmer verderben.
Die Tugend iſts; nach dieſer Zeit
Folgt ſie ihm in die Ewigkeit.

Der Fiſch an der Angel.

Das kleine Fiſchchen ſpielet hier
In ſilbernem Bach,
Und hängt, voll lüſterner Begier,
Bloß ſeinen Freuden nach.

Es merket nicht die blut'ge Liſt,
Den freundlichen Feind,
Der deſto mehr zu fürchten iſt,
Je gütiger er ſcheint.

Die Ruthe mit der Angel ſpielt
Schon über ihm hin,
Und voller Neubegierde ſchielt
Es bloß nach dem Gewinn.

Es naht ſich ſchon = = izt ſchnappt es zu:
Was haſt du gethan!
Du bluteſt, armes Thierchen du?
O biſſeſt du nicht an! —

Mich reiße nie, was mir gefällt,
Unprüfend dahin!
Dein Beyſpiel lehre mich, die Welt
Und ihre Lockung fliehn!

Die Seifenblaſe.

Wie ſpielt die ſchöne Blaſe nicht
So bunt an goldnem Sonnenlicht?
Allein, ein Hauch! weg iſt die Pracht,
Und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Ihr iſt ein junges Herrchen gleich,
Stolz auf ſein Kleid, von Golde reich,
Doch von Verſtand und Tugend leer;
Das Kleid iſt ſchön, und ſonſt nichts mehr.

Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's,) giebts Leute
So groß, als ungefähr mein Daum:
Man denk' erſt in der Weite!
Da müſſen ſie gewiß ſo klein,
Als bey uns eine Mücke ſeyn.

O wär ich dort, wie groß wär ich!
Man nennte mich den Rieſen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich ſäh', gewieſen:
Dort, ſprächen ſie, dort gehet er!
Und vor mir gieng das Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär,
Als izt; ſie aber wären
Geſitteter, verſtändiger,
Wie? würden ſie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden ſchreyn:
Am Leibe groß, am Geiſte klein!

Die Mücke.

Des Lichtes Glanz in dunkler Nacht
Reizt einer Mücke Unbedacht:
Sie ſpielt und nimmt nicht die Gefahr,
Die ihr das Leben koſtet, wahr.

O, ladet mich der goldne Schein
Der Wolluſt dieſes Lebens ein:
So denke ſtets mein Herz daran,
Wie leicht ihr Reiz verderben kann!

Der

Der Vorſatz.

Weil ich jung bin, ſoll mein Fleis
Eifrig ſich beſtreben,
Daß ich mög' einſt, als ein Greis,
Recht zufrieden leben.

Zwar will ich mich jugendlich
Meiner Tage freuen;
Doch nicht alſo, daß es mich
Darf im Alter reuen.

Die Sonne.

Gegrüßet ſeyſt du, edles Licht,
O Sonne, die mein Angeſicht
Aufs neu jetzund erhellet!
Wie groß iſt der, der dich gemacht,
Und deine Majeſtät und Pracht
Ans Firmament geſtellet!

Aus deinem Feuermeere fließt
Die Wärm' zu allem, was da iſt,
Ihm Kraft und Glanz zu geben.
Der Eichbaum und das kleinſte Gras
Empfängt von dir in gleichem Maaß
Flor, Wachsthum, Reife, Leben.

Du biſt des frommen Weiſen Bild,
Der ſtets, mit Menſchenlieb' erfüllt,
Vertheilt, was er beſitzet.
Den Blöden leuchtet ſein Verſtand,
Indem die immer offne Hand
Wohlthätig andern nützet.

Die Kleiderpracht.

Tulipanen prangen ſchön
In den Farben, die ſie ſchmücken;
Doch man läßt ſie traurig ſtehn,
Da ſie ſonſt durch nichts entzücken.

Aller Kleider Herrlichkeit
Mag ſich auch ein Geck verſchaffen;
Man verkennt in buntem Kleid
Doch nicht den geputzten Affen.

Der Sperling und das Turteltäubchen.

Der Sperling.

Ich armer Schelm, wie geht es mir!
Du biſt geliebt: ich bin verachtet.
Was denkt der Menſch wohl, daß er dir
Weit minder nach dem Leben trachtet?
Bin ich, geſteh' es mir nur zu,
Nicht zehnmal liſtiger, als du?

Das Turteltäubchen.

Das macht, daß du ein Räuber biſt.
Ich nehme bloß, was er mir ſchenket,
Und hab' ihn durch Gewalt und Liſt
An ſeinen Güthern nie gekränket.
Was hilfts, wenn man Verſtand beſitzt,
Und ihn doch nicht zum Guten nützt?

Das Klavier.

Süßertönendes Klavier,
Welche Freuden ſchaffſt du mir!
In der Einſamkeit gebricht
Mir es an Ergötzen nicht;
Du biſt, was ich ſelber will,
Bald Erweckung und bald Spiel.

Bin ich froh, ſo tönet mir
Ein ſcherzhaftes Lied von dir;
Fühl' ich Wehmuth oder Pein,
Klagend ſtimmſt du mit mir ein.
Heb' ich fromme Lieder an,
Wie begeiſterſt du mich dann! —

Niemals öffne meine Bruſt
Sich der Lockung falſcher Luſt!
Meine Freuden müſſen rein,
So wie deine Saiten ſeyn,
Und mein ganzes Leben nie
Ohne ſüße Harmonie!

Die Freundſchaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinſten Flecken nicht verſchweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernſtlich ſchilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das iſt ein Freund,
So wenig er es ſcheint!

Doch der, der mich ſtets ſchmeichelnd preiſet,
Mir alles lobt, nie was verweiſet,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh ich bereut:
Das iſt ein Feind,
So freundlich er auch ſcheint!

An den Schlaf.

Komm, ſüßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge ſehnet ſich
Der Ruhe zu genießen,
Komm, ſanft es zuzuſchließen.

Wie aber, Freund, o ſchlöſſeſt du
Von nun an es auf ewig zu,
Und dieſe Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein ſchöner Licht
Einſt meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet,
Und keine Nacht begränzet.

Die Zeit.

So wie ein Tropfen in dem Bach,
Folgt in der Zeit
Ein Augenblick dem andern nach
Ins Meer der Ewigkeit.

Der itzt noch gegenwärtig war,
(Schon itzt nicht mehr!)
Entflieht für mich auf immerdar
Ohn' alle Wiederkehr.

Wie muß mir jeder Augenblick
Unſchätzbar ſeyn!
Leg' ich ihn ungenützt zurück,
So bring' ich nie ihn ein.

Wie viel verſcherzt' ich ſchon, wie viel!
Sie ſind dahin!
Weg Tändeley und Puppenſpiel,
Da ich kein Kind mehr bin.

Die

Die Furcht.

Hier in dieſen dunkeln Sträuchen
Will ich, ganz allein,
Meine Grillen mir verſcheuchen,
Mich des Frühlings freun.

Philomele ſoll mich lehren,
Was ſie ſingen kann;
Und ich ſtimm' auch ihr zu Ehren
Wohl ein Liedchen an! = = =

Doch was hör' ich ſich bewegen?
Ah! was rauſchet dort? = = =
Schrecklich rauſcht es mir entgegen,
Wär ich dasmal fort!

O! ich

O! ich zittre, ich vergehe,
Weh mir Armen! Weh!
Jetzund kömmt es — ja, ich ſehe = = =
Ach! ein kleines Reh.

Lieder
für
Kinder.

Zweytes Buch.

Die Dohle und die Nachtigall.

Dohle.

Kleiner Schreyhals ſage mir,
Ey, wie kömmts, daß Menſchen dir
So entzückt den Beyfall geben?
Gleichwohl ſchweigt oft dein Geſang:
Ich! ich ſchwatze Tage lang,
Und mich will kein Menſch erheben!

Nachtigall.

Kömmt es denn aufs Schwatzen an?
Dem, der niemals ſchweigen kann,
Wird ſo leicht kein Lob gegeben.
Du ſprichſt ſonder Unterlaß,
Immer das und eben das;
Und das wird kein Menſch erheben.

Der Neid.

Man lobt den kleinen Fritzen ſehr,
Er ſey gehorſam und beſcheiden,
Verſtändig, fleißig, lerne mehr,
Als ich? ihn ſollt' ich wohl beneiden!

Doch, wird dadurch der Vorwurf ruhn,
Er weniger, ich mehr erhoben?
O nein; zuvor muß ichs ihm thun,
Eh' wird und kann man mich nicht loben.

Der arme Mann.

Bruder und Schweſter.

Schweſter.

Bruder! ſieh den armen Mann
Doch nicht in der Näh' ſo an!
Wie verhungert! wie zerriſſen! —
Nein, mich ſchaudert hinzugehn!
Aber du? = = = ſo möcht' ich wiſſen,
Was du willſt an ihm erſehn?

Bruder.

Laß mich immer näher gehn,
Und ſein ganzes Elend ſehn!
Man lernt nie ſein Glück erkennen,
Wenn man nicht das Elend kennt,
Noch für den voll Dank entbrennen,
Der uns dieſes Glück gegönnt.

Eitle Schönheit.

Der Knabe vor dem Spiegel.

Der Bruder.

O! ich bin doch ein ſchöner Knabe!
Ja, ja, das iſt gewiß:
Der Spiegel, den ich vor mir habe,
Sagt augenſcheinlich dieß.
Wie ſanft iſt mein Geſicht! wie rund!
Die blauen Augen ſchmachten:
Und dieſer kleine rothe Mund
Iſt auch nicht zu verachten.

So bald ich freundlich lächle, prangen
Die Zähn', als Elfenbein,
Auf Ros- und Liljenvollen Wangen
Drückt ſich ein Grübchen ein.
Und ach, das güldne Haar! ſo ſoll
Ein paar der ſchönſten Götterknaben,
(Sie hießen Bacchus und Apoll)
Es einſt getragen haben.

Die Schweſter.

Mein lieber Bruder, vor dem Jahre
War ich, wie du, ſo ſchön:
Was hatt' ich da für ſchwarze Haare?
Du haſt ſie noch geſehn.
Da lobte jedes dieß Geſicht
Bewundernd um die Wette,
Und ſchwur, es ſey kein Mädchen nicht
So ſchön, als Henriette.

Allein die Schönheit iſt vergangen!
Da kam der Blattern Wuth,
Zerriß mir dieſe glatten Wangen,
Löſcht' aus der Augen Gluth:
Doch glaube nicht, daß michs verdrüßt?
Nein; es hat mich gelehret,
Daß das nur wahre Schönheit iſt,
Was keine Zeit zerſtöret.

Der Greis.

Dort fiel ein armer alter Greis!
Sein Haupt war wie ein Silber weiß,
Und ihm verſagt ſein zitternd Knie,
Und ach — die böſen Knaben die,
Wie lachten ſie!

Mich dauert dieſer gute Mann!
Wer eines Alten ſpotten kann,
Iſt der wohl werth, itzt jung zu ſeyn?
Iſt der wohl werth, einſt alt zu ſeyn?
Wahrhaftig, nein!

Der Fleiß.

Süßer, angenehmer Fleis!
O wie herrlich iſt der Preis,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm ſeine Kräfte weiht.

Wenn die Langeweile gähnt
Und ſich krank nach Poſſen ſehnt,
Hüpft in freyer Thätigkeit
Die ihm nie zu lange Zeit.

Ja, auf ſeidnen Schwingen fliehn
Seine Stunden vor ihm hin;
Den verlornen Augenblick,
Nichts ſonſt, wünſcht er ſich zurück.

Er iſt ſtark geſund und friſch,
Arbeit würzet ihm den Tiſch,
Und kein kranker Ekel ſchleicht
Sich zu ſeiner Mahlzeit leicht.

Wenn er winkt, drückt ihm die Ruh
Seine Augen willig zu:
Nie hat ihn ein Traum geweckt,
Der im Schlummer ihn erſchreckt.

Er begegnet allemal
Früh dem erſten Sonnenſtral,
Wann er, munterm Fleis geneigt,
Von den Bergen nieder ſteigt.

In der Jahre reifern Lauf
Suchen Ehr' und Würd' ihn auf:
Glück und Segen warten ſein,
Ihn im Alter zu erfreun.

Aller Orten trifft er dann
Früchte ſeiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er nun umſonſt bereut.

Auch im Alter, auch als Greis
Iſt er munter und voll Fleis,
Und ihn trägt kein falſcher Stab
An ſein ruhig, ſpätes Grab.

Die Eule.

Die Eule ſcheut das Sonnenlicht
Und kriecht in finſtre Höhlen:
Warum? weil ihre Werke nicht
Den Menſchen ſich empfehlen.

Mich übereile keine That,
Die ich einſt muß bereuen!
Denn wer ein gut Gewiſſen hat,
Braucht nie den Tag zu ſcheuen.

Das äußerliche Anſehn.

Unter ſchön gewachſenen Bäumen
Stand ein niedrer krummer Baum:
Sie, in ihrer Hoheit Träumen,
Gönnten ihm das Leben kaum:
O kömmt nur der Zimmermann,
Sprachen ſie, ſo mußt du dran!

Doch ſchon kommt er angeſtiegen . . .
Wie? was fällt dem Thoren ein?
Sie bemerkt er mit Vergnügen, —
Sollt's auf ſie gemünzet ſeyn?
Himmel! alle haut' er um,
Dieſer blieb, denn er war krumm.

O man

◆ ◆ ◆

O man trotze nicht auf Erden
Auf Geſtalt und äuſre Pracht:
Das kann oft zum Fall uns werden,
Was uns ſtolz und eitel macht.
Wer nicht ſehr ins Auge fällt,
Den beneidet nicht die Welt.

Klaglied eines Knaben
auf den Tod
eines jungen Mädchen.

Dies bange Klaggetöne
Gilt das Amalien?
Wie hab ich nicht die Schöne
Vor kurzem noch geſehn?
O ja, mit ihren Schweſtern
Gieng ſie noch ehegeſtern
Zum frohen Tanz
Im einem Bluhmenkranz.

Wie die Orangenblüte,
So glänzt ihr Angeſicht,
Und ſelbſt die Roſe glühte
Darunter ſchöner nicht:
Am Abend von dem Tage,
War ihre letzte Klage,
Daß ganz und gar
Ihr Kranz entblättert war.

Wer hätt' ihr ſollen ſagen,
Daß wir in nächſter Nacht
Sie würden ſo beklagen,
Wie ſie des Kranzes Pracht.
Ach! ach! ſie iſt gefallen,
Die Bluhme, die vor allen
Uns Freude gab;
Verwelkt ſinkt ſie ins Grab!

Du Zier der vollen Wangen,
Dem Lenz im Mayen gleich,
Wie bald biſt du vergangen!
Wie liegſt du kalt und bleich!
Die roſenfarbne Seide
Von dieſem Sterbekleide,
Die dir ſonſt wich,
Ach! itzt beſchämt ſie dich!

Bald wird man den Gebeinen
Die letzten Dienſte weih'n,
Um ſie nicht weiter weineſt,
Und ſie vergeſſen ſeyn!
Ich will ihr Bluhmen ſtreuen,
So oft ſie ſich verneuen ⸗ ⸗ ⸗
Doch wer ſagt mir,
Bin ich alsdann noch hier?

Der Apfel.

Der Bruder und die Schweſter.

Schweſter.

Schön iſt dein Apfel; reizte mich
Doch keiner mehr in meinem Leben!
Ja, um ein Stückchen bät ich dich,
Könnt' ich dir nur was anders geben.

Bruder.

Sey ruhig, iß ihn izt mit mir.
Denn wär er ſchöner noch und größer,
So ſchmeckte, theil' ich ihn mit dir,
Die Hälfte mir auch zehnmal beſſer.

Der Vorwitz das Künftige zu wiſſen.

Gütig hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein:
Deutlich ſie voraus zu wiſſen
Würde Strafe ſeyn.

Säh ich Glück auf meinem Wege;
Würd' ich ſtolz mich blähn,
Und leichtſinnig oder träge
Meinen Zweck verſehn.

Säh ich Unglück, würd' ich zittern:
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich itzt erfreut.

Was ich habe, will ich nützen,
Fernen Gram nicht ſcheun:
Und ſoll ich ein Glück beſitzen,
Meines Glücks mich freun.

Ein unüberlegter Wunſch.

Der Mann und der Knabe.

Der Knabe.

Dieß braune Pferd — welch ſchönes Thier!
O! lieber Mann, erlaubet mir
Ein wenig drauf herum zu traben,
Was wollt' ich [illegible] für Freude haben!

Der Mann.

Prüf' deine Kräfte doch zuvor,
Eh du was wünſcheſt, kleiner Thor!
Weißt du ein Pferd auch zu regieren,
Um nicht dein Leben zu verlieren?

Der Seiltänzer.

Ich hab' ihn geſehen,
Den künſtlichen Mann,
Auf einem Seile gehen,
So gut ich's auf der Ebne kann.

Ich muß es wohl ſagen,
Das ſodert viel Müh:
Doch möcht' ich etwas fragen:
Die ſeltne Kunſt — was nützet ſie?

Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wie nahe gehſt du mir!
Noch ſpielſt du ſorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet dir!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubſt du, er ſey dein Freund? —
Dich liebt er, weil er ſich nur liebt,
Und iſt dein ärgſter Feind!

Die rothe Schleife, welche ſich
Itzt um dein Hälschen ſchlingt,
Ach! iſt das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und dieſe Hand — mit ſanftem Muth
Wird ſie von dir geküßt?
O! wüßteſt du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieſer fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfriſt:
Was hülf es dir, ach, wüßteſt du,
Was dir beſchieden iſt!

Das größte Glück.

Von dem Glücke große Gaben,
Reichthum, Ehr' und Schätze haben,
Iſt, ich muß es zwar geſtehn,
Wünſchenswerth und wunderſchön.

Doch das größte Glück auf Erden,
Das uns kann verliehen werden,
Iſt, des Glücks, deß wir uns freun,
Ja, des größten würdig ſeyn.

Ein kleines Unrecht.

Meinen Vetter Chriſtian
Wagt's ein Bienchen einſt zu ſtechen:
Zornig ſprach der kleine Mann,
Wart', nur wart', ich will mich rächen!

Drauf brach er mit kühner Hand,
Von dem nächſten Buſche Reiſer,
Schlug, und warf mit unter Sand
An der Armen Bienen Häuſer.

Doch der kleinen Vögel Heer
Ließ die Schmach nicht ungerochen,
Alles fiel ihn an, und er
Wurde jämmerlich zerſtochen. —

Vetter, dieß war deine Schuld!
Keinen Menſchen darfſt du's klagen:
Lerne künftig in Geduld
Ein geringes Unrecht tragen!

Der Schneemann.

Der ſchöne Schneemann — ey wie groß!
Ein rieſenmäßiger Coloß = = =
Doch ach! die liebe Sonne ſcheint,
Und er zerrinnt, eh' mans gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf,
Von weitem glänzt der arme Tropf:
Doch der Verſtand beleucht' ihn nur,
So ſchmilzt die ſchimmernde Figur.

Der Mond.

Wie ſüs und freundlich lacht
Des Monden ſtille Pracht,
Den ich von jener Höh
Herunter ſteigen ſeh!

Im Feuer ſeh' ich ihn
Auf jenen Bäumen glühn,
So wie der Phönix ruht
In ſeinem Neſt voll Gluth.

Allein ſein ſilbern Bild
Iſt ruhig, lieblich, mild,
Er lächelt jedem Ruh
Und ſüße Stille zu.

Die Weisheit gleichet ihm,
Nie wild und ungeſtüm,
Die jedem der ſie liebt,
Auch gleiche Sanftmuth giebt.

Sein liebreich Angeſicht
Färbt ſich vom Sonnenlicht,
Warum denn? ohne dieß
Bedeckt es Finſterniß.

So muß der Tugend Schein
Der Weisheit Glanz verleihn: —
Dich, Weisheit, ſuch' auch ich,
Doch, Tugend, bloß durch dich!

An die Lerchen.

Himmel, ach! iſt das der Dank?
Kann der reizende Geſang,
Den, wenn ſich der Lenz verjüngt,
Ihr der frohen Erde bringt,
Euch für dieſe Wuth nicht bürgen,
Daß die Menſchen euch erwürgen?

Arme kleine Lerchen, ach!
Ich, ich fühle eure Schmach:
Fiel es mir auch zehnmal ein,
Nie will ich ſo grauſam ſeyn! = = =
Doch bald hätt' ich es vergeſſen,
Daß wir heute Lerchen eſſen.

Der Gehorſam.

Mein Hundchen iſt ein gutes Thier,
So bald ich rufe, folgt er mir:
Doch kömmt er nicht, wenn ichs ihm ſage,
So iſt er werth, daß ich ihn ſchlage.

Beſtrafet mich mein Vater nun,
Will ich nicht ſeinen Willen thun,
Darf ich es denn ſo übel nehmen? —
Mich würde ja mein Hund beſchämen.

Der thörichte Wunſch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So ſchnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken ſtreicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreiſte jeden Ort,
Wär bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann ſucht' ich ſtets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und baute mir mein flüchtig Haus
An ſchönſten Oertern hin.

Bald ſchwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald ſchlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich, wie ein Adler fliegt = =
Doch — welch ein Schuß geſchah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In ſeinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Itzt würd' ich nicht mehr ſeyn.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menſchheit freun.

Der Schatten.

Da läuft mein Schatten vor mir hin:
O ſeht doch, ſeht, wie groß ich bin!
Mich wagt man Klein zu nennen? = = =
Doch ach, weg wär ich! ſeh' ichs nicht?
Ein Wölkchen deckt der Sonne Licht:
So kann man ſich verkennen!

Der Herr dort, der ſich vornehm bläht,
Lacht: doch wer weiß, wie's ihm ergeht,
So groß wir ihn itzt nennen.
Es nehm' ein ungetreues Glück
Den güldnen Sonnenſchein zurück:
So wird man ihn nicht kennen!

Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigſammlerinnen!
Izt bey warmen Sonnenſchein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müßiggänger haßt man hier;
Fleiß und Arbeit ſind euch Freude,
Und das Beſte ſammlet ihr
Auf der bluhmenvollen Weide.

Wann nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel ſtreichet,
Und der Flora Kinder dort
Von der bunten Flur verſcheuchet;
Dann ſitzt ihr in Sicherheit:
Voll ſind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thüren jammern.

Doch ihr ſorgt nicht nur für euch:
Nein, bey eurem ſüßen Fleiße
Seyd ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weiſe:
Ihr verzinns't das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Und der leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geſchlecht
Möge jährlich ſich vermehren,
Und das weiſe Bürgerrecht
Nie ein falſcher Fremdling ſtören!
Bluhmen will ich pflanzen, hier
Jedes Blühmchens ſorgſam ſchonen,
Und ihr ſollet mich dafür
Einſt mit Honigſeim belohnen.

Die Lieblings-Leidenſchaft.

Der Bruder und die Schweſter.

Schweſter.

Du kleiner Trommelſchläger du,
Wann hörſt du einmal auf zu ſchwärmen?
So ſitze doch einmal in Ruh!
Kein Ende hat das Stundenlange Lärmen.

Bruder.

Du kleine Puppentändlerinn,
Du haſt auch wohl zu reden Ehre?
Du bringſt die Zeit mit Puppen hin,
Als ob dieß nicht ſo gut als Trommeln wäre.

Schweſter.

Sich zu vergnügen iſt auch Pflicht;
Doch werd ich damit niemand plagen,
Für mich ſchickt ſich das Trommeln nicht:
Doch Puppenſpiel; das mußt du ſelber ſagen.

Bruder.

Ich ſag', eins iſt das andre werth!
Du biſt ſo klug, als ich mir ſcheine;
Ein jedes liebt ſein Steckenpferd:
Die Pupp' iſt dein's, die Trommel iſt das meine.

Der Schmetterling.

O! ſeht den bunten Schmetterling,
Welch glänzend allerliebſtes Ding!
Wie iſt ihm doch geſchehen!
Als ich ihn kürzlich noch geſehen,
War es ein kriechend garſtig Thier,
Nur Ekel macht' es mir.

Dieß ſoll mir eine Lehre ſeyn,
Nie auf den äußerlichen Schein
Bloß mein Vertraun zu ſetzen.
Der, den wir itzt verächtlich ſchätzen,
Vielleicht wird das ein größrer Mann,
Als ich nie werden kann.

Der Kräuſel.

Mein Kräuſel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig lieget er,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer ſtets dem Glück' im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weiſe, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Lieder
für
Kinder.

Drittes Buch.

Der Morgen.

Willkommen ſchöner Morgen!
Wär ich nicht früh erwacht,
So bliebſt du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Luſt, Wunder und Entzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön iſt's, wohin ich ſeh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenſtral
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind ſchön, und ſchön das Thal.
Rings um mich her iſt Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön iſts, wohin ich ſeh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Praſſer,
Was ihr für Glück verſchlaft?
Seyd eure eignen Haſſer,
Und durch euch ſelbſt beſtraft!
Verſchlaft die ſchönſten Stunden,
Nie ſey von euch empfunden,
Was dieſe ſchöne Welt
Für Wunder in ſich hält!

Ich aber will es ſühlen. —
Indem die Weſte mir
In Locken lieblich ſpielen,
Siz' und betracht' ich hier.
Gott! iſt mein irrdiſch Leben
Mit ſo viel Glück umgeben,
Was wird das Leben ſeyn,
Das dort uns ſoll erfreun!

Das Vogelneſt.

Da hab' ich es, das Hänflingsneſt!
Nun iſt mir's endlich doch gelungen:
Das ganze Neſt und mit vier Jungen! —
Ja ſträubt euch nur, ich halt' euch feſt. . .

Doch hör' ich nicht der Aeltern Paar
Mich zwitſchernd um Erbarmung flehen? —
Wie? ſollt' ich dieſen Raub begehen?
Ich bin kein Wütrich, kein Barbar.

Wie oft hat mich nicht ihr Geſang,
Lag ich im Graſe dort geſtrecket,
Zu Harmonie und Luſt erwecket,
Und dieß wär nun der ganze Dank?

Ich riß ihr armes Häuschen ab,
Das ſie nach Gaſtrecht mir vertrauet,
Und ſich von Moos und Stroh erbauet,
Zu dem ich nicht ein Hälmchen gab.

Wenn eine räuberiſche Hand
Mich meinen Aeltern nun entriſſen?
Was würden da für Thränen fließen!
Wie jammervoll wär unſer Stand!

Nein, liebe Sänger, bleibt in Ruh!
Hier habt ihr eure Kinder wieder:
Vervielfacht ſingt ihr eure Lieder,
Mir dann aufs nächſte Frühjahr zu.

Auf ein paar von der Katze erwürgte Lachtauben.

Du falſche, böſe Katze,
Was haſt du mir gethan!
O! daß ich dir die Tatze
Nicht gleich verſchneiden kann!
Die Täubchen, meine Freude,
Die mir ſtets vorgelacht,
Haſt du mir alle beyde
So grauſam umgebracht!

Gut; Du ſollſt mir bezahlen!
Ich will nicht ruhig ſeyn:
Die allerärgſten Quaalen
Sind noch für dich zu klein.
Nahſt du dich meinem Schooße
Und kömmſt und ſchmeichelſt mir:

So peitſche, ſchlage, ſtoße
Ich ganz gewiß nach dir. = =

Doch nein: o! wie weit ſchlimmer
Wär dieſe Rache nicht!
Das Mauſen iſt doch immer
Der guten Katzen Pflicht.
Du thaſt nach deinem Triebe,
Biſt Thier, und mußt ſo ſeyn!
Mich lehrt mein Herz die Liebe,
Und die lehrt mich verzeihn.

An die Geſundheit.

Die du ſanft und rein mir in Adern fließeſt,
Heiterkeit und Muth durch mein Herz ergießeſt,
Zu Geſchäfften mich ſtark und fröhlich machſt:
Meine Sinnen ſchärfſt, durch Gefühl entzückeſt,
Für mich Berg und Thal, Wald und Aue ſchmückeſt,
Und aus jedem Halm mir entgegen lachſt.

O Geſundheit! Glück! höchſtes Glück der Erden!
Durch dich muß die Welt erſt uns reizend werden,

Du biſt mehr als Geld, mehr als Kronen werth!
Du vergüldeſt uns dieſe Lebenstage,
Würzeſt unſre Luſt, minderſt unſre Klage,
Machſt die Laſt uns leicht, die uns oft beſchwert!

Augen giebſt du Glut, Roſen jungen Wangen,
Schönheit unſerm Leib', unſrer Bruſt Verlangen,
Frohe Thätigkeit unſerm Arm und Fuß:
Unſrer Seele Muth, Wahrheit zu ergründen,
Unſern Sinnen Kraft Schönheit zu empfinden,
Und zum kleinſten Glück fröhlichen Genuß.

Möcht' ich immerdar dich wie itzt beſitzen,
Und beſitz' ich dich; dich zum Guten nützen,
Deiner mich voll Dank gegen Gott erfreun!
Sollt' ich aber ſie einſt durch Mißbrauch ſchänden,
O! ſo nehm' er ſie ſchnell aus meinen Händen!
Krankheit lehrt auch oft Menſchen weiſe ſeyn.

Der

Der Winter.

Das ſchöne Jahr iſt nunmehr fort!
Erſtarrt und traurig ſtehn die Triften:
Es ſtürmt ein ungeſtümer Nord
Herab aus ſchwer beladnen Lüften:
Die Erd' iſt eiſern: was da lebt,
Sucht vor der Kälte Schutz und bebt.

Wohl mir bey dieſer rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben:
Mich ſchützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Brod und Wein erfreun mein Leben;
Auf weichen Betten ſchließt die Ruh
Mein Aug' in ſüßen Träumen zu.

Doch weh dem Armen, dem anizt
Das Glück die Nothdurft ſelbſt verſaget,
Den weder Kleid noch Dach beſchützt,
Der dreuſt zu betteln, ſich nicht waget:
Den Krankheit hin aufs Lager ſtreckt,
Und keine ſanfte Feder deckt!

Und du, du zauderſt, träges Herz?
Mit Hülf' ihm liebreich zuzueilen!
Fühl ſeinen Jammer, ſeinen Schmerz,
Um mit ihm, was du haſt, zu theilen!
Wer ſeiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich iſt.

Der Aufſchub.

Morgen, Morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn;
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannſt du für was anders ſorgen!
Jeder Tag hat ſeine Pflicht.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehen;
Dieß nur kann ich überſehen;
Was geſchehn kann, weis ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unſre ſchnellen Augenblicke
Gehn vor ſich, nie hinter ſich.
Das iſt mein, was ich beſitze,
Dieſe Stunde, die ich nütze:
Die ich hoff', iſt die für mich?

Jeder Tag, iſt er vergebens,
Iſt im Buche meines Lebens,
Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Steh' darinn auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

An einen Bach.

Sanfter Bach, der hier unter Sträuchen
Lieblich mir zum Füßen fließt!
Möchte dir ſtets mein Leben gleichen,
Das noch izt dir ähnlich iſt!

Wenn in dir gleich kein Goldſand fließet,
Und ſich keine Perle nährt:
O! in dir, wo du ſchleichſt, ergießet
Segen ſich, von höherm Werth.

Mußt du oft dich durch Ufer drängen,
Schmiegend findeſt du doch Bahn:
Und du triffſt auch in krümmſten Gängen,
Bluhmen, die dir lächeln, an!

Ungetrübt ſchlüpft die kleine Welle
Reinem Silber gleich daher:
Rein kam ſie aus der erſten Quelle,
Rein flieſt ſie auch in das Meer.

Die Schaamröthe.

Was heißt das Roth, das mein Geſicht
Auf einmal überzieht?
Frey aufzuſehen wag' ich nicht,
Und meine Wange glüht!

Vielleicht bin ich itzt in Gefahr
Was Böſes zu begehn,
Und mein Gewiſſen nimmt es wahr,
Und warnt, mich vorzuſehn.

Die Warnung fodert Wachſamkeit!
Ich nehm' ſie folgſam an:
Und bin in meiner Seel' erfreut,
Wenn ich ihr folgen kann.

O Farbe meiner Unſchuld blüh'!
Blüh' und verwelke nicht!
Die Luſt zur Sünde wiſche nie
Dich mir vom Angeſicht!

Die Roſenknoſpe.

Du ſüße, ſchöne Roſe du!
Mit Luſt betracht' ich dich:
Halb aufgeblüht und noch halb zu,
Ach! lächelſt du auf mich!

Vom Thau gebadet ſiehſt du hier,
Friſch, glänzend, lieblich, ſchön!
Die ſchlauen Weſte ſchmeicheln dir,
Indem ſie ſanfter wehn.

Doch traue nicht! ach, öffne nicht
Dich ihren Schmeicheleyn!
Der Tag ſteigt auf; ſein brennend Licht
Wird dein Verderben ſeyn!

Im Morgen meiner Lebenszeit
Blüh' ich, der Knoſpe gleich:
Noch iſt mein Herz von Fröhlichkeit
Und ſüßen Wünſchen reich.

Doch öffn' ich dieſes der Begier,
Der Wolluſt falſchem Scherz:
So trifft mich ihre Gluth, in ihr
Verwelkt ein junges Herz.

Das Vergnügen wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt ſie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Von himmliſcher Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu ſchwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und ſah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Iſt Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit ſo viel reiner Luſt verwandt:
So ſey in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand!

An die Bücher.

Wie lieb' ich euch, die ihr in ſchönen Bänden
Mein buntes Bücherſchränkchen ſchmückt,
Bey denen mir ſo lieblich untern Händen
Die lange Zeit ſchnell weiter rückt!
Hier find' ich Luſt bey Unterricht:
Ich läſ' euch, wär es auch nicht Pflicht.

Ihr lehret mich, was nöthig iſt, zu wiſſen,
Durch euch wird fremde Weisheit mein:
Ihr leuchtet mir in meinen Finſterniſſen
Und ladet mich zur Wahrheit ein:
Ihr tragt mich in die Zukunft hin,
Und zeigt mir, was? warum ich bin.

Bald führt ihr mich zurück in graue Zeiten;
Da flieg' ich über Land und Seen,
Seh' Reiche hier entſpringen, ſich verbreiten,
Blühn, ſinken, wieder untergehn;
Seh' Menſchen, die vom Anfang' an
Sich gleich in Gut und Böſem ſahn.

Bald führt ihr mich in die geheimſten Gründe
Der wunderthätigen Natur.
In Stäubchen, wie in Welt und Sonnen, finde
Ich eines weiſen Schöpfers Spur:
Vom Wurm, den ich kaum ſehen kann,
Steig' ich zur Gottheit ſelbſt hinan.

Und leſ' ich euch, ihr Dichter ew'ger Lieder,
Die ihr ſo ſchön die Tugend ſingt,
Und Adlern gleich, mit heiligem Gefieder
Euch von der Erd' am Himmel ſchwingt:
So öffnet ſich mein Herz und Ohr
Und ihr hebt mich mit euch empor.

Ja, Bücher, ihr ſollt meine Freude bleiben,
Geſellſchaft mir und Spielwerk ſeyn;
Die lange Zeit mir ohne Reu vertreiben,
Und mir Geſchmack und Licht verleihn!
Wie dank' ich dem, der euern Werth,
Und euch zu brauchen, mich gelehrt!

Auf das Bildniß einer geliebten Mutter.

Dieß iſt ſie, meine liebe Mama!
So zärtlich lächelnd ſteht ſie da,
Belohnt ſie meinen Morgengruß
Mit einem liebesvollen Kuß.

Schön biſt du, Bildchen, ſprächeſt du nur!
Weit ſchöner iſt doch die Natur:
Ich ſeh die Kunſt, Ein⸗ zwey⸗ dreymal
Und eile zum Original.

Das Rothkehlchen.

So ſeh' ich euch denn all' entweichen,
Ihr lieben kleinen Sänger, ihr!
Nur du, du zwitſcherſt noch in den entlaubten Sträuchen,
Du, Vögelchen mit rothem Kehlchen, mir!

O! fliehe jene ſchwarze Beeren,
Die dir der wilde Knabe hängt;
Und könnteſt du dich ja des Hungers nicht erwehren,
So komm' zu dem, der wirthlich dich empfängt.

Komm' du zu mir! Du biſt beſcheiden,
Und wirſt mir nicht beſchwerlich ſeyn:

An meinem Tiſche ſollſt du keinen Mangel leiden,
Mit voller Hand will ich dir Krümchen ſtreun.

Du ſollſt umher in Freyheit hüpfen,
Muthwillig nie gejagt von mir:
Frey durch das Labyrinth von Tiſch und Stühlen ſchlüpfen;
Ein Tannenreis grün' auch im Winter dir!

So lang' die finſtern Tage währen,
Soll mich dein ſtilles Lied erfreun;
Und Deine Munterkeit und Gnügſamkeit mich lehren,
Mit Wenigem, wie du, vergnügt zu ſeyn.

Die Vorſicht.

Ein junges, muthigs Roß,
Dem Arbeit nicht ſo wohlgefiel,
Als Freyheit, Müßiggang und Spiel,
Riß ſich von ſeinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O! welche Freuden!

Der Lenz und Sommer ſtrich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es lebte jetzt und freute ſich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wieſen wurden leer!
In Lüften ſtürmt ein rauher Nord:

Das Pferdchen floh von Ort' zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr:
Izt warf es ängſtlich ſeine Blicke
Auf ſich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach! ach!
Hätt' ich die kurze ſchöne Zeit
Das biſchen Arbeit nicht geſcheut!
Izt hätt' ich Haber, Heu und Dach,
Wie ſchändlich! für ſo kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Falſches und wahres Lob.

Wer mich ſieht, ſagt mir ins Geſicht:
Seht doch, ſeht! wird das Mädchen (der Knabe) nicht
Täglich hübſcher, täglich größer?
Gut, ganz gut! es kann möglich ſeyn!
Aber mich würd' es mehr erfreun,
Spräch man: täglich wird ſie (er) beſſer!

Wachſ' ich denn nach Gefallen auf?
Größer macht mich der Jahre Lauf,
Beſſer mach' ich mich alleine.
Sagt, daß dieß ich geworden ſey!
Stimmt mein Herz dann dem Lobe bey:
Süßes Lob! dann biſt du meine!

An einen Baum im Herbſte.

So wird denn deines Hauptes Zier,
Du ſchöner Baum, der Zeit zum Raube!
Mein leichter Fuß rauſcht unter dir
Schon in dem abgefallnen Laube:
Und was noch nicht herunter fiel,
Hängt bleich und welk, der Winde Spiel.

Mit Ehren neigſt du dich zur Ruh:
Denn ſchön und nutzbar war dein Leben.
Wie manche ſüße Frucht haſt du
Mir und den Meinigen gegeben!
Wie oft gab uns dein Schattendach
Erquickung, wenn die Sonne ſtach!

Heil mir! ruft mich, einſt ähnlich dir,
Des Lebens ſpäter Herbſt zum Grabe,
Und nehm' ich auch den Ruhm mit mir,
Daß ich viel Frucht getragen habe:
Daß ich nach Kräften jedermann
Genützt, gedient, und wohlgethan!

An die Spinne.

Kunſtvolle Weberinn, die ich
Hier ſo geſchäfftig finde:
Wie wunderbar ergötzet mich
Dein künſtliches Gewinde!
Die Fäden — o! ſo zart ſpinnt ſie
Die feinſte Hand am Rädchen nie!
Wie ſanft! wie gleich ſie fließen!
Wie richtig ſie ſich ſchließen!

Sey ruhig unter meinem Tiſch!
Nie ſoll's die Köchinn wagen
Und dich mit ihrem Flederwiſch
Aus deinen Zirkeln jagen!
Hier will ich deine Wunder ſehn,
Und ſorgſam nach der Urſach' ſpähn,
Was du dabey gewinneſt,
Daß du ſo künſtlich ſpinneſt. ⸗ ⸗ ⸗

Was ſeh' ich? eine Fliege fieng
Sich izt in den Geweben!
Sie kämpft: du haſchſt das arme Ding
Und raubſt ihr kleines Leben!
Geht deine Kunſt auf Mordbegier?
Fort! ſie gilt weiter nichts bey mir!
Was heißt es, Kunſt und Gaben
Zu böſer Abſicht haben?

Brüderliche Eintracht.

Bruder und Schweſter.

Bruder.

Sieh, Schweſterchen, wie ſich die Täubchen lieben!
Sie folgen ſtets einander Schritt vor Schritt:
Was dieß betrübt, ſcheint jenes zu betrüben,
Wann ſich dieß freut, erfreut ſich jenes mit:
Dieß müſſen wohl Geſchwiſter ſeyn,
Denn ihre Lieb' iſt ungemein!

Schweſter.

Sieh', Brüderchen! den Weinſtock mit den Reben,
Wie ſich ſein Arm um jenes Bäumchen ſchlingt!
Sie ſcheinen für einander nur zu leben,
Die Rebe, die du ihm entreißeſt, ſinkt:

Dieß müſſen auch Geſchwiſter ſeyn,
Denn ihre Lieb' iſt ungemein!

Bruder.

Sie ſinds gewiß: denn lieben wir uns beyde
Nicht eben ſo? du weißt, was du mir biſt!
Find' ich dich nicht, ſo hab' ich keine Freude,
Und Glück iſt da, wo Henriettchen iſt.
So zärtlich, unverfälſcht und rein,
Kann keine Lieb', als unſre ſeyn.

Schweſter.

Mein Brüderchen, der ſüßeſte Geſpiele
Biſt du mir zwar: doch lieb' ich dich nicht nur
Darum allein: nein, was ich für dich fühle
Iſt mehr, als dieß, iſt Neigung und Natur.
So unverfälſcht, ſo zart und rein
Kann keine Lieb', als unſre ſeyn.

Beyde.

O! laß uns ſtets von dieſer Freundſchaft brennen,
Gefällig, treu, einträchtig, zärtlich ſeyn!
Nie möge Neid, noch Eigennutz uns trennen:
Ein jedes Glück, das kömmt, ſey mein und dein!
Wo Herzen in Verbindung ſtehn:
Da iſt erſt Blutsverwandtſchaft ſchön.

Ein paar Kinder an ihre Mutter,

bey derſelben Geburtstage.

Beſte Freundinn, deren Leben
Unſers Lebens Urſprung iſt;
Dich hat uns der Tag gegeben:
Tauſendmal ſey er gegrüßt!

Welche Mutter ſchenkt' uns beyden
Nicht der Himmel dann in Dir!
Fürſtenkinder haben Freuden,
Aber lange nicht, wie wir!

Wären, ihrem Wunſch zu dienen,
Tauſend Hände ſtets bereit:
Wir vertauſchten nicht mit ihnen
Deine treue Zärtlichkeit.

Gebet ihnen, was nur ſüße,
Ihrem Gaumen koſtbar deucht:
Deine liebesvollen Küſſe,
O! was iſt, das dieſen gleicht!

Ihre ungewiſſen Schritte
Leitet ſtets ein fremdes Band:
Doch die erſten unſrer Tritte
Wagen wir an Deiner Hand.

Den noch ſchlummernden Gedanken
Weckſt Du auf, bringſt ihn ans Licht,
Zeichneſt unſerm Willen Schranken,
Und umzäumſt ihn durch die Pflicht.

Tugend

Tugend machſt Du uns zur Freude,
Dir zu folgen, uns zur Luſt;
Und durch Liebe für uns beyde
Senkſt Du Lieb' in unſre Bruſt!

Stets hängt über unſern Wiegen
Dein beſorgter, wacher Blick,
Und wir leſen Dein Vergnügen
Stets in unſerm Wohl und Glück!

Doch Dein Beyſpiel, Deine Lehren
Bilden dieſes Glück allein:
Möchten ſie ſo lange währen,
Als wir uns des Lebens freun!

Möchten wir in unſerm Leben
Bald, und reichlich, und noch ſpät
Dir die Früchte wieder geben,
Die Du jetzund ausgeſä't!

Ermah-

Ermahnung an zwey Kinder.

Süßes Mädchen, holder Knabe!
Spielt nur, ſpielt in meinem Schooß!
Wenn ich euch in Armen habe,
Bin ich, wie ein König groß.
Euer Stammlen, euer Lallen,
Iſt für mich Beredſamkeit;
Euer Wunſch, mir zu gefallen,
Innige Zufriedenheit.

Wenn mich eure Händchen ſtreicheln,
Sanft mir euer Auge lacht:
O ſo hab' ich auf das Schmeicheln
Einer ganzen Welt nicht Acht.
Gern miſch' ich in eure Spiele
Mich mit milder Nachſicht ein.
O des Glücks, das ich dann fühle,
Wieder einmal Kind zu ſeyn!

Ja, geliebte, zarte Beyde,
Tauſendmal umarm' ich euch!
Immerdar ſey eure Freude
Eurer jetz'gen Freude gleich!
Unſchuld wohn' in euern Herzen,
Keine Bosheit tödte ſie!
Ihr könnt ſingen, tanzen, ſcherzen,
Nur verſcherzt die Tugend nie!

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts.

Virtutem — — — — —
Sublatam ex oculis quaerimus inuidi.
Horat.

Hier, wo ſo viele ſchon in tiefem Todesſchlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verſchläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung, täuſcht noch ſchreckt:

Wo

Wo man Jahrhunderte die groſe Ausſaat ſä'te,
Die immer mehr zur Aerndte reift,
Und ieglicher von uns, der früh und jener ſpäte,
Die Zahl bemooſter Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beyſammen liegen,
Der Groſe nicht den Kleinern drückt:
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen ſchmückt:
Hier liegt nunmehr auch der, an deſſen frommer Seite
Ich dieſe Stätt' einſt oft betrat, *)
Indem er ſich im Geiſt des groſen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel ſich erbat;
Und

---

*) Ein ſehr gewöhnlicher Spaziergang des ſeligen Mannes

Und mich vertraut mit den hier ſchlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer ſeiner Edlen ſchlief.
Hier liegt auch Gellert! hier, in dieſem leichten Sande,
Von ſilberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundſchaftlich dabey von dem noch friſchern Lande
Die brüderliche Grabſtatt ſchwillt. *)

Hier

Mannes war der Gottesacker, wo er ſeine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen beſuchte, und ſeine lebenden Begleiter von ihren Grabſtellen unterrichtete.

*) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpoſtcommiſſarius allhier, ſtarb in der vierten Woche nach ihm, und hatte ſich bey ſeines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich ſein Grab neben ihm zurechte machen laſſen.

Hier liegt er, und ich ſchau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die ſtumme Wehmuth fließt,
Auf dieſe fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieſer war, den ſie umſchließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen Gellert preiſen!
Nennt, was nur gut iſt, es iſt hier:
Den Dichter, Menſchenfreund, den Chriſten und den Weiſen,
Des Himmels Luſt, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren ſelbſt die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unſrer Erd' entflohn:
So würd' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.

Sie weint! ganz Deutſchland weint! denn Gellert war ihr Dichter:
So klang ihr noch kein Saitenſpiel. —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leſer und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einſt auf ſeinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh gelegt:
Von Grazien gewiegt, hätt' ihm aus Aganippen
Das Muſenchor den Mund genetzt.
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie ſein Geſchmack ſo rein:
Er ſollte durch ſein Lied, er ſollte durch ſein Leben
Uns Lehrer und Exempel ſeyn. —

Die Wahrheit, die man ſtets in ſchmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,
Verlor oft unter uns die Macht der ſanften Bande,
Womit ſie Herzen an ſich zieht.
Dort ſahn wir ſie geſchmückt von Gay und La Fontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menſchlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. Nun prangte ſie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte ſie:

Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das ſeinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beß'rung im Geſchmack, mit ihm auch beß're Sitten —
Vielleicht auch beß're Herzen an.
Der Mütter erſt Geſchenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weiſes Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten ſeinen Sittenſpruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beſeelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm ſtammelnd ſonſt aus ihm was vorerzählet,
Wie ſeegnend lächelt' er dir zu! — —

Dich, deutſches Luſtſpiel, ſah mit Abſcheu oder Gähnen
Noch damals oft manch ſittſam Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude ſanfter Thränen,
Dich Tugend und beſcheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
Den Körper zu der deutſchen Tracht:
Auf deutſchen Bühnen ſah man auch itzt deutſche Sitten,
Und hatt' auf eig'ne Fehler Acht. —
Doch für ein ſolches Herz warſt du, o Welt, zu enge,
Du, Menſchenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilige Geſänge
Wollt' er auch andern heilig ſeyn.

Da warf er ſich in Staub vor Gottes Throne nieder,
Und flehte ſtill um Geiſt und Kraft: *)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
Und gab dem Frommen Geiſt und Kraft.

Er ſang. — So wurdeſt du von wenig Menſchenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geiſtreich, mächtig, ſchön, empfindungsvoll geſungen!
Es ſprach das Herz aus jedem Ton.

---

*) Er ſagte ſelbſt, daß er vor Verfertigung ſeiner geiſtlichen Lieder Gott inbrünſtig um ſeinen Segen angerufen habe.

So hub er durch Geſang viel tauſend ſchwache Seelen
Mit ſich zum Sternenzelt' empor:
Der Spötter ſelbſt horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils ſchon ein geneigter Ohr.

Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt ſich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —

Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Geſang
Bis zu den Sphären auf, ſo dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft ſchläft er mit dir ein. In deinem ſanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet ſanft und wünſcht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die ſüße Stärkung gab.
Ja du, du tröſteſt ihn in ſeiner letzten Stunde:
Da ſtammelt er von dir im Tod
Noch einen Seufzer, ſtirbt mit Gellerten im Munde:
Und ſo entfleucht ſein Geiſt zu Gott. —

Triumph, o Gellert, dir! wie viele tauſend Seegen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel ſchon entgegen,
Als ſie ihr morſches Haus zerbrach!
Ja; o! wer ſagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, in ganzem Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmliſchen Verſammlung kam.
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menſchheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;

Und dann die Stimm' erklang von tauſend frommen Zeugen:
Dieß iſt = = = doch, wo gerath ich hin?
Mich ſchlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühl's! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit ſtreckt über mir
Die ſchwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, ſeh ich nur hier!
Ich ſeh' des Jünglings Fuß zu jenem Lehrſtuhl' eilen;
Den vormals eine Welt umſchloß,
Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balſam ſeiner Lehr' ergoß:

Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling ſaßen,
Und — (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeerärndte gern voll Friedenswunſch vergaßen
Und menſchlicher ins Lager flohn.
Ich ſeh' an deiner Thür' den lehrbegier'gen Armen,
Dem ſie zur Zuflucht offen ſtand,
Wann er für Liebe Haß, Verweiſe für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu ſeyn:
Und wer hat ungehört dich Einen bitten ſehen?
Und welcher wagt's, es zu bereun?

Wer

Wer wagt's, ſeit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muſe hier genährt,
Daß er ſich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch ſelbſt, wenn dich ſein Herz entehrt? —
Ach! taub iſt nun dein Ohr, die Thüren ſind verſchloſſen,
Der Lehrſtuhl einſam und verwaiſt!
Der Jüngling ſieht von fern, indem er überfloſſen
Von heißen Thränen dorthin weiſt:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,
„Der liebreich ſeine Hand nach mir Verlaßnen ſtreckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies.“ —

Ja, Jüngling, er iſt hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier ſein heiliges Gebein: —
Der Fromme ſchlummre ſanft! mit ihm ſey Gottes Friede!
Wie er, ſo ſchlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgeſtreut,
Wird ſich auf Kindeskind zur ſchönſten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeyht! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O ſäh' ich Eure Herzen
Gebildet auch von ſeiner Hand!

Sehr oft werd' ich mit Euch auf dieſen Hügel ſteigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welch' heil'ge Aſche drunter ruht:
„Die Aſche Gellerts iſts! Gott wohnt' in ſeinem Herzen,
„Und Menſchenlieb' in ſeiner Bruſt:
„Gefällig noch im Ernſt und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun ſeine größte Luſt.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er ſelbſt die Fürſten nicht.“ —

Dann

Dann ſollt Ihr beyde mir auf dieſem Grabe
ſchwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu
verehren,
Nein, auch ſo fromm, wie er, zu ſeyn.

Drydens Ode,

Alexanders Feſt,

oder

die Gewalt der Muſik,

zu Ehren der heil. Cecilia.

I.

Am königlichen Feſt, als Philipps kriegeriſcher Sohn
Der Perſer Reich an ſich gebracht,
Saß hoch, den Göttern gleich an Macht,
Der Held in feyerlicher Pracht
Auf ſeinem furchtbar'n Thron:
Die Feldherrn ſaßen um Ihn her
Mit Roſ' und Myrth' umkränzt wie Er,
Ein würd'ger Schmuck für ſolch ein Heldenheer!

Die Thais blüht' an ſeiner Seite:
An Jugend Glanz, an Schönheit wich ihr heute,
Die Schönſte morgenländ'ſcher Bräute.
Glücklich! Glücklich! Glücklich Paar!
Nur der Held iſts! Er allein!
Nur der Held iſts! Er allein!
Nur der Held iſts! Er allein!
Der der Schönen würdig war!

Chor.

Glücklich! Glücklich! Glücklich Paar!
Nur der Held iſts! Er allein!
Nur der Held iſts! Er allein!
Nur der Held iſts! Er allein! Der der Schönen würdig war!

II.

Und unter dem tonvollen Chor
Ragt hoch Timotheus hervor,

Und rührte mit fliegenden Fingern die Leyer:
Die zitternden Noten flohn nach den Wolken empor,
Und jedes fühlt' ein himmliſch Feuer.
Vom Zevs begonnen ſeine Lieder,
Ihm war ſein Himmel ſelbſt zuwider:
O Liebe! Du! Was haſt du für Gewalt!
Vom Drachen nahm er ſchrecklich die Geſtalt
Und fuhr in goldnen Kreiſen nieder,
Wenn er zur ſchönen Olympia flog.
Indem die weiße Bruſt Ihn gierig auf ſich zog,
Wand Er ſich ſchlau um ihre ſchlanken Glieder
Und drückt' ein Ebenbild von ſich: der Helden Held,
Und Herrn der Welt.

Den mächtigen Geſang bewundern horchend all:
Ein gegenwärt'ger Gott! tönt ihrer Stimme Schall:
Ein gegenwärt'ger Gott! ruft laut der Wiederhall.
Der Held entzückt,
Horcht auf! und blickt
Umher, und dünkt
Sich Gott, und winkt,
Und glaubt, die Sphären zittern.

Chor.

Der Held entzückt
Horcht auf! und blickt
Umher, und dünkt
Sich Gott, und winkt
Und glaubt, die Sphären zittern.

III. Drauf

III.

Drauf tönt des Künſtlers Lied, den Bachus zu erhöhn:
Bachus ewig jung und ſchön!
Triumphirend kömmt der Gott! —
Auf ſchallet ihr Trompeten froh!
Ihr Trummeln rollt! ertön' Oboe! —
Von einem ſanften Purpurroth
Glänzt ſein Geſicht: er kömmt! er kömmt der Gott!
Bachus ewig jung und ſchön
Lehrt uns trinken! er allein!
Bachus Gaben! welche Weide!
Trinken iſt der Krieger Freude!
Reich die Weide!
Süß die Freude!
Süß iſt Freude nach der Pein!

Chor.

Bachus Gaben! welche Weide!
Trinken iſt des Kriegers Freude!
Reich die Weide!
Süß die Freude!
Süß iſt Freude nach der Pein!

IV.

Des Königs Stolz ſchwell durch dieß Loblied an:
Die Sieg' erfocht' er all aufs neu, die er gewann!
Dreymal verheert er itzt aufs neue die Barbaren,
Dreymal erſchlug er die, die ſchon erſchlagen waren.
Der Künſtler merkte ſeine Wuth,
Der Wangen Feu'r, der Augen Gluth,
Die trotzig Erd' und Himmel drohten:
Er ändert ſchnell ſein Lied, und ſchlug den Stolz zu Boden.

Es tönt ein trauriger Geſang,
Der bald des Königs Herz zu ſanftem Mitleid zwang. —
Darius, den die Welt als groß und gütig pries,
Den ſang er, wie des Schickſaals Wuth
Ihn fallen, fallen, fallen,
Von ſeiner Größe fallen ließ,
Itzt ſchwamm in ſeinem Blut.
In tiefſtem Elend lag er da
Auf bloßer Erd', und um ſich ſah
Er keinen Freund, den er vormals beglückt,
Und der ihm itzt die Augen zugedrückt. —
Der freudenloſe Sieger ſaß und ſchlug die Augen nieder.
Verändert dacht er hin und wieder
Des Schickſals ungetreuen Lauf,
Ein Seufzer ſtieg um andern auf,
Und Thränen floſſen nieder!

Chor.

Verändert dacht er hin und wieder
Des Schickſals ungetreuen Lauf:
Ein Seufzer ſtieg um andern auf,
Und Thränen floſſen nieder!

V.

Der mächt'ge Künſtler lächelnd, ſah
Die Reih' war für die Lieb' itzt da:
Er durfte ſüß're Saiten rühren:
So bald das Herz von Mitleid glüht,
Läßt es ſich leicht zur Liebe führen.
Mit den Freuden auszuſöhnen,
Klang in lydiſch-weichen Tönen
Jetzt ſein ſanftes ſüßes Lied:
Krieg iſt nur an Quaalen reich!
Ehre Waſſerblaſen gleich!
Endigt ſtets, beginnet immer,
Kämpfet ſtets, und ſchonet nimmer!

Iſt die Welt werth Dein zu ſeyn,
Durch Genuß ſey ſie itzt Dein!
Die ſchöne Thais ſitzt bey Dir, o fühl' Dein Leben! —
Geneuß das Glück, das Dir die Götter gegeben!
Des Beyfalls laut Geſchrey ſtieg Himmel an,
Die Liebe ward gekrönt, und die Muſik gewann.
Der Fürſt verbarg nicht länger ſeinen Schmerz,
Er ſah ſie an, ſie, Lieb und Scherz!
Und zärtlich ſchlug ſein Herz:
Er ſeufzt und blickt, blickt auf ſie nieder,
Und ſeufzt', und blickt, und ſeufzte wieder:
Zuletzt von Lieb' und Weine warm,
Fiel ihr der Sieger in den Arm.

Chor.

Der Fürſt verbarg nicht länger ſeinen Schmerz,
Er ſah ſie an, ſie, Lieb' und Scherz!
Und zärtlich ſchlug ſein Herz:
Er ſeufzt und blickt, blickt auf ſie nieder,
Und ſeufzt', und blickt', und ſeufzte wieder:
Zuletzt von Lieb' und Weine warm,
Fiel ihr der Sieger in den Arm.

VI.

Rührt die goldne Leyer wieder! —
Lauter noch! noch lautre Lieder!
Reißt Ihn aus des Schlafes Schooß
Und brecht in einen Sturm von Blitz und Donnern loß. —
Horch! horch! vom Schreckenvollen Klange
Hebt ſich Sein Haupt! Erwacht,
Wie aus des Grabes Nacht
Schaut Er umher, und Ihm iſt bange.

Rache! ſchreyt der Sänger — ſchreyt:
Seht die Furien bereit,
Wie ihr Auge Flammen ſpeit!
Seht, wie ziſchend in den Haaren
Schlangen auf und niederfahren!
Ha! ſich jener Geiſter Chor,
Fackeln tragen ſie empor:
Es ſind die Geiſter tapfrer Griechen,
Die vor Perſepolis erblichen:
Dort, in dem Schlachtfeld liegen ſie
Umher, unrühmlich, unbegraben,
Und wollen Rache haben:
Auf! räche! räche ſie!
Sie ſchütteln die Fackeln und zeigen entbraunt
Hin, wo im perſiſchen Stolze die Spitzen
Von Häuſern und Tempel der Götter blitzen.
Der Fürſten Zuruf macht die wütende Freude bekannt.

Der König nimmt voll Zorn die Fackel in die Hand;
Die Thais geht voran,
Zeigt leuchtend ſeiner Wuth die Bahn
Und ſteckt, wie Helena ein andres Troja in Brand.

Chor.

Der König nimmt voll Zorn die Fackel in die Hand!
Die Thais geht voran,
Zeigt leuchtend ſeiner Wuth die Bahn,
Und ſteckt, wie Helena ein andres Troja in Brand.

VII.

So ſchmelzte dazumal,
Als noch die Kunſt nicht Röhren blaſen lehrte,
Und noch kein Ohr die Orgel tönen hörte,
Timotheus bald durch der Flöten Schall

Das Herz in ſanft Gefühl, bald ſtürmte ſeine Leyer
Die Seel' in ein verzehrend Feuer.
Cecilia kam endlich auf die Erde:
Zur Harmonie der Stimme ſprach ſie: „Werde!
Durch Mutterwitz und nie gekannte Kunſt
Erweiterte die ſüß' enthuſiaſtiſche Schöne,
Beſeeligt durch des Himmels Gunſt,
Die engen Gränzen der Kunſt,
Und dehnte ſie hinaus in feyerliche Töne.
Timotheus geb' ihr den Preis der Lieder!
Wo nicht, theil' Er mit ihr das Lob!
Wenn einen Sterblichen zum Himmel Er erhob,
So zog ſie ein Engel hernieder!

Chor.

Cecilia kam endlich auf die Erde:
Zur Harmonie der Stimme ſprach ſie: „Werde!

Durch Mutterwitz und nie gekannte Kunſt
Erweiterte die ſüß enthuſiaſtiſche Schöne,
Beſeeligt durch des Himmels Gunſt,
Die engen Gränzen der Kunſt,
Und dehnte ſie hinaus in feyerliche Töne.
Timotheus geb' ihr den Preis der Lieder:
Wo nicht: theil' Er mit ihr das Lob!
Wenn einen Sterblichen zum Himmel Er erhob,
So zog ſie einen Engel hernieder.

Popens

Ode auf die Muſik,

am Tage der heil. Cecilia.

I.

Herab und ſing', o Muſenchor!
Hauch' Leben in jed' athmend Rohr!
Erweck' in Stimme jede Saite,
Und ruf' die Leyer auf zum Streite!
Laß in traurig ſanften Tönen
Wirbelnd bang die Laute ſtöhnen!
Der lauten Trompete Schall
Tön' ſchmetternd überall
Weit durch den Wiederhall!

Indeß daß langſam, tief, in ernſter Majeſtät
In ſich verlängernden Tönen die Orgel feſtlich geht ⸗ ⸗ ⸗
Horch' den ſanften Ton! wie leicht
Er ſich durch die Ohren ſchleicht. —
Izt, izt erhebt ein laut, noch lauteres Getümmel
Von Tönen ſich, und füllt umher den Himmel —
Nun ſchwillt der kühne Geſang frohlockend in den Sieg,
Und in gebrochner Luft ſchwimmt zitternd die wilde Muſik. —
Doch nunmehr ſinkt der Stimmen Schall,
Hinweg, entfernt und ſchwach,
Und ſchmilzet nach und nach
In einen ſterbenden, ſterbenden Fall!

II.

Durch die Muſik erhält die Seel' ihr Gleichgewicht,
Schwillt nicht zu hoch, und ſinkt zu niedrig nicht:
Wenn ſich in unſrer Bruſt die Freuden wild empören,
Sie darf nur die Muſik ſanft überredend hören.
Seufzt ſie von Sorgen unterdrückt,
Zum Wolken hebt ſie ſie entzückt!
Mit Muth befeuert ſie der Krieger träge Herzen,
Geußt Balſam auf der Liebe blut'ge Schmerzen:
Das Haupt hebt die Melankolie:
Des Morpheus Schlaf verſcheuchte ſie.

Die Faulheit wacht und gähnt nicht
mehr:
Dem Neid entfällt ſein Schlangen
Heer:
Es tobt der innre Krieg nicht mehr in unſerm Blut,
Und ſchwindelnde Partheyn vergeſſen ihrer
Wuth.

III.

Doch ruft das Vaterland zum Krieg,
Wie wärmet jedes Herz die krieg'riſche
Muſik!
So, als das erſte Schiff das Meer bezog,
und da
Der Thrazier ſein ſtolzes Lied begonn:
Als Argos von dem Pelion
Aufs Meer die Bäume ſteigen ſah:

Halb-

Halbgötter ſtunden ſo umher,
Aus Menſchen ward ein Heldenheer:
Sie fühlten ganz des Ruhms Gewalt,
Das ſiebenfält'ge Schild band jeder Feldherr los,
Und machte ſchnell ſein glänzend Schwerdt halb blos,
Und vom Geſchrey, das zu dem Himmel ſtieg,
Erſchallte Meer, und Fels und Wald:
„Zum Krieg! zum Krieg! zum Krieg!“

IV.

Doch, als durchs Reich der Finſterniß,
Das flammend Phlegeton umfließt,
Die Liebe, die ſtark wie der Tod ſelbſt iſt,

Dahin, wo bleiche Nationen,
Von Todten aller Zeiten wohnen,
Den Dichter wandeln hieß.
Was hört Er da ertönen!
Was ſah Er da für Scenen
Weit auf den furchtbarn Küſten dräun!
Finſtre Lichter,
Blaſſe Geſichter,
Helle Gluthen,
Glühende Fluthen,
Hohl Geräuſche,
Dumpfig Gekreiſche,
Tiefes Lechzen,
Jammerndes Aechzen,
Gequälter Geiſter ängſtlichs Schreyn. . . .
Doch horch! er ſchlägt die güldne Leyer!
Die bangen Geiſter athmen freyer,
Die Schatten nähern ſich mehr!

Still

Still ſteht, o Siſyphus, dein Stein!
Ixion ſchläft auf ſeinem Rade ein,
Und bleiche Geſpenſter tanzen umher:
Die Furie ſinkt auf ihr eiſern Bette nieder:
Entfaltet hängt vom Haupt die Schlang' und horcht auf ſeine Lieder!

V.

Bey den unverſiegnen Flüſſen,
Bey den Weſten, die euch küſſen,
Bluhmen von Elyſium!
Bey den Seelen, die in Freuden,
Sich in güldnen Lauben weiden,
Um ſie her Elyſium!
Bey den Helden, die in Kränzen
Durch das helle Dunkel glänzen,
In der Waffen Silberſchein:

Bey dem Jüngling, der ſein Leben
Für die Liebe hingegeben,
Wandernd in dem Myrthenhayn:
Gebt mir Euridicen, mein Leben und mein Glück,
Ach! nehmt den Mann, wo nicht, gebt ihm das Weib zurück!
Er ſang: die Hölle hörte
Sein Flehn und willigt' ein:
Proſerpina gewährte
Sie ihres Dichters Schreyn!
So ſiegt über Höll und Tod
Des Liedes mächtig Gebot:
Ein Sieg! wie rühmlich und ſchwer!
Obgleich das Schickſal feſt umher
Sie mit dem Styx neunmal gebunden:
Doch hatte Muſik und Lieb' überwunden.

VI. Doch

VI.

Doch bald, ach! allzu bald kehrt er die liebevollen Blicke
Auf ſie zurücke!
Schon ſinkt ſie nieder! ſtirbt, ach ſtirbt dahin!
Was bleibt ihm nun, der Parcen Herz zu brechen?
Ach! kein Verbrechen ſchändet ihn!
Iſt Lieben ein Verbrechen? —
Unter Felſen von Ströhmen zerriſſen,
An einſam rauſchenden Flüſſen,
Oder da, wo in Mäandern
Hebrus Ströme rollend wandern,
Ungeſtört,
Ganz allein, und ungehört,
Und von ſeinem Gram verzehrt,

Ruft er wimmernd ſie hervor,
Die er auf ewig, auf ewig, auf ewig verlor.
Jetzt, mit den Furien umgeben,
Verflucht, verwünſcht er ſein Leben,
Selbſt unter Rhodopens Schnee,
Glüht und zerſchmilzt er in Weh!
Sieh! ſchnell wie der Wind durchflieht er die Wüſten!
Horch! von der Bachanten Geſchrey ertönen die thraciſchen Küſten —
Ach ſieh! er ſtirbt!
Doch ſterbend noch läßt er Eurydicen erſchallen!
Noch bebt Eurydice in ſeinem letzten Lallen!
Eurydice hört man die Lüfte,
Eurydice hört man die Klüfte,
Eurydice, die Wälder, und Ströhme wiederhallen.

VII. Muſik

VII.

Muſik reizt uns im tiefſten Schmerz,
Erweicht des Schickſals hartes Herz,
Verſüßet uns des Lebens Leiden!
Wuth und Verzweiſlung ſelbſt durchfließen ihre Freuden:
Durch ſie wird unſer Glück erhoben:
Ein Verſchmack jenes Glücks dort oben!
Für dieſe Kunſt gebührt Cecilien der Dank:
Des Schöpfers Preis war nur der Göttlichen Geſang.
Wenn izt die Orgel tönt, vereint mit höhern Chören,
So neigen ſelbſt herab, Unſterbliche das Ohr.
Und wenn die heil'ge Gluth erhabne Lieder nähren,
So ſteiget unſre Seel' in ſchwellenden Noten empor,
Und Engel lehnen ſich vom Himmel zuzuhören.

Vom

Vom Orpheus mag kein Dichter mehr erzählen:
Cecilia prangt mit weit höhrer Macht!
Entriß einſt einen Geiſt ſein Lied der Hölle Nacht,
So hebt ihr Lied zum Himmel unſre Seelen.

Congrevs
Ode auf die Harmonie,
an eben dem Feſte.

I.

O Harmonie! wir ſingen Dir!
In heilgen Tönen bringen wir
Dir unſers Dankes Zoll! es ſchallen unſre Lieder,
Von deiner Macht, die wir erflehen, wieder!

Dir ſingen wir
Allmächt'ge Harmonie! Heil Dir!

Deine

Dein mächtiges Gebot erkennet die Natur,
In ſeiner ganzen Stärke:
Und folgſam überläßt ſie Deiner Sorge nur
Hier ihre wundervollen Werke.
Planeten rollen ſchnell auf Dein erſchallend Wort
In angewiesnen Bahnen fort.
Melodiſch tönen alle Sphären,
So bald ſie Deine Stimme hören.

Chor.

Dir ſingen wir
Allmächt'ge Harmonie! Heil Dir!

II.

Bis in des Abgrunds Tiefen drang,
O Harmonie! Dein mächtiger Geſang,

Durchfuhr der alten Nacht ihr Reich, und ſuchte ſchnell
Des ungebornen Lichts lebendigen Quell.
Das Chaos hörte Dich und ſeiner Ruh beraubt
Verbarg es tiefer noch ſein überwundnes Haupt! —
Dann gabſt Du, Harmonie, das Daſeyn durch dein „Werde!„
Der prächtigen Geſtalt des Himmels und der Erde.
Dann fiengen dort in myſtiſchen Tänzen
Die Welten herrlich an zu glänzen:
Die Sphäre, die vom Feu'r des Mittelpunktes glüht,
Begonn ihr nimmer ſtill und nimmer endend Lied.

Chor.

Das Chaos hörte Dich und ſeiner Ruh beraubt
Verbarg es tiefer noch ſein überwundnes Haupt!

III.

Den mächt'gen Reiz von Deinen Tönen
Kennſt Du o Göttinn! Du allein!
Du offenbarſt des Himmels Söhnen
Der Saiten ſüße Zauberey'n.
Kaum bildete Cyllenius die Leyer,
So fühlt' er auch Dein himmliſch Feuer:
Sein tönend Schild beſpannt' er kaum mit Saiten,
Das mit Geſang die Muſen ſelbſt begleiten,

Dann

Dann ſangen die Muſen zuerſt, er hub zu ſpielen an,
Und die Muſik entſtund durch Deine Hülfe dann. ⸗ ⸗ ⸗
Horch! horch Urania ſingt wieder!
Auf zitternden Sayten fährt Apollo auf und nieder!
Die Götter ſtehn umher und horchen all'
Mit offnem Munde, nie ſatt, auf ihrer Lieder Schall.

Chor.

Horch! horch! Urania ſingt wieder!
Auf zitternden Sayten fährt Apollo auf und nieder!
Die Götter ſtehn nmher, und horchen all'
Mit offnem Munde, nie ſatt, auf ihrer Lieder Schall.

IV.

Urania! o ſteige Du
Herab und bringe Troſt und Ruh
Der Welt, die in Zerrüttung liedget,
Von tauſendfält'gem Weh bekrieget!
Der Sinn der Menſchen iſt verkehrt,
Ihr Herz, das ew'ge Zweifel nährt,
Wird ganz von Sorgen abgezehrt,
Und vom Tumult der Leidenſchaft verheert.
Schilt die Vernunft, man folgt ihr nie;
Des Willens Ungeſtüm folgt mehr der Phantaſie:
Von Hoffnung und von Furcht wird die Vernunft bezwungen,
Kömmt bald zu ſpät, und wird zu bald verdrungen.

Nur die Muſik allein
Kann durch die ſüßen Zauberey'n
Den Irrthum bändigen, der Seele Ruh verleihn.

Chor.

Nur die Muſik allein
Kann durch die ſüßen Zauberey'n
Den Irrthum bändigen, der Seele Ruh verleihn.

V.

Ihr heil'gen Schweſtern! auf beginnt die mächt'gen Lieder,
Vereint mit dem Geſang der Inſtrumenten Chor!
Ruft hold Verlangen, Ruh und Harmonie hervor!
Gebt jeder Bruſt den Frieden wieder!

Erhebt das ſinkende und melankoliſche Herz,
Flößt in die irrenden Gedanken Ruh und Scherz,
Und ſtillt das kämpfende Gemüth,
Das voll von Rach' und Mordſucht glüht:
Dämpft ein aufſiedend Blut mit euren balſamiſchen Tönen,
Und laßt durch milde Reu der Rache Gluth verſöhnen. —
Es iſt geſchehn! die Ruhe ſiegt!
Es ſchweigt der Lüfte Sturm, und überall iſt Friede,
Und alles ſtill — es ruht die Welt, des Kampfes müde,
Durch dich, Muſik, in ſanften Schlummer gewiegt!

Chor.

Es iſt geſchehn! die Ruhe ſiegt!
Es ſchweigt der Lüfte Sturm! und überall iſt Friede,
Und alles ſtill — es ruht die Welt, des Kampfes müde,
Durch dich, Muſik, in ſanften Schlummer gewiegt.

VI.

Ach, ſüße Ruh! du ſtirbſt zu bald!
Der Menſch, der Thor! ſucht Unruh und Gewalt —
Verfluchter Ehrgeiz! dein Gebot
Erweckt die Welt zu Raub' und Tod!
Dort ſiehſt Du ſchon im blut'gen Feld
Die Roſſe ſich zum Streite tummeln: —
Es kömmt! er kömmt der Held!
Die hellen Pfeifen ſchreyn,
Trompeten ſchmettern drein,
Es raſſeln die wirbelnden Trummeln!

Des Kriegs verwirrtes Geſchrey, und unharmoniſcher Klang
Verdrängt des Friedens ſüßen Geſang.

Chor.

Des Kriegs verwirrtes Geſchrey und unharmoniſcher Klang
Verdrängt des Friedens ſüßen Geſang.

VII.

Sieh die verlaßne Schöne!
Sieh, wie die heiße Thräne
Ihr von den Wangen fließt,
Von dem Geliebten itzt zum letztenmal geküßt!
Sie weinet, ſeufzt, verzweifelt, ſtirbt,
Beweinet ohne Schlaf, durch Jahrelange Nächte,
Die Freude, die für ſie verdirbt,
Und nie! ach nie mehr wiederkehren möchte!

O ſchmei-

O ſchmeichelt ihren Kummer nieder,
Durch zärtlich, ſanfte, ſüße Lieder!
Erſcheine bald, o Zeit! die ihrer zarten Bruſt,
Ihn, ihren Wunſch und ihre Luſt,
Den ſie ſo treu, als er ſie, liebt,
Triumph und Friede wiedergiebt;
Um ihn in brünſt'gen Arm zu ſchließen,
Ihm niemals wiederum entriſſen,
Ihn ewig ſo, wie jetzt zu küſſen!

Chor.

Erſcheine bald, o Zeit! die ihrer zarten Bruſt,
Ihn, ihren Wunſch und ihre Luſt,
Den ſie ſo treu, als er ſie, liebt,
Triumph und Friede wiedergiebt,
Um ihn in brünſt'gen Arm zu ſchließen,
Ihm niemals wiederum entriſſen,
Ihn ewig ſo, wie jetzt zu küſſen!

VIII.

Genug! Urania! laß Dich in mächt'gen Chören,
Von Deinem Vaterland, dem Himmel, wieder hören,
Und da regier' aufs neu die ſternereichen Sphären: —
Es kömmt Cecilia, voll heil'ger Trunkenheit
Beruhigt ſie die Welt voll Streit:
Es ſingt Cecilia, vor der der Muſen Lieder
Verſtummen: — ſelbſt Apoll
Legt ihr zum Füßen demuths-voll
Die güldne Harf' und Lorbeerkrone nieder!
Man hört der tiefen Orgel Ernſt in majeſtätiſchen Geſängen
Der Leyer zarten Laut verdrängen:

In Donnern ſchwingen ſich die ſchwellenden Noten empor,
Ein ew'ger Odem haucht die ſchwellenden Töne hervor,
Und die Muſik unſterblich, wie ſie,
Die voll von einer höhern Macht,
Dieß liederreiche Werk erdacht,
Stirbt, wie ihr Name, nie!

Chor.

Es ſingt Cecilia, vor der der Muſenlieder
Verſtummen: — ſelbſt Apoll
Legt ihr zum Füßen demuthsvoll
Die güldne Harf und Lorbeerkrone nieder!
Man hört der tiefen Orgel Ernſt in majeſtätiſchen Geſängen
Der Leyer zarten Laut verdrängen.

In Donnern ſchwingen ſich die ſchwellenden Noten empor,
Ein ew'ger Odem haucht die ſchwellenden Töne hervor.
Und die Muſik unſterblich, wie ſie,
Die voll von einer höhern Macht,
Dieß liederreiche Werk erdacht,
Stirbt, wie ihr Name, nie!

Die
Unſterblichkeit
der Seele

Nachahmung

eines engliſchen Gedichtes

von Warton.

Noch voll von dem Verluſt, den meine Seel empfand,
Als meine Freundinn ſtarb, eilt' ich jüngſt auf das Land.
Hier ſollte die Natur mir ihren Reiz entſchließen,
Und eine Balſamkraft in meine Wunden gießen.
Allein, wie fand ich ſie verödet und entſtellt! —
Hier ein verdorrter Wald, dort ein verwüſtet Feld:

Wo hier ein ſcharfer Nord auf bleichen Stoppeln ſpielte,
Und dort voll Ungeſtüm in dürrem Laube wühlte.
Der Strauch, der blühend ſonſt mir ſeine Roſen bot,
Der Jugend Ebenbild, ſtund blätterlos und todt:
Kaum, daß mein Auge noch den gelben Stock erblickte,
Wo einſt die Lilie das Kleid der Unſchuld ſchmückte! —
Der hohen Linde Kranz, der, wann die Sonne ſchien,
Mir oft ſein Schattendach ſo wirthbarlich geliehn,
Stund ſeiner Pracht beraubt, die bleich den Boden deckte,
Indem er ſeinen Arm entblößt zum Himmel ſtreckte.

Und o! wo warſt du hin, du ſüßes Sängerchor,
Bey deren Liedern ſich mein Herz in Luſt verlor,
Du Tagesſängerinn, und du o Waldſyrene?
Umſonſt lauſcht' ich am Bach: nicht Einen eurer Töne!
Ein finſtres Rabenheer krächzt' in den Lüften nur
Das heiſchre Grabelied der ſterbenden Natur.
Die Erde lag erſtarrt im blaſſen Leichenkleide,
Und eine Wüſte war der Schauplatz ſtiller Freude. —

„So rief ich, iſt denn dieß der Welten beſte Welt,
„Die von den möglichen des Schöpfers Wahl erhält?

„Dieß, wo das kleinſte Glück, das man zu faſſen glaubet,
„Und heute kaum beſitzt, der nächſte Morgen raubet?
„Wo nie das Herz ein Gut mit Sicherheit genießt?
„Wo alles auf der Flucht, wo alles Wechſel iſt?
„Wo von den Höhn des Glücks wir ſchnell in Abgrund ſinken
„Und ſtets mit Angſt vermiſcht den Freudenbecher trinken?
„Wo unter Bluhmen ſich die Natter ſchlau verſteckt,
„Der Gram Harpyen gleich der Wolluſt Mahl befleckt,
„Und uns des Todes Grimm heimtückiſch meiſt belauſchet,
„Wann man in frohem Wahn dem Glück entgegen rauſchet? —

„Und dennoch feſſelt ſie noch unſern ganzen Blick?
„Man dürſtet fieberhaft nach einem fremden Glück,
„Das ſtete Furcht vergällt, ſich bloß auf Hoffnung gründet,
„Man Tag und Nacht verfolgt, und endlich nirgends findet? —
„So war es bloß zur Angſt, daß uns ein Gott erſchuf?
„Iſt nur ein Schattenſpiel der Sterblichen Beruf?
„Blühn jene Roſen heut', um morgen zu verderben,
„Und leben wir darum, damit wir wieder ſterben?
„Weit beſſer, lägen wir noch izt empfindungslos
„Der ungeſchaffnen Nacht im ruhevollen Schooß:

„So würde dieſe Bruſt die Furcht und Hoffnung theilen,
„Kein ſchmerzenvoller Sturm des Ungemachs ereilen! —

Indem dieß Klagewort aus meinen Lippen drang,
Und die gequälte Bruſt mit bangen Zweifeln rang:
Stund eine himmliſche Geſtalt mir im Geſichte.
Die Finſterniß verſchwand vor ihrem Silberlichte —
Es war die Weisheit ſelbſt, die in der Einſamkeit
Die Wahrheit auferzog: die über Welt und Zeit
Das träge Herz erhebt, der Leidenſchaft gebietet,
Und vor dem falſchen Glanz der Vorurtheile hütet.

Den

Den ſchlanken Leib umgab ein himmelblau Gewand,
Ein langes Sehrohr trug ſie in der rechten Hand,
Entfernter Sphären Lauf begierig auszuſpähen,
Die ſich ums Firmament in ſchnellen Kreiſen drehen:
In ihrer linken war ein Spiegel, deſſen Kraft
Durch ſeinen Widerſchein der Seele Leidenſchaft,
Den Trieb, der bald zur Wahl, bald ſie zum Abſcheu neiget,
Und kurz das Sittliche des innern Menſchen zeiget.

Betrogner Sterblicher, ſprach ſie, dein blinder Wahn
Greift ſeinen Schöpfer ſelbſt in frechen Klagen an:

Mit den Gedanken bleibt dein Blödſinn dabey ſtehen,
Was nur dein Ohr vernimmt und deine Blicke ſehen.
Weil du itzt nicht mehr ſiehſt, was jüngſt dein Auge ſah,
So ſchließeſt du verkehrt: es ſey auch nicht mehr da.
O! laß dich die Vernunft zur ſtillen Wahrheit leiten,
Und nimm zum Maaßſtab nicht das Maas der Sinnlichkeiten.
Du ſiehſt der Roſe Roth nicht mehr am Strauche glühn,
Den grünen Teppich nicht die Flur mehr überziehn:
Allein der Farben Reiz, die deinem Blick verſchwinden,
Kannſt du in jenem Strahl des Lichtes wiederfinden.

Das Blatt, das dieſem Baum die höchſte Zierde gab,
Fiel zur Verweſung izt, wie du geglaubt, herab:
Vielleicht, daß dieß dem Baum izt zur Befruchtung dienet,
Wodurch er künftig dir in neuer Schönheit grünet. —
Das Weſen bleibet ſtets, bleibt gleich nicht die Geſtalt:
Die Weiſe da zu ſeyn, vielleicht der Aufenthalt
Verändern ſich allein; und könnteſt du's ergründen,
Du würdeſt überall unſterblich Leben finden.
Den kleinen Sänger ſchloß der Schale Kerker ein,
Du ſahſt ein leblos Ey: die Zeit ihn zu befreyn,

Erſchien, er brach hervor: in glänzendem Gefieder,
Grüßt er den neuen Tag, und ſingt dir ſüße Lieder.
Die Raupe, die im Staub mühſelig fort ſich wand,
Schmückt bald in hoher Luft das prächtigſte Gewand.
Es fiel ein Saamenkorn nachläßig auf die Erde,
Damit es einſt ein Baum voll goldner Früchte werde.
So ſteigt der Sterbliche durch manchen Wechſellauf
Auch zur Vollkommenheit die Leiter langſam auf.
In ſeiner Mutter Schoos, der Pflanze gleich verborgen,
Liegt er und wird dereinſt das Ziel von ihren Sorgen.

Bald drückt ſich ins Gehirn der äußre Gegenſtand;
Er kennet, was er ſah, lallt nach, was er empfand;
Lernt ſpielend nach und nach Gedanken ſelbſt verſtehen,
Hebt zu vergleichen an, und kettet nun Ideen:
In kurzem denkt er ſelbſt, und die Vernunft bricht an,
Die volle Leidenſchaft befeuert nun den Mann,
Erweitert ſeine Bruſt, und jagt auf rauhen Wegen
Ihn jetzund hohem Ruhm, jetzt zarter Lieb' entgegen.

Wie glaubeſt du, da dieß der Weſen Ordnung iſt,
Da alles, was da lebt, den Wechſel in ſich ſchließt,

Nicht ſtirbt, indem es fällt, nein bloß zu neuen Scenen
Des Daſeyns übergeht, die neue Freuden krönen:
Glaubſt du, daß da der Menſch ſo manchen Stand durchirrt,
Eh er zum Menſchen reif, und reif zum Grabe wird,
Daß ihn der Schöpfer ließ ſo wunderbar entſtehen,
Hier ohne Zweck zu ſeyn, und wieder zu vergehen? —
Was heißt die Neubegier, die deinen Geiſt verzehrt? —
Iſt, was er hier erkennt, wohl dieſer Neugier werth?
Werth, daß die Wahrheit dich nach tiefen Weisheitsſchlüſſen
Zuletzt belehren muß, daß Menſchen gar nichts wiſſen?

Nein, in des Fleiſches Bau ſchloß er was Edlers ein,
So wenig als Er ſelbſt kann dieß unſterblich ſeyn.
Die Seel' - - - o lern' in ihr erſt deine Würde ſchätzen,
Den Strahl der Gottheit wird kein Zahn der Zeit verletzen.
Es nimmt dir jeder Tag, dir jeder Augenblick
Etwas, und jeder giebt dir auch etwas zurück.
So wird die Zukunft dir für ein verlornes Leben
Und der, die du beweinſt, ein andres wiedergeben.

Des Auges zartes Netz, von der Natur gewebt,
Nimmt umgekehrt das Bild zwar auf, das vor ihm ſchwebt,

Das Ohr erbebt vom Schall: doch für der Menſchen Seelen
Sind dieß die Diener bloß, die ihnen vorerzählen,
Ein ſinnlich Werkzeug nur. So leiht euch ihre Kraft
Selbſt die Materie zu höh'rer Wiſſenſchaft.
Wagt ihrs durchs Sehrohr hin bis ans Geſtirn zu dringen:
So weiß das Sehrohr nichts von jenen groſſen Dingen.

Wenn träge Finſterniß die Welt mit Flor bezieht,
Das Ohr nicht weiter hört, das Auge nicht mehr ſieht:
So wird die Seele doch noch immer wachend bleiben,
Und mit Phantomen ſich die lange Nacht vertreiben:

Wird ſteile Klippen hier dem Abgrund drohen ſehn,
Dort Meer', in welchem ſich furchtbare Strudel drehn;
Des längſt verlornen Freunds bekannte Stimme hören,
An ſeinem Buſen ruhn, benetzt von ſeinen Zähren.
Erzeugt die Phantaſie dieß auch ohn äuſern Sinn:
Reiſ't ein Gedank' oft ſelbſt nach andern Welten hin:
So können Seelen auch der Sinnen einſt entbehren,
Wann Alter, Gram und Zeit des Leibes Bau zerſtören.

So ſitzt ein junger Hirt in heißer Lieb' entzükt,
Denkt die, die ſeinen Wunſch durch Gegengunſt beglückt,

Wirft ihr, in ſüßem Traum, ſich an geheimen Flüſſen
Um Hals und weidet ſich an eingebildten Küſſen.

Wann ſchon des Lebens Licht am Tachte zitternd hängt,
Und ſich des Todes Gift durch Herz und Adern drängt,
Erwacht zu vollem Glanz oft die Vernunft aufs neue
Und füllt das matte Herz mit Großmuth und mit Treue.
Der kaum noch lallt, wird itzt der Tugend Prediger,
Deß Auge nicht mehr ſieht, ſieht Wunder um ſich her,
Empfindet kraftlos itzt, was es niemals empfunden,
Und denkt, was es ſich nie zu denken unterwunden.

Wie

Wie ſoll nun dieſer Geiſt, der keine Schwachheit fühlt,
Obſchon der Seuche Wuth den kranken Leib zerwühlt,
Alsdann in Finſterniß des Todes untergehen,
Wann wir ſein innres Licht hell wie den Mittag ſehen?

Nein, obgleich nicht das Herz des Blutes Strohm belebt,
Und keine Nerve mehr zu dem Gehirne bebt:
So wird die Seele doch noch denken, noch empfinden,
Und jeden edlen Trieb der Tugend in ſich finden.
Zwar kann oft die Natur, die euch des Leibes Werth
Durch äuſrer Sinnen Reiz und ſeinen Bau gelehrt,

Das

Das reine Glück, das dann den Geiſt durchſtröhmt, verſtecken,
Und ſeines Fluges Ziel mit Wolken überdecken.
Doch, löſ't nun freundſchaftlich des Todes kalte Hand
Das zwiſchen Seel' und Leib ſo feſt geknüpfte Band:
Vielleicht gleicht dieſer Tag dem Tag, der euch geboren
Und ihr gewinnt weit mehr, als das was ihr verloren.
Vielleicht, daß euch der Tod dann wieder neu gebiehrt,
Und einem Tage zu die freye Seele führt,
Wo neue Sonnen euch an neuen Himmeln ſcheinen,
Kein Zufall weiter ſchreckt und Menſchen nicht mehr weinen.

Ja, Jüngling, wann dem Baum gleich izt ſein Schmuck entflieht,
Wann jener Bluhmen Pracht ſchnell wie du ſelbſt verblüht:
So darf doch nicht dein Herz der Ahndung Schrecken quälen,
Von ſeinem Untergang den deinen an zu zählen.
Hat nach der Ewigkeit die Roſ' jemals geſtrebt?
Der Eichbaum ie gedacht, ſo lang er auch gelebt? —
Wie? kannſt du dein Geſchick mit ſeinem wohl verbinden?
Und findet er den Tod, muß die Vernunft ihn finden?

Dem Jammer fluche nicht, der dir oft Dornen ſtreut:
Er iſt der Vormund bloß von deiner Mündelzeit,

Der ſeinen jungen Freund, ganz für ſein Wohl bemühet,
Zu der Unſterblichkeit dem Himmel auferziehet.
Die Ruthe, die das Kind mit ſeinen Thränen netzt,
Wächſt einſt zu einem Baum, der ſpät den Mann ergötzt.
Der Saame, den du ſä'ſt, verfolgt von mancher Klage,
Trägt einſt die Frucht des Glücks am letzten Aerndtentage.

So ſprach ſie, und verſchwand. Doch ganz ward es noch nicht
In der von Leidenſchaft beſtürmten Seele Licht.
Wenn ſich auch mancher Troſt mir in dem Grabe zeigte,
So kam doch ſchnell die Furcht, die mich zum Zweifel neigte. —

Doch

Doch ſieh! itzt theilte ſich der Himmel über mir,
Und eine göttliche Geſtalt erblickt ich hier:
Sie trug ein Kreuz und Buch mit Blut beſtreift in Händen:
Ein Sonnenhell Gewand floß von den edlen Lenden,
Der Stirne Majeſtät, der Blicke Heiterkeit
Durchſtröhmten meine Bruſt mit reiner Seligkeit.
Sie kam und ſprach: O Menſch, entreiße dich dem Staube,
Nimm hier dieß Buch, und lies, und was du lieſeſt, glaube!
Ich las: „Wer an mich glaubt, wird leben, ſtürb' auch er:
„Doch wer da lebt und glaubt an mich, ſtirbt nimmermehr."

Voll Inbrunſt rief ich aus: „Herr, es geſcheh' dein Wille!"
Und es ward auf einmal in meiner Seele ſtille.

Kleinigkeiten.

Auf einen zu künſtlichen Garten.

Dein Garten iſt ſehr ſchön geſchmückt!
Hier Statuen und dort Caſcaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und ſchöne Nymphen, die ſich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeſchickt,
Und Muſchelwerk und güldne Waſen
Und Porcellan auf ausgeſchnittnen Raſen
Und buntes Gatterwerk und ⸗ ⸗ ⸗ eines ſuch ich nur ⸗ ⸗ ⸗
Iſts möglich, daß was fehlt? „nichts weiter — die Natur.

Auf einen Verläumder.

Du klagſt, daß Celſius ſehr übel von dir ſpricht?
Sey ſtolz! denn ſpräch' er gut, ſo wärſt du, zweifle nicht,
Der allergrößte Böſewicht.

Das

Das Friedensgebet.

Der Pfarrer betete jüngſt öffentlich um Frieden,
Und jedes ſtimmt' andächtig ein:
Nur eine Dame war damit ſehr unzufrieden,
Und ſprach: der Mann muß närriſch ſeyn!
Es ſollte wenigſtens der Kirchenrath ſich ſchämen:
Wer Henker wird darnach bey uns Quartiere nehmen?

Auf die Clairon,

eine große franzöſiſche Schauſpielerinn.

Als ich zum erſtenmal die Clairon ſpielen ſah,
Stand ein Abbe' mir nah.
Wie göttlich! rief er, o wie ſchön!
Wer nicht die Clairon ſah, nein, der hat nichts geſehn! —
Die Clairon? rief ich, dieß? mein Herr, ſie irren, nein;
Wer die Geſchichte weiß, wird ihnen kaum verzeihn:
Die Clairon? o dieß muß Electra ſelber ſeyn.

Eine Grobheit.

Ein Hochgeborner Herr, dumm, wie ſehr viele ſind:
Doch aufgeblaſen, ſtolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn ſchmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Vent, ſo hieß der Mann,
Stieß jüngſt an einem Bauer an. : : :
„Ha, Flegel, ſiehſt du nicht vor dir?“
Was ſeyd ihr, ſprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freylich dumm,
Man geht ja wohl der Eſel wegen um.

Das Allmoſen.

Was hör' ich dort in jenem Haus'
Und hier im Hof für ein Geſchrey?
Beatrix theilt dort Gaben aus,
Und hier legt unſre Henn' ein Ey.

Der

Der Unbeſtändige.

Er weiß nicht was er will, doch weiß er allzuſehr:
Das was er erſt gewollt, das will er jezt nicht mehr.

◆ ◆ ◆

Der alte Adel.

Stax zählt mir eine Reih' von ſeinen Ahnen her,
Nur wußt' er eigentlich nicht, wer ſein Vater wär.

Rabeners Schriften.

Climene foderte unlängſt ein Buch von mir —
„Ich habe Rab'ners Schriften hier:
„Der Thorheit zieht er kühn die Larve vom Geſicht = = =
„Der Thorheit? ſprach ſie, nein; Satyren leſ' ich nicht!“

An

An einen Freund, der etwas nachläßig in ſeinem Aeußerlichen war.

Du Freund und deine Uhr,
Nichts gleichers findet ſich:
Sie geht ganz unverbeſſerlich;
Doch am Gehäuſe fehlts ihr nur!

Der Glückliche und der Weiſe.

Senec. Vt felicitas eſt, quantum velis, poſſe,
Sic magnitudinis, velle, quantum poſſis.

Wer das kann, was er will, iſt ein glückſeel'ger Mann,
Doch weiſ' und groß iſt der, der das will, was er kann.

Art ſich zu produciren.

Ein junger feiner Candidat,
Der demuthsvoll einſt um ein Aemtchen bat,
Vermochte doch den Gönner nicht zu rühren:
„Der Herr, hieß es, muß ſich erſt produciren —
„Daß nach Vermögen dieß auch ſchon von mir geſchehn,
„Kann Ihro Excellenz aus meinen Schriften ſehn: —
„Mein Herr, er ſollte ſich davon zu reden ſchämen,
Sagt Ihro Excellenz: „dieß meyn' ich nicht, o nein!
„Sich produciren, heißt ein Cammermädchen nehmen,
„Und meine Frau hat ihrer zu verfreyn.

Ueber die
Bildſäule eines Helden,
mit der Unterſchrift:
Viro immortali.

Ihn, welchem jede Schlacht Sieg und Triumph erwarb,
Krönt mit Unſterblichkeit die Welt:
Ließ hier die Unterſchrift: „hier liegt der große Held,
„Er, der Unſterbliche, der — geſtern Abends ſtarb.„

Sinngedichte
nach
dem Griechiſchen.

Auf zwey ſchlechte Gemälde.

A. Dieß hier iſt Phaeton und dieß Deukalion,
Welch' ſchöne Schilderey'n! was halten ſie davon?
Was ſind ſie werth?
B. Je nun; ſie ſind noch einmal werth,
Daß den die Fluth erſäuft, die Flamme den verzehrt.

Eine häßliche Frau.

Stax wünſcht, daß ew'ge Nacht den Himmel überzieht,
Warum? damit er nie ſein Weib bey Tage ſieht.

Jupiter und Amor.

Dictinna klagt' einſt bey dem Jupiter
Des Amors Frevel an — Wo iſt er? holt ihn her.
Er kömmt — ha! ſprach der Gott, ſiehſt Du die Donnerkeule?
Zerſchmettern ſollen ſie gleich alle deine Pfeile,
Beſieh ſie recht, und nimm dich wohl in Acht! —
Der kleine Vogel lacht
Und ſagt: „gewiß alsdann, wenn du auf Erden
„Aufs neue wirſt zum Schwan und Bullen werden?"

Der Gleichgültige.

Heraclitus hat ſtets geweinet, Demokritus hat ſtets gelacht:
Wer hats am klügſten wohl gemacht?
Indem ich voll von meiner Pflicht
Sorgfältig überlege,
Was ich von beyden wählen möge,
So lach' ich nicht und weine nicht.

Das Bild der Venus vom Praxiteles.

Die Venus kam in Gnidus an,
Und ſah ſich unverhofft in ihrem Tempel ſtehen:
„O Himmel! wie iſt das geſchehen?
„Drey Männer haben mich nur nackend noch geſehen„ *
Rief ſie erſtaunt, „doch wo und wann
„Hat mich Praxiteles geſehen?„

---

* Paris, Anchiſes, Adonis.

Aus dem Martial.

Vitam quae faciunt beatiorem etc.

Des zehnten Buchs 47 Sinngedichte.

Geliebter Martial, wünſchſt Du ein glücklich Leben,
So laß von Göttern Dir nur dieſe Dinge geben:
Ein angeerbtes Gut, nicht, das durch Müh erſt nährt,
Ein nicht undankbar Feld, und immer eigner Heerd,
Nicht Streit und wenig Ruhm, ein ruhiges Gemüthe;
Ein immer heitrer Geiſt, und ein geſund Geblüte:
Der weiſen Einfalt Glück, und gleicher Freunde Gunſt,
Ein lieber heitrer Gaſt, ein Tiſch ohn' alle Kunſt,

Die

Die Nacht von Sorgen frey, und keinem Wein beſchweret;
Ein Weib, das Freude liebt, doch nicht Dein Bett entehret;
Ein Schlaf, bey welchem leicht die Nacht vorüber flieht,
Ein Herz, das nie von Wahn und eitler Hoffnung glüht:
Seyn, was man wünſcht zu ſeyn, nie höhre Wünſche nähren,
Und ſeinen letzten Tag nicht ſcheun, und nicht begehren.

Freyere Ueberſetzung
ebendeſſelbigen.

Freund, ſoll Dein Leben glücklich ſeyn,
So möge Dir der Himmel dieß verleihn:
Ein Guth, nicht das Du erſt durch vielen Schweiß erwerben,
Nein, welches Dir von Vätern angeſtorben;
Ein Feld, das willig trägt, ein Heerd, der immer glüht;
Proceſſe nie; kein zu geſchäfftig Leben,
Von Sorgen und Geräuſch umgeben:
Ein Herz, das allen Kummer flieht,

Nie um den andern Tag ſich ſorgenvoll bemüht,
Und Deine Stirn in trübe Falten zieht:
Ein Körper, welchen nie der Seuchen Heer beſtritten,
Der ſo geſund iſt, als er ſcheint:
Der klugen Einfalt edle Sitten;
Ein gleicher, tugendhafter Freund:
Nicht Speiſen, die durch Kunſt das Leben Dir verkürzen,
Nein, die ein froh Geſpräch, und ſtille Freuden würzen;
Nicht Nächte, die der Wein mit lautem Schreyn durchlärmt,
Noch wo der Sorgen Heer Dein Lager wild umſchwärmt,
Und Dein gefoltert Herz ſich bis am Morgen härmt.

Ein

Ein ſchön und artig Weib, in deren jungen Herze
Der Gott der Freude wohnt, und Sittſamkeit im Scherze,
Der Du ihr ganzes Glück, ihr Wunſch, ihr Alles biſt,
So wie ſie auch Dein Glück, Dein Wunſch, Dein Alles iſt.
Die nicht nach jungen Buhlern ſchielet,
Nach fremden Küſſen lüſtern iſt,
Nein, wenn in Deinem Kuß ſie Deine Seele fühlet,
Vor Freuden Thränen oft an Deinem Hals vergießt.
Ein Schlummer, der nicht ſchwer, belaſtend auf Dir lieget,
Nein, Dich in ſüße Träume wieget,
Und mit der Morgenluft verflieget:

Das Glück, was Du gewünſcht, und niemals mehr zu ſeyn:
Den Tod nicht zu erflehn, und kömmt er, nicht zu ſcheun.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt

Inhalt
des dritten Bandes.

Zuſchrift an ein paar Kinder S. 5
Der junge Baum 7
Lob der Unſchuld 8
Das Veilchen 10
Schönheit und Stolz 11
Der May 12
Der Tod 14
Der Apfel 15
Die Freyheit 17
Die wahre Größe 19
Das Kartenhäuschen 21
Der wahre Reichthum 22
Der Fiſch an der Angel 23
Die Seifenblaſe 25
Die kleinen Leute 26
Die Mücke 28
Der Vorſatz 29
Die Sonne 30
Die Kleidertracht 32
Der Sperling und das Turteltäubchen 33
Das Klavier 35
Die Freundſchaft 37
An den Schlaf 38
Die Zeit 39
Die Furcht 41
Die Dohle und die Nachtigall 47
Der Neid 49
Der arme Mann 50
Eitle Schönheit 51
Der Greis 54
Der Fleiß 55
Die Eule 58
Das äußerliche Anſehn 59

Klaglied

Klaglied eines Knaben auf den Tod eines jungen Mädchen S. 61
Der Apfel 64
Der Vorwitz das Künftige zu wiſſen 65
Ein unüberlegter Wunſch 67
Der Seiltänzer 68
Das Lamm 69
Das große Glück 71
Ein kleines Unrecht 72
Der Schneemann 73
Der Mond 74
An die Lerchen 76
Der Gehorſam 77
Der thörichte Wunſch 78
Der Schatten 80
Die Bienen 81
Die Lieblings-Leidenſchaft 83
Der Schmetterling 85
Der Kräuſel 86
Der Morgen 91
Das Vogelneſt 94
Auf ein paar von der Katze erwürgte Lachtauben 96
An die Geſundheit 98
Der Winter 101
Der Aufſchub 103
An einen Bach 105
Die Schaamröthe 107
Die Roſenknoſpe 109
Das Vergnügen wohl zu thun 111
An die Bücher 113
Auf das Bildniß einer geliebten Mutter 116
Das Rothkehlchen 117
Die Vorſicht 119
Falſches und wahres Lob 121
An einen Baum im Herbſte 122

An

An die Spinne S. 124
Brüderliche Eintracht 126
Ein paar Kinder an ihre Mutter, bey derſelben Geburtstage 129
Ermahnung an zwey Kinder 133
Elegie bey dem Grabe Gellerts 135
Drydens Ode, Alexanders Feſt, oder die Gewalt der Muſik, zu Ehren der heil. Cecilia 157
Popens Ode auf die Muſik, am Tage der heil. Cecilia 173
Congreves Ode auf die Harmonie 187
Die Unſterblichkeit der Seele, Nachahmung eines engliſchen Gedichtes von Warton 203
Kleinigkeiten 227
Auf einen zu künſtlichen Garten 229
Auf einen Verläumder 230
Das Friedensgebet 231
Auf die Clairon 232
Eine Grobheit 233
Das Allmoſen 234
Der Unbeſtändige 235
Der alte Adel 235
Rabeners Schriften 236
An einen Freund, der etwas nachläßig in ſeinem Aeußerlichen war 237
Der Glückliche und der Weiſe 238
Art ſich zu produciren 239
Ueber die Bildſäule eines Helden 240
Sinngedichte auf zwey ſchlechte Gemälde 241
Eine häßliche Frau 242
Jupiter und Amor 243
Der Gleichgültige 244
Das Bild der Venus vom Praxiteles 245
Aus dem Martial 246
Freyere Ueberſetzung ebendeſſelben 248

[Weisse, Christian Felix]

Armuth und Tugend,

ein kleines Schauſpiel
in einem Aufzuge.

Zum Beſten der Armen.

Leipzig,
in der Dyckiſchen Buchhandlung,
1772.

6914599-7

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

Der Verfaſſer hat dieſes kleine Stück, das er aus einem franzöſiſchen dramatiſchen Sprüchworte genommen, zu einem geringen Beytrage für die Unterſtützung der Armen beſtimmt, und die Dyckiſche Buchhandlung machet ſichs zum Vergnügen, ſeine guten Abſichten durch den Verkauf deſſelbigen zu befördern. Sie wird gemeinſchaftlich mit ihm den ganzen Gewinnſt, der herauskommen möchte, (und wie ſehr wünſchen beyde, daß er recht reichhaltig ſeyn möchte!) an eine von denjenigen würdigen Perſonen abliefern, die ſich itzt ſo großmüthig des Armuths im Erzgebürge annehmen, es ſo gewiſſenhaft vertheilen, und es in Erhaltung einer hülfloſen Jugend, und deren ſittlichen Verbeſſerung, aufs beſte anwenden. Braucht er zur Empfehlung dieſer Kleinigkeit etwas mehr zu ſagen?

Perſonen:

Herr Ranther, ein armer Goldſchmidt.

Frau Rantherinn, deſſen Frau.

Karl, der älteſte Sohn, ein junger Menſch von 19 Jahren.

Fritze, der jüngſte Sohn, ein kleiner **Knabe**.

Julie, die Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren.

Ein Knabe in der Wiege.

Herr v. Warner, der Vater.

Herr v. Warner, der Sohn.

Chriſtoph, des letztern Bedienter.

Der Schauplatz iſt in einer angeſehenen Stadt.

Das Theater ſtellt ein ſehr armſeliges Stübchen, mit etlichen alten halbzerbrochenen Stühlen, und einem Tiſche vor, woran die Goldſchmidte zu arbeiten pflegen: Im Hintergrunde ſteht auf der Seite eine Wiege mit einem ſchlafenden Kinde, mit einer alten Schürze zugedecket: alles verräth die äußerſte Armuth.

Erſter Auftritt.

Univ.-Bibl.
München

Frau Rantherinn, Julie, Fritze.

Fr. Rantherinn ſpinnt vorne am Theater Wolle: ihr kleiner Sohn Fritze krempelt dergleichen. Sie ſcheint aus Mattigkeit ihre Arbeit bisweilen unterbrechen zu müſſen, und mit verdoppelten Kräften ſie wieder anzugreifen: bisweilen wirft ſie einen mitleidigen Blick nach ihren Kindern.

Julie ſitzt an der Wiege und ſtrickt: ſie ſieht oft unruhig, niedergeſchlagen, und voller Erwartung nach der Thüre.

Fr. Rantherinn.

Es muß ſchon bald um dreye ſeyn!

Julie

(hebt das Tuch über der Wiege auf. Seitwärts.)

Seit geſtern Mittags nichts gegeſſen zu haben und zu ſchlafen — welch ein Glück für dich, gutes Kind!

Fr. Kantherinn.

Schläft er noch, Julchen?

Julie.

Ja, meine liebe Mutter.

Fr. Kantherinn.

O! möchte er noch lange ſchlafen, der arme unglückliche Knabe! — Nimm Dich ja in Acht, daß Du ihn nicht weckſt: ſein Geſchrey würde meine Angſt vermehren. . . . Hat der Vater nichts merken laſſen, wo er hingieng?

Julie.

Er ſagte, er wolle zu dem jungen Herrn gehn, der ihm den Ring zu faſſen hergeſchickt, und ſehen, ob er ihm etwan ein paar Gulden auf Abſchlag gäbe.

Fr. Rantherinn.

Und iſt ſeit neun Uhr, daß er fortgegangen, noch nicht wieder zurück! . . . Gott, was ſoll aus uns werden, wann er vergebens gegangen wäre!

Julie.

Wir wollen das nicht fürchten: ſollte jemand ſo unempfindlich ſeyn, und ihm eine ſolche Kleinigkeit verſagen, wann er ſeine Noth vorſtellet?

Fr. Rantherinn.

Ach, arme Julie! Du kennſt die Menſchen noch nicht! Die oft am erſten helfen könnten, wollen am wenigſten. Weil ſie das Unglück niemals gefühlet haben, ſo fühlen ſie auch kein Mitleid. Die allgemeine Hungersnoth, der Ungeſtüm und auch die Unwürdigkeit vieler Armen . . .

Julie.

Aber mein Vater verlangt ja nichts, als was ihm gehöret? Ein paar Tage eher oder ſpäter! — Es iſt ja ein verdienter Lohn.

Fr. Rantherinn.

Das iſt wohl wahr, mein Kind: aber er hat ihn noch nicht verdienet! Zudem, wird man ihm trauen? Wenn man nur nicht gar aus Mistrauen dieſe kleine Arbeit auf die Vorſtellung ſeiner dringenden Armuth zurücke ſodert.

Julie.

Der Herr von Warner iſt in der ganzen Stadt als ein reicher Herr bekannt. Er läuft keine Gefahr, längſtens in ein paar Tagen iſt der Vater fertig.

Fr. Rantherinn.

Alles gut. Aber wie ich Dir ſchon geſagt habe, mein Kind, reich und barmherzig iſt nicht immer beyſammen. Du kennſt den Herrn Steinert. Vor dem letzten Kriege war er ſo arm, als wir. Er hat oft unſer bischen Brod helfen aufzehren. Er war damals ein Freund von deinem Vater. Bald ließ er ſich zu kleinen Geldbetrügereyen gebrauchen, und fieng einen Handel an, in den er auch deinen Vater mit ziehen wollte! — Aber

Gott,

Gott, was für ein Handel? — Wie weit iſt ihm die Armuth, ſo ſchrecklich ſie auch iſt, vorzuziehen! — Dein Vater ſchlug es aus! — Konnte er anders? — Die äußerſte Armuth iſt der Lohn ſeiner edlen Uneigennützigkeit geweſen. Jener hat ſein Glück gemacht: aber wie hat ſich ſein Herz verhärtet! Jetzt in dieſem äußerſten Brodmangel, da der Mangel von Gewerbe dazu kömmt, hat dein Vater ſeinen kleinen Vorrath von etlichen guten Steinchen bey ihm, um die Hälfte des Werthes verſetzet: der Grauſame hat ſie angenommen, und ich bin überzeugt, er würde ſie ihm nicht ausliefern, wann wir ſie auch einlöſen könnten, da die Verfallzeit vorüber iſt.

Julie.

O, das iſt unglaublich!

Fr. Rantherinn.

Unglaublich? Wir haben ſchon den Beweis davon in Händen. Du weißt, als wir die vorige Woche eben in einer ſolchen Verlegenheit waren, gieng dein Vater, ihn um eine kleine Unterſtützung anzuflehen: Kannſt Du glauben, daß er es ihm nicht nur abgeſchlagen, ſondern auch die ſchrecklichſten Vorwürfe gemacht, ihm verboten hat, ſeine Schwelle wieder zu betreten . . .

Julie.

Und dieſer Mann iſt vormals auch arm geweſen, hat alles Schreckliche des Mangels gefühlet, und iſt itzt reich, und ohne Mitleid? Nein, das iſt mir unbegreiflich.

Fr. Rantherinn.

Deſto beſſer für Dich. Deine Geſinnungen ſind rechtſchaffen und tugendhaft. O bleibe immer bey dieſen Gedanken!

(Es folget ein augenblickliches Stillſchweigen, während welchem man drey Uhr ſchlagen höret.)

Fritze

(der ſeine Arbeit unterbricht.) Es ſchlägt ſchon drey — Ach! liebe Mama! eſſen wir denn heute gar nicht?

Fr. Rantherinn

(ernſthaft.) Nun, was ſoll das ſeyn? Siehſt Du nicht, daß Dein Vater und Bruder ausgegangegangen ſind? Wollteſt Du wohl ohne ſie eſſen?

Fritze.

O nein, liebe Mama, aber — wir wiſſen ja nicht, ob ſie nicht ſchon ſonſt wo gegeſſen haben; und . . .

Fr. Kantherinn.

Und in dieſer Ungewißheit wollteſt Du ruhig eſſen?

Fritze.

Das nicht, liebe Mama: aber — aber — aber es iſt ſchon ſo ſpät, und es könnte gleichwohl kommen, daß . . .

Fr. Kantherinn.

Schweig Fritze. Sie ſind gewiß noch nüchtern, ſo gut als Du. — Siehſt Du nicht, daß ich auch warte? Deine Schweſter und Dein kleiner Bruder auch. Kannſt Du nicht ſo lange als er hungern? Da ſieh, er regt ſich nicht.

Fritze.

Ja, liebe Mama . . . aber — aber . . . Sie glauben nicht, wie mich hungert. (indem er dieſes ſagt, fängt er überlaut an zu weinen.)

Fr. Rantherinn.

(Sie geht mit Augen, voller Thränen, zu ihm.) Mein Kind, mein gutes Kind, ſey ruhig — Friſch — thue Dir einige Gewalt an! — Ohnfehlbar wird dein Vater bald wieder kommen, er wird uns was zu eſſen mitbringen: glaube, daß ich ſo ſehr als Du ſelbſt leide, weil ich Dir nichts geben kann.

Fritze.

(umarmt ſie, und wiſcht ihr die Thränen ab.) O nein, meine liebſte Mama, Sie müſſen nicht leiden, nicht weinen, ſonſt leide ich zehnmal mehr: ſehn Sie? ich weine ſchon nicht mehr: ja, es iſt vorbey. Sollte ich nicht ſo gut, wie Sie, ein paar Mahlzeiten verſchmerzen können? Wie bin ich nicht auf mich böſe, daß ich geweinet habe . . . aber gewiß, liebe Mama, ich konnte nichts dafür: es kam von ſich ſelber — Sehen Sie, ich will auch ſo arbeiten, daß ichs vergeſſen muß, wie ſehr mich hungert. (Er ſetzet ſich an ſeine Arbeit, und fängt wieder mit vielem Eifer an zu arbeiten.)

Fr. Kantherinn

(Setzet ſich auch wieder an ihre Arbeit. Auf die Seite)

Wie groß iſt mein Unglück! O! wie werde ichs ertragen können!

Julie.

Unſer Vater kömmt noch nicht wieder! — Ach! Wenn ihm nur nicht ein Unglück begegnet iſt!

Fr. Kantherinn.

Wir wollen das Beſte hoffen, Julchen. Ich kann es beynahe errathen. Man wird ihm ſeine Foderung abgeſchlagen haben, und er kann es nicht von ſich erhalten, ſich mit leeren Händen vor uns ſehen zu laſſen . . . Aber Karl, Dein älteſter Bruder — der macht mir Angſt: wann wars, als er fortgieng?

Julie.

Mit Anbruche des Tages: kaum hatte es viere geſchlagen.

Fr. Kantherinn.

Nein, ich kann es mir doch kaum vorſtellen. Er, der allezeit ſo viel Rechtſchaffenheit, ſolche

edle

edle Geſinnungen verrathen, er ſollte uns in unſerm Elende verlaſſen, da wir ſeiner Hülfe am meiſten bedürfen? Nein, das kann ich ihm nimmermehr zutrauen.

Julie.

Aengſtigen Sie ſich nicht darüber, meine liebſte Mutter: ganz gewiß iſt er aus einer guten Abſicht fortgegangen. Ich kenne ſeine vortreffliche Denkungsart. Ich weiß, wie ſehr ihm unſer trauriger Zuſtand zu Herzen geht. Er ſuchet gewiß irgendwo ein Mittel auf, ihn uns zu erleichtern.

Fr. Rantherinn.

Ein Mittel? Was wird der gute Menſch thun können. Ohne Hülfe, ohne Rath, ohne jemanden zu kennen.

Julie.

Unſer Jammer wird ihm vielleicht ein Mittel eingeben — Er ſchien mir in der äußerſten Verzweiflung zu ſeyn.

Fr.

Fr. Kantherinn.

Was ſagſt Du? Ach Gott! wann er nur nicht auf ein niederträchtiges Mittel fällt! Dieß würde mich vollends zu Boden ſchlagen: alles Elend läßt ſich leichter ertragen, als Schande und Entehrung.

Julie.

Fürchten Sie nichts! Ich kenne meinen Bruder.

Fr. Kantherinn.

Gott gebe es! — Gehe Julchen, ſetze einen Topf mit Waſſer an das Feuer, wenn uns ja die Vorſehung einen Biſſen Brod zuwies, daß ich gleich ein wenig Suppe machen kann: es iſt dieß immer noch am theilbarſten.

Julie.

Ach! Mama, von dem Groſchen Spänen, die ich vorgeſtern geholt, iſt auch nicht ein einziger mehr übrig.

Fr. Kantherinn.

Traurig genug! — Nun, ich will zu unſrer Wirthinn gehen, und ſie um ein paar Scheitchen Holz bitten: vielleicht . . .

Julie.

O da wagen Sie viel. Sie iſt eine harte Frau. Sie wiſſen, wie ſie uns um die vier Wochen Hauszinns, die wir ihr ſchuldig ſind, martert: zehnmal hat ſie ſchon gedroht, uns hinaus zu werfen.

Fr. Kantherinn.

Deſto eher wird ſie unſer itziges Unvermögen ſehen, und vielleicht zum Mitleiden bewogen werden. — Fritze, rufe uns, wenn dein kleiner Bruder aufwachen ſollte! (Fr. Kantherinn geht mit ihrer Tochter ab.)

Zweyter Auftritt.

Fritze (alleine.)

Er legt ſeine Krempel aus der Hand, und ſieht ſich um: er zieht ſein Schnupftuch heraus, und fängt an zu weinen.)

Wie — wohl — iſt mir — daß ich nur — ein bischen weinen kann. — Die arme Mama! — Sie gab uns geſtern früh den letzten Biſſen Brod, und wer weiß, hatte ſie ſelbſt gegeſſen, ob ſie gleich ſo ſagte — O! wenn doch dasmal mein Vater käme!

käme! ... Liebſter Gott! — verlaß uns arme Leute doch nicht — Du giebſt ja den jungen Raben, die dich anrufen, ihr Futter ... ah! wer kömmt?

Dritter Auftritt.

Herr v. **Warner**, der Sohn, ſehr prächtig gekleidet. **Chriſtoph**, Bedienter. Der kleine **Fritze**.

Warner, der Sohn.

Hier wohnet ſie? — (Bey dem Anblicke des Elends, das er in der Stube gewahr wird:) Pfuy!

Chriſtoph.

Ja, Sie werden aber nicht pfuy! zu dem hübſchen Mädchen ſagen, das hier zu Hauſe iſt.

Warner, der Sohn.

Deſto ſeltſamer, daß ſie, als ich ihr vorgeſtern auf der Gaſſe begegnete, und ihr eine kleine Careſſe machen wollte, ſo trotzig that.

Chriſtoph.

Ein unſchuldig Ding! Vielleicht hat ſie Sie auch dadurch nur mehr locken wollen.

Warner.

Das könnte ſeyn! aber — (er ſieht ſich immer mehr um.) warlich, hier muß das Elend zu Hauſe ſeyn. So erbärmlich hab' ichs doch in meinem Leben nicht geſehen!

Chriſtoph.

Beſſer für Sie, gnädiger Herr! Deſto weniger Mühe wird Ihnen ihre Eroberung koſten. Will das Mädchen nicht; ſo werden ſie Ihnen die Aeltern um ein Billiges überlaſſen.

Warner.

Aber meine Steine, die ich zu ſetzen hergeſchickt, werden wohl ſchon fricaßiret ſeyn — Schade drauf! wenn ich nur meinen Zweck erhalte: der Bettel iſt nicht über zehn Louisd'or werth.

Fritze

(kömmt hervor.) Ach nein, mein Herr. Mein Vater hat den Ring ſchon gelötet, und die Steine in Wachs geſetzet: dort ſtehen ſie auf dem Tiſche. Bey uns darf niemand um Etwas kommen.

Chri-

Chriſtoph

(geht hin an Tiſch.) Er hat Recht: ſehen Sie, da ſind ſie.

Warner.

Ein Wunder, daß ſie nicht der Hunger ſeit vier und zwanzig Stunden verzehret hat.

Fritze.

Wir ſind wohl hungrig: aber wir würden lieber verhungern, als uns an etwas vergreifen, das nicht unſer iſt.

Warner.

Sage mir, kleiner Bube, wo iſt deine Schweſter?

Fritze

(indem ſich die Thüre öffnet.) Da kömmt ſie eben zur Thüre herein.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Julie** (erſchrickt als ſie ihn ſieht.)

Warner.

Ah, mein ſchönes Kind! ſehen wir einander hier?

Julie

(voller Schüchternheit.) Ich weiß nicht — mein Herr . . . was iſt zu Ihrem Befehle?

Warner.

Ich habe geſtern einen Ring zu faſſen hergeſchickt . . .

Julie.

Alſo ſind Sie es . . .

Warner.

Ja, kleine Spröde: kennſt Du mich? Du kannſt leicht denken, daß ich den Ring nicht des Ringes wegen hergeſchickt: ſondern . . . (er will ihr nach der Hand greifen.)

Julie

(die ſich zurücke zieht.) Nicht weiter, mein Herr! Ich merke Ihre Abſichten: aber Sie irren ſich. Wenn Sie nicht den Ring um des Ringes wegen hergeſchickt haben, ſo können Sie ihn gleich zurücke nehmen. Ich will es bey meinem Vater verantworten.

Warner.

Oho! nur nicht zu ſcheu, mein Töchterchen! Du wirſt ſchon ſanftmüthiger werden, wann ich Dir ſage . . .

Julie.

Julie.

Ich will nichts wiſſen, mein Herr, und ich ſage Ihnen frey, daß mir Ihre Aufführung mißfällt. Sie könnten es ſchon mit der Beleidigung, die Sie mir vor einigen Tagen auf der Straße angethan, genug ſeyn laſſen, ohne ſie noch in unſerer eignen Wohnung fortzuſetzen.

Warner.

Eine Beleidigung? ich? ich? vorgeſtern auf der Straße? Du ſpotteſt, Kind! die Careſſen, die Dir ein Menſch, wie ich, machet, ſollten, dächte ich, Dir mehr zur Ehre gereichen, als Dich beſchimpfen — Komm, kleiner Narr . . . (er will auf ſie losgehen, und ſie umarmen.)

Julie

(Sie ſtößt ihn zurück.) Himmel! welche Unverſchämtheit! (ſie fliegt zur Thüre hinaus.)

Fritze

(ſchreyt.) Mama! Mama!

Fünſter Auftritt.

Warner, der Sohn. Chriſtoph, Fike.

Warner (erſtaunt.)

Der Henker, das Mädchen iſt toll. — das iſt doch unerhört! Eine ſolche Armuth, und ein ſolcher Stolz. — Nu, was ſagſt Du darzu?

Univ.-[illegible]
München

Chriſtoph.

Ich? wahrhaftig, ich weiß ſelber nicht: aber der Stolz muß gedemüthiget werden. Ich würde ſie fühlen laſſen, was es heißt . . .

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Kantherinn.

Fr. Kantherinn (voller Schrecken.)

Meine Tochter erzählt mir allweile eine Geſchichte, die mir unbegreiflich iſt . . .

Warner.

Ja, mir eben ſo unbegreiflich —

Fr. Kantherinn.

Mein Herr, Ihr Verfahren iſt ſehr unedel. Wenn Sie unſere Dürftigkeit verachten, ſo ſchonen Sie wenigſtens unſerer Ehre. Was haben wir Ihnen denn gethan, daß Sie uns dasjenige Gut, das uns übrig iſt, rauben wollen? Da Sie . . .

Warner.

Stille, gute Frau! keine Predigten! Sie machen mich gähnen. Alſo ſeyd Ihr die Mutter dieſer kleinen artigen Wölfin? —

Fr. Rantherinn.

(Nachdem ſie ſich einige Augenblicke beſonnen.) Ja, mein Herr.

Warner

(Der mit ſeinen Augen die ganze Stube überſchaut,) Ihr habt ihr ſchlechte Sitten beygebracht: doch wir wollen nicht viel Worte machen. Ich ſehe, Ihr ſeyd ſehr arm. Wollet Ihr, daß ich Euer Glück machen ſoll? Sehet, hier iſt ein kleiner Anfang dazu — (er zieht eine Börſe heraus.)

Fr. Rantherinn.

Nein, mein Herr. Ich ſehe ſchon, was Sie für einen Preiß auf dieſes Glück ſetzen. Es iſt wahr, wir ſind ſehr arm, und ich ſchäme mich nicht, unſere äuſerſte Bedürfniß zu geſtehen, da es nicht unſere Schuld, und in dieſem Falle die Armuth keine Schande iſt: und dem ungeachtet . . .

Warner.

Was dem ungeachtet? überlegt wohl, was Ihr ſagen wollet.

Fr. Rantherinn.

Es braucht keiner Ueberlegung. Ich verlange Ihr Geld nicht.

Fritze.

Ach! liebe Mama, der Herr will Ihnen Geld geben, und Sie wollen nicht? Bedenken Sie, daß wir keinen Biſſen Brod haben! daß wir ſeit geſtern früh keinen gehabt haben! Nehmen Sie wenigſtens Ihrent- und unſers guten Vaters wegen...

Fr. Rantherinn.

Stille, mein Kind!

Warner.

Aber, meine gute Frau, Ihr müßt nicht recht bey Sinne ſeyn. Ich laſſe Euch Zeit, es reiflicher zu überlegen. Ich könnte hundert liebenswürdige Mädchen haben, die ſo artig, als die Eurige ſind: aber ich habe nun einmal meine Grillen: ſie gefällt mir, und Ihr ſeyd nur allzuglücklich . . .

Fr. Rantherinn.

Und uns rühret nun einmal dieſes Glück nicht. Suchen Sie die Unglücklichen auf, die Sie ſo geneigt finden, Ihnen ihre Ehre zu verkaufen.

Warner.

Ehre! Ueber die Ehre! Daß doch die Leute, die am wenigſten zu verlieren haben, davon am meiſten ſchwatzen.

Fr. Rantherinn.

Freylich iſt unſere Ehre bloß unſere Tugend. Doch kurz, verlaſſen Sie ſich drauf: Weder ich, noch meine Tochter, werden niemals; niemals, ſage ich Ihnen, Ihre Anerbietungen annehmen.

Warner.

Deſto ſchlimmer für Euch! — Komm, Chriſtoph. Ich will nicht noch meine Zeit verderben: die Mutter iſt eine Närrinn, und die Tochter nicht geſcheut.

Chriſtoph.

Adjeu, Madame: ich wünſche Ihnen bey ſolchen großmüthigen Geſinnungen, einen guten Appetit! (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Frau Rantherinn, Fritze, Julie,

die hernach kömmt.

Fr. Rantherinn.

Geh, Niederträchtiger, deine Härte verwundert mich nicht: ſie iſt die nothwendige Folge von der ſchändlichen Verderbniß deiner Sitten. Das Elend kömmt ſelten alleine. Glücklich, wer es ſtandhaft zu ertragen weiß! aber wie ſchwer wird Muth und Standhaftigkeit, wo die Natur an zu ſinken ſängt!

Julie.

Ach! liebſte Mutter! Iſt es möglich, daß es Menſchen geben kann, die vermögend ſind, ſich unſre Dürftigkeit zu einem Rechte zu machen, uns vollends in Staub zu drücken! (ſie wirft ſich ihrer Mutter um Hals.)

Fr. Rantherinn.

(gerührt.) Deine Tugend entzückt mich, meine liebe Julie. Du haſt ein heldenmüthiges Beyſpiel davon gegeben . . . Aber, ach! wie beunruhiget mich dein armer Vater. Ich ſehe die Abſicht des Ringes! ich ſehe, was er ſich von einem Menſchen verſprechen kann, der mit ſolchen Abſichten ihm Arbeit gegeben — Er wird unverrichteter Sache, von Schmerzen, Hunger und Angſt abgemattet nach Hauſe kommen!

Julie.

O! daß ich ihm alle dieſe Schmerzen hätte benehmen können. Wie gern! Aber — hätte man nichts als mein Leben von mir gefodert . . .

Fr. Rantherinn.

Nein. Du haſt Recht gethan, meine liebe Tochter . . . Ach! meine beſten Kinder! Euer Zuſtand, der Zuſtand Eures Vaters geht mir durch die Seele. Ich habe von unſrer Wirthinn das Grauſamſte erfahren, das Du, Julchen, mir vorher geſaget haſt. Scheltworte, Vorwürfe, Drohungen . . . genug! Ein Glück, daß ſie nur mich getroffen. Aber nun — nun müſſen wir zu dem äuſſerſten Mittel greifen; ein Mittel, wie grauſam für empfindliche, für ehrliebende Herzen! — Fritze, Du mußt mir deine Hülfe leihen.

Fritze.

Ich, liebe Mama? befehlen Sie. Für Sie wird mir alles leicht ſeyn.

Fr. Rantherinn.

Gut, mein Kind — Umarme mich — Du mußt . . . Grauſame Nothwendigkeit, zu was treibſt du mich? — Du mußt gehen, und fremde Hülfe anflehen, Du mußt den Leuten unſer Elend vorſtellen, Du mußt durch dein Flehen, durch deine Thränen, Ihnen einen kleinen Theil von ihrem Ueberfluſſe zu entreißen ſuchen —— Ich weiß, es iſt etwas Schweres, liebſter Fritze. Du wirſt kleine Seelen genug finden, die nicht glauben, daß es möglich iſt, arm zu ſeyn, und Hochachtung zu verdienen; hungrig zu ſeyn, und nicht durch niederträchtige Mittel ſeinen Hunger zu befriedigen. Du wirſt ſteinerne Herzen finden, in die kein Geſchrey des Elendes eindringt: aber vielleicht wirſt Du auch irgendwo einen Menſchen finden, der dieſes ehrenvollen Namens würdig iſt. Und gewiß, ich glaube, daß es ihrer noch giebt: der itzige allgemeine Hunger, (wir haben es gehöret und geſehen,) hat noch hier und da großmüthige und mitleidige Seelen erwecket. Vielleicht, ach vielleicht wird ſich auch einer finden, der einen Blick des Mitleids auf uns wirft, und uns wenigſtens auf einige Tage dem Jammer entreißt, worinn wir itzt verſunken liegen.

Fritze

(der mit der größten Aufmerkſamkeit zugehöret hat.) Heißt das nicht, liebe Mutter, ich ſoll — ich ſoll betteln gehen?

Fr. Kantherinn

(bey Seite.) Ach Gott! — (laut) Ja, mein Sohn, um ein Allmoſen bitten.

Fritze.

Das wird mir ſauer werden, beſte Mama, Allmoſen bitten — Aber — muß ich von jedermann bitten?

Fr. Rantherinn.

Ja, mein Sohn, von jedermann; es verſteht ſich von denen, die Du im Stande ſiehſt, Dir beyſtehen zu können.

Fritze.

Aber es giebt Leute, die ſo böſe ſind, die den Armen ſo hart begegnen . . . O wenn ich nur nichts von dieſen fodern müßte!

Fr. Rantherinn.

Wie willſt Du ſie unterſcheiden, mein Kind? Bitte beſcheiden, aber dringend: die Herzen werden nicht allezeit auf den erſten Stoß erſchüttert. Sey demüthig, ohne doch eine niedrige und kriechende Miene anzunehmen.

Fritze.

Muß es ſeyn?

Fr. Rantherinn.

Wollteſt Du uns vor Hunger verſchmachten ſehen?

Fritze

(ſehr traurig.) Ach! Nein nein. Ich will gehen, ich will gerne gehen . . . küſſen Sie mich, liebſte Mama!

Fr. Kantherinn.

(küßt ihn.) Gehe, mein gutes Kind! Läge mir nicht deines Vaters, dein, deiner Brüder und deiner Schweſter Leben am Herzen: ſo würde ich ein ſolches Opfer nicht von Dir fodern. Gott ſegne dein Unternehmen! —

(Der kleine Fritze geht weinend fort.)

Achter Auftritt.

Frau Kantherinn, Julie.

Julie.

(ſieht ihm mit thränenden Augen nach.)

Das arme Kind! Nein, es kann niemand ſeyn, den ſeine Geſtalt nicht rühren, ſeine Thränen nicht zu Herzen gehen ſollten. Dieſer Schritt koſtet ihm viel.

Fr. Kantherinn.

Ach! er würde nicht ſchimpflich ſeyn, wenn ihn nicht ein ſchädlicher Misbrauch erniedriget hätte.

Faulheit, Müßiggang und Bosheit, haben ihn verächtlich gemacht.

Julie.

Leider! ... Da kömmt mein Vater ... Ach! mein liebſter Vater! (ſie läuft ihrem Vater entgegen.)

Fr. Kantherinn.

Sage ihm von der Unverſchämtheit des jungen Menſchen nichts. Wir möchten ihn noch mehr niederſchlagen —

Neunter Auftritt.

Herr Kanther Frau Kantherinn, Julie.

Herr Kanther

mit einer finſtern niedergeſchlagenen Miene: er ſieht blaß und verhungert: ſeine Kleidung kündiget das größte Elend an.

(zu ſeiner Frau.) Ach meine gute Chriſtiane! (zu Julien) Ach meine liebe Tochter! — Es bleibt uns nichts übrig. Wir müſſen ſterben — (er ſetzt ſich nieder, und ſieht mit einem verſtörten Geſichte umher.) Wo iſt denn der Kleine? — Iſt Karl noch nicht wieder da?

Fr. Kantherinn.

Es ahndete mir, mein liebſter Schatz! Nicht wahr, Du haſt nichts erhalten?

Herr Kanther.

(bitter.) Nichts. Die Menſchen haben alle ihre Herzen dem Mitleiden verſchloſſen — Der Elende, der mir den Ring geſchickt . . .

Julie.

Ach! ich kann es errathen!

Herr Kanther.

Erſt fand ich ihn nicht. Beynahe zwo Stunden lang, ſtund ich an ſeiner Thüre. Er kam endlich. Kaum erblickte er mich, ſo fragte er, wer der Bettelkerl wäre. Ich verbiß meinen Unwillen. Sein Bedienter ziſchte ihm ins Ohr, daß ich der Goldſchmidt ſey, der den Ring verfertigen ſollte. Ich trug ihm mein Anliegen vor: ich ſagte, ich wollte von meiner Arbeit den dritten Theil ablaſſen, wenn er mir das Geld vorher bezahlte. — Ohne mir darauf zu antworten, fragte er, ob ich nicht eine hübſche Tochter habe? Die

Frage machte mich ſtutzig. Ich ſagte: ich habe eine Tochter, ein edles, gutes Mädchen; ſie trägt mein Elend mit mehr Standhaftigkeit, als ich ſelbſt. Ob ſie hübſch iſt, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ſie tugendhaft iſt.

Julie.

O mein Vater!

Herr Xanther.

„So weiß ichs,„ fieng er an: „wie albern ſeyd Ihr, daß Ihr ſie nicht geſchickt habt, dieſe Bitte ſtatt Eurer an mich zu thun . . . doch es iſt nichts verloren, ſchickt ſie noch: ich will Euch die Arbeit für den Ring zehnfach bezahlen; noch mehr, der ganze Ring ſoll Euer ſeyn „ — Ich merkte, was er ſagen wollte. Wo mag er herwiſſen, daß ich eine Tochter habe?

Fr. Xantherinn.

Vermuthlich hat der Bediente, der den Ring gebracht . . .

Herr Kanther.

Genug; mein Unwille brach aus, ich machte ihm die Vorwürfe, die er verdiente: er rief ſeinen Bedienten, und ließ mich zum Hauſe hinausſtoßen. Halb todt vor Schmerz und Entkräftung . . .

Fr. Kantherinn.

Erhole Dich, liebſter Mann! Suche unſern Kummer zu lindern, indem Du den Deinigen vergißt! Ich habe unſern kleinen Fritze ausgeſchickt —— Vielleicht rührt die Vorſehung ein Herz zu unſerm Beſten.

Herr Kanther.

Hoffe nichts, meine Gute. Ach! die Menſchen, die Menſchen! nein; nein, es giebt keine mehr. Endlich habe ich ein Mittel ergriffen, ach! das ich lange Zeit verworfen habe. Die Schaam . . . ach! ſoll ich Dir's geſtehen, der Stolz, die Eigenliebe . . . o wie iſt's möglich, daß ein Unglücklicher, wie ich, noch ſtolz ſeyn kann! Aber der Menſch bleibt immer Menſch — Lange habe ich mit dieſer falſchen Schaam kämpfen müſſen. Meine Zärtlichkeit für Dich, für dieſe lieben Kinder, hat endlich die Oberhand behalten. Ich habe mich an den erſten, den beſten, der vorüber gieng, gewandt: ich redete ihn mit thränenden Augen, und einem verſtörten Geſichte an. „Ich „habe eine Frau und vier Kinder, die in dem „äußerſten Elende ſind," ſagte ich mit einer leiſen und halbgebrochenen Stimme. Könnt Ihr nicht arbeiten, antwortete mir dieſer Mann, ſehr grob? — „der gegenwärtige Mangel" . . . darauf berufen ſich itzt alle Taugenichts, hieß es. Er zieht einen vollen Beutel heraus, ſucht lange, und wirft mir endlich einen Pfennig hin. — Ich war vor Verbitterung außer mir: ich wollte reden, aber meine Zunge ſtarrte.

Julie.

O Gott! iſts möglich, daß ein Reicher dem Armen bey einer ſolchen Gabe noch Beleidigungen vorſagen kann! — Bey wem ſoll man Hülfe ſuchen?

Herr Ranther.

Bey niemanden, ſage ich Dir, meine Tochter. Wenn man ſo unglücklich iſt, wie wir, ſo muß man ſterben.

Fr. Rantherinn.

Nein, bey Gott! Er will, und wird uns helfen. Ich laſſe noch nicht den Muth ſinken. Karl . . .

Herr Ranther.

Und der hat ſich noch nicht wieder ſehen laſſen? Es iſt doch ſonſt nicht ſeine Gewohnheit, ſo lange wegzubleiben, und ſo früh auszugehen.

Fr. Rantherinn.

Eben das hab' ich auch geſagt. Ich kann nicht glauben, daß er uns verlaſſen will.

Julie.

Nimmermehr.

Herr Ranther.

Ich glaub' es auch nicht. Aber ſollt' er es gleichwohl gethan haben, da er uns in einem ſo traurigen Zuſtande weiß, wo wir ſeiner Hülfe ſo nöthig brauchen? Weiß er nicht, daß jeder Augenblick unterlaſſener Arbeit, uns einen Biſſen Brod aus dem Munde reißt. — Nein, er kann es nicht entſchuldigen.

Julie.

Ich höre jemanden: ganz gewiß iſt er's. (ſie geht an die Thüre.)

Herr Kanther.

Er mag ſich nicht vor mir ſehen laſſen —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Karl ſieht todtenblaß aus, hält ein Schnupftuch vor das Geſichte, und hat ein Brod unter dem Arme.

Karl

(indem er das Brod auf den Tiſch wirft.)

Da! eſſet! es kömmt mir theuer zu ſtehen — ich kann nicht mehr. (er ſinkt auf die Erde an einem alten Kaſten an, der in der Stube ſteht.)

Herr Kanther.

Was ſoll das ſeyn? — Haſt Du ein Verbrechen begangen? — Ach! Unglücklicher!

Fr. Kantherinn.

Sollte es möglich ſeyn, mein Sohn . . .

Karl.

Eſſet, ſage ich! Ich bitte Euch um Gottes willen . . . Kein ſo großes Verbrechen, als Ihr denkt!

Herr Kanther.

Aber, was heißt der Zuſtand, worinnen wir Dich ſehen?

Fr. Kantherinn

(entdeckt, daß ſein Geſicht blutig iſt.) Blut? —

Julie

(die zu ihm geht, und das Schnupftuch aufhebt.) Ach! das ganze Geſichte iſt voll Blut.

Karl.

Nichts, nichts. — Mein Vater! — meine Mutter! — meine Schweſter! — Euch Brod zu verſchaffen . . . Eſſet!

Fr. Rantherinn.

Ach mein Sohn!

Julie.

Ach! mein Bruder! (ſie umarmt ihn.)

Herr Ranther.

Nicht ehe werde ich etwas anrühren, als bis ich weiß, woher?

Julie (nimmt ein Glas Waſſer, das auf dem Tiſche ſteht, und wäſcht ihm mit ihrem Schnupftuche die Stirne.)

Eilſter Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Herr v. Warner. Fritze, ein Bedienter, der im Korbe Eſſen bringt.

Herr v. Warner, der Vater.

Wo ſind die armen Unglücklichen? Wie iſts möglich, daß ſie meinen Augen ſo lange haben können verborgen bleiben!

Fritze.

Hier ſind ſie, mein Herr! — das iſt mein Vater — das meine Mutter — ſie ſterben vor Hunger.

Fr.

Fr. Kantherinn.

Ach! mein Herr, Sie wollen uns retten? Wie rühret uns Ihre Großmuth! wir fühlen ihren ganzen Werth. Aber, können wir derſelben genießen, da hier unſer älteſter . . . wir wiſſen noch nicht ſeine Gefahr — Ah! er iſt gewiß nicht unſrer unwürdig!

Fritze.

(der zu ihm läuft.) O! lieber Bruder! wie biſt Du dazu gekommen? — ich habe wohl geſehen, wie man Dir begegnet —

Hr. v. Warner.

Ich kann beynahe Euer Unglück errathen, mein Freund.

Karl

(mit einer ſchwachen, unterbrochenen Stimme.) Vielleicht, mein Herr. Ich habe den Jammer meiner Familie nicht länger aushalten können. — Ich gieng dieſen Morgen fort, voller Verzweiflung, und in dem feſten Entſchluſſe, ihr Hülfe zu ſchaffen, oder zu ſterben. — Ich fand einen meiner Freunde, der eben ſo arm iſt, als ich. — — Meine Verzweiflung ſchreckte ihn. — „Wo willſt Du hin," ſagte er? — Ach! mein Freund — ſie haben ſeit geſtern Mittags nicht einen Biſſen gegeſſen — mein Vater — meine Mutter — ich weiß nicht, wo ich hingehe — wo ich bin — ſie werden ſterben. „Hier, ſagte dieſer junge tu„gendhafte Menſch, hier haſt Du alles, was ich habe." Es war ein Groſchen. Ich gehe zu einem Becker . . . O Sie wiſſen, was itzt für Einen Groſchen Brod iſt — ich bitte ihn, mir dafür ein Zwey Groſchen Brod zu geben: ich ſchwöre, ihm morgen oder übermorgen den zweyten Groſchen nachzubringen, oder mich ihm wieder zu ſtellen. Er ſieht mich an, und ſchweigt. Ich halte ſein Schweigen für eine bejahende Antwort, und eile damit fort. Der Mann ſchreyt nach: halt auf! und plötzlich ſchlägt ein unvernünftiger Pöbel auf mich los; nur der Gedanke, meinen Aeltern zu Hülfe zu eilen, machte mich ſtark, daß ich nicht zu Boden fiel, mich los riß, und

durch

durch den Durchgang eines Hauſes entwiſchte. Ich will gerne ſterben. Glücklich, wenn nur mein Tod einige Augenblicke den Unglücklichen das Leben friſtet, denen ich das meinige danke. — An Sie mein Herr, wage ich die einzige Bitte, dem Becker den Groſchen zu ſchicken, den ich . . .

Herr v. Warner.

Gut! mein Freund! Ach! Ihr ſeyd ein Wunder der Tugend: aber Ihr habt in dieſem Kinde einen würdigen Miteiferer — Ich ſah aus meinem Fenſter einige Grauſame Euch verfolgen: ich ſah Euch mit dem Brode laufen. Ich vermuthete beynahe, daß die äußerſte Noth in Euch einen Unglücklichen zu dieſem Raube bewogen. Ich lief herab, dem Volke zu wehren, und Euch in Schutz zu nehmen. Als ich an die Thüre kam, ſank dieſer arme Kleine unter den Worten: „Ach! „mein armer Bruder! mein Bruder!“ zu Boden. Ich ließ ihn ins Haus bringen. Einige Tropfen ſtarken Weins, die ich ihm einflößen ließ, gaben ihm das Leben wieder. Ein Arzt, der gleich im Hauſe war, ſagte: der Knabe ſchmachtet vor Hunger, er ſtirbt, wenn er nicht bald etwas erhält. — Ich laſſe ihm ſogleich etwas reichen: er weigert ſich. Meinem armen Vater, ſagt er, meiner guten Mutter, eilet zu Hülfe: kann ich eſſen, indeſſen daß ſie vielleicht Hungers ſterben?

Herr Ranther.

(gerührt.) Ach! meine liebſten, beſten Kinder! — — Wie ſehr verdienet Ihr ein beſſer Schickſal!

Herr v. Warner.

Seyd über Euer Schickſal unbeſorgt. Ich nehme es auf mich, und werde Gott für den glücklichen Augenblick danken, der mich eine unglückliche Familie kennen gelehrt, die es zu ſeyn, ſo wenig verdient. Euer Sohn wird, hoffe ich, außer Gefahr ſeyn: das Schrecken, die Angſt, der Hunger, haben ihn vielleicht noch mehr betäubt, als die Gewaltthätigkeit, mit der man ihm begegnet. (zum Bedienten.) Setzt den Korb ab, und lauft unverzüglich zu einem Wundarzte. Hier

Hier iſt etwas zu ſeiner Bezahlung, und zum Unterhalte für Euch, auf einige Tage. (er zieht eine Börſe heraus, und wirft ſie auf den Tiſch.) In Kurzem ſollt Ihr mehr von mir hören. (Herr Kanther und ſeine Familie, wollen ſich ihm zum Füßen werfen: Herr von Warner hält ſie zurücke.) Keine Dankſagungen, meine lieben Kinder! Was ich thue, iſt Pflicht, und eine ſo ſüße — ſchon hat mich mein Herz reichlich dafür belohnet: aber darf ich eine Frage thun? — (er wirft einen Blick hin auf den Tiſch.) Ich habe itzt dort auf dem Tiſche, einen ausgeſetzten diamantenen Ring geſehen, iſt der Seine, mein Freund? (zu Herr Kanthern.)

Herr Kanther.

Nein; es iſt anvertraute Arbeit. Aber ich werde ſie zurücke tragen, ſo bald ich nur ein wenig die Natur befriediget habe.

Herr v. Warner.

Warum das?

Herr Ranther.

Glauben Sie nicht, mein Herr, daß Ihr großmüthiger Beyſtand mir die Luſt zu der Arbeit entriſſen habe: aber derjenige, der mir ſie auftrug, war ein Böſewicht: er nahm es zum Anlaß, meine gute Tochter zu verführen. So bald ich ihn bat, mir auf Abſchlag der Arbeit ein paar Gulden zu geben, erklärte er mir ſeine Abſicht, bot mir den ganzen Ring zum Preis, und als ich ihn, wie er verdiente, zurücke wieß, ließ er mich zum Hauſe hinauswerfen.

Fr. Rantherinn.

O! nun kann ich Dir ſagen, mein lieber Mann, daß dieſer Unwürdige auch hier geweſen: von unſrer tugendhaften Julie aber mit allen ſeinen Anerbietungen unwillig zurücke geſchickt worden.

Herr v. Warner.

Ah! was für ſchändliche Menſchen, die der Noth des Armen, zum Nachtheile der Tugend und zu Befriedigung ihrer Lüſte, noch misbrauchen

chen können! Sie ſind zehnmal ärgere Böſewichte, als der, der aus Noth gezwungen, mir einen Theil meines Ueberfluſſes entreißt. Wie hieß der Unwürdige?

Herr Xanther.

Herr von Warner.

Herr v. Warner.

Hummel! mein Sohn! —

Die übrigen

(ſie ſehen einander erſchrecken an.) Sein Sohn!

Herr v. Warner.

Doch, was verwundere ich mich! Es ſieht ihm ähnlich. Er iſt von Jugend an mein Kummer geweſen, und ich habe ihn ſeiner Lüderlichkeit wegen ſchon ſeit Jahr und Tag aus meinem Hauſe verbannt. — Laſſet Euch nichts beunruhigen. Es iſt eine Pflicht mehr für mich, Euch das von meinem Sohne angethane Unrecht zu vergüten. Ihr ſeht aber, meine Liebſten, daß die nicht allezeit glücklich ſind, die glücklich ſcheinen. Mir hat Gott zeitliche Güter gegeben, aber ach! welch einen Sohn, der der Troſt und die Stütze meines Alters ſeyn ſollte! Ihr ſeyd arm, aber mit welchen vortrefflichen Kindern hat er Euch geſegnet. Wie weit glücklicher als ich! — Lebt wohl, meine Kinder! —

Julie und Fritze jedes ergreift eine Hand, und küſſet ſie: Karl hebt ſich mit vieler Mühe auf.

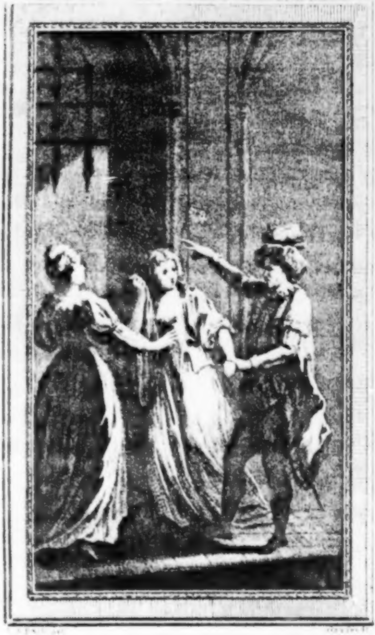
Herr Ranther.

Gott ſegne Sie!

Fr. Rantherinn.

In der Ewigkeit wird er Ihr Vergelter ſeyn!

(Der Vorhang fällt zu.)



Richard Act IV. Sc. IV.

Trauerſpiele

von

C. F. Weiße.

Erſter Theil.

Eduard der dritte.
Richard der dritte.

Leipzig 1776,
verlegts die Dykiſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Als ich vor achtzehn Jahren dieſe meine erſten dramatiſchen Verſuche herausgab, geſchah es mit weit mehr Muth und Zuverſicht, als itzt, bey dieſer vierten Auflage. Vielleicht war die kühnere Jugend, vielleicht die damalige Lage des deutſchen Theaters Schuld.

Schlegel und Krüger waren todt. Zween edle Jünglinge, Cronegk und Brawe, gaben durch mehr, als mittelmäßige Proben zu vortrefflichen Werken Hoffnung, und ſtarben in der Blüthe ihrer Jahre. Mein Freund, Leſſing, der mir durch ſeinen vertraulichen Umgang die erſte Liebe zur dramatiſchen Poeſie eingeflößt hatte, ſchwieg viele Jahre, und ſchien unter andern gelehrten Geſchäfften ſeine Muſe ganz vergeſſen zu haben; und unſre Bühnen mußten ſich, außer ſehr wenig guten Originalen, mit größtentheils mittelmäßigen Ueberſetzungen fremder, und hauptſächlich franzöſiſcher Schauſpiele behelfen: ein Verſuch alſo, er mochte ausfallen, wie er wollte, war allezeit zu vergeben. Ich wagte ihn in Eduard und Richard dem Dritten, und fand gütige Richter. Ihr Beyfall munterte mich zu mehrern Verſuchen in verſchiedenen Gattungen auf. Ich gab auf das Urtheil des Publikums Achtung, weil ich Ehrfurcht für daſſelbe trage, und ich fuhr fort, weil ich es mir günſtig fand. Dieſe Arbeiten haben einen großen Theil der Glückſeligkeit meines Lebens ausgemacht. Wenn der Beyfall, den ſie bey ihrer erſten Erſcheinung erhielten, auch nicht ganz verdient war; ſo iſt er mir doch ſchätzbar, indem er mich auf einer Laufbahn erhielt, wo ich doch gewiß etwas Gutes habe thun können, wenn ich gleich nicht das höchſte Ziel der Vollkommenheit erreicht habe.

Herr Leſſing erwachte wieder mit ſeiner unſterblichen Minna, mit ſeiner edlen Emilia:

es traten verſchiedene andere würdige Männer mit Stücken von jeder Art der dramatiſchen Dichtkunſt hervor; und ich ſchwieg, zufrieden, daß das Theater meiner geringen Bemühung nicht mehr bedurfte, und voll patriotiſcher Freude, mich in meinen dramatiſchen Spielwerken, theils itzt, theils ſchon im Geiſte in der Zukunft übertroffen zu ſehen. Ob ich die kleinen Opfer, die ich meiner Lieblingsmuſe ſeitdem in der Stille gebracht, oder noch bringen möchte, in mein Pult auf Zeitlebens verſchließen, oder dem Druck überlaſſen werde, weiß ich ſelbſt noch nicht. Ich geſtehe es gern, daß ich bittere und harte Kritiken ſcheue, ſo ſehr ich freundſchaftliche und gerechte Beurtheilungen verehre, und zu meiner Beſſerung anwende; und daß ich mir ohne Noth nicht gern unruhige Tage mache, ob ich mich gleich meiner Arbeit nicht ſchäme. Ich habe ſie nach meinem Vermögen und nach Beſchaffenheit meiner Umſtände gemacht. Genie kann man ſich nicht mehr geben, als man von der Natur empfangen hat; und worauf man es am beſten anwenden kann, weiß man vielleicht nicht eher, als bis die Arbeiten vollbracht ſind. Ich bin meiner Neigung und den Umſtänden gefolgt, und habe alſo gethan, was ich thun ſollte. Ich habe das Vergnügen gehabt, zu ſehen, daß einige durch meine Stücke ſind gerührt, andere belehrt worden: überhaupt aber haben ſie mir Freunde verſchafft, die ich vorher nicht hatte; eine Belohnung, die mir über alles geht. Vielleicht habe ich mir bisweilen zu viel, bisweilen zu wenig zugetrauet.

Wie ſehr ich mich aber bemüht habe, ſie bey jeder Auflage, und vorzüglich auch bey der gegenwärtigen, ſo viel möglich zu beſſern, wird man bey der Vergleichung finden. Die glänzendſten poetiſchen Stellen und Deklamationen, deren Verluſt mich vor zwanzig Jahren ſehr würde geſchmerzet haben, habe ich größtentheils auszurotten geſucht: aber freylich, non hic erat locus. Gewiſſe Fehler indeſſen ſind oft Fehler der Zeit, in der man ſchreibt. Und gewiß giebt es dergleichen viele, die ich in meinen frühern dramatiſchen Arbeiten noch bemerke. Die meiſten unſerer Kunſtrichter haben bey Beurtheilung der Werke des Geiſtes ihrer Vorgänger, ſobald nicht von der abſoluten Schönheit derſelben, ſondern von dem Verdienſte des Dichters und der Beſtimmung ſeines Genies die Rede iſt, auf jene Umſtände zu wenig Acht, und ſehen nur aus ihrem itzigen Standorte in die vorige Zeit zurück, wodurch ſich die Gegenſtände, ſo wie die Verdienſte vieler braven Schriftſteller, unendlich verkleinern. So ſchien z. B. der gereimte Alexandriner zu der ſo genannten Heldentragödie dazumal beynahe unentbehrlich. Ich fühlte ſo gut, als andere, den Zwang und das Einförmige deſſelben, und erklärte mich darüber oft in meinen Vorreden. Ich warf dieſe Feſſeln auch ab, ſo bald es mit Zuverſicht geſchehen konnte: aber ſchwerlich hätte ein dramatiſcher Dichter ohne denſelben damals auf eine öffentliche Vorſtellung von irgend einer Schauſpielergeſellſchaft rechnen dürfen, welches doch die Hauptabſicht eines Schauſpiels iſt. Das Heldentrauerſpiel ſelbſt iſt ſeit jener Zeit beynahe ganz von dem bürgerlichen verdrängt worden; und wenn es auf das mehrere Intereſſe ankömmt, das wir bey unſerer gegenwärtigen Lage an einem von beiden vorzüglich nehmen, mit Recht: ob es gleich immer noch ſeinen Platz unter den verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Poeſie beyzubehalten verdienet. Denn, warum ſollten nicht alle, von dem hohen Trauerſpiele an bis zur komiſchen Oper, in ihrer Art und nach einer gewiſſen Abſicht gut ſeyn können; geſetzt, eines wäre beſſer, als das andere, oder erfoderte mehr Genie? Vt pictura poeſis, wird es auch hier heißen können.

In der That kenne ich keine itztlebende Nation in Europa, die ſich ſo ſehr als die unſrige von einem ganz einſeitigen Modegeſchmack beherrſchen läßt, und ſo bald ein ſchöpfriſcher Geiſt mit einem vortrefflichen Werk in einer eignen Form hervortritt, ſo gleich alle vorher geſchätzten Werke verächtlich aus der Hand wirft, bloß weil ſie nicht gerade ſo wie dieß ſind, und die nun alles nach dieſem Schritte beurtheilet, bearbeitet wiſſen will. Ich für meine Perſon freue mich der ſchönen Natur unter der ſcheinbaren Wildniß eines engliſchen Garten eben ſo ſehr, als wenn ich ſie unter der Kunſt, wenn ſie nur nicht durch eine ekle Symmetrie ganz unterdrücket wird, in einem Garten von Verſailles und Marly erblicke; ſo wie ich mich auch nicht überwinden kann, deswegen den Ariſtoteles für einen Dummkopf zu halten, weil ſeine, gewiß aus der Natur des Menſchen tief hergeholten und weiſen Regeln gerade nicht auf die unſterblichen Werke eines Shakeſpears paſſen.

Eduard

Eduard der Dritte.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

OVID.

— Neque enim lex aequior ulla,
Quam necis artifices arte perire sua.

Perſonen:

Eduard der Dritte, Sohn Eduard des Zweyten, noch minderjährig, Prinz und erklärter Thronfolger von England.

Edmund, Graf von Kent, des König Eduard des Zweyten Bruder, und Oheim Eduard des Dritten.

Graf von Nordfolk, zweyter Bruder Eduard des Zweyten.

Heinrich von Lankaſter, vertrauter Freund Edmunds.

Seewald, Erzbiſchof von York, des Prinzen vormaliger Hofmeiſter.

Mortimer, Staatsminiſter und Buhler der Königinn Iſabella.

Iſabella, König Eduard des Zweyten Gemahlinn, Regentinn von England, und Karls des Vierten, Königs in Frankreich Schweſter.

Der Schauplatz iſt auf einem Schloſſe
bey Briſtol.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lankaſter. Edmund.

Lankaſter

Ja, Freund, dieß iſt der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königinn ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt und ſie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, ſtets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieſes oft geſiegt:
Ich, der an ſie zuletzt den König ſelbſt verrathen,
So ſehr ſein Mißgeſchick und Freunde für ihn baten:
Ich werd' itzt kaum gehört, nie mehr um Rath gefragt,
Und wär' ich ohne dich, ſo wär' ich ſchon verjagt.

Edmund. Wie? bin ich Edmund nicht? und biſt du nicht Lankaſter?
Ihr dient' ich mehr als du, drum bin ich noch verhaßter.
Grauſame Königinn! bedrängter Eduard!
Wie unbeſonnen ich! dein Schickſal, o wie hart! —
War ich, ſein Bruder, nicht der Königinn ergeben,
So mußte ſie vor mir und meinen Freunden beben.
Sie kam aus Gallien, wo ſie ins zweyte Jahr
Mit ihrem Mortimer der Wolluſt Sklavinn war.
Sie, die den Haß wohl ſah, der meinen Bruder druckte,
Der jeden andern Stand, nur einen Thron nicht ſchmückte,
Der blos des Lebens Glück nach ſeiner Ruhe maß,
Verdienſt' im Staube ließ, Verbrechen gern vergaß; —
Sie ſah's, ſie kannte wohl den Zwietrachtsgeiſt des Britten,
Der noch den Schimpf empfand, daß Schottland ihn beſtritten.
Der Pöbel brauchte nur zum Sturm ein Aufgebot:
Der Krieger war voll Wuth, es floh der Patriot:
Man haßte Spencers Stolz, der ganz den Zepter führte,
Und wie den König, ſo auch Englands Staat regierte;
Wie leicht entflammte man des Aufruhrs ſtillen Brand! —

Sie ſah's, rief: „Tyranney! — hier Freyheit! Vaterland!"
Sie kam, und jedermann lief jauchzend ihr entgegen,
Die Helden mit dem Schwert, die Prieſter mit dem Segen;
Du ſelbſt liehſt ihr dein Heer, und ich, Lankaſter, ich,
Des Königs Bruder ſelbſt, war ihr beförderlich.
Für ſie, und wider ihn ergriff ich kühn die Waffen,
Und hoffte, Ruhm und Sieg und Freyheit uns zu ſchaffen.
Getäuſcht von dieſem Traum, ach! folgt' ich blindlings ihr,
Leiceſter, Almerik und Nordfolk folgten mir …
Verzeih', daß ich dich noch durch die Erinn'rung quäle,
Du weißt es mehr als ich, weißt mehr, als ich erzähle:
Du weißt die Folgen auch: ihr Heer ſiegt' überall;
Den, der ihr widerſtund, traf der gewiſſe Fall,
Und Eduard, ihr Sohn, ein Held voll edler Triebe,
Gewann, wo nichts ſein Schwert vermochte, durch die Liebe:
Man ſah ihn als den Gott des Kriegs und Friedens an,
Und glaubte, was man thu', ſey auch für ihn gethan.

Lankaſter. Für ihn? o wär's für ihn! ſo würd' ich nichts bereuen;
Was ich für ſie gethan, würd' ich mir ſelbſt verzeihen.
Durch Tugend wird er ſtets dem Purpur Glanz verleihn,
Den Edlen liebenswerth, den Feinden furchtbar ſeyn.
Doch nur für Mortimern hab' ich den Kranz erfochten,
Mit dem die Stirn ihm nun die Königinn umflochten:
Für ihn vergißt ſie Pflicht, Ehr' und Religion,
Und ſcheute ſie nicht uns, ſie gäb' ihm ſelbſt den Thron!

Edmund. Was fehlt ihm zu dem Thron'? Wer führt des Staates Ruder?
Die Spencer herrſchten nicht ſo frech bey meinem Bruder.
Das hohe Parlement voll weiſer Sorgſamkeit,
Daß allzuraſcher Muth und Unerfahrenheit
Im jungen Eduard dem Staate ſchaden könnte,
Rief zwölf Baronen noch nebſt ihm zum Regimente:
Das Parlement befahl, doch man gehorcht' ihm nie.
Die Königinn gebeut, und Mortimer durch ſie.
Sie trotzen Freund und Feind, und lachen der Geſetze! —
Wer raubte freventlich die königlichen Schätze?
Wer trat zu Englands Schimpf ſein Recht auf Schottland ab?
Wer war's, der Agenois den ſtolzen Franzen gab?

Wer mißbraucht offentlich den Namen unſers Prinzen
Zum ſichern Untergang der brittiſchen Provinzen?
Wer iſts? — die Königinn und Mortimer durch ſie. —
Ja, Freund, er weiß von nichts, der Prinz; er thät es nie!
Allein noch ungelehrt, ſich niedrig zu verſtellen,
Glaubt er dem Mortimer: denn er glaubt Iſabellen.
Man ſtellt Rebellen auf, erhebt ein laut Geſchrey
Von Liſt, Rebellion, Mord und Verrätherey,
Schickt ihn in die Provinz um Schatten zu bekriegen;
Und froh entfernt er ſich, und glüht von Luſt zu ſiegen.

Lenkaſter. Ja, Edmund, ja, ſo iſt's; und dieß iſt unſer Staat:
Die Bosheit ärntet itzt die Frucht von unſrer Saat.
Man wagte Gut und Ehr', und Glück, und Freund und Leben,
Um einer Buhlerinn der Britten Thron zu geben ...
Der Britten Thron! und ach! ſprich ſelbſt, wer gab ihn ihr?
Mit Schaudern ſag' ich es, wer gab ihn ſonſt, als wir!
Wir lieferten der Wuth die Redlichſten zum Raube,
Und unſer König ſelbſt verweſt vielleicht im Staube.

Gedanke voller Quaal! Warum ergriff ich ihn?
Warum ließ ich ihn nicht uns insgeheim entfliehn?
Sah ich nicht ſtets auf ihn der Mörder Fauſt erhoben,
Und das blutdürſtige Schwert auf ſeine Freunde toben?
Weh dem rechtſchaffnen Mann', der ſich für ihn erklärt!
Des Mitleids Thräne ſelbſt war ſchon des Todes werth.
Kaum ließ man Brod's genug dem Unglückſelgen reichen! —
Und kaum fieng ſeine Noth mein Herz an zu erweichen,
Als man mir ihn entriß: mir ſelber ward gedroht,
Und itzo weiß ich nicht, lebt oder iſt er todt!

Edmund. Todt oder lebend! Troſt und Rettung ſind vergebens.
Ich, ſchrecklicher Gedank! war Mörder ſeines Lebens;
Sein Blut, ach ſollt' es ſchon! — ſollt' es vergoſſen ſeyn,
Wird über meine Schuld zu Gott um Rache ſchreyn!
Doch du, Gott, weißt es! du, bezeug' es, mein Gewiſſen!
Mich hat kein Eigennutz der Bruderlieb' entriſſen.
Ich ſah ſein ſtilles Herz des Staates Sorgen fliehn,
Von Tugend, aber nicht von Heldentugend glühn:
Ich ſah, wie ungezäumt der Pöbel ſich empörte,
Wie Schottlands Robert kühn umher das Land verheerte:

Ich ſah den nahen Fall von dem geſunknen Staat',
Und wie der Nachbarn Wuth ihn ungeſtraft zertrat!
Ich wollt' ihm ſeinen Glanz, ſein Anſehn wiedergeben,
Und ſeinem Könige ein ſtill, doch ruhig Leben. —
Mein Buſen überfließt von Herzeleid und Gram,
Denk' ich, mit welcher Schmach man ihm die Krone nahm.
Zum Antrag wurden die von ihnen auserleſen,
Die ſeines Lebens Gift, ihm ſtets ein Fluch geweſen.
Verachtung war ihr Gruß, ihr erſtes Wort, Gebot:
Ihr Bitten, wildes Drohn: ihr Troſt, ein niedrer Spott.
Statt ihm ein ſicher Glück im Stillen zu verſprechen,
So drohten ſie an ihm der Spencer Stolz zu rächen.
Und doch empfieng er ſie mit unerſchrocknem Muth;
„Mich trifft, wie ich's verdient," rief er, „des Volkes Wuth:
„Zu furchtſam für den Thron vergaß ich oft die Pflichten
„Des Richters, Königes und Helden zu entrichten:
„Allein des Britten Herz iſt edel, kann verzeihn,
„Es giebt, indem es nimmt, und mein Verluſt iſt klein.
„In Freudenthränen fließt! es giebt mein Volk die Krone
„Ihm, meinem Eduard! ihm, meinem würd'gen Sohne!

„Er herrſche ruhiger und glücklicher, als ich! —
„Gott ſegne Albion! mein Sohn, er ſegne dich!“ —
G'nug! was geſchehn, erſetzt itzt keine Reue wieder;
Den edelſten Entwurf ſtürzt oft das Schickſal nieder:
Bleibt uns kein Mittel mehr vom Joch uns zu befreyn,
So flieh' mit mir ein Land, wo uns Tyrannen dräun.
Lankaſter. Der Feige ſucht ſich nur durch niedre Flucht zu retten:
Der Heldenmüthige bricht herzhaft ſeine Ketten.
Wir ſchmiedeten nebſt uns Britannien auch ein:
Drum fodert Recht und Pflicht, daß wir es auch befreyn.
Zwar iſts ein ſchweres Werk: umzingelt von Verräthern,
Macht ein verdächtig Wort uns gleich zu Miſſethätern:
Bald wird der Dolch, den ſtets des Buhlers Arm gezückt,
Und Blut nur ſättiget, uns in die Bruſt gedrückt —
Doch, deſto ſchleuniger muß man das Werk beginnen!
Laß uns durch Redlichkeit des Prinzen Herz gewinnen:
Er brennt von edlem Muth, entſcheidet voll Verſtand,
Liebt ſeinen Vater ſehr, noch mehr ſein Vaterland:
Vielleicht erkühnt er ſich, den Vatermord zu rächen,
Und ſtolz auf eigne Kraft die Kindheit zu durchbrechen:

Vielleicht ſchaut er entwölkt auf die Gefahr umher,
Daß er der Schatten iſt, der König — Mortimer.

Edmund. Der Rath iſt deiner werth; mit wiederholten Schlägen,
Fühl' ich mein frohes Herz, Lankaſter, ſich bewegen.
Der Himmel giebt uns ſelbſt den großen Vorſatz ein,
Er wird uns im Erfolg auch ſeinen Schutz verleihn.
Der Weg zum wahren Ruhm iſt ſiegen oder ſterben; —
Doch müſſen wir zuvor uns ſichre Freund' erwerben.
Graf Nordfolk, Beaumont, Hunt und Ruſſel ſtehn uns bey,
Und einem Mortimer ſind wenig Herzen treu.
Dem Prinzen muß man erſt ſein blind Vertraun benehmen;
Er muß der Mutter ſich, wie ihres Lieblings, ſchämen,
Den Laſterthaten nicht mehr ſeinen Namen leihn,
Und will er einen Thron, des Throns auch würdig ſeyn.

Lankaſter. Doch Edmund, wie? wenn noch des Prinzen Vater lebet?

Edmund. Wenn er noch lebt? ein Glück! er liebt die Ruh, er ſtrebet
Nicht mehr nach einem Thron', der ihm kein Glück verhieß,

Und wüßt' er den Entſchluß, er billigt' ihn gewiß. —
Ich weiß nicht, welch' ein Ruf ſeit geſtern nur entſtanden:
Hier, in dem Schloſſe ſelbſt läg' ein Rebell in Banden;
Man hält' es ganz geheim, und hab' ihn in der Nacht
Von wenig Reuterey bedeckt hieher gebracht.
Iſt's Ahndung oder Wunſch, die mir die Hoffnung geben,
Als ſey mein Eduard, mein Bruder noch am Leben?

Lankaſter. Der König, Eduard? nein, nach ſo vieler Pein
So müßt' er, lebt' er noch, der Allmacht Wunder ſeyn.
Doch forſche bald mit mir, welch Opfer die Barbaren,
Sie und ihr Mortimer, zum Würgen aufbewahren:
(Mortimer, der an der Scene ihnen zugehört.)
Vielleicht entreißet man noch dieſer Henker Wuth
Ein Blut, ſo unſchuldsvoll …

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer.

Mortimer (auf die Seite.) Nur nicht, wie euer Blut,
Verräther! … (Mortimer geht auf ſie zu.)
Welch ein Glück! Euch ſucht', Euch find' ich beide.

Ihr liebt des Prinzen Ruhm: drum theilt mit uns die Freude!
Er ſchlug den Ueberreſt von ſeines Vaters Heer,
Und dieſem, lebt er noch, blüht keine Hoffnung mehr. —
Als frohe Träume noch den Feind gefeſſelt hielten,
Blieb ſchon der größte Theil, eh ſie die Wunden fühlten:
Vom Schlafe noch berauſcht, lag jedermann zerſtreut.
Er griff ihr Lager an, voll Liſt und Tapferkeit:
Halb träumend kämpft' ihm nur der kleinſte Theil entgegen,
Und wer halb wach' entfloh, floh in des Prinzen Degen:
Der Morgen bringt uns ihn gekrönt mit Ruhm und Glück …

Edmund. Willkommner käm' er mir, auch ungekrönt zurück!
Soll er ohn' Unterlaß das blut'ge Mordſchwert führen?
Durch ew'ge Strenge nur, durch Güte nie regieren? —
Und wen beſieget er? wen, als den Unterthan!

Mortimer. Der zum Rebellen ward?

Edmund. Er biet' ihm Frieden an!
Ich weiß, er legt mit Luſt die Waffen ihm zu Füßen:
Denn er behält ſie nur, die Reue nicht zu büßen. —

Lankaſter. So iſt's, durch Grauſamkeit dämpft man Rebellen nie. —
Als du aus Frankreich kamſt, nicht wahr? bekämpft' ich ſie.
Ich drohte mit dem Schwert, und gab es ihnen allen;
Doch rief Vergebung aus, und jeder ließ es fallen.
Man rief der Königinn, dir und dem Prinzen zu,
Getreue Huld, und ſich verſprach man Schutz und Ruh.

Mortimer. Das heißt, es ſoll der Prinz in träger Ruhe ſchlafen?
Aufrührern ſtets verzeihn, und nie Verbrecher ſtrafen?

Edmund. Nein, Mortimer; es heißt von Menſchenliebe voll
Verzeihen, wo man kann, und ſchonen, wo man ſoll:
Es heißt, aus Burgern ſich durch Wohlthun Freunde machen,
Vorſehend, wie ein Gott, fur ihre Ruhe wachen:
Nicht in der Reſidenz die Staatsgeſchäffte fliehn,
Und, weil man mächtig iſt, auf Abentheuer ziehn:
Das Ruder unterdeß Miniſtern anvertrauen,
Die auf des Staats Ruin die eigne Hoheit bauen;
Miniſtern, die voll Stolz, voll Raub- und Blutbegier

Vergeſſen, wer ſie ſind ...
Mortimer. Edmund, wem gilt dieß? — mir?
Des Prinzen Vater ...
Edmund. Ihn biſt du zu ſchmähn zu wenig:
Denn du biſt Mortimer, und Eduard war König:
Und hat er ja gefehlt, ſo war es da gewiß,
Als er dem Blocke dich zweymal entrinnen ließ.

Lankaſter (ſeitwärts zu Edmund)
Zu übereilt, mein Freund!
Mortimer. Wie? hab' ich recht gehöret? —
Hat man noch ungeſtraft ſich wider mich empöret?
Wie? kennſt du Mortimern? Kennſt du die Königinn?
Edmund. Ja, und ich weiß, daß ich des Prinzen Oheim bin. —

(Edmund und Lankaſter gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Mortimer (alleine.)

Verräther, geh! du ſollſt nicht meinen Vorſatz brechen,
Und eh der Oheim droht, ſoll ſich der Liebling rächen.

Schon längſt war dir's gedroht, und auch, Lankaſter, dir!
Wer ſich nicht vor mir beugt, der zittere vor mir!
Noch eh die Schatten ſich auf dieſen Ort verbreiten,
Sterb' Eduard! und ihr? — ja, ihr ſoll't ihn begleiten! ...
Doch ſtill! — wie? — hört' ich nicht izt der Trompete Ton? —
Er iſts, es iſt der Prinz ... doch ſieh, da kömmt er ſchon —

Vierter Auftritt.

Eduard. Mortimer. Einige Officiers, (die im Hintergrunde ſtehen bleiben.)

Mortimer, (der den Prinzen ehrerbietig empfängt.)

Glorreicher Eduard, ſey tauſendmal willkommen!
Dir lächeln Ruhm und Sieg; von hoher Luſt entglommen,
Ruft dir das ganze Volk den lauten Beyfall zu,
Nennt dich der Helden Zier, den Schöpfer ſeiner Ruh,
Und würde, fehlte dir der ſtolze Siegeswagen,
Hieher dich im Triumph auf ſeinen Händen tragen.

Eduard. Des Pöbels Beyſall reizt nicht meine
Ruhmbegier! –
Sie loben blos das Glück, nicht das Verdienſt in mir.
Sey noch ſo ſehr ein Held, wird jeder dich verlaſſen,
Sie werden dein Verdienſt, wie deinen Unfall haſſen. —
Und kaum verdient mein Kampf den Namen einer
Schlacht,
Wo Nacht und Ueberfall den Sieg uns leicht gemacht;
Wo von dem Ungefähr der Muth die Waffen borgte,
Und nur für den Erfolg ein blindes Glücke ſorgte.
Mich nimmt itzt, Mortimer, ein größrer Vorſatz ein:
Ich will mich nun bemühn, des Thrones werth zu ſeyn.

Mortimer. Des Thrones, Herr, den dir Geburt
und Rechte geben?
Vor deſſen tapfrer Fauſt der Britt' und Schotte beben?

Eduard. Gefürchtet will ich nicht, ich will gelie-
bet ſeyn.
Bis hieher ſchlug ich nur, nunmehr will ich verzeihn:
Gerechtigkeit und Huld ſoll meine Herrſchaft ſtützen,
Und mein gezücktes Schwert nicht wüten, nur mich
ſchützen:
Ich will Bedrängten Troſt, Verfolgten Schutz verleihn,
Der Tugend ew'ger Freund, der Laſter Schrecken ſeyn.

Mortimer. Ja, Herr, das wirſt du ſeyn. Jedoch vor allen Dingen
Mußt du den innern Feind, der hier noch lauſcht, bezwingen.
Die Feind' im Felde ſind entkräftet und zerſtreut:
Nun ſchaff' auch im Palaſt dir eigne Sicherheit.

Eduard. Wer ſtört ſie? wer?

Mortimer. Vielleicht die ſelbſt, die dich umgeben.

Eduard. Und dieſe wageten für mich Glück, Ehr' und Leben?
Die mir die Ruh verſchafft, zerſtörten dieſe Ruh?
Edmund, die Königinn, Lankaſter, Nordfolk, du?

Mortimer. Die Zeit verändert oft Geſinnungen und Herzen.
Wie oft beneidet man den, dem man unter Schmerzen
Und Mangel Hülfe bot, und nähme, wann das Glück
Ihn über uns erhebt, gern, was man gab, zurück.
Edmund, Lankaſter . . .

Eduard. Ha! wen nennſt du? die, die Väter
Mir und dem Staate ſind?

Mortimer. Und doch ſind ſie Verräther!

Eduard. Verräther ſelbſt! du leugſt, und wehe, wehe dir,
Wo du …

Mortimer. Ich fürchte nichts; die Wahrheit ſpricht aus mir.

Eduard. Nein, Falſchheit, Schmähſucht, Haß; und ehe werd' ich glauben,
Du könnteſt, Mortimer, mir ſelbſt die Krone rauben,
Du ſelber Mortimer, mir nach dem Leben ſtehn …
Jedoch, vielleicht läßt du dich andre hintergehn. —
Edmund! Lankaſter! — Sie! bedenke, welche Namen,
Wie groß, wie theuer uns! — Als wir nach Suffolk kamen
Von aller Hülf' entbloßt, und faſt an Hoffnung leer,
Wer lieh' uns ſeinen Arm? ſprich, wer gab uns ein Heer?

Mortimer. Sie: denn da glaubten ſie in dir blos zu regieren.
Betrogen ſehn ſie dich itzt ſelbſt das Zepter führen,
Und nun empöret ſich ihr Hochmuth wider dich,
Und wird, ſtrafſt du nicht bald, dir mehr, als fürchterterlich! —
Ja, Prinz, du kennſt auch mich. Mein Reichthum, Glück und Leben,

Nichts iſt mir theuer genug, für dich es hinzugeben.
Hier hört' ich ſelbſt, was ſich ihr Frevel ausgedacht. —
Vielleicht, daß er ſich dir bald ſelber kennbar macht,
Daß dieſe Wolke flieht, die dein Geſicht umhüllet,
Und für die Narren dich mit falſcher Ehrfurcht füllet:
Allein bey deinem Glück, noch mehr bey deiner Pflicht,
Bey Ehr' und Vaterland, fleh ich, trau' ihnen nicht!

Eduard. Du hörteſt ſelbſt, und was? — — doch nein, ich will Nichts hören:
Soll ich als Jüngling ſchon der Freuden all' entbehren?
Man preiſet meinen Ruhm, rühmt meiner Siege Glück:
O gebt mir meine Ruh, und nehmet die zurück!

Mortimer. Du kannſt, ſo bald du willſt, hier beides ſicher gründen.

Eduard. Und wie? wann Freunde ſelbſt ſich wider mich verbinden? …
Jedoch, wer weiß iſt dieß nicht meiner Thaten Lohn! …
Mein Vater! ach! warum entriß ich dir den Thron!
Komm wieder! Laß mir nur das Glück für dich zu ſtreiten,
Und fliehſt du dieſen Thron, ſo laß mich dich begleiten …
Sprich, haſt du nichts von ihm ſeit ſeiner Flucht gehört?

Mortimer (unruhig.) Nein: wenn es uns nicht bald ein neuer Aufruhr lehrt:

Vielleicht daß Edmund …

Eduard. Schweig! Sollt' ich mich täuschen können,

So wirſt du wenigſtens den frommen Wahn mir gönnen.
Mich trifft die Schuld allein: geh zu der Königinn,
Sag' ihr, wie ſehr ich ſie zu ſehn begierig bin;
Nur eine kleine Ruh von wenig Augenblicken
Soll, wenn ſie es vergönnt, den müden Geiſt erquicken!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iſabelle. Mortimer.

Mortimer. Wofern ich deiner Bruſt je lieb geweſen bin,
So ſtraf' itzt, und geſchwind, und ſey ganz Königinn!
Denn, überlieferſt du mich ihrer Wuth zum Raube,
So war ich glücklicher in meinem erſten Staube.

Iſabelle. Was willſt du? war ich's nicht, die deine Feſſeln brach,
Folgt' ich von Lieb' entflammt, dir über's Meer nicht nach?
Schlug ich nicht den Gemahl in unverdiente Bande,
Und überließ ihn ganz dem Elend und der Schande?
Regierſt du nicht allein? Du weißt es, Mortimer,
Wie ſehr ich dich geliebt! Lieb' ich itzt weniger? —

Mortimer. So hör'! kein Mitleid mehr verbittet ihr Verderben —
Es muß dem Eduard, Edmund, Lankaſter ſterben!

Iſabelle. Was ſagſt du? nein, ich ſelbſt verabſcheu' deine Wuth:
Wie? ſättiget dich nichts in deinem Grimm', als Blut?
Der König unterliegt in Kurzem ſeinen Plagen,
Gönn' ihm den letzten Reſt von ſo viel trüben Tagen!
Sein ſchwaches Haupt erfleht von dir die einz'ge Huld:
Und dann trägt die Natur ein Theil von unſrer Schuld.

Mortimer. Nein, Königinn, ich ließ ihn nur zu lange leben; —
Willſt du den Heiligen zum Thron' aufs neu' erheben?

Iſabelle. Setzt man ihn auf den Thron, wann er im Kerker weint,
Wo ihm kein Sonnenlicht und keine Hoffnung ſcheint?

Mortimer. Noch heute, wenn wir ihm nicht bald das Urtheil ſprechen,
Wird Aufruhr und Gewalt die Feſſeln ihm zerbrechen.
Daß wir ihn hier verwahrt, argwohnet Edmund ſchon,
Lankaſter glaubt es auch; was fehlet ihm zum Thron'?

Iſabelle. So meynſt du, werden ihn zum Throne die erheben,
Die ihn der Macht beraubt und uns die Macht gegeben?
Ich weiß, ſie glaubten nicht, daß du, nur du allein,

(Denn wer herrſcht ſonſt als du?) ſollt' Englands König ſeyn?
Sie murren wider uns, doch werden ſie nichts wagen,
Als einen ſcheelen Blick, und höchſtens eitle Klagen:
Ihr Abgott iſt mein Sohn, und den beherrſchen wir.

Mortimer. Wie, meine Königinn verſagt die Bitte mir?

Iſabelle. Grauſamer Mortimer! ja, dieſe Seele ſcheuet
Die zu abſcheul'ge That, die man zu ſpät bereuet!

Mortimer. Ein elend Leben iſt ſo ſchrecklich als der Tod:
Befrey' uns von der Furcht, befrey' ihn von der Noth!
So lange noch das Haupt auf dieſem Körper ſtehet,
Droht ein rebelliſch Volk, das leicht uns hintergehet:
Schlag dieſes ab, und dann . . .

Iſabelle. Nein, überlaß ihn mir
Und fürchte weiter nichts! ſieh, ich beſchwör' es dir,
Eh noch die Sonne weicht, ſoll Eduard verſchwinden,
Und in dem Abgrund ſelbſt ihn kein Rebelle finden.
Noch hab' ich Kerker g'nug, wohin kein Edmund dringt.
Von Dienern unſrer Wuth liegt er itzt ſtets umringt;
Schick' ihn nach Gallien: darfſt du da vor ihm zagen? —

Wo Karl, mein Bruder herrſcht, wird man nichts für ihn wagen:
Da tödt' ihn einſt ſein Gram!
Mortimer. Nein, unſer Glück gebeut,
Daß er itzt ſtirbt. Ich will …
Iſabelle. Dein Hochmuth geht zu weit
Barbar! du willſt? — Wohlan; ich will den König retten.
Mortimer. So rett' ihn, lege mich ſtatt ſeiner in die Ketten!
Gieb ihnen ſelbſt den Dolch in ihre Mörderhand;
Hier iſt mein Herz, das Herz, das treu für dich gebrannt:
Ruf' ihn und die, die uns den Untergang geſchworen,
Sie mögen dieſes Herz, das du verſchmäht, durchboren.
Ich geh' …
Iſabelle. Ach Mortimer! — (Seitwärts.) Unſel'ge Zärtlichkeit! …
Mein Herz iſt, was du willſt, zu thun, nur zu bereit:
Doch denke, welch ein Haß wird wider uns entbrennen,
Wann ſie den Märtyrer von deinem Stolze kennen?
Der Prinz, den immer noch des Vaters Unglück beugt,
Der Lieb' und Mitleid fühlt für den, der ihn erzeugt,

Wird er hier ungeſtraft ſein Blut vergießen laſſen,
Da dich und mich, der Hof, und Feind' und Freunde haſſen?
Da ſie in Staub gedrückt zu dieſen ſtolzen Höhn,
Wohin ich dich erhob, empor voll Mißgunſt ſehn?
Wird nicht das Volk …

Mortimer. Dafür laß Mortimern nur ſorgen,
Wer der Gefangne ſey, bleibt deinem Sohn' verborgen.
Man ſagt ihm, ein Rebell, der die Provinz verheert,
Sich Eduard genannt, als König ſich erklärt,
Erwart' ein Strafurtheil, und er ſelbſt müß' es ſprechen …

Iſabelle. Der Sohn dem Vater?

Mortimer. Ja —

Iſabelle. Unmenſchliches Verbrechen! —

Mortimer (ſieht, daß ſie ſich eine Thräne abwiſcht.)
Was ſeh ich? — wie? entſteht ein niederträcht'ger Schmerz,
Ein mitleidsvoller Wahn in dein nicht unmännlich Herz? —
Du weinſt? wie ſeltſam ſtehn die Thränen Iſabellen! —
Dein Sohn verurtheilt bloß im Vater den Rebellen:

Der Prinz kennt nicht das Blut, das ſeine Hand vergießt.

Iſabelle. Doch ich weiß, Mortimer, daß er ſein Vater iſt! —
Sieh Iſabellen flehn, ſie fleht — (Sie ſtellt ſich, als ob ſie ſich vor ihm niederwerfen wolle: er hält ſie zurück.) zu deinen Füßen:
Soll ja der König ſelbſt mit ſeinen Leben büßen,
So laß nur nicht den Sohn des Vaters Henker ſeyn!

Mortimer. Und doch lebt Mortimer um dieſen Preis allein.
Ich geh zum Prinzen: du kannſt unterdeß entſcheiden,
Für wen dein Herz itzt ſpricht, für welchen von uns beiden. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Iſabelle (allein.)

Für wen? Für dich! Für dich! — verdammte Zärtlichkeit!
Du Glut, die mich verzehrt, o ſey vermaledeyt!
Zu welchen Laſtern hat mich deine Wuth getrieben!
Muß ich ein Ungeheur, das ich verabſcheu', lieben?
Ich zittre vor mir ſelbſt: — Bisher beherrſcht' ich ſchon

Den durch Betrug und Liſt geraubten Königsthron.
Nun ſollt' ich wenigſtens den Sohn darauf erheben:
Doch hab' ich Mortimern nicht dieſen Thron gegeben?
Indeſſen ſchmachtet der, dem dieſer Thron gehört,
Von ſchwerſten Ketten wund, von Hunger abgezehrt,
Im Kerker; und der Prinz, ſein Sohn ſoll ſelbſt — o Schrecken!
Mit ſeines Vaters Blut die reine Hand beflecken?
Grauſame Mutter, nein! die Schandthat zu begehn . . .
Doch Lieb' und Mortimer — o wär' ſie ſchon geſchehn! —
Der Name Mortimer verſchlingt Pflicht und Gewiſſen . . .
Wer kömmt? — Der Prinz! —

Dritter Auftritt.

Iſabelle. Eduard. Mortimer.

Iſabelle. Mein Sohn! mit tauſend Freudengrüßen
Drück' ich dich an die Bruſt! Heil ſchmückt dein tapfres Schwert!
Du biſt des Vaters Thron und Englands Krone werth:

Dein jugendliches Haupt ſoll auch in wenig Tagen
In feyerlichem Pomp' die Königskrone tragen.

Eduard. Die Krone? nein; … zwar iſt dein Wille mein Gebot:
Doch ſag' erſt, Königinn: iſt auch mein Vater todt?

Iſabelle (In einiger Verwirrung.)
Dein Vater? —

Mortimer. Ja, — vielleicht — vielleicht iſt er am Leben;
Wir können dir, mein Prinz, nicht ſichre Nachricht geben.
Er iſt uns, wie du weißt, zu Kennelworth entflohn,
Und doch gebrach ihm hier zum Glück nichts als der Thron.
Wir ſchützten ihn vielmehr vor ſeines Volkes Rache:
Denn ihn umringte ſtets die königliche Wache.
Bedient als ein Monarch …

Eduard. Dieß war die kleinſte Pflicht.
Doch wiſſe, Königinn, die Krone nehm' ich nicht —
Ich ſchwör' es …

Iſabelle. Aber Prinz, wenn er den Thron dir giebt?
Du weißt, wie ſehr er dich von Jugend auf geliebt;

Du weißt, wie wenig ihn die äuſre Macht geblendet,
Da er nur allzuoft an Schmeichler ſie verſchwendet; —
Wie? wenn er dir nun ſelbſt das große Siegel ſchickt,
Das dich mit aller Macht der Königswürde ſchmückt?

Mortimer. Ja, Prinz, du folgſt darinn des Vaters eignem Willen:
Und wünſcht ein Sohn, wie du, nicht dieſen zu erfüllen?
Dem Erzbiſchof von York gab er's mit eigner Hand,
Und hat, eh er entfloh, es ſelbſt an dich geſandt.

Iſabelle (bey Seite.) Betrüger!

Eduard. Gut; als Prinz werd' ich alſo regieren:
Doch nie ſo lang' er lebt, den Königsnamen führen.

Mortimer. Ein Tandwerk voll Gefahr!

Iſabelle. Nein Sohn, dich tadl' ich nicht.
Es zeigt dein edles Herz, die Treu' in deiner Pflicht,
Du biſt der Krone werth auch ohne Königskronen;
Doch muß man ſtets den Wahn des leichten Pöbels ſchonen.
Jtzt iſt der Augenblick, itzt bietet er ſich an,
Nutz dieſen Augenblick, der bald entfliehen kann!
Die Gunſt des Volks iſt leicht, ſie kann ein Hauch verwehen.

Und niemals werden wir die Zwietracht ſchlafen ſehen,
Als bis du König biſt. Aufruhr, Rebellion,
Betrug und Herrſchſucht giert nach dem verwaiſten Thron.
Der Pöbel läßt ſich leicht durch einen Wahn verführen;
Der Titel iſt ein Wahn, durch ihn muß man regieren.

Mortimer. Da Prinz, da hör' es ſelbſt, was du vorhin von mir
Zu hören doch verſchmäht: die Kön'ginn ſagt es dir! —
Laß dich von meiner Treu, dem Eifer unterrichten,
Die Feinde deines Throns zu ſtrafen, zu zernichten:
Hör' es, wie Trug und Liſt, mit Heucheley geſchmückt,
Das freche Haupt erhebt, nach deiner Krone blickt,
Und wenn ſich wider ſie nicht deine Blitze rüſten,
Dich wird vom Throne ziehn, und England wird verwüſten;
Wie Edmund …

Eduard. Mortimer, ich kenn' ich liebe dich:
Es ſchätzt kein Sterblicher mehr deine Treu als ich:
Doch wünſcht' ich, daß dein Herz dich mindre Strenge lehre!
Die Menſchenlieb' iſt ſtets der Menſchheit Stolz und Ehre.

Dein Eifer für mein Glück verblendet dich zu ſehr,
Und fürchteſt du für mich, ſo gilt kein Mitleid mehr:
Du wirſt die Unſchuld ſelbſt der Strafe würdig ſchätzen,
Um mich vor deinem Wahn in Sicherheit zu ſetzen.

Iſabelle (ſeitw.) Betrogner Prinz! — (zu Eduard.)
Und dich verblendet deine Huld!
Zu viele Nachſicht häuft ſtets der Verbrecher Schuld.
Der Bosheit muß man bald die freche Hand verkürzen,
Sonſt hebt ſie ſich empor, uns ſelbſt vom Thron zu ſtürzen. —
Schreckt dich das Beyſpiel nicht? Wirf einen einzgen Blick
Auf deines Vaters Bild, und ſein betrübt Geſchick!
Wag'ſt mit gerechtem Grimm dich itzt nicht zu bewehren,
Bald wird des Aufruhrs Geiſt dein frühes Glück zerſtören.

Eduard. Wohl, ſo verſchweige mir nicht länger, Königinn,
Von welchen Feinden ich allhier belagert bin:
Dann überlaß' ich's dir, das Urtheil ſelbſt zu ſprechen.

Iſabelle. Es thu' es Mortimer! Er kennet das Verbrechen,
Er kennt die Schuldigen. Mein weichlich Herz verbannet

Des Mitleids nur gewohnt, ein richterliches Amt.
Wenn dich der Krieg entfernt, beherrſcht' er deine Staaten;
Und du, Prinz, weißt es ſelbſt, wie treu er dir gerathen! —
Dich überlaß' ich ihm: was er beſchließt, ſey gut! ...
(Seitw. zu Mortim.) Kann's ſeyn, ſo ſchone nur das königliche Blut! — (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Eduard. Mortimer.

Mortimer. Du glaubſt nicht Mortimern, ſo glaub' itzt Iſabellen!
Blick auf und ſieh! du biſt umgeben von Rebellen:
Der Schmeichler, der vor dir ſich niederträchtig bückt,
Hält ſchon verrätheriſch auf dich den Dolch gezückt.

Eduard. Wer iſt der? — Er? der uns mit eigner Hand vertheidigt? —
Was hab' ich ihm gethan? wodurch iſt er beleidigt?
Hab' ich durch niedre Liſt das Reich an mich gebracht?
Gab nicht das Parlement und Volk mir dieſe Macht? —
Es brennt mein ganzes Herz die Volker zu beglücken,

Und jede gute That erfüllt es mit Entzücken.
Und noch regier' ich nicht: noch iſt die kurze Zeit,
Die ich im Kampf durchlebt, voll Unerfahrenheit;
Drum überließ ich noch bisher geprüftern Kräften
Die mir zu ſchwere Laſt, die Laſt von Staatsgeſchäften.
Die Mutter, du, mein Freund, und andre, deren Treu
Und Klugheit England kennt, vertraten mich hierbey:
Ich eilt' indeß ins Feld und übte mich in Waffen,
Um meinem Königreich' einſt Ruhm und Ruh zu ſchaffen:
Der Himmel ſegnete die jugendliche Hand;
Ich ſchlug und ſiegte ſtets, wo ich nur Feinde fand.
Von aller Furcht befreyt, eilt' ich zu euch zurücke;
Hier fühlt' ich ſchon im Geiſt des Friedens großes Glücke.
Der ſüßen Hoffnung voll, tret ich kaum im Palaſt,
So rufeſt du mir zu: ich ſey verfolgt, gehaßt —
Gehaßt, verfolgt — von wem?

Mortimer. Ich weiß es, deine Tugend,
Hebt ſich voll edlem Flug weit über deine Jugend:
Doch, Herr, ein Fehler iſt's, wenn man zu großmuthsvoll
Den Frevler ſtets verſchont, den man beſtrafen ſoll.
Sey gütig, wie Trajan, nie wird's an niedern Seelen,

Die eine Kron', ein Reich nicht blenden ſollte, fehlen.
Lehnt ſich das Laſter auf, alsdann iſt ſtrafen Pflicht.
Hör', wie es dich bedroht, und wag's, und ſtrafe nicht! —
Als wir zu Kennelworth des Königs Flucht vernahmen,
Warf ein Rebell ſich auf, ohn' allen Stand und Namen.
Der ſammelte geſchwind zu Brideport ein Heer,
Denn überall ſagt er, daß er dein Vater wär.
Durch ganz Dorcheſter war das Volk ihm zugelaufen; —
Schon nahte Sommerſet ſich dieſer wilde Haufen,
Verheerte die Provinz, verwüſtete das Land,
Vertilgte, die in ihm den König nicht erkannt,
Und hätte ganz gewiß ganz England noch betrieget,
Wenn ihn nicht Maltravers mit ſeltnem Glück beſieget.

Eduard. Iſt's möglich! Kannte man denn meinen Vater nicht?
Die Wahrheit haßt das Volk, und glaubet ein Gedicht?
Mein Vater fleht umſonſt? — umſonſt! er bleibt verlaſſen,
Von ihm borgt ein Rebell den Namen, den ſie haſſen,
Und dieſem folgt ein Heer, das ſich zum Kampf erbeut?
O! warum zog ich nicht ſelbſt wider ihn in Streit,

Beſtrafe den, der frech den Namen ſo entehrte,
Sich König nannt', und ſich doch wider ihn empörte!

Motimer. Da ſich des Britten Herz …

Eduard. Nein, das iſt edel, nein!

Mortimer. Und dennoch ſtets geneigt zu Blut und Meuterein. …
Doch Herr, der Frevler ward von Maltravers gefangen;
Und ſeiner wartet ſchon die Straf' auf dein Verlangen.
Hier in dem Schloſſe ſelbſt liegt er genug verwahrt,
Und deiner Ankunft ward ſein Urtheil aufgeſpart;
Sprich, was verdienet er?

Eduard. Den Tod! … Ich will ihn ſehen.

Mortimer (ſtutzig.) Du willſt ihn ſehen, Prinz? nein, das darf nicht geſchehen!
Mitleidig würde dich der Todesſpruch gereun.

Eduard. Der größte Böſewicht muß auch gehöret ſeyn;
Wie oft vermindert nicht Ein Umſtand ſein Verbrechen.

Mortimer. Bald wirſt du im Gericht für deine Mörder ſprechen,
Für die, die dir mit Liſt nach deiner Krone ſtehn.

Ihm darfſt du nicht verzeihn, drum darfſt du ihn nicht ſehn. —
Doch, Herr, vor der Gefahr wärſt du nunmehr geborgen;
Nur iſt ein neuer Sturm, verziehſt du, zu beſorgen,
Der deſto mehr mein Herz mit Furcht und Angſt erfüllt,
Je mehr ein falſcher Glanz der Freundſchaft ihn umhüllt. . . .
Doch ſind dieß Freunde noch, mein Prinz, die uns verrathen?
Ein großes Herz verkennt ihr Blut bey Miſſethaten.
Schonſt du es itzo nicht, ſchenkſt du nur dein Vertraun,
So kannſt du dir den Thron auf ewig ſicher baun.

Eduard. Ich zittre: — Nannteſt du Lankaſtern und Edmunden
Nicht mir vorhin? ſie ſind mit mir durch's Blut verbunden,
Noch mehr, durch Lieb' und Treu.

Mortimer. Gieb beiden kein Gehör;
Was ſie geweſen ſind, das ſind ſie itzt nicht mehr.
Verräth'riſch haben ſie hier über dich beſchloſſen,
Vom väterlichen Thron, dich, eh du's meynſt, zu ſtoßen.

Eduard. Bedenke Mortimer! klagſt du ſie fälſchlich an,
Daß es dir ſelbſt — ja dir, das Leben koſten kann!
Dem Räuber wird ſehr leicht mein Mitleid angedeihen,
Doch wer den Freund verräth, dem werd' ich nie verzeihen.

Mortimer. So iſt's um ſie geſchehn — vielleicht um andre mehr:
Mein Leben ſey der Preis! Urtheile ſelbſt und hör'! —
Den Morgen fand' ich ſie in dieſem Saal beyſammen
Und da mich Eifer, Treu und Pflicht für dich entflammen,
So ſchlich ich unvermerkt an dieſe Thür herbey,
Zu wiſſen, wie ihr Herz für dich geſinnet ſey.

Eduard. Du ſchlichſt herbey; — warum? Nie wird erhabne Seelen
Für Männer, ſo wie die, ein niedres Mißtraun quälen.

Mortimer. Du weißt, wie ſehr ich ſie und ihr Verdienſt verehrt;
Doch ihr Verfahren ſchien mir oft des Argwohns werth.
Sie ſtürmten öffentlich auf dich in bittern Klagen,
Daß du nicht ihnen ganz die Herrſchaft aufgetragen.
Bald ſchmähten ſie voll Stolz in niederm Spott' auf dich,

Bald auf die Königinn, am heftigſten auf mich.
Wir ſchickten, ſagt' Edmund, dich nur auf Abentheuer,
Und dann bekämpfteſt du ein träumriſch Ungeheuer;
Dieß und viel andres mehr gab mir den Argwohn ein,
Als möchten ſie mein Prinz, an dir Verräther ſeyn.

Eduard. O daß du dich geirrt!

Mortimer. Ich wünſcht' es!
Aber höre! —
Sorgfältig forſchten ſie, ob ſie hier niemand ſtöre;
Drauf hub Lankaſter an: „Das günſtige Geſchick
„Zeigt, Edmund, dir den Weg: gebrauche ja dein Glück!
„Du weißt, die Königinn verwahrt hier den Rebellen,
„Der freventlich gewagt, den König vorzuſtellen;
„Das Volk, das mitleidsvoll den König itzt beklagt,
„Den es beſchimpft, bekriegt, vom Throne ſelbſt gejagt,
„Kannſt du mit leichter Kunſt durch dieſen Wahn bethören:
„Sprich nur, er ſey es ſelbſt; wein' ein'ge falſche Zähren,
„Stell' ihm ſein Elend vor! gieb Acht, es fodert ihn,
„Zerſchmettert Mortimern, vielleicht die Königinn. —
„O Glück! rief Edmund aus, du beſter meiner Freunde,
„Komm und umarme mich; zertritt mit mir die Feinde,

„Die noch voll kühner Treu des Prinzen Gönner ſind;
„Sind dieſe zween vorbey, wen fürcht' ich, als ein Kind?
„Und o wie leicht iſt es, dieß Kind zu unterdrücken!
„Wer ſoll alsdann den Thron, wer kann, wer wird ihn ſchmücken? —
„Wer, ſprach Lankaſter, wer? als du, mein Edmund, du,
„Und rief entzückt ſchon: „Heil dem König Edmund!“ zu.“

Eduard. Gott! iſt es möglich? — Nein, du haſt dich ſelbſt betrogen.
Der Freund, der ſtets ſein Glück nach meinem abgewogen,
Mein Onkel, welcher mich wie ſeinen Sohn geliebt,
Entriß mir dieſen Thron, den er mir ſelber giebt?
Nein, Mortimer, du irrſt!

Mortimer. Gut! willſt du mir nicht glauben,
So laß den treuen Freund dir Kron' und Leben rauben! …
Doch denk, entreißt dich kein Mittel der Gefahr,
Daß Eduard, mein Prinz, genug gewarnet war! —
(Er thut, als ob er abgehen wolle, kehrt aber wieder zurück und ſpricht zum Prinzen, der nachdenkend da ſteht.)
Noch eins! ſie werden bald zu dir verwegen dringen,

Um die Verrätherey dir ſelbſt zu hinterbringen:
Verfolgung, Mißgunſt, Haß wird ihnen Farben leihn —
Wie wird die Königinn, und ich geſchildert ſeyn!
Gieb Acht! ich kenne ſie! ſie werden's ſicher wagen,
Daß der Gefangene der König ſey, zu ſagen.
Sie werden heuchleriſch für ihn Erbarmung flehn,
Um dir der Strafe Schwert ſchlau aus der Hand zu drehn;
Und wirſt du nicht geſchwind der Frevler Anſchlag wehren,
Dieß Schwert ſelbſt wider dich und Iſabellen kehren.

Eduard. Was ſoll ich thun? Dein Rath . . . doch nein, ich mag ihn nicht. —
In mir kämpft Lieb' und Haß, die Freundſchaft und die Pflicht.

Mortimer. Die Pflicht gebeut: er ſoll — der Afterkönig ſterben —
Edmund, Lankaſter auch! kurz die, die dein Verderben
In einen Bund vereint: — Folg ihr, Herr, ſtürze ſie!
Bau deinen Thron itzt feſt: denn ſonſt beſteig' ihn nie!

Eduard. Auf Blut ſoll ich ihn baun? Gott! wie beugſt du mich nieder! —

Ich geh' itzt, Mortimer — doch ſuch' ich dich bald wieder!
Denk nach, und zeige mir, kann's ſeyn, ein Mittel an,
Wie man den Thron beſchützt, und ſie noch retten kann!
(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mortimer (allein.)

Geh nur, einfältger Prinz, du haſt das Gift getrunken! —
Wie liegen ſie umher im Todesſchlaf verſunken,
Die armen Sterblichen, die mir ſo trotzig drohn! —
Für euch war nur der Staub, und für mich war der Thron:
Auf euren Leichen will ich dieſen Thron beſteigen,
Und einer ganzen Welt die Macht der Staatskunſt zeigen.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Edmund (allein.)

Nein; länger wart' ich nicht. Der Prinz will mich nicht ſehn?
So will ich ungefragt dreuſt zu ihm ſelber gehn.
Und find' ich kein Gehör: zieht er der Bosheit Lügen
Der Freundſchaft Wahrheit vor: Gut! ſo will ich erliegen! ...
Wer kömmt? — welch Glück! Er ſelbſt —

(Der Prinz kömmt tiefſinnig gegangen, und erſchrickt, da er Edmunden gewahr wird.)

Zweyter Auftritt.

Edmund. Eduard.

Edmund. Wie? — du erſchrickſt vor mir? —
Warum? — Du flieheſt mich, und ach! was that ich dir? —

Laß dich umarmen! — (Eduard tritt zurück, und ſieht ihn unbeweglich an.) Wie? — du weichſt vor mir zurücke? —
Was ſagt die trübe Stirn? was die umwölkten Blicke? —
Wo iſt die Brunſt, mit der du vormals mich umfiengſt,
Mit der du weinend oft an meinem Halſe hiengſt,
Dein ganzes zärtlich Herz in ſanften Stammeln ſagteſt,
Und holden Mißtrauns voll: ob ich dich liebte? fragteſt. — (Der Prinz wird bewegt.)
Du biſt bewegt, mein Prinz? — Auf! öffne mir dein Herz!
Du weißt, ich theilte ſtets mit dir ſo Glück als Schmerz.
Ich bin noch eben der, dein Freund, dein treuer Rather,
Dein Edmund, dein Oreſt, und wenn du willſt, — dein Vater. —
Sprich frey: was fehlet dir?

Eduard. Mir, Edmund? — Nichts; ich kann …
Man trug mir eben itzt den Thron von England an —
Und ich …

Edmund. Und du bedenkſt dich noch ihn anzunehmen?

Wer einen Thron nicht raubt, darf ſich des Throns nicht ſchamen.

Eduard (ſeitwärts.)

Du Schmeichler!

Edmund. Hat dich nicht das Volk und Parlement
An deines Vaters ſtatt zum König längſt ernennt?

Eduard. An meines Vaters ſtatt? ſprich, iſt er noch am Leben?

Edmund. Dir könnte Mortimer die beſte Nachricht geben.
Ganz von Erbarmen leer, von Mitleid ungerührt,
Hat er in Ketten ihn ſehr lang' umhergefuhrt: —
Doch, Prinz, vielleicht iſt er … o wär' er noch vorhanden! —
Man ſagt in dieſer Burg läg' ein Rebell in Banden;
In Nebel hüllet man ſorgfaltig ſein Geſchick;
Lankaſter forſchet nach, wer weiß, dringt nicht ſein Blick
Durch dieſe Finſterniß …

Eduard (ein wenig ſpöttiſch.) Die Müh könnt' er erſparen,
Und wenn er's wiſſen will, es ſelbſt von mir erfahren.

Edmund. Trau nicht! die Nachricht, Prinz, haſt du vom Mortimer.

Eduard. Wie aber, käm' ſie ſelbſt von meiner Mutter her? —
Der darf doch Eduard, ihr Sohn, wohl ſicher trauen?
Edmund. Vielleicht auch nicht, mein Prinz. Den Thron recht feſt zu bauen,
Mußt du ihn auf den Thron der Wahrheit ſelbſt erhöhn,
Mit eignen Händen thun, mit eignen Augen ſehn:
Von blinder Zärtlichkeit dich niemals täuſchen laſſen,
Die Schmeicheleyen fliehn, und Vorurtheile haſſen,
Das Schwert, das man dir giebt, nie fremden Händen leihn,
Im Feld und im Palaſt, dort Held, hier König ſeyn:
Selbſt deinem Buſenfreund nicht ungeprüft erlauben...
Eduard. Das heißt, auch, Edmund, dir darf ich nie ſicher glauben —
Edmund. Ja, auch mir ſelber nicht! — Wie oft! daß man durch Liſt,
Durch Gunſt und Vorurtheil, mein Prinz, betrogen iſt:
Der Erden Weiſeſter wählt nicht die Wahrheit immer,
Und hält für eignes Licht oft bloß erborgten Schimmer.
Eduard. Und alſo dürft ich kaum mir jemals ſelber traun?
Edmund. Dir? ja; — doch mußt du wohl der Sachen Grund durchſchaun.

Hör' und prüf' alles wohl, und wage dann zu wählen,
Was dir das Beſte ſcheint! Geſetzt, du ſollteſt fehlen,
G'nug, wenn nur dir dein Herz den großen Troſt gewährt,
Daß deinen Irrthum dich die Tugend ſelbſt gelehrt. —
Ihr ſeyd ja Sterbliche, ihr Götter dieſer Erden,
Und die um deſto mehr vom Wahn geblendet werden,
Je mehr der feile Sklav des Hofes ſich bemüht,
Wie er der Wahrheit Glanz des Fürſten Aug' entzieht! —
Dein Vater, liebſter Prinz, (o denk' an ihn zurücke!)
Dein Vater untergrub ſo ſeiner Tage Glücke.
Er war nur das Phantom vom königlichen Thron.
Zuletzt war Spencer Herr, wie anfangs Gaveſton;
Ihm, Mißtrauns nie gewohnt, — ein Fehler edler Seelen! —
Befahl ſein Liebling ſtets, und er ſchien zu befehlen.
Du weißt, was folgte? Haß, Verfolgung, Ungemach:
Der König büßete, was Spencers Stolz verbrach!

Eduard. Erinnre mich nicht mehr an meines Vaters Leiden,
Den Fehler wünſch' ich einſt, ich hoff' ihn zu vermeiden.

Edmund. Dieß hoff' und wünſch' ich auch: doch nicht der Wunſch allein

Giebt uns die Sicherheit, auch was man wünſcht zu ſeyn.
Aus Thaten lerne die erſt kennen, die dir dienen:
Oft lauſcht ein tückiſch Herz auch unter frommen Mienen.

Eduard. Und deines — iſt es das, was es in dieſen ſcheint?

Edmund. Was ſagſt du? und wann war ich nicht dein wahrer Freund?
Du weißt, wie wenig mir des Blutes Rechte galten:
Warum? um dir den Thron, um dich ihm zu erhalten!
Selbſt meine Prinzen hab' ich nie wie dich geliebt,
Ein Zeugniß, daß mir mein und dein Gewiſſen giebt!
Sprich, ſchont' ich je für dich Ruh, Ehre, Güter, Leben?
Hätt' ich den Thron gehabt, dir hätt' ich ihn gegeben.
Du haſt ein großes Herz, haſt wahren Heldenmuth,
Du ſcheuſt Gefahren nicht, und ſchonſt gern Menſchenblut,
Und wenn Verräther nicht, nicht Schmeichler dich verführen
So wird die Krone dich, und du die Krone zieren. ...
Doch, warum zweifelſt du an meiner Lieb' und Treu?

Eduard (nach einer kleinen Pauſe, in der er mit ſich zu kämpfen ſcheint, und endlich in voller Zärtlichkeit ausbricht.)
In dieſen Thränen lies, o Edmund, meine Reu! —
Darf ich dich noch einmal an meinen Buſen drücken? —
(Er umarmt ihn.)
Vergieb den falſchen Wahn und fühle mein Entzücken! —
Wie lange hab' ich ſchon der Freundſchaft Glück entbehrt!
Und ohne ſie iſt ſelbſt der Thron nicht wünſchenswerth. —
Ja ja, du biſt mein Freund! Wie fühl' ich mich erheitert
Durch dieſe Zuverſicht, und meine Seel' erweitert!
Ich ſeh's, du biſt mein Freund; ſey es, wie ich es bin!
Lehr du und leite mich, wie ſonſt, auch fernerhin:
Irr' ich, ſo ſtrafe mich; daß nie dein Rath mir fehle!
Sey, was du mir einſt warſt, der Mentor meiner Seele!
Vergieb mir nur dießmal den ſträflichen Verdacht! —
Ein Jüngling fehlet leicht, wenn man ihn irre macht.

Edmund. Dein Fehler war es nicht. Die, die voll Bosheit ringen,
Sich, eh du dichs verſiehſt, auf deinen Thron zu ſchwingen,
Die jeden Freund, der dir mit Redlichkeit gedient,

Von deiner Seite weg zu ſtoßen ſich erkühnt:
Die Ordnung und Geſetz, die Pflicht und Recht verlachen,
Und Mord und Raubſucht bloß zu ihrer Abſicht machen:
Die jeden, den ſie kühn zu Miſſethaten ſehn,
Und zu dem Frevel feil, aus ſeinem Staub' erhöhn,
Ihm Ehr' und Macht verleihn: den Patrioten haſſen,
Und in des Kerkers Nacht zum Tode ſchmachten laſſen:
Die ſinds, die reizten dich, mein Prinz, zu dem Verdacht,
Der dich von mir entfernt, mich dir verhaßt gemacht.

Eduard (unruhig.) Freund, welch ein ſchrecklich Bild! wie ſollt' ich dieſe kennen? —
Wer ſind ſie?

Edmund. Eduard! willſt du, ſoll ich ſie nennen? . . .
Doch nein; du kennſt ſie wohl . . . ah! du entfärbeſt dich! —
Vielleicht beſchloſſen ſie den Blutrath über mich.
Ich weiß, daß ſie ſich längſt ſchon meiner Tugend ſchämen;
Doch werd' ich Laſtern ſtets beherzt die Maske nehmen,
Und ſchmückte ſie dabey der Hoheit Purpurkleid;

Der ſcheut nicht ihren Zorn, der nicht zu ſterben ſcheut. —
Und hält ihr Arm noch hier den König in den Ketten,
So ſterb' ich oder ſie: allein ihn will ich retten.
Sie, Prinz, ſind dir bekannt ſo gut, als ich es bin! —
Er iſt es — Mortimer; es iſt — die Königinn …

Dritter Auftritt.

Iſabelle. Die Vorigen.

Iſabelle, (die ſich nennen gehöret.)
Was thut die Königinn?

Edmund. Braucht man ihr dieß zu ſagen?
Sie kennt ſchon lange gnug den Inhalt meiner Klagen,
Und Edmunds Eifer ſcheut niemals das Tagelicht;
Er ſchrie, er warnt', er bat, allein man hört' ihn nicht.

Iſabelle. Man wünſcht auch, hoff' ich, nie Edmunden anzuhören,
Will man nicht Eintracht, Ruh' und jedes Glück entbehren.

Edmund. Ja, freylich ſcheint man nicht dem Laſter hörenswerth,
Wann es auf Roſen ſchläft und man den Schlummer ſtört.

Iſabelle. Man kennt die Sprache ſchon. So pflegt der Neid zu wüten,
Wann er gebieten will, und doch nicht kann gebieten.
Ganz anders predigt er, ſo lang' er noch geglaubt,
Daß er für ſich allein der Britten Thron geraubt.

Eduard. Gott! welch ein Aufruhr! —
(Zu Edmunden, bittend.) Schweig'!

Edmund (zur Königinn, die zornig auf und nieder geht.)
Nein, ſprich, ſo lang' er glaubte,
Daß nicht die Königinn für Mortimern ihn raubte.
So lang' er noch geglaubt, es ſtritte ſeine Hand
Für Freyheit, und Geſetz, und Prinz, und Vaterland:
So lang' er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an ſich riß, durch ſeinen Muth verfochte:
So lang' er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geſchick
Von Staaten Albions, der Herrſchaft ſchwere Bürde
Den Weiſeſten des Reichs indeß vertrauen würde.
Allein ſobald er ſah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, Mord und Raubbegier den Anſchlag ausgedacht,

Daß man nicht für das Glück des beſten Prinzen ſorgte,
Und zu der Miſſethat frech ſeinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Und ihn voll Grauſamkeit in tiefſten Kerker ſtieß;
Wo man vielleicht noch itzt den Unglückſel'gen quälet,
Wenn unausſprechlich Leid ihn nicht bereits entſeelet ...

Iſabelle. Verwegner! Raſender! entgehe meiner Wuth ...

(Sie will dem Prinzen den Degen von der Seite reißen.)

Edmund. Kühl' in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut!
So lang die Tugend ſeufzt, wag' ich es frey zu ſprechen,
Und ſelber auf dem Thron ſchon' ich nicht das Verbrechen ... (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Eduard. Iſabelle.

Iſabelle. Und du, o Eduard, ſtehſt unempfindlich hier?
Und fühlſt nicht meinen Schimpf? und leideſt nicht mit mir?
Und da Verläumdung, Haß und Bosheit auf mich ſtürmen,

Wagſt du, mein Sohn, es nicht, die Mutter zu beſchirmen?

Eduard. Verzeih, o Königinn! Betäubt und ſchreckenvoll ...

Iſabelle. Wie? Eduard erſchrickt, da er mich rächen ſoll?

Eduard. Ja ſchrecklich war ſein Grimm, ich kann es nicht verhehlen:
Ich zitterte ...

Iſabelle (ſpöttiſch.) Gewiß? — Dieß ziemt auch Fürſtenſeelen. —
O zitterſt du vor ihm, wann er die Mutter ſchilt,
Wie wirſt du zittern, wann ſein Zorn dir ſelber gilt! ...
Auf und verſöhne mich! —

Eduard. Wodurch? —

Iſabelle. Durch Blut und Rache,
Sonſt ...

Eduard. Ach! Du ſelber weißt, was er für unſre Sache
Gethan! mit welcher Treu, in jeglicher Gefahr,
Er uns Berather, Freund, und Schutz und Beyſtand war.
Wenn er ſich itzt vergaß; wie? kann ich es vergeſſen,

Was er für mich ſonſt war?

Iſabelle. Doch kannſt du es vergeſſen,

Wer Er itzt iſt! wer ich?

Eduard. Ich weiß es nur zu ſehr,

Daß du ihn ſtrafbar glaubſt; mir ſagt' es Mortimer.
Beym Eintritt ſchrie er mir ſchon zu: ich ſey verrathen —
Er zeigt' mir eine Reih abſcheul'cher Frevelthater,
Die Edmund ausgedacht; und Untergang und Tod
Sey noch das wenigſte, womit er mich bedroht —

Iſabelle. Und zweifelt Eduard?

Eduard. Ich muß es dir geſtehen:

Edmund ſollt' einen Raub, ſollt' einen Mord begehen?
Hier einen Böſewicht aus ſeinem Kerker ziehn?
Die Krone, die er mir freywillig erſt verliehn,
Durch niederträchtge Liſt für ſich voll Meyneid rauben?—
Und ſagteſt du mir's ſelbſt, kaum würd' ich dir es glauben;
Doch das Vertraun, womit du Mortimern beehrt,
Dieß machte den Bericht mir nicht verachtungswerth.
Edmunden fand ich hier; mit mir ſelbſt unzufrieden

Fand ich ihn ungefähr, ſo ſehr ich ihn vermieden.
Dem Argwohn Mortimers ließ ich itzt freyen Lauf —
Allein er weckte bald die vor'ge Freundſchaft auf,
Gab mir die weiſeſten, die väterlichſten Lehren,
Das Glück des Vaterlands und meinen Ruhm zu mehren …

Iſabelle. Und nahm verrätheriſch, durch niedre Schmeicheleyn,
Dein unbefeſtigt Herz für ſeine Bosheit ein?
Und dichtete von mir die ſchrecklichſte Geſchichte?
Und hielt ſchon über mich und Mortimern Gerichte?
Und du, du willigteſt durch feiges Schweigen ein? —
Ein Mißtrauen, Prinz, wie dieß, kann ich dir nie verzeihn.

Eduard. Vergieb mir … doch auch ihm!

Iſabelle. Was ſagſt du? ihm vergeben?
Die Schande? dieſen Schimpf? eh wollt' ich nicht mehr leben!

Eduard. Sein Eifer …

Iſabelle. Nein, der geht bis zur Verrätherey.
Wer glaubſt du, daß von uns dir mehr verdächtig ſey? —

Hat dich nicht Mortimer, dein Freund, ſchon unterrichtet,
Auf welchen Raub und Mord dein treuer Edmund dichtet? —
Geh nur unwürd'ger Sohn, erflehe ſeinen Schutz,
Und biete Mortimern und deiner Mutter Trutz!
Was ich für dich gethan, iſt dir noch ganz verborgen.
Vergiß die Zärtlichkeit der mütterlichen Sorgen,
Vergiß, daß ich für dich mein Vaterland verließ,
Mich einer ſichern Ruh in Gallien entriß,
Um hier, wo Aufruhr, Haß in ew'gem Kampfe ringen,
Ein halb verlornes Reich dem Sohne zuzubringen? —
Vergiß es, wenn du kannſt, die mächtige Gefahr,
Der ich bey Neid und Haß ſtets ausgeſetzet war,
Und glaube deines Freunds verrätheriſchem Geſchwätze.
Willſt du verblendet ſeyn, ſo ſey es! geh und ſetze
Ihn ſelber auf den Thron! ich gönn' ihm dieſes Glück
Und eile nach Paris, woher ich kam, zurück.

Eduard. Ein blinder Eifer war vielleicht ſein ganz Verbrechen:
Iſt dieß ſo ſtrafenswerth, mit Blut es gleich zu rächen? —
Vergiß nicht deiner Huld! Willſt du ihn nicht mehr ſehn,

Befehl! und ungeſäumt ſoll er vom Hofe gehn …

Iſabelle. Und die Rebellion in die Provinzen tragen,
Dich von dem Throne, mich ins Elend zu verjagen?
Vortrefflich! … doch genug! dir ſag' ich, räche mich,
Sonſt ſprech' ich Mortimern, und alsdann ſprech' ich dich.
Geh! — (Eduard geht voll Verzweiflung ab.)

Fünfter Auftritt.

Iſabelle (allein.)

Aber Mortimer, — was wird mir dieſer rathen,
Als Mord und Untergang? der Innhalt ſeiner Thaten. —
Rechtſchaffner Edmund! ja, du haſt nur allzurecht,
Mein eignes Herz hat dich ſchon oft an mir gerächt! —
Bald werd' ich ohne Zwang des Lieblings Urtheil hören:
„Er ſterbe!“ Banger Tag, wen wirſt du zittern lehren! —
Ich weiß nicht, welche Furcht mein traurig Herz ergreift;
Der Schauer, welcher mich mit kalter Angſt durchläuft,

Der Gram, der auf mir hängt, ein nie gewohntes Zagen,
Scheint mir ein nahes Leid gewiß vorher zu ſagen:
Ich denke nichts als Mord, ich ſehe nichts als Blut,
Bald wein' ich wehmuthsvoll, und bald wein' ich vor Wuth!
Ah! dieſes iſt die Frucht der ungezähmten Liebe . . .
Nein! nur der Gegenſtand der unglückſel'gen Triebe,
Mein Buhler, Mortimer! ach Mortimer! . . . und doch
Liebt Iſabelle dich in deiner Bosheit noch? —
Ja, nur er leitet mich durch zauberiſche Bande:
Zieht mich zum Abgrund hin, des Elends und der Schande —
Mein Ehgemahl! mein Sohn! wie theuer ſeyd ihr mir! . . .
Naht ſich nicht Mortimer? O! ſchnell verſchwindet ihr! — (Geht ihm entgegen.)
Komm, Mortimer, hör' ihn, den Frevler, der es wagte,
Und dich und mich beym Prinz in's Angeſicht verklagte . . .

Sechſter Auftritt.

Iſabelle. Mortimer.

Mortimer. Ich weiß es, Edmund war's. Dieß iſt des Eifers Frucht,
Womit du ihn geſchützt, ſo oft ich ihm geflucht.
Wenn du den Rath gehört, den ich dir längſt gegeben;
So würd' Edmund nicht mehr, nicht mehr Lankaſter leben. —
Ich ſah den Prinzen: ah! er fieng zu weinen an. —
(Spöttiſch.) Geh! tröſt' ihn, wenn er dich vor Schluchzen hören kann.
Ich ſchrie: er müſſe dich und mich an Edmund rächen:
Er ſeufzte, ſah mich an, und konnte nicht mehr ſprechen. —
Nun, kennſt du die Gefahr: ſiehſt, welch ein Sturm uns droht.
Straf' und regiere nicht: ſo fürchte Schimpf und Tod! —
Der Pöbel läßt ſich leicht durch Glanz des Goldes blenden,
Und das Geheimniß hat Lankaſter ſchon in Händen.
Er rennet durch die Burg, ruft jeden Knecht herbey.

Und fragt geheimnißvoll, wer der Gefangne ſey? —
Bey Gott! ich irre nicht, ſchon iſt es ihm gelungen:
Er hat die Wahrheit bald, wo nicht ſchon ganz durchdrungen.

Iſabelle. Unmöglich! dieſe weiß nur Gourney, Galloway,
Tilney und Maltravers, und die ſind uns getreu.

Mortimer. Trau nicht, ſie ſind bekannt durch niederträcht'ge Thaten;
Und wagten ſie es uns den König zu verrathen,
So werden ſie auch leicht, ſo bald ſie Vortheil ſehn,
Was ſie einmal verübt, noch hundertmal begehn, —
Ich ſah' ihn Tilneyn ſchon vorhin vertraulich winken: —
Dafür ſoll dieſer Gifte noch dieſen Abend trinken:
Jedoch er nicht allein, nein auch die andern drey.
Iſt nur der große Mord des Königes vorbey,
So darf man keinem mehr des Lebens Odem gönnen:
Sie ſterben! alle die, die uns verrathen können!
Würd' ich nicht, ich und du ſtets ihre Sklaven ſeyn,
Und unſrer Miſſethat uns jemals ſicher freun?

Iſabelle. So willſt du, Mortimer, die Wuth auf's höchſte treiben?

Mortimer. Ja, und das Urtheil muß der Prinz bald unterſchreiben.

Iſabelle. Das Urtheil? Er?
Mortimer. Warum nicht Er?
— Es muß geſchehn!
Geh, brauche, Königinn, Drohn, Schmeicheln, Bitten, Flehn,
Sonſt ſiehſt du heute mich in meinem Blute liegen:
Itzt muß man ſtandhaft ſeyn, itzt ſterben oder ſiegen.
Iſabelle. Was wird der Vortheil ſeyn?
Mortimer. Was? fragſt du, Königinn?
Ihr Tod iſt dir und mir der ſicherſte Gewinn.
Dann werden wir erſt ganz die Frucht der Liebe ſchmecken!
Dann wird kein Edmund uns, und kein Tyrann uns ſchrecken.
Nichts hemmt die Flammen mehr, die in den Herzen glühn;
Es herrſcht allein dein Sohn, und wir beherrſchen ihn.
Iſabelle. Dieß iſt dein ſtolzes Herz, das nach der Herrſchaft geizet!
Denn wär' es von dem Glück der Liebe nur gereizet,
So kehrteſt du mit mir nach Gallien zurück,
Und wir verſicherten uns dort ein ewig Glück.

Dort ſchrecket uns kein Haß, uns ſchrecken nicht Geſetze:
Wir lebten königlich in dem Genuß der Schätze,
Die ich dem König nahm: dir wär' ich Reich und Thron!
Und ruhig ſchmeckten wir der Liebe ſüßen Lohn.

Mortimer. Bey dieſem Schattenglück wird mir das größte fehlen!
Der Wunſch nach Herrſchſucht iſt der Fehler großer Seelen.
Ja, ich will herrſchen, ja: aus Stolz auch liebt ich dich,
Ehr' dieſen Stolz in mir; gut, ſo verdienſt du mich.

Iſabelle. Der Abgott ſtürzt dich noch. Von ſeiner Wuth getrieben,
Beleidigſt du mich ſtets, und dich kann ich noch lieben?
Der Zorn des Himmels ſelbſt hat mich darzu verdammt. —
Wohlan! ſo mag der Blitz, wenn ja ſein Grimm entflammt,
Da wir in ſtolzer Ruh kein ſicher Glück begehren,
Entrüſtet mich mit dir — ſo mag er uns verzehren! —
Was ſoll ich thun?

Mortimer. Du ſollſt . . . Hier ſieh den ganzen Plan:
Der König muß den Tod vom Prinzen ſelbſt empfahn.
Such' ihm durch Drohn und Flehn das Urtheil abzudringen;
Wo nicht, ſo wird man ihn dazu durch Ränke zwingen
Dieß, Königinn, allein befreyt uns vom Verdacht,
Daß im Rebellen man den König umgebracht.
Edmund, Lankaſter muß im Todesurtheil ſtehen.
Denn überlebten die; ſo wär's um uns geſchehen.
Die Freunde meines Glücks ſind ſchon von mir belehrt:
So bald man im Palaſt den kleinſten Aufruhr hört,
Sind ſie bewaffnet hier: der Zugang iſt bewachet
Und jedes Thor geſperrt: der einzge Nordfolk machet
Mir Unruh, der Soldat iſt ihm geneigt, und er,
Weiß er den Prinzen hier, eilt ſicher gleich hieher.
Doch iſt der Graf von Kent, ſein Bruder hingerichtet,
So wird dem Prinzen leicht von uns was vorgedichtet,
Daß er die Freyheit, ihn zu ſtrafen, uns ertheilt,
Da er nach allem Schein des Bruders Bosheit theilt . . .
Allein was zaudern wir? — Den Anſchlag auszuführen,
Darf man den Augenblick nicht ungenützt verlieren.

Verderben, Rache, Tod, entflammet, ruſtet mich!
Die Opfer ſtehn bereit … Mein Beyſpiel reize dich,
Geliebte Koniginn —

(Geht ab.)

Iſabelle. Verflucht unſel'ge Triebe! —
In welches Labyrinth reißt mich die Wuth der Liebe!

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Edmund. Lankaſter.

Edmund. So lebt mein Bruder noch? o Herr, der König lebt!
Komm und umarme mich: — Mein ganzes Herze [illegible]
Vor Freuden —

Lankaſter. Ja, er lebt; er athmet, heißt dieß leben,
Von Qualen abgezehrt, von Finſterniß umgeben!
Ich ſah ihn, aber kaum auf einen Augenblick.

Edmund. Der Unglückſelige! wie trägt er ſein Geſchick?

Lankaſter. Als König. Er vergab großmüthig dem Verräther,
Und da ſchien ich mir ſelbſt der große Miſſethäter.
Ich warf mich vor ihm hin: „Du biſt's, Lankaſter, du?"
Sprach er mit ſchwacher Stimm': und Troſt ſprach ich ich ihm zu.

„Wie Gott will!“ rief er aus, und küßte mich voll Thränen:
Nach ſeinem Prinzen ſchien er ängſtlich ſich zu ſehnen;
Er fragt' auch dann nach dir und nach der Königinn.

Edmund. O, Freund, was ſäumeſt du? Komm, führ' mich zu ihm hin!

Lankaſter. Nein, Edmund, willſt du nicht den Greis ermordet ſehn. —
Ich ſah ihn; mit Gefahr des Lebens iſts geſchehen!
Tilneyen kauft' ich erſt ſein ganz Geheimniß ab,
Damit er, ihn zu ſehn, mir ſeine Kleider gab.
Er ließ vom Mortimer ſich zu dem Amte dingen,
Dem König insgeheim die dürftge Koſt zu bringen …
O Gott, welch eine Koſt! ein wenig trocken Brod
Und Waſſer!

Edmund. Unerhört! und noch flieht ihn der Tod?

Lankaſter. Ein unterird'ſcher Gang, unmöglich auszuſpüren,
Führt in den Kerker hin durch viel verſchloßne Thüren.
An jeder hält ein Sklav das Schwert zum Streich gezuckt,
Und naht ein Fremder ſich, ſo iſt er gleich zerſtückt.
Ich kauft' itzt Tilneys Amt, und in ſein Kleid verſtecket,

Ward ich beym dunkeln Schein der Lampe nicht entdecket:
Der Himmel ſchützte mich: doch du ſiehſt die Gefahr,
Der ich hier ausgeſetzt, ſo wie der König, war.

Edmund. Auf, laß dem Prinzen uns die Nachricht ſchnell ertheilen!

Lankaſter. Nein, Edmund, laß dich nicht den Eifer übereilen —

Edmund. Der Kerker iſt indeß des armen Königs Grab?

Lankaſter. Vielleicht erhält ihn noch die Hoffnung, die ich gab!
Wer ſoll itzt im Tumult uns und den König ſchützen,
Da um das ganze Schloß des Buhlers Waffen blitzen?
Der Ausgang ſcheint mir ſchon gedoppelt ſcharf bewacht,
Und bey Tyrannen wird der kleinſte Schein Verdacht.

Edmund. Iſt Nordfolk noch nicht da?

Lankaſter. Noch nicht:
Wär' er zurücke!
Doch ſchickt' ich Beaumont fort: mit jedem Augenblicke
Erwart' ich ihn. Man giebt von Allem ihm Bericht,
Und er, ſo bald er kommt, kommt ohne Hülfe nicht —
Doch ſprich, was macht der Prinz? ach! haſt du ihn belehret,

Was hier die Schmeicheley für ſchwarze Bosheit nähret?
Sieht er des Lieblings Stolz, die Wuth der Königinn?
Edmund. Er ſah ſie lange ſchon, doch ſie belagern ihn,
Und treiben Wolken auf, die ihm die Augen füllen,
Und in die tiefſte Nacht den Glanz der Wahrheit hüllen.
Lancaſter, ihre Liſt und Tücken kenneſt du! —
Man ließ mich ihn nicht ſehn, allein ich drang hinzu.
Im Anfang wich er ſcheu vor meinem Kuß zurücke;
Der Gram verdunkelte die liebevollen Blicke,
Mit der der junge Held ſonſt ſeine Freunde grüßt: —
Doch ich erſtickte jetzt die Frucht von ihrer Liſt.
Ein Wort voll Zärtlichkeit erweicht' ihn bald zu Zähren.
Er fluchte dem Verdacht, den er gewagt zu nähren,
Und bat mich reuig, ihm den Argwohn zu verzeihn;
Ich warnt' ihn und — es trat die Königinn herein.
Ganz übermannt von Zorn, wagt' ich's, ſie anzuklagen
Und ihre Schändlichkeit ihr in's Geſicht' zu ſagen;
Sie ſchäumte, wütete — vielleicht gieng ich zu weit:
Allein, du weißt, wie ſchwer man meinem Zorn gebeut,
Wann ich die Redlichkeit und Tugend leiden ſehe,

Und dort des Laſters Glück; dann klag' ich nicht, ich ſchmähe.

Lankaſter. O Freund, zu früh! Was hilft die Kühnheit ohne Macht?
Wie bald erneuern ſie beym Prinzen den Verdacht!
Durch jede ſchlaue Kunſt, mit der der Günſtling heuchelt,
Durch Lieb' und Reiz, mit der der Mutter Schönheit ſchmeichelt,
Befördern ſie ſehr leicht den mächtigen Ruin.

Edmund. Ach leider! allzuſehr liebt er die Königinn.
Sein Herz noch weich, wie Wachs, entfernt von allen Tücken,
Läßt beides, Lieb' und Haß, von ihnen in ſich drücken. . . .
Doch komm, entdecke gleich dem Prinzen ungeſcheut
Die Bosheit Mortimers und ſeines Vaters Leid.
Zeig' ihm das Schreckenbild des Elends und der Schande,
Die Hoheit tiefgedrückt in Staub, beſchwert durch Bande;
Des Laſters ſichern Sieg, dem man nicht zeitig wehrt,
Und eines Prinzen Pflicht, wenn er die Tugend ehrt.

Lankaſter. Wie aber, wird der Prinz auch meiner Nachricht glauben?
Wird mir das Vorurtheil nicht ſein Vertrauen rauben?
Wird er …

Edmund. Nein, zweifle nicht: noch liebt er dich und mich,
Er kennet unſre Treu, und widerſetzt er ſich,
Bricht er mit kühner Hand nicht ſeines Vaters Ketten,
So laß uns mit Gewalt den Leidenden erretten.

Lankaſter. Nur iſt noch nicht Gewalt, bis Nordfolk bey uns iſt! … (Es kommt der Prinz.)
Der Prinz …

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Lankaſter. O Eduard …

Eduard. Lankaſter! — Sey gegrüßt,
Wie lange, ſeit ich dich nicht ſah! —

Lankaſter. Ja, Prinz; indeſſen
Erwarbſt du Ruhm und Sieg!

Eduard. O laß es mich vergeſſen! ...
(Zu Edmund.) Doch Edmund .. (Zu Lankaſtern.)
Freund, verzeih, ein einzig Wort mit ihm!
(Zu Edmund.) Tief ſchmerzet mich noch itzt dein vor'ger Ungeſtüm.
Du biſt mein Oheim: Nie vergaß ich auch die Pflichten,
Die mich die Ehrfurcht lehrt, getreu dir zu entrichten;
Doch laß ich ruhig auch nicht meine Mutter ſchmähn.
Edmund. Und ich kann ohne Zorn nicht Laſter herrſchen ſehn.
Eduard. Edmund! Schonſt du ihrer nicht, ſo ſchone meines Herzens! ... (Zu Lankaſtern.)
Du, Freund, wo warſt du? —
Lankaſter. Ich? In Wohnungen des Schmerzens,
Wo keine Sonne ſtrahlt und keine Freude lacht,
Umhüllt vom dicken Dampf, beherrſcht von tiefer Nacht
Sah ich, — ſo viel ich ſah, — den niedre Feſſeln drücken,
Den Majeſtät und Huld auch noch im Leiden ſchmücken;
Im Kerker ſah ich ihn, wo eine Lampe ſchwach

Und zitternd durch den Rauch verdickter Dünſte brach.
Hier lag er hingedrückt von ſeiner Banden Schwere,
Dem ſtarren Aug' entfiel die wehmuthsvolle Zähre,
Die zitternd niederfloß. Er ſeufzte: „Gott, wie hart!“ …

Eduard. Und wer?

Edmund. Dein Vater …

Eduard. Wer?

Lankaſter. Der König Eduard,

Den ſeiner Feinde Wuth ſchon längſt zu tödten trachtet,
Und der, als ein Rebell, im tiefſten Kerker ſchmachtet!

Eduard. Man will mich täuſchen …

Edmund, (der es gehöret.) Nein; dich täuſchet Mortimer,

Nicht wir: trau' unſerm Leid! wir fühlen, doch nicht er.

Lankaſter. Ja, theurer Prinz; o trau der unverſtellten Thräne! —

Mit Schaudern denk' ich noch die trauervolle Scene.
Als er mich ſah, hub er ſein Haupt, von Krankheit ſchwer,
Und warf den matten Arm um meinen Nacken her,
Und drückte mich, als er mein weinend Aug' erblicket,
Voll Inbrunſt an die Bruſt, und Wang' an Wang' gedrücket,

Floß angenehm vermiſcht in Thränen unſer Schmerz!
Eduard. Ich zittre ... o! wie ſehr verwundeſt du mein Herz!
Und wär's Erdichtung ...
Edmund. Nein; laß dich die Wahrheit rühren!
Und zweifelſt du daran, ſo laß dich überführen.
Lankaſter. Er fragte ſehnſuchtsvoll: wo iſt mein theurer Sohn? —
„Der Himmel, rief er, ſey ſein Schutz und großer Lohn! —
„Er geb' ihm Muth und Glück und lehr' ihn durch mein Leiden,
„Den ächten, wahren Freund vom Schmeichler unterſcheiden! —
„Gerechtigkeit und Treu ſey ſtets in ſeiner Hand,
„Und ſeiner Sorgen Ziel ſein Volk und Vaterland!“
Er betete zuletzt ſogar für ſeine Feinde:
„Sie ſind, ſprach er, noch ſtets, als Unterthanen Freunde“ ...
Edmund (zu Eduarden.) Du weineſt? ach verbirg die edlen Zähren nicht!
Sie zieren, mehr als Trotz, ein männliches Geſicht,

Wenn ſie aus Menſchenlieb' und edlem Mitleid fließen —
Doch hier iſt's nicht genug, nur Thränen zu vergießen.
Auf, waffne dich und uns, folg' uns, und ſteh uns bey,
Und mache, — deine Pflicht — itzt deinen Vater frey.

Lankaſter. Doch greif' erſt Mortimern! ſonſt wär' uns nicht gerathen;
Das Opfer blutete, noch ehe wir uns nahten.

Eduard. Ihr täuſcht mich! Edmund ach! — Ihr täuſcht mich ganz gewiß!
Mein Vater, den ſo früh das Schickſal uns entriß,
Der mich ſo ſehr geliebt, den ich ſo oft beweine! —
Nein, nein! es ſchlafen längſt die heiligen Gebeine;
Wo nicht, ſo nährt ihn doch ein weit entfernter Ort! …
Der Königinn entfloh er ja zu Kennelworth?
Und ſie, die mir ſo oft ſein Schickſal hilft betrauern,
Wußt' ihn, und fand' ihn nicht, verſperrt in dieſen Mauern,
Da Mortimer ihr Freund, Rath und Vertrauter iſt?
Sie weiß, ich weiß es auch, wen dieſe Gruft umſchließt.

Edmund. Sie weiß es, doch nicht du! Wie lange ſoll die Tugend
Ein Raub des Laſters ſeyn? — Prinz, deiner tapfern Jugend

Fehlt die Erfahrung noch; leichtgläubig läſſeſt du
Den Schmeichler, wie den Freund, zu deinem Herzen zu:
Dieß Herz, unſchuldig, gut, von Mißtraun unbeflecket,
Glaubt jeder Maske leicht, womit die Schuld ſich decket;
Es glaubt dem Mortimer, es glaubt der Königinn.

Eduard. Vergiß nicht, daß ich Sohn von Iſabellen bin!

Lankaſter. Die Allmacht ſtrafe mich, wo wir dich hintergehen,
Wo ich den König nicht mit Augen ſelbſt geſehen! —
Du kennſt Lenkaſtern, Prinz, er fürchtet ſeinen Gott,
Liebt ſeinen König treu, und ſcheuet nicht den Tod.
Sprich, warum ſollt' ich dir von deines Vaters Leben
Den fälſchlichen Bericht, den du darfſt prüfen, geben?

Eduard. Und warum Mortimer? was hülf' ihm dieſe Liſt?

Edmund. Weil er den König haßt, und ein Verräther iſt.
Weil die Gerechtigkeit alsdann nicht ſchweigen möchte,
Wenn hier dein Vater ſelbſt ſein Leiden vor dir brächte:
Weil er den Staat beraubt, und durch ſchandbaren Rath

Die Redlichſten verführt, dann unterdrücket hat;
Weil er …

Eduard. Halt ein! ihn muß die Königinn auch kennen:
Sollt' ihre Klugheit ihm ſo viele Macht vergönnen?
Sie ſah' die Bosheit ein, und ſie verſchwieg' ſie mir?
Dieß glaub' ich nimmermehr, und glaubt' ich alles dir.

Lankaſter. Edmund, komm fort, genug! itzt ſtirbt vielleicht der König!
Hier gilt nur Schmeicheley, und Redlichkeit gilt wenig.
Verliere nicht mit mir die Zeit durch bloß Geſchwätz;
Es ſey uns unſre Pflicht das heiligſte Geſetz!
Schütz' ihn nebſt mir getroſt vor jenen Mörderpfeilen,
Und laß uns die Gefahr, doch auch die Ehre, theilen.

Edmund. Lankaſter, welch ein Ruhm, der Unſchuld Retter ſeyn,
Wann Bosheit und Gewalt ihr das Verderben dräun! …
Gedenk an uns, o Prinz! dann wird es dich gereuen,
Wann deinen Fehler dir dein Vater ſoll verzeihen!
Allein verfolgt uns ein ungerechtes Glück,
Alsdann räch' unſern Tod, beweine dein Geſchick,
Und herrſche glücklicher, als der, mit dem wir ſterben!
Flieh Mortimern, in ihm entfliehe dem Verderben! —
(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Eduard (allein.)

Gott! ich bin außer mir! Ah, was hab' ich gehört?
Iſt's Wahrheit? iſt's Betrug? Wer zeigt es mir? wer lehrt
Aus dieſem Labyrinth mich einen Ausgang finden,
Wo Wahrheit und Betrug auf gleichen Schein ſich gründen!
Die Mutter — Mortimer — Nein, alles ſpricht für ſie …
Doch Edmund und ſein Freund, betrogen ſie mich je? —
Befleckt' je ein Verdacht ihr unbeſcholtnes Leben?
Wer hat mir dieſe Macht, wer mir den Thron gegeben? …
Lankaſter ſprach ihn ſelbſt! — Gott … aber Mortimer,
Sagt' er den Morgen nicht mir alles ſchon vorher? —
Und Edmund … ah! ich ſoll nicht fremder Nachricht trauen,
Nicht ſelber ihm, nicht mir: nein, ſehn und ſelbſt durchſchauen:

So ſey's ... (Iſabelle erſcheint.) Die Königinn! — O Vorſicht, gieb mir ein,
Weß Rath ich hören ſoll, nicht ungerecht zu ſeyn?

Vierter Auftritt.

Eduard. Iſabelle.

Iſabelle. So! waren ſie bey dir die Frevler, die Rebellen?
Verklagten Mortimern, und mit ihm Iſabellen,
Eröffneten das Grab, bereiteten den Tod,
Den ſie uns — und vielleicht auch dir ſchon längſt gedroht?
Dir, dir, mein Sohn, ach! dieß verwundet meine Seele!
Du biſts allein, um den ich mich ſo ängſtlich quäle,
Du einzger Ueberreſt von meinem Ehgemahl! —
Für dich ſtarb' Mortimer, wie ich, wohl hundertmal.
In dir lebt Eduard, in dir mein ganzes Glücke!

Eduard (ganz tiefſinnig.) O Mutter! rufe nicht des Vaters Leid zurücke!
Noch iſt mein zärtlich Herz von ihm, ganz von ihm voll! —
Hilf, rathe, lehre mich, wie ich ihn retten ſoll

Iſabelle (beſtürzt.) Wen? deinen Vater? —
Sohn! Dein Mitleid iſt vergebens:
Itzt gleich vernehmen wir das Ende ſeines Lebens!
Eduard. Er ſtarb! im Kerker? wie? — wer iſt die Mörderhand?
Iſabelle. Du irreſt, Prinz. Man macht von Cornwall uns bekannt:
Ein Körper ſey daſelbſt vor kurzem angeſchwommen;
An allem habe man den König wahrgenommen.
Ah der Unglückliche! Man fügt die Nachricht bey,
Daß in der Näh' ein Schiff durch Sturm geſcheitert ſey. —
Vermuthlich floh er da den Undank ſeiner Britten,
Von deren Zorn er mehr, als er verdient, erlitten;
Mein Gott! blieb er bey uns —
Eduard. So fällt die Hoffnung hin,
Mit der ich hier getäuſcht von meinen Freunden bin? —
Das Glück war allzugroß: kaum konnt ich es begehren. —
Gern weint' ich auf ſein Grab noch treuer Liebe Zähren —
Iſabelle. Sein Körper, ich befahl's, wird zu uns hergebracht,

Er koniglich verſenkt, ſein Grabmaal ſtolz geziert.
Ich ſelbſt will offentlich bey ſeiner Leich' erſcheinen;
Mein Auge ſoll daſelbſt, wie meine Seele weinen.
Ein feyerlicher Tag ſey jährlich ihm geweiht! —

Eduard. Du ſahſt, Lankaſter, ihn? du ſchwurſt mir einen Eid?
Und Edmund? — Labyrinth! je weiter ich mir gehe,
Um deſto ſchwerer ich den Ausgang vor mir ſehe. —
Lankaſter! — Edmund! — Du, mein Vater! — Koniginn,
Hilf, ſage mir! von wem? wie ich verrathen bin!

Iſabelle (unruhig.) Von wem? Du fragſt von wem? — Wer iſt bey dir geweſen? —
Willſt du hier den Beweis mit eignen Augen leſen? —
Lies! Tilney gab mir dieß. — Iſt dir die Hand bekannt? (Zieht einen Brief hervor.)

Eduard (ſieht ihn an.) So deucht mir — dieſer Zug iſt von Edmundens Hand! — (Er lieſt.)
„An den Gefangenen im Kerker des Schloſſes bey Briſtol.“
„Du ſeyſt auch wer du ſeyſt! der Ruf hat uns geſagt,
„Daß du es kühn in der Provinz gewagt.

„Dich König Eduard zu nennen.
„Wir möchten dir wohl deine Freyheit gönnen. —
„Noch einmaal ſpiel die Rolle! ſpiel ſie gut!
„Wir unterſtützen deinen Muth.
„Die Königinn und Mortimer muß ſterben!
„Ob Edmund noch dem Thronerben
„Das junge Leben läßt, kömmt dann
„Auf Zeit und ſein Betragen an.
„Noch achtet man des Knaben wenig: —
„Genug! du ſagſt, du ſeyſt der König,
„So bald man dich aus deinem Kerker zieht,
„Daß, wann der Pöbel dich in deinem Elend, ſieht,
„Das Mitleid ihn zur Rache mög' erhitzen:
„Man wird dich ſicher ſchützen,
„Und hunderttauſend Pfund ſind dein! —
„Noch heute wird man dich befreyn.

Edmund Graf von Kent.
Graf von Nordfolk.
Lankaſter.

Eduard (läßt den Brief vor Schrecken fallen.)
Ach! welch ein Donnerſchlag ſtürzt meine Hoffnung nieder!
Ein Stral des Troſtes glänzt und er verſchwindet wieder! —

Mein beſter Vater todt? und ihr Verräther, ihr!
Ihr meine Freunde? Gott! wem trau ich ferner!
Iſabelle. Mir,
Mir, deiner Mutter. Sprich! haſt du von erſten Jahren
Der Kindheit, meine Lieb' und Treu nicht g'nug erfahren?
In meinen Armen ſchütz' ich deinen Thron und dich:
Und zielt die Wuth nach dir, ſo treffe ſie erſt mich!
Ich will dir Vater, Rath, und Freund, und Oheim werden:
Allein vertilg' mit mir erſt dieſes Gift der Erden.
Ihr Undank! ihre Wuth ...
Eduard. Ihr Meineid, ſchwarz wie Nacht,
Die niedre Schmeicheley, der ſchändliche Verdacht,
Die Bosheit in das Kleid der Freundſchaft eingehüllet,
Der falſchen Hoffnung Dunſt, womit ſie mich erfüllet ...

Iſabelle. Was giebt dir, Eduard, dieß für ein Urtheil ein? —

Eduard (nach einer kleinen Pauſe.) Nicht auch ſo undankbar, ſo falſch wie ſie zu ſeyn.

Sie mögen unter ſich das Glück der Herrſchaft theilen;
Des Himmels Strafe wird ſie bald genug ereilen.

Iſabelle. Mein Prinz, der Himmel ſelbſt, der uber dich gewacht,
Gab dir das Richterſchwert; zu ſtrafen, Recht und Macht:
Die Pflicht der Konige iſt Bosheit zu beſtrafen. —
Soll die Gerechtigkeit auf deinem Throne ſchlafen,
So ſage mir, daß du des Thrones würdig biſt!

Eduard. Doch denke, Koniginn, wer Edmund, Nordfolk iſt!
Sonſt Freunde — itzt nicht mehr! doch immer Blutverwandte,
Ach! deren Liebe nie mein Herz als itzt verkannte! —

Iſabelle. Und Sohn! um deſto mehr der ſchärfſten Strafe werth,
Je mehr ſie Pflicht und Blut das Gegentheil gelehrt!
Griff ihre Räuberfauſt nach mir vertrauten Kronen;
Dann würd' ich ſelber nicht Gemal, nicht Vater ſchonen.

Eduard. Wie? Kronen, Königinn, um einen Vater? nein;
Gieb jenen mir zurück, ſein Sklave will ich ſeyn.

Und was war Edmund mir? was Nordfolk? was Lankaſter?

Iſabelle. Biſt du der Tugend Freund, ſo ſtrafeſt du das Laſter,
Und fragſt nicht wer ſie ſind; diß ſchmückt, erhebt den Thron;
Und Rom iſt niemals Rom, ſtraft Brutus nicht den Sohn.

Eduard. Doch ich will ihnen gern die Herrſchaft überlaſſen.

Iſabelle. Soll dich Britannien verachten, ſchmähen, haſſen? —
Den Thron, ein frey Geſchenk, das dir der Britte giebt,
Weil er in dir, mein Prinz, des Reiches Hoffnung liebt,
Den Thron, den kannſt du nicht, den darfſt du nicht vergeben.

Eduard. So nehm' ihn, wer da will, und koſtet es mein Leben,
So mag ich nicht den Thron, wenn anverwandtes Blut
Ihn erſt begießen ſoll.

Iſabelle (ſpöttiſch.) Ha! welch ein Edelmuth!
Auf Koſten meines Bluts willſt du den Thron verlieren? — —

O rührt dich nicht dein Glück, ſo laß dich meines rühren!
Lies, lies es noch einmal! Ich; deine Mutter, ich
Soll erſt getödtet ſeyn: dann kömmt die Reih an dich.
Wähl! Tod und Leben liegt vor dir: wag' es, und ſchone,
Und du ermordeſt mich, verliereſt deine Krone,
Vielleicht dein Leben ſelbſt ... O großmuthsvoller Sohn!
Um einen falſchen Freund, die Mutter und den Thron?
O großmuthsvoller Freund! für deines Lebens Feinde,
Den treuen Mortimer, den beſten deiner Freunde? —
Sey ſtolz auf dieſen Sieg! das Einzge fleh' ich dich,
Damit du ſie verſchonſt, ſo tödte — tödte mich ...
Du zitterſt?

Eduard. Ach! halt ein, mir noch mehr Gift zu geben.
Ein Dolch iſt jedes Wort, und raubet mir ein Leben.
Gott! Gott! was ſoll ich thun? — Die ganze Seel' in mir
Bebt: — Mutter, Königinn! — ſieh mich gebeugt vor dir!
Vergieb der Zärtlichkeit! laß Thränen dich erweichen!

Gewähr von deiner Huld mir nur dieß einz'ge Zeichen
Und übergieb mir nicht das traurige Gericht! —
Ja; — tödte du sie selbst: nur sage mir es nicht!
Ihr Name brennet mich wie Feuer in dem Herzen,
Und itzt schon tödtet mich fast das Gefühl der Schmerzen.
Erbarm' dich! strafe sie! Kannst du sie nicht befreyn,
So laß nur deinen Sohn nicht ihren Henker seyn ...
Du weinst? — ach möchte dich mein Schmerz, ihr Unglück rühren!

Isabelle (seitw.) Wenn Mortimer nicht kömmt, so werden wir verlieren. ...
(Zu ihm.) Dein Mitleid, Sohn, durchdringt mein mütterliches Herz,
Ihr Unglück rühret mich, noch mehr dein eigner Schmerz:
Allein, wie soll man da, der Pflicht zu strafen wehren,
Wo es Gerechtigkeit und Sicherheit begehren?
Dir Eduard, nur dir gab sie der Rache Schwert,
Und wer es dir entreißt, der ist des Todes werth! ...
Hier unterschreibe nur dieß Blatt: — (Sie giebt ihm bittend ein Blatt Papier mit den Namen.) So ist's geschehen:
Erst der Gefangene ...

Eduard. Nein, den will ich erst sehen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer.

Mortimer. Aufruhr! Rebellion! Mord! Untergang und Tod!
Prinz, eile, ſtrafe, gieb ohn' Aufſchub dein Gebot,
Das die Rebellen ſtürzt. Der Tod iſt dir geſchworen;
Noch einen Augenblick, ach! ſo ſind wir verloren!
Lankaſter ſtürzt voll Wuth nach dem Gefangnen hin:
Edmund ſchreyt durch die Burg: „es ſterb' die Königinn
„Und es leb' Eduard, doch Eduard der Zweite!
„Im Kerker lebt er noch, und ſchnell wird er die Beute
„Der Mordſucht ſeines Sohns" — Graf Nordfolk iſt auch nah,
Eh wir das Urtheil noch vollziehn, ſo iſt er da:
Mit ihm wird aus der Stadt ein Heer Verräther kommen,
Und ſchon hat man den Staub vom Thurme wahrgenommen.
Prinz! deinen Namen! — —

Eduard (nimmt die Feder, die ihm Mortimer reichet, und will das Blatt unterſchreiben, er läßt ſie aber der Hand wieder entfallen. Mortimer hebt ſie auf.)
Ach!

Die Noth iſt dringend ...

Eduard. Nein,

Die Hand verſagt den Dienſt ...

Mortimer. Prinz, ſchreib'!

Eduard. Es kann nicht ſeyn!

Iſabelle. Es kann nicht ſeyn? — O Sohn! ſo bin ich denn verloren?
Freywillig übergiebſt du die, die dich geboren,
Den Freund, der dich geliebt, dein Volk, dein Vaterland,
Den Thron und ſelber dich in deiner Feinde Hand? —
Es ſey! ich will dich nicht mit Bitten mehr beſchweren:
Doch wann du flehen wirſt, ſo werd' ich auch nicht hören ... (Zum Mortimer.)
Komm Freund, vielleicht gelingt zur Rettung ein Verſuch!
Wer meinen Rath verſchmäht, der fühle meinen Fluch —

Mortimer. Ich folge —

Eduard. Königinn! du willſt? — Wohlan, ſo reiche
Mir das unſel'ge Blatt ... (Er nimmt es und ſchreibt.)
Gott! ſo viel Donnerſtreiche,

Als Namen! — Da, hier nimm! — laß mich es nicht mehr ſehn!
Ich unterſchrieb den Fluch, den du … Es iſt geſchehn!
(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Iſabelle. Mortimer.

Iſabelle. Da, Wütrich, kannſt du nun der Unſchuld Opfer ſchlachten:
Vielleicht lern' ich dich noch, gelingt es dir, verachten!

Mortimer. Itzt biſt du, Königinn, ganz meiner Liebe werth!
Ha, dieſes ſchützet uns, wenn ſich das Volk empört. —
Sie ſind ſchon feſt, ihr Blut wird itzt vielleicht ſchon fließen,
Und du ſollſt bald mit mir des Mordes Frucht genießen.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eduard (alleine).

Umſonſt! umſonſt ſuch' ich den Frieden, der mich flieht;
Ach! mich verzehrt die Angſt, die in der Seele glüht!
Was that, was ſchrieb ich itzt? — Ein Todesurtheil! — weſſen?
Edmunds, Lankaſters! Ah, noch mehr! das Urtheil deſſen,
Deß Schuld ich nicht geprüft, den ich ſelbſt nicht geſehn?
Gott, richteſt du auch ſo; wie wird es mir ergehn! —
Wie, wenn der Schuldige … Gedanke voller Grauen!
Wenn er mein Vater wär? Sollt' ich nur Worten trauen? —
Wie! wenn die Mutter ſelbſt von ihrem Mortimer,
Der ſeinen Stolz ſo oft verrieth, betrogen wär'? — —
Ah! die Bezaubrung weicht, es ſteigt der Tag hernieder!

Dich ſeh' ich Edmund ganz in deiner Unſchuld wieder!
Ich bin verrathen ... ſtill! Was hör ich? welch Geſchrey! —
Iſt's nicht Lankaſters Stimm'? — O Vorſicht! ſteh' mir bey!
Vielleicht entreiß' ich noch die Tugend dem Verderben,
Und iſt's zu ſpät, o Gott! ſo gieb mir Muth zu ſterben! — (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Seewald. Nordfolk.

Nordfolk. So kam ich darum an, damit ich grauenvoll
Zween Brüder ſterben ſehn, und ſie nicht retten ſoll ...
Und dich Lankaſter auch, mit dem mein Herz ſich theilte? —
Weh mir, daß ich ſo lang' Euch beyzuſtehn verweilte!
O Freund! du ſaheſt ſie, die Scene voller Tod,
Vom königlichen Blut, vom Bruderblute roth!
Noch ſah ich Edmunds Geiſt auf ſeinen Lippen ſchweben ...
Wo warſt du ew'ge Macht, die du der Fürſten Leben

Mit deinen Flügeln deckſt? Warum ſchlieft ihr in Ruh?
Euch, Blitz und Donner, ſchrie ja laut die Unſchuld zu!
Seewald. O Nordfolk! laß uns nicht der Vorſicht Wege ſtrafen!
Die Rache Gottes kann und wird nicht ewig ſchlafen.
Doch, Graf, wie kömmt's, daß man ſie nicht gerettet hat? —
Nordfolk. So bald mir Edmund ſchrieb, entfloh ich gleich der Stadt.
Es folgten Freunde mir, nebſt einigen Soldaten:
Doch dieß war zweifelsfrey ſchon Mortimern verrathen.
Es war die Burg beſetzt, der Zugang ſchon geſperrt,
Doch wir eröffneten ihn durch Gewalt und Schwert:
Zween Ritter mir getreu, und tapfer in dem Streite,
Zween Ritter fielen ſelbſt getödtet mir zur Seite.
Bald kämpfte Mortimer, bald wollt' er uns entfliehn,
Mein Schwert verſchont' ihn noch; mit Fleiß erhielt ich ihn.
Ihm ſoll bald das Geſetz ein ſchrecklich Urtheil ſprechen,
Und durch ein Henkerſchwert büß' er ſelbſt ſein Verbrechen!
Der Tod des Kampfes wär für ihn zu edel; nein,

Die Todesart kann nie für ihn zu ſchändlich ſeyn.
Ich ließ das ganze Schloß mit meiner Macht umringen,
Und der Verräther viel in tiefſten Kerker bringen:
Wen glaubſt du, theurer Greis, den ich hier ſterbend
fand? —
Den König! kraftlos reicht' er mir die ſchwache Hand,
Mit Inbrunſt drückt' er ſie, und ſeufzt'! Ich ſchwieg
und weinte:
Er hob ſich, da er noch die letzte Kraft vereinte,
Und faltete die Hand, und betete und — ſtarb.

Seewald. O Schmerz! war dieß das Glück, das
ihm der Thron erwarb? —
Dringt, eitle Sterbliche, nach dieſen ſtolzen Höhen,
Hier könnet ihr ein Bild der ird'ſchen Größe ſehen!

Nordfolk. Von dieſem Schreckensort flieh ich be-
täubt zurück.
Edmunden ſuchte dann mein thränenvoller Blick,
Als im Vorübergehn ich an den untern Stufen,
Bey meinem Namen ich mich röchelnd hörte rufen. —
Ach, Edmund war es ſelbſt! mein zweyter Bruder, Er!
Der beſte, weiſeſte! — Sein Blut floß um ihn her.
Des Arztes Sorgfalt hab' ich ihn zwar übergeben:
Doch wird er ganz gewiß den Abend nicht erleben.

Dem jungen Eduard wünſcht' er noch zu verzeihn,
Und bat mich ſtammelnd, ihm an Vaterſtatt zu ſeyn.
Ach! er entſchuldigt ihn! ich ſoll die That nicht rächen?
Allein, das Bluturtheil verräth uns ſein Verbrechen.
Die Thäter zeigten mir's, und ſchützten ſich damit.

Seewald. Nein, Nordfolk, glaub', es war ein übereilter Schritt!
Ich kenn' ihn, wie du mich: er war gewiß betrogen,
Zur Tugend hab' ich ihn in meinem Schooß erzogen;
Er liebt Gerechtigkeit, Gott und Religion,
Und durch Betrug und Mord erkauft er nie den Thron.

Nordfolk. Ich hoff' ich wünſch' es auch. Ich lieb' ihn, wie mein eigen;
Und iſt er ohne Schuld, ſo wird es ſich bald zeigen;
O lebte wenigſtens Lankaſter! aber er
Und Edmund waren die, auf welche Mortimer
Und ſeine Rotte gleich die erſte Wuth gerichtet:

Seewald. Dank ſey's dem Ewigen, der ihren Rath vernichtet!
Um jungen König war's, es war um Thron geſchehn...
(Er wird das Blatt gewahr, das die Königinn zu Ende des vierten Aufzugs dem Prinzen gegeben, und welches er fallen laſſen.)
Doch welch beſchrieb'nes Blatt erblick' ich hier? —
(Er hebt es auf.) Laß ſehn! —

(Nachdem er es geleſen.) Ah! kann ein Sterblicher die Bosheit höher treiben? —
Sieh, was den Prinzen trieb, das Bluturtheil zu ſchreiben! (Er giebt es dem Nordfolk.)
Lies die Verrätherey, ſchwarz wie die ew'ge Nacht;
Die Hölle hat ſie ſelbſt, kein Menſch hat ſie erdacht.

Nordfolk, (der es geleſen.) Ha, der Verräther Pfeil gieng auch nach meinem Leben.

Seewald. Auch Dank der Vorſicht! Dank! die es nicht zugegeben!
Zum mindſten iſt der Sieg der Bosheit halb entwandt.

Nordfolk. Die Diener ihres Zorns ſind all' in meiner Hand;
Nur das verfluchte Paar, die ſich ſo ſchändlich lieben,
Sucht athemlos die Flucht, von Angſt umher getrieben;
Umſonſt! ſie ſollen nicht gerechter Rach' entfliehn:
So bald ich nur befehl', ergreift man ſie und ihn. —
Dem Prinzen muß man auch nicht ſeinen Irrthum gönnen;
Er muß den Vater noch, den man ermordet, kennen:
Sonſt blieb des Jünglings Bruſt der Zweifel immerdar,
Ob der Gefangene ſein wahrer Vater war?
Den Körper laß' ich ſelbſt hier in ſein Zimmer tragen.

Dieß lehrt ihn fernerhin der Schmeichler Rath entſagen.
Durch unverſtellte Reu zeig' er uns allen an,
Wie ſehr die That ihn ſchmerzt, die man ihm abgewann.

Seewald. Der unglückſel'ge Prinz! Mich jammert ſein Geſchicke;
Jedoch der Weichheit Schuld iſt ſtets ein widrig Glück.
Es kömmt die Königinn! — Geh Nordfolk, laß mich ſehn,
Ob ihr Gewiſſen noch ſich wagt zu widerſtehn. —

(Nordfolk geht auf der einen Seite ab; Seewald tritt auf die Seite, daß ihn die Königinn nicht gleich gewahr wird.)

Dritter Auftritt.

Iſabelle. Seewald.

Iſabelle. Wo eil', wo flieh' ich hin in dieſen Todes-Scenen?
Ich höre nichts, als Fluch, ich ſehe nichts, als Thränen!
Das Schrecken ſucht mich auf, mich jagt die Angſt umher.
Verruchte, abſcheul'ge That! Verfluchter Mortimer!
In mir entflammeſt du ein unverzeihlich Feuer.
O Abgrund öffne dich, verſchling' ein Ungeheuer.

Bayerische Staatsbibliothek

Das Ehebruch, und Raub, und Mord, und Blut befleckt!
Ihr Mauern dieſer Burg ſtürzt über mich, bedeckt,
Bedeckt die Buhlerinn! Verzweiflung, Tod und Rache!
Weh mir, wo flieh' ich hin! Wer führt der Mörder Sache? —
Umſonſt; ſie folgen mir bis zu dem Abgrund nach!
Ach Ehgemahl! ach Sohn! Lankaſter! Edmund, ach! . . .
(Sie wird den Erzbiſchof gewahr.)
Wen ſeh' ich! — biſt du's, Greis? kommſt du mich zu verdammen?
Ah! ich bin ſchon verdammt, ich fühle ſchon die Flammen
Der furchtbarn Ewigkeit! weißt du nicht, wer ich bin? —
Was will ein Heiliger bey einer Mörderinn?
Fleuch! fort von mir! Zurück! weg, weg mit dem Geſichte!
Mir predigt jeder Blick die ſchändliche Geſchichte
Von meiner Miſſethat! Fort! wirf ſie mir nicht vor!
Der Sterbenden Geſchrey füllt mein erſchrocknes Ohr,
Und mein zerfleiſchtes Herz kämpft ſchon mit ew'gen Qualen,
Womit ich meine Schuld, die Blutſchuld ſoll bezahlen!

Seewald. Dieß iſt des Laſters Lohn, ſchandbarer Wolluſt Frucht;

Das ew'ge Strafgericht hat dich nun heimgeſucht!
Wie oft, ach! fleht ich dich, einmal zurückzukehren;
Allein du wollteſt nur Syrenenſtimmen hören.
Dem Buhler folgteſt du, flohſt deinen Ehgemahl,
Und ſahſt geruhig zu, wie er den Thron ihm ſtahl;
Verführteſt deinen Sohn, der kühn nach Ruhme jagte,
Daß er der Tugend, Lieb' und Menſchlichkeit entſagte...

Iſabelle. Du leugſt, betrogner Greis; nie, nie entſagt' er ihr,
Sein Herz, ſein Leben pries, wie du, die Tugend mir;
Doch ich, verfluchtes Weib, entriß den jungen Händen
Die Schandthat: ach! wo wird ſich meine Qual einſt enden? ...
Haſt du noch einen Troſt für eine Königinn? —
Was? — Eine Mörderinn und Ehebrecherinn,
Für ſie, der Menſchheit Schimpf, für mich! für Iſabellen?
Umſonſt, umſonſt! Nur Fluch! Auf, donn're mich zur Höllen!
Und reizt die Miſſethat nicht Heilige, wie dich,
Verfluche, tödte mich, aus Mitleid tödte mich! —

Seewald. Gott! —

Iſabelle. Wagſt du es mit mir? von ihm mit mir zu ſprechen?
Auf! laß ihn meine Schuld durch ſeine Blitze rächen!
Hörſt du nicht das Geſchrey, das von der Erde ſteigt,
Das ängſtlich wider mich von meiner Schande zeugt,
Und Rache, Rache! ruft? Ach! ſollt er es nicht hören?
Fort! laß mich ſeinen Grimm zu Staub, zu Nichts verzehren!
Wie mächtig brennt ſein Zorn! o ſchreckenvoll Gericht!
Und dennoch gleichet es noch meiner Schandthat nicht:
Ach! wer verbirgt mich! Wer? ...
Seewald. Fall' reuig vor ihm nieder!
Durch Buße findet man nur ſeine Gnade wieder.
Iſabelle. Geh! geh Einfältiger, mit deinem frommen Rath!
Du kennſt die Große nicht von meiner Miſſethat.
Ich will, ich kann es dich, mit Schrecken dich es lehren:
Dann, dann verſuch's einmal, wag's mich noch zu bekehren!
Mir iſt der Himmel feind: ich bin der Erde Laſt,
Selbſt durch mein Herz verdammt, iſt mir der Tag verhaßt:
Da ſcheint kein Friede mehr in die verruchte Seele!

Ach! finſter, traurig, ſchwarz, öd wie des Grabes-Höhle ...
Des Grabes Höhle? Nein, hier iſt noch Troſt; die Ruh,
Ach ſchaff'! ach ſchaffe ſie! Sey du mein Retter, du!...
Wer wehrt mirs ...

Seewald. Königinn! Du fühlſt genug der Leiden;
O ſuch' den ſchrecklichen Gedanken zu vermeiden!
Glaubſt du, daß dieſer Tod des Daſeyns Scene ſchließt?
Daß nicht ein Auftritt noch jenſeit des Grabes iſt?

Iſabelle. Ja, häufe meine Qual! Laß alles Gift mich trinken!
Laß tiefer, tiefer noch mich in den Abgrund ſinken!
Vergebens öffn' ich mir das ſchauervolle Grab,
Das ſchrecklichſte Gefühl ſtürzt ſich mit mir hinab!
Von blaſſen Geiſtern ſeh ich mich verfolgt, umgeben;
Ach! röchelnd ſodern ſie von mir zurück ihr Leben!
Fallt, Hügel, über mich! verbergt mich ſelbſt vor mir...
Greis, ich beſchwöre dich! ...

Seewald. Nein, büße willig hier!
Fall' itzt dem Ewigen mit Thränen in die Arme,

Für dich fleh' ich zu ihm, daß er ſich dein erbarme ...
(Geht ab.)

Iſabelle. Nenn' ihn, den Ewaen nicht, ah! der Gedank' iſt Pein!
Sein Nam' iſt ſchrecklich! — mir? kann mir ein Retter ſeyn? ... (Es kömmt Mortimer.)
Ha, Mortimer ...

Vierter Auftritt.

Iſabelle. Mortimer.

Iſabelle. Entfleuch! Hinweg du Ungeheuer!
Hinweg du Mörder! flieh! dein Blick iſt tödtend Feuer!
Weg! an dir ſtrömt das Blut von meinem Ehgemahl,
Ermorde nur auch mich; noch raucht der blutge Stahl!
Ermorde mich! ſonſt flieh! —

Mortimer. Ich fliehn? ich kann nicht fliehen —
Wie gerne wollt' ich mich der Feinde Wuth entziehen!
Verfolgt, bekämpft, umringt, von aller Hülf' entblößt,
Erwart' ich hier den Dolch, der meine Bruſt durchſtößt!
Da lauern ſie auf mich an den verſchloßnen Thüren: —
Könnt' ich mein Leben nicht im Streite noch verlieren?

Umſonſt! unthätig ſtürmt ihr Fluch mich nur zurück
Und tauſend Qualen droht mir jedes Sklaven Blick!
Verdammtes Schickſal! Ha, der Klugheit ſo zu lohnen?
Du giebſt mir Beil und Strick, und du verſprachſt mir Kronen!

Iſabelle. Ach! warum traf ſein Blitz nicht dich und mich zuvor?
So ſtieg zum Himmel nicht der Rache Stimm' empor:
So wären wenigſtens wir nicht zu Mördern worden …
Ha! dieſes fehlte noch zur Schandthat, zu ermorden,
Ja! zu ermorden — wen? den frommen Ehgemahl,
Den tugendhaften Freund … Verfluchter! welche Qual
Haſt du auf mich gehäuft! — ah! die, die wir erſchlagen,
Die werden flehentlich uns itzt vor Gott verklagen …
Entſetzlicher Gedank'! erzittre Böſewicht!

Mortimer. Wie? Iſabell' auch du! auch du beklagſt mich nicht?
Und da ich zu dir flieh', um Rath und Schutz zu ſuchen,
Hört ſich dein Mortimer, dein Freund von dir verfluchen?

Iſabelle. Fluch, Fluch gebühret dir! ich dich beklagen? dich?

Dir Rath und Schutz verleihn? — du Abſcheu, kennſt du mich?
Ich, die du wider Pflicht und Ehre frech empörteſt?
Ich, die du Ehebruch und Stolz und Mordthat lehrteſt?
Ich, die du von dem Weg' der Tugend abgeführt,
Mich ſtets verhärteteſt, wenn ſie mich ja gerührt,
Ich ſoll dich ſchützen? dich? dich Mörder, dich Verräther?

Mortimer. Und warum brannteſt du für dieſen Miſſethäter?

Iſabelle. Schweig, Schändlicher, zeig mir nicht meine Raſerey!
Du reichteſt mir den Kelch: der Taumel iſt vorbey. …
Weg mit den Augen! weg! ich kenne ſie: voll Tücke
Giert Raub und Blutbegier in jedem ihrer Blicke:
Weg! oder gieb mir erſt Ruhm, Tugend, Friede, Glück,
Den Sohn, den Ehgemahl, den Freund, mich ſelbſt zurück!

Mortimer. Ha! ſchlug das Schickſal nicht den großen Anſchlag nieder,
Es fändeſt du gewiß in mir dieß alles wieder.

Iſabelle. Geh! Niederträchtiger, verbirg dich, flieh vor mir;

Sonſt rächt die Buhlerinn noch deinen Stolz an dir! . . .
Ja, triumphire noch in deiner Liebe Thaten,
Wie ſchändlich haſt du mir, wie grauſam dir gerathen!
Wag's, thu aus dieſem Saal' nur einen einzgen Schritt,
Wo dein verruchter Fuß nicht Blut und Leichen tritt.
Und ich, elendes Weib! zog ihm, dem beſten Fürſten,
Ein Ungeheuer vor, das mich nach Blute dürſten
Und meinem Herzen ſelbſt mich widerſtehn gelehrt!
Sprich, Ungeheuer ſprich, ſprich ſelbſt, was biſt du werth?

Mortimer (aufgebracht.) Auf Englands Thron; — ja ja, auf Englands Thron zu ſitzen,
Und wie ein Donnergott auf dich herab zu blitzen,
Auf dich und deinen Sohn, auf Nordfolk, auf die Welt . . .

Iſabelle. Verfluchter! ha, was iſt, das mich zurücke hält! —
Wo biſt du, Eduard! Sohn, auf! und uns zu rächen —
Dem Vater, mir und dir wagt er noch Hohn zu ſprechen?
Fort, Meuchelmörder, fort! . . . wo biſt du, ach! mein Sohn!

(Sie ſieht nach Eduards Zimmer, als dem hintern Theil der Bühne, welcher ſich öffnet, und des Königs Leichnam zeiget; als Mortimer ihn gewahr wird, entſetzt er ſich und geht davon.)

Entſetzen! — Ja, er iſts — ja, er verfolgt mich ſchon: —
Er winkt — Er kommt — er kömmt — wie funkeln ſeine Blicke —
Geiſt meines Eduards! — er flieht — er kommt zurücke —
Er ſchüttelt das vom Blut rothtriefende Gewand —
Mit bittern Lächeln hebt er die verwelkte Hand —
Itzt weiſt er ängſtlich hin auf die geſchlagnen Wunden —
Itzt droht er mir die Qual, die er durch mich empfunden —
Er ſitzt — mit ſeinem Blut ſchreibt er, von Zorn entflammt,
Das Urtheil, welches mich zur ew'gen Glut verdammt! —
Wer ſchützt! wer rettet mich! — wohin flieht Iſabelle! —
Wo biſt du, Mortimer! Du fliehſt beſtürzt zur Hölle? —
Ich folge dir …

Fünfter Auftritt.

(Indem die Königinn entfliehen will, kömmt) Eduard, Seewald und Nordfolk. (Sie fährt zurück, und verfällt in eine tiefſinnige Stellung.)

Eduard. So warſt du, Edmund, auch vorbey?
Mein beſter, liebſter Freund, mir auch im Tode treu!
Und du umarmſt mich noch? du bitteſt für mein Leben!
Nein, da du mir vergiebſt, darf ich mir nie vergeben.
Da ich dein Urtheil ſchrieb, da kämpfteſt du für mich?
Komm, und zerreiß dieß Herz, o Freund, noch liebt es dich!

Seewald. Ach! Eduard, mein Prinz! …

Nordfolk. Mein Sohn! genug der Zähren!

Eduard. Nein lange nicht genug, wenn ſie vom Blut auch wären! …
Weg mit dem Namen, Sohn! Ich bin der Zärtlichkeit
Nicht werth: Fluch iſt für mich, für mich ein ewig Leid … (Er wird die Mutter gewahr.)

Wen ſeh ich?

Iſabelle, (als ob ſie aus dem Schlummer erwachte.)
Eduard! kommſt du, willſt du ihn rächen?
Hier iſt die Mörderinn; — auf! und ſtraf' ihr Verbrechen!
Es raucht ſein edles Blut an der verfluchten Hand!
Räch' ihn! hier iſt mein Herz: räch' es, dein Vaterland,
Räch' den geraubten Thron! räch' alle deine Freunde! …
Nur ich und Mortimer ſind deiner Tugend Feinde:
Beſtraf' uns! räche dich …

Eduard. Schrieb ich das Urtheil nicht?

Iſabelle. Nein, ich entriß es dir; du ſchriebſt aus frommer Pflicht:
Ich bin die Thäterinn, die Geiſſel deines Lebens,
Der Deinen Mörderinn — du flehteſt mich vergebens:
Da war kein Mitleid mehr in felſenharter Bruſt;
Die Wolluſt war mein Gott, und Todten meine Luſt!
Und wenn der Rache Schwert dich einſt kommt heimzuſuchen,

So wird die Welt nicht dich, nein, ſie wird mich verfluchen! …
Ja, das Entſetzen läßt mich in die Zukunft ſehn:
Schon in der Blüte wird dein Saam' einſt untergehn,
Der Hunger und die Peſt wird Albion verheeren,
Und bürgerlicher Krieg mit Blut die [illegible] er nähren!

Seewald. Fern ſey von uns d [illegible] h!

27 [illegible] . Geh Un-
[illegible] heuer …
[illegible] rd. Ach!

Iſabelle. Der blaſſe Leichnam — hör'! hör' es! er ſeufzt dir nach!
Er zeigt auf mich! auf mich! (Sie zeigt dem Prinzen den Körper.) Da, laß dir ſeine Plagen,
Womit ich ihn verfolgt, laß dir ſie alle ſagen! —

Eduard. Weh mir! was ſeh ich? Gott! welch ein entſtellt Geſicht!
Wer iſt der Körper? — ſprecht! — (Er tritt näher.) Wie iſt mir! — irr' ich nicht?
Dieß iſt mein Vater! — ja — er iſt's! ich bin verloren.
O unglückſelger Tag! o wär' ich nie geboren!
O traurige Vernunft, zu ſpät erleuchtſt du mich!

Iſabelle. Ha! kennſt du ihn? er Selbſt! — Sohn, auf und räche dich!
Er kömmt, er fodert Blut; mein Blut, auf! laß es fließen! ...
Er iſts, den nur ein Mord dem Kerker erſt entriſſen,
Er, der Gefangne ſelbſt ...

Eduard. Was hör ich? welchen Lohn
Verdiente meine That! — Ein Mörder? — ich, ſein Sohn! — (Er wirft ſich vor dem Körper nieder.)
Mein Vater! laß mich noch dich einmal Vater nennen,
Erwach'! erbarme dich, mir einen Blick zu gönnen,
Nur einen Blick des Troſts, hör' deinen Mörder an,
Erwache! thu an ihm, was er an dir gethan! —
Ich Unglückſeliger! — du ſchmachteteſt in Ketten,
Und ich ermorde dich, da ich dich konnte retten?
Erwach', erbarme dich — Umſonſt! umſonſt! mein Flehn
Rührt nicht dein Vaterherz! — Du ſchweigſt? — willſt mich nicht ſehn? —
Ja, ſchließ auf ewig nur die theuren Augenlieder,

Du ſahſt nicht deinen Sohn, nein, deinen Mörder wieder —
Ha! wie ſein edles Blut aus jener Wunde ſteigt! …
Und ich vergoß dieß Blut, ein Blut, das mich erzeugt!
Vermaledeyter Sohn! Unſeliges Geſchicke! …
Welch trauriges Gewölk verfinſtert meine Blicke!
Ein tiefer, düſtrer Gram …

Seewald. Prinz! reich' die Hände mir! (Sie heben ihn auf.)

Eduard. Ja, Vater, ja ich komm', mit Schaudern folg' ich dir!

(Der Prinz greift nach dem Degen; Seewald und Nordfolk entreißen ihm denſelben.)

Seewald. Was thuſt du, Prinz! halt ein …

Eduard. Wer macht euch ſo verwegen!
Meineidge, weg! zurück! — Gebt her! wo iſt mein Degen? …
Lankaſter! Edmund! ach!

(Der Prinz fällt dem Grafen von Nordfolk in die Arme.)

Seewald. Betrogner Prinz!

Iſabelle, (die des Prinzen Ohnmacht gewahr wird.) Mord! Mord!

Wo find ich Rettung? Mord! — (Sie läuft davon.)

Seewald. Komm, und verlaß
den Ort! —

Wie ſchrecklich, Ewiger, iſt dein geheim Gerichte!
Du machſt früh oder ſpät der Frevler Rath zunichte.

Ende des Trauerſpiels.

Richard der Dritte.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

IVVENAL.

— — qui nimios optabat honores,
Et nimias poſcebat opes, numeroſa parabat
Excelſae turris tabulata, vnde altior eſſet
Caſus, per impulſae praeceps immane ruinae.

Perſonen:

Richard der Dritte, Protektor von England, der ſich durch ſeine Ränke auf den königlichen Thron erhoben.

Eduard, älteſter Prinz Eduard des Vierten, der, unter dem Namen Eduard des Fünften, zween Monate König geweſen, von ſeinem Oheim und Vormund Richard aber herabgeſtoßen worden.

Richard, Herzog von York, Bruder des Vorhergehenden: ein Prinz von ſieben Jahren.

von Richmond, Graf Heinrich Tutor, Bräutigam der Prinzeßinn Eliſabeth.

Stanley, ein Miniſter.

Catesby, Vertrauter Richards.

Eliſabeth, verwittwete Königinn, Mutter der jungen Prinzen.

Eliſabeth, älteſte Prinzeßinn der Vorigen.

Tyrel, ein Criminel-Officier, der mit über den Tower geſetzt iſt.

Der Schauplatz iſt im Tower in London.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Richard. Catesby.

Catesby.

O König, welch' ein Gram umwölket dein Geſicht!
Kaum, daß der junge Tag die Finſterniß durchbricht,
So ſeh' ich dich voll Grimm ſchon nach dem Tower eilen: —
Soll Catesby, dein Freund, nicht deine Sorgen theilen?

Richard. Ha, eine Kleinigkeit! Zwar muß ich dir geſtehen,
Nichts Schreckenvollers hab' ich lebenslang geſehen.

Catesby. Und was?

Richard. Ein Traum —

Catesby. Ein Traum?

Richard. Nichts mehr. Solch ein Geſicht ...
Du kenneſt meinen Muth: doch höre die Geſchicht! —
Es ſchlief die Welt; nur mich floh noch des Schlafes Friede,
Ich wand mich voller Angſt auf meinem Lager müde:
Da drang ein wild Geheul in mein erſchrocken Ohr,
Und ſchnell ſtieg um mich her ein Geiſterheer empor.
Sie drohten ſchrecklich mir mit aufgehobnen Händen:
Ein blutiges Gewand floß ihnen von den Lenden;
Es waren alle die, die nicht mein Schwert verſchont,
Und deren frühes Grab mit Kronen mich belohnt.
Ich ſahe Heinrichen, und ſeinen Sohn, und Annen.
Durch Fluche wollt' ich ſie von meinem Lager bannen:
Umſonſt! ſie näherten ſich drohend immer mehr,
Und hinter ihnen ſtund auch Vaughan, Grey, Rivers.
Aus ihren Wunden ſah ich Ströme Blutes wallen;
Indeß ließ Heinrich mir die Wort' ins Ohr erſchallen:
„Steig auf den Thron: vom Thron den nächſten Schritt ins Grab:
„Was dich auf jenen hebt, zieht dich in dieß herab.“ —
Er ſagt's. Sie winkten all', und ihre Blicke brannten,

Indem ſie mit Geheul' mir Richmonds Namen nannten;
Sie nannten ihn dreymal, und drohten noch dreymal,
Und dann verſchwanden ſie: und Stacheln ohne Zahl
Ließ dieß verfluchte Bild in meiner Bruſt zurücke.
Zu Jahren dehnten ſich die kurzen Augenblicke
Der Nacht … willkommner Tag! ſo freudig ſcheint das Licht
Dem in der Finſterniß verlebten Mörder nicht.
Da lief ich ſelbſt in Tow'r, ſah nach den Königsknaben,
Die der gerechten Wuth wir noch zu opfern haben;
Von meinem Traum geſcheucht fiel mir Erſchrocknen ein,
Als könnt' ein falſcher Freund vom Kerker ſie befreyn:
Allein noch fand ich ſie zu meinen Füßen beben,
Vom kalten Schrecken bleich bat jeder um ſein Leben:
Noch nicht zertrat ich ſie; allein der Augenblick,
Der dieß ihr Blut verlangt, entſcheidet ihr Geſchick.

Catesby. Dein Traum iſt ſchrecklich, Herr; doch du kannſt ihn verlachen,
Ein Spiel der Phantaſie kann dir kein Schrecken machen;

Herr deines Glucks; wer iſts, der ihm den Umſturz droht?
Er wag' es nur, du winkſt, und ſelbſt dein Wink iſt Tod!
Die Prinzen, die vielleicht noch einen Anhang fänden
Durch einen Schein des Rechts, ſind, Herr, in deinen Handen;
Die Großen deines Reichs ſind alle dir geweiht,
Was fehlt dir für ein Haupt zu deiner Sicherheit?

Richard. Der Prinzen Mutter noch, ſammt ihren Prinzeßinnen. —
Dann droht mir weiter nichts, läßt dieſe ſich gewinnen.
Aus ihrer Freyſtadt ruft ein Brief ſie her zu mir: —
Der Sohne Leben iſt der Preis.

Catesby. Dieß bringt ſie dir
Gewiß.

Richard. Wie will ich dann der falſchen Träume ſpotten!
Getilgt ſind auf einmal des Aufruhrs ganze Rotten.—
Sieh meinen großen Plan, und freue dich mit mir ...
Du weißt es, Catesby, mein Glück dringt bis zu dir!

Catesby. Kann deine Staatskunſt, Herr, zu höherm Gipfel ſteigen?

Richard. Ja mehr als je, mußt' ich itzt meine Klugheit zeigen.
Vernimm, mit welcher Liſt ich aus der Mutter Hand
Den jungen Eduard mit ſeinem Bruder wand.
Er war ſchon König; ich, **Protektor**: jedes glaubte,
Daß ich zum Heil des Staats der Königinn ihn raubte.
Die Freude währte kurz. Statt der gehofften Macht,
Ward Eduard und York im Tow'r von mir gebracht.
Da ließ ich unter's Volk den ſchlauen Ruf verſtreuen,
Sie konnten ſich mit Recht nicht dieſes Throns erfreuen:
Ihr Vater ſey von der, die mich und ihn gebar,
Durch Ehebruch erzeugt. Ich ſtellte Zeugen dar,
Und zwang das Parlament, das Erbrecht nicht zu hören,
Und meines Bruders Stamm für ehrlos zu erklären.

Catesby. Die höchſte Politik gab dir den Anſchlag ein!
Du mußt bewundert, Herr, du mußt gefürchtet ſeyn.

Richard. Doch koſtet mich's genug, mich auf den Thron zu ſchwingen:
Durch Liſt, durch Blut und Tod mußt' ich die Macht erringen.

Ich war gefürchtet, ja; allein der Prinz geliebt. …
Du kennſt das Volk, wie gern es Kindern ſich ergiebt!
Es ſchwieg bey meiner Wahl: und ich mußt' aus dem Haufen
Des Pöbels hier und da mir eine Stimm' erkaufen,
Die, „Richard lebe!" ſchrie. — Genug! ich ward erkannt …

Catesby. Und biſt itzt König, Herr, Monarch von Engelland!
Dein mächtger Zepter iſt bereit, die zu zerſchlagen,
Die deinem Willen ſich zu widerſetzen wagen.

Richard. Doch kennſt du, Catesby, noch nicht ganz die Gefahr,
Die meiner Krone droht, und die nie größer war;
Kaum hat man dieſe mir im Umfang erſt verrathen:
Doch ſie bereitet mir den Weg zu größern Thaten.
Du weißt es, Richmond naht ſich itzt mit einem Heer,
Vor wenig Tagen kam der Graf ſchon über's Meer:
Er, der Verwegne, kömmt, von Herrſchſucht angetrieben:
Wie ſoll ſein ſchwaches Heer vor meiner Macht verſtieben!
Armſelig! Spreu in Wind' — Allein die Königinn,

Der Prinzen Mutter will, wie ich berichtet bin,
Ihm die Eliſabeth, der Tochter erſte, geben;
Du ſiehſt, raub' ich ſogleich den Prinzen itzt das Leben,
Daß ſie dadurch zum Thron' ein Recht dem Grafen giebt,
Und ſich zum erſtenmal York und Lankaſter liebt:
Dann kann der Britten Haß ſehr leicht in Aufruhr gähren,
Und dieſen Thron, den ich mir kaum erbaut, zerſtören.

Catesby. Bey Gott! Gefahr genug.

Richard. Ich ſorgte ſchon dafür,
Daß ich ihr trotzen kann, gelingt der Anſchlag mir.
Du weißt, die Königinn, mein Weib verlor ihr Leben
Vor wenig Tagen? — Wohl; ich hatt' ihr Gift gegeben.
Vielleicht that ich es nicht: die Arme liebte mich,
Doch wo es Kronen gilt, iſt Mitleid lächerlich ...
O, läßt die Mutter nur der Prinzen ſich verſühren,
Wie will ich über ſie gekrönet triumphiren!
Die Rechte biet' ich dann der Braut des Richmonds dar,

Und meine Linke würgt das ſchwache Brüderpaar.
Dann muß Eliſabeth mich auf dem Throne ſchützen,
Und auf der Prinzen Grab ruhn dieſes Thrones Stützen.

Catesby. O Anſchlag deiner werth, groß, wie du ſelber biſt!
Unfehlbar krönt das Glück die königliche Liſt —

Richard. Dieß hoff' ich: ſollt' es ihr auch nicht durchaus gelingen,
So helfe die Gewalt mir meinen Sieg erzwingen. —
Du, merke fleißig auf, wo ein Verräther wacht:
Ergreif ihn ohne Scheu beym mindeſten Verdacht!
Selbſt Stanley ...

Catesby. Herr, er kömmt ...

Zweyter Auftritt.

Vorige. Lord Stanley.

Stanley. Haſt du es ſchon vernommen,
Mein König? eben iſt die Königinn gekommen.

Richard. Die Königinn, ſagſt du? auch ihre Tochter? hier?

Stanley. Sie, und Eliſabeth: die andern folgen ihr.

Richard. Heil mir! Triumph und Sieg! nun iſt mein Glück vollkommen.
Ich haſſe ſie, allein itzt ſey ſie mir willkommen,
Willkommen tauſendmal! Ha, Richmond, ſieh nun zu,
Wem Englands Thron gehört! wer ſiegt, ich oder du! —
Was ſagt ſie?

Stanley. Wenig, Herr; und was ſie ja geſprochen,
Sind Klagen, jedes Wort von Seufzern unterbrochen.
Die Thränen ſtrömeten in unverſiegnen Lauf:
Sie rang die ſchwache Hand, und ſah gen Himmel auf . . .

Catesby. Wie ſichs für Weiber ſchickt —

Stanley. Auch war von mancher Thräne
Der Tochter Auge voll! . . . Gott! welche ſanfte Schöne!
An ihrem Buſen lag die Mutter hingelehnt,
Der ſich voll Unruh hob, und den, von ihr bethränt,
Aus frommer Zärtlichkeit zu trocknen ſie nicht wagte.
Sie drückt ihr ſanft die Hand, wann ſie voll Wehmuth klagte. —

Richard. Und du, du warſt gerührt? — Du
biſt ein feiger Mann!

Stanley. Nicht, wo dem Vaterland ich rühmlich
dienen kann.

Catesby. Und warum weinten ſie?

Richard. Weil ſie die
Macht vermiſſen,
Mich ſo vom Thron zu ziehn, wie ich ſie weggeriſſen.
Doch ihnen iſt vielleicht die Zeit der Thränen nah;
Noch iſt der Abend nicht von dieſem Tage da! ...
Bemerkte ſie das Volk?

Stanley. Ja, Herr, des Volkes Menge
Umgab den Wagen gleich in jauchzendem Gedränge,
Rief ihr glückwünſchend zu mit aufgehobner Hand ...

Richard. Und fluchte mir voll Grimm? — ſein
Haß iſt mir bekannt:
O hätt' es nur ein Haupt! ...

Catesby. Herr, laß den Pöbel toben;
Trotz ſeiner haſt du dich auf Englands Thron erhoben.
Bebt er vor dir, genug; er ſey dir immer feind.

Stanley. Ein großer König iſt ſonſt auch ein
Bürgerfreund.

Richard. Wie? fragte ſie nach mir?

Stanley. Nein, nur nach ihren Söhnen!

Dieß war ihr erſtes Wort, verfolgt von tauſend Thränen:

Sie will die Prinzen ſehn, dieß fleht ſie nur von dir;

Im Tow'r fodert ſie ſelbſt ihre Wohnung, hier.

„Mit ihnen, rief ſie aus, ſoll man mich hier begraben.“

Richard. Vielleicht kann ſie dieß Glück, wenn ſie es fodert, haben.

Stanley. Als ich Befehl von dir zu holen, ihr verſprach,

Drang ſie voll Ungeduld mir mit der Tochter nach.

Es wagte Cockingburn ſie noch zurück zu ziehen;

Sonſt ſahſt du ſie gewiß hieher, in Tower fliehen.

Die mütterliche Furcht giebt ihr den Zweifel ein,

Die Prinzen könnten leicht ſchon aufgeopfert ſeyn?

Richard. Sie wären es vielleicht, wär' ſie nicht bald gekommen;

Schon war das Schwert gezuckt, ſchon war mein Zorn entglommen ...

Wohlan! man geb' ihr hier im Tower ein Gemach:

Doch folg' ihr überall ein treuer Diener nach!

Sie ſoll, verſprich es ihr, auch ihre Prinzen ſehen:
Doch ohne mein Gebot darf dieſes nie geſchehen. — —
Wie? ſagteſt du mir nicht, Eliſabeth ſey ſchön?
Gut! laß ihr einen Theil von meinen Flammen ſehn:
Vielleicht werd' ich ſie ſelbſt der Ehre würdig ſchätzen,
Als meine Königinn ſie auf den Thron zu ſetzen.

Stanley. Du, Herr?

Richard. Ja, ich. Umſonſt ſtarb meine Gattinn nicht:
Ihr Tod . . . betraure ihn, wer kann: itzt war er Pflicht.
Verdient Eliſabeth das Glück von meinem Herzen,
O ſo verſcheuch' ich bald den Wahn erträumter Schmerzen.

Stanley. Doch iſt Eliſabeth, iſt ſie nicht ein Baſtart?

Richard. Dafür erklärt' ich zwar den Vater Eduard:
Doch Richmond ſuchet ſich durch ſie ein Recht zu ſchaffen:
Dadurch entreiß' ich ihm den Vorwand zu den Waffen.
Der Pöbel liebt zu ſehr den angebornen Wahn,
Und dieſem folg' ich gern, wenn ich ihm folgen kann!

Sehn ſie auf einem noch von dieſes Hauſes Zweigen
Der Britten Diadem, ſo wird ihr Frevel ſchweigen.

Stanley. Allein die Prinzen …

Richard. Wie? hab' ich ihr Leben nicht
In meiner Hand? — Genug; wie bald verlöſcht ein Licht —

Catesby. Ein Hauch ſchon tödtet es.

Stanley (ſeitwärts.) Ach!

Richard. Sprich: was ſagt den Morgen
Der Ruf von Richmonds Heer? — iſt etwas zu beſorgen?

Stanley. Vielleicht — ich weiß es nicht: doch es geht ein Geſchrey,
Als ob kaum einen Tag ſein Heer entfernet ſey.

Catesby. Was ſagſt du?

Richard. Laß es ſeyn! es mag ſich näher wagen,
Ich will es, wie ein Sturm die Wolken, vor mir jagen:
Mit einer Hand voll Volk wagt er ſich? Raſerey!
Er überzähl' mein Heer; und komme dann herbey.

Nordhumberland, Surrey, Nordfolk und Williams Strange
Sind ſchon auf ihrer Hut: nur Weibern macht er bange.
Ich geh und zeig' euch bald die Wirkung meiner Macht...
Gebt auf die Koniginn und ihre Prinzen Acht!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Catesby. Stanley.

Stanley. Was ſagſt du, Freund?
Catesby. Was kann, und ſoll ich dazu ſagen?
Ich kann die Königinn nicht retten, — doch beklagen!
Stanley. O Bosheit, der nichts gleicht! verdammte Blutbegier!
Voll Widerwillen bebt die ganze Seel' in mir.
So iſt das Todesſpiel von ihm noch nicht beſchloſſen?
Nicht konigliches Blut genug von ihm vergoſſen? —
Das unglückſelge Paar der armen Prinzen! — Gott!
Wann rächt dein ſtarker Arm einmal des Frevlers Spott!
Catesby. Und wie? du zitterſt itzt erſt für der Prinzen Leben?

Sie todten; hieß dieß nicht ihn auf den Thron erheben?
Noch eh er ihn beſtieg, macht' er ſchon dieſen Plan,
Den man bewundern muß, ob gleich nicht loben kann.

Stanley. O ſo bewundr' auch du die größten Böſewichter,
Der Räuber Politik, die Liſt erkaufter Richter,
Der Schmeichler ſüßen Gift, der Mörder Heucheley,
Und nenne Schändlichkeit, Rechtſchaffenheit und Treu!

Catesby. Was ſoll man thun? ſich ſelbſt der Wuth zum Opfer geben?
Ich ſorge für mein Glück, ich ſorge für mein Leben:
Dieß giebt mir Richard itzt. Er folgt nicht meinem Rath:
So überlaß ich ihn denn ſeiner Miſſethat.
Ich ſchmeichle ſeinem Stolz: vielleicht würd' ich es wagen,
Fragt' er die Wahrheit mich, die Wahrheit ihm zu ſagen.

Stanley. O ſchäme dich! Ich bin in deine Seele roth.
So iſt der Eigennutz dein Ziel, Wunſch und Gebot?
Du willſt, der Spinne gleich, dich in Gewebe hüllen,

Durch armer Unſchuld Raub die Blutbegier zu ſtillen?
Catesby. Seit wann ſchwillt Stanleys Herz von edlerer Begier? —
Entriſſeſt du nicht ſelbſt die beiden Prinzen ihr,
Der Mutter, die ſchon da voll Ahndung für ſie zagte,
Eh Richard auf den Thron ſich zu erheben wagte?
Stanley. O, du haſt Recht! Ja ja, ruf' es mir laut ins Ohr!
Mein Herz warf mir ſchon längſt die Uebereilung vor:
Doch von dem falſchen Schein der Tugend hintergangen,
Ward mein zu redlich Herz von Heuchlern leicht gefangen.
Er, der den erſten Prinz als König ſelbſt erkannt,
Den zum Protektor ſelbſt das Parlement ernannt,
Der für der Prinzen Glück voll Jnnbrunſt ſchien zu glühen,
Erklärt, man müſſe ſie der Krone werth erziehen;
Er wies die Folgen uns von einer weib'ſchen Zucht,
Der Sitten Weichlichkeit, Furcht, Wolluſt, Eiferſucht,
Wußt' uns die Königinn in ſehr verhaßten Bildern,
Und ihre Tugend klein, die Fehler groß zu ſchildern.
Er ſchien ganz von dem Glück des Vaterlands beſeelt,

Ganz Patriot und Freund, wer hätt' ihn nicht gewählt?
Ein jeder, deſſen Bruſt von gleichen Wünſchen brennte,
Entriß dadurch ſich gern dem Weiberregimente.
Man nahm durch Schmeicheley, durch Liſt und durch Gewalt
Der Mutter ihre Söhn', und man bereut' es bald.
Kaum hatte der Tyrann die Prinzen in den Händen,
So ſah man auf einmal die Hoffnung uns entwenden.
Man zog das Laſter vor, ſprach jeder Tugend Hohn:
Die ſetzte man in Tow'r, und jenes auf den Thron.

Catesby. Und wird ſich Richard nicht auf dieſem Throne ſchützen?

Stanley. Er möchte dieſen Thron in ſicherm Stolz beſitzen.
Muß ſtets des Wütrichs Hand zum Mord erhoben ſeyn? —
Und der Rechtſchaffne ſoll ihm ſeinen Arm noch leihn?
Mein Herz emporet ſich, Tyrannen mehr zu fröhnen,
Und ſchmilzt, des Blutes ſatt, von ſo viel heißen Thränen.

Catesby. Räumt er ſein Ehebett' nicht der Prinzeßinn ein?

Stanley. Und darum mußte ſie vorher ermordet ſeyn,
Die Gattinn, deren Reiz die ganze Welt entzückte,
Und ihn, wenn er gewollt, durch Tugenden beglückte?
Die ihn durch keinen Schritt jemals beleidigt hat,
Als wann ſie thränenvoll ihn für die Unſchuld bat?
Und würd' er dieſe Hand wohl der Prinzeßinn bieten,
Wollt' er nicht wider ſie nur ungeſtrafter wüten? ...
Allein noch iſt die Hand der Rache nicht verkürzt:
Vielleicht iſt der nicht fern, der den Tyrannen ſtürzt,
Vielleicht bewaffnet ſie ihn ſchon mit Donnerkeulen,
Die ſein meineidig Herz, eh wir's geglaubt, ereilen!

Catesby. Meynſt du Richmonden, Freund? — Ha, ſage nicht zu viel!
Richmond iſt ein Rebell; ihm diene, wer da will.
Ein Unterthan darf ſich zu richten nie erkühnen —
Richard belohnet mich, und dieſem will ich dienen;
Und taucht er, Mördern gleich, die freche Hand in Blut —
Was man nicht ändern kann, heißt man gezwungen gut.

Den Baum, der Schatten giebt, den, Freund, muß man ſich ſchonen,
So ſchwingt man ſich empor; ja, ſo erreicht man Kronen.
Dir ſag' ich im Vertraun: Sey klug und hüte dich!
Sey nicht Richmondens Freund, ſonſt Stanley — fürchte mich! (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Stanley (allein.)

Und dieſer war mein Freund? — wie! — hab' ich recht gehöret!
Iſts möglich, daß ich ihm je mein Vertraun gewähret? —
O! welchen Abgrund hab' ich mir ſelbſt ausgehöhlt!
Wenn mein unſichrer Fuß noch einen Schritt verfehlt,
So ſtürzt er mich hinein: — Vielleicht wird er's itzt wagen,
Bey dem Tyrannen mich meineidig zu verklagen. —
Er geh! Ich wag' es doch, der Unſchuld beyzuſtehn,
Und will mit edlem Trotz den Weg der Tugend gehn;

Und wenn ich hoffnungslos dieß Glück mir zu erwerben,
Nicht rühmlich leben kann, ſo will ich rühmlich ſterben.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Königinn. Eliſabeth.

Königinn. So bin ich endlich hier; hier, wo die Unſchuld weint,
Für die vielleicht kein Stral von Hoffnung mehr erſcheint;
Hier, wo die Tyranney der Tugend Schrey'n nicht höret,
Und für die Blutbegier manch' armes Opfer nähret!
Und an dem Schreckensort ſuch' ich das edle Paar,
Das ich nicht für den Tow'r, nein, für den Thron gebar? …
Gott! für den Thron — den Thron? nein, für des Löwen Rachen!
Vielleicht wird bald zum Raub ſein offner Schlund erwachen;
Vielleicht verſchlang ſie ſchon der Wütrich, eh ich kam!

Eliſabeth. Sey ruhig, Königinn! dich tödtet noch dein Gram.
So lang' die Hoffnung lebt, darf nicht das Herz verzagen.
Sie leben; — würd' es uns Stanley und Haſting ſagen?
Sie leben, doch im Tow'r; — wieſ' man uns nicht hieher?

Königinn. Als ob nicht jedermann hier Richards Sklave wär.
Der iſt der ſchrecklichſte, der uns am meiſten heuchelt,
Und meine Kinder hat man mir ſo abgeſchmeichelt:
Vielleicht, ach raubte man mir mit Gewalt ſie nie!
Und eh floß wenigſtens mein zärtlich Blut für ſie.
Vielleicht ſchickt man uns her, im Tow'r uns zu verſchließen:
Vielleicht will man mein Blut, vielleicht auch dein's vergießen:
Denn, ach! wer weiß, was euch, euch meinen Töchtern drohet! ...
Warum war's, daß er euch allhier zu ſehn gebot?
Warum gebot er es bey meiner Prinzen Leben?
Muß man dem Böſewicht für Opfer, Opfer geben?...

Ach Gott! wer weiß, was euch noch meinen Töchtern droht!
Eliſabeth. Die Vorſicht ſieht uns bey, und wär' es ja der Tod,
Glaubſt du, daß ich den Tod mit allen Schrecken ſcheute,
Wenn ich vom Untergang die Brüder nur befreyte?
Nein, darzu denkt mein Herz, glaub' es, zu königlich: —
Im Unglück groß zu ſeyn, dieß lehrteſt du auch mich.
Königinn. Ich kenn' dein edles Herz, weit über deine Jugend,
Ganz deines Vaters werth durch Großmuth und durch Tugend!
Mein Kind, mein wahrer Ruhm, o Tochter! glaube nicht,
Als ſey mir dein Verluſt von weniger Gewicht;
Das Schickſal ſchlug' mich dann ſo hart, als itzt, darnieder;
Dich, deine Schweſtern auch, lieb' ich wie deine Brüder:
In meine Liebe miſcht ſich nichts Partheyliches ein,
Und wer am erſten fällt, wird ſtets mein Liebſtes ſeyn.

Eliſabeth. Vergiß, o Königinn, den qualenden Gedanken!
Vielleicht, daß wir nun bald der Vorſicht Rettung danken.
Richmond, mein Bräutigam, ja Richmond nähert ſich;
Du weißt, er iſt dein Freund, du weißt, er liebet mich!
Er wird voll edler Glut uns zu erretten eilen,
Und deinem Jammer dann erwünſchten Troſt ertheilen.

Königinn. Ach! wär' er nur ſchon hier! ein einziger Augenblick
Raubt, meine Kinder, euch Thron, Leben, Ehre, Glück! …
Allein, wo gehn wir hin, die Prinzen auszuſpüren?
Ich ſeh', wohin ich ſeh', nichts als verſchloßne Thüren. —
Umher ſtill wie der Tod, verräth kein Ach! … Weh mir!
Wer kommt?

Eliſabeth. O Königinn! es öffnet ſich die Thür!

Zweyter Auftritt.

Die hinterſten Thüren öffnen ſich: der junge König **Eduard** und der junge Herzog von **York** nähern ſich.

Die Königinn. Eliſabeth.

Königinn. Gott! meine Kinder! Ah! —
(Sie ſinkt auf einen Lehnſtuhl in Ohnmacht.)

Eduard, (der erſtaunt einen Augenblick ſtill ſteht.)
Wie? — trau' ich meinen Blicken? —
Du, Königinn, im Tow'r? — bey mir? — O! welch'
Entzücken! —

York, (der auf die Mutter voller Freuden zuläuft.)
Ach, meine Mutter! — Ja; … Eliſabeth — auch
hier?

Eliſabeth. Mein Eduard! — mein York!

Eduard und York (fallen der Königinn zu Füßen ein jeder nimmt eine Hand; — die Königinn ſchlägt die Augen auf.)

Königinn. Welch
Glück gewähret Gott mir!

Eduard. Vor Freuden, Königinn, ſterb' ich zu
deinen Füßen!

York. Die mütterliche Hand — laß mich ſie
nochmals küſſen! —

Wie lange hab' ich ſie nicht an mein Herz gedrückt!
Eliſabeth. Entzücken! Wolluſt! — Ah! wie ſehr ſind wir beglückt!
Königinn (nach einer Pauſe.) Gottlob! ein Thränenſtrom erleichtert meinem Herzen
Den ſchnellen Uebergang zur Fröhlichkeit von Schmerzen. —
Kommt Kinder! — (zu Eduarden.) Liebſter Sohn, komm' und umarme mich! —
(Sie küßt Eduarden.)
Auch dich, mein York, mein Kind! umarm ich itzt? — auch dich? —
Der einz'ge Augenblick bezahlt mir alle Leiden. —
Ihr lebt, ihr lebet noch? o ſtürb' ich itzt vor Freuden,
Wie würde mir der Tod ſüß und willkommen ſeyn!
Itzt ſchlief ich ohne Gram in euren Armen ein! —
Eduard. Und wollteſt in dem Thal' des Jammers uns verlaſſen? —
Du weißt es nicht, wie ſehr uns unſre Freunde haſſen!
Mein Gott! was haben wir dem Oheim doch gethan?
York. Ja, Königinn, er iſt ein fürchterlicher Mann.
Königinn. Nur allzu fürchterlich! Ah! wie iſt's euch ergangen? —

Euch war ein Thron beſtimmt, und ihr liegt hier gefangen?

Eduard. Ja, Mutter; und kein Tod kann ſo entſetzlich ſeyn!
In dieß Gemach verſperrt, verlaſſen und allein,
Von Schrecken ſtets verfolgt, von Todesfurcht gequälet,
Tröſt' ich nur meinen York, da Troſt mir ſelber fehlet!
Von keinem Freund' beſucht, von keinem Freund' beklagt,
Für dich, für euch voll Angſt, und für mich ſelbſt verzagt! —
Selbſt die, die mich bedient, muß ich itzt alle miſſen, —
Welch laut Geſchrey der Treu, als man ſie uns entriſſen!
Des Tages ohne Sonn', und ohne Licht die Nacht,
Vergeht kein Augenblick, der ſich nicht ſchrecklich macht:
Und hör' ich ein Geräuſch ſich unſerm Kerker nahen,
So fürcht' ich, das Gericht des Todes zu empfahen.

York. Ich weiß, o Königinn, wir beide dauern dich!
Des Tages weinen wir: die Nächte fürcht' ich mich.
Mein armer Eduard will öfter ruhig ſcheinen,

Ich thu', als merkt' ichs nicht, doch ſeh ich ihn wohl weinen;
Und ſchließt voll Müdigkeit der Schlaf mein Auge zu,
So läßt ein banger Traum mir ſelten lange Ruh:
Da ſeh' ich um mich her Geſpenſter oder Leichen,
Und ſeufze nach dem Tag, ſie von mir zu verſcheuchen! …
Du weinſt? — ach, weine nicht! — Wir bleiben doch nicht hier! …
Eliſabeth weint auch? — wie nahe geht es mir!

Eliſabeth. Nein, nein, man ſoll uns nie mehr von einander ſcheiden!

Königinn. Weh uns! wo finden wir das Ende unſrer Leiden! —
Ihr guten Kinder, euch, euch wird man nie befreyn!
Ihr werdet immerdar des Wütrichs Schrecken ſeyn.

Eduard. Doch, Königinn, er mag die Krone ruhig tragen,
Ein nichtiger Verluſt, nie werd' ich ihn beklagen!
Zween Monat trug ich ſie, man ehrte mich dabey,
Doch merkt' ich, alles war verhaßte Schmeicheley.
Wie brünſtig wünſcht' ich mich in deinen Arm zurücke!
Wie oft beneidet' ich der beſten Schweſtern Glücke!
Ja, ſelbſt der Tower wär mir minder fürchterlich,

Säh' ich nur Freunde hier, ſäh' ich nur Mutter, dich!

York. Nein, nur nicht in den Tow'r; mit welchen finſtern Mienen
Drohn uns die Sklaven ſelbſt, die uns allhier bedienen!
Wie ſchön war es bey dir, o Mutter, Königinn!
Ach! daß ich Lebenslang nicht da geblieben bin!

Königinn. Ja, Prinz, o daß wir nicht damals ein Land geflohen,
Wo Kerker, Gift und Dolch uns augenblicklich drohen!
Ja, möcht' ein niedres Thal uns ſeine Freyſtatt leihn,
Wir würden minder groß und weit beglückter ſeyn. . . .
Doch, Kinder, will man euch nicht eure Freyheit gönnen,
So ſoll der Tod mich nur von eurer Seite trennen.
Hier bleib' ich; hier im Tow'r, und wann ein Donnernerſtreich
Des Wütrichs ja euch trifft, ſo treff' er mich zugleich!

Eduard. Du wollteſt mir den Tod zwiefach zu fühlen geben? —
Nein, Königinn, du mußt für deine Töchter leben!
Soll ich nicht dem Geſchick', nicht Richards Wuth entgehn:

So ſterb' ich ſchon vergnügt, nachdem ich dich geſehn.

Königinn. O groſmuthsvolles Kind! raubt man dir deine Kronen,
Du biſt der Kronen werth — Gott wird dich ewig lohnen!
Ruhm und Unſterblichkeit, mein Sohn, erwarten dich: —
So ſtandhaft bleibe ſtets! … komm und umarme mich!

Eliſabeth (drückt ihm die Hand und weint.)
Mein Bruder! —

Eduard. Schweſter — Ach!

York. Wenn alle ſterben wollen,
So wird dein York doch nicht alleine leben ſollen?
Allein'? — und noch dazu bey meinem Oheim? nein;
Viel lieber wollt' ich todt, als mit ihm König ſeyn.

Königinn. Ihr Kinder, ſeyd getroſt! vielleicht wird, eh' wirs meynen,
Uns in der Finſterniß ein Licht des Troſtes ſcheinen …
Wer naht ſich?

Eduard. Catesby — ein grimmig räubriſch Thier!

York (zur Königinn.)
Verbirg mich, wann du kannſt! …

Dritter Auftritt.

Vorige. Catesby.

Catesby. Vergieb!
Königinn. Was willſt du hier?
Catesby. Ich ſoll die Prinzen ſchnell zurück in Kerker holen …
Königinn. Wer will es? du?
Catesby. Nicht ich: der König hat's befohlen.
Königinn. Darf eine Mutter nicht ſie nach Gefallen ſehn?
Catesby. Nein.
Königinn. Gut; mit ihnen will ich dann in Kerker gehn.
Eliſabeth. Auch ich begleit' euch …
Catesby. Dieß kann und darf nicht geſchehen;
Königinn. Warum nicht?
Catesby. Weil er will, daß ſie alleine gehen.

Eduard. Und dafür dank' ich ihm … Verzeih', o Königinn,
Wenn ich zum erſtenmal dir ungehorſam bin:
In meinem Kerker dich mit mir verſperrt zu ſehen? —
Nein, dieß verdienſt du nicht; vor Schaam würd' ich vergehen!

Königinn. O Sohn! o Zärtlichkeit! o nie gefühlter Schmerz!
Wie edel! großmuthsvoll! du brichſt mir noch das Herz —
Unmöglich kann ich euch, euch werd' ich nicht verlaſſen.

Catesby. Vergebens, Königinn! …
(Zur Eliſabeth, die ihre Brüder von den Armen hält.)
Zurück! du mußt dich faſſen!

York. Ich bleibe doch nicht hier, mein Eduard? O nein;
Wo du biſt, bleib' ich auch, und ſollt's im Tower ſeyn!

Eliſabeth. Barbar, o ſiehe zu, daß deiner harten Seele
Das Mitleid, das du uns verſagſt, nicht auch einſt fehle!

York. Laß, guter Catesby, uns noch ein wenig hier! —
Nur noch ein wenig!

Catesby. Nein; vergebens bittet ihr.
Königinn. Wenn du ein Vater biſt, wenn du die ſtarken Triebe
Des Blutes je gefühlt, die väterliche Liebe;
O, ſo erbarme dich! ſchenk' uns das kleine Glück,
Uns noch allhier zu ſehn, nur noch den Augenblick!
Sieh eine Mutter hier, ſie bittet dich mit Zähren! —
Mir wird es Richard ſelbſt, ſo böſ' er iſt, gewähren.
Eduard. Du flehſt ein taubes Ohr, erniedrige dich nicht!
Ich kenne dieſen Mann, er weiß von keiner Pflicht.
Wer ſeinen König — mich, wer ſeinen Freund verrathen,
Der findet ſeinen Ruhm in Härt' und Miſſethaten.
Catesby. Du biſt in meiner Macht; wiſſ' es, und fürchte mich!
Eduard. Ich bin's, doch nicht mein Herz: denn dieß verachtet dich.
Catesby. Fort, Prinzen! fort! ſonſt ruf' ich gleich der nahen Wache —
Königinn. Ach Gott! erbarme dich der Unterdrückten Sache! —
Ihr Unglückſeligen! ſo müßt Ihr von mir gehn?

Vielleicht — hab' ich euch itzt zum letztenmal geſehn! —
Prinz, Eduard, mein Sohn, mein Stolz und meine Zierde!
Sie iſt dahin von dir, die königliche Würde:
Doch denke, wenn nur Blut den Böſewicht verſühnt,
Daß der ein König iſt, der es zu ſeyn verdient. —

Eduard. Ja, liebſte Mutter, ja, gekrönt von deinem Segen
Geh ich dem letzten Schritt getroſteter entgegen: ...
O daß mein kleiner York nur noch gerettet wär'!

York. So ſoll ich fort von euch? ... ach! weinet nicht ſo ſehr!
Ich fühle euren Schmerz, — um heftiger zu weinen.

Eliſabeth. Vielleicht wird uns ein Tag der Freuden bald erſcheinen,
Der dir, mein Eduard, die Krone wiedergiebt!
Kein Bruder ward jemals ſo ſehr, als du, geliebt. —
Und du, mein York! — O! laßt in dieſen treuen Küſſen
Euch, Freund' und Brüder, ganz mein zärtlich Herz entſchließen!

Catesby. Genug! —

Königinn. So nimm, Barbar, da nimm ſie von mir hin! —

Ach meine Kinder! Gott!

Eduard. Noch einmal, Königinn,
Umarme mich! — der Schmerz — verbeut mir mehr zu reden. —
Leb' wohl, Eliſabeth! — bald wird der Gram mich todten. —

York. O Mutter! Schweſter! —

(Catesby führet ſie ab.)

Königinn. Weh mir! meine Kinder! … (Will ihnen nachgehen.)

Catesby. Nein;
So weit, und weiter nicht — es kann, es darf nicht ſeyn!

Vierter Auftritt.

Die Königinn. Eliſabeth.

Königinn (fällt betend auf die Knie.)
Gott! dir befehl' ich ſie zu deinen treuen Armen!
O! nimm dich unſer an mit Mitleid und Erbarmen,
Und wann die Grauſamkeit den wilden Arm erhebt,
So zeige, daß in dir, der Unſchuld Retter lebt! —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Stanley.

Eliſabeth. Es naht ſich Stanley …
Königinn. Wie? was will er! — Mich auch quälen?
Stanley. Ich theile, Königinn, den Kummer deiner Seelen,
Ich kenne deinen Gram, und fühle ganz dein Leid.
Königinn. Ah! iſt dein Mitleid nicht verſtellte Grauſamkeit:
So ſchaffe, wenn du kannſt, mir meine Kinder wieder!
Auch du beredeteſt mich.
Stanley. Dein Vorwurf ſchlägt mich nieder;
Zu ſehr verdien' ich ihn, und ſeinen bittern Schmerz:
Doch es bezeug' es Gott, und mein unſchuldig Herz!
Nur deiner Prinzen Heil, ſo ſchlecht es mir gelungen,
Hat den unſel'gen Rath mir damals abgedrungen —
Gott weiß es!
Königinn. Treibe nicht mit dieſem Namen Spott.
Glaubt ihr, wo Richard herrſcht, ihr Frevler, einen Gott?

Stanley. Ja; und ich hoff', er wird bald deine Trübſal rächen,
Und durch des Retters Arm des Kerkers Nacht durchbrechen,
In die hier ein Tyrann itzt deine Prinzen ſchließt,
Der unſers Thrones Fluch, der Seinen Henker iſt.

Eliſabeth. O, Stanley, täuſch' uns nicht! dich rühr' itzt unſer Leiden! —
Von allen Freunden fern, und unbekannt den Freuden,
In eines Wütrichs Hand, der Untergang und Tod
Uns, ſeines Bruders Blut, entblößt von Hülfe, droht!
Entreiß uns, wenn du kannſt, des Würgers gier'gen Zähnen,
Und trockne großmuthsvoll der armen Mutter Thränen!
In dir ſah einen Freund einſt unſers Vaters Haus!
Er liebte dich, wie uns; man rottet es itzt aus:
Wie glücklich! wenn wir noch in unſrer Feinde Händen
Nur Einen Troſt in dir, dich, Stanley, wiederfänden! —
Ach denk', Unglücklichen Schutz, Rath und Troſt verleihn,
Dieß heißt, wo nicht ein Gott, für ſie ein Engel seyn....
Du weinſt? — Ach! rührte dich ...

Stanley. Ja; glaube dieſen Zähren,
Die Freundſchaft, Mitleid, Treu und Eifer euch gewähren!
Mit Schrecken ſah ich es, wie eines Räubers Hand
Den Zweigen Eduards die Krone frech entwandt,
Sie ohne Vorwand ſelbſt vom Thron' in Tower ſchickte,
Und ſein verfluchtes Haupt mit dieſer Krone ſchmückte.
Der niederträcht'ge Hof, von Schmeichlern angefüllt,
Pries des Tyrannen That, der ihren Ehrgeiz ſtillt.
Hauptſächlich Buckingham, aus Durſt nach Gold bewogen,
Hat das verdammte Werk der Königswahl vollzogen:
Doch er iſt ſchon beſtraft; er glaubte nicht nach Werth
Belohnt zu ſeyn, und ihn belohnt ein Henkerſchwert! —
Ich war zu klein, zu ſchwach, mein Herz frey zu erklären;
Mich konnt' ich ungeſtraft nicht wider ihn empören!
Ich ſeufzt' ohn Unterlaß euch meinen Arm zu leihn,
Und aus des Wütrichs Hand die Prinzen zu befreyn.
Umſonſt! Ich ſeh' ihn itzt aufs neu' ſich wütend rüſten,
Die Königinn, dein Haus, ganz England zu verwüſten. —

Königinn. Was hör' ich, Stanley? — ja, nunmehro glaub' ich dir,
Nichts gleichet ſeinem Haß, nichts ſeiner Blutbegier.—
Wir müſſen ohne Freund' in unſerm Leid vergehen:...
Du nennſt dich unſern Freund? wohl, eil uns beyzuſtehen!

Stanley. Mein Leben, Königinn, — mein Blut, Eliſabeth,
Iſt euer! Eh das Licht des Tages untergeht,
Wird es entſchieden ſeyn, wer von uns ſoll erliegen...
Verleih uns, Ewiger, Gewalt und Muth zu ſiegen!...
(Er zieht einen Brief aus der Taſche.)
Kennt Ihr die Hand?

Eliſabeth. Iſt es nicht meines Richmonds?

Stanley. Ja,
Sie iſt's; und er iſt uns mit ſeinem Heere nah:
Er wird bald Richards Volk zu einem Treffen zwingen,
Und wenn er Sieger iſt, uns Glück und Freyheit bringen.
Zwar iſt ſein Heer ſehr ſchwach, und Richards ſeines groß,
Doch bin ich, Königinn, darum nicht hoffnungslos.
Mein Bruder, Strange, tritt auf die gerechte Seite,

Und geht mit ſeinem Theil gleich über in dem Streite.
Noch giebt es Ritter mehr, die ihren Schutz uns leihn,
Und auf den Augenblick des nahen Kampfs ſich freun:
Doch fürcht' ich noch ...

Königinn. Und was?

Stanley. Ein ungetreues Glück.

Königinn. Das laſſe Gott nicht zu!

Stanley. Wer ſteht für das Geſchick!
Furcht wohnt bey Hoffnung ſtets. Wie würd' ich dich, die Deinen,
Und dich, Eliſabeth, am meiſten dich beweinen!

Eliſabeth. Mich?

Königinn. Meine Tochter? — Ah!
(Zu Stanley.) was droht der Wütrich?

Stanley. Er
Will ...

Eliſabeth. Sprich! am Tage ſchreckt der Blitz uns weniger,
Als in dem Grau'n der Nacht. Die ſchauervollſten Dinge
Sind Tod und Grab; ſie ſind's, doch ſchätz' ich ſie geringe.

Noch mehr, ſie ſind mir Glück, Heil, Freyheit und Gewinn,
Lebt dadurch Eduard, York und die Königinn.
Fort! rede!
Stanley. Wie, wenn er ſein Weib ermordet hätte,
Und hör' erſchrecklich dir ſein blutig Ehebette?
Eliſabeth. Ich bin des Todes!
Königinn. Ah! was ſagſt du?
Stanley. Zweifle nicht,
Gekrönten Wütrichen ſind Miſſethaten Pflicht.
Kaum hört' er deine Wahl, als er, in Zorn entglommen,
Den grauſamen Entſchluß zu dieſer Eh' genommen.
Der Gattinn gab er Gift; ihr Herz war ihm zur Laſt,
Und ihre Tugenden, ſo, wie ihr Reiz, verhaßt,
Und die verfluchte Hand, die wagt er dir zu reichen,
Und triumphiret ſtolz in dieſer Gnade Zeichen.
Eliſabeth. Ja dieß, o Stanley, iſt noch mehr, als Tod und Grab!
Unmenſchlicher Tyrann, komm, ſtürze mich hinab;
Mein letzter Odem ſoll die Wohlthat dir verdanken! —
Ich? deine Gattinn? ich? weg, ſchaudernde Gedanken!

Königinn. Gott! war noch nicht der Kelch des Zorns genug gefüllt?
Wann wird dein Zorn erſchöpft, wann wird dein Grimm geſtillt!
Stanley. Er will, dich ſelbſt zu ſehn, hieher in Tower eilen ...
Eliſabeth. Ach Stanley! kannſt du mir nicht Hülf' und Rath ertheilen? —
Kann's ſeyn, ſo hilf mir fliehn!
Stanley. Wohin? — Wir ſind bewacht:
Auf jede Schritte hat ſein finſtrer Argwohn Acht.
Dein Heil, Prinzeßinn, hängt bloß ab von Richmonds Waffen:
Er muß uns Freyheit, Ruh und Sicherheit verſchaffen:
O Himmel! ſegne ſie, und gieb uns Sieg und Glück!
Eliſabeth. Wie lang' verfolgſt du uns, feindſeliges Geſchick! ...
O Stanley! muß ich dann das Ungeheuer ſehen?
Stanley. Du mußt, Eliſabeth! wie willſt du ihm entgehen?
Verzögre, wenn du kannſt, des Wütrichs blinde Wuth!
Wir ſind in ſeiner Hand, wie leicht fließt unſer Blut!

Demüthig muß ich mich vor ſeinem Zepter ſchmiegen,
Sonſt hätt' ich, andern gleich, längſt das Schaffot beſtiegen. —
Wer weiß, wo ſonſt umher ſchon ein Verräther wacht,
Der meine Treu für euch dem Frevler kundbar macht. …
Laß dich, o Königinn, die Ruh ein wenig laben,
Nach dem erlittnen Kampf' wirſt du ſie nöthig haben;
Von dieſen Zimmern hier, hier in des Towers Saal,
Läßt Richard, welche Gunſt! dir zum Gebrauch die Wahl;
Ich geh …

Eliſabeth. Freund, eile bald mit ein'gem Troſt zurücke!

Königinn. Ja, Stanley, gieb die Schuld dem ungetreuen Glücke,
Wenn ich dich nicht belohn';

Stanley. O mich belohnt mein Herz!

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Die Königinn. Eliſabeth.

Königinn. Dem Ew'gen ſey's gedankt, der uns in unſerm Schmerz

Noch einen Freund erweckt, der liebreich mit uns klaget,
Und unſers Elends Laſt mit uns zu theilen waget! ...
Welch neuer Unglücksſturm droht, Tochter, mir und dir! —
Komm, ſchöpf' ein wenig Kraft zu dieſem Kampf' mit mir:
Laß Flehen und Gebet im Stillen uns vereinen! ...
Wann wird uns doch ein Licht der Freuden wieder ſcheinen!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eliſabeth (allein.)

Der Schlaf, der Müden Freund, der Unglückſel'gen Ruh,
Drückt, welches Glück! einmal der Mutter Auge zu: —
Sie ſchlumm're ſanft! ich kann itzt, ohn' ihr Leid zu mehren,
Mein Schickſal überſchau'n, und meine Schmerzen nähren. —
Gott! wenn nicht Richmond kömmt — wenn Richmond unterliegt,
Wenn mit unſel'gem Glück der Wütrich Richard ſiegt,
Wenn von verdammter Glut ſein ſchändlich Herze lodert,
Und — o wie ſchaudert mich! die Hand am Altar fodert,
Wenn ::: Unglückſelige! — bey Gott! es kann nicht ſeyn,

Er mag mit Gift und Tod und Todesqualen dräun.
Eh will ich = = = aber ach! iſt meiner Brüder Leben,
Der Preis dieß Bandes? — wie? kann ich dann widerſtreben?
Hier iſt der Tod! — Weh mir! ach Bruder Eduard!
O York! wie rett' ich euch! kein Menſch, kein Bruder ward
So ſehr geliebt, als ihr — und Richmond — o Entſetzen! —
Ich ſoll nicht Richmonds ſeyn, ihm Treu und Wort verletzen,
Dem jungen Helden? ach! ich ſoll nicht Richmonds ſeyn? — (Sie ſteht ein wenig in Gedanken.)
Ha! — den Gedanken giebt mir ſelbſt der Himmel ein —
Iſt's eine Miſſethat, den Mörder zu erſchlagen,
Den Räuber und den Feind von unſern Lebenstagen,
Den Schande, Raub und Mord längſt vogelfrey gemacht?
Nein, es iſt Ruhm, Verdienſt. — So ſey's! die erſte Nacht
Will ich das theure Blut von meinen Freunden rächen = = =
Ich? — wird es nicht an Kraft der ſchwachen Hand gebrechen?

Der Hand, die man nur ſtets zum Wohlthun angeführt,
Und die nie mörderiſch den blut'gen Dolch regiert? —
Gab mir der Ewige das Amt, ihn zu beſtrafen? …
Jedoch wie lange will auch ſeine Rechte ſchlafen! …
Wer kommt — ah Catesby! —

(Sie will ſich ins Zimmer begeben.)

Zweyter Auftritt.

Eliſabeth. **Catesby,** (der ihr den Weg vertritt.)

Catesby. Prinzeßinn —
Eliſabeth. Weg von mir!
Catesby. Ich bitte …
Eliſabeth. Weg von mir! Weg!
Catesby. Bleibe, ſag' ich dir!
Der König wird ſich freun, dich hier allein zu ſehen.
Eliſabeth. Doch ich will ihn nicht ſehn.
Catesby. Warum? — Es muß geſchehen,
Du kennſt noch nicht dein Glück!
Eliſabeth. Von ihm? von ihm ein Glück?

Er gebe, was er uns geraubt, nur das zurück!

Catesby. Prinzeßinn, laß dich nicht den Stolz zu weit verleiten!
Weißt du, wer König iſt? — dein Bruder war's vor Zeiten,
Itzt Richard …

Eliſabeth. Richard? Nein; er ſtahl uns nur den Thron,
Er iſt der Laſter Sklav, und ſpricht der Tugend Hohn:
Und du, du biſt ſein Sklav — weg, Catesby!

(Sie will wieder hineingehen.)

Catesby. Vergebens!
Es gilt, Eliſabeth, das Glücke deines Lebens.
Der König will dich ſehn, will dich alleine ſehn; —
Vielleicht dankſt du mir noch, anſtatt auf mich zu ſchmähn.

Eliſabeth. Dir danken? Gut, ſo geh … Was hat er mir zu ſagen?
Er weiß der Mutter Leid, er kennt der Kinder Klagen,
Allein ſein Ohr iſt taub. Des Jammers laut Geſchrey
Iſt er gewohnt: es flieht ihm unbemerkt vorbey.
Er mag uns ungekränkt von dannen ziehen laſſen,
So will ich tiefgebeugt voll Dank ſein Knie umfaſſen.

Catesby. Prinzeßinn, haſt du noch nie einen Thron
begehrt? —
Den Thron Britanniens? — Wohlan, ſey deſſen werth!

Eliſabeth. Des Thrones werth zu ſeyn, ohn' ihn
je zu beſteigen,
Iſt mehr, als auf dem Thron ſich ſeiner unwerth zeigen.
Das Herz macht unſern Werth, und nicht der Thron
allein,
Sonſt wär' itzt Richard groß, ich gegen ihn, wie klein!
Doch ſo klein war ich nie, nach einem Thron zu ſchmachten:
Noch weiß ich Könige, wie er iſt, zu verachten. —

Catesby. Doch wie? wenn Richard nun Eliſabethen liebt?
Wenn er durch ſeine Hand ein Recht zum Thron' ihr
giebt?

Eliſabeth. So werd' ich ſeine Hand und ſeinen
Thron verfluchen,
Und wenn mich niemand ſchützt, mich ſelbſt zu ſchützen
ſuchen. —

(Sie will fortgehen, Catesby tritt ihr wieder in Weg.)

Catesby. Der König — halt!

Dritter Auftritt.

Richard. Vorige.

Richard. Wie? — flieht Eliſabeth vor mir? —
Vor ihrem Oheim? — mir?

Eliſabeth. Ja, Richard, ja vor dir.
Mein Oheim? du? in dir werd' ich den niemals finden,
Du würdeſt, wär'ſt du es, weit menſchlicher empfinden.

Richard. Zu viel empfind' ich nur; ich fühle, du biſt ſchön …

Catesby. Doch ſpröde, trotzig, ſtolz —

Eliſabeth. Fühl' es, und laß mich gehn —

Richard. Was hab' ich dir gethan?

Eliſabeth. Dieß willſt du von mir wiſſen? —
Sprich, wer hat uns den Thron, wer unſer Glück entriſſen?
Wer war's, der, Wölfen gleich, voll ſchlauer Bosheit kam,
Und das verwaiſte Paar der armen Mutter nahm?

Den Prinzen Eduard als ſeinen König ehrte,
Damit er ungeſtraft ſich wider ihn empörte?
Der ihm die Krone gab, und ihm die Kron' entriß,
Und die Unglücklichen vom Thron' in Tower ſtieß? —
Wer wars, der eine Reih Verwandte, Freunde würgte,
Und ſich, uns wohl zu thun, aufs ſchrecklichſte verbürgte?
Zu was bewahreſt du die armen Prinzen hier?
Was ſoll die Königinn? und ſprich: was ſollen wir?

Richard. Gebiete deinem Zorn: er ſteht ſo ſanften Blicken,
Wie deinen, wenig an, die ſollen nur entzücken,
Sie ſollen …

Eliſabeth. Spotte nur! dieß fehlt der Schändlichkeit,
Und dieß war der Triumph der Bosheit allezeit.
Mich ſchreckt dein Purpur nicht, die Wahrheit dir zu ſagen.
Ich bin die erſte nicht, die du bereits erſchlagen.

Catesby. O wie bewundr' ich, Herr, die Langmuth deiner Huld!

Richard. Und du, Eliſabeth, kennſt auch ſchon meine Schuld? —

Sey ruhig! bald ſollſt du mich jede Tugend lehren ...

Eliſabeth. Ich? dich die Tugend? dich?

Richard (zum Catesby.) Geh! doch —

(Er ſagt ihm etwas ins Ohr.)

Eliſabeth. Laß dich nicht ſtören.

(Sie will fort: Catesby geht ab.)

Vierter Auftritt.

Richard. Eliſabeth.

Richard (hält ſie zurück.) Prinzeßinn, bleib', und ich befehl' als König dir ...
Doch nein, ich bitte dich.

Eliſabeth. So ſprich: was ſoll ich hier?

Richard. Beſtimm' es ſelbſt; gebeut, und ich will es vollziehen.

Eliſabeth. Laß meine Brüder los, und laß uns England fliehen.

Richard. Sonſt alles, dieß nur nicht. — Ich fühle deinen Schmerz;
Dein Vorwurf iſt gerecht, und er durchdringt mein Herz:
Doch er verkündiget mir nicht erſt mein Verbrechen,
Ich kenn' es, um mir oft das Urtheil ſelbſt zu ſprechen;

Doch Miſſethätern ſelbſt muß man die Schuld verzeihn,
Wann ſie voll Demuth flehn, ſich beſſernd ſie bereun.

Eliſabeth. Geh, Heuchler! du bereun? du wirſt mich nie verführen.
In deiner Miſſethat kannſt du ſtolz triumphiren,
Doch niemals ſie bereu'n! glaub', es gehört dazu
Ein menſchlich Herz, und dieß, wann zeigteſt du es, du? —
Komm, ſchließ den Kerker auf, befreye meine Brüder,
Gieb Eduard dem Thron, der Mutter Yorken wieder:
Erhebe mildreich die, die du in Staub gedrückt,
Ruf' die zurück, die du ins Elend haſt geſchickt:
Gieb unſern Freunden das, was du geraubt, zurücke,
Schaff' deine Sklaven ab, die Diener deiner Tücke,
Sag's England, ſag's der Welt, daß uns der Thron gehört;
Daß, als uns deine Liſt für unächt laut erklärt,
Du frech gelogen haſt: dann kannſt du es bereuen,
Dann glaub' ich's wenigſtens, und werde dir verzeihen.

Richard. Wie edel iſt dein Zorn! er überzeuget mich
Von deiner Tugend ganz; und, o, wie rächt' er dich!

Wie glücklich iſt der Mann, der dich zur Gattinn wählet!
Du wirſt ſein Engel ſeyn, ſo oft ſein Tritt gefehlet:
Vom Laſter ſelbſt verfolgt, wird er das Laſter fliehn,
Und ſich, dein werth zu ſeyn, dir gleich zu ſeyn bemühn.

Eliſabeth. Hat deine Gattinn dir das Laſter je gelehret?
Und haſt du ihrer werth jemals zu ſeyn begehret?

Richard. Ja, ſie war liebenswerth, gut, edel, tugendhaft ...
Ach! nur vor kurzem hat der Tod ſie hingerafft!

Eliſabeth. Kannſt du dein Auge nicht zu falſchen Thränen zwingen,
Um deine Heucheley nicht halb nur zu vollbringen? —
Verleugne deinen Freund, den dir folgſamen Tod,
Er nah't ſich, wann du winkſt, und mordet aufs Gebot.

Richard. Du ſpotteſt meiner Qual! — Ich will mich ſelbſt verklagen,
Und mehr Verbrechen noch, als du ſchon weißt, dir ſagen. ...

Eliſabeth. Nein, Richard, nein; du haſt mich ſchon zu viel gelehrt,

Als daß ſich wider dich nicht meine Seel' empört!
Richard. Allein den Gegenſtand von meinen Miſſethaten —
Wie reizend iſt er nicht! — hat man dir den verrathen? —
Wenn du ihn kennen willſt; nur du biſt's, du allein!
Eliſabeth. So wünſcht' ich, Heuchler, gleich vom Blitz gerührt zu ſeyn!
Allein dein böſes Herz, ſchwarz, ſchrecklich, wie die Hölle,
Voll Raubgier, Mordſucht, Wuth, iſt deiner Laſter Quelle …
Richard. Eliſabeth, nein, du. Hätt' ich dich nicht geliebt,
Der Miſſethaten Reih hätt' ich nicht halb verübt …
Eliſabeth. Du mich geliebt? ſeit wann?
Richard. Seit deinen erſten Jahren …
Eliſabeth. Und dieſes hab' ich nie, als itzt, erſt itzt erfahren? —
Und meines Vaters Thron ward erſt zuvor dein Raub?
Und darum trateſt du tyranniſch uns in Staub?
Richard. Prinzeßinn, ja; um dir ein Königreich zu geben.

Eliſabeth. Und darum raubteſt du der edlen Gattinn Leben, —
Damit ſie deſto eh'r der Welt entriſſen ward?
Auch Heinrich ſtarb durch dich, auch ſein Sohn Eduard: —
Nicht wahr? damit ſie hier, frey von der Krone Bürden,
Die du ſo gerne trägſt, des Himmels Bürger würden?

Richard. Wie grauſam, bitter! nein, der Stirne Majeſtät,
Die Schönheit, die dich ſchmückt, der Reiz, der ſie erhöht,
Das tugendhafte Herz, des Geiſtes edle Gaben,
Durch dieß verdienteſt du allein den Thron zu haben: —
Wie? ſollte dein Gemal ein bloßer Bürger ſeyn? —
Ein König ſchien mir ſelbſt für dieſen Rang zu klein.
Doch war das Diadem die höchſte Würd' auf Erden:
Drum wünſcht' ich deiner werth durch ſie allein zu werden.
Ein Unglück, daß das Loos an deinen Bruder kam,
Daß ich ihm einen Thron nur nehmen konnt', und nahm;
Doch welch' ein Recht zum Thron, daß er zuerſt geboren,

Das Recht der Erſtgeburt iſt nur ein Recht für Thoren!
Iſt das Verbrechen groß, wenn man ihn dieſem nimmt,
Und dir ihn giebt, die Geiſt und Herz dazu beſtimmt?

Eliſabeth. Hör' auf! ich habe dich nun lang' genug gehöret,
Doch wiſſ' es noch einmal, daß ſich mein Herz empöret:
Wer glaubt, daß um den Thron ich dieß verkaufen kann;
Verachtend ſeh' ich den, und meiner unwerth an.
Dem edlen Menſchenfreund, dem tugendhaften Bürger,
Gäb' ich eh dieſe Hand, als dem gekrönten Würger,
Der keine Tugend kennt, der Ströme Bluts vergießt,
Damit er wüten kann, und das iſt, was du biſt. —

Richard. Was ich bin? welch ein Schimpf! — willſt du ſtatt Liebe, Rache? —
Iſt dieß der Demuth Flehn? dieß der Gefangnen Sprache? —
Weißt du, Eliſabeth, in weſſen Macht du biſt?
Dein Stolz, mit wem er ſpricht? und wer hier König iſt?

Eliſabeth. Ja, dieß erwartet' ich: laß nur die Maske fallen,
Laß den verſtellten Zorn laut wie ein Wetter ſchallen,
Droh' mir mit deiner Macht, und troß' auf die Gewalt,
Die du geraubet haſt: und glaub', in der Geſtalt
Biſt du erträglicher, als wann du von der Liebe,
Von Ruhm und Tugend ſprichſt: — Kein einzger dieſer Triebe
Kam jemals in dein Herz …
Richard. Ha ſchone meiner Wuth,
Ja, ſchone meinen Stolz! ſonſt — zittre für dein Blut.
Verſchmäh die Krone nicht, die ich dir angetragen,
Sonſt …
Eliſabeth. Was? was willſt du thun? du kannſt mir alles ſagen:
Doch dieſes ſag' ich dir; dir ſag' ich's frey, wenn ſie
Ein Preis dieß Herzens iſt; alsdann mag ich ſie nie!
Richard. Auch nicht auf Richmonds Haupt? — dann wird die Demuth ſchlafen. —
Nicht wahr? — doch hoff' ich bald den Frevler zu beſtrafen;

Er nur, ich merk' es wohl, giebt dir die Tugend ein;
Mit ihm wird dir ein Thron nicht zu verachten ſeyn.
Eliſabeth. Und warum ſollt' ich auch ihn fürchten, ihn verachten? —
Sah ich ihn nach dem Thron' und unſerm Blute ſchmachten?
Böt' er mir dieſen Thron, und raubt' ihn uns zuvor,
So fänd' er — ſo wie du, bey mir ein taubes Ohr.
Richard. Ich werd' es, ohne Müh, mir bald zu öffnen wiſſen. —
Du mußt noch heute dich, dieß merke dir, entſchließen.
Wag's nicht, Eliſabeth! verſchmäh' nicht meine Hand!
Du kennſt mich noch nicht ganz. Iſt meine Wuth in Brand,
So iſt mein Dolch gezückt, und Blut muß mich verſühnen ...
Allein Eliſabeth wird dieſes nicht verdienen.
Eliſabeth. Wenn ſie der Tyranney, dir nicht entrinnen kann,
So nimmt ſie dieß Geſchenk des Todes von dir an.
Richard. Dich tödten? nein: dieß hieß, ich liebte meine Schmerzen:
Doch dringt man in dein Herz vielleicht durch andre Herzen.

Eliſabeth. Grauſamer Richard, nein; ſo ſchrecklich du auch biſt:
Wo noch ein menſchlich Blut in deinen Adern fließt,
So wirſt du dieß nicht thun, nicht dieß — ein fremd Verbrechen,
Wenn ich ja ſtrafbar wär', an frommer Unſchuld rächen. —

Richard. Wie wann ein Sieger itzt des Volkes Frevelthat
Jn einem Geißel ſtraft, der nichts verbrochen hat,
Jſt er wohl tadelnswerth? — Umfaßt von meinen Armen
Erwart' allein von mir Huld, Mitleid und Erbarmen:
Frag' mich nicht erſt: für wen? dein Herz ſagt dir es itzt! —

Eliſabeth. O ſo erbarm' ſich der, der arme Waiſen ſchützt!... (Sie wirft ſich ihm zum Füßen.)
Ja, Richard, ſieh mich hier zu deinen Füßen liegen,
Wag' einmal dieſen Sieg, dich ſelber zu beſiegen!
Fühl', fühl' die Göttlichkeit des Wohlthuns und der Huld,
Und wenn ich ſtrafbar bin, ſo ſtrafe meine Schuld!
Und glaubſt du, mir mein Herz noch jemals abzudringen,

So wiſſe, nicht durch Drohn läßt ſich die Lieb' erzwingen …

Richard. Du täuſchſt mich nicht: umſonſt! ſteh auf! — (Er will ihr die Hand reichen, ſie ſteht auf, und ſtößt ſie zurück.) hier iſt mein Wort!
Dein Herz erwart' ich nicht, ich weiß, der hat es dort,
Der durch die Waffen mir den Thron glaubt abzujagen;
Allein mein Donner ſoll ihn bald in Abgrund ſchlagen.
Ich will nur deine Hand; die will ich. Wag' es nicht,
Daß mir dein eitler Trotz hartnäckig widerſpricht:
Sonſt ſoll Prinz Eduard und York mir dafür ſtehen —
Auf ihren Leichen ſollſt du zum Altare gehen:
Du ſollſt … G'nug; noch einmal! wirſt du nicht heute mein;
So kannſt du athemlos nach Richmonds Hülfe ſchreyn. —
(Er ſieht nach der Uhr.)
Geh! eine Stunde geb' ich dir noch Zeit — dann wähle!

Eliſabeth. Ah, ſchändlicher Barbar, du Abſcheu meiner Seele!
Gieb mir den ärgſten Tod und deine Hand zur Wahl,
Und ohne Zeitverluſt wähl' ich ihn hundertmal. —
(Geht hinein.)

Fünfter Auftritt.

Richard (allein.)

Ha, wie die Taube ſich in meinen Fäuſten windet,
Wild mit den Flügeln ſchlägt, und keine Rettung findet:
Nein, lieber blute ſie! — Du machſt den Sieg mir ſchwer?
Um deſto herrlicher, der Sieg reizt deſto mehr.
So wünſch' ich's: ſäh ich dich in meine Arme ſchmiegen,
Vor Freuden flatternd: Ah! vielleicht ließ ich dich fliegen;
Doch dieſen Augen ſtehn die Thränen viel zu ſchön,
Um nicht an dem Altar ſie davon voll zu ſehn.
Frohlockend will ich da mir jede Thrän' erhaſchen,
Und deiner Brüder Blut mir von den Händen waſchen.
Triumph und Sieg iſt mein — (Er tritt an die Thüre.)
Wo biſt du, Catesby?

Sechſter Auftritt.

Richard. Catesby.

Catesby (tritt herein.)
Herr!
Richard. Haſt du es gehört? —
Catesby. Herr, alles! Aber nie
Sah ich die Frechheit ſo …
Richard. Gleich ſo, wie ich's begehrte.
Die kleine Frevlerinn, wie ſchön ſie ſich empörte!
Die Wangen glüheten, ihr ſtolzer Buſen ſtieg,
Die Thränen rieſelten, beweinten meinen Sieg,
Um hier bald heftiger auch Blut darein zu weinen. —
Wie herrlich werden nicht die Lorbeerkränz' erſcheinen,
Von dieſem Thau benetzt! … Komm', reize meine Wuth!
Denn wiſſe, dieſer Dolch trinkt bald der Prinzen Blut!
Catesby. Schon itzt, mein Fürſt?
Richard. Schon itzt. — Erſt will ich von den Höhen
Des Thurms die Stadt durchſchaun, und auf das Schlachtfeld ſehen,

Und dann ... ja, ihren Tod heiſcht meine Sicherheit.
Vielleicht vergönnt' ich noch den Unglückſel'gen Zeit.
Sahſt du vorhin nicht ſchon des Pöbels wilden Haufen,
Vom Aufruhr angeſpornt, die Straßen niederlaufen?
Sie hörten, Richmond ſey ſchon unſerm Heere nah,
Und ſchrien: es ſey in ihm der Prinzen Retter da! —
Vor dieſem Jüngling zwar hab' ich noch nie gezaget;
Doch wie? wenn ſich das Volk ſelbſt an den Tower waget?
Kühn ihre Feſſeln bricht, ſie aus dem Kerker zieht —
Wo iſt mein großer Plan? mein hohes Siegeslied?
Wo mein erkämpfter Thron? wo dieſes Thrones Stützen?
Das Heer iſt in dem Feld'; und wer ſoll mich hier ſchützen?

Catesby. Doch, Herr, du foderſt ja Eliſabethens Hand?
Du ſahſt, du hörteſt ſelbſt den frechen Widerſtand.
Der Weg zu ihrer Bruſt geht durch der Brüder Leben:
Wird ſie dann ihre Hand dem Brudermörder geben?

Richard. Nein, die Bedingung bleibt, verſchwiegen bleibt der Mord:
Sie ſchlepp' ich an Altar', und droh' ihr immerfort,

Dann aber, wann ich mich mit ihr verbunden habe,
Dann weine ſie ein Meer auf ihrer Brüder Grabe.
Die Mutter heule laut, und ſcharre das Gebein
Der Kinder aus dem Staub', ich werde ruhig ſeyn.
Wenn ſie durch ihr Geſchrey mich zu betäuben wagen,
So ſollen ſie ihr Leid bald öden Mauern klagen!
Sie hat der Töchter mehr: es feyert nie mein Schwert,
Und kennet ſein Gewicht, ſo bald man ſich empört. ...
Doch, Freund, haſt du indeß auch Stanleys Thun betrachtet?
Den Frevler hätt' ich längſt des Todes werth geachtet;
Noch, ſeh ich, hängt ſein Herz an Eduardens Blut,
Auf dem nur allzuſehr des Britten Neigung ruht.
Sein Auge droht Gefahr. Seit ich den Thron entriſſen,
Beſtürmt er jede That mit ſchlauen Hinderniſſen.
Schon längſt zerſchlug ich ihn, doch ſchreckt ſein Anhang mich;
Sein Bruder kämpft im Heer, auch dieſen fürchtet' ich:
Doch fällt erſt Richmond, dann, dann ſoll mein Schwert ihn lehren,
Wie ſcharf es die beſtraft, die meiner Abſicht wehren.

Catesby. Herr, ich geſteh' es dir, er giebt mir viel Verdacht.
Der Schein der Tugend ſchafft beym Volk ihm große Macht:
Er haßt dich: Vorhin wagt' er, mir es kühn zu ſagen. —
Wie ſchäumt' er wider dich in ungezähmten Klagen,
Als bey der Königinn Erſcheinung du uns frey
Entdeckt, was über ſie von dir beſchloſſen ſey.
Wie tobt er, daß mich nicht ein gleicher Zorn entflammte,
Und ich nicht deinen Rath ſo frech, wie er, verdammte!

Richard. Ha! der Verräther! — Ja, er iſt's! Es kocht mein Blut,
Schaff' ihn …

Catesby. Gebiete, Herr, ein wenig deiner Wuth!
Der Frevler, hoff' ich, wird der Rache nicht entfliehen:
Doch nöthig iſt's, mit Liſt ihn in das Garn zu ziehen;
Er iſt behutſam, klug. Du weißt, er war mein Freund,
So lang' er ſich mit mir für deinen Wunſch vereint.
Er würde, ruft' ich ihn zu dir, den Anſchlag merken,
Und ein rebelliſch Volk in wildem Aufruhr ſtärken:
Er ſprach die Königinn …

Richard. Ich überlaſſ' ihn dir;
Lebendig oder todt, nur bald verſchaff' ihn mir!

Du warſt ſein Freund: genug! Mit ſchmeichelhaften Blicken,
Des Höflings feiner Kunſt, wirſt du ihn leicht berücken:
Ruf' ſeine Großmuth auf, errege ſeinen Schmerz,
Und in der Zärtlichkeit durchbohr' ihm kühn das Herz!
Mit ſeinen Gütern will ich deinen Eifer lohnen, —
So ſey's; wer mich nicht ſchont, den darf auch ich nicht ſchonen.

Catesby. Zu groß iſt deine Huld; o Herr, wie dank' ich ihr!
Ich geh', und im Triumph führ' ich ihn bald zu dir:
Die größte Straf' iſt klein für ſeine Frevelthaten;
Er iſt nicht mehr mein Freund: denn er hat dich verrathen.

Richard. Vor allen Dingen geh', und ſchicke Tyreln her.
Sein Arm bewaffne ſich mit einem Mordgewehr;
Ich will ihn würdigen, die That mit zu vollziehen! —
(Catesby geht ab.)
Schon fühl' ich meine Bruſt voll edler Mordſucht glühen. (Geht auch ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Königinn. Eliſabeth.

Königinn. Barbar! … Eliſabeth, es iſt um uns geſchehn!
Kein menſchlich Ohr vernimmt des Unglücks lautes Flehn,
Kein Arm iſt ausgeſtreckt, uns Hülfe zu ertheilen! —
Zu wem ſoll ich und du in unſern Aengſten eilen! —
Wie? in des Räubers Arm, der von dem Blute raucht,
In das er ſchon ſo oft die Mörderfauſt getaucht,
Von Königsblute voll, dich, Tochter, hinzugeben? —
O warum fodert er nicht mein durchängſtet Leben! …
Unſeliger Entſchluß, der mich hieher gebracht!
Mein letzter Tropfen Blut iſt nun in ſeiner Macht! —
Kannt' ich den Wütrich nicht, das Scheuſal dieſer Erden? —
Ein jedes wird von Euch des andern Opfer werden,

Bis ſeines Bruders Stamm grundausgerottet iſt:
Da iſt kein Retter mehr, wenn du es, Gott, nicht biſt!
Eliſabeth. Wer wird der Zärtlichkeit und ſeinem Blut' entſagen,
Und nicht für einen Sohn und Bruder alles wagen?—
Weh mir, o Königinn! entſetzlicher Entſchluß! ...
Allein es bleibt dabey: ich will, dieweil ich muß.
Hier nehm' er dieſe Hand! — ſie bebt — doch ſie mag beben;
Ein ein'ger Augenblick von meiner Brüder Leben
Iſt dieſes Opfers werth. Es tödtet mich der Schmerz
Vielleicht im Augenblick ...
Königinn. Du brichſt mir noch das Herz.
Dieß fodr' ich nicht von dir, du Liebling meiner Seelen!
Nein, lieber will ich ſie des Ew'gen Schutz befehlen.
Der Mordſucht würd' ich dich gewiß zum Opfer weihn,
Und ſicher dennoch nicht mich ihres Lebens freun.
Von dir will er ein Recht bloß zu dem Throne borgen:
Dir gäb' er itzt die Hand, und tödtete ſie morgen!
Eliſabeth. Allein, — o Königinn! kömmt er mit Ungeſtüm,

Und fodert dieſe Hand? Wer widerſetzt ſich ihm,
Kömmt er, und machet dieß von deiner Prinzen Leben
Noch zur Bedingung? — Ach! ach! dann muß ich ſie geben:
Sonſt raubt er's ihnen gleich, und ſagt mir am Altar,
An den er mich geſchleppt, daß ich die Mörd'rinn war...
Und ſelber du, — wird nicht dein zärtlich Herz erwachen,
Und mir und ſelber dir der Blutſchuld Vorwurf machen,
Wenn unſrer Seele ſtets der Zweifel übrig blieb,
Ob er, gieng ich ſie ein, ſo weit die Mordſucht trieb?

Königinn. Mein Kind, du kennſt ganz den Kummer meiner Seelen!
Sie würde freylich oft der finſtre Zweifel quälen:
Doch ſeh' ich den Verlauf, hell, wie des Tages Licht;
Für unſer Unglück bürgt Altar und Eidſchwur nicht.
Durch Liſt, Betrug, Gewalt, hat er den Thron errungen:
Der Bürger gönnt ihm nicht, was man ihm abgezwungen;
Er fühlt, mit welchem Grimm ſein eiſern Zepter ſchlägt,
Und ſeufzt, daß ein Tyrann, wie Richard, es noch trägt:
Dieß ſieht der Wütrich. Ach! er ſieht, auf meinen Prinzen

Schwebt noch der ſtille Wunſch der brittiſchen Provinzen!
Er ſiehet ſie geliebt, gehaſſet ſieht er ſich:
Und ſo blieb ewig ihm ihr Leben fürchterlich. —

Eliſabeth. Sehr wahr! ich werde nicht der Unglückſel'gen Ketten
Zerbrechen: aber, wenn ich ſie nur Stunden retten,
Nur ihren Untergang Minuten friſten kann:
So iſt's ein Troſt, daß ich, was ich gekonnt, gethan.

Königinn. Und ich kann nichts für dich, großmüthge Tochter, wagen?
Wie gern gäb' ich für Euch den Reſt von meinen Tagen! …
Wer kömmt? —

Eliſabeth. Ah! Stanley iſts!

Königinn. Schon bebe' ich! überall
Tönt mir des Todes Schritt und ſeiner Stimme Schall —

Zweyter Auftritt.

Vorige. Stanley.

Königinn. O Freund! komm! ſteh uns bey! Wirſt du dem Blitz nicht wehren,
Der über uns entbrennt, ſo wird er uns verzehren.
Eliſabeth. Ja Stanley, rette, hilf! ſonſt trifft er uns gewiß! —
Stanley. Ein Stral von Hoffnung glänzt uns durch die Finſterniß;
O! möcht' er uns den Troſt, den wir erwarten, geben!
Königinn. Und welcher?
Stanley. Richmond kömmt.
Eliſabeth. Gott! ich fang' an zu leben!
Stanley. Schon ſtehn die Heere ſich einander im Geſicht.
Zwar waget jedes noch den erſten Angriff nicht:
Doch ſucht der flücht'ge Schwarm der leichten Bogenſchützen
Im Auf- und Niederfliehn zum Kampf' ſie zu erhitzen.
Man kann vom hohen Thurm das Schlachtfeld überſehn: ...

Gott! du, der Kriege Gott! eil' uns itzt beyzuſtehn!—
Richmonden ſah ich ſelbſt durch die Geſchwader reiten:
Es ſchien, er munterte ſie auf, mit Muth zu ſtreiten.

Elyzabeth. Sein treuer Engel wach' itzt ſorgſam über ihm! —

Königinn. Weiß es ſchon Richard?

Stanley. Ja. Ich ſah, mit Ungeſtüm
Stürzt' er ſich aus dem Tow'r: er ſchien von euern Klagen
Entflammt; ſchon ließ er mich für euer Leben zagen.
Ich zeigt' ihm die Gefahr zum Schein erſchrecken an.—
Und glaubte: nun verläßt vielleicht uns der Tyrann,
Furcht oder Wuth treibt ihn in's Feld zu ſeinen Heeren; —
Allein ſein Uebermuth ſchien es ihm zu verwehren. —
„Du zagſt, ſprach er: — nicht wahr? o Feiger! ſieh mein Glück!
„Dort droht ein ſchwacher Feind; hier einer Schönen Blick.
„Mein Ruhm erfodert es: den muß ich erſt bekriegen,
„Um deſto ſicherer den andern zu beſiegen. —
„Wie kommt's, daß Richmonds Heer ſich in der Ferne hält?

„Ja, wenn man vor ihm floh, dieß wünſchte wohl der Held.
„Bald will ich ſeine Braut zur Unterwerfung zwingen,
„Und Richmonds blutig Haupt zur Morgengift ihr bringen:
„Alsdann bewundre ſie ſein lockichtblondes Haar,
„Und wein' der Muter vor, wie ſchön der Jüngling war! —
„Geh, ſag' ihr, daß ſie ſich ja bald entſchließen ſolle,
„Daß ich nach kurzer Friſt die Antwort haben wolle:
„Es blitze ſchon der Dolch in ausgeſtreckter Hand! ...
„Sie weiß genug.“ — Er gieng; ich bin hieher gerannt ...

Eliſabeth (ganz athemlos.)
Ah — Stanley! —

Königinn. Gott! wir ſind verloren! —

Stanley. Weil wir leben,
Iſt nicht, o Königinn, die Hoffnung aufzugeben!
Eh den vermeynten Sieg (zur Prinzeßinn) er über dich erhält,
Beginnt vielleicht der Kampf, und ruft ihn in das Feld.
Nur darfſt du ihm die Hand, Prinzeßinn, nicht verſagen,

Kömmt er, und droht aufs neu' der Prinzen Lebenstagen.
Ich weiß, daß du dadurch nicht ſeiner Mordſucht wehrſt:
Doch, was er heuts thät', das thut er morgen erſt.

Eliſabeth. Genug, ein Tag der Qual ſetzt Einen Tag zu ihren:
Ein Leben würd' ich gern um dieſen Tag verlieren! ...

Königinn. Die Riegel raſſeln; — ſtill! —

Stanley. Ha!
das iſt Richard — Ja,
Er iſts!

Eliſabeth. Weh mir! weh mir! mein Untergang iſt da!

Königinn. Bleib, Stanley, bleib! —

Stanley (etwas heimlich.) Ich hör' ihn an der Thüre rauſchen; —
Sein Argwohn giebt ihm ein, uns tückiſch zu belauſchen —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Richard.

Eliſabeth (zu Stanley.)
Ach! leih' mir deinen Arm — (Sie lehnt ſich an Stanley.)

Richard (ſchlägt die Arme in einander, und ſieht ſich grimmig um.) Ein Blutrath über mir?

Königinn. Sagt das, was du verdienſt, itzt das Gewiſſen dir?

Richard. Verzeihe — daß ich dich zum erſtenmal' itzt ſehe,
Ich hoffte, Königinn …

Königinn. O! daß es nie geſchähe,
Tyrann! —

Richard (ſieht ſich höniſch um, als ob er jemanden anders ſuchte.) Wem gilt der Gruß? Du meyneſt doch nicht mich?

Königinn. Als ob ein Sterblicher an Grauſamkeit dir glich! —
Ach ſprich! wo endigt ſich einmal das Blutvergießen?

Richard. Dieß wirſt du, Königinn, und — deine Tochter wiſſen! —

(Er thut, als ob er itzt erſt die Prinzeßinn gewahr würde, die ſich an Stanley gelehnt.)

Doch — was wagt Stanley? — Weg, Verräther! weg von ihr!
Auf eines Königs Arm ruht ſich's weit beſſer — hier! —

(Er beut ihr ſeinen Arm, ſie läuft auf die andere Seite des Theaters und hält beide Hände vor.)

Eliſabeth. Auf eines Wütrichs Arm, von Raub' und Blut beflecket,
Der ſich, die Unſchuld itzt grauſam zu würgen, ſtrecket? —
Des ärmſten Sklaven Arm wird mir willkommner ſeyn.

Richard. Giebt Stanleys weiſer Rath dir dieſen Ausſpruch ein?

Stanley. Nichts, als was Tugend, Pflicht und Redlichkeit ihn lehren ...

Richard. Verfluchter! deine Pflicht? — Ha! dieſe ſollſt du hören!

(Er greift nach dem Degen: die Königinn fällt ihm in die Arme; Stanley entflieht.)

Vierter Auftritt.

Die Königinn. Eliſabeth. Richard.

Königinn. Grauſamer! ſollen wir vielleicht das Vorſpiel ſehn
Von einem Todtenfeſt, dir, Wütrich zu begehn? —
Iſt unſrer Freunde Mord, ſind unſrer Kinder Schmerzen
Des Buhlers erſt Geſchenk? der Weg zu unſerm Herzen?

Richard. Ja, wenn die Wohlthat uns das Herz nicht öffnen kann. —
Ich biet' in dieſer Hand ihr Kron' und Zepter an:
Ha! iſt ihr dieß Geſchenk zu klein? der Britten Kronen?
Wohlan, wie ſoll man denn dieß Opfer ihr belohnen?
Eliſabeth. Vor Unmuth ſpringt mein Herz noch unter ſeiner Laſt! —
Du ſprichſt von Kronen? du? die du geſtohlen haſt?
Doch will ich dir nochmals, noch hundertmal dir ſagen,
Und hätte deine Hand mir Welten anzutragen;
So ſpräch' ich: fort, Tyrann! nimm deine Welten hin!
Ich brauche keine Welt, und bleibe, was ich bin.
Ein tugendhaftes Herz und ein unſchuldig Leben,
Nicht Kron' und Zepter ſind's, die wahres Glück uns geben.
Richard. Der ſüßen Schönen kann ich dieſen Wahn verzeihn,
Die Liebe giebt ihr ihn, und nicht die Staatskunſt ein:
Sie wird im dunkeln Hain mit Richmond lieber weinen,
Als in des Purpurs Glanz auf einem Throne ſcheinen.

Eliſabeth. So weint ſie nicht um Blut, das du
vergoſſen haſt,
Unſchuldig, ungedrückt von deiner Krone Laſt.
Trag' du die Kron' allein! glänz' auf dem Thron' der
Britten!
Nur eines Räubers Huld iſt, was wir von dir bitten:
Nimm uns, was übrig iſt! nimm Kron' und Zepter
dir!
Das Leben ſchenk' uns nur, und dafür danken wir.

Richard. Ha! kann die Königinn dieß unbeſtra-
fend hören? —
Gewiß ſind dieſes nicht der weiſen Mutter Lehren;
Sie weiß es, welch ein Glück der Purpur uns verheißt,
Der Wunſch, das höchſte Ziel von einem großen Geiſt!
Mit andern Augen wird ſie meine Huld betrachten:
Ich weiß, ſie lehrte dich …

Königinn. Dich und den Thron ver-
achten.
Wie lange ſprichſt du noch gekränkter Tugend Hohn?
Wer ſind wir, und wer du? und weſſen iſt der Thron,
Den du verſchenken willſt? — Geh! eil', es aufzu-
ſchlagen,
Das höllenſchwarze Buch von deinen Lebenstagen!

Kein Blatt! ein jedes klagt ein teufliſch Laſter an:
Kein Schritt! und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn.
Die Erde, wo du ſtehſt, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal ſiehſt, tönt der Erſchlagnen Stimme,
Sie tönt, ſchreyt auf zu Gott! und Gott, Gott höret ſie,
Spannt ſeine Donner an, und kömmt ſpät oder früh.
Die Dien'rinn ſeines Zorns auf ausgeſpannten Flügeln,
Die Rache, rauſchet ſchon von jenen Leichenhügeln,
Und ſchwebet über dir! ich hör' ſie, Böſewicht,
Ich hör', ich ſehe ſie: und du erzitterſt nicht? —
Was willſt du? —

Richard (zieht den Degen, und geht nach der Prinzen Gefängniſſe.) Dieß — ja, dieß ſoll dir die Antwort geben —

(Die Königinn fällt ihm zu Füße, und hält ſeine Knie umfaßt, Eliſabeth ergreift ihn bey dem Arme.)

Königinn. Nicht eher! raube mir zuvor mein traurig Leben! —
Sieh! eine Königinn, die mehr den Thron geſchmückt,
Als du, liegt tief vor dir im Staube hingebückt!
Stoß zu! ſo lange bleib' ich auf dem Boden liegen:
Tod iſt dein Lieblingswort, und Qualen dein Vergnügen! —

Was zauderſt du? bin ich nicht dieſer Gnade werth? —

Eliſabeth (reicht ihm mit abgewandten Geſichte die Hand.)

Tyrann! — hier iſt die Hand! — die haſt du ja begehrt?
Komm! führ' dein Opfer fort! führ' es zu den Altären!
Da will ich — ew'gen Haß dir vor dem Prieſter ſchwören:
Doch hüte dich, daß nicht vor Ungeduld mein Geiſt,
So bald du dich mir nahſt, ſein Sklavenhaus zerreißt,
Den ſchnöden Leib dir läßt, zu ſeinem Urſprung' fliehet,
Und voll Verachtung dort auf dich hernieder ſiehet,
Unſichtbar dich verfolgt, in Träumen dich erſchreckt,
Und alle Furien zu deiner Marter weckt.

Königinn (ſchlägt die Hände zuſammen, und hebt ſie gen Himmel.)

Was thuſt du, Tochter? — weh! weh mir! …

Eliſabeth. Es iſt geſchehen! —
Hier iſt die Hand, Tyrann; laß uns zum Altar gehen! —

Richard. Genug, — o ſchöne Wuth! ſo, ſo gefällſt du mir:
Dein Drohen ſchreckt mich nicht, die Bürgen hab' ich hier: (Er zeigt aufs Gefängniß.)

Und wann ...

Eliſabeth. Dieß ſchwör' ich dir! bey Gott ſey es geſchworen
Und allen Heiligen! die Hand ſoll dich durchbohren,
Und dein meineidig Herz zerfleiſchen, wo es nicht
Der Prinzen Leben ſchont, und die Bedingung bricht! —
Die Hand (ſie iſt nun dein,) wirſt du doch ſo viel lehren,
Ein Blut, wie deines iſt, frohlockend zu zerſtören? —
Nur die Bedingung! — nichts — ſonſt nichts ...

Richard. Es ſoll geſchehn,
Die Prinzen leben ...

Königinn. Ach! darf ſie die Mutter ſehn?

Richard. Bald!

Eliſabeth. Und warum nicht itzt?

Richard. Die Thüren ſind verſchloſſen:
Doch ſoll ſie Catesby, noch eh der Tag verfloſſen,
Dir öffnen — und ſo oft, als du gebieten wirſt!

Eliſabeth. Noch einmal! ſiehe zu, daß du uns nicht verführſt!
Ich bin das Opfer ...

Königinn. Sie! welch' Opfer! — Meiner Seele
Geliebtes, beſtes Kind … (Gen Himmel.) Dir, Höchſter, dir befehle
Ich ſie und uns …

Richard. Dich ſoll des Opfers nicht gereun,
Und Richard wird für euch mehr, als ihr glaubtet, ſeyn. — (Zur Eliſabeth.)
Bald ſoll die Liebe dich in mir zum Altar führen;
Und alsdann öffnen ſich auf ewig dieſe Thüren;
Ja, Königinn, alsdann … genug! ich ſag' es zu,
Geht und beruhigt euch —

Eliſabeth (ganz ſchwach, ergreift ihre Mutter bey der Hand.) Ja, ich bedarf der Ruh —
Ach! liebſte Mutter, komm', und wein' in meine Zähren —
Vielleicht, daß wir auch bald dieß einz'ge Glück entbehren! (Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Richard (allein.)

Geht nur, Unglückliche! geht nur, Ihr ſollt ſie ſehn,
Das hochgeliebte Paar, ſie, meines Zorns Trophä'n!

Bald ſoll ſie dieſe Fauſt gleich einem Sturm ergreifen,
Und wie das Laub im Herbſt von ſtolzen Aeſten ſtreifen …
Bey Gott! ſie ſchreckte mich! — bald ſchäm' ich mich vor mir:
Wie Löwen giengen ſie auf ein gejagtes Thier.
Entathmet, ſtumm, betäubt, ſchaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich ſchon den Tod herunter ſteigen ſähe! —
Und dieſes iſt ein ſanft und zärtliches Geſchlecht?
Und ſie ſind nicht beſtraft? und ich bin nicht gerächt? —
(Er zieht den Degen, und fühlt ihn an.)
Biſt du auch ſcharf genug? — Ja, auf dem Götterſitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit dieſem Blitze …
(Er fährt jähling zuſammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mir dahin? —
Wie? — was? — Ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod — er kömmt — mein Freund kennt meine Stimme! —
Komm! ſtähl' ein ſchüchtern Herz, füll' es mit deinem Grimme!
Es ſträubt ſich — und warum? — klopft ſcheu und unruhvoll —

Ich fürchte mich doch nicht, daß ich itzt morden ſoll? —
Die Feinde meines Glücks? die Räuber meiner Größe? —
Zwey Kinder? — weiter nichts, als zween herzhafte Stöße …
Und doch — (Höhniſch.) Ja, dieſes wird vielleicht mir furchtbar ſeyn,
Wann ſie voll Todesangſt durchdringend: Oheim! ſchreyn,
Wann ſich der kleine York an meinem Buſen windet,
Und mich zu küſſen glaubt, und ſich durchſtochen findet!
Wann Eduard, den ſchon der Thronen Stolz erfüllt,
Für ſeinen Bruder fleht, und für ſich trotzig ſchilt? …
Weh ihm! den Augenblick ſoll er nicht überleben,
Und ſein verdammt Gehirn an düſtern Mauern kleben …
Mich ſchaudert — Still! — wer ruft? — Die Stimme Heinrichs — ja …
Noch einmal — noch einmal! … da kömmt ſein Schatten — da! —
Er ſchreitet auf und ab — er flieht — er naht ſich wieder —
Er ſieht — ſein Auge rollt — gießt Flammen auf mich nieder —

Er droht — winkt — winkt … wohin? — umſonſt — ich folge nicht! …
Er flieht — die Erde bebt … weg, ſchreckliches Geſicht!
Verdammte Phantaſie, wie oft wirſt du mich plagen!
Ich Feiger, werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen? …
Wo bleibt doch Tyrel? … ſtill! — er iſts …

Sechster Auftritt.

Richard. Tyrel.

Richard. Du kömmſt ſehr ſpat?

Tyrel. Nicht ſpäter, als man mich zu dir gerufen hat …
Doch, welche Bläſſe, Herr, bezeichnet deine Wangen? —
Haſt du, eh du hier warſt, die Nachricht ſchon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt?

Richard. Verwegner! hab' ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn … doch wie? iſt er zurück getrieben?

Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk ſchnell aufgerieben?
Iſt Richmond nicht entflohn?
Tyrel. Der Streit begann erſt itzt.
Voll Muth ſcheint Richmonds Heer und Richmond ſelbſt erhitzt:
Man ſah ein wenig ſelbſt dein Heer zurück ſich ziehen;
So ſchien es, ſagte man …
Richard. Sprich lieber gar: ſie fliehen.
Durchbohrteſt du den nicht, der dir die Nachricht gab?
Nenn' ihn, es wartet ſein ein unvermeidlich Grab …
Doch eine große That ſollſt du erſt mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbeſprützte Haupt des Bräutigams zurück.
Was werden über ihn für ſchöne Thränen fließen! —
Dann wird ſie mir die Hand von Blute trocknen müſſen,
Wie ihre Thränen ich: ich werd' es lächelnd ſehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen ſpähn. —

Ha, der Gedanke ſelbſt beflügelt meine Stärke.
Auf Tyrel, nimm den Dolch! komm zu dem großen Werke! —
Du bebſt? — Verfluchter, wie? du bebſt? vor wem? — vor mir? —
Gut, wenn du vor mir bebſt, alsdann verzeih' ich dir —
Nur nicht vor einem Mord' von dieſen Königsknaben!
Mit ihnen wirſt du ſonſt ein gleiches Schickſal haben.

Tyrel. Doch, Herr …

Richard. Kein Wort! Sieh hier —
(Er zeigt ihm den Dolch.) Du ſiehſt, er iſt gezückt:
Du kennſt mich — folge mir! … biſt du zum Mord' geſchickt? —
Ein weibiſch Mitleid ſteht nicht Dienern meiner Rache:
Gebieten iſt mein Werk, Gehorchen ihre Sache.
Verſtopfe ja dein Ohr dem kindiſchen Geſchrey,
Und zeige, daß dein Arm des Beyfalls würdig ſey …
Ohn' Aufſchub! ſtoß zuerſt, wenn du mich willſt verſühnen —

Tyrel. Ich folge … (Beyſeite.) Welche Qual, dem Wütriche zu dienen! —

(Sie gehen mit gezückten Dolchen nach dem Zimmer, wo Prinz Eduard und York verſchloſſen ſind.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Königinn. Eliſabeth.

Eliſabeth. Die Schreckenbilder zeugt ſo Wahn als Furcht in dir: —
Da ſiehſt du, Königinn; kein Sterblicher iſt hier!

Königinn. Nein, nein, ſie donnerte, die Stimme des Tyrannen;
Vielleicht, als wir uns hier genaht, floh er von dannen!
Vielleicht beſchloß ſein Herz hier einen neuen Mord!
Vielleicht ihn zu vollziehn, eilt' er itzt eben fort!
Vielleicht …

Eliſabeth. Er hat ja nun die Hand! Weh mir! ich blicke
Mit Abſcheu, itzt auf mich, itzt auf die Welt zurücke!
O ſie — wie ſchaudert mich! der Laſter Siegesfeld! —
Nein, liebſte Mutter, nein, für uns war nicht die Welt;
Sie iſt für Wütriche, für uns iſt jenes Leben:

Dahin ſoll ſich mein Geiſt in ſicherm Stolz erheben! —
Warum iſt, Ewiger! doch dein Gebot ſo ſcharf,
Daß man ihm nicht die Flucht durch Wunden öffnen darf!

Königinn. Um durch die Leiden erſt des Himmels werth zu werden —
Wie ſchwer! ſie drücken uns itzt nieder bis zur Erden! ...
Du! — was haſt du gethan o Tochter!

Eliſabeth. Meine Pflicht.
Ich würd' es itzt noch thun; und weine weiter nicht:
Mein Elend iſt zu groß für einen Troſt der Zähren.

Königinn. Ach! als ob Eduard und York nun ſicher wären!
Glaubſt du ...

Eliſabeth. Ich glaub' es nicht; allein, o Königinn,
Ich glaube, daß ich dir dieß Opfer ſchuldig bin,
Dem Staat, den Prinzen, mir! — Ich ſeh ſchon jene Scenen,
Im Geiſte ſeh ich ſie voll Todtſchlag' und voll Thränen,
Und dieſe Hand voll Blut, womit mich der Tyrann
Befleckt ...

Königinn. Eliſabeth, mit Stolz blick' ich dich an! —

Gab meinen Kindern Gott darum ſo edle Seelen,
Um bloß durch den Verluſt mich fühlbarer zu quälen? —
Ich weiß nicht, was für Angſt mein traurig Herz beklemmt! —
Der Odem — o wie ſchwer — faſt iſt er mir gehemmt! —
Ein kalter Schauer läuft mir ſchrecklich durch die Glieder ...
Ach, Tochter! reiche mir die Hand — ſonſt ſink' ich nieder —
Ich zittre — kaum erhält ſich noch mein ſchwankend Knie, —
Iſts Ahndung — oder Blut? — die Angſt fühlt' ich noch nie! —
Wie? konnte Richard nicht zu deinen Brüdern gehen? —
Wie, wenn wirs wageten, und nach dem Kerker ſähen?
Vielleicht ... Still! — hör' ich nicht ein ängſtliches Geſchrey? —
Dieß iſt die Stimme Yorks — hörſt du? — Gott ſteh' uns bey!

Eliſabeth. Mich dünkt — ſie iſt es — ja ...

Königinn. Fort!
laß uns nicht verweilen!

Die mütterliche Angſt wird Kräfte mir ertheilen:
Kein Riegel und kein Schloß wird ihr zu feſte ſeyn —

(Sie eilen nach der Prinzen Gefängniß: indem kömmt Richard mit einem blutigen Dolche heraus. Er erſchrickt, da er ſie gewahr wird, und will den Dolch verſtecken.)

Zweyter Auftritt.

Richard. Die Vorigen.

Königinn. Ich bin des Todes! … ha! hinweg!
— laß mich hinein! …
Was ſeh ich? — Blut! — welch' Blut? …

Eliſabeth. O Himmel!
meine Brüder!

Richard (ſtellt ſich vor.)
Zurück!

Königinn. Verfluchter, gieb — gieb mir die
Kinder wieder!

Richard, (der ſich entgegenſtellt.)
Nichts, nichts …

Eliſabeth (ſtößt ihn weg. Die Königinn ſtößt indeſſen an die Thüre und dringt hinein. Eliſabeth nach; kehrt ſich aber an der Thüre um, und ſagt zu ihm:)
Tyrann, weg! geh! ſuch' einen Ort
zum Grabe! —

Erinnre dich, was ich dir erſt geſchworen habe.
Der Arm iſt ſchwach: doch Gott wird ihm ſelbſt Kraft verleihn,
Von einem Ungeheu'r die Erde zu befreyn — —

Dritter Auftritt.

Richard (allein.)

Ha! er verſchloß ſie nicht? Ja, dieß ſind Tyrels Thaten!
Wie übel wählt' ich ihn — Ich ſeh's, ich bin verrathen!
Der niederträchtige, verzagte Böſewicht —
Und er? er lebet noch, und ich erſchlug ihn nicht?
Kaum hört der feige Sklav der Kinder flehend Lallen,
So läßt er ſchreckenvoll der Hand den Dolch entfallen:
Er bittet, da ſie ſchreyn, und fleht gebeugt für ſie,
Und traf ſie nicht mein Arm, er tödtete ſie nie. …
Dank ſey es dieſem Arm! — das Opfer iſt geſchehen —
Wohlan; ſo mögen ſie das ganze Schauſpiel ſehen!
Es fließ' ein Thränenſtrom in der Erſchlagnen Blut;
Man fluche meinem Grimm': was fürcht' ich ihre Wuth?

Die Knaben ſchreckten mich, in Purpur und in Banden:
Doch nun iſt keiner mehr zum Thron, als ich, vorhanden. —
Ich mußte . . . welch Geſchrey! — doch dieß erweckt ſie nicht . . .
Ha Catesby —

Vierter Auftritt.

Richard. **Catesby** (ſehr eilig und außer Odem.)

Richard. Bringſt du vom Siege mir Bericht?
Catesby. Es iſt — um uns geſchehn!
Richard. Um uns geſchehn, Verräther?
Catesby. Ja Herr — und Stanley iſt . . .
Richard. Wo iſt der Miſſethäter?
Catesby. Entflohn — zum Feinde —
Richard. . Wie?
Catesby. Ein drohendes Geſchick
Verfolgt uns, — unſer Heer — weicht halb beſiegt zurück,

Und Stanleys Bruder iſt …

Richard. Verwüſtung! Tod! Verderben!

Ihr Frevler alle ſollt von meinen Händen ſterben …
Und Stanleys Bruder?

Catesby. Herr, mit löwengleicher Wuth
Stieß Richmond auf dein Heer. Es widerſtund mit Muth,
Und mächtiger, als er, war von dem blut'gen Streite
Im Anfang' ganz der Sieg auf meines König's Seite:
Nordfolk, Northumberland und Surey führten's an:
Doch eh die Helden ſich's am wenigſten verſahn,
Gieng Strange zu dem Feind mit ſeinen tapfern Schaaren.
Viel Haſſer deines Glücks, gereizt durch ſein Verfahren,
Flohn oder folgten ihm. Verſteinert ſteht dein Heer,
Und hört auf das Gebot Nordhumberlands nicht mehr:
Richmond verſtärkt, belebt, kehrt ſchrecklicher itzt wieder,
Dringt wütend in dein Heer, und mähet Reihen nieder;
Es wallen Ströme Bluts durch jenes Feld einher:
Nur aus Verzweiflung kämpft der Reſt von deinem Heer.

Richard. Entſetzen! Raſerey! ich? ich beſiegt? verrathen?
Geſchlagen? welch ein Preiß für meine Miſſethaten! —
Ha! Blitz und Donner ſtürmt, ſchlagt auf ſie alle zu —
Verflucht ſey Richmond, Strang und Stanley, ich und Du —
Verflucht die ganze Welt! — Mein Traum! — die letzte Scene …
„Vom Thron, den ich beſtieg, ziehn mich des Bruders Sohne
Mit ſich ins Grab!“ — Schon recht! daß ich ſie erſt zerriß! —
Gefärbt von ihrem Blut' eil' ich zur Finſterniß.
Doch will ich ungerächt nicht zu der Holle gehen;
Nein, meinen Weg dahin mit Leichnamen beſaen.
(Will abgehn.)

Catesby. Herr …

Richard (zieht den Dolch.) Ha! was willſt du? — dieß? — Verfluchter geh voran! —
(Erſticht den Catesby.)

Catesby (ſinkt an der Scene zu Boden.)
Weh mir! —

Richard. Ich treffe dich im Reich des Schreckens an! — (Geht ab.)

(Tyrel will zu Anfange der vorhergehenden Scene aus dem Gefängniſſe heraus gehen; indem er aber noch den Richard und Catesby gewahr wird, fährt er zurück, bleibt in der halb offnen Thüre des Kerkers ſtehen, und höret zu.)

Fünfter Auftritt.

Tyrel. Catesby.

Tyrel. Wo bin ich? Außer mir! — Ah! was hab' ich geſehen! —
Und hier … (Er ſieht auf Catesby.)

Catesby. Hilf! — tödte mich — ich muß — ich muß vergehen
Vor Angſt — vor Schmerz —

Tyrel. Der Lohn des Laſters!

Catesby. Weh!
— weh mir! (Er ſtirbt.)

Tyrel. Gott! gelten Tugenden und Laſter gleich vor dir? …
Ach! konnt' ich jene nicht erretten — dieſem wehren,
Und den entblößten Dolch auf den Tyrannen kehren,
Daß ich das Ungeheu'r zuvor der Erd' entriß,
Eh ſeine Mörderfauſt die Unſchuld niederſtieß? …
Wer kömmt? — ha! Stanley iſt's — wo ſoll ich mich verſtecken?

Der tugendhafte Mann iſt ſtets des Böſen Schrecken.
(Er tritt auf die Seite.)

Sechster Auftritt.

Stanley. Tyrel.

Stanley. Dank ſey dem Ewigen, der uns den Sieg verliehn! —
Von welchen Freuden fühl' ich meine Seele glühn,
Die Tugend, die hier weint, zu tröſten: aus den Ketten
Die Unſchuld, der der Tod ſich näherte, zu retten,
Das Laſter unerweicht vor der Elenden Flehn
Vernichtet, weggefegt, und ſie gekrönt zu ſehn ...
(Er ſieht den Tyrel.)
Ha Tyrel? — ja, du wirſt auch unſer Glück beweinen: —
Zum mindſten zählte ſtets dich Richard zu den Seinen.

Tyrel. Vernimm ...

Stanley. Itzt iſt's nicht Zeit! Ich eil' zur Königinn,
Und bring' ihr Freud und Sieg ...

Tyrel, (der ihn zurückhält.) Ich bitte, geh nicht hin!
Sie iſt im Zimmer hier, wo ihre Prinzen liegen.

Stanley. Man weiß unfehlbar ſchon das Glück von unſern Siegen:
Sonſt ließ man ſie gewiß nicht ungeſtraft hinein? ...

Tyrel. Ach! könnteſt du ſie noch vom Untergang befreyn! —
Ja, Herr, erſpare dir die ſchrecklichſte der Scenen! —
Die Mutter findeſt du bey den erſchlagnen Söhnen —

Stanley. Erſchlagen, ſagſt du? wie? — ich bin des Todes! — ſprich,
Wer war der Mörder? — du? und Fluch, Fluch treffe dich!

Tyrel. Nein, Richard ſelbſt. Wer ſonſt konnt' eine That begehen,
Vor der die Menſchheit bebt! — doch hab' ich ſie geſehen:
Herr, eine That, die mich mit Graus und Schrecken füllt,
Und ganz in Finſterniß mein übrig Leben hüllt!

Stanley. Ihr armen Sterblichen! zum Gipfel von dem Glücke
Glaubt ihr euch oft erhöht: ein Blitz ſchlägt euch zurücke!

Tyrel. Zwar, Herr, befahl er mir, ihm meinen Arm zu leihn:
Doch wer, als Richard kann ein Königsmörder ſeyn?
Ich folgt', und hofft' ihn noch mit Bitten zu verſühnen —
Umſonſt! Mit bloßem Dolch, und Tod in ſeinen Mienen
Trat Richard ins Gemach! — der junge König ſaß,
Mit aufgeſtützter Hand, und hielt ein Buch, und las:
Die andre Hand hielt York mit Zärtlichkeit umfangen,
Und ſah betrübt auf ihn, und ſtreichelt' ihm die Wangen:
In Thränen ſchwamm ſein Blick ...

Stanley. Unglücklich, armes Paar!

Tyrel. Die Riegel raſſelten: — ſie wurden uns gewahr.
Der Prinz ſprang auf, und ſtund von Schrecken halb entſeelet,
Starr wie ein Marmorbild, dem Farb' und Odem fehlet:
Er ſah gen Himmel auf, und rief nichts, als — „O Gott!“ —
Der Wütrich lächelte mit einem finſtern Spott:

Der kleine Prinz hieng ſich an ſeines Bruders Armen,
Der voller Großmuth rief: „ach nur für den Erbarmen!“ —
Sie ſahn den Dolch — „verbirg, ſchrie York, mein Bruder, mich,
„Da kömmt er — doch verbirg dich ſelbſt zuerſt — erſt dich!“ —
„Ja, ſterbt!“ rief Richard aus, mit ſeiner Donnerſtimme.
Die Augen funkelten, er ſchwang den Dolch mit Grimme,
Glüht' im Geſicht', ergriff mit wildem Ungeſtüm
Den York, und ſchleudert ihn vom Bruder, weit von ihm —

Stanley. Gott! hörteſt du denn nicht der Unglückſel'gen Schreyen?
Dir fehlt's ja nie an Macht, die Unſchuld zu befreyen!

Tyrel. Noch hör' ich das Geſchrey der Lieb' und Zärtlichkeit. —
Der Bruder jammerte nur um des Bruders Leid!
Vergebens flehten ſie den Wütrich, den Barbaren.
Er faßte, Löwen gleich, den Aelt'ſten bey den Haaren,
Sah laut frohlockend ihm in ſein erblaßt Geſicht,

Und ſtürmte Fluch um Fluch. Sein Winſeln rührt' ihn nicht:
Er ſtieß den Dolch ihm tief ins Herz — da ſank er nieder,
Und betete zu Gott, und ſchloß die Augenlieder.
Ein kleines Röcheln gab dem Wütrich, Richard, ein,
Als möcht' ein Funke noch vom Leben in ihm ſeyn,
Und ſchrecklich trat er ihm noch auf die Bruſt, und ſchmähte. —
Ich, ganz gedankenlos, ſtürzt' auf die Knie und flehte,
Nur für den jüngſten Prinz … „Verfluchter, rief er, wie?
„Tödt' ihn, ſonſt tödt' ich dich!“ — Ach! wie durchdringend ſchrie
Das unglückſel'ge Kind: „ach, Richard, ach, erbarme
„Dich über mich!“ und warf, als er mich ſah, die Arme
Um meinen Hals, und drängt an meinen Buſen ſich,
Und rief: „du biſt mein Freund, ach Tyrel, rette mich! —
„Kannſt du mich tödten ſehn?“ — Da kam mit wilden Blicken
Richard, und ſtieß den Dolch ihm grauſam durch den Rücken.

Voll ſchmerzlichem Gefühl, das ihm die Wunde gab,
Stürzt er von meinem Hals itzt über ſich herab:
Ganz überſtrömt vom Blut fiel er zu Richards Füßen.
Der ſah nicht Blut's genug aus deſſen Wunde fließen,
Und ſtieß den Mörderdolch noch zweymal in ſein Herz:
Da wand er ängſtlich ſich und ſtarb …

Stanley. Ah! welch ein Schmerz! —
Zwar hat der Böſewicht die Strafe ſchon empfangen:
Doch warum iſt nicht eh, Gott, dein Gericht ergangen! …
Du? warum tödtet'ſt du durch einen kühnen Streich,
Eh er den Mord vollzog, den Schändlichen nicht gleich?

Tyrel. Ich fühlte durch und durch das Schrecken mich zerrütten,
Der Dolch entfiel der Hand, ich konnte nichts als bitten:
Unfehlbar traf mich auch ſein bluterhitzter Stahl,
Doch eine kalte Furcht durchlief ihn auf einmal.
Er ſagt', ich ſollte ſchnell die königlichen Knaben,
Wär mir mein Leben lieb, in Winkel hin begraben,
Die Mutter möchte ſich mit der Prinzeßinn nahn. —
Er gieng, ich ſah betäubt vom Schmerz die Körper an;

Die Thüren hört' ich da ſchnell von einander ſpringen,
Und ſah die Mutter ſelbſt und Tochter näher dringen.
Den jüngſten Prinzen ſah zuerſt die Königinn,
Der an der Thüre lag; ſie warf ſich auf ihn hin,
Riß ſeine Kleider auf, ſah ſeine Wunden rinnen;
Verzweiflung, Wuth und Angſt betäubten ihre Sinnen;
Sie ſchrie, flucht' auf den Tag, an dem ſie ihn gebar,
Und griff ſchnell nach dem Dolch, der mir entfallen war;
Zum Glücke ſah' ich es! ſie hielt ihn bey dem Hefte,
Und eine wilde Angſt verdoppelt' ihre Kräfte:
Nach langem Kampf' entriß ich ihn erſt ihrer Hand:
Sie gieng auf mich mit Wuth, ich floh zurück — da fand
Sie Eduarden auch, bey dem die Schweſter kniete,
Laut weinte, betete, die Hände ringend glühte,
Ihn küßt' und ohne Troſt des Himmels Rach' erbat: ...
Da floh ich zitternd fort, des blut'gen Auftritts ſatt!
Ich floh ſie, um allhier noch eine voller Schrecken,
Die Miſſethat, mit ihr die Strafe zu entdecken.

Stanley. Und welche?

Tyrel. Catesby, den Richard ſelbſt erſchlug. —

(Auf den Catesby zeigend.)

Da liegt der Böſewicht, den Gott nicht länger trug…

Stanley. Den Liebling ſeiner Bruſt hat der Tyrann erſchlagen?

Tyrel. Es kam das Ungeheu'r, ihm Richmonds Sieg zu ſagen.
O denk', in welche Wuth die Nachricht ihn geſetzt,
Ihn, der kaum ſeines Zorns Richmonden werth geſchätzt! —
Richard zum erſtenmal gerecht in ſeinem Grimme
Durchbohrte wütend ihn, taub vor des Frevlers Stimme.

Stanley. Wie ſchrecklich, Ewiger, iſt dein verborgner Rath!
In Kindern ſtrafſt du noch der Väter Miſſethat:
Doch ungezüchtigt läßt du Frevler nicht entfliehen,
Die deine Rache ſelbſt, ſich unbewußt, vollziehen. …

Tyrel. Herr, laß mich fort! es kömmt vielleicht die Koniginn;
Sie glaubt, daß ich zugleich der Prinzen Mörder bin…

Stanley. Geh! ſchaff' den Leichnam weg, mich ſchaudert ihn zu ſehen —

(Tyrel ruft aus der Scene ein paar Soldaten: ſie ſchleppen den Körper hinein.)

Die Bosheit müſſe ſo vor Gottes Zorn vergehen!

Siebenter Auftritt.

Stanley. Die Königinn. Eliſabeth.

Königinn (ſtützt ſich auf Eliſabeth: ſie fährt auf, da ſie jemanden gewahr wird.)

Entſetzen! wer iſt hier? — der Mörder unſers Bluts?

Stanley. Ich weiß dein ganzes Leid, doch ... ſey getroſten Muths!

Königinn. Was ſagſt du? kannſt du mir die Kinder wieder geben?
Geh, dort ſieh ihr Gebein, gieb ihm ſein edles Leben...

Eliſabeth. Die Hoffnung iſt dahin! es iſt um uns geſchehn! —
Ach Stanley, Stanley! dort kannſt du ſie liegen ſehn,
Von Blut und Staub entſtellt, taub vor der Liebe Schreyen,
Vom Todesſchlafe nicht durch Opfer zu befreyen!

Königinn. Mein Eduard! mein York! So hab' ich euch allhier
Zum letztenmal geſehn? — zum letztenmal! weh mir! —
Ach! warum ließ ich ſie von Mördern mir entreißen?
Warum bewaffnete den Arm kein tödtlich Eiſen?
Warum hab' ich hier nicht den Eingang kühn bewacht,

Durch brünſt'ger Liebe Muth ihn fürchterlich gemacht,
Und für ihr Leben erſt hier mütterlich gerungen,
Eh er mit Mord und Tod in Kerker eingedrungen?
Warum durchbohrt' ich hier nicht den Tyrannen gleich?
Warum erwartet' ich von ihm den Todesſtreich?
Ach, mich Unſelige! Ja, ja, ich konnt' es hindern:
Noch hör' ich das Geſchrey von den geliebten Kindern!
Sie ſtrecken ihre Hand nach mir, ich ſeh es nicht!
Sie ſchrey'n bey mir um Hülf', und ich, ich hör' es nicht!
Da liegen ſie vor ihm, zu des Tyrannen Füßen,
Flehn um Erbarmung, flehn ihn unter Thränengüßen,
Flehn, jammern, bitten, ſchreyn — umſonſt! er lechzt nach Blut,
Der Dolch iſt ſchon entblößt, ſein Auge flammt von Wuth,
Itzt faßt er ſie, itzt ſtößt er ihn in ihre Herzen! …
Zu Hülfe! rettet ſie! Gott! welche Todesſchmerzen!
Hort! wie ſie ängſtlich ſchreyn! Seht! aus der Wunde fließt
Ihr edles Leben weg! ſie fallen … itzt, itzt ſchließt
Der Tod die Augen zu: ein ſchrecklich Blaß beziehet
Ihr jugendlich Geſicht, das Roſen gleich geglühet —

Ein kleines Röcheln noch! — ſie nennen, nennen mich! —
Noch einmal — und nun ſchloß ihr theures Leben ſich —
Und ich? ich wag' es noch! wag's, ſie zu überleben?
Verſchwendriſch iſt der Tod den Sterblichen gegeben! —
Wo iſt der Frevler hin, der mir den Dolch entriß? —
Stanley, gieb mir den Dolch! — Du giebſt mir ihn gewiß,
Du warſt ja unſer Freund — Ich komm', ich komm', ihr Söhne —
Bald …

Eliſabeth. Und du ließeſt mich auf dieſer blut'gen Scene
Allein des Todes Raub? Doch nein, ich folge dir:
Der Tod befreyt uns nur, willkommen ſey er mir!
In einer beſſern Welt, wo keine Schwerter wüten,
Wo nicht Verräther drohn, nicht Wütriche gebieten,
Wo nicht ein Richard tobt, wohin er, der Tyrann,
Und wär' er Herr der Welt, niemals gelangen kann:
Da, Mutter, welch ein Glück! da finden wir ſie wieder,
Der Krone Märtyrer, die Prinzen, meine Brüder! …

Königinn. Ach Eduard! ach York!

Stanley. Gieb dir ein wenig Ruh,
O Königinn, dein Schmerz …

Königinn. Ach! Stanley, und auch du
Willſt mir den letzten Troſt, willſt mir dein Schwert verſagen? —
Haſt du ſie nicht geſehn? — geh hin, ſie ſind erſchlagen,
Zähl' ihre Wunden all, wäg' jeden Tropfen Blut,
Dann lehr' mich, wenn du kannſt, Zufriedenheit und Muth. —
Dort frohlockt der Tyrann, trotzt kühn auf ſeine Thaten …
Welch höhniſch Lächeln! ſtolz, daß er ein Weib verrathen,
Daß er mein armes Blut, für das die Unſchuld bat,
Dort ſtrömenweis vergoß, und dann mit Füßen trat? —
Sieh! mit dem blutgen Dolch in den verfluchten Händen
Beſteigt er nun den Thron, um — ihn noch lang zu ſchänden,
Den Thron, der uns gehört; blitzt ungeſtraft herab,

Würgt, und aus Albion macht er der Tugend Grab; —
Und ich blieb' in der Welt, wo ſich ein Räuber brüſtet,
Der meiner Kinder Glück, mein eigen Glück verwüſtet? —
O! meine Kinder, Gott! wo ſeyd ihr! — Stanley, ach!
Ach! räch' einſt meinen Tod und meiner Kinder Schmach!
(Sie ſinkt auf einen Lehnſtuhl.)

Stanley. Du biſt gerächt!

Königinn. Gerächt? wagſt du, mir Hohn zu ſprechen?
Täuſch' uns nicht, Stanley! ſonſt — werd' ich mich an dir rächen!

Eliſabeth. Und wie? wer rächt uns? — du? — warum bliebſt du nicht hier?
Vielleicht beſchützteſt du uns vor ein reißend Thier! —
Wo bleibt es, um auch mich, uns alle zu verſchlingen?

Stanley. O Königinn, ich kam, dir Glück und Heil zu bringen,
Die Bothſchaft eines Siegs, der den gerechten Lohn
Dem Wütrich Richard gab, die Krone deinem Sohn':

Der dir, Eliſabeth, das Herz zurücke brachte,
Das man durch deine Hand dir zu entreißen dachte ...
O welch unſeel'ger Geiſt gab dem Tyrannen ein,
Der Höll' indeß mehr werth, als er ſchon war, zu ſeyn!
Königinn. Noch einmal, ſpotte nicht, o Stanley, unſrer Schmerzen!
Stanley. Wüßt' ich nur einen Troſt für die gebeugten Herzen!
Mein Blut ... ja Königinn, hör' Einen Troſt für dich;
Zwar für dein Leid zu ſchwach ...
Königinn. Ein Troſt für mich? für mich?
Stanley. Vielleicht, (ſo hoff' ich es,) wird es dein Elend lindern:
Gott hörte das Geſchrey von deinen armen Kindern. —
Als der Tyrann hieher Tod und Verderben trug,
Da war's, als Richmonds Heer die Völker Richards ſchlug:
Deſſelben größter Theil iſt zu uns übergangen,

Die andern fraß das Schwert und viele ſind gefangen.

Königinn. Ein Troſt, doch Gott, wie ſchwach!

Eliſabeth. So lebt der junge Held?

Stanley. Ja, und voll Lorbeern pflanzt' er jenes blut'ge Feld.

Eliſabeth. Was helfen Lorbeern uns, die wir mit Blut begießen!
Hat er die Prinzen wohl dem Untergang entriſſen?
Und fielen Tauſende, ſind wir dadurch geheilt?
Warum iſt er nicht eh'r zur Hülfe hergeeilt? —
Und Richard floh itzt fort — vielleicht des Siegers Händen,
Geſtärkt durch ſeine Wuth, die Lorbeern zu entwenden! —
Ach! Stanley, ſahſt du ihn?

Stanley. Ja, unten ſtund ſein Roß;
Er ſchwang ſich wütend drauf, und jagte zügellos
Die Straßen durch; ein Glück! daß er mich nicht geſehen. —
Vielleicht, ſo hoff' ich es, iſt's ſchon um ihn geſchehen.

Königinn. Die Hoffnung täuſcht: du weißt …

Stanley. Sey ruhig, Königinn …

Eliſabeth (erſchrocken, indem ſie Richarden zu ſehen fürchtet.) Welch ein Geräuſch! — iſt er's? — o Gott! wo fliehn wir hin! —

Stanley. Der Sieger …

Achter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Richmond (in ſeiner Soldatenkleidung, mit einem Gefolge von Officiers, wovon einer die Krone bringt.)

Eliſabeth. Richmond? wie?

Richmond (läßt ſich vor der Königinn auf ein Knie nieder.) Laß mich zu deinen Füßen
Das Glück von meinem Sieg' in deinem Glück genießen!
Heil dir, o Königinn! Heil deinem würd'gen Sohn',
Itzt meinem Könige, auf ſeiner Väter Thron! —
Auch dir, Eliſabeth! —

Königinn. Steh auf! — Sey uns willkommen! —

Ach! unſrer Krone Stolz iſt von uns weggenommen! —
Du kömmſt zu ſpät, o Freund! ſieh eine Mutter hier,
Die keinen Sohn mehr hat, und weine nur mit ihr!

Eliſabeth. Es ſchlägt mein Herz für dich, o Richmond! Heil und Segen
Ruft unter Thränen auch es zärtlich dir entgegen:
Doch ſiehe, welch ein Flor des Sieges Glanz verhüllt,
Der ſonſt den Tag für dich mit ew'gem Ruhme füllt! —
Komm! ſieh' — —

(Sie führet ihn an die Thüre des Gefängniſſes, er thut einen Blick hinein, und fährt voll Schrecken zurück.)

Richmond. Entſetzen! Ah, was ſeh ich!

Eliſabeth. Meine Brüder! —
Ach! ſie erwachen nicht durch unſre Siegeslieder!
Die Opfer ſind umſonſt von Richards ganzem Heer!
Da hilft kein Sieg: hier iſt kein Thron, kein König mehr!

Richmond. Wie unerforſchlich ſind, Verhängniß, deine Wege!

Du krönteſt mich mit Sieg, und jähe Donnerſchläge
Entreißen dieſen Kranz dem froh geſchmückten Haupt,
Und in dem Siege ſelbſt wird mir der Sieg geraubt! —
Warum kam ich ſo ſpät! ...

Königinn. Ach! lebt noch der Verbrecher?

Richmond. Nein; das vergoßne Blut ſchrie zu der Unſchuld Rächer;
Nah an den Thoren fiel der Wütrich: welche Wuth! ...

Königinn. Ach raucht er da nicht noch von meiner Kinder Blut?
Sahſt du nicht ſeinen Dolch und Fäuſte davon triefen?
Hört'ſt du die Stimmen nicht, die: Rache, Rache! riefen?

Richmond. Ein Haufen Flüchtiger verſammelt' ſich zu ihm.
Er kam, ein Raſender, und brach mit Ungeſtüm
Selbſt in den Haufen ein, den ich vom Heere führte!

Ich ſah's, er ſuchte mich, ſo bald er mich verſpürte:
Er focht' unſinnig, ſo, wie die Verzweiflung ficht;
Nur tödten wollt' er itzt, dieß that er: ſiegen nicht!
Es fiel noch mancher Held von ſeinen Mörderhänden;
Doch nunmehr ſah er bald ſein ſchrecklich Leben enden …

Königinn. Dieß iſt etwas: allein …

Richmond. Er ſtürzte von dem Roß,
Von vielem Blut erſchöpft, das aus der Wunde floß!
Von unſern Kriegern ward er alſobald umgeben,
In hundert Qualen fühlt' er noch den Reſt vom Leben;
Hier lag er, brüllte laut, und flucht' und ſchmähte Gott,
Und war (die größte Pein für ihn!) des Kriegers Spott.
Ich nah'te mich zu ihm, ihm hülfreich beyzuſtehen,
Zu groß für den Triumph, dem Feind', der fällt, zu ſchmähen:
Voll Mitleid naht' ich mich, und rief ihm gütig zu; —

Wie tobte der Tyrann! „Biſt du's, Verfluchter du?“
Schrie er, „o daß du nicht von meiner Fauſt erblichen!“ —
Er heulte, läſterte, und haucht' in tauſend Flüchen
Sein ſchwarzes Leben aus …

Eliſabeth. O daß er dieß nicht that,
Eh ſeine Mörderhand dieß Blut vergoſſen hat!

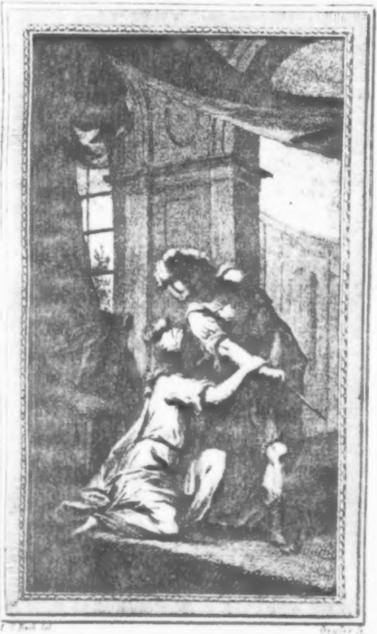
Königinn. Du, Rache Gottes, haſt ihn lang' genug getragen!
Ach! warum rauſchte nicht ſchon längſt dein Donnerwagen
Und fuhr im Grimm daher auf des Verbrechers Haupt,
Eh er uns unſern Thron, die Kinder mir geraubt!
Mein Eduard! mein York …

Richmond. Man fand im Feld' die Krone!
Hier iſt ſie …

Königinn. Du allein haſt nun das Recht zum Throne!
Eliſabeth iſt dein. — Mich drückt der Schmerz zu ſehr,
Selbſt bey dem Siege bleibt mein Herz von Freuden leer:

Die Lorbeern, tapfrer Held, die deine Stirn umſchließen,
Würd' ich mit einer Fluth von Thränen nur begießen!
Noch einmal will ich hin zu jenem Kerker gehn,
Den armen Ueberreſt der Schmerzensſöhne ſehn,
Und dann auf immerdar, in wuſten heil'gen Mauern,
Gott ganz mein Leben weihn, und meinen Gram betrauern!

Ende des erſten Theils.



[illegible] Bach del.   Geyser sc.

Kriſpus Act II, Sc IV.

Trauerſpiele

von

C. F. Weiße.

Zweyter Theil.

Kriſpus.
Muſtapha und Zeangir.

Leipzig 1776,
verlegts die Dykiſche Buchhandlung.

Kriſpus.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

— — — Τὸ πὰρ δίκαν
Γλυκὺ πικροτάτα μένει τελευτά.

PINDAR. *Iſthm. Od. VII.*

Perſonen:

Konſtantin, der Große, Römiſcher Kaiſer.

Kriſpus, deſſen Sohn, ernannter Cäſar.

Laktanz, geweſener Lehrmeiſter des Kriſpus.

Licin, der Jüngere, Neffe Konſtantins, ein gefangener Prinz.

Rufin, ein Officier von der Leibwache.

Fauſta, Konſtantins Gemalinn.

Helena, Tochter des Radagaiſus, eines Gothiſchen Königes, in der Gefangenſchaft am Hofe Konſtantins.

Ein Sklave.

Die Wache.

Kriegsbediente.

Der Schauplatz iſt auf einem Schloſſe der Fauſta in Puteoli.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Laktanz. Kriſpus.

Laktanz (tritt herein. Kriſpus ſteht vom Stuhl auf, und geht ihm entgegen.)

Wie kömmt es, daß du hier in träger Ruh verweil'ſt,
Und nicht die Lorbeern dort mit deinem Vater theil'ſt?
Du, deſſen edles Herz von Heldentugend brannte?
Du, der kein größer Glück als Kampf und Siege kannte?
Du, der bisher ſo gern des Krieges Fackel trug,
Die Franken bändigte, die wilden Gothen ſchlug?
Du, Kriſpus? — Zwar du weißt, ich lobt' an deiner Jugend,
Dein gütig, liebreich Herz, die ſanfte, ſtille Tugend
Weit mehr, als jenen Stolz des Siegers, der die Welt
Verheert, und ſeinen Thron auf ihre Trümmer ſtellt;

Allein, dein Vater kämpft, die Frevler zu zerſtören,
Die, unter dem Licin, ſich wider uns empören,
Dem Chriſtenthume ſchmähn, und die Altär' entweihn,
Und wo man Gott gedient, itzt Teufeln Weihrauch ſtreun.
Nicht einen Augenblick darf da der Held verlieren,
Wo uns die Pflicht befiehlt, den Krieg des Herrn zu führen,
Sieh, durch das Kreuz beſchützt, führt Konſtantin den Krieg;
Dieß Zeichen ſchlägt den Feind, und heiligt unſern Sieg.

Kriſpus. Wie lange, Freund, hab' ich der Ruhe wohl genoſſen?
Zwey Monath bin ich hier, noch ſind ſie nicht verfloſſen.
Und iſt er nicht gedämpft, der mächtige Licin?
Die Flotte nicht vertilgt, die uns ſo furchtbar ſchien?
Iſt nicht bey Chalcedon der Kern von ſeinen Heeren
Geſchlagen? Warum ſollt' ich itzt nicht Ruh begehren?
Den Reſt des Feindes eilt mein Vater zu zerſtreun,
In Nikomedien ſchließt er Licinen ein;
Und täuſcht uns nicht der Ruf, ſo iſt's ihm ſchon gelungen,
Daß er die Stadt beſiegt, und ganz den Feind bezwungen.

Ja, täuſcht uns nicht der Ruf, ſo kömmt er ſchon zurück. —
Bedurft' er meinen Arm, itzt, da ihn Sieg und Glück
Begleitet, da der Feind bereits zu Boden lieget,
Und er nur Flüchtige verfolgt, nicht mehr bekrieget?

Laktanz. Dieß iſt die Urſach nicht, mein Prinz! ich kenne dich.
Wie? Kriſpus fände dort nicht Lorbeern mehr für ſich,
Wo, von dem Heldenmuth des Chriſtenthums entzündet,
Sein großer Vater ſtets noch einzuärnten findet? —
Ich geb' es zu, mein Prinz: um den zerſtreuten Schwarm
Des Feind's zu bändigen, braucht man nicht deinen Arm;
Er iſt in Staub gedrückt. Doch ſollt' ich darum glauben,
Es ließe ſich ein Held, wie du, die Ehre rauben,
Sein Werk vollbracht zu ſehn? — Du ſchlägſt zu Land' und Meer
Den wütenden Licin, und eilſt, — wohin? hieher; —
Hieher, wo Liſt und Macht ſich wider dich geſellten,
Wo falſche Freunde dir geheime Netze ſtellten;
Zur Mutter, welche dir dein Vater bloß gewählt,
Die dich unmütterlich, tyranniſch dich gequält;

Zur Fauſta, die dich gern um Kron' und Leben brächte,
Gern einſt, in ihrem Sohn, die Welt beherrſchen möchte.
Du fliehеſt Ehr' und Kampf, ſuchſt ohne Ruhm Gefahr:
Prinz, ſage, ſcheinet dieß dir ſelbſt nicht wunderbar?—
Zwar ſollt' ich nicht ſo kühn um ein Geheimniß fragen,
Und ehrerbietungvoll nur ſchweigend dich beklagen.
Stand, Alter, Klugheit, Ruhm entzog dem Unterrichte
Der Kindheit dich ſchon längſt; — doch meiner Liebe nicht!
Ja, wärſt du auch mein Sohn, mehr könnt' ich dich nicht lieben.
Dein großes, edles Herz, von Menſchenhuld getrieben,
Die reine Frömmigkeit, mit der du Gott geehrt,
Dein Muth und dein Verſtand, ſind ewig liebenswerth.
Und doch ſchleicht eine Furcht mir oft in die Gedanken,
Als könnte Kriſpus einſt in ſeiner Tugend wanken;
Und Stürme, welche ſich um ihn zuſammenziehn,
Erſchüttern mich vielleicht noch heftiger, als ihn.

Kriſpus. Laktanz! mein wahrer Freund! du Lehrer meiner Jugend!
Dir dank' ich, was ich weiß, das größte, meine Tugend.

Sey du mein Führer ſtets! und wenn mein Buſen ſich
Dir ja einmal verſchloß, ſo wiß', ich ſcheute dich.
Zwar nicht, als ob ich mich durch eine That entweihet,
Die vor dem Angeſicht des Redlichen ſich ſcheuet;
Nein, weil der Jüngling bloß den ſtrengen Ernſt nicht liebt,
Den oft das kält're Blut dem hohen Alter giebt. —
Beſchämt geſteh' ich dir, — mein zärtlich Herz entbrannte,
Eh ich den Namen noch von meiner Neigung kannte....

Laktanz. Du liebſt? ich zittre, Prinz!

Kriſpus. So iſt's; doch zittre nicht!
Auch hier vergaß ich nie der Tugend heil'ge Pflicht....

Laktanz. Dieß wünſch' ich! Doch du lieb'ſt, und wen?

Kriſpus. Ach! darf ich's wagen,
Dir frey es zu geſtehn?

Laktanz. Vielleicht kann ich dir's ſagen:
Des Fränk'ſchen Königes Prinzeſſinn?

Kriſpus. Ja, Laktanz!
Ihr tugendhaftes Herz mehr, als der Schönheit Glanz,

Den immer gleichen Geiſt, den Muth in den Gefahren. —
Kann ſich ein fühlend Herz vor ſo viel Reiz verwahren?

Laktanz. Muth, Schönheit, Tugend, Geiſt, ich räum' ihr alles ein;
Und dennoch ſollteſt du davor geſichert ſeyn.
Des Vaters Ruhm, dein Ruhm, der Fauſta Haß, ſind Waffen,
Dir wider dieſen Reiz Vertheidigung zu ſchaffen.
Du weißt, daß Radagais, ihr Vater, ein Barbar,
Und ein geſchworner Feind von Konſtantinen war,
Daß ſie gefangen iſt, daß ſie ihr Reich verloren,
Daß ſie den Götzendienſt nur ungern abgeſchworen, …

Krispus. In allem dieſem liegt mehr Ruhm als Schuld für ſie;
Des Vaters Miſſethat trägt eine Tochter nie.
Er hat den Lohn dafür in jener Schlacht empfangen:
Der Vater fiel durchs Schwert, die Tochter ward gefangen.
Wie ſehr gefiel ſie mir in ihrem erſten Schmerz!
Ja, meinen Vater ſelbſt rührt' ihr erhabnes Herz.
Ihr Reich ward ihr geraubt, ihr ganzes Haus erſchlagen:

Du weißt es ſelbſt, Laktanz, wie ſie ihr Leid ertragen.
Stets heiter, betete ſie, voll von frommen Wahn,
In allem, was geſchah, der Götter Willen an.
Zwar wollte ſie noch nicht der Chriſten edle Lehren,
(Dem erſten Glauben treu,) in unſern Tempeln hören;
Doch weißt du, ſeit ſie erſt den wahren Gott erkannt,
Von welcher heil'gen Glut ihr reines Herz gebrannt.
Gott! ich bemüh'te mich, ſie ſelbſt zu unterrichten:
Wie oft beſchämt ſie mich itzt in der Tugend Pflichten! —
So bald nur Konſtantin den Krieg geendigt hat,
Empfängt ſie öffentlich der Taufe heilig Bad. —
Seit einem Jahre, ſeit wir den Licin bekriegten,
Hab' ich ſie nicht geſehn; doch da wir zweymal ſiegten,
Und nicht der mind'ſte Schein von drohender Gefahr,
Ihm keine Flotte mehr, kein Heer mehr übrig war,
Und Konſtantinens Huld mir ſelbſt die Ruh erlaubte,
Weil er allein, und bald, den Feind zu dämpfen glaubte,
Ach! Freund, ſo flog ich ſchnell zu ihr hieher, — zu ihr;
Ja, ich geſteh' es gern, ſie feſſelt mich allhier.
Erſt wollt' ich ſie nur ſehn, um ſchnell zurück zu eilen;
Doch hab' ich ſie geſehn, um länger zu verweilen.

Bin ich des Tadels werth, Laktanz, ſo tadle mich;
Ich bin ein Menſch, wie leicht vergeſſen Menſchen ſich!
Straf' mich, daß ich geliebt! die Liebe zu erſticken,
Nur dieß verlange nicht; denn dieß wird nie dir glücken.

Laktanz. Du wärſt vielleicht, mein Prinz, des ſtrengſten Tadels werth,
Daß du der Liebe Macht durch Nachſicht ſtets genährt,
Noch eh du wußteſt, Prinz, ob dieſe deine Flamme
Der große Konſtantin, dein Vater, nicht verdamme.
Doch, weißt du auch, ob du von ihr geliebet biſt?
Weißt du, daß Helena der Fauſta Freundinn iſt? —
Der Fauſta! — Sollteſt du nicht bey dem Namen beben?
Vergällte ſie dir nicht bisher dein ganzes Leben?
Hat ſie nicht oft dich falſch beym Konſtantin verklagt?
Nicht oft dich in Gefahr, oft in den Tod gejagt?
Und du …

Kriſpus. Freund, ſey gerecht! Du ſahſt, aus ihren Blicken
Floß, als ich wiederkam, ein unverſtellt Entzücken;
Voll Huld empfieng ſie mich, pries meine Siege, wand
Mir einen Lorbeer um die Stirn, mit eigner Hand.

Dieß Auge, welches ſonſt von Wut und Rachgier glühte,
Dieß lächelt mir itzt ſanft, vertraulich und voll Güte;
Ich red', und finde ſtets für mich ein offnes Ohr;
Sie ſpäht mein Wünſchen aus, und kömmt ihm oft zuvor.
Selbſt die Prinzeſſinn ſagt, die doch ihr Inn'res kennet,
Daß ſie ſtets von mir ſpricht, nie ohne Huld mich nennet.
Vielleicht verdank' ich es Helenens Zärtlichkeit,
Vielleicht der Treu für ſie, die mich auch nie gereut;
Vielleicht daß endlich auch der lange Groll verſchwunden,
Da ſie ihn ungerecht, mich ohne Schuld geſunden;
Vielleicht ...

Laktanz. Vielleicht, mein Prinz, daß die Syrene ſingt,
Und, biſt du nah genug, dich voller Wuth verſchlingt. —
Wie? hätte Fauſtens Stolz in Demuth ſich verwandelt?
Ihr alter Groll in Lieb'? ihr Neid in Großmuth? — Handelt
Der Böſe plötzlich gut? macht des Verläumders Mund
Am eifrigſten das Lob des Tugendhaften kund?

Umſonſt, mein Prinz! ein Grab wird unter dir bereitet:
Verlaß den Ort, bevor dein Fuß hinunter gleitet!
Kriſpus. Doch Helena ſieht oft …
Laktanz. Sie kann durch äußern Schein,
So gut, wie du, mein Prinz, von ihr geblendet ſeyn.
Ein edles, großes Herz iſt leicht zu hintergehen.
Es glaubt, von Argwohn frey, ſtets, was es wünſcht, zu ſehen.
Kriſpus. Allein was ſoll ich thun?
Laktanz. Dieß fragſt du, Kriſpus? — fliehn.
Kehr' in den Streit zurück! dort ſchützt dich Konſtantin.
Denn ſollte ſie bey ihm dich lügenhaft verklagen,
Sprich ſelbſt, was hätteſt du mit Recht für dich zu ſagen?
„Daß, als den Vater dort die Kriegesglut erſtickt,
„Der Feinde Töchter dich durch ihren Reiz entzückt?
„Daß, als dort Staub und Schweiß die tapfre Stirn ihm zierte,
„Dich Müßiggang und Lieb' in kühle Schatten führte?

„Daß hier ein Luſtſchloß dich, ein ſtolzer Hof empfieng,
„Als er zum Sturm, zur Schlacht für ſeinen Kriſpus
gieng? …

Kriſpus. Genug, Laktanz! dieß Wort beſchämt
mich, ſchlägt mich nieder!
Zweyſchneidig dringt es mir durch's Herz! — Ich keh-
re wieder
Zurück! als Kämpfer eil' ich wieder in den Streit,
Und flieh' den Gegenſtand von meiner Zärtlichkeit!
Doch meinen Vater will ich bald davon belehren,
Und, krönet mich der Sieg, zur Liebe wiederkehren.

Laktanz. Ein rühmlicher Triumph! Itzt find' ich
dich auf's neu!
Ja, liebſter Prinz! entfleuch! bleib' deinem Vorſatz
treu!
Dein Anblick, ſonſt gewohnt, mir Freude zu erwecken,
Füllt, ich weiß nicht, warum, mich mit geheimen Schre-
cken.
Ein Todesengel ſchwebt mir ſchrecklich über dir;
Vielleicht ein Schattenbild! doch, Kriſpus! fleuch von
hier!

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Kriſpus (allein.)

Ich? fliehen? Helena! dich ſoll dein Kriſpus fliehen? —
Der edle, gute Greis, voll frommer Phantaſien,
Mahlt ſich ein Schreckenbild. — Wie? Fauſta ſollte … Nein!
So zärtlich kann nicht Haß, ſo ſanft nicht Bosheit ſeyn.
Der Wunſch, mich oft zu ſehn, die hulderfüllten Mienen! …
Doch dieſe waren es allein, die falſch ihm ſchienen. — —
Falſch oder wahr, es ſey! Mich rufen Ehr' und Pflicht
Ins Feld: ich höre ſie, und forſche weiter nicht.

(Er will abgehen. Helena begegnet ihm an der Scene.)

Dritter Auftritt.

Helena. Kriſpus.

Kriſpus. Wie glücklich! Eben wollt' ich dich noch einmal ſehen,
Prinzeſſinn, und alsdann ins Feld zurücke gehen.

Helena. Du, Kriſpus? und warum? wird ſchon die Liebe kalt?
Nach ſo viel Zärtlichkeit iſt dieß, mein Freund, zu bald!
Kriſpus. Beleid'ge nicht mein Herz! mich rufen Pflicht und Ehre,
Prinzeſſinn; es iſt Zeit, daß ich ſie endlich höre.
Helena. Wie? hat die Liebe nicht ein kleines Recht bey dir?
Sie nimmt dich freundlich auf, und Kriſpus fleucht vor ihr?
Du haſt genug gekämpft, genug Gefahr erlitten,
Genug für deinen Ruhm und für dein Land geſtritten.
Der Feinde Reſt bekämpft dein großer Vater ſchon,
Und er gönnt dir die Ruh, der ſchweren Siege Lohn.
Kriſpus. Du ſelber lehrſt mich ja, mich meiner Trägheit ſchämen:
Mein Vater kämpft; ſoll ich ihn nicht zum Beyſpiel nehmen?
Zwar in die Trennung ſtimmt mein Herz mit Schaudern ein;
Doch dadurch hoff' ich ſelbſt mehr deiner werth zu ſeyn.
Laktanz . . .
Helena. Wie? ſollte der die unſchuldvollen Flammen

Der Tugend (denn nur ſie macht dich mir werth,) verdammen?

Kriſpus. Er weiß, ich liebe dich.

Helena. Und räth dir, mich zu fliehn?

Kriſpus. Iſt dieß des Tadels werth, ſo trifft er mich, nicht ihn.

Helena. Nicht ihn? — Du glaub'ſt, ich würd' um ſolchen Rath ihn haſſen? — —
Doch, weil du wider ihn nicht gern dir rathen laſſen,
Mir ſelbſt nicht folgen willſt, wohlan! ſo ſuch' ich Rath
Bey der, die mehr Gewalt, als deine Freundinn hat,
Als deine Helena; — zur Fauſta will ich flehn,
Mir wider den Laktanz und dich ſelbſt beyzuſtehen.

Kriſpus. Du irrſt, mir räth Laktanz: aus Eifer für mein Wohl
Und meine Sicherheit, daß ich entweichen ſoll.
Doch, um von meiner Lieb' ein Zeugniß dir zu geben,
So bleib' ich.

Helena. Wohl! du bleibſt. (Indem ſie auf einen Augenblick ſeine Hand ergreift.)

Kriſpus. Es koſt' auch Ehr' und Leben:

Ich bleibe! —

Helena (ängſtlich.) Wie? was bricht für ein Gewitter ein?
Mein Prinz! ich ſollte Schuld an deinem Unfall ſeyn? …
Dein Leben! — Weißt du nicht, daß dieß mein Leben heißet?
Daß, wer dem deinen droht, mein eignes mir entreißet? —
Welch Unglück, theurer Prinz? …

Kriſpus. Wie ſchmeichelt mir dein Schmerz!
Ach! deine Furcht verräth dein zärtlich liebend Herz.
Mein Leben — ſchätz' ich nur für dich. Du ſelbſt magſt wählen!
Laktanz beſorgt Gefahr, und ſcheint mir nicht zu fehlen.
Du kennſt den edlen Greis: er liebt mich mehr als ſich,
Als Kind ſchon überließ man ſeiner Führung mich;
An Weisheit gleichet ihm kein Sterblicher auf Erden;
Und nichts wünſch' ich ſo ſehr, als einſt ihm gleich zu werden.

Helena. Wie groß biſt du, mein Prinz, in deines Lehrers Lob!
O Glück! daß Kriſpus mich zu ſeiner Lieb' erhob!

Und ihn, ihn ſollt' ich itzt ſchon wieder von mir laſſen? —
Das Glück, nach ihm mein Herz zu bilden, müßt' ich haſſen.

Kriſpus. Prinzeſſinn, ach! wie oft täuſcht uns die Jugend nicht!
Wie ſteil iſt nicht der Weg der Tugend und der Pflicht!
Wie leicht, daß unſer Fuß auf dieſem Pfade gleitet,
Wenn uns mit ſichrer Hand nicht ſtets ein Weiſer leitet! —
Laktanz räth mir zu fliehn, er glaubt, daß die Gefahr
So fürchterlich mir nie, mir nie ſo nahe war.

Helena. Was täuſcht ihn für ein Traum?

Kriſpus. Dafür würd' ich es achten,
Wenn Klugheit, Alter, Treu, ſein Wort nicht heilig machten.
Jedoch ſein Blick dringt tief in's Herz der Menſchen ein,
Und mit der Zukunft ſelbſt ſcheint er vertraut zu ſeyn.
Ihn fragte Rath und Volk in allgemeinen Nöthen,
Und fand in ſeinen Spruch den Ausſpruch des Propheten.
Er glaubt, daß dieſer Tag, der mir ſo heiter glänzt,
An eine ſchwarze Nacht voll Ungewitter gränzt;

Er glaubt, daß unvermerkt der Fauſta Schmeicheleyen
(Ein falſch verdecktes Grab!) den Fall mir prophezeihen.

Helena. Was ſagſt du? ſie, die dich, gleich ihrem Sohn, geliebt,
Die, was dein Herz begehrt, dein Auge wünſcht, dir giebt,
Die mit Entzücken ſtets von deinen Heldenthaten,
Von deiner Großmuth ſpricht, die ſollte dich verrathen?

Kriſpus. Du kennſt die Fauſta nicht, wie ich, und wie mein Freund;
Weißt nicht, was ſie einſt war, weißt nur, was ſie jetzt ſcheint.
Wahr iſt's, ſeit Konſtantin ihr dich hier übergeben,
Scheint nichts als Güte, nichts als Huld ſie zu beleben;
Ganz anders war ſie ſonſt. — Eh ich noch Cäſar war,
Entbrannte wider mich ihr Groll zu offenbar.
Faſt hätte ſie ſchon da mit ihren Zauberſchlingen
Des Kaiſers Arm gelenkt, im Zorn mich umzubringen.
Die Vorſicht, deren Huld der Bosheit noch gewehrt,
Hat ſtets, zu meinem Glück, die Unſchuld aufgeklärt.

Helena. Iſt's möglich? — Zwar den Ruf hiervon hab' ich vernommen,

Doch ihn für falſch erkannt, ſeit ich hier angekommen.
Die Liebe ſelber ſpricht nicht zärtlicher von dir,
Als ſie; und, liebſter Prinz, darum gefiel ſie mir.

Kriſpus. Durch Dienſtgefälligkeit ſucht' ich ſie zu beſchämen,
Und ihrem bittern Haß ſein tödtlich Gift zu nehmen.
Sie wünſcht', es möchten einſt nur ihre Söhn' allein
Die Erben Konſtantins und ſeiner Krone ſeyn:
Ich gab den Prinzen nach, ließ ihnen Ehr' erzeigen
Mehr, als mir ſelbſt, ihr Herz zur Gegengunſt zu neigen:
Und ich gewann ihr Herz. Doch ſie, ohn' Unterlaß,
Verfolgte, ſchmähte mich, und reizte ſie zum Haß.
Als meines Vaters Huld zum Cäſar mich erklärte,
War ich's, der gleichen Rang für ihren Sohn begehrte.
Der Kaiſer willigte zu ſeinem Vortheil ein.
Schnell ſchien ſie ganz gerührt durch dieſe That zu ſeyn;
Und hat ſeitdem mich ſtets geneigter angeſehen.
Mich rief der Krieg in's Feld: ſie ſah mich ungern gehen;
Die Liebe bringt zu dir, Prinzeſſinn, mich zurück:
Und ſie wünſcht mir erfreut zu meinen Lorbeern Glück.

Helena. Durch ſolche Großmuth, Prinz, war es nicht ſchwer zu ſiegen!
Krispus. Doch glaubt Laktanz, es miſch' ein heimlich Mißvergnügen
Sich in die Freundlichkeit; ſie ſey geſucht, verſtellt;
Die Huld ſey mehr, als je, durch innern Haß vergällt;
Voll Argliſt führe ſie mich angenehm're Wege,
Damit mein ſich'rer Fuß gewiſſer ſtraucheln möge.
Helena. Unmöglich! ſo weit kann nicht die Verſtellung gehn. —
Hätt' ich ihr falſches Herz denn nie entblößt geſehn?
Voll Großmuth hat ſie mich zur Freundinn ſich gewählet,
Und kein Geheimniß mir, ſo viel ich weiß, verhehlet:
Und ſie (denn niemand weiß von unſrer Liebe hier:)
Vergäße nicht die Mask' ein einzigmal bey mir? —
Zwar ſcheint ihr Herz ein Gram, ein ſtiller Gram zu nagen;
Oft überraſch' ich ſie ſogar in lauten Klagen.
Sie liebte ſonſt den Glanz, und itzt ſucht ſie die Ruh:
Kein Menſch, kein Freund ſieht ſie faſt mehr, als ich und du.

Noch heut' beym Morgengruß fand ich ihr Aug' in Zähren;
Sie wollt', als ſie mich ſah, der Schmerzen Ausbruch wehren,
Und hielt ihr Angeſicht von meinem abgewandt;
Allein ich fragte ſie: ſie nahm mich bey der Hand
Und ſagte, halb beſchämt und mit verwirrten Mienen:
„Ach Freundinn! ſchon zwey Jahr bin ich von Konſtantinen
„Entfernt! In Kriſpus ſeh' ich zwar ſein Ebenbild;
„Doch, wird die Sehnſucht, wird der Gram dadurch geſtillt?
„Umſonſt!“ — Dann fragte ſie, ob ich dich wahrgenommen;
Dann rief ſie: „Möcht' er, mich zu ſehn, doch öfter kommen,
„Mir jeden Wunſch vertraun, und überzeuget ſeyn,
„Ihm zu gefallen ſey mein Wunſch, mein Glück allein.“ —
Spricht Haß und Feindſchaft ſo? — ich muß es dir geſtehen,
Gerührt ließ ich beynah ihr unſre Liebe ſehen.
Ich rühmte dein Verdienſt: ihr Auge glänzt' entzückt,

Und von ihr ward dein Lob beredter ausgedrückt.

Kriſpus. O! hätt' ich ihren Haß durch Ehrfurcht überwunden,
Und hätte ſie, was ſie geſagt, nur halb empfunden! —
Doch, wenn ihr Herz gleich meynt, was ihre Zunge ſpricht,
So bitt' ich doch, entdeck' ihr unſre Liebe nicht.
Weil unſerm Bündniß noch des Vaters Beyfall fehlet,
Bleib' es ſorgfältig ihr und aller Welt verhehlet;
Laktanz, der mich gewarnt, verſchweiget es gewiß.

Helena. Mit Recht, als Unterthan und Sohn, verlang'ſt du dieß:
Doch wird dir noch der Wahn Laktanzens ſchrecklich bleiben?
Wird eitle Furcht dich noch aus meinem Arm vertreiben?

Kriſpus. Nicht Furcht, nur der Verdacht der Trägheit, der allein! —
Nein, Helena! Gefahr wird Kriſpus nimmer ſcheun. —
Noch möcht' ich, ich geſteh's, den Vater gern begleiten,
Vor ſeinem Angeſicht mehr Ruhm mir zu erſtreiten:
Doch du befiehlſt, und ich — empfinde keinen Zug
Zum Ruhme mehr; — ich lieb', ich bleibe hier! ...

Helena. Genug!
Mißbraucht' ich dieſen Sieg, nie würd' ich ihn verdienen. — —
Geh', Prinz, geh' hin in's Feld, wo friſche Lorbeern grünen!
Bekämpfe deinen Feind, befeſt'ge deinen Thron!
Sey Kriſpus, Konſtantins des Großen würd'ger Sohn,
Die Luſt der Menſchen, und die Krone junger Helden!
Ich gehe, den Entſchluß der Kaiſerinn zu melden.
Ihr freundſchaftliches Herz verſich're dich auf's neu,
Wie ſehr dein Ruhm ihr Stolz, dein Will' ihr Wille ſey.

Kriſpus. Großmüthige! wie ſoll ich deiner Liebe danken? ...
Wie kann ich? ... Laß mich fliehn! itzt würd' ich ſelber wanken. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Licin. Helena.

Licin (beyſeite.) Ha! welche Zärtlichkeit! —
(Zur Prinzeſſinn, die weggehen will.)
Du fliehſt? ach! bleibe hier,
Prinzeſſinn! gönn'ſt du ihm das Glück, gönn' es auch mir!

Bey meinen Siegen kann ich dich zwar nicht beſchwören:
Nur Krispus hat das Glück, hier Städte zu verheeren,
Dort Könige herab von ihrem Thron zu ziehn,
Und triumphirend ſie …

Helena. Was redeſt du, Licin?
Es ziemt dir wenig, den, der dich beſiegt, zu ſchmähen.

Licin. Wie kann man ohne Wut den Sieger vor ſich ſehen?

Helena. Warum nicht? wann ein Held, wie Krispus, Sieger iſt.

Licin. Iſt dir's ein leichtes Joch, daß du gefangen biſt?

Helena. Prinz, da die Vorſicht itzt mein Reich, mein Glück und Leben
Durch die Gewalt des Schwerts in fremde Hand gegeben,
So ſag' ich immer noch Dank ihrem weiſen Rath,
Daß ſie mir dieſen Feind zum Herrn gegeben hat.
Die Feſſel Konſtantins hat mich noch nie gedrücket;
Das Reich, das er mir nahm, iſt ruhig und beglücket;
Und wäre Herrſchen ja mein erſter Wunſch, mein Glück:
Er gäbe mir gewiß mein Königreich zurück.

Wie oft gab er das Reich nicht deinem Vater wieder?
Licin. Nun aber tritt uns auch ſein Hochmuth völlig nieder.
Das falſche Glück des Krieg's giebt mich in Kriſpus Hand.
Helena. Und ſprich, durch weſſen Schuld iſt dieſer Krieg entbrannt?
Wer hat, des Friedens ſatt, rachſüchtig ſich empöret,
Und Tempel und Altar des Chriſtenthums zerſtöret?
Dein Vater! — Konſtantin und Kriſpus war es nicht.
Licin. Und du vertheidig'ſt ſie?
Helena. Ja; dieß iſt meine Pflicht.
Ein edler Feind, der ſchnell den Feind zu tröſten eilet,
Den er gezwungen ſchlug, ſanft ſeine Wunden heilet,
Was er ihm zweymal nahm, ihm zweymal wiedergiebt,
Verdient der nicht, Licin, daß man als Freund ihn liebt?
Licin. Ach! kann des Feindes Haß was Härteres beſchließen,
Als daß wir für die Schuld der Väter büßen müſſen? — —
Doch, ſetzt er uns wohl einſt in unſre Länder ein:
Wird ſeine Großmuth uns zum drittenmal verzeihn?

Wird er mich nicht zu ſehr des Vaters wegen haſſen? —
Was meyn'ſt du? wird ſein Zorn ſich noch entwaffnen laſſen?

Helena. Ich glaub' es; wenigſtens biſt du nicht hoffnunglos;
Für ihn und ſeinen Sohn iſt keine That zu groß.
Sollt' auch dein Vater itzt nicht Gnad' erwarten können,
Vom Vater wiſſen ſie gewiß den Sohn zu trennen.

Licin. Welch' Glück, o Helena, verkündigeſt du mir!
Du kannſt es wiſſen, und vielleicht verdank' ich's dir.
Ja, Fauſtens Freundinn lenkt mein Schickſal! — Auch begehre
Ich dieſe Krone nicht zu meiner eignen Ehre,
Nein, darum, weil ich ſie dir überreichen kann.
Vernimm, was ich dir nie bekannt: — dich bet' ich an.

Helena (beyſeite.) Was hör' ich! — (Laut.) Prinz! ich bin in fremde Macht gegeben;
In Konſtantinens Hand ruht itzt mein Glück und Leben:
Erſticke dieſen Wunſch!

Licin. Willſt du mein Unglück?

Helena. Nein,
Sey glücklich! doch durch mich kannſt du es nimmer ſeyn. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Licin (nach einer Pauſe.)

Ich Blinder! Thörichter! ſollt' ich nicht längſt ſchon wiſſen,
Daß Er, der mir mein Glück und meine Größ' entriſſen,
Er, der uns zweymal ſchlug, und mich gefangen nahm,
Verräth'riſch auch ihr Herz mir zu entreißen kam? —
Ja, ſiegreich mußt' er mich hieher gefangen führen,
Um nochmals über mich auch hier zu triumphiren! —
Grauſamer Kriſpus! ach! wie herzlich haß' ich dich!—
Doch du verdienſt es nicht: — und dieſes foltert mich! — —
Du, die du Nattern zeug'ſt, die mir das Herz durchſtechen,
Wie ſoll ich, Eiferſucht! an ihm mein Leiden rächen?
(Geht ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fauſta (kömmt aus ihrem Zimmer, und ſetzt ſich.) **Laktanz** (kömmt bald darauf von der andern Seite.)

Fauſta. Man ſagt uns, Kriſpus woll' auf's neu zu Felde gehn.
Laktanz. Er will; will heute noch.
Fauſta. Du ſollſt mir für ihn ſtehn,
Wenn ihn ein Unfall trifft. — Und was hat ihn bewogen,
Uns zu verlaſſen? ſprich! —
Laktanz. Ich ſelbſt, der ihn erzogen,
Sein großes Herz, der Thron, ſein künftig Eigenthum. —
Ich wieß ihm nicht umſonſt den Weg zum wahren Ruhm.
Die Bahn der Ehr' iſt ſteil: den Gipfel zu erreichen,
Muß unſer Fuß nie ruhn, und nie zurücke weichen.

Fauſta. Ha! ſprich verwegner Greis! wann wich er je zurück?
Wann fehlt' es ihm an Muth? wann fehlt' es ihm an Glück?
Laktanz. Und weil ihn Muth beſeelt, und Glück ihn unterſtützet,
So flieh' kein Augenblick dem Jüngling ungenützet;
So geh' er weiter fort auf jener Ehrenbahn!
Sein Vater, Konſtantin der Große, geht voran.
Fauſta. Groß iſt der Vater — doch, iſt nicht der Sohn noch größer?
Sein Vater weiß es ſelbſt.
Laktanz. Nein, dieß weiß Fauſta beſſer,
Zur Höhe ſeines Rangs, zur Größe ſeiner Macht
Hat Konſtantin ſich bloß durch ſein Verdienſt gebracht;
Durch ſich iſt er allein der erſte Prinz auf Erden;
Was er dem Kriſpus gab, mußt' er durch Müh erſt werden.
Fauſta. Sprich ehrfurchtsvoll von ihm! weit mehr verdient der Held,
Als Konſtantin ihm gab, und wär' es — eine Welt.
Laktanz. Sprichſt du vom Kriſpus?
Fauſta. Ja: von wem ſonſt könnt' ich ſprechen?

Laktanz. So war es Zeit, die Ruh ihm itzt zu unterbrechen.

Fauſta. Das wagſt du?

Laktanz. Ja, er geht: und du mußt ihm verzeihn:
Zu vieles Lob berauſcht, und ſchläfert leicht uns ein.
Itzt muß der junge Held ſich größrer Ding' erkühnen,
Dein Lob, das er nur halb verdient, ganz zu verdienen.

Fauſta. Verführ' ihn nicht, Laktanz! ſonſt zittere vor mir!
Wenn uns der Prinz verläßt, ſo fodr' ich es von dir.

Laktanz. Ich bin, o Kaiſerinn, bereit, ſtets deinen Willen,
Sobald die Tugend ihn rechtfertigt, zu erfüllen;
Allein, wann Pflicht, wann Recht und Ehr' ihm widerſpricht,
So hör' ich kein Gebot, und folge meiner Pflicht.
(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Fauſta (allein.)

Ha! dich ließ ich zu tief in mein Geheimniß dringen. — — (Steht auf.)

Wie weit wirſt du mich noch, unſel'ge Liebe, bringen!
O Glut, die mich verzehrt, die die Vernunft nicht dämpft,
Die deſto ſtärker brennt, je mehr ich ſie bekämpft!
Wie tilg' ich deine Qual? wie end' ich meine Leiden?
Geliebter Gegenſtand von Martern und von Freuden,
O Kriſpus! du willſt fliehn? willſt mich verlaſſen? — Nein!
Dich ſehn, iſt noch ein Troſt für mich. — Dich ſehn? — wie klein
Iſt dieſer Troſt! — O! dürft' ich endlich dir entdecken,
Was ich für dich gefühlt! in dir die Flamm' erwecken,
Von der ich brenne! — — Wie? — ſollt' er mir widerſtehn?
Sollt' ich den Jüngling nicht zu meinen Füßen ſehn?
Er, jung und feurig, ſollt' er nichts von Lieb' empfinden?
Iſt denn mein Reiz zu ſchwach, den Helden zu entzünden? —
Unmöglich! — Käm' er ſonſt zu mir hieher? — Und ſpricht
Sein zärtlich Lächeln, ſpricht die ſanfte Stimme nicht
Von Liebe? ſtralt nicht Lieb' aus allen ſeinen Blicken? —

Er liebt mich! — — Ach! mein Herz fließt über von Entzücken!
Er liebt mich! — — Aber wär' er noch zu tugendhaft …
Die Tugend … doch tilgt nicht die Lieb' oft ihre Kraft?
War ich nicht tugendhaft, eh ich für ihn entbrannte?
Als ich in ihm den Sohn, nicht den Geliebten kannte? — —
Ja, Glut, die mich verzehrt, du mußt befriedigt ſeyn!
Er wiß' es! denn kein Gott kann Hülfe mir verleihn.
Dieß Feuer duldet nicht der Gott, den ich erkohren,
Und meine Götter — ach! ſie hab' ich abgeſchworen. — —
Hör' ich nicht Helenen? — Ihr trau' ich! — Lange g'nug
Verbarg ich ihr mein Herz. — Sie iſt verſchwiegen, klug,
Und liebt mich. … Kann ſie nicht der Liebe Kummer heilen,
So kann ſie mir doch Troſt, (Helena erſcheint.) — vielleicht auch Rath ertheilen.

Dritter Auftritt.

Fauſta. Helena.

Fauſta (wendet ſich zur Helena, die in der Ferne ſtehen geblieben iſt, und nöthigt ſie, durch einen freundſchaftlichen Gruß, näher zu kommen.)
Haſt du den Kriſpus nicht geſehn?
Helena. Ja, Kaiſerinn,
Ich ſah' ihn. Doch man ſagt, er geh' zum Heere hin.
Auch ſah ich ſein Gefolg' geſchäfftig ſich bereiten.
Laktanz, ſein alter Freund, hör' ich, will ihn begleiten.
Fauſta. Ja, der Verräther nur hieß ihn zum Heere gehn;
Doch ich geſtatt' es nicht. Er muß mich doch erſt ſehn;
Und dann, Prinzeſſinn, — dann zwing' ich ihn, hier zu bleiben;
Von hier ſoll kein Laktanz, kein Ehrgeiz ihn vertreiben.
Helena. Doch iſt nicht dieſer Trieb des jungen Helden werth,
Daß er die Ruh hier flieht, und dort den Kampf begehrt?
Fauſta (mit gedämpfter Stimme und in vertraulichem Ton.)
Nichts mehr von Kampf und Streit! — Wie haßt' ich nicht mein Glücke!

Die Liebe bringt ihn mir, und ich ſchickt' ihn zurücke!

Helena. Die Liebe? — Kaiſerinn! ... Du weißt doch, wer du biſt?

Fauſta. Ach, Helena! ich weiß nichts, als wer Kriſpus iſt!

Helena. Dein Stiefſohn; Gott! wer ſonſt?

Fauſta. Ich will ihn nicht mehr wiſſen,
Den Namen! — Nenn' ihn ſo, wie wir ihn nennen müſſen:
Nenn' ihn den Jüngling, den ſo anmuthsvoll, ſo ſchön,
So liebenswürdig nie die ganze Welt geſehn;
Nenn' ihn den Erſten Roms an Großmuth und Verſtande;
Nenn' ihn ein himmliſch Bild in irdiſchem Gewande.
So nenn' ihn!

Helena. Kaiſerinn, gern ſtimmt' ich mit dir ein;
Doch, kann die Tugend ſich die Sprache wohl verzeihn?

Fauſta. Ich Unglückſelige! ſie hab' ich einſt verehret;
Doch eine heiß're Glut hat ſie ganz aufgezehret.
Sieh, Freundinn, ſieh mein Herz ganz von dem Helden glühn!

Ich denke nichts, als ihn, ich fühle nichts, als ihn;
Je mehr ich dieſe Glut verdammet und gemieden,
(Sie entfernt ſich ein wenig von der Helena.)
Je mehr verfolgt ſie mich, und tödtet meinen Frieden.

Helena (beyſeite, die Hände emporhebend.)
Die Vorſicht ſteh mir bey!

Fauſta. Wie? du erbleich'ſt vor mir?
Du heb'ſt die Händ' empor? — Dieß, dieß, fürcht' ich von dir.
Verabſcheu'n wirſt du mich, wirſt deine Freundinn haſſen;
Doch, lieb' ihn, ſo wie ich, und bleibe dann gelaſſen!

Helena. Gott! was entdeckſt du mir!

Fauſta. Biſt du mir noch getreu,
Lieb'ſt du mein einzig Glück, ſo hilf mir! ſteh mir bey!
Verſchweig' ich meine Glut, ſo wird ſie mich verzehren;
Und darf ich hoffnungsvoll ihm meine Lieb' erklären?
Kenn' ich die Tugend nicht des ſcheuen Jünglings ſchon? —
Sein Vater, mein Gemal! — — Er, ein geliebter Sohn
Des Vaters! — — Wird er nicht vor mir zurücke beben? — — —

Ein's muß ich haben, Ein's! ſein Herz, wo nicht, ſein Leben!

Helena. Ach! Kaiſerinn, vergieb der Freundſchaft und der Pflicht,
Sie wünſcht dein wahres Glück, wenn ſie dir widerſpricht:
Iſt wohl dein Wunſch gerecht? und ſoll ein Jüngling ſterben,
Der eine Liebe fleucht, die Schmach iſt und Verderben?

Fauſta. Wie? mich verdammeſt du? . . . Doch ich entſchuld'ge dich:
Du würdeſt nicht, wenn du ihn liebteſt, ſo wie ich. —
Ja! ein Verbrechen iſt's; doch welch' ein ſchön Verbrechen!
Ich wagt's, und ſollt' es Gott mit allen Donnern rächen.

Helena. Ich zitt're, Kaiſerinn! — Ach! tilge dieſe Glut!
Sie wird zur Grauſamkeit; denn itzt ſchon iſt ſie Wut. —
Du konnteſt, ſagt die Welt, vordem den Prinzen haſſen;
Wodurch hat ſich dein Zorn ſo ſehr entwaffnen laſſen?
Zerſchmilzt ein alter Haß in weiche Zärtlichkeit?

Fauſta. Ich hab' ihn einſt gehaßt, und dieß vermehrt mein Leid;
Ich haßt' ihn, als ich nur in ihm den Jüngling kannte,
Den Erbrecht und Geburt zum Herrn der Welt ernannte;
Der meine Söhn' und mich, zu ſeiner Sicherheit,
Verbannen konnte. Doch ich ſah die Menſchlichkeit,
Ich ſah die Weisheit ſtets mit ſeinen Jahren ſteigen,
Das Glück ihn niemals blähn, und die Gefahr nicht beugen;
Ihn liebte Konſtantin, ihn Fremdling, Unterthan,
Der Hof, das Heer, die Welt — ſie beteten ihn an.
Mit Segenswünſchen flog der Ruhm des jungen Prinzen
Auf Adlersflügeln von Provinzen zu Provinzen.
Der Vater, dem ich oft den Sohn verhaßt gemacht,
Erfuhr das Lob der Welt, verdammte den Verdacht,
Beſchloß, ihn ungeſäumt zum Cäſar zu ernennen: —
Da, Kriſpus, lernt' ich dich in deiner Größe kennen!

Helena. Ich weiß durch das Gerücht die edle Handlung ſchon:
Der Prinz erbat zugleich die Würde deinem Sohn.

Fauſta. Von dieſer Scene laß dir nur den Schatten zeigen.

Ich ſaß beym Konſtantin; gekrönt mit Lorbeerzweigen
Saß Kriſpus neben uns, den itzt ſein Vater pries,
Und dem der ganze Hof demüthig Ehr' erwies.
Wie glüht' ich nicht vor Wut, als ich die Worte hörte:
„Erkenn't in meinem Sohn den Cäſar!' Kriſpus kehrte
Mit edlem Anſtand ſich zum Kaiſer und zu mir,
Und dankt' uns. „Aber darf ich, rief er aus, von dir,
„Mein Vater und mein Herr, noch Eine Gunſt begehren? —
„Ich weiß, du kannſt ſie mir, du wirſt ſie mir gewähren."
Hiermit verließ er uns auf einen Augenblick,
Und kam, mit meinem Sohn an ſeiner Hand, zurück,
Und warf ſich auf ein Knie vor ſeinem Vater nieder,
Und ſprach: „Du ſiehſt, ich fleh' für dieſen meiner Brüder.
„Du machſt zum Cäſar mich; ernenn' ihn neben mir!
„Er iſt dein Sohn, wie ich; und dann erſt dank' ich dir.
„Sein edles Herz verſpricht, er wird in künft'gen Zeiten
„Für dich und deinen Ruhm an meiner Seite ſtreiten.
„Den Rang, den du mir giebſt, verehrt er einſt: allein
„Ich will von ihm geliebt, und nicht verehret ſeyn." —

Der ſüßen Trunkenheit von Wolluſt überlaſſen,
Sprang ich von meinem Sitz, den Jüngling zu umfaſſen;
Wie ſchön erröthet' er! — Doch eine heft'ge Glut
Durchſtrömt' im Augenblick mein ſonſt feindſelig Blut;
Ich bebt'; ein Schauer lief durch alle meine Glieder;
Ich ſah, ich hörte nicht, beynahe ſank ich nieder;
Ich ſtammelte den Dank ihm halb gebrochen vor.— —
Seitdem bin ich für ihn allein ganz Aug' und Ohr.
Vor'm Heere mag er ziehn, in der Verſammlung rathen,
Ich ſeh', ich höre nichts, als lauter große Thaten.
Prinzeſſinn! Helena! ach! —

Helena. Alles wahr! allein,
Hat die Entfernung nicht …

Fauſta. Wie? die Entfernung? nein!
Sie diente nur, den Gram, die Sehnſucht und die Zähren,
Die ſeine Gegenwart ſonſt hemmete, zu nähren. —

Helena. Doch denk'ſt du nicht an die Gefahr für dich und ihn?
Sein Vater lebt, es lebt der Rächer, Konſtantin!

Fauſta. Wen nenn'ſt du? nenn' ihn nicht! Der Nam' iſt Tod und Schrecken! —

Wer kommt? … Er ſelber! … ach! ſoll ich mich ihm entdecken?

(Indem ſie vorn an die rechte Seite der Bühne tritt.)

O Liebe! Liebe! gieb mir Unglückſel'gen ein,
Was thu' ich, meiner Qual und Leiden los zu ſeyn. —
(Zur Helena.) Entferne dich! —

Helena (zum Prinzen, im Herausgehen.) Entflieh' von hier! liebſt du dein Leben,

Vierter Auftritt.

Kriſpus. Fauſta.

Fauſta (zum Kriſpus, der beſtürzt wieder zurückgehen will.)
Wohin? — Bleib', Kriſpus, bleib'! ich kann dir Antwort geben:
Was ſucheſt du, — mein .. Freund?

Kriſpus (verwirrt.) Verzeih', — o Kaiſerinn! —
Wofern ich deiner Huld je werth geweſen bin, —
So bitt' ich …

Fauſta. Alles, Prinz! nur nicht, von hier zu eilen.

Kriſpus. Doch eben dieſe Gunſt bitt' ich mir zu ertheilen.

Du ſahſt bisher voll Huld in meinem Heil dein Heil,
Und nahmſt an meinem Glück, an meinen Siegen Theil:
Ich würde dieſer Gunſt mich niemals werth erkennen,
Wollt' ich mir länger hier die träge Ruh vergönnen.
Des Vaters Beyſpiel dort, mein Rang, das Lob der Welt,
Dein unverdientes Lob, dieß alles winkt ins Feld;
Ich geh'.

Fauſta. O nein, du bleibſt! — Wer ſo viel Sieg' erlanget,
Bedarf nicht, daß er noch mit mehr Trophäen pranget.
Genug verdanket Rom, genug dein Kaiſer dir,
Du Stolz der Krieger dort, du Luſt des Hofes hier!
Genug Rebellen ſchlug dein Heldenarm darnieder,
Dort kämpft der Kaiſer, du erhole dich hier wieder.
Begehr', verlang', befiehl! Iſt noch ein Wunſch zurück,
Der dir am Herzen liegt, zeig' ihn durch einen Blick:
Du biſt erhört.

Kriſpus. Du ſchlägſt durch deine Gunſt mich nieder.
Zeig'ſt mir, wie klein ich bin: erheb' auch du mich wieder.
Wie leicht wird nicht ein Herz des eiteln Stolzes Raub!

Denn eines Jünglings Ohr iſt für das Lob nicht taub.
Laß mich zum Heere gehn: dort will ich's weiter wagen,
Ein Lob, das mich noch itzt demüthig't, zu erjagen.

Fauſta. O deiner Augen Glut, geliebter Prinz, verräth,
Daß dein ehrliebend Herz nicht jedes Lob verſchmähe;
Doch laß dich nicht zu weit die Ehrbegier verführen!
Ein ſanfteres Gefühl müß' itzt dein Herz regieren! —
Haſt du des Lebens Glück, das Glück der Zärtlichkeit
Noch nie gefühlt, mein Prinz? fühl' es, itzt iſt es Zeit.

Kriſpus (ganz verwirrt.) Du glaubeſt ... ja ... du meynſt ... es ſey zu Heldenthaten
Itzt Zeit —

Fauſta. Zur Liebe, Prinz! — o laß dein Herz dir rathen,
Dein Alter ...

Kriſpus. Würd' ich nicht vor dir ſelbſt ſtrafbar ſeyn,
Könnt' ich voll Weichlichkeit mein Herz durch Lieb' entweihn!

Fauſta. Du ſtrafbar? beſter Prinz! du ſtrafbar durch die Liebe?
Glaub' es! ein junges Herz, leer von dem ſüßen Triebe,

Iſt nicht der Menſchheit werth! — Was iſt des Helden Ruhm?
Oft des Tyrannen Kunſt, des Raubthiers Eigenthum. —
Man lobt ihn, weil er nicht das Schrey'n des Elend's achtet,
Die Welt zur Wüſte macht, und Nationen ſchlachtet. —
Gefällt dir ſolch' ein Ruhm?

Kriſpus. Nein! Aber nicht der Held
Thut dieſes, Kaiſerinn; nein, er beglückt die Welt.
Gezwungen läßt er nur ſein Schwert auf Feinde blitzen,
Gott, Tugend, Recht, Geſetz und Unſchuld zu beſchützen;
Gern giebt er jeden Kranz, den ihm ſein Sieg gewann,
Für einen Tropfen Blut's, den er erhalten kann.
Dieß ſey mein Wunſch!

Fauſta. Ein Wunſch voll Menſchlichkeit und Würde!
Er zeigt ein fühlend Herz, das zärtlich lieben würde,
Nicht wahr? — Geſetzt, mein Prinz, es brenn' ein Herz für dich,
Ein zärtlich treues Herz; allein es fürchte ſich;
Es habe Jahre lang im Stillen dich verehret,

Abgöttiſch dich verehrt, und dein zu ſeyn begehret;
Geſetzt, dein Abſchied ſey ſein Untergang, ſein Tod:
Es flehte dich . . . (mein Prinz, warum wirſt du ſo roth?)
Nicht wahr? du würdeſt nicht dieß Herz zu tödten wagen? — (Sie hält eine Weile inne.)
Du ſchweigſt? —

Krispus (ängſtlich.) Was könnt' ich thun, — als — dieſes Herz — beklagen?

Fauſta. Gewiß, das thäteſt du! Du theilteſt ſeinen Schmerz!

Krispus (beyſeite.) Wir ſind verrathen! Gott!

Fauſta. Du haſt kein fühllos Herz;
Du wirſt die Freundinn, die dein Abſchied kränkt, verſchonen;
Sie wird für Kampf und Ruhm mit Liebe dich belohnen. —
(Sie nimmt ihn bey der Hand, die ſie aber gleich darauf wieder fahren läßt.)
Du ſeufzeſt? — ja, du liebſt! — (Der Prinz wendet ſein Geſicht ein wenig ab, und entfernt ſich einen Schritt.) In dieſem ſcheuen Blick,
In dieſem ſanften Roth — ſeh' ich mein ganzes Glück. —

Sieh deine Freundinn! ſieh das Inn're meiner Seele,
Das ich, nach langem Kampf, dir länger nicht verhehle!
Sieh, dieſes iſt das Herz, das heimlich für dich glüht,
Das in dir ſeinen Gott und ſeinen Himmel ſieht.
Vergiß nun meinen Haß, vergiß nun deine Leiden,
Und fühl' in meinem Arm der Liebe ſüße Freuden:
Er wartet, ausgeſtreckt nach dir, … (Der Prinz, der gleichſam aus einer Betäubung erwacht, will ſich zurückbegeben; Fauſta fragt mit ungewiſſer Stimme:) Wo willſt du hin?

Kriſpus (entſchloſſen, doch mehr ſchamhaft als heftig.)
Da, wo ich niemals mehr von dir geſehen bin. —
(Fauſta tritt näher mit einiger Verwunderung, und als ob ſie ihn zurückhalten wollte. Kriſpus erhebt die Stimme.)
Ehrloſe! weg von mir! eh ganz mein Zorn erwachet,
Des Vaters Schande rächt, und dich zum Opfer machet. —
Sieh den verdienten Stal der Rach' in meiner Hand!
(Er zieht den Dolch; Fauſta tritt bis vorn an die Bühne.)
Er kühl' in deiner Bruſt den frevelhaften Brand?
Ach! hat das Schickſal dich zum Unglück mir geboren? —
Gieb mir den Haß zurück, den du mir zugeſchworen.
Verdammt ſey deine Huld und mein Bemühn verflucht,
Wodurch ich deine Gunſt mir zuzuziehn geſucht! —
Beſchimpfter Vater! ach! wohin ſoll Kriſpus gehen? —

Dich, Unglückſelige! werd' ich nie wieder ſehen.
Bereu' es, wenn du kannſt!
(Er geht mit dem gezückten Dolche ab.)

Fünfter Auftritt.

Fauſta (allein, nach einer Pauſe.)

So wütend geht er fort? —
So bitter höhn't er mich? — — Verderben! Rache! Mord!
Bewaffnet meinen Arm! beſtraft den Miſſethäter! —
Er flieht zum Konſtantin, und wird dort mein Verräther,
Und dieſer kehrt zurück, und opfert dann mein Blut
Dem Sohn, der mich beſchimpft, dem Sohn voll Haß, voll Wut. —
War Wut und Haß der Lohn für eine ſolche Liebe? —
Wohlan! erfüllt mein Herz, feindſeligſte der Triebe!
Ihr, meine Furien! — — O! warum machtet ihr
Verdammten Flammen Platz? — Ein Abgrund drohet mir;
Und ſoll er über mich nicht ſelbſt zuſammenſchlagen,
Muß ich den Jüngling kühn hinabzuſtürzen wagen. ...

Wer kömmt? Licin? — (Sie ſinnet einen Augenblick nach.) Ja! dieß giebt mir der Himmel ein!
Vielleicht kann dieſer ſelbſt der Rache Werkzeug ſeyn…

Sechſter Auftritt.

Fauſta. Licin.

Fauſta (läuft auf dem Theater herum, und ſtellt ſich ganz verzweiflungsvoll; ſie thut, als ob ſie den Licin nicht gewahr würde, und wirft ſich endlich ganz kraftlos auf einen Lehnſtuhl.)
Zu Hülfe! rettet mich! zu Hülfe! — Ach! ich höre,
Er kömmt zurück! er kommt, der Räuber meiner Ehre!
Er will mich tödten! helft! — Ich kann nicht mehr entfliehn! …

(Sie ſtellt ſich, als ob ſie ihren Irrthum gewahr würde)
Gott! ich bin außer mir. — Biſt du es? — — O Licin!
Dich hat ein Gott geſandt, der Frevelthat zu wehren.

Licin. Du biſt verzweiflungsvoll? ich finde dich in Zähren?
Und Kriſpus kömmt von dir, und ſcheint von Zorn entbrannt,
In ſeinen Augen Wut, den Dolch in ſeiner Hand? —
Darf ein gefangner Feind in tiefer Demuth fragen?

Was drohet Kriſpus Zorn? was zwinget dich zu klagen? —
Nicht Neugier, Eifer bloß für meine Kaiſerinn,
Forſcht, ob ich dir vielleicht zu dienen fähig bin.

Fauſta. Ein edler Feind, wie du, muß alle die beſchämen,
Die, niedrer Bosheit voll, der Tugend Maske nehmen,
Die ihre Sklavenpflicht nur äuß're Demuth lehrt,
Wann innerlich ihr Herz die frechſten Gräuel nährt.

Licin. Was ſagſt du, Kaiſerinn?

Fauſta. Daß heuchleriſche Mienen
Die größte Schändlichkeit oft zu verbergen dienen;
Daß Kriſpus, — denke, Prinz! der Heilige, der Chriſt,
Der Held, der Tugendfreund — ein Laſterhafter iſt!

Licin. Wie? Kriſpus? — Niemand hat mehr Urſach' ihn zu haſſen,
Als ich; allein ich muß die Wahrheit reden laſſen.
Faſt allzutugendhaft für einen Held und Feind,
Beſcheiden, ſelbſt im Glück, im Krieg' ein Menſchenfreund . . .

Fauſta. So hab' ich auch gedacht. — Denk', o Licin, zurück:

Welch' Glücke fand ich nicht in ſeinem Ruhm und Glücke!
Mehr als mein eigen Blut ſchätzt' ich und liebt' ich ihn;
Er war der höchſte Stolz mir, nach dem Konſtantin.
Und doch . . . (kaum würdeſt du nur den Gedanken wagen,
Ja, ich erröthe ſelbſt, den Frevel dir zu ſagen,)
Und doch entbrennt ſein Herz von einer Miſſethat,
Die eine Furie ihm eingegeben hat. —
Warum gedenk'ſt du wohl, daß er allhier verweilet?
Daß er nicht Müh und Kampf dort mit dem Vater theilet?
Er, deſſen junges Herz nur Ruhmbegierd' erhitzt,
Der lieber kämpft, als ſtill der Ruh im Schoße ſitzt?
Warum er nicht den Ruf der Kriegstrompeten höret,
Und Feld und Kampfplatz flieht, die er vordem begehret?

Licin. Vielleicht, o Kaiſerinn, weiß ich's nur allzu gut!

Fauſta (betreten.) Du, Prinz? — Verrieth ſich ſchon ſo ſehr der Uebermuth,
Die Zügelloſigkeit des Frevlers?

Licin. Darf ich's wagen,

Dir, was ich längſt bemerkt ...
Fauſta. Du kannſt mir alles ſagen.
Licin. Die Urſach', Kaiſerinn, iſt Helena allein.
Fauſta (fährt zuſammen; faßt ſich aber ſogleich.)
Wie? Helena? ... Du irrſt! — Nicht Helena! — — nein, nein:
Sein niederträchtig Herz brennt von ganz andern Flammen!
Glaubſt du, ich würde ſonſt des Kriſpus Glut verdammen? ...
Dir deucht, ſie liebten ſich? und ſprich, woher es dir
So deucht?
Licin. Ihr liebend Herz verrieth ſich täglich mir.
(Nicht Neid, nicht Feindſchaft wähnt hier bloß nach äußerm Scheine:)
Stets ſuchten ſie ſich auf, und ſprachen ſich alleine;
Und überraſcht' ich ſie, ſo ſchwieg verſchämt ihr Mund.
Sie glüh'ten; jeder Blick that ihre Sehnſucht kund.
Nur itzo noch fand ich ſie hier; er gieng von hinnen.
Sie ſelbſt ließ, auf mein Flehn, zu bleiben ſich gewinnen.
Erröthend ſprach ſie nichts, als ihres Kriſpus Lob,

Und zürnte, daß ich ihn nicht eifrig g'nug erhob.
Noch mehr: (verzeihe mir, wenn ich zu früh gewählet!)
Ich liebte ſie, und hab' es länger nicht verhehlet.
Ich glaubt', es ſey für uns, bey gleichem Mißgeſchick,
Die Lieb' ein Troſt, ſie ſey für Beid' ein gleiches Glück;
Doch ſtatt der Antwort ward mir Kriſpus nur geprieſen,
Und meine Liebe ſtolz und ſchimpflich abgewieſen.
Fauſta. Sie liebt vielleicht, nicht Er; hierinn betrügſt du dich;
Nein, des Verräthers Herz brennt ... Gott! für wen? — für mich!
Hier hat er, eh du kamſt, es ungeſcheut erkläret,
Daß er ſeit langer Zeit die freche Glut genähret. —
Als der entbrannte Zorn auf meiner Stirn erſchien,
Bat er, ihm zu verzeihn, bat er auf ſeinen Knie'n;
Doch ich, voll Abſcheu, ſchwur, es ſollte dieß Verbrechen
Sein Vater bald an ihm mit Bann und Tode rächen.
Da ſprang er auf, und zog den mordgewohnten Stal,
Und droht': „Ich laſſe dir, undankbar Weib! die Wahl!
„Willſt du für meine Huld nicht Gegenlieb' zeigen,
„Wohlan! ſo ſchwöre mir ein ewig Stilleſchweigen.“

Du kamſt, Er hörte dich, und floh', zu meinem Glück,
Aus Furcht, hier überraſcht zu werden, ſchnell zurück.—
Und dieſes iſt der Prinz, den wir bisher erhoben,
Den Vater, Unterthan, und Freund' und Feinde loben!
Was denkſt du?

Licin. Unerhört, unglaublich ſchiene mir
Die frevelhafte That, hört' ich ſie nicht von dir,
Hätt' ich nicht ſelbſt den Dolch in ſeiner Hand gezücket,
Sein Auge voller Wut, voll Thränen dein's erblicket.

Fauſta, (indem ſie aufſtehet.) Er muß beſtrafet ſeyn.
— Sey du mein Rächer! — du!
(Licin erſchrickt ein wenig.)
Dir ſag' ich Helenen, dir deine Freyheit zu.
Ja, gilt der Fauſta Wort, ſo wird ſie ſich beſtreben,
Dir durch den Konſtantin dein Reich zurück zu geben.

Licin. Sprich, große Kaiſerinn, was foderſt du von mir?
Wär' es mein Leben ſelbſt; gebeut, ich geb' es dir!
Ich räche mich zugleich an ihm, wenn ich dich räche;
Und ich vollziehe das gewiß, was ich verſpreche.

Fauſta. So gieb auf jedem Schritt des Hochverräthers Acht!
Und hat er ſich zur Flucht ſchon auf den Weg gemacht,

So bring' ihn wieder; will er ſich nicht frey ergeben,
So bring' ihn mit Gewalt, und ſchon' auch nicht ſein Leben.
Itzt ſuche meiner Gunſt und Freundſchaft werth zu ſeyn!
Die Freyheit, und das Reich und Helena ſind dein.
(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Licin (allein.)

Und Helena iſt mein? — Was hab' ich mehr zu ſorgen? —
Zwar ein Geheimniß liegt hierunter noch verborgen.
Wie? Kriſpus liebte ſie? die Fauſta? — Fauſta, nein;
Die Urſach deiner Wut muß etwas anders ſeyn. —
Und was liegt mir daran? — Es ſinke Kriſpus nieder!
Auf Trümmern ſeines Glücks erhebt mein Glück ſich wieder.
Sollt' ich zu ſeinem Fall ihr meine Hand nicht leih'n?
Die Freyheit, und das Reich, und Helena ſind mein.
(Geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Helena (allein.)

Was für ein finſtrer Sturm droht meiner Zärtlichkeit!
War dieß das Glück, das mir die Liebe prophezeiht? —
Mit meinem Vater war mein ganzes Glück verſchwunden;
Gefangen, hülflos, hatt' ich es in dir gefunden!
Du, Kriſpus, war'ſt mein Troſt; ein Schutzgott war'ſt du mir!
Das Licht, das meine Seel' erhellt, verdank' ich dir.
Würd', ohne dich, mir nicht ein blöder Aberglauben
Noch itzt das höchſte Gut des ganzen Lebens rauben?
Das, was ich bin und weiß, haſt du mich nur gelehrt.
Doch ach! dein Fehler war, — du war'ſt zu liebenswerth.
Geliebter! wirſt du jetzt der Fauſta Wut entfliehen?

Ach! warum zwang ich dich, ſo lang' hier zu verziehen?
Ich Unglückſelige! (Kriſpus erſcheint.)

Zweyter Auftritt.

Kriſpus. Helena.

Helena. Mein Prinz, du biſt noch hier?
Flieh! — was ich erſt verbat, das fleh' ich itzt von dir!

Kriſpus. Ich flieh', und komme dich zum letztenmal zu ſehen.

Helena. Mein Herz empöret ſich, allein — es muß geſchehen.

Kriſpus. Mußt du, o Fauſta, ſtets mein Unglück, meine Pein,
Erſt durch den Haß, und nun durch deine Liebe ſeyn!

Helena. So hat ſie ſchamlos ſelbſt dir ihre Schand' entdecket?
Die Pflicht ſie nicht beſtraft! nicht die Gefahr geſchrecket!
Nicht meine Warnung ſie gerührt! — denn heut' geſtand
Sie mir die Glut, von der ſie längſt für dich gebrannt.
Unſel'ge Glut! ſie wird dich ſelbſt und mich verzehren;
Die Liebe wird in Haß, in Mordſucht ſich verkehren.

Schon der Gedanke, ſich von dir verſchmäht zu ſehn,
Verſetzte ſie in Wut: was wird ſie noch begehn!
O fliehe! — laß die Zeit zur Reu' und Schaam ſie bringen,
Und die Vergeſſenheit die Frevelthat verſchlingen.

Kriſpus. Das will ich. — Sagt' ich ihm den Schimpf, ſo ſchämt' ich mich,
Sein Angeſicht zu ſehn. — Doch rächet Fauſta ſich,
Und macht ſie mich verhaßt durch lügenhafte Klagen,
Werd' ich geduldig denn des Vaters Zorn ertragen?
Und ſoll ich, fern von ihm, durch ſeine Länder ziehn,
Schein' ich nicht, meiner Schuld bewußt, ihn ſcheu zu fliehn?

Helena. Geh' du getroſt zu ihm! Drückt dich die Läſtrung nieder:
O! ſo erhebe ſtets dich deine Tugend wieder!
Wirſt du gehaßt, verfolgt: ertrag' es als ein Held!
Der Richter in der Bruſt gilt mehr, als eine Welt. —
Wann der Gerechte mit dem Unglück ringt, — und ſieget,
Das iſt ein Anblick, der die Gottheit ſelbſt vergnüget.

Kriſpus. Ich geh; ein Engel ſpricht durch deinen Mund mit mir. —

Doch, meine Helena, wie trenn' ich mich von dir?
Von dir! — ach! — lehre mich …

Helena. Prinz, ich dich
dieſes lehren?
Wäg' unſer Schickſal ab! ſprich, welches heiſcht mehr
Zähren?
Du warſt mein einz'ger Freund: du fliehest in den
Streit,
Der Lärm des Kriegs betäubt leicht jedes andre Leid;
Und ich? wo bleib' ich? — hier! — Hier, wo du
mir gegeben
Und mir entriſſen biſt, muß ich bey Fauſten leben;
Ich? die Vertraute hier von ihrer ſtrafbarn Glut.
Und, da du ſie verſchmäht, ein Opfer ihrer Wut,
Die, wenn der Zärtlichkeit vielleicht ein Wort entfliehet,
Das dich vertheidiget, die Straf' an mir vollziehet;
Ich? hier, wo ich forthin nur eine Feindinn bin;
Ich, die Geliebte; ſie, die Nebenbuhlerinn;
Ich, die Gefangene, gezwungen ihr zu dienen,
Sie, Herrſcherinn der Welt und Weib von Konſtantinen.

Kriſpus. Gott! wie verwundeſt du mein ſchon
zerrißnes Herz!

Ich fühlte nur mein Leid, itzt fühl' ich deinen Schmerz.
Und ich, ich ſollte fliehn, dem Gram dich überlaſſen?
Der Himmel würde mich, und ich mich ſelber haſſen!
Es rüſte ſich mein Arm, und ſey der Unſchuld Schutz,
Und biete jedem Pfeil der ſchwarzen Bosheit Trutz!
Ich bleibe!

Helena. Nein, du gehſt! du kannſt mich leichter retten,
Wann du gerettet biſt. Gern will ich meine Ketten
So lange tragen, bis die Zeit erſcheint, wo wir …
(Laktanz erſcheint eilig.)

Dritter Auftritt.

Laktanz. Die Vorigen.

Laktanz. Und du verweilſt noch? komm, Prinz, und folge mir! —
Und du, o Helena, liebſt du ſein Glück, ſein Leben,
So laß ihn eilig ſich zurück in's Feld begeben;
Hier iſt Gefahr für ihn. Ein heimlicher Verdacht,
Der allzu ſchändlich iſt, hat alles aufgebracht.
Ich ſah die Kaiſerinn vertraulich mit Licinen,
Man rief die Oberſten der Leibwacht hin zu ihnen;

Man ſprach von Hochverrath, von Flucht in Feindes Land;
Man hat zum Hafen ſchon Befehle hingeſandt;
Auch ſeh' ich überall verſtärkte Wachen kommen;
Und ſchon ſind da und dort die Ausgäng' eingenommen.
Prinz, flieh den Augenblick! —

Helena. Ich bin des Todes!

Kriſpus. Nein,
Itzt bleib' ich hier!

Laktanz. Mein Prinz! Ein Augenblick iſt dein!

Helena (ängſtlich.) Ach! folg' ihm!

(Kriſpus ſteht eine Weile unentſchloſſen.)

Laktanz. Komm! ich will dich ſich're Wege leiten.

Kriſpus (zur Helena.) Ich ſoll? —

Helena. Es wolle dich der Allmacht Schutz begleiten!
Leb' wohl! —

Kriſpus. Leb' ewig wohl! — Prinzeſſinn! —
(Er küßt ihr die Hand, und ſteht abermals unentſchloſſen.)
Harte Wahl! (Laktanz geht voran, Kriſpus folgt langſam, und kehrt ſogleich wieder um.)
Noch einmal, lebe wohl! — vielleicht zum letztenmal!
(Er umarmt ſie, und geht eilig nach.)

Vierter Auftritt.

Helena (eine Weile ſtillſchweigend und weinend, den Arm auf einen Lehnſtuhl geſtützt.) **Fauſta** (kömmt indeſſen herein, und ſieht ſie noch weinen.)

Helena. Gott! er iſt fort! — — — Wer kömmt?

Fauſta. Die, welche du betrogen,
Die du mit Schlangenliſt in's Labyrinth gezogen,
Die deine Freundinn war, itzt Rache von dir heiſcht,
Weil du, Heimtückiſche! ſo ſchändlich ſie getäuſcht.

Helena. Ich? Kaiſerinn!

Fauſta. Ja, du! — weg mit dem ſanften Blicke!
Liebkoſend iſt dein Mund, dein Herz hegt nichts, als Tücke.

Helena. Und was verbrach ich?

Fauſta. Gieng er itzt nicht weg von dir?
Und weinteſt du nicht noch vor meinen Augen hier? —
Der Abſchied war gewiß ſehr zärtlich? — Spar' die Zähren,
Vielleicht haſt du ihm bald noch heiß're zu gewähren! —

Der Prinz, dein Buhler? — dich, Gefang'ne, wählt er? dich?
O daß dich itzt mein Zorn ...

Helena (mit der Freymüthigkeit einer leidenden Unſchuld.)
Hier bin ich! tödte mich! — —
Geſetzt, er liebte mich, was hätt' ich dann verbrochen?

Fauſta. Dich liebt er? Götter! wie? und du haſt nichts verbrochen?
Wen Er, wen Kriſpus liebt, der iſt des Todes werth.

Helena (mit verweiſender Sanftmuth.) Von ihm geliebt zu ſeyn, haſt du ja ſelbſt begehrt.

Fauſta. Verwegne!

Helena (demüthig.) Kaiſerinn! gebiete deinem Grimme!
Die Unſchuld ruft dich an; verſchmäh' nicht ihre Stimme!

Fauſta. Wer iſt unſchuldig? wie? biſt du es? oder Er? —
So liebte Kriſpus dich? und du gabſt ihm Gehör?
Für dich verſchmäht' er dieß mein Herz voll treuer Flammen?

Helena. Vielleicht, o Kaiſerinn, wirſt du dich ſelbſt dammen,
Wann kältere Vernunft der Leidenſchaft erſt wehrt,

Die wie ein wütend Feu'r dein edles Herz verzehrt.

Fauſta. Er hat das Feu'r entflammt, du aber haſt's vermehret;
Dein Lob …

Helena. Ich hab' in ihm die Tugend nur verehret;
Und wann dein Mund ſein Herz und ſeine Weisheit pries,
So war ich's, die dein Lob gerecht und würdig hieß.
Sollt' ich ihn laſterhaft, ihn niederträchtig nennen?
Sah ich ein ſtrafbar Feu'r in deinem Buſen brennen? …
Vergieb mir, Kaiſerinn! —

Fauſta. Mein Feuer ſtrafbar? Nein!
Aus Reue liebt' ich ihn; durch Lieb' hofft' ich allein
Den alten Haß ihm zu vergüten. — O! gebührte
Für ſo viel Gunſt mir Schimpf? — — Und wenn dein Aug' ihn rührte,
Warum entdeckteſt du nicht dein Geheimniß mir?
Sieh, meine Lieb' hätt' ich dir aufgeopfert.

Helena. Dir,
O meine Kaiſerinn, dir hätt' ich gern mein Leben,
Ja, meine Liebe ſelbſt zum Opfer hingegeben,
Wenn Tugend und Geſetz, die Glut, die dich entbrannt,
Gebilliget, und ich ſie Einmal nur erkannt.

Fauſta. Was Tugend! was Geſetz! wer hat es vorgeſchrieben?
Selbſt die Natur gebeut, was uns gefällt, zu lieben.
Der Trieb, der inn're Zug, iſt ihr Geſetz allein;
Sonſt würd' ein Thier vor uns im Walde glücklich ſeyn. —
Und hab' ich meinen Wunſch nicht oft genug erkläret?
Was hat der Prinz verlangt, das ich ihm nicht gewähret?
Er ſah, mein erſter Haß zerſchmolz in Zärtlichkeit;
Mein Auge klagt' ihm oft der Seele ſtilles Leid;
Ich ſucht' ihn ängſtlich auf; — und in wie manchen Jahren
Sah'ſt du, Verrätherinn, die Liebe ſich erklären!
Und weißt nichts? —
Helena. Kaiſerinn! was du für ihn gethan,
Sah' ich für Gütigkeit des beſten Herzens an,
Für Großmuth, die ſein Recht dem Feinde ſelbſt erweiſet,
Die, wo ſie Tugend ſieht, die Tugend willig preiſet;
Für warme Dankbarkeit, weil er voll Edelmuth
Mit deinem liebſten Sohn ſein Erbrecht theilte ...
Fauſta. Gut!
Ihn willſt du ohne Schuld, ihn groß, ihn gütig wiſſen,

Mich werd' ich ſchuldig, klein, rachſüchtig nennen müſſen.
(Mit erhobner Stimme.)
Ich bin es! — und du ſollſt der Rache nicht entgehn!
In ſeiner Strafe will ich dich beſtrafet ſehn! —

Helena (fällt vor ihr nieder.) Ach! ſieh mich, Kaiſerinn, gebeugt zu deinen Füßen!
Wenn jemand ſchuldig iſt, ſo laß die Schuld mich büßen! —
Doch auch, wenn du beſtrafſt, vergiß nicht, wer du biſt.

Fauſta. Ich? — eine Rächerinn der ſchnöden Hinterliſt. —
Jedoch es ſteht bey dir, noch kannſt du mich verſöhnen …

Helena. Und wie? ſieh mich bereit! …

Fauſta. Gieb deine Hand Licinen!
(Helena erſchrickt.)
Du weißt, er liebet dich: und dieß, nur dieß allein
Soll mir ein Zeugniß noch von deiner Unſchuld ſeyn. —
(Helena ſieht eilig auf.)
Du bebſt zurück? — verſtummſt? — Was iſt's, das dich empöret?
Hat ihn nicht, ſo wie dich, ein großes Reich geehret?

Dein Vater war ein Fürſt, Er, eines Kaiſers Sohn;
Er iſt gefangen, doch auch du, und ſeinen Thron
Soll bald ein Wort von mir aus ſeinem Schutt erhoben.
Durch mich ſoll Konſtantin ihm alles wiedergeben.
Iſt er nicht tapfer? ſchön? und deiner Hand nicht werth?

Helena. Nein; wär' er Herr der Welt! — Wer eine Hand begehrt,
Wann ſie das Herz verſagt, wer durch boshafte Schlingen
Uns zu beſtricken ſucht, wer Liebe will erzwingen,
Nein, der verdient ſie nicht. —

Fauſta. Verwegne, weg von mir!
Sonſt rächet ſich der Zorn verſchmäh'ter Lieb' an dir. —
Geh! zittre! wage dich nicht mehr aus dem Gemache!

Helena. Mein Herz iſt ohne Schuld, drum fürcht' ich keine Rache. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Fauſta (ſieht ihr nach.)

Wie ruhig! welchen Stolz giebt ihr die Tugend ein! — —

O glücklich, könnt' ich auch ſo ſtolz, ſo ruhig ſeyn!
Doch alles iſt dahin! wie tief lieg' ich darnieder!
Nicht Ehre, nicht Vernunft, kein Gott erhebt mich wieder. — —
Dein Sieg, Gefang'ne! hat dich über mich erhöht:
Du haſt ein Herz beſiegt, das Fauſtens Herz verſchmäht. . . .
Verſchmäht? — Blut, Blut allein kann die Beſchimpfung rächen. (Sie ſetzt ſich.)
Ich ſchreib', und Konſtantin ſoll ihm das Urtheil ſprechen . . . (Sie ſieht Licinen.)
Komm näher!

Sechster Auftritt.

Licin. Fauſta.

Licin. Kaiſerinn! dein Will' iſt nun geſchehn.
Eilfertig ſah' ich ihn hier von Helenen gehn,
Ihn und Laktanzen. Als ſie ſich dem Vorhof nah'ten,
Befahl ich, daß in's Thor verſtärkte Wachen traten.
Die Führer foderten ihm ſeine Waffen ab:
Hochmüthig fragt' er ſie, wer die Befehle gab?
Man nannte dich: und er, mit feuervollem Blicke,

Entblößt ſein Schwert, und ruft: Rebellen, fort! zurücke,
Verräther! ſchlägt ſich durch mit einem Löwenmuth,
Der die Vermeſſenſten erſchreckt. — Nicht ohne Blut
Faßt endlich Celſius beherzt ſein Schwert beym Hefte,
Und ringt mit ihm. — Und nun ſtürmt alles zu, die Kräfte
Verlaſſen ihn, er fällt, er athmet nur noch ſchwach ...

Fauſta. Wo iſt er itzt?

Licin. Man trägt ihn itzt in ſein Gemach.

Fauſta. Du fürchteſt doch, Licin, nicht für des Jünglings Leben?

Licin. Nein! Ohnmacht war es bloß. Eh ich mich wegbegeben,
Stieg mit der Farbe ſchon der Zorn ihm in's Geſicht.

Fauſta. Sein Zimmer iſt verwahrt?

Licin. Dieß iſt es, zweifle nicht!

Fauſta. Genug! — Nun kannſt du ſelbſt von ſeinem Frevel zeugen.
Ich glaubt' im Anfang zwar ihn ewig zu verſchweigen;
Doch ſiehſt du nun, wie weit die Frechheit ihn geführt. — —

Gott! hier, wo Konſtantin mit mir die Welt regiert,
In dem Palaſt, wo jetzt, von keiner Macht begränzet,
Die höchſte Majeſtät in meinem Zepter glänzet,
Mein unumſchränkt Gebot als unverbrüchlich gilt,
Und jeden Sterblichen mit tiefer Ehrfurcht füllt,
Beſchimpft ein Sohn mich, der von ſchnöder Wolluſt glühet!
Und da ich ſtrafen muß, und er der Straf' entfliehet,
Und man ihn von der Flucht zurück bringt, kühlt die Wut,
Des Böſewichts ſich gar in meiner Diener Blut?
O Gräuel! (Zum Licin heftig.) Sage mir, Was ſollt' er wohl verdienen?
Nicht wahr? den Tod! —

Licin. Vielleicht. Doch frage Konſtantinen.

Fauſta. Prinz, du biſt frey! — Du haſt hier viel für mich gewagt.
Ich weiß, daß meinen Wunſch der Kaiſer nichts verſagt.
Von Kriſpus Grabe ſollſt du deinen Thron beſteigen,
Dich als der Bosheit Feind und meiner werth zu zeigen.

(Licin kniet und küßt ihr die Hand, ſie hebt ihn auf, und ſteht zugleich ſelbſt auf.)

Nichts fehlt, als Helena. Doch wie gewinnſt du ſie?
So lange Kriſpus lebt, wird ſie die deine nie.
Licin. Ich weiß, ſie brennt für ihn ...
Fauſta. So iſt's. Ein ſich'res Zeichen
War ihre Weigerung, dir ihre Hand zu reichen,
So ſehr ich in ſie drang. Sie willigte nicht ein,
Ob ich ihr gleich erklärt, der Thron ſey wieder dein.
Zur Strafe darf ſie jetzt ihr Zimmer nicht verlaſſen.
Licin. Ach! Kaiſerinn, wird ſie nunmehr mich minder haſſen?
Fauſta. Zu deinem Beſten, Prinz, fiel mir dieß Mittel ein. —
Bedenke, würde ſie nicht höchſt erbittert ſeyn,
Wenn ſie erführe, wer ihm itzt die Flucht verwehret? —
Der erſte Eindruck ſiegt, und Haß und Liebe währet
Noch fort, wann die Vernunft ſie längſt verdammt. — Auf dich
Fällt itzo kein Verdacht; ihr Argwohn trifft nur mich.
Doch dieſen falſchen Wahn wird ſie bald fahren laſſen,
Wird bald, aus edelm Stolz, ſo ſehr den Frevler haſſen,
Als ſie ihn erſt geliebt. Dann kannſt du ſicher ſeyn,

Du nimmſt ihr freyes Herz durch dein Verdienſt leicht ein.

Licin. Wie ſoll ich, Kaiſerinn, der edlen Sorgfalt danken?
Gebiete, was du willſt, ich kenne keine Schranken …

Fauſta. Wo blieb ſein Freund, Laktanz?

Licin. Als das Gefecht' begann,
Sah ich ihn weiter nicht —

Fauſta. Da er uns ſchaden kann,
So geh, und ſuch' ihn bald in ſich're Haft zu bringen:
Er könnte leicht das Volk zu einem Aufruhr zwingen.
Es betet, wie du weißt, in ſeinem frommen Wahn,
Den Heiligen in ihm und den Propheten an;
Er iſt voll Rachgier, ſtolz, dem Kriſpus ganz ergeben,
Und zagt nicht ohne Grund für ſeines Lieblings Leben.

Licin. Ich ſuch' ihn. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Rufin. Fauſta.

Rufin. Kaiſerinn!

Fauſta. Was kündig'ſt du mir an?

Rufin. Man ſieht den Hafen ſich verſchiedne Schiffe nah'n;
Ein Ruf, (doch weiß ich nicht, ob wir ihm glauben ſollen,)
Der Kaiſer käme ſelbſt, iſt durch die Stadt erſchollen.

Fauſta. Der Kaiſer, ſagſt du? — (beyſeite.) Gott! —
(Nach einer kurzen Pauſe zum Rufin.) Ein Ruf! es kann nicht ſeyn!
Zög' er nicht im Triumph nach ſo viel Siegen ein?
Und ich? ich wüßte nichts? —

Rufin. Ich ſah' das Volk mit Haufen
Und jauchzendem Geſchrey durch alle Straßen laufen:
„Der Kaiſer!" riefen ſie; doch niemand lehrte mich,
Von wem die Nachricht ſey.

Fauſta. Geh, wir erwarten dich,
Frag', forſche weiter nach! (Rufin geht ab.)

Achter Auftritt.

Fauſta (allein.)

Und wär' es wahr? — Ihr Götter!
Was thürmt ſich über mir für ein entſetzlich Wetter! —

O Kriſpus! Konſtantin! wie tönt ihr fürchterlich,
Sonſt ſüße Namen! — Jtzt — was bleibt mir übrig?
— (Nach einem kleinen Stillſchweigen.) Ich!

(Geht ab.)

Ende des dritten Aufzugs. *)

---

*) Zwiſchen dem dritten und vierten Aufzug wird eine längere Pauſe gemacht als zwiſchen den vorigen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Konſtantin (mit vielen Kriegsbedienten.) **Rufin.**

Konſtantin. Was für Verwirrung bricht aus jedem Aug' hervor? —
Man ſchweigt? man ſteht beſtürzt? man liſpelt ſich in's Ohr?
Statt, daß in dieſer Burg die Freundſchaft zu mir dringet,
Mir Glück entgegen jauchzt, mir Siegespalmen bringet,
Statt deſſen flieht man mich? man ſieht ſich ſchüchtern an,
Und nur den Pöbel freut der Ruhm, den ich gewann?
Nur er ſchmückt noch den Weg durch junge Lorbeerreiſer,
Nennt mich den gütigſten, den glücklichſten der Kaiſer? —
Doch iſt des Pöbels Lob bloß meiner Siege Lohn?
Wo iſt die Kaiſerinn? wo mein geliebter Sohn?
Der Sohn, der allezeit mein Ruhm, mein Stolz geweſen,

Und dem ich itzo nur die Lorbeern nachgeleſen? — —

(Er ſieht umher.)

Ein ängſtlich Schweigen? — wie? was fürchtet Konſtantin?

Gott! hat vielleicht die Hand des Todes … ſprich, Rufin!

Hat ſie die Fauſta mir von meiner Seit' entriſſen?

Lebt Krispus? … iſt er hier? —

Rufin. Herr …

Konſtantin. Sprich! ich will es wiſſen!

Rufin. Die Kaiſerinn … (Fauſta erſcheint.) Hier kömmt ſie ſelbſt.

Konſtantin. Laßt uns allein!

(Alle gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Konſtantin. Fauſta.

Konſtantin. Willkommen, Fauſta! — Gott! nun bin ich wieder dein!

Dein, um in dieſem Arm dich an mein Herz zu drücken!

Dieß freudenvolle Herz wallt über von Entzücken.

Komm! — (Sie weigert ſich, ihn zu umarmen.) Du auch bebſt zurück? in deinem Auge ſchreckt
Mich ein geheimer Gram? — Welch' eine Wolke deckt
Die Stirne? — Seh' ich nichts, als tiefer Schwermuth Zeugen? —
Du ſeufzeſt? — Ah! was ſagt dieß fürchterliche Schweigen?
Sprich! — Meine Seele ſucht, und trifft doch nichts hier an,
Was ihr ein Licht verleihn, ſie unterrichten kann.

Fauſta. Laß es, o Konſtantin, die Nacht auf ewig decken!

Konſtantin. Nein; Ungewißheit quält mehr, als gewiſſe Schrecken.

Fauſta. Du liebſt mich?

Konſtantin. Wie? was giebt dir dieſes Mißtrau'n ein?
Wann war mir Fauſta nicht mein Glück, mein Wunſch allein?
Kann ihr die Liebe noch ein einzig Zeugniß geben?
Sie fodr', ich bin bereit, ſie fodre, wär's mein Leben!

Faſta. Dein Leben gilt mir mehr, als meines.

Konſtantin. Stellt ein Feind

Mir nach der Krone?
Fauſta. Herr! ein Feind, der es nicht ſcheint,
Und deſto ſich'rer ſchlägt.
Konſtantin. Wer ſo viel Sieg' errungen,
Rebellen ohne Zahl, mir gleich an Macht, bezwungen;
Der fürchtet nichts, und wenn's Licin auf's neue wär'.
Fauſta. Ich weiß, dir gilt dein Weib und ihre Tugend mehr,
Als Kron' und Leben. —
Konſtantin. Wie? wer darf ſich daran wagen?
Haſt du nicht Macht genug, zu Boden ihn zu ſchlagen?
War Kriſpus nicht …
Fauſta. Halt ein! Ein Name voller Tod
Und Fluch! ich ſchaudre! … Herr! … er ſelbſt, … der Heuchler …
Konſtantin. Gott!
Mein Sohn?
Fauſta. Ja, er! — wie kann ich dir es ohne Grauen
Erzählen? — dieſem Sohn willſt du mich anvertrauen?
Konſtantin. Du füllſt mein Herz mit Angſt und mit Entſetzen an.

Der Sohn, mein größter Stolz, ſprich, was hat er gethan?
O! wüßteſt du, was ihn für edle Thaten zieren!
Fauſta. Ja, Thaten, die dem Glück, und nicht ihm ſelbſt gebühren.
Der Tugend Siegel iſt ja nicht vergoßnes Blut.
Ein wildes Tiegerthier hat gleichen Heldenmuth,
Und Thaten, deren Glanz die halbe Welt geblendet,
Hat Ein Verbrechen oft geſchwärzet und geſchändet.
Konſtantin. Noch einmal, Kaiſerinn, bitt' und beſchwör' ich dich,
Beſänft'ge deinen Zorn, und unterrichte mich!
Du weißt es, Konſtantin geſtattet nicht Verbrechen,
Und wär's am Kriſpus ſelbſt, ſo weiß er ſie zu rächen. —
Fängt der verjährte Haß, der längſt zu ſchlafen ſchien,
In deiner edlen Bruſt von neuem an zu glühn?
Fauſta. Nein, dieſe Bruſt war voll von Huld, von Mutterliebe.
Ach! dieß entzündete den Brand unſel'ger Triebe ...
Konſtantin. Welch' ein Verdacht!
Fauſta. Frag' ihn! er kam; was wollt' er hier?
Warum verfolgt' er nicht den blut'gen Krieg mit dir?

Er, einem Roſſe gleich, das ſchon die Palmen wittert,
Vor froher Ungeduld die Bahn zu laufen zittert,
Und keinen Zügel fühlt, der ſeine Flamme dämpft?
Er? — ſeufzt' er ſonſt nach Ruh? hat er nicht ſtets gekämpft?
Konſtantin. Er ſuchte keine Ruh, ich gab ſie ſeinen Waffen;
Ich eilte ſelbſt ins Feld, Erholung ihm zu ſchaffen;
Er nahm ſie ungern an …
Fauſta. Die fand er auch bey dir. —
Hat er mich ſonſt geſucht? was wollt' er itzt bey mir?
Hier floſſen Monden hin in trägem Müßiggange.
Wann Konſtantin hier war, ſprich ſelbſt, blieb er ſo lange?
Allein, des Vaters Ernſt beſtrafte da den Sohn.
Sein Anſehn ſchreckt' ihn fort; — entfernt, ſprach er ihm Hohn. —
Durch fromme Heucheley, durch ehrfurchtsvolle Mienen,
Scheinbare Großmuth ließ ich mich zu bald verſöhnen.
Allein in Bluhmen lag die Natter ſchlau verſteckt,
Und fiel auf ihren Raub, durch keinen Schutz bedeckt.
Der Unſchuld ſtarker Gott hat mein Geſchrey gehört,

Durch einen edeln Feind der Laſterthat gewehret,
Und einen Rächer, dich, dich ſelbſt mir zugeſchickt,
Dich, der ſein Blut verkennt, wenn er's beſleckt erblickt.

Konſtantin (in der größten Verwirrung.)

Ich bin des Todes! ... wie? ... nein! ... hab' ich recht gehöret? ...
Ein Schattenbild, ein Traum hat, Fauſta, dich bethöret.
Mein Sohn? und welch' ein Sohn! ... Ah Kriſpus? — Aber nein,
Dich täuſcht dein erſter Haß; — bey Gott! es kann nicht ſeyn!

Fauſta. Gut! Fauſta täuſchte dich! wag's nicht, mir mehr zu glauben. —
Was that ich? — Mußt' ich dir die Ruh des Lebens rauben!
Mußt' ich aus einem Traum dich wecken, der ſo ſüß
Dir war, damit ich dir den Dolch ins Herze ſtieß!
Iſt Kriſpus, deſſen Arm ſtets ſieget, wann er ſchläget,
Der glorreich weit umher in Staub die Völker leget,
Der Potentaten beugt, und ihre Macht zerſtört,
Iſt dieſer junge Held wohl eines Weibes werth?
Des Weibes, die ihr Blut für dich nur Einmal wagte,

Als ſie den Vater ſelbſt des Hochverraths verklagte?
Die nur durch Lieb' und Treu des Kaiſers würdig iſt,
Und durch geringen Reiz ſein Leben oft verſüßt?
Die in ſo glücklichen, ſo ſchönen Roſenbanden,
Als Liebesgötter je um Hymens Fackel wanden,
Des Himmels Wonne fand? — (Sie wiſcht ſich die Thränen ab.) Doch dieſes iſt vorbey!
Die Ehre giebt mir Muth: ich reiße ſie entzwey!
Es lebe Kriſpus; ich will, ſeine Schuld zu büßen,
Mein Leben gern, verbannt, in Gram und Thränen ſchließen.
Ich gehe. Laß ihn nur aus ſeinem Zimmer los,
Wo ihn der erſte Zorn gekränkter Treu' verſchloß.
Sein Tod verbreitete vielleicht ein weit Verderben.
Wenn eines ſterben muß, wohlan! ſo will ich ſterben.
(Sie thut, als ob ſie gehen wollte.)

Konſtantin. Ach! Fauſta, bleib'! verzeih der väterlichen Huld!
Wen man unſchuldig wünſcht, find't man leicht ohne Schuld!
Laß meine Schmach mich nur, laß mich mein Unglück wiſſen!
Hinfort ſoll deine Lieb' es mir allein verſüßen.

Mein Arm iſt ausgeſtreckt, dich zu umfaſſen! …
Fauſta. Nein!
Der Liebe Konſtantins ſollt' ich noch würdig ſeyn?
Ich? die ein ſtrafbar Feu'r in ſeinem Sohn entzündet,
Den er ganz ſeiner werth, groß, wie ſich ſelber, findet?
Ich? die der Antrag ſchon von ſeiner Glut befleckt?
Ich? nach der Kriſpus hier die freche Hand geſtreckt? —
Nein, Konſtantin! dir nah't ſich niemals Fauſta wieder;
Sein ſchnöder Wille ſchon entheiligt dieſe Glieder.
Ich ſelbſt verbanne mich aus deinem Angeſicht;
So ſchon' ich deinen Sohn, und mich entehr' ich nicht.

Konſtantin. Er ſoll, ich ſchwöre dir bey Gott! er ſoll auf Erden,
Wenn er ſich ſo vergieng, nicht mehr geduldet werden.
In ihm ſah' ich, nach dir, mein Glück, mein höchſtes Gut;
Allein, je mehr ich ihn geliebt, je mehr die Wut
Mich wider ihn entflammt. — Ich ſtürb' um ihn mit Freuden;
Doch nie werd' ich in ihm den Nebenbuhler leiden. —
Sein Blut ſoll heute noch, gleich itzt vergoſſen ſeyn.
Als Vater könnt' ich ihm, als Kaiſer nicht, verzeihn.

Fauſta (heuchleriſch.) Erſpare dir die Reu'! ſie weint auf ſeinem Grabe!
Genug, daß ich es ihm ſchon halb verziehen habe;
Genug, daß ſich mein Arm noch der Gewalt entwand,
Daß mitten in der Angſt ein Engel vor mir ſtand;
Dein Engel. — Hätt' er nicht des Jünglings Wut geſtöret,
So ſah'ſt du mich vielleicht entſeelt, wo nicht entehret.
Ich rang mich los von ihm, ich rief: da kam Licin,
Dein edler Neffe; — den belohne, Konſtantin!
In deinen Händen iſt ſein Leben, ſeine Krone;
Und itzt verdienet er weit mehr, als die, zum Lohne.
Um Rache bitt' ich nicht; denn, wenn ich mich verbannt,
So ſieh'ſt du weiter nicht der Lieb' unſel'gen Brand.
Verweiſe will ich gern dem jungen Sieger ſparen.
Vielleicht beſtraft ihn noch die Reue mit den Jahren.

Konſtantin. Nein, nein! kein Donner iſt, der ihn nicht treffen ſoll!
Ich räche dich und mich! — (Er hält ein wenig inne, und geht mit heftigen Schritten umher.) So waren … abſcheuvoll
Denk' ich ſein Leben durch! … So waren ſeine Thaten

Nur Prunk und Heucheley, durch dich mich zu verrathen?
In dem, was er für dich und deinen Sohn gethan,
Bot er dir einen Sold unkeuſcher Flammen an? —
Der Niederträchtige! — Das Urtheil iſt geſprochen:
Vergäb' ich dieſe That, ſo hätt' ich ſie verbrochen.
Nein, Fauſta! ... Doch, wer kömmt?
Fauſta. Mein Retter iſt's, Licin!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Licin, (der zuerſt ehrerbietig ſtehen bleibt.)

Fauſta. Komm, Prinz! empfah' den Lohn! der große Konſtantin
Weiß, was dir Fauſta dankt. Such' ihm nichts zu verhehlen,
Die Falſchheit wohnet nicht in edler Feinde Seelen. —
Ich geh'; ich ſehe, Prinz, nie ohn' Erröthen dich,
Von Schrecken und von Furcht zerrüttet ſah'ſt du mich;
Sah'ſt den gezückten Dolch, der mich beſtrafen ſollte,
(Mit Abſcheu.)
Als ich mich vor der Brunſt des Jünglings retten wollte. —

Ach! muß der Zeuge ſeyn, den unſer Schwert bekriegt,
Daß der, der Heere ſchlug, ſich ſelber nicht beſiegt!
Daß Roms erhabener Monarch, ein Gott auf Erden,
Muß durch ſein eigen Blut in Staub erniedrigt werden! —
Doch, ich vergeſſe, voll Gefühl der ſchnöden That,
Daß ich aus Mitleid erſt für den Verbrecher bat.
Ich geh' . . . (Sie geht langſam ab, indeſſen Konſtantin ſpricht.)

Konſtantin. Verſuche mir nicht mehr, für ihn zu ſprechen!
Ich bin beleidigt, wie du, und will mich rächen!

Vierter Auftritt.

Konſtantin. Licin.

Konſtantin. So haſt du denn, Licin, die Frevelthat geſehn?
Entflamme meine Wut! ſprich frey, was iſt geſchehn?
Die Vaterliebe kämpft, es könnte leicht ſie reuen.
Der Strafen Aufſchub macht ſehr oft, daß wir verzeihen.
Doch wer an ſeinem Blut Verbrechen leiden kann,
Die er an Bürgern ſtraft, iſt nichts, als ein Tyrann. —

Prinz, rede!

Licin. Dein Befehl, Herr, kann mich einzig zwingen,
Sonſt würd' ich nimmermehr an's Licht den Frevel bringen.
Noch hat ſich Kriſpus mir ſtets als ein Held bewährt:
Er ſiegte hier durch Huld, im Felde durch das Schwert;
Kein Haß …

Konſtantin. Ich will itzt nichts von den Verdienſten hören;
Nur ſein Verbrechen! —

Licin. Ach! Herr, ſoll ich nicht erklären,
Was mir der Dank gebeut? — doch du befiehlſt, es ſey!
Ich nah'te mich dem Saal, da hört' ich ein Geſchrey.
Ich wollte ſchnell zurück zur nächſten Wache kehren,
Dem Lärm und Uebermuth in dem Palaſt zu wehren,
Als Kriſpus neben mir, in ſeinem Auge Glut,
Den Dolch in ſeiner Hand, mit einer blinden Wut
Vorbey ſchoß; dieß bewog mich, in den Saal zu gehen.
Noch ſchrie die Kaiſerinn, mit Hülf' ihr beyzuſtehen;
Sie glaubt', er ſey es ſelbſt, der itzt, auf ihr Geſchrey,
Entſchloßner zur Gewalt, wo nicht, zum Morde ſey.

Konſtantin. Iſt's möglich? Kriſpus, Er, mein Sohn, ein Ungeheuer? —
Warum beſtrafteſt du nicht gleich ein ſchändlich Feuer?
Erſparteſt mir nicht itzt ein ſchreckliches Gericht? —
Licin. Herr, ein Gefang'ner ſtraft des Siegers Frevel nicht.
Auch wußt' ich ſeine Schuld noch nicht. — Kaum war das Schrecken
Der Kaiſerinn vorbey, kaum konnt' ich ihr entdecken,
Kein Kriſpus ſey mehr da, und kein ihr drohend Schwert:
Als ihr erwachter Zorn mir ſeine Schand' erklärt',
Ihr Herz von Unmuth ſchwoll, und überfloß von Klagen. —
Den ungeheuren Wunſch, den er ihr angetragen,
Die Wut, mit der er ihr zu willigen gebot,
Den, wenn ſie ihn verrieth, ihr angedroh'ten Tod,
Dieß alles hätt' ich ſelbſt zu glauben nie gewaget,
Hätt' ich es nicht geſehn, wie ſie vor mir gezaget;
Geſehn, wie dieſe That ſie kraftlos niederſchlug;
Geſehn, wie er den Dolch in furchtbar'n Händen trug;
Ihn auf der Flucht geſehn, verwildert und zerſtöret,
Als ich durch mein Geräuſch der Frevelthat gewehret;
Geſehn ...

Konſtantin. Genug, Licin! — (Halb für ſich.) O laſterhafte That,
Die Satan und die Höll' in dir erzeuget hat!
O Sohn! — nein, nicht mehr Sohn! ſtrafbares Ungeheuer!
Ach! warum hat dich nicht das höllengleiche Feuer
Zu Aſche ſchnell verzehrt! — Doch, was verzieh' ich mehr,
Der Stimme der Natur geb' ich noch itzt Gehör?
Mein Nebenbuhler, Er? — Tod! Marter und Verderben
Liegt in dem Namen! — Ja! der Böſewicht ſoll ſterben!
Sogleich bereite man ihm den verdienten Trank! — —
(Nach einer Pauſe wendet er ſich zu dem Licin.)
Licin, nimm itzt dein Reich zurück! dieß ſey mein Dank!

Licin. Mein Kaiſer! laß mich hier zu deinen Füßen knieen! . . . (Er kniet.)
Ich bin der Gnade, die ſo viele Schuld verziehen,
Nicht würdig . . . (Der Kaiſer hebt ihn auf.)

Konſtantin. Nein, mein Prinz! dieß iſt dein Vater; dir
Vergeb' ich alle Schuld: was kann ein Sohn dafür?

(Halb für ſich, aber doch laut.)
Bey Frevlern ſollte man nie zur Verzeihung rathen,
Sie iſt ein Freybrief bloß zu neuen Miſſethaten. — —
Ach! Kriſpus! — Doch ich muß, ich will gerächet ſeyn,
Und ſelbſt in meinem Sohn der Bosheit nicht verzeihn. — — (Zum Klein.)
Geh, Prinz! — (Klein neiget ſich, und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Kriſpus, (der von fern ſich demüthig nähert, ohne Helm und Schwert.) **Konſtantin.**

Konſtantin. Wer nähert ſich? — Ha! weg aus meinen Augen,
Verräther! weg! — Du wagſt's . . . was ſoll die Demuth taugen?
Nimm den verfluchten Dolch nur in die freche Hand!
Sie iſt es ſchon gewohnt: (Kriſpus erſtaunt.) Löſch' den unſel'gen Brand
In deines Vaters Blut! Den Weg zu dieſem Herzen
Kenn'ſt du bereits! — (Kriſpus drückt ſeine Betrübniß aus.) Weg! weg mit den verſtellten Schmerzen!
Zu lange hat mich ſchon die Gleißnerey bethört.

Die Schlang' iſt nun entdeckt, die ich im Schoos genährt.
Ich fühle ſchon ihr Gift in meinem Herzen brennen.

Kriſpus. Mein Vater! …

Konſtantin. Vater? ich? du kannſt mich Vater nennen?
Sprichſt du, Verwegner, mir mit dieſem Namen Hohn?
Ein Böſewicht, wie du, wär' itzo noch mein Sohn? —
Nein, nein! es färbt die Scham mit Röthe meine Wangen,
Daß du es ehmals warſt. —

Kriſpus. Gott! was hab' ich begangen?

Konſtantin. Der Heuchler fragt? fragt mich? — mit welcher Zuverſicht? —
Verbrechen ſolcher Art kennt der Verbrecher nicht?
Vielleicht für dich zu klein? Auf! um ſie zu vollenden, …
Wie? haſt du keinen Dolch? (Er zieht den kurzen Degen, der von ſeinem Wehrgehenke herabhängt.)
Nimm ihn aus meinen Händen.
Hier bin ich! tödte mich, Verräther!

Kriſpus. Großer Gott!
Was that ich? …

Konſtantin. Treibe nicht mit dieſem Namen Spott!
Er kennt dich nicht! denn du biſt ſein und mein Verräther;
Sein Bogen liegt geſpannt auf ſolche Miſſethäter. . . .

Kriſpus (mit etwas Hitze.) Nein, ſo erſchrecklich iſt er lange nicht, wie du. —

Konſtantin. Und wie? mein Donner ſchlägt nicht auf den Frevler zu?
(Er tritt einen Schritt näher.)
Er trotzet meinem Zorn? — Was hält mein Schwert zurücke? —
(Indem er dieſes ſagt, entfernt er ſich ein paar Schritte, faßt ſich, und ſtößt den Degen wieder in die Scheide.)

Kriſpus. Ach! einen einzigen der liebesvollen Blicke,
Die mir voll Vaterhuld vor kurzem noch geglänzt,
Als deine Hand mein Haupt mit Lorbeern ſelbſt umkränzt,
Als über meinen Ruhm dein gütig Herz ſich freute,
Und Held mich vor dem Heer zu nennen ſich nicht ſcheute;
Als ich mit Thränen lang' an deinem Halſe hieng,
Da ich bey Chalcedon dir froh entgegen gieng,

Dir ſiegreich . . .
Konſtantin. Schon genug mit Sieg und Muth gepralet!
Sie ſind durch meine Huld zu reichlich dir bezahlet.
Doch wiſſe, alles was dein Muth verrichtet hat,
Tilgt aus dem Buch der Zeit die einz'ge Miſſethat,
Tilgt es aus meiner Bruſt. —
Kriſpus. Hat dieß dein Sohn verdienet?
Iſt ſeine Schuld ſo groß, daß ſie nicht Reu' verſühnet?
Konſtantin. Das wirſt du wiſſen. —
Kriſpus. Lang' hab' ich mich hier verweilt; —
Doch weil mein Vater mir die Freyheit ſelbſt ertheilt . . .
Konſtantin. Ha! welche Freyheit? — bald wird der Verräther ſagen,
Daß ich und Fauſta ſelbſt ein Theil der Schande tragen.
Kriſpus. Wen nennſt du? nenne mir den ſtrafbar'n Namen nicht,
Vielleicht vergäß' ich ſonſt der Ehr' und Tugend Pflicht.
Konſtantin. Du, Frevler, redeſt noch von Tugend und von Ehre?

Und höhneſt ſie? — und ich, ich zaudre noch, und höre? ...
Verräther, ſprich! was zog dich nach Puteoli?
Was war hie dein Geſchäfft'? wen ſuchteſt du allhie?
Genug! es wartet dein ſchon die verdiente Rache. —
Mir aus den Augen! Geh'! und ſtirb! (Er geht zwey Schritte zurück, und ruft in die Scene.) Wo iſt die Wache?

Kriſpus, (der ſich auf die Knie wirft.)
Mein Vater! wenn ich nicht Erbarmung finden kann,
So ſieh mich nur zuletzt mit Vateraugen an!
Ich fürchte nicht den Tod; er zeigte meinen Blicken
Sich oft mit Lanz' und Schwert, nie bot ich ihm den Rücken.
Die Schande fürcht' ich mehr, als den grauſamſten Tod. —
Ich küſſe deine Hand, ich ehre dein Gebot;
Dieß fleh' ich dir allein, erſpare deinem Herzen
Nur die zu ſpäte Reu, unheilbar tiefe Schmerzen!
Laß mich nicht ungehört, nicht unverſöhnet gehn,
Und nur im letzten Blick den Vater wieder ſehn!
Wenn eine Liebe, die dein Wille nicht erlaubte,
Den Weg in dieſes Herz gefunden hat, ſo glaubte ...

Konſtantin. Genug! du ſprichſt dir ſelbſt das Urtheil! — Fort von mir!
(Kriſpus ſteht auf.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Fauſta (kömmt eilig.)

Fauſta. Geliebteſter Gemal! … (Sie ſtellt ſich, als ob ſie den Kriſpus izt erſt gewahr würde.) Was ſeh ich? Kriſpus? hier?
Welch' Ungeheuer! … Gift, Gift ſtralt aus ſeinen Blicken! —
Er droht mir! … ach! er wird den Mordſtal auf mich zücken! …
Beſchütze mich, mein Herr! mein Freund! — Sein Anblick iſt
Mein Tod. …

Konſtantin. Entferne dich, Unſeliger! du biſt
Zur Hölle reif.

Kriſpus (mit Würde, und mit einem bedeutenden Blick auf die Fauſta.) Nicht ich.

Fauſta, (indem ſie, als kraftlos, auf den Stuhl ſinkt.) Gott! mich entſeelt das Schrecken.

Konſtantin (legt die Hand an den Degen.)
Fort! ſoll ich noch die Hand mit deinem Blut beflecken?

Krispus, (indeſſen Konſtantin gegen die Fauſta ſich wendet.)
Ich will nicht weiter mehr um Vaterhülfe ſchrey'n,
Ich geh'! der Ewige ſoll ſelbſt mein Richter ſeyn.
(Zur Fauſta.)
Er iſt allwiſſend, er kennt mein und dein Verbrechen,
Und wird mit Schrecken einſt der Unſchuld Leiden rächen.
(Er geht mit der Wache ab.)

Siebenter Auftritt.

Konſtantin. Fauſta.

Fauſta (ſieht ſchüchtern auf, und ſpricht ein wenig ſtockend.)
Iſt der Verräther fort? — Ich zittre noch vor ihm! —
Als ich hier von dir gieng, brach er mit Ungeſtüm
Sein Zimmer auf, — und floh, — vielleicht — die Frevelthaten
Zu häufen, und ſein Schwert den Feinden deiner Staaten
Zu bieten; — eben itzt erhielt ich den Bericht,
Man hab' ihn wieder: — (Mit höchſter Verwunderung.)
Doch bey dir ſucht' ich ihn nicht!

Konſtantin. Dir überlaß' ich ihn! du kannſt, du
ſollſt dich rächen!
Du weißt, was er verdient, dich ſchimpfet ſein Verbrechen.
So ſehr noch insgeheim mein Herz mir widerſpricht,
So ſchweig' itzt die Natur, und rede bloß die Pflicht. — —
Iſt dieſes der Triumph der ſchwer erfocht'nen Siege?
Da fremde Feinde fliehn, führ' ich hier inn're Kriege?
Im eignen Hauſe Krieg, Krieg mit dem eignen Sohn?
Ich hoffe Freud' und Ruhm, und Unehr' iſt mein Lohn?
Anſtatt der Unſchuld wacht das Laſter an der Schwelle?
Statt eines Sohn's find' ich ein Scheuſal aus der Hölle?
Gott!

Achter Auftritt.

Rufin. Die Vorigen.

Rufin, (der in der Ferne ſtehen bleibt.) Herr, es
ſtehn Laktanz und ſeine Freund' am Thor,
Nebſt vielem Volk . . .

Fauſta (beyſeite und erſchrocken.) Laktanz?
(Zum Konſtantin.) Itzt, Herr,
verſchleuß dein Ohr!

Mit Argliſt in der Bruſt, mit Redlichkeit im Munde,
Beſtürmt er dich! Auch kann er drohn; er ſteht im Bunde
Mit jedem Böſewicht, der ſeines Glaubens ſchien;
Auch haßt er mich itzt mehr als jemals: weil ich kühn
Der Natter widerſtund, die er uns auferzogen,
Durch deren falſches Lob er dich und mich betrogen.

Konſtantin (zum Rufin.)

Sprich, morgen würd' ich ihn und ſeine Freunde ſehn.
Itzt ſoll das Volk in Ruh in ſeine Häuſer gehn.
Ich ſelbſt bedarf der Ruh! — (Rufin geht ab.)
Ach! wird ſie mich erquicken?
(Er geht traurig ab.)

Neunter Auftritt.

Fauſta (allein.)

Ha! wär't ihr doch entflohn? — Itzt ſoll es euch nicht glücken!
Itzt komm' ich euch zuvor! — Mein Leben läuft Gefahr;
Ein kleiner Aufſchub macht die Handlung offenbar. — — —

Kann ich der Finſterniß des Abgrunds nicht entfliehen,
So ſoll mich wenigſtens erſt Kriſpus nach ſich ziehen!

(Geht ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Ein Zimmer mit ſtark verwahrten Fenſtern, worinn ein Tiſch und zween Stüle ſtehen.

Erſter Auftritt.

Kriſpus (allein.)

Mein Vater! biſt du denn für meine Stimme taub?
Die Bosheit findet Schutz, die Unſchuld wird ihr Raub? —
Gott! was hab' ich gethan? iſt Lieben ein Verbrechen,
Das Abſcheu, Kerker, Bann und Todesſtrafe rächen?—
Doch nein, du biſt getäuſcht, und Fauſta täuſchte dich.—
Doch, warum hör'ſt du ſie allein, nicht aber mich?
Kennſt du nicht meine Treu, nicht ihre falſchen Thränen?
Wie oft fiel ſie mich nicht, gleich räub'riſchen Hyänen,
In meiner Jugend an! Du ſahſt es; deine Hand
Ergriff und ſchützte mich; und itzt — bin ich verbannt

Von deinem Angeſicht, von keiner Schuld belehret.
Tod iſt dein Urtheilsſpruch, ich — werde nicht gehöret. — —
Ach Unglückſeliger! wohin? wem fliehſt du zu?
Dir bleibt kein Helfer mehr, kein Troſt, — als Gott, und du,
Du, mein unſchuldig Herz, du, unverletzt Gewiſſen! — —
Wohlan denn! ſoll ich ja mein Leben itzt beſchließen,
So ſteh mir, Ewiger, mit deiner Gnade bey,
Daß, fällt die Welt umher, ich unerſchüttert ſey.
Du gabſt mir Muth und Kraft im Streit; gabſt meiner Jugend
Das größeſte Geſchenk, die Unſchuld und die Tugend.
Du lehrteſt mich ſchon früh durch Leiden die Geduld;
Gabſt mir ein weiches Herz, ein Herz voll Menſchenhuld;
Das kein Vergnügen fand, mehr, als ein Menſch zu ſcheinen,
Das ſein Vergnügen fand, bey andrer Noth zu weinen,
Und ihre Thränen oft zu trocknen: — welches Glück! —
Was iſt der Thron? ein Traum von einem Augenblick.
Was ſind die Lorbeern, die für uns im Feld' entſprießen?
Nur Aernten, die, genährt mit Blut und Thränengüſſen,

Der ſtolze Bürger zählt, der feile Schmeichler ſingt,
Wann Waiſ' und Wittwe noch die frommen Hände ringt. —
Mein Gott! ach! lehre mich, mein Leiden ohne Klagen,
Und, wenn ich ſterben ſoll, den Tod mit Muth ertragen. — (Er ſeufzet.)
Den Tod? — Wie pocht mein Herz! — — Allein, was iſt der Tod? —
Ein Ende meines Seyns? — o nein! bloß meiner Noth.
Dem Staube geb' ich bloß die Hülle meiner Seele;
Sie ſelbſt, der Gottheit Hauch, ſchwingt ſich aus ihrer Höhle
In eine beßre Welt, in das friedſame Thal
Belohnter Heiligen, in Freuden ohne Zahl,
Bey ſüßen Harmonien auf ewig dort zu leben;
Von manchem Heldengeiſt, von manchem Freund' umgeben,
Von dir, mein beſter Freund, mein Lehrer, mein Laktanz!
Von dir, o Helena, von dir … O! welch' ein Glanz
Umſtralt dich dort! ſchon itzt faſt heilig, ohne Mängel,

Und dort, Gott! neben mir ganz heilig, ganz ein Engel. —
Heil dir, o Grab! ein Stral des ewig ſel'gen Lichts
Erheitert deine Nacht! — Was iſt die Welt mir? nichts!
Der Tod verkündiget mir Friede, Wonne, Segen;
Ihm geh' ich itzt entzückt mit offnem Arm entgegen;
Kein Wunſch . . . (Fauſta erſcheint.)

Zweyter Auftritt.

Fauſta. Kriſpus.

Kriſpus (gemäßigt, obgleich ernſthaft.)
Was willſt du hier? bringſt du den Tod? — wohlan!
Das einzige Geſchenk nur nehm' ich von dir an,
Das gieb mir, und entweich!

Fauſta. Ich kenne mein Verbrechen,
Prinz, und aus Mitleid nur komm' ich, mit dir zu ſprechen.

Kriſpus. Mit mir, Verrätherinn? — Geh! ſuch' ein offnes Ohr!
Das du betrügen kannſt! mir ſchmeichelſt du nichts vor. —

Fauſta. Hör' an! in meiner Hand ſteht itzo Tod
und Leben,
Ich möchte dieſes dir, und kann dir jenes geben: ...

Kriſpus. Ich will den Tod!

Fauſta. Du ſollſt ihn haben!—
(Sie geht zornig nach der Scene; ſteht aber bald ſtill, und
kehrt um.) — Kriſpus! nein!
Aus Mitleid mit dir ſelbſt geh die Bedingung ein! ...

Kriſpus. Bedingungen von dir? — Bedingungen der Hölle. —
Schon trag' ich deine Schuld, und leid' an deiner
Stelle:
Und du willſt mich befrey'n, nachdem du den Verdacht
Der Schandthat glücklich von dir ſelbſt auf mich gebracht?

Fauſta. Prinz! ich weiß allzuwohl, was ich begangen habe!
Doch höre! — Du und ich, ſtehn wankend itzt am
Grabe;
Im Gleiten ziehet ein's das andre leicht ſich nach.
Ich will dich retten: rett' auch du mich von der
Schmach.

Krispus. Du willſt mich retten? Wohl! noch kannſt du Lob verdienen.
Bereue deine That, und geh' zu Konſtantinen;
Sprich, daß die Klage falſch, dein das Verbrechen ſey;
Fleh' ihn um Mitleid an; und dann — ſteh' ich dir bey.
Du ſollſt mich neben dir zu ſeinen Füßen ſehen;
Mit Thränen will ich da für dich um Gnade flehen.
Dieß iſt der einz'ge Weg, wie man mich retten kann,
Und nur um dieſen Preis nehm' ich die Rettung an. —

Fauſta. Wie? Jüngling! du begehrſt, daß ich mich ſelbſt verklage?
Das Brandmaal, das ich ſchon in meinem Herzen trage,
Auf meine Stirne ſelbſt mir brenne? jämmerlich
Ein Leben, das ich dir itzt ſchenken kann, für mich
Erbettle? wart', ob er mich nicht im erſten Grimme
Zertritt? mich als ein Wurm im Staube vor ihm krümme?
Umſonſt!

Krispus. Wer ſich nicht ſchämt, ein Laſter zu begehn,
Der ſchäme ſich auch nicht, es reuig zu geſtehn:

Das einz'ge Zeichen noch nicht ganz verderbter Seelen. —
Allein der deinigen möcht' es auch daran fehlen.
Die Strafe fürchteſt du, allein die Schandthat nicht.

Fauſta. Und ich verzögre noch mein blutig Zorngericht?
Und du ſchmähſt meiner Huld? — — Hör' an! noch einmal höre,
Jedoch zum letztenmal. — Schreib' dieſen Brief!
(Sie giebt ihm das Blatt einer Schreibtafel.) und ſchwöre
Mir die Verſchwiegenheit von allem, was geſchehn;
Dann flieh! — (Kriſpus ſieht das Blatt an, welches nur zwo Zeilen enthält.) Ich will indeß beym Kaiſer für dich flehn.
Du haſt zwar keine Schuld, ich weiß es, zu bekennen;
Allein du darfſt auch nichts, als dich nur ſtrafbar nennen:
Dir iſt verziehn. —

Kriſpus, (indem er ihr das Blatt wiedergiebt, welches ſie einſteckt.) Verflucht ſey dieſer Kunſtgriff! — Nein!
Nennt' ich mich ſtrafbar, dann, dann würd' ich ſtrafbar ſeyn.

Kein quälender Gedank' beängſtigt mein Gewiſſen.
Soll ich, als Märtyrer, für deine Schande büßen:
So iſt ein Richter dort, vor dem die Unſchuld gilt,
Der den Verbrechern ſich in finſtre Schrecken hüllt,
Der Tugend nicht nur hier, nein, ewig dort belohnet,
Und deſto härter ſtraft, je länger er hier ſchonet.

Fauſta. Geh, Träumer! fodre nur dort deiner Tugend Lohn!
Ich gönne dir dein Glück, und jauchz' auf meinem Thron. —
Doch, wird auch Helena dieß für ein Glück erkennen?
Wird ſie ſich ohne Gram von deiner Seite trennen?

Kriſpus. Wen nennſt du? ...

Fauſta. Ha! gefiel die Welt dir nicht mit ihr? —
Wohlan! um das, was ich geheiſcht, geb' ich ſie dir;
Sie ſoll dich auf der Flucht, wohin du willſt, begleiten.

Kriſpus (beyſeite.) Zu viel! Auch dieſen Wunſch, o Gott! ſoll ich beſtreiten! —
(Laut.) Wahr iſt's, ich liebte ſie. Ach! kann ich ſie nicht ſehn?

Fauſta. Ja! doch gelobe mir ...

Kriſpus. Nein, dieß wird nie geſchehn!

Wie würde ſie mich nicht, die Göttliche, verachten,
Könnt' ich durch Niedrigkeit ſie zu erhalten trachten.
Ein unverdienter Tod iſt mehr, weit mehr ihr werth,
Als ſolch ein Leben, das ſie ſelbſt und mich entehrt.
Nichts mehr! Steht es bey dir, kannſt du mir Tod und Leben,
Und mir das letztere nicht ohne Schande geben,
So gieb mir jenes bald; mich ekelt länger hier.
Ich trotze deiner Wut und Liſt, dem Tod' und dir.
Bereite mir mein Gift! mit Ungeduld, mit Schmerzen
Erwart' ich's. Jauchze dann des Sieg's in deinem Herzen! —
Allein, vielleicht haſt du dich kaum von mir befreyt,
Als mein unſchuldig Blut ſchon laut um Rache ſchreyt.
Ich werde dir im Tod', (ein Chriſt kann es,) verzeihen.
O! möchte deine That dich nicht zu ſpät gereuen!

Fauſta. Du willſt es, Raſender? — das Gift iſt ſchon bereit. —
(Sie geht an die Thüre und ruft:)
Den Becher, Sklave! (Es kömmt ein Sklave mit einem Becher, den ihm Fauſta abnimmt.) Geh! — (Der Sklave geht wieder zurück.) Prinz! Prinz! noch iſt es Zeit! ...

Kriſpus. Gieb her! — (Er nimmt den Becher.)
Glückſel'ger Trank! ja! du biſt mir willkommen;

Durch deine Hülfe werd' ich einer Welt entnommen,
Wo den Gerechten oft die Bosheit untergräbt,
Die Unſchuld leiden muß, und eine Fauſta lebt.
Mit Freuden halt' ich dich; zehn Kronen miß' ich lieber,
Als dich; — durch dich ſchlaf' ich zur Seligkeit hinüber. —
Nicht länger! — (Er ſetzt den Becher an, und trinkt mit großer Standhaftigkeit.)

Fauſta (beyſeite, indem ſie ihn trinken ſieht.)
Nun ſo ſtirb! ich kann und mag dich nicht
Erhalten! — Nicht mehr, als Ein Opfer noch *) gebricht
Der Rache ...

Kriſpus. Fauſta, ſieh! er iſt ganz ausgeleeret;
Kein Tropfen mehr! — (Er kehrt den Becher gegen ſie um, und ſtellt ihn hierauf auf den Tiſch.) Dein Wunſch iſt dir nunmehr gewähret. —
Sag' meinem Vater, ſag' ihm, daß bey ſeiner Wut
Mein Herz ihn ſtets verehrt, und es auch ſterbend thut. —
Kreuch nun hinweg von mir!

---

*) Nämlich Helena; zu Laktanzens Ermordung waren bereits Anſtalten vorgekehret.

Fauſta. Kein Seufzer? keine Thräne?
Im Tode trotzt er noch? (Sie geht mit ſchnellen Schritten ab.)

Dritter Auftritt.

Kriſpus (nach einigem Stillſchweigen.)

Dieß iſt die letzte Scene
Des Lebens! und der Traum der Hoheit iſt vorbey.
Ach Gott! gieb, daß ſie mir auch leicht und rühmlich ſey!
Klär' meine Unſchuld auf, beſchäme meine Feinde,
Und nimm in deinen Schutz die beiden liebſten Freunde,
Ach! die ich nicht mehr ſehn, nicht mehr umarmen ſoll! —

(Er geht nach dem Hintergrunde.)

Lebt ewig ... Helena! Laktanz! ... lebt ewig wohl. — —

(Nach einer Pauſe kömmt er wieder vorwärts, und kniet am Stuhle nieder.)

Hier *) werf' ich mich, mein Gott, anbetend vor dir nieder,

---

*) Findet man Bedenklichkeit, das Gebet in den folgenden vier Zeilen auf dem Theater thun zu laſſen, ſo kann es wegbleiben.

Und gebe dir den Geiſt, den du mir gabſt, itzt wieder.
Hab' ich vor dir nicht ſtets, was ich geſollt, gethan,
So ſieh erbarmungsvoll dein beßres Opfer an! — —
(Er ſteht auf, und fährt nach einer Pauſe fort.)
Ich fühle ſchon das Gift ſich in den Adern regen, —
Ich fühl' es ſchon. — Wohlan! hieher will ich mich legen,
Und warten ... Ha! wer kömmt?

Vierter Auftritt.

Kriſpus. Laktanz.

Laktanz. O Glück! ich finde dich?
Du lebſt, mein theurer Prinz? du lebſt? wie zittert' ich! —
Als die Trabanten dir den Weg verrennet hatten,
Eilt' ich, Bericht davon den Rittern abzuſtatten,
Die dir ergeben ſind. Sie griffen zum Gewehr;
Und, ſonder ihren Schutz, lebt' ich itzt ſelbſt nicht mehr.
Mit ihrer Hülf' entgieng ich zweymal Fauſtens Schlingen;
Doch glückte mir es nicht zum Kaiſer durchzudringen,
Weil jeden Eingang theu'r erkaufte Wach' umgab.

Mich meldete Ruſin; umſonſt! man wies mich ab.
Zuletzt verſchaffte mir die Freundſchaft eines frommen
Tribuns Gelegenheit, zu dir hindurch zu kommen.
Wie bebt' ich nicht! Ach Gott! werd' ich ihn wiederſehn?
Vielleicht iſt ſchon der Streich des Todes itzt geſchehn.
Gewiß die Mörderinn hat länger nicht geharret ...
Doch, Prinz! ... du redeſt nicht? ... wie kömmts? — dein Auge ſtarret,
Und ſieht mich traurig an? — (Kriſpus nimmt ihn bey der Hand.) Die Hand erkaltet dir?

Kriſpus. Laktanz, mein Lehrer! nimm den letzten Dank von mir;
Es überfließt mein Herz von Dankbegierd' und Freude.
Du lehrteſt Gleichmuth mich im Glück und auch im Leide;
Du riſſeſt meinen Geiſt früh von der Erde los,
Durch dich nur ward ich Chriſt, durch dich nur werd' ich groß;
Das Flittergold der Welt, das lehrteſt du mich kennen,
Du lehrteſt meinen Geiſt von höhern Wünſchen brennen.
Itzt' erſt ſeh' ich den Werth von deinen Lehren ein,

Da mir der Himmel winkt, bald — nicht mehr dein zu ſeyn.

Laktanz. Du nicht? was hör' ich? Gott!

Kriſpus. Ach! aber welch' Entzücken,
Daß ich den beſten Freund noch an mein Herze drücken,
Und in dem theuren Arm, der mich von Jugend an
Zur Weisheit auferzog, geruhig ſterben kann!

Laktanz. Prinz! iſt dir Gift ...

Kriſpus. Es iſt ein Heilungstrank geweſen,
Geliebter Freund! nicht Gift; — und bald werd' ich geneſen.

Laktanz. Vermaledeyte That! ... Vielleicht iſt Rettung da; ...
Ich eile ...

Kriſpus (mit einer edlen Standhaftigkeit.) Bleib'! ich bin dem Tode ſchon zu nah!
Ich fühle ſchon das Blut mir kalt zum Herzen ſchleichen;
Schon ſind die Schenkel ſtarr: des Todes ſichre Zeichen.
Nein, Freund! Verlaß mich nicht, mein einz'ger Wunſch warſt du;

Bleib hier, und drücke bald mein brechend Auge zu! —
Mein Vater … ach! Laktanz, wie hat man ihn betrogen!
Mein Tod iſt ſein Befehl, zu bald ward er vollzogen.

Laktanz. Dein Vater? — ha! iſt das ein Vater? Lieb' und Pflicht,
Die Stimme der Natur, Gott ſelber hört er nicht.
Ein Wüttrich! …

Krispus. Schone ſein! — ich will ihm gern verzeihen,
Und für ihn zittern. Ach! zu ſpät wird's ihn gereuen!
Die Zukunft zeigt mir ihn: — bleich, vor den Jahren alt,
Von Gram verzehret, ſchleicht er einſam durch den Wald. —
Freund, tröſt' ihn! nenn' ihm ja die groſſen Seligkeiten,
Die er mir bald verſchafft! hilf ſie auch ihm erſtreiten!
Dank' ihm! …

Laktanz. Wie groß biſt du, mein Prinz! Nicht Sturm, nicht Schlacht
Hat dich ſo göttlich groß, als dieſer Sieg, gemacht.
Ich weiß es, du verzeihſt ihm gern: ein Chriſt verzeihet;

Doch dieß entſündigt nicht den ſchnöden Mord; dieß ſchreyet
Zu Gott um ...

Kriſpus. Sag' es nicht! Gott zeig' ihm ſelber an,
Wie er noch in der Zeit die That verſöhnen kann. ...

Fünfter Auftritt.

Helena. Die Vorigen.

Helena. Getroſt! mein Prinz! getroſt! bald wird die Unſchuld ſiegen:
Es herrſchet überall ein lautes Mißvergnügen;
Es ſammelt ſich das Volk, es tobt, es will dich ſehn;
Man rief die Wache weg von mir, und ließ mich gehn,
Dich aufzuſuchen. —

Kriſpus (zum Laktanz.) Freund! beſänft'ge dieß Gewitter!
(Laktanz giebt ihm ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.)
(Zu Helenen.) Auch dich noch ſeh' ich? (Beyſeite.) Gott! itzt wird der Tod mir bitter! —
(Laut.) Von welcher reinen Glut hab' ich für dich gebrannt! —
Den Seufzer, der ſich itzt aus meiner Seele wand,

Laſſ' ich allein der Welt. — Für dich wünſcht' ich zu leben,
Für dich hätt' ich den Thron der Welt gern hingegeben.
Du, du, die Tugend ſelbſt, (Helena ſchlägt ſittſam die Augen nieder.) ſchienſt auf der Erde hier
Als wie ein ſchön Geſtirn in dunkeln Nächten mir. —
Blick' mich noch einmal an! — (Sie blickt ihn zärtlich an.)
Wie ſchön! — Gott! welch Entzücken
Trinkt mein erloſchnes Aug' aus dieſen ſanften Blicken! —
Ich ſterbe! —

Helena, (indem ſie ihn nicht ſogleich anſieht.)
Wie? mein Prinz? du ſollteſt ſterben? nein!
So ungerecht kann nicht dein eigner Vater ſeyn! …
(Indem ſie ihn wieder anſieht.)
O Himmel! was iſt das? — (Sie hebt ſeine Hand auf.)
— Ihm ſtarren ja die Glieder!
Sein ſchönes Auge ſchließt ſich zu! ſein Haupt ſinkt nieder! —
(Sie ſieht ängſtlich umher, und erblickt den Becher.)
Gott! Gift? (Laktanz bejahet es mit ſchmerzlicher Miene.)
Mir einen Dolch! mir einen Dolch, Laktanz!

Laktanz. Prinzeſſinn, ach! du biſt noch nicht die Chriſtinn ganz!

Ein Chriſt nimmt niemals das, was ihm nicht zugehöret.
Das Leben iſt nicht dein; wann der's zurück begehret,
Der dir es gab …
Helena. Warum läßt er mich leben? mich,
Die zehnfach dieſer Tod wird martern? …
Laktanz. Daß du dich
Beherrſchen lernſt, um einſt vollkommener zu ſterben,
Und, nach dem kurzen Gram, ein Leben zu ererben,
Das Ewigkeiten währt. Lern' es dem Kriſpus ab. —
Helena, (die während der Rede des Laktanz ſich dem Kriſpus genähert hat.) Er ſtirbt! —
Kriſpus (nach einem tiefen Athemholen.) Noch Einen Schritt: ſo ſink' ich in mein Grab! —
Ein Stoß des Todes … (Zu Helenen.) Ach! du Hälfte meines Lebens!
Du biſt noch hier? — du wein'ſt? — Die Thränen ſind vergebens.
Ach! ſäheſt du mein Glück! — Heil und Triumph iſt mein,
Heil und Unſterblichkeit wird auch dein Antheil ſeyn.
Es wird dein Engel dich in dieſen finſtern Zeiten,
Durch die verworrne Welt, die beſten Wege leiten.

Dich werd' ich wiederſehn, von keinem Gram entſtellt,
Um ewig dich zu ſehn in einer beſſern Welt,
Wo Engel, ſchön wie du, die Edeln all' empfangen,
Die hier, ſo rauh er war, der Tugend Pfad gegangen. —
Ach! — — noch kämpft die Natur. —

Helena. Mein Jammer iſt zu groß!
Ach! wann reißt ſich mein Geiſt aus ſeinem Kerker los? —
Wie konnteſt du, mein Prinz, mein Freund! ſo ſchrecklich eilen,
Nicht dieſen Becher noch mit der Geliebten theilen,
Nicht Einen Tropfen ...

(Sie geht nach dem Becher, der neben ihm auf einem Tiſche ſteht; Kriſpus macht mit der Hand eine Bewegung, ſie abzuhalten.)

Kriſpus. Nein! er iſt ganz ausgeleert.
Du, lebe! — (Kriſpus läßt nach und nach das Haupt ſinken.)

Helena. Bin ich nicht, wie du, zu ſterben werth?

Laktanz. Ja, wann es Gott gebeut, nicht eher.

Helena. Gott der Götter!
Ach! allzulange hält'ſt du deine Donnerwetter

Zurück! Warum verweilt dein Rachſchwert, und erlegt
Den Frevler nicht, eh er den Frommen niederſchlägt?

Laktanz. Die Kühnheit fragt: Warum? Des Schöpfers weiſen Willen
Pflegt eine dunkle Nacht vor uns noch zu verhüllen;
Dort geht der Vorhang auf, dort erſt wird alles licht.
Die Unſchuld leidet hier, warum? dieß fragt ſie nicht.

Helena, (die ſich dem Kriſpus wieder nähert.)
Du kehrſt dein Antlitz ab? entzeuchſt mir deine Blicke? — —

Kriſpus. Ach! warum rufſt du mich in's Leben noch zurücke? —
Der Augenblick iſt da, der mich befreyen ſoll. —
Ja, Stimme, die mich ruft, ich folge dir! — — Lebt wohl! —
(Zur Helena.) Umarme mich zuletzt! — (Sie umarmt ihn.) Wie heiß brennt deine Thräne! —
(Helena geht, die Hände ringend, umher.)
(Zum Laktanz.) Mein väterlicher Freund! wach' über diese Schöne,
Sie iſt des Himmels werth, wie du — Komm, ſegne mich, —
(Laktanz küßt ihm die Stirne; Helena iſt bey der letzten Rede des Sterbenden in Schmerz verſunken, kann es kaum wagen, nach ihm hinzublicken, hebt die Augen zum Himmel etc.)

Ihr Engel! tragt ihn fort! — mein Geiſt erhebet ſich, —
Itzt ſteigt er auf — zu dir, — zu dir, dem er gehöret, —
Du, der Erlöſten Gott! — zu dir! — wie hochgeehret! —
Dir ſterb' ich! — Heil! … (Er ſtirbt.)

Laktanz (nach einer Pauſe.) Es iſt vollbracht! —
— Wann folgen wir? —

Helena (wirft ſich neben ihm auf die Knie nieder, und ergreift ſeine Hand.) Ach Kriſpus! du biſt todt? gehſt ohne mich von hier? —
Erbarme dich! — ach! nur noch Einen deiner Blicke! —
Geliebter! ſel'ger Geiſt! Ach! laß mich nicht zurücke!

Sechster Auftritt.

Konſtantin. **Rufin,** (der in der Ferne ſtehen bleibt.)
Die Vorigen.

Helena, (da ſie den Kaiſer gewahr wird, ſteht auf, und ſpricht mit wehmüthigem Zorn:)
Komm nur, unmenſchlicher, blutdürſtiger Tyrann!
Komm, weide deinen Blick! ſieh deine Gräuel an!

Konſtantin, (der den Leichnam des Prinzen erblickt, iſt in größter Gemüthsbewegung.)
Gott! welch ein Anblick!

Helena. Wie? du zitterſt? — kennſt du dieſen?
Es war der, welchen noch jüngſt alle Welten prieſen,
Der, unter deſſen Tritt ein Lorbeerwald entſproß,
Der, deſſen tapfres Schwert vom Blut der Starken floß,
Der ſchwachen Feinden gern vergab, durch Wohlthun ſiegte,
Noch mehr durch Huld gewann, als er durch Muth bekriegte,
Von jeder Tugend voll, und jedem Laſter feind,
Ein Weiſer und ein Chriſt, ein Held und Menſchenfreund. —
Und dieſen Edeln, der nie hätte ſterben müſſen,
Die ganze Göttlichkeit, haſt du der Erd' entriſſen! —
Ach! iſt ein Gift bey Euch der Tugendhaften Lohn?
Und dieſer Edle war, Tyrann, — er war dein Sohn!
Sein ganzes Herz zerfloß für dich in Treu und Liebe,
Und niemals macht' er dir des Lebens Stunden trübe. — —

Die holden Lichter, ach! die reinen Spiegel, die,
Von einer reinen Bruſt, ſie ſind verloſchen! ſieh!
Die Lippen ſind erblaßt, die ſonſt von Weisheit ſtrömten,
Die Hände kraftlos, welk, die deinen Feind bezähmten!
Sieh hin! und weine Blut!

Konſtantin, (der beſtürzt da geſtanden, und zuletzt wieder nach dem erblaßten Krispus hinſieht.) Ach, Gott! was er verbrach,
Tilgt dieſer Anblick aus!

Laktanz. Und was verbrach er?

Konſtantin. Ach!
Es iſt vergeſſen, Freund! —

Helena. Vielleicht daß er mich liebte? —
Allein, da ich mit ihm die gleiche That verübet,
So bin ich, und noch mehr, als er, des Todes werth.
Daß er allhier verweilt, hab' ich von ihm begehrt;
(Konſtantin wird beſtürzt.)
Ja, ich, der Liebe ſüß Geſchwätz von ihm zu hören;
Ich, ich hab' es gewagt, ihm eine Treu zu ſchwören,
Die du zerriſſen haſt, itzt, da er wollte gehn,
Dein väterliches Wort für dieß Band zu erflehn. —

Nun weißt du alles! Nun ſey deines Sohnes Rächer,
Und tödte mich! (Indem ſie auf den Giftbecher zeigt.) Da! nimm den unglückſel'gen Becher,
Den mein Geliebter trank, und füll' ihn nun für mich!
Die Seele brennt vor Durſt. ... Warum beſinnſt du dich?
Füll' ihn, damit dir noch mein letzter Odem danke.
Wie freudig ſtieg' ich auf! ſo ſchnell, als ein Gedanke,
Stieg' ich zum Kriſpus auf, — mit ihm herab zu ſehn,
Und Fauſten, dich, und Thron, und Erde zu verſchmähn —
(Sie geht einige Schritte zurück.)

Konſtantin. Gott! Kriſpus liebte ſie? — (Zum Laktanz.) Ich will die Wahrheit wiſſen!

Laktanz. Du ſollteſt ihr vorher den Zutritt nicht verſchließen! —
Ach! unglückſel'ger Fürſt, wie ſehr betrog man dich!
Wann überließ dein Sohn der ſchnöden Wolluſt ſich?
Wann hat dich Kriſpus je, wann Fauſta nicht betrogen?
Wie oft hat ihn ihr Haß dir ſtrafbar vorgelogen! —
Die Wahrheit willſt du? — wohl! ſie ſey dir unverhehlt: (Hier tritt Helena näher.)
Kehr' nur die Fabel um, die Fauſta dir erzählt!

Konſtantin. Entſetzlich! — ſchrecklich! Ja! die finſtre Wolk' entfliehet!

Ich ſeh' . . .

Helena. Du ſiehſt ein Weib, die von dem Kriſpus glühet,
Die zur Vertrauten mich von ihrer Schande macht;
Die dich betrogen hat, durch dich die That vollbracht,
Die jetzt gen Himmel ſchreyt! — — Da ſieh! die reine Seele
Verließ dieß ſchöne Haus! — O folg' ihr, meine Seele! —

Konſtantin. Mein Sohn! mein theurer Sohn! — Unſel'ger Vater! — Ich,
Ein Vater? — Ein Barbar! und Vater nannt' ich mich?
Ein Mörder! ein Tyrann! ein Scheuſal aller Väter!—
Durchbohrt ihn! tödtet ihn, er iſt ein Miſſethäter,
Nicht Kaiſer, Vater nicht! — Ah, Fauſta! — ah, Licin! —

Helena. Wen nennſt du? ſeinen Feind? — Beſchütze, Konſtantin!
So wahr du willſt, daß dort dein Sohn noch für dich bete,
Beſchütze wider ihn dieß Herz, das ihn verſchmähte!
Das Herz der Helena, das Kriſpus einſt begehrt,

Iſt, da Er nicht mehr iſt, allein des Himmels werth.

Konſtantin. Iſt's möglich? — überall betrogen? lauter Feinde!
Ach! warum warnte mich kein einz'ger meiner Freunde?
Wo war't ihr?

Laktanz. Welchen Freund, ſprich ſelbſt, ließ man zu dir?
Ich kam: vergönnteſt du den freyen Zutritt mir?

Konſtantin, (der nicht zugehöret hat.)
Ich Mörder! ich Tyrann! — Gott! was ſind deine Blitze,
Die Diener deiner Macht und deines Zorns, dir nütze?
Hier iſt mein Haupt! hier gieb dem Mörder ſeinen Lohn! — —
Die Unſchuld! — Kriſpus! ach! mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn! —
Ich zaudre noch? (Er greift nach dem Degen.)

Laktanz (fällt ihm in die Arme, ehe er ihn ganz auszieht.) Halt ein! verſöhnt man ſo Verbrechen
Bey Gott?

Konſtantin. Wohl! erſt will ich die That durch Martern rächen,
Durch tauſend Martern; dann …

Siebenter und letzter Auftritt.

Fauſta (tritt während der Rede Konſtantins mit einer großen Standhaftigkeit einher, ſieht ſich um, wird aber den Körper des Kriſpus nicht gewahr, bey welchem Helena ſteht.)

Die Vorigen.

Fauſta. Ja, ſie ſind alle hier! —
Vernahmſt du meine That? wo nicht: hör' ſie von mir!
Dein Sohn …

Konſtantin. Verfluchte! fort!

Helena. Er hatte nur Ein Leben;
Doch willſt du meines noch? gern, gern will ich dir's geben.
Gieb her dein Giſt!

Fauſta. Leb' itzt, verliebte Träumerinn!
Leb' itzt! — Ich aber weiß, was ich mir ſchuldig bin.

Konſtantin. Die Hölle! — Kenneſt du, Laktanz, noch andre Schrecken,
Noch ärger, als die Höll'? auf! hilf ſie mir entdecken.

Helena (auf den Kriſpus zeigend.)
Verdient die That ſie nicht? —

Fauſta (ſieht den Leichnam.) Wie? Kriſpus lebt nicht mehr?

Und ſieht ſich nicht gerächt? — Ich kam zu ſpät hieher.

Konſtantin. Die ärgſte Todespein, und eine Pein von Jahren ...

Fauſta. Ich trotze dir, und kann die Mühe dir erſparen.

Ha! klopfe nur nicht mehr! nimm hin, verrathnes Herz!

(Sie nimmt den Dolch, den ſie in ihrem Gürtel unter dem Mantel verborgen hat, erſticht ſich, und fällt in des herzueilenden Rufins Arme, der ſie auf einen Stuhl ſetzt.)

Konſtantin. Ach Fauſta! — Fauſta! fühl' ich auch noch deinen Schmerz?
Man rette ſie! — —

Fauſta. Umſonſt! — ihr könnt ... mir nie verzeihen. —
Ich? leben? — Schand' und Mord hier ewig zu bereuen? —
Die Erde liebt mich nicht, ... der Himmel nicht ...
(Sie holt einen tiefen Seufzer.) Weh mir! (Sie ſtirbt.)

Konſtantin, (indem er erſt auf die Fauſta zugeht, hernach ſich auf den Krispus wirft.)
O Mörderinn! — O Sohn! — —

Laktanz. Mein Kaiſer! — flieh von hier!

(Konſtantin geht mit allen Zeichen der Verzweiflung ab.)

(Zur Helena.) O Helena! laß dich den Gram nicht tödten! — ſiehe
Zum letztenmal ihn an, den Tugendfreund! — und fliehe!

(Helena ſieht ihn einen Augenblick an, weint heftig, und wird, vom Laktanz unterſtützt, hinweggeführt.)

Ende des Trauerſpiels.

Muſtapha und Zeangir.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Merces haec ſanguinis atque laboris.

JUV.

Perſonen:

Solimann, Sultan.
Muſtapha, deſſen älteſter Sohn und Erbe des Throns.
Zeangir, Sohn von Roxanen, des Muſtapha Stiefbruder: ein noch junger Prinz.
Ruſtan, Miniſter und der Roxane Vertrauter.
Zopir, kleiner Prinz des Muſtapha.
Roxane, Gemalinn des Sultans und Mutter Zeangirs.
Fatime, Gemalinn des Muſtapha.
Achmet, Freund des Muſtapha.

Die Scene, ein Saal im Serail.

Der Inhalt iſt aus Thuans Geſchichte ſeiner Zeit, und aus Busbecks türkiſchen Briefen genommen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roxane. Ruſtan.

Ruſtan.

So iſt es, Kaiſerinn. Es kömmt jetzt Muſtapha;
Er iſt den Mauern ſchon, iſt ſeinem Falle nah.
Es ſtürzt das Volk hinaus, ſtrömt jauchzend ihm entgegen,
Ruft ihn zum Untergang, und glaubt, es bring' ihm Segen.
Kaum daß man durch die Stadt den frohen Ruf gehört,
So ſchwang ſich mit Geſchrey der Spahi auf ſein Pferd;
Der Janitſchar ergriff die hellpolierte Lanze,
Und beide zogen fort in feyerlichem Glanze:
Ich ſelber feuerte den trägen Bürger an,
Und flüſtert' ihm ins Ohr: „ſo wünſch' es Solimann!“—

Doch du, laß in der Burg ein Freudenfeſt bereiten;
Es ſtimme die Muſik die ſchlaffgeword'nen Saiten,
Das Ausgeſuchteſte der feinſten Schwelgerey
Eil', auf des Kaiſers Wink, für dieſen Tag herbey!
Du weißt es, Kaiſerinn, und ich geſteh's mit Schmerzen,
Für dieſen Jüngling brennt die Lieb' in aller Herzen.
Man hofft, es ſey der Sohn, da er zurücke kehrt,
Dem Vater ausgeſöhnt, und glaubt's, weil man's begehrt.
Ich ſah der Jungfrau'n Haar von friſchen Blumenkränzen,
Und auf des Jünglings Haupt den reichſten Turban glänzen:
Mißtrauiſch liſpelte der Greis ihm zwar ins Ohr;
Doch, welcher Jüngling zieht dem Leichtſinn Weisheit vor?

Roxane. O Freund! wie dank' ich dir! ich würde, hätt' ich Kronen,
Sie dem Vergnügen weihn, ganz deiner Treu zu lohnen.
Stürz' ſeinen Uebermuth, bezähm' ihn, mach' ihn klein:
Dann bin ich glücklich, dann iſt meine Tochter dein.

Du biſt zwar aus dem Staub, wie ich; doch in dem Heere
Hob Klugheit und Verdienſt dich zu der höchſten Ehre.
Durch deinen treuen Rath haſt du mich unterſtützt,
So wie ich vor dem Neid beym Sultan dich geſchützt.
Das Band des Blut's ſoll uns noch mächtiger vereinen;
Dann, hoff' ich, trennt kein Sturm dich jemals von den Meinen.
Camönen geb' ich dir; ich weiß, du nimmſt ſie an —
Das Beſte, Koſtbarſte, was ich dir geben kann.

Ruſtan. O Glück! o Mahomed! gebeugt zu deinen Füßen —
Sieh dieß mein Herz . . .

Roxane. Steh auf . . .

Ruſtan. Sieh es in Dank zerfließen!
Der Himmel hat für mich ſelbſt keinen größern Lohn:
Gebiete, was du willſt!

Roxane. Was ich . . . du weißt es ſchon.
Dem Muſtapha beſtimmt das Erbrecht einſt die Krone;
Doch ich beſtimme ſie Zeangirn, meinem Sohne.
Sie zu erreichen bin ich noch, wie du, zu klein,
Des erſtern Leichnam muß für den die Staffel ſeyn.

Ruſtan. So ſterbe Muſtapha! — Kann der Entwurf uns fehlen?
Durchſchau' ihn noch einmal; du wirſt ihn immer wählen:
Nur der Prophet allein …
Roxane. Ha! dieſen fürcht' ich nicht,
So lange Macht und Liſt uns den Triumph verſpricht.
Ruſtan. Du kennſt des Sultans Herz: es brennt von Argwohn, Neide,
Haß, Mißgunſt, Eiferſucht, und niedrer Schadenfreude.
Sein immer offnes Ohr, das jeden Sklaven hört,
Läßt die Verläumdung ein, die ſeinen Argwohn nährt,
Und bricht das Feuer aus, ſo ſchlagen ſeine Flammen
Verzehrend über Pflicht, Lieb' und Vernunft zuſammen.
Es wär' der Vater nicht des Sohns geſchworner Feind,
Wär' dieſer nicht ein Held, wär' er kein Menſchenfreund.
Mein Haß muß, leider! ſelbſt dieß Lob ihm eingeſtehen —
Roxane. Auch ich hab' ohne Neid den Jüngling nie geſehen:
Wollt' ich die Mutter nicht von einem Sultan ſeyn,
So räumt' ich ihm den Thron vor allen Menſchen ein. —
Doch warum rufſt du ihn aus der Provinz zurücke?

Ich fürchte — —

Ruſtan. Fürchte nichts: trau mir, und deinem Glücke!
Die Schling' iſt ſchon geknüpft, und wenn er ihr entgeht,
So wär' er, beym Allah! ein Seher, ein Prophet.
Des Sultans Eiferſucht ſieht ſeines Sohnes Thaten
Für Meutereyen an, ihn ſichrer zu verrathen.
Der Muth, mit dem er oft Gefahr und Mangel litt,
Das Glück, mit welchem er der Perſer Macht beſtritt,
Der Baſſen lautes Lob, die Gunſt der Janitſcharen,
Die durch des Sultans Geiz längſt ſeine Feinde waren:
Dieß alles bringt vom Sohn ihm jenen Argwohn bey;
Als ob er ein Rebell und ſein Verräther ſey.
Schnell ruft' er ihn zurück, und droht' ihm alle Quaalen,
Die ſeiner warteten, den Meyneid zu bezahlen:
Auch folgt' er, da er ganz blind in Gehorſam iſt,
Gewiß dem erſten Wink ohn' Achmets Rath und Liſt.
Du weißt, man konnte kaum des Aufruhrs Geiſt bezwingen,
Als er gebot, ihn todt, wo lebend nicht, zu bringen:
Es murmelte das Heer, „ja, ja, ſie würden gehn,
„Doch um vom Prinzen ſich zurück geführt zu ſehn.“

Nie war des Sultans Wut ſo fürchterlich geſtiegen,
Jetzt war die Stunde da: jetzt muß der Prinz erliegen.
Wir mußten ihn hieher in dieſe Mauern ziehn:
Dort konnt' er widerſtehn, wo nicht, uns ſtets entfliehn.
Drum ließ ich ſeinen Sohn, ſein Weib, im Kerker ſchließen,
Und ſchlau ihm unterm Schein der Freundſchaft heimlich wiſſen,
Durch ſeine Gegenwart müß' und könn' er allein
Sie von des Sultans Zorn und Untergang befreyn.
Du weißt, ſein weibiſch Herz, ganz Flammen für ſie beide,
Kennt außer ihnen ſonſt kein Glück und keine Freude.
Ihn ſchrecket nicht der Tod, der Freunde laut Geſchrey,
Auf Flügeln ſeiner Lieb' und Angſt eilt er herbey.

Roxane. Doch, wenn ſein kindlich Flehn, das Mitleid ſüßer Thränen
Des Sultans Herz zerſchmilzt ...

Ruſtan. Wie kannſt du dieß nur wähnen?
Jetzt gleicht ſein wütend Herz dem glühend heißen Stahl;
Der Tropfen ziſcht darauf, und trocknet auf einmal.
Kaum hab' ich es gewagt, und ihn zum Schein vertheidigt;

Schon dadurch ſah ich ihn faſt bis zur Wut beleidigt.
Mit Schaudern blicket er von ſeinem Thron hinab
In das vom Muſtapha ihm aufgedeckte Grab.
Wird er itzt das Geräuſch des frohen Pöbels hören,
So wird ſein brauſend Herz ſich bandenlos empören,
Er wird …

Roxane. Genug! mein Freund, dir überlaß' ich mich,
Und ſchützet ihn das Glück, wohlan! ſo ſchütz' ich dich.
Es muß der blaſſe Mond vom Blute heut' erröthen,
Und Muſtapha, der Prinz, ſelbſt ſterben, oder tödten …
Wer kömmt? — Zeangir: — Noch weiß er den Anſchlag nicht:
Gehorſam war bisher des Jünglings ganze Pflicht.
Ihn hatte Muſtapha durch Lieb' an ſich gezogen:
Allein es wird ein Reich für ihn jetzt abgewogen.
Ich hoffe, daß der Stolz, der meinen Buſen hebt,
Und ihm den Thron beſtimmt, ſein edles Blut belebt:
Und wär' es nicht — genug! laß uns ſein Herz itzt prüfen,
So ſicht es immer ſcheint, ſo hat es ſeine Tiefen. —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Zeangir.

Roxane. Was bringſt du, Prinz?

Zeangir (voller Freude.) Er kömmt, und bald, bald iſt er da! —

Roxane. Und wer?

Zeangir. Mein Bruder! —

Roxane. Er? dein Bruder? Muſtapha? —
Wie lange wirſt du ihn bey dieſem Namen nennen!

Zeangir. Und warum ſollt' ich ihn, o Kaiſerinn, verkennen?
Er, deſſen edle Bruſt für mich voll Liebe ſchlug,
Noch da er mich als Kind auf holden Armen trug,
Der Reichthum, Glück und Luſt ſeitdem mit mir getheilet,
Und meinem kleinſten Wunſch frohlockend vorgeeilet;
Oft, als der Vater noch ihn liebte, für mich bat,
Mit Lob mich krönete, wenn ich was Edles that;
Die in mir träge Luſt zum Guten ſtets vermehrte,
Und mich den großen Werth der Tugend fühlen lehrte;

O! welcher Zwietrachtsgeiſt zerſtörte dieß mein Glück!
Noch denk' ich, wie er mir, mit thränenvollem Blick,
In jenem Cedernwald zuletzt ſein Leiden klagte,
Als Neid und Scheelſucht ihn aus dieſen Mauern jagte:
O, wie mein Muſtapha mich in die Arme ſchloß!
Welch einen Thränenſtrom ſein Auge da vergoß,
Als er zum letztenmal ... verzeihe dieſen Zähren!
Sie ſind zu wolluſtreich, mich ihrer zu erwehren —
Soll ich jetzt nicht entzückt mich ſeiner Ankunft freun?—
Wär' er mein Bruder nicht, ſo wär' er's werth zu ſeyn.

Ruſtan. Welch zärtlich, edles Herz! — (Beyſeite zu Roxanen.) Man muß dem Kinde ſchmeicheln!

Roxane. Ich habe dich gehört, und werde dir nicht heucheln.
Prinz, dein erkenntlich Herz rührt und entzücket mich:
Allein, vielleicht betrügt ein falſcher Schimmer dich!
Man iſt nicht immer das, was man zu ſeyn oft ſcheinet;
Der Hofmann lächelt oft, wann er im Herzen weinet,
Und drücket einen Dolch in's Herz, indem er küßt —
Weißt du, ob Muſtapha, was er einſt war, noch iſt?

Zeangir. Er iſt noch, was er war, und wird mich nie betrügen:

Eh kann der Alkoran und Mahomed ſelbſt lügen,
Die Tugend ...

Roxane. Prinz, du haſt noch die Erfahrung nicht,
Urtheilſt nach dem Gefühl, und traueſt dem Geſicht.
Es hat die Politik, ſeit Ottomann regieret,
Faſt bis zum Solimann, den Grundſatz eingeführet,
Daß der, ein Muſtapha, der einſt den Thron ererbt,
Mit ſeiner Brüder Blut des Thrones Stützen färbt.
Itzt iſt noch Solimann, itzt bin ich noch am Leben:
Wie leicht könnt' ich für dich nach dieſer Krone ſtreben?
Wie leicht auch könnte ſelbſt der Vater ... Siehſt du ein,
Wie viel er Gründe hat, falſch gegen dich zu ſeyn?

Zeangir. Und wär', vom Ottomann bis zu den Solimannen,
Nur Eine lange Reih von Mördern und Tyrannen
Der Brüder; o ſo wär' doch dieſer Bruder, er,
Der erſte, welcher nicht ein Brudermörder wär'! —
Nicht wahr? o Ruſtan, ſprich! — und du kannſt fühllos ſchweigen?

Ruſtan. Laß voll Bewunderung mein Knie ſich vor dir beugen!

Ja, du haſt recht, er iſt ein treuer Unterthan,
Und Sohn und Bruder, ihn ſchwärzt bloß die Bosheit an!

Zeangir. Und wie? was ſagt ſie? wer wagt's, wider ihn zu ſprechen?
Den Tod auf ſeinen Kopf! Ich ſelber will ihn rächen,
Den Frevler ſtrafen ...

Roxane. Sohn, du übereileſt dich!
Ach, deine Liebe war mir immer fürchterlich.
Dieß war's auch, und darum hat man dich nicht belehret,
Daß er in der Provinz rebelliſch ſich empöret.

Zeangir. Mein Bruder? ſich empört? — Hier iſt Verrätherey!

Roxane. Und warum kam er nicht, als man ihm rief, herbey?
Die Unſchuld glänzt nur mehr, je näher ſie ſich zeiget.

Zeangir. Vielleicht ſah Muſtapha von fern der Bosheit Nacht,
Die dieſer Unſchuld Glanz bedeckt, unſichtbar macht...

Ruſtan. Vielleicht erzittert er auch vor des Vaters Stimme!
Nicht leicht, o Kaiſerinn, entgeht man ſeinem Grimme;
Der Donner geht bey ihm oft vor dem Bliz voran.

Zeangir. Ja, guter Ruſtan, nimm dich meines Bruders an! —
(Zu Roxanen.) Geſetzt; er rettete ſich ein unſchuldig Leben?
Dann würdeſt du gewiß ihm, Kaiſerinn, vergeben.
Roxane. Stets Unſchuld! Jüngling, ſprich, wer bürgt für dieſe dir?
Zeangir. Sein Herz!
Roxane (ſpöttiſch.) Sein Herz! ja, ja, und ſeine Ruhmbegier,
Die, da der Sultan ihm vielleicht zu lange lebet,
Den Thron, nach dem er ſeufzt, bald zu erſteigen ſtrebet. —
Wahr iſt's, ein Kaiſerthum iſt eines Aufruhrs werth,
Und ein gemeiner Geiſt iſt's nie, der ſich empört.
Du ſelbſt, Prinz, hätteſt du nach einem Thron zu ſchmachten,
Und ſchlichſt nur fromm einher, wie würd' ich dich verachten!
Zeangir. Dank ſey es dem Geſchick, daß einſt zum Throne mir
Der Weg verſchloſſen iſt! . . .
Roxane. Und wer verſchloß ihn dir?

Nicht Berge, welche ſich darzwiſchen ſtolz erheben;
Ein kleines Leben? — Prinz, wie leicht verglimmt ein Leben!

Zeangir. Was ſagſt du, Kaiſerinn? O, nimm dieß Wort zurück! …
Mich überläuft ein Schau'r — verflucht ſey jeder Blick,
Der niedrer Hoffnung voll nach einem Throne ſchauet,
Den auf des Bruders Grab der Tod mir auferbauet:
Verflucht …

Roxane. Zeangir, ſchweig! Ich habe dich gehört:
Du biſt des Thrones nicht, wär' er auch deiner werth.
Dich kannte der Prophet, und um dich zu beſtrafen,
Macht er den Muſtapha zum Kaiſer — dich zum Sklaven.

Zeangir. Vergieb …

Ruſtan, (der den Sultan gewahr wird.)
Der Sultan …

Roxane (zum Zeangir, der abgehen will.) Ha! wo willſt du hin? bleib hier! —

Zeangir (beyſeite.) Ach! welch ein finſtrer Sturm hängt ſchrecklich über mir —

Dritter Auftritt.

Roxane. Ruſtan. Zeangir. Solimann.

Solimann (mit ſeiner Wache, die mit entblößten Schwertern vor ihm hergeht.)

(Ruſtan winkt ihnen, daß ſie abtreten: der Sultan ſieht ſich argwöhniſch um.)

Ah, — habt ihr das Geſchrey des lauten Volks vernommen?

Ruſtan. Der Freuden Ausbruch, Herr! — Man weiß, der Prinz wird kommen.
Der Name Muſtapha …
Solimann. Nichts, als Verrätherey! —
Wie lauert ſie umher! — doch — bald iſt es vorbey!
Ich will, ich Solimann, dich, Hyder, ſelbſt bekämpfen!
Durch Qual und Marter dich, verruchter Aufruhr, dämpfen …

Roxane. O Himmel! wie? dein Sohn!
Solimann. Mein Sohn? ein Böſewicht, —
Laßt den Verruchten mir nicht weiter vor's Geſicht!
Ich will mit ſeinem Blut nicht meine Hände färben:
Er mag, wie er verdient, von Sklavenſäbeln ſterben.

Zeangir (beyſeite.) Ach! was hat er gethan?
Ruſtan. Gebiete deiner Wut,
Und wenn er ſtrafbar wär, ſo denk, er iſt dein Blut!
Die Liebe deines Volks, die Gunſt der Janitſcharen …
Solimann. Schrey'n alle, daß ſie längſt von ihm beſtochen waren;
Daß er der Zwietracht Gluth, die er dort angeſteckt,
Als ſie zu ſchlafen ſchien, zu vollen Flammen weckt.
Doch der Verräther mag die Fackeln nur vertheilen,
Mit ſeinem Blute will ich ſie zu löſchen eilen.
Ruſtan. Nicht um Gerechtigkeit, nein, bloß um deine Huld …
Solimann. Was ſagſt du, Ruſtan? ſchweig! du kenneſt ſeine Schuld.
Zeangir (wirft ſich dem Sultan zu Füßen.)
Ach! laß die Bruderlieb' auch ihre Stimm' erheben,
Und foderſt du ja Blut, o Herr, ſo nimm mein Leben!
Dieß nur, dieß fleh ich dich, hör' ihn noch dießmal an!
Die Gunſt verſagſt du nicht dem ſchlechtſten Muſelmann.
Soll blinder Haß und Neid die Unſchuld untergraben?—
Solimann, (der ihn grimmig anſieht, wendet ſich zu Roxanen.)
Roxane! was erlaubſt du dem verwegnen Knaben?

Roxane (erhebt ihn.) Steh auf! —
(Zeangir wiſcht ſich eine Thräne ab; der Sultan wird es gewahr.)
Solimann. Verwegner,
ha; wem gilt die Thräne? ſprich! —
Der Donner brennt, und leicht trifft er auch, Jüngling, dich, —
(Zu Roxanen.) Du wirſt mich, Kaiſerinn, in mein Gemach begleiten —
(Zu Ruſtan.) Ruſtan! ſo bald der Prinz die Schwelle wird beſchreiten,
So rufe von dem Heer die ſicherſten herbey,
Und keinem Sterblichen ſteh' mehr der Zugang frey.
Die Freunde Muſtaphas ſoll Amurath belauern:
Er laſſe ſie herein, doch ſind ſie in den Mauern,
So falle ſeine Schaar ermordend über ſie! —
Nur, daß der Hund, ſein Freund, der Achmet nicht entflieh!
Sein Kopf ... jedoch ich will mit Amurath ſelbſt ſprechen:
Die Hölle ſelbſt ſoll mich an dieſen Frevlern rächen —
(Geht mit Roxanen ab.)

Vierter Auftritt.

Zeangir. Ruſtan.

Zeangir. Ich bin des Todes! — ach! ich weiß, du ſtrafſt mich nicht,
Wenn der verhaltne Strom aus meinen Augen bricht,
Der faſt mein Herz erſtickt. — Welch ſchreckensvolle Scenen
Sieht mein verfinſtert Aug'! und ach! was ſind da Thränen,
Selbſt blut'ge Thränen, wo (ich weiß es) unſchuldsvoll,
Ein Freund, ein Muſtapha, ein Bruder bluten ſoll!
Was ſind da Thränen? ... doch — hab' ich nichts mehr, als Thränen?
Den Arm, dieß Schwert, mein Blut ...
Ruſtan. Prinz! überlaß dieß denen,
Für die die Hoffnung ſelbſt beſtürzt vorüber flieht;
Doch du ...
Zeangir. Doch ich? — ſo ſprich, wo meine Hoffnung blüht?
Sahſt du ſein Auge nicht gleich Feuerpfeilen blitzen?

Was wird ihn für ein Gott, für ein Prophet beſchützen?
Laß einen Hoffnungsſtral durch dieſe Nacht herein,
Und du wirſt mir ein Gott, und ein Prophet mir ſeyn.
Ruſtan. Und welche Hoffnung, Prinz? —
Zeangir. Wie kann dieß Ruſtan fragen?
Sein Mitleid ſollt' es ihm, wie meine Thränen, ſagen.
Ruſtan. Doch, wenn den Sultan kein's von dieſen beiden rührt,
Wenn ſein gezückter Arm den Todesſtreich vollführt,
So bleibt dir noch der Troſt —
Zeangir. Ein Troſt? vielleicht im Grabe!
Was hat die Welt für mich, das ich zu hoffen habe?
Ruſtan. Den Thron — Aus dieſem Grab erhebt ſich dir ein Thron.
Die Kaiſerinn ...
Zeangir. Auch du ſprichſt meinem Herzen Hohn?
Sie glaubt ... doch meinen Schmerz heißt Pflicht und Ehrfurcht ſchweigen:
Dieß aber kannſt du ihr von ihrem Sohn bezeugen,
Daß dieſes junge Herz von höherm Ehrgeiz ſchwillt,
Und mir die Freundſchaft mehr, als Thron und Zepter, gilt.

Und hier, hier ſchwör' ich es, hör' es, o Himmel! höre,
Ich ſchwör' es hier bey dir, und des Propheten Lehre,
Daß ich, wenn ich für ihn, voll zärtlichem Gefühl,
Nicht leben kann, für ihn und mit ihm ſterben will;
Daß, wär' der Schuldige im Mittelpunkt der Erde,
Und flöh zur Hölle ſelbſt, daß ich ihn finden werde,
Daß ich die Tyranney ſo wenig werde ſcheun,
Als von dem Flittergold des Throns geblendet ſeyn!

Ruſtan (fällt ihm um den Hals.) O edles, göttliches
Herz! — Prinz, laß mich mit Entzücken
Erſtaunt und ehrfurchtsvoll dich an mein Herze drücken!
Ein Jüngling, den zum Thron der Zugang offen ſteht,
Der um des Bruders Glück das Leben gern verſchmäht? —
Selbſt Engel, Heilige muß der Gedank' erfreuen,
Den noch kein ſterblich Herz ...

Zeangir. Weg mit den Schmeicheleyen!
Für meinen Bruder mir, für ihn ein tröſtlich Wort! —
Des Todes Anſtalt geht, indem wir reden, fort!
Wie? wenn ich Muſtapha entgegen eil', ihn lehrte,
Was ihm die Bosheit droht, damit er rückwärts kehrte?
Ja ...

Ruſtan. Prinz, umſonſt, umſonſt — ach! man verſchloß hier ſchon,
Auf Solimanns Gebot, ſein Weib und ſeinen Sohn.
Hieher ward Muſtapha nur um den Preis gezwungen,
Nachdem er lang' genug mit Treu und Pflicht gerungen.
Du weißt, da er ſie mehr, als ſeine Seele liebt,
Daß er ſein Leben eh für ſie, als ihres, giebt. —

Zeangir. So ſtieg dein Elend ſchon zu ſo furchtbaren Höhen?
Mein Freund, mein Muſtapha! wie wirſt du ihm entgehen! —
O Ruſtan, wenn dein Herz, ſo wie es menſchlich ſcheint,
Es mit der Tugend noch gerecht und edel meynt —
So fühle! fühl' für ſie ein mitleidsvoll Erbarmen!
Sieh, hülfe-hoffnungslos fliehn wir zu deinen Armen,
Ergreif uns, hilf, gebeut, kömmt's auf mein Leben an?
O wenn ſich Muſtapha dadurch nur retten kann.

Ruſtan. Prinz, itzo kann man nichts, als ehrerbietig ſchweigen:
Doch werd' ich, deinem Wunſch getreu, dir immer zeigen,
Was für des Prinzen Heil dein Eifer wagen kann —

Zeangir. Ach alles — Muſtapha hätt' es für mich gethan! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Ruſtan (allein.)

Geh nur, betrogner Prinz! du ſelber ſollſt mir Waffen,
Sind meine ja zu ſtumpf, auf deinen Bruder ſchaffen!
Noch hat dein kleines Herz kein mächtiger Gefühl
Zum Ruhm erweitert, kein's, als Freund und Puppenſpiel!
Dann wird die Bruderlieb' auch fortgeſchwemmt verfließen,
Wann ſich erſt Ströme Blut's durch dieſes Herz ergießen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Muſtapha (allein.)

Wo bin ich? alſo dieß iſt meines Vaters Haus? —
Das jetzt vergoßne Blut löſcht dieſen Namen aus.
Dieß meines Vaters Haus? wo Tyranney gebietet,
Und eine Mörderſchaar, vom Tod gedungen, wütet?
Wo man beym Eintritt ſchon mir meine Freunde raubt? — —
Ah! welch ein Gruß! ein Schlag auf meines Achmets Haupt!
Und warum feyerte das Schwert an meiner Seite?...
Weil ich den Vater ſelbſt in dieſen Mördern ſcheute?
Entſetzlicher Gedank'! den Vater — meinen Tod!
Denn was verkündigt ſonſt ſein ſchreckliches Gebot? —
Man flieht mich — überall ein tiefer Todesſchlummer,
(Er ſieht ſich um, ob er niemanden hört.)
Still wie ein Aerntentag! o ſchlief auch ſo mein Kummer,

Nie zu erwachen! — ach! wär't ihr in Sicherheit,
Ihr beiden, meine Qual und meine Zärtlichkeit,
Fatim' und du Zopyr! mein Weib! mein Sohn! mein Alles!
Mein Leben! aber jetzt — die Urſach meines Falles!
Ohn' euch — lebt' Achmet noch! und ich ... doch wart' ich hier?
Wie? oder ſuch' ich ihn, den Tod, an jeder Thür? ...
Wer kömmt — Zeangir — ja —

Zweyter Auftritt.

Muſtapha. Zeangir.

Zeangir (fällt ihm um den Hals und weinet.)

Muſtapha. O Himmel, welche Freuden!
Mein Freund! mein Bruder noch! mein Bruder auch im Leiden!
Du biſt es — biſt es noch! die Thräne, die anjetzt
Aus deinem Auge dringt, und meine Wange netzt,
Der Kuß, in welchem ich dein ganzes Herz empfinde,
Sagt mir, daß ich in dir den Bruder wieder finde!
Du weinſt — ich leſe ſchon, die Ahndung trügt mich nicht,

Das Unglück, das mir droht, in deinem Angeſicht!
Du meinſt — ach! ſage Freund, was ich zu fürchten habe?
Denn Hoffnung hab' ich nicht, die ſchmachtet längſt im Grabe.
Ein finſtrer ſchwarzer Geiſt grub ſie ſeit dem dahin,
Seit ich, der Kindheit los, der Hoffnung fähig bin.
Den erſten Auftritt, Freund, haſt du vielleicht geſehen?
Mein Achmet! Blut und Mord! da half kein ängſtlich Flehen. —

Zeangir. Ach! Freund, mein erſtes Wort ſey dir ein tröſtlich Wort!
Er iſt entflohn —

Muſtapha. Entflohn? Unmöglich! ſah' ich dort
Ihn nicht verwundet?

Zeangir. G'nug, es iſt ihm doch gelungen,
Indem ſein tapfres Schwert den Ausgang ſich erzwungen.
Ihn nahm der Janitſchar erbittert in den Schutz,
Und bot dem wilden Schwarm, der ihn verfolgte, Trutz. —
O! Freund, wie oft hab' ich nach dir mit bangem Sehnen
Die Mitternacht verſeufzt, und itzt, itzt wein' ich Thränen.

Dich zu umarmen? Gott! was willſt, was ſuchſt du hier?
Der Todesengel ſchwebt mit Schrecken über dir!
Du kennſt des Vaters Zorn! ſprich ſelbſt, wer ſoll dich ſchützen?

Muſtapha. Die Unſchuld —

Zeangir. Ach! was kann bey Tygern Unſchuld nützen!
Nur Blut ...

Muſtapha. Prinz! Solimann iſt Vater, und die Pflicht ...

Zeangir. Verlangt ein Vaterherz, und einen Mörder nicht.
Gab er das Leben dir darum?

Muſtapha. Im Kampf der Tugend
Siegt über deine Pflicht, mein Freund, die raſche Jugend;
Doch ſpricht das Herz uns nicht von unſern Pflichten los,
Thät' es auch alle Welt —

Zeangir. Dein Herz bleibt immer groß.
Ich weiß es, viel zu groß, von mir erreicht zu werden:
Doch, wenn itzt Eiferſucht und Neid, das Gift der Erden,

Heimtückiſch ſeinen Staub, wie in der Wüſt', erhebt,
Des Sultans Auge füllt, darunter dich begräbt;
Du aber kannſt entfernt den gift'gen Nebel ſehen!
Gebeut die Klugheit dir, blind auf ihn los zu gehen?

Muſtapha. Wer das thut, was er ſoll, thut ſich ſelbſt ſtets genug.
Vielleicht zwar, daß mich nicht der Sturm hieher verſchlug,
Daß ich zum erſtenmal des Vaters Ruf nicht hörte,
Und treuer Freunde Rath itzt dem Gehorſam wehrte:
Allein mich jagt hieher noch eine höh're Pflicht;
Ein edles Weib! ein Sohn! — o! Freund, du kennſt mich nicht
Die Macht der ehlichen, der väterlichen Liebe; —
Den Namen Vater, Mann — den ſtärkſten aller Triebe,
Den ſüßen Trieb des Bluts! — ja, Freund, er iſt noch mehr,
Als Freundſchaft, mehr als Pflicht und Bruderlieb' iſt er!
Geſetzt, man drohte ſelbſt bloß meinen Lebenstagen,
Was könnt' ein Freund für mich, — du, ein Zeangir, wagen?

Zeangir. Freund, alles — Reichthum, Macht, Stolz, Leben, Freude, Glück,
Ja, nenne was du willſt, ſprich nur! im Augenblick
Will ich mein Blut für dich und für dein Heil vergießen,
Und es mit Lächeln ſehn aus meinen Wunden fließen.
Sprich, Freund —

Muſtapha. O edle Bruſt! o Lieb'! o Zärtlichkeit!
Es ſchwillt mein redlich Herz von froher Dankbarkeit.
Ach! ein Verbrecher hat nichts, als das arme Leben,
Nicht weiter einen Thron, ſonſt könnt' ich dir ihn geben —
G'nug! mich rechtfertiget dein eigenes Gefühl:
Für meinen Sohn, mein Weib, wagt' ich itzt nicht zu viel,
Wo ſind ſie? — ſind ſie hier? — ach! ſind ſie noch am Leben?

Zeangir. Ein Fremdling könnte dir davon mehr Nachricht geben.
Tief im Serail verſteckt, den Prieſtern unterthan,
Hört' ich bisher von nichts, als von dem Alkoran.
Erſt heute drang zu mir der Ruf: du ſollteſt kommen,
Und ſeyſt ſchon nicht mehr fern; von froher Lieb' entglommen,

Wagt ich's, im Staub gebeugt, den Sultan anzuflehn,
Einmal das Sonnenlicht — noch mehr, dich, Freund, zu ſehn;
Es ward erlaubt — allein —
Muſtapha. Und weiter, Prinz! — verheele
Mir nichts —
Zeangir. Ach, Freund, ein Schwert durchbohret mir die Seele!
Den Morgen, der ſo ſchön mir aufzuſteigen ſchien,
Sah ich mit Finſterniß und Wettern überziehn.
Des frohen Volks Geſchrey, für eines Fürſten Ohren,
Die lieblichſte Muſik, frohlockend vor den Thoren,
Und hier den Vater — Gott! hier hab' ich ihn geſehn,
Gezittert, ihn zu ſehn — faſt war's um mich geſchehn.
Wie, wenn ein Säbelſtreich den Freund zu Boden ſtrecket,
Der ſeinen Buſenfreund mit ſeinem Schild gedecket —
Ach! alles, was die Welt nur ſtrafbar nennen kann,
Meyneid, Verrätherey, das haſt auch du gethan.
Muſtapha. Du glaubſt —
Zeangir. Ich glaube, daß die Sonne Wolken decken;

Sie können ihren Glanz, doch nicht den Tag, verſtecken!
Daß Unſchuld, Tugend, Treu, vielleicht die Nacht zerſtreut,
Die ſie bedeckt — ja, Freund, es geht die Bosheit weit!
Kannſt du ihr nicht entgehn, o wer ſoll ihr entgehen!
Was haſt du ihr gethan, dich ſo verfolgt zu ſehen?

Muſtapha. Nichts; dieß ſagt mir mein Herz: mein ganz Verbrechen iſt …
Doch bald vergaß ich es, Freund, weſſen Sohn du biſt?
O ja! mit eigner Hand führt' ich dich zu den Höhen,
Nach denen Stolz und Geiz ihr Auge lüſtern drehen;
Wie ſchlüpfrig! glaub' es mir, mein Prinz; mit eigner Hand,
(Ich ſag' es noch einmal, Gott iſt dieß Herz bekannt,)
Setzt' ich dich auf den Thron, nach dem ſie für dich zielen,
Um in der Still' entfernt mein Leben froh zu fühlen.
Allein du ſiehſt …

Zeangir. Ich ſeh': um deiner werth zu ſeyn,
Bin ich zu ſterben werth; —

Muſtapha. Freund, deine Lieb' iſt Pein!
Glaubſt du …

Zeangir. Schweig, Muſtapha, und Tod iſt deine Güte!
Es ſchwillt mein Herz empor; es wallt mein ganz Geblüte,
Für dich zu ſterben; ach! in dem Gedanken iſt
Ein Paradies —

Muſtapha. Nein, nein, wie du es würdig biſt,
Für mich zu leben, Prinz! Jetzt unterwirf im Stillen,
Mit mir dich in dem Staub der Vorſicht weiſen Willen!
Was dem Gerechten auch für Unglückswetter dräun,
So ſoll er ſich den Tod nicht geben, ihn nicht ſcheun.
Der Himmel weiß allein, was uns für Dinge nützen;
Ihm überlaß' ich mich, und er wird mich beſchützen!—
Doch weißt du einen Rath, dem Sturm mich zu entziehn:
So ſprich! denn nunmehr kann und werd' ich nicht entfliehn.

Zeangir. Ach, keinen! Ruſtan iſt mein einziges Vertrauen:
Nur er ...

Muſtapha. Das heißt ein Schloß dir in den Lüften bauen.
Sein ſchmeichelhafter Mund war mir ſtets fürchterlich.

Zeangir. Und dennoch eifert' er beym Sultan frey für dich;
Mein Gram und deine Noth ſchien ſeine Bruſt zu rühren,
Ja, er verſprach ...

Muſtapha. Mein Prinz, du kannſt dich überführen,
Und mich zugleich. Er weiß, in welcher Finſterniß
Mein Weib und Sohn itzt ſeufzt; er weiß es ganz gewiß.
O ſollt' ich, eh der Schlag mich trifft, ſie nochmals ſehen!

Zeangir. Du ſollſt ſie ſehn, mein Freund. Durch mein Geſchrey und Flehen
Erſtürm' ich es von ihm, und iſt es nicht von ihm,
Von meiner Mutter —

Muſtapha. Prinz, dein edler Ungeſtüm
Iſt mir die ſicherſte Gewähr von deinem Herzen:
Doch ſieh dich vor; wie leicht vermehrſt du meine Schmerzen
Durch eigene Gefahr ...

Zeangir. Nein, fürchte nur für dich
Und deine Sicherheit. Die Jugend ſchützet mich.

Und meine Mutter ... Ah! der Sultan! — Gott!
Erbarmen
Jetzt für die Unſchuld! —

Muſtapha. Fleuch! —

Zeangir. Freund, laß dich noch
umarmen —
(Umarmt ihn und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Muſtapha. Solimann (mit ſeiner Wache.)

Solimann. Was ſeh ich? — wie? — du hier?
Verräther! Böſewicht!
Iſt in der ganzen Burg für dich ein Kerker nicht,
So finſter, wie dein Herz? du lebſt? dich ſeh ich wie-
der! —
Auf, Sklaven, ſäbelt gleich den Uebelthäter nieder!
(Die Soldaten gehen mit den bloßen Säbeln auf ihn los, er
wirft ſich dem Sultan zu Füßen.)

Muſtapha. Mein Vater! nur Ein Wort! —

Solimann (wird gewahr, daß er noch den Säbel hat.)
Was ſeh ich? unerhört! —
Man ließ dem Frevler noch ſein vatermordend Schwert?

Ja, ja, es iſt mit ihm die ganze Welt verſchworen,
Beſtochen und verkauft! du kamſt mich zu durchbohren,
Nicht wahr? — (Zur Wache.) was wartet ihr? —

Muſtapha. Halt ein! ich bitte dich,
Um deinetwillen ſelbſt; ich flehe nicht für mich,
Ach! laß mich wenigſtens nicht unvertheidigt ſterben!
Du wagſt es, ſpäte Reu und ew'gen Gram zu erben? —

Solimann. Was ſagt der Frevler? wie? mich ſoll es gar gereu'n,
Von einer ſolchen Peſt, wie du, mich zu befreyn? —

Muſtapha. Mein Weib, mein Sohn und ich, ſind, Herr, in deinen Händen!
Du kannſt den Todesſtreich, ſo bald du willſt, vollenden:
Doch ſprich, welch' Unglück hat den ſchrecklichen Verdacht
Und deines Zornes Laſt ſo ſchwer auf mich gebracht?
Die Urſach' ...

Solimann. Biſt du ſelbſt! biſt du nicht ein Verräther?

Muſtapha. Der ſtrengſte Richter hört auch einen Miſſethäter; —
Und wann verrieth ich dich?

Solimann. Dieß fragſt du, Mörder, du?—
Ha, warum ſchlägt mein Arm nicht rächend auf dich zu?
Beſtachſt du, wo du warſt, nicht meine Völker alle?
Warum beſtachſt du ſie? — nicht wahr? zu meinem Falle?

Muſtapha. Ich ſie beſtochen? nein: ſtets that ich meine Pflicht,
Ich half den Armen auf, und Unrecht litt' ich nicht;
Ich habe ſtets dein Recht und das Geſetz beſchützet;
Die Bosheit abgeſtraft, die Unſchuld unterſtützet,
Mit unbeſtochner Hand Gerechtigkeit geübt . . .

Solimann. Verfluchter, und darum warſt du alſo geliebt?
Wo iſt das Gold, wodurch ich meine Schätze mehrte,
Als in Magneſien ich treue Baßen nährte?
Als kein Verräther noch, kein Sohn noch dort regiert?

Muſtapha. Hätt' ich das Regiment ſo bös' als ſie geführt,
Um Gold das Recht verkauft, an reiche Miſſethäter;
Alsdann, mein Vater, wär' ich wirklich dein Verräther.

Solimann. Der Heuchler Politik! — die Schuld fiel auf dein Haupt. —

Wenn du in der Provinz geplündert und geraubt,
So hätt' ich dich zum Schein, wenn man dich angeklaget,
Beſtraft und heimlich dich geſchützt: dort Ruhm erjaget,
Entfernte Staaten arm, die Kaſſen reich gemacht:
Dieß iſt die Politik, die Reich' empor gebracht,
Da du . . .

Muſtapha. Mein Vater; nein, die würdeſt du verdammen,
Dein Herz bürgt mir dafür! du ſahſt es: welche Flammen
Des Aufruhrs die Provinz auf's ſchrecklichſte verheert,
Als ſich der Baßen Geiz mit Bürgerſchweiß genährt.
Rebellion und Mord, Haß und Verräthereyen! —
Stets brauchteſt du ein Heer, die Frevler zu zerſtreuen.
Haſt du, ſeit dem du mich in die Provinz geſchickt,
Den ſchwächſten Funken noch von jener Glut erblickt?
Es ſchlief die Zwietracht ein, des ew'gen Aufruhrs müde,
Von Innen herrſchte Ruh, von Außem ſtolzer Friede,
Der Perſer ſcheute dich, der ſonſt auf Unruh ſann,
Und dein Gebot vollzog mit Luſt der Unterthan.

Solimann. Du leugſt, ha, mein Gebot? — Verwegner, nein, das deine!

Gefürchtet und geliebt warſt du, und nur zum Scheine
Schickt' ich Befehle hin, die man niemals vollzog.

Muſtapha. Ach, wann? mein Vater, wann? So man dich nicht betrog,
Und ſie getreu ertheilt', (ich ſchwör' bey meinem Leben,)
O ſo vollzog ich ſie, als ob ſie Gott gegeben.

Solimann. Sprich, ſtand es nicht bey dir, Verräther! ganz allein,
Nach eigner Willkühr dort die Zwietracht auszuſtreun?
Den kleinen Ueberreſt von Macht mir zu verkürzen,
Und mich, ſo bald es dir gefiel, vom Thron zu ſtürzen?

Muſtapha. Verflucht ſey der Gedank, wenn ich ihn je gedacht:
Herr! deine Macht iſt dort, noch deine ganze Macht;
Und hat der Ruf mich mehr, als ich verdient, geprieſen,
So hat man deiner Wahl den Beyfall bloß, erwieſen.
Man lobt mich, weil ich bloß was ich geſollt, gethan:
Doch weil du mich gewählt, ſo betet man dich an!
Glaub', ein Monarch verliert, wenn die tyranniſch wüten,
Die unter ſeinem Schutz in der Provinz gebieten,
Doch ihrer Tugend Ruhm fällt auch auf ihn zurück;
Man freut ſich ſeiner Ruh, und danket ihm ſein Glück.

So lobt man im Geſchöpf, das Reiz und Schönheit ſchmücket,
Den Schöpfer, der darein ſein göttlich Bild gedrücket. —
Vielleicht auch, daß mich oft ein ſchmeichelhaftes Lob,
Weil man dir ſelbſt dadurch zu ſchmeicheln glaubt', erhob:
Man hofft, der Väter Gunſt am erſten zu erjagen,
Wenn ihre Kinder wir in Arm liebkoſend tragen.

Solimann, (der ſehr aufmerkſam zugehöret, und der durch das leztere etwas beſänftigt ſcheinet.)

Ha, Schlange! die im Mund mir eine Roſe bringt,
Und nehm' ich ſie von ihr, heimtückiſch mich verſchlingt!
Ruft' ich dich nicht hieher? warum haſt du verweilet?
Hab' ich noch ungeſtraft Befehl' umſonſt ertheilet?
Warſt du von Bosheit frey, von dem Verbrechen rein,
Was konnte Schreckliches hier deiner Unſchuld dräun?

Muſtapha. Dein Zorn, mein Vater, ach! der mich gewiß verzehrte,
Und wider mich entflammt, auf mein Geſchrey nicht hörte. —
Allein kein Anſtrich ſoll der Unſchuld Farben leihn;
Ja, ich war ſtrafenswerth; Herr! ich geſteh es ein.
Der Ungehorſam iſt ein todeswerth Verbrechen,
Und du, Herr, kannſt es auch mit allen Donnern rächen:

Ich murre nicht — genug, es war das erſtemal;
Und wie viel koſtet mich der Ungehorſam Qual!
Es war das erſtemal, Herr, daß ich dich beleidigt,
Da für das Uebrige mein Herz mich ganz vertheidigt:
Doch wirſt du mir dießmal erbarmungsvoll verzeihn,
So ſey inskünftige mein ganzes Leben dein!
Mein Blut ſoll wann und wo du es gebieteſt, fließen—

Solimann. Dieß überlaſſe mir; Blut weiß ich zu vergießen …
Geſetzt, ich könnte dir den Ungehorſam … nein,
Verräth mich ſelbſt mein Herz? ich? könnte dir verzeihn?
Hat ſich der Janitſchar nicht, da du kamſt, empöret?
Hab' ich nicht das Geſchrey des lauten Volks gehöret?
Bot nicht ſein Säbel da dem Vater höniſch Trutz?
Nahm es vor meinem Zorn nicht deine Freund' in Schutz?
Was ſagſt du, Frevler? — wie? und du haſt nichts verbrochen?
Du haſt ſie nicht gebannt, bezaubert und beſtochen?
Und noch …

Muſtapha. Mein Vater, ach! es war nicht meine Schuld,

Frag' ſelbſt: ich ſtrafte ſie voll Ernſt und Ungeduld!
Du kennſt das blöde Volk: es wählet ohne Tugend
Aus Wahn und Eigenſinn, und liebet oft die Jugend.
Verändrung, Neuigkeit! erſtaunt frohlockend da,
Wo ſeine Neugier ſieht, was es vorher nicht ſah.
Entfern' dich ein'ge Zeit, wie wird es dich bedauern!
Du kömmſt zurück: es jauchzt, es ſteigt auf Bäum' und Mauern,
Hält dich für einen Gott, und wirft dir Palmen zu;
Laß wenig Tage fliehn, der Taumel weicht, und du
Biſt wieder Menſch — ſcheint mir der Janitſchar gewogen,
So denke, daß du mich bey und mit ihm erzogen,
Daß du mich oft mit ihm in Waffen haſt geübt,
Daß er mich darum liebt, weil du mich einſt geliebt —
Weil du mich einſt geliebt? o Glück der vor'gen Tage,
Wo biſt du hingeflohn? ſoll eine lange Klage
Mein künftig Leben ſeyn? wo biſt du hingefloh'n,
Du Frühling meines Glücks! als du noch deinen Sohn
Hold in die Arme nahmſt, auf deinem Schooß ihn ſetzteſt,
Und lächelnd oft dein Aug' an ſeinem Spiel ergötzteſt,

Mich mehr geliebt, als — was? — nichts, nichts war außer dir!
Geliebt, jetzt nicht mehr liebſt! — Was ſoll das Leben mir,
Wenn es von heft'gem Zorn des Vaters ſtets belaſtet,
Im Schatten ſeiner Huld und Liebe nicht mehr raſtet!
Ja, Herr, im Staub gebeugt fleh ich: vollziehe gleich,
Vergiebſt du mir nicht ganz, den angedrohten Streich!
Hier iſt mein Haupt —

Solimann. Mein Sohn, — ſteh auf! — laß mich alleine —

Muſtapha (ganz außer ſich.) Wie! hab' ich recht gehört? — in vollem Sonnenſcheine
Mein Glück, das eine Nacht, die tiefſte Nacht gedeckt!
Wo bin ich! iſt's ein Traum, der angenehm mich ſchreckt! —
Dein Sohn! — ach nenne mich noch einmal! welch' Entzücken!
Und laß mich dieſe Hand an meine Lippen drücken,
(Er küßt ihm die Hand.)
Mit meinen Thränen ſie ...

Solimann. Laß mich allein! — geh hier
In dieſer Zimmer ein's, und wart', ich rufe dir!
(Muſtapha geht ab.)

Vierter Auftritt.

Solimann. **Roxane** (tritt an der Scene, um zu ſehen, was vorgeht.)

Solimann. Ah! endlich iſt er fort! faſt iſt mein Herz zerſprungen,
So hat es wechſelsweis mit Lieb' und Haß gerungen. —
Welch unbekannte Macht hält meinen Arm zurück? —
Bey nahe zittert' ich vor ſeinem erſten Blick ...
Ich zittern? welch' ein Schimpf! ich? vor dem alles zittert?
Ich, der durch einen Wink die halbe Welt erſchüttert?
Ich! und ich rächte nicht zum mindſten dieſen Hohn? —
Ich fühl's, mir ſagt mein Herz noch ſtets: er iſt dein Sohn!
Vom erſten Augenblick hat es ihm frey geſprochen —
(Einen Augenblick nachdenkend.)
Und ſollt' er ſtrafbar ſeyn? — nein, er hat nichts verbrochen!
Sein frey und offnes Herz — er hätt' es ſelbſt geſagt;
Des Ungehorſams hat er ja ſich angeklagt —
Und doch ...

Roxane (beyſeite indem ſie hineintritt.)
Ha, nun iſt's Zeit! — (Zu Solimann.) O Herr, welch' ein Getümmel!
Haſt du es nicht gehört? laut tönt bis an dem Himmel
Der Name, Muſtapha! es tobt der Janitſchar!
Er glaubt, ſein Liebling ſey todt, oder in Gefahr!
Er will ihn ſehn, ſchreyt laut …
Solimann. Wohlan! dieß kann geſchehen!
Hier iſt er im Gemach: er komm', er mag ihn ſehen.
Roxane. Ihn ſehen, wie? du glaubſt …
Solimann Er habe keine Schuld.
Des Pöbels Raſerey …
Roxane. Sprich lieber deine Huld!
Du wollteſt …
Solimann. Auf einmal das Ungewitter ſtillen;
Der Pöbel und ein Kind ſchweigt, thut man ihm den Willen.
Roxane. Doch gieb ihm dieſen Stahl, den jetzt ſein Wahn begehrt,
So ſiehſt du wider dich die Schärfe ſelbſt gekehrt!

Verſuch' es, ihm alsdann ihn aus der Hand zu drehen!
Erbittert wirſt du dich ihn ſchnell verwunden ſehen.
Solimann. Mein Sohn iſt edel —
Roxane. Herr! zur Huld iſt's Zeit genug;
Bey drohender Gefahr iſt man niemals zu klug!
Ich liebe deinen Sohn, doch biſt du mir noch lieber:
Verſuch's, vielleicht rauſcht noch der Sturm ohn' ihn vorüber.
Wer mit dem Leben ſelbſt den Thron verlieren kann,
Hat für die Sicherheit niemals zu viel gethan!
Es ſah dein Sohn das Schwert auf ſeine Freunde toben,
Er ſah es wider ſich vielleicht hier ſchon erhoben,
Den Achmet, der entflohn, giebſt du ihm jetzt zurück—
Was glaubſt du, wartet dein, o Herr, für ein Geſchick? —
Ja rächten ſie ſich nicht, wenn ſie ſich rächen könnten,
So wären ſie nicht werth, daß ſie ſich Männer nennten. —
Solimann (denkt nach.) Ich glaube — du haſt Recht? zum Glück hebſt du den Flor,
Mit dem das Mitleid itzt mein Aug' umzog, empor:

Werd' ich in Ewigkeit mit dieſer Schwachheit ringen?—
Nein, nein, der Sultan ſoll den Vater noch bezwingen.
Sprich, wo iſt Ruſtan? —

Roxane. Herr, vor deinem Zimmer —

(Sollmann geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Roxane (allein.)

Ha!
Dem Sturm, den ich erregt, entgehſt du, Muſtapha?
Doch Ruſtan wird mit mir ein andres Wetter thürmen,
Dann ſoll dich kein Prophet, nicht Mahomed beſchirmen!
Es ſterbe Muſtapha, Fatim' und auch Zopyr,
So herrſcht auf dieſem Thron Zeangir neben mir!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zeangir. Fatime. Zopyr (an Fatimens Hand.)

Fatime. Er hier? Fort, fort zu ihm! ſprich, mein Zeangir, ſprich!
Wo iſt mein Muſtapha? — (zum Zeangir, der ängſtlich umher ſieht.) Du ſchweigſt? ich flehe dich,
Laß mich ihn ſehn! mein Herz wallt über von Entzücken,
Mein Arm iſt ausgeſtreckt, ihn an dieß Herz zu drücken —
Wo iſt er? — Ah! du ſiehſt mich an? — Wo iſt er hin?

Zeangir (ängſtlich.) Der Sultan —

Fatime. Weh! weh mir! —

Zeangir. G'nug,
hier verließ ich ihn —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. (Es öffnet ſich die Thüre, wo Muſtapha hineingegangen war, er tritt heraus, Zopyr wird ihn zuerſt gewahr.)

Zopir (läuft auf ihn zu, küßt ihm die Hand, und hängt ſich an ſeinen Arm.)
Mein Vater —

Fatime, (die ihn ſtarr anſieht, und ihn alsdann freudig um den Hals fällt.) Iſt er's auch, den ich zu ſehen glaube? —

Zeangir. Prophet der Gläubigen, dir dank' ich in dem Staube,
Daß dein allmächt'ger Arm das Schwert zurücke hielt,
Mit dem des Todes Wut nach meinem Freund gezielt!
Sein Engel …

Muſtapha (der ſich aus den Armen der Fatime losreißt, und Zeangiren um den Hals fällt.)
Ach, mein Freund! im Taumel meiner Freuden,
(Und kennteſt du ſie halb, du müßteſt mich beneiden,)
Im Rauſche meines Glücks, vergaß ich faſt, wem ich
Mein Glücke ſchuldig war; dich, liebſter Bruder, dich!
Laß dich umarmen —

Zeangir. Freund, ach! fühl' es ganz und wiſſe,

Daß ich in dir mein Glück, und meinen Stolz umſchließe!
Biſt du gerettet? —
Fatime. Ach! biſt du's? biſt du's? du Mann,
Den meine Seele liebt? — du blickſt mich weinend an? —
Zopyr. Und mich, mein Vater, mich umarmſt du nicht?
Muſtapha. O Freuden!
Wer zählt euch? Eine ſchon belohnt mir alle Leiden,
Die wie ein Berg auf mir ſich thürmten, komm', mein Sohn,
Du warſt, und biſt es noch, der erſten Liebe Lohn!
Mit Inbrunſt drück' ich dich an meine Bruſt — dein Leben
(Er nimmt ihn in die Höhe, und küßt ihn.)
Sey glücklicher, als deß, der dir es hat gegeben! …
Dein Leben glücklicher? — was fehlet mir zum Glück?
Ein Weib, in deren Bruſt, ſo wie in ihrem Blick
Der Himmel wohnt — ein Sohn! — ein Bruder, deſſen Jugend
Den ganzen Abdruck trägt von Weisheit und von Tugend?
Zeangir. O welch' ein Lob für mich! jetzt ſeh' ich neben dir,

---

Mich nah an dem Geſtirn, die Welt tief unter mir!
Mein Herz klopft hoch von Ruhm —
Fatime. Und meines vor Entzücken, —
Mein Stammeln — Muſtapha — lies' es in meinen Blicken —
Der Mund verſagt den Dienſt — ah! biſt du wieder mein?
Auf ewig mein?
Muſtapha. Ich bin's: ich werd' es ewig ſeyn,
Wenn auch ...
Fatime. Wenn auch? wie? was? willſt du mich wieder tödten?
Zeangir. Der Vater ...
Fatime. Der Barbar ...
Muſtapha. Halt ein!
Fatime. Bey dem Propheten!
Wenn er ...
Muſtapha. Er iſt verſöhnt! noch ſchallt der ſüße Ton
Melodiſch in mein Ohr — er nennete mich Sohn!
Zeangir. O Himmel! er verſöhnt?
Fatime. So laß mich alles wiſſen!

Und alſo kann mein Arm dich ungeſtraft umſchließen?
Du gehſt, wohin du willſt, und immer folg' ich dir?
Die Spitze, welche dich bedroht, zielt erſt nach mir?
Und du biſt frey, ganz frey? — ſo komm', laß uns entfliehen,
Eh neue Wolken uns den Himmel überziehen —

Zeangir. Der einz'ge ſichre Rath, entflieh', ſo bald . . .

Muſtapha. Wohin?
Wo ich nicht, ſo wie hier, des Vaters Schrecken bin! —
Auch wird mein Schickſal hier noch immer abgewogen:
Des Zornes Schaale ſah ich zwar weit aufgezogen;
Allein, die Mißgunſt leiht dem Zorn leicht ſein Gewicht,
Und was die Lieb' erſt wog, wägt ſie in kurzem nicht.
Wie oft hat er nicht Lieb' und Haß zugleich empfunden!
Wie oft gab ich den Dolch, den ich der Hand entwunden,
Ihm nicht geſchärft zurück? — Ich ſah ihn, und er ſchien
Verſöhnt; doch hat mir der, der ihn jetzt ſpricht, verziehn?

Zeangir. Wen meynſt du?

Muſtapha. Ach, mein Prinz!
wird ſie in ihrem Grimme . . .

Kurz — eh er gieng, hört' ich hier deiner Mutter Stimme,
Und … doch du biſt ihr Sohn —

Zeangir. Zeangir iſt dein Freund; —
So viel ich weiß, war ſie beym Sultan dir nicht feind;
Doch wüßt ich …

Muſtapha. Freund, genug! jetzt aber laß mich wiſſen,
Wem dank' ich dieſes Glück, in Liebe zu zerfließen?
Wem dank' ich es, nächſt dir?

Zeangir. Dem Ruſtan — in der That
Iſt Ruſtan nicht dein Feind; er willigt', eh ich bat.
Ein Stummer führte mich zu ihnen — (Auf Fatimen und Zopyr zeigend.) Gott! noch beben
Die Freuden durch mein Herz: da bracht' ich Glück und Leben —
O Wolluſt, der nichts gleicht, die Leidenden erfreun,
Sie zu beſeligen, um ſelig ſelbſt zu ſeyn!

Fatime. Mein edler Prinz, ſchon längſt hätt' ich dir danken ſollen:
Doch von Empfindung war mein Herz ganz angeſchwollen;

Jetzt ſtröm' es über — ja, nach meinem Muſtapha,
Glaubt' ich, daß ich in dir der Engel einen ſah.
So blühet wenigſtens des Himmels reine Jugend,
Ihr Antlitz leuchtet Lieb' und ihre Bruſt flammt Tugend. — (Zu ihrem Sohne.)
Sohn, welch ein Muſter ſtralt dir blendend in's Geſicht. —
Dein Vater und ſein Freund! — und folgſt du ihnen nicht,
So gleit' in dieſem Thal des kummervollen Lebens
Dein erſter Schritt ins Grab! — doch ach! vielleicht vergebens
Zeig' ich dir dieſen Pfad, den man in kurzer Zeit,
Und wollteſt du ihn gehn, dir doch zu gehn verbeut.
Ein ahndungsvoller Gram hängt ſchwer auf meinem Herzen,
Und in mein Glück drängt ſich ein ſcharf Gefühl von Schmerzen.
O daß die Sonne nur, die mir itzt heiter ſcheint,
Um dieſen May des Glücks, in dem die Freude weint,
Nicht ein Gewölke thürmt, das jähling auf uns wittert,
Die Blüte mir verzehrt, und dann den Stamm zerſplittert!

Zopyr (zur Fatime.) Du weineſt? weine nicht, mein Vater iſt ja da!

Zeangir. Ja, fühl' itzt nur dein Glück! es lebt dein Muſtapha.
Ach! kann der Himmel wohl die reinſte Unſchuld haſſen,
Und in ihr einen Raub der Bosheit überlaſſen?
Itzt hab' ich ſeinen Schutz, mit Augen ihn geſehn:
Mit offnen Schlund ſah ich auf ihn den Löwen gehn:
Sein blutiges Gewand glaubt' ich ſchon hier zu finden,
Der Himmel wußte nur den Rachen ihm zu binden!
Gerecht . . .

Muſtapha. Freund, was er thut, war ſtets gerecht gethan;
Der Fromme betet ihn auch in dem Leiden an.
Wir ſtreu'n ein Saamenkorn nachläßig in die Erde,
Damit es einſt ein Baum voll güldner Früchte werde,
Uns ſchien es längſt verweſt — wirft mich des Schickſals Wut
Zu Boden: o ſo glaubt, er meynt es mit uns gut —
Mir wird zu meinem Glück, euch nichts zu eurem fehlen! —
Laßt euch jetzt einen Traum von dieſer Nacht erzählen:
Ein göttlicher Prophet ergriff mich bey der Hand,

Hell, wie der Mond, und weiß, wie Schnee war ſein Gewand,
Er führte mich — (o Gott! wie frohe Saiten beben,
In ſüßer Harmonie, ſo zittert Freud' und Leben
In meinen Adern noch!) ich kam in eine Flur,
Todt iſt hier gegen ſie die reizendſte Natur.
Auf ſeidnen Schwingen trug ein Weſt durch heitre Lüfte,
Von tauſendfält'ger Art der Blumen Balſamdüfte.
An goldnen Stämmen glänzt', in Blüten halb verſteckt,
Die Frucht, die, ewig reif, wie Götterſpeiſe ſchmeckt:
Milch, Honig, Wein und Moſt floß hier in hundert Strömen,
Durch Ufer, die Rubin und Amathiſt beſchämen:
Vom Stuhle Gottes kam ihr unverſiegner Lauf,
Der Boden war Kryſtall, und Perlen floſſen drauf.
Ein glänzender Palaſt ſtieg in den Paradieſen
Empor, den viel zu ſchwach ſelbſt Engelzungen prieſen,
Die goldne Säule trug den koſtbarn Edelſtein,
Das Thor war Diamant, der Boden Elfenbein.
Zween Jünglinge, wie wir die Engel Gottes malen,
Empfiengen mich entzückt; ſie trugen güldne Schaalen.

Und boten mir die Frucht von der Unſterblichkeit;
Der Purpur glänzt' in Gold: ich aß, und Seligkeit
War ihr Geſchmack. Mein Sohn, ſprach nun zu mir der Weiſe,
Durch eine Wüſteney gieng deine kurze Reiſe,
Doch meiner Führung treu, biſt du hier angelangt,
Wo reiner Seelen Glanz in weißen Kleidern prangt,
In dieſen Streifen Blut's trägſt du der Unſchuld Siegel:
Steig' hier ſo hoch du willſt, es ſpringen Thor und Riegel,
Und bieten Freuden dir, die ſich nur der erſtritt,
Der in dem Labyrinth der Zeit unſchuldig litt. —
Er ſprach's, im Augenblick durchglänzten tauſend Lichter,
Wie Sterne, den Palaſt, und himmliſche Geſichter
Umgaben mich entzückt: ein Engel glich ſelbſt dir,
Fatime, ein andrer dir, mein Freund, auch dir Zopyr!
Es ſtrömte Seligkeit von ihren Lippen nieder;
Kein Sterblicher ſagt das, was ſie mir ſagten, wieder.
Indem ertönte laut der Harfen Silberklang,
Und Engel ſangen drein, mit himmliſchen Geſang:
Einſtimmig wagt ich's itzt mit ihnen Gott zu preiſen;
Doch da erwacht ich — ach! zu meinen irdſchen Reiſen,

Mir ekelte davor — nur mit dem Unterſchied,
Ich fürchtete nicht mehr, was ich vorher vermied.
Des Vaters Angeſicht, in ihm den Tod zu ſehen,
Schien mir ein Aerntenfeſt, auf das wir jauchzend gehen,
Wo der Ermüdete die Wonne, die ihm winkt,
In Strömen tiefer Luſt nach vieler Arbeit trinkt:
Der Tod … doch wie? Ihr weint? —

Zeangir. Freund, wer, wie
du den Himmel
In ſeiner Seele trägt, der denkt und fühlt nur Himmel.
Es lohne dich mit ihm der Gläubigen Prophet,
Der deine Tugend kennt — doch ach! für uns erſt ſpät!

Fatime. Ja ſpät! — Pflicht iſt's, für uns, wo
nicht für dich, zu leben —

Muſtapha. Wenn es die Vorſicht will …

Zeangir. Ach! kann
ich mir vergeben? —
Für deine Rettung ſteh' ich ganz unthätig hier;
Indeſſen gräbt vielleicht die Bosheit unter dir!
Sollt' ich nicht wachſam ſeyn, die Hand ihr zu verkürzen,
So wie ſie wachſam iſt, dich meinen Freund zu ſtürzen?
Ich geh', ich eil', ich ſeh', ob alles ruhig iſt?

Wie glücklich! wenn nur du, mein Bruder, glücklich biſt ... (Im Fortgehen.)
Noch ein's, ich zittre, Freund, dir dieß noch zu erklären,
Doch hab' ich's angelobt. Wird Ruſtan es begehren,
Daß dieß geliebte Paar ...
Muſtapha. Genug, er hat dein Wort;
So bald er es verlangt, mein Freund, laß ich ſie fort —
(Zeangir geht ab.)

Dritter Auftritt.

Fatime. Muſtapha. Zopyr.

Zopyr. So bleib' ich nicht bey dir?
Muſtapha. Sohn! du mußt dich gewöhnen,
Mich nicht zu ſehn, vielleicht —
Fatime. Zu Seufzern und zu Thränen,
Darzu erzog ich dich; wie oft haſt du mit mir
Um deinen Vater dort geweint und ich mit dir!
Jetzt, da die Sonne mir kaum einen Blick gegeben,
So zieht auf's neu ein Flor ...
Muſtapha. Sey froh, daß wir noch leben,

Daß wir uns hier umarmt, daß ich noch wünſchen kann,
Für dich zu leben, — ach! wie leicht war es gethan!
Der Säbel fiel herab, das Haupt mir zu zerſpalten,
Ein ſeidner Faden hat ihn noch zurückgehalten!
Wie leicht . . .

Fatime. Wie? ſahſt du nicht den Bliß von ferne ſchon?
Warum —

Muſtapha. Ach biſt du nicht mein Weib? Zopyr mein Sohn?
Mein Glück, mein Paradies, der Inhalt meiner Freuden?
Und bring' ich nicht mein Haupt, ſo droht dieß Schwert euch beiden.
Nein! dieß wär' Meuterey, und ich zu ſterben werth!

Fatime. Wie, Himmel! hör' ich recht? — ich alſo bin das Schwert,
Das dich durchbohrt? — laß mich zu dem Tyrannen gehen,
Und aus Erbarmen mir von ihm den Tod erflehen,
Nur daß du lebſt, nur du — und dieß dein Bild, Zopyr —
O Zärtlichkeit! wie ſüß und bitter biſt du mir!

Für mich, für mich! — o nein! dieß war zu hoch getrieben —
Die Welt vergißt, daß wir ſtark, wie der Tod, uns lieben;
Nicht aber, daß wenn ſie dich, Muſtapha, verliert,
Die Weisheit mit dir fleucht, durch die ein Fürſt regiert!
Sie hat der Weiber g'nug, um dein Serail zu füllen —

Muſtapha. Doch nicht mein Herz — genug, der Lüſte Durſt zu ſtillen,
Doch der Fatimen kein's. — Fatim', — es iſt geſchehn,
Und würde noch geſchehn — (Fatime weint.) laß mich nicht Thränen ſehn —
(Zum Zopyr.) Auch du, mein Sohn?

Zopyr. Wie gern möcht' ich auch für dich ſterben,
Mein Vater!

Muſtapha. Nein, mein Sohn! dich ſoll Zeangir erben,
Der tugendhafte Freund, dieß Beyſpiel edler Treu —
O wüßt' er, daß ohn' ihn mein Leben ſicher ſey,
Er könnte ... doch dieß darf nicht ſeine Lieb' erfahren,
Auch ſterbend muß man ihm nur dieß nicht offenbaren.

Fatime. Zeangir? Wie? —

Muſtapha. Iſt er nicht der Roxane Sohn?
Und wer erbt ohne mich der Ottomannen Thron? —
Doch wie er mich beſchützt, ſo wird ihn Gott beſchützen! —
Ihr aber laſſet uns die Augenblicke nützen,
Die des Propheten Gunſt jetzt unſern Wünſchen giebt;
In meiner größten Angſt hat er mich ſtets geliebt —
Ach! wie ergieng es dir, Fatim? ... (Man hört jemanden ſich nähern.) es kömmt jemand!

Fatime. Ich zitt're, Muſtapha —

Zopyr, (der ſich an ſeinen Vater drängt.) Mein Vater, deine Hand —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ruſtan.

Ruſtan, (der ſich mit der ehrerbietigſten Verbeugung dem Muſtapha nähert.)
Prinz unſers Solimann, Luſt aller Ottomannen!
Des Friedens Zier und Stolz, das Schrecken der Tyrannen ...

Muſtapha. Weg mit der Schmeicheley! man ſey das, was man ſcheint.
Du ſcheinſt mein Freund zu ſeyn? ſo rede, wie ein Freund! —

Ein Schrecken nennſt du mich, dem nur die Ketten fehlen,
Um zu den niedrigſten Verbrechern ihn zu zählen?
Auf dem ein niedrer Sklav den Säbel erſt gezückt?
Dem nur ein Wink gebrach, daß er mich nicht zerſtückt? —
Allein man lernt am Hof leicht dieſe glatte Sprache,
Und dieß entſchuldigt dich! —

Ruſtan. Des Himmels Zorn und Rache …

Muſtapha. Genug! ich glaube dir. Du hintergiengſt mich? nein!
Hier, dieß rechtfertigt dich — (Er zeigt auf Fatimen und Zopyrn.) könnt' ich doch dankbar ſeyn!
Du haſt dieß liebe Paar mir hier zu ſehn vergönnet;
Ein Dienſt, den Muſtapha im Tode noch erkennet!

Fatime. Auch ich, o Ruſtan; …

Zopyr. Ja, auch ich —

Ruſtan. Ah! wollte Gott! …
Doch iſt des Sultans Wort ein unumſchränkt Gebot —
Es koſtete nicht mir allein, auch euch das Leben,
Träf' er euch hier …

Fatime. Das heißt: ich ſoll mich wegbegeben —

Ruſtan (zu Fatimen und Zopyrn.)
Ja, in dein Zimmer, du und mit dir dein Zopyr —
Fatime. Zu unſern Kerker, ſprich — und dann, was giebſt du mir
Von meinem Muſtapha zu hoffen und zu ſcheuen?
Muſtapha. Mein Vater, eh er gieng, ſchien mir noch zu verzeihen;
Sahſt du ein neu Gewölk auf ſeiner Stirne ſtehn?
Ruſtan. Ich ſah den Sultan zwar nur im Vorübergehn,
Und da — (Er hält geheimnißvoll inne.)
Muſtapha. Verbirg' mir nichts! verdient' ich es zu ſterben,
So würd' ich mich vielleicht bey dieſem Wort entfärben;
Allein …
Ruſtan. Dieß fürcht' ich nicht: doch hab' ich dort gehört,
Daß ſich der Janitſchar zu deinem Schutz empört.
Es hat ihn die Gefahr, die Achmet ihm entdecket,
Für deine Sicherheit in den Tumult geſchrecket —
Fatime. Weh uns! —
Zopyr. Mein Vater, ach! —
Muſtapha. Daß doch die Freundſchaft oft

Durch Eifer ſchädlich wird, wann ſie zu nützen hofft!
Ach Ruſtan! könnt' ich mich doch ihm perſönlich zeigen,
So würde ſeine Furcht, mit ihr ſein Frevel ſchweigen!

Fatime. Thu' es, o Ruſtan! ſteh' in unſrer Angſt uns bey,
Und zeige, daß dein Herz dem Mitleid offen ſey!

Zopyr. Ja, lieber Ruſtan, eil', uns Hülfe zu gewähren.

Ruſtan. So würde dich und mich der Donner ſchnell verzehren!
Dem Sultan iſt nur der der Todesſtrafe werth,
Wer ihm nicht blind gehorcht: und gäb', eh er's begehrt,
Man ihm das Leben ſelbſt —

Muſtapha. Doch iſt des Vaters Leben
Vielleicht ſelbſt in Gefahr? — ich will mich hinbegeben …

Ruſtan. Wohin, mein Prinz? du biſt auf's härteſte bewacht,
Hier haben an dem Saal der Sklaven zwanzig Acht —
Doch iſt zu deinem Dienſt Zeangir hingeeilet:
Ich traf ihn, und ihm iſt Bericht davon ertheilet.
Sein Eifer …

Muſtapha. Brennt für mich in Flammen — ſage mir!

Sieht mich zum letztenmal Fatim' — und mein Zopyr? —

Fatime. Was ſagſt du?

Ruſtan. Herr! ich weiß von nichts, und dennoch zage
Ich weniger für dich, als ich dich ſelbſt beklage.

Muſtapha. Dieß iſt ein Räthſel —

Ruſtan. Ach! du kennſt den Sultan wohl.
Sein Zorn beſtrafet oft, den er beſtrafen ſoll,
Nicht an ihm ſelbſt, an Gut, am Leben und am Leibe:
Nein, oft in einem Sohn, in einem theuren Weibe,
In einem werthen Freund —

Fatime. Was hör' ich! ſage mir
Es ganz — vor Freuden klopft mein ahndend Herz in mir!
O ſage, daß er mir das Leben rauben wolle,
Damit mein Muſtapha und dieſer leben ſolle! —
(Auf den Zopyr zeigend.)

Muſtapha. Nein, dieſe Wuth ... was giebt dir den Gedanken ein?
So unbarmherzig wird und kann kein Vater ſeyn,
Und wär' er's, ... ah! man hat den Säbel mir entriſſen,

Doch zu dem Tode werd' ich auch noch Wege wiſſen.

Fatime. Und dann ſäh' ich in dir, Prinz, meinen größten Feind;
Du raubteſt mir den Ruhm, für dich ... (Zum Ruſtan.) Doch woher ſcheint
Dir dieſe Hoffnung? —

Ruſtan. Schlau hört' ich den Sultan fragen,
Ob dich auch Muſtapha ſehr liebte? „ſeine Klagen"
Sagt' ihm Roxane, „ſind der mächtigſte Beweis,"
„Ach gieb uns," rief ich aus, „dein gnädiges Geheiß,"
„Daß die Unglücklichen ſich wieder ſehen mögen!"
Allein er donnerte mir einen Fluch entgegen;
„Fatime," ſagt er, „ſey gedoppelt ſcharf bewacht!"
Und er gieng fort — du ſiehſt —

Muſtapha. Fatime, keine Macht
Und kein Gebet ſoll dich aus meinen Armen reißen!
Hier will ich kämpfen, hier, auch ohn' ein tödtlich Eiſen
Soll meine Fauſt geſtärkt ...

Ruſtan. Alsdann, mein Prinz, durchſtieß
Durch dein beſchützend Herz der Dolch ihr Herz gewiß.

Fatime. Und fehlt' er, o ſo würd' ich ihm den Weg ſchon zeigen!

Ruſtan. Vielleicht beſorg' ich mehr …
Muſtapha. Vielleicht auch willſt du ſchweigen;
Allein …

Ruſtan. Herr, was ich weiß, hab' ich dir frey geſagt.
Du weißt es, daß für dich Zeangir alles wagt;
Wenn ein ſo naher Sturm für dich zu fürchten wäre,
So wär' er hier — du biſt noch ſtets des Sultans Ehre,
Er liebt, und weiß es nicht, dich immer, und wie leicht
Wird auch ein hartes Herz zum Mitleid dann erweicht:
Dieß hoff' — Itzt aber laß Fatimen und Zopyren …

Zopyr. Weh uns! —

Muſtapha. So willſt du ſie denn meiner Seel' entführen?

Ruſtan. Du ſiehſt hier die Gefahr! — ach! denke, welche Wut …

Fatime. Komm! deine Hoffnung füllt mein wankend Herz mit Muth! —
O Ruſtan! könnteſt du mir die Gewißheit geben — —
Ja, liebſter Muſtapha, ein Glück, für dich zu leben,
Doch, iſt dieß nicht, ein Glück! für dich … G'nug! lebe wohl! —

Ach! wenn ich dich, mein Freund, nicht wiederſehen ſoll,
Sey glücklich! —
Muſtapha. Ohne dich?
Fatime. Der Glücklichſte der Erden —
Muſtapha. Eh' wird der Abgrund mir zum Paradieſe werden! —
Fatime, bleib! —
Fatime. Ach! bleibt man ungeſtraft allhier?
Muſtapha. Zu viel! faſt ſank der Mann zum feigſten Wurm in mir;
Umarme mich! — (Zum Zopyr.) Auch dich, Zopyr, ſoll ich vermiſſen? —
Ach! laß die Thränen mich von deinen Wangen küſſen,
Die Perlen kindlicher und frommer Zärtlichkeit —
Die Tugend ziert das Glück, vermindert uns das Leid,
Und ſie empfehl' ich dir —
Ruſtan. Mein Prinz, die Sonne ſcheinet
Oft aus dem dunkeln Flor der Wolken, eh man's meynet:
Du machſt dir ohne Noth den kurzen Abſchied ſchwer!
Ein Weiſer fürchtet zwar, allein er hofft noch mehr.

Muſtapha. Kann man hier hoffen? — Gehe! —
In Wohnungen der Freuden
Werd' ich euch wieder ſehn …

Zopyr. O welche Qual! —

Fatime. O Leiden! —

(Sie naht ſich ihm, ſieht ihn einige Augenblicke ſtarr an, drückt ihm die Hand, und nimmt ihm Zopyren aus der andern, und geht fort; an der Scene dreht ſie ſich noch einmal um, und ſchlägt die Hände zuſammen. Ruſtan begleitet ſie.)

Fünfter Auftritt.

Muſtapha (ſieht ihnen traurig nach.)

Sie gehn — iſt's möglich? (Er ruft ihr nach.) ach, Fatime, noch ein Wort!
Du nimmſt mir meinen Sohn? — Vergebens — ſie ſind fort! —
Auf ewig! ach! wann wird mein Gram ein Ende nehmen!
Ich weine? ſollt' ich mich nicht meiner Feigheit ſchämen?
Natur! wann dein Gefühl in unſrer Seele ſpricht,
So kämpfen wir umſonſt, und Thränen werden Pflicht!
Des Himmels höchſte Gunſt! im kummervollem Leben
Hat er dieß einz'ge Glück Unglücklichen gegeben.

Ende des vierten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roxane. Ruſtan.

Roxane. Du ſahſt, wie viel gefehlt, daß er der Rach' entflohn?
Im Vater überraſcht ſtets unſre Liſt der Sohn.
Ruſtan. Und doch umſonſt — ein Schwert, von eigner Hand belebet,
Fällt deſto eilender, je ſchwerer man's erhebet.
Noch kämpft ein Fieberſchau'r, doch ſteigt der Liebe Glut
In Flammen erſt empor, dann wird ſie blinde Wuth.
Dem Netz, das ich gelegt, kann er nun nicht entgehen,
Und wagten's Engel ſelbſt mit Hülf' ihm beyzuſtehen.
Roxane. O du entzückeſt mich, laß ſehn —
Ruſtan. Haſt du bedacht,
Daß, wenn im Solimann die ſpäte Reu' erwacht,
Leicht wider uns ſein Herz von Rache könn' entbrennen? —

Was werden uns bey ihm für Zeugen ſchützen können?
Roxane. Ha, dafür ſorge nicht! an meiner Bruſt vergißt
Leicht der wollüſt'ge Greis, was Haß und Rachgier iſt:
Doch weißt du …
Ruſtan. Muſtapha muß ſelbſt den Donner ſchaffen,
Der auf ihn fallen ſoll: Zeangir, ſich zu ſtrafen,
Weil nicht ſein Stolz es wagt, nach einem Thron zu ſehn,
Muß ihm den Donnerkeil ſelbſt aus den Händen drehn,
Und uns ihn bringen — dann, wann wir ihn einmal faſſen,
Kannſt du ihn, wann du willſt, zerſchmetternd fahren laſſen.
Zeangir zwar …
Roxane. So recht. Des Knaben Raſerey
Verdient es: mich betäubt ſein kindiſches Geſchrey;
Und dennoch iſt er mir ein kleiner Gott auf Erden,
Was wird er mir nicht erſt dereinſt als Sultan werden!
Doch wir …
Ruſtan. Der Boden bebt — die Wache nähert ſich,
Es kömmt der Sultan … nur noch ein's! erinnre dich,

Daß wir für Muſtapha itzt von Vergebung ſprechen,
Und rathen, ſeine Schuld an Weib und Sohn zu rächen —

Roxane. Was meynſt du? …

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Solimann.

Solimann. Wie? Ihr hier? und man läßt mich allein?

Ruſtan. Herr, deiner Sicherheit mehr als gewiß zu ſeyn,
Gieng ich das Schloß umher, beſah die Wachten, hörte,
Ob etwan im Serail ein Frevler ſich empörte,
Und ſtellte Sklaven aus, von welchen jeder ſpäht,
Wo ſich aufrühreriſch ein ſchiefer Blick verräth.

Solimann. Was thut der Janitſchar?

Ruſtan. Er murret, doch er ſchweiget;
Noch hat ſich ſeine Wuth im Ausbruch nicht gezeiget,
Noch …

Solimann (zu Roxanen.) Widerſpenſtig hat dein Sohn mich angefleht,

(Er ſagte, daß er mich in deinem Namen bät,)
Der Janitſcharen Wut und Ungeſtüm zu ſtillen:
Ich that es, deinen Wunſch, Roxane, zu erfüllen.

Roxane (beyſeite) Ha! der Verräther! — Herr! vielleicht beſänftigt er
Durch ſeine Schmeicheley ein ungeſtümes Meer! —

Solimann. Was thu' ich? ſoll mein Zorn die Strafe noch verſchieben?
Es theilet ſich mein Herz in Haſſen und in Lieben:
Dort klagt blutdürſtig ihn laut ſein Verbrechen an,
Doch liſpelt hier mein Herz; „nein, er hat nichts gethan." —
Als ich auf's neu' ihn ſah, floß ein geheim Entzücken,
So ſehr ich widerſtund, auf mich aus ſeinen Blicken:
Vor ihnen ſchauderte ſelbſt der fühlloſe Tod,
Verſteinert ſtund der Sklav, dem ich den Mord gebot,
Und ich . . .

Ruſtan. Herr, die Natur hat immer ihre Rechte;
Drum wünſcht' ich, daß ihn auch dein Arm verſchonen möchte.
Geſetzt, er wär' auch nicht von dem Verbrechen rein:
Er lebt nicht wieder auf, doch kann er es bereu'n. —

Roxane. Sein Ungehorſam war ein offenbar Verbrechen;
Vergieb ihm alles, doch dieß einz'ge mußt du rächen!
Blind folgt der Muſelmann dem Sultan, der gebeut:
Wo wär' ſonſt das Geſetz? wo deine Sicherheit?
Straf ihn —
Solimann. Und wie?
Ruſtan. In dem, was ihn am höchſten rühret,
Solimann. Was iſt's?
Roxane. Die Urſach', Herr, die ihn zu uns geführet.
Ruſtan. Zopyr, Fatime!
Roxane. Ja, Fatime: dieſen Streich,
Der ihr das Leben raubt, der raubt es ihm zugleich.
Wie gerne ſterben wir für Freunde, die wir lieben! —
Das Urtheil, das ihn ſtraft, mit ihrem Blut geſchrieben,
Fühlt er mehr, als den Tod; du aber retteſt ihn,
Du lehrſt ihn zittern, Herr, und dein Gebot vollziehn,
Und wirſt ...
Solimann. So ſey es! ja: ſie ſterb'! ihn mehr zu quälen,

Soll ihr ſelbſt Muſtapha die Art des Todes wählen;
Doch ſey ſein Sohn verſchont — du, Ruſtan, ſorge du
Dafür —
Roxane. O Herr, befiel, daß es Zeangir thu'!
Er lerne vor dem Lohn verwegner Frevler zagen,
Die ihres Kaiſers Wink zu widerſtehn ſich wagen —
Solimann. Und ſey zugleich beſtraft! Sein Eifer warnet mich,
Daß Muſtapha vielleicht ihm lieber ſey, als ich.
Ruſtan. Er kömmt …

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Zeangir.

Zeangir (vergnügt.) Befürchte nichts, Herr, von den Janitſcharen.
Wie ſehr vergrößerte man dir nicht die Gefahren!
Kein einz'ger hat das Schwert zum Aufruhr noch gezückt;
Nur ängſtlich fragen ſie, wen nur ihr Aug' erblickt,
Ob Muſtapha noch lebt? ſelbſt Achmet läßt dir wiſſen …

Solimann. Glaubt der Verräther ſchon ſich meiner Hand entriſſen?

Zeangir. Herr, er verweigert nicht den letzten Tropfen Blut;
Er wünſcht für dich — doch nicht ein Opfer deiner Wuth ...

Solimann. Verwegner Jüngling! ha! was ſagſt du?

Roxane. Herr, den Jahren
Der Unbedachtſamkeit laß Gnade wiederfahren!
(Sie giebt dem Zeangir einen ſehr zornigen Blick.)
Du hörteſt es von ihm, (die Schuld iſt alſo mein,)
Er ſollte bey dem Heer ein Friedensbote ſeyn.

Zeangir. Vergieb, o Kaiſerinn! —

Roxane. Was?

Zeangir. Meines Bruders Leben
Hat gleich dem Janitſchar die Ruh zurück gegeben.

Roxane. Gut, weil du Sterblichen ſo gern zu helfen eilſt,
Gern den Verbrechern hilfſt, und Gnade gern ertheilſt,
So kannſt du Muſtapha von ſeinem Glück belehren —
Erlaubt es Solimann?

Solimann. Ja, er kann ihm erklären,
Daß ich ihm zwar verziehn — denn ſterben ſoll er nicht …
(Zum Ruſtan.) Doch von dem Uebrigen gieb du ihm Unterricht?

Zeangir. Mein Vater, laß mich hier gebeugt zu deinen Füßen,
Mein brüderliches Herz in frohen Dank ergießen!
O Glück! — und ſchenkteſt du mir eine ganze Welt …

Solimann. Roxane, folge mir — (Geht ab.)

Roxane (zum Zeangir.) Geh, kronenwerther Held!
Berauſch' in deinem Glück dich recht, um zu verhüten,
Daß du dein Wort nicht brichſt, wenn ſich dir Welten bieten. — (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Zeangir. Ruſtan.

Zeangir (witzig.) Sie zürnt: zürnt ſie darum, daß einer edlen That
Ich ihren Namen lieh? — — Ein großer Hochverrath!

Inskünftige ... doch kann man da mit Ehrfurcht ſprechen?
Beynahe lehrt ſie mich darwider das Verbrechen.
Ruſtan. Mein Prinz, vergiß auch nicht ...
Zeangir. Gut, du erinnerſt mich;
Alſo lebt Muſtapha? Ruſtan, wie lieb' ich dich!
Dir dank' ich's, dir allein, man hätt' ihm nie verziehen:
Was ſtehn wir hier? laß uns zu unſerm Freunde fliehen,
Laß mich an ſeiner Bruſt ein Freudenfeſt begehn,
Das ...
Ruſtan. Ach! —
Zeangir. Du ſeufzeſt? wie? ſoll ich in Himmel ſehn,
Damit man ihn verſchließt?
Ruſtan. Prinz! ach! heißt das vergeben?
Das Leben ſchenkt man ihm, und raubt ihm hundert Leben!
Zeangir. Was ſagſt du?
Ruſtan. Welche Wuth! kaum läßt der Schmerz mir zu ...

Und Solimann gebeut: du, Prinz, Zeangir, du,
Sollſt ihm das Urtheil ſelbſt, kein andrer, hinterbringen.
Zeangir. Dieß will ich: „der Bericht von fürchterlichen Dingen
„Wird minder fürchterlich durch eines Freundes Mund:“
So ſprach einſt Muſtapha —
Ruſtan. Wohlan! ſo thu' ihm kund,
Der Sultan woll' ihm zwar die Todesſtraf' erlaſſen.
Doch müß' an ſeiner Statt ſein Weib, Fatim', erblaſſen!
Zeangir. Fatime? Himmel! nein; kein Wütrich, kein Barbar,
Kann den Unſchuldigen ...
Ruſtan. Und dennoch iſt es wahr.
Selbſt Muſtapha ſoll ihr die Todesſtrafe wählen
Und gegenwärtig ſeyn.
Zeangir. Unmenſchlich ihn zu quälen?
Den Dolch entreißt man ihm, der nach dem Herzen zielt,
Damit er ſeinen Tod in tauſend Wunden fühlt?
O unglückſel'ger Freund! der Hälfte deiner Seelen,
Die du zu retten kamſt, ſollſt du den Tod ſelbſt wählen?
Du wirſt ihn wählen, ja, und deiner Tugend voll

Ihr zeigen, wie man ſtirbt, wenn es nicht ſchmerzen ſoll! —
O Ruſtan, half nicht dein und meiner Mutter Flehen?

Ruſtan. Was ſich nur denken läßt, Prinz; alles iſt geſchehen.
Doch deinen Vater kennſt du wohl; das Wort: ich will,
Macht jeden Zuruf ſtumm, und alle Bitten ſtill.
Bieg' einen alten Stamm, verſuch's, und er wird brechen!

Zeangir. Straft man die Unſchuld ſo, wie ſtraft man das Verbrechen!
Und auch kein Edler iſt, der für die Unſchuld ſpricht?
Der Pöbel iſt es nur, und dieſen hört man nicht,
Nur er weiß, was wir all' im Muſtapha verlören?
Er ſeufzt, er fleht — man nennt ſein Schreyen: ſich empören!
Die Wahrheit, die durch ihn, wie Gottes Stimme, redt,
Flieht man, als läſterte man da dem Mahomed? —
Allein, man glaub' in mir nur noch ein Kind zu hören;
Wenn ihr unthätig ſchlaft, will ich euch handeln lehren:
Ich will beym Janitſchar und Achmet Hülfe flehn,

Ich will …

Ruſtan. Der Sultan läßt nichts ungeſtraft geſchehn:

Bedenk' es, Prinz!

Zeangir. Wohlan; er raube mir das Leben!

Er kann ja die Natur der Müh' leicht überheben,

So komm' er ihr zuvor!

Ruſtan. Es iſt ein Mittel da,

Dich zu beſtrafen — Prinz: es lebet Muſtapha!

Zeangir. Du biſt mir ſchrecklich, Freund!

Ruſtan. Kann ich ihm wohl gebieten? (Nachdenkend.)

Man könnte zwar … vielleicht — wär' es noch zu verhüten —

Zeangir. Was ſagſt du? dieſes Wort gab dir der Himmel ein!

Ach! nach dem Muſtapha wirſt du mein Liebſter ſeyn,

Ein Gott, der, was ich hier mehr, als mich ſelbſt geliebet,

Mir durch das Unglück noch verſchönert wieder giebet:

Ach! ſag' es ganz, wie man Fatimen retten kann?

In ihr trifft Muſtapha nur ſeine Rettung an!

Ruſtan. Stets bleibt ſie zweifelhaft —

Zeangir. Ich weiß: da muß man wagen,
Wo hier der Abgrund brüllt, und dort uns Schwerter jagen,
Genug —
Ruſtan. Du ſiehſt, warum man dieſes Urtheil gab?
Zeangir. O ja, Fatimens Grab iſt meines Bruders Grab!
Ruſtan. Geſetzt, daß eine Liſt den Sultan ſchlau belehrte,
Als ob jetzt Muſtapha ganz andre Flammen nährte —
Daß ihm ihr Tod, durch den er ihn zu ſtrafen denkt,
Nicht mehr an's Herze greift, auf's höchſte flüchtig kränkt,
Vielleicht . . .
Zeangir. In deinem Rath ſeh' ich das Leben glänzen:
Sprich fort —
Ruſtan. Doch ſeine Glut darf nicht dieß Land umgränzen,
Er thu' in einem Brief der Perſer König kund:
„Entfernt auch wünſch' er noch den vorgeſchlagnen Bund:
„Zu ſehr fühl' er ſein Herz von treuen Flammen glühen,

„Um ſeiner Tochter nicht bald in den Arm zu fliehen;
„Er hoff', ihn gebe bald ein neidenswerthes Glück,
„Ihr, ſeinem ganzen Wunſch und der Provinz zurück.“

Zeangir. Ah tauſend Dank dir! ſchnell will ich zum Bruder eilen,
Im Urtheil Schrecken ihm, im Rathe Troſt ertheilen—

Ruſtan. Geh, ohne Zeitverluſt! doch eile bald zurück;
Das Leben ſchneidet oft vom Tod ein Augenblick!

(Zeangir geht ab.)

Sechster Auftritt.

Ruſtan (allein.)

Ja geh, und bring' ihm nur das Gift in güldnen Schaalen!
Mit Millionen ſoll Roxane mich bezahlen;
Gold iſt der Erde Gott, und meiner! — Aber wie?
Zeangir iſt ein Kind, glaubt, und erforſchet nie,
Und ficht mit einem Halm, den ihm die Klugen reichen,
Für ſeiner Puppe Glanz, mit wiederholten Streichen—
Wird aber Muſtapha nicht prüfender beſchaun,

Und dieſem Strohhalm auch, wie ein Zeangir, traun?—
Es gehe wie es will, was hab' ich zu befahren?
Es iſt doch Muſtapha ein Kind, zwar nicht an Jahren;
Doch iſt Fatime nicht die Puppe, die er küßt,
So, wie Roxan' es auch vom alten Sultan iſt?
Man darf ein Götzenbild mit blinder Dummheit ehren,
So wird man's ohne Reu mit Menſchenopfern nähren,
Und gern ein Märtyrer von eigner Einfalt ſeyn —
Was giebt nicht blinde Lieb' und blinder Eifer ein! —
Sie kommen! ihr Geſicht verkündigt ihre Klagen ...
Was ſeh' ich? bringt er nicht ſein Urtheil ſchon getragen?

(Er wird gewahr, daß Muſtapha ein Briefchen in der Hand hat.)

Siebenter Auftritt.

Ruſtan. Muſtapha. Zeangir.

Muſtapha. O ſchreckensvoller Freund! was kündigſt du mir an?
Ach! alles, was ich hab', und was ich geben kann!
Mehr, als mich ſelbſt, ſoll ich dir aufzuopfern geben?

Nimm mich — mein Vater will doch nichts, als nur mein Leben —
Der Tod! — wie ſanft! wer wünſcht den kühlen Abend nicht,
Auf einen ſchwülen Tag, an dem die Sonne ſticht?
Geh', Ruſtan, und auch du, Freund, Muſter edler Seelen,
Du, den die Engel ſelbſt zum Umgang möchten wählen,
Geht, werft euch demuthsvoll vor meinem Vater hin,
Da ich ſein Angeſicht zu ſehn nicht würdig bin:
Fleht ihm, damit ſein Pfeil doch meinem Wunſch begegne,
Und ich erkenntlich ihm dafür im Tode ſegne!
Warum fliegt er umher, und tödtet ungeſcheut,
Da ſich ihm meine Bruſt zum offnen Ziele beut?

Ruſtan. Prinz, ich beklage dich: könnt' ich mehr, als beklagen,
Mein Leben würd' ich ſelbſt zu deinem Dienſte wagen!
Dein Vater will es ſo. Du kenneſt ſein Gebot:
Den kleinſten Widerſpruch beſtraft er mit dem Tod.

Muſtapha. Wohlan ſo will ich ihm denn einmal widerſprechen!

Ruſtan. Wird er dann weniger ſich an Fatimen rächen?
Er weiß, wie ſehr dein Herz für ſie von Liebe wallt,
Und darum zeigt er dir den Tod in der Geſtalt!
Geh nur, und ſtirb für ſie; der Prinz (*auf Zeangir zeigend.*) und ich, ſind Bürgen,
Auf deinem Grabe wird man bald Fatimen würgen.

Zeangir. Mein theurer Muſtapha! und warum willſt du nicht
Den einz'gen Rath vollziehn?

Muſtapha. Mir widerräth die Pflicht

Zeangir. Die Pflicht? die Unſchuld fleht mit ausgeſtreckten Armen:
Iſt's nicht die höchſte Pflicht, der Unſchuld ſich erbarmen?

Muſtapha. Doch nicht betrügeriſch den Vater hintergehn —

Zeangir. Auch da, wo wir nicht mehr in ihm den Vater ſehn?
Der mein Verfolger iſt? der Mörder meiner Freuden?
Die Urſach meiner Qual, der Schöpfer meiner Leiden?—
Wer ſich gern ſelbſt betrügt, der will betrogen ſeyn.

Muſtapha. Die jugendliche Glut giebt dir dieß Urtheil ein.

Prinz, ein gewalt'ger Troſt liegt mir in dem Gedanken,
(Im Unglück machet er die Seel' allein nicht wanken:)
Daß, wenn des Himmels Zorn, von keinem Flehn verſühnt,
Ja meinen Tod begehrt, daß ich ihn nicht verdient.
Zeangir. Dich täuſcht dein edles Herz — Ah! wo Tyrannen wüten,
Wär' ich der erſte ſelbſt, dem Aufruhr zu gebieten;
(Zum Ruſtan.) Nicht wahr? und wär' es auch ... O Ruſtan, red' ihm zu,
Du gabſt mir dieſen Rath, die Tugend liebſt auch du!
Ruſtan. Ich gab ihn, und wie kann ich einen andern geben?
Vielleicht noch retteſt du dadurch Fatimens Leben.
Zwar iſt es ein Betrug: doch wenn dein Freund zu kühn
Sich einem Abgrund naht, du aber warneſt ihn,
Und er will die Gefahr von dir nicht kennen lernen,
Nennſt du das noch Betrug, durch Liſt ihn zu entfernen?
Dein Vater ...
Zeangir. Höret er der weiſen Tugend Rath?

Durch Liſt entreißet man ihn nur der Miſſethat —
Der ärgſten: — alles muß der Himmel eh verzeihen,
Als wo, vom Blute heiſch, der Unſchuld Stimmen ſchreyen.

Muſtapha. Doch Ruſtan — o verzeih der Kleinmuth den Verdacht!
Hab' ich in dieſem Brief mein Urtheil nicht gemacht?
Die Perſer waren ſtets der Pforte größte Feinde,
Und ich verkündigte . . .

Ruſtan. Doch jetzo ſind ſie Freunde.
Dein Vater wünſchet ſelbſt dem Frieden ſeinen Lauf,
Und wo die Liebe wächſt, keimt auch die Freundſchaft auf.
Zwar ſteht der Ausgang nicht in unſer beider Händen;
Es kann der Himmel Glück, er kann uns Unglück ſenden.
Geherch' des Kaiſers Wink, und gieb Fatimen hin,
So biſt du überzeugt . . .

Muſtapha. Daß ich ein Mörder bin: —
Nein, für mich werd' ich nichts und für ſie alles wagen.
Der Sultan drohe mir und meinen Lebenstagen,

Und nicht Gewalt noch Liſt ſoll ihm mein Haupt entziehn:
Ich werde bloß die Schuld und nicht die Strafe fliehn. —
(Nach einer Pauſe.)
Hier nimm —
(Er giebt ihm das Briefchen, und ſeine Hand zittert.)

Zeangir. Du zitterſt?

Muſtapha. Ja, Prinz; wie ſollt' ich nicht zittern?
Des Todes Botſchaft wird mich weniger erſchüttern,
Als der Gedank', dadurch — (Auf das Billet zeigend.) mich ſtrafenswerth zu ſehn.
Was koſtet es für Müh, ein Laſter zu begehn!

Zeangir. Ein Laſter? Ha, wie muß nicht unſer Vater beben!
Ein Leben retteſt du, er lauert auf ein Leben? —
Geh, Ruſtan, ſteh' der Lieb' in ihrem Unglück bey,
Und glaube, daß kein Ruhm im Leben größer ſey.

Muſtapha (zum Ruſtan.) Lies nochmals, eh du gehſt, was ich geſchrieben habe —

Ruſtan (lieſt das Briefchen.)

Dem Könige der Perſer!

Ich habe dein Anerbieten, mir die Hand beiner Tochter zu geben, nicht vergeſſen. Meines Vaters Befehl hat mich zu ſchnell hieher aus der Provinz gerufen, als daß ich ihm ernſthafter nachdenken konnte. Die ganze Welt ſagt, ſie ſey liebenswerth, und eine Zierde des perſiſchen Reichs: ſie wird es alſo auch für den Gemal ſeyn, der ſie liebt, — —

Muſtapha. Elende Zeilen — Weh! ſeyd nicht auf meinem Grabe
Das Monument der Schmach, die ich verdienet habe!
Mir dünkt, den Redlichen ſeh ich vorüber gehn,
Und liſpeln, wann er lieſt: „ja, ihm iſt recht geſchehn.“—

Zeangir. Wie kann ſich Muſtapha mit Schattenbildern quälen?
Ach! deine Schrecken gehn ins Innre meiner Seelen!

Muſtapha (zum Ruſtan.) Doch ſprich, wie händigſt du ihm dieſe Lügen ein?

Ruſtan. Die Schrift iſt lange nicht ſo wie ſie ſollte ſeyn —
Indeſſen ſag' ich ihm, man habe ſie gefunden.
Es würde wenig dich Fatimens Tod verwunden;
Die Liebe zeige dir ſchon andre Flammen an ...

Muſtapha. Geh! vor dir ſelbſt beſchämt —
Ruſtan. Herr! du haſt nichts gethan,
Als was die Klugheit rieth — durch ſie ſoll dir es glücken,
Fatimen, deinen Wunſch geſichert zu erblicken! —
(Mit einer ſtolzen und frohlockenden Miene zum Zeangir.)
Zeangir, danke ja umarmend deinem Freund.
Er war, und wußt' es nicht, wie du, ſein ärgſter Feind:
Umarmt euch — um vielleicht euch niemals mehr zu ſehen. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Muſtapha. Zeangir.

Zeangir, (nachdem ſie einander erſtaunt lange angeſehn.)
Welch' Räthſel! — hört' ich recht? — Gott — wie iſt mir geſchehen!
Was ſagt er? —
Muſtapha. Ach! mein Freund, das was ich längſt gedacht!
Es iſt ein heller Blitz in einer finſtern Nacht;
Er leuchtet nicht, damit Tag auf die Erde falle,

Nein, daß bald über uns ein lauter Donner ſchalle!
Ein Helfer, der, da jetzt dein Haus die Glut verzehrt,
Dich zu beſtehlen, nicht dir beyzuſtehn begehrt.
Das Rätzel iſt ganz klar; es ſoll mir, hofft er, glücken,
„Fatimen, meinen Wunſch, geſtört zu erblicken,“ —
Warum? Das Urtheil ſpricht mir mein beſchriebnes Blatt,
Da mich des Vaters Herz erſt frey geſprochen hat.
„Ich war dein Feind:‘ zum Thron war ich der nächſte Erbe,
„Du biſt der Meinige“ — er jauchzet, wann ich ſterbe,
Wann ſein meineidger Stahl von meinem Blute raucht,
Daß ſeine Bosheit dich zum Werkzeug ſelbſt gebraucht? . . .
Doch des Verräthers Rath laß wenigſtens uns nützen —
Ach Freund! wir werden uns nicht lange mehr beſitzen:
O göttlicher Prophet! bald ſchwing' ich mich zu dir
Hochtriumphirend auf! mein Herze ſagt es mir.
Dann, wann du über mich wirſt Liebesthränen weinen,
Werd' ich im Traume dir als Engel oft erſcheinen,
Dich auf der Tugend Bahn ermahnen friſch zu gehn,

Um dich, Zeangir, dich, einſt dort bey mir zu ſehn. —
Komm und umarme mich! der Rath, den er gegeben,
War noch der trefflichſte vielleicht in ſeinem Leben.

Zeangir. Gott! was entdeckt mein Aug'! iſt hier der Hölle Reich?
Und ſieht ein Satan ſelbſt dem beſten Menſchen gleich?
Du, Freund, betrügeſt dich! du willſt der Erd' entfliehen?
Doch will ich dich herab vom Himmel ſelber ziehen!
Ich geh und ſollt' er auch mit hundert Zungen ſchrey'n,
Doch ſoll weit lauter noch der Liebe Stimme ſeyn —
(Er geht eilends ab.)

Neunter Auftritt.

Muſtapha (allein.)

Prinz, bleib' ... er flieht — O Gott! zu meinem Unglück wählet
Der Himmel ſelbſt den Freund, wo es der Bosheit fehlet —
Allein, je ſchwerer itzt das Unglück auf mich fällt,
Um deſto ſich'rer blüht mir eine beßre Welt.
Das Unglück — iſt das Glück der Weiſen und der Guten;

Sie mögen unverdient von ſeinen Streichen bluten,
Es läutert, reinigt ſie hier zur Unſterblichkeit:
Ihr erſter Schritt iſt gleich der Himmel aus der Zeit.
Mein Unglück — ein Beweis, daß hinter meinem Grabe
Ein ſchön'rer Auftritt folgt, den ich zu hoffen habe,
Daß, wenn von Banden frey mein Geiſt der Erd' entflieht,
Kein lächelnd Schauſpiel mehr mein Auge rückwärts zieht,
Nichts als — Zeangir, du! Fatime, mit Zopyren —
Dem Himmel möchtet ihr noch einen Blick entführen!
Ach ihr allein! nur Ihr — genug! ich geh voran,
Zuerſt auf rauhen Pfad, dann auf der Sonne Bahn!
Ihr ſeyd zum Himmel reif, nicht lange werth der Erden,
Kurz, aber wohl, gelebt! auch das kann rühmlich werden.
Es werde Nacht umher: in mir iſt alles Licht; —
Man fälle jetzt den Baum, ſo wankt er morgen nicht.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Solimann (allein, mit gezücktem Schwerte, von etlichen ſchwarzen Sklaven mit entblößten Dolchen begleitet: in der andern Hand das Briefchen des Muſtapha haltend.)

Wo iſt der Frevler? — Ha! er ſoll mir nicht entgehn,
Mit eignen Augen will ich ihn durchbohren ſehn,
Mit eignen Händen ihn zermalmen — Tod und Rache,
Brauſt in Gewittern her, und kämpft für meine Sache!
Und ſchreyt ein ſanft Gefühl in mir noch wider euch,
Dieß iſt er! er dein Sohn, ſo tödtet es zugleich! —
Zum Aufruhr war ihm noch der Janitſchar zu wenig?
Der Mörder! er verräth mich auch der Perſer König?
Schließt einen Bund mit ihm — der Neigung? Liebe? nein,
Der Großen Bündniſſe ſind ſtets Verrätherey'n —

Dieß Blatt — ein Blick darauf ſetzt meine Seel' in
Flammen! — (Er ruft den Sklaven zu.)
Hier drinnen lauert er! ihr — ſeyd ihr? auf! zuſammen!
Stoßt eure Schwerter tief dem Frevler in die Bruſt —
(Sie gehn zur Thüre des hinterſten Zimmers hinein.)

Zweyter Auftritt.

Solimann. Muſtapha (den man in der Entfernung im hinterſten Zimmer an einem Tiſche ſitzen und ſchreiben ſieht; er ſpringt auf, da ſich ihm die Sklaven nähern, und will hervorkommen.)

Solimann. Zurück, Verräther! weg! zurück!
was willſt du?
Muſtapha. Sterben —
Ach! noch zum letztenmal! —
Solimann (zu den Sklaven, die ſtille ſtehen.)
Fluch, Donner und Verderben!
Hinan! was zaudert ihr? ſonſt fällt mein Schwert auf
euch! —
(Sie fallen über ihn her, und ermorden ihn: er ſinkt auf einem Sopha.)
Ha! dieß — und dieß —

Muſtapha. Genug! —

Solimann. Wie? iſt der Todesſtreich
Geſchehn? — Was ſchrieb er dort? — bringt es —
und ihn! So ſterbe
Wer nach dem Throne ſtrebt, und wär' es Sohn und
Erbe!
Blut löſcht die Schuld allein — laßt ſehn — wie?
trotzet er
Vielleicht im Tode noch! — hieher — ſetzt ihn hieher!

(Einer der Sklaven bringt ihm das Blatt, an dem Muſtapha ſchrieb, die andern bringen den Muſtapha geführet: er hat den Turban verloren, ſein Geſicht iſt hin und wieder voll Blut, aber er lebt noch: ſie ſetzen ihn auf einem Sopha. Er ſchlägt die Augen auf und ächzet.)

Solimann (zum Sklaven.) Das Blatt! . . . Er
athmet noch? — gut! er mag leben bleiben,
Um noch mit ſeinem Blut den Brief zu unterſchreiben.
Laß ſehn — (Er lieſt.)

Meine liebſte Fatime —

betrügt er auch Fatimen, oder heißt
Die Perſerinn auch ſo?.

Vielleicht dringt ein unglücklicher Ruf auch
bis in dein Gefängniß, daß ich dir ungetreu ſey,

und einen Antrag des perſiſchen Königs in der Hand ſeiner Tochter angenommen habe —

Verräther! ha! beweiſt
Nicht deine Hand? — (Muſtapha ſeufzt.) o ſeufz' und
ſeufze deine Seele
Vor Schaam und Schande weg! — (lieſt weiter.)

Aber verflucht ſey dieſer Gedanke!

ſo recht! wohlauf und wähle
Dir das, was du verdienſt —

Ich würde mich auch im Tode haſſen, wenn er jemals in mein Herz gekommen wäre.

Nicht? haſſe, haſſe dich! —

Mit feurigen Buchſtaben hat die Liebe deinen Namen hineingegraben, und auch durch die Finſterniß des Grabes wird er mir leuchten, bis ihm eine ſchönere Sonne einen neuen Glanz mittheilen wird —

Was heißt dieß? welch Geſchwätz! —

Aber Zeangir, dieſer Freund der Tugend und meiner Liebe, wird es dir erklären: — ich hoffe auch, daß er dir noch dieſen Brief einhändigen ſoll — wenn ich ihn anders wieder ſehe —

Und er verräth auch mich?

Für dieſen Knaben ſind noch Dolche gnug geſchliffen —

(Er will weiter leſen, und ſchaudert zurück.)

Was ſeh' ich? leſ' ich recht? —

Dieſer Betrug, den ich in meinem Herzen verabſcheue, (denn was kann niederträchtiger ſeyn, als betrügen! einen Vater betrügen, der auch in ſeiner Strenge noch Vater bleibt, und Gehorſam und Ehrerbietung verdient) —

Von welcher Angſt ergriffen!

Ich ſchaudre ::: redet ſo ein Meuchelmörder? —

Muſtapha (der nach einem tiefgeholten Seufzer die Augen aufſchlägt, mit gebrochener Stimme.) Ach! —

Mein Vater! —

Solimann (läßt aus der erſten Hand das Schwert fallen, und naht ſich dem Muſtapha zitternd, welcher ſeines Vaters Hand ergreift, und ſie an den Mund drückt. der Sultan läßt es geſchehen, und fängt an, ſehr ängſtlich zu werden.) Außer mir! ja wüßt' ich ::: welche Schmach! —

Sein Herz verabſcheut den Betrug? mich hintergehen, Hält er für ſtrafenswerth? Wie ſoll ich das verſtehen? —

Ich muß es leſen — ha! —

Der Betrug kömmt vom = = =

von wem?

Der Betrug kömmt vom Ruſtan! —

Ein Donnerkeil

Zerſpaltet mir das Herz! —

Er gab es als das einzige Mittel an, dich dem Urtheile des Todes zu entreißen — dich! dieß ſagt dir alles! — und ich weiß, daß er jetzt damit vor meinem Vater ſteht, und über mich Tod und Rache ausruft! — Ich ſterbe —

Fort! fort! ſchnell, wie ein Pfeil,
Nach Hülfe!

Muſtapha. Ach! — wohin? — ſie — mein Vater! — iſt vergebens? —
Des Todes — kalte Hand — verliſcht den Tocht des Lebens —
Der noch ein wenig glimmt — bald … ach! vergieb mir nur —
Ein liebenswürdig Weib zu retten … o Natur
Und Pflicht! —

Solimann. Vergeben! ich? Wer? ich ſoll dir vergeben?
Ah! (Zu den Sklaven.) ſeh' ich nicht ſein Blut an euren Schwertern kleben?
Auf, Sklaven! auf! nach mir — es trink' es noch mein Herz!
Stoßt her — ihr zaudert! wie? ihr ſpottet meinem Schmerz?
Angſt, Raſerey und Wuth ſoll mich zu Tode quälen? —
Und dieſes war mein Sohn? der Liebling meiner Seelen? —
Die Wolke flieht; ich ſeh, daß ich betrogen war!
Auf, o mein Muſtapha! ich ſcheuslicher Barbar!
Erwache! ſieh mich an! erwach' aufs neu' zum Leben,
Und ſtrafe mich, ich will dir Thron und alles geben.
Erwach' — (Er ſtaunt.) ah, alles war Verrätherey und Liſt!
Nein ... aber wenigſtens ſprich, daß du ſchuldig biſt!
Sonſt ...

Muſtapha. Ach! ſo wahr ich jetzt — vor — jenem — Richter trete,
So wahr ich — noch für dich — zu dem Propheten — bete,

So wahr ... ach! ſterb' ich dann — noch ausgeſöhnt mit dir?

Solimann. Mit allen ausgeſöhnt bin ich, nur nicht mit mir,
Mit mir, dem ſchändlichſten Tyrannen dieſer Erde —
Vom beſten Sohn, glaub' ich, daß ich betrogen werde?
Und vom verruchteſten Verräther, Böſewicht,
Der teufliſch mich beſchlich, von dieſem glaub' ich's nicht?
Doch keine Qual, kein Schmerz ... das Blut ſoll von ihm rinnen
In Strömen — ja, ich will auf neue Martern ſinnen;
Du ſollſt ſie ſelbſt vollziehn —

Muſtapha. Sie kömmt, die ſüße Ruh! —
Ach! — drückte noch ein Freund — mein brechend Auge zu! ...
Mein Vater — deine Hand! — wie glücklich! ach wie ſüße! —
Drück' ſie mir an den Mund — daß ich ſie ſterbend küſſe!

Solimann. Weg! deine Güt' iſt Gift, Tod, Marter, Höllenpein!

Verfluche mich! dein Fluch wird mir willkommner ſeyn,
Als mir dein Segen iſt, er donnert mir in Ohren —
(Man hört ein Geräuſche von Schwertern.)
Ha! rauſchte die Rache nicht daher? ich bin verloren —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Achmet (nebſt etlichen Janitſcharen mit entblößten Säbeln.)

Solimann. Wer naht ſich? — Achmet! wie?

Achmet. O
Himmel! Muſtapha!
Kann's ſeyn? iſt dieß mein Freund? — Gott! welch ein Anblick! — Ah
Barbar! ſo haſt du denn des Todes Werk erfüllet —
Auf, ſammle nur das Blut, das aus der Wunde quillet
Und löſche deinen Durſt! — willſt du auch meines? — gut! —
Hier bin ich, ſtoße zu! was nützt mir dieſes Blut,
Das nur für ihn gewallt, für ihn allein zu fließen

Beſtimmt, du kannſt es frey und ungeſtraft vergießen —
Ach! warum hört' ich ſtets die Ehrfurcht und die Pflicht,
Da du ſie nicht gehört, die Vaterliebe nicht …
(Er läuft zum Muſtapha.)
Mein Freund! mein Muſtapha! — ich kam mit Rettung, Leben,
Zu ſpät — ach! dein Befehl — wie! kannſt du mir vergeben?
Zu ſehr gehorcht' ich dir! ich kam, da die Gefahr
Dir nicht nur erſt gedroht, nein, ſchon vollendet war. —
(Muſtapha ſchlägt die Augen auf, ſieht ſeinen Freund ſtarr an, drückt ihm die Hand, und ſtirbt.)
Ein Blick noch! welch ein Blick! — vom Todesſchlummer trübe,
Sagt mir dein ſtarres Aug': dein letzt Gefühl ſey Liebe.
Du ſtirbſt! du ſtirbſt! weh mir! kannſt du ſo grauſam ſeyn?
Ach! hauch' mir deinen Geiſt im letzten Odem ein! —
(Er umarmt ihn.)
Umſonſt! du fliehſt! du fliehſt! laß mich mit dir entfliehen!
Dorthin, wo Märtyrern der Unſchuld Kränze blühen,
Die Balſam duften, ſtets ein ſanfter Weſt beſtreicht,

Unſterblichkeiten blühn, und nie ein Winter bleicht,
Dorthin — ach! ſoll ich mir die Feſſeln ſelbſt zerbrechen —
Wie, oder erſtlich dich an deinen Mördern rächen? —
An wem zuerſt? —

Solimann, (der aus einer ſtummen Betäubung erwacht.)
An mir! ja ſtoß' den Mörder nur
Zu Boden, ja, ich bin's! ich bin's! Lieb' und Natur
Hab' ich erſtickt: ich war aufs ſchändlichſte betrogen,
Doch ich betrog mich ſelbſt! was man mir vorgelogen,
Glaubt' ich, und hörte nicht; der Unſchuld Stimme nicht,
Nicht eines Sohns Geſchrey, nicht eines Richters Pflicht,
Nicht frommer Tugend Flehn, nicht eines Vaters Triebe,
Nicht ein lautſchluchzend Ach! der brüderlichen Liebe —
Nur Ruſtan! Ruſtan, dich! dich Schändlichſter allein!
Du ſchlicheſt durch das Ohr dich in mein Herz hinein.
Allein, du, Achmet, kömmſt, die Strafe zu vollenden;
Ich und der Böſewicht ſind hier in deinen Händen:
Straf' mich, ſo grauſam du nur kannſt — ich bin es werth.

Achmet. Nein, eher treffe mich des Himmels rächend Schwert!
Glaub' nicht, daß unſers wir jemals gezücket hätten:
Ich kam — doch allzu ſpät, nur meinen Freund zu retten,
Ihn den Verläumdungen der Bosheit zu entziehn,
Die nie ſein Herz verdient, und dann mit ihm zu fliehn;
Nie wider dich das Schwert verräthriſch zu erheben,
Nein, unbekannt mit ihm in ſtiller Fern zu leben.
Noch hielt ich ſtets die Wut der Janitſcharen ab,
Bis ein erkaufter Sklav mir jetzt die Botſchaft gab,
Daß, wenn ich meinen Freund dem Streich entreißen wolle,
Ich, wie ein Blitz, herbey mit Rettung eilen ſolle.
Solimann. Ah! wem gab der Prophet die ſeltne Großmuth ein?
Achmet. Die Freundſchaft ſiegte dann, und du mußt mir verzeihn.
Ich drang hieher, doch mit ſo wenig Janitſcharen,
Als meinen Freund allein zu retten nöthig waren:
Auch klebt an dieſer Hand noch nicht ein Tropfen Blut:

Die Sklaven wichen gleich erſchrocken unſrer Wuth —
Ich kam ... ach Muſtapha! in welchem Anblick ſiehet
Dich mein bekümmert Aug'! die Roſen ſind verblühet,
Und Tropfen Blutes ſtehn auf dem verwelkten Blatt,
Wie eines Mehlthaus Gift, der es getödtet hat!
Weh mir! —

Solimann. Es iſt geſchehn, und ich fühl' mein Gewiſſen
Verfolget und durchnagt von lauter Schlangenbiſſen!
Auf jedem Pfade wird ſein Schatten vor mir gehn,
Und ſteh' ich, ſtill vor mir, mir ſtarr ins Auge ſehn,
Mit unterbrochnen Ach! auf ſeine Wunden zeigen
Und mit der Rechten drohn, und immer ſchrecklich ſchweigen —
Weh mir! wer rettet mich! — Thu' du es, rette mich,
O Achmet — ja, ſo ſey's — hiermit ernenn' ich dich
Zum Großvezier —

Achmet. Mich, Herr?

Solimann. Dich ſelbſt: vor den Gefahren
Der Bosheit ſollſt du mich in Zukunft treu bewahren;

Du ſollſt ... jetzt aber ſollſt du mit zur Rache gehn
Und Ruſtan im Gefühl der Qualen ſterben ſehn:
Stürz' deine Rache ganz auf den Verräther nieder —

Achmet. Ach! gäb' mir meinen Freund Verzeihn und Gnade wieder,
So fleht' ich noch für ihn, ja, für ſein Glück zugleich,
Zu blut'gen Scenen iſt mein fuhlend Herz zu weich.
Doch, Herr, laß mich dafür hin zu Fatimen eilen,
Und ihr, in deinem Schutz, noch ein'gen Troſt ertheilen:
Sein ganzes Glück war ſie, ſie und ſein Sohn, Zopyr;
Was du an ihnen thuſt, verdankt ſein Schatten dir:
Dadurch kannſt du vielleicht im Grab' ihn noch verſöhnen —

Solimann. Wie tröſtet mich dein Rath! geh, trockne ihre Thränen!
Sey du, was ich nicht war, der Vater eines Sohn's!
Zopyr — er ſey dereinſt der Erbe meines Thron's,
Und Herr der Welt — weh mir! —

Achmet, (der zum Muſtapha geht.) Du Theil von meinem Herzen,
Nur noch einmal zu dir! — zu dir und meinen Schmerzen!

Der Himmel lächelt ſelbſt noch durch des Grabes Nacht
In deinem Angeſicht — Ach! dieſes Aug' erwacht
Nie wieder — (Küßt ihn.) Noch einmal —

Solimann. So ſey's!
zu ſeinen Füßen
Soll die Verrätherey erſt Ruſtan ſchrecklich büßen:
Dann ſteig' auf ſeinem Grab ein prächtig Denkmal
auf:
Da ſteh' in goldner Schrift ſein edler Lebenslauf!
Mich ſelbſt verfluchend ſoll die ſpäte Nachwelt leſen,
Wie tugendhaft er war, wie grauſam ich geweſen! —
Geh! — (Achmet geht ab.)

Vierter Auftritt.

Solimann (allein.)

Achmet! Muſtapha! Wo bin ich? bin ich hier!
Es brennt die Hölle ſelbſt um, in und neben mir! ...
(Er ſieht die Kaiſerinn.)
Roxan' — ein Argwohn drängt ſich in mein Herz ...

Fünfter Auftritt.

Solimann. Roxane.

Roxane. Er lebet,
Er lebet! welch ein Glück! wie ſehr hab' ich gebebet
Für dich, als Achmets Wut zu dieſen Sälen drang …
(Sie wird des Muſtapha Leichnam gewahr.)
Iſt's möglich, daß dir noch der große Streich gelang?
Daß der Verräther …
Solimann. Ha! ihr alle ſeyd Verräther!
Euch treffe Fluch und Tod, wie mich, den Miſſethäter! —
Roxane. Was hör' ich? ſahſt du nicht die eigne Hand? das Blatt …
Solimann. Das teufliſcher Betrug ihm nur entriſſen hat —
Ja, Ruſtan meinem Sohn, dem Liebling meiner Seelen —
Doch will ich Ruſtans Geiſt aus ſeinem Körper quälen …
Ja, liebſter Muſtapha, mit ausgeſuchter Pein
Soll er auf deiner Gruft dir aufgeopfert ſeyn,

Und wüßt' ich …

Roxane, (die ſich ſtellt, als ob ſie itzt erſt Ruſtans Betrug entdecke.) Welch' ein Schau'r durchſchüttert meine Glieder?

Wie? — (Nachſinnend.) Ruſtan? — ganz gewiß! es ſteigt der Tag hernieder:
Ich ſeh' es, er betrog uns beide, dich und mich,
Und ſchmückte heuchleriſch mit Tugendfarben ſich —
(Sich gegen den Muſtapha wendend.)
Ach! unglücksvoller Prinz, du würdigſter der Erden!
So muß die Tugend ſelbſt der Bosheit Opfer werden? — (Zum Sultan.)
Geh' und erheb' auf ihn dein ſchrecklich ſchlagend Schwert,
Nicht einen Augenblick iſt er zu leben werth!
Und dann …

Solimann. Dann will ich noch den Mord an jedem rächen,
Der wider meinen Sohn jemals gewagt zu ſprechen! —
(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Roxane (allein.)

Den glücklichen Entſchluß gab mir der Himmel ein! —
Doch wird nicht Ruſtan ſelbſt noch mein Verräther ſeyn? —
Des Sultans Zorn iſt taub, ein Krieger, welcher wütet,
Und nicht den Ruf mehr hört, der ihn zurück gebietet. —
O Glück! was ich gewünſcht, ſchenkſt du mir — und weit mehr —
Zwar Ruſtan war mein Freund, doch war er's ſchon zu ſehr:
Wer uns verrathen kann, iſt allzeit werth zu ſterben;
Die Schlange, die du nährſt, gebiert oft dein Verderben —
Heil mir! Triumph und Sieg! da liegen die Tropheen,
Der bleiche Muſtapha — ich muß ihn näher ſehn! —
(Sie nähert ſich Muſtaphas Leichnam.)
Ah, unglückſel'ger Prinz, willkommen meinen Blicken!
Wie ſchön die Streifen Blut's die ſtolze Lilje ſchmücken!

In ihrer Blüte brach ein leichter Hauch ſie ab,
Und du ſchmückſt, ſtatt des Throns, ein ſchauervolles Grab.
So muß man die Natur, die uns vergeſſen, ſtrafen,
Bald wird auch dein Zopyr bey dir in Ruhe ſchlafen —
Doch du, Zeangir, du! wie wenig dankſt du mir!
Daß Achmet hieher kam, Verräther, kömmt von dir!
Kein mächtiger Gedank' hat noch dein Herz erweitert,
Kein Glanz des Purpurs noch dein blödes Aug' erheitert;
Doch deine Straf' iſt hier: (Auf den Muſtapha zeigend.) ſie darf dich nicht gereu'n:
O ſüße Straf'! einſt Herr des Orients zu ſeyn! —
Er kömmt. Welch blitzend Aug'! der ganze Jüngling lodert:
Zum künft'gen Sultan wird ein wenig Muth erfodert —

Letzter Auftritt.

Roxane. Zeangir.

Zeangir. Weh mir! zu ſpät, zu ſpät! wo biſt du, Muſtapha?

Mein Bruder und mein Freund, mein Alles! biſt du da? (Er ſieht ihn.)
Dieß da, was ich hier ſeh? dieß alles? — ihr Barbaren,
Wie grauſam ſeyd ihr nicht mit meinem Freund verfahren!
Mit meinem Freund? mit mir! — ach! war er nicht mein Ich?
Mein andres Ich? mein Selbſt? — Gott, Gott! wie liebt' er mich!
Wie liebt' ich ihn! umſonſt! hier liegt ſie, meine Liebe,
Mein Wunſch, mein Stolz, mein Ruhm, nicht bloß durch ſchwache Triebe
Des Blut's mein Bruder! nein, durch Tugend; unſern Bund
Schloß ſelbſt die Harmonie der Seele, nicht der Mund!
Entſtellt! zerſtört! voll Blut! ein Märtyrer der Tugend,
Rein, wie die Unſchuld ſelbſt, ein Muſter für die Jugend;
Entſtellt! zerſtört! durch wen — durch einen Vater? ach!
Aus jeder Wunde ſchrey'n mir laute Seufzer nach!

Ein Vater — ein Tyrann — ah! nütze deine Freude!
Wo biſt du? wühle noch in ſeinem Eingeweide!
Wo biſt du? — (Zu Roxanen.) und auch du! —

Roxane, (die ihn lange mit einem bittern Lächeln angehöret.) Genug, genug geklagt!

Zeangir. Genug? — ha! hätte mir ein Ruſtan dieß geſagt!

Roxane. Verwegner . . .

Zeangir (zum Muſtapha.) Ach! um dich genug? — ein langes Leben . . .
Ein ganzer Orient mag ſeine Stimm' erheben,
Er weine Ströme Blut's! er weint nie g'nug um dich!
Wie feuerte dieß Herz, wie ſchlug es einſt für mich!
Wie kalt und fühllos itzt: — (Er umarmt ihn.) ach, Freund! laß dich umſchließen,
Und meine Seele ganz in deine Seele küſſen!
Dann leb' und freue dich! dein Achmet iſt auch hier,
Er ſchützt dich, kämpft für dich, er ächzt und weint mit mir!
Erwache, Muſtapha! . . . doch nein, du würdeſt beben,

Hier, wo die Bosheit ſiegt, zum Streiten aufzuleben —
Im Vaterland des Glücks, der Eintracht und der Ruh
Winkſt du, von Heiligen umringt, mir lächelnd zu —
Ich komme, Muſtapha — ich komm' ...

Roxane. Auf! auf zum Throne! ...
Ha! einen edlern Stolz hofft' ich von meinem Sohne.
Du weißt nicht, welch' ein Glanz noch einen Thron erhellt?
Du winkeſt, und dein Wink erſchüttert eine Welt:
Du willſt, und eh du willſt, iſt alles ſchon geſchehen,
Rufſt Städt' aus ihrem Staub', und läſſeſt ſie vergehen —

Zeangir. Biſt Sultan auf dem Thron und Sklav in dem Palaſt,
Dein eigner, innrer Feind, und aller Welt verhaßt. —
Du lehrteſt, Muſtapha, ein andres Glück mich kennen,
Mein jugendliches Herz von edlerm Ehrgeiz brennen —

Roxane (zornig.) Und nach dem Staube ſanft hinkriechen — krieche hin!
G'nug! daß ich einſtens noch des Sultans Mutter bin:
Und iſt dein Arm zu ſchwach, die Zügel ſelbſt zu führen,
So hab' ich Kraft genug, für dich ſie zu regieren —
Wie ſchlecht verdankeſt du des Ruſtan ſeltne Treu!
Sein Eifer machte dir den Weg zum Throne frey.
Du rufſt den Achmet her; und itzt wirſt du mit Qualen
Und Tod ihm dieſen Thron, den er dir gab, bezahlen?
Ach! welch ein dankbar Herz! wie großmuthsvoll es iſt —
Damit du, Jüngling, weißt, was du mir ſchuldig biſt,
So höre: Ruſtan grub allein auf mein Begehren
Das Grab des Muſtapha: ich gab des Todes Lehren
Ihm ganz allein — Wohlan! was haſt du nun für mich
Für einen Lohn?

Zeangir. Für dich für einen Lohn? für dich? —
(Er zieht einen Dolch heraus, und erſticht ſich.)
Hier iſt er!

Roxane. Raſender! was thuſt du?

Zeangir (ſinkt neben dem Muſtapha hin.) Dein Verbrechen, Das ich nicht ſtrafen darf, an meinem Leben rächen —

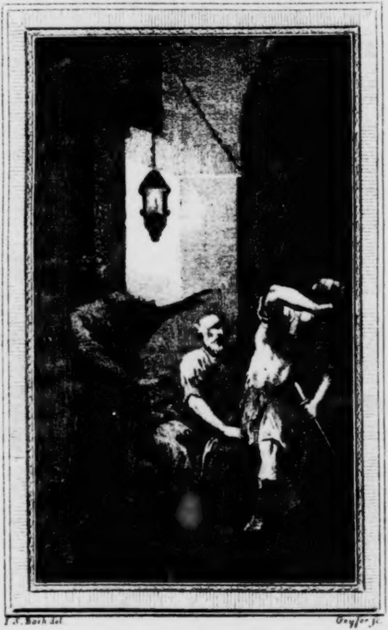
Roxane. Helft, helft! wo flieh' ich hin!

Zeangir. Zur Reu,
wenn's möglich iſt —
Ich aber — Muſtapha! — dahin, wo du ſchon biſt.

(Der Vorhang fällt zu.)

Ende des zweyten Theils.

Bayerische



I. S. Bach del. Geyſer ſc.

Atreus und Thyest. Act V. Sc. II.

Trauerſpiele

von

C. F. Weiße.

Dritter Theil.

Die Befreyung von Theben.
Atreus und Thyeſt.

Leipzig 1776,
verlegts die Dykiſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Befreyung von Theben.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Εἰ γὰρ βαλὼν ἕκαστος ὅ, τι δύναιτό τις
Χρηστὸν, διέλθοι τοῦτο, κᾆς κοινὸν φέροι
Πατρίδι, κακῶν ἂν αἱ πόλεις ἐλασσόνων
Πειρώμεναι, τὸ λοιπὸν εὐτυχοῖεν ἄν.

EVRIP. PHAENISS.

Perſonen:

Charon, ein vornehmer Thebaner.

Epaminondas, } ein paar thebaniſche

Pelopidas, } Feldherren.

Archias, ein Spartaner, der einer von den Bäotarchen, d. i. Gouverneur in Bäotien, iſt.

Kallikrates, Charons Sohn.

Phillidas, ein Thebaner, Günſtling der Bäotarchen.

Arete, Charons Gemalinn.

Aſpaſia, Braut des Kallikrates.

Der Schauplatz iſt in Theben.

Xenephon, Plutarch und Cornelius erzählen die Geſchichte.

Erſter Aufzug.

Die Scene iſt ein Zimmer in dem Hauſe des Charon,
und bleibt durch die vier erſten Akte unverändert.

Erſter Auftritt.

Charon (allein.)

Ein finſtrer Tag! ſo ſchwarz, wie dein Geſchick,
Mein Vaterland! ſeit Sparta durch Betrug
Und Meineid dir der Freyheit Glück entriß. —
Da liegt ſie, ſchwimmt in deiner Bürger Blut,
Und jammert laut: weh ihr! wenn Sparta hört,
Daß ihr noch Kraft zu ſeufzen übrig iſt:
Bald wird es ihr auch dieſe rauben. — Nein,
O Theben, nein; weil du noch ſeufzen kannſt,
Muß dir geholfen ſeyn! — Wie ringt mein Herz!
Lieb' und Natur, ihr ſüßen ſtarken Bande,

Von euch reiß' ich mich los. Das Vaterland
Weint ſonſt vergebens: ſeine Stimme muß
Mir lauter ſeyn! — Dich, Theben, zu befreyn,
Wo nicht zu ſterben, bleibt für den nur übrig,
Der nicht, als Sklav, ein ſchimpflich Leben wählt. —
Ja, Heldenblut, das dir, o Freyheit, fließt,
Muß Göttern ſelbſt ein ſüßes Opfer ſeyn —
Ihr heil'ger Wille ſey vollbracht! ... Jedoch
Wo bleiben ſie, die Freunde, deren Muth
Die große That mit mir beginnen ſoll? —
Und gleichwohl neigt ſich ſchon der kurze Tag!
Und gleichwohl ſcheint's, als ob die Götter ihn
In eine Nacht von Nebel eingehüllt,
Die dieſe That zur Reife brüten ſoll: —
O wär' der Sturm vorbey! o lächelte
Auf's neu die Freyheit, heil'ges Theben, dir! —
Doch ſoll es ſeyn, ſoll ich, Befreyer Zevs!
Durch der Tyrannen Schwert ja fallen: o,
So gieb, daß nicht mein Tod unrühmlich ſey,
Und ſpar' ein Blut dir auf, das Theben rächt,
Und mich mit ihm! ... Wer kommt? Arete — ſie,
Die ſtets ſich zwiſchen mir und Theben drängt,

Und meinen Muth ſtets mit der Furcht beſtürmt,
Daß ſie ein Raub der Feinde ...

Zweyter Auftritt.

Charon. Arete.

Charon. Biſt du hier? —
Was willſt du?

Arete. Sehn, was für ein giftger Wurm
Dir in dem Buſen gräbt! — du lächelſt? ach!
Du täuſch'ſt mich nicht! dieß iſt ein Sonnenblick,
Der mühſam ſich durch eine Wolke ſtiehlt! —
Schon lange ſpricht ein ſtiller Gram aus dir:
Du ſuchſt die Einſamkeit, du flieheſt mich,
Mich, die von ihr ſonſt die Vertraute war: ...
Ach! glaube mir! der Seufzer, den du jetzt
Verbeißeſt, daß ich ihn nicht theilen ſoll,
Preßt meiner Bruſt zehnfache Seufzer aus!

Charon. Du wunderſt dich? erheb' dein Auge! ſieh,
Was Theben war — itzt iſt, und — werden wird!
Von ihrer Söhne Blut gefärbt, entblößt,

Und mit zerſtreuten Haar liegt ſie in Staub
Gebeugt und weint: und Lacedämon jauchzt
Daher, und tritt ihr treulos auf den Hals!
Und ich allein ſoll meine Thränen nicht
Mit dieſem Blut, wovon ein Tropfen ſelbſt
Ganz Sparta überwägt, vermiſchen? —

Arete. Iſt
Es nicht mein Vaterland ſo wohl, als deines?
Und darf ich es nicht auch beweinen? — doch
Wo bleibt der Troſt, den du mir ſchmeichelnd gabſt,
Als ich noch jüngſt an deinem Buſen lag,
Und es bejammerte? „Ah! ſagteſt du,
„Die Götter wiſſen wohl, was Theben nützt!
„Noch haben ſie uns Männer aufgeſpart,
„In deren Bruſt die Freyheitsliebe wallt.
„Die Götter werden ſie bewaffnen, wann
„Die Zeit der Rache kömmt, wann ſie den Stolz
„Von Sparta reif zu ſeinem Fall gemacht!" —
Fehlt dir der Troſt, den du den deinen giebſt?

Charon. Nein — aber . . .

Arete. O! es gährt in deiner
Bruſt

Ein tief Geheimniß! — Ernſt ſchleichſt du umher,
Und hefteſt deinen Blick ſtarr auf die Erde;
Du ſprichſt allein mit dir, und nah' ich mich,
So winkt mich dieſer Arm gebieteriſch fort,
Sonſt ausgeſtreckt, mich zu umarmen: ... Nein,
Die Wunde Thebens iſt verharrſcht: ihr Gram
Wird durch die Rinde, die ſie allgemach
Umſchließt, empfindungslos ...
Charon. Als ob die Wuth
Der Tyranney ſie nicht ſtets zum Gefühl
Aufs neue blutig rieb'. Kaum hat ſie die
Noch wenig Edlen von hier fort geſcheucht,
Und nach Athen verjagt ...
Arete. Und hat Athen
Nicht dankbar g'nug, die Freyſtatt ihnen gern
Gewährt? Was fehlt dort der Bedürfniß?
Charon. Was?
Ihr Vaterland! — iſt dieſes nichts? du ſprichſt
Itzt wie ein Weib; ah! iſt dir dieſes nichts,
Wenn man ſein Brod von fremder Huld begehrt,
Indeß daß unſer Gut, und Weib und Kind
Ein Raub der Schwelgerey und Bosheit wird? —

Und kennſt du nicht den Leichtſinn von Athen,
Der Waſſerblaſen gleich dir günſtig ſpielt,
Doch den auch gleich ein redneriſch Geſchwätz,
Ein kleiner Hauch in Luft, in Nichts verbläſt? —
Und ſprühte nicht die Tücke Spartas ſchon
Ihr Gift dorthin? Weißt du die Netze nicht,
Die man noch jüngſt den Flüchtigen geſtellt,
In die Androklides unglücklich fiel?

Arete. Ich will dir glauben: ja, ich glaube, daß
Die Fluth des Grams dein edles Herz durchſtrömt:
Doch warum ſchütteſt du ſie nicht vor mir
In Thränen aus, für mich ein ſanfter Guß
In ein verſengtes Land, da ſonſt der Gram,
Der deine Stirn umwölkt, mein Herz verbrennt? —
Entdeck' ihn mir! deswegen hat mich dir
Der Himmel zugetheilt, daß ich dein Leid
Mit dir ſo theilen ſoll, wie du das Glück
Mit mir getheilt: ſonſt wär' ich nur die Magd
Von deiner Wolluſt …

Charon. Nein, du biſt mein Weib,
Mein treues, zärtliches, geliebtes Weib,
Mit der die Redlichkeit Glück, Wohlergehn

Und Heil zu theilen wünſcht, und nur darum
Verheelt mein Herz ... Genug!
Arete. Nein, nicht genug!
Und was verheelt dein Herz? — Nicht Neugier iſt's,
Die mein Geſchlecht vielleicht entſchuldigte;
Nicht Mißtraun, nein, nur Furcht, daß dieſes Herz
Nicht einen Anſchlag nährt, der dich verderbe.
Charon. Als ob du weiſer wärſt, als ich! — weißt du,
Daß dein Geſchwätz mich bald beleidiget?
Arete. Ach! dieſe Thräne fleht Vergebung! — nein,
Ich weiß, wie ſehr der männliche Verſtand
Den weiblichen beſiegt, doch weiß ich auch,
Daß Götter ſind, die weiſer ſind, als ihr,
Und unſerm Blick darum den Reiz geſchenkt,
Die Wut der Leidenſchaft, die euch zu oft
In Labyrinthe reißt, zu bändigen.
Charon. Und welcher Wahn? von wannen kömmt er dir?
Arete. Was ſind die Boten, die vor Tags ſchon
Geheimnißvoll itzt hin und wiedergehn?

Scheu an der Hinterthür dich ſodern? dann
Von aller Welt entfernt, verſperrt mit dir
Dich ſprechen, wann ich dich nicht ſprechen darf,
Und in der Nacht erſt ſpät von dannen gehn? —
Wie! weißt du nicht, daß dieſe Mauern hier
Verräther ſind? die Luft, ſelbſt ungetreu
Umher verſtreut, was man ihr anvertraut?
Daß überall Spartaner lauern? hier
Leontides und Archias gebeut? —
Ein Wink! und du mußt bluten, du und ich,
Sohn, Freund und Vaterland! — Nur ein Verdacht …

Charon (unruhig.) Die Boten wirſt du nicht hier weiter ſehn,
Wenn Zevs … genug! fleh ihn um ſeinen Schutz!
Geh in den Tempel! fleh für's Vaterland …
Genug für dich!

Arete. Unfreundlicher, iſt dieß
Die ganze Antwort? — Ah! wer weiß, lauſcht nicht
Im Vorhof ſchon der Tod! denn wiß', es ſtehn
Zween Männer da; in Mäntel eingehüllt,
Verbergen ſie ſelbſt vor der Finſterniß

Ihr Angeſicht, und forſchen ſcheu nach dir,
Und andre ſchleichen noch um unſer Haus ...
Charon. Und du ſagſt dieß erſt itzt, und tödteſt uns
Die Zeit durch dein Geſchwätz? — Fort, bringe ſie!
Und öffne ſchnell die Thür den andern auch!
Arete. Doch, mein Geliebter! ...
Charon. Fort! fort! ſäume nicht!
Dein Glück iſt es ſo wohl als meines — geh!
Ich warte hier ...
Arete. Ach Charon! wären es
Verräther?
Charon. Nein; ich ſage dir: es ſind
Die Freunde Thebens — geh!
Arete. Mit Zittern folg'
Ich dir —
(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Charon (allein.)

Wie ſchmerzlich greift die Lieb' an's Herz,
Wenn uns der Zwang verſtellte Härte lehrt!
Doch die Unfreundlichkeit des Arztes iſt
Oft Leben ... aber nun beginnt mein Herz
Zu brennen! — ſie ſind hier! und näher tritt
Der Augenblick, der um die freye Stirn
Uns ew'ge Lorbeern flicht, es ſey nun, daß
Die Sonn' in unſerm Blut' heut' untergeh',
Wo nicht uns morgen früh willkommen lache,
Und Thebens Retter grüß'. — O ſtärke mich,
Schutzgott Böotiens! o Freyheit, du!
Und du, das alle Lieb' und Zärtlichkeit
Für Bürger, Freund, und Weib und Kind umfaßt,
Mein Vaterland! — Kein weibliches Geſchrey
Der Wehmuth, keine Furcht entreiße mir
Den kleinſten Seufzer, um nicht dieſer Mann
Zu ſeyn, der ich ſeyn will! ... ſie kommen — ja!

Vierter Auftritt.

Charon. Pelopidas. Epaminondas.

Charon (umarmt ſie.) Heil euch, willkommnes Paar, in deren Muth
Noch Thebens Hoffnung lebt! ſeyd mir gegrüßt!
Viel tauſendmal gegrüßt! der Götter Rath
Scheint unſerm Wunſch geneigt! denn ihr ſeyd hier:
Auch hoff' ich, unbemerkt vor Spartas Wuth,
Das über uns mit hundert Augen wacht!

Pelopidas. Ja, Freund! ſo weit hat Zevs uns noch beſchützt:
Dank ihm, daß er die Luft in Nebel hüllte!
Zwölf Jünglinge von Thebens Blute ſind
Mit uns, die Sparta jüngſt nebſt uns verjagt:
Sie ſammeln unten ſich. Ich bat dein Weib,
Die uns erſt itzt gekannt, und thränenvoll
Uns zu dir wies, — erſt dich verläugnete, —
Daß ſie mit Trank und Speiſe ſie erquickte:
Sie kommen von Thryaſien, wie wir ...

Charon. Vielleicht bedürft auch ihr ...

Epaminondas. Wir hungern nur
Nach Freyheit ...
Pelopidas. Ja, mein Freund, wir dürſten nur
Nach der Tyrannen Blut ...
Charon. Und keiner ward
Von euch bemerkt?
Epaminondas. Nein, in der Nacht ſind wir
Erſt von Athen gereiſt, und einzeln durch
Verſchiedne Thor' einher geſchlüpft. Der Nord,
Der durch die Luft ganz ungewöhnlich ſtürmt',
Warf günſtig uns die Mäntel ins Geſicht,
Und das Gewölk vom dicken Nebel hieng
Sich zwiſchen uns und andrer Neugier vor ...
Doch itzt iſt es nicht Zeit zum Tagebuche
Von unſrer Reiſe — ſprich! welch' ein Entſchluß
Iſt hier von euch gefaßt? was iſt zu thun?
Spannt heute noch die Freyheit ihre Kraft,
Die Feſſeln zu zerſprengen?
Charon. Ja, noch heute!
Schon wißt ihr: Phillidas, der Patriot,
Der durch die Kunſt verſtellter Demuth, Liſt,
Gefälligkeit und ſchmeichelhafte Sitten

Sich der Tyrannen Gunſt erworben hat,
Giebt heut ein Feſt den Böotarchen. Nichts
Hat er für den Tumult der Schwelgerey,
Nichts für den Rauſch der Frölichkeit geſpart:
Und wann ſie nun von Freuden taumeln, ſoll
Die Freyheit ihren Dolch erheben, ſie
Ermorden und durch die gebeugte Stadt
Das Blut der Tyranney verſtreun ...
Pelopidas. Wie bebt
Die Hand, das große Werk bald zu vollziehn!
Epaminondas. Daß nur nicht Bürgerblut darunter fließe!
Denn ſelten hält die Wuth das rechte Maaß.
Wofern wir nicht des Ausgangs ſicher ſind,
So laßt uns lieber ...
Charon. Freund, der Ausgang ſteht
Stets bey den Göttern, wir thun unſre Pflicht:
Was iſt's, da uns das Schwert der Tyranney
Stets über'm Haupte hängt, ob es uns treffe
Heut' oder morgen ...
Pelopidas. Recht! der Muth'ge reißt
Es ſelbſt herab: vielleicht wirft das Geſchick

Es auf den Schuldigen.

Epaminondas. Sind wir's allein,
Ach! deren Nacken es bedroht? Nein, Weib,
Und Kind und Freund, ganz Theben iſt's, dem man
Die Adern, die noch itzt verbunden ſind,
Auf einem Wink zum Tode öffnen kann.

Charon. Ach! allzu wahr, mein Freund! — ein
Weib, ein Sohn! —
Auch ich hab' einen Sohn! auch ich ein Weib ...
Doch iſt das Vaterland nicht alles? mehr
Als alles? keimt ihm wohl die Freyheit auf,
Wenn man den Boden nicht mit Blute düngt?

Pelopidas. Je mehr die Tyranney hier Wurzel
faßt,
Je ſchwerer reißt man dieſes Unkraut aus! —
Der erſte Schritt iſt ſchon gethan! weh uns,
Wenn wir nun ſtehn, und harren, bis das Auge
Des Argwohns ihn erräth: der erſte Schritt,
Der letzte — einerley! Der Abgrund liegt
Vor uns, wir fallen ſtets, mißlingt der Sprung.

Epaminondas. Dem iſt alſo; ich ſeh's. Doch,
Freunde, laßt

Die Menſchlichkeit ſtets eine Bürgerthräne
Mit der Tyrannen Blut vermiſchen: dieß
Wäſcht unſre Hand noch vor der Nachwelt rein,
Daß Habſucht, Stolz und eigne Rachgier nicht
Das Schwert gezückt: daß Freyheit nur
Die Seele dieſer That und das Panier
Der heil'gen Stadt, und unſrer Kühnheit war.

Pelopidas. Die Menſchlichkeit, die deinen Buſen ſtimmt,
Sanft wie das Saitenſpiel von dir gerührt,
Aus deinen Lippen tönt, und deinen Muth
In Harmonie, zu weiſer Güte lenkt,
Wird unſerm Grimm die Nüchternheit verleihn,
Wenn Rach' und Zorn ſie allzuſehr berauſcht. ...
Doch, Charon, ſprich, wann glänzt der Augenblick,
Das Zeichen, das zum großen Werk uns ruft? —
Iſt auch des Bürgers Herz geöffnet g'nug,
Daß unſer Schrey'n den Funken Freyheit noch
Zur Flamme wecken kann? wie, oder ſchließt
Die Furcht ...

Charon. Sie ſind Thebaner! allzuwund
Von Spartas Joch! Schon hab' ich ſie geprüft.

Itzt nur erwart' ich noch den Philidas,
Der uns die Zeit zum lauten Aufruf lehrt.

Pelopidas. Und eher nicht? — wo bleibt er? auf, laßt uns …

Epaminondas. Nein, weiſe Vorſicht iſt hier mehr, als Muth!

Charon. Er kommt …

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phillidas.

Pelopidas, (der ihm hitzig entgegen läuft.) Freund, iſt ſie da, die Stunde, die
Uns Theben wieder giebt, und Theben uns?
Sieh! wir ſind da! gewaffnet, voller Durſt
Nach Ruhm, nach Freyheit! — Auf! ſchon wartet ſie,
Und ungeduldig, möchte ſie entfliehn!

Phillidas. Die Nacht iſt lang genug! vergönne noch
Der Tyranney, daß ſie zum letztenmal
Sich letz' und das Geräuſch der Schwelgerey

Sie mehr betäube: dann ...

Charon. Doch denke, daß
Uns jeder Augenblick verrathen kann!
Der Ruf war ſtets der Bosheit treuſter Freund;
Und ſeyd ihr in Athen vermißt ...

Epaminondas. Nein, noch
In dieſer Nacht. Zweyhundert folgen uns
Von den Verbannten nach, die ſich am Thore
In der Diana Wald verſammeln, uns
Mit Hülfe beyzuſtehn, ſo bald die That
Die Knoſpe brechen wird.

Phillidas. Noch ſtimmt itzt alles
Zu unſern Wünſchen ein! Hört den Entwurf.
Schon tobt der Wein in unſrer Opfer Schaar;
Der Wolluſt Gott, den ſie mit eingeſchluckt,
Flammt jeden Trieb zu neuen Luſten auf:
Sie dürſten heiß nach einer Phryne Schooß,
Wo ein gewünſchter Schlaf auf Roſen ſie
Zum Morgen wiegen ſoll!

Pelopidas. Ha! und verſagt
Man ihnen dieſes Gift, das alle Kraft
Der Seele tödtet?

Phillidas. „Nein, nein!“ ſprach ich! „Wie?
„Was braucht ihr Phrynen hier, wo aller Reiz
„Für euch ſo ſchön in Thebens Jungfraun blüht,
„Auf die mit Eiferſucht ſelbſt Venus ſchaut,
„Die noch kein feiler Kuß entheiligt hat,
„Die Grazie mit ihrem Gürtel ſchmückt?
„Den aufzulöſen iſt ein Bäotarch,
„Ein Fürſt von Sparta werth!“
Epaminondas. Was ſagſt du? du,
Du ſelbſt entzündeſt ſie zu Thaten …
Charon. Soll
Dianens Tempel erſt zerſtöret ſeyn?
Die jungfräuliche Schaam …
Pelopidas. Ich zittre …
Phillidas. Hört! —
Sie ſchrie'n voll Brunſt, frohlockend um mich her,
Ernannten mich zum König dieſes Feſtes,
Und überließen mir der Schönen Wahl.
Ich nannte hier die Bluhmen dieſer Stadt,
Verſprach durch Schmeicheley ſie hin zu ziehn …
Epaminondas. Und glauben ſie, daß Thebens Töchter ſo

Der Tugend abgeſagt?

Phillidas. Hält ein Tyrann
Nicht alles feil für ſich? ich ſoll erſt flehn,
Dann drohn, dann durch Gewalt …

Pelopidas. Und dein Entwurf?

Phillidas. Ihr ſollt verſteckt in weibliches Gewand,
(Indem vom Haupt der weiße Schleyer fließt,
Und euch verbirgt,) euch ihrem Feſte nahn.
Schon ſammelt' ich, was darzu nöthig iſt.
So werdet ihr der Neugier Aug' entfliehn,
Die Wachen ungeprüft durchgehn: dann fleh'
Ich ſie, daß auch der Schwarm, der ihrer Luſt
Zu fröhnen, wachſam ſorgt, ſich erſt entferne,
Um euch die Schaam vor Sklaven zu erſparen.
Sind dieſe fort: ſo werfet das Gewand
Der jungfräulichen Furcht und Demuth ab,
Und zeigt des Tygers Grimm!

Pelopidas. Ja, Freunde, dann
Laßt uns die Brut der Bosheit würgen, dann
Sey ihr vom Wein und Wolluſt ſiedend Blut

Von unſern Dolchen abgekühlt!
Epaminondas. Ein Gott
Gab die glückſel'ge Liſt dir ein! Stets bebt'
Ich, daß eh unſer Muth die That begann,
Uns auf der Straße nicht der Neugier Blick
Errieth!
Charon. Und ſprich: Wie bald? wann gehn wir …
Pelopidas. Wann?
Phillidas. So bald ich komm', euch abzuholen.
Itzt
Mag Bacchus ſie noch mehr in Aufruhr bringen.
Ich kündige der halbberauſchten Schaar
Die frohe Nachricht an, daß ihr Gebot
Die Keuſchheit erſt geſchreckt, bis ſie die Furcht
Vor der Gewalt bezwang; daß itzt der Stolz
Von Thebens Jungfraun ſich mit Bluhmen ſchmückt
Und Balſam netzt, die Opfer ihrer Luſt
Zu ſeyn, daß Amor ſich ſelbſt des Triumpfs
Der ſchönſten Nacht erfreu't, die ihrer Brunſt
Die Schönheit je gewährt …
Pelopidas. Triumpf für uns!
Wann ſtatt des ſüßen Pfeils Apollo ſelbſt

Sein tödtendes Geſchütz, der Freyheit Tod
Zu rächen, uns verleiht!

Charon. Geh', Freund! doch laß
Nicht unſre Wuth ſich allzulang verzehren!
Der Augenblick der Ungewißheit iſt
Weit fürchterlicher, als der Augenblick
Der ſchrecklichſten Gefahr des Todes.

Epaminondas. Kommt!
Der Freunde treue Schaar, die ganz gewiß
So heiß wie wir, den Augenblick erflehn,
Erwartet uns. Der liſtige Entwurf
Zu Spartas Fall ſey ihnen kund gethan!

Charon. Beflügl' ihn, Gott der Freyheit! Thebens Gott!

(Gehn ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Arete (allein.)

Zu ſehr! nur allzuſehr ſeh' ich den Sturm,
Der über meinem Haupt ſich finſter thürmt;
Unglücklicher Gemal! wie wirſt du ihm,
Wie wird dein Sohn, wie ſoll ich ihm entgehn! —
Und dieſe, deren Wut dich itzt verführt,
Stehn trotzig da, als ſey in ihrer Hand
Der Sturm allein, ſie alle Jupiter; —
Was fang' ich an? — vergebens fleh' ich ihn!
Sein Herz, ſo ſehr innwendig es für mich
Vor Liebe flammt, iſt, wenn es ein Entſchluß
Gehärtet, feſt, unbiegſam, wie ein Fels,
Zumal, wann das Gefühl des Vaterlandes
Die übrigen verſchlingt. — Was ſoll ich thun? —
Sobald mein Charon fällt, ſo ſchlägt der Stamm

Das edle Reiß, den Liebling, meinen Stolz,
Ach! meinen Sohn, zugleich in Abgrund! — Wie!
Wenn er entflöh? — Schon ſenkt die finſtre Nacht
Die Fittige: wie leicht beſchattet ſie
Die Flucht durch's Thor! dann kann er nach Athen,
Er kann nach Argos fliehn und warten, bis
Das ſchreckliche Gewölk vorüber fährt. ...
Er kömmt — wie ſehr fürcht' ich des Jünglings Wut!
Der ganze Vater lebt in ihm —

Zweyter Auftritt.

Arete. **Kallikrates** (nachdenkend.)

Arete. Mein Sohn,
Wo kömmſt du her? — (Er ſtampft mit den Füßen.)
Du ſcheinſt voll Wut? was iſt's,
Das dir das Blut heiß über's Antlitz jagt?
Lernſt du niemals die Hitze bändigen,
Die dich ſchon oft zum nahen Abgrund' riß?
Bekenn' es: du warſt wieder in Gefahr,
Die du vorwitzig ſuchſt, und biſt mit Müh
Entflohn?

Kallikrates. Als ob ich vor Gefahren flöh? —
Verwunde nicht mein Herz noch heftiger!
Arete. So ſprich: was iſt's? ... Wann wirſt du weiſe ſeyn!
Kallikrates. Wann? wann? — Wann ich ein Mann geworden bin,
Denn noch bin ich ein Kind ... noch weniger;
Denn da ſchon konnt' ich ſchweigen, ſcheute nichts!
Mein Vater! ach! —
Arete. Vermehre nicht die Laſt
Die meine Bruſt auf's äußerſte beklemmt!
Kallikrates. Wie? hat er dich auch, wie mich, fortgeſchickt?
Zu Weibern nur geſellt mein Vater mich!
Ich zittre vor Verdruß, vor Grimm, vor ... ah!
Hätt' ich ...
Arete. Vergiß nicht, daß ich Mutter bin,
Und du biſt Sohn: ihm ziemt Beſcheidenheit. —
Allein, was iſt's, das dich beleidiget?
Kallikrates. Vor dem Palaſt der Bäotarchen trug
Mich itzt mein Weg vorbey: da hört, da ſah

Ich, wie die Tyranney von dem, was ſie
Uns täglich ſtiehlt, von der Ermordeten,
Von der Verbannten Gut frohlockend ſchwelgte.
Der ſchäumende Pokal gieng wild umher,
Der edle Wein floß auf den Boden hin,
Die lärmende Muſik ertönte drein,
Der Haufen brüllte drauf ein ſchimpflich Lied,
„Wie man des Kadmus Burg durch Liſt gewann,
„Uns in das Joch geſpannt, Böotien
„Zu Spartas Füßen liegt, und Theben ſcheu
„Im Staube kriecht, und keine Götter hat,
„Die es beſchützen“ … ha! da fühlt' ich ganz,
Daß ich Thebaner war. O dacht' ich: iſt
Kein Patriot, der Theben rächen will,
So will ich … voller Wut trat ich ins Haus,
Und foderte die Böotarchen auf:
Da jagte mich die Wache ſchimpflich fort.

Arete. Ich zittre, Sohn! du biſt der Zärtlichkeit
Nicht werth, von der mein Buſen für dich wallt!
Was wollteſt du da thun?

Kallikrates. Sie züchtigen!
Wär' ich der Zärtlichkeit dann werth, wenn ich

Ein niederträcht'ger Sklav, wie Phillidas,
Auf meine Feſſeln lächelnd den Tyrannen
Ein feiler Wirth von ihrer Wolluſt wär'?

Arete. Er thut, was ihn die kluge Vorſicht lehrt;
Weißt du, daß er ein Freund des Charons iſt?

Kallikrates. Und ſein Verräther. Hör', ich klimmte kühn
Im Fenſter hoch hinauf: da hört' ich ſelbſt,
Wie er zum Dienſt der Wolluſt ſich erbot,
Den Wütrichen die Töchter Thebens pries
Und mit Gewalt ſie hinzuziehn verſprach.
Mich dünkt, er nannte ſelbſt Aſpaſien,
Die meine Seele liebt, mehr als mich ſelbſt,
Sie, meine ſchöne Braut, er nannte ſie.
Kaum, kaum bezwang ich mich, daß nicht mein Haupt
Vor Gram und Wut die Mauer niederſtieß!

Arete. Wer weiß, welch' ein Phantom die Einbildung
Und deine Hitze dir da vorgemalt?
Doch deinem Vater gieb davon Bericht!

Kallikrates. Er will ihn nicht; und dieſes eben ſtürmt

In meiner Seel'. Ich floh' ergrimmt hieher,
Und ſprang zum Saal' hinein; da fand
Ich vom Epaminond und einer Schaar
Thebaner ihn umringt, und im Geſpräche.
Ich klagt' ihm das, was ich dir itzt geklagt.
Kaltſinnig hört' er mich: dann wies er mich
Gebietriſch fort, hieher zu dir, hieher!
Und jedes ſchwieg, als ob ... als ob ich noch
Ein Säugling wär', der auf der Mutter Schooße
Die Bruſt begehrt; als ob der Götter Rath
Itzt Trojas Untergang beſchlöß', und ich
Ein Paris wär', der für die Helena
Zu ſeufzen käm' — ſonſt nichts ...
Arete. Kallikrates!
Erkenne mehr des Vaters Zärtlichkeit!
Sein ganzer Stolz, ſein Glück, ſein Ruhm biſt du,
So wie du mir Stolz, Ruhm und Glücke biſt. ...
Kallikrates. Sein Stolz! ſein Ruhm! ... Was hab' ich noch gethan?
Gegeſſen und gelebt; gehört, geſehn,
Wie Thebens Glanz verloſch, wie Sparta es
In Feſſeln ſchlug; gefühlt, wie ſchwer ſie ſind,

Und dann gegähnt; ſonſt — weiter nichts gethan.
Arete. Es kömmt die Zeit, da du auch handeln wirſt!
Du weißt, dich führte ja dein Vater ſelbſt
Zu großen Thaten an?
Kallikrates. Dieß braucht er nicht.
Er iſt mein Vater, ich ſein Sohn: genug!
Arete. Du aber glaubſt, daß er zum Staube dich
Beſtimmt? nein, hör' in mir ihn ſelbſt, erkenn'
In dem, was er gethan, ſein Herz für dich,
Mein Herz, mein zärtlich Herz! ... wie liebt es dich! —
So ſehr, daß es für dich ſein Leben gäbe!
Kallikrates. Erweiche mich durch deine Liebe nicht,
Noch hab' ich nicht verdient, daß du mir einſt
Das Leben gabſt, und nur ſo lange nicht
Glaub' ich es werth zu ſeyn, bis ich es erſt
Für's Vaterland, für euch einmal gewagt: ...
Ich bin ein Baum mit Blüten ohne Frucht!
Arete. Auch hat dich noch der Sommer nicht gereift. —
Doch höre mich und einen weiſen Rath:
Du kannſt für mich itzt etwas thun, noch mehr

Für deine Braut, für jedes, das dich liebt.

Kallikrates. Was, was? geſchwind! Vor Freuden hüpft mein Herz …

Arete. Flieh' nach Athen! flieh' noch in dieſer Nacht!

Kallikrates. Ich fliehn? warum?

Arete. Ach Sohn! mein liebſter Sohn!
Nicht wahr? du liebſt auch mich? Aſpaſien?
Den Vater?

Kallikrates. Ja, und auch mein Vaterland!

Arete. Sprich, als du jetzt den Vater hier umringt
Von den Thebanern fand'ſt, die Spartas Wut
In's Elend jagete: — Wie? ſagte dir
Nicht da dein Herz, daß man zum Untergange
Von Lacedämon, — ach! vielleicht noch mehr
Von Theben Anſtalt macht?

Kallikrates. Was ſagſt du mir? —
Ich merk' es, ja: ah! dieß war der Tumult
In meiner Bruſt, und ich ſoll bey dem Tode,
Dem großen Tode nicht zugegen ſeyn?
Mit Theben fallen? nicht mit ſiegen? fliehn?

Arete. Nein! wenn dein Vater fällt, unglücklich
fällt,
(Die Götter wenden doch die Ahndung ab!)
Sollſt du ihn rächen! Sohn, wie kannſt du dieß,
Wenn du ihn nicht zu überleben wagſt?

Kallikrates. Dieß iſt Etwas! doch kann ich nicht
vereint
Mit ſtreiten, daß von uns kein einzger falle!
Ha! kämpſt mein Vater, um zu ſterben? nein,
Er kämpfet, um zu ſiegen: ſieget er,
Was bleibt für mich? da bringt ein Bote mir
Hin nach Athen, wohin der Feige floh,
Die Nachricht: Theben ſey von Feſſeln frey,
Die Tyranney zerſtört, Pelopidas,
Charon, Epaminond, und eine Schaar
Von Helden Thebens ſind die Götter, die
Es frey gemacht; — und wer Kallikrates?
Dann fragt man in Athen, in Griechenland,
Wer iſt denn der? Der Sohn des Charon, — Er?
Und er floh nach Athen, als dieſe That
Geſchah, und fochte nicht mit ſeinem Vater
Für's Vaterland? pfui! man ſpeyt aus vor mir,

Und zeigt auf mich mit Fingern! Welche Schande!
Da ſteht Kallikrates, ſchaut in die Erde,
Und wagt es nicht, die Augen aufzuthun,
Daß nicht der Staub vom Wagen des Triumphs,
Der ſeinen Vater trägt, das Aug' ihm fülle. —
Nein, meine Mutter, nein; erniedrige
Nicht deinen Sohn ſo tief! ich zittere
Vor Schaam, daß du mich werth des Antrag's hielteſt!
Laß mich zum Vater fliehn, ihn knieend flehn …

Arete. Ach! ſoll bey dir dieß eine Mutter thun?

Kallikrates. Was ſagſt du? — halt! vergiß nicht wer du biſt!
Was hab' ich dir gethan, daß du mich ſo
Beſtrafen willſt?

Arete. So laß dich nicht die Wut
So ſehr verblenden! ſie verführet dich!

Kallikrates. So zeige mir den ſich'rern Weg zum Ruhm!

Arete. Sieh' die Gefahr des ſchrecklichen Entwurfs!

Kallikrates. Ha! ſchrecklich! — doch für wen? — für Sparta nur, …
Für einen Feigen: doch für uns …

Arete. Halt ein!
Ich habe dich gehört: nun hör' auch mich.
Sieh' Spartas Macht in Thebens Schwachheit an:
Ein Körper, dem man ſchon das Blut benahm,
Und dem man oben drein die ſchwere Laſt
Von Feſſeln angelegt: wie kann ſie der
Zerbrechen, überdieß noch kämpfen?
Kallikrates. Ah!
Wer Kraft genug, ſie noch zu tragen, hat,
Hat Kraft genug, ſie zu zerbrechen! Muth
Giebt unſern Sehnen Kraft! ein Funk' erwacht
Bey wenig Luft in allgemeinen Brand.
Arete. Dreytauſend Krieger ſtehn von Sparta hier
Bewaffnet!
Kallikrates. Und wie viel hat Theben nicht
Noch Bürger?
Arete. Die ſind alle feige Sklaven.
Kallikrates. Weil noch der Freyheit Ruf nicht in ihr Ohr
Gedonnert, ſie vom Schlaf geweckt hat.
Arete. Geſetzt: was wird dein Arm, ein einzger Arm

Mehr oder minder thun, wenn das Geſchäffte
Des Todes vor ſich geht?
Kallikrates. Das ſollſt du ſehn!
Ein freyer Arm iſt hundert Arme werth,
Die für die Tyranney die Schwerter ziehn,
So bald ihn Muth und Vaterland beſeelt.
Arete. Ah! die Spartaner ſind auch Griechen ...
Kallikrates. Sind
Sie nicht Verräther? ſtets verfolgt die Furcht
Das Laſter. Sind nicht Götter? o ihr Arm
Steht in Gefahr dem Tugendhaften bey!
Arete. Doch muß ein Sterblicher behutſam ſeyn!
Geſetzt, es ſey bey'n Göttern nun beſchloſſen,
Daß Theben noch voritzt in Ketten ſchmachten,
Und Muth und Liſt der Stärke weichen ſolle;
Daß ...
Kallikrates. O ſo ſtirbt man für ſein Vaterland!
Iſt wo ein ſchön'rer Tod?
Arete. Und dann muß ich
Und deine Braut der Feinde Beute ſeyn?
Ein niedrer Sklav von Sparta raubet dann

Mit grimm'ger Hand der ſüßen Bluhme Reiz,
Die einſt für dich gebluht ... da kömmt ſie ſelbſt —

Dritter Auftritt.

Kallikrates (etwas betreten.) **Arete.** **Aſpaſia.**

Arete, (welche auf Aſpaſien zugeht.)
Vereinige mit einer Mutter Flehn
Das Bitten einer Braut! — Der Sieg war klein,
Wenn du nicht itzt ſein Herz bezwingen kannſt,
Damit er ſich für dich zu leben wage: —
Ach! er will ſterben ...

Aſpaſia. Er? Kallikrates?

Kallikrates. Nein, ſiegen: und ich ſoll hier müßig ſtehn,
Da eine tapfre Schaar Tebaner bald
Das harte Joch herabzuwerfen denkt,
Das ſie zu Boden drückt, da ſoll ich fliehn!
Aſpaſia! ich? ich? dein Bräutigam
Soll nach Athen von dir, von Theben fliehn,
Wie ſcheues Wild zum finſtern Buſche fliehn,
Bis hier des Jägers Pfeil vorbeygerauſcht? ...

Ah! wär' ich dann noch deines Herzens werth? —
Arete. Ganz Theben kennt dich, deinen Heldenmuth!
Gehört dazu mehr Muth, mehr Tapferkeit,
Bey dem Tumult' des Aufruhrs ſeinen Arm,
Wo ein gemeiner Arm, von Arbeit ſtark,
Mehr Wunder thut, als oft der größte Held,
In Blut zu baden, als in weiſer Ruh
Den Ruf des Schickſals zu erwarten, um
Der Wittwen Schutz, der Waiſen Troſt zu ſeyn? . . .
Wenn Theben fällt, ſprich: wer beſchützet uns?
Kallikrates. Wenn Theben fällt, ſo fallen wir zugleich!
Wo kann der Held ein größer Grabmal finden,
Als unterm Schutt' der heil'gen Vaterſtadt,
Wo jeder Stein den Namen: Freyheit! trägt,
Die Nachwelt ſich davor voll Ehrfurcht beugt,
Und Wanderer Tropheen eines Volks,
Das für die Tugend fiel, mit Schaudern ſehn?
Arete. Da hörſt du es, Aſpaſia, was der, —
Ach! der, die ihn gebar, ein Sohn beſtimmt,
Ja der, die für ihn brennt, ein Bräutigam; —

Mit Theben ſollen wir zu Grunde gehn!

Aſpaſia. Kallikrates, was heißt der edle Zwiſt,
Der unter euch, mit Lieb' und Tod', mit Ruhm
Und Freyheit ringt? noch nicht verſteh' ich euch!

Arete. Laß dir es ihn erklären: Aber ich
Will zu dem Vater gehn, vielleicht erweicht
Mein Thränenſtrom ſein Herz, daß ſein Gebot
Ihm auferlegt, was nicht mein Flehn vermag.
(Geht ab.)

Kallikrates. Das Vaterland geht noch dem Vater vor!

Vierter Auftritt.

Aſpaſia. Kallikrates.

Aſpaſia. So ſprich, was dich bedroht, ich fürchten ſoll?
Mein Leben hängt von deinem Leben ab. —
Erſtickt ein Froſt der Liebe zarten Keim
In ihrer Knoſpe ſchon?

Kallikrates. O! täuſche dich
Nicht durch das Schreckenbild, das ihr die Frucht
Der Mutterliebe zeigt: ſonſt iſt es nichts. —

Ich fand nur jetzt dem Vater von dem Kern
Der Helden Thebens hier umringt, die jüngſt,
Als Sparta ſie verjagt, Athen in Schutz
Genommen: gleich ſagt mir mein Herz, daß man
Zur Freyheit wirkſam ſey. Sie, die vielleicht
Den mächtigen Entwurf ganz kennt, ſie will,
Da mich das Vaterland, mein Ruhm, der Wunſch
Auch mit zu ſiegen ruft, daß insgeheim
Ich fliehn und in der Ferne warten ſoll,
Bis die Gefahr des Sturms vorüber iſt. —
Und wann nun Theben ſtolz ſein Haupt erhebt
Und Spartas Joch zertritt, die Freyheit dann
Von Banden los den goldnen Flügel ſchlägt,
Dann wiederkommen, roth von meinem Blut,
(Nicht von der Feinde Blut!) das mir die Schaam
Erpreßt, da ſehn, welch große That geſchehn,
Sehn, welche Namen hier der Ruf ins Buch
Der Ewigkeit mit Diamanten grub?
Für meine Mutter nicht, für meine Braut,
Für Theben nicht, nicht für ein ganz Geſchlecht,
Das einſt aus unſerm Blut' entſprießen ſoll,
Mit kämpfen? — nein, Aſpaſia liebt mich,

Ihr Vaterland und beider Ruhm zu ſehr.

Aſpaſia. Laß ſehn! dein Ruhm? ja, dieſen lieb' ich auch:
Allein, dein Leben? ach! hier klopft mein Herz!
Dein Leben? — aber iſt es ohne Ruhm
Noch unſrer Sorge werth? — Du lebſt für mich: ...
Doch nur für mich? — Ah! warum machſt du mich
Zur Richterinn! — Mein Herz heißt dich entfliehn:
Allein dein Ruhm, die Pflicht und deine Wahl ...
Kallikrates! — Ach! warum fragſt du mich? —

Kallikrates. O Glück! o Stolz! wie ſteigt mein Muth empor!
Ja, Lieb', itzt biſt du erſt der Liebe werth!
Mein Herz erweiterſt du, du flammſt den Arm
Zu großen Thaten an. Jetzt fühl' ich mich!
Ja, unſre Myrthe wird weit ſchöner blühn,
Wann mir der Ruhm die Lorbeerkrone flicht,
Und ihrem Wunſch willkommne Schatten giebt. —
Aſpaſia! — o ja! mein Siegsgeſchrey
Soll dieſer Name ſeyn, und Hymen ſoll
Im Tempel, den uns bald auf Spartas Schutte
Die Freyheit aufgebaut, vereinen. ...

Aſpaſia. Ach!
Wie aber? wenn nun voll Partheylichkeit
Der Götter Grimm das Vaterland verfolgte?
Wenn Sparta ſiegt', und Ihr unglücklich kämpftet?
Kallikrates, mein Freund, mein Schutzgott fiel?
Kallikrates. Dann fliehe du, und fleh' die Götter an,
Daß Theben noch ein Rächer übrig bleibe!
Und dann ſey ſtolz, daß ich das Vaterland
Noch mehr als dich geliebt, — als dich, die du
Mir mehr, als alles biſt! daß, um mit dir
Zu leben, ich nicht floh und fliehn gekonnt,
Daß ich ...
Aſpaſia. O du! wie hoch erhebſt du mich!
Mein ſchüchtern Herz fühlt ungewohnten Muth.
O wär' ich doch dein jüngrer Bruder itzt,
Um auch ein Held zu ſeyn, wie du! jedoch
Dieß ſchwör' ich dir ... (du Gott der Lieb' und Ehe,
Hör' es! ich ſchwöre dir,) wenn das Geſchick
Im Aufgang' deines Ruhms dich fallen läßt,
Wenn Theben mit dir fällt, die Freyheit dann
In Todesangſt den letzten Odem zieht:

So ſoll dein Grab, das Grab der Freyheit, auch
Mein Grabmal ſeyn!
Kallikrates. Was ſagteſt du?
Du wollteſt mir den Wunſch entreißen, feig
Das erſtemal zu ſeyn, und vor dem Tode
Zu zittern?
Aſpaſia. Reiß' mich nicht von jener Höhe,
Zu der du mich erhobſt. Gehört dazu
Mehr Muth, dich noch zu überleben? — dich!
Kallikrates. Ja, aber nun; — Ach! wie kann ich dem Tod'
In's Auge ſehn, der dich erreichen kann?
Aſpaſia. Und du begehrſt... Wie kannſt du dieß? — daß ich
Dich überleben ſoll, von Spartas Stolz
Die Sklavinn werden ſoll, vielleicht die Magd
Der niedrigſten von Spartas Töchtern? ich,
Die du geliebt?
Kallikrates. Laß dich umarmen: ah!
Wie ſchlägt mein Herz, der Feſſeln los zu ſeyn,
Und der Gefahr ins Angeſicht zu ſehn,
Mit der wir Sparta drohn, ... nicht Sparta uns:

Für dich zu kämpfen, um zu leben, und
Wenn ich nicht leben kann, frey, wie mein Geiſt,
Zu ſterben, um im Tod' dein werth zu ſeyn.
Aſpaſia. Ihr Götter Thebens! ah! beſchützet ihn! ...
Wer kömmt?
Kallikrates. Mein Vater! ... geh' —
Aſpaſia. Ich folge dir.

Fünfter Auftritt.

Charon. Kallikrates.

Charon. Vergiß itzt, Sohn, ein wenig deines Glücks,
Das dir die Lieb' in deiner ſchönen Braut
Verheißt ...
Kallikrates. O! dieß iſt bald vergeſſen, doch
Daß du mich erſt unfreundlich fortgeſchickt:
Dieß zu vergeſſen, dieß, mein Vater ...
Charon. Halt:
Dein Ungeſtüm, mit dem du ungefragt
In die Verſammlung drangſt, und ein Geräuſch'

Erhobſt, als kämſt du von dem Gaſtgebot
Der Böotarchen …
Kallikrates. Wie? … ſtill! daß dieß ja
Nicht ein Thebaner hör': ſchon ſchäm' ich mich
Vor dir, vor mir — als käm' ich, ſagteſt du
Vom Gaſtgebot … o laß mich hin, daß ich
Sie gleich beſtrafen kann! … es brennt mein Herz …
Ah! welch ein Schimpf!
Charon. Wer biſt du? der den Schimpf
So hoch empfindet? —
Kallikrates. Ich? dein Sohn.
Charon. So lern'
Erſt weiſe ſeyn!
Kallikrates. Vermuthlich ſoll ich dort
Vor dem Palaſt', wo Sparta's Hochmuth ſchwelgt,
Beym Pöbel ſtehn, und voll Verwunderung
Berechnen, was der Schmaus für Bürgerſchweiß
Wohl koſte!
Charon. Ja, weit beſſer! ſpielteſt du
Mit Seifenblaſen, die die Luft zerhaucht,
Als daß dein Zorn mit Halmen fechten will.
Kallikrates. Das hab' ich wohl gedacht, daß ich nur noch

Ein Knabe bin, in deinen Augen bin:
Doch rufe mich zu Thaten auf, ſo will
Ich dir den Mann bald zeigen —
Charon. Nein, du biſt
Ein Kind! wärſt du ein Mann, ſo würdeſt du
Vorſichtig ſeyn: nicht den Giganten gleich
Den Göttern kühn mit Felſenſtücken drohn,
Und dann zerſtückt ihr Hohngelächter ſeyn!
Kallikrates. Mein Vater! ach! du tödteſt mich! — was hab'
Ich dir gethan? … und ſie ſind Götter? ſie?
Charon. Sie ſind es gegen dich! — ſind es an Macht!
Du ein Inſekt, das ſich an Stiere wagt.
Kallikrates. Ha! ein Inſekt! — ſein Stich kann tödtlich ſeyn!
Charon. Und alſo wärſt du noch geringer! — Wie?
Wenn dich die Wach' ergriff' und züchtigte,
Als du ſo frech ſie aufgefodert haſt,
Was hätteſt du gethan?
Kallikrates. Was Charons Sohn

Da thun gekonnt: ich hätte mich gewehrt,
Für jeden Streich auch einen Mann erlegt.

Charon. Und dann, was dann, wenn du zwey, drey bis vier
Spartaner umgebracht ... vier Sklaven —

Kallikrates. Was?
Ich hätte Thebens Schmach und mich gerächt!

Charon. Ha! dich und Theben! ſtolz genug! glaubſt du
Dein Vaterland ſey dann gerächt, ſo bald
Du dich gerächt? — Wer iſt das Vaterland?
Vermuthlich du! — Seit welcher Zeit kennt dich
Das Vaterland?

Kallikrates. Mein Vater, ach! dein Spott
Fährt mir durch's Herz! — Drum wollt' ich, daß
Mein Vaterland auch den Kallikrates
Einſt kennen möchte: kennt es mich noch nicht,
So kenn' ich es! ich kenne ſeine Schmach.
Die Stimme, die in meinem Buſen ruft,
Stürmt laut genug! und jeder Tropfen Blut
Von dem geheiligten Thebanerblute,
Mit dem ſich Sparta's Stolz in Purpur färbt,

Indem es uns mit ſeinem Zepter ſchlägt,
Iſt dieß nicht ein Beruf?
Charon. Dieß könnte ſeyn!
Doch glaubſt du nicht, daß ich ſo gut als du
Den Schimpf des Vaterland's zu rächen weiß?
Glaubſt du, ein Streich von dir ſey ſtark genug,
Die Bande zu zerhaun, womit uns itzt
Die Tyranney im Joch gebunden hält?
Weißt du, daß uns die Unbedachtſamkeit
Von dir, vielleicht es mehr zuſammenzieht?
Uns allen, die du ſahſt, und die der Gott
Der Freyheit hier bey mir verſammelt hat,
Das Leben koſten kann? auf einmal uns
Den mächt'gen Plan, uns zu befrey'n, durchſtreicht,
Wenn ihre Furcht in deinem Ungeſtüm,
Mit dem du dort die Schwelgerey geſtört,
Ein Aufgebot zum nahen Aufruhr ſieht?
Die Strafe von dir heiſcht, mein Haus umringt,
Dich ſucht, und ach! weh uns! die Tapferſten,
Die ihre Wuth noch Theben übrig ließ,
Hier findet? o! wer bleibt dann übrig? wer
Wird ihrem Grimm entgehn? unſel'ge Stadt!

Wo iſt die Freyheit, wenn ſie nun im Blute
Der letzten Retter ſchwimmt? —
Kallikrates. Ich zittre — ach!
Charon. Wie? oder glaubeſt du, daß ſich umſonſt,
Beſchattet von der Nacht, ihr Muth hieher
Aus ferner Sicherheit begab? glaubſt du,
Sie ſind nur bloß im frohen Sonnenſcheine
Des Vaterlands, wie du, zu ſchwärmen hier,
Und dann im Sturme weggeſchwemmt zu ſeyn? —
Ah! du verdienſt, daß ich der Mutter Flehn
Erhör', und dich hin nach Athen verweiſe,
Um dort im Müßiggang, der Neugier Raub
Zu ſeyn, die dir dort auf dem Marktplatz ſagt,
Daß ohne dich wir Theben frey gemacht;
Wo nicht, daß du — die Freyheit überlebt.
Kallikrates (wirft ſich ihm zu Füßen.)
Nein, nein, mein Vater, ach! weh mir! weh mir!
Viel lieber ſtrafe mich in jeder Art
Des Todes! ja ich habe ſie verdient.
Ich denke! wär' auch ich der Strafe werth,
Hin nach Athen von dir verjagt zu ſeyn;

So biſt du doch nicht dieſer Schande werth,
Die dort auf dich mein Fehler bringen würde!
Ah! du biſt Charon, ich Kallikrates,
Dein Sohn! ganz Griechenland ſäh' dann auf mich
Verachtungsvoll, auf dich voll Mitleid, ſpräche:
„Welch einen Sohn hat ſolch ein Vater!“ — nein,
Wann Zevs am ſchärfſten ſtraft, ſo ſtraft
Er mit dem Tode: ſtraf' du mich auch ſo!

Charon. Steh' auf ...

Kallikrates. Nicht eh', als bis du mir verziehn!

Charon. Dir iſt verziehn!

Kallikrates (ſpringt auf, und fällt ſeinem Vater um den Hals.) O Glück! —

Charon. Ein Glück für dich,
Daß Ruhmbegier dein einzger Fehler iſt!
Ein Fehler ſtets: es heißt Verwegenheit,
Wenn unſern Muth nicht kluge Vorſicht lenkt.

Kallikrates. Ja ja, ich will die Hitze bändigen,
Die mich verzehrt: ſteh du mir ſelber bey! —
Doch nunmehr darf ich doch vereint mit dir ...

Charon. Dieß ſollſt du ... doch ...
Kallikrates, (der ihm die Hände küßt.) Glück! Heil!
Triumph und Sieg!
Mein Vater, o nur izt biſt du es, du!
Mehr, als da du mir einſt das Leben gabſt:
Denn izt giebſt du in mir dem Vaterlande
Erſt einen Bürger! ah! du ſollſt es ſehn,
Was dieſer Arm für Thaten wagen kann,
Du ſollſt es ſehn, daß dich's nicht darf gereu'n,
Daß du mein Vater biſt! du ſollſt es ſehn. —
Charon. Genug, genug! mein Sohn! verſpare noch
Dein Jauchzen, bis die That vorüber iſt!
Ein groß Gebirge liegt vor uns, das erſt
Zu überſteigen iſt, bis wir an's Land
Der Freyheit kommen, ach! welch eine Kluft! —
Wir ziehn mit uns das Vaterland vielleicht
In's Grab! ... o hätteſt du nur nicht ſo raſch ...
Allein, es iſt vergeſſen! komm'! daß ich
Dich unſern Freunden zeig', und ſie, da ſie
Izt deinen Fehler ſahn, auch deinen Werth
Und inn're Güte ſehn, und dir verzeihn.

Kallikrates. Demüthige nicht deinen Sohn zu ſehr

Mein Vater! ach! mein Herz iſt wund genug!
Es möchten einige verachtungsvoll
Auf mich hernieder ſchau'n; ich möchte dann …

Charon. Was möchteſt du? — ſey klug! und folge mir.

Dir ziemt ein edler Stolz: doch wiſſe, daß
Wer nicht gehorchen kann, auch niemals gut
Befehlen wird; daß Klugheit itzt ſo ſehr,
Als Muth vonnöthen iſt, und daß wenn du
Den letzten haſt, dir ganz der erſte fehlt.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Kallikrates (allein.)

Ob denn mein Vater auch ſo ſprach, als er
Noch Jüngling war? — Ulyſſes war ſehr klug,
Doch Hektor fiel von des Achilles Hand.

(Geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Charon. Epaminondas. Pelopidas.

Charon. Mit Vorbedacht ruf' ich allein euch her,
Um vor den Jünglingen, die mit euch ſind,
Nicht die geheime Furcht euch zu geſtehn; —
Mein Sohn bleibt unterdeß bey Ihnen ...
Pelopidas. O
Dein Sohn! — nie ſah ich größern Heldenmuth!
Der junge Löwe fühlt ſchon ſeine Kraft
Und brüllt nach Raub'!
Charon. Er lodert nur zu ſehr,
Und mit der Flamme fährt oft die Vernunft
Empor! er läßt gewiß die Jünglinge
Nicht leicht erkalten! ... doch ich muß geſtehn:
Mich ſchrecket der Verzug! dehnt ſich die Zeit
Durch die Erwartung bloß ſo mächtig aus?

Wie oder . . .

Epaminondas. Nein! du irreſt nicht, es iſt
Schon lange, ſeit uns Phillidas verließ:
Und Unternehmungen von dieſer Art
Gelingen nur durch die Beſchleunigung.

Pelopidas. Allein, was harren wir? wir wiſſen ja
Auch ohne Phillidas den Weg, der uns
Zu dem Palaſt der Polemarchen führt.

Charon. Dieß kann nicht ſeyn! ... Wenn die Verrätherey
Uns nur nicht ſchon belauſcht: dieß fürcht' ich bloß ...
Wer kömmt?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Arete.

Arete. Weh uns! (Zu Charon.) Ein Hauptmann fodert dich
Zum Bäotarchen hin und ungeſäumt ...
Und dein unbändger Sohn! — kaum hielt ich ihn

Zurück, daß er ihn nicht in Zorn ergriff! …
Welch Unglück bringt Ihr über mich! da ſeht!
Epaminondas. Ah! was iſt das?
Pelopidas. Wir alle gehn mit dir!
Charon (zur Arete.) Geh! ſeufz' uns itzt nicht deine Klagen vor!
Laß' uns allein!
Arete. O mein Gemal! wie hart! …
Charon. Ich ſage, geh'! ich ſehe dich zuvor,
Sag' unſerm Sohn, daß er die Schwelle nicht
Eh überſchreiten ſoll, als bis ich's ihm
Befehl'! … (Arete geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phillidas.

Epaminondas. Ha! Phillidas!
Charon. Sprich, Freund, ſind wir
Verrathen? …

Phillidas (außer Odem.) Außer mir ... noch weiß
ich nicht —
Soll ich noch hoffen — ſoll ich, Charon, dich
Und uns in dir beklagen? —
Charon. Rede frey!
Wer für die Freyheit das, was ich gewagt,
Der fürchtet nichts! — ſoll Charon ſterben?
Pelopidas. Dieß
Steht auch bey uns!
Epaminondas. Wir ſind bereit ...
Phillidas. Vielleicht
Scheint uns ein Licht noch in der Finſterniß! —
Dich fodert Archias!
Pelopidas. Ha! fodert er
Nicht uns zugleich?
Charon. Vor allen Dingen ſprich!
Woher kömmt dieß Gebot? Wie denket er
In dem Tumult' der Freud' an uns!
Phillidas. Als ich
Zurücke kam, und ihre Lüſternheit,
Die mit dem Wein in ihren Adern floß,
Durch den Bericht von meinem glücklichen

Erfolg entzündete, drang auf einmal
Ein Ruf, (noch weiß ich nicht, wie er entſtund,)
In Saal. — Es wurde ſtill! man liſpelte
Geheimnißvoll dem Nachbar in das Ohr:
Es ſey die Stadt von den Verbannten voll.

Epaminondas. Iſt's möglich!

Phillidas. Archias fragt' endlich, was
Der jähe Uebergang von dem Geräuſche
Des Meers zur Stille ſey? doch jedes ſchweigt,
Als möcht' es nicht der Freuden Räuber ſeyn.
Ich nehme ſchnell den ſchäumenden Pokal,
Gebiete froh der brauſenden Muſik,
Lach' ihrer Furcht, und ſpotte ſie hinweg,
Und rufe ſie zu neuen Freuden auf.
Schon ſiegt' ich, und man lachte ſeiner ſelbſt,
Und jedes ſchrie: „ſind die Verbannten hier?
„Wohl! ſind ſie hier, ſo können ſie ja ſelbſt
„Mit eignen Augen ſehn, wie uns der Kuß
„Von ihren Schönen letzt.“ ...

Pelopidas. Ah! ließen es
Doch bald die Götter zu! ...

Phillidas. „Auf! laßt mich ſie
„Euch bringen“ … welch Geſchrey! es donnerte
Der ganze Saal von lautem Beyfall mir:
Da nahte ſich ein ſpartiſcher Soldat,
Und meldete voll Zorn dem Archias:
Ein Jüngling habe ſich ſehr freventlich
Vor dem Palaſt bezeugt, und Sparta ſelbſt
Getrotzt: man glaube ſelbſt; es ſey dein Sohn.
Charon. Verdruß genug, daß man ſich nicht geirrt!
Phillidas. Ich ſtraft’ ihn, daß ein rüſtiger Soldat,
Wie er, ſich nicht geräche: man lachte ſein.
Jedoch da kam ein anderer und ſprach:
„Man murmele ſich überall in’s Ohr,
„Bey dir verſammele ſich eine Schaar
„Gewaffneter Thebaner‘ — Archias
Ward da, wo nicht beſtürzt, doch aufmerkſam,
Und gab Befehl, dich zu ergreifen …
Pelopidas. Ha!
Verräth uns denn der Bosheit ſelbſt die Luft?

Phillidas. Voll Angſt,
Daß man euch nicht verſammelt überfiel,
Erbot ich mich, dich herzubringen; ſelbſt
Dein ganzes Haus ſorgfältig zu durchſpähn:
Doch hielt ich es für einen blinden Lärm,
Den ein Thebaner frech durchs Volk geſä't,
Um dieſen Tag der Luſt uns zu vergiften —
„Dieß iſts!“ ſchrien einige: umkränzten ſchnell
Die Becher, tranken euch Verderben zu,
Und boten Theben Hohn! doch Archias
Und andre noch mit ihm behaupteten:
„Ein ſolcher Ruf ſey ſelten ohne Grund:
„Dein ſtummer Ernſt ſey ihm ſtets fürchterlich,
„Und der Verdacht ſey ſchon beſtrafenswerth;
„Die Vorſicht ſchade nicht, dieß ſtör' auch nicht
„Den Fortgang ihrer Luſt“ — Nun ſprich, was willſt
Du thun? —
Charon. Und Ihr, was rathet Ihr?
Pelopidas. Was ich?
Wir müſſen ihn begleiten; alle wir,
Und zeigen, daß der Ruf ſie nicht betrog,

Und unſre Dolch' in ihre Herzen drehn.

Epaminondas. Ich fürchte, leicht iſt dieſer Schluß
gefaßt,
Doch ſchwer vollführt. Wenn unſre kleine Schaar
Itzt durch die Gaſſen ſtröhmt, wird dieſes nicht
Schnell Argwohn auf ſich ziehn? wird der Soldat,
Der hier zum Schutz von Sparta liegt, nicht gleich
Gerüſtet ſich verſammeln?

Charon. Phillidas!
Du weißt am beſten, was zu wagen iſt:
Weißt, ob man ungeſehn zu dem Palaſte
Der Polemarchen dringt, und leicht der Weg
Zu der Tyrannen Bruſt ſich öffnen läßt: ...
Du weißt, daß ich nichts fürchte, nicht den Tod. —
Ich muß mit dir zum Böotarchen gehn. —
Nicht ſo? mein Phillidas, dieß iſt dein Rath?
Es iſt auch meiner ...

Phillidas. Ja, Epaminondas
Hat Recht. Der Zutritt ſelbſt in den Palaſt
Iſt ſtark bewacht; wollt' ihr euch durch das Schwert
Ihn öffnen? Unterdeß weckt die Gefahr

Sie leicht zur Nüchternheit: der Aufruhr ſtürmt,
Ruft Spartas Krieger auf, das Schrecken ſchlägt
Die Fittige der Nacht, und ſchüttelt Furcht
Auf unſre Bürger her: wir aber, wir,
Sind wir ergriffen; dann hat Theben mehr
Kein Haupt, das es regieret: und was iſt
Wohl ohne dieß ſelbſt eine Götterkraft?
Die Tyranney erhält ſich auf dem Throne,
Wenn man ihr auch ein Glied verſtümmelt hat,
Und nicht das Haupt ihr von den Körper trennt. …
Von Bäotarchen muß der Anfang ſeyn,
Wenn Theben ſiegen ſoll!

Epaminondas. Von ihnen ſelbſt!
Den ungewiſſen Ruf, der ſie itzt ſchreckt,
Verdrängt vielleicht ein herzhaft Läugnen.

Phillidas. Recht;
Wenn du dich zeig'ſt, die Wahrheit dreuſt verbirgſt:
Wenn ich ein Zeuge bin, daß mir bey dir
Kein Schatten vom Verdacht begegnete,
Was können ſie mehr fodern? — doch alsdann
Darf nicht ein Augenblick …

Pelopidas. Kein einziger!

O hätten wir nicht ſchon ſo lang' geharrt!
Charon (zum Phillidas.) Dein kluger Rath iſt deiner Weisheit werth!
Ich folge dir! ... doch, Freunde, wenn ich euch
Nicht wieder ſeh', wenn mich das Schickſal itzt
Zum Sterben ruft: (o möchte nur mein Blut
Das letzte ſeyn, das dem Tyrannen fließt!)
So rächet mich, mein Vaterland, und bauet
Der Freyheit Glück auf Spartas Trümmern auf,
Damit die heilge Stadt ihr glänzend Haupt
Noch über Griechenland einmal erhebe,
Durch Tugend und durch Muth ein Beyſpiel noch
Den Enkeln, — ſpäter Dichter Loblied ſey! —
Ein Land der Freyheit liegt jenſeit des Grabes,
Wo Thebens Heldenſchaar ſich wieder ſieht,
Wo ich euch wieder ſeh', iſt es nicht hier. —
Laßt euch umarmen — (Er umarmt den Epaminondas.)
Epaminondas. Freund! ſo edel dein
Entſchluß auch iſt, ſo darfſt du ohn' uns nicht ...
Pelopidas. Nein, nein, wir wollen dich begleiten; ſoll
Der Ruhm für's Vaterland zu ſterben, nicht

Auch unſer Antheil ſeyn?

Charon. Nein, da noch itzt
Ein Funke Hoffnung glimmt, daß euer Arm
Es retten, der Gefahr ich noch entgehen kann,
Um dafür noch zu kämpfen … (Zum Phillidas.) Komm!
mein Freund!
Lebt wohl … (Im Abgehn tritt ihm Arete vor.)

Vierter Auftritt.

Arete. Die Vorigen.

Arete. Wo willſt du hin?

Charon (zu ihr auf die Seite.) Vergiß itzt nicht,
Daß du mein Weib biſt, Theben dich erzeugt!

Arete. Mein Charon, ach! zu ſehr! nur allzuſehr
Sagt mir mein Herz, daß ich die deine bin!
Daß du mir angelobt, auch mein zu ſeyn! …
Nein, nein, du darfſt nicht fort: dich laß ich nicht!
Ich hab' es wohl gehört, was für Gefahr
Dir droht.

Charon. Gut! haſt du es gehört, ſo weißt
Du auch, was für Gefahr dem Vaterlande,

Dir, mir, uns allen droht!
Arete. Ach! rettet uns
Dein Tod?
Charon. Der Trotz, mit dem man ſeinem Tod'
In's Antlitz ſieht, macht oft, daß er vor uns
Geſcheucht zurücke fährt; da er uns leicht
Auf blinder Flucht, wo keine Vorſicht ihn
Vermeiden kann, mit ſeinem Pfeil' erreicht.
Geh' ich itzt nicht, ſo iſt mein Tod gewiß,
So fällt das Vaterland, und du mit ihm.
Itzt iſt er ungewiß: ... vielleicht ein Schritt
Zur Freyheit! zum Triumpf! — dich überlaß'
Ich dieſen Freunden: Hier iſt Schutz und Rath
Für dich und meinen Sohn ... komm', Phillidas ...
Arete. Nein, nein! ... ah! Phillidas verräth
dich! ... (Zum Phillidas.) weg,
Verräther! laß' mir meinen Ehgemal!
Willſt du der Tyranney gefällig ſeyn,
So geh' und ſtill' itzt ihrer Geilheit Durſt
Durch frecher Dirnen Reiz, nicht durch das Blut
Von deinen Freunden! ... du verſprachſt es ja?
Charon. Halt ein! daß nicht mein Zorn den Ungeſtüm

Von deiner Zärtlichkeit mit Härte lohne!
Dann biſt du ſtrafenswerth, wenn deine Wuth
Auf Freunde fällt, die ſich ein Sterblicher
Im höchſten Stolz' des Glückes wünſchen kann,
Die in Gefahr auch Freunde für uns ſind! —
Vergieb ihr, Phillidas, und komm': … doch dir
Sag' ich zum Abſchied noch: — In dieſen hier
(Auf den Epaminond und Pelopidas zeigend.)
Erblickſt du mich! dein ſonſt ſtets edles Herz,
Das dem Gehorſam' itzt die Lieb' entriß,
Weiß, was in mir es ihnen ſchuldig iſt.

Arete. Ach ja, ich weiß, was ich dir ſchuldig bin!
Im Tod' auch nicht von dir getrennt zu ſeyn,
Dieß ſchwur ich dir, und ich begleite dich!

Charon. Bleib', ſag' ich dir, wo du mich liebſt, wo du
Mein Leben liebſt, ſonſt ſchwör' ich dir — niemals …
Doch nein, du bleibſt ſtets meiner Liebe werth!
Sey auch einmal itzt meiner Ehrfurcht werth,
Und was du für den Mann zu wagen denkſt,
Das wag' einmal auch für das Vaterland —
(Er geht ſchleunig mit dem Phillidas ab.)

Fünfter Auftritt.

Arete. Epaminondas. Pelopidas.

Arete (ſteht betäubt, ſchlägt die Hände in einander, und ſieht ihm in die Scene nach.)
Nun iſt er weg! aus meinen Augen weg!
Vielleicht auf ewig fort! was habt Ihr nun,
Ihr, die Ihr ihn aus meinen Augen reißet,
Euch Freunde nennt, von ihm … von mir … denn ich
Und er ſind eins! — welch einen Troſt habt Ihr
Nunmehr für mich?

Epaminondas. Dein Schmerz, Arete, geht
Uns durch die Seele; gern erkauften wir
Mit unſerm Blut' ſein Blut! du liebſt den Mann
Nicht heftiger, nicht mehr, als wir den Freund.

Arete. Den Freund — den Mann? — ſprich, eine Fackel brennt
Weit mächtiger, als einer Sonne Glut!
Ach! liebtet ihr ihn ſo wie ich, wie ich!
Warum ließt ihr ihn fort, dorthin, wo der
Tyrannen Schwerdt vielleicht ſein Herz itzt gleich

Durchbohrt?

Pelopidas. Ha! du vergißt, daß uns ein Wink
Von drohender Gefahr zum Beyſtand ruft;
Daß, wenn das Schickſal ihn zu Boden ſchlägt,
Niemand von uns ihn überleben ſoll!

Arete. Ein mächt'ger Troſt! dann bin ich weniger
Verwaiſt, wenn ihr auch fallt!

Pelopidas. Nein, hoffe mehr
Und fürchte weniger!

Arete. Ich hoffen? was?
Wo nichts zu hoffen iſt, und alles nur
Zu fürchten!

Epaminondas. Recht. Arete, deine Furcht
Iſt keines Tadels werth! wir fürchten auch,
Und die Gefahr, die uns umringt, iſt groß:
Doch auch die Hoffnung, wenn noch Götter ſind,
Die Unrecht rächen, mild auf Theben ſehn,
Und Leidenden erflehten Schutz verleihn!

Arete. Die Götter ſind bey unſerm Flehn oft taub!

Epaminondas. Sie ſind es nicht, iſt unſer Flehn gerecht!
Nicht Stolz, nicht Geiz ruft uns zu dem Entſchluſſe.

Wir wollen bloß das Vaterland befrey'n!

Arete. Und warum ließen uns die Götter nicht
Der Freyheit Glück?

Epaminondas. Warum? zur Züchtigung,
Weil wir uns ganz Verräthern anvertrauten.

Pelopidas. Zur Prüfung unſers Muths! Es muß einmal
Der erſte Schritt geſchehn, ſonſt tragen wir
Das Joch der Tyranney bis in das Grab,
Auf das die Schande dann das Monument
Der Feigheit ſetzt: daß wir es nie gewagt,
Was in Athen ein Thraſybul gewagt.

Arete. Wer hindert euch daran? muß mein Gemal,
Er, ein Gehülf, ein Diener eurer Wut
Und Kühnheit ſeyn, um mir und meinem Sohn
Den Abgrund aufzuthun ...

Pelopidas. Sprich: ein Gehülfe,
Das Vaterland von Feſſeln zu befrey'n,
Wo nicht dafür zu ſterben, welch ein Ruhm!

Epaminondas. Er ſelbſt hat uns erſt dazu aufgeweckt!

Er ſelbſt entwarf den Plan, er ſelbſt ruft' uns
Hieher; — Und laß' es ſeyn, daß wir zu viel
Gewagt: nunmehr wär' es zu ſpät, zurück
Zu gehn, Sieg oder Tod liegt itzt vor uns:
Dem letztern zu entgehn, iſt nur ein Weg,
Dieß iſt der erſt' …

Pelopidas. Er iſt der ſicherſte,
Und wenn dein Charon nicht bald wiederkehrt …

Arete. So ſag' ich: zittert! ich weiß auch den Weg
Zum Böotarchen hin, und Ihr, Ihr ſollt
Mir für ihn ſtehn!

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Epaminondas. Pelopidas.

Epaminondas. Dieß Weib iſt uns gefährlicher, als ſelbſt
Die Wut des Feind's, wo man ſich durch Gewalt
Beſchützen kann.

Pelopidas. Ein weibliches Geſchrey!
Das man bey dem Tumult' der Schwerter leicht
Verhört.

Epaminondas. Ja, wenn ſie nicht den Sturm
zu bald
Uns zum Verderben weckt: die Lieb' iſt taub,
Und Charon hätte nicht ...

Pelopidas. Er iſt ihr Mann, ihr Herr:
Was fürchten wir?

Epaminondas. Laß uns auf jeden Fall
Uns rüſten: Komm'! daß nicht die Ungeduld
Von unſern Freunden uns auch ſchrecklich werde.
Gemeinſchaftlich laßt uns beſchließen, was
Wir thun, wenn Charon fällt!

(Sie gehn ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kallikrates (allein.)

Mein Vater! — ah! er gieng allein dahin,
Und ich begleit' ihn nicht? und wir ſtehn hier
Und harren, bis vielleicht der bange Ruf
Von ſeinem Tod' uns in die Ohren dringt?
Die weiſen Männer die! — ein ew'ger Rath!
Wie man recht ſchlau und witzig handeln will,
Und nichts gethan! ... ha! ſetzt man Berge fort,
Wenn man lang' überlegt, von welcher Hand
Man erſt beginnen ſoll, und keine regt? —
Wie! wenn ich unvermerkt dem Hauſ' entſchlich,
Und forſcht', um ihm entweder beyzuſtehn.
Wo nicht, die Gluth in volle Flamme blieſe? —
Dann müſſen ſie, ſie wollen oder nicht ...
Zwar ſein Gebot ... doch das verbot er nicht,
Ihm beyzuſtehn? — Ich geh' ...

Zweyter Auftritt.

Aſpaſia. Kallikrates.

Aſpaſia. Kallikrates,
Wo willſt du hin?
Kallikrates. Zum Ruhme: Laß mich fort!
Aſpaſia. Kann ich nicht mit dir gehn?
Kallikrates. Nein, ich will ſehn,
Ob dieſer Arm den Vater rächen ſoll!
Aſpaſia. Was thuſt du?
Kallikrates. Glaube nicht, daß ich den Zevs
Mit ſeinen Donnern ſelbſt …
Aſpaſia. Und fürchteſt du
Nicht deinen Vater? — nein, du biſt zu raſch!
Ich hab' es ſelbſt gehört, daß er bedrohend
Dir es verbot: dieß iſt Verwegenheit
Und Vorwitz. Kömmt er nun, und du biſt fort!
Bedenk' es wohl! kömmt er und ruft er dich

Zum großen Werk', und ruft umſonſt! — du weißt,
Daß er für dich ſo ſtreng', als liebreich iſt.

Kallikrates. Du ſetzeſt einen Dolch mir auf das Herz! —
Sprich! liebſt du meinen Ruhm?

Aſpaſia. Du — liebſt du mich?

Kallikrates. Aſpaſia!

Aſpaſia. Kallikrates! wofern
Ich dich verlieren ſoll, ſo warte nur,
Bis dein Beruf dir zu dem Tode winkt!
Du läufſt, und weißt noch nicht, wohin?

Kalikrates. Wohin?
Zu den Tyrannen hin!

Aſpaſia. Zu ihnen nicht!
Sonſt iſt's um dich, ſonſt iſt's um uns geſchehn! ...
Dein Vater iſt in ihren Händen: ſchnell
Drückt ihre Wut das Lebenslicht ihm aus.
Der Blutrath iſt verrathen, Theben iſt's,
Die Freyheit, wir, und — ewig haß' ich dich!

Kallikrates. O nimm dieß Wort zurück! — du haſſeſt mich?

Ja, ja, du haſſeſt mich: ſonſt ließeſt du
Mich fort! eh noch mein Vater wiederkömmt,
Der mir vielleicht mit neuen Banden droht,
Wenn meine Mutter ihn durch Thränen fleht,
Mich ihrem Schooß' nicht zu entreißen; nein,
Laß mich, Aſpaſia!
Aſpaſia. Dein Vater liebt
Dich viel zu ſehr, zu ſehr ſein Vaterland,
Und deinen Ruhm ...
Kallikrates. Halt! ein Gedanke! — ja —
Dieß wird noch beſſer ſeyn. Sie ſagten mir,
Sie, die Thebaner, daß zweyhundert noch
Von der Verbannten Schaar nah an dem Thor'
Im Haine der Diana warteten,
Bis der Tumult des Aufruhrs in der Stadt
Sie rufete: hier aber kann ich auch
Viel Jünglinge, die meine Freunde ſind,
Zum Sturm erwecken: dann ...
Aſpaſia. Dann ſiehe zu,
Daß du nicht dich und ganz Böotien
In dieſem Sturm' begräbſt!

Kallikrates. Nein! fürchte nichts! ...
Ich geh': Leb' wohl!
Aſpaſia. Du gehſt, Kallikrates?
Vielleicht ſehn wir uns itzt zum letztenmale! —
Entreißet dich dein ungeſtümer Muth
Der Liebe Sanftmuth ganz?
Kallikrates. Nein, nein, ſie iſt
Ein heil'ges Feu'r, das meiner Tapferkeit
Die Flamme giebt, die der Tyrannen Stolz
Verzehren ſoll. Zwar blutet mir mein Herz
Dich zu verlaſſen ... doch ich weiß, daß mich
Der Ruhm zu dir verſchönert wiederbringt:
Dann will ich mich an dieſer zarten Bruſt,
Wenn über mir dein blühend Antlitz hängt,
In Liebe ſättigen, ſo wie du dich
An meinem Ruhm ...
Aſpaſia. Ach, mein Kallikrates!
Jetzt fühl' ich erſt, wie ſehr ich dich geliebt!
Iſt's Ahndung oder Furcht, die mir dein Bild
Mit Lorbeern zwar geſchmückt, doch wundenvoll
Im Arm des Todes zeigt? — Ich flehe dich!
Bleib', bis die Pflicht dir ruft, dann ſoll

Die Hand, die dich noch itzt zurück hält,
Dir Dolch und Fackel ſelbſt verleihn, mein Auge,
Das itzt in Thränen ſchwimmt, den edlen Trutz
Dich lehren, der den Feind zerſchmettern ſoll.
Bleib' nur noch itzt! bleib'! bis dein Vater kömmt!
Kallikrates. Umſonſt, Aſpaſia! itzt eben muß
Ich fliehn. Du weißt es ja; kömmt er zurück,
So ſag' ihm nur, ich ſey zu einem Freunde
Aus Furcht geflohn ...
Aſpaſia. Aus Furcht, Kallikrates?
Kallikrates. Aus Furcht, doch nur vor ſeiner Zärtlichkeit,
Vor meiner Mutter Flehn; aus Furcht, daß er,
Wenn der Tumult beginnt, nicht grauſam ſelbſt
In ſeiner Liebe mir gebiete, hier
Zu bleiben, und die Thaten, die er thut,
Zu träumen; hier, ſtumm wie ein Herkules,
Ein Marmorbild von eines Künſtlers Hand,
Mit aufgehobnem Arm' zu ſtehn, zu drohn,
Um mit der Keul' und Löwenhaut ein Spott
Des Knaben, der vorüber trotzt, zu ſeyn. ...
Doch ſag' ihm nicht, wohin ich gieng; — ja nicht!

Ich bring' ihm ſchon die Nachricht mit dem Siege;
Er ſoll von mir bald hören und auch du!
(Er will gehen.)

Aſpaſia. Und du umarmſt mich nicht, Kallikrates?

Kallikrates. Ach! deine Zärtlichkeit erweicht mein Herz! — (Er umarmt ſie.)
Leb' wohl! (Geht eilends fort.)

Aſpaſia. Leb' ewig wohl!

Dritter Auftritt.

Aſpaſia (allein.)

Mein Freund iſt fort,
Und meine Thräne fließt umſonſt! noch weiß
Ich nicht, was für ein Gott den Muth mir ſtählt,
Der Trennung-Schmerz getroſt zu widerſtehn. —
Des Jünglings Stolz glänzt mir ins Angeſicht!
Ja, ja, ſein Ruhm ſtärkt das gefallne Herz.
Ich ſeh ihn ſchon, wie im olymp'ſchen Spiele
Den hohen Sieger, dem ums goldne Haar
Der ſtolze Lorbeer grünt: er fährt daher,
Auf Spartas Leichen rollt ſein Wagen her;
Den Bäotarchen tritt er auf den Hals,

Die ihn gebeugt umſonſt Erbarmung ſtehn:
Er ſchwingt den blut'gen Dolch, und opfert ſie
Dir, Freyheit, dir! und Thebens Göttern auf,
Und jedes ſchaut und ruft den Nachbar zu:
Wer iſt der Jüngling? wer? Kallikrates!
Kallikrates! ja — Charons Sohn! wer iſt
Des Jünglings Braut? Aſpaſia? —
Aſpaſia! beneidenswürdiges,
Glückſeligs Mägdchen! du! o welch ein Ruhm!
Dich liebt Kallikrates ... (Es kömmt jemand.) wer ſtöret mich
In meinem ſüßen Traum? — ha! Charon ſelbſt —

Vierter Auftritt.

Charon. Aſpaſia.

Charon. Biſt du's, Aſpaſia? wo iſt mein Sohn?
Aſpaſia. Dein Sohn?
Charon. Ja, hol' ihn her! ich muß allein
Ihn ſprechen, eh' ich noch jemanden ſehe;
Deswegen ſchlich ich mich durch's Haus hieher,
Um ihn zuvor ganz, ganz allein zu ſehn.

Aſpaſia. Dein Sohn iſt fort ...
Charon. Iſt fort, ſagſt du? —
Die Liebe will mir ihn verbergen; nein,
Nein, ich verbot ihm ſelbſt, die Schwelle nicht
Eh' zu verlaſſen, bis ich es beföhl'.
Geh'! ſchick' ihn her! das Heil des Vaterlands
Beruht darauf! ich muß allein ihn ſehn.
Aſpaſia. Weh Theben! wenn ſein Heil darauf beruht;
G'nug, er iſt fort!
Charon. Umſonſt, Aſpaſia!
Du täuſchſt mich nicht: ſelbſt deiner Liebe Glück,
Die im gemeinen Wohl erſt Wurzel faßt,
Erfodert es: — geh', meine Tochter, geh',
Und bring' ihn mir, weit weniger Gefahr
Iſt hier für ihn, wenn ich ihn ſprechen kann.
Sein Ruhm erfodert es, das Vaterland
Und unſer Heil. Ich weiß, er dankt es mir.
Aſpaſia. So ſchwör' ich dir bey allen Göttern: er
Iſt nicht mehr hier!
Charon. Und ſprich: wo iſt er?
Aſpaſia. Dieß

Hat er mir nicht geſagt!

Charon. Was ſonſt?

Aſpaſia. Daß er
[illegible] flöh, aus Furcht vor deiner Zärtlichkeit,
Vor ſeiner Mutter Flehn: du möchteſt ihm,
Wenn der Tumult den großen Anfang nähm',
Gebieten, hier unthätig zuzuſehn …

Charon. Unglücklicher! wir ſind verloren! weh,
Weh uns! … und weißt du nicht, wohin er floh'?

Aſpaſia. Zu einem Freund'! mehr nicht …

Charon. Ihr
Götter! ach
Ich ſeh': ihr habt beſchloſſen, Theben ſoll
Zu Grunde gehn! ja, ich ſeh' deinen Fall,
Du heilge Stadt! doch daß mein Blut, mein Sohn …
Mein Sohn? — hier ſchwör' ich es, ihr Götter, hört!
Sein Ungehorſam iſt des Todes werth!
Und ich …

Aſpaſia. Halt ein! weißt du, daß er nicht dir
Allein mehr zugehört? du gabſt mir ſelbſt
Ein Recht auf ihn, und ich bin ſeine Braut!

Charon. Und ich ſein Vater: der Unbändige!

Als ob ſein Ruhm des Vaters Ruhm nicht wär'!
Aſpaſia! er iſt nicht deiner werth;
Sein Recht auf dich hat er dadurch verſcherzt.
Aſpaſia. Du irrſt, hat er gefehlt: die Götter
Und Helden fehlen ſo — doch ſprich: ich war
Ja des Vertraun's, als du für ihn mich wählteſt,
Selbſt werth, und ob mein Herz für Lieb' auch brennt,
So lieb' ich doch das Vaterland noch mehr! —
Was ſoll der Jüngling? ſprich! vielleicht iſt er
Schon deinem Wunſch voll Hitze vorgeeilt:
Vertraue mir, was du von ihm begehrſt!
Charon. Nein, nein, unmöglich! ach! wenn du es weißt,
Wohin er iſt, wenn du das Vaterland
Mehr liebſt, als ihn, ſo ſage, wo er iſt!
Denn wiß', (umſonſt halt' ich es mehr geheim,
Mein Weib, mein Sohn, Ihr alle wißt es ſchon,)
Daß uns der Tag an Sparta rächen ſoll,
Daß Thebens Freunde hier beyſammen ſind,
Und zu dem Aufbruch nur der Klugheit Wink
Erwarten ...
Aſpaſia. Alles dieß weiß ich, und mehr!

Und meine Bruſt klopft mir voll Unmuth, daß
Mich die Natur nicht männlich ſchuf, um auch
Dem Vaterland die ſchwache Kraft zu weihn.
O wenn ein Poſten noch für mich zum Ruhme
Dir, Charon, übrig iſt, ſo gieb mir ihn!

Charon. Ah! welch ein Gott giebt dieſen Muth
dir ein?

Aſpaſia. Der Liebe Gott, Kallikrates, mein Herz!

Charon. Und meines zagt? nein, nein, dein Bey-
ſpiel lehrt
Mich einen männlichen Entſchluß, wenn auch
Ein Gott uns widerſtünde. — Ja, mein Kind,
Vielleicht weißt du, daß ein unſel'ger Ruf
Den Böotarchen ſchon verrieth, daß hier
Sich der Verbannten Schaar verſammelte.
Ich leugnete mit kühner Dreuſtigkeit:
Doch überwand ich nicht ganz den Verdacht.
Zum ſichern Pfand der Wahrheit fodert man
Von mir den Sohn: der ſoll bis morgen früh
Mein Bürge ſeyn, damit man ungeſtört
Die Nacht verſchwelgen mög'.

Aſpaſia. Ein Glück! daß du

Ihn nicht gefunden!
Charon. Wie? ein Glück?
Aſpaſia. Ein Glück.
Du kenneſt ja des raſchen Jünglings Wut.
Sein erſter Gruß bey dieſem Feſte wär'
Gewiß ein Fluch, und ſeine Antwort, Schmähn!
Wie leicht hätt' er durch ſeinen raſchen Geiſt
Den Blitz hervorgeruft, den Sparta ſtets
Ergrimmt in Händen trägt ...
Charon. Allein, wenn ſie
Nun ſehn, daß nicht der Bürge kömmt: wird dieß
Des Argwohns Augen nicht mehr Licht verleihn?
Und was ſoll Phillidas beginnen? er,
Der für mein Wort zum Unterpfand ſich gab?
Wie? ſollt' ich ſein Verräther ſeyn? — Noch mehr!
Es war von uns ſchon der Entwurf gemacht:
So bald mein Sohn erſt ausgeliefert wär',
Und ſie dem Gott des Weins, der Schwelgerey
Auf's neue huldigten, daß wir verſteckt
In weiblichem Gewand' ...
Aſpaſia. In weiblichem
Gewand', ſagſt du?

Charon. Ja; ihrer Wolluſt recht
Zu fröhnen, fodern ſie die Opfer ſelbſt
Von dieſer Stadt, und unter dieſer Tracht
Hofft man dem Blick' der Wachen zu entgehn,
Um ſicherer …
Aſpaſia. Ach! könnt' ich nicht ſammt euch …
Charon. O! deine Großmuth lehrt dich dein Geſchlecht
Und ſeinen Stolz, die Schaam vergeſſen …
Aſpaſia. Nein;
Nicht wahr, Ihr geht nicht unbewaffnet? — Wie?
Wenn du mich, da dein Sohn entrunnen iſt,
Zum Unterpfand', zur Bürgſchaft ſtelleteſt?
Du kannſt ja gleich mit den Gefährten mich
Begleiten …
Charon. O Triumpf! in deinem Rath,
Aſpaſia, glänzt mir der Götter Rath! —
Welch ein erhabnes Weib … nein, Göttinn …
Aſpaſia. Halt,
Daß nicht dein Lob die Frau'n von Sparta auch
Zu dieſem Rang' erhebt! du weißt, wie ſehr
Man ihren Muth ſtets pries! was thu' ich mehr,

Als ſie? iſt Theben nur ein Vaterland
Für Männer?
Charon. Doch ſchreckt dich nicht die Gefahr?
Wenn wir vielleicht von ihnen übermannt,
(Denn wenn Gewalt der Gott iſt, der ſie ſchützt,
So ſind ſie mächtiger, als wir) — wenn wir ...
Aſpaſia. Was würdet ihr dann thun?
Charon. Was? ſterben! nichts
Bleibt ſonſt! — Sieg oder Tod!
Aſpaſia. Und wer verſchließt
Mir dieſen Weg? was bleibt uns übrig, wenn
Mit euch der Glanz des Vaterlands verliſcht?
Glaubſt du, ich werde dann hier warten, bis
Ein räubriſcher Spartaner kommt, und frech
Die Hand, die noch von Thebens Blute trieft,
An dieſe Glieder legt, uns zu Tropheen
Von eurem Tod' und ihrer Schande macht?
Nein, meine Seele weiß auch zu entfliehn,
So lange dieß, ihr ſterbliches Gewand,
Ganz unentheiligt iſt!
Charon. O Heldengeiſt!
Heil und Triumpf und Sieg dem Vaterlande! —

Du füllſt mein ganzes Herz mit Kraft und Muth!
Ja, du ſollſt mit uns ſeyn! dein Beyſpiel trägt
Gewiß ins feigſte Herz die edle Flamme,
Die Spartas Tyranney zerſtören ſoll.
Komm', meine Tochter, komm' zur Heldenſchaar,
Die Thebens Gott mit uns vereinigt hat!
Ein mächtiger Entſchluß entſcheide ſchnell,
Wie man ſich der Gefahr entreißen ſoll …
Wer kömmt? — mein Weib! weh mir! wie wind' ich
mich
Von ihrer Liebe los! — (Zu Alpaſien.) Geh — warte
meiner!
(Alpaſia geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Charon. Arete.

Arete. Biſt du's, mein Charon? iſt's dein Geiſt,
der mir
Von deinem Tod' die blut'ge Nachricht bringt? —
(Sie fällt ihm um den Hals.)
Warum, ach! eilſt du nicht mir in den Arm
So gleich, wann du dem Sturm entgiengſt, und giebſt

Der matten Bruſt den Troſt, nach dem ſie lechzt?
Wie hart! —
Charon. Arete, nein: du ſieheſt nicht,
Wie ſehr mein Herz dich liebt, wie ſehr es weint,
Wenn es dich leiden ſieht, dich ſeufzen hört,
Und deinen Wunſch nicht ſtracks erfüllen kann …
Arete. Sprich, nicht erfüllen will! du ganz allein
Biſt Schuld an dein und meinem Untergang,
Der uns unfehlbar trifft!
Charon. Getroſt! ſchon zeigt
Sich uns der Götter Gunſt! — Nie glaubt' ich dich
Hier noch einmal zu ſehn! —
Arete. Und nun — bleibſt du
Bey mir?
Charon. Noch nicht! noch ein kühne That:
Dann iſt's vorbey.
Arete. Du aber ſetzeſt dich
Doch der Gefahr nicht weiter aus?
Charon. Wer ſonſt!
Arete. Sind dieſe Freunde hier, nur zuzuſehn?
Charon. Nein,
unſre Kraft

Vereint kann uns nur retten, ohne ſie
Bin ich, ſie ohne mich verloren …
Arete. Ach!
Haſt du für ſie nicht ſchon genug gewagt?
Sie mögen auch dem Archias ſo tief
Als du in's Auge ſehn! …
Charon. Dieß ſollen ſie;
Ihr edler Stolz begehrt nichts brünſtiger,
Und eben hol' ich ſie …
Arete. Nein, Charon, bleib,
Bleib', liebſter Charon! ach! ſoll ich allein
Hier bleiben? unbeſchützt, bis ein Barbar —
(Denn warlich ſind es die Spartaner mehr,
Als die, die wir ſo nennen,) bis er kömmt
Von deinem Blute voll, den Mörderdolch
Auch mir ins Herze ſtößt? — weh mir! weh mir!
Weh deinem Weibe, das dich ſo geliebt!
Ach! gab ich darum meiner Jugend Reiz
In deinen Arm, damit er mich dem Grimme
Des Feindes überließ? kennſt du die Pflicht,
Die ſeinem Weib' ein Ehmann ſchuldig iſt? —
Er ſoll ihr Schutzherr ſeyn, nicht ihr Tyrann!

Charon. Ach! kann ich dir wohl einen mächt'gern Schutz
Verleihn, als wenn mein Arm das Vaterland
Beſchützt? biſt du alsdann nicht auch
Bedeckt, wie alle die, die es gebar?
Arete. Eh wird das Grab uns decken, dich und mich.
O Charon! mich!
Charon. Laß ab! du kämpfſt umſonſt!
Geh'! ſammle deine Frau'n, und wie ich dir
Befahl, geh' ungeſäumt in Tempel! Hier
Fleh' den Befreyer Zevs um Beyſtand an,
Und zieh' in heiligen Gelübden uns
Des Himmels Gunſt herab. Nur durch Gebet
Und Flehn zu kämpfen iſt für dein Geſchlecht
Beruf, wann uns das Heil des Vaterlandes
Den Arm zum Waffen hebt!
Arete. Grauſamer! ja,
Ich ſeh', ich fleh' umſonſt dein hartes Herz!
Geh'! ſtecke nur dein Vaterland in Brand,
Und wenn die Glut nicht mehr zu leſchen iſt,
So löſche ſie mit dein und meinem Blut!
Charon. O du verkennſt mein Herz!

Arete. Ja! allzulange
Hab' ich es nur verkannt! du lehrſt es mich
Itzt kennen: doch, wenn ja ein Tropfen Blut's
Voll Mitleid noch für mich dir übrig iſt,
So laß' mir meinen Sohn: denn er gehört
Auch mir ſo wohl, als dir!

Charon. Nein, er gehört
Dem Vaterland': denn ich war Bürger eh',
Als Mann, dein Mann: doch wollt' ich dir ihn auch
Zurücke laſſen, o! ſo wiß'! — er iſt
Entflohn!

Arete. Entflohn? Verrätherey! umſonſt!
Du täuſchſt mich' nicht, ... wo iſt er hingeflohn? —

Charon. Dieß weiß ich nicht, die Wut riß ihn dahin,
Als ich entfernt ...

Arete. Wie lange dachteſt du
Auf dieſen Vorwand? nein, gieb mir mein Kind,
Gieb mir den Sohn zurück, und wenigſtens
Laß mir das Ebenbild von dir, da du
Den Arm, der dich mit Lieb' umfaßt, zermalmſt!
Ach! trug ich ihn in meinem Schooß darum,

Damit er bluten ſoll? Unmenſchlicher,
Durch dich! der du ſein Vater biſt und ihn
In die Gefahren jagſt? durch dich … o ſieh,
Ich werfe mich zu deinen Füßen — hier,
Mein Charon, ſieh! wie meine Seele bebt,
Hör' es, wie meine Qual laut zu dir flehe,
Wie die Natur durch meine Stimme ſeufzet:
Ach! gieb mir meinen Sohn!
Charon. Mein Herz zerſpringt
Vor Angſt, daß ich dir ihn nicht geben kann!
Schaff' ihn zurück und dann …
Arete. Und dann … dieß fehlt
Zu deiner Grauſamkeit, daß du, Barbar,
Noch meiner ſpotteſt! doch hilfſt du mir nicht,
So hilft vielleicht mir Thebens ärgſter Feind!
Kann er mir ſchrecklicher, furchtbarer ſeyn,
Als du, der du das Band der Zärtlichkeit
Zerreißeſt? — Ja, beym Böotarchen ſelbſt
Will ich um Hülfe flehn: bey Sparta ſelbſt!
Es wiß' es alle Welt, daß hier bey uns
Der Sammelplatz von Thebens Söhnen iſt;
Daß hier Epaminond, Pelopidas,

Melon, Cacidas, die ganze Schaar
Von den Thebanern lauſche: und dir zum Truz
Will ich dich retten! dich! und meinen Sohn,
Und beider Leben ſoll der ganze Preis
Für die Entdeckung ſeyn: ich weiß es, dann
Verſagt mir Sparta nicht ...

Charon. So geh', geh' hin,
Du vormals zärtliches, geliebtes Weib! ...
Geliebt! — umſonſt! vergiß dein Vaterland,
Verläugne Tugend, Treu und jede Pflicht!
Tödt' jegliches Gefühl, das die Natur
Dir ſonſt ſo zart in deine Bruſt gewebt!
Entdecke nur den Räubern, wer ich bin!
Geh', bete ſie in ihrem Hochmuth an,
Wirf den Altar der Freyheit ſelber um,
Zertritt mit blut'gem Fuß' dein Vaterland,
Das ſeine Retter ſieht, und Hülfe hofft!
Geh! ſchleppe ſie zu den Tyrannen hin,
Und waſche, wenn du kannſt, dich von der Schuld,
In unſerm Blut', in Bürgerblute rein!
Dann ſchmücke den Triumpf von Spartas Stolz,
Das dich an deinem Sohn mit Feſſeln ſchließt,

Und lehre Griechenland, wie man durch Schimpf
Und Niedrigkeit ſein Leben kaufen kann!
Mich aber ſoll der mächtige Ruin
Von Thebens Mauern tief begraben, daß
Den wundenvollen Leib nicht Sparta ſehe,
Und ſag': Aretens Ehgemal war dieß!
Und mich dadurch im Grabe noch beſchimpfe.

Arete. Entſetzen! ah! kennſt du Areten ſo?
O rette dich! o rette deinen Sohn!
Und ſieh', ob ich für's Vaterland, für dich,
Für meinen Sohn den Tod noch werde ſcheun;
Ob nicht mein Herz ſo warm, ſo groß als deines
Mir in dem Buſen klopft?

Charon. Für's Vaterland? —
Wo rechneſt du mich hin, und deinen Sohn?
Sind wir dir mehr? ſo geh' und thu', was dir
Dein Wahn . . .

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener.

Der Diener. Herr! Archias läßt fragen, wo

Die Geißel bleibt, die du in deinem Sohne
Verſprachſt?

Arete. Verrätherey! Entſetzen! Qual
Und Angſt! da hörſt du es, was du verſprachſt?
Man fodert ihn: ſchon hebt die Hand den Dolch,
Der ihn durchboren ſoll: er blutet! ah!
Mein Sohn! mein Sohn! er ſtirbt, er ſtirbt! weh
mir!

(Sie fällt in Ohnmacht. Charon ſchließt ſie in die Arme.)

Charon. O! die Gewalt der Liebe tödtet ſie! —
Ach! welch ein Kampf! — nach dieſem fürcht' ich nicht
Ganz Sparta … doch itzt iſt es Zeit zu gehn,
Eh' ſich aufs neu' die Lebensbluhm' entſchließt. —

(Er küßt ſie.)

Mein ewig ſüßes Weib! leb' wohl, und laß
Die Thräne, die aus meinen Augen itzt
Auf deine Wange fließt, ſo bald du ſie
Hier wieder brennen fühlſt, ein Zeuge ſeyn,
Wie ſehr ich dich geliebt — (Er führt ſie in die Scene.)
Iſt niemand da?

(Es kömmt eine Sklavinn.)

Führ' ſie zu ihren Frau'n, damit man ſchnell

Durch Stärkungen den Geiſt zurücke rufe! —
Du aber, Gott des Vaterlands! gieb ihr
Und mir den Stral, der Patrioten ſtärkt,
Wann ihr die Tyranney mit Foltern droht:
Und meinem Vaterland laß Freyheit nur
Mein letzt Vermächtniß ſeyn!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt ein prächtig erleuchteter Saal in dem Hauſe des Böotarchen.

Erſter Auftritt.

Archias. Phillidas.

Archias. Sie kommen, ſagſt du?
Phillidas. Ja: der Himmel glänzt
Von ſchönern Sternen nicht im ſpäten Jahre,
Wann Boreas die Lüfte rein gefegt,
Als itzt dein Haus von Thebens Töchtern glänzt!
Dir ſchuf den Tag ſelbſt Venus und ihr Sohn ...
Archias. Sprich, dieſe Nacht! — ſie ſoll ihr heilig ſeyn,
So wie der Tag dem Bacchus heilig war: ...
Doch, wo bleibt Charon?
Phillidas. Herr! auch er iſt da,

Und wartet nur auf dein Gebot …
Archias. Und bringt
Er ſeinen Sohn mit ſich? ich fürchte nicht
Den Tartarus, wie ihn. Der Ruf, daß er
Von den Verſchwornen ſey, fuhr wie ein Bliz
Mir durch das Herz. So bald er kömmt,
So lad' ich ihn zu unſerm Gaſtmal ein,
Und wenn ſein weiſer Ernſt mit Ungeſtüm
Die Keuſchheit ſchützen will, ſo opfern wir
Dem Pluto noch ein Feſt, den lange ſchon
Kein Blut verſöhnet hat.
Phillidas. Schon recht! ſchon recht!
Das Opfer muß mit Wein begoſſen ſeyn,
Wenn es dem Todesgott gefallen ſoll: …
Doch darf ich eine Huld von dir erflehn?
Der Mund der reizendſten Thebanerinn
Fleht dich durch mich!
Archias. O dann kann ſie
Gebieten!
Phillidas. Herr! die jungfräuliche Schaam
Wünſcht, daß Ihr nicht zu Zeugen des Triumpfs
Das Sklavenheer, das euch umringet, machtet.

Schon ſchrecket ſie der zu gewalt'ge Glanz,
Der hier die Nacht zum hellen Mittag macht,
Und dieſes Scharlachroth verräth, worein
Die Schönheit ſich verbirgt!
Archias. Es ſey! geh' fort!
Verſchließe ſie, die Sklaven, alle. Wir,
Wir ſelbſt, wir wollen heut in dieſer Nacht
Der Schönen Sklaven ſeyn. ... Ha! Charon ... geh!
(Philidas geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Archias. Charon. Aſpaſia (mit herabgelaſſenem Schleyer.)

Charon. Vergieb mir, Archias, daß ich mein Wort
Nicht halten kann! der ärgſte Feind hat ſonſt
Bey mir darauf ein Recht ...
Archias. Wie ſo? warum?
Charon. Umſonſt ſucht' ich zu Hauſe meinen Sohn!
Archias. Ha! brütet nicht hierunter ein Betrug?
Charon. Nein, überzeuge dich: ich ſtelle mich,
An ſeiner ſtatt dir ſelbſt zur Geißel dar,

Bayeriſche Staats

Noch mehr! mein zweytes Kind: denn dieſe hier
Lieb' ich, wie ihn: ſie iſt die ſchöne Braut
Von meinem Sohn', von dem Kallikrates.

Archias. Laß mich ſie ſehn!

Charon. Ja, aber bürge mir,
Daß ihre Tugend auch geſichert ſey.

Archias. Dieß Mißtraun braucht es bey Spartatanern nicht.

Charon. Wir ſind Thebaner, drum wirſt du verzeihn!

(Er geht zu ihr, und legt ihr den Schleyer zurück.)

Archias (fährt über ihre Schönheit zuſammen, betrachtet ſie eine Zeitlang, und ergreift endlich den Charon bey der Hand.)

Dir iſt verziehn! du biſt ein braver Mann!
Und dieſe Schöne heißt?

Charon. Aſpaſia.

Archias. Geh', Freund, und nimm an unſerm Feſte Theil!
Sieh, wie der ſteife Ernſt, der ekle Zwang,
Die dumme Dürftigkeit, die nichts begehrt,
Als was ſie hat, der Väter Rauhigkeit
Und grobe Sitte ſich geändert hat.
Sieh'! ob Athen mit zärtlicherm Geſchmack

Den Schmauß zu ordnen weiß, und freue dich,
Daß Sparta dich der Ehre würdig hält,
Dich ſelbſt mit ihm zu freu'n. — Aſpaſia
Bleibt hier bey mir.

Charon, (welcher beyſeite mit den Zähnen knirſcht.)
Ja, ja, ich will einmal
Heut ein Spartaner ſeyn, und dein Vertraun ...

Archias. Geh'! du biſt deſſen werth!
(Charon geht ab.)

Dritter Auftritt.

Archias. Aſpaſia.

Archias. Aſpaſia! —
Der Nam' iſt ſüß genug! doch dein Geſicht,
Wie ernſt! das Sonnenlicht verträgt ja ſonſt
Nicht finſtrer Wolken Nacht?

Aſpaſia. Die Luft iſt ſchwül!
Frag' nur mein Vaterland! und alsdann thürmt
Sich ein Gewitter leicht, das Blitz und Tod
In ſeinem Schooß' verbirgt:

Archias. Ha! Blitz und Tod? —

Wagt ein ſo ſchöner Mund ſo fürchterlich
Zu ſprechen?
Aſpaſia. Worte, die uns Sparta lehrt!
Archias. Nein, Sparta hat auch ſüß're Worte noch:
Umarmung, Liebe, Glück!
Aſpaſia. Ha! Liebe! — ſprich,
Wie ſtellſt du dir den Gott der Liebe vor?
In dieſer Hand den Dolch, und einen Brand
In jener? Liſt und Betrug im falſchen Blick,
Und Meineid in der Bruſt?
Archias. Nein, Süßigkeit
Auf ſchöner Lippen Reiz, in ihrer Hand
Die Fackel, die das Herz in Flammen ſetzt,
Und Pfeil' in Augen, voll von ſüßen Schmerzen,
Die ſchnell verwunden: ... Ja, die Liebe gleicht
Aſpaſia, dir ſelbſt: o wüßteſt du,
Wie ſehr dein Auge mich verwundet hat!
Aſpaſia. O wüßteſt du, wie ſehr auch deines mich
Verwundet hat!
Archias. Du ſpotteſt ...
Aſpaſia. Ich? o nein!

Denn Lieb' und Haß verwunden beide gleich,
Und Sparta haßt ja oft, indem es liebt? —
Aus Liebe nahmt Ihr ja des Kadmus Burg
Und Theben in Beſitz? aus Freundſchaft bracht
Ihr das gegebne Wort, und gabt das Pfand,
Das ihr geborgt, nicht wiederum zurück?
Das war wohl Lieb' und Freundſchaft, aber was
War das, als ihr die beſten, weiſeſten,
Und tapferſten von Thebens Söhnen ...
Archias. Halt!
Was tödteſt du durch eitlen Vorwurf itzt
Die Zeit, da dich das Glück mir zugeführt!
Aſpaſia. Das Glück! o trau ihm nicht, es iſt ſehr oft
So falſch wie Ihr!
Archias. Nur nicht in dieſer Nacht!
Die wollen wir der Freude Göttern weihn ...
Aſpaſia. Ha! als ich hieher kam, ſchrie um dieß Haus
Die Eule fürchterlich, und kreiſchend ſtimmt
Ein Rabenheer mit ein!
Archias. Sie ſingen uns

Ein Brautlied, zweifle nicht!

Aſpaſia. Dieß könnte ſeyn! ...
Doch, iſt mein Bräutigam nicht hier? — er heißt
Kallikrates! — ah! kennſt du ihn?

Archias. Er iſt
Ein frecher Jüngling, wild, der frevelhaft
Uns hier getrotzt, und den die Züchtigung
Erwartet ...

Aſpaſia. Nein: ein tapfrer, muthiger
Und ſtolzer Jüngling!

Archias. Stolz! auf was? er ſtolz?

Aſpaſia. Daß er — nicht ein Spartaner iſt.

Archias. Du biſt
Verwegen! weißt du auch, mit wem du ſprichſt?

Aſpaſia. Mit dem, der erſt von Liebe mit mir ſprach!
Glaubſt du, daß man die meinige erkauft,
Wenn man den ſchmäht, der durch Geſtalt und Herz
Sich meine Gunſt erwarb?

Archias. Sprich nicht von ihm!
Der Nebenbuhler iſt für mich zu klein: und ich —

Ich liebe dich!

Aſpaſia. Wie aber, wenn ich dich
Nicht liebte? ja, ſo niederträchtig wär',
Ihn dir weit vorzuziehn?

Archias. Dieß kann nicht ſeyn:
Es kennet ſich Aſpaſia zu ſehr,
Als daß ſie nicht den größten Gegenſtand
Zu ihrer Liebe wählt.

Aſpaſia. Den größten? ſprich,
Wer iſt in Theben dieß?

Archias. Dieß fragſt du? Wer?
Wer über alle herrſcht: vor deſſem Winke
Böotien und Theben zittern muß,
Der dich ſo reich, ſo glücklich machen kann,
Als eine Königinn der Perſer.

Aſpaſia. Mir
Iſt es der Mann, der über ſich ſelbſt herrſcht:
Der vor Tyrannen nicht, und drohten ſie
Mit Folter und mit Tod, erzittert; der
Des Ungewitters lacht, das um ihn ſtürmt,
Der, wenn er nicht in Freyheit leben kann,
Sich frey zu ſterben wagt; der ſo wie ich —

Auf dich hernieder ſieht.
Archias. Auf mich?
Auf mich hernieder? — ha! du wageſt viel!
Wer lehrt dich dieſen Stolz?
Aſpaſia. Mein Herz, das nur
Die Götter ehrt, ſonſt keinen Menſchen ſcheut. …
Archias. Vielleicht Kalliſtrates und Charon?
Aſpaſia. Ja,
Vielleicht auch die: ſie flößten wenigſtens
Durch ihr Geſpräch mir für den Meineid Haß,
Für Tugend Ehrfurcht ein: die Freyheit iſt
Ihr Stolz, auch meiner, ſie ſind Griechen …
Archias. Wie?
Bin ich nicht auch ein Grieche?
Aſpaſia. Nein, wer mich
So glücklich, als der Perſer Königinn
Zu machen denkt, iſt keiner. Der, der einſt
Bey Thermopyl der Perſer Macht ſo groß,
Als Sand am Meer, getrotzt und ungebeugt
Für Freyheit, Vaterland, ganz Griechenland
So glorreich ſtritt, und noch glorreicher fiel:
Das war ein Grieche, wenn er gleich, wie du,

Von Lacedämon war: — denn weißt du wohl,
Daß ich mich größer dünk', als Königinn
Von einer halben Welt, und du willſt mich,
Du? glücklich machen?

Archias. Gut: wenn du es biſt,
So brauch' ich's nicht zu thun. — (Drohend.) Aſpaſia!
Du trotzeſt ſehr: Die Schönheit, die dich ſchmückt,
Entſchuldigt dich: allein vergiß auch nicht,
Daß du hier Geißel biſt, daß nun dein Leib
Und Leben ganz in meinen Händen ſteht.

Aſpaſia. Doch meine Seele nicht: Armſeliger! —
O! ſie verachtet dich!

Archias. Wie! brachte dich
Hier Charon her, um mich zu ſchmähn? weißt du,
Daß er, — auch er in meinen Händen iſt,
Daß ihm ein Hauch das Lebenslicht verliſcht?

Aſpaſia (ein wenig erſchrocken.)
Nein, dafür bin ich hier, ich bin das Pfand
Von ſeiner Treu'; und nur an mir kannſt du
Dich rächen, aber denk', daß Götter ſind,
Die ſtrafen, ...

Archias. Doch ſie ſind auch gütig, du!

Sey du, wie ſie! — Ich weiß nicht, welch ein Gott
Dir die Gewalt auf deine Lippen legt,
Daß nicht der Zorn in Donnern dich verzehrt,
Worzu du ſie längſt aufgefodert haſt!
Doch ſteig' einmal von dieſem Stolz' herab,
Wenn du Verzeihung hoff'ſt
Aſpaſia. Ha, frag', ob ich
Erſt dir verzeih?
Archias. Ah! unerträglich! Wie!
Was hab' ich dir gethan?
Aſpaſia. Und was ich dir?
Archias. Du ſollſt mich nicht verachten!
Aſpaſia. Was ſonſt? ſprich,
Soll ich dich verehren? dich?
Archias. Laß ſehn!
Verehren? nein; du ſollſt mich lieben! denn
Ich liebe dich! du ſollſt in dieſer Nacht
Die Freude fühlen, die die Wolluſt giebt,
Wenn Amor itzt aus Feinden Freunde macht,
Dich neben mir an Siegeswagen ſchließt,
Mit Bluhmen ſchließt, von Grazien verfolgt:

Uns lächelnd im Triumph nach Cypern führt,
Wo aus dem Myrthenwald', der ewig grün
Der ſchönſten Göttinn blüht, der Liebesgott
Die Pfeile ſchnitzt, in deren ſüßen Gifte
So viele Wolluſt fließt, und unſre Bruſt,
Je mehr es ſchmerzt, um deſto ſtärker reizt —
Komm, komm! ſie beut dir ihren Wagen ſelbſt!
Hör' es, wie ſchon der Schwäne Flügel rauſchen!
Sieh, wie der Ambraduft ſchon überall
Von den Altären raucht, und deinem Reiz
Entgegen dampft, dich ſelbſt für Venus hält
Und mich in deinen Arm zu Freuden ruft ...

(Aſpaſia ſteht dieſe ganze Rede über ſtill, als wenn ſie einem tiefen Vorſatze nachdächte.)

Du ſchweigſt? ein ſchönes Roth färbt dein Geſicht,
So wie die Roſe ſich in Purpur taucht,
Wenn Titan ihr zu nahe tritt! o wär'
Die Farbe doch ein Herold des Gefühl's,
Das meine Glut in dir hervorgebracht! — —
Du ſchweigeſt noch?

Aſpaſia (ſieht ſich erröthend um.)

Sind wir auch ganz allein?
Daß kein neugieriger Spartaner ſich

Durch dieſe Thüren dränge, vor der Glut
Des Weins in dieſem Saal nicht Kühlung ſuche?

Archias (beyſeite.) Triumpf! die Tugend ſchmilzt —
(Zu Aſpaſien.) Nein, hörteſt du
Nicht, was ich erſt dem Phillidas gebot?
Allein, ich will ſogar den Zugang ſelbſt
Verſchließen. Jupiter ſoll, eingehüllt
Im goldnen Regen nicht vor Danaen
Verborgner ſeyn, als ich!

(Er geht und verſchließt die Thüren.)

Aſpaſia (beyſeite.) Auf! faſſe Muth,
Mein Herz! Steht mir, ihr Todesgötter, bey,
Und führt den ſchwachen Arm, den Vaterland
Und Freyheit itzt erhebt!

(Sie zieht einen Dolch aus dem Buſen.)

Archias. Aſpaſia!
O nun! Aſpaſia! Heil, Venus, dir
Und deinem Sohn' —

(Er will ſie umarmen, ſie ſtößt ihm den Dolch in die Bruſt.)

Aſpaſia. Heil dir, mein Vaterland!

Archias. Weh mir! Verrätherinn! zu Hülfe!...
(Er will ihr den Dolch aus der Hand reißen, ſie ſpringt zurück, er fängt an zu taumeln und fällt auf ein Ruhebettchen: Es entſteht drinnen ein großer Tumult, und man hört hinter der Scene ein Geſchrey:) „Sieg!

„Sieg! Freyheit! Vaterland und Theben! Sieg!“

Archias (ſtammelnd.) Verrätherey! — verfluchtes
Theben! Ha,
Du ſiegſt! du ſiegſt! Verderben! Qual und Tod,
Und alle Furien — auf dich! auf mich!
Auf dieſe Furie — (Er ſtirbt.)

(Es erhebt ſich aufs neue der Tumult, und man ſucht zur Thüre herein zu bringen.)

„Triumpf! Triumpf!
„Sie ſind erwürgt! Verderben Sparta! Heil!
„Heil Theben! Freyheit!“

Aſpaſia. Ah! iſt dieſes nicht
Die Stimme Charons? — doch, wär' ſie es nicht —
Noch hab' ich dieſen Dolch, wär' ſie es nicht —
Was fürcht' ich mehr? — das Vaterland verdient
Ein reiner Opfer, als ...

Charon (hinter der Scene.) Aſpaſia!
Aſpaſia!

Aſpaſia. Er iſt's!

(Sie läuft nach der Thüre und öffnet ſie.)

Vierter Auftritt.

Aſpaſia, Charon, Epaminondas, Pelopidas,
(mit blutigen Dolchen.)

Charon. Heil dir! daß du
Noch lebſt!
Aſpaſia. Heil euch, das ihr geſiegt! daß Blut,
Das eure Dolche ſchwärzt, verkündigt mir
Den Sieg! Triumph den Rettern Thebens! Heil!
Charon. Ha! wo iſt Archias? iſt der Tyrann
Entrunnen? — auf! ihm nach! ...
Pelopidas (wird den Körper gewahr.) Was ſeh' ich hier?
Ihr Götter! wer hat uns den größten Sieg
Geraubt?
Charon. Aſpaſia!
Epaminondas. Dieß, dieß that ſie! —
O! welche Gottheit gab dir dieſen Muth,
Wenn du nicht ſelbſt itzt eine Gottheit biſt!
Aſpaſia. Die Freyheit! — meine Bruſt fühlt ſie, wie Ihr!
Pelopidas. Auf! daß der Ruf in der Thebaner Ohr

Die Worte, Freyheit, und Aſpaſia
Schnell donn're! Bliz und Tod auf jedes, was
Sich noch von Sparta nennt, verbreite! weg
Mit dieſem Körper! ihn muß Sparta ſehn,
Damit der Tod der Hoffnung kleinſten Keim
Zerbreche, der dafür noch ſproſſen kann. —
(Er läuft an die innre Thüre.)
Schleppt dieſen Leichnam fort, und zeiget ihn
Bey heller Fackeln Schein dem Volk, daß es
Ein Aufgebot für die Thebaner ſey,
Und Sparta zittere! —
(Zween Thebaner tragen den Körper fort.)
(Zum Epaminondas.) Du aber, Freund,
Laß den Gefährten uns itzt folgen, laß
Den Sturm des Aufruhrs uns regieren …

Epaminondas. Komm'! …
Freund, Charon bleibet hier in dem Palaſt,
Daß dieſe Heldinn nicht gefähret ſey.

Charon. Ich ſollte hier …

Epaminondas. Ja, Klugheit, Pflicht
Und alles will es ſo. Bey dir muß ſelbſt
In dem Tumult' ein Ort der Zuflucht ſeyn,
Wenn man zerſtreut wo deines Raths bedarf:

Wir laſſen dir noch ein'ge Freunde hier:
Denn ganz gewiß ſucht, was ſpartaniſch iſt,
Hier ſeine Führer auf! ſchon eilt Chriſipp
Nach unſerm Hinterhalt' in Hain am Thor':
Auch Phillidas iſt fort …
Charon. Ich bleibe. — Glück
Und Sieg begleit' euch!
(Sie gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Charon. Aſpaſia.

Charon. Du Vortrefflichſte
Der Weiber! welch ein ſeltner Ruhm für mich,
Daß ich dich Kind, dich Tochter nennen darf!
Die würdig iſt, daß ihr das Vaterland
Mit Ehrenſäulen lohn' …
Aſpaſia. O ein Verdienſt
Für mich! wie wenig liegt in dieſer That
Sonſt Ruhm, die Mörderinn vom Archias
Zu ſeyn! — ein jeder Arm war zu der That
Geſchickt: er, von der Wut der Leidenſchaft,
Vom Wein entwaffnet; ich, mit einem Dolch

Bewehrt: faſt ſchäm' ich mich, daß ich die Hand
Durch dieſes Blut befleckt: — doch itzt laß mich
Das Schlachtfeld eures Ruhms und Sieg's auch ſehn!
(Sie geht an die innere Thüre des Zimmers.)

Charon. Wie leicht war es! denn Bacchus hatte ſchon
Ihr Blut gewärmt, daß es nur leichter floß,
Und ihre Seel' um deſto eh'r entfloh!

Aſpaſia (kömmt zurück.) Glorreicher Anblick! o wie liegen ſie
Zerſtreut! laß ſie der wilden Thiere Raub,
Der Geyer Speiſe ſeyn! nie decke ſie
Ein ruhig Grab, und ewig irr' ihr Geiſt
Um Lethens Ufer her! — O nenne mir
Das Heldenheer, das mit Spartanerblute
Die Freyheit Thebens itzt beſiegelt hat:
Allein — vergiß nicht den Kallikrates!
Du wirſt ihn ganz gewiß auch bald von Schweiß
Und Blut gebadet ſehn!

Charon. Nenn' ihn mir nicht,
Den Frevler! ah! ſein Ungehorſam war
Des Todes werth! — Was wären ohne dich

Die Freyheit! Theben! — wie? fiel Archias
Nicht bloß durch dich? … Still! ſtill! welch ein Getöſe
Steigt itzt herauf?
Aſpaſia. Iſt es vielleicht ein Schwarm
Spartaner?
Charon. Ohne Kampf kann dieſes nicht
Geſchehn; der Eingang ward von unſern Freunden
Gleich nach der That beſetzt … ha! Phillidas! …
(Phillidas tritt hinein.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Phillidas.

Charon. Was bringſt du?
Phillidas. Ueberall' Sieg und Triumpf
Und Freyheit! Ueberall' glänzt lorbeerreich
Schon der Thebaner Schwert; die Straßen färbt
Spartaniſch Blut; was nicht vom Schwerte fiel,
Irrt athemlos, zerſtreut, verwirrt umher,
Und überläßt der Sieger Mitleid ſich.
Itzt, ſeit Epaminond erſcheint, … du kennſt

Sein menſchenfreundlich Herz, — erhielt der Tod
Noch eine Pauſe; doch wird alles itzt
Gefeſſelt! o was danket, Charon, dir
Das Vaterland!

Charon. Dir, dir ſo viel als mir! …
Doch woher kömmt ſo ſchleunig der Erfolg?
Denn kaum verließ uns erſt Pelopidas,
Epaminond, und unſre übrigen
Gefährten?

Aſpaſia. Mir ſagt es mein ſchwellend Herz:
Von dem Kallikrates …

Phillidas. Von deinem Sohn!

Charon. Von meinem Sohn? — Du ſöhnſt ihn mit mir aus!
Wohl ihm! … doch ſprich, wie kam das Werk von ihm?

Phillidas. Als ich euch hier verließ, um durch die Stadt
Den Aufruhr zu zerſtreun, lief der Tumult
Mit Dolchen in der Fauſt, zerſtreutem Haar
Und ängſtlichem Geſchrey und Fackeln ſchon
Die Straßen auf und ab: ſchon zitterte

Die Luft von dem Geheul' der Sterbenden;
Das Echo gab der Freyheit lauten Ruf
Schon überall zurück! mir taumelten
Spartaner, wo ich gieng, den Geiſtern gleich
Bey Mondenſchein, in das entblößte Schwert:
Die wenigſten bewaffnet, ſchienen itzt,
Den Tod zu fliehn, der ihnen überall
Begegnete. …
Aſpaſia. Was that Kallikrates? …
Phillidas (beyſeite.) Unglückliche!
Charon. Fahr fort!
Phillidas. Ich
kam am Markt;
Da tobte ſchon in Thebens Jünglingen
Der Sturm: man munterte ſich auf, und pries
Den Tod für's Vaterland, und foderte
Den Stolz von Sparta auf. Da öffneten
Sich überall die Häuſer, Gräbern gleich:
Mit Dolchen trieb man die Spartaner aus,
Mit Dolchen trieb man wieder ſie zurück;
Kallikrates …
Aſpaſia. Was that Kallikrates?

Phillidas. Der Jüngling ſtürmt' an jedem Ort'
voran.
Er ſchleuderte die Blitze, wie ein Zevs,
Weit um ſich her, und alle tödteten.

Aſpaſia. O du biſt meiner werth! o daß er nicht
Von mir begleitet ward!

Phillidas. Ich irrt' erſt ſcheu
Umher, unwiſſend noch, wer den Tumult
Begann, bis Melon mir begegnete,
Und meldete: dein Sohn Kallikrates
Hab' einen Hinterhalt, der an dem Thor'
Im Hain verſteckt gelauſcht, hervorgerufſt,
Der Wachen ſich im Thor' bemächtiget,
Und trage überall den Sieg umher;
Was nur das Schwert in Theben tragen kann,
Sey ihm gefolgt: Thebanerinnen ſelbſt.

Aſpaſia. Triumpf! Heil mir! Von welcher Schaam
gefärbt
Müßt' ich hinab auf dieſe Weiber ſchaun,
Wenn ich allein für Theben nichts gethan,
Und mir die Furcht des Aufruhrs und der Nacht
Die Spindel aus der ſchwachen Hand gedreht! —

Charon. Freund, der allein auf ungeſtümen Meere
Den ſichern Weg zum Port der Freyheit wies,
Sprich, harren wir noch hier? vielleicht braucht noch
Der Tod Gehülfen …
Phillidas. Nein! Epaminond
Stillt bloß den Aufruhr, ſetzt noch Wachen aus,
Sucht die Verborgnen auf, und feſſelt ſie: …
Doch Charon, o! daß ich nicht vom Triumph
Ein bloßer Herold bin! … (Charon ſieht ihn ſtarr an.)
Sieh' mich nicht an!
Ich möchte dir die Thräne gar zu gern
Verbergen, die das Mitleid mir erpreßt …
Aſpaſia. Was ſagſt du … ſtill — welch klägliches Geſchrey
Bebt zu den Fenſtern auf! —
(Sie geht ängſtlich an die Thüre und horcht.)
Charon. Wie? aber iſt
Nicht Theben frey? Dank ſey den Göttern! Was
Kann mehr zu fürchten ſeyn?
Phillidas. Ach! edler Freund!
Du biſt auch Vater …
Charon (fährt zuſammen.) Was? …

Aſpaſia. Ein lautes Ach!
Ein hohl Gewinſel ſchleicht herauf: weh uns! —
Dieß iſt die Stimm' Aretens! fort, ich muß
Es ſehn, mein ahnend Herz . . . Ihr Götter! gebt,
Daß meine Furcht umſonſt . . .

(Sie läuft zur Thüre hinaus.)

Charon. Wie? iſt mein Sohn . . .

Phillidas. Du wirſt ihn leider! ſehn — ihn kündigen
Des Schmerzens Stimmen an! . . . nichts mehr! er kommt!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Arete. Aſpaſia. Kallikrates.

(Etliche Thebaner bringen den Kallikrates auf einem Schilde getragen, er hat einen Pfeil in der Bruſt ſtecken. Aſpaſia hält ihn bey der einen Hand, mit der andern hält er den Pfeil)

Charon. Welch ein Geſicht! O iſt dieß unſer Sieg? —
Mein Sohn! mein Sohn!

Arete. Barbar! da haſt du ihn,
Der du des Todes Werk begonnen haſt!

Betracht' ihn recht! ſieh'! wie ſein Leben itzt
Aus dieſer Wunde quillt, reiß' ihm den Pfeil
Nur vollends aus der Bruſt, daß ſeine Qual
Sich endige! dann wag's und nenn' ihn Sohn,
Den deinigen! —

Kallikrates, (der die Augen aufſchlägt.) Aſpaſia! biſt du's?
Dein ſüßer Anblick — ruft in's Leben — mich
Zurück! ... (Er ſieht den Charon.) mein Vater auch! —
Ihr lebt? Heil mir!
Und habt geſiegt?

Charon. Ja, Sohn! — doch Sparta ſiegt
In deinem Fall! —

Kallikrates. Und Theben — iſt es frey?

Charon. Ja, die Tyrannen ſind ermordet: hier
Fiel Archias von dieſer Heldinn Fauſt,
Von deiner Braut, Aſpaſien ...

Kallikrates. Von ihr? —
(Zu Aſpaſien.)
Komm, ſieh mich an! laß einen Stärkzug mich
Aus deinen Augen ziehn! o laß mich dieß
Dein göttliches Geſicht recht ſehn; daß ich
Dein Bild in jenes Reich der Schatten ganz

Mitnehm', und wann der Tod — mein Auge ſchließt,
Dein Glanz in jener Nacht mir leuchte — (Aſpaſia ſieht
ihn an.) ah!
Wie ſchön! —

Arete. Entſetzen! Quaal! . . . mein Stolz!
mein Ruhm! mein Glück!
Mein Sohn! mein Gott! mein Alles! . . . (Zum Charon.)
jauchze nur,
Unmenſchlicher, daß Theben nun das Haupt
Aus unſerm Blut' hoch über Sparta hebt!
Sieh', wie es tückiſch ſich darnieder ſchmiegt,
Und unſre Macht in bittern Lächeln höhnt! —
Haſt du nicht mehr der Söhne? — o warum
Haſt du ſie nicht? du opferteſt ſie doch
Dem Vaterland' auch auf?

Charon. O hätt' ich ſie,
Noch mehr Kallikrates: ſo wären ſie
Des großen Todes werth, des Vaterland's
Und Thebens werth! —

Aſpaſia. Ha! dieſer edle Wunſch
Iſt Charons Seele werth! o hörteſt du
Es mein Kallikrates? zehntauſend noch,

Wie mein Kallikrates! ... bin ich nicht auch
Für Theben ſo, wie du, zu ſterben werth?

Kallikrates. Aſpaſia! — und Theben iſt denn frey?

Aſpaſia. Ja, frey, ganz frey — Triumph und Sieg ...

Kallikrates. Ganz frey! — dieß Wort beſchleunigt meine Flucht. —
Genug! (Er reißt ſich den Pfeil aus der Bruſt und ſtirbt.)

Arete. O weh! er ſtirbt! er ſtirbt! mein Sohn! —
(Sie ſinkt bey ihm nieder. Aſpaſia ſteht in tiefen Gedanken.)

Charon. O Theben, Theben! nun vergieb einmal
Den erſten Thränen, die jetzt die Natur
Aus eines Vaters Auge preßt, und mild
Auf deine Freyheit gießt: — ich weiß, ſie weint
Selbſt über den, der ihre Feſſeln brach,
Und jauchzend itzt auf Theben niederſieht,
Daß er für ſie und für die Freyheit ſtarb! ...
Aſpaſia! wie ſehr beklag' ich dich!

Aſpaſia. Mich! mich! — warum? ſieh! wie der Ruhm erhitzt
Den Pfeil ergreift, ihn tief ins Heldenblut

Von meinem Jüngling' taucht, und in das Buch
Der Ewigkeit den großen Namen ſchreibe!
Der Adler Jupiters, der ihm den Blitz
Und ſeine Donner lieh', ſteigt ſchon herab,
Streckt ſeine Flügel aus, und nimmt ihn auf
Und trägt ihn fort. ... Triumpf: ha! vom Olymp
Neigt ſich der Helden Schaar, vergöttert ſchon,
Herab, ihn zu empfahn, ... ſieh'! wie ſie ſich
Itzt drängen! jeder wünſcht ihn neben ſich —
Ihn über ſich zu ſehn; ein jeder bricht
Von ſeinem Lorbeerkranz ein Blatt und ſteckt
Es in ſein goldnes Haar, das Jupiter
Mit Sternen überſtreut: und Spartas Blut
Dampft itzt zu Wolken auf, aus denen er
Auf Theben lächelt ... ſieh'! er lächelt mir
Er winkt! er winkt — ja, mein Kallikrates!
Sieg, Freyheit, Theben! Sieg! ... ha! weißt du ſchon,
Mein Charon, den Vertrag, den ich mit ihm,
Mit deinem Sohn gemacht?

Charon. Aſpaſia!

Verzögre länger nicht! laß uns vereint
In Tempel gehn, den Göttern für den Sieg
Der Freyheit danken! — Wenn Aurora nun
Um den Geliebten weint, ſo thürme ſich
Der Scheiterhaufen hoch, der dieß Gewand
Das einen edlen Geiſt umgab, verzehrt!

Der Thränenſtrom, der unſerm Aug' entfließt,
In den der Schmerz, noch mehr die Dankbarkeit
Von ganz Bäotien und Theben weint,
Benetze dann ſein heiliges Gebein,
Das ſeine Urn' empfängt, auf die der Ruhm
Den Namenszug des edlen Jünglings gräbt!

Aſpaſia. Mein Charon! ſchlinge noch, (dieß fleh' ich dich)
In ſeinen Namenszug den Meinigen!
Und daß auf dem Olymp kein anderer
Die Stelle neben ihm mir rauben möge —
Ja, mein Kallikrates, ſo folg' ich dir …
(Sie erſticht ſich und fällt neben ihm.)

Charon. O weh! Aſpaſia! was thuſt du? —
(Zum Phillidas.) fort!
Mein Freund! nach Hülf'!

Phillidas. Umſonſt! ſie kömmt zu ſpät,
Ihr heldenmüth'ger Geiſt iſt ſchon entflohn,
Um ihren Freund noch einzuholen, daß
Elyſium das hohe Heldenpaar
Zugleich empfange! Weh'! Weh' dir, mein Freund! —

Charon. O Theben! ſey du mir an Kindes ſtatt!
Was wär' ich ohne dich? Wie viel! wie viel
Ach! koſteſt du mir nicht, mein Vaterland!

Ende des Trauerſpiels.

Atreus und Thyeſt.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

— Saeua Pelopis domus.

HORAT.

Man weiß, zu wie viel Trauerſpielen die ſchreckliche Feindſchaft und grauſame Rache des Atreus und Thyeſt Gelegenheit gegeben. Wer davon ein Verzeichniß zu leſen wünſchet, darf nur die vortreffliche Abhandlung des Herrn Leſſing über die Trauerſpiele des Seneca in deſſen theatraliſcher Bibliothek nachſchlagen. Man kann noch im Engliſchen einen Thyeſt des Jaſper Heywood, vom Jahre 1560, einen andern von John Wright, von 1674, und noch einen von John Crown von 1681 hinzu thun. Alle dieſe aber ſind bloße Ueberſetzungen oder Nachahmungen der Nachahmung des Seneca aus den ältern griechiſchen Schriftſtellern. Deſto mehr iſt es zu verwundern, daß niemand die Fabel des Hygin vom Tode des Atreus, die an ſchrecklichen Situationen nicht weniger voll iſt, als die erſtere, von der

Ermordung der Kinder des Thyeſt, bearbeitet hat. Der einzige Abt Pelerin hat im Jahre 1731 eine Pelopia geliefert: aber ſie iſt mit ſolchen Erdichtungen angefüllt, daß man ſchwerlich die Erzählung des Hygin darunter wieder finden wird. So viel iſt aber auch gewiß, daß ſo blutig und entſetzlich der Inhalt iſt, ſo geſchickt er ſcheint, das Schrecken in ſeinem ganzen Umfange zu erregen, ſo fähig er der höchſten tragiſchen Situationen ſeyn mag: ſo ſchwer iſt es, ihn ohne Beleidigung des zu unſern Zeiten eingeführten Wohlſtandes und unſerer Sitten auf das Theater zu bringen. Hier iſt er! die Leſer werden die Urſachen dieſer Schwierigkeit ohne weitere Anzeige entdecken.

Die acht und achtzigſte Fabel aus dem Hygin.

Atreus.

Atreus, der Sohn des Pelops und der Hyppodamia, voller Begierde, ſich an ſeinem Bruder, dem Thyeſt, zu rächen, ſöhnte ſich mit ihm aus, rufte ihn in ſein Reich zurück, brachte ſeine Söhne, den Tantalus und Pliſthenes, damals noch Kinder, um, und ſetzte ſie dem Thyeſt bey einem Gaſtmale vor. Als dieſer davon gegeſſen, ließ Atreus die Köpfe und Hände der Knaben herbey bringen. Dieſes Verbrechens wegen kehrte auch die Sonne mit ihrem Wagen ſich ab. Thyeſt, als er die ſchändliche That erfahren, floh zum König Theſprotus, wo der averniſche See liegen ſoll. Von da kam er nach Sicyon, wo ſich Pelopia, die Tochter des Thyeſt, indeſſen aufhielt. Zum Unglück opferte ſie eben daſelbſt bey Nacht der Minerva! Aus Furcht, daß er nicht das Opfer verunreinigen möchte, verbarg er ſich in dem Hain. Als indeſſen die Pelopia den Opferzug aufführete, fiel ſie, und befleckte ihre Kleider von dem Blute des Opferthieres. Sie wollte dieſe am Fluſſe wieder auswaſchen und zog ſie aus. Indem ſprang Thyeſt mit verhülltem Haupte aus dem Gebüſche hervor, und that ihr Gewalt an: bey welcher Gelegenheit ihm die Pelopia das Schwert von der Seite riß, und es bey ihrer Zurückkunft in Tempel unter dem Fußgeſtelle der Minerva verbarg. Den Tag darauf bat

Thyeſt den König, daß er ihn wieder in ſein Vaterland Lydien zurück ſchicken möchte. Indeſſen fiel wegen der Schandthat des Atreus eine große Hungersnoth in Mycene ein. Als man das Orakel fragte, gab es zur Antwort, daß Atreus den Thyeſt wieder ins Reich einſetzen möchte. Dieſer gieng alſo zum Thesprotus, in der Meynung, den Thyeſt daſelbſt zu finden. Hier ſah er die Pelopia. In dem Gedanken, daß ſie des Thesprotus Tochter ſey, bat er ſich dieſelbe zur Ehe aus. Thesprotus, um ſich nicht verdächtig zu machen, gab ſie ihm, da ſie ſchon vom Thyeſt mit dem Aegiſth ſchwanger war. Als ſie zum Atreus kam, gebar ſie dieſen, und ließ ihn ausſetzen. Die Hirten, die ihn gefunden, legten ihn einer Ziege an: Atreus aber ließ ihn aufſuchen und wie ſeinen Sohn erziehen. Indeſſen ſchickte Atreus ſeine beiden Söhne, den Agamemnon und Menelaus aus, den Thyeſt aufzuſuchen. Dieſe giengen nach Delphos, um ſich daſelbſt Raths zu erholen. Von ungefähr war auch Thyeſt dorthin gegangen, um das Orakel über die Rache an ſeinem Bruder zu befragen. Sie ergriffen ihn, und brachten ihn zum Atreus. Dieſer ließ ihn ins Gefängniß werfen, rufte den Aegiſth, von dem er glaubte, daß er ſein Sohn ſey, und befahl ihm, den Thyeſt umzubringen. Als Thyeſt den Aegiſth, und in ſeiner Hand das Schwert ſah, das er ganz genau für das ſeinige erkannte, fragte er ihn, wo er es her habe. Er antwortete, daß es ihm ſeine Mutter, die Pelopia, gegeben. Thyeſt bat ihn, ſie herbey zu holen: ſie ſagte ihm, daß ſie es einmal bey einer Gewaltthätigkeit, die man ihr des Nachts angethan, ſie wiſſe nicht wem? abgezogen habe: von dieſer ſey ſie mit dem Aegiſth ſchwanger geworden. Hier ergriff Pelopia das Schwert, indem ſie ſich ſtellte, als ob ſie es genauer beſichtigen wolle, und ſtieß ſich daſſelbe in die Bruſt. Aegiſth riß es ihr heraus, und brachte es voll vom Blute der Mutter zum Atreus. In der Meynung, daß Thyeſt umgebracht ſey, freute ſich dieſer. Aegiſth aber tödtete ihn, eben da er am Ufer opferte, und gieng mit ſeinem Vater Thyeſt in ſein erbliches Reich.

Perſonen:

Atreus, König in Mycene.
Thyeſt, deſſen Bruder.
Pelopia, Atreus Gemalinn.
Aegiſth, vermeynter Sohn des Atreus.
Prieſter des Apollo.

Der Schauplatz iſt im Palaſte des Atreus,
in Mycene.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Atreus (allein.)

Umſonſt! noch lebt der Wurm, der meine Seele
Durchnagt! noch brennt die Glut, die ſie verzehrt! —
Das Blut, das ich vergoß, ſtatt ſie zu löſchen,
Iſt Schwefel, der die Flamme nur vermehrt.
Die Furie ſchwärmt wütend über mir:
Erinnis ruft, Megära ſchwingt die Fackel
Und leuchtet mir durch's Auge tief in's Herz
Und zeiget mir den Thoren. Ja, ich bin's.
Ließ ich nicht den Thyeſt entrinnen? — ihn? —
Ah! es brüllt laut der Abgrund unter mir,
Der Gipfel des Palaſts bebt bey dem Namen
Thyeſt! — Thyeſt! o iſt kein Eingeweide,

Worein ich auch dein Fleiſch vergraben kann,
Wie deiner Kinder ihr's? — er lebt! es lebt
Das Ungeheuer noch! der Löwe brüllt
In Wüſten Lybiens mir lauter nur
In's Ohr, je mehr ich ſeinem Hunger gab.
Wie? hatt' ich denn noch einen Pliſthenes?
Noch einen Tantalus, den ich zerfleiſchte?
Nein, ihn allein! und den erwürg' ich nicht?
Tobt, Eumeniden! ſchlingt das Schlangenhaar
Feſt um mein Herz! ich hab's verdient — ja, ja;
Die Hölle ſchickt den Hunger und die Peſt
Auf Winden fort: ſie ſchütteln ſie
Herab auf uns von ihren ſchwarzen Flügeln!
Ein weites Grab iſt Argos und Mycene —
Wie wird Thyeſt frohlocken, daß ich Herr
Von Leichen bin! wie boshaft lächeln, daß
Das Reich, aus dem ich ihn vertrieb, ein Reich
Der Schatten iſt, wo jedes ſchreckensvoll
Zum Tode ſpricht: „den letzten Pfeil für mich!“
Allein, verſchlöß der Erde Mittelpunkt
Den Bruder ſelbſt, ſo tret ich ſeinen Kern
Entzwey — und ihn zugleich. Kein Tartarus,

Und reichte ſeine Mau'r bis an Olymp,
Umher beſchattet von dreyſacher Nacht,
Und von Teſiphonen bewacht, ſchützt ihn
Vor meinem Grimm: mein Tiſch war ſchrecklicher
Für den Thyeſt, als der odryſiſche *) ...
Er ſoll ein Tiſch der Hund' und Geyer ſeyn!
Die ganze Welt ſoll meiner Waffen Glanz
Durchleuchten, jedes Meer, das Aegis und
Jonien beſpühlt, von meinen Flotten
Erſeufzen, gieng auch ganz Mycene drauf,
Bis daß man mir Thyeſten wiedergiebt ...
Wer kömmt? — ha, er! der Prieſter des Apollo —
Der Träumer! ſchützt' ihn nicht der Aberglaube
Des blöden Volks, (ein unverletzlich Recht!)
So wär' er längſt ... doch ich muß meine Wut
Verbergen ...

---

*) Bey den Odryſiern, die einen Theil von Thracien bewohnten, war es gewöhnlich, ſich bey ihren feyerlichſten Mahlzeiten zu ſchlagen, und einander durch Wunden zu verunſtalten.

Zweyter Auftritt.

Atreus. Prieſter.

Atreus. Sprich, was willſt du hier ſo früh? —
Was heißt der finſtre Blick, der ſtumme Schmerz,
Der von den Wangen dir in Thränen fällt? —
Du biſt mir ſtets ein Unglücksbote ...
Prieſter. Herr,
Verzeih dem Gram, dem Mitleid, welches mir
Die Sprache tödtet ...
Atreus. Nun?
Prieſter. Das Elend wächſt
Mit jedem Augenblick. Mit jeder Stunde
Hängt ſich ein neu Gewicht an jene Laſt,
Die uns in Abgrund zieht. Bald iſt Mycene
Nicht einer Stadt, nein, einem Schlachtfeld gleich,
Wo zu den Gräbern uns der Raum gebricht!
Geſpenſtern gleich durchtaumeln deine Bürger
Die Stadt nach Hülf', und fallen auf der Flucht.
Das Kind ſaugt an der Mutter Bruſt den Tod

Mit ſeiner Nahrung ein, indem ſie ſelbſt
Zum letztenmal es liebreich an ſich drückt.
Noch itzt, ihr Götter! als ich zu dir gieng,
Fiel neben mir ein edler, weiſer Mann:
Ein Freund ſucht' ihn zu retten, hob ihn auf,
Küßt' ihn, und zog den Tod in Küſſen ein,
Und fiel auf ihn; ſein jüngſter Sohn, der ihn
Verfolgt', umfaßte da ſein Knie und weinte
Sein Leben aus! ...

Atreus. Hab' ich durch meinen Hauch
Sie angeſteckt? — was nützt mir die Erzählung?
Kann ich dem Aeolus gebieten, daß
Er Luft und Winden wehrt, die Peſt und Tod
Auf uns verwehn?

Prieſter. Herr, du biſt König, Vater
Von deinem Volk. Ein mitleidsvoller Blick
Stärkt, wie der Sonnenſtral, ein mattes Herz.
Ein Labetrunk erquickt den Wanderer,
Ob er ihm gleich nicht ſeinen Weg verkürzt. —
Thu' wenigſtens noch deine Scheuren auf:
Denn, was die Peſt verſchont, erwürgt der Hunger.
Such', und du ſuchſt umſonſt in deinen Thälern

Die feiſten Rinder auf. Das Lamm verhungert
Auf dem verſengten Gras!
Atreus. So hat das Volk
Den Tod weit weniger zu ſcheun: es können
Sich Leichen nun von Leichen mäſten! ...
Prieſter. Ah,
Grauſamer! ſoll die Sonne noch einmal
Ihr Angeſicht verbergen? ſich die Nacht
In Nacht verhüllen?
Atreus. Soll Thyeſtes mir
Aeropen noch einmal entreißen, mir
Mit dem geheimen Vließ des alten Pelops
Den Zepter rauben?
Prieſter. Das du dem Chriſipp,
Nachdem du ihn erwürgt, geraubet haſt?
Atreus. Verwegner, ſchweig! ... ah, hätt' Apollo nicht
Sein Heiligthum dir anvertraut ...:
Prieſter. So wüßt'
Ich, was du thätſt! es iſt kein Rächer mehr,
Kein Gott mehr, den du ſcheuſt: dein Herz frohlockt,
Sieht es die Menſchlichkeit im Elend ſchmachten.

Freund, Bruder, Unterthan und Menſch ... was
Menſch?
Die Namen alle ſind von dir entweiht!

Atreus. Ich bin Monarch — ha! Prieſter ...
(Erbittert.)

Prieſter. Strafe
mich!
Sey ein Monarch und lad' auf deine Bürger
Der Götter Zorn: doch zittre, daß dich nicht
Selbſt der Ruin bedeckt, der über uns
Schon wankend Schatten wirft, den uns die Götter
In Wundern drohn! die Pfeile des Apoll
Sind nichts, wenn ſie vor dir vorüber gehn,
Sind nichts für dich! — doch die Natur erkrankt:
Bald hebt der letzte Stoß dein ſchmachtend Reich
Aus ſeinen Angeln und Mycene fällt
Zertrümmert in den Schlund des Tänarus,
Und Atreus fällt mit ihm ...

Atreus. Und zittert nicht —
Du ſprachſt von Wundern, Prieſter? — rede fort!

Prieſter. Der Mond erſchien, ſein ſilbern Angeſicht

Dreymal getaucht in Blut! der alte Hain,
Der zu dem Tempel führt, wo ew'ge Stille
In tiefer Nacht von Taxus und Cypreſſen
Ehrwürdig herrſcht, und wo die Tantaliden
Durch Opfer zu dem Thron ſich heiligen,
Ward hell, ganz hell durch einen Blitz und bebte:
Die Spolien des Myrtilus, die Räder
Von falſchen Achſen, der zerbrochne Wagen
Und jede Miſſethat der Tantaler,
Die phrygſche Tiara, vom Pelops ſelbſt
Hier aufgehängt, und die geſtickte Chlamys
Der Barbarn und der Raub von jedem Feinde,
Die der Triumpf an jene Säulen hieng,
Fiel durch den Stoß herab …

Atreus. Und dann?

Prieſter. Dann ſtieg
Aus jenem ſchwarzen Sumpf bey dem Geheule
Der Seelen, die die Peſt dem Acheron
Geſchickt, und die den Wald durchſchwebeten,
Pliſthen und Tantalus, Thyeſtens Söhne,
Mit offnem Leib', ihr rauchend Eingeweide
In ihrer Hand, hervor …

Atreus. Bald lehrſt du mich
Sie fürchten! — ruften ſie nicht den Thyeſt?
Prieſter. Dich, Atreus! Atreus! Atreus! dreymal dich!
Es brauſete der Wald: der Tempel bebte,
Und ſie verſchwanden. Wir, wir deine Prieſter,
Geſtreckt zu dem Altar, durchbeteten
Die ganze Nacht …
Atreus. Sehr wohl gethan! allein
Was iſts, das mich erſchüttert? Schrecklich! ſchrecklich!
Die Geiſter fodern von mir ihren Vater.
Der Tartarus iſt nicht in meiner Macht,
Sonſt ſchlöß ich ſie an einem Caucaſus
Mit ew'gen Feſſeln an.
Prieſter. Indeſſen wähnt
Dein traurig Volk, daß du ihm helfen kannſt.
Sie ſtehn an deinem Schloß: ihr ſtummer Gram,
Ihr Auge, das voll Ernſt zur Erde ſchaut,
Und die erhobne Hand ſpricht ihren Schmerz,
Da zum Geſchrey um Hülfe Kraft gebricht.
Gebrochen nennen ſie nur dich, und ächzen.
Atreus. So lehre mich, wodurch ich helfen kann:

Mein Arm iſt gleich geſtreckt. Schon iſt Aegiſth
Nach Delphos abgeſandt, den Gott um Rath
Zu fragen, der ihn in Orakeln giebt.
Er mag uns lehren, was er von uns will:
Vielleicht, ich hoff' es ſelbſt, kömmt er noch heute
Zurück, denn ſchon könnt' er zurücke ſeyn. —
Brauchſt du noch Opfer? gut, ſo opfre, prüfe,
Forſch' allem nach, was Götter uns verſöhnt!
Willſt du noch mehr? ſieh! ich verweig're nichts.

Prieſter. So wohne ſelbſt heut' unſerm Opfer bey,
Damit das Volk ſieht, daß du Götter glaubſt,
Für ſeine Noth ſie zu erweichen ſuchſt,
Und da du ſie durch Opfer erſt erzürnt,
Durch Opfer ſie auch nun beſänft'gen willſt.
Du weißt ja g'nug den heiligen Gebrauch —
(Beyſeite.)
Der unter deiner Hand zum Fluch uns ward.

Atreus. Ja, ja, ich weiß ſchon, was du murrſt —
Es ſey!
Geh, ſchmücke den Altar! laß Weihrauch glühn,
Und zier' ein Opferthier mit aller Pracht
Der Ceremonie! — Ich opfre ſelbſt ...
Wer kömmt? — Aegiſth? —

Dritter Auftritt.

Atreus. Prieſter. Aegiſth.

Prieſter. Erlaube, Herr, daß ich
Gleich des Orakels Spruch vernehmen darf —
O! daß er Heil dem Volk', Heil dir ſeyn möge!
Aegiſth. Mycenens Glück, Herr, iſt in deiner Hand!
Die Götter zeigen dir das Mittel an,
Wodurch man leicht des Todes Rachen ſtopft,
Der ungeſättigt würgt ...
Prieſter. Und wie? geſchind! —
Indem du ſprichſt, gehn hunderte verloren!
Aegiſth. Noch mehr, ſie liefern dir das Mittel ſelbſt —
Atreus. Wohl! ſprich! —
Aegiſth. „So bald der Bruder des Thyeſt“ ...
Atreus. Verwegner! nannte mich der Götterſpruch
Alſo?
Aegiſth. Die Worte ſelbſt, die Pythia

Vom Dreyfuß mir in heilgen Murmeln gab:
„So bald der Bruder des Thyeſt mit Blut
„Den Bruder ausgeſöhnt; das Blut durch Blut
„Von dem entweihten Altar wäſcht; das Reich
„Nicht mehr die Brüder trennt“ ...
Atreus. Es gebe mir
Thyeſten erſt zurück!
Aegiſth. „Soll auch der Fluch,
„Der auf Mycene ruht, wie Nebel fliehn.“
Atreus. Ah, das Orakel liebt die Nebel ſehr! —
Verſtehſt du, Greis, was es von uns begehrt?
Prieſter. Ich weiß es nicht; — Vielleicht, Herr, ſollſt du thun,
Was die Gerechtigkeit dich längſt gelehrt,
Das Reich getheilt ...
Atreus. Wer hat dich das gelehrt?
Eh ſtürzet ſich der Arktos in das Meer,
Eh grünt die Saat auf dem joniſchen Meere,
Eh giebt die Mitternacht der Welt das Licht,
Eh tritt die Fluth mit Flammen, eh der Tod
Mit Leben, eh der Wind mit Wellen in
Den Bund, eh dieß Thyeſt ...

Prieſter. Nein, ſprich, eh Atreus
Dieß …

Atreus. Könnt' ich es? — Wo find' ich den
Thyeſt? —
Soll ich nach ihm das weite Meer durchziehn? —
Würd' er mir traun?

Prieſter. Dein Fehler!

Aegiſth. Er iſt hier!

Atreus und **Prieſter** (zugleich.)
Thyeſt!

Aegiſth. Ja, Herr, er ſelbſt!

Atreus. Dieß wagt er? —
Er?

Aegiſth. Nein, durch Gewalt und Liſt ward er
verführt!
Der Götterſpruch ſchien mir zu aufgeklärt,
Als daß ich ihn zu unſerm Untergang
Entweichen ließ.

Prieſter (beyſeite.) Ihr Götter! welch Gewitter
Thürmt ſich auf's neu!

Atreus. Wo iſt er? ſprich! geſchwind! —
Kann er entfliehn?

Aegiſth. Er iſt noch auf dem Schiffe,

Das uns hieher von Delphis trug, und fleht
Um ſeinen Tod, damit er dich nicht ſehe.

Atreus. Wie? wo? und wann? ... doch, Prieſter, geh, vollzieh,
Was ich gebot!

Prieſter. Vergönn', daß ich erſt die Geſchichte
Ganz höre! Dieſer Tag wird für Myceenens Heil
Zu wichtig, fodert uns zu Opfern auf,
Die nicht der Götter Zorn noch mehr entflammen —

(Atreus ſtampft zornig mit dem Fuße.)

Aegiſth. Er kam verſteckt im traurigſten Gewand,
Um beym Orakel Rath zu fragen. Da
Flößt' ihm ein Gott, ich weiß nicht, welchen Trieb
Der Freundſchaft für mich ein; er liebte mich,
Ich ihn ...

Atreus. Du ihn?

Aegiſth. Doch ich verſchwieg ihm treu,
Wie du gebotſt, von wannen und warum
Ich käm'. Er that es ebenfalls; jedoch
Ein Kaledonier verrieth es mir,
Der ihn begleitete. Es hatte ſchon
Die Pythia die Antwort mir gegeben;
Ich ſah in ihm der Götter Fingerzeig,

Den hellen Weg aus unſerm Labyrinth.
Er gieng, um ſich, wie er mir frey geſtund,
In dem Gebürg', das ſeinen Rücken hoch
Um Delphos dreht, vor einem grimm'gen Feinde
Tief zu verbergen. Ich verfolgt' ihn heimlich,
Ergriff ihn bey der Nacht in einer Kluft
Am Berge des Parnaß, und hier entdeckt'
Ich ihm der Götter Rath. —
Prieſter (beyſeite.) Unglücklicher!
Atreus. Und er?
Aegiſth. Er rufte Berg und Hügeln zu,
Auf ihn zu fallen, ihn in Grund zu ſchlagen!
Klagt' Erd' und Himmel an; bat, heulte, ſchrie:
Nicht des Orakels Spruch, die Hoffnung nicht,
Nicht jeder Troſt, den ich ihm thränend gab,
Beſänftigt' ihn ...
Atreus (beyſeite.) Er weiß, was er verdient!
Aegiſth. Und ich geſteh', er hätte mich erweicht,
Wenn Argos Heil, wenn unſer Elend nicht,
Die Hoffnung nicht, uns davon frey zu ſehn,
(Wann du in ihm der Götter Spruch erfüllſt) ...
Atreus. Genug, Aegiſth!

Prieſter. Ich eile ſchnell, dem Volke
Den Funken Troſt in ſeiner Noth zu geben: ...
Ihr Götter, ſteht uns bey!
Atreus. Geh nicht zu weit!
Verbirg es wenigſtens, daß hier Thyeſt
In Argos iſt, bis ſich der Götter Wille
Uns mehr erklärt ...
Prieſter. Ich kenne meine Pflicht.
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Atreus. Aegiſth.

Atreus. Unſinniger! wenn du dein Glück verſtanden,
So hätteſt du geſchwiegen: ſahſt du nicht
Hier den Verräther ſtehn? verſtandſt du nicht
Den Wink, den dir mein drohend Auge gab?
Aegiſth. Meynſt du den Prieſter? Herr! ich bin gelehrt,
In ihm den Gott, in deſſen Heiligthum
Er dient, zu ehren ...
Atreus. Ha! wer lehrt' es dich? —

Der Aberglaube? Dank' es meiner Gnade,
Noch mehr der Zärtlichkeit für deine Mutter,
Daß dich mein Grimm nicht gleich getödtet hat.
Aegiſth. Was that ich?
Atreus. Was? was du gethan?
du fragſt?
Du ſollteſt mir allein den Götterſpruch
Entdecken; mir entdecken, daß Thyeſt
In deinen Händen ſey. Der Prieſter haßt
Mich und mein Haus; ſchon längſt hätt' ich der Wut
Ihn aufgeopfert: doch das blinde Volk
Wähnt, daß er, wie er will, den Blitz des Zevs
Regiert. Ein Wort von ihm? ſo bläſt er uns
Ein Feuer auf, das meinen Thron verzehrt. —
Und weißt du, wem ich dieſen zugedacht? —
Dir; ja dir ſelbſt! —
Aegiſth. Mir, Herr?
Atreus. Ja dir, mein Sohn,
Den Thron von Argos! du, du ſollteſt einſt
Mein Erbe, bald mein Mitbeherrſcher ſeyn! —
Was ſagſt du?
Aegiſth. Daß das Glück, das deine Huld

Mir zugedacht, den Dank weit überſteigt,
Denn ich dir geben kann. Herr! ich bin nichts …

Atreus. Kann ich aus Nichts nicht einen König machen?
Biſt du mir nicht der jüngſte, liebſte Sohn?
Hat je ein Sterblicher wohl mehr als ich
Das Weib geliebt, das dich mir einſt gebar?

Aegiſth. Jedoch das Volk, das Peſtilenz und Hunger
Vertilgt, braucht Hülfe! — des Orakels Spruch …

Atreus. Thor! des Orakels Spruch war leicht verdreht.
Ein kluger Mann weiß ſchon, wie er damit
Verfahren ſoll.

Aegiſth. Ich zittre! würden wohl
Die Götter, deren Wink die Welt erſchüttert …

Atreus. Laß ſie erſchüttern! ſahſt du ſie zerfallen,
Wann ſich ihr Grimm in Wettern aufgebläht?
Du biſt ein feiger Jüngling, kennſt noch nicht
Der Prieſter hölliſchen Betrug: vielleicht
Gab unſer Prieſter ſelbſt der Pythia
Die ſchielichte, zweydeutge Antwort ein,
Vielleicht beſtach Thyeſt die Prieſterinn. —

Aegiſth. Unmöglich! Herr! — und iſt ſie denn für uns
So ſchrecklich?
Atreus. Ha, Kind! hörteſt du nicht ſelbſt,
Wie ſchlau der Prieſter ſie enträthzelte?
„Ich ſoll das Reich getheilt mit dem Thyeſt“ ...
Verderben! Fluch und Tod! eh ſoll Mycene,
Eh Argos, Griechenland, eh alle Welt
In Trümmern untergehn! Haſt du es nicht,
Du ſelbſt geſehn, mit welchem Aufruhr da
In ihm die Seele rang, wie ſehr die Wut
Ihm das Geſicht verzog, nur mich zu ſehn? —
Und dieſer Mann ſoll mit mir König ſeyn?
Aegiſth. Er fürchtet dich, er bat; er drohte nicht!
Atreus. Thor! weil er mir nicht drohen kann. Glaubſt du,
So bald ich ihn zum Thron erhüb', daß er
Mich nicht herunter ſtieß, mich, den er haßt,
So wie ich ihn? daß er nicht dir das Herz
Aus deinem Leibe riß, bloß weil ich dir
Den Thron beſtimmt? nicht deine Mutter erſt
Durch Schand' entehrete, dann grimmig ſie
Zerfleiſchete, bloß weil ich ſie geliebt?

Aegiſth. Entſetzen! — Herr! er iſt in deiner Hand!
Du kannſt ihn ja umſchränken, wie du willſt?
Atreus. Umſchränken? wie? daß er die Schranke nie
Zerbrechen möge — wie? — Du kennſt das Volk;
Verfolgt vom Tod ſchaut es nach Hülf' umher,
Der Prieſter bläſt des Aberglaubens Gift
In ſein Gehirn, damit es ſinnlos wird.
Viel lieber ſtürzt es ſich in Strohm und hofft,
Daß dieſer es an Ufer treibe, wo
Es Rettung findet. Wer von Felſen ſtürzt,
Hält ſich an einen Stein, ob dieſer gleich
Den Sturz beflügelt, ihn im Fall zerquetſcht. —
Nein! er muß ſterben, ja in Martern will
Ich ihm den Geiſt aus ſeinem Körper ziehn! —
Aegiſth. Erbarmung, Herr! er iſt dein Bruder…
Atreus. Wie,
Verwegner? nenn ihn mir noch einmal ſo!
Und jede Qual … doch nein; ich liebe dich
So ſehr ich ſie, die beiden Söhne, haſſe,
Die mir Aerope gab; ſie ſind Baſtarte

Und ihrer Mutter Fluch. Das goldne Vließ
Stahl ſie; ja, ſie gebar den Tod, der itzt
Unaufgehalten würgt! — du biſt mein Sohn,
Und dein iſt er, der Thron von Argos ...
Aegiſth. Ach!
Beflügle wenigſtens den Tod, daß er
Sein Unglück endige!
Atreus. Was ſagſt du? ha!
Aus welchem Zauberkelch haſt du getrunken?
Aegiſth. Das Mitleid ...
Atreus. Wehe dir! wo du dieß hörſt,
Wo du ... doch nein, Aegiſth wird weiſer ſeyn.
Ich bin dein Vater. Ich dein König. Lehrt
Der Prieſter frech Geſchwätz vielleicht dich auch
Dem ungehorſam ſeyn?
Aegiſth. Gebiete, Herr!
Dein Will' iſt mein Geſetz.
Atreus. Gut; itzund tobt
Der Sturm der Leidenſchaft in meiner Bruſt
Noch allzuſehr, um einen ſichern Schluß
Zu faſſen: bringe bald mir den Gefangnen,

Daß ich der Wut, die mein Triumpf in ihm
Erregen muß, noch einmal ſpotten möge.
Dann — ja alsdann erwarte, was mein Grimm
Beſchleußt! verhüll' ihn wohl, damit das Volk
Nicht den Verräther kenne. —
(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Aegiſth (allein.)

Ich zittre! Ah! was heißt der innre Krieg? —
Es wallt mein Blut, mein ganzes Herz empört
Sich wider ihn, den die Natur mir doch
Zum Vater gab? — kaum konnt' ich ihn ſo nennen! …
Ein Ungeheu'r! … O! was hab' ich geſagt? —
Legt mir ein Gott den Fluch in kühnen Mund? —
Und ſeine Huld beſtimmt mir einen Thron? —
Ein groß Geſchenk! wer wird nicht gern Monarch
Von Argos und Mycene ſeyn? … Allein
Thyeſt? — unglücklicher Thyeſt! ich fühl's,
Mein Herz ſchwimmt tief in Leid, es ſteigen
Mir Thränen in das Aug', auch wider Willen! —
Sein zitternd Haupt! ſein ſilberfarbnes Haar,

Sein Elend, ſein Gebet, ſein Flehn! — er nannte
Mich Sohn! — Warum ſchien mir in ſeinem Munde
Der Name doch ſo ſüß? warum ließ ich
Ihn auf ſein Bitten nicht entfliehn? — Barbar,
Ja unbarmherziger Barbar! — ich, ich! ...
Doch ſollt' ich treulos ſeyn? der Götterſpruch, —
Mein Vater. — Ach! er iſt ſehr grauſam! ... wie?
Hat er mir nicht geſagt, daß auch Thyeſt
Es vormals war? ihm Weib und Thron geraubt? —
Ein Labyrinth! mein Vater — ja, die Pflicht
Für ihn lehrt mich Gehorſam. Fort, Natur!
Dein weibiſch Mitleid ... o! ihr Götter laßt
Mich euern Willen thun! ſo thu' ich recht.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Königinn. Aegiſth.

Königinn. Ja, du haſt recht gethan! des Mitleids Thräne
Zerſchmelzt die Bande nicht, womit die Pflicht
Dich bindet: nicht der Sohn hat Recht, den Vater
Vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehn! — Aegiſth,
Du kennſt des Vaters Wut, ein Sturm, der alles,
Was ihm die Stirne beut, darnieder reißt!
Wer, wie die Saat, vor ſeinem Hauch ſich neigt,
Wächſt grünend auf und trägt erwünſchte Frucht!
Nur dadurch macht' ich mir ſein Herz geneigt.
Sieh! er beſtimmt, wie du mir ſelbſt geſagt,
Dir einſt das Reich! und der Orakelſpruch ...
Die Götter fügten es nicht ſo umſonſt,
Daß da Thyeſt in deine Hände fiel,
Als unſer Heil ihn zu erfodern ſchien:

Auch kömmt es uns nicht zu, dieß aufzulöſen.
Die Götter hüllen es durch Thaten auf,
Und der Verſtand wird durch den Ausgang klar!
Aegiſth. Doch, Königinn, der Götter Spruch gebot
Nicht Grauſamkeit …
Königinn. Doch dir gebieten ſie
Gehorſam.
Aegiſth. Traurig g'nug! das erſtemal
Hab' ich die Laſt von dieſer Pflicht gefühlt! …
Ach! ſiehe den Thyeſt, und hör' ihn ſelbſt!
Ich fürchte nicht die Peſt, die uns vielleicht
Im Augenblicke würgt, den Hunger nicht,
Der matt und abgezehrt an Leichen nagt,
Und unſre Stadt mit Gräbern unterhöhlt,
Die Schrecken nicht, die uns bedrohn, ſo ſehr,
Als dieſes Mannes Angſt, als ſeine Klage! —
Er weint: — und jede Thräne brennt mich bis
Auf's Mark, und jedes Ach! fährt mir durch's Herz!
Königinn. Sohn, ſey ſo weibiſch nicht! der Klageton,
Mit dem du ſprichſt, ziemt wenig einen Mann. —

Du ſollteſt ſelbſt der erſten einer ſeyn,
Die, da der Thron dein künftig Erbtheil wird,
Beym Vater dem Thyeſt das Todesurtheil …

Aegiſth. Was ſagſt du? nein! o glaube, Königinn,
Mein Vater iſt ſehr hart …

Königinn. Verwegner, ſchweig!
Hier iſt ein Thron, ein Leben auf dem Spiel!
Und wär' er es. Des Mitleids Stimme muß
Itzt heiſchrer ſeyn, als der glorreiche Ruf
Zum Thron von Argos. Sieh! mit welchem Reize
Die höchſte Macht ihn ſchmückt, des Zepters Gold,
Das Diadem mit Sternen überſä't,
Der Purpur …

Aegiſth. Aber, wann unſchuldig Blut
Ihn färbt?

Königinn. Es färb' ihn! ſprich! iſt's deine Schuld,
Wenn ſich dein Vater rächt? … der Götterſpruch,
Iſt er dein Werk?

Aegiſth. Ah! weißt du die Geſchichte
Von dem Thyeſt und ſeinen Söhnen! — er,
Er ſelbſt hat ſie mir eben erſt erzählt!

Königinn. Und du hörſt ſeine Klagen an? verdammſt
Den Vater? ha! was würdeſt du dann thun,
Wenn er dir Weib und Krone nähm'? nicht wahr?
Von dieſem Raube hat er nichts erzählt? —
Als ich in Sicyon noch Prieſterinn
In Pallas Tempel war, und da der Ruf
Von beider Brüder Zwiſt die Welt durchflog,
Verdammt' ich auch den Atreus! doch ſeit dem
Hat er mir die Geſchicht' ins Licht gebracht,
Und von der That die Schwärze weggewiſcht,
Die in der Fern' ſie mir verfinſterte.
Das ſchönſte Götterbild wird fürchterlich,
Wenn es der Rauch entflammter Kerzen ſchwärzt:
Nimm ihn hinweg, ſo tritt es glänzender
Hervor. — Geſetzt, daß ihn die Wut zu weit
Geführet hat: die Schuld hat Gränzen, doch
Die Rache nicht! Ein Gott vergißt ſich ſelbſt
Im Zorn, und öfters ſtraft ſein Blitz den Mann,
Der höchſtens nur der Ruthe würdig war. —
Gehorche du des Königes Gebot,
Erwart' in Ruh der Götter weiſen Schluß,

Und glaube nicht, daß du da wählen kannſt,
Wo dich die Pflicht, blind zu gehorchen lehrt. —
Aegiſth. Ich folge deinem Rath.
Königinn. Wo iſt Thyeſt?
Ich möchte doch den Zweig von Pelops Stamm
Auch ſehn, der über uns ſo viele Schmach
Gebracht.
Aegiſth. Er iſt im Vorhof.
Königinn. Bring' ihn her!
Denn Atreus wird bald ſelbſt zugegen ſeyn.
(Aegiſth geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Königinn (allein.)

Ich weiß nicht, welche Stimm' in meiner Bruſt
Für den Thyeſt auch fleht. — Ich wünſch', und wünſch'
Ihn nicht zu ſehn. Beklemmt von Bangigkeit
Schöpf' ich nach Luft, und faſt zerſpringt mein Herz. —
Die Schreckenbilder, die ich vor'ge Nacht
Im Traum erblickt, ſeh ich noch ſtets vor Augen.
Mein Vater lag mir buhleriſch im Arm,
Und heulte laut; die Donner rauſcheten

Umher, und eh ich mich's verſah, fuhr mir
Ein Dolch ins Herz: erwachend fühl' ich noch
Der Wunde Schmerz! ... doch ſtill! es kömmt Ae-
giſth! ...
Daß meine Klage nicht ſein Herz noch mehr
Erweiche! ... Ah! was ſeh ich? — Große Götter!

Dritter Auftritt.

Königinn. Aegiſth. Thyeſt.

Königinn (beyſeite.) Thyeſt! iſt dieß Thyeſt? ein
Bild von dem,
Den ich im Traume ſah!
Thyeſt (zum Aegiſth.) Undankbarer!
Iſt dieß der Lohn für mein Vertraun auf dich?
Wo iſt das Ungeheu'r, dein Vater? —
Aegiſth (zaghaft.) Dieß
Iſt meine Mutter!
Thyeſt (etwas unruhig, als er ſie ſieht.) Dieß? Ihr
Angeſicht
Scheint mild. Allein ich weiß es ſchon, daß hier
Nicht Menſchen ſind! den Gräbern gleich, wo drinnen

Die Maske frißt: von außen ſchmückt ſie Gold. —
Verſchlinge mich, Hyäna! denn du biſt
Des Atreus Weib!
Königinn. Verwegner! fleht man ſo
Um Mitleid? weißt du auch ...
Thyeſt. Ich weiß es, daß
Kein Mitleid wohnt, wo Atreus wohnt! die Burg,
Die mich einſt glücklich ſah ... ach ſah! — nicht mehr!
Ein Mörderhaus! die Thürme der Cyklopen,
Sonſt heilig, itzt entweiht! — Die Spinne lauſcht
Hier und ergreift den Wurm, der unſchuldsvoll
Im Sonnenſtrale ſpielt! —
Königinn. Unglücklicher!
Du trotzeſt? da mein Fürſpruch dir vielleicht ...
Thyeſt. Ich brauch' ihn nicht: denn ich will ſterben. Nicht
Der Tod, trüg' er die ſcheuslichſte Geſtalt,
Mit Feuer, Stachel, Dolch, — was die Natur
Nur Schauervolles kennt, bewaffnet, ſchreckt
Mich mehr! ... allein, den Atreus ſehn? — ihn ſehn? —
Verderben, Pein und Tod ſind lieblicher!
Königinn. Jedoch die Götter ...

Aegiſth. Der Orakelſpruch …
Thyeſt. Kennt ihr hier Götter? Ihr? ihr Antlitz hat
Sich längſt von euch gewandt; und eure Götter
Sind bloß die Furien, Unmenſchlichkeit,
Raub, Lügen, Mord, Betrug, Verrätherey; —
Und eure Opfer? — Weh! Weh! meine Kinder!
Mein Pliſthenes! mein Tantalus! dort, dort
An dem Altar zerriß er ſie, zerſchnitt
Er ihr Gebein: kein kindliches Geſchrey,
Kein Winſeln und kein Flehn drang in ſein Ohr:
Er fluchte nur, daß ihm nicht die Natur
Mehr Fäuſte gab, in ihrem Eingeweide
Zu wühlen, ihnen nicht mehr Leben gab,
Sie zu zerſtören. … Ah! du zitterſt, Weib?
Denk', wenn er dir ſo deinen Sohn zerriß?
Königinn (erſchrocken.) Was ſagſt du? —
Schweig! wo ich dir rathen ſoll.
Des Feindes Wut beſänftiget nicht Wut!
Gilt noch mein Wort bey'm König …
Thyeſt. Weg von mir!
Kein Wort für mich! du biſt ein Tygerherz!

Wie?. haſt du nicht hier dieſen Sohn mit ihm
Erzeugt? ſo falſch, ſo grauſam, als er ſelbſt,
Sein Vater. Ah! liebkoſend wand er ſich
Wie eine Schlang' um mich und ſtach, indem
Ich ihn erwärmte —
Aegiſth. Nein, Thyeſt! dieß that
Ich nicht —
Thyeſt. Meyneidiger! was fleh' ich dich? —
Fleh' ich um Argos Thron? nein, meiner Qual
Und meinem Elend mich zu überlaſſen!
Bey Löwen mich in tiefen Wüſteneyen,
In Wäldern, die kein Tag jemals durchſchaut,
Den kummervollen Reſt des Lebens mir
Zu laſſen! — Aber nein, er ſchleppt mich fort,
Hieher, hieher zum Atreus: ... Weh! weh mir,
Mir Unglückſeligen! — Hier! ach! hier ſtund ...
(Entſetzliche Erinnerung!) hier ſtund
Das ſchreckliche Gefäß, worinn das Blut
Von meinen Kindern mir mit Wein vermiſcht
Entgegen ſchäumete: hier trank ich es!
Hier lag ihr Haupt: dort ihrer Hände Paar,
Gefaltet noch, als ſie um Hülfe flehten,

Und weder Gott noch Menſch mitleidig ſie
Erhört' … Ihr ſeht euch an? — Ihr trocknet euch
Die Augen? — ah! hat die Verſtellung ſchon
Euch Atreus auch gelehrt? — Wie? oder giebt
Ein noch mitleid'ger Gott … umſonſt! umſonſt! —
Ah! ihr verſtummt? — wohl; laßt mich noch entfliehn,
Eh Atreus kömmt! aus Mitleid tödtet mich!
Und ſterbend dank' ich euch.

Königinn. Dieß kann nicht ſeyn:
Denn gleich iſt Atreus hier! Mein Mitleid haſt
Du zwar, wenn du's verdienſt. Das Elend herrſcht
In Argos, und uns drückt es mehr, als dich.
Fühlt'ſt du es nicht, (wenn dein verhüllt Geſicht
Dir es zu ſehn verbot,) daß du auf Leichen
Giengſt? —

Thyeſt. Sprich! wer hat auf ein unglücklich Volk
Den Fluch gebracht? das Scheuſal, dein Gemal!
Wer hat die Furien aus ihrer Nacht
Hervorgelockt? das Scheuſal, dein Gemal!
Wer brach den Eid, den er am Altar ſchwur,
Den Göttern ſchwur? das Scheuſal, dein Gemal! …

Königinn. Verwegner, ſchweig! er kömmt, damit du nicht
Ihn zwingeſt, das zu ſeyn, was du ihn nennſt.

Thyeſt. Muß ich ihn einmal ſehn, ſo fürcht' ich nicht
Die ganze Höll' in ihm. —

Königinn. Thyeſt, Thyeſt!
Das ſchärfſte Schwert, das Marmor ſpalten will,
Zerſpringt! ... du kennſt ihn ſchon!

Thyeſt. Ich kenn' ihn, ja,
Und alles Schreckliche, das meiner wartet.
Ich hab' kein Weib und keine Kinder mehr!
Was fürcht' ich ſonſt! verhind're, daß ich ihn
Nicht ſeh', und dann, dann will ich dich noch ſegnen.

Königinn. Das kann ich nicht, doch will ich dein Geſchicke
Zu lindern mich bemühn. ...

Thyeſt. Das will ich nicht!
Die Lindrung iſt mir Pein: ein ſüßes Wort
Vom Atreus, Höllenpein!

Königinn. So trage du
Auch deine Schuld!

Aegiſth. So fürchte wenigſtens,

Daß deine Qual zum Mitleid uns bewege!

Thyeſt. Geh, Falſcher! dich zum Mitleid? —
Ach! warum,
Grauſame Götter, zwingt ihr noch mein Herz,
In ihm den Feind zu lieben! — Jüngling, ja
Ich weiß nicht, welch geheimer fremder Trieb
Für dich und dieſes Weib ſich in mir regt?
Ein Glück! daß ihr dem Atreus zugehört,
Daß ich euch haſſen muß …

Aegiſth (wird den Atreus gewahr.)
Mein Vater kömmt! —

Königinn (beyſeite: ſie ſieht den Thyeſt mitleidig an.)
Du armer Greis! wie ſehr beklag' ich dich! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Atreus.

Atreus. Ha! biſt du hier?
Thyeſt. Ich bin's, Verruchter! ja,
Damit ich dir noch einmal fluchen kann,
Eh ich dieß graue Haar zur Grube trage;
Die Söhne ſeh', die du geſchlachtet haſt,

Und …

Atreus. Stolz genug! weißt du, wer du hier biſt?

Thyeſt. Ich? — König von Mycen und Argos!

Atreus. So?

Wo liegt dein Staat?

Thyeſt. Da, wo die Schändlichkeit
In menſchlicher Geſtalt itzt herrſcht. — Sie herrſche!
O! dürfte ſie Thyeſt nicht vor ſich ſehn! …
Ihr Götter, ſeyd einmal gerecht! es fehlt
Euch ja an Blitzen nicht! werft ſie herab!
Vertilgt …

Atreus. Du biſt wohl ſehr ergrimmt, daß du
Nicht ihre Blitze trägſt? doch, dank' es mir,
Daß dich die meinigen nicht ſchon verzehrt! —

Thyeſt. O! hätten ſie's gethan! ſo hätt' ich nicht
Die ſchrecklichſte der Thaten da geſehn,
Vor der die Sonne ſelbſt ihr Angeſicht
Verbarg und die Natur zurücke bebte!
So hätt' ich nicht an deiner Hand mein Blut
Wegtröpfeln ſehn; ſo wär' mein armer Staub
Bloß deiner Rache Spiel! du könnteſt ihn
Auf jenen Flecken ſtreun, wo itzt mein Blut

Der Götter Rach' erfleht, und ich ſäh dort
Mit den Unſterblichen herab, um dich
Hier zu verachten! —
Atreus. Ha! — wie aber? wenn
Ich unſerm Zwiſt vergäß, voll Gnad' und Huld
Vergäß, daß du Thyeſt, mein Bruder wärſt,
Und dieſes Reich mit dir zu theilen wagte? — —
Haſt du den Götterſpruch gehört? —
Aegiſth. O! wär'
Es Ernſt!
Königinn. Umſonſt!
Thyeſt. So flucht' ich deiner Huld!
Weg! du betrügſt mich nicht. Das letztemal
Betrogſt du mich alſo! — da glaubt' ich, daß
Ein Tropfen Blut's voll Menſchlichkeit in dem
Noch übrig wär', den mit mir Eine Bruſt
Getränkt, Ein Blut genährt. — O! wehe mir,
Daß ich es da geglaubt! ... Und wär' es wahr,
So möcht' ich nicht mit dir das Reich ... mit dir? —
Nein, Qual und Tod, ihr ſeyd mir lieblicher!
Atreus. So wär's der Mühe werth, dich neben mir
Zu ſetzen!

Thyeſt. Ja, dieß ſieht dir ähnlich! So
Biſt du mein Bruder: — So — doch ſag' ich dir:
Dich ſtieß ich dann in Abgrund — ...
Atreus. Wenn du könnteſt,
Verräther! weißt du, daß von meinem Winke
Dein Leben hängt?
Thyeſt. Und darum ekelt mir's!
Königinn. Ha! unerträglich ſtolz!
Atreus (ſpöttiſch.) Es ſteht ihm wohl!
Aegiſth (beyſeite.) Mehr als zu wohl!
Atreus. Dieß Bettlerkleid ... wo haſt
Du es geborgt? —
Thyeſt. Und wem ſtahlſt du das Gold,
Den Purpur, der dein niedrig Herz verſteckt?
Atreus. Die Götter gaben mir's, weil ich's verdiente!
Thyeſt. O Götter! hört! hört, wie er eurer ſpottet ...
Gewiß durch Opfer?
Atreus. Ah, du gabſt mir ſie
Ja ſelbſt!

Thyeſt. Abſcheulicher! ſie hören dich,
Die Götter! ſind ſie gleich partheyiſch itzt,
So kömmt doch eine Zeit, — ſie kömmt gewiß,
Da meiner Kinder Blut und dieſe Feſſeln,
Die du mir angelegt, beym Jupiter
Mehr als des Zepters Laſt, die du geraubt,
Mehr wägen werden. Dann wird noch für dich
Ein Geyer übrig ſeyn, der dir ohn' Ende
Dein immer wachſend Herz zerfreſſen wird,
So wie du mir mein Herz! —
Atreus. Du leugſt! du fraſſeſt
Es ſelbſt ... du redeſt doch von deinen Kindern?
Haſt du nicht ihrer mehr? —
Thyeſt. Nein, ich bin übrig!
Zerfleiſche mich! dein Rachen dürſtet Blut,
Ich ſeh' es wohl. Vielleicht wird es dein Gift!
Vielleicht trag' ich in meinem Blut die Peſt,
Die itzt dein Bruder iſt, und dir die Müh
Erſpart und würgen hilft! — O Pelops Stamm!
Unglücklich Volk! dem du Beherrſcher gabſt! —
Atreus. Nein, du ſollſt leben! Nein, ich raubte mir

Die königliche Luſt, an deiner Wut
Mich zu ergötzen? tief in deinen Blicken
Den innern Gram zu ſpähn …

Thyeſt. Ja, eine Luſt,
Die deiner würdig iſt! … (Zum Aegiſth.) Da lern, Aegiſth,
Welch' eines Vaters du dich rühmen darfſt!
Lern es, du Weib, welch einen Mann du haſt!
Dann redet mir von Lieb' und Mitleid vor! …

Königinn. Verachteſt du ſie nicht? —

Aegiſth. Mein Vater!

Atreus. Schweig!
(Zum Thyeſt.) Du findeſt hier nicht die Aerope mehr,
Die du verführen kannſt. —

Thyeſt. Das weiß ich: dieß
Macht ſie auch deiner werth. Aerope war
Es nicht: ſie war ſchon mein, eh du durch Zwang
Sie in die Bande ſchlugſt, die ich zerriß:
Und war ich ſtrafenswerth, ſo hab' ich g'nug
(Ihr Götter! wißt es ſelbſt!) dadurch gebüßt,
Daß ſie dir zugehört. — Dein ſchwarzes Herz
Braucht andere Gehülfen, ſo — wie die …
(Er zeigt auf die Königinn und den Aegiſth.)

Atreus. Er meynt dich, Königinn, und dich, Aegiſth! —
Ihr ſoll't gerächet ſeyn! — Ihr ſoll't es ſehn,
Wie ihn des Folters Grimm zerrenkt, von Glied
Zu Glied den flücht'gen Geiſt umher erſt jagt,
Eh er den Ausgang trifft, eh ihn der Tod
Mit kaltem Arm umfaßt; Ihr ſollt es ſehn!
Thyeſt. Ihr ſollt es ſehn, wie auf der Folter ich
Des Wütrichs lachen will. … Was zauderſt du,
Tyrann! komm! ſey du ſelbſt mein Henkersknecht,
Damit ich dir im letzten Odemzuge
Noch fluchen kann, du deine Thaten krönſt,
Und dir, dir ſelbſt, als dem Unmenſchlichſten,
Dem Scheuslichſten, die ſpäte Nachwelt fluche!
Atreus. Fort! mir aus dem Geſicht!
Thyeſt. Dieß wünſcht' ich längſt!
Atreus. Führ' ihn, Aegiſth, tief in die finſtre Nacht
Des Kerkers unter uns, bis meine Wut
Erſt überdacht, was für ihn Schreckliches
Noch übrig iſt …

Thyeſt (zum Aegiſth.) Komm fort! — was zauderſt du?

Aegiſth, (der ſich die Augen wiſcht.)
Mein Vater! — denk, was ich ihm zugeſagt!
Laß meine Thränen dich ...

Atreus. Was ſagſt du? fort,
Verfluchter! fort! mit ihm mir aus den Augen,
Wo dich nicht auch mein Grimm ergreifen ſoll!
(Aegiſth geht mit Thyeſten ab.)

Fünfter Auftritt.

Atreus. Königinn.

Atreus. Was fällt dem Knaben ein? Ah! höreſt du? —
Präg ihm für meinen Zorn mehr Ehrfurcht ein,
Sonſt ...

Königinn. Welch ein Sturm! verzeih ihm dieſesmal!
Die Jugend hat ein wächſernes Gefühl,
Borgt von der zarten Bruſt, nicht vom Verſtande
Den Rath, und dreht ſich um das Herz umher,
Bis durch der Jahre Lauf die Klugheit ihm

Die Sphär' erweitert hat. — Ein alter Mann,
Von Jahren abgezehrt, noch mehr von Gram,
Des mattem Aug' die dürft'ge Thrän' entſteigt,
Die bleiche Wang' ihm ſengt, in weißem Bart
Sich zitternd hängt; indem ſein ſchwacher Mund
Erbarmung fleht, preßt leicht der Menſchlichkeit
Das Mitleid aus! ...

Atreus. Ah! du entſchuldig'ſt ihn?

Königinn. Auch iſt er noch von der Beleidigung,
Wodurch Thyeſt dich einſt verwundet hat,
Nicht g'nug belehrt. — Er kennt noch nicht das Glück,
Das du im Thron ihm einſtens zugedacht,
Und einem Kinde gilt ein buntes Glas
Gleich einem Edelſtein. — Du weißt, daß ſtets
Aegiſth in deinem Wink den Wink des Zevs,
Durch den er dieſe Welt bewegt, verehrte.
Ein Wort! und er wird dein Gebot vollziehn!

Atreus. Es ſey! ich werd' es ſehn. Allein ...
Thyeſt,
Thyeſt! — Die Rache treibt mein ganz Gehirn
In einem Kreis umher! — Wo fängt ſie an?
Wo hört ſie auf? — Ihr Höllengötter, ſagt!

O! liſpelt mir's vertraulich in das Ohr …
Sprich, Königinn! — Auf welche Marter mich
Die Wut auch führt, ſo dünkt ſie mir zu klein.
Die ärgſte hab' ich ſchon an ihm verübt!
Itzt hat er nichts, als ſein unwürdig Sich. —
Sich? — Weniger als nichts — ein ſchlecht Gerippe,
Das ich zerreißen kann; zehn Tropfen Bluts,
Die ihm noch übrig ſind, und ein verwelkt,
Empfindungsloſes Herz. — Ja, er hat Recht,
Daß er der Marter trotzt. … Verderben, Pein!
Mir trotzt Thyeſt? ſprich, Königinn! was denkſt,
Was räthſt du mir?
Königinn. Ich fürchte deinen Zorn!
Ich weiß, daß er wie Feuerflammen frißt,
Wenn man ihm rathen will, wo ihn ſein Grimm
Nicht Thaten lehren kann! —
Atreus. Nein, rede frey!
Die Liebe hat viel Recht: ſie ſpricht für dich —
Königinn. So laß ihn los!
Atreus. Wie? giebt die Hölle dir
Den Anſchlag ein? — ah! was haſt du geſagt!

Biſt du der Wiederhall von deinem Sohne?

Königinn. Nein; quäl' ihn, wie du willſt: ſo rufſt du ſchnell
Das Ende ſeiner Qual, den Tod, herbey!
Der Tod, — gewiß er ſcheint dem Glücklichen
Nur fürchterlich: dem Leidenden iſt er
Willkommne Ruh! du ſahſt, er foderte
Dich dazu auf? — Laß ihn in Wüſteney'n,
So fürchterlich, wie ſeine Qual in ihm,
Mit Wölfen laut ſein Unglück heulen; da
Die Wut des Syrius, von keinem Bach
Erquickt, den Sturm des Boreas, durch nichts
Als eine Haut bedeckt, um die er erſt
Mit Panthern kämpfen muß, empfinden! du,
Sey glücklich auf dem Thron! hoch glänzend ſey
Dein Ruhm! und jedes Meer erzittre weit
Und breit umher vor deiner Macht: — Er ſeh's
Und fühl' die Qual, die mehr als Phlegeton
Das Herz verbrennt, der Feinde bitterſten
Beglückt zu ſehn, wann man es ſelbſt nicht iſt.

Atreus (nachdenkend.) Dieß iſt etwas! ...

Königinn. Denk' ihn nur auf dem Throne,
Den du beherrſchſt, und denke, du ſeyſt Er!
Was wählteſt du: Tod oder Leben?
Atreus. Tod,
Trüg' er nur nicht den Anblick des Thyeſt! —
Allein das Glück iſt falſch. Was hätten ſonſt
Die Götter für ein Spiel, wär' nicht der Menſch?
Schon einmal hab' ich ſie beluſtiget. —
Sein Odemhauch, und wär' er noch ſo ſchwach
Den Staub zu heben, iſt für mich ein Sturm,
Der meinen Thron erſchüttern kann. — Nein, nein,
Er ſchmacht' indeß in Feſſeln, bis ich mir
Die Art erſt ausgedacht, die ihm den Tod
Empfindbar machen ſoll!
Königinn. Doch, Herr! mein Sohn
Wird Erbe deines Throns?
Atreus. Er hat mein Wort!
Lehr' ihn gehorſam ſeyn.
Königinn. Das werd' ich thun!
(Atreus geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Königinn (allein.)

Wohl mir, daß ich von neuem athmen kann! —
Was wiederfuhr mir? was? — ich weiß es nicht. —
Thyeſt! — Es bebt die kleinſte Nerv' in mir
Bey ſeinem Namen! — Ah! ſein Angeſicht! —
Der Sprache Ton — ein ganzes Ebenbild
Von dem, den ich im Traum geſehn, zuvor
Niemals geſehn. — Ein jedes Wort von ihm
Ward eine Flamm' in meiner Bruſt und fuhr
Empor in mir, erſtickte mir die Sprache! —
Mein Herz flucht ſtill dem Atreus: jede Qual,
Die er ihm droht, fühlt' ich durch jedes Glied.
Ich fühlte jede Pein, die ich erſann,
Als ich den Faden ihm verlängerte,
An dem ſein Leben hängt; und fühlte nicht,
Was Atreus Wut mir da zu fürchten gab! —
Ah! was iſt das? — Ich glaube, ſchreckte mich
Nicht die Gefahr von meinem Sohn ... Tyrann!
Wär' er das, was du glaubſt, ein Sohn von dir!

Megäre wär' nicht grauſamer als ich! —
Thyeſt! Thyeſt! was ſpricht für den Thyeſt? —
Ein Bettler? ein Tyrann? ein Feind des Atreus?
Die traurigſte Geſtalt? — mir flucht er ſelbſt? —
Ha! iſt das Elend denn weit mächtiger,
Als jener Glanz, der einen Thron umgiebt?
Verſchlingt er Tugend? Pflicht? — Ich träume noch!
Umſonſt hält die Vernunft mein Glück mir vor! —
Sog ich ein Gift aus ſeinen Augen ein?
Iſt er ein Sohn des Erebus, der uns
Durch Zauberey ein andres Auge giebt?
Ein andres Herz in unſern Buſen ſenkt?
Er muß es ſeyn! — Aerope — trank ſie nicht
Auch dieſes Zaubergift? nein, nein, er ſoll
Mich nicht berauſchen; nein, ich will die Pflicht,
Den Ehrgeiz und den Ruhm erſt hören, dann —
Dann ſehn, was für das Mitleid übrig bleibt!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prieſter (allein.)

Es ſey darum! Er wüte, ſchäume, raſe!
Erbarmen, Mitleid, Pflicht, Religion,
Gewiſſen, Amt, Gewogenheit und Treu
Für meinen alten Freund und König — ach!
Für den unglücklichen Thyeſt! gebieten
Mir, ihm itzt beyzuſtehn! es koſte mir
Das Leben. — Ah! was nützt es mir, wenn ich
Der Götter Fluch ertragen ſoll? — und nie
Hat ein Tyrann die Sonne ſeines Glücks
Bis zu dem Untergange ſcheinen ſehn. —
Wer weiß, was itzt der Götter Rath beſchließt! —
Apollo hält ſein Angeſicht verſteckt:
Sein Bogen iſt geſpannt, ſchon liegt der Pfeil
Darauf: — Wer weiß, nach weſſen Bruſt er zielt! —

Unglücklicher Thyeſt! o! wärſt du es!
O! hätte der Tyrann … Weh ihm!
Ich habe nicht umſonſt den Götterſpruch
Dem Volke kund gethan. … Doch das Verbot
Des Atreus? … Hier iſt alles ſtill umher. —
Es hüllet ſich der Blitz in ſchwarz Gewölk,
Der Rieſe lauſcht tief hinter dem Gebirge;
Ich ſeh' ihn wohl: doch tritt er dann hervor! —
Ihr Götter! dann … zum Glück! da kömmt Aegiſth!
Noch hat des Jünglings Herz die Bosheit nicht
Verhärtet: noch ſieht man es durch und durch …

Zweyter Auftritt.

Prieſter. Aegiſth.

Aegiſth (tiefſinnig und traurig, ohne den Prieſter gleich gewahr zu werden.)
Ich weiß es nicht, — mein Herz ſchwimmt tief in Leid! —
Wie gern nähm' ich ihm ſeine Feſſeln ab,
Und legte ſie mir an! —

Prieſter. Den Göttern ſey's
Gedankt! noch lebt Thyeſt!

Aegiſth (wird den Prieſter gewahr.) Der Prieſter! …

Prieſter. Prinz!
Was fehlet dir?
Aegiſth. Mir? nichts! —
Prieſter. Allein! dein Aug'
Iſt trüb'; es nagt an dieſer Roſ' ein Wurm!
Geſteh es nur, traf ſie ein Mehlthau? ſprich!
Hat eine böſe That dein Herz befleckt?
Aegiſth. Mein Herz? ich habe nichts gethan, als …
Prieſter. Was?
Aegiſth. Als — was mein Vater mir gebot!
Prieſter. Was
iſt's? —
Es lebt Thyeſt?
Aegiſth. Er lebt — allein, wie lange?
Das weiß ich nicht! — Auf keines Sterblichen
Geſicht ſah ich den Zorn noch ſo erſchrecklich!
Der Sturm im Meer iſt ſanft: die Flamme kühl,
Ach! gegen ſeine Wut, des König's Wut!
Und keine Qual ſo hart, die dem Thyeſt
Er nicht gedroht …
Prieſter. Gedroht? jedoch noch nicht
Vollſtreckt? — genug! noch Glück genug für uns! —

Und was ſagſt du dazu?

Aegiſth. Ich? was ein Sohn
Dann ſagen darf, ſo bald ein Vater will!
Ich ſchweige, thue was die Pflicht mich lehrt,
Gehorche …

Prieſter. Ja, ſie lehrt dich ſeinem Wink
Gehorſam ſeyn, wenn er gebeut, was Recht,
Geſetz und Billigkeit erfodern: — doch,
Iſt ſeine Foderung alſo?

Aegiſth. Das weiß
Ich nicht!

Prieſter. Und ſprich, was fodert er von dir? —
Wo iſt Thyeſt, und wo der Kenig?

Aegiſth. Dieſer
Verſchloß ſich voller Grimm in ſein Gemach,
Und jedem ward der Zutritt unterſagt.
Doch jener … ach! ihn mußt' ich unter's Schloß
In Kerker bringen …

Prieſter. Und du ſeufzeſt? —

Aegiſth. Du
Verräthſt mich nicht; ich weiß es, deine Gunſt
Hab' ich ſchon oft geprüft! — Mein ganzes Herz

Weint laut um den Thyeſt: die kleinſte Qual,
Womit man ihm bedroht, fährt wie ein Dolch,
Mir durch's Gebein! ich ſeh, ich fühle ſie! —

Prieſter. Was hat er ihm gedroht?

Aegiſth. Ach alles! —
Tod
Iſt das geringſte; ja, mich dünkt ſo gar,
Ich litte gern für den Thyeſt den Tod!
Der Vorwurf, daß ich ihn nicht fliehen ließ,
Daß ich mit Haß ihm ſein Vertraun belohnt,
Daß ich zu Qual und Tod ihn hergeführt,
Daß ich . . . ach! alles wirft mein Herz mir vor!
Iſt denn kein Troſt . . .

Prieſter Ich habe Troſt, mein Prinz!
Die Götter richten uns nach unſrer Abſicht,
Nicht nach dem Ausgang; der ruht ganz allein
In ihrer Hand. Mir bürgt dein edles Herz
Für Bosheit und Betrug in dem was du
Gethan: der Götter Spruch, den Pythia
Dir gab; dein Wunſch, das Elend von Mycene,
Das eine Mitternacht von Schrecken deckt,
Zu endigen; die Hoffnung, Pelops Haus,

Auf den der Acheron Haß, Mord und Tod
Ganz ausgeſchüttet hat, mit Freundſchaft, Glück
Und Leben ausgeſöhnt zu ſehn, dieß war
Der Grund. —

Aegiſth. Er war's, die Götter wiſſen es!

Prieſter. In allem haſt du da nach deiner Pflicht
Gethan.

Aegiſth (fällt ihm um den Hals.)
O Glück! mein Freund, mein beſter Freund!
O welch ein Troſt! ein Balſam in mein Herz
Iſt mir dein Wort! So hab' ich recht gethan?
Doch wenn Thyeſt … Ach! wenn dir's möglich iſt,
Entreiß ihn des Verderbens offnem Schlunde!
Mit hundert Rachen brüllt er unter ihm. …
Du kennſt nicht meines Vaters Grimm, weißt nicht,
Wie der mich ſchreckte, da ich für ihn bat!

Prieſter. Getroſt! … Haſt du nicht ſchon ein leis
Getümmel
Des Volks vor dem Palaſt gehört? der Ruf,
Der hundertzüngig iſt, ſo ſtumm er ſcheint,
Hat ſchon die Neuigkeit von dem Thyeſt
Umher gehaucht. In des Orakels Spruch

Verkündigt' ich der allgemeinen Noth
Das nahe Ziel, und alles lebt auf's neu.
Der Brüder Zwiſt ſah jedermann ſchon längſt
Bloß für den Quell des tiefen Elends an,
Aus welchem es den Zorn der Götter trinkt,
Und die Verſöhnung iſt der Halm, auf dem
Für ſie der Reſt des ſchwachen Lebens hängt. —

Aegiſth. Doch das Verbot des König's ... fürchſt du nicht ...

Prieſter. Ich fürchte nur die Götter! Menſchen nicht,
Nicht Könige, nicht ihn. — Er weiß, das Volk
Verehrt den Gott in mir, der ſeinen Dienſt
Mir anvertraut; er weiß, wie heilig ich
Vor ihm gewandelt. — Weh, weh ihm ...

Aegiſth. Er kömmt —
Ich zittre! —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Atreus.

Atreus. Ha! unfehlbar wiegelſt du
Aegiſthen auf? ... was will das Volk am Schloſſe,

Verräther?

Prieſter. Nein, das bin ich nicht! — das Volk
Weiß, daß Thyeſt hier in den Feſſeln liegt.

Atreus. Wer hat es ihm geſagt? — du? nicht wahr? du?

Prieſter. Nein, Herr!

Atreus. Warſt du's, Aegiſth?

Aegiſth. Mein Vater, nein!
Doch auf dem Schiffe war es ſchon bekannt.
Der fliehende Thyeſt verrieth ſich ſelbſt.

Atreus (geht tiefſinnig auf dem Theater umher. — Beyſeite.)
Die Tugend ſoll mir ihre Maske leihn!

Prieſter. Dieß wundre dich nur nicht! das Zwillingspaar
Am Firmament verbirgt eh ſein Geſtirn,
Eh ſich die Glut verbirgt, die Rach' und Zorn
Bey eurem Zwiſt von Furien erborgt,
Und Argos in den Brand geſteckt, von dem
Der Rauch noch itzt ſein Auge blutig frißt.
Mycene ſieht mit offnem Mund, und harrt,
Ob durch die Nacht ihm wo ein Helfer glänze?
Und ſpürt dem Fünkchen nach, das in der Fern

Ihm ſcheint.

Atreus. Es ſey! der Anfall meines Zorns
Iſt nun vorbey! das Elend des Thyeſt
Hat mich ihm ausgeſöhnt: die Klugheit will;
Es ſey!

Aegiſth (freudig.) Mein Vater! …

Atreus. Schweig! … doch wiſſe, Greis!
Verſöhnen will ich mich mit ihm: ich will
Vor dem Altar Vergeſſenheit ihm ſchwören;
Ein Opfer ſelbſt mit allem Pomp geſchmückt,
Nebſt ihm, den Göttern ſchlachten: — doch das Reich
Getheilt mit ihm … nein, das wird nie geſchehn!
Eh will ich ſelbſt ein Raub des Todes ſeyn,
Eh rüſte Zevs mit allen Donnern ſich …

Prieſter. Genug! ich weiß, daß Schwefel ſich bey Glut
Zu leicht entflammt; g'nug! ich begehre nicht,
Daß du vom Throne ſteigſt; auch nicht, daß du
Mit dir zugleich ihn drauf erheben ſollſt.
Ich glaube ſelbſt, Thyeſt haßt dich zu ſehr, …
(Urtheile ſelbſt, wer ihn zuerſt gereizt!)

Um neben dir ein zweyter Zevs zu ſeyn.
Ich glaube mehr, daß ihn ſein Elend g'nug
Gelehret hat, wie ſchlüpfrig jener Gipfel
Der Hoheit iſt, von dem ein falſcher Tritt
In Abgrund ſtürzen kann. Der Stamm iſt alt,
Zu Früchten untragbar: die Aeſte haſt
Du ihm verhaut; ich weiß, er ſelber wird
Den kleinen Reſt, bis ſich ſein Saft verzehrt,
Im Schatten ſtiller Ruh verleben wollen!
Verſöhne dich mit ihm: gieb ihm ſo viel,
Als ſeine Nothdurft heiſcht: räum' ihm entfernt
Von dir ein Ländchen ein, ein kleines Stück
In dem argoliſchen Bezirk! — dann ſieh,
Ob ſich der Götter Zorn für uns verſöhnt,
Und was der Sinn von dem Orakel ſey! —
Willſt du dieß thun? — O König! thu's!
Damit dem Zwietrachtsgeiſt, der Pelops Haus
In Brand geſteckt, und alles Ungemach
Darauf verbreitet hat, zuletzt einmal
Die Fackel ausgelöſcht, und unſrer Noth
Ein Ende werde! — Herr! willſt du es thun?

Atreus. Ich will; und räum' ihm Epidaurus ein,

Wenn ich nur nicht ſein Angeſicht mehr ſehe! —
Doch glaubſt du, daß dieß ſeiner Herrſchſucht gnüge?
Daß wenn die Schlange ſich vom Froſt erholt …

Aegiſth. Ich ſetze mich zum Unterpfand für ihn,
Mein Vater!

Atreus. Junger Thor! wer fragte dich?

Prieſter. Die Schlange ſoll nicht ſtechen. Laß mich, Herr,
Ihn ſehn! gieb mir Bedingungen für ihn,
Schränk' ihn nach Willkühr ein, ich lege ſie
Ihm vor, und will er nicht, ſo ſchwör' ich dir,
Trotz der gerechten Wut, zu der du ihn
Gereizt, trotz alle dem, was ihm das Recht
Des Blut's und der Natur gegeben, trotz
Der Rache, die du ihn gelehrt; ich ſchwör's
Bey den Unſterblichen: das Heiligthum
Soll ſelbſt ſich wider ihn bewaffnen … doch —
Daß die Verſöhnung ja der erſten nicht, —
Das Opfer nicht den vor'gen ähnlich ſey!
Es ſeufzt das Volk: die ungeheure Laſt
Des Elends, die es drückt …

Atreus. Ich weiß genug!

Da ſollſt du Bürge ſeyn. Es ſoll Thyeſt
Das Opfer öffentlich mit mir vollziehn.
Dann laß ich ihn in deiner Hand, im Tempel,
Bis das, was er bedarf, beſtimmet iſt.
Doch alsdann fodr' ich auch von deiner Hand,
Daß er mir nicht das Volk zum Aufruhr reize,
Daß er den Reſt, den ihm die Parce ſchenkt,
In Ruh verleb', und ihm der Ehrgeiz nie
Die Segel ſchwell', auch wenn die Laufbahn ihm
Auf dieſem Meer des Lebens offen bleibt,
So ſehr ihn auch der Wind begünſtiget. —
Bürgſt du dafür?
Prieſter. Ich thu's. ... Allein darf ich
Ihn itzt nicht ſehn, ihn unterrichten, was
Dein Will iſt? — —
Atreus (nach einer kleinen Pauſe.) Ja, du ſollſt ihn ſehn — (Zum Aegiſth.) Aegiſth!
Geh, bring' ihn her!
Aegiſth. Mein Vater! ach! mein Herz
Zerfließt in Dank ...
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Atreus. Prieſter.

Atreus. Doch du, ſobald du dich
Mit ihm beſprochen haſt: ſo geh voran,
Und ſtille den Tumult vor dem Palaſt!
Die Klugheit heiſcht, daß wir noch unbemerkt
Zum Tempel gehn: des Pöbels Auflauf iſt
Schon halbe Meuterey. Verweiſ' indeſſen ihn
Zum Altar hin, damit er öffentlich
Dort die Verſöhnung ſeh'. —
Prieſter. Ich billige
Zwar die Behutſamkeit; allein, du gehſt,
Mein König, doch mit mir?
Atreus. Ich folge dir
Im Augenblick, wenn du das Volk verſcheucht.
Es komme dann Thyeſt mit dem Aegiſth
Uns nach, du ſollſt **es** ſehn, wie großmuthsvoll
Ich handeln kann.
Prieſter. Das werd' ich ſehn. Auch du
Sollſt ſehn, wie treu ich meinem König bin,

Sobald er nur der Götter Willen folgt,
Die ihm ihr Bild auf Erden eingeprägt.

Atreus. Ich geh … er kömmt! — wir dürfen
uns nicht ſehn! —
(Im Weggehn.)
Du ſollſt es ſehn, Verräther, wie ich dich
Betrügen will!

Fünfter Auftritt.

Prieſter. Thyeſt. Aegiſth.

Prieſter (vor ſich.) Kann's ſeyn! iſt dieß Thyeſt,
Der einſt an Reiz dem jungen Bacchus glich?
Wie hat der Gram ſein Angeſicht gefurcht!
Das Alter ihn zur Gruft herab gebeugt! — —
Er kennt mich nicht! — Thyeſt!

Thyeſt (zum Aegiſth.) Du täuſchſt mich nicht!
Wo iſt der Wütrich? fort!

Prieſter (zum Aegiſth.) Laß uns alleine,
Mein Prinz!
(Aegiſth geht ab.)

Sechster Auftritt.

Prieſter. Thyeſt.

Prieſter. Thyeſt! — Wie? kennſt du mich nicht mehr?
Den Freund, den alten Freund ...
Thyeſt. Hier einen Freund,
Wo Atreus wohnt? hier kenn' ich keinen Freund,
Ich habe keinen Freund: der Götter Haß,
Der Menſchen Fluch bin ich! — Nicht wahr, du dienſt
Dem Atreus? — Sklave! geh, dich kenn' ich nicht!
Prieſter. Ich diene nur den Göttern und nicht ihm. —
Kennſt du nicht deinen Freund von Nauplien?
Thyeſt (richtet ſich etwas auf.)
Von Nauplien?
Prieſter. Dem, als das Elend dich
Verfolgte, du die Tochter anvertraut,
Ein kaum halbjährig Kind ...
Thyeſt. Was hör' ich! — wie?
Du ſollteſt ... nein, unmöglich! ... einen Freund
Von mir? und Atreus ließ ihn übrig? hier? —

Du ſollteſt Kalchas ſeyn? — (Sieht ihn ſtarr an.) O ja, du biſt's,
Dieß redliche Geſicht — du biſt's! ja, ja, du biſt's...
Ihr Götter! — iſt mein Herz zu ſo viel Glück
Noch aufbewahrt! — Seit dreyßig Jahren itzt
Das erſtemal noch einen Augenblick
Der Süßigkeit? — (Er fällt ihm um den Hals.) Ihr Götter! tödtet mich
In der Umarmung! — noch dieß letzte Glück!
Vor Freuden! ach! noch einmal! — noch einmal! —
Wo kömmſt du her? was willſt du hier? — biſt du
Der Todesbote? — Ach! ſey mir gegrüßt!
Ich ſegne dieſen Dolch, der mich durchbohrt:
So ſterb' ich doch in eines Freundes Arm!
So iſt die Hand doch ſanft, die ſterbend mir
Mein Auge zugedrückt! ... O Kalchas! lebt,
Lebt meine Tochter noch? wo iſt ſie? ... ſtill!
Daß es Thyeſt nicht hört, wenn ſie noch lebt! —

Prieſter. O mein Thyeſt! Warum itzt nicht mein König!

Thyeſt. Weg! dieſer Nam' iſt mir verhaßt, ſeit ihn
Mein Bruder trägt, mein Mörder, mein Tyrann.

Ich bin ein Wurm … noch weniger: denn der
Scharrt ſich in Staub vor unſrer Grauſamkeit,
Iſt ſicher! — ich? — ach! mir bleibt nicht der Staub,
Wo ich mich gern, um lebend todt zu ſeyn,
Vergrüb'! — O Freund! weißt du mein Elend ganz? —
Unmöglich! —
Prieſter. Ah! wer weiß es nicht! die Welt
Iſt voll von deinem Weh und Atreus Wut.
Jedoch die Götter, Freund …
Thyeſt. Wie glaubſt du noch
Daß Götter ſind?
Prieſter. Unheiliger Gedanke! —
Thyeſt. Nein, nein! ſo weißt du nicht, was ich erlitt!
Pliſthen und Tantalus …
Prieſter. Ich weiß es! doch
Erzürne nicht die ſchon ergrimmten Götter
Durch einen Fluch, den die Verzweiflung dir,
Die Höll' in Sinn gehaucht! Die Götter ſind
In Weh und Wohl, das ihre Hand uns ſchickt,
Gleich gut und weiſe: denk', daß du auch ſie
Durch manche böſe That zum Zorn gereizt! —

Durch Bruderhaß, durch Ehebruch, durch Mord ...
Thyeſt. Ich that's; wirf mir nur meine Thaten vor,
Ich hab's verdient! — —
Prieſter. Du biſt dafür beſtraft!
Leid' in Geduld! fleh ſie in Demuth an!
Erwarte ſtill das Ende deiner Noth! ...
Thyeſt. Ein Ende meiner Noth?
Prieſter. Warum dieß nicht?
Weil dein begränzter Blick es nicht erreicht?
Sieh doch umher, wie weit Mycene geht,
Und Argos, Griechenland, das Meer, die Welt?
Die Zeit? die Ewigkeit? — Vielleicht wiegt Zevs
Schon ſeinen Bliz auf deine Peiniger!
Vielleicht ... doch ſtill! ... vielleicht vergönnt man uns
Nicht lange Zeit! Allein ich denk', ich bin
Ein Friedensbote dir ...
Thyeſt. Hier Friede! hier?
Beym Atreus? — Ach! verſchworſt du dich mit ihm?
Und du biſt Kalchas? nein, du biſt's nicht mehr!

Hab' ich es nicht gehört, was ſeine Wut
Mir angekündigt hat? — Ah! biſt du noch,
Biſt du mein alter Freund, ſo halte nur
Den Donner nicht zurück, der auf mich zielt!
So iſt es aus!

Prieſter. Ich weiß, was Atreus dir gedroht!
Welch' ein Geſchick dein warten würde! Nicht
Von ſeiner Huld und Bruderliebe hoff'
Ich Heil für dich: Nein, einzig von der Furcht,
Die kein Tyrann im Buſen tödten kann,
Wenn gleich ſein Schwert ſonſt alles tödten kann.
Gefürchtet wünſchen ſie zu ſeyn und fürchten ſich,
Wenn ſie es ſind! Es fürchtet Atreus dich.
Es gährt das Volk im Aufruhr ſchon; es weiß
Dein Leid, beweint ſein eigenes in dir,
Flucht, droht und fleht: der Thron erbebt! er ſieht's.
Die Götter bieten Erd' und Himmel auf
Zu Zeichen! Raben ſchrey'n in ſchwarzer Luft,
Der Donner wirft Altär' und Höhen um:
Geſpenſter ſchweben bleich auf Gräbern her.
Er ſieht's und bebt, ſo ſehr er es verbirgt:
Er ſieht's und trotzt dem Himmel durch Geſchrey,

Und übertäubt durch Wut die innre Stimme,
Und glaubt, er hör' ſie nicht, und zittert doch! —
Meynſt du, daß er mich nicht zerſchmetterte,
Als meine Stimm' ich itzt für dich erhob? —
Und dien' ich gleich im Tempel des Apollo:
Du weißt, was er nach Prieſtern ſonſt gefragt. ...
Doch höre, was ich itzt für dich erhielt!

Thyeſt. Verſtellung! Liſt! ein übertünchtes Grab!
Tret' ich darauf: O! ſo verſchlingt es mich!

Prieſter. Nein, ſag' ich dir! er kann nicht, wollt' er auch.
Er übergiebt dich mir: biſt du einmal
Im Heiligthum: wohl! ſo verſuch' er es:
So ſteck' er uns mit Göttern und Altar
In Brand und ſehe, was ein Volk beginne,
Das wundenvoll mit der Verzweiflung ringt,
Und kühn der Ruthe trotzt, mit der er ſchlägt. ...
Doch haſt du Muth genug, das Königreich,
Deß Hälfte dir gehört, nicht zu begehren?

Thyeſt. Und dieß fragt Kalchas mich? zehn Königreiche!
Hab' ich nicht ſchon die Bitterkeit geſchmeckt? —

Ein goldner Apfel, ach! er iſt voll Gift,
Und drinnen ſteckt der Tod, berührſt du ihn.
Des Raubthiers Höhl' iſt mir weit ſicherer,
Als Atreus Thron.
Prieſter. Doch wenn du ihn allein
Beſitze kannſt? die höchſte Macht ...
Thyeſt. Iſt nichts;
Sie [illegible] ir.
P[illegible] So, wie ich es gewünſcht!
Au[illegible]dingung nur erhalt' ich dich! —
T[illegible]ch feyerlich vom Throne los?
Thyeſt. Von allem: bringe mich nur weg von ihm!
Mein Innerſtes empört ſich voller Graun,
Wenn ich ihn ſeh! Mich dünkt, er ſpritzt auf's neue
Mir meiner Kinder Blut in's Angeſicht,
Wenn ich ihn ſehen muß! —
Prieſter. Dieß mußt du: doch
Nur noch einmal!
Thyeſt. So wird ſein Blick mich tödten!
Prieſter. Er räumt dir Epidaurus ein!
Thyeſt. Er mir?
So wachet dort gewiß ein Todesdiener,

Der mich erwürgen ſoll!

Prieſter. Es ſteht bey dir,
Zu nehmen. Willſt du nicht, ſo bleib' bey mir
Im Tempel! weihe dich der Götter Dienſt,
Und bete ſie mit mir im Stillen an!

Thyeſt. Dieß könnt' ich thun: . . . doch iſt der Tempel nicht
Hier in Mycene; hier, wo Atreus herrſcht?

Prieſter. Im Tempel herrſcht er nicht; und wenigſtens
Bleibt dir zur Flucht da ſtets ein Weg noch offen.

Thyeſt. Wohlan! ich bleib'. Es ſteht mir überall
Zu ſterben frey. Vom Atreus will ich nichts,
Nichts, nichts, ein Stäubchen nicht, nicht gern ein Grab
In Argos!

Prieſter. Gut! Um deſto weniger
Brauchſt du dem Glück und ihm dich zu vertrau'n. . . .
Doch einmal mußt du ihn noch ſehn! einmal!

Thyeſt. Warum?

Prieſter. Warum? weil du ihm am Altare
Vor allem Volk Verſöhnung ſchwören ſollſt.

Thyeſt. Was ſagſt du? Haß, Haß bis in's Höllenreich!

Prieſter. Gebiet', o Freund, itzt deiner Leidenſchaft! —
Wie reiß' ich dich ſonſt aus des Adlers Klau,
Die dich ergreift, ſo bald du mir verſagſt,
In Tempel uns zu folgen? — Siehſt du nicht,
Daß dieß der Vorwand iſt? — Dein Vortheil heiſcht
Es ſelbſt, damit das Volk dein Elend ſieht!
Die Thräne ſchleicht ſich leichter in das Herz,
Wenn unſer Auge ſie erhaſcht, als wann
Man abgewandt von ihm ein Meer verweint.
Die Großmuth, dich verſöhnlich da zu ſehn,
Wo eine Furie dir Frieden beut,
Und alles dich zu Blut und Rache ruft:
Der Pomp des Opfers ...

Thyeſt. Ah! was ſagſt du mir?
Auch Opfer? Weh! weh dem unglücklichen
Thyeſt! O! denkſt du nicht des letzten Opfers?
Weh mir! weh mir! ſchon ſeh ich Blut! mein Blut
An ſeiner Hand! ... wo iſt Pelopia? —
Schon einmal fragt' ich dich, und ſchweigend gabſt

Du mir Bericht. Ach! iſt ſie todt? iſt ſie
In Atreus Hand? — unfehlbar! ja ſie iſt's!
Dieß wird das Opfer ſeyn, das er aufs neue
Zu ſchlachten denkt! —

Prieſter. Du irreſt dich, Thyeſt!
Zwar hab' ich nichts ſeit jenem Augenblicke
Von ihr gehört, geſehn: allein ſie iſt
Gewiß in Sicherheit. Ich brachte ſie
Nach Sicyon, wo Theoſprotus herrſcht,
In Tempel, übergab ſie da der Zucht
Der Oberprieſterinn, zugleich vertraut
Ich ihr den Ring, den du mir gabſt, ſammt Stand
Und Namen: doch verbot ich ihr, niemals
Der Tochter kund zu thun, woher ſie ſey,
Bis dein Geſchick zu deinem Vortheil ſich
Erklärt. Sie hat, wie ich nachdem erfahren,
Der Pallas ſich geweiht, und dienet da
Vermuthlich noch, als Prieſterinn.

Thyeſt. Du ſagſt,
Nach Sicyon? — Ich weiß nicht, welch ein Schauer
Mich überläuft! — Das Schrecken treibt mein Haar
Empor ... Unſterbliche! wacht über ſie! ...

Doch ſtill! ich will mich nicht mehr ängſtigen:
Genug ...
Prieſter. Genug! ich geh. Die Zeit ...
Thyeſt. Du gehſt?
Geh ich mit dir? —
Prieſter. Nein, Atreus geht mit mir. —
Dich bringt Aegiſth zu mir an den Altar.
Ich will das Volk erſt am Palaſt verſtreu'n,
Damit dem Atreus nicht ſelbſt dieß ein Vorwand
Zur Rache ſey.
Thyeſt. Weh mir! wie wird mir's gehn! —
Grauſamer Freund! du geheſt nicht mit mir?
Nimmſt ſie zurück, die Hoffnung, die du gabſt,
Und gehſt allein? —
Prieſter. Befürchte nichts, Thyeſt!
Ließ ich den Atreus hier, ſo fürchtet' ich
So viel als du von ihm. Vertrau dich mir!
Ein Raubthier ſtreichelt man, wenn es uns nicht
Verletzen ſoll! den Anſchein vom Vertrau'n
Mußt' ich ihm zugeſtehn. Wofern er ſäumt,
So komm' ich flügelſchnell zurück! und dann
Weh ihm! ... du folge nur in allem, was

Die Freundſchaft dir im Tempel rathen wird!
Verbeiß einmal die innre Rachbegier,
Und ſtelle dich, als ob dich Lethens Trank
Vergeſſenheit gelehrt.

Thyeſt. Ich muß! — Genug!
Dir überlaß' ich mich. ... Umarme mich —
(Er umarmt ihn.)

Prieſter. Freund, ſey getroſt! —
(Indem er abgeht, tritt Aegiſth herein.)

Siebenter Auftritt.

Thyeſt. Aegiſth.

Thyeſt. Getroſt! Ah! wenn der Troſt
Bey der Verzweiflung wohnt, ſo find' ich ihn ...

Aegiſth. Verzeih! —

Thyeſt. Demüth'ge mich durch keine Bitte mehr!
Davon weiß Atreus nichts. Du biſt ſein Sohn!

Aegiſth. Du folgeſt mir, Thyeſt! —

Thyeſt. Wohin?

Aegiſth (beſchämt.) Im Kerker!

Thyeſt. Dieß wird von meinem Glück der Anfang ſeyn.

(Sie gehn ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Atreus (allein.)

So ſoll es ſeyn! — Er dank' es ſeinem Glücke,
Daß ihn die Rache nicht zu langer Qual
Noch aufbewahrt! daß ſeiner nicht mein Spott
Noch in dem Tode lacht, wann dieſer nun
Das Herz ihm bricht, und jeden Zug die Angſt
Im Angeſicht mit bleichen Farben malt! —
Dieß Schauſpiel raubt mir bloß des Prieſters Liſt!
Ah! Rach' und Tod auf des Verräthers Kopf!
Er ſoll mir büßen! ja, beym Zevs! er ſoll.
Die Schrecken, die ich feyerlich ihm ſchwur,
Die ſoll er fühlen! ſpät ſey's oder früh!
Ich lehr' ihn zittern, noch im Reich der Schatten.
Vor Schrecken ſoll das Rad, das neben ihm
Ixion wälzt, auf einmal ſtille ſtehn,
Und dann im Herzen ſeines Tityus,

Der Geyer ſeinen Fraß vergeſſen. Ja,
Die Hölle zittern, daß des Atreus Wut
Mehr Qualen noch erdacht, als ſie gekannt. ...
Es kömmt mein Weib! — ſie muß mir ihre Kunſt
Zur Mordthat leihn. — Es wankt Aegiſth! ...
Das weibliche Geſchwätz zerſchmelzet leicht
Sein Herz ...

Zweyter Auftritt.

Atreus. Pelopia.

Atreus. Was bringſt du mir?
Pelopia. Mein König, haſt
Du vor dem Schloß den Auflauf ſchon geſehn?
Atreus. Ich ſah ihn wohl. Und weißt du, was das Volk
Begehrt?
Pelopia. Ich horchte ſtill, was ſein Geſpräch,
Sein Auflauf ſey! die Lüfte ſäuſelten
Thyeſt, Thyeſt mir zu. —
Atreus. Wie ich gefürchtet! —
Ha! wir ſind in Gefahr! der Aufruhr ſtürmt:
Noch athmet er, und bald, laß ich ihm Zeit,

Bläſt er in Sturm, reißt mir das Diadem
Vom Haupt, ſtürzt mich vom Thron und dich zugleich!
Dich, meine Königinn! — Ich zittre nicht
Für mich — für dich! … Entſetzen! wann Thyeſt
Uns auf den Nacken tritt, von deinem Sohne
Das blut'ge Eingeweid' uns in's Geſichte
Mit grimmgem Hohne ſchlägt …
Pelopia. Was ſagſt du, Herr?
Atreus. Was unausbleiblich iſt, wenn nicht die Wolke
Ein jäher Blitz zerreißt und ſchnell herab
Auf die Verräther fällt, die ſie gethürmt.
Pelopia. Wer ſind ſie?
Atreus. Wer? der Prieſter und Thyeſt!
Pelopia. Thyeſt! der ohnmachtsvoll im Kerker liegt?
Atreus. In ſeinem Namen hüllt das Mordgeſpenſt
Sich ein; der Prieſter wirft ihm vom Altar
Die heilgen Kleider um, und giebt ihm keck
Zu dem Panier den feilen Götterſpruch,
Den er darauf mit blut'gen Lettern ſchreibt.
Schon faſſet es die Säulen meines Throns —

Er bebt, ſchlag' es zurück, ſonſt fällt er! fällt
Auf dich und deinen Sohn!
Pelopia. Die Phantaſey
Täuſcht dich vielleicht mit falſchen Schrecken!
Atreus. Ah!
Hab' ich ſie nicht, den Prieſter und Thyeſten,
Hier ſelbſt belauſcht, mit eignem Ohr gehört?
Ich ſoll vom Thron herabgeworfen ſeyn!
Man will ihn erſt hin in der Götter Schutz,
In Tempel ziehn, wo ſtolz der Prieſter herrſcht. —
Ein Augenblick entſcheidet unſer Loos;
Iſt der entflohn ...
Pelopia. Und was iſt dein Entſchluß?
Mir ſagt Aegiſth bloß im Vorübergehn,
Daß du dich dem Thyeſt verſöhnen willſt.
Atreus. Ein Vorwand, einen Punkt der Zeit für uns
Noch zu gewinnen! ſieh den Plan und rette
Dich, mich und deinen Sohn, uns und das Reich!
Pelopia. Was ſoll geſchehn? dein Will' iſt mein Geſetz!

Atreus. Der Prieſter ſtillt den Sturm des Volks
anitzt:
Du ſiehſt! es iſt Betrug, damit er mir
Nur den Thyeſt entriß': — Er kömmt und holt
Mich dann in Tempel ab, wo ich, um nicht
Gleich in der erſten Flut erſäuft zu ſeyn,
Mit dem Thyeſt Verſöhnung öffentlich
Ihm angelobt. Aegiſth ſoll, glaubt der Thor,
Thyeſten hin begleiten, dann will er
(Dieß horcht' ich ihnen ab,) zum König ihn
Vor allem Volk ernennen, (denn er weiß
Die Wankelmuth des Volks, das ſeiner Schwären,
Die Peſt und Hunger ſchlägt, wünſcht los zu ſeyn.)
Dann ... o das Schreckliche! dann ... ſoll ich dir
Es ſagen, was für uns erfolgen wird?
Pelopia. Wie beugt man ihnen vor?
Atreus. Thyeſt darf
nie
Zum Tempel kommen, nie die freye Luft
Mehr athmen, ſonſt — ſonſt iſt's um uns geſchehn!
Pelopia. Das heißt, er ſoll ...
Atreus. Ja, er ſoll ſterben!

Pelopia (fährt zuſammen.) Ah!
Atreus. Wie? du erſchrickſt?
Pelopia. Verzeih! ein weiblich Herz
Entſetzet ſich zu leicht beym Klang des Todes!
Atreus. Verbann' itzt deine Furcht! Bewaffne dich
Mit männergleichem Muth! — Es muß Aegiſth
Den Todesſtreich vollziehn!
Pelopia. Aegiſth? mein Sohn?
Atreus. Aegiſth! dein Sohn und mein Sohn! ja, er muß!
Bereit' ihn vor! es möcht' ihn meine Wut,
Wenn ſie des Jünglings Herz unfolgſam fände,
Zermalmen. — Schon war er mir widerſpenſtig!
Um deinetwillen hab' ich ihm verziehn.
Der Mutter Sanftmuth ſtreicht oft Honigſeim
Auf ein Gebot, das in des Vaters Ernſt
Gehüllt, der Weichlichkeit zu bitter ſcheint.
Entſchließe dich! Es bringt der Augenblick
Vielleicht den Prieſter uns zurück; dann iſt's
Um uns geſchehn! Qual, Angſt und Tod,

Grab und Verweſung liegt bey Kron und Reiche
Vor dir: was wähleſt du für dich, für mich,
Für den Aegiſth?
Pelopia. Was die Vernunft gebeut. …
Doch, König, Herr! kann nicht ein anderer …
Atreus. Nein, ſag' ich, nein: warum nicht er? wer ſoll
Gehorſamer für meinen Willen ſeyn,
Als er? wem ſoll ich traun? — Verräthern?
Pelopia. Herr!
Ich fürchte nur …
Atreus. Was? fürchteſt du ihn mehr,
Als mich! ſo fürchte ſtracks für ihn! Mein Arm
Hat Kraft genug, den Ungehorſam ſelbſt
In ihm zu züchtigen. Der Donner brennt!
Im Augenblick iſt er von dem Thyeſt
Auf dem Aegiſth gelenkt: das Blut, das nicht
Den Bruder ſchützt, ſchützt warlich nicht den Sohn;
Und ich … ich ſchwöre dir beym Styx …
Pelopia. Halt ein!
Was ſoll er thun?
Atreus. Gehorchen.
Pelopia. Wie? und wann?

Atreus. Im Augenblick; ſobald der Prieſter mich
Von hinnen führt … (O Mord durch mein Gebein,
Daß ich nicht des Triumpfs in meiner Rache noch
Genießen ſoll! G'nug Ruhm für den Aegiſth,
Daß er von meiner Rach' ein Werkzeug wird!) —
Im Augenblick, ſobald der Prieſter mich
Von hinnen führt, hin zu dem Tempel führt:
So ſtoß er dem Thyeſt den Dolch in's Herz!
Vergönnt es dem Aegiſth die Zeit, den Tod
Ihm fühlbarer zu machen: … du verſtehſt
Mich g'nug! —

Pelopia (erſchrocken.) Allein, wird nicht des Volkes Grimm,
Das ſchon im Aufruhr kocht; des Prieſters Haß,
Wenn er die Mordgeſchicht erfährt …

Atreus. Er komm'
In Tempel mit Geſchrey', und klag' es da
Im falſchen Winſeln uns, daß ſich Thyeſt
Aus Furcht vor mir mit eigner Hand erſtach,
Daß er den Kopf im Kerker ſich zerſtieß,
Daß er ſich ſelbſt … er ſage was er will!

Pelopia. Wird die Verſtellung ihm wohl Kunſt genug
Verleihn?

Atreus. So lehr' es ihn! — Ha! dein Geſchlecht
Iſt ſchon dazu gemacht. — Nicht mehr ein Wort!...
Doch nein; den Leichnam ſcharr' er in den Sand
Und ſag', er ſey ihm unterwegs entflohn.
Ich ſende dann ſchnell Boten durch das Land,
Ich ſetze Preiß' auf ſeinen Kopf und ſchäum'
Und wüt' auf den Aegiſth, und ſchließ ihn auch
Zum Schein' Minuten lang in Kerker ein,
Den er mit meinem Thron vertauſchen ſoll.
Ein ſolcher Schein befriedigt leicht das Volk:
Denn ſoll dieß nicht in unſre Thaten ſpähn,
So ſetze man die Räder der Maſchine
In Gang und lehre ſie nur thätig ſeyn:
Sie läuft ſich endlich ſtumpf und ſtehet ſtill.

Pelopia. Doch des Orakels Spruch ...

Atreus. Fluch über dich
Und des Orakels Spruch ... Enräthſl' ich ihn
Nicht ſo? Gewiß, ich glaube: mein Entwurf
Iſt ganz ſein Sinn. „Es wäſcht Blut das Blut

„Der Kinder vom Altar, das Reich trennt nicht
„Alsdann die Brüder mehr, die Peſt entflieht!“ ...
Da kömmt Aegiſth. — Genug! o Königinn,
Sey meiner Liebe werth! und liebſt du ihn,
Ah! liebſt du den Aegiſth, ſo lehr' ihn auch,
Der meinen werth zu ſeyn. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Aegiſth.

Atreus. Was bringſt du, Sohn?

Aegiſth. Der Prieſter wartet dein! der Auflauf iſt
Durch ihn geſtillt, kein Menſch mehr an der Burg:
Der Prieſter wünſcht in Kerker nur zu ſehn,
Ob noch Thyeſtes lebt?

Atreus. Dieß kann er thun!
Geh, führ' ihn hin: — du kömmſt hieher zurück:
Die Königinn hat ein Geſchäfft für dich! —
Sey ſtolz darauf! die väterliche Huld
Hat dir das Glück gewährt: vollführe kühn,
Was ſie gebieten wird, ſonſt — zittre! ... Geh!
Ich folge dir. (Geht mit Aegiſthen ab.)

Vierter Auftritt.

Pelopia (allein.)

Wo bin ich? alles dreht
Sich um mich her, wie in mir mein Gehirn! —
Mein Buſen klopft; mein Auge ſchwimmt in Thränen,
Mein Herz in Blut! — Thyeſt! ſo ſollſt du ſterben?
Iſt's Mitleid, Menſchlichkeit, die für dich flehn?
In meiner Bruſt mit lauter Stimme flehn!
Und ach! Aegiſth! — der ſoll dein Mörder ſeyn?
Mein Sohn? grauſame That! ... wie haß' ich dich! —
Mir dünkt, ich fühle ſie! durch jedes Glied
Fährt mörderiſch ein Dolch! Unglücklicher!
Zu welchen Furien der Hölle ſoll
Ich flehn, daß ſie mich waffnen? ach! ſie ſind
Des Atreus Götter! ... hat nicht Atreus Recht? —
Droht nicht das Pantherthier des Löwen Stolz
Mit blut'gem Zahn? — (In einer Art von Raſerey, nach einer Pauſe.) Ja, Furien, herauf!
Zerbrecht der Hölle dreyſach eiſern Thor,
Treibt mich, treibt den Aegiſth! — Ihr kommt, ihr kommt!

Der blut'gen Geiſel Schwung brauſt durch die Luft,
Die Funken ſprühn aus halbverbrannten Fackeln,
Es ſchwellen blau die hagern Wangen auf:
Den ausgefreßnen Leib umſchlinget ſchon
Das düſtre Leichenkleid! es rauſcht die Furcht
Der bangen Mitternacht, in Fittigen
Von Spinnen ausgewebt, ſchwarz über mir!
Ha, gebt mir einen Dolch! — Er ſterb', er ſterbe!
Umſonſt flehſt du, mein Sohn, für den Thyeſt!
Stoß oder ſtirb ::: Er kömmt! — er komme nur!
Mir dünkt', ich bin itzt eine der Mänaden; —
Wär' es Thyeſtes ſelbſt, ich fürcht' ihn nicht!

Fünfter Auftritt.

Pelopia. Aegiſth.

Aegiſth, (der zuſammenfährt, als er ſie erblickt.)
Ah! welche Bläſſe färbt dein Angeſicht?
Ein Schauder ſchlägt dein zitterndes Gebein?
Dein ungewiſſes Aug' gießt Flammen aus?
Du keuchſt? — weh mir! Was fehlt dir, Königinn? —
Iſt das Gebot, das Atreus hier für mich

Dir hinterließ, ſo angſt- ſo ſchreckenvoll?

Pelopia. Nein, eine Kleinigkeit! — du warſt
mir ſtets
Gehorſam, Sohn: wirſt du es immer ſeyn?

Aegiſth. Ich werd' es ſeyn. Mein Leben iſt dein
Werk;
Iſt's dieß? gebeut! und ich gehorche ...

Pelopia. Nein:
Da geb' ich mein's für deines hin!

Aegiſth. Was ſonſt?
Sprich! Alles will ich thun —

Pelopia. Du willſt es thun?
Schwör' es bey jenem Schwur, der Götter ſelbſt
Gebunden hält, wenn ſie Ambroſia
Und Nektar letzen ſoll!

Aegiſth Was heißt die Furcht,
Die Vorſicht, die du brauchſt?

Pelopia. Gehorche! ſchwör'!

Aegiſth. Ich thu's!

Pelopia. Genug. — Geh! tödte den
Thyeſt! —

Aegiſth (erſchrocken.) Ihr Götter! wie? — was
ſagſt du? — hör' ich recht? —

Pelopia. Du ſollſt ihn tödten! ja.
Aegiſth. Ihn? den erſt itzt
Der König mir befahl, zu dem Altare
Des Sonnengottes hinzuführen?
Pelopia. Ihn.
Es iſt des Königes Gebot! Ich will's.
Sein Glück erfordert es, mein Glück und dein's.
Aegiſth. Mein Glück! ſprichſt du? kauft man ein Glück durch Mord,
Durch Meyneid, durch Betrug?
Pelopia. Nicht deine Schuld!
Thyeſt iſt ein Verräther! Atreus will!
Ein Unterthan folgt, wenn ſein König will;
Sonſt iſt der Tod ſein Lohn — und deiner!
Aegiſth. Götter!
O! was hab' ich gethan! daß du mit mir
So ungewöhnlich ſprichſt, die du mir ſonſt
Ganz Freundlichkeit, ganz Mutterliebe warſt:
In lieblichen, in ſüßen Tönen ſprachſt ...
Pelopia. So ſprech' ich noch, wenn du gehorſam biſt.
In Donnern ſpricht man Widerſpenſtigen!

Aegiſth. O! nenne mich nicht ſo! ich bin es nicht!
Pelopia. Du tödteſt alſo ihn?
Aegiſth. Du willſt es? — du? …
Was hat der arme Greis gethan?
Pelopia. Welch Recht
Haſt du zu fragen? g'nug! du ſollſt —
Aegiſth. Ein Mord! —
Und nicht einmal ſoll da ein Sohn die Mutter …
Pelopia. Ich bin auch Königinn.
Aegiſth. O! zeige mir
Die Urſach wenigſtens, damit ich nur
Der von geheimer Angſt zerrißnen Bruſt
Die Rechenſchaft ertheilen kann, damit
Die Urſach dieſer Hand die Kräfte gebe,
Die That zu thun, vor der das Herz erbebt, —
Solch eine That! … O! ihr Unſterblichen,
Worzu behaltet ihr mich auf!
Pelopia. Zum Throne,
So bald du folgſt. — So wenig dir es ziemt,
Die richterliche Frag' an mich zu thun;
So wenig mir es ziemt, dir Rechenſchaft
Zu geben, da du unſern Willen weißt:

So laß ich mich doch noch ſo weit herab! …
Doch wehe dir, wo du dann zauderſt! — Wiſſe!
Der Prieſter und Thyeſt verſchweren ſich,
Sobald ſie unterm Schutz der Götter ſind,
Im Tempel ſind, den König von dem Throne
Zu ſtürzen. — Sprich, was wartet unſer dann? —
Glaubſt du, daß noch ein Argos für dich iſt?
Daß für dich aus der Erd' ein neu Mycene
Entſprießen wird? —

Aegiſth. Iſt die Verſchwörung nicht
Ein Hirngeſpinnſt, das ſich mein Vater macht?
Denn, wiſſe, Königinn! ich habe ganz
Hier das Geſpräch des Prieſters und Thyeſts
Gehört.

Pelopia. Du leugſt! kann dieß Geſpräch nicht ſelbſt
Verſtellung ſeyn? — Kurz, Atreus will! du mußt!
Das Leben des Thyeſt iſt unſer Tod,
Er iſt's! verlangſt du den? — Wohlan! ſo komm!
Komm her, Undankbarer! fang' an mit mir!
Hier unter dieſem Herzen trug ich dich,
Durchbor' es: ſchwinge dann den blut'gen Dolch

Frohlockend über mir, indem du mich
Mit Füßen trittſt, und preiſe dann der Welt
Dein Mitleid an, daß du des Fremdlings ſchoneſt,
Um deine Mutter ... ah! biſt du mein Sohn?
Aegiſth. Erbarme dich! ...
Pelopia. Weil du dich mein erbarmſt? —
Ha! ſoll ich hier, in Staub gebeugt, dich flehn?
Aegiſth. Du tödteſt mich! —
Pelopia. Nein, nein, du tödteſt mich!
Doch des Triumpfs ſollſt du dich nicht erfreu'n! —
Erzittre! daß ich dich jemals geliebt!
Hör' ein Geheimniß an, daß dich und mich
Des Atreus Grimm ſchnell überliefern ſoll. —
Ha! du biſt ein Baſtart, nicht Atreus Sohn!
Aegiſth. Was hör' ich? Götter!
Pelopia. Ja; als er mich nahm,
Trug ich dich ſchon zween Monat lang. — Kein Menſch
Als ich und der, der ſie verbrach, weiß ſie,
Die That. — Als ich bey Nacht einſt in dem Haine

Der Pallas opferte, und mir das Blut
An einem nahen Bach von Händen wuſch,
Geſchah die That. Den Frevler kenn' ich nicht:
Zum Glück entriß ich ſeiner Seit' ein Schwert,
Das dir vielleicht ihn einſtens kennbar macht.
Nach der Entheiligung konnt' ich den Dienſt
Der keuſchen Göttinn nicht mehr am Altare
Vollziehn, wo ſich die That zu leicht verrieth,
Und ich durch Schimpf, Verachtung, Qual und Tod
Beſtrafet ward. Ich ſuchte Schutz am Hofe
Des Theſprotus, wo mich Atreus ſah,
Mich lieb gewann, und zu dem Thron erhob. —
Du weißt nun alles! komm'! begleite mich
Zum Atreus; alles will ich ihm entdecken,
Damit ſein Zorn von dem Thyeſt auf mich
Und dich geſchüttet ſey! komm! unverweilt
Komm fort, du Mörder! komm! nicht mehr mein Sohn! …
Du wein'ſt?

Aegiſth. Was ſoll ich thun? — Hier bin ich — ach!
Gebeut! ich will es thun! bewaffne mich!

Führ' meine Hand! und zittert ſie zurück,
Und weigert ſie den Mord? ſo ſtoße ſchnell
Den Ungehorſamen durch's Herz! —

Pelopia. Genug;
Ich finde dich itzt wieder! O mein Sohn!
Mein Herz bebt ſelbſt vor dieſer blut'gen That;
Allein ſie muß geſchehn! — Der Götter Fluch
(Iſt es ihr Wille nicht,) fall' auf das Haupt
Des Atreus hundertfach! Thyeſtes Blut
Waſch unſre Hände rein von aller Schuld! ...
Komm, deines Vaters Schwert umgürte dich.
War er ein Held, ſo füll' es dich mit Muth,
Und ſchaffe dir, da er dir nichts verließ,
Als dieß; zum wenigſten Mycenens Thron!

Aegiſth. Ich folge dir —

(Pelopia geht ab.)

Sechster Auftritt.

Aegiſth (allein.)

Ich bin nicht Atreus Sohn? —
Nein, nein, ich bin es nicht! O! hat es mir
Mein Abſcheu nicht ſchon längſt entdeckt, daß ich

Kein Sohn des Wütrichs bin? — Abſcheulicher! —
Und ich ſoll ihm die Hand zur Mordthat leihn?
Grauſame Mutter, ach! was foderſt du! —
Ich muß … allein (Nachſinnend.) könnt' ich das Mordgewehr
Nicht mir in's Herze drehn? iſt nicht der Tod,
Den ſich die Unſchuld giebt, weit rühmlicher,
Als wenn man ſich durch Frevel ſchuldig macht,
Der Götter Fluch auf ſich hernieder zieht,
Und ſchändlich lebt und herrſcht, wenn man
Mit Ehren ſterben kann? … Die Königinn
Iſt aber in Gefahr — ſie, meine Mutter! ah!
Von dieſer Lieb' und Pflicht reißt mich nichts los! —
Ich muß! ich muß! — Unglücklicher Thyeſt!
(Geht ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Eingang zu dem Gefängniſſe des Thyeſt.

Erſter Auftritt.

Pelopia. Aegiſth.

Pelopia (führt ihn zitternd an der Hand, und in der andern hält ſie das Schwert.)
Hier nimm! — du bebſt! — was fürchteſt du?
Aegiſth. Mein Herz!
O Angſt! — es berſtet: ... gieb!
Pelopia. Nimm! — halt es feſt!
Aegiſth. Wie ſchwer iſt es!
Pelopia. Für eines Feigen Hand!
Aegiſth. O wär's für's Vaterland! du ſollteſt ſehn! ...
Pelopia. Was würd' ich ſehn! dich fliehn? Ein einz'ger Feind
Iſt dir ſo ſchrecklich? — ha! was würden Dir

Zehntauſend Feinde ſeyn?
Aegiſth. Weit weniger;
Weil ſie bewaffnet ſind! Gieb dem Thyeſt
Die ganze Kraft der Jugend in den Arm,
Geuß friſches Blut ihm in die Adern ein,
Zieh ſeine Nerven an, gieb ihm in's Herz
Des Siegers Rüſtigkeit, der Hand das Schwert,
Und laß' ihn los: alsdann, — dann fodr' er mich
Zum Kampf heraus! und du ſollſt ſehn …
Pelopia. Ganz gut!
Itzt will ich aber ſehn, was du für mich,
Für dich, für den, der dir die Krone giebt,
Beginnen kannſt. Die That, ſo klein ſie iſt,
Iſt eines Helden werth! Dein furchtſam Herz
Iſt hier der Feind, nicht Er! G'nug Ruhm für dich,
Beſiegſt du es. —
Aegiſth. Doch Undank's auch genug!
Sein inneres Gefühl, den Richter hier,
(Auf ſeine Bruſt zeigend.)
Der uns nichts Böſes räth, zu tödten! —
Pelopia. Thor!
Wie? ſiehſt du außer dir ſonſt nichts, als dich?

Nennſt du dieß böſe? dieß? wenn du uns retteſt?
Den König? mich? ein ganzes Königreich?
Wenn dieß vielleicht der Götter Sinn ſelbſt wär',
Daß du den Zwiſt der Brüder endigteſt,
Der Arges Fluch, Grab und Verderben iſt?
Aegiſth. Ich bleibe ſtets der Mörder!
Pelopia. Bleib' es! g'nug!
Entſchuldiget dich nicht des Königs Wille?
Mein Wille? deine Pflicht? — Fort oder komm
Zum Atreus! —
Aegiſth. Ah! ihr Götter, ſteht mir bey!
Verfinſtert mir das Auge, daß ich nicht
Mehr ſeh'! verſtopft mein Ohr, daß ich nicht höre!
Verſteinert mir das Herz! lenkt meinen Stoß
Ihm — oder mir in's Herz!
Pelopia. Ich bleibe hier!
Wiß es! ich bleibe hier. Ich ſteh' dir bey,
Wenn dir es nicht gelingt. —

(Sie verbirgt ſich am Eingange des Gefängniſſes; die Thüren deſſelbigen thun ſich auf, und zeigen den Thyeſt.

Zweyter Auftritt.

Thyeſt (ſchlafend.) **Aegiſth** (mit dem Schwert, naht ſich ihm.)

Aegiſth, (nachdem er ihn einige Minuten mitleidig und ſtillſchweigend angeblickt.)

Er ſchläft? — wie ſanft! — Ah! itzund weiß er nicht,
Daß ihm ſo nah ſein Mörder iſt, wenn ihm
Es nicht ein Gott im Traume ſagt, daß der
Sein Mörder iſt, den er geliebt, der ihm
Die Sicherheit verhieß ... der Lügner! ah!
Verſchläng' ihn doch der Abgrund! ... Still! er lächelt,
Der gute Greis! — in Feſſeln lächelt er
Dem Tode zu, da ich ... Entſetzen! ich! ...

(Die Mutter zeiget ſich bald, droht ihm, und ſtampfet mit dem Fuße: er wendet ſich nach ihr.)

O! ſieh nur her! ſieh! den ehrwürd'gen Greis!

(Sie geberdet ſich ſehr ängſtlich über ſein Zaudern.)

Allein — vielleicht wiegt ihn ein güt'ger Gott
In dieſen ſüßen Schlaf, damit er nicht
Die Bitterkeit des Todes fühlen möge,
Den Mörder kenne, mich! — Ja, ja, er ſelbſt

Erbarmt ſich meiner Angſt, um mir die Scham,
Die keine Nacht verhüllt, zu ſchenken —
(Er nähert ſich ihm noch mehr, ſieht ihn lange aufmerkſam an, erhebt die zitternde Hand; indem erwacht jähling Thyeſt; Aegiſth läßt den Dolch voll Entſetzen fallen, die Mutter ringt, doch ungeſehn vom Thyeſt, die Hände.)

Thyeſt. Ah!
Mein Sohn! — Aegiſth? und mit entblößtem Schwert? —
(Er greift darnach und hebt es auf. Aegiſth ſteht ſtarr und zittert.)
Mir träumte von Pliſthen ... Du zitterſt? ah!
Warum? — Sey mir gegrüßt! — Ich merk' es ſchon,
Dich ſendet Atreus! — Nein, nein, zittre nicht!
Dein bleiches Angeſicht verräth mir noch,
Daß du ſo ſchlimm nicht biſt, als ich vermeynt. —
Du willſt mir nur mein Elend endigen!
Des Prieſters Hoffnung hat mich nicht getäuſcht:
Ich wartete des Friedensboten! — Komm!
Hier iſt mein offnes Herz! — (Er zeigt ihm den Buſen.)
Hier nimm das Schwert! —
Iſt es auch ſcharf genung? — (Indem er es genauer beſieht, fährt er vor Schrecken zuſammen. Pelopia ſpringt hervor, und will ihm das Schwert entreißen; er zieht es aber wieder zurück und ruft:) Was ſeh ich? halt!...

(Aengſtlich zum Aegiſth.)
Wer gab dir dieſes Schwert?
Pelopia (unruhig.) Ich! — gieb es her!
Thyeſt. Sobald du mich gelehrt, wer dir es gab?
Pelopia. Greif zu, Aegiſth! ... Kleinmüthiger! du bebſt? —
Fort! mir aus dem Geſicht! —
Thyeſt. Ich ſage dir!
Nicht eher geb' ich es. — Dieß Schwert war mein.
Pelopia. Dein? — Götter!
Aegiſth. O welch ein Gedank'! — Hat ſie
Mir nicht geſagt ...
Thyeſt. In einem finſtern Hain
Bey Sicyon — (o tilgten jene Nacht
Die Götter auch aus meinem Leben aus!) ...
Pelopia. Ha! ſollteſt du's, Verräther, ſeyn, dem ich
Damals das Schwert entriß? der mich entehrte?
Der mir auch unerkannt ein ſüßes Gift
In meinen Adern ließ, daß dich noch itzt
Mein Herz nicht haſſen kann? —

Thyeſt (reicht ihr das Schwert; ſie reißt es ihm aus der Hand.) Da — ſtrafe mich
Dafür! —

Aegiſth (fällt ihm um den Hals und weint.)
Mein Vater! ach! ich ſterbe! Schaam
Und Reu … Ich wollte dich — ermorden! —

Thyeſt. Wie? —
Du biſt mein Sohn?

Aegiſth. Ich bin's! ich bin's und hätt'
Es meine Mutter mir auch nicht geſagt.
Im erſten Augenblick, als ich dich ſah,
Hat mir's mein Herz geſagt! —

Thyeſt. O Süßigkeit!
Mir giebt das Glück noch einen Sohn zurück? —
Umarme, drücke mich feſt an dein Herz! —
Zieh meinen Geiſt mit deinem Odem ein! —
Aegiſth, mein Sohn! — Du biſt nicht Atreus Sohn?

Aegiſth. Nein, nein, ich bin es nicht! und hätt' er mehr
Als eine Welt, und wollte dieſe Welt
Mir geben! — nein, ich bin es nicht! ich bin
Dein Sohn! ich ſterbe hier mit dir! ich hab'
Es tauſendmal verdient! War ich es nicht,

(O Schändlichkeit!) der dich hieher gebracht?

Thyeſt. Nein; deine Tugend iſt des Lebens werth!
O! wär' itzt Argos mein! (das erſtemal,
Daß mir der Wunſch, den ich verflucht, auf's neu
In's Herze ſchleicht!) … Doch komm! vollzieh die That,
Zu der mein Bruder dich hieher geſchickt!
Vielleicht war dieß der Preis …

Aegiſth. Mein Vater, wie?
Verkennſt du ſo dein Blut? Nein, tödte mich
Und eile ſchnell in Tempel, eh er kommt! —

Thyeſt. O zu getreues Kind! … Unſterbliche!
Gebt ihm den Lohn, — (Er weint.) den ich nicht geben kann!

(Er geht zur Pelopia, die mit eingeſchlagenen Armen dieſe Zeit über voll Tiefſinn an der Seite des Theaters geſtanden.)

Ha! Königinn! — du biſt des Atreus Weib!
Noch iſt das Schwert entblößt in deiner Hand:
Komm! es iſt dein Beruf! thu' für den Sohn,
Was er für ſich nicht wagt! —

Aegiſth. Gieb, meine Mutter!

(Er will nach dem Schwert greifen, ſie zieht es haſtig zurück, und ſieht den Thyeſt ſtarr an.)

Thyeſt. Dein rollend Auge ſagt mir, was du denkſt! —

Was zauderſt du? — Stoß her! —

Pelopia. Thyeſt! Thyeſt! —

(Sie hebt die Hände empor, die ſie mit einer ängſtlichen Wildheit ringt.)

Thyeſt. O! rufe nur des Atreus Götter an!
Sie werden dir ſchon Muth verleihn! ihr Durſt
Lechzt nur nach Blut! mach' ihre Zähne ganz
Von meinem Fleiſche ſtumpf, von dem noch itzt
Ihr Rachen überläuft!

Aegiſth (fällt ihr zu Füßen.) O tödte mich! ...
(Schmeichelnd.)
Gieb mir das Schwert! —

Pelopia. Weg! weg!

Thyeſt. Steh auf, mein Sohn!
Damit nicht ihre Wut ...

Pelopia (mit aufgehobenen Händen.)
Thyeſt! Thyeſt!

Thyeſt (wird eines Ringes an ihrer Hand gewahr.)
O weh!
Zeig mir die Hand! ... nicht die bewaffnete! —
Die linke! — Ja, er iſt's! er iſt's! ... woher? —
Wer gab dir dieſen Ring? wer?

Pelopia. Wer? ... warum?

Thyeſt. Ich bin des Todes! ſprich … nein: tödte mich! —
Verſchweig die ſchrecklichſte Entdeckung —
Aegiſth. Ah!
Mein Vater!
Thyeſt. Still! o! nenne mich Thyeſt! …
Ihr Götter! ſchüttet euern Zornkelch nur
Bis auf den Boden aus! … Ich muß es wiſſen!
Aegiſth. Ha! was iſt das? mein Blut in Adern ſtarrt! —
Thyeſt. Gab dir es nicht die Oberprieſterinn
Zu Sicyon?
Pelopia. Wer hat es dir geſagt? —
Das einzige Geſchenk, das ſie mir noch
Von meiner Mutter ließ! weißt du vielleicht,
Wer dieſe war? und wer mein Vater war?
Sag' es geſchwind! — Sag' es, ſonſt tödt' ich dich! —
Thyeſt. O tödte mich! aus Mitleid tödte mich!
Aus Mitleid — ſelbſt für dich, daß du es nicht
Erfährſt! … Doch nein — ein Mord! ein Vatermord! …
Ah! was hab' ich geſagt! o meine Tochter!
Nein, meine … Weh! Weh über uns! o holt

Den Atreus her, damit er unſre Schande
Mit unſerm Blut bedeck'! O Erde, thu'
Dich auf! verbirg' uns vor des Tages Licht!
Roll' über uns, du ewig Feuermeer,
Das durch die Hölle ſich mit Brauſen wälzt,
Verzehr' uns ganz, daß wir uns alle nie,
Auch dort nie wiederſehn! — Grauſamer Tag!
Weit grauſamer als der, da mir mein Blut
Durch meine Lippen floß! du leuchteſt mir,
Da du vor Atreus Grimm dein Licht verbargſt?
Loſch' aus! leſch' ewig aus! — Aegiſth! Aegiſth!
Mein Sohn … mein Enkel! ah! warum? warum,
Grauſamer! tödteteſt du mich nicht erſt? —
Warum bewahrſt du mich zur ſcheußlichſten
Entdeckung auf!

Aegiſth. Ich bin des Todes! — Zwar
Seh' ich nur halb durch dieſe Finſterniß:
Doch dein Verbrechen kam unfehlbar …

Thyeſt. Weg
Von mir! es kam von mir … Pelopia! …

Pelopia, (die wieder aus ihrem Tiefſinn erwacht.)
Der Name, den ſie ſterbend ſtammelte! —

Ich bin's — mein Traumgeſicht ...

Thyeſt. Bin ich es nicht,

Der dich zu Schanden macht? wie wag' ich es,
Dieß Angeſicht, wo deiner Mutter Reiz
Noch eingeprägt, mir meine Miſſethat
Mit Schrecken zeigt, zu ſehn? ... O! dürft' ich dich
Nicht einmal noch umarmen ...

Pelopia. Weg von mir!

Daß dir die Flamme nicht in's Auge ſchlägt! —
Die Furie, — ſie kömmt zurück! — ich ſehe
Nur Flammen um mich her! — Das Eis zerſchmilzt,
Das mir in Adern ſtarrt! — Die Spitze wankt
Am Dolch! Der Arm iſt reg' — (Sie bewegt das Schwert.)
Die Eumenide
Wirft ihre Schlangen mir in's Herz! ich fühl'
Es ſchon durchbort! Das Blut, das ſtrömeweis
Heraus ſich drängt, löſcht nicht den weiten Brand! ...
Aegiſth! geh her! — Biſt du das Denkmal nicht
Von unſrer Schande? — komm! ...

Thyeſt. Nein, bleib' zurück! ...

(Die Königinn läuft wütend auf den Aegiſth los: Thyeſt tritt dazwiſchen.)

Ihr Götter! ah! was willſt du thun?

Pelopia. Was? was?—

Die Schuld, die du verbrachſt, in meinem Blute …

(Sie ſtößt ſich das Schwert in die Bruſt, und fällt dem Thyeſt in die Arme.)

Thyeſt. Ihr Götter!

Aegiſth. Weh! weh mir! — o meine Mutter!

(Aegiſth zieht ihr das Schwert aus der Bruſt.)

Pelopia. O Höllenangſt … (Sie will Thyeſts Arm zurück ſtoßen.) Weg! mit dem Arm! er brennt,
Wie Neſſus Kleid! … Unglücklicher Aegiſth! —
Du weißt den Namen nicht, den du nun trägſt!
Der Schweſter Sohn — der Enkel deines Vaters! …
Der Fluch hängt über dir! — umſonſt glaubt' ich
Sie durch mein Blut gebüßt! — ich ſeh, der Tod
Nimmt nicht die Rechnung an! — du erbſt von uns
Die Miſſethat — und Ehebruch und Mord
Wird deines Lebens Ruhm, ſein Innhalt ſeyn. —
Zweymal fünf Sonnen fliehn vorbey … was iſt
Des Helden Ruhm? — Umſonſt frohlocket er,
Der Sieger Iliens! — Dein blutig Schwert
Hängt über ſeinem Mahl — und fällt — und fällt —

Und trifft ... O Weh! die Rache hinkt dir nach,
Sie hält dich ſchon beym blonden Haar, ſie hebt
Den Dolch ... Weh mir!

Thyeſt. Sie ſtirbt! — Unglückliche!
O! reiße mich ſchnell in den Abgrund nach!

(Er führet ſie in das noch offne Gefängniß hinein.)

Dritter Auftritt.

Aegiſth (allein.)

Wo bin ich? eine Nacht, noch ſchwärzer als
Die Nacht, umſchattet mich! — Nur hier und da
Ein Blitz! und jeder fährt nach mir! — Nach mir!
Erſchlüg' er mich! — Sohn, Vater, Ehgemal,
Weib, Tochter, Mutter! — ah! und ich? was? was? ...
Still! hab' ich nicht das Schwert in meiner Hand? ...
O meiner Mutter Blut raucht noch daran!
Thyeſt! Thyeſt! ... ha! lebt nicht Atreus noch? ...
Er kömmt, er kömmt ... (Man hört ein Geräuſch.) Geſchwind! (Er läuft nach der Thüre des Geſängniſſes und ſchließt ſie zu.) Ich trage nicht
Umſonſt dieß Schwert! — Ich bin der Sohn Thyeſts ...

Vierter Auftritt.

Atreus. Aegiſth.

Atreus (voller Wut.) Verfluchter! ha! wo bleibſt du? Stunden lang
Erwart' ich dich im Tempel! hat es dir
Die Mutter nicht geſagt? iſt mein Gebot
Vollbracht? wo iſt Thyeſt? wo deine Mutter?
Iſt er ermordet? — ha! was zauderſt du?
Sprich! rede! — Wie? du ſchweigſt? — Bleich, wie der Tod?
Stumm wie das Grab? — Die dicke Thräne rollt
Dir durch's Geſicht? — Sprich oder ...

Aegiſth (hebt das Schwert voll Blut in die Höhe.)

Atreus. Nichts, als dieß?
O! daß ich nicht dieß Blut vergießen half! —
Fühlt' er auch ſeinen Tod? iſt er verſcharrt?
Und Böſewicht! warum verweilſt du hier?
Der Prieſter ſprüht ſchon ſeinen Argwohn aus!
Weh dir! wenn er des Aufruhrs Flammen reizt —
Du ſchweigeſt noch? — iſt dein Gehirn verletzt?
Wie? oder trauerſt du um den Thyeſt?

Und eine Hölle ſoll mit ihrer Qual
Für dich zu wenig ſeyn! … (Er wird den Prieſter gewahr.)
Der Prieſter! ha!
Was ſag' ich! — (Er ſinnt einen Augenblick.) ſtill! —

Fünfter Auftritt.

Atreus. Aegiſth. Prieſter.

Atreus (ſtellt ſich, als ob er auf den Aegiſth wüte.)
Verderben, Fluch und Pein
Auf deinen Kopf! — Verräther! was haſt du
Gethan? welch Blut klebt an dem Mörderſchwert?
Ah! den Thyeſt haſt du ermordet? du? —
Hab' ich dir nicht geſagt, daß du ihn hin
In Tempel bringen ſollſt? Ich reiße dich
Auf immerdar aus meinem Herzen! — fort!
Fort, Vaterlieb' und alle Zärtlichkeit! —
(Er ſtellt ſich, als ob er erſt den Prieſter gewahr werde.)
O Freund! zur rechten Zeit! … Da komm und ſieh!
Der Mord raucht noch an ſeinem Henkerſtahl!

Prieſter. Was hör' ich!

Aegiſth. Wenn ich dir gehorcht,
Barbar!

Atreus. Ha! läugne, Böſewicht! — Fort! daß
das Volk
Den Mörder des Thyeſt zerfleiſche! fort!
(Er will ihn beym Kleide ergreifen, hinaus ſchleppen, und ihm das Schwert aus der Hand winden.)

Aegiſth. Das bin ich nicht ... doch deiner will
ich ſeyn! ...
(Er ſtößt dem Atreus das Schwert in die Seite: dieſer fällt an die Stufen des Gefängniſſes.)
Hier iſt Thyeſt! —
(Thyeſt kömmt zur Thüre des Gefängniſſes heraus.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Thyeſt.

Atreus. Verfluchter Mörder! ...
(Er wird Thyeſten gewahr.) Ah!
Was ſeh ich? — dieſer lebt!
(Er verſucht es etlichemal, ſich aufzuraffen, aber vergeblich.)

Prieſter. Aegiſth! Aegiſth!
Du thatſt nicht recht! —

Aegiſth. Ich that, was ich geſollt!

Thyeſt (die Hände ringend, zum Prieſter.)
Mein Freund! —

Atreus. Ah! nun fühl' ich die Hölle ganz!

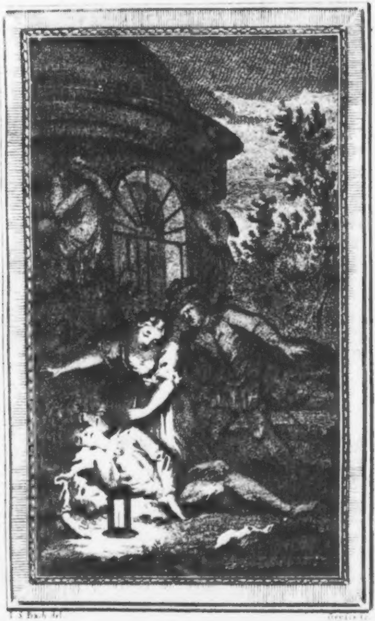
(Zum Aegiſth.)
Vermaledeyter Sohn!
Aegiſth. Ich wär's, wär' ich
Dein Sohn!
Prieſter. Du nicht?
Atreus. Komm her, Thyeſt! komm her,
Und ſpotte meiner Qual! du biſt gerächt!
Ich bin es werth, daß ich euch alleſammt
In meinem erſten Grimm nicht gleich zerriß! —
Verfluchter Prieſter! daß — ich dir getraut!
(Zum Aegiſth.)
Daß ich dich nicht aus deiner Mutter Schoos
Lebendig riß, und deiner Mutter dich
Nicht ſo zu freſſen gab, wie dieſem hier
Sein Fleiſch. — Ich bin es werth! ... Ihr Furien!
Greift zu, ſchleppt mich in jene Finſterniß! ...
O weh! wie ſchwarz! dort, dort! was ſeh ich dort?
Zwo Seelen ſteigen tief herauf! — Pliſthen
Und Tantalus — voll Blut — zerfleiſcht — und itzt —
Sie waffnen ſich mit Skorpionen ... helft! —
Der Richter Minos! — fort — (Er ſchlägt die Augen auf.)
O weh! o weh!
Thyeſt lebt noch! Thyeſt? Aegiſth? — (Zum Prieſter.)
und du? —
Prieſter. Das Maaß der Grauſamkeit war voll!
— Sein Stolz

Liegt hier im Staub! das hölliſche Gericht,
Mit Schrecken angethan, bringt itzt von ihm
Das ſchwarze Rechnungsbuch ... ah! wie er kämpft!
Der Götter Spruch iſt nun gewiß erfüllt.
Dein Blut, Thyeſt, iſt durch ſein Blut gerächt!
Du herrſchſt! kein Zwiſt trennt beide Brüder mehr!—
Den Göttern ſey's gedankt! — das Unthier ſtirbt!

Thyeſt. Betrogner Freund! du weißt nicht, was in mir
Für eines lebt. — Sieh! dieſer iſt mein Sohn!
Mein Enkel! — Atreus Weib, die Tochter, die
Du retteteſt, mein ... ſag' es aus, Aegiſth!
Dort liegt ſie — dort — die Mörd'rinn ihrer ſelbſt!—
Ihr letztes Wort verflucht mich im Aegiſth,
Und Pelops Haus wird bey der Nachwelt noch
Ein Monument abſcheul'cher Thaten ſeyn!

Prieſter. Ah! iſt der Götter Zorn noch nicht verſöhnt? —
Unglücklicher Thyeſt! dieß iſt die Frucht,
Wenn man ein Sklav von einer Sünde wird!
Ein Laſter knüpft ſich ſtets dem zweyten an:
Die Kette wird ſo lang und ſchwer,
Daß keine Macht ihr unſer Herz entwindet,
Bis ihre Laſt uns in den Abgrund zieht.

Ende des dritten Theils.



I. S. Bach del. Geyser sc.

Romeo und Iulie Act V. S. V.

Trauerſpiele

von

C. F. Weiße.

Vierter Theil.

Roſemunde.
Romeo und Julie.

Leipzig 1776,
verlegts die Dykiſche Buchhandlung.

Roſemunde.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

IVVENAL.

Ergo ignem, cuius ſcintillas ipſe dediſti,
Flagrantem late, et rapientem cuncta videbis!

Perſonen:

Roſemunde, Alboin's des König's der Longobarden Gemalinn, den ſie umgebracht.

Albißvinth, der Roſemunde und des König's Alboin Prinzeßinntochter.

Hellmich, gegenwärtiger Gemal der Roſemunde, und vormaliger Miniſter des Alboin.

Longin, Exarch von Ravenna.

Der Schauplatz iſt in Longinens Palaſte zu Ravenna.

Der Inhalt iſt aus dem Paulus Diaconus genommen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſemunde. Albißvinth.

Roſemunde.

Ich ſeh' es, daß dein Herz in neuem Aufruhr ringt,
So ſehr dein Auge ſich in ſanftes Lächeln zwingt:
Ja, es verräth ſich mir durch unleugbare Zeichen.
Bald ſeh ich dieß Geſicht erröthen, bald erbleichen,
Der aufgeſchwollnen Bruſt manch traurig Ach! entfliehn,
Den Blick, der ſich vergißt, beſchämt zurücke ziehn;
Argwöhniſch ihn umher in unſern Augen ſpähen,
Ob wir das, was es nicht verrathen will, geſehen —
Vielleicht ſeh' ich noch mehr als du zu glauben wag'ſt,
Warum du ſchmachtend klagſt, und nicht weißt was du klag'ſt?

Albißvinth. Wie? ich? ich wüßte nicht den Urſprung meiner Klagen?
Ich will es dir zehnmal — ja hundertmal dir ſagen,
Es ſchrecklich in dein Ohr dir donnern, wer es iſt,
Wann du, berauſcht vom Strohm der Wolluſt, es vergißt.
Doch ſchlummre ſorgenlos auf Roſen dein Gewiſſen,
Die Schlange werd' ich ſelbſt noch zu erregen wiſſen,
Die heimlich drunter lauſcht, ich will ...
Roſemunde. Was willſt du? ſprich!
Tobt ewig deine Wuth und ſchon' ich ewig dich?
Die Mutterliebe ...
Albißvinth. Halt! kannſt du mir nicht erſt ſagen,
Wer dir den Ehgemal, den Vater mir erſchlagen?
Wer die unheil'ge Hand, vom Königsblute roth,
Sein Ehebette ſelbſt des Mord's Gehülfen bot?
Wer mit des Thrones Raub entflohn? hier Schutz geſuchet?
Da ein verwaiſtes Volk uns in der Ferne fluchet?
Dieß ſage mir zuvor, dann hör' ich — ja, wann du
Von Mutterliebe ſprichſt, dann hör' ich willig zu.

Roſemunde. Wär' dieſe Mutterlieb' in meiner Bruſt entſchlafen,
So würde dich die Hand für deinen Frevel ſtrafen,
Sie würde …

Albißvinth. Ja, ich weiß, ſie iſt darzu geübt:
Ein Dolch — (höhniſch) und eine Bruſt, die mütterlich uns liebt!

Roſemunde. Gut; — ja, ſo tief will ich mich jetzt herunter beugen,
Um vor der Tochter mich rechtfertigend zu zeigen;
Sie richte ſelbſt …

Albißvinth. Wohlan! ſteig' auf des Vaters Grab,
Und leg' ein Zeugniß hier von deiner Unſchuld ab!
Waſch' deine Hände rein von blutigſtem Verbrechen,
Dann ſoll auch demuthsvoll die Tochter mit dir ſprechen,
So wie ſie vormals ſprach: —

Roſemunde. Von welcher Mörderhand
Starb einſt mein Vater? ſprich, wer raubt ihm Volk und Land? —
Dein Vater —

Albißvinth. Aber wie? im Schlachtfeld, wo zum Morden

Das Recht den Dolch vertheilt, und Tödten Pflicht geworden:
Wo Mörder Helden ſind, und der den Kranz erhält,
Der Ströhme Bluts vergießt, ſteht, wenn der andre fällt.

Roſemunde. Dieß glaubt ein blödes Volk, vom Vorurtheil geblendet,
Gafft ſeinen Sieger an, der wild ſein Blut verſchwendet,
Und jauchzt gedankenlos dem Pomp des Würgers zu.
Ein zärtlicher Gefühl ſieht ſo, wie ich und du.
Der Wagen des Triumph's mag ihn zum Himmel heben:
Wir ſehen doch das Blut an ſeinen Lorbeern kleben,
Und würden, wär' die Kraft dem ſchwachen Arm verliehn,
Von dieſem Himmel ihn herab zum Staube ziehn.

Albißvinth. Und warum ließeſt du dich ihn zum Altar führen,
Gelobteſt ew'ge Treu ihm da in heil'gen Schwüren,
Und nahmſt ihn zum Gemal?

Roſemunde. Um mich zu rächen — Ja,
Dieß nur gab mir die Macht …

Albißwinth. Und deine Rach erſah'
So ſpät ſein Opfer erſt, erſt nach ſo vielen Sonnen,
Eh du erbarmungslos die blut'ge That begonnen?
Ein traurig Leben muß er mir zuvor verleihn,
Daß ich von deiner Schuld ein Zeuge möchte ſeyn?
Du giebſt den Vater mir, um mir ihn einſt zu nehmen?
Ihn zu beweinen, ach! und deiner — mich zu ſchämen?
Alsdann erſt glaubeſt du der Rache werth zu ſeyn,
Als dein Perideus und Hellmich, Er ...
Roſemunde. Halt ein!
Sonſt wird die Zärtlichkeit nicht mehr dem Zorn gebieten;
Er wird, wie du verdienſt, nicht ſtrafen, ſondern wüten;
Du ſiehſt es, daß dieß Herz ſo Lieb' als Blut verkennt,
Wenn man den Donner reizt und meine Rach' entbrennt.
Der Cherub, der das Schwert vor Gottes Richtſtuhl führet,
Straft, ob die Straf ihn gleich tief in der Seele rühret.
Dein frecher Ungeſtüm und eines Vaters Grab
Sagt dir, was dieſe Hand für Lohn Verbrechern gab!
Sieh zu ...

Albißvinth. O zeige mir nicht dieſe Hand erhoben!
Ich ſeh ſie allezeit von friſchem Morde toben,
Ich ſeh ... mein Vater — ach! — wie bebt, wie ringet er!
Er ſträubt empor! er kämpft! Da treten um ihn her
Die Mörder, binden ihn; verſchließen ihm die Stimme,
Die ächzend Hülfe fleht: allein da fährt im Grimme
Der Dolch tief in ſein Herz: es wallt das Blut hervor,
Sein ſterbend Auge hebt ſich ängſtlich ſtarr empor:
Er zückt, er windet ſich in dem Gefühl der Schmerzen!
Da wühlet noch einmal der Dolch in ſeinem Herzen:
Sein edler Geiſt entflieht — und ſie ſieht lächelnd zu!
Sie! meine Mutter — wie? du? meine Mutter? du! —

Roſemunde. Ich bin's; ſonſt würd' ich nicht dein kühn Geſchwätze hören: —
Doch merk' ich deine Liſt. Der Strohm verſtellter Zähren
Soll meine Blicke weg von deinem Herzen drehn,
Um nicht voll Neubegier ganz auf den Grund zu ſehn —

Albißvinth. Ach! wenn du dahin ſiehſt, was ſiehſt du — was?

Roſemunde. Longinen —
(Albiſwinth betreten.)
Verbirg mir, wenn du kannſt, die unruhvollen Mienen,
Die dich verrathen —
Albiſwinth. Ha, Longinen? welch ein Wort!
Iſt nicht Longin dein Freund? und deines … laß mich fort,
Fort von dem Hof und dir: in tiefſten Wüſteneyen
Werd' ich die Tyger nicht ſo wie die Menſchen ſcheuen!
Longin! — und wie? Longin? —
Roſemunde. Iſt er nicht deiner werth?
Nicht einem König gleich an Macht? ihm gleich geehrt?
Nicht edel? großmuthsvoll? —
Albiſwinth. Ja, weil er nicht die Sache
Gebeugter Unſchuld fühlt; ſie vor gerechter Rache,
Die euch verfolgt, beſchützt; weil er … ah! rede nicht
Von ihm! euch haß' ich all' — o daß für dich die Pflicht
Gehorſam mir gebeut!
Roſemunde. Dieß hör' ich mit Entzücken!
Und alſo fürcht' ich nichts? und was in dieſen Blicken

Ein ſtiller Brand mir ſchien, iſt nichts, als eitler Wahn?
Du ſahſt Longinen nie mit ſanftern Augen an?
Nie fühlteſt du den Wunſch dein zärtlich Herz durchbeben,
Sein Gegenſtand zu ſeyn; geliebt, für ihn zu leben?
Ihm zu gefallen? —
Albißwinth. Wie? verſuchſt du heute mich
Ganz in den Staub zu ziehn? ich ſollte, glaubſt du, ich,
Gleich einer Buhlerinn, mein Haupt mit Roſen ſchmücken,
Um einen ſtolzen Mann gefällig zu entzücken? —
Ha! wenn ein ſolcher Wunſch in meine Seele ſchlich
Und ſie verzärtelte, ſo ſtraft' ich ſie und mich —
Longin, ſo ſagt die Welt, prangt mit erhabnen Thaten
Und einem großen Geiſt — doch er hat mich verrathen.
Dem, der vom Morde noch den Arm erhoben trug,
Eröffnet ſich dieß Schloß, ſtatt daß es ihn erſchlug!
Dein neuer Myrtenkranz, vom reinſten Blut befloſſen,
Hat unter ſeinem Schutz ſich ſicher erſt geſchloſſen,
Und ihn — Ja, hätt' er da Gerechtigkeit geübt,
So hätt' ich ihn vielleicht aus Dankbarkeit geliebt.

Roſemunde. Dir ziemt der edle Stolz, mit dem du dich vertheidig'ſt,
Und du gefällſt mir, ſelbſt, indem du mich beleidig'ſt? —
Gut, Albißvinth, du ſagſt's, und jetzt noch glaub' ich dir: —
Doch daß kein Argwohn mehr mich täuſche, ſchwöre mir …

Albißvinth. Wenn du dich täuſchen willſt, ſo wirſt du mich nicht hören;
Mein Wort war ſtets genug —

Roſemunde. Nein nein, du mußt mir ſchwören,
Daß dein jungfräulich Herz noch keine Zärtlichkeit,
Kein Wunſch, kein Seufzer je für den Longin entweiht;
Daß, wär er auch die Zier, der Stolz der halben Erde,
Er doch den kleinſten Wunſch dir nie entreißen werde; —
Wohl, ſchwöre …

Albißvinth. Ganz erſtaunt hör' ich! — verbeut auch mir
Zu leben — und warum? was hilft's? was ſchadet's dir?
Warum ſoll dieſes Herz niemals ein Wunſch ereilen,
Mit einem edlen Mann des Lebens Glück zu theilen?

Gebeut man dem Gefühl? iſt Kaltſinn eine Pflicht?
Roſemunde. Sie iſt's — lieb' alle Welt; Longinen aber nicht.
Die Urſach, Albißvinth, ſey dir zwar jetzt verborgen;
Jedoch vielleicht entdeckt ſie dir der nächſte Morgen —
Schwör' —
Albißvinth. Nein: ſagt' ich dir nicht, warum mir itzt Longin
Mehr meines Haſſes werth, als meiner Liebe ſchien?
Und doch werd' ich mir nie den Schwur entreißen laſſen,
Die Tugend, wär' er auch mein Feind, in ihm zu haſſen.
Roſemunde. Verlangt man deſſen Haß, der uns nicht lieben ſoll?
Du logſt! ich ſeh' dein Herz; es ſchlägt empfindungsvoll
Für ihn! Genug; du willſt nicht ſchwören? gut, ſo ſchwöre
Ich dir bey deinem Stolz, bey Leben, Lieb' und Ehre,
Bey deines Vaters Gruft, wo nur die kleinſte Spur
Für ihn von Liebe dich verräth — ein Funke nur;
So will ich dieſen Dolch, (und läßt Er Liebe blicken,)
Erſt in dein Herz, und dann — vielleicht in ſeines drücken.

Du kenn'ſt mich, ungeſtraft reizt man nicht meine Wuth,
Brennt ſie einmal empor, ſo dämpft nichts ihre Glut.
Sie haßt ſo, wie ſie liebt, ſie ſtraft, wie ſie belohnet.
Allein aus Mitleid hat ſie keines noch verſchonet,
Dieß merke dir — genug! — (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Albißwinth (allein, nach einigem Stillſchweigen.)

Betäubt und ſchreckenvoll,
Unwiſſend, was ich thun und was ich fürchten ſoll! —
Beſtürmt das Schickſal ſtets die ungeprüfte Jugend
Und hat es keinen Troſt für mich, als meine Tugend?
Kein Vater lebt mir mehr, auch keine Mutter — nein;
Kann ſeine Mörderinn wohl meine Mutter ſeyn?
Dem niederträchtigen Gehülfen ihrer Schande,
Des Mord's, des Ehebruch's giebt ſie durch heil'ge Bande
Ihr grauſam, falſches Herz, das königliche Gut,
Mich — und er fordr' es nur, ſo fließt ihm auch mein Blut.
Longin! ah, du Longin! in deſſen edlen Herzen
Ich meine Hoffnung ſah, jetzt — einen Quell von Schmerzen.

Als ich dich einſt am Hof von meinem Vater ſah,
Drey Sommer ſind es itzt, wie reizend, liebreich da!
Und wie verändert nun! ich glaubt', ich floh' zur Rache
Mit meinen Mördern her — und du führſt ihre Sache
Longin? — und doch verrieth vielleicht mein Herz ein Blick!
Hat ſie es nicht geſehn? — verrätheriſch Herz, zurück!
Wie? ſoll der Liebe Frucht aus Haß und Rache keimen?
Hält'ſt du den Tag für Nacht, und kannſt du wachend träumen? —
Sie ſchwört mir Qual und Tod; warum? — ſie ſieht wohl ein,
Wer dieſe Hand begehrt, muß auch mein Rächer ſeyn:
Er muß auf Hellmichs Gruft mir einen Altar bauen,
Sonſt werd' ich keinem Schwur, ſonſt keinem Herzen trauen —
Die Mörder ſchützt Longin, und ach! wer ſchützet mich! —
Longin! ich hätte dich geliebt! itzt haß' ich dich …

Dritter Auftritt.

Longin. Albiſſwinth.

Longin, (der die letzten Worte gehöret, wirft ſich ihr zu Füßen.) Du haſſeſt mich? weh mir! — Ah! nimm
dieß Wort zurücke!
Es tödtet mich —

Albiſſwinth. Steh' auf —

Longin. Nicht eh, bis deine Blicke
Sich mir beſänftigen: — was hab' ich dir gethan?

Albiſſwinth. Du fragſt? — geſchwind ſteh auf:
ſonſt hör' ich dich nicht an —

Longin (ſteht auf.) Mein Herz verzehret ſich längſt
in geheimen Klagen.
Du flieheſt mich — warum? Schon längſt wollt' ich
dich fragen,
Was für ein ſchwarz Gewölk den Himmel überzieht,
Den mein entzücktes Aug' in deinem Antlitz ſieht?
Dieß ſüße Lächeln hat ein ſtummer Ernſt verſcheuchet,
Die Roſen des Geſichts ein innrer Gram gebleichet,
Die Stimme, ſonſt für mich der Tonkunſt Harmonie,
Tönt ſelten; ſpricht ſie ja, ſo hör' ich zitternd ſie:

Weh mir, du haſſeſt mich! Iſt Lieben ein Verbrechen?
Verdient es deinen Haß? wohlan; du magſt dich rächen.
Wiß es: von dieſer Gluth hat längſt mein Herz gebrannt;
Mein Glück und Leben ſteht allein in deiner Hand;
Ich liebe dich —
Albißwinth. Du mich? — die Zärtlichkeit verrathen —
(Der ſicherſte Beweis) mir deiner Liebe Thaten! —
Wenn du mich nicht geliebt, wer deckte ſonſt die Schuld,
Die Gott und Recht verdammt, mit Flügeln ſeiner Huld?
Wer hätte Mördern ſelbſt, die Erd' und Himmel fliehen,
In Schatten ſeiner Macht die Zuflucht hier verliehen?
Dem Mörder Hellmich, ihm, den ſeines Königs Blut
Und meines Vaters Blut gefärbt — o Edelmuth!
Wenn du mich nicht geliebt — Von dieſer Lieb' entglommen,
Haſt du Raub, Ehebruch und Mord in Schutz genommen,
Durch den dein theurer Freund, dein Helmich ſicher iſt,
Und ſein geſtohlnes Gut in ſtolzer Ruh genießt! —

Longin. Genug; ach Albißwinth! hör' auf, mich mehr zu quälen! —
So tief herabgeſetzt, zu ſo unedeln Seelen?
Zu einem Hellmich? Nein; zu Sklaven zähle mich —
Zum niedrigſten — Longin glaubt da noch edler ſich!

Albißwinth. Vermuthlich ſoll ich dich dem Himmel gleich erhöhen?
Verbrechen ſchützeſt du, und er läßt ſie geſchehen.

Longin. Du Schönſte, Treflichſte von ſterblichem Geſchlecht,
Bey ſo viel Tugenden, ach! ſey doch auch gerecht!
Hör' erſtlich die Geſchicht', und du wirſt mir verzeihen —

Albißwinth. Ich dir verzeihn? — wohlan; dieß ſollte mich erfreuen.

Longin. Du ſelbſt, Prinzeßinn, biſt ſein Freybrief, du allein!

Albißwinth. Ich? So verdient' ich gleich ...

Longin. Hör', um mir zu verzeihn!
Ja, hätt' auch eine Welt für ſie und ihn gebeten,
Sie hätten ohne dich die Schwellen nie betreten.
Kaum tönte das Gerücht des Mordes durch das Land,
So ſagte mir ein Brief von deiner Mutter Hand,

Sie floh mit Helmichen, mit dir, mit allen Schätzen
Italiens, um ſich in Sicherheit zu ſetzen:
Die Hälfte, ſchützt' ich ſie, die Hälfte ſey für mich —

Albißwinth. So war es der Gewinnſt? noch mehr
veracht' ich dich!

Longin. Iſts möglich, Albißwinth? kannſt du
mich ſo verachten,
Nur dieſes Argwohns werth ein Herz, wie mein's, zu
achten?
Sagt' ich dir nicht für dich! auch Albißwinth, für
dich
Warb man um meinen Schutz, und dieß war g'nug
für mich?
Mit Königsmördern ſah ich dich im Geiſt umgeben,
In eines Raubers Hand dein Recht, dein Glück, dein
Leben,
Und andrer Räuber viel umher ſich hämiſch freun,
Von Schätzen Alboins auch mit genährt zu ſeyn:
Ihm bot ein jeder Fürſt die Freyſtatt um die Wette,
Der ihn vielleicht beraubt, und dann verjaget hätte;
Und hätt' er ihn verjagt, und hätt' er ihn beraubt,
Traf nicht auch, Albißwinth, der Streich dein edles
Haupt?

Iſt Tugend das Geſetz der Mächtigen der Erden,
Die Wölf' an Raubſucht oft, an Blutgier Tyger werden?
Ach! ſprich, wo fandeſt du Ruh, Ehre, Sicherheit
Da, wo nur Wolluſt, Geiz, Haß, Neid und Stolz gebeut?

Albißvinth (nachſinnend.) Ich zittre —

Longin. Jetzt vielleicht würd' es ein Frevler wagen,
Ein ſchändlich Opfer dir von Herzen anzutragen;
Vielleicht auch irrteſt du zu Land und auf dem Meer
Begleitet — ach, von wem? und hoffnungslos daher!
Vielleicht … du ſahſt noch nicht das Schiff auf wilden Wogen,
Wann uns ein widrig Glück den Sonnenſchein entzogen:
Der beſte Freund ſucht oft nur Sicherheit für ſich,
Und der demüthig kroch, ſtürmt ungeſcheut auf dich!
Genug, ein edles Herz liebt dich und wird dich ſchützen:
Die Schätze kannſt du ganz, ſo bald du willſt, beſitzen:
Weh dem! der wider dich unheil'ge Händ' erhebt,
Der dich beleidiget, weh ihm! er hat gelebt —

Albißvinth. Und lebt auch ungeſtört, genießt froh ſeines Lebens,
Und eines Vaters Geiſt ſchreyt Räch', und ſchreyt vergebens:
Die Lebenden allein beſchützt und rächt Longin —
Longin. Dieß thut er: — und ich weiß, du ſelbſt rechtfertigſt ihn.
Albißvinth. Dich? —
Longin. Hellmich hat nicht eh die Freyſtatt ſich erkohren,
Bis ich die Sicherheit des Lebens ihm geſchworen:
Nicht eher liefert' er ſein Ehgemal und dich;
Mein Wort verbürgt' ich ihm, und dieß verbindet mich.
Ich könnt' itzt, er verdient's, an ihm dein Unrecht rächen:
Doch kann ich ungeſtraft ihm Eid und Treue brechen?
Nein, wär' der ganzen Welt ein Meineid zu verzeihn,
So muß des Fürſten Wort doch unverbrüchlich ſeyn.
Du ſelber, Albißvinth, wär'ſt du dir ſelbſt gelaſſen,
Du würdeſt nicht die That, doch den Verräther haſſen.
Albißvinth. Indeſſen triumphirt die Bosheit ungeſcheut,
Und du biſt ungerecht bloß aus Gerechtigkeit!

Ich will den Himmel nicht mit Klagen mehr beſchweren:
Mit Rache will ich ſelbſt den ſchwachen Arm bewehren.
Du! ſiehe zu, daß du ja dein Gelübd' erfüllſt,
Beſchütz' ihn wider die, die du beſchützen willſt.
Longin. In meinem Namen nur gelobt' ich ihm das Leben.
Der Tochter kann die Welt, mir kann ſie nicht vergeben:
Doch denk' an die Gefahr, die Albißvinthen droht!
Ach! deine Mutter lebt …
Albißvinth. Ich fürchte nicht den Tod:
Sie büſ' in Hellmichs Blut ihr übereilt Verbrechen!
Longin. Um an der Tochter ſich aufs ſchrecklichſte zu rächen?
Und würde dich ihr Zorn zum Opfer auserſehn,
So müßte mir ihr Blut für dieſes Opfer ſtehn.
Albißvinth. Wie? meiner Mutter Blut? du wollteſt Hellmich werden?
Ein Greu'l? ein Ungeheu'r? der Schimpf und Fluch der Erden?
Longin. Ich würde das Gebot des Himmels bloß vollziehn:

Es bande hier kein Wort den ſtrafenden Longin —
Wo ſollte ſich einmal das bange Mordſpiel ſchließen?
Es müßte Blut auf Blut, und endlich meines fließen. —
Allein hört Albißvinth der treuen Liebe Rath,
O ſo vergönnt ihr Zorn ſich keine raſche That.
Zwar weiß ich, daß ihn bloß der Tugend Lieb' entflammet,
Doch ...

Albißvinth. Hat nicht das Geſetz den Königsmord verdammet?
Iſt ihn zu ſtrafen nicht der Fürſten heil'ge Pflicht?
Ich muß mich rächen, ich, rächt mich der Himmel nicht.

Longin. Er wird es thun, er wird an deine Rechte denken!
Was er dem Frevel lieh', wird er der Unſchuld ſchenken.

Albißvinth. Wem man ſo lange leiht, den überſieht man leicht.

Longin. Ja, wo des Daſeyns Raum kaum eine Spanne reicht,
Wo Jahre Stunden ſind — Er, welcher Ewigkeiten
Mit einem Winke mißt, vom Anbeginn der Zeiten
Straf und Belohnung treu zu allen Thaten wog,
Und keinen Böſewicht noch um den Lohn betrog,

Er überſieht es nicht. —

Albißvinth. Wohlan; ſo muß ich ſchweigen,
Mich kriechend in das Joch des Vatermörders beugen,
Und ſehn — wie zärtlich mich Longin, wie feurig liebt!

Longin. So feurig, daß er gern für dich ſein Leben giebt.
Gebeut! laß mich nur nicht, gleich jenem niedern Haufen,
Dein viel zu edles Herz um einen Meineid kaufen.
Viel hundert willigten in die Bedingung ein,
Doch würden ſie vielleicht dir ſelbſt verächtlich ſeyn.

Albißvinth. Trotz meiner Rache muß mein Herz dir doch vergeben. —
Doch ſprich, Longin, wo wird mein edler Rächer leben?
Zum Preiſe hatt' ich ihm allein mein Herz beſtimmt,
Auch da, wo es den Ruf der Liebe nicht vernimmt —
Du liebſt mich — und vielleicht — lieb' ich Longinen wieder!

Longin. Was hör' ich? — Albißvinth — es ſteigt der Himmel nieder!
Ach! laß mich vogelſchnell zu deiner Mutter fliehn,
Und flehn ...

Albißvinth. Unwiſſender, halt ein! wo willſt du hin?

Longin. Dort deine Hand erflehn, da ich dein Herz hier habe.
Albißvinth. Bleib'! Wiß, auf dieſem Pfad führſt du mich zu dem Grabe —
Longin. Was ſagſt du? gränzt das Grab ſo nah an Himmel an?
Albißvinth. Wie eine Natter ſich um Roſen winden kann!
Longin. Allein, Ein Wort! ich weiß: ſie wird mir nichts verſagen.
Albißvinth. Ein Wort — und ſchnell wird uns der Bliz in Abgrund ſchlagen,
Und man wird ungeſtraft des Vatermords ſich freun,
Und Albißvinthens Staub in Lüften ſtolz verſtreun.
Longin. Weh dem ...
Albißvinth. Vergebens, Prinz! gelob' ein ewig Schweigen!
Schwör', deinen Wunſch nur mir im Stillen anzuzeigen:
Ja, wenn die Heucheley dir meine Hand verſpricht,
Verſchmäh' ſie! glaube mir, ſonſt hoff' — und lebe nicht!
Longin. Welch Räthſel! — Himmel! ich ſoll einen Wunſch verſchwören,

Durch den ich leb'? — ihn wird ein jeder Blick erklären!
Mein Seufzen ... ach! warum ... —
Albißvinth. Vergebens fragſt du mich,
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig! ſonſt trifft die Reue dich. — (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Longin (alleine.)

Sie flieht! und läſſet mich in weiten Labyrinthen —
Ach! meine Hoffnung blüh't allein in Albißvinthen!
Sie nährt und tödtet ſie — ſie liebt — ach! liebte ſie,
Woher käm' das Verbot? — Nein, nein, ſie liebte nie,
Und ſchmeichelt, um ... doch nein, es kann ein Engel fehlen,
Doch iſt nie der Betrug der Antheil edler Seelen!
Vielleicht macht ſie ihr Gram, ihr Schmerz ſo ſchreckenvoll,
Vielleicht haßt ſie die Hand, die ſie verbinden ſoll —

Vielleicht ... g'nug, ſie gebeut: mein Herz muß es vollziehen,
Das meiden, was es liebt, ſein Glücke ſehn und fliehen!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſemunde (allein.)

Ich liebe — ja, Longin; mein Herz verbirgt es mir
Nicht länger! ach! es kocht, es wallt, es klopft nach dir:
Dich will ich ganz allein, und du ſollſt mich beſitzen:
Wer ſich mir widerſetzt, den ſoll kein Gott beſchützen. —
Du aber, Hellmich, mußt erſt bluten — doch laß ſehn;
Zuvor muß ich genau Longinens Herz durchſpähn. —
Ohn' Urſach war ich nicht mit Hellmich ihm willkommen: —
Den Preis, den ich ihm bot, hat er nicht angenommen. —
Sein Schweigen machet mir ein tief Geheimniß kund, —
Vielleicht verſchließt die Furcht und Hellmich ihm den Mund?
Nur ſchüchtern nah't er ſich, ſpricht halb, und nur vom weiten —

Noch rechnet mich die Welt zum Schönſten dieſer Zeiten : : :
O Himmel! liebt' er mich! — doch iſt es nicht mein Reiz,
Der ſeine Seel' entflammt, ſo lieb' er mich aus Geiz!
So ſehr ſein Stolz auch ſcheint den Reichthum zu verachten,
Er iſt ein Sterblicher, er wird nach Schätzen trachten!
Nur Eine Leidenſchaft! — beſtreu' den Weg mit Gold,
Und Ehrgeiz, Lieb' und Ruhm ſind deinen Wünſchen hold!
Dieß Herz füllt ſeine Hand mit meinen Schätzen allen;
Es würde Königen ein ſolch Geſchenk gefallen:
Weh dir, verſchmäh'ſt du es! Zu einem Mörder iſt
Mir Hellmich gut genug, wenn du der Meine biſt! . .
Er kömmt —

Zweyter Auftritt.

Roſemunde. Hellmich.

Roſemunde. Wen ſuchſt du?

Hellmich. Dich! wen könnt'
ich ſonſt hier ſuchen,

Da alle Herzen mir und dir im Stillen fluchen?
Wir ſchmeicheln uns umſonſt mit ſtolzer Sicherheit:
Man ſchützet Mörder nicht aus bloßer Höflichkeit;
Longin ...

Roſemunde. Du kennſt ihn nicht; ſein großes Herz ...

Hellmich. Und eben
Dieß hochgeprieſne Herz, kann es ſo leicht vergeben,
Was es für ſtrafbar hält?

Roſemunde. Er iſt ein Menſchenfreund,
Ein Schutz Unglücklicher ...

Hellmich. Und jedem Laſter feind,
So ſagt der Ruf von ihm. Zwar ſeh' ich kein Verbrechen
In dem, was wir gewagt: du tödteſt, dich zu rächen,
Und ich leih' dir die Hand, aus Liebe nur für dich;
Und ſpricht die Liebe frey, ſo ſpricht ſie auch für mich —
Doch glaubſt du, daß gleich ihr Longin uns richten werde?
Welch laut Geſchrey erhebt die Raſerey der Erde;
Sie ſchrey't, weil wir dem Blitz der Rache vorgeeilt,
Schrey't über Raub, weil ſie den Raub nicht mit uns theilt.

Der Menſchen Staatskunſt ſoll Longin allein verkennen,
Und eine Freyſtatt uns aus Großmuth bloß vergönnen?
Nie hat die Großmuth noch ein Thier umſonſt genährt,
Es blutet wenigſtens für ihren Opferheerd.

Roſemunde. Und warum will er nicht mit uns die Schätze theilen?

Hellmich. Vielleicht den ganzen Raub auf einmal zu ereilen:
Ein Kluger theilet nie das, was er ganz beſitzt.
Wer ſchützt uns wider ihn, wenn er uns nicht beſchützt?
Wir ſind in ſeiner Hand, er darf ſie nur erheben:
Die Rechte nimmt den Raub, die Linke mir das Leben!

Roſemunde. Nein, dieß thut nicht Longin.

Hellmich. Und was bürgt dir dafür?

Roſemunde. Sein Wort —

Hellmich. O Königinn! ſein Wort? dieß ſagſt du mir?
Ein Meineid heißt bey mir ein königlich Verſprechen;
Was uns ein Fürſt gelobt, denkt er gewiß zu brechen.
Wie? hatte dein Gemal nicht deiner Treue Wort?
Es ſtrich die Luft vorbey, und nahm es mit ſich fort.

Zum Vorwand fehlt es nie, ſollt' es Longinen fehlen?
Der Welt darf er von uns nur die Geſchicht' erzählen;
Und braucht er einen ja für uns; ſein Kaiſer leiht
Ihm dieſen leicht, — wann er ihm unſern Tod gebeut! —
Ich ſchaudre — ja, es liegt vor uns der Abgrund offen;
Ein Wunder, daß uns nicht der Schlag bereits getroffen.
Vielleicht — ach! wär' es Zeit, noch itzt ihm zu entgehn —

Roſemunde. Und wie?

Hellmich. O Königinn! dieß hab' ich längſt geſehn:
Entweder ſind es bloß des Eigennutzes Triebe,
Warum Longin uns ſchützt, wo nicht, ſo iſt's — die Liebe!

Roſemunde (hitzig.) Die Liebe, ſagſt du? — Ha; für wen?

Hellmich. Dieß wundert dich?
Iſt ihre Wirkung wohl ſo fremd' für dich und mich?
Iſt Albißvinth nicht ſchön? — voll jugendlicher Flammen
Longin? und würdeſt du wohl ſeine Wahl verdammen?

Roſemunde. Ja; Iſt nicht Albißvinth von königlichem Blut?
Hellmich. Die Liebe kennt kein Blut.
Roſemunde. Was nicht die Liebe thut,
Das thut der Stolz, der ſtets das Blut entheilig't findet,
Das bloß nach dem Gefühl mit Niedern ſich verbindet.
Und iſt ein Königreich Ravennens Exarchat?
Hellmich. Doch, wo iſt unſer Thron? und wo iſt unſer Staat?
Ein König, welcher flieht, iſt minder groß zu nennen,
Als ſelbſt die Niedrigſten, die ihn beſchützen können.
Longin iſt unſer Herr, und wir ſind unterthan;
Verſag' ihm, was du willſt, das er nicht nehmen kann:
In königlichem Blut kann er monarchiſch wüten,
Und wir ſind mächtig g'nug, wenn wir es nur verhüten.
Roſemunde, (die dieſe Zeit über nachzudenken geſchienen.)
Es ſey; was willſt du thun? —
Hellmich. Wir müſſen uns bemühn,
Mit ihm und Albißvinth ein Bündniß zu vollziehn.
Dann hat er eine Pflicht ſchon mehr, uns zu beſchützen:
Die Hoffnung, unſern Raub ohn' Anſpruch zu beſitzen,

Die Liebe, wenn er liebt; Dank und Erkenntlichkeit
Bey einem, der ſich heiſch von Pflicht und Tugend ſchrey't;
Kurz alles bindet ihn; da ihn itzt nichts mehr bindet,
Als ſein gegebnes Wort, das mit dem Hauch verſchwindet.

Roſemunde. Wann aber nicht Longin …

Hellmich. Nein, Königinn; wenn mich
Nicht jeder Anſchein täuſcht …

Roſemunde. Du ſäh'ſt? — was ſieh'ſt du? ſprich!

Hellmich. Das, was mehr als zu oft ein ſtummes Schweigen lehret —
Daß in Longinens Bruſt ein tief Geheimniß gähret;
Daß es, wofern es nicht nach unſern Schätzen zielt,
Ein zärtlich Herz verräth, das Lieb' und Sehnſucht fühlt.
Noch mehr! (es kann mich zwar ein falſcher Argwohn trügen,)
In ſeinen Augen glänzt ſtets ein beredt Vergnügen,
Wann Albißvinth erſcheint —

Roſemunde. Und iſt dieß oft geſchehn? —

Geſchwind! wir müſſen ganz in dieß Geheimniß ſehn:
Weh ihm! wenn er ... genug; wir werden ſichrer wiſſen,
Was er uns hoffen läßt, und was wir wagen müſſen.
Noch zittr' ich nicht vor ihm: So mächtig er auch iſt,
So ſteht ein andrer Gott mir bey, Betrug und Liſt.
Wir haben Goldes g'nug, des Hofes feilen Haufen,
Wenn er nicht unſern Wunſch befriedigt, zu erkaufen,
Und eine Mordthat mehr! — Ich weiß es, Hellmich wagt
Den Dienſt, den er mir nicht für ſeinen Herrn verſagt!
Der Feige fällt weit eh, als der, der den Gefahren
Mit offnen Buſen trotzt ... geh! daß wir es erfahren:
Biet' ihm die Albißvinth mit allen Schätzen an,
Hör', ob er ein Geſchenk, wie dieß, verweigern kann!

Hellmich. Willſt du, als Mutter, nicht den Antrag übernehmen?

Roſemunde. Nein, müßt' ich mich alsdann nicht der Verweig'rung ſchämen?
Mein Zorn ... (beyſeite.) ha! wär' es wahr?
(Zu Hellmich.) Ein freundſchaftsvoller Rath
Bedeckt, was dieß Geſchenk ſonſt Schimpflich's in ſich hat!

Du kennſt mich, meine Wuth hält keine Furcht zurücke!

Hellmich. Nein, Königinn, Longin kennt allzugut ſein Glücke —
Schon ſeh' ich ihn im Geiſt zu dir frohlockend fliehn
Und ... doch er kömmt —

Roſemunde. Ich geh — (Im Weggehn.) Weh dir, weh dir, Longin!
Wofern du ...

Dritter Auftritt.

Hellmich. Longin.

Longin. Und warum entfernt ſich Roſemunde?—
Vielleicht, Herr, naht' ich mich zur unwillkomm'nen Stunde,
Vielleicht, daß ein Geſpräch ...

Hellmich. Longin, was ſagſt du? Nein,
Kann der, der uns beſchützt, uns unwillkommen ſeyn?
Die Ruh giebt uns ein Gott; den ſehn wir in Longinen —

Longin. Herr, keine Schmeicheley! Um Beyfall zu verdienen,
Brauch'ts einer edlern That —

Hellmich. Und was kann edler ſeyn,
Als fern vom Eigennutz Verfolgten Schutz verleihn? —
Auch wollten wir dir gern der Schätze Hälfte geben,
(Noch ſtets ein klein Geſchenk für ein erhaltnes Leben!)
Allein …

Longin. Ich wuch're nicht mit einer ſolchen That:
Das iſt nicht mehr Verdienſt, das man erkaufet hat,
Und hab' ich einiges um dich, um Roſemunden …

Hellmich. So viel — kein Ausdruck ſagt, was unſer Herz empfunden!
Es quält uns, und darum entfloh die Königinn:
Sie weiß, was ſie dir dankt, was ich dir ſchuldig bin.
Stets königlich gewohnt, Verdienſte zu belohnen,
Fühlt ſie zum erſtenmal den Mangel ihrer Kronen.
Sie wünſchet, ſie gebeut; noch mehr, ſie fleht dich an,
Ob ihr nichts übrig iſt, das ſie dir geben kann?

Longin. Da ich zufrieden bin mit dem, was ich beſitze,
Was iſt mir, wo ich nichts bedarf, der Reichthum nütze?
Fällt die Verbindlichkeit der Königinn zu ſchwer?
Sag' ihr, daß ich belohnt durch ihr Vertrauen wär,
Daß ich vielleicht …

Hellmich. Ah ſprich! doch laß' mich dir erſt ſagen,
Was wir für ein Geſchenk dir anzubieten wagen:
O käm' ich nur Einmal Longinens Wunſch zuvor,
Und fänd' ein offnes Herz, und fänd' ein offnes Ohr! —

Longin. Du glaubſt …

Hellmich. Daß Albißvinth vielleicht gefallen könne,
Und daß vielleicht für ſie dein Herz im Stillen brenne —
Doch ſprich ein einzig Wort; und Albißvinth iſt dein,
(Nach einer Pauſe von beiden Seiten.)
Mit unſern Schätzen dein! — Du willigſt ſchweigend ein:
Ich ſeh' es, dieſes Roth, das dein Geſicht beziehet,
Verräth mir, daß dein Herz nicht dieſen Antrag fliehet —
Ich geh', ich eil', ich flieh …

Longin, (der ſich ein wenig von ſeiner Verwirrung erholet.)
Bleib', Herr — wo willſt du hin? —
Nur einen Augenblick! —

Hellmich. Wohin? — zur Königinn.

Longin. Zu ihr? verlangte ſie …

Hellmich. Sie ſelbſt! und vor Verlangen

Brennt ſie, in dem Longin den Eydam zu umfangen:
Sie ſelbſt — glaubſt du vielleicht, daß Albißvinth den Preis
Von deiner Zärtlichkeit und deiner Hand nicht weiß?
Hat dir ihr Auge nicht ſchon längſt den Wunſch erkläret? —

Longin (ein wenig hitzig.) Niemals. — Zwar find' ich mich durch dieß Geſchenk beehret;
Der Antrag ſchmeichelt ſehr, ihr Herz und ihre Hand,
Der Schönheit ſeltner Glanz, Geburth, Verdienſte, Stand,
Sind werth, daß eine Welt zu ihren Füßen lieget,
Daß ſie — ein ander Herz, als dieß mein Herz beſieget —

Hellmich. Was hör' ich? Nein, Longin, dieß Mißtrau'n ziemt dir nicht!
Hör', was die Welt von dir und deiner Tugend ſpricht:
Wie jeder Mund entzückt dich, deinen Namen nennet! —
Biſt du der einzige, der ſein Verdienſt verkennet?
Der Sonne mächtig Licht verberge ſeinen Strahl,
Wir fühlen allezeit …

Longin. O Herr, gebiet' Einmal
Dem übertrieb'nen Lob: denn, du mußt mir verzeihen,

Ich find' in ihm zu ſehr des Hofmanns Schmeicheleyen.—
Doch, weiß auch Albißvinth . . .
Hellmich. Genug! du biſt erhört,
Geſetzt auch, ſie allein verkenne deinen Werth.
Die Königinn befiehlt: kann's eine Tochter wagen,
Ein mütterlich Gebot . . .
Longin. So wagt' ich's, nein, zu ſagen.
Das Bündniß ſey verflucht, das nicht die Liebe ſchließt,
Wo Anſehn und Gewalt der Liebe Feſſel iſt,
Die ſtille Thränen reizt! Ich kann alleine weinen,
Und nur ein grauſam Herz ſucht Thränen zu den Seinen.
Hellmich. Das heißt, du liebeſt ſie, Longin; doch fürchteſt du,
Daß, was die Liebe wünſcht, bey ihr das Anſehn thu'?
Und warum fürchteſt du? — Wie? — biſt du ſchon belehret,
Welch' einen ſtillen Wunſch ihr zarter Buſen nähret?
Vielleicht, daß nur zu ſehr dein Antrag ihr gefällt,
Und jungfräulicher Zwang den Blick zurücke hält:
Daß ſich ihr liebend Herz in ſtiller Sehnſucht quälet,
Weil blöd' in ſeinem Wunſch ſich ihr Longin verheelet.

Geh', und entdeck' ihr frey! und ſieh, ob ſolch' ein Mann,
Wie ihr und unſer Freund, nicht alles hoffen kann.

Longin (unruhig. Beyſeite.) Was ſag' ich! —
Herr — verzeih! — dem Glück zu widerſtehen,
Heißt deſſen unwerth ſeyn — und ... es kann nicht geſchehen —
Mein Herz —

Hellmich. Ha, rührt vielleicht ein andrer Gegenſtand?
Und ſo verſchmäht Longin, in Albißvinthens Hand
Die Hoffnung, ſich belohnt ...

Longin. Herr, könnt' ich ſo mich haſſen?
Sie iſt die Zier der Welt — Sie ... Ich muß dich verlaſſen. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Hellmich (alleine.)

Was heißt dieß? er verſtummt? entflieht — läßt mich allein?
Zerſtreut, beſtürzt, erſtaunt! — Hier muß ein Abgrund ſeyn.

Und dieſer Abgrund — wie? iſt er nicht zu ergründen? —
Er will nicht unſer Gold? er will nicht Albißvinthen?
Nicht, was der Ehrgeiz ſich Erhabnes wünſchen kann? —
Ein junger, blühender und ehrbegier'ger Mann?
Er liebt nicht, er nur fühlt nicht die Gewalt der Jugend? —
Betrug! Die Blödigkeit hält' es allein für Tugend! —
Er liebt nicht? — aber wen? Iſt ſonſt kein Gegenſtand,
Der ſeine Bruſt entflammt — ein unglückſel'ger Brand,
Der uns verzehren ſoll? — ah! — hört' ich ihn nicht fragen,
Ob meine Königinn dieß Band ihm angetragen?
Und als ich von Gewalt bey Albißvinthen ſprach,
Entflammte ſeine Wuth? — Mit Schaudern denk' ich nach! —
Wer weiß — wir lieben oft, wo Pflicht verbeut zu lieben!
Zu jenem Königsmord, was hat mich angetrieben?
O Roſemunde, du! — Biſt du itzt minder ſchön,
Und iſt Longin ſo blind, um nicht, wie ich zu ſehn?
Dein erſtes Morgenroth, dein Aufgang iſt vorüber!
Allein das Licht der Welt ſieht man oft ſcheidend lieber,

Den Strahl, der noch zuletzt die Erde ſchmachtend grüßt,
Dem Auge ſchmeichelnder und minder blendend iſt. —
Ja, ja — ich ſeh's, ſo iſt's! und ſchauervolle Schrecken
Durchſtröhmen meine Bruſt! Kein Schild kann mich bedecken,
Wenn dieſe Pfeil' einmal dem ofnen Buſen dräu'n:
Ich werd' ein Albein und er ein Hellmich ſeyn!
Und Roſemunde — du — ach! trau' ich Roſemunden?
Wer flieh't die Thiere nicht, die leicht und gern verwunden.
Es ſchmeich'le noch ſo ſehr uns ihr gezähmter Blick,
Löſ' ihre Feſſel, ſchnell kehrt die Natur zurück. —
Was thu' ich? — Doch mit ihr theil' ich ſchon ein Verbrechen,
Und ihr Vertrau'n darf ich durch keinen Argwohn ſchwächen; —
Sie billigte vorhin ja den entworfnen Plan,
Und kündigt' ihre Wuth in mancher Drohung an.
Ihr Arm muß mich allein vor dem Longin beſchützen,
Sonſt werd' ich nie die Frucht von einer Mordthat nützen!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Albißvinth. Hellmich.

Hellmich. Prinzeſſinn, nur ein Wort! —
Albißvinth. Was haſt du mir zu ſagen?
Haſt du nicht deinen Herrn, willſt du mich auch erſchlagen?
Ah, meines Vaters Blut! es tröpfelt noch von dir —
Fort! daß du mich nicht auch befleckeſt, fort von mir —
Hellmich. Dein Glück …
Albißvinth. Ein Glück? wie? du wag'ſt mir ein Glück zu bieten?
Gewiß, um ſicherer dann wider mich zu wüten.
Hinweg! dort findeſt du vielleicht ein offnes Ohr,
Schlag' meiner Mutter nur noch eine Mordthat vor!
Ich bin ja übrig —
Hellmich. Ach, ich kenne mein Verbrechen!

Und werde, wann du mir auch fluch'ſt, nie für mich ſprechen,
Dieß thu' die Königinn! ſie führ'te mir die Hand,
Und ohne ſie hätt' ich die Blutſchuld nie gekannt!

Albißvinth. Ha, ey wie edel! Wirf die Schuld, die dir gebühret
Getroſt auf die zurück, die du vorher verführet,
So wie der Pöbel thut, der ſeinen Bund verräth,
Wenn man ihn hoffen läßt, daß er der Straf' entgeht!
Auf meines Vaters Sarg den Thron dir zu errichten,
Dieß hoffteſt du: doch ſieh' die Hoffnung auch vernichten.
Ein edler Volk, als du, kennt beſſer ſeine Pflicht,
Verjagt uns, mag zum Thron ſolch' einen Mörder nicht,
Und ſchon hör' ich entfernt die lauten Donner rollen,
Die dich, — vielleicht auch mich durch dich zerſchmettern ſollen.

Hellmich. Sprich nur ein Wort, und gleich ſind wir in Sicherheit!

Albißvinth. Ich? —

Hellmich. Wenn Longin die Hand dir am Altare beut,
So ſind wir ...

Albißvinth. Schon genug; ich werd' es ſehr verhüten,
Daß es Longin nie wagt, mir dieſe Hand zu bieten:
Weh ihm! wofern er dich zu ſeinem Vorſpruch nahm;
Von deinen Händen nehm' ich keinen Bräutigam.

Hellmich. Dich kleidet nicht der Stolz. Mein Wohlergehn und Leben
Muß Schutz und Sicherheit dem deinigen erſt geben,
Und ohne mich ...

Albißvinth. Dankt' ich dir einen Augenblick
Mein Leben, Wohlergehn, und Sicherheit, und Glück,
So ſollt' ein Stahl, ein Gift dieß Leben gleich beſchließen,
Um nicht aus deiner Hand Wohlthaten zu genießen.
Gieb mir mein vorig Gluck, ah, deiner Schandthat Raub!
Fall in dein vorig Nichts, den angebornen Staub!
Erweck' auf's neue den, den du erſchlugſt, zum Leben,
So wirſt du meines mir gedoppelt wieder geben.

Hellmich. Longin ...

Albißvinth. Longin? Du irrſt, Longin iſt nicht ſo klein,
Uns deinetwegen nur die Freyſtatt zu verleihn!

Verlaß uns! ſiehe zu, ob er voll bitt'rer Klagen
Dir, wie ein lieber Freund, den Abſchied wird verſagen?
Geh, ſuch' noch einen dich beſchützenden Palaſt,
Doch laß die Schätze hier die du geplündert haſt,
Und ſieh, ob feſtlich ſich die Thüren öffnen ſollen;
Sie müßten rachevoll dich bald verſchlingen wollen!
Und beut uns der Exarch noch eine Zuflucht hier;
Ha! ſein wohlthätig Herz galt ganz gewiß nicht dir!

Helmich. Wem ſonſt?

Albiſwinth. Dieß werd' und will und mag ich dir nicht ſagen;
Du magſt ihn ſelbſt darum und meine Mutter fragen. —
(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Hellmich (alleine).

Kein eitler Wahn! — wie ich geglaubt, ſo muß es ſeyn,
Scharfſichtig dringt ſie auch in dieß Geheimniß ein:
Longin, ſo weiſ' er ſcheint, brennt von verbot'nen Flammen,

Verzehrend ſchlagen ſie ganz über mich zuſammen — —
(Er ſinnt ein wenig nach.)
Ja, ich will fliehn — und ſie? — Doch, was nüz't mir der Mord,
Wenn ſie ... vielleicht liebt ſie mich noch, flieht mit mir fort. —
Betrügliches Geſchlecht! ſeit ich mich dir verbunden,
Hab' ich den Augenblick der Ruhe nie gefunden!
An's erſte Laſter hieng ſich ſtets ein neues an
Und band, ich fühl's, die Laſt des ganzen Unglücks dran;
Sie wird mich ſchreckenvoll auch in den Abgrund ziehen,
Und meiner Hoffnung bleibt nichts übrig, als zu fliehen ...
Sie kömmt —

Dritter Auftritt.

Hellmich. Roſemunde.

Roſemunde. Nun, Freund, wie iſt der Anſchlag dir geglückt?

Hellmich. Umſonſt! auf's ſchimpflichſte bin ich zurück geſchickt

Roſemunde. Er wagt's? iſt's möglich ...

Hellmich. Ja, ein Bündniß auszuſchlagen,
Das man nicht Königen vergebens angetragen.
Vielleicht wagt er noch mehr!
Roſemunde. Und was?
Hellmich. Ach, Königinn!
Sprich, ob ich deiner Bruſt je werth geweſen bin?
Liebſt du mich noch? noch itzt? —
Roſemunde. Warum ſo eitle Fragen?
Dieß iſt Beleidigung; und kann ſie Hellmich wagen?
Vergißt er, was für Blut die Treu beſiegelt hat,
Die ich ihm angelobt? die ſchreckenvolle That,
Die mich, mein ganzes Glück, an dich, dein Glück verbunden?
Ich hab' in dir mein Heil, du dein's in mir gefunden —
Und ſoll bey jeglicher Gefahr dieß feſt beſtehn,
So darf kein Augenblick die Eintracht trennen ſehn.
Hellmich. Genug; umarme mich! Die Hoffnung ſteigt hernieder
Und flößt in meine Bruſt den erſten Frieden wieder:
Vereint mit dir biet' ich dem Ungewitter Trutz.
Es nehme dich mein Herz, wie deines mich in Schutz!
Mein Wunſch ...

Roſemunde. Genug! Er wagt ..., was wagt er? —

Hellmich. Dich zu lieben!

Roſemunde, (die ihre Freude nicht ganz bergen kann.)
Mich? Mich? — Betrogner Freund! Von Eiferſucht getrieben,
Machſt du dir ein Phantom, das deine Liebe ſcheucht:
Und wo die Furcht uns quält, da glaubt man allzuleicht.

Hellmich. Nein, alles müßte mich und ich mich ſelbſt betrügen:
In deiner Liebe wünſcht er über mich zu ſiegen.
Vom Anfang deckt mir dieß den ſchrecklichen Verlauf
Von dem erbot'nen Schutz und ſeiner Großmuth auf.
Um Albißvinthens Reiz und Reichthum zu verachten,
Muß man nach höherm Reiz, nach größerm Reichthum trachten.
Und ſprich! wo findet er dieß, als in dir allein?
Mit deiner Schönheit ſind auch alle Schätze ſein:
Doch ich ... ach Königinn, brauch' ich dir zu erklären,
Auf welchem Altar er die Treu dir wünſcht zu ſchwören?
Mein Grab ..

Roſemunde. Ah! welches Wort nennſt du, mein Hellmich? nein.

Weh ihm! fiel ihm der Wunſch, ein Schatten davon ein! ...
Doch, noch einmal, du irrſt! — würd' er ſo lange ſchweigen?

Hellmich. Sollt' er beym Eintritt dir den frechen Wunſch bezeigen? —
Du ſieheſt wohl, er ſchweigt, bis man ihm Hoffnung giebt,
Daß er nicht unbeglückt, nicht unerhört geliebt!

Roſemunde. Nicht unerhört? — Bald, bald will ich die Hoffnung ſtören.
Ich will mit Stahl und Gift die ſchwache Hand bewehren,
In ſeinem eignen Schloß, von ſeiner Wach' umringt ...

Hellmich. O Eifer, der mein Herz mit Lieb' und Dank durchdringt! —
Doch die Verzweiflung nur kann dieſe That beginnen,
Du würdeſt ſeiner Gluth und nicht der Straf' entrinnen;
Die Liebe ſeines Volks bewachet ſorgſam ihn.
Viel lieber laß uns fort mit unſern Schätzen fliehn:
Uns ſteht die ganze Welt zu einer Freyſtatt offen;
Denn, wann du ſie bezahlſt, kannſt du ſie ſicher hoffen.

Roſemunde. Bey ungewiſſem Weg' taugt Uebereilung nicht.

Damit ich ſicher geh', brauch' ich erſt Unterricht:
Mich muß ſein eigner Mund erſt ſeine Wünſche lehren.

Hellmich. Wie aber? werd' ich nicht zuvor mein Urtheil hören?

Roſemunde. Ha! dieſe kleine Furcht ſteht Männern wenig an.
Regiert von Argwohn, Furcht, Mißtrau'n und eitelm Wahn,
Macht dir ein jedes Laub, bewegt vom Winde, Schrecken,
Und ohne mich wagſt du nicht eine Hand zu ſtrecken.
Wer dir hätt' Alboin noch lange triumphirt,
Wenn ich zum erſten Stoß dir nicht die Hand geführt:
Genug, ich will dich bald von dieſer Furcht befreyen.

Hellmich. O möcht' ein gut Geſchick darzu dir Glück verleihen!
Jedoch ...

Roſemunde. Ich geh', und ſuch' und biete dem Longin
Noch einmal Albißvinth: ich ſage, daß wir ihn,
Verſchmäht er ſie, nicht mehr um Gnade betteln wollen.
Dann weiß ich, was wir thun, was wir vermeiden ſollen.

Macht er die Flucht uns leicht: wohl ihm! wir fliehn; wo nicht,
So lehr' ihn Alboin die traurige Geſchichte,
Wie eine Königinn ſich rächt, die man beleidigt,
Und gegen eine Gluth, die ſie verdammt, vertheidigt.
Ich werde fliehn, allein — zuvor …

Hellmich. Ich folge dir
In allem; Schutz und Gott und Alles biſt du mir.
Doch wiſſe, was du thuſt; das Leben mir zu geben,
Das er mir rauben will, muß Roſemund' erſt leben!

Roſemunde. Geh fort, ſchick' ihn hieher, mein Hellmich, meine Luſt,
Mein Himmel! Bald eil' ich zurück an deine Bruſt.
Laß dich, wie du gewohnt, indeß ein Bad erquicken
Die Liebe lohnt dir dann mit Wolluſt und Entzücken.
Ich bleibe hier — (Hellmich geht ab.)

Vierter Auftritt.

Roſemunde (alleine.)

Heil mir! ſtröhm' über, volles Herz!
In Freuden aufgelöſt! umringt von Lieb' und Scherz,
Elyſium umher! — Bey brennenden Verlangen

Dürft' ich, als Ehgemal den Jüngling zu umfangen,
So wie mir ekelt, dich, o Hellmich, mehr zu ſehn:
Nur einen einz'gen Wink, ſo iſt's um dich geſchehn!...
Er kömmt; — wie hüpft mein Herz! ein mächtiges Entzücken
Durchſchauert es! mit Müh' werd' ich es unterdrücken —

Fünfter Auftritt.

Roſemunde. Longin.

Longin. Hier bin ich, Königinn! Du zürnſt vielleicht mit mir?
Doch, wüßteſt du ...

Roſemunde. Longin! Was ſagſt du? ich mit dir?
Und wenn wir noch ſo ſehr mit unſrer Neigung ringen,
Die Liebe läßt ſich nicht, nicht unſer Herz bezwingen:
Für das, was du an mir, was du an uns gethan,
Iſt es das Einzige, was ich dir geben kann.

Longin. Das Größte, Trefflichſte! — doch ich ...

Roſemunde. Ich will nichts hören;
Du liebſt wo anders!

Longin. Ich?
Roſemunde. Und wer kann dir es wehren?
Du liebſt, und liebſt beglückt: wer wird dir widerſtehn?
Du würdeſt dich geliebt von Königinnen ſehn!
Ich aber will und kann nicht länger hier verweilen. —
Ach! unſre Schätze glaubt' ich, Herr, mit dir zu theilen;
Doch du verſchmäh'ſt ſie …
Longin. Wie? du wollteſt, Königinn…
Roſemunde. Fliehn, wo ich unbekannt, vor dir verborgen bin.
Longin. Vor mir? hab' ich mein Wort nicht dir ſchon oft gegeben?
Gilt Treu und Ehre mir nicht theurer als das Leben?
Roſemunde. So lang' kein feſter Band mich an Longinen ſchließt,
So weiß ich, was das Wort der Treu bey Fürſten iſt —
Longin. Und wär' es ein Geſetz der Fürſten dieſer Erden,
So möcht' ich um den Preis nicht ein Beherrſcher werden.
Den Schutz, den ich dir jüngſt, ſammt Hellmichen, gewährt …

Roſemunde. Und ſo iſt Hellmich, Er, auch deines Schutzes werth?

Longin. Werth, oder unwerth — g'nug! ich hab' es ihm verſprochen,
Und was ich je verſprach, hab' ich noch nie gebrochen.

Roſemunde. Auch hier verläugnet ſich ſelbſt deine Großmuth nicht?

Longin. Es hat, o Königinn, ein jedes ſeine Pflicht!
Genug! Ich ſteh' für mich, ich ſtehe für die Meinen,
Du ſollſt durch unſre Schuld nie Hellmichen beweinen.
Bleib'! —

Roſemunde. Ich verſtehe dich. Es würde dich erfreu'n,
Wenn Hellmich ... aber willſt doch nicht ſein Mörder ſeyn.
Gut, gut, es werden ſich auch darzu Hände finden —

Longin (beyſeite.) Was heißt dieß?

Roſemunde. Aber itzt kann mich nichts länger binden.
Ich reiſ', und Albißvinth, und Hellmich reiſ't mit mir —
Wie viel, erhabner Freund, wie viel verdank' ich dir!

Kein Wunſch, und ſollt' er ſelbſt dein Hoffen überſteigen,
Kein Wunſch iſt groß genug, um ihn mir zu verſchweigen:
Sprich! er iſt dir gewähret —

Longin (unruhig. Beyſeite.) Ach! dürft' ich! …
Aber nein; (Zu Roſemunden.)
Bleib' mit den Deinen hier!

Roſemunde. Dieß kann und darf nicht ſeyn.

Longin. Warum? was fürchteſt du? Kann ich dir für dein Leben
Mehr Bürgſchaft als mein Wort, ein ſich'rer Pfand dir geben,
So ſprich! — und iſt umher die laurende Gefahr
Itzt minder fürchterlich, als ſie dir jüngſtens war?

Roſemunde. Nein; doch was ſollen wir, Longin, dir weiter nützen?
Du willſt nicht unſer Guth, nicht Albißvinth beſitzen,
Das, was die Dankbarkeit dir beut, nimmſt du nicht an:
Glaubſt du, daß dieß mein Herz gleichgültig dulden kann? —

Nein, nein, es denkt zu groß: nie wird es ſich entſchließen,
Wohlthaten, die es nicht vergolten, zu genießen.
Ja; — nenn' es, wie du willſt, Stolz oder Eigenſinn,
Darinnen bin ich ſtets noch eine Königinn.

Longin. Die Wohlthat kömmt von dir: wirſt du mein Flehn erhören,
So giebſt du mir weit mehr, als ich dir kann gewähren.
Ach! aller Eigennutz iſt nicht ſo fern von mir,
Als du wohl glaubſt …

Roſemunde (ſieht ihn ſtarr an.) Longin! ſprich frey, ſo glaub' ich dir!

Longin. Dieß kann noch nicht geſchehn — du foderſt ein Verbrechen —

Roſemunde. Dieß fall' auf mich! — doch du darfſt offenherzig ſprechen!
Die Lieb' iſt kein's, allein bey Männern — Blödigkeit. — —
Du biſt beſtürzt? — verſtummſt? — Drang ich vielleicht zu weit
In dein Geheimniß ein? (Longin ſteht ganz betäubt.)
Erwach' aus deinem Schlummer,

Vielleicht, ach! theilt mein Herz mit dir den ſtillen Kummer,
Den dein verräth'riſch Roth mir itzt, und längſt geſagt,
So ſehr auch dein Geſicht ihn zu verbergen wagt:
Du liebſt, und wagſt es nicht, den Gegenſtand zu nennen —

Longin. Du glaubeſt ...

Roſemunde. Daß wir zwey von gleichen Flammen brennen.

Du liebſt, und biſt geliebt! Ja, glücklicher Longin!
Ich bleib', um nimmermehr aus deinem Arm zu fliehn.
Bald ſoll der Himmel uns in vollem Glanze lachen,
Und dein Geſtändniß will ich dir bald leichter machen —

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Longin (ruft ihr nach.)

Bleib', bleib'! du irrſt! ... ſie geht. — Ah! was hab' ich gehört!
Allmählich ſeh' ich mir das Räthſel aufgeklärt —
Warum, o Albißvinth, haſt du mir nicht entdecket,
Was für ein Ungeheu'r der Unſchuld Liebe ſchrecket! —

Sie liebt mich? Sie? ſie mich! die Königsmörderinn?—
O! warum ließ ich nicht die Miſſethäter ziehn!
Warum bekannt' ich nicht die Gluth, die mich verzehret!
So hätt' ich auf einmal die Hoffnungen zerſtöret ...
Doch Albißvinth ... weh mir! kam daher dein Verboth? —
Ja, Roſemund' iſt mir ſo ſchrecklich, wie der Tod!
Ich ſeh', wie ſchlau ſie ſich um uns, gleich Schlangen, windet,
Und tödtlich ſtechen wird, wann ſie nicht Früchte findet, —
Wie rett' ich Albißvinth und mich — Durch Feſſeln, Mord?
Doch mein gepriesner Schutz und mein beſchwornes Wort —
Wo ſind ſie? würde mir auch Albißvinth vergeben?—
Weg! etwas Schreckliches, ein Blut belaſtet Leben.
Der Himmel, der ſich nur die Rache vorbehält,
Wählt ſich zum Werkzeug nie die Edeln dieſer Welt;
Elende, Hellmiche, die Schändlichſten der Erden.
Nein, ſoll mein Band beglückt, ſo muß es rühmlich werden.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Albißvinth (alleine.)

Voll Angſt irr' ich umher. Furcht, Rache, Liebe, Wuth,
In jeglicher Geſtalt durchſtröhmt mein wallend Blut!
Kein Freund, in deſſen Troſt ich Ruh und Friede finde!
Ein Hellmich? welch' ein Sklav! der Diener ihrer Sünde,
Ach ihrer . . . kann ich ſie noch Mutter nennen? — nein!
Des Vaters Blut verliſcht den Namen. — Du allein,
Longin, verdienſt mein Herz! doch hab' ich's nicht gehöret,
Ihn ſoll ich fliehn? warum? was iſt's, das ſie empöret?
Das, was ihr Buhler wünſcht, wird itzt ihr hart Verbot,
Und nichts Geringers droht ſie mir, als Gift und Tod!

Den Tod! — und fürcht' ich ihn? Longin, für dich zu ſterben,
Ah, welch' ein ſüßer Tod! — doch, ſchwor ſie dein Verderben
Nicht auch? — O Grauſame, wenn du gleich Mutter biſt,
Iſt der des Todes werth, der liebenswürdig iſt?
Longin! ja droh'te man nicht deinen Lebenstagen,
Zu lieben würd' ich dich, um bald zu ſterben, wagen! —
Ah! eine finſtre Nacht verhüllet meinen Pfad,
Ich finde nicht beym Haß, nicht bey der Liebe Rath! — —
Sie kömmt … (Will abgehen.)

Zweyter Auftritt.

Albißvinth. Roſemunde.

Roſemunde (zu Albißvinth.) Wo willſt du hin? Bleib' hier, und hilf mir ſiegen. —
(Beyſeite.) Ich will dich durch dich ſelbſt, Verrätherinn, betrügen! —
Und dann … ah Albißvinth! bald iſt dein Wunſch erhört;
Ja, deine Mutter iſt bald wieder deiner werth!

Die Hinderniſſe ſind nun vollig überwunden,
Du haſt, was du gewünſcht, Rach' und dein Glück gefunden!
Albißvinth. Ja, deine Rache fängt von mir ſich meiſtens an!
Roſemunde. Ha! meyn'ſt du das Verbot, das ich vorhin gethan?
Ich hoffe dir davon itzt Rechenſchaft zu geben. —
Genug; es mußte ſeyn, ſoll Hellmich nicht mehr leben.
Albißvinth. Er lebt, und lange wird er leben —
Roſemunde. Bald nicht mehr!
Albißvinth. Was ſagſt du?
Roſemunde. Albißvinth! mein Leiden wird zu ſchwer!
Ich kann dir länger nicht die Schreckniſſe verheelen,
Womit Gewiſſen, Schaam und inn're Reu' mich quälen!
Noch mehr! Ein bang' Geſicht hat mich ſchon oft erſchreckt,
Und den entſchlafnen Geiſt zu ſtrenger Rach' erweckt!
Schon oft hab' ich die Nacht furchtbar vorüber gehen,
Und in der jüngſten noch ein Schreckenbild geſehen.
Gleich, wann die Mitternacht in tiefſten Flor ſich hüllt,

Sah' ich von blaſſem Schein mein ganz Gemach erfüllt;
Es floß von einem Geiſt, der in der Fern' erſt lauſchte,
Und majeſtätiſch ſchritt, und immer näher rauſchte,
Es war ...

Albißwinth. Mein Vater? — Ja, er war's! Ach! wieß er dir
Nicht ſeine Wunden all'? Oft, oft erſcheint er mir
In heil'gen Träumen ſo und ...

Roſemunde. Außer mir vor Schrecken
Sucht' ich an Hellmichs Bruſt mein Antlitz zu verſtecken:
Allein er rief mir laut, und riß mein Haupt empor. —
Da ſah ich! — Friſches Blut quoll ſiedend da hervor,
Wo ihn mein Dolch durchſtach —

Albißwinth. Weh mir!

Roſemunde. Ein dumpfig' Stöhnen
Stieg aus der hohlen Bruſt, und aus den Augen Thränen;
Die ſchreckensvolle Schaal' aus meines Vaters Haupt,
Die dem erſchlagenem Gebein er einſt geraubt,
Sah ich ihn mit dem Blut aus ſeiner Wunde füllen,

Und er gebot, damit mir meinen Durſt zu ſtillen.
Ich hielt ihm grauenvoll die kalte Hand zurück —
(O welch' ein grimmiger, von Zorn entflammter Blick!)
Trink! ſchrie er, oder ſieh den Dolch gezückt! — er zielte
Gerad' auf meine Bruſt, ich taumelt' — ach! ich fühlte
Den Tod — (auf ihr Herz zeigend.) Noch ſchmerzt es hier; und eine finſtre Nacht
Umſchleyerte mein Aug'. Ich lag: erſt ſpät erwacht
Sah ich den Morgen heut', als ob ich zu dem Leben
Aus meinem Grab erwacht. Mit Geiſtern ſtets umgeben,
Noch ſchwärzer, als das Grab, kämpft' ich die lange Zeit
Von der Betäubung durch, und eine Müdigkeit
Liegt bleiern noch auf mir! —
Albiſwinth. Entſetzen! welche Plagen
Verfolgen dich ſchon itzt! droh'n deinen künft'gen Tagen!
Das Mitleid lehret mich, das du noch Mutter biſt! —
Wo deine Seele nicht der Reu verſchloſſen iſt,
O ſo entreiße dich dem Fortgang von Verbrechen!

Eil' in dem Gegenſtand dich an dir ſelbſt zu rächen;
Und brauch'ſt du meinen Arm, das Opfer zu vollziehn,
So ſieh ihn ausgeſtreckt voll edler Mordſucht glühn:
Des Vaters Schatten will ich nicht mit meinen Thränen
Allein; nein, mit dem Blut des Mörders auch verſöhnen.

Roſemunde. Dieß iſt mein Wille, dieß, und darum ſuch' ich dich.
Dein Eifer iſt gerecht, und er beſchämet mich!
Nicht troſtlos will ich bloß an deinem Grabe weinen,
Geliebter Alboin; euch, heiligen Gebeinen,
Soll euer Mörder bald, bald aufgeopfert ſeyn!
Der Himmel ſelber giebt mir den Gedanken ein.
Ach! möchte doch mein Blut, für meine Schuld zu büßen,
Mit des Verführers Blut vermiſcht in Ströhmen flieſſen! —
Doch mit Verbrecherin hat der Himmel auch Geduld,
Beweint ihr reuig Herz nur ernſthaft ſeine Schuld.

Albiſwinth. Dieß thu'! und dann find' ich in dir die Mutter wieder,
Und deine Tochter wirft ſich flehend vor dir nieder,
Damit du ihr vergiebſt, wann ſie zu hitzig ſprach,

Und die umgränzte Pflicht der Leiden Strohm durchbrach:
Doch itzt …
Roſemunde. So ſey's! vernimm, was meine Reu beſchloſſen.
Die nächſte Stunde ſchon ſeh' Hellmichs Blut vergoſſen!
Auch du ſollſt Prieſterinn von dieſem Opfer ſeyn,
Und iſt mein Arm zu ſchwach, mir deine Hände leih'n!
Albißvinth. Zwar war nie meine Hand gewohnt, den Dolch zu führen;
Doch meines Vaters Geiſt wird dieſen Arm regieren,
Mir zeigen, wenn dir's fehlt, durch welch' unſel'gen Stoß,
Aus welchen Wunden einſt ſein edles Leben floß;
Doch Zeit und Ort? —
Roſemunde. Er wird bald aus dem Bade ſteigen,
Und unbewehrt ſich hier, wie er gewohnt iſt, zeigen:
Ein friſcher Starktrank labt ihn ſtets — Genug geſagt!
Albißvinth. Wie? glaubſt du, daß er ihn von meinen Händen wagt?
Roſemunde. Nein, dieſen reich' ich ihm. Wann ihn das Gift betäubet,

Und uns der Geiſt vielleicht zu lang' im Körper bleibet,
Dann eilſt du mit dem Dolch herbey und öffneſt ihm
Den Weg ... O Glück! Es ſtürmt in frohem Ungeſtüm
Mein Herz, den Augenblick der Rache bald zu ſehen!
Ich weiß es, Albißvinth wird dann nicht müßig ſtehen.

Albißvinth. Ach! mein zu zärtlich Herz verabſcheut Blut und Tod!
Doch dieſen Arm erhebt der Rache laut Gebot.
Sie überſchrey't in mir der Menſchheit ſanfte Stimme,
Und waffnet Schwachheit ſelbſt mit nicht unedelm Grimme.

Roſemunde. Es wartet dein der Lohn! Longin ...

Albißvinth. Was nennſt du ihn?
Zuvor befiehlſt du mir in Donnern, ihn zu fliehn?
Und itzt —

Roſemunde. Dieß Räthſel ſoll dir Hellmichs Tod erklären:
Bis dahin werd' ich ſtets Longinens Liebe ſtören.
Es bürgte Hellmich ſich durch dieſe deine Hand
Sein Leben, die er kühn' an dem Longin verband:
Dem durft' ich noch nicht trau'n, noch jenem widerſprechen:

Drum macht' ich ſich'rer dir die Liebe zum Verbrechen;
Doch nun …

Albißvinth. Und du? warum verſchwiegſt du dieß zuvor?
Glaubſt du, vor Hellmichs Wahl hab' Albißvinth ein Ohr?
Nein …

Roſemunde (ſieht den Longin.) Ha! es kömmt Longin: — ich laß' euch itzt alleine:
Damit ich Hellmichen bald ſchrecklicher erſcheine!
Das vorige Verbot … doch itzt bedarf ich's nicht,
Ich weiß, daß er nicht mehr von Liebe mit dir ſpricht.

Dritter Auftritt.

Roſemunde. Albißvinth. Longin.

Roſemunde (führt den Longin beyſeite, und ſagt zu ihm:)
Laß Albißvinthen nichts von unſern Flammen wiſſen,
Bis wir uns ungeſcheut mit ſicherm Arm umſchließen:
Von dieſer Zeugen Laſt, die unſerm Glücke dräu'n,
Die Neid und Haß bewehrt, will ich dich bald befrey'n. —
(Will abgehen.)

Longin. Ach! Königinn, ein Wort! —

Roſemunde (im Hinaustreten.) Wann ich dich wieder ſehe,
Dann tauſend, tauſend mehr! —
Longin. Ich bitte dich, ich flehe …

Vierter Auftritt.

Albißvinth. Longin.

Longin. Vergebens! — Albißvinth, o deine Mutter iſt
Ein Ungeheuer, ſo, wie du ein Engel biſt.
Albißvinth. Laß dich den Ausdruck mehr die Ehrerbietung lehren,
Weißt du, wohin ſie eilt?
Longin. Ach! ſollt' ich ihr nicht wehren?
Ich, der ich Hellmichen hier Sicherheit verſprach,
Ich weiß es, und noch mehr —
Albißvinth. So geh' und lauf ihr nach!
Du kannſt mit deiner Bruſt den Vatermörder ſchützen,

Wo nicht mit Dolch und Schwert auf ſeine Rächer blitzen:
Doch wiſſe, daß dein Arm ſich doppelt waffnen kann,
Auch Albißvinthen triffſt du dort geſchäfftig an.
Longin. Du wollteſt . . .
Albißvinth. Ja, ich will, beſtrafend ein Verbrechen,
Das Erd' und Himmel ſcheut, des Vaters Schatten rächen;
Die Hand, die niemals noch ein Tropfen Blut befleckt,
Soll tödten, ohne Furcht, von Lieb' empor geſtreckt!
Vielleicht hat einſt Longin das Paar, das ihn geboren,
Im Anbruch ſeines Tag's noch ungekannt verloren:
Vielleicht weiß er noch nicht den großen Unterſchied,
Wann ſie ein Dolch uns raubt, und die Natur entzieht:
Wann man die Mörder frech mit ihrem Blut beſprützet,
Mit ihrem Gut genährt, von unſerm Freund' beſchützet,
Auf dem zertretnen Staub einher frohlocken ſieht:
Iſt der dann ein Barbar, der nicht von Rache glüht?—
Longin. Ja, der iſt ein Barbar, der nicht von Rache glühet,

Wann er die Tugend flehn, das Laſter trotzen ſiehet!
Und glaub', ein ſchneidend Schwert durchbort mir ſtets das Herz,
Wann ich den Mörder ſeh', und denke deinen Schmerz.
Dein Vater war ein Held: die Reih von ſeinen Siegen
Zählt der Geſchichte Ruhm nach den geführten Kriegen:
Gut, offen, edel, frey; auch ich hab' ihn gekannt,
Geliebt, geſchätzt, verehrt . . .
Albißvinth. Doch ſäumt noch dieſe Hand,
Den, der auch ihn geliebt, geſchätzt, verehrt, zu rächen?—
Longin, ich mag nicht mehr von deiner Trägheit ſprechen:
Doch — das Unglaublichſte! was hält dich mehr zurück,
Der Rache hold zu ſeyn, die mich beſeelt?
Longin. Dein Glück.
Ihr letztes Opfer iſt gewiß nicht Hellmichs Leben!
Denk nach, wer hatte dem zuerſt den Dolch gegeben?
Wer wieß ihm jene Bruſt?
Albißvinth. Hat er ſie nicht verführt?
Longin. Kein tugendhaftes Herz, von Lieb' und Treu gerührt,

Wird in der Mutter gern die Mörderinn verklagen:—
Doch wird ein Hellmich ſich an Koniginnen wagen,
Wofern ſie ſeine Glut …

Albiſwinth. Laß meinen Irrthum mir!
Er ſchmeichelt meinem Wunſch': wie gern fänd' ich in ihr
Den Schein der Unſchuld nur, um für ihr Herz zu ſprechen;
G'nug, ſie bereu't die That! genug, ſie will mich rächen,
Genug, ſie ſtraft ſich ſelbſt in dem verhaßten Blut,
Dem ſtrafbar'n Gegenſtand der Wolluſt und der Wuth?
G'nug, daß ich dann nicht mehr den Vatermörder ſehe,
Vor deſſen Anblick ich des Todes Furcht verſchmähe.—

Longin. Ihn wirſt du nicht mehr ſehn: allein, was wirſt du ſehn?
Ein Weib den zweyten Mord am zweyten Mann begehn,
Um ſich den neuen Weg zum dritten Mord zu bähnen?
Die ohne Schaam, Gefühl und Mitleid deiner Thränen
Ein Herz dir rauben will, das dich allein verehrt,
Und es durchgraben wird, wofern es ſie nicht hört?
Die dir vielleicht bald ſelbſt dein koſtbar Leben raubet,

So bald ſie ihre Gluth dadurch verhindert glaubet?
Die Mord und Ehebruch . . .
Albißvinth. Longin, was ſagſt du? Nein;
Mit Thränen ſah ich ſie hier ihre That bereu'n.
Die bangen Furien, die ihr Gewiſſen nagen,
Die Angſt, die ſie zerwühlt, Geſpenſter, die ſie plagen,
Kurz, alles Schreckliche . . .
Longin. Ah! da betrog ſie dich
Auf's allerſchändlichſte —
Albißvinth. Wie? da betrog ſie mich?
Unglaublich —
Longin. Freylich dir; ſolch' unverfälſchten Seelen,
Wie deine. — Albißvinth! ich darf dir nichts verhehlen.
Sie liebt mich, oder brennt vielmehr von frecher Glut:
Dieß reizt die Grauſamkeit auf's neu nach Hellmichs Blut;
Dieß iſt's . . .
Albißvinth. Was ſagſt du? dich? Unmöglich! ein Verbrechen,
Wie dieß . . . Sie könnte . . . nein — hab' ich nicht ihr Verſprechen,
Dich ſelbſt, Longin, dich ſelbſt, ſo bald die That geſchehn,

Auf immerdar, o Glück! mit mir vereint zu ſehn? —
Longin. Doch warum ihr Verbot?
Albißvinth. Daß, wenn es Hellmich wagte,
Und meine Hand dir bot', die dein' es ihm verſagte,
Damit er nicht, beſchützt durch dieſes Band von dir,
Der Straf' entflieh! (denn dieß bedung er ſich in ihr.)
Longin. Und dieß, Prinzeßinn, iſt der Urſprung meiner Schrecken.
Dadurch verführt' ich ſie, die Schande zu entdecken,
Die ſie durch Hellmichs Mord in ſich mir zugedacht:
Sie glaubet: fühlt mein Herz nicht deiner Reizung Macht,
So müß' es nur für ſie und ihre Schätze brennen:
Sie ſchämt ſich nicht, mir dieß voll Frechheit zu bekennen.
Ich ſteh gedankenlos, betäubt, erſtaunenvoll,
Unwiſſend, was ich thun und was ich ſprechen ſoll?
Ein froh Geſtändniß ſcheint ihr mein erſchrocknes Schweigen.
Ich ſchrey', ich fleh', mein Herz ihr ganz entblößt zu zeigen:
Sie läuft frohlockend fort und hört nicht ... Doch ſelbſt du,

Haſt du es nicht gehört? Noch hier rief ich ihr zu,
Nur einen Augenblick ... umſonſt!
Albißvinth. Furcht, Qual, Entſetzen,
Und Schauder! — konnte ſie die Schaam wohl ſo verletzen!
Wie? eine Königinn! — und meine Mutter? nein! —
Longin! du irrſt, du irrſt —
Longin. Ich wünſcht', es möchte ſeyn!
Doch hat ſie nicht einmal die Tugend ſchon verrathen?
Ah! keine Krone ſchützt das Herz vor Miſſethaten:
Im Staub' und auf dem Thron triffſt du das Laſter an;
Dieß deſto ſchrecklicher, je mehr es ſchaden kann —
Kann man den Alboin um einen Hellmich geben,
So ſchätzt ſich wohl Longin um eines Hellmichs Leben,
Und wär' es bloß der Schutz, den ich itzt kann verleih'n —
Man glaubt von andern ſtets, was man ſelbſt pflegt zu ſeyn.
Albißvinth. Longin! ach! welches Gift ſtreu'ſt du auf meine Wunden:

Kaum hatt' ich Linderung für meinen Schmerz gefunden,
So greifet deine Hand ſie ſo unfreundlich an —
Longin. Weil ich auf dieſem Weg dich einzig retten kann —
Ja, weil ich noch vielleicht zu unſer beider Ehre
Und unſerm eignen Heil der neuen Schandthat wehre.
Albißvinth. Und ſprich! was iſt zu thun?
Longin. Bezwing' dein edles Herz!
Der Himmel iſt gerecht, er ſiehet deinen Schmerz;
Und ſcheint uns gleich zu lang' der Rache Schwert zu ſchlafen:
Je länger ſie verweilt, je ſchärfer wird ſie ſtrafen.
Albißvinth. Ich? ſollte Hellmichen …
Longin. Ja, halte, wann dein Blick
Der Mutter Hand zum Mord geſtreckt ſieht, ſie zurück!
Albißvinth. Auch ſie? auch ſie, Longin? Dieß heißt, zu viel begehren!
Longin. Es heißt, der Mordgeſchicht' und ihrem Fortgang wehren!
Sprich, wann die Schreckliche den Todesſtreich vollzieht
Und ihre Hand mir beut, die noch vom Blute glüht:

Ach! wird ſie dieſes Herz, das ſie verabſcheut, ſchonen?
Wie? oder ſoll ich ſie durch meine Hand belohnen?
Die Hand, die, wie mein Herz, dir ewig zugehört? —
Viel lieber ſchätze mich nicht deiner Liebe werth.

Albißvinth. Den erſten Wunſch verſagt man dem nie, den wir lieben:
Der Rach' entſag' ich nicht, doch will ich ſie verſchieben. —
Longin! ach ja, Longin, wie viel gewähr' ich dir!
Weh jedem, foderte dieß Opfer er von mir:
Allein du willſt es, du? ja, ich will mich bemühen,
Den Arm der Königinn noch itzt zurück zu ziehen:
Doch ſeh' ich …

Longin. Ach! vielleicht verräth ſich nur zu bald
Der ganzen Schändlichkeit natürliche Geſtalt:
Dieß einz'ge fleh' ich dich, ſo bald du ſie nur ſieheſt,
Daß du in ſichern Schutz zu meinen Armen flieheſt.
Der Engel, welcher ſtets die Unſchuld treu bewache,
Laß Albißvinthens Schritt niemals aus ſich'rer Acht!

Albißvinth. Ich geh — wie ſchwer läßt ſich der Rache Flamme dämpfen!
Ach! laß mich nicht zu lang' mit Ungeheuern kämpfen!

Iſt dir, Longin, dein Wort zu halten eine Pflicht:
So iſt, den Vatermord zu dulden, meine nicht.
(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Longin (alleine.)

Und ich? — kann Albißvinth nicht dieſen Blutrath wehren,
Soll ich? — ja wohl, ſo muß ich durch Gewalt ihn ſtoren.
In ſeiner eignen Burg kann nur der Fürſt allein,
Ein majeſtätiſch Recht, der Ahndung ſich verzeihn,
Und ich kann ungeſcheu't ſie dann in Feſſeln ſchlagen,
Wo nicht; ſie ungeſäumt aus meinen Mauern jagen ...
Doch fodert ſie von mir die Tochter dann zurück,
Kann ich ... ach Albißvinth! erkenne noch dein Glück
In meinem Glücke — ja, der nächſte Weg zur Höllen,
Wenn wir, auch ohne Schuld uns Frevlern zugeſellen!
Den glücklichen Palaſt bewohnte ſtille Ruh,
Und Sicherheit und Glück, und edle Freyheit; du!
Doch Roſemunde kam, und Mord und Lügen ſchleichen
Umher: — o daß ſie nicht auf ewig ſie verſcheuchen!
(Geht ab.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſemunde. Albißvinth.

Roſemunde (hat in einer Hand den Dolch, und in der andern den Giftbecher.) Auf, meine Tochter, auf! ſieh
her und freue dich!
Zur Rache wandeln wir: gedoppelt ſiehſt du mich
Gerüſtet mit dem Tod. — Ah, der Befreyung Waffen!
Zum Glück der Sterblichen hat ſie ein Gott geſchaffen!
Was wär' man ohne ſie? ein Sklav, der das Gewicht
Von ſeinen Feſſeln fühlt, und niemals ſie zerbricht,
Dem Thoren, Hellmiche! ſtolz auf den Nacken träten,
Und wann er ächzend bät', mit bittern Lächeln ſchmähten:
Nein — o wie oft hab' ich der Sterblichen gelacht! —
Es kennen wenige noch ihre ganze Macht.
Wie manche konnten ſich aus ihrem Staub erheben,
Sie kriechen fort im Staub, ſie kriechen, weil ſie leben,
Und leben, weil man ſie, Inſekten gleich, vergißt,

Im Tode ſie nicht nützt, und lebend nie vermißt.
Albißvinth. Wie? iſt das Glück ſo groß, der Blutgier Raub zu werden,
So iſt der Menſchheit Loos das ſchrecklichſte der Erden!
So wollt' ich lieber ſtets, von aller Blutſchuld rein,
Im Finſtern unbekannt, des Staubes Bürger ſeyn.
Roſemunde. Und eben, um den Streich kühn von ſich abzukehren,
Muß man ſich mit dem Tod, eh' er uns ſucht, bewehren:
Es harrt das Opferthier, bis es ſein Würger ſchlägt,
Und lebte, hätt' es ihn beherzt zuvor erlegt.
Wär' Hellmich nicht ſo feig, wir bluteten längſt beide:
Gehorchen iſt ſein Werk, und kriechen ſeine Freude.
Ich will — und er vollzieht mit Zittern mein Gebot,
Flieht, wo er kann entfliehn, und ſcheu't verzagt den Tod:
Wie wird er blutend hier zu unſern Füßen beben!
Albißvinth. Entſetzen! ſagteſt du auch ſo, als du das Leben
Dem, der es mir einſt gab, geraubt? war's dein Gebot,
Das Hellmich bloß vollzog? —
Roſemunde. Komm! Deines Vaters Tod
Sollſt du itzt im Triumph an dem Verräther rächen.
Was hilft ein leer Geſchwätz? er lebt, indem wir ſprechen.

Hier nimm den Dolch — (Albiſſvinth verweigert ihn.)

Albiſſvinth. Vergieb! Mit ungewohntem Schmerz
Durchfährt ſein Anblick ſchnell mein zu empfindlich Herz —
(Nach einer kleinen Pauſe, indem ihr die Mutter den Dolch immer noch vorhält.)
Unmöglich! — voller Angſt bebt es vor ihm zurücke!
Auf einmal zeiget ſich dem thränenvollen Blicke
Die blut'ge Scene — Gott! als dieſer Morderſtahl
Ihm tief ins Herze fuhr . . .

Roſemunde. G'nug, Tochter, ſchweig' einmal!
G'nug, des Verbrechers Blut ſoll deiner Rache fließen,
Und mein Verbrechen ſelbſt will ich darinnen büßen.
Nicht eh', als wann das Gift zu langſam wirkt, alsdann
Ruf' ich erſt deinen Dolch um kräft'gern Beyſtand an,
Und hier verbirgſt du dich — Nimm —

Albiſſvinth. Nein; laß auf mein Flehen
Den Kelch des Todes noch vor ihm vorüber gehen!

Roſemunde. Was ſagſt du? — und warum?

Albiſſvinth. Ich hab' es überdacht,
Daß eines neuen Mord's dein Herz ſich ſchuldig macht,
Daß, was dein Hellmich that, er that, dir zu gefallen,

Daß, wann die ganze Welt, und Albißvinth vor allen,
Den qualenvollſten Tod mit Recht ihm könnte dräu'n,
Er doch vor deiner Hand geſichert ſollte ſeyn;
Vor deiner, die ſich frey der ſeinigen gegeben,
Die eines Königs Schatz, noch mehr, ihr eigen Leben,
Auch meines . . .

Roſemunde. Was iſt dieß? — ha! eine Schlangenliſt!
Wie kömmt's, daß dieſer Zorn ſo ſchnell gebändigt iſt?
Erſt, da ich ſelbſt voll Grau'n zu inn'rer Reu' erwache,
Beflügelſt du mit Sturm die noch verſcheb'ne Rache.
Ich komme, deinen Wunſch bewaffnet zu vollziehn,
Und du verläugneſt dich? und du verbitteſt ihn? —
Und du biſt auf einmal ſo ſanft und weiſe worden?
Den Vater läſſeſt du, nicht ſeinen Mörder morden?
So glaubſt du, Hellmich ſey für mich ſchon gut genug? —
Verfluchte, ha, dieß iſt ein teufliſcher Betrug!
Sprich!

Albißvinth. Und was läßt dein Zorn mich, Königinn, vermuthen?
Soll ich vielleicht noch ſelbſt von dieſem Dolche bluten?
Seit wann ward Hellmichs Hand und Herz ſo ſehr verſchmäht?

Ward nicht Longinens Schutz für ihn mit angefleht?
Wird er nicht dich und mich aus dem Palaſte jagen,
Wann wir, was wir bedingt, zu brechen ſelber wagen?
Und müßt' er meiner Rach', als Tochter, auch verzeihn,
Soll er, hier ein Monarch, nicht Hellmichs Rächer seyn?

Roſemunde. Die Wolken öffnen ſich! Es blitzen lichte Flammen
Der Lieb' und Eiferſucht …

Albißwinth. Und kannſt du ſie verdammen?
Du, die mir erſt verſprach …

Roſemunde. Verfluchte, gleich nimm hier
Den Dolch! wo nicht, ſo ſtirb …

(Sie geht auf Albißwinthen mit dem Dolche los, die voll Entſetzen und Geſchrey entlauft.)

Albißwinth. Wer rettet mich! weh mir!
Zu Hülfe …

Zweyter Auftritt.

Roſemunde (alleine.)

Geh nur, geh! Kein Gott ſoll dich befreyen,
Nach Hülfe ſollſt du bald vergebens, lauter ſchreyen!
Den Anſchlag liſpelt dir die Eiferſucht ins Ohr;
Allein, Verrätherinn, ich komme dir zuvor. —

Longin ließ ganz gewiß dir ſeinen Abſcheu merken! —
Die Liebe triumphirt in ſolchen Wunderwerken.
Des Vatermörders Tod heiſcht ſie voll Blutbegier,
Und in dem Augenblick kommt ſie und fleht zu mir,
Fleht für ſein Leben? — droht, und will's Longinen klagen?
Was wird der ſagen? — was? Was ſtets die Fürſten ſagen,
Die von dem Unrecht gern den äußern Schein zwar fliehn,
Doch wann's zum Glück geſchehn, die Achſel lächelnd ziehn:
Das, was ſie demuthsvoll vor aller Welt verhüten,
So bald ihr Vortheil blüh't, uns insgeheim gebieten. —
Geh nur! ich trete dir ganz dieſen Hellmich ab:
Mit ihm bedecke dich bald ein verſöhnend Grab!
Du lerneſt es ſchon hier, um dort es zu vertragen,
Wenn dich der Würmer Schaar verzehrt, die ihn zernagen ...
Doch ſtill! — rauſcht Hellmich nicht in ſeinem Zimmer? — Ja:
Gut, er verläßt das Bad, und iſt gewiß gleich da. —
Ihr Todesengel auf! Ich brenne voll Verlangen,
Der Schatten finſter Reich ... Er kömmt ...

(Sie ſetzet den Giftbecher auf einem anſtehenden Tiſch, behält aber den Dolch in der Hand, und läuft auf ihn zu.)

Dritter Auftritt.

Hellmich. Roſemunde.

Roſemunde. Laß dich umfangen,
Mein Freund!

Hellmich (wird den Dolch gewahr und entſetzt ſich.)
Ha! was iſt das? mit einem Dolche? dich?
Hört' ich nicht ein Geſchrey, das Albißvinthen's glich?

Roſemunde. Mit einem Dolche, ja! Es war um
dich geſchehen,
In einem Augenblick, wenn ich ihn nicht geſehen,
Den Tod, der dir durch die, o Gott! die ich gebar,
Die längſt umher gelauſcht, itzt zubereitet war.

Hellmich. Was ſagſt du?

Roſemunde (auf den Dolch zeigend.) Ja, hier ſieh!
— das Leben dir zu rauben,
War ihr verdammtes Ziel. Die Freche mochte glauben,
Entkräftet dich vom Bad, entwaffnet dich zu ſehn,
Und wollte wütend dir den Dolch in's Herze drehn. —
Sie ſtürmt' auf dich und mich zuerſt in Läſterungen,
Daß ihr noch keine That, und alles uns gelungen:
Sie rief: „Ha! will kein Gott mir ſeine Blitze leihn,
So muß wohl Albißvinth ihr eigner Rächer ſeyn.“

Tiefſinnig gieng ſie fort mit untermengten Fluchen:
Allein wohin ſie gieng, bin ich ihr nachgeſchlichen.
Schon zehnmal ſah' ich ſie ſtill lauſchend an der Thür:
Zuletzt verbarg ſie ſich mit vieler Vorſicht hier.
Dem Diener, der den Trank dir bringt, dich zu erquicken,
Nahm ich den Becher ab: mit unverwandten Blicken
Bemerkt' ich ſie; bedeckt von dieſer Säule ſtand
Sie unbeweglich ſtill, den Dolch in kühner Hand.
Die Schaale ſetzt' ich her, und um ſie zu ergreifen,
Schien ich gedankenvoll im Saal umher zu ſchweifen;
Und es gelang mir auch: ſchnell ſprang ich auf ſie zu,
Ergriff ſie bey den Arm, und ſchrie: was lauerſt du?
Ein Dolch? zu was der Dolch—ha! rief ſie ohn'Errethen,
Indem ich ihn entriß — zu was? um ihn zu tödten,
Den Vatermörder, ihn, den Buhler, der mit dir
Schand' und Verbrechen theilt, den Hellmich—Außer mir
Hob ich den Dolch empor, die Freche zu durchboren:
Und wär' ſie nicht entflohn, ſo war ſie gleich verloren.
Sie ſchrie, indem ſie lief … (Sie ſteckt den Dolch in Buſen.)
Hellmich. So war's um mich geſchehn,
Wenn du, mein Schutzgott, nicht die Mörderinn geſehn?
Ach welchen Dank! laß dich an meinen Buſen drücken,
Fühl' ihn in meiner Glut, lies ihn in meinen Blicken.

Sieh, Roſemunde, ſieh! welch' ſchreckliche Gefahr
Von jenem Augenblick uns jene That gebar!
Itzt haſt du Albiſwinth den Dolch einmal entriſſen.
Wird ſie ſonſt keinen Weg, als den, zu tödten wiſſen?

Roſemunde. Ein Kluger kömmt zuvor! Fehlt's
uns an Dolchen? wie?
Und ſie hätt' ungeſtraft die That begangen, ſie?
Die uns mit Geiſeln ſtets, gleich Furien, begleitet,
Ein ewig Zeter! ſchrey't, und Tag dahin verbreitet,
Wo eine finſtre Nacht vielleicht die That bedeckt,
Auf die der Heuchler ſchilt, und die den Feigen ſchreckt?
In ihres Vaters Gruft iſt Raum — hier lern' ſie ſchweigen,
Und tief im Sand verſcharrt den ſtolzen Nacken beugen.

Hellmich. Das kindliche Gefühl giebt dieſe Wuth
ihr ein,
Die Liebe, Königinn; drum muß man ihr verzeihn.

Roſemunde. Verzeihn? So bald ich dich erſt
minder lieben werde:
Nein, nein, es ſchützt ſie nichts, nicht Himmel und nicht Erde,
Glaubſt du, die Raſerey werd' je in ihr verglühn?
Sie wird ...

Hellmich. Entferne ſie; wo nicht, ſo laß uns fliehn.

Roſemunde. Fliehn? — ja, wir müſſen fliehn —

Hellmich. Ach! ſprachſt du mit Longinen?
Hat er ſich dir entdeckt? erklärten ſeine Mienen,
Wie, oder ſelbſt ſein Mund? ...

Roſemunde. Genug, er liebet mich.
Er ſchweigt; allein, wer liebt, wie leicht verräth der ſich!

Hellmich. Er liebt dich! — heißt dieß nicht, der Tod ſey mir geſchworen?

Roſemunde. Ein einzig Wort, wie dieß, ſo iſt Longin verloren!

Hellmich. Was ſonſt?

Roſemunde Noch fleht er ſtets, damit wir hier verziehn;
Doch dring' ich auf die Flucht, und dieß beängſtigt ihn.
Du aber ſchmeichl' ihm noch mit Hoffnung — Meinetwegen
Erhält er dich, und hofft, durch dich mich zu bewegen!
Indeſſen ſchaff' ich noch an einen ſichern Ort
Die Schätze nach und nach, die wir bewahren, fort,
Bis Zeit und Sicherheit uns die bequemſte Stunde ...

Hellmich. O meine Königinn, mein Alles! Roſemunde!
Was wär' ich ohne dich! komm, reiche mir den Trank
Der Stärkung —

Roſemunde (nimmt den Becher, und reicht ihm denſelbigen.) Bald vergaß ich ihn! Schon allzulang

Haſt du vielleicht geharrt. Schon fand ich dich bekleidet —

Hellmich. Die Furcht vor der Gefahr, die mich verfolget, leidet
Nicht unbewaffnet hier . . .

Roſemunde. Ah, deine Feigheit zagt
Zu ſehr — (Sie ſieht ihn immer ſtarr an, wann er die Schaale an den Mund ſetzt.)
Noch nie haſt du, mein Hellmich, viel gewagt.

Hellmich, (nachdem er etlichemal getrunken.)
Wie bitter iſt der Trank! — noch nie — in meinem Leben
Schmeckt' ich . . .

Roſemunde. So wie der Arzt uns ihn für dich gegeben.
Vielleicht . . .

Hellmich, (der die zu ſchleunige Wirkung des Gifts fühlet.)
Vielleicht . . . es brennt wie Feuer — und ein Schmerz . . .

Roſemunde. Oft ſtärkt am kräftigſten das Bitterſte das Herz.

Hellmich. Weh mir!

Roſemunde. Noch einen Zug, bald wirſt du Lind'rung fühlen!

Hellmich. Wie wird mir! — nein — kann man mit Feuer Feuer kühlen? —
Es kocht mein ganz Gehirn — ein dichter ſchwarzer Flor

Umzieht mein Auge — (Er ſieht ſie nachdenklich an, und giebt ihr die Schaale.) Nimm — Zeig' her! (Er ſieht in den Becher, um zu ſehen, ob noch Gift genug darinnen iſt.)
Es kommt mir vor,
Als ob ... ha! trink den Reſt — (Er nimmt ſie bey der Hand, die ſie leer hat, und ſieht ſie ſtarr an.)
Ich habe g'nug gelaſſen —

Roſemunde. Ich trinken? und warum?

Hellmich. Kannſt du mich ſo ſehr haſſen?
Ich bitt' —

Roſemunde. Ich trinke nicht ...

Hellmich (zieht ſeinen Dolch, und ſetzt ihn ihr auf die Bruſt.)
Du mußt, Verrätherinn!
Trink!

Roſemunde. Wie? du glaubſt —

Hellmich. Daß ich von dir vergiftet bin! —
Abſcheuliche, du theilſt mit mir Blut und Verderben,
Theil' auch den Lohn mit mir, um ſo, wie ich, zu ſterben.
Trink! oder ... (Er will zuſtoßen.)

Roſemunde. Halt! von dir? von eines Hellmichs Hand
Zu ſterben — (Sie trinkt.)

Hellmich. Den dein Herz ſonſt ſeiner würdig fand!

Roſemunde. Weil ich zu meiner That die feil'ſte Seele brauchte.

Hellmich. Und weſſen war die Hand, die erſt vom Blute rauchte? —

Roſemunde. Schweig, Schändlicher! — O Qual! im Tode noch mit dir
Vereint zu ſeyn — zehnmal litt' ich den Tod dafür!

Hellmich. Vermaledeytes Weib! — Ihr Peiniger der Seelen,
Ihr Miſſethaten auf! kommt! um ſie ſo zu quälen,
Wie mich — So lag er dort — ſo keicht' — ſo röchelt' er,
Als ich vom Blute roth, ganz von Erbarmen leer,
Von jenem ſüßen Gift des Zauberblicks bethöret,
Weit todtlicher, als der, der brennend mich verzehret —
Als ich die Hand erhob — kein Helfer, Freund und Rath!
Ah! ein gerechter Lohn für meine Miſſethat!
Doch er . . . Weg Furie! — (Er fällt in einen Lehnſtuhl.)

Roſemunde (nach einer Pauſe, indem ſie wütend einigemahl hin und her gegangen.) Mit Hellmich ſterben müſſen?
Ah! iſt nicht ſonſt ein Weg zu jenen Finſterniſſen
Ohn ihn? — (Nach einer Pauſe.) Welch' eine Nacht umſchattet mich! — es heult
Ein ſchrecklicher Orkan! — ein heller Blitz zertheilt
Den Himmel — was iſt das? — von jenen Todtenhügeln,

Auf dem die Eſpe bebt, ſtürzt ſich auf ſchwarzen Flügeln,
Ein finſtres Rabenheer auf mich — welch' ein Geſchrey!
Ach! es zerfleiſcht mein Herz! — wer hilft — wer ſteht mir bey!
Ach Hellmich! Alboin! Longin! helft! helft! —
(Sie ſinkt zu Hellmichs Füßen in Ohnmacht.)

Vierter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Albißvinth. Longin.

Longin (im Herausgehen zur Albißvinth, die ihm zitternd folgt.) Vergebens
Erwarten ſie mehr Schutz. Iſt Hellmich nicht des Lebens
Beraubt; wohl, ſo gebiet' ich augenblicklich ihr
Und ihm zu fliehn; wo nicht … (Sie werden die Sterbenden gewahr.) Ah — Gott! was ſeh' ich hier?

Albißvinth. Wie? meine Mutter, ihm, dem Schändlichen zu Füßen? — —

Longin. Hier liegt die Schaale — ſie iſt leer …
(Albißvinth läuft zur Mutter, und hält ſie.)

Hellmich, (der die Augen aufſchlägt, zum Longin.) Du ſiehſt — wir büßen
Für unſre Miſſethat — tritt her! — verfluche mich!
Zehnmal — hab' ich's verdient! — doch ſie noch mehr — als ich!
Mein größt Verdienſt — daß ich ſie noch mit fortgeriſſen!

Ihr hättet — noch durch ſie — ihr alle bluten müſſen —
Wie glücklich — ach! Longin, für dich! — du liebteſt ſie! —

Longin. Ich? ich? Unglücklicher? ich Roſemunden? Nie!

(Roſemunde hebt die Augen auf, und ſieht ihn ſtarr an.)

Albißvinth. Sie lebt noch! (Zum Longin.) Hülfe! lauf … (Longin geht einen Augenblick ab.)

Roſemunde. Wo bin ich? Tod! Entſetzen!
Zu Hellmichs Füßen? fort — Wie wird er ſich ergötzen
Der Schändliche! hinweg — (Sie ſetzt ſich durch die Hülfe Albißvinthens auf einen Stuhl.) Biſt du es, Albißvinth?

Albißvinth. Ach meine Mutter! ja, und dein mitleidig Kind,
Das dir noch gern vergiebt — o! möchte der vergeben,
Der Miſſethaten rächt, Herr über Tod und Leben!
Ach möchte … (Longin kömmt zurück.)

Roſemunde. Schweig von ihm! — hört' ich nicht den Longin?

Longin, (der ihr näher tritt.) Gott! welche raſche That! was thatſt du, Königinn?

Roſemunde. Du liebteſt mich?

Longin. Ich dich? — Wo haſt du dieß gehöret?

Die Wolluſt hatte dich durch falſchen Wahn bethöret:
Ich liebte Albißvinth, nur ſie …
Roſemunde. Betrug! Betrug!
War eine Hölle nicht, Verfluchter, ſchon genug?
Hellmich. Ja! ein Triumph für mich im Tod! —
Albißvinth. Sieh meine Thränen,
Und laß im Tode dich mit ihm und mir verſöhnen!
Roſemunde. Weg! Schändliche! weg! weg! …
(Nach einer Pauſe.) doch nein — nein — näh're dich! —
Ja, ich verzeihe — dir — komm und umarme mich —
(Sie zieht unvermerkt den Dolch aus dem Buſen, und ſtößt ihn der Prinzeßinn nach der Bruſt, indem ſie ſie umarmt; Longin reißt ſie zurück, und ſie fällt ihm in die Arme.)
Longin. Weh mir!
Roſemunde. Ich ſollte dich allein hier glücklich ſehen?
Nein, nein; — du mußt mit mir ins Grab, zur Hölle gehen:
Sie warten ſchon auf uns, die Furien …
Longin. O Schmerz!
Ach Albißvinth!
Albißvinth. Longin! beruhige dein Herz!
Es hat mich nur der Dolch leicht obenhin geritzet,

Mich hat die Vorſicht noch durch mein Gewand beſchützet;
Doch fühl' ich, daß mein Herz von andern Wunden fließt —
Ich fühle — daß ſie mir noch eine Mutter iſt!
Ach ſie? kaum wagt' es noch die Pflicht, für ſie zu beten! — —
(Zur Mutter.) O Mutter! laß mich dir noch einmal näher treten!
Erlaube meiner Hand den letzten Dienſt —

(Sie will ſich ihr nochmals nähern, Longin hält ſie zurück.)

Longin. Zurück!
Denn fehlt's an Dolchen ihr, ſo tödtet dich ihr Blick.
Heil uns, daß du noch lebſt! —

Albißvinth. Qual, Jammer und Entſetzen! —

Longin. Sey ruhig!

Roſemunde. Im Genuß von allen meinen Schätzen?
Der letzte Donnerſchlag! er ſtürzt mich auch hinab!

(Sie ſtirbt.)

Albißvinth. Sie ſtirbt! Sie ſtirbt! —

Longin. Weh ihr! — auch noch in Tod und Grab

Sucht ſie des Nächſten Glück abſcheulich zu vergiften.
Welch' Elend kann, o Gott! nicht ſchnöde Wolluſt ſtiften!

Ende des Trauerſpiels.

Romeo und Julie.

Ein bürgerliches Trauerſpiel
in fünf Aufzügen.

Omnia vincit amor —

OVID.

Der Inhalt des folgenden Trauerſpiels gründet ſich auf eine Geſchichte des vierzehnten Jahrhunderts, die Giralomo Corte in ſeiner Geſchichte von Verona, Bandello in einer ſeiner Novellen, und Luigi da Porto erzählen. Shakeſpear, der die Natur ſo glücklich kopirte, oder durch den ſie vielmehr, wie Pope ſagte, ſelbſt ſprach, hat ſie ſchon längſt bearbeitet; und wer kennet nicht dieſes Dichters Romeo und Juliet? Es war wohl alſo eine große Verwegenheit, wenn es der deutſche Verfaſſer wagte, ſich mit ihm zu meſſen? Sie würde es bey einer ſo ſtolzen Abſicht geweſen ſeyn. Allein, ungeachtet der unendlichen Schönheiten, von denen es voll iſt, war dieſes Stück doch niemals Shakeſpears Triumph. Er hatte, wie im Shakeſpear illuſtrated weitläuftig dargethan wird, ſeine Fabel nicht aus obangezeigten Originalen, ſondern aus einer höchſt elenden franzöſiſchen Ueberſetzung, oder welches noch wahrſcheinlicher iſt, aus einer engliſchen Ueberſetzung jener franzöſiſchen genommen. *) Verſchiedene der ſchönſten Situationen ſind daſelbſt ausgelaſſen, andere ſehr unſchickliche hinzugedichtet, und die Hauptkataſtrophe von Juliens Erwachung, da Romeo noch lebt, findet ſich daſelbſt eben ſo wenig: Shakeſpear hat ſie alſo auch nicht genützt. Im Gegentheil hat er ſein Stück mit vielen trivialen, überflüßigen und zur Handlung un-

---

*) Der Titel der Franzöſiſchen iſt: Hiſtoires Tragiques extraictes des Oeuvres de Bandel, à Paris 1571. Eine buchſtäbliche Ueberſetzung des Romeo und der Julie daraus, findet man im zweyten Bande des Palace of Pleaſure, London 1576. Dieß iſt eine Sammlung von Novellen, die ein gewiſſer William Painter aus verſchiedenen griechiſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen und italiäniſchen Schriftſtellern überſetzt hat: doch einige ſind aus bloßen franzöſiſchen Ueberſetzungen genommen, und von dieſen iſt Romeo und Julie eine.

nöthigen Dingen überladen: der Witz fließt in manchen Stellen ſo über, daß er ins Kindiſche fällt. Die häufigen Reime, die er dazwiſchen mengt, ſchwächen die Wahrſcheinlichkeit der natürlichen Unterredung, die im dramatiſchen Dialog ſo unentbehrlich iſt, hauptſächlich wo die Scene und Handlung aus dem häuslichen Leben genommen ſind:*) endlich iſt es, wie Garrick davon ſagt, ſo voll Jingle und Quibble gepfropft, daß man in neuern Zeiten es ſelbſt nicht auf dem engliſchen Theater ohne große und wichtige Veränderungen vorzuſtellen gewagt hat. Ungeachtet dieſer letztern, würde doch eine bloße Ueberſetzung auf unſerer deutſchen Bühne ſchwerlich gelungen ſeyn. Der deutſche Verfaſſer hat alſo ein ganz neues Stück daraus zu machen verſucht, und den Bandello und Luigi da Porto darinnen zu Führern genommen. Ob es ihm geglückt, mögen die Leſer oder Zuſchauer entſcheiden.

---

*) Dieß iſt das Urtheil des Verfaſſers von dem Companion to the Playhouſe.

Perſonen:

Montecchio, } Zwey Häupter der vornehmſten
Capellet, } Familien in Verona.
Romeo, Sohn des Montecchio.
Julie, Tochter des Capellet.
Frau von Capellet.
Laura, Vertraute der Julie.
Benvoglio, ein veroneſiſcher Arzt.
Pietro, alter Bedienter des Romeo.

Der Schauplatz in den vier erſten Aufzügen iſt auf einem Saale im Capellets Palaſte: im letzten das Capelletiſche Begräbniß.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Indem der Vorhang aufgezogen wird, hört man eine Wanduhr zwölfe ſchlagen.)

Julie (allein, bey einem Tiſche ſitzend.)

Schon ſchlägt es zwölfe! — Ah! dieß iſt die Sterbeſtunde meines Glücks! Nun wird mein Romeo erſcheinen, um mich zu verlaſſen! vielleicht auf ewig zu verlaſſen. Ja, gewiß auf ewig! Grauſam war mir das Schickſal bey ſeinen Schmeicheleyen; wird es mir nach dieſer Trennung gütiger ſeyn? — — O Liebe, Liebe! du haſt in den ſüßeſten Trank die äußerſte Bitterkeit gemiſcht! Und dieß ſind die letzten, die bitterſten Tropfen aus deinem Kelche. — O! daß ſie mich todteten! o! daß ich in meiner letzten Umarmung ihm meine Seele einhauchen möchte! ... Ah! horch! er iſt ſchon vor der Thüre. — Himmel! man kömmt von jener Seite. Entſetzlich! wenn wir verrathen wären! wenn itzt Romeo käme! — mein Vater käme auch und meine Mutter! — (Die Thüre geht auf, und Laura tritt herein.) Ha! Laura.

Zweyter Auftritt.

Julie. Laura.

Julie. Was willſt du, Laura, zu einer ſo ungelegnen Stunde? — Willſt du meinem Kummer nicht den Troſt des Schlafs gönnen?

Laura. O! wenn Sie dieſer erquickte, ſo würde ich Sie nicht geſtöret haben!

Julie. Wie aber, wenn ich ihn erwartete? — Geh, laß mich allein!

Laura. Ich kann Sie nicht verlaſſen. Es iſt der Befehl Ihrer Mutter, die ich eben ausgekleidet und zur Ruhe gebracht habe!

Julie. Und was ſollſt du bey mir? — Ich brauche keine Zeugen meiner Klagen. ... Hörſt du die Nachtigall, wie ſie draußen ſingt? die Stille der Nacht, und die Einſamkeit ſind Freundinnen der Schmerzen; wer mich dieſen entreißt, iſt — meine Feindinn!

Laura. Sie ſind ungerecht, Fräulein! Es thut es ja Ihre gütige Mutter. Sie will, daß Sie Ihren traurigen Gedanken nicht zu ſehr nachhängen ſollen. Der Gram verzehret Sie augenſcheinlich; die Roſen verbleichen auf Ihrem Geſicht; Tag und Nacht jammern Sie: und worüber?

Julie. Ah! Tebaldo war ein liebenswürdiger Mann! weißt du nicht, daß er itzt eine Speiſe der Würmer iſt? geh zu ſeinem Grabe, und ſage mir, wie viel noch von ihm übrig iſt!

Laura. Aber, liebſte Julie, Sie haben ihn lange genug beweinet …

Julie. Und doch habe ich den Tod noch nicht erweicht, daß er uns ihn wiedergegeben hätte.

Laura. Sie liebten aber gleichwohl Ihren Vetter nicht ſo innbrünſtig, eh er ſtarb?

Julie. Das könnte ſeyn! aber die Sterne glänzen in der Nacht weit heller, als am Tage, und in der Finſterniß des Grabes leuchten die Verdienſte weit heller, als wenn ſie das Licht des Lebens verdunkelt.

Laura. Was würden Sie aber thun, wenn Sie einen Liebhaber, einen Bräutigam, einen geliebten Gatten auf dieſe Art verloren?

Julie. Was ſagſt du? Schreckliche Laura! ich? ich? ich würde mir das Herz aus dem Leibe reißen, und es in ſeinen Sarg legen. — Ich? meinen Liebhaber, meinen Bräutigam, meinen Gatten, die Hälfte meines Lebens, mein Leben ſelbſt! . . . O! geh geſchwind, Laura! laß mich allein.

Laura. Nein, ich kann und darf nicht. Legen Sie ſich zur Ruhe, ich will bey Ihnen wachen. Wenn Sie grauſame Träume ängſtigen, will ich Sie bey der Hand faſſen . . .

Julie. Nein, nein, meine Träume ſind ſüß: denn ich erſcheine mir meiſtens in meinem Sterbekleid. O! du ſollteſt mich darinn ſehen! es ſteht mir weit ſchöner, als ein hochzeitliches Kleid. — Geh, meine gute Laura! — Gönnſt du mir nicht das Glück eines Traumes?

Laura. Ich ſage Ihnen, ich darf nicht von Ihnen gehen. Ihre Mutter ſagte mir mehr als Einmal: „Verlaß Julien nicht! ich zittre für ſie. Mit Anbruch

„des Tages werde ich zu ihr kommen; daß ich dich ja „wachend finde!“

Julie (die Hände ringend, geht tiefſinnig, nur mit ſich allein redend, umher.) O Himmel! — Wieder einen Streich des unerbittlichen Schickſals! — Nun muß er bald kommen! … Unglücklicher! bey deiner letzten Umarmung verrathen! — — O Romeo, Romeo! —

Laura (beyſeite.) Was iſt das? immer hat ſie ihren tödtlichſten Feind, den Mörder des Tebaldo, im Munde! … Ach! meine Julie, vergeſſen Sie dieſen Verräther, dieſen Böſewicht …

Julie. Verwegne! … (Erſchrocken beyſeite.) Himmel! was ſagte ich? … Stille! Laura, man möchte dich hören!

Laura. Und hörte er mich ſelbſt! Iſt er nicht der Störer Ihrer und Ihres ganzen Hauſes Zufriedenheit? Ihres Vetters Mörder?

Julie. Nein, Laura! Er zog den Degen nicht zuerſt; er bat den Tebaldo, ruhig zu ſeyn, und ſeinem jugendlichen Ungeſtüm Einhalt zu thun. Zweymal wand ihm Romeo den Degen aus der Hand, und gab ihn ihm zurück. Umſonſt! er lief, wie raſend, immer wieder auf den Romeo zu, und endlich ſelbſt in den Degen hinein, den dieſer zu ſeiner Vertheidigung gezogen hatte. … Aber ich beſchwöre dich, verrathe mich nicht! du weißt ja, wie ſehr alle meine Verwandten ihn und ſeine Familie haſſen.

Laura. Und Sie vertheidigen ihn?

Julie. Kann ich anders? Glaube mir, Romeo iſt ein liebenswürdiger Jüngling!

Laura. Aber, warum weinen Sie denn unaufhörlich um den Tebaldo?

Julie. Wenn ich nicht um ihn weinte, ſo dürfte ich nicht weinen, und — Laura, ich muß weinen! — Siehſt du dieſen Ring? — (Sie zeigt ihr die Hand.) Wenn ich dieſen verlöre, ſo würde ich dieſen Verluſt beklagen; nicht der flimmernden Steine wegen; ſondern wegen desjenigen, der mir ihn gab. Wenn ich dieſen nun darüber verlöre: … o bedenke, Laura!

Laura. Ich verſtehe Sie nicht; … doch — welch eine ſchreckliche Muthmaaßung!

Julie. Du nenneſt ſie ſchrecklich? — was nenneſt du ſo? Schrecklich, für wen? — für mich? Ich ſah in meiner Kindheit, wie das Männchen einer Turteltaube an der Seite ſeiner Gattinn zertreten ward: ſie jammerte. Es war wohl ſchrecklich für ſie!

Laura. Noch einmal, ich verſtehe Sie nicht! ſollte eine unglückliche Liebe … es liebt Sie ja der Graf von Lodrona? —

Julie. Stille! nenneſt du dieß nicht auch ſchrecklich? O ja! — das Schrecklichſte, das du nennen kannſt: — der Graf von Lodrona? — ich zittre!

Laura. Liebſte Julie, ich ſehe, es nagt in Ihrem Herzen ein geheimer Wurm. Wir ſind allein; Sie kennen meine zärtliche Liebe für Sie: entdecken Sie ſich mir! vielleicht kann ich Sie tröſten.

Julie. Arme Tröſterinn! im Grabe iſt Troſt für mich, ſonſt nirgends! Du biſt wohl ein gutes Geſchöpf; aber liebſt du nicht auch meinen Vater, meine Mutter?

Laura. Ich liebe ſie; aber nicht, um meine Julie zu verrathen? nein, eher wollt' ich …

Julie. Du verſprichſt mir alſo, mich nicht zu verrathen?

Laura. Nein, ich ſchwöre Ihnen …

Julie. Gut, du ſollſt alles wiſſen; du mußt es wiſſen. Aber du würdeſt beſſer thun, wenn du nicht den Wurm, der an der Roſe frißt, herausgraben wollteſt. Vielleicht wird er auch dein Herz zernagen. Noch iſt es Zeit; geh Laura, und ſchätze das Glück der Ruhe mehr, das du mir aufzuopfern ſo begierig biſt!

Laura. Nein; Sie haben mir ſchon zu viel geſagt, als daß Sie mir nun nicht alles ſagen ſollten, und vielleicht würde ich noch fürchterlichere Dinge errathen, als …

Julie. Als was? Fürchterlichere, ſagſt du? nenne mir ſie, daß ich mich damit tröſten kann! — — Doch du haſt Recht. Ich muß dir's ſagen, ich muß! — nannteſt du nicht vorhin eine unglückliche Liebe? … Warte! laß mich erſt ans Fenſter gehen. —

(Sie geht ans Fenſter.)

Laura (vor ſich.) Was für eine Zubereitung? — faſt fängt mich meine Neugier an zu reuen.

Julie (am Fenſter.) Noch iſt er nicht da! — Wie der liebliche Mond mich anlächelt? … O! verzögre jetzt deine Stunden! du biſt ein Freund der Schwermuth und der Liebe! — (Sie kehrt zurück.) Nein, meine Laura, noch iſt er nicht da!

Laura. Wer, Julie?

Julie. Und das erräthſt du nicht? — Wenn ich ſage, ich liebe einen Mann; welcher Sterbliche kann es ſeyn, als Romeo? . . . Du fährſt zurück? du erblaſſeſt? . . . (Sie hält die Hand vors Geſicht.) O! was habe ich geſagt! —

Laura. Als Romeo? — beſinnen Sie ſich, liebſte Julie!

Julie (nachdenkend.) Ja, ich hab's geſagt; Ja, ich liebe ihn! . . . du verräthſt mich ja nicht. — O! Romeo, Romeo! — Fühle, Laura, wie mir bey ſeinem Namen das Herz ſchlägt.

Laura. Himmel! wie und wo haben Sie dieſen Mann kennen lernen? ich erſtaune!

Julie. Haſt du ihn jemals geſehen? Ah! du würdeſt nicht erſtaunen, wenn du ihn geſehen hätteſt. — Erinnerſt du dich noch des Feſts, das mein Vater vor einigen Monaten an meinem Geburtstage gab? Unter einer Maske hatte er ſich unter den übrigen Tänzern eingeſchlichen.

Laura. Ich beſinne mich, ſeine Maske da geſehen zu haben.

Julie. Nein, ihn ſelbſt ſollteſt du geſehen haben, ihn ſelbſt! — — Ihn ſehen und ihn lieben, war Eins. Ich ſah ihn, Laura! den Augen folgte mein Herz ... ach! allzubald mit allen ſüßen Unruhen der Liebe erfüllt! — Aber ich redte auch mit ihm! ich hörte den Silberklang ſeiner Stimme, und die Muſik der Inſtrumente ward mir dagegen ein mißtönendes Geräuſch. Mercutio hatte mich mit ſeiner eiskalten Hand berührt. Als er mich nach ſeinem ermüdenden Tanze zum Sitze führte, da reichte mir Romeo ſeine ſeidne, ſeine weiche — o! ſeine liebe, warme, willkommne Hand! Mit jedem Finger, der mich berührte, drückte er mir einen Pfeil der Liebe ins Herz. Und ah! wie ſchwebt' ich nicht, leicht wie ein Zephyr, im Tanz' um ihn her! — Aber noch kannte ich ihn nicht von Namen, den Liebesgott, den die Verſammlung im Tanzſale, ich weiß nicht, ob mehr mit ſtiller Ehrerbietung, oder mit beredter Eiferſucht bewunderte. Das weiß ich, daß das arme Mädchen, das du hier vor dir ſiehſt, in Liebe verſunken war, ob ſie gleich den Anweſenden auf Luſt zu treten ſchien. Er ward entdeckt. Romeo konnte nicht verborgen bleiben. Du weißt den Erfolg.

Laura. Und vermochte der Name Romeo nicht die jähe Flamme zu löſchen? Da mir der Haß der Capelletti und Montecchi nur allzubekannt iſt: ſo hätte ich geglaubt, der Name Montecchio …

Julie. Thörinn! klingt er nicht ſchön? Nenne mir einen beſſern. Der Haß? o! der Haß! … was er mir nur eingeben konnte, zerfloß wie Schneeflocken vor dem Hauche der wärmern Luft, und befruchtete die Liebe in dem Innerſten meines Herzens.

Laura. Aber die Hoffnung einer ſolchen Liebe, — wo konnten Sie dieſe hernehmen?

Julie. Ach Laura! wie leicht wächſt die Hoffnung, wenn ſie die Liebe erwärmt! — Unſere gegenſeitige Leidenſchaft, dachte das alberne Mädchen, kann vielleicht das Mittel zu einem feſten und dauerhaften Frieden werden! Sind nicht öfters kriegende Könige durch ein ſolches Bündniß ausgeſöhnet worden? — Wir hatten ſchon einen geheimen Freund, der daran arbeitete; ja, du weißt, daß ſelbſt die Herren von Verona dieſe Feindſchaft zu tilgen ſich beeiferten!

Laura. Aber wo haben Sie dieſen Mann nachgehends geſehen? Ihre gegenſeitige Entfernung hätte, dächte ich, leicht den erſten Eindruck auslöſchen können.

Julie. Wie wenig kennſt du die Liebe! Sie iſt ſo ſchnell, wie eine Flamme; ſie hängt ſich ſo feſt, wie dieſe. — — Romeo war das beſtändige Bild meiner Seele! trat ich auf den Balcon, ſo ſah ich niemand als meinen Adonis vorüber gehen; ſtund ich am Fenſter, ſo fühlte ich das ſüße Lächeln ſeiner Blicke aus dem Fenſter gegen mir über; in der Kirche ſogar hörte ich ſeine Stimme wie die Stimme eines Engels tönen. Endlich, als ich einſt in der Nacht an eben dieſem Fenſter ſtund, und meine Seufzer den kühlen Lüftchen vertraute, ſtund er ſelbſt da, und hatte ſich an einen Orangenbaum gelehnt. ... Ach! da entdeckten wir einander zuerſt unſre Liebe, wir ſchwuren ſie einander auf ewig! O der Entzückung! Von Romeos Lippen floß Balſam! meine Seele ſchwamm in einer unausſprechlichen Wolluſt! Es war eine Nacht wie die heutige, nur daß der Mond nicht mit einer ſolchen verſtellten Freundlichkeit lächelte; nein, er lächelte wie ein Kind in ſeiner Mutter Schooße!

Laura. Iſt's möglich? — Ah, nun wundere ich mich über nichts!

Julie. Höre! du wirſt dich noch weniger wundern.

Wir wurden einig, uns bey dem Benvoglio bisweilen zu ſprechen.

Laura. Ihrem Arzte?

Julie. Ja; itzt recht ein Arzt für unſre verwundeten Seelen! Wir konnten uns ihm deſto eher anvertrauen, da er das Vertrauen unſrer beiderſeitigen Aeltern beſaß, und alle Veranſtaltungen zu ihrer Verſöhnung machte; ja, ſchon hatte er einen großen Schritt dazu gethan, als ... Himmel! bey dem Gedanken fährt mir allezeit der unglückliche Degen, der dem Tebaldo das Leben nahm, durch's Herz. — Ah! du weißt noch den ſchwarzen Tag, an dem alle unſere Hoffnung zu Grunde gieng.

Laura. Ja, leider! ein trauriges Oſterfeſt! noch trauriger durch Ihre Geſchichte!

Julie. Aber du weißt nicht die Wahrheit; der Haß meiner Verwandten hat ſie verfälſcht! — Eine große Anzahl von Kutſchen hatte ſich bey dem Thore Borſori, nahe bey Caſtell Vecchio, verſammelt: unter ihnen war eine Menge von unſer beider Verwandten. Sie geriethen dieſesmal heftiger als ſonſt an einander: Blut floß von beiden Seiten. Da kam der Engel Romeo, voll von dem Frieden, den unſre Liebe ſiſten ſollte, und ſuchte die Löwen durch honigſüße Worte zu beſänftigen; aber der wütende Tebaldo . . . o ich habe dir's ſchon erzählt. Romeo ward wegen dieſes Mords von Verona verbannt. — Du ſahſt meine Thränen flieſſen: . . . ein Meer von Thränen habe ich geweint! Ihr glaubtet, ſie flöſſen dem Tebaldo? aber keine, auch nicht ein Schatten einer Zähre galt ihm; alle dem Romeo!

Laura. Und Sie weinen noch? Hat denn die Zeit ſeiner Entfernung ſie nicht ein wenig vertrocknen können? Ich weiß zwar wohl, daß ein Gerücht gegangen, als ſey er noch hier verborgen; aber ich habe es nicht geglaubt. Sollte der ſcharfſichtige Haß der Capelletti ihn nicht längſt entdeckt haben?

Julie. Ah! hier liegt das Schreckliche dieſer Nacht! Benvoglio hatte ihn in einem Kloſter bey einem ſeiner Freunde verborgen. Wir tröſteten einander durch Briefe: aber der Verfolgungsgeiſt fängt an, in die Finſterniß ſeines Aufenthalts einzudringen: er muß fort, oder — er muß ſterben! Ach! werde ich ſeine Trennung überleben? nein, Laura! Und ich ſoll nicht weinen? nicht in Wehklagen meine Seele verſeufzen? und dieß iſt die

Stunde des Abſchieds? Nein, gute Laura, das kann nicht ſeyn! O Romeo! wann kommſt du?

Laura. Was ſagen Sie? Sie erwarten ihn hier?

Julie. Ja, Laura! — Durch die Thüre zum Garten wird er hereinkommen … (Sie fährt zuſammen.) St! — höreſt du nicht die Blätter im Garten rauſchen? — ja! — der Granatenbaum unter meinem Fenſter wird geſchüttelt. — Er iſt's! O Laura, beſte Laura! könnteſt du mich verrathen? … aber ſiehe! — (Sie zieht einen Dolch hervor.) wenn du mich verrietheſt! … kann eine Tochter des Antonio es wagen, den Sohn des Montecchio zu lieben, ſo kann ſie es auch wagen, zu ſterben!

Laura. O werfen Sie das ſchreckliche Mordgewehr weg! — So lange haben Sie ſich mir anvertraut, und wollten nun an meiner Verſchwiegenheit zweifeln?

Julie. Vergieb mir, meine freundliche Laura! aber — geſchwind verlaß mich! denn Ein verlorner Augenblick iſt itzt für mich ein verlornes Jahrhundert. — Ah! mein Herz bebt von Angſt und Freude. … Fort, Laura! fort! daß ich meinem Romeo die Thüre öffne … (Sie ſchleicht an eine Hinterthüre.)

Laura. Gut, ich will im Vorzimmer warten — (Im Abgehn.) Schreckliche Entdeckung! was ſoll das für ein Ende nehmen!

Dritter Auftritt.

Julie. Romeo.

Julie. Biſt du es? —

Romeo (im Hereintreten.) Ich bin's!

Julie (fällt ihm um den Hals.) O Romeo!

Romeo. O Julie!

(Sie ſehen einander beide an, ſchweigen und weinen.)

Julie (nach einer ziemlich langen Pauſe.) Du biſt Romeo, und willſt mich verlaſſen?

Romeo. Ach! meine Julie! gleich nach Anbruche des Tages wird man mich auf das Gerücht, daß ich noch in Verona ſey, aufſuchen laſſen.

Julie. Gleich nach Anbruche des Tages? Ach! möchte ſie ewig währen, dieſe Nacht! bey dir bedarf ich keines Tages. Ohne dich habe ich keinen Tag.——

O Romeo! wann wird für mich wieder eine Sonne ſcheinen!

Romeo. Glaubſt du, daß mein Herz weniger blutet? Ach! könnteſt du es ſehen! … doch nein, nein! du mußt meinen Gram nicht halb wiſſen! Julien … O! in dieſen Worten liegt alles! — Julien ſoll ich verlaſſen?

Julie. Aber ich will dich nicht verlaſſen. — (Nachſinnend.) Romeo! den Gedanken gab mir der Gott der Liebe ein — ich will mit dir gehn!

Romeo. Was ſagſt du? — Nein, Julie, unmöglich!

Julie. Unmöglich, Romeo? und du liebſt mich? hat die Liebe nicht weit unmöglichere Dinge möglich gemacht? ich will mein Geſchlecht in Mannskleidern verbergen, dieſe langen Haare abſchneiden und dir überall folgen; meine zärtliche Sorgfalt ſoll dir deine Flucht verſüßen; in der Hitze des Tages will ich dir kühlende Getränke bereiten, und vor der kältenden Nacht ſollen dich meine Umarmungen ſchützen; die rauheſten Wege ſollen mir in deiner Geſellſchaft lieblich ſeyn, und die ſpitzigſten Dornen mich nicht ſtechen. O! mein Geliebter! mein Gemal! mein Romeo! kann ich bey dir unglücklich ſeyn? und werde ich, ohne dich, glücklich ſeyn?

Romeo. Ja, du wirſt bey mir, du mußt mit mir unglücklich ſeyn. Laß nach, laß nach mit dieſer herzrührenden Bitte! du verwundeſt mich noch mehr, weil ich dir deine zärtlichſte Bitte nicht gewähren kann!

Julie. Und warum nicht? kann Romeo auch grauſam ſeyn? — Ach! nun ſehe ich, daß du ein Sohn des Montecchio biſt.

Romeo. Und ich ſehe, daß dir deinen Vorwurf die Liebe eingiebt. — Nicht wahr, du liebeſt mich? — o ja! du liebſt mich, wie ich dich, unausſprechlich; und würdeſt du nicht unglücklich ſeyn, wenn du mich unglücklich machteſt?

Julie. Alſo würde ich dich unglücklich machen, wenn ich dich begleitete?

Romeo. Bedenke deinen Stand! In einer ſolchen Verkleidung …

Julie. Stille! Romeo, ſchäme dich! Iſt der Stand einer geprüften Zärtlichkeit nicht die höchſte Würde einer liebenden Frau?

Romeo. Ja, unſere Verbindung aber weiß niemand als der Himmel und unſre Herzen. ... Doch ich will nicht vom Stande reden; bedenke die Gefahr ...

Julie. Die Gefahr, Romeo? Biete alle Pfeile des Unglücks wider dich auf, und ſieh, ob ich ſie nicht alle mit dieſer Bruſt auffangen, und dazu lächeln will.

Romeo. Nicht die Gefahr des Todes ſchrecket mich, meine Julie; tauſendmal will ich mein Leben für das deinige hingeben, und immer noch fragen, ob ich dir nicht noch zehntauſend Leben zu ſchenken habe; aber die Gefahr einer ewigen Trennung ... hier, liebſte Julie, hier liegt das Schreckliche!

Julie. Schrecklich, ja; aber wer ſoll uns trennen?

Romeo. Würde nicht, ſo bald man dich vermißte ... (und denke ſelbſt, wie bald dieß geſchehen würde!) ganz Verona aufgeboten werden, uns zu verfolgen? Welche Straße ſollten die armen Flüchtlinge nehmen, wo ſie ihre Verfolger nicht einholen würden? — und ſollten ſie uns einholen, was würde dein unerbittlicher Vater beginnen!

Julie. Entſetzlich!

Romeo. Du würdeſt leben; aber was würde aus dem Romeo werden — aus dem Mörder des Tebaldo, — dem Räuber, dem Ehrenſchänder der Julie! lauter Namen, die keine Betheurung würde ablehnen, keine Liebe bey ſolchen Menſchen entſchuldigen können, die nur ihr nichtswürdiges Selbſt lieben! nicht wahr? er würde auf einem Blutgerüſte ſterben? und Julie ...

Julie. Ach! Romeo, ich muß bleiben! ich muß!— ich kann dir nicht folgen; ... aber deine Abweſenheit — wie ſoll ich die ertragen?

Romeo. Durch Hoffnung und Geduld, Julie!

Julie. Ah, beide hat ſchon der Gram getödtet!...

Romeo. Liebſte Julie, unſre Trennung wird nur der Winter unſrer Liebe ſeyn; aber bald wird ſie eine angenehme Frühlingsſonne weit ſchöner wieder hervor rufen.

Julie. Nein, glaube mir, Romeo, ewig, ewig wird ſie die Nacht bedecken.

Romeo. Verbanne dieſes Schreckenbild, Julie!— Der Prinz hat meinem Vater verſprochen, daß meine Verbannung kurz ſeyn ſoll! noch mehr, er ſelbſt will indeſſen an der Verſöhnung unſerer Aeltern arbeiten. Denk, welch ein Himmel von Glückſeligkeit, wenn wir unter den Segnungen ausgeſöhnter Väter und Mütter unſere Liebe vor den Augen der Welt feyern könnten! denke, meine Julie!

Julie. Ach ein reizender Traum! aber wann wird er in Erfüllung gehen?

Romeo. Julie! wäre alles verloren, wäre keine Hoffnung mehr vorhanden: ſo ſteht es uns noch allezeit frey, deinen erſten Vorſchlag auszuführen. Zehnmal leichter werde ich mich nach einer kurzen Abweſenheit, in Verona wieder einſchleichen können, um dich unter einer Verkleidung und bey einer beſſern Gelegenheit fortzubringen. Die Liebe wird uns den Weg zeigen, und — können wir da irren.

Julie. O! was könnte mich Romeo nicht überreden! ich würde dir glauben, und wenn du mich überreden wollteſt, daß ich dich haſſen könnte.

Romeo. Mantua, wohin ich gehe, iſt kaum eine Tagereiſe von Verona, und wie kurz erſt für die Liebe!

Julie. Falſch! falſch! für die Liebe ganze Welten auseinander!

Romeo. Aber wir wollen uns doch zu ſprechen wiſſen. Ich laſſe meinen getreuen Pietro hier. Du wirſt leicht unter deinen Frauensperſonen eine getreue Freundinn finden, der du dein Herz und deine Wünſche vertrauest: denn wer liebt Julien nicht? …

Julie. So ſey es Laura! ſchon weiß ſie den größten Theil unſrer traurigen Geſchichte. …

Romeo. Nun gut! täglich ſoll Pietro dir einen Brief bringen; mit jeder Stunde werde ich einen Boten, ein Tageregiſter meiner kleinſten Handlungen fortſchicken. Du ſollſt jeden geheimen Gedanken erfahren.

Julie. Dieß iſt etwas, Romeo. Mein ganzer Gedanke wirſt du ſeyn.

Romeo. Suche auch oft unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Benvoglio, zu ſprechen; er wird dir alles ſagen, was er von mir erfährt.

Julie. Und glaubſt du, daß ich ein andres Wort, als von dir, anhören würde?

Romeo. Er wird jede Gelegenheit ſuchen, zu dir zu kommen …

Julie. Er wird ſie haben, Romeo, er wird ſie haben! Das vor Liebe kranke Mädchen wird bald eines Arztes bedürfen.

Romeo. Von allem, was dich angeht, ſoll er mir

Nachricht geben. Jede Stunde habe ich ihm vorgezeichnet, wo er mich trifft, und ich werde keinen Schritt thun, ohne ihn unterrichtet zu haben! — O welch Entzücken! — wann wir uns wieder ſo treu, ſo zärtlich, als jemals, umarmen werden! wenn uns die Freude die Lippen verſiegeln wird, wenn wir nichts als ſtammeln können; wenn unſere von Wolluſt ſchmachtenden Augen einander weit beredter alles ſagen werden, was wir fühlen: dann, o meine Julie, dann ſoll nichts als der Tod uns trennen ...

Julie. Der Tod, mein Romeo? der Tod? — So entzückend dein Troſt iſt, ſo ſagt mir immer mein Herz, daß er es erſt ſeyn wird, der uns vereiniget! Ach ſtürbe ich nur in deinen Armen!

Romeo. Julie! ſchlage mich nicht vollends zu Boden; gieb mir immer den erquickenden Troſt, daß ich dich bald freudiger wiederſehen werde, mit auf den Weg; den einzigen, der mich ſtärken, mich der Verzweiflung entreißen kann. Nein, meine Julie! thu' es nicht, die Zeit des Abſchieds iſt nahe. ... Hörſt du drauſſen die Lerche, den Vorboten des Morgens? Ich muß fort, Julie! ich muß fort!

Julie. Nein, nein, Romeo, es iſt die Nachtigall, nicht die Lerche! du darfſt noch nicht fort!

Romeo. O wär es ſo! aber ſiehſt du es nicht ſchon dort über den Bergen dämmern?

Julie. Nein, Romeo, es iſt nicht die Dämmerung; es iſt der Mond. Er verzögert noch zu meinem Troſte am Himmel. Gönne mir immer noch einige Augenblicke — ach! vielleicht die letzten, worinn ich dich ſehe!

Romeo. Liebſter Engel, ſiehe nur hin! der Mond erbleicht ſchon vor der nahen Sonne; aber deine Liebe färbt ihn! ... Nun, es ſey ſo! Es iſt noch nicht Tag, meine Liebe. Eine Stunde in deiner Umarmung bezahlt mir tauſendfach den Tod.

Julie. Den Tod, Romeo? Nicht einen Augenblick länger! fliehe! eilends fliehe! es iſt Tag! ... Gott! wer kommt? ...

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Laura.

Laura. Liebſte Julie! ich höre Ihre Mutter aufſtehen; ich fürchte ...

Julie. Ich bin des Todes! o Romeo! du mußt fort! — glaubſt du, daß wir uns jemals wieder ſehen werden?

Romeo. Das hoff' ich, meine Julie! und hoff' es gewiß.

Julie. Du hoffſt umſonſt! — Sieh mich immer noch recht an! — Du ſcheinſt mir bleich, wie eine Leiche; ſcheine ich dir nicht auch ſo? — O Romeo, laß mich meine Seele noch in die deinige athmen! (Sie fällt ihm um den Hals.) — und ſterben — (Man hört eine Klingel.

Laura. Himmel! Ihre Frau Mutter klingelt mir … eilen Sie fort, mein Herr!

Romeo. Julie! unglückliche, geliebte Julie! (Julie iſt in Ohnmacht geſunken.) Ihre Lebensgeiſter ſind zu ſchwach. (Er küßt ſie.) Meine ſchöne, meine ſüße, meine beſte Julie! lebe wohl! tauſendmal lebe wohl! der Engel der Liebe ſtärke dich und ſchütte allen Troſt des Himmels auf dich herab! Nicht der Tod ſoll uns trennen; und trennt er uns, ſo wollen wir uns bald wieder zu vereinigen wiſſen … (Zur Laura.) Bringt ſie wieder zu ſich, meine gute Freundinn! und tröſtet ſie! Eure Treue ſoll euch reichlich belohnt werden. Sagt ihr, daß ich meine Seele hier laſſe, daß weder Zeit noch Entfernung . . .

Laura. Ums Himmels willen, gehn Sie!

Romeo. Lebe wohl . . . Julie! — zu tauſendmalen lebe wohl! —

(Er küßt ſie nochmals, und fliegt zur Hinterthüre hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Julie. Laura.

Laura (vor ſich.) Gott! was fang' ich an! — Kömmt ihre Mutter, und ſie erwacht, ſo wird ſie gewiß nur ihren Romeo nennen, und das unglückliche Mädchen iſt verrathen. — Könnte ich ſie doch in ihr Schlafzimmer bringen! (Indem ſie ſie anfaſſen will, ſchlägt ſie die Augen auf.) Ah! ſie erwacht —

Julie (ſieht ſtarr umher.) Romeo! wo biſt du? — Ah! wo iſt er, Laura? — Weg? ſchon weg? Konnte er mich ſo bald verlaſſen? —

Laura. Faſſen Sie ſich, mein liebſtes Fräulein! er iſt fort! er mußte fort! Sie ſehen, ſchon iſt die helle Morgenröthe da! Ihre Frau Mutter wacht ſchon, und ich weiß nicht, wie ich's entſchuldigen ſoll, daß ich nicht eher komme.

Julie. Falſche! warum ließeſt du ihn entfliehen? (Sie ſteht auf, und ruft nach der Seite der Hinterthüre zu:) Romeo! nur noch ein Wort! Romeo! (Sie läßt ſich vor Mattigkeit ſogleich wieder auf den Stuhl nieder.) Gehe ihm nach! rufe ihn! vielleicht kannſt du ihn noch errufen.

Laura. Ich bitte Sie um Ihres Romeo, um Ihrer Liebe willen, beruhigen Sie ſich! bedenken Sie, wenn Sie ihn verrathen, daß er ſeinen Verfolgern in die Hände fallen kann, und dann — was würde aus ihm werden?

Julie. Ich beſinne mich, Laura. Ja, du haſt recht! er mußte fliehen. — O Laura, wenn ich nur weinen könnte! — mein Herz … ach! es wird zerſpringen, wenn keine Thränen ihm … aber gleichwohl ſind meine Wangen ganz naß? … (Sie fühlt ſie an.) Sind das vielleicht Thränen, die mein Romeo geweint hat?

Laura. O! er hat ſo viel Thränen über Sie vergoſſen …

Julie. Hat er das? (Sie nimmt das Schnupftuch, drückt ſie auf, und küßt ſie.) der gute Romeo! ja, ja es ſind ſeine Zähren. Zähren der Liebe! — ach! warum verſiegt ihr? … O Laura, erzähle mir alle Worte, die er ſagte, eh er gieng, jede Miene, jede Bewegung, jeden Seufzer ſeiner Liebe; und wo du etwas vergiſſeſt, ſo müſſeſt du nie einen treuen Liebhaber finden.

Laura. Alles, alles will ich Ihnen erzählen: … Aber (man klingelt wieder) hören Sie? Ihre Mutter klingelt ſchon wieder! Ich will Sie auf Ihr Bette führen, vielleicht erquicket Sie eine kleine Ruhe.

Julie. Ruhe! glaubſt du, daß ich die eher, als im Schoos der Erde finden werde?

Laura. Wenigſtens werden Sie nicht wünſchen, in dieſem Zuſtande Ihre Mutter zu ſehen, und lieber allein ſeyn?

Julie. O ja, das will ich, das will ich, Laura! …

Laura. So kommen Sie; ich will Sie auf Ihr Bette legen: denn wo ich länger verzögre, ſo wird Ihre Mama glauben, daß Ihnen ſehr ſchlimm iſt, und zu ihrem lieben Kinde herüber eilen.

Julie. Ah! mir iſt auch ſehr ſchlimm; aber meine gute Mutter muß nicht wiſſen, daß es um Romeos willen iſt! —

Laura, (indem ſie ſie fortführt.) Ich will ſagen: Sie wären erſt eingeſchlafen, und lägen in ſüßen Träumen ...

Julie. Nur nicht vom Romeo: ſie würden zwar ſüße ſeyn: aber er iſt ja fort! fort! — (Nach einem tief geholten Seufzer.) O! Laura! itzt kommen Thränen — nun wird mir etwas beſſer werden.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau von Capellet. Laura.

Frau von Capellet. Die ganze Nacht durch, ſagſt du, hat ſie geweinet? — Unbegreiflich! So heftig iſt doch ſonſt die Liebe der Verwandtſchaft nicht.

Laura. Gleichwohl führet ſie den Tebaldo unaufhörlich im Munde.

Frau von Capellet. Eben das iſt mir ſeltſam. Zu dir geſagt! er war der Mann nicht, der ſich eine ſo brennende Liebe zu erwerben fähig war: — rachgierig, heftig, ſtolz. Ich denke immer, er war der Urheber ſeines eignen Unglücks ſelber.

Laura. Ich habe es auch gedacht; zumal da Romeo, ſein Feind, eben ſo ſanftmüthig als tapfer ſeyn ſoll.

Frau von Capellet. Das letzte hat er gezeigt! das erſte ſagen wir uns nur ins Ohr; denn es iſt mehr als zu gewiß, daß er bey jener Gelegenheit den Streit unſerer aufgebrachten Verwandten mehr beyzulegen, als anzufeuren bedacht war. Aber ſchon der Gedanke würde bey meines Mannes Familie ein Hochverrath ſeyn. Indeſſen verzehret ſich meine arme Julie zuſehends; und ich verzehre mich mit ihr.

Laura. Und kein Troſt richtet ſie auf. Ihre Phantaſie ſpielt mit dem Grabe, als wie mit ihrem Brautbette, und malt ihr die Leichenfarbe, als die ſchönſte Farbe in der Natur vor. Wenn ſie am ruhigſten ſcheint, bricht ein Seufzer hervor, als ob ihr das Herz brechen wollte, und helle Thränen ſtehen ihr in den Augen.

Frau von Capellet. Mein Jammer über ſie iſt groß, und — deſto größer, jemehr ich ihn verbergen muß. Ich merke, daß ich ihren Kummer durch meine Klagen nur vermehre. Sie fängt mich an zu vermeiden, da ſie ſonſt ihre geheimſten Gedanken in meinen Schoos ausſchüttete. Ihr Vater iſt heftig, und nennet uns elende, winſelnde, armſelige Geſchöpfe. Ich muß mich nur bemühen, ſie aus ſeinen Augen zu entfernen, damit er ihr nicht hart begegnet. Ich weiß ihr gleichwohl nicht zu helfen …

Laura. Das wird auch ſchwer ſeyn, gnädige Frau! Ihre Krankheit muß tiefer, als in des Tebaldo Grabe liegen! vielleicht in ihrem Herzen ...

Frau von Capellet. Alſo glaubſt du doch, daß Tebaldo die Urſache ihres Grams nicht ſey? — was haſt du für Gründe?

Laura. Ich? — keine, als — weil ich um ihn nicht ſo jammern würde, und wenn er mein Bruder wäre. Ja, wär es der erſte Schmerz, und ſie ließe ihn in lautem Geſchrey und Wehklagen aus ... aber nach zwey Monaten ... glauben Sie wohl, daß ich ſie erſt vor einer halben Stunde zu Bette gebracht habe?

Frau von Capellet. O! warum haſt du mich nicht gerufen? mir zu Liebe hätte ſie ſich gewiß eher zur Ruhe begeben.

Laura. Sie bat mit einer ſo ſüßen, ſchmeichelnden Wehmuth, Ihnen nichts zu ſagen, und mit ihr aufzubleiben, daß ich es ihr unmöglich abſchlagen konnte.

Frau von Capellet. Das arme unglückliche Mädchen! ... Was hat ſie denn die ganze Zeit über gethan?

Laura. Was, gnädige Frau? was ſie immer thut: geweint, geächzt, gejammert, vom Grabe geredt; den

Tebaldo auf dem Trauergerüſte, Geſpenſter in langen weißen Kleidern in dem Orangenwäldchen herum wandeln ſehn; den Romeo — verwünſcht; und eh ich ſie fortbrachte, lange mit dem Kopfe auf den Arm geſtützt dort am Fenſter den Anbruch des dämmernden Tages beſeufzet, und mit Thränen dem blaſſen Monde nachgeſehen.

Frau von Capellet. Traurig! höchſttraurig! —

Laura. Gott weiß, ob ſie noch izt ſchläſt? denn noch war ſie munter, als ich ſie verließ!

Frau von Capellet. Ich ſehe wohl; nichts, als eine außerordentliche Veränderung wird ſie von ihrem Kummer heilen: und dieſe wird bald kommen. Die Trauer um den Tebaldo hat ihre Heurath mit dem Grafen Paride von Lodrona verzögert …

Laura. Und ſollte dieſe ihren Kummer heben?

Frau von Capellet. Warum nicht?

Laura. Weil ſie mir keine ſonderliche Neigung für den Grafen zu haben ſcheint.

Frau von Capellet. Aber doch auch keine Abneigung?

Laura. Mehr Abneigung, als Zuneigung, gnädige Frau! wäre Liebe da, ſo wär Tebaldo längſt vergeſſen.

Frau von Capellet. Das fehlte zu meinem Unglücke! — Hat ſie dir etwas merken laſſen?

Laura. Nichts, als — daß ihr ſein letzter Abſchied mehr erfreulich als traurig war. — Erwähnet ſie auch nur den Grafen mit einem Worte?

Frau von Capellet. Vielleicht iſt er ihr noch gleichgültig! ... doch, tröſtet ſie nicht die Liebe, ſo heilt ſie vielleicht die Zerſtreuung. Was bey kranken Körpern die Veränderung der Luft thut, das kann bey verwundeten Seelen die Zerſtreuung thun.

Laura. Nachdem die Verwundung iſt, gnädige Frau! ... Ich weiß zwar nichts, allein ...

Frau von Capellet. Und was allein?

Laura. Ich glaube nicht, daß es der Graf von Lodrona iſt, der die arme Julie heilen wird!

Frau von Capellet. Wie? weißt du etwas von einem andern?

Laura. Das nicht, aber ...

Frau von Capellet. Aber der Graf hat alle die guten Eigenſchaften, die ein Gemal für unſre Tochter haben muß. Rang, Vermögen, äußres Anſehen, Rechtſchaffenheit …

Laura. Aber wie? wenn ſie gleichwohl kein Herz für ihn hätte? O gnädige Frau, die Liebe hat ihren Eigenſinn. Und wenn die Liebe des Herrn Grafen bey zehen andern Damen willkommen ſeyn würde, ſo kann Julie von dieſen zehen immer noch eine Ausnahme ſeyn.

Frau von Capellet. Du biſt ein ſehr ungefälliges Geſchöpf, Laura, daß du mir noch dieſe Hoffnung raubſt. Meine Tochter wird nicht ſo eigenſinnig ſeyn; gewiß nicht. … Geh jetzt, und ſieh, ob ſie ſchlummert; wo nicht, ſo rufe ſie her … doch wecke ſie nicht. —

(Laura geht ins Kabinet.)

Zweyter Auftritt.

Frau von Capellet (allein.)

Die arme Julie! ſie liegt mir ſo am Herzen, daß ich gar nichts anders denken kann. Den Tag über quäle ich mich mit traurigen Ahndungen, und des Nachts mit ängſtlichen Träumen. — O! ich fürchte, ich fürchte! … gleichwohl weiß ich nicht, was? — Ihr geheimer Kummer … und doch nicht ein Schatten einer gegründeten Muthmaßung … Ah, mein Gemal! …

(Laura kömmt aus Juliens Zimmer, geht aber zurück, da ſie den Herrn von Capellet gewahr wird.)

Dritter Auftritt.

Herr von Capellet. Frau von Capellet.

Herr von Capellet. Schon ſo früh hier? ich ſuchte Sie in Ihrem Zimmer.

Frau von Capellet. Und was iſt zu Ihrem Befehl? … Ich wollte ſehen, was unſere arme Julie machte?

Herr von Capellet. Nun? —

Frau von Capellet. Schlimm! ſehr ſchlimm! Ich ließ Lauren die Nacht über bey ihr. Ihr Jammer nimmt kein Ende. Sie hat die ganze lange Nacht durch geſeufzet, geweinet; und nur erſt vor einer halben Stunde …

Herr von Capellet. Ich bin des Gewinſels überdrüßig. Ich will ihm bald ein Ende machen. — Das Mädchen liegt nicht am Tebaldo, ſie liegt an der Liebe krank, und ihr ſoll noch heute geholfen werden.

Frau von Capellet. Und wie das?

Herr von Capellet. Der Graf von Lodrona hat mir eben ſagen laſſen, daß er die Erlaubniß habe, ſeine Heurath zu vollziehen, ſo bald er wolle; ſeine ungeduldige Liebe aber will es lieber heute als morgen. Ihm ſoll gewillfahret werden. Noch heute will ich mit Ihnen, meiner Tochter und dem Grafen auf mein Landgut nach Villafranca gehen, und morgen die Vermählung vollziehen.

Frau von Capellet. Aber mein lieber Gemal ...

Herr von Capellet. Schon wieder was einzuwenden?

Frau von Capellet. Ihr Wille iſt ein Befehl für mich, das wiſſen Sie; doch, der Wohlſtand wegen der Trauer des Tebaldo ...

Herr von Capellet. Eben deswegen ſoll ſie auf dem Lande in aller Stille, bloß in Geſellſchaft einiger der nächſten Verwandten vollzogen werden. Es ſind ſchon über ſechs Wochen ſeit ſeinem Tode vorbey. Der Graf wünſcht es, ich wünſche es: das iſt genug!

Frau von Capellet. Genug, und mehr als genug für mich! allein, wenn wir unſer armes Kind ...

Herr von Capellet. Unſer armes Kind iſt eine Närrinn! was weint ſie, was klagt ſie? — Um den Tebaldo? gut, er war mein Neffe und ihr Vetter? ich habe ihn, wie ſichs gebühret, beklaget; ſie hat nicht mehr Recht als ich. Ich bin fertig, und ſie kann's auch ſeyn! Ich habe alles gethan, um ſie zu rächen; und habe ich ihr den Kopf des Mörders nicht ſchaffen können, ſo iſt's nicht meine Schuld.

Frau von Capellet. O! die männliche Vernunft kann das Herz leicht durch Gründe beruhigen; aber die weibliche Schwachheit ... Sie haben geſehen, liebſter Gemal, daß der Kummer unſrer Julie mehr zugenommen, als abgenommen. ...

Herr von Capellet. Was ſoll aber daraus werden? glauben Sie denn, daß der Graf, wenn wir die Sache ſo fortgehen laſſen, ein Mädchen begehren wird, das ſich in milzſüchtigem Grame verzehrt, und jede Freude des Lebens von ſich hinweg weiſt? Sehn Sie ſie nur an? kaum iſt ſie noch kennbar, und wer weiß, wer weiß — liegt ihr nicht mehr die verſchobene Heurath, als des Tebaldo Tod am Herzen?

Frau von Capellet. Warum ſollte ſie aber ihre

Empfindung verhehlen? ſie weiß unſere, ſie weiß des Grafen Abſicht; ſie hat ſein Verſprechen und unſre Einwilligung: aber ſo oft ich ſie noch geprüfet, hat ſie ihre Verheurathung mehr zu entfernen, als zu beſchleunigen geſucht.

Herr von Capellet. Blödigkeit oder Verſtellung! Man kennt ihr Geſchlecht! ſtets ſucht es Ausflüchte, um den Verdacht einer lobenswürdigen Delikateſſe zu erregen!

Frau von Capellet. Mein Kind iſt einer ſolchen Verſtellung nicht fähig. Sie wiſſen ſelbſt, wie ſehr wir ſie immer ihrer Unſchuld und Aufrichtigkeit wegen gelobt haben, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht wenigſtens gegen mich ...

Herr von Capellet. So ſage ich Ihnen, daß Sie ſich irren. So lange die Mädchen noch mit ihren Puppen ſpielen, ſind ſie aufrichtig: kaum aber reifen ſie zum Ernſte, ſo reift die Heucheley mit ihnen.

Frau von Capellet. Ich würde zu viel Eigenliebe, zu viel Parteylichkeit für meine Tochter verrathen, wenn ich ſie von einer andern Seite zu kennen glaubte: vielleicht iſt es ſo ...

Herr von Capellet. Es ſey ſo oder nicht ſo! ich will ſie ſprechen, und ihr meinen Willen eröffnen.

Frau von Capellet. Vermuthlich ſchlummert ſie noch. Ich habe Lauren hineingeſchickt, nachzuſehen …

Herr von Capellet. Kann man ſie nicht wecken?

Frau von Capellet. Erlauben Sie ihr immer dieſe kleine Erholung, da ſie die ganze Nacht nicht geſchlafen. —

Herr von Capellet. Sie mag die Schuld ihrer Thorheit tragen!

Frau von Capellet. Sehen Sie ihr wenigſtens ihres Bräutigams wegen nach! Sie wird eine ſchlechte Figur machen, wenn ſie wunde Augen und ein todtenbleiches Geſicht ihm mitbringt. Eine Stunde Schlaf wird ihr mehr Schmuck geben, als alle Kunſt ihres Kammermädchens.

Herr von Capellet. Es mag ſeyn! Wollen Sie ihr die Sache hinterbringen?

Frau von Capellet. Ich werde es für eine Gewogenheit anſehen.

Herr von Capellet. Gut, ſo thun Sie es! Ich erwarte ohnedieß den Grafen, ihm von meiner Entſchließung Nachricht zu geben.

Frau von Capellet. O! dürfte ich nicht bitten, mein liebſter Gemal …

Herr von Capellet. Was ſchon wieder?

Frau von Capellet. Werden Sie nicht ungeduldig! — nur noch ſo lange zu verziehen, bis ich mit Julien davon geſprochen habe!

Herr von Capellet. Und warum? Sie werden doch nicht mit dem Mädchen Umſtände machen?

Frau von Capellet. Ich glaube nur, daß es die Pflicht freundlicher Aeltern iſt, ihrer Kinder Neigung bey einer ſo wichtigen Sache zu Rathe zu ziehen?

Herr von Capellet. Ein neues Gebot! Die Pflicht der Kinder iſt, zu gehorchen: und … was würde dann erfolgen, wenn ſie ſich widerſetzte?

Frau von Capellet. Eine vernünftige Vorſtellung …

Herr von Capellet. Wenn man mit Kindern zu vernünfteln anfängt,, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie widerſpenſtig werden. Will ſie nicht, ſo muß ſie.

Frau von Capellet. Sie ſind ein wenig zu ſtrenge!

Herr von Capellet. Und Sie zu nachgebend!

Frau von Capellet. Haben Sie wenigſtens mit ihrer Krankheit Mitleiden! Sie ſoll Ihnen gehorchen, es iſt mein Wunſch und Wille.

Herr von Capellet. Und will das Mädchen uns nicht gehorchen, ſo wollen Sie dem Mädchen gehorchen: nicht wahr?

Frau von Capellet. Ich will nur ſehen, ob ſie heute in der Verfaſſung iſt, uns folgen zu können. ... Verſchieben Sie es nur wenigſtens ſo lange, dem Grafen ihre Entſchließung zu ſagen.

Herr von Capellet. Meine Entſchließung iſt vernünftig, und alſo auch unumſtößlich: merken Sie ſich das, und laſſen Sie es Julien auch wiſſen!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Capellet (allein.)

Gott! welch ein Mann! — Die arme Julie! und wenn Sie bey vollkommner Gemüthsruhe wäre, ſo würde ſie eine ſo unvermuthete Nachricht erſchüttern. Ihre empfindliche Seele verwundet auch nur der Schein einiger Gewalt. — (Nach einer kleinen Pauſe.) Doch dieſe Veränderung ſchien mir ja ſelbſt das einzige Mittel für ihre Schwermuth zu ſeyn. . . . Vielleicht geht es beſſer, als ich denke . . . (Sie ruft:) Laura!

Fünfter Auftritt.

Frau von Capellet. Laura. Julie.

Laura (in der Thüre des Zimmers.) Gnädige Frau!

Frau von Capellet. Iſt Julie munter?

Laura. Eben kömmt ſie! . . . (zu Julien.) Heitern Sie ſich ein wenig auf! —

(Sie geht wieder ins Zimmer; Julie küßt ihrer Mutter die Hand.)

Frau von Capellet. Gott! wie ſiehſt du aus, meine Tochter! blaß wie der Tod! deine Augen ſchwimmen in Thränen? du zitterſt?

Julie. O! ich habe eine ſehr ſüße, . . . und auch ſehr ſchlimme Nacht gehabt.

Frau von Capellet. Sehr ſüße und ſehr ſchlimme! das letzte kann ich dir auf dein Wort glauben: dem erſten widerſpricht deine Geſtalt!

Julie. Gewiß, liebſte Mama! denn der Geiſt des

Tebaldo winkte mir, bey'm Mondenlichte, bald nachzukommen: war das nicht ſüß für mich?

Frau von Capellet. Weg mit den ewigen Schreckbildern, meine Tochter! Laß den Tebaldo ruhen! er iſt glücklicher, als ſein Mörder, Romeo!

Julie. O ja, glücklicher, als Romeo und ich! ohne Schmerzen, ohne Jammer! —

Frau von Capellet. Warum beklagſt du ihn alſo ohn' Ende? Deine Thränen müſſen endlich verſiegen, und ich wundere mich nur, daß du noch weinen kannſt!

Julie. O! ich beklage nicht ihn, nein, mich, mich! — Alles um mich her iſt traurig; der Himmel über mir ſchwarz, die Luft ſchwer, ſo ſchwer, daß ich — kaum athmen kann.

Frau von Capellet. Die Luft wird leicht, und der Himmel heiter ſeyn, ſobald du nur willſt.

Julie. So bald ich nur will? O! ich will, ich will! aber — mein Verhängniß will nicht. — Kann ich meinem Herzen gebieten, daß es nicht mehr ſchlägt, oder meinem Blute, daß es ſtarrt?

Frau von Capellet. Sieh nur, lauter Todesgedanken! du weißt nicht, meine Julie, wie ſehr du mich betrübſt!

Julie. Ich? Sie betrüben, liebſte Mama! ſagen Sie das nicht! Wie kann Sie ein ungehorſames Kind betrüben?

Frau von Capellet. Eben weil es ungehorſam iſt, und nicht auf einer zärtlichen Mutter Rath und Troſt höret. … Doch du kannſt ſie auf einmal wieder erfreuen!

Julie. O! wie iſt das möglich, wenn ich keine Freude habe! ſagen Sie mir, wie ich ſie geben kann, ohne welche zu haben; und ich will es gerne thun!

Frau von Capellet. Auch du ſollſt Freude haben: ich bringe dir eine fröhliche Nachricht; für uns alle, für dich am meiſten!

Julie (haſtig.) Hat Romeo Verzeihung erhalten? … (Erſchrocken.) ah! wie ſchwach iſt mein Kopf! … iſt Romeo beſtraft?

Frau von Capellet. Immer Tebaldo und Romeo! was kann dir das nützen? Hat Romeo ein Gewiſſen, ſo iſt er geſtraft genug!

Julie. O! wie gütig ſind Sie, daß Sie dem Romeo — ſeine Strafe ſelbſt überlaſſen!

Frau von Capellet. Laß uns davon abbrechen, mein Kind! Ich ſage dir, du biſt glücklich, du kannſt es ſeyn, wenn du willſt, und mußt es ſeyn, wenn du vernünftig biſt! dein Vater …

Julie. Ach! mich dünkt, ich habe hier ſeine fürchterliche Stimme gehöret!

Frau von Capellet. Dein Vater fürchterlich? Ey! er iſt gütig, meine Tochter! Er ſorgt für dich, er will dich glücklich machen, und dieß je eher, je lieber. Und in dieſer Abſicht … du zitterſt? —

Julie. Liebſte, beſte Mutter! Laſſen Sie mich fliehen, ehe ich ſeine Abſicht weiß. Ich möchte ungehorſam ſeyn, und Sie kennen ſeine Härte. Er mag wohl gut ſeyn, aber … ich will nicht glücklich ſeyn, ich kann es nicht ſeyn!

Frau von Capellet. Dieß iſt Hartnäckigkeit, Julie! Ein Kranker muß nicht die Mittel zur Geneſung von ſich ſtoßen, ſonſt …

Julie. O! was kann er für ein Mittel haben, als ein gewaltſames, — ein Mittel, das meinen Untergang beſchleuniget! Laſſen Sie mich es nur nicht hören, liebſte Mama …

Frau von Capellet. Du mußt es hören! …

Du kannſt die jungfräuliche Schamhaftigkeit gegen deine Mutter mehr ablegen, und die Geſchichte muß für dich erfreulich ſeyn, ſo wie ſie es für unſer ganzes Haus iſt. — Der Graf von Lodrona ſoll heute, oder wenigſtens in etlichen Tagen, der deinige ſeyn!

Julie. Ich bin des Todes! ah, verbergen Sie mich, liebſte Mama! verbergen Sie mich, und wenn es in dem Grabe des Tebaldo wäre! Sagte ich's nicht, daß ich unglücklich ſeyn würde?

Frau von Capellet. Aber mein Kind — dein Bezeigen iſt ſeltſam! ſoll ich dir die Vortheile dieſer Vermählung vorerzählen? was liegt hierinn Unglückliches?

Julie. Was? was? öffnen Sie mir einen Abgrund! dort will ich mich lieber hineinſtürzen, als in die Arme des Grafen.

Frau von Capellet. Das iſt Eigenſinn und Trotz, meine Tochter! Man darf nichts verwerfen, ohne Gründe davon anzugeben. Der Graf von Lodrona iſt ein liebenswürdiger Mann ...

Julie. Der Tod iſt in meinen Augen liebenswürdiger. Befreyet er uns nicht von aller Qual? vereinigt er uns nicht mit allem dem, was wir lieben?

Frau von Capellet. Was kann das ſeyn? ſage mir …

Julie Der Gedanke — niemals des Grafen Weib geweſen zu ſeyn.

Frau von Capellet. Aber für was ſoll ich dich halten, wenn du, ohne einen Grund anzugeben, einen ſolchen Abſcheu bezeugſt?

Julie. Für Ihre geängſtete Tochter, die gern ihr Leben für Sie und ihren Vater geben will; aber ihr Herz keinem Manne geben kann, den ſie nicht liebt!

Frau von Capellet. Wie ſoll aber der beſchaffen ſeyn, den dein Herz lieben könnte?

Julie. Wie? — wie? — ach! liebſte Mama! wie ſoll ich Ihnen den nennen, der nirgends iſt, — wenigſtens nicht in Verona: — es muß — ein Mann ſeyn, der einem Engel gleicht —

Frau von Capellet. Ein leeres Hirngeſpinſt, meine Tochter, ein Geſchöpf deiner Einbildung. Der Graf beſitzt alles, was man von einem Manne Gutes und Großes denken kann. Er iſt von hoher Geburt, er iſt reich …

Julie. Setzen Sie ihm eine Krone auf, und er wird mir deſto haſſenswürdiger, je mächtiger er iſt —

Frau von Capellet. Er iſt groſsmüthig, tapfer…

Julie. Der Löwe iſt es auch, und doch wird er gefürchtet!

Frau von Capellet. Er liebt dich wie ſeine Seele! …

Julie. Muß ich ihn deswegen auch lieben?

Frau von Capellet. Ja, Liebe erfodert Gegenliebe. …

Julie. Wenn mich alſo Romeo liebte, unſers Hauſes ärgſter Feind, des Tebaldo Mörder? — ſo müßte ich ihn wohl auch lieben!

Frau von Capellet. Dieſer wird dich — kann dich nicht lieben, weil er von Kindheit auf in dem Haſſe gegen unſer Haus erzogen iſt. Wo ſich aber bey einer Wahl, wie bey dem Grafen, alles vereiniget: ſeine Liebe, der Beyfall der Aeltern, das Anſehn der Perſon und die übrigen Umſtände: da muß man ſehr hartnäckig ſeyn, aller Vernunft entſagen, keine Pflichten kennen, oder unſer Herz muß von einem andern Gegenſtande eingenommen ſeyn, wenn man ſich widerſetzet. Ich will aber das letzte ſo wenig als das erſte hoffen.

Julie. Liebſte Mama, Sie denken an alles, außer an mich ſelbſt! — Wenn ſich aber trotz allem mein Herz widerſetzet … Ach! haben Sie Mitleid mit dieſem Herzen! — es verabſcheuet den Grafen …

Frau von Capellet. Pfui, ſchäme dich! ich hätte dir weit mehr Verſtand zugetrauet!

Julie. O! hab' ich's Ihnen nicht geſagt, daß ich ein ungehorſames Kind bin? ſtrafen Sie mich, verſtoßen Sie mich, haſſen Sie mich — das Grauſamſte, das ich denken kann! — nur helfen Sie mir von dem Grafen!

Frau von Capellet. Verdiene ich das um dich, meine Julie? du? mein einziges, geliebtes Kind? — willſt dich eher von mir haſſen laſſen, als einem, den wir alle lieben, deine Hand geben? O Julie, Julie!

Julie. Vergeben Sie meiner Verzweiflung! mein mattes Herz wird ſich vollends verzehren, daß es Sie beleidigen muß; — aber — ich kann nicht, ich kann nicht …

Frau von Capellet. Und wenn ich nun weit weniger kann? — Ich hab' aus Liebe für dich dir den harten Antrag deines Vaters erſparen wollen, ſeine bitterſten Vorwürfe ſchon ertragen, — was ſoll ich ihm ſagen?

Julie. Sagen Sie ihm, daß ich ſterben, daß ich die väterlichen Hände küſſen will, die meinen Gram endigen, daß ich ſie ſegnen will …

Frau von Capellet. Gieb dir ſelbſt ſeine Antwort darauf! Du weißt, was ich über ihn vermag: ich bat nur um einige Tage Aufſchub; umſonſt! noch heute ſollſt du mit uns nach Villafranca gehen.

Julie. Noch heute, o Gott! unmöglich, unmöglich! Erbarmen Sie ſich über mich! —

(Sie fällt ihrer Mutter zu Füßen.)

Frau von Capellet (nimmt ſie in die Arme.) Mein Kind! du kennſt — meine Liebe! Aber ich kann dir nicht helfen; du mußt dich faſſen — dich in unſern Willen ergeben. — Kann ich noch einige Tage Aufſchub erhalten …

Julie. O ja! nur einige Tage Aufſchub! vielleicht erbarmet ſich Gott meiner, und nimmt mir ein Leben …

Frau von Capellet. Du biſt ſehr ungerecht! Ohne mir zu ſagen, warum? verwirfſt du einen würdigen Mann, widerſetzeſt dich deinen Aeltern, und ziehſt den Zorn deines Vaters auf dich. Du kennſt ihn.

Julie. Ja, ich kenne ihn: unerbittlich . . .

Frau von Capellet. Kannſt du es wagen, ihn zu verdammen, da du in deinen Leidenſchaften ihm ſo ähnlich biſt? in Liebe und Abſcheu? — Aus Liebe zum Tebaldo, den du doch mit keinen Thränen erwecken kannſt, läſſeſt du dir den Gram das Herz zernagen. Man will es durch Liebe heilen, und du verwandelſt deine billige Gegenliebe in Abſcheu?

Julie. Sie haben Recht, beſte Mutter, und das iſt nicht der geringſte Theil meines Kummers. Gott vergebe mir's, daß ich Unglückliche durch mein Betragen Sie dem Zorn eines beleidigten Vaters ausſetzen muß! Er, der unvorſetzliche Sünden ſo gern vergiebt, weiß, wie mein Herz bey dem Gedanken blutet!

Frau von Capellet. Aber wenn man ſein Betragen für Unrecht erkennt, und dennoch darinn beharrt, wie nennſt du das?

Julie. O! nur Aufſchub! nur Aufſchub! ich will ſehen, — was ich mit meinem Herzen machen, ob ich's zum Gehorſame bändigen kann? — nur einige Wochen Zeit!

Frau von Capellet. Hätte ich Tage — vielleicht

Stunden! doch will ich mein Aeußerſtes wagen, ich will ſehen, was ich thun kann. …

Julie. Wie ſehr bin ich beſchämt, wie ſehr durch Ihre Herablaſſung gedemüthiget! — (Indem ſie ihr die Hand küßt.) Ich bin einer ſolchen Mutter nicht werth.

Frau von Capellet. Giebt dieſe Mutter nach, ſollte es dieß Kind nicht auch thun? — du weißt, was ich bey deinem Vater vermag! Schmeichle dir mit keiner Hoffnung! ſie könnte leicht fehlſchlagen. Der erſte Verſuch iſt abgewieſen; und hat er dem Grafen ſein Wort gegeben, ſo kann ich nichts weiter thun. — Ich will ſehen, ob er zurück iſt. … (Julie ſteht ſprachlos mit geſunknen Armen und niedergeſchlagenen Augen.) Laura! Laura!

Laura (kömmt aus Juliens Gemach.) Was befehlen Sie, gnädige Frau?

Frau von Capellet. Bleib' bey Julien! — red' ihr zu: denn ſchwerlich werde ich ihre Bitte gewähren können. Ich will unſerm Arzte ſagen laſſen, daß er ſie noch dieſen Vormittag beſucht —

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Laura. Julie.

Laura (zu Julien, die immer noch in der tiefſten Wehmuth vergraben zu ſeyn ſcheint.) Liebſtes Fräulein, kommen Sie doch wieder zu ſich ſelbſt! (Julie ſieht ſchüchtern umher.) wir ſind ganz allein —

(Julie fällt Lauren ſchluchzend um den Hals.)

Julie. Haſt du es gehöret, Laura! haſt du es gehöret? verbirg mich in deinen freundſchaftlichen Buſen, vor mir ſelber, vor der ganzen Welt! o! haſt du es gehöret? —

Laura. Ja, meine theuerſte Julie! und ich beklage Sie von ganzem Herzen.

Julie. O! wenn du mich beklagſt, ſo hilf mir, ſo rette mich von den Liebkoſungen einer zärtlichen Mutter, von den Drohungen eines erzürnten Vaters, von der Liebe des abſcheulichen Grafen! — Ja, er iſt abſcheulich! denn er wird mein und meines Romeo Mörder ſeyn! Und den ſoll ich lieben? Grauſamer Romeo, warum haſt du mich zurückgelaſſen! Die Vögel des Himmels haben Steinklüfte, ſich vor den Raubthieren zu verbergen, aber die unglückliche Julie hat keine Zuflucht, als im Grabe. O! daß es ſich aufthäte, mich zu verſchlingen! —

Laura. Ich bitte, beruhigen Sie ſich, damit Sie überlegen können …

Julie. Entſetzlich! entſetzlich! du mußt es nicht gehöret haben: heute, noch heute! eine Spanne vom Abgrunde! O! nicht einmal morgen! hilf mir, Laura! ſonſt bin ich verloren.

Laura. Wie gerne, wenn ich nur wüßte, wie?

Julie. Beflügle deine Füße! fleuch dem Romeo nach! ſag' ihm … ah! was kannſt du ihm ſagen? — daß er ſterben ſoll? denn wie will er mich retten? Geh, ſag' ihm, daß ich ſelbſt verzweifle! daß ich ſterbe … was ſag' ich? dann wird er zurück eilen, dann wird er ſeinen unerbittlichen Feinden in die Hände fallen; dann werden ſie ihn auf dem Grabe des Tebaldo ſchlachten! … nein, nein, bleib, Laura! … aber rette du mich!

Laura. Sagen Sie nur, wie? ich will alles thun, mit Gefahr meines Lebens — will ich es thun.

Julie. Du weißt alſo nichts? kein Mittel? ich ſoll dir's ſagen? … Was kann ich ſagen? Meine Sinne haben mich verlaſſen.

Laura. Ihre gnädige Mama will ja um Aufſchub bitten; — vielleicht erhält ſie ihn …

Julie. Vielleicht? ein ſchreckliches Wort! Zwiſchen dem Sturmwinde und der Klippe ſcheitert das zerſchlagene Schiff vielleicht nicht. Vielleicht ich auch nicht zwiſchen einem aufgebrachten Vater und meinem Verfolger … ach, Laura, Laura! hilf deiner Julie!

Laura. Hoffen Sie auf den gütigen Himmel! er wird Sie retten; er wird Ihnen noch ein Mittel zeigen …

Julie. Der Himmel? — O ſieh, wie ſich alle ſeine Donner über mein armes Haupt verſammeln! — — Unbeſchützt von der tröſtenden Hand einer liebenden Mutter, unbedeckt von den Flügeln der Liebe, von den Armen meines Romeo! — Ach, unter dieſen getroffen, wie wollte ich den Tod nicht ſegnen, den Wonnetod!

Laura. Meine liebſte Julie! faſſen Sie ſich! in einem ſolchen Zuſtande werden Sie weit weniger auf ein Rettungsmittel denken können. — Bey einem ruhigen Herzen und gelaßnen Gemüthe wird es weit leichter ſeyn …

Julie. Da haben wir die Thörinn! ſitze in einer Gluth und brenne nicht, ſchwebe auf den Wellen und ſinke nicht, ſtürze in den Abgrund und halte dich im Falle auf! … o Laura, Laura! du biſt eine leidige Tröſterinn!

Laura. Wo ſoll ich Troſt hernehmen, engliſche Julie! woher?

Julie. Wohl! wenn du es nicht weißt woher, — ſo laß mich ſterben!

Laura. Ich bitte Sie um alles, was Ihnen theuer iſt, um Ihres Romeo willen …

Julie. Um meines Romeo willen? … Alles, Laura! alles will ich thun, was du verlangſt! Ich will leben; ich will auf ein Rettungsmittel denken. — — Höre, Laura! liebſte, beſte Laura! — Wie? wenn du mir deine Kleider gäbeſt, ich würde Laura, du Julie? ich gieng unbemerkt zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter, fort, fort, immerfort nach dem Thore! ich lief, wie die junge Atalanta, über die Spitzen des Graſes hinweg, eilte, eilte, holte meinen Romeo ein, und flöhe dann mit ihm über Gebirge und Seen hinweg … gieb, Laura, gieb! —

Laura. Die Einbildung täuſcht Sie mit unmöglichen Dingen. — Sie können nicht Einen Schritt aus Ihrem Zimmer thun: wie wollen Sie unerkannt und ungeſehen weiter kommen? hier, wo alles Ohr, alles Auge iſt, wo Sie Ihrem Vater vielleicht auf der erſten Stufe mit dem Grafen begegnen …

Julie. Schreckliche Laura! meinem Vater? dem Grafen? — was ſagſt du? ich zittre! — Zu viel, zu viel! meine Seele erliegt — (Nach einigem Stillſchweigen.) — Ach Laura! das Leben hat viele Ausgänge! …

Laura. Schreckliche Julie! ſo kann ich jetzt mit Recht ſagen: was für ein Gedanke war das?

Julie. Ach! ich bin verwirrt, gedankenlos, matt.

Laura. So kommen Sie, und erholen Sie ſich, ehe man uns hier überfällt.

Julie. Ich folge. — Mache mit mir, was du willſt!

(Sie lehnt ſich ganz kraftlos an Lauren, die ſie nach ihrem Zimmer abführt.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr von Capellet. Frau von Capellet.

Herr von Capellet. Verſchonen Sie mich mit Ihren ungeſtümen Bitten! — Soll ich einerley Sache hundertmal wiederholen? Der Graf hat mein Wort. So bald der Tag kühler wird, gehn wir ab. Die Befehle ſind meinen Leuten ſchon gegeben, und was Sie nöthig haben, können Sie bald beſorgen.

Frau von Capellet. Es iſt doch ſchrecklich, daß man einer ſonſt ſtets gehorſamen Tochter nicht eine ſo geringe Bitte gewähren will? ein paar flüchtige Tage Aufſchub!

Herr von Capellet. Es iſt doch ſchrecklich, daß eine ſonſt ſtets vernünftige Mutter ein trotziges Kind in ſeiner Hartnäckigkeit ſo beſtärken kann, da es deſſen eigen Glück betrifft!

Frau von Capellet. Aber ſie hält es für das größte Unglück — ſie weinet, iſt troſtlos, verzweifelt!

Herr von Capellet. Der Graf von Lodrona mag ſie tröſten! Warum weinet ſie? — weil ſie albern iſt? Man ſchmeichle ihr noch, ſo wird ſie vollends wahnwitzig. Was hat ſie für Bedenklichkeiten? für Einwendungen?

Frau von Capellet. O mein lieber Gemal, Sie wiſſen mehr als zu gut, daß ſich unſer Herz nicht allezeit vom Verſtande leiten läßt!

Herr von Capellet. Gut! will es ſich nicht vom Verſtande leiten laſſen, ſo muß man ihm es mit Gewalt unterwerfen. Ueberlaſſen Sie dieſe Sorge nur mir! ich will ihr Herz ſchon bändigen! — Ich dachte mir's bald, daß dieß der Erfolg Ihres Antrags ſeyn würde.

Frau von Capellet. Brechen Sie ihr nur nicht das Herz, ſtatt es zu bändigen! Glauben Sie mir, Julie iſt krank, ſehr krank; ihre Krankheit liege nun in der Seele, oder im Körper.

Herr von Capellet. Ich kenne ſchon die Krankheiten der Kinder, die ſich dem Befehl ihrer Aeltern widerſetzen.

Frau von Capellet. Und haben Sie den Jammer ſchon vergeſſen, in dem ſich Julie ſeit des Tebalds Tode verzehret hat? — da war kein Befehl, dem ſie ſich noch widerſetzen konnte. …

Herr von Capellet. Eben ſo abgeſchmackt, eben ſo unſinnig! doch damals war noch ein Vorwand da; — itzt aber wollen Sie die Gaukeleyen, die das Mädchen macht, für wahre Trauer ausgeben?

Frau von Capellet. Mein Gott! ſo laſſen Sie uns doch ſehen, ob es Gaukeleyen ſind? — Sie wiſſen, daß mir der Antrag des Grafen ſo lieb, als Ihnen iſt; aber ein paar Tage eher oder ſpäter kommen bey einer ſo wichtigen Sache in keine Betrachtung —

Herr von Capellet. Bey Ihnen vielleicht nicht, aber bey mir! ich habe einmal den Plan gemacht, daß wir heute nach Villafranca gehen; ich habe es dem Grafen verſprochen; ich ſehe keine gegründete Urſache, es zu wiederrufen; ich will, und fodere Gehorſam.

Frau von Capellet. O! iſt dieß nicht die äußerſte Strenge und Grauſamkeit? ein geliebtes, ein einziges, ein krankes Kind fleht mit Thränen um den Aufſchub etlicher Tage, die ihr Glück und Unglück entſcheiden ſollen; eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter vereiniget ihre Bitte mit den Thränen ihrer Tochter: umſonſt! man verſchließt Herz und Ohren; man will, weil man will; es ſoll ſo ſeyn, weil es ſo ſeyn ſoll.

Herr von Capellet. Und iſt es nicht die äußerſte Hartnäckigkeit, der unleidlichſte Eigenſinn von Mutter und Tochter, nicht zu wollen, weil der Vater will? — Kurz und gut! es muß geſchehen! Greifen Sie mir nicht weiter in mein väterliches Amt. Ich will ſehen, ob Julie nicht will? Sie braucht keine Fürſprecherinn bey mir, und ich keinen Dollmetſcher meiner Entſchließungen. Gehen Sie! der Graf wartet auf Sie! — Wenn Sie klug ſind, ſo laſſen Sie ſich nicht ein Wort gegen ihn von Juliens Widerwillen merken, ſonſt ...

Frau von Capellet. Wohlan! ſo ſtoßen Sie Julien den Dolch ins Herz: ich bin unſchuldig, ich habe alles gethan, was ich thun konnte; ich habe mir nichts vorzurücken, als daß ich mich vom Anfange an von Ihnen ſo habe tyranniſiren laſſen. Aber wenn Sie nur noch ein wenig gerecht ſind, ſo vergeſſen Sie nicht, daß mir Julie ſo wohl als Ihnen zugehöret! —

(Geht ab.)

Herr von Capellet. Ein hoher Ton! — Ich muß doch ſehen, ob ich nur der Name meines Hauſes, der Schatten und die Leiche der väterlichen Oberherrſchaft geworden bin —

(Er tritt an Juliens Zimmer und ruft.)

Zweyter Auftritt.

Herr von Capellet. Julie. Laura.

Herr von Capellet. Julie! — Julie! —

Laura (an der Thüre.) Mein Fräulein ruht ein wenig, gnädiger Herr.

Herr von Capellet. Soll ich ſie wecken? Sie kann ein andermal ruhen! itzt will ich ſie ſprechen.

Laura. Erlauben Sie ihr immer . . .

Herr von Capellet. Verwegene! —

(Laura geht erſchrocken hinein.)

Julie (kömmt auf der Laura Arm gelehnt.)

Herr von Capellet (ſieht ſie mit einem höhniſchen Lächeln an.) Ah! erſpare dir dieſen Kunſtgriff, Mitleiden zu erregen! . . . Geht, Laura! — (Julie lehnt ſich ganz niedergeſchlagen an einen Stuhl.) Nun? verdiene ich nicht, angeſehen zu werden?

Julie. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! eine kleine Unpäßlichkeit ...

Herr von Capellet. Schon ein Troſt, daß ſie nur klein iſt! ich wollte den Grund dieſer Unpäßlichkeit wohl errathen? man liegt am Eigenſinne krank: aber ich habe Mittel dafür ...

Julie. Ach! mein liebſter Vater! — haben Sie Mitleid! — kein Eigenſinn ...

Herr von Capellet. Um ſo viel beſſer! deſto leichter wird das Mittel anſchlagen. — Deine Mutter wird dir bereits geſagt haben ...

Julie. O! ſie wird auch Ihnen mein ängſtliches Flehen hinterbracht haben: ich wiederhole es. Hier auf meinen Knien ...

(Sie will ſich niederwerfen, er ergreift ſie.)

Herr von Capellet. Halt! dieſe heuchleriſchen Gaukelſpiele können eine Mutter betrügen, aber nicht einen Vater! Ich fodere Gehorſam, und fodre ihn ohne Widerſpruch! — Du magſt die Lippen beißen, Thränen herauszupreſſen, wie du willſt; ich befehle dir hiermit, dich gefaßt zu halten, mir heute auf unſer Gut zu folgen, und dem Grafen von Lodrona deine Hand zu geben. —

Julie. Um Ihrer vorigen Zärtlichkeit, um Ihrer Tochter zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit, — um Gottes willen erbarmen Sie ſich …

Herr von Capellet. Nicht ein Wort! … doch ſprich! was haſt du darwider? woher dieſer Ungehorſam?

Julie. Der Tod meines unglücklichen Vetters hat mein Herz ſo angegriffen …

Herr von Capellet. Lächerlich! hat dein Vater kein Herz? er war mir ſo nahe, als dir —

Julie. Meine Neigung — ein unüberwindlicher Abſcheu gegen …

Herr von Capellet. Sage es nicht aus! — ein unüberwindlicher Abſcheu? Laß ſehen, ob er nicht zu überwinden iſt?

Julie. Sie können es! der Tod wird Ihnen ſeinen freundſchaftlichen Arm nicht verſagen.

Herr von Capellet. Und ſeine Senſe, nicht wahr? — Alberne Närrinn, denkſt du, dein Vater wird dich umbringen? — Beruhige dich! du ſollſt eines ſehr ſanften Todes ſterben.

Julie. O unerbittlich hart!

Herr von Capellet. Unerbittlich, nicht hart.

Julie. Nur einige Tage Aufſchub, mein Vater! nur einige Tage, damit ich meinem Herzen die Faſſung gebe …

Herr von Capellet. Nicht Minuten! — deinem Herzen die Faſſung? … bald ſollte ich glauben, daß ſich in dieſes Herz ein anderer eingeniſtet habe; woher ſonſt dieſer Aufruhr? aber ich ſchwöre dir, ja ich ſchwöre es dir, wo ich dieß merke, ſo will ich ihn heraus reiſſen, und wenn du dich darüber verbluten ſollteſt!

Julie. Entſetzlich — o mein Vater! — Um dieſem Verdachte zuvorzukommen, ſo ſetzen Sie ſich in Sicherheit, und laſſen mich den Schleyer nehmen! ein Kloſter …

Herr von Capellet. Ha! alle Zauberkünſte deines Geſchlechts! Die einzige Tochter, die man an einen der reichſten Grafen im Lande verheurathen kann, die einzige Erbinn der größten Güter ſchickt man auch ins Kloſter? Sage lieber auf eine wüſte Inſel.

Julie. Ah! grauſamer Vater … (Sie erſchrickt.) vergeben Sie dem Ausbruche eines Schmerzens, der mich wahnſinnig macht! bald hätte ich vergeſſen …

Herr von Capellet. Gut! ich will dich an deine Ehrfurcht erinnern, und in der That grauſam ſeyn, wenn dir meine Güte Grauſamkeit zu ſeyn ſcheint; — mißbrauche ſie nicht! gehorche! — oder — zittre! …

(Geht drohend ab.)

Dritter Auftritt.

Julie (allein, auf den Stuhl ſinkend.)

Ah! geh nur, unbiegſamer Vater! — durch Tyranney wird kein Herz milder! — meiner Mutter Thränen thaten mir weher, als deine Schläge: — Ich fühle, mein Herz fliegt empor, ſtatt ſich zu beugen. Und wenn du mich wütend zum Altare ſchleppeſt, ſo kann ich … doch ſo weit ſoll es nicht kommen; — nein! ich würde das Heiligthum beflecken, — der Altar würde zittern. — Ich kann ſie früher ablegen, dieſe Larve meiner Seele. — O Romeo! Romeo! fühlteſt du nur halb meine Schmerzen! … doch nein, möchteſt du ſie niemals fühlen! — Allein, ja, allein will ich ins Grab ſinken, und dort deiner warten! dort, wo eine unverwelkliche Myrte um unſere Häupter blühen ſoll, die kein grauſamer Vater zerreißen darf —

(Laura kömmt aus Juliens Zimmer, und ſieht ſich ſehr vorſichtig um, ob noch jemand da iſt. — Julie wird ſie gewahr.)

Vierter Auftritt.

Julie. Laura.

Julie. Er iſt fort! Laura, er iſt fort! alles umſonſt! aber die Verzweiflung giebt mir Muth und Kräfte!

Laura. Wie ſehr bedaure ich Sie, meine liebſte Julie!

Julie. Du bedauerſt mich? du mußt mich bedauren; denn du haſt den Romeo geſehen! — O! ſo habe ich doch jemand, der auf mein Grab weinen wird, wann die Meinigen ihr bittres Lächeln unter dem Trauerflohre verbergen, ungerührt bey meinem Leichengewölbe vorüber gehen, und, wenn ſie ja ein Auge nach meiner Gruft wenden, hinweiſen und ſagen werden: dort liegt das eigenſinnige Mädchen, das die Liebe verſchmähte! ... O Liebe, du weißt es, ob ich dich verſchmäht habe, da ich für dich ſterben kann!

Laura. Reden Sie nicht ſo entſetzlich! Sie erſchrecken mich!

Julie. Fürchteſt du dich vor einem Leichnam? nein, fürchte dich nicht! er ſoll nicht bluten, wann du mich anrühreſt! ...

Laura. Meine theuerſte Julie! bedenken Sie ...

Julie. Was, was? zeige mir einen andern Gedanken, als da des Grafen von Lodrona Arme, und hier — das Grab! ... O, jene ſind weit kältender, als dieſes. —

Laura. Die Verzweiflung iſt eine ſchreckliche Rathgeberinn. Warten Sie doch, ob nicht das Schickſal eine unvermuthete Rettung ...

Julie. Ja! unvermuthet und vielleicht: das ſind deine Rettungsmittel! Nein, nein! ich bin unwiederbringlich verloren! zeige mir nur einen Halm, woran ich mich halten kann!

Laura. Sie ſollen ja nicht eben heute den Grafen von Lodrona heurathen; Sie ſollen nur heute mit nach Villafranca gehen. — Erſt in etlichen Tagen — und was kann nicht in etlichen Tagen geſchehen! ...

Julie. Was? ſage geſchwind, was? — du ſchweigſt? ſo will ich dir's ſagen. Du meynſt, wir fahren in meines Vaters Landhaus? nein! Der Graf hebt die zitternde Julie in den Wagen; der Tod hat ſchon ihre Wange gefärbt: — da ſitzt ſie, ihr Haupt zur Erde geſenkt, wie eine zerknickte Lilie. Wie der Blitz fliegen unſre Neapolitaner mit ihr fort: ſie bringen ſie … weißt du, wohin? Nicht weit von hier. — Ah! die ſchreckliche Glocke läutet mir ſchon entgegen! ſchon öffnet man die raſſelnde Kirchthüre! Hinein mit ihr, hinein! ſchon murmelt der fürchterliche Prieſter die Trauungsformel! O ihr heiligen Bildſäulen, weinet Blut, wenn ihr noch weinen könnt! rettet ſie, rettet die unglückliche, verworfene Julie! … (Man hört jemand.) Ah! wer kömmt? verbirg mich, Laura! ſchütze mich!

Laura. Seyn Sie ruhig! es iſt Ihr freundlicher Arzt, Benvoglio —

Julie. Iſt's möglich? — o ein Engel in menſchlicher Geſtalt! der wird mir etwas von meinem Romeo ſagen … Ah! er ſtutzt! er ſieht bald mich, bald dich an, Laura: er weiß nicht, daß du meine Vertraute, meine Freundinn biſt … Geh, ſtelle dich wie einen

Cherub an die Thüre, daß ſich niemand herein wage, niemand horche — (Laura geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Julie. Benvoglio.

Julie. Ach, Benvoglio! —

(Sie ſchlägt die Hände zuſammen.)

Benvoglio. Ich würde über Ihren Anblick erſchrecken, mein liebes Fräulein, wenn ich mir nicht, nach dem, was ich von dieſer Nacht weiß, und von Ihren Aeltern gehöret habe, Ihren Zuſtand im Voraus hätte vorſtellen können.

Julie. O meine Aeltern! — Wie ſchrecklich iſt's, einen ſolchen Vater zu haben! wie ſchrecklich, wenn ich ihn noch einmal ſehen ſollte! Ich habe Ihnen viel, viel zu ſagen, und ehe ich weiß, wo ich anfange, wird er, oder noch ein ſchrecklicherer Mann wieder da ſeyn: kennen Sie den?

Benvoglio. Beruhigen Sie ſich, mein Kind! wir ſind allein. —

Julie. Wiſſen Sie gewiß, daß ſich keiner mehr eindrängen wird?

Benvoglio. Gewiß! Ihre Aeltern haben mich gebeten, für den ſchrecklichen Jemand bey Ihnen zu ſprechen, Sie durch ſanfte Zuredungen an Ihre Pflicht zu erinnern: ich habe es verſprochen ...

Julie. Sie haben es verſprochen? Wie? Sie haben es verſprochen?

Benvoglio. Ich habe es verſprochen, liebſte Julie, um Sie ohne alle Zeugen zu ſehen; mit Ihnen vom Romeo zu reden ...

Julie. Ah! das warf wieder einen Funken Licht in meine Seele! — vom Romeo? — Vergeben Sie der unglücklichen Julie, mein Freund, mein Arzt, mein Troſt! aber vergeben iſt nicht genug, Sie müſſen mich auch retten: ... doch ſagen Sie mir erſt, was wiſſen Sie von ihm?

Benvoglio. Er iſt glücklich entkommen. — Die Wache hat ihn dieſen Morgen überall vergebens geſucht.

Julie. Sehr gut! aber — wäre Julie bey ihm, wäre auch ſie entronnen, das wäre noch weit beſſer! — Sollte ich nicht ſeyn, wo Er iſt? O Benvoglio, ſoll eine Frau nicht Vater und Mutter verlaſſen, und ihrem

Manne folgen? Sie wiſſen, Benvoglio, daß ich's ihm zugeſagt habe. Unter Ihren Augen — Sie vertraten Vaterſtelle — habe ich's Ihm zugeſagt. Sie wiſſen, wie lange wir uns ſchon ewige Treue geſchworen hatten, ehe noch der Pater Laurentius unſre Hände in einander legte, ehe noch die Lippen ihr letztes Ja, ihren heiligen Schwur mit einem Kuſſe beſiegelten. O damals, damals lächelten die Engel vom Himmel auf ein unſchuldiges Paar herab, das ihnen allen an Liebe gleich, und gleich an himmliſcher Seligkeit war! — O der glücklichen Stunden! — Aber wiſſen Sie, was jetzt für Stunden der Angſt gekommen ſind? wiſſen Sie mein Schickſal?

Benvoglio. Ich weiß alles, liebſtes Fräulein! ich weiß, daß Sie heute nach Villafranca mit Ihren Aeltern gehen und an den Grafen von Lodrona vermälet werden ſollen.

Julie. Fürchterlich! ſchrecklich! abſcheulich! Und was ſagt Benvoglio dazu?

Benvoglio. Ich geſtehe Ihnen, meine Beſtürzung iſt ſo groß . . .

Julie. O zittert der Arzt, ſo muß der Kranke verzweifeln!

Benvoglio. Ich bat Ihren Vater, als ein alter Freund, ich bat ihn als Ihr Arzt um eine Woche Aufſchub; ſagte, daß es Ihrer Krankheit wegen unumgänglich nöthig ſey: umſonſt! Ich mußte mich ſtellen, als ob ich Sie ſelbſt bereden wollte: denn ſchon gab er mir Schuld, ich wäre von Ihrer Mutter aufgewiegelt worden.

Julie. Benvoglio! iſt das ein Vater? Nein, er iſt nichts mehr, als ein Capellet! — — Aber was nun? — Wiſſen Sie kein Mittel, Sie, der Sie oft Todte erwecket haben, wiſſen Sie kein Mittel, mir das Leben zu erhalten? kein Mittel, dieſen kranken Leib mit ſeiner Seele wieder zu vereinigen? — Sie wiſſen, wer und wo meine Seele jetzt iſt. — Nun? —

Benvoglio. Zur Flucht iſt kein Weg offen. — Nein! — Wie? wann Sie es wagten, und hinausführen?

Julie. Weg! weg! verhaßter Freund! — hinausführen, ſagen Sie? eher will ich ſterben!

Benvoglio. Ich weiß aber nicht, liebſte Julie ...

Julie. Sie wiſſen nicht? was wiſſen Sie denn? Wiſſen Sie auch nicht, daß ich ein Herz habe, dem dieſe Befürchtungen, dieſe Martern zu ſchwer werden? Wiſſen Sie auch nicht, wie ich den Weg finde, ſie dieſem Herzen zu erleichtern? — O! Sie wiſſen weniger als ich ... (Indem ſie einen Dolch aus dem Buſen zieht.)

Benvoglio. Schreckliche Freundinn! was wollen Sie thun? (Er windet ihr den Dolch aus der Hand.)

Julie. Grauſamer Mann! lieben Sie Ihre Freunde ſo?

Benvoglio. Sie haben Muth zu ſterben, Julie?

Julie. Wenn ich nicht für den Romeo leben kann — gehöret Muth dazu, um ſeinetwillen zu ſterben?

Benvoglio. Aber was würde der unglückliche Romeo anfangen?

Julie. Wird er mich nicht lieber mit dem Grabe vermälet ſehen, als mit ... o! denken Sie ſich den Namen hinzu, damit ich ihn nicht ausſprechen darf. Nein, Romeo! hier ſchwöre ich dir bey unſrer ehelichen Liebe, bey dem Gott ...

Benvoglio. Julie! Sie ſollen nicht ſterben! Eine ſo zärtliche Liebhaberinn muß den Lohn ihrer Treue noch lange in den Armen ihres Geliebten, ihres Romeo genießen!

Julie. Ah! können Sie das möglich machen, ſo ſollen Sie der Heilige ſeyn, den ich über alle Heilige verehren werde!—

Benvoglio. Eine Frage muß ich thun: Sie ſagen, daß Sie ſterben können; aber können Sie leben, und ſich in eine Gruft von verweſten Gebeinen, von Todtengerippen, und einem noch jüngſt verſtorbnen Leichnam, kurz, in die Gruft Ihrer Vorältern auf einige Stunden verſperren laſſen?

Julie (ein wenig nachdenkend.) Das iſt ſchrecklich, Benvoglio! das iſt ſchrecklich! — — Aber meine Liebe iſt ſtärker, als der Tod. — Ja! Julie kann! Wenn ſie den Romeo wieder findet, ſo kann ſie durch eine Hölle laufen.

Benvoglio. Wohlan! . . . aber Sie gewähren mir eine ewige Verſchwiegenheit?

Julie. Auch der Tod ſoll mir das Geheimniß nicht entreißen!

Benvoglio. Nun, ſo will ich Ihnen einen Schlaftrunk geben.

Julie. Und was dann?

Benvoglio. Dieſer Trank ſoll Ihren Schlummer dem Tode ſelbſt gleich machen! Sie ſollen da liegen, athemlos, bleich und kalt; das Blut wird ſo träge in Ihren Adern ſchleichen, daß kein Pulsſchlag, keine Bebung ſeinen Gang verräth. *)

Julie. Und werde ich dann glücklicher ſeyn, wann ich erwache?

Benvoglo. Das hoffe ich, nach der Anſtalt, die ich zu machen gedenke.

Julie. Gewiß? — und wo haben Sie dieſen Trank?

Benvoglio. Ich habe ihn bey mir. — Als ich von Ihrer Frau Mutter Ihren Zuſtand und die ſo kurz angeſetzte Friſt Ihrer Vermälung hörte, ſah ich Ihre Verzweiflung vorher, fuhr zurück, und holte ſo viel, als zu meiner Abſicht nöthig war.

Julie. Geben Sie! ſchon dürſtet meine Seele darnach. Geben Sie!

Benvoglio. Erſt ein paar Worte zu Ihrer Nachricht! Itzo iſt es bald Mittag; Sie ſollen dieſes künſtlichen Todes ungefähr zwölf Stunden ſterben …

---

*) Von einem ähnlichen Schlaftrunke, welchen Anthia von ihrem Arzte, ſtatt eines Giftes, erhalten hatte, und nach welchem ſie für todt ins Grab gelegt worden war, lieſet man in Xenophons von Ephesus Anthia und Abrokomas, im dritten Buche.

Julie. Gott! ſchrecklich! aber weiter?

Benvoglio. So bald Sie ihn genommen, müſſen Sie ſich aufs Bette legen: dann erfolgt in weniger als einer Viertelſtunde eine Betäubung, und die völlige todtengleiche Erſtarrung in ungefähr einer Stunde. —

Julie. Und dann?

Benvoglio. Man wird Sie für todt halten; — und da die gewaltige Hitze itzt nicht erlaubt, einen Leichnam über zwölf Stunden im Hauſe zu behalten, ſo wird man Sie gegen Abend in das Capellettiſche Begräbniß auf dem Kirchhofe des heiligen Franciſkus beyſetzen, und Ihr ordentliches Leichenbegängniß in einigen Tagen feyern.

Julie. Entſetzlich! wenn es aber nicht geſchähe?—

Benvoglio. Sorgen Sie nicht, Fräulein! es wäre das erſte Beyſpiel in dieſer Jahreszeit. Ueberdieß gelte ich in Ihrem Hauſe genug, um Ihre Freunde durch meine Vorſtellungen dahin zu bringen. Schlüge es ja fehl, ſo würde eine ſo tiefe Ohnmacht Ihren Vater bewegen, Ihre Vermälung wenigſtens aufzuſchieben.

Julie. Genug, genug! aber Romeo, o Romeo! wenn du meinen Tod hören ſollteſt, was würde aus dir werden!

Benvoglio. Romeo ſoll bey Ihrer Erwachung gegenwärtig ſeyn. Kaum wird er noch drey Meilen von Verona entfernt ſeyn. Ich will ihm einen Bedienten mit einem meiner beſten Pferde nachſchicken, und ihn unterrichten, daß er mit der Mitternachtsſtunde auf dem Kirchhofe an der Thüre Ihres Begräbniſſes ſich einfinde. —

Julie. Ihn ſoll ich wiederſehen? ihn umarmen? — — Legen Sie mich zum Tebaldo in den Sarg, und ich will mit den Würmern kämpfen, wenn ich nur den Romeo ſehe! … Doch nein; laſſen Sie mich ja nicht lange in dieſer fürchterlichen Behauſung ſchmachten! —

Benvoglio. Nein, noch vor der Zeit, ehe Sie erwachen, will ich ſelbſt in dem Gewölbe ſeyn, wenn ja Romeo wider Vermuthen ſich verſpäten ſollte.

Julie. Aber, beſter Benvoglio! wo wollen Sie ihn am Tage verbergen?

Benvogtio. Sie ſollen ſogleich mit ihm von hier reiſen. Pferde und Wagen ſollen an der Mauer in Bereitſchaft ſtehen.

Julie. Dieß iſt der ſchönſte Theil! — O mein Romeo! wäre ich doch ſchon in deinen Armen! — Benvoglio! die Sache iſt unausſprechlich erfreulich, und doch — weiß ich nicht, warum ich mich nicht ſo recht von Herzen freuen kann? —

Benvoglio. Sehr natürlich. — Der Anfang zu Ihrer Befreyung iſt ein wenig fürchterlich; aber dieß Fürchterliche liegt bloß in der Vorempfindung; und die ſoll Sie nicht lange täuſchen. Der einzige ſchreckliche Zeitpunkt wird die Geſellſchaft ſeyn, in der Sie ſich bey Ihrem Erwachen befinden werden: aber dann wird noch jemand da ſeyn, der Sie dießfalls tröſten kann.

Julie. Er wird es! ſeine Stimme und Blicke würden die Todten ſelbſt ins Leben rufen können. In ſeiner Geſellſchaft wird mir die Gruft ein angenehmerer Aufenthalt ſeyn, als die goldnen Zimmer im Palaſte des Capellets.

Benvoglio. Ich werde indeſſen zu Ihren Aeltern gehen, und zum Scheine die fröhliche Nachricht bringen, daß Sie ſich auf mein Zureden ergeben hätten.

Julie. Um's Himmels willen, um aller Heiligen willen! thun Sie das nicht! alsdann wird der verhaßte Graf …

Benvoglio. Seyn Sie außer Sorgen! Ich will ſagen, daß Sie der Ruhe vonnöthen hätten; daß Sie ein paar Stunden Schlaf mehr, als Speiſe und Trank, erquicken würden; daß ich an Ihrem ſchwachen Pulſe eine Vorbedeutung eines nahen Schlummers bemerkte; daß man Ihnen dieſen vergönnen müßte, damit Sie zu Ihrer Reiſe nach Villafranca die gehörigen Kräfte hätten. — Ich will auch zum Schein einige Arzneyen herſchicken, die man Ihnen alsdann geben ſoll. Verlaſſen Sie ſich in allem auf mich! … Hier iſt das Glas, (er giebt ihr ein Gläschen) das den kurzen Tod enthält: Sie tröpfeln es in ein wenig Waſſer und dann … Sie zittern?

Julie. Benvoglio! ich weiß nicht, ob ich vor Angſt oder vor Freude zittere? — (Sie ſieht ihn einige Augenblicke ſtarr an.) Sie hintergehen mich doch nicht? —

Benvoglio. Julie! itzt ein ſolches Mißtrauen! … Bedenken Sie, was ich bey Ihrer Vertraulichkeit mit dem Romeo wagte! war es weniger, als mein Leben?

Julie. O verzeihen Sie! mein Arzt, mein Retter, mein Freund! Da ich mich itzt zum erſtenmal verſtellen, und Betrug gebrauchen muß, ſo verliere ich darüber das Zutrauen zu andern Menſchen. Ach! die Falſchheit kam niemals in meine Seele! das zu grauſame Vorhaben meiner Aeltern lehrt ſie mich. O! wer iſt der größte Verbrecher, der ſie lehrt, oder der ſie begeht? — Arme Mutter! nur du dauerſt mich! dich hätte ich erweichen können! wie zärtlich wirſt du mich beweinen! ... Benvoglio, ich werde doch von ihrem Geſchrey und Schluchzen nichts hören, wann ich dort liege?

Benvoglio. So wenig, als wären Sie wirklich todt. Sie werden des Glücks eines ſanften Schlummers genießen, wie die, die unter der Erde liegen; nicht einmal träumen ...

Julie. Auch nicht vom Romeo?

Benvoglio. Nein, aber bald wachend in ſeinen Umarmungen das ganze Glück der Liebe und der Zärtlichkeit genießen!

Julie. O Benvoglio! Ihre Tropfen ſollen ein Morgenthau für meine lechzende Seele ſeyn.

Benvoglio. Ihr guter Engel beſchütze Sie! bald werde ich Sie wieder ſehen! — nach zwölf Stunden! — (Indem er weggehen will.) Noch eins! verziehen Sie noch einige Augenblicke mit dem Tranke! die Nachricht von meiner glücklichen Verrichtung möchte doch jemand herbringen. — O! der kurzen Freude! wie bald wird dieſes Haus in ein Klagehaus verwandelt werden! . . . Aber es konnte nicht anders ſeyn. — Leben Sie wohl, meine theure Julie! (Geht ab.)

Julie, (die ihm einige Schritte begleitet hat, ruft in die Scene:) Laura! — bringe mir ein wenig friſches Waſſer.

Sechster Auftritt.

Julie (allein.)

Alſo nach zwölf Stunden ſoll ich meinen Romeo wiederſehen? — Kann ich es glauben? ſo viel Glück nach ſo vielem Jammer hoffen? — (Indem ſie umherſieht.) — Du geliebtes Haus meiner Kindheit, dich werde ich wohl nie wiederſehen! dich werde ich bald mit einem Grabe vertauſchen! — Aber es muß ſo ſeyn!

Siebenter Auftritt.

Julie. Laura (mit einem Glaſe oder Becher Waſſer.)

Laura. Hier iſt friſches Waſſer!

Julie. Gieb! mich dürſtete ſehr! — (Sie trinkt ein paar Tropfen.) ſetze es hin!

Laura. Nun, liebſte Julie? hat Ihnen Ihr Arzt einigen Troſt verſchafft?

Julie. Troſt? Du weißt, wo der für mich iſt! — Benvoglio iſt ein ſchrecklicher Mann!

Laura. Wie das? Ihr Freund, Ihr Rathgeber, Ihr Vertrauter!

Julie. Ach! er will, — daß ich meinem Vater auf's Gut folgen ſoll; verſpricht, mir dort noch einige Tage Ruhe von ihm zu verſchaffen —

Laura. Hab' ichs nicht geſagt?

Julie. Ich ſoll dort der friſchen Luft genießen; ſoll dort mit dir fleißig ausfahren; dann ſoll eines Tages Romeo unter einer Verkleidung mir begegnen, mich rauben, und mit mir davon gehen; dann ſollen wir an einem ſichern Orte mit meinem Vater Friedensunterhandlungen pflegen; ... Glaubſt du das, Laura?

Laura. Nichts leichter! — Sie wollen es alſo thun? o! ich bin entzückt über Ihre Entſchließungen! Geben Sie Acht, alles wird noch gut gehen.

Julie. Armes, leichtgläubiges Geſchöpf! ich denke immer, ich werde eher ſterben. — Aber ich ſoll, ich muß! Kömmt es auf's Aeußerſte ... Romeo darf mich wenigſtens keiner Untreue beſchuldigen! — Doch Laura, ich habe mich ganz matt geredet und gekämpfet: verlaß mich! ... Geh, entſchuldige mich bey meinen Aeltern, daß ich nicht zu Tiſche komme. — (Sie ſieht ſie zärtlich an.) Lebe wohl, gute Laura!

(Drückt ihr die Hand.)

Laura. Da kömmt Ihre gnädige Mama ...

Julie (beyſeite.) O Himmel! noch Einen Kampf! ...

(Laura geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Capellet. Julie.

Frau von Capellet. Ich muß dich vor Freuden umarmen, meine Julie, ob ich gleich mit dir zürnen ſollte, daß dein Arzt mehr über dich vermocht hat, als dein Vater und deine Mutter. Aber — keine Vorwürfe! genug, du biſt ein gehorſames Kind! ...

Julie. Weit minder, als Sie denken, liebſte Mama!

Frau von Capellet. Es iſt doch wahr, was uns Benvoglio ſagt?

Julie. Ja! aber — ich gehorche — mit Widerwillen: iſt das nicht Ungehorſam?

Frau von Capellet. Deſto mehr Verdienſt, wenn es uns ſauer wird!

Julie. Ich würde nicht gehorchen, wenn ich es ändern könnte! — O! iſt es noch Zeit, beſte Mama, (Sie wirft ſich zu ihren Füßen.) iſt es noch Zeit, ſo erſparen Sie ſich ...

Frau von Capellet. Stehe auf, meine Tochter! du haſt deines Vaters Willen ſelbſt gehört: verdirb uns nicht die Freude, die uns Benvoglio gemacht hat. Dein Vater, dein Bräutigam, wir alle wären den Augenblick hergekommen, dich zu ſegnen, dir zu danken, wenn er uns nicht gehindert hätte! nur ich konnte mir die Wolluſt nicht verſagen ...

Julie. Sie tödten mich durch ihre Güte! ich verdiene ſie nicht! Mein Gehorſam — iſt ein treuloſer Gehorſam; eine Natter liegt unter den Roſen verſteckt.

Frau von Capellet. Sage das nicht, meine liebſte Tochter! du thuſt mir zu weh!

Julie. Das wollte ich nicht gern; aber wie kann ich anders? — Kann ich ſagen, Sie ſollen ſich freuen, wenn ich Sie — hernach nur noch mehr betrübe?

Frau von Capellet. Dieß kann meine Julie nicht!

Julie. Trauen Sie ihr nicht! ihr Herz iſt angefreſſen, vergiftet.

Frau von Capellet. Deine Einbildung iſt angeſteckt, aber dein Herz gewiß nicht! dieß iſt allezeit gefällig, gut, liebreich ...

Julie (ſchluchzend.) Ah! nehmen Sie lieber — die Sprache meines Vaters an! — nennen Sie mich ungehorſam, hartherzig, ohne Liebe ...

Frau von Capellet. Wie ſollt' ich das! ich entſchuldige dich wegen deines Widerwillens gegen den Grafen. Ich weiß, unſer Herz höret nicht allezeit auf die Vernunft; die Uebereinſtimmung unſrer Neigungen beruht nicht auf Schlüſſen: ich weiß es; und ſtünde es bey mir, ſo ſollteſt du zu nichts wider deinen Willen genöthigt werden.

Julie (küßt ihr die Hand.) Ach meine unvergleichliche Mutter! Sie zerſchmelzen mein Herz; es zerfließt in Wehmuth! Hören Sie auf mit Ihrer Güte, hören Sie auf, ſonſt weiß ich kein Mittel ...

Frau von Capellet. Nun, meine Julie, ich will mein Aeußerſtes wagen, dir wenigſtens draußen noch Aufſchub zu verſchaffen. Ich will mich hinter den Grafen von Lodrona ſelbſt ſtecken, und unter dem Vorwande deiner Krankheit ihn zum Mitleiden zu bewegen ſuchen. —

Julie. Zu viel Güte, zu viel Erbarmen! Verſtoßen Sie Ihre ungehorſame Tochter lieber, damit Sie Ihre Güte — niemals bereuen.

Frau von Capellet. Rede nicht ſo grauſam! Und ſollte das Schrecklichſte folgen; ſollte ich das, was dir ein ſo entſetzliches Joch ſcheint, nicht abwenden können; ſollte der Graf nicht durch ſeine Ergebenheit und Zärtlichkeit wenigſtens deine Hochachtung, ich will nicht ſagen deine Liebe ſich erwerben: ſo will ich deinen Gram mit dir theilen, ſo wie du oft den meinigen getheilt haſt! O! es iſt ein großer Troſt, meine Tochter, ſeine geheimen Schmerzen in den Schooß einer zärtlichen Mutter auszuſchütten!

Julie. Ich kann nicht mehr aushalten, liebſte Mama! verlaſſen Sie mich! ich würde … ich könnte … Ah! (Schluchzend.)

Frau von Capellet. Beruhige dich, meine Julie! Benvoglio hat mir ſchon geſagt, daß du nicht zu Tiſche kommen könnteſt; lege dich nieder, und ſchlummre recht ſanft! der Himmel ſtärke dich! ich will dir Lauren herſchicken, daß ſie Acht giebt …

Julie. Nein, nein, beſte Mutter; ich kann — vor ihr noch weniger einſchlafen.

Frau von Capellet. Auch das, mein Kind! ich bliebe am liebſten ſelbſt bey dir — Ach! ich bin ſo wehmüthig, ich weiß nicht, wie ich mich von dir trennen ſoll …

Julie. Gehen Sie, um Gottes willen! … Nur noch Einen Kuß!

Frau von Capellet. Gott ſegne dich, mein Kind! — (Sie umarmet ſie.) Du weinſt? —

Julie. Gott! Gott! erhalte mir meine Mutter!

(Frau von Capellet geht ab. Julie ſieht ihr mit ringenden Händen nach, und fällt ihr beym Hinausgehen noch einmal laut ſchluchzend um den Hals.)

Neunter Auftritt.

Julie (nach einer kleinen Pauſe, betäubt und ganz außer ſich.)

Wie iſt mir geſchehen! — Ah! das war härter, als der Todeskampf! — Gütige, liebreiche, mitleidige Mutter! noch Ein Wort, und Julie war verloren! — Gott! wenn ſie mich zum letztenmal geſehen hätte! Was würde aus ihr werden? — Was aus mir, wenn ich Schuld daran ſeyn ſollte? — Erbarmenswürdige Mutter! welches Wehklagen, welch Geſchrey der Liebe, welche Angſt, wann du mich todt glauben wirſt. Mich ſchaudert, mein Herz erkaltet. Nein, den Gedanken kann ich nicht ertragen. — (Nach einer Pauſe.) Doch ... Paride! Romeo! — O Romeo, ich muß, ich muß! — dein Name verſchlingt alle andre Empfindungen! ... Wo iſt der Trank, durch den ich zu dir hinüber ſchlummern ſoll? — Hier! (Sie zieht das Gläschen hervor, holet das Waſſer, und gießt die Tropfen halb hinein, und hält inne:) — Ach! werde ich auch zu lange dort ſchlummern müſſen? — Nein, beſſer, ich ſchlummre zu lange, als daß ich in meines Vaters Hauſe erwache. (Sie gießt ſie vollends hinein. — Nachſtaunend, und nach einer Pauſe.) Ah! wie angſt wird mir! — — Wohin wird mich dieſer Trank bringen? — unter modernde Gebeine! zerfreſſene Hirnſchedel! zu der Leiche des Tebaldo, deſſen Blut mein Geliebter vergoſſen hat.... Ha! welchen grimmigen Blick giebt er mir! (Sie ſetzt das Glas nieder.) — Er ſtreckt ſeine kalte Hand nach mir aus!... Laß mich! laß mich! ich gehöre noch nicht zu dir! — Gott! Gott! ich erſtarre! — Wann wird Benvoglio und Romeo kommen? Wie? wenn ſie nicht kämen? wenn ſie nicht kämen? — Schrecklich! Schrecklich! — Aber Romeo ſollte ſeine Julie im Grabe laſſen? — nein! eher wird er ſich ſelbſt ins Grab ſtürzen. ... Komm! glücklicher Trank! du ſollſt mich mit dem Romeo vereinigen — (Sie fängt an zu trinken.) mit dem Romeo! (Sie trinkt das letzte aus.) mit dem Romeo! — Es iſt geſchehen! Er war bitter, aber Romeo verſüßte ihn. — Ah! ich will mich gleich hier auf's Ruhebette legen, hier, wo mein Romeo ſo oft ſaß; hier will ich an nichts denken, als an ihn. Vielleicht behalte ich dann noch ſein liebenswürdiges Bild mitten in meinem tiefen Schlummer vor Augen ... Schon dünkt mich ... ſchon fühle ich ... wie geſchieht mir? —

Entſetzlicher Gedanke! wie? wenn es Giſt geweſen wäre! Der ſicherſte Weg für den Benvoglio, ſich der Vorwürfe, der Strafe zu entreißen! — Gott! ſtehe meiner Mutter bey! meine liebe, O meine arme Mutter! —

(Sie geht mit dieſen Worten nach dem im Hintergrunde ſtehenden Ruhebette: der Vorhang fällt zu.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Laura. Pietro. Julie, (welche auf dem Ruhebette in einem todtengleichen Schlummer liegt, und von den vorbenannten Perſonen nicht gleich bemerkt wird.)

Laura. Er wagt viel, mein Freund! entdeckte man, daß Er dem Romeo zugehörte, ſo fürchte ich ...

Pietro. Mich kennt hier gewiß niemand. Mein Herr iſt wegen ſeiner Julie in Todesängſten; er verlangt zu wiſſen, wie ſie ſich nach ſeinem Abſchiede befindet.

Laura. Ich hätte geglaubt, er müßte ſchon weit von hier entfernt ſeyn?

Pietro. Ja, wenn alles in ſeiner Ordnung gegangen wäre! ich ſollte ihn bis auf den halben Weg begleiten, um ſeiner Gebieterinn Nachricht von der Reiſe zu bringen! ... Kaum waren wir drey Stunden weit geritten, ſo wollte er über einen Graben ſetzen; er hatte zu kurz gefaßt, das Pferd ſtürzte, und brach den einen Vorderfuß.

Laura. Er hat doch keinen Schaden genommen? ſonſt bitte ich um alles in der Welt willen ...

Pietro. Nein! — Und zu gutem Glück war es nicht weit von einem Kloſter, wo wir uns indeſſen hin begaben. Mein Herr ſchrieb ſogleich dieß Brieſchen an das Fräulein von Capellet. Ich ſoll ihm ein anderes gutes Pferd holen, und er will mich nicht eher wiederſehen, bis ich ihm ein paar Zeilchen Antwort mitbringe.

Laura. Welcher Gefahr ſetzt Er ſich aber aus!

Pietro. Eigentlich ſollte Benvoglio den Brief überbringen: doch ich bin ſchon dreymal vergebens bey ihm geweſen. Endlich dachte ich: dein Herr hat dir von der Laura geſagt, die Kammermädchen und Vertraute von ſeiner Geliebte wäre; itzt ſitzt die Herrſchaft unfehlbar bey Tafel; die Bedienten warten auf; dich kennt kein Menſch im Hauſe: wie? wenn du nach dieſer fragteſt? — Ich gehe herauf, und zum Glück treffe ich Sie gleich ſelbſt: o! ich glaube, mein Herr küßte mich vor Freude, wenn ich ſagen könnte, daß ich ſeine Julie friſch und munter geſehen, und mit ihr geſprochen hätte.

Laura. Nun, vielleicht ſchläft das gute Kind nicht; ich möchte ihr wohl die Freude machen, den Boten ſelber zu ſprechen, der ihr allerley von ihrem Romeo erzählen kann; dieß würde ſie ein wenig aufmuntern. Sie hat heute viel ausgeſtanden! — Ach! wenn Romeo alles wüßte! ... Aber, ſchlummert ſie ja noch, ſo ſoll Er doch wenigſtens ſeinem Herrn ſagen, daß Er ſie geſehen hat; denn wecken darf ich ſie nicht, ſie hat der Ruhe zu ſehr vonnöthen.

Pietro. O! mein Herr wird gewiß dankbar ſeyn, daß Sie ſo viel Sorge für ſeine liebe Julie trägt.

Laura. Sollte uns jemand überraſchen, ſo ſage Er nur, Er habe mir Nachricht von meinem Bruder in Breſcia gebracht. — Nun, nur einen Augenblick Geduld! (Sie will nach Juliens Zimmer gehen, indem wird ſie die auf dem in einem Winkel des Saals ſtehenden Ruhebette liegende Julie gewahr.) Himmel! was ſeh ich? Julie hier auf dem Ruhebette? — vermuthlich iſt ſie vor großer Mattigkeit eingeſchlafen. — Aber ſo blaß? — ihre Hände ſo herabgeſunken? ... Gnädiges Fräulein! — meine liebe Julie! — (Sie nimmt ſie bey der Hand.) ah! eiskalt! ... Julie! — erwachen Sie doch! —

Gott erbarme ſich meiner! ſie iſt todt! ſie iſt todt! — Julie, Julie! — Zu Hülfe! zu Hülfe!

Pietro. O! welche Nachricht für meinen armen Herrn! Ich muß fliehen, ſonſt iſt er verrathen.

(Er läuft fort.)

Laura (wendet einige Mittel an, ſie wieder zu ſich zu bringen, durch Riechfläſchgen, Reiben der Schläfe ꝛc.) Umſonſt! umſonſt! — Zu Hülfe! ach! meine Julie! meine Julie! — (Es kömmt ein Bedienter.)

Bedienter. Was giebt's? was giebt's?

Laura. Julie iſt todt! — Geſchwinde, ob man ihr helfen kann. — Sag' Ers nur dem Herrn allein; unſre Frau iſt ſonſt des Todes. — (Der Bediente geht ab.) O! das arme Kind, was muß ſie ausgeſtanden haben, daß es mit ihr ſo weit gekommen iſt! … grauſamer Vater! unglückliche Julie! der verwünſchte Graf! — (Sie weint und ſchluchzt.) Nun ſehen ſie doch die bejammernswürdigen Folgen. — O Julie, Julie, Julie …

Zweyter Auftritt.

Laura. Herr von Capellet.

Herr von Capellet (im Hereintreten.) Ha! gewiß ein abgeredtes Spiel, meine Entſchließung zu hintertreiben? —

Laura (weinend.) O! da ſehen Sie, gnädiger Herr . . .

Herr von Capellet (trotzig.) Ich will ſie ſchon aufwecken. — (Er tritt hinzu.) Julie! Julie! — (Er nimmt ſie bey der Hand, läßt ſie aber gleich wieder fahren.) Ich bin des Todes! — — Geſchwind! Laura! — Benvoglio ſpeiſet mit uns, ruft ihn her, geſchwinde . . . aber heimlich! daß es meine Gemahlinn nicht höret! —

Laura. Umſonſt, umſonſt! kein Menſch wird ſie wieder erwecken! (Im Abgehen.) O meine liebe, liebe Julie!

Dritter Auftritt.

Herr von Capellet (allein.)

Iſt's möglich? — was hab' ich gethan! — Meine Tochter! meine einzige geliebte Tochter! — mein beſtes Kind! erwache, erwache! — du ſollſt des Grafen nicht ſeyn — nimmermehr! — Erbarme dich deines unglücklichen Vaters! — O! du biſt grauſamer, als ich! — deine Rache iſt weit ſchrecklicher, als meine

Schuld war. — Ich wollte dich glücklich machen! — Aber ach! ich ſpottete deiner, und dieß brach dir das Herz — Julie! ... Nein, nein, du lebſt noch, du mußt noch leben ...

Vierter Auftritt.

Herr von Capellet. Benvoglio.

Herr von Capellet. O kommen Sie, Benvoglio, helfen Sie! retten Sie! ich bin der unglücklichſte Mann auf dem Erdboden.

Benvoglio. Kaum kann ich's glauben! Ihr Puls war zwar ſehr ſchwach ...

Herr von Capellet. Ach! warum haben Sie mir das nicht geſagt? gleich hätte ich nachgegeben!

Benvoglio. Vergeben Sie! ich habe es allerdings geſagt; Sie hielten es aber für einen nichtigen Vorwand. Indeſſen glaubte ich doch, ein erquickender Schlaf ſollte ihr zu Hülfe kommen: ... vielleicht ...

(Er geht zu ihr, fühlt ihr an den Puls, reibt ihr die Schläfe u. ſ. w.)

Herr von Capellet. O! ſagen Sie mir, daß ſie noch lebt; ſagen Sie mir Hoffnung zu! meine Verzweiflung iſt ſonſt ohne Gränzen. (Indem er mit größter Gemüthsbewegung umhergeht.) Julie! dich hätte ich getödtet! — was für ewige Vorwürfe! — Nun, Benvoglio? —

Benvoglio. Herr von Capellet! — Ich beklage Sie — mehr kann ich nicht ſagen! —

Herr von Capellet. Schlagen Sie ihr doch eine Ader! verſuchen Sie alles, alles! . . .

Benvoglio. Umſonſt! ihr Geiſt iſt entflohn! Hier iſt keine Hülfe! ſie iſt todt. —

Herr von Capellet. Keine Hülfe? todt? (Er hebt die Hände gen Himmel.) todt! dieß that ich? ich? — Grauſamer Benvoglio! warum ſagten Sie mir das nicht vorher? —

Benvoglio. Ihr Schmerz giebt Ihnen dieſe Vorwürfe ein. Sagte ich nicht: „treiben Sie Ihre Tochter nicht auf's Aeußerſte; ihre Schwachheit iſt groß, „ſie hat Erholung nöthig, geben Sie ihr Aufſchub?“ . . . Würden Sie mir geglaubt haben, wenn ich Ihnen dieß vorher geſagt hätte?

Herr von Capellet. Entſetzlich! noch entſetzlicher, weil alles wahr iſt! O! hätten Sie mir geſagt, daß ſie ſterben würde … nein, nein! beſſer, Sie haben es nicht geſagt: ich würde mir noch größere Vorwürfe zubereitet haben. … Verflucht ſey der Graf …

Benvoglio. Der Graf? gehörte Julie nicht Ihnen zu?

Herr von Capellet. Keine Vorwürfe! — hier liegen ſchon Vorwürfe genug! — Wo werde ich Troſt hernehmen? wo? — Ha! wie werden die Montecchi triumphiren! — ſie haben einen Erben, und ich keinen, der meinen unauslöſchlichen Haß auf ſie fortpflanzt! —

Benvoglio. Herr von Capellet! ſollte Sie dieſer Anblick nicht auf andere Gedanken bringen? — Der Himmel hat vielleicht die unnatürliche Feindſchaft zweyer edeln Häuſer ſtrafen, und zuerſt Sie ſelbſt durch Unglück und Leiden zur Ausſöhnung nöthigen wollen …

Herr von Capellet. Schaffen Sie mir ſie wieder, und ich will Ihrer Ermahnung folgen. — — O! was iſt Ihre Kunſt, Benvoglio? die beſten Menſchen laſſen Sie ſterben! eine edelmüthige Tochter …

Benvoglio. Gleichwohl war ſie vor kurzem noch ungehorſam, eigenſinnig …

Herr von Capellet. Nein, ſie war es nicht! ich war grauſam, tyranniſch! ... O Julie! hat mich nicht dein letzter Odem noch ſo geſcholten? ... Sehen Sie! lächelt ſie nicht? frohlockt ſie nicht, daß ſie meinen unbiegſamen Stolz ſo hintergangen hat? — Sagen Sie, hauchte ſie nicht tauſend Flüche gegen mich aus, als Sie ſie zum letztenmal beſuchten? O! ſagen Sie Ja, damit ich mich nicht ſelbſt verfluchen darf!

Benvoglio. Ich würde die Unwahrheit reden: ſie klagte über die Unmöglichkeit, Ihnen ſo willig folgen zu können, als ſie wünſchte; ſie bat nur um Aufſchub ...

Herr von Capellet. Und ich gab ihr ihn nicht? O der tyranniſche Vater! —

Benvoglio. Als ich ihr die kindliche Pflicht, Ihre guten Abſichten, die Vortheile vorſtellte ...

Herr von Capellet. Schändliche Vortheile! ſie haben mich um mein Kind gebracht! —

Benvoglio. Noch mehr aber die Hoffnung, wenn ſie ſich nur dieſer Reiſe unterwerfen würde, daß ſie vielleicht noch Aufſchub erhalten könnte ...

Herr von Capellet. Gewiß hat ſie gewußt, daß ſie ſterben würde, ſonſt hätte ſie ſich nicht ergeben. Glauben Sie es nicht auch? Hätte ſie wohl gar Gift ...

Benvoglio. Nein! ich ſehe nicht die mindeſten Spuren. Ihre Lebensgeiſter waren ſehr erſchöpft; unfehlbar hat ſie ein Schlag ...

Herr von Capellet. O warum rührt er nicht dieſen Augenblick auch mich? Soll ich nur leben, um zu heulen, zu verzweifeln, mich zu verfluchen? mich? oder — wen?.

Fünfter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura (kömmt gelaufen.) Die gnädige Frau iſt nicht länger aufzuhalten! Sie hat Sie beide zu lange vermißt; ſie merkt ein Gemurmel unter den Bedienten; ſie fragt nach ihrer Tochter: man iſt beſtürzt, man antwortet nicht; ſie reißt ſich von der Tafel, der Graf hält ſie noch zurück ...

Benvoglio. Sie muß es einmal wiſſen —

Herr von Capellet. Was für Vorwürfe verdiene ich nicht von ihr! was für gerechte Vorwürfe! ... Geh, Laura, und mache, daß der Graf nicht herkömmt! Ich würde meinen Verwünſchungen nicht Einhalt thun können. — (Laura geht ab.)

Sechster Auftritt.

Herr von Capellet. Frau von Capellet.
Benvoglio.

Frau von Capellet (kömmt in voller Angſt in's Zimmer.) Wo iſt mein Kind! meine Julie! — hier? — was macht ſie hier?

(Benvoglio tritt ein wenig vor, um ſie abzuhalten: der Vater ſteht auf der Seite in einer tiefen Angſt, und hält die Hände vor's Geſicht.)

Benvoglio. Ich bitte Sie um Gottes willen, Madam! zeigen Sie itzt die Gemüthsfaſſung, die Ihrem Charakter . . .

Frau von Capellet. Weg! weg! — (Sie ſchlüpft bey ſeinem Arme hinweg: ſchlägt die Hände zuſammen.) O Gott! was ſeh ich? Julie! Julie! — (Sie fällt auf ſie her, und küßt ſie.) Sie iſt todt! todt! todt! — Mein Kind! meine Tochter! — erwache! — ich ſterbe —

(Sie fällt in Ohnmacht: Benvoglio faßt ſie auf, und bringt ſie in einen Armſtuhl.)

Herr von Capellet. Lauter Früchte deiner Grauſamkeit, unmenſchlicher Capellet! — Lauter Vorwürfe! O! Benvoglio! können Sie zuſehen, und nicht helfen? —

Benvoglio. Wäre ich allmächtig, ſo würde ich.

Herr von Capellet. Aber warum traf der Tod nicht mich? — mich — den grauſamen Vater? — ſo hätte ich keine Gewalt brauchen können; — die unſchuldige, arme Julie lebte! — ich ſtünde nicht hier, wie ein elender Verbrecher! — ſähe hier meine Schuld nicht vor mir liegen! — nicht eine Frau, der es vielleicht das Leben koſtet! — nicht den Tag, der ſchwärzer iſt, als die Hölle! —

Benvoglio. Julie iſt glücklich, Herr von Capellet, glücklicher, als Sie glauben: ſie wird zu Freuden erwachen …

Herr von Capellet. Freylich glücklicher, als ihr Mörder! wer war das? — ich! ich! —

Benvoglio. Ah! Ihre Gemalinn kömmt wieder zu ſich!

(Frau von Capellet ſchlägt nach etlichen tiefen Odemzügen die Augen auf.)

Frau von Capellet. Ach, meine Tochter! meine Tochter! So iſt es denn gewiß, daß du nicht mehr lebſt? (Sie weint.) O meine Hoffnung! mein Troſt! mein Alles! — Ach! es ahnte dir; es ahnte mir; welch ein trauriger Abſchied! So ſchwer hätte ich mich nicht von meiner eigenen Seele getrennt. Da ſtand ſie, das ſüße Mädchen! ſchluchzte, — küßte mich, — ſegnete mich. — — Und ich habe dir in deiner letzten Angſt keinen Troſt zugeſprochen? nicht deinen letzten Blick empfangen? nicht deinen letzten Odem in mein Herz verſchloſſen? O, ich unbarmherzige Mutter!

Herr von Capellet. Vater, — Vater, ſagen Sie! der abſcheuliche, grauſame, barbariſche Vater! — Sie? — o meine Beſte! haben Sie nicht für ſie gebeten? mit Thränen gebeten?

Frau von Capellet. Und habe ich nicht feigherzig nachgegeben? nicht die arme Julie mit meinen Bitten eben ſo gemartert?

Herr von Capellet. Nicht ſo, als ich! nicht ſo! Ich war ohne Liebe, ohne Mitleid. Ich würde gegen eine girrende Taube barmherziger geweſen ſeyn, als ich gegen mein Kind war. Teufliſcher Hochmuth und Geiz hatten meine ganze Seele beſeſſen.

Benvoglio. Vermehren Sie nicht Ihren Gram durch finſtre Betrachtungen. Die Vorſicht hat es gewollt: ihren Führungen müſſen wir uns unterwerfen!

Frau von Capellet. O Benvoglio! — Sie kennen nicht den Verluſt meiner Seele! Sie kennen die Vorzüge dieſer holden Erblichenen nicht! Sie wiſſen nicht, welch ein Kind ich verloren habe!

Benvoglio. Ich weiß es, ich habe alle Vorzüge ihrer edeln Seele gekannt, ſie wie meine eigene Tochter geliebt; aber faſſen Sie ſich! Sie werden ſie einſt wieder finden …

Frau von Capellet. Ach! ein Troſt. Aber wann? wann? wann? O! wäre es dieſen Augenblick. — Fort zu dir, aus einer Welt, wo nichts meiner Liebe mehr werth iſt. O Julie! Julie!

Benvoglio. Darf ich Ihnen einen freundſchaftlichen Rath ertheilen? verlaſſen Sie den traurigen Gegenſtand; entfernen Sie ſich.

Frau von Capellet. Ich! dich verlaſſen, meine Julie? mich von dir trennen? von dir? (Sie fällt über Julien her, küßt ſie, ruft zu wiederholten malen:) von dir? von dir?

Benvoglio (zum Herrn von Capellet.) Wir müſſen Ihre Gemalinn wegzubringen ſuchen. Ohne Hülfe der Thränen hätte ſie der Schmerz ſchon getödtet. — Gnädige Frau! — gnädige Frau! —

Herr von Capellet. Kommen Sie, meine Liebe!

Frau von Capellet. Nein, nein, ich will bey dir bleiben! du ſollſt wieder erwachen, oder ich will mit dir ſterben.

Benvoglio. Nur einen Augenblick, gnädige Frau!

(Er faßt ſie bey der einen Hand, Herr von Capellet bey der andern.)

Herr von Capellet. Gehen Sie, meine Beſte! ich bitte …

Frau von Capellet. Ah! wenn Sie *bitten*, da — da muß ich.

Herr von Capellet. Ich verſtehe Sie. — Weh mir Unglückſeligen!

Benvoglio. Sie ſollen ſich nur erholen, und dann …

Frau von Capellet. Und dann, dann mich mit ihr begraben. — Ja, das will ich! das will ich!

Benvoglio. O! Sie können nichts wollen und thun, als was Ihnen Vernunft und Religion vorſchreibt. Bedenken Sie, daß Ihre Julie, deren Geiſt vielleicht unſichtbar über uns ſchwebt, Ihnen gebeut, zu leben, für ihre Seele zu beten, und ihrem Leichname bald das

Einzige zu verſchaffen, was ihm itzt fehlen kann — Ruhe!

Herr von Capellet. Ruhe, die wir ihr im Leben nicht gegönnt haben. … Sie haben Recht! Sie muß wünſchen aus dem Hauſe der Verfolgung und des Haſſes in das Haus des Friedens überzugehen. Bey Moder und Würmern wird ſie ruhiger wohnen, als bey mir. (Laura erſcheint.)

Benvoglio, (der die Frau von Capellet wegnöthigen will.) Gnädige Frau!

Frau von Capellet. Nur noch Ein Lebewohl.
(Sie will ſich wieder auf ſie werfen, Benvoglio hält ſie zurück.)
— Ah! — Meine Kräfte verlaſſen mich.
(Sie ſenkt Haupt und Hände ganz kraftlos; Benvoglio führt ſie beym Arme langſam fort, und übergiebt ſie Lauren.)

Benvoglio. Helfe Sie der gnädigen Frau in ihr Zimmer.

Frau von Capellet (im Fortgehen.) Ach Julie! Julie! Julie! mein Kind! meine Tochter! meine ewig geliebte Tochter!

(Benvoglio und Laura bringen ſie bis zur Scene hinaus.)

Herr von Capellet (allein.) O möchte doch dieß Gewölbe über mein Haupt ſtürzen! dieſer Boden unter meinen Füßen brechen! Jeder Anblick der Menſchen iſt ein Ankläger meiner Grauſamkeit; jedes Wort ein Dolch ins Herz. O Gewiſſen! Gewiſſen! laß mir doch nur einen Schein von Entſchuldigung! — Aber nein! tauſend Stacheln mehr verdient dieß harte, fühlloſe Herz.

Benvoglio (kömmt zurück.) Geſchwinde, Herr von Capellet, laſſen Sie uns Rath ſchaffen. Wir müſſen es Ihrer unglücklichen Gemalinn unmöglich machen, ſich noch ferner über den Anblick Ihrer erblichenen Tochter abzuhärmen. So bald Sie nur ein wenig Kräfte geſammelt hat, wird ſie aufs neue da ſeyn, und dann fürchte ich alles. Ich riethe daher, ſchleunige Anſtalten zum Begräbniſſe zu machen.

Herr von Capellet. Ich? Anſtalten zum Begräbniß? — Das kann ich nicht. Zum Tode konnte ich Anſtalten machen, das konnte ich. — Sie waren gütiger gegen ſie, Benvoglio; Sie waren ihr mehr Vater, als ich. Sie müſſen ihr dieſen letzten Dienſt leiſten.

Benvoglio. Wollte Gott, er wäre freudiger!

Herr von Capellet. Sie ſoll aufs prächtigſte begraben werden. Tauſend Seelenmeſſen ſollen ihr geleſen, ein Trauergerüſte ſoll ihr errichtet, und ein Grabmaal von der Hand der größten Künſtler verfertigt werden. — Itzt aber beerdigen Sie ſie in der äußerſten Stille. — Die Welt — die Montecchi möchten ihr Geſpötte mit meinem Grame treiben. Wiewohl ich am wenigſten Urſach habe, den Ausſpruch der Welt zu vermeiden, da der Richter in mir mich nur allzuſtrenge verdammt. — — Meine Julie! ich verlaſſe dich auf ewig! deine Mutter dürfte dich umarmen, nicht dein Mörder! (Geht haſtig ab.)

Siebenter Auftritt.

Benvoglio (allein.)

Mit Recht leideſt du dieſen Kummer, unbiegſamer Capellet! Du haſt die väterliche Gewalt gemißbraucht! Das Glück, die Zufriedenheit deiner engliſchen Tochter lag dir allzuwenig am Herzen. Leide nun auf einige Zeit die gerechte Strafe für deinen Geiz, deinen Eigenſinn, deinen Hochmuth! — Wie gerne ſchaffte ich deiner armen Gemallnn einigen Troſt, könnte ich es nur thun, ohne mich zu verrathen. Doch ihr Gram ſoll ihr bald durch Freude erſetzt werden.

(Geht ab.)

(Der Vorhang fällt zu.)

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellet einen Kirchhof vor. Auf der einen Seite iſt die Mauer und das Thor, welches dazu führet; das Gemäuer neben dem Thore iſt halb eingefallen, ſo daß man darüber ſteigen kann; auf der Seite ſteht ein Schwibbogen.

Erſter Auftritt.

Romeo. Pietro (mit einer Blendlaterne und einem Brecheiſen.)

Pietro. Aber um Gottes willen, mein lieber, beſter Herr, was wollen Sie hier? — Hätte ich das geglaubt, nimmermehr hätte ich Ihnen den Tod Ihrer Julie entdeckt! ich dachte, da dieſe nicht mehr lebte, Sie ſollten weit, weit von Verona fliehen!

Romeo. Ah! was ſagſt du? — fliehen? — Wo ſie iſt, muß ich auch ſeyn, lebend oder todt. Ich grauſamer, treuloſer, undankbarer Verräther! habe ich ſie nicht getödtet? hätte ich ſie nicht längſt der Wuth ihres Vaters entreißen ſollen? war es ſchwer, dieſen Ausgang vorher zu ſehen? — Wie oft wünſchte die liebende holde Taube den Fittigen ihres Gatten nachzufliegen! noch beym letzten Abſchied wünſchte ſie es! und ich verließ ſie? — Ha! daß dich dieſe Gräber auf ewig verſchlängen, Undankbarer! warum verließeſt du ſie? —

Pietro. Mein beſter Herr …

Romeo. O Julie! Julie! war dieß der Abſchied, den du ſo rührend zu verzögern ſuchteſt! du wollteſt ohne mich nicht in dem Hauſe deines Vaters zurück bleiben? Edelmüthige! du haſt Wort gehalten! ach! gegen welches Haus haſt du es vertauſcht! o verzeihe mir, verzeihe mir ſanftes Mädchen! Weib meiner Seele, verzeihe mir! ich allein verdiente zu leiden! ich geſtehe mein Verbrechen, und weil mein Gram nicht ſcharf genug iſt, mich zu tödten, ſo …

Pietro. Liebſter Herr, hören Sie doch auf das Flehen eines treuen Dieners! — Laſſen Sie ſich meine Thränen erweichen! Denken Sie doch an die Liebe Ihres Vaters, deſſen einziger Troſt Sie ſind.

Romeo. Der einzige? — war Julie nicht der einzige Troſt ihrer Aeltern? die einzige Vortreffliche ihres ganzen Geſchlechts? und ſtarb ſie nicht? — unt für wen ſoll ich leben? für wen, da Julie nicht mehr iſt?

Pietro. Schrecklich! ſchrecklich! das heißt, Si wollen …

Romeo. Ich will — nichts. … Was fragſt du? — nichts, nichts von dir!

Pietro. Gott! Gott! — ſollte ich noch das Her zeleid haben, meinen lieben, beſten jungen Herrn … o ich kann es nicht ausſprechen!

Romeo. Du biſt ein guter Mann! beruhige dich! — du haſt nichts zu beſorgen!

Pietro. Nun ſo kommen Sie lieber zurück! Laſſen Sie die gute Julie ſanft in ihrem Grabe ruhen! Sie werden ſie doch nicht aus ihrem Todesſchlaf erwecken!

Romeo. Freylich nicht! — O! das iſt eben das Schreckliche!

Pietro. Nun, ſo kommen Sie!

Romeo, (der eine verſtellte Ruhe in ſeinen Blicken annimmt.) Ja, lieber Pietro! … aber erſt muß ich meine ſchöne, geliebte, ewig geliebte Julie noch einmal ſehen, ihr noch das letzte Lebewohl ſagen, und dann — mit dir eiligſt nach Mantua gehen; gehen, ſo weit mich meine Füße tragen, ſo weit die Welt reicht!

Pietro. Was wollen Sie aber an einem verblichenen, eiskalten, entſeelten Körper ſehen? Es wird nicht mehr die blühende Julie ſeyn, die Sie noch den vorigen Morgen umarmten! Ach! ſie hört Sie nicht mehr, ſie ſieht Sie nicht mehr.

Romeo. Alles, alles wahr! aber ich muß ſie noch einmal ſehen, ich muß! Hilf mir nur geſchwinde das Gewölbe öffnen.

Pietro. Verſprechen Sie mir dann auch ...

Romeo. Ja, Pietro! alles, alles!

Pietro. Wollen Sie mir Ihren Dolch geben?

Romeo. Meinen Dolch? — (Ein wenig nachdenkend.) ja! — hier! — (Er giebt ihm den Dolch.)

Pietro. Nun bin ich ruhiger! — Aber Sie ſollten ſich doch das Herz nicht ſelbſt ſchwer machen ...

Romeo. Hurtig, ehe wir überfallen werden.

Pietro. Sie wollen nicht anders? wohl! faſſen Sie die Thür, ich will das Brecheiſen anſetzen — (Sie gehn an das Gewölbe; Romeo ergreift die Thür, Pietro ſprengt ſie auf.) — Ah! ſie geht leichter, als ich geglaubt hätte! —

Romeo. Die Liebe half ſie mir öffnen! … Nun Pietro, gieb mir die Laterne, und ſtelle dich draußen nicht weit vom Zugange auf die Hut, daß mich niemand ſtöre! ich will dich rufen, wenn ich dich brauche.

Pietro. Gut! ſehr gut! — (Für ſich, indem er ſich entfernt.) Das Herz würde mir bey dieſem Anblicke bluten. — Dem Himmel ſey Dank, daß ich ſeinen Dolch habe! —

(Er ſteigt über das eingefallene Stück Mauer hinaus.)

Zweyter Auftritt.

Romeo (erſt allein, dann) Pietro.

(Man ſieht durch die Oeffnung des Begräbniſſes; an den Seiten herum ſtehen verſchiedene Särge, zum Theil ſchon ſehr veraltert; im Hintergrunde aber ein paar ganz friſche, wovon der eine des Tebaldo, der andre Juliens Sarg andeutet.)

Romeo (ſteht und ſieht ſich wild umher.) Ah! ſo iſt denn dieſe ſchauervolle Gruft der Aufenthalt meiner Julie? — Julie! in welcher grauenvollen Geſellſchaft finde ich dich! — — — Zwey friſche Särge! Einer iſt unfehlbar des Tebaldo Sarg. ... O Tebaldo, Tebaldo! wie ſchrecklich wirſt du gerächt! — Nein, dieſe Rache verdiente ich nicht! — Meine Schuld war unvorſetzlich, dein eigen Verbrechen! du ſtrafſt mich zu hart: dein Tod iſt Juliens Tod und der meinige. ... Doch unſere Feindſchaft ſoll hier ein Ende haben! der Tod ſoll uns ausſöhnen! — wir wollen friedlich in dieſem Grabe beyſammen wohnen. Aber was zögre ich? Julie ruft mich. — Dieß muß ihr Sarg ſeyn! er zieht mein Herz an ſich! ... Fort! neidiſche Decke! (Er ſtößt an die Decke, ſie fällt herunter und zeigt Julien; er ſpringt ein paar Schritte zurück.) O Gott! — (Er ſtürzt ſich bey ihr nieder, küßt ihr die Hände, und ohne vermögend zu ſeyn ein Wort zu ſprechen, drückt er ſeine tödtliche Angſt aus; endlich bricht er in Thränen aus.) Willkommne Thränen! — fließt! fließt! O! flöſſe mein Leben mit euch dahin! Julie, Julie! meine Gattinn! meine Geliebte! biſt du es? — o ja, du biſt es! Wie die holdſelige Schöne lächelt! — lächelt, als ob ſie ſchliefe! Schläfſt du, o ſo erwache! — Erwache! laß uns fliehen! Kein Ort, keine Zeit ſoll uns trennen! — Siehe deinen Romeo zu deinen Füßen! Siehe, wie der Jammer ſeine Seele zerfoltert! erbarme dich! — Julie! o Julie! du hörſt mich nicht? meine Seufzer rühren dich nicht? — du warſt ja ſonſt nichts, als Liebe, als Mitleid! kannſt du mich verzweifeln ſehn? — Kannſt du mich auf ewig verlaſſen, du, der eine kurze Trennung ſo ſchrecklich war? — Unglückliche Trennung! — ah! ſie hat dir dein edles Leben geraubt; ſie hat dich ins Grab geſtürzt, der Verweſung und den Würmern zum Raube gegeben. Entſetzlich! — Und ich ſollte dich abermals fliehen, dich abermals verlaſſen? — Nein, ſterben will ich, dich noch einmal umarmen, und in deiner Umarmung ſterben. — Komm, glücklicher Trank, der du mich mit ihr im Tode vereinigen ſollſt! — Komm!

(Er zieht eine Phiole heraus: indem kömmt Pietro, zu ſehen, was vorgeht; er wird gewahr, daß Romeo etwas an den Mund geſetzt hat, und ſpringt hinzu, ihm in die Arme zu fallen.)

Dritter Auftritt.

Romeo. Pietro.

Pietro. O mein liebſter Herr, was haben Sie da? was machen Sie?

Romeo, (der die Phiole ausgetrunken hat, und hinwirft.) Es iſt geſchehen!

Pietro. Was? was?

Romeo. Ich habe einen Stärktrank genommen.

Pietro. Einen Stärktrank? ich fürchte … woher haben Sie ihn?

Romeo. Ein Mönch in jenem Kloſter überließ ihn mir für alle mein Gold. Wenn du ihn einmal wieder ſiehſt, ſo danke ihm.

Pietro. Thut er ſolche Wunder, daß er Sie von Ihrem Grame befreyet, o! ſo danke ich ihm.

Romeo. Er thut noch mehr! — ſiehſt du hier meine geliebte Julie, die ſchönſte, die beſte unter den Menſchen, ſiehſt du ſie? —

Pietro. O leider! leider!

Romeo. Weißt du, wie ſehr ich ſie liebte?

Pietro. Nur zu ſehr für Ihre Ruhe!

Romeo. Alſo wirſt du auch wiſſen, daß ich nicht ohne ſie leben kann!

Pietro. Und warum nicht? wir können unſre Freunde beklagen, aber wir dürfen uns nicht mit ihnen begraben. Kommen Sie, mein lieber Herr!

Romeo. Nein, Pietro! nun bleib' ich bey Julien. — Siehſt du, dieſer Trank vereiniget uns, vereiniget uns wieder auf ewig!

Pietro. O! um Gottes willen, mein Herr! ſo haben Sie wohl gar Gift ...

Romeo. Nenne es nicht ſo! nicht Gift! es befreyt mich ja von aller Marter.

Pietro. O! was haben Sie gethan! o Gott! was für ein Verbrechen! ... und ich konnte ſo unbedachtſam ſeyn, Sie zu verlaſſen. Der elende Dolch, dacht' ich, gäbe mir Verſicherung ...

(Er wirft ihn unwillig weg.)

Romeo. Iſt es ein Verbrechen, ſo erbarme ſich Gott nach ſeiner unendlichen Barmherzigkeit!

Pietro (weinet.) O mein beſter, liebſter Herr, ich will geſchwinde gehen ...

Romeo. Halt, mein Freund! — Weine nicht! — (Romeo nimmt ihn bey der Hand.) Du biſt mir beſtändig treu geweſen, ich liebe dich, und hoffe, du wirſt mir noch in meinem Tode redlich dienen.

Pietro. Das will ich! das will ich! ... laſſen Sie mich geſchwinde fort!

Romeo. Höre erſt einen kleinen Auftrag! — hier dieſen Brief gieb meinem guten Vater; er enthält meine traurige Geſchichte, und einige Verordnungen in

Anſehung meiner Bedienten! — ich habe dich nicht vergeſſen, mein guter Pietro!

Pietro. O ich will nichts, als daß Sie leben ſollen . . .

Romeo. Hauptſächlich aber eine flehentliche Bitte, daß mein Vater mich in dieſer Gruft an meiner Julie Seite begraben läßt!

Pietro. Ich bitte Sie um Gottes willen, laſſen Sie mich doch nach Hülfe gehen!

Romeo. Ich weiß, mein Vater liebt mich zu ſehr, als daß er mir nicht alles gewähren ſollte! — — — Lebe wohl! — ich kann nicht mehr! — ich fühle den annähernden Tod! — ich fühle, wie meine Glieder erſtarren: bald, bald! (Er läßt den Pietro los.) Nun kannſt du gehen! — (Pietro geht weinend und eilig ab.)

Vierter Auftritt.

Romeo. Julie (in der Folge.)

Romeo. Nun! wieder zu meiner geliebten Julie! — (Er tritt an ihren Sarg, läßt ſich auf ein Knie nieder, mit der linken Hand hält er ihre rechte an ſeine Wangen.) hier! —

hier auf meinen Knieen will ich den Tod an deiner Seite erwarten. — O Julie! Julie! in deiner Umarmung, mit deinem Namen im Munde … (Er fährt zuſammen.) Himmel, täuſcht mich meine Phantaſie, oder erwärme ich Juliens Leichnam! — ihre Hand wird lau! — (Er faßt ihre Hand feſt.) Ha! ein Pulsſchlag! zwey! drey! — Iſt es wahr, oder iſt es ein ſüßer Traum? — ſüß und ſchrecklich! —

(Sie holt einen tiefen Seufzer: Romeo ſpringt auf, und ſieht ſie ſtarr an; ſie ſchlägt die Augen auf, und nach einem nochmals tiefgeholten Seufzer ruft ſie:)

Julie. Romeo! —

Romeo. Julie! — iſt's möglich! — lebſt du, oder …

Julie, (die ſich aufrichtet.) O biſt du da, Geliebter meiner Seele? — (Sie fällt ihm um den Hals.) glücklich! glücklich! — wie ängſtlich war mein Schlummer! ich ſah lauter fürchterliche Geſtalten! — O der Freude! dieſer Augenblick iſt alles des Kummers, alles des Leidens, das ich um deinetwillen ausgeſtanden habe, tauſendfältig werth! — Alſo finde ich dich bey meinem Erwachen noch eher, als den Benvoglio? … Geſegnet ſey Benvoglio! — das iſt ein Freund! … (Romeo erſcheinet in einer Betäubung von Angſt und Freude, die er wechſelsweiſe ausdrücket.) aber, liebſter Mann! warum verweilen wir in dieſer ſchauervollen Wohnung? komm! laß uns von hinnen eilen! ſchleunig fort, weit fort von Verona! wenn uns Benvoglio nicht findet, ſo wird er ſchon wiſſen, was vorgegangen iſt.

Romeo (umarmt ſie.) O du, mein ganzes Leben! du beſter, liebſter Theil von mir! welche entzückende Freude! … ich kann ſie nicht ausſprechen, nein; — aber fühlen, fühlen! — du lebſt noch? du biſt nicht todt? ich halte dich in meinen Armen? — o Julie!

Julie Woher deine Verwunderung? — Hat dir nicht Benvoglio Nachricht von einem Schlaftrunke …

Romeo. Nichts, nichts! ich weiß nichts vom Benvoglio. —

Julie. Alſo auch nichts von meiner geſtern angeſetzten Heurath mit dem Grafen von Lodrona, dem mich unſer Freund durch dieſes Mittel ſo glücklich entriſſen hat? —

Romeo. Nichts, von allem nichts! —

Julie. Wie kömmſt du alſo hieher? … doch warum frage ich? genug, daß ich dich habe, dich halte, um dir niemals wieder genommen zu werden, niemals, niemals! . . . Laß uns nicht länger verzögern! komm! — mich ſchaudert hier! ohne dich wäre ich des Todes geweſen. Du ſollſt mir alles auf dem Wege erzählen . . .

Romeo (ſieht ſie wehmüthig an.) Ach, Julie! —

Julie. Du ſeufzeſt, beſter Mann? — was ſeufzeſt du? was fehlt noch, unſer Glück vollkommen zu machen?

Romeo. Geh, mein liebſtes Weib! — frage mich nicht! — verlaß mich! — laß mich hier!

Julie. Was ſagſt du? — Was willſt du hier?

Romeo. Ah! iſt jemals eine Freude, . . . jemals eine Qual der meinigen gleich geweſen? — Julie! Julie! — ich muß hier bleiben, — ich muß! . . .

Julie (ſtößt an das Fläſchchen, woraus Romeo das Gift genommen, ſie hebt es auf.) Ah! was iſt das? — (Sie ſieht es ſtarr an, und ſieht wieder den Romeo an.) Was? wie? Romeo, was haſt du gethan?

Romeo. Du weißt alles!

Julie (mit lautem Geſchrey.) Ah! Grauſamer . . .

Romeo. Klage mich nicht an! klage das tyranniſche Verhängniß an! — Glücklichſter und entſetzlichſter

Augenblick meines Lebens! — du giebſt mir alles wieder, um mir alles zu nehmen! — Mit dir, geliebtes Kind, wollte ich ſterben, da du todt warſt: das konnte ich! Du lebſt; mit dir zu leben, — ah! das kann ich nicht! — (Er fällt ihr einige Augenblicke um den Hals; und fährt hernach mit unterbrochener Stimme fort.) Pietro, — den ich zu dir ſchickte, — brachte mir die ſchreckliche Nachricht — von deinem Tode; — ich eilte hieher, — um mit dir — zu ſterben: — du lebſt wieder auf, — du lebſt; — aber — ich … Es iſt geſchehen! —

(Er ſinkt auf einen Grabhügel.)

Julie. Gott! Gott! Gott! erbarme dich unſer! — O! daß ich den Tag wieder ſehen mußte, um das Schrecklichſte unter allen Schrecklichen zu ſehen! — wieder aufzuleben, um gedoppelt, zehnfach, tauſendfach zu ſterben? — Himmel und Erde, und alle Elemente, fallt über uns zuſammen! … Verdammter Benvoglio! wie ſchändlich haſt du uns hintergangen! … (Sie fällt dem Romeo um den Hals.) O Romeo, mein Leben, mein Alles! du ſtirbſt für mich? — O! ich kann auch ſterben; ich bin ſchon mit dem fürchterlichen Grabe bekannt. In deiner Umarmung zu ſterben, iſt mir nicht ſchrecklich; aber ohne dich zu leben …

Romeo. Nein, Julie! du mußt leben! Itzt ſehe ich mein Verbrechen: Ich hätte der Vorſehung mehr trauen ſollen, ſo war ich gerettet, ſo war ich glücklich, — ſo warſt du es. — Laß dich mein Beyſpiel ſchrecken! — In Juliens Armen — o! in ihren Armen zu ſterben — welche Wolluſt! — Du wirſt meinen fliehenden Geiſt noch einathmen, — mir die Augen zudrücken: — o du mußt es! — Nur alsdann werde ich in Ruhe ſterben … weine nicht, meine theure Julie! weine nicht! — Mein Geiſt ſoll dich ungeſehen überall begleiten! … ich fühle …

Julie. O! Erbarmung! Erbarmung! —

Romeo. Meine Kräfte — verlaſſen mich! — meine Augen — werden dunkel! — doch ſeh ich noch — deine engliſche — Schönheit — ach! — ach! … ich ſterbe — —

(Er ſinkt zurück; Julie wirft ſich neben ihm auf die Knie, und hält ihn.)

Fünfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Benvoglio (kömmt durch die Seitenthüre, die in der Scene auf dem Kirchhofe angebracht iſt, mit einer Laterne, und in der andern mit dem Schlüſſel zum Begräbniſſe; er wird ſchon in der Entfernung gewahr, daß es geöffnet iſt, und fährt zuſammen.)

Benvoglio. Was iſt das? … gewiß iſt Romeo ſchon hier. —

Julie, (die deſſen Stimme hört.) Ha! verruchter Alter! komm, und ſiehe, was du gemacht haſt! —

Benvoglio. Nun? hab' ich nicht Wort gehalten?

Julie. Siehe her, Verräther! hier! und hier!

(Sie zeigt auf den Romeo und auf die gläſerne Phiole.)

Benvoglio. Gott! was ſeh' ich! — da iſt gewiß ein unglücklicher Irrthum vorgegangen! ich eile nach Hülfe … (Er will fort.)

Romeo. Umſonſt, Benvoglio! — umſonſt! — bald iſt es aus! — mein Herz iſt gebrochen. — Sie müſſen bey Julien bleiben! — ich laſſe Sie nicht …

Benvoglio. Deſto trauriger! Ich ſchwöre bey allem, was heilig iſt … noch ehe wir uns den vergangnen Tag zu Tiſche geſetzt, habe ich meinen treueſten Bedienten auf den Weg nach Mantua mit einem Briefe fortgeſchickt; ſchon längſt habe ich mich gewundert, daß er noch nicht hier iſt …

Romeo, (der wieder die Augen aufſchlägt, ſehr ſchwach, indem er noch die letzten Kräfte ſammelt.) Ich ſehe, — das Verhängniß — hat es ſo gewollt. — Lauter Irrthümer — ohne Vorſatz! ohne Schuld! — Ein unglücklicher Fall — mit dem Pferde, — eine falſche Nachricht meines Pietro — von Juliens Tode, … ich floh hieher, — mit Julien zu ſterben. — Ach! zu eilig — nahm ich den tödtlichen Trank. — Sie lebt — und ſie ſoll — leben! … ich kann nicht … (Er ſinkt nieder.) ach! Julie —

Julie. Er ſtirbt! er ſtirbt! — Romeo! Romeo! Romeo! — (Sie fällt, unter den Aeußerungen des höchſten Schmerzens, empfindungslos auf ſeinen Leichnam. Nach vieler Bemühung des Benvoglio, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, ſchlägt ſie die Augen auf.) Fort, Grauſamer! laß mich! laß mich! … was ſoll mir das Leben ohne den Romeo! — ich kann nicht leben! ich mag nicht leben! … ohne den Romeo! (Sie ſtürzt ſich aufs neue auf ſeinen Leichnam, und badet ihn mit ihren Thränen.) — O du Innbegriff aller meiner Wünſche und Hoffnungen! liebſter, beſter, theuerſter Mann! mein Alles! du ganzes Glück meines Lebens, nun mein ganzes Elend! Ach! deine edle Seele … ſie iſt auf ewig dieſem ſchönen Leibe entriſſen. Ich Unglückliche, ich, ich bin Schuld daran! du kamſt, in den Armen deiner Julie zu ſterben, die du mehr als dein Leben liebteſt, die dich über alles in der Welt liebte, Vater, Freund, Mutter, alles! — du kamſt hieher, dich an meiner Seite zu begraben. Ah! hätteſt du glauben ſollen, daß ich deinen Tod noch eher beweinen würde? — Wo biſt du nun, meine Liebe? — Biſt du nicht noch bey mir? — o ja, du biſt es! du kannſt ohne mich nicht ſeyn! du hörſt mich, du ſiehſt mich! deine geliebte Seele ſchwebt über mir! du rufſt mir zu, wo ich ſo lange bleibe? — Fürchte dich nicht, ich komme, ich komme! Alle Martern des Todes, was ſind ſie, gegen ein Leben ohne dich? Ich komme! warte nur einen Augenblick, geliebte Seele, damit die meinige mit dir zugleich aufſteige, und niemals von dir getrennet werde. Ich ſuche nur ein Werkzeug … (Sie ſucht nach dem Dolche, den ſie geſtern im Buſen getragen hatte.) Nein! du haſt ihn mir entriſſen, barbariſcher Mann!

Benvoglio. Um Gottes willen, meine Julie! meine Freundinn! meine geliebteſte Tochter! — verlaſſen Sie dieſen ſchwarzen Gedanken! — Ich habe den Romeo wie einen Sohn geliebt! das wiſſen Sie! — mit Gefahr meines Glücks habe ich an dem ihrigen, an ihrer Vereinigung gearbeitet. Könnten Ihnen meine Thränen ihren Romeo wieder erwecken, ſie ſollten noch reichlicher fließen, als die Ihrigen: aber ach! hier iſt alles umſonſt! … Gott hat es ſo gewollt! laſſen Sie uns ſeinen Willen ertragen, ſeiner Strafe uns unterwerfen! — entſchlieſſen Sie ſich, zu leben, laſſen Sie uns gemeinſchaftlich für die Seele des Romeo beten. Wollen Sie nicht in Ihres Vaters Haus zurückkehren: ich will Sie hinbringen, wohin Sie begehren.

(Indem Benvoglio dieſes ſagt, ſie aber alles mit Kopfſchütteln und Zeichen der Verzweiflung abweiſt, erblickt ſie Romeos Dolch, den Pietro vorher bey dem Anblicke des ſterbenden Romeo von ſich geworfen, und hebt ihn eilig auf.)

Julie. Ah! willkommen! …

Benvoglio. Was haben Sie? … geben Sie her! um Gottes willen!

Julie (eilt zum Leichnam zurück, und ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt.) Ha! getroffen! getroffen! … Auf, meine Seele! — dem Romeo nach! — ah! — ah! — ah! — Gott erbarme ſich meiner! (Sie ſtirbt.)

Benvoglio. Schrecken und Angſt, warum könnt ihr mich nicht tödten! — Hier liegen ſie, die Lieblinge meiner Seele, die ich aus Liebe und Erbarmen der Verzweiflung entreiſſen wollte! traurige Folgen meiner Willfährigkeit! traurige Folgen eurer Unverſöhnlichkeit, unglückliche Aeltern! — Fliehe, Benvoglio! fliehe, ehe dich ihre Rache ereilt!

Ende des vierten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek

Komiſche Opern.

Von

C. F. Weiße.

Erſter Band.

Frankfurt und Leipzig, 1777.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Die kleine komiſche Oper hat ſchon ſeit geraumer Zeit bey unſern Nachbarn einen ſo beträchtlichen Theil ihres Vergnügens ausgemacht, daß ſie damit ganze Schaubühnen eingenommen, und nicht ungeſchickte Dichter viele Bände mit dergleichen angefüllet haben. Verdient es dieſe Art des Schauſpiels oder nicht? Der Verf. der gegenwärtigen überläßt die Entſcheidung dieſer Frage den Kunſtrichtern. So viel iſt gewiß: ſie hat viel Unwahrſcheinlichkeiten, ſündiget oft wider die angenommenen Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt und die Moral — freylich muß dieſe oft dem Vergnügen weichen! Alſo machet ſie aber doch Vergnügen? Dies kann ſo wenig geläugnet werden, als daß der Engelländer nicht ſatt wird, ſeine Beggar's Opera, der Franzoſe ſeinen Devin de Village und der Italiäner ſeine Serva Padrona zu ſehen: mithin iſt ja ein großer Theil von der Abſicht des Schauſpiels erreichet? Denn man mag mit einer noch ſo feyerlichen Mine für die Sittlichkeit deſſelben ſtreiten: wir wollen es ſeinen Gegnern gern einräumen, daß wir unſere Erhohlung, unſer Vergnügen haben mit zum Hauptzwecke machen, und wenn ſie es nicht für Pflicht halten, ſich zu vergnügen, ſo werden wir nicht eins werden. Aber ſollten auch unſere Landsleute wohl dawider eifern? Sie haben ſich ja oft nicht geweigert, ſich an einer wälſchen Opera buffa zu vergnügen, und trallern noch bis dieſe Stunde die Galuppiſchen Arien. Dieſe ſind nun freylich wohl nicht deutſch: aber — aber der Autor will hier keine Vertheidigung der komiſchen Oper ſchreiben. Genug, die gegenwärtigen haben auf der Kochiſchen Schaubühne ſo ſehr gefallen, daß ſelbſt diejenigen, die die Köpfe darüber geſchüttelt, ſie geſehen und wieder geſehen haben, und hoffentlich ſie auch künftig noch ſehen, und immer wieder die Köpfe ſchütteln werden.

Der Verf. machet ſich ſo wenig Verdienſt aus dieſen Tändeleyen, daß er ſie ohne gewiſſe Zunöthigungen niemals dem Drucke würde überlaſſen haben. Wenn er die naive Vorſtellung unſrer deutſchen Favart, der Mamſell Steinbrecherinn, und die reizende Compoſition der Lieder vom Hrn. Hiller abzieht, ſo möchte für ihn nicht viel übrig bleiben. Die Fabel von keiner einzigen gehöret ihm zu. Lottchen am

Hofe iſt die franzöſiſche Ninette à la Cour: die Liebe auf dem Lande, Annette et Lubin mit la Clochette verbunden: der Teufel iſt los, the Devil to pay, or the Wives metamorphoſed: der luſtige Schuſter, the merry Cobler. Freylich hat er ſie zum Theil erweitert, neue Auftritte eingeſchoben, andere ganz umgeſchmolzen, und wenn er ſie dadurch verdorben, ſo verdienet er Tadel: allein wer die Umſtände der deutſchen und insbeſondere der Leipziger Schaubühne kennet, wird ihm auch die Entſchuldigung nicht verſagen. Wollte er wörtliche Ueberſetzungen machen, ſo mußte er eben dieſelben Schauſpieler, eben daſſelbe engliſche oder franzöſiſche Publikum, eben dieſelbe Zeit zur Vorſtellung, u. ſ. w. vor ſich haben.

Vielleicht erwartet man wegen der zwey letztern Stücke nach dem Engliſchen am allererſten eine Entſchuldigung. Man weis, was Der Teufel iſt los, bey ſeiner erſten Erſcheinung vor ungefähr 14 Jahren für Lärm anrichtete. Der Fehler war, daß man dieſe kleine Schäkerey mit ganz fremden Augen anſah und nach den ſtrengen Regeln der Komödie beurtheilen wollte. Der Streit iſt vorüber: das Stück iſt auf dem Theater geblieben und der Verf. wäre es wohl

zufrieden

zufrieden geweſen, wenn es mit jenem Streite zugleich wäre vergeſſen worden. Man hätte es zwar ungedruckt bleiben können; aber wie ſollte es der Verf. machen, wenn er nicht fremde Ungezogenheiten auf ſeine Rechnung wollte ſchreiben laſſen? Die kleinen Lieder mit der Muſik vom verſtorbenen Hrn. Standfuß waren in aller Händen: es wurde ihm geſaget, daß gewiſſe zum Theil herumſtreichende Schauſpielergeſellſchaften jene genommen und den ſpielenden Theil nach ihrer Denkungsart hinzugefüget, und daß dieſes zuſammengeflickte Ganze unter ſeinem Namen geſpielet werde: weit beſſer alſo, man ſieht es mit allen ſeinen eignen Fehlern! Muß man ſich die niedrigen Sitten im menſchlichen Leben gefallen laſſen, warum ſollte man ein Gemälde davon, wenn man nicht die Gränzen der Beſcheidenheit übertritt, ganz auf dem Theater verdammen? Kritiken darüber werden ſich die Menge machen laſſen: bald wird Gürge und Jobſen zu hoch, bald zu niedrig, Lottchen und Lene bald zu klug, bald zu einfältig reden: würden aber dieſe Kleinigkeiten wohl einer mühſamen Beſeilung werth geweſen ſeyn?

Lottchen
am Hofe.

eine komiſche Oper
in drey Akten.

Spielende Perſonen.

Aſtolph, Fürſt der Lombardey.
Fabriz, ein Hofmann, und Aſtolphs Vertrauter.
Emilie, eine Gräfin, Aſtolphs verſprochene Braut.
Lottchen, ein Bauermädchen.
Gürge, ein Bauer, Lottchens Bräutigam.
Dorine, } ein paar Kammerweiber am Hofe.
Clärchen, }
Bauern, **Bäuerinnen.**
Jäger.
Bediente.

Im erſten Aufzuge iſt der Schauplatz in einer angenehmen Gegend, die mit fruchtbaren Bäumen und ländlichen Hütten umgeben iſt: in den zween letztern auf einem Saale, in dem Schloſſe des Aſtolph.

(Nach der Ninette à la Cour des Herrn Favart.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gürge, Lottchen, Bauern und Bäuerinnen, die vor ihren ländlichen Hütten mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftiget ſind.

Lottchen; (ſpinnt und ſingt)

Luſtig zur Arbeit, ihr Schweſtern und Brüder!
Seyd nicht träge! rührt die Glieder!
Melodienreich
Sind die blütenvollen Aeſte;
Lieblich fächeln euch
Sanfte, kühle Weſte!

Bey der Liebe Gegenſtand
Geht es mir fix von der Hand,
Schläfert mich die Arbeit nieder,
O, die Liebe weckt mich wieder!

(Zu Gürgen) Höre, guter Freund: ich bin deine Braut und morgen iſt unſere Hochzeit: iſt dir dieſer Gedanke ſüße, ſo komm und arbeite!

Görge.

Arbeiten? ich dächte, es wäre noch ſüßer, bey dir zu ſtehen und mit dir zu ſchwatzen? Arbeiten! warum denn arbeiten?

Lottchen.

Weil alles, was du machſt, mir nunmehr zu Gute kömmt.

Görge.

Das läßt ſich hören; aber —

Lottchen.

Aber, glaubſt du wohl, Görge, daß ich ſo fleißig ſpinnen würde, wenn ich nicht an unſere künftige Wirthſchaft dächte?

Görge.

So? ey nu, da ſollt ich freylich wohl arbeiten. Denn höre einmal, ſeit ich dich liebe, habe ich keinen andern Gedanken als dich: er geht mit mir zu Bette und ſteht mit mir auf: und wenn ich dich gleich nicht ſehe, ſo glaube ich dich doch immer zu ſehen: wenn ich dich aber ſehe, ſo kann ich dich unmöglich verlaſſen; da iſt mir ſo wohl, ſo wohl —

Lottchen.

So wohl, daß du nichts machen willſt! nicht wahr? Je nun, ſo gehe ich mit meinem Spinnrade gar fort. Man muß arbeiten, wenn man zu etwas kommen will. Denn wenn man heyrathet, ſo kriegt man Kinder, und die Kinder wollen Brod haben,

haben, und wenn man nicht arbeitet, hat man kein Brod, und wenn man kein Brod hat —

Gürge.

Ja ja, ſo hungert man: das geht ganz natürlich zu, wie ich ſehe. Aber Lottchen! ich kann doch nicht gehen, und wenn ich ja gehen ſoll und muß, ſo mußt du mir erſt etwas zu Gefallen thun.

Lottchen.

Nun? und was denn?

Gürge.

Je nun, gieb mir einmal, (lachend) he he he he —

Lottchen.

Und was denn?

Gürge.

Dein liebes Patſchchen —

Lottchen.

Und was willſt du damit?

Gürge.

Was ſonſt, als küſſen: du weiſts ja —

Lottchen.

Nun wohl, Gürgel, da küſſe!

Gürge.

O das allerliebſte Patſchchen! — es wird mir allezeit ſo wunderlich ums Herz, ſo wunderlich —

Duett.

So wie die Glock im Dorfe ſchlägt,
So fuhl ich auch mein Herz bewegt:
Es ſchläget: Bomm, bomm, bomm.
Und denk ich mich dir an der Seite,
So macht mein Herze das Geläute:
Bumbaum, Bumbaum, Bumbaum.

Lottchen.

Wenn ſich zu einem Freudenfeſt
Das kleine Glöckchen hören läßt,
So macht es: Bimm, bimm, bimm,
Und denk ich morgen dein zu ſeyn,
So hupſt mein Herz und ſtimmt mit ein:
Bimmbimm, bimmbimm, bimmbimm.

Zuſammen.

Gürge. Und denk ich mich dir an der Seite,
So macht mein Herze das Geläute:
Bumbaum, bumbaum, bumbaum.
Lottchen. Und denk ich morgen dein zu ſeyn,
So hupſt mein Herz und ſtimmt mit ein:
Bimmbimm, bimmbimm, bimmbimm.
Zuſammen. Bumbaum, bumbaum, bumbaum.
Bimmbimm, bimmbimm, bimmbimm.

Gürge.

Ah! das iſt Goldes werth! — hör einmal, Lottchen! meineſt du, daß ich noch arbeiten ſoll? itzt hätte ich ſchon mehr Luſt —

Lottchen.

Freylich: wenn du aber ewig davon redeſt, und niemals anfängſt, ſo wird auch ewig nichts fertig werden?

Gürge.

Gürge.

Je nun, ſo will ich unſere Kirſchen vollends abnehmen: du mußt mir aber noch etwas zu Gefallen thun.

Lottchen.

Schon wieder etwas zu Gefallen? nun laß doch hören!

Gürge.

Du mußt mir was ſingen? indeſſen will ich pflücken, und du ſollſt ſehen, wie mirs von Händen geht: wir wollen auch darnach eins tanzen.

Lottchen.

Meinethalben! du mußt aber auch einmal fortmachen.

Gürge.

Ich bin ſchon auf dem Wege —

(Gürge ſteigt auf einen Baum, und pflückt in einen Korb, welchen ihm die Bauern zureichen. Lottchen ſpinnet fort und ſingt:)

V. 1.

Nicht Schätze reizen mich,
Mein Gürgel, ohne dich;
Nur du allein, nur du
Biſt meine Freud und Ruh:
Des Lebens Tage fliehn
Mir unbemerkt dahin:
Die Liebe ſpinnet ſie,
Wie ich, ohn alle Müh.

V. 2.

Ihr Mädchen geht in Hayn
Ja niemals ganz allein:

Der Wolf belauſcht euch dort:
Hier iſt ein beſſrer Ort:
Spinnt lieber hier mit mir,
Denn ſichrer ſeyd ihr hier:
Hier krönt euch mit der Zeit
Lieb und Zufriedenheit!

Gürge.

Heh! Lottchen: wenn du Kirſchen eſſen willſt, ſo laß dir welche geben: hier iſt ein ganzer Korb voll.

Lottchen.

Darnach, Gürgel! darnach, pflücke du nur fort: itzt will ich ſpinnen —

(Gürge ſingt auf dem Baume und pflückt dabey.)

v. 1.

O ſeht doch! ſeht!
Wie hier mein liebes Mädchen
Ihr kleines niedliches Rädchen
Mit weißen Händen dreht!
Auch hat ſie mir
Vor unſern Mädchen allen
Auf dieſer Trift gefallen:
Dank ſey es, Liebe, dir!

v. 2.

Ein Stall voll Vieh
Mit einem Ritterguthe
Und einem Treſſenhute
Möcht ich nicht ohne ſie.
Ihr Kuß iſt mir
Die ſchönſte Schnabelweide.
Kein Bock hüpft ſo voll Freude,
Als mir das Herz bey ihr.

(Nach

(Man hört Jagdhörner.)

Görge.

Der Henker! ſeh ich doch die ganze Gegend mit Jägern, Hunden und Pferden bedecket. Hui, daß ſie mir in unſern Weinberg gerathen. Heh! Peter, Michel, iſt unſer Krautgarten zu? Geſchwind! zugemacht! die verzweifelten Jäger! ſie werden uns gewiß noch alles zu Grunde richten!

Lottchen.

Unfehlbar ſinds die Leute des Fürſten! ja, da muß man ein Auge zudrücken, ſonſt —

Görge.

Es drückt ſich gut zu! das Volk weis nicht, wie ſauer es unſer einem wird. Wir ſollen unſre Steuern und Gaben geben, und ſie fragen viel, wo wirs hernehmen? ja, ſagt man ein Wort, ſo ſchlagen ſie einem noch dazu die Zähne in Hals.

Lottchen.

Freylich iſts nicht recht! aber es iſt einmal unſre Obrigkeit: ſie hat gut befehlen, weil ſie nicht gehorchen darf. Glaubſt du denn aber, daß wirs beſſer machen würden, wenn wir Fürſten wären?

Görge.

Ja, darum ſollten alle Fürſten erſt Bauern ſeyn. Was gilts? wenn ſie darnach erſt Fürſten würden, ſo ſollten ſie ſich beſinnen, einem das biſchen Feldfrüchte, an dem man ſich das ganze Jahr über zerarbeitet hat, um eines Haaſens willen, in einer

Stunde niederzutreten — Dürfte ich nur, wie ich wollte — gewiß —

Lottchen.

Pfui, Gürge, man muß ſich nicht wider ſeinen Herrn auflehnen.

Gürge.

Je, wenn er ſich nur nicht auch wider uns auflehnte? Seit einem Monate iſt das Geſchwärme hierum alle Tage. Was hilft uns alle unſere Arbeit? Wenn das ſo fortgeht, ſo muß man zum Schelme werden —

(Er ſteigt herunter.)

— Doch fort! hinein! ich ſehe, ſie kommen auf uns zu. Die Kerls ſind auf die Menſcher ſo arg als auf ihr Wild erpicht: es hat uns nichts mehr gefehlet, als daß ſie uns noch von dieſer Seite ins Gehege kommen.

(Er treibt ſie hinein.)

* * *

Zweyter Auftritt.

Aſtolph, Fabriz.

Aſtolph.

Sie flieht mich! o wie unglücklich bin ich nicht!
Ich glaubte ſie zu überraſchen —

Fabriz.

Kann Ihnen, gnädiger Herr, noch etwas zu wünſchen übrig ſeyn?

Aſtolph.

Ich liebe, Fabriz —

Fabriz.

Aber Sie lieben ja ſo glücklich als möglich? Die Gräfin Emilie iſt bereit, Ihre Liebe durch das glücklichſte Band zu krönen. Ihre Reizungen —

Ein blendend Weiß, mit ſanftem Roth
Vermiſcht, ſchmückt ihre Wangen
Und lehrt der Liebe ſanft Gebot
Durch Sehnſucht und Verlangen.
Ihr kleiner Mund, zum Kuß gemacht,
Die weiche Hand zum Drücken,
Und ihres Wuchſes edle Pracht
Wen ſoll dieß nicht entzücken!

Aſtolph.

Ich laſſe ihr Gerechtigkeit wiederfahren. Ich weis, daß ſie geliebt zu werden verdienet: und doch iſt mein Herz, trotz ſeiner ſelbſt, ein Opfer der Liebe, vielleicht des Eigenſinnes; ja dieß Herz iſt im Begriff ihr untreu zu werden.

Fabriz.

Iſts möglich, gnädiger Herr?

Aſtolph.

Nicht anders, und der Gegenſtand meiner Liebe iſt ſo beſchaffen, daß ich mich beynahe ſchäme, dir meine Schwachheit zu entdecken.

Fabriz.

Ich hoffe nicht, gnädiger Herr, daß Sie an meiner Verſchwiegenheit zweifeln?

Aſtolph.

Nein, du ſollſt die ganze Geſchichte hören. Ich verirrte mich vor einigen Tagen auf der Jagd in jenem dicken Gehölze. Ich fand da ein junges Mädchen, das ſich mit einer unnachahmlichen Gefälligkeit erbot, mich auf den rechten Weg zu bringen. Die Anmuth ihrer Stimme ſchlich ſich unvermerkt in mein Herz. Unter einer unſchuldigen Mine ſah ich den Triumph der Schönheit. Eine ungekünſtelte Beſcheidenheit vermehrte ihre aufblühenden Reize. Die Liebe überraſchte mich und bemächtigte ſich aller meiner Sinnen.

Siehſt du jene Roſe glühn?
So ſiehſt du mein Mädchen blühn:
Unnachahmlich reizet ſie,
Ohne Kunſt und ohne Müh!
Die Unſchuld iſt ihr ganz Geſchmeide,
Ihr Herz durchſtröhmt Zufriedenheit,
Aus ihrem Blick ſtrahlt ſtille Freude,
Und ihre Schmink iſt Sittſamkeit.

Fabriz.

Und wer iſt denn dieſe ſiegreiche Schöne?

Aſtolph.

Eine junge Bäuerinn; aber, o Fabriz, eine Bäuerinn — ihr Verſtand entzückt ſo ſehr als ihre Schönheit.

Fabriz.

Der Zufall iſt ſelten, ich kann es nicht läugnen.

Aſtolph.

Man hat mir geſagt, daß eine alte Dame dieſen Ort bewohnt habe. Die Armuth hatte ſie genöthiget, hieher ihre Zuflucht zu nehmen, und ihr hat dieß Mädchen einen Theil dieſer Vorzüge zu danken: ſie hat ihren Verſtand gebildet, ohne ihr Herz zu verderben: eine liebenswürdige Einfalt, eine edle Freymüthigkeit, und eine muthwillige Heiterkeit geben ihr einen Reiz, den man bey allen unſern Hofdamen vergebens ſuchet!

Fabriz.

Aber, gnädiger Herr, werden Sie Sich nicht dadurch die Vorwürfe der ganzen Welt zuziehen? ein Mädchen von einer ſolchen Herkunft! —

Aſtolph

Was heißt die Herkunft? die Liebe weis nichts vom Geblüte, und die Schönheit adelt ein Mädchen mehr als alle Herkunft. Ja, ich bete Lottchen an, und doch habe ich mich noch nicht getrauet, ihr meine Liebe zu entdecken.

Fabriz.

Iſt denn die kleine Creatur ſo wild?

Aſtolph.

Aſtolph.

Nichtsweniger: ſie ſieht mich ohne Furcht, und ſpricht mit mir ohne Zurückhaltung.

Fabriz.

O wenn man ſo wenig fürchtet, ſo iſt man gewiß Willens ſich zu ergeben!

Aſtolph.

Nein, Fabriz, die Unſchuld fürchtet nichts. Da ſie ſelbſt von allen Ränken frey iſt, ſo hat ſie eben ſo wenig gegen andre Menſchen Mißtrauen: und doch präget ihr Auge eine gewiſſe Ehrfurcht ein, die man allezeit der Tugend ſchuldig iſt.

Fabriz.

Ach! ich ſehe nur allzuſehr, gnädiger Herr, daß die Liebe in Ihrem Herzen einen großen Fortgang gemacht hat. Aber wo bleiben Ihre Eidſchwüre, Ihre Gelübde, Ihre Verſicherungen? es kann nicht fehlen, daß die Gräfinn in kurzem Ihre Geheimniſſe entdecken wird.

Aſtolph.

Ich ſage mir alles dieß ſelbſt: allein, mein Herz mag darauf nicht hören! Jetzt laß mich auf einige Augenblicke alleine: ich glaube ſie in dieſem Büſchchen ſchon bemerkt zu haben, und du möchteſt ſie mir verſcheuchen.

*

Dritter Auftritt.

Aſtolph alleine.

Fabriz hat Recht: die Verbindlichkeit eines feyerlichen Verſprechens mit der Gräfinn, die Ehre, mein Stand, alles verbietet mir einer ſo niedrigen Neigung nachzuhängen: aber die Liebe — Lottchen — o dieſer kleine Name verſchlingt alle Gedanken vom Stolz und Range!

Stolz und Liebe quälen mich:
Bald zieht mich der Ruhm zu ſich
Und lockt mich durch Stand und Ehre:
Doch, wenn ich die Liebe höre,
So verſchwindet Ruhm und Macht,
Und ich ſage: gute Nacht,
Gute Nacht, o Stand und Ehre!

Ah, ſie kömmt! was für eine Unruhe bemächtiget ſich meiner! Sie ſoll meine Liebe, aber nicht meinen Rang wiſſen — doch ich will ſie erſt ein wenig belauſchen.

Vierter Auftritt.

Lottchen, Aſtolph.

Lottchen. (bey Seite.)

Hui! da iſt der Herr: ich muß ein bischen höflich gegen ihn ſeyn. Er will uns wohl, und iſt ein guter Freund von unſerm gnädigen Fürſten, wie er mir geſaget hat.

Aſtolph.

Aſtolph. (bey Seite.)

Kaum habe ich Muth genung, ſie anzureden.

Lottchen. (bey Seite.)

Da ſteht er und giebt auf mich Achtung: ich will aber nicht thun, als ob ich ihn ſähe, er mag zuerſt kommen und mich anreden.

(Sie fängt an zu arbeiten, und ſingt immer unter dem Scheine, als ob ſie ihn nicht ſähe.)

v. 1.

Schon beym frühen Morgenroth
Meiner jungen Lebensjahre,
Ach! erfahre
Ich der Liebe ſanft Gebot.
Wie das Vögelchen im Neſte
Bey dem Hauch der ſüßen Weſte
Schon ſeinen Fittig hebt
Und fortzufliegen ſtrebt:
So klopfet, ſo hüpfet, ſo bebt
Mein Herz: es will davon —
Warum ſo eilends ſchon!

v. 2.

Wenn die Turteltaube girrt
Und dem Gatten ſüße Klagen
Vorzutragen
Nie in Büſchen müde wird:
O ſo ſeufzt in meinem Herzen
Auch die Lieb in ſanften Schmerzen,
Von reiner Gluth belebt,
Die ſich zu luften ſtrebt.
Klopft es, und hüpfet und bebt;
Es will, es will davon —
Warum ſo eilends ſchon!

V. 3.

Seh ich dort des Frühlings Luſt
Jene kleinen Sänger fühlen,
Wie ſie ſpielen,
Ihrer Jugendzeit bewuſt:
O ſo gleicht bey ihrem Spiele
Nichts dem zärtlichen Gefühle,
Das meinen Buſen hebt,
Der auch zu ſcherzen ſtrebt:
Es klopfet, es hüpfet und bebt
Mein Herz: es will davon —
Warum ſo eilends ſchon?

Aſtolph. (der ſich nähert.)

Iſt es möglich, mein ſchönes Kind, daß man in dieſer Dunkelheit ſo heiter, ſo zufrieden ſeyn kann?

Lottchen.

Dieſe Dunkelheit? Was nennen Sie Dunkelheit? Die Sonne ſcheint bey uns ſo heiter, als an irgend einem Orte: keine hohe Mauern verſchließen uns den Tag, und wenn es ja jene Gebüſche thun, ſo ſind es blos willkommne Schatten, die uns vor den Strahlen der Sonne beſchützen.

Aſtolph.

Ich meine die Niedrigkeit deines Standes, mein liebes Kind.

Lottchen.

O nicht doch! dieſe Niedrigkeit verbirgt uns vor allen fremden Sorgen: weder Neid, noch Mißgunſt ſchleicht ſich in unſer friedſames Thal: unſere Sorgen ſind unſre Arbeit: dieſe erhält uns geſund, und wenn man geſund iſt, iſt man immer froh.

Aſtolph.

Aber, was habt ihr denn hier für Freuden?

Lottchen.

Was für Freuden? Wenn wir mit unſerer Arbeit fertig ſind, ſo haben wir deren unzählige.

V. 1.

Bald pflück ich mir Roſen zu Kränzen;
Bald laden zu lüſternen Tänzen
In bunten fröhlichen Reihn
Mich meine Geſpielinnen ein.
Bald ſingen wir zärtliche Lieder;
Es ſinget das Echo ſie wieder,
Und was im Scherze dieß ſprach,
Das ſchwatzen im Scherze wir nach.

V. 2.

Bald hüpf ich durch blühende Wieſen,
Den Bäche geſchwätzig durchflieſſen,
Zum Hayn, wo Zephyr mir rauſcht,
Und wo mich mein Schäfer belauſcht.
Und bin ich des Lachens nun müde,
So wiegen mich Unſchuld und Friede
In Schlaf, der ſchmeichelnd und leicht
Früh mit Auroren entweicht.

Aſtolph.

Aber dieſe Ergötzlichkeiten ſind ſehr einförmig? o mein Kind, du haſt niemals den Glanz ſolcher Leute geſehen, die im Ueberfluſſe leben!

Lottchen.

Ey nicht doch, wohl habe ich welche geſehen, nur vor ein paar Tagen habe ich den Grafen von Filibert

bert aus unſrer Nachbarſchaft geſehen. Der lebt am Hofe, und iſt ſo groß und vornehm, wie der Fürſt ſelber: er fuhr durch unſer Dörfgen, und hatte auch eine groſſe und vornehme Madam bey ſich: ach, die muß recht vornehm ſeyn! Die Leute ſagten, es wäre eine Tänzerinn aus der O — O — Op — ie, ich will mir darüber nicht den Kopf zerbrechen. Alle beyde ſaßen in einem goldnen Glaskaſten, es iſt mir, als wenn ich ſie noch heute ſäh. Drey ſchöne, ſchöne Herren ſtunden hinten auf dem Wagen, und es baumelten ihnen goldne Bänder um die Achſeln. Vorn ſaß ein finſtrer grober Mann mit einem entſetzlichen Schnurbarte drauf, und neben her ritten ein paar allerliebſte ſchneeweiße Jungen, die, glaube ich, Pagen heißen. Der ſchöne Kaſten war mit ſechs muthigen Pferden beſpannt, die mit Fränzgen, Klunkern und Quaſten, wie die Madam, die drinnen ſaß, behangen waren. Vermuthlich hatte ſich die vornehme Madam mit dem gnädigen Herrn gezankt, denn ſie ſah ſo roth, ſo roth, wie Gürgens Bruſtlatz: der Herr aber ſah ſo verdorrt, ſo gelb, ſo in tiefen Gedanken —

Aſtolph.

Aber hätteſt du nicht Luſt, auch in einem ſolchen ſchönen Aufzuge zu fahren?

Lottchen.

Nein, nein, gewiß nicht! Ich hätte drauf wetten wollen, daß dieſen Leuten nicht recht wohl zu Muthe war, denn ſie ſahen ſo mürriſch, ſo verdrießlich aus, und hier ſind wir ſo vergnügt: — wir nehmen alles an wie es kömmt, und wünſchen nichts mehr, als wir bedürfen.

Aſtolph.

Aber ſo viel gezwungne Arbeiten, ſo viel ermüdende Sorgen, Hitze und Froſt —

Lottchen.

Das ſind wir gewohnt: eine kleine Freude verſüßt uns dieſes alles. Wenn man arbeitet, ſo ißt und ſchläft man gut, und wenn ich beſtändig müßig gehen ſollte, ſo würde ich weder gut ſchlafen, noch gut eſſen.

Aſtolph.

Man wird dir weit größre Vortheile verſchaffen; und du darfſt ein Wort ſagen, ſo kannſt du Edelgeſteine, prächtige Kleider, Kutſchen, Pferde und Diener haben.

Lottchen.

Ey! wer will es denn über ſich nehmen, mir ſolche ſchöne Sachen zu verſchaffen?

Aſtolph.

Ach! einer, der dich anbetet, der aber noch nicht Muth genug gehabt, dich davon zu unterrichten.

Die Liebe feſſelt mich,
Liebreizend Kind! an dich;
Mein ganzes Herz iſt dein,
Um ewig dein zu ſeyn.
Dein ſchalkhaft Auge lacht;
Du kennſt der Liebe Macht

Noch nicht, und wirfſt in Eil
So ſchrecklich ihren Pfeil?

Lottchen.

Was reden Sie da von Feſſeln, von Pfeilen und von Anbeten? das ſind zu hohe Worte für mich!

Aſtolph.

Je nun — ſo hör es deutlicher: ich liebe dich!

Lottchen.

Ey ja, das iſt was anders: nun verſtehe ich Sie. Sie lieben mich? nein, iſt das ihr Ernſt?

Aſtolph.

Ja, ich liebe dich, ſo feurig, ſo zärtlich — Dieß Geſtändniß —

Lottchen.

Je nun, das mißfällt mir eben nicht. Sie lieben mich alſo gewiß?

Aſtolph.

Ja, ſo gewiß, daß nichts gewiſſer ſeyn kann. O welches Glück —

Lottchen.

Ja, wenn man aber liebt, ſo wünſcht man, alle die Wünſche des Gegenſtandes, den man liebt, zu befriedigen. Ich verlange zwar nichts von allen Ihren Schätzen, aber eine Gnade bitte ich mir doch aus!

Aſtolph.

Alles, was du willſt: ſprich, befiehl, und in dem Augenblicke —

Lottchen.

Sie wiſſen, daß man ſeit einiger Zeit hier in unſerer Gegend vom Morgen bis in die Nacht jaget: ſo thun Sie mir doch den Gefallen, wenn Sie anders beym Fürſten ein Wörtchen zu reden haben, ſagen Sie ihm doch, daß er uns den Lerm vom Halſe ſchaffen ſoll, den uns täglich ſeine Leute hier machen. Ich glaube, ſie müſſen nicht geſcheut ſeyn, daß ſie ſo in Feldern herumraſen. Das geht vom Morgen bis auf den Abend hin und her. Um das Vergnügen zu haben, einen armen Haaſen zu fangen, reiten ſie mehr als 50 Hufen Feldes zu Schande, und wenn wir ein Wort darüber ſagen, da heißts: der Fürſt, der Fürſt, der Fürſt — als wenn wir nicht ſo gut, als der Fürſt, leben wollten.

Aſtolph.

Du ſollſt völlig befriediget werden.

Lottchen.

Nun ich werde Ihnen einen recht groſſen Dank dafür ſagen. — Aber noch eins: und das Vornehmſte hätte ich bald vergeſſen.

Aſtolph.

Geſchwind rede! ich kann es kaum erwarten, bis ich deinem Verlangen eine Genüge gethan habe.

Lottchen.

Je nun, ſo thun Sie mir den Gefallen, und kommen niemals wieder hieher: denn Ihre Gegenwart iſt mir im Tod zuwider.

Aſtolph.

Himmel! was ſagſt du, Lottchen? ich hoffte —

Lottchen.

Und was denn?

Aſtolph.

Geliebt zu ſeyn! Du liebſt mich alſo nicht?

Lottchen.

Behüte der Himmel! ganz und gar nicht, ich liebe nur Görgen hier im Dorfe.

Aſtolph.

Iſts möglich!

Lottchen.

Es iſt ein hübſcher, junger Bauerkerl! er will mich zur Frau haben und ich will ihn zum Manne haben.

Aſtolph.

Was denkſt du, mein Kind? du kannſt deine Liebe beſſer anbringen. Das glänzendſte Glück erwartet deiner am Hofe.

Lottchen.

Ach pfui, Sie ſpaßen! ich am Hofe? ey da würde ich eine artige Figur machen. Hi hi hi hi, am Hofe? ja doch, nein, nein — daß die Damen dort mit Fingern auf mich wieſen und mich auszischten!

Aſtolph.

Was für Einbildungen, mein Kind! nein, du wirſt jedermann bezaubern: der Putztiſch wird deiner Schönheit, wenn es anders möglich iſt, neue Reizungen verſchaffen, wodurch du alle Damen am Hofe verdunkeln wirſt.

Lottchen.

Der Putztiſch! o was iſt das für ein Ding?

Aſtolph.

Ein koſtbarer Schatz, der deinem Geſchlechte von jedem Alter die glänzendſte Vortheile verſchafft. Es iſt ein Thron, wo die Kunſt triumphiret, ein Altar, wo man den Grazien opfert: durch ihn bringet man die verfloſſnen Zeiten wieder zurück. Durch das glückliche Wunder einer Schminke deckt man die Furchen der Jahre zu, und durch einen angenehmen Betrug weis der Pinſel, ein Nebenbuhler der Natur, die Blüte eines jugendlichen Geſichts wieder hervor zu bringen. Man iſt jeden Tag gleich ſchön: man lächelt ſich ſelbſt mit einer ſiegreichen Mine: die Schönheit wird ſchöner, dauerhafter, ja unſterblich.

Lottchen. (ſpottet ihm nach.)

Paperlapap: von alle dem verſtehe ich nicht ein Wort: doch — (nach einigen Augenblicken von Nachdenken) Sie ſagen, daß ich am Hofe ſchöner werden könnte? —

Aſtolph.

Allerdings; denn hier lernt man die Kunſt zu gefallen.

Lottchen.

Das wäre ſchon ſo etwas für mich! denn wenn ich ſchöner würde, ſo müßte mich Gürge noch mehr lieben, und ich will haben, daß er mich immer mehr lieben ſoll.

Aſtolph.

Das kannſt du leicht erhalten, wenn du mir folgſt.

Lottchen.

Nein, nein, ich traue noch nicht ſo recht.

Aſtolph.

Auf! verlaß den finſtern Hayn:
Dir ſoll alles dienſtbar ſeyn.

Lottchen.

Ey nicht doch! was ich höre.

Aſtolph.

Alles, was man wünſchen kann,
Biet ich deinen Wünſchen an.

Lottchen.

Nein, nein, das wäre
Mir zu viel Ehre!

Aſtolph.

Soll ich denn vergebens klagen?

Lottchen.

Ey, was würde Gürgel ſagen!

Aſtolph.

Gürge ſoll bald bey dir ſeyn?

Lottchen.

Daß er auf mich ſchmählte? Nein.

Aſtolph.

O fürchte nichts von mir,
Mein Herz gehöret dir!
Gieb mir die Hand — (er will ſie bey der Hand nehmen) ich liebe dich!

Lottchen.

Ey, pfui doch: nein, ich ſchäme mich!

Aſtolph.

Gieb Acht! es ſoll dich nicht gereun.

Lottchen.

Ey ja doch — ja doch, ja doch — nein;
Es kann nicht ſeyn!

Aſtolph.

Willſt du mich ſterben ſehn?

Lottchen.

O! laſſen Sie mich gehn!

Aſtolph.

Gieb Acht, es ſoll dich nicht gereun.

Lottchen.

Ey ja doch — ja doch — ja doch — nein;
Es kann nicht ſeyn!

(Während dieſes Duetts will er ſie immer bey der Hand faſſen, ſie zieht ſie aber ſtets zurück und entfernet ſich.)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Aſtolph, Lottchen, Gürge.

Gürge.

He he he! nicht zu hitzig, nicht zu hitzig! das bitte ich mir aus.

Aſtolph.

Dieß iſt alſo der würdige Nebenbuhler?

Lottchen, (ſtellt ſich vor ihn.)

Hören Sie, das ſage ich Ihnen: thun Sie ihm nichts zu leide.

Gürge.

Laß ihn nur kommen!

Aſtolph.

Fürchte nichts von mir, Lottchen!

Lottchen, (heimlich zu Gürgen.)

Heh Gürgel, geh deiner Wege!

Gürge.

Nein, nein, Gürge iſt nicht ſo treuherzig.

Lottchen.

St! er hat ein langes Meſſer an der Seite.

Gürge.

Und ich führe dir eine geballte Fauſt, die ſich gewaſchen hat.

Aſtolph.

Da Gürge dir ſo lieb iſt, mein Kind, ſo kannſt du glauben, daß ich ſein guter Freund bin.

Gürge.

Mein guter Freund? mein guter Freund? ha ha ha ha!

Nein, der iſt nicht des Mannes Freund,
Der mit der Frau zu gut es meint:
Ein kluger Mann verſchließt die Thüren:
Es kömmt ein Fuchs: er beut dem Hahn
Sein Herz und ſeine Freundſchaft an,
Um ſeine Hühner zu entführen.

Wenn Sie etwan zu einem ſolchen Biſſen Luſt haben, ſo thun Sie mir den Gefallen, und gehn Sie ein bischen weiter!

Aſtolph.

Der Bräutigam iſt ein wenig grob, Lottchen.

Lottchen.

Freylich wohl; aber er iſt vom Dorfe!

Gürge.

Ja, ja, wir ſind vom Dorfe, und es iſt uns noch nicht eingefallen, bey einem vornehmen Junker die Höflichkeit zu lernen.

Duett.

Lottchen (heimlich zu Gürgen.)
Stille Gürgel! ſchäme dich!
Sey fein höflich, liebſt du mich,
Es iſt ein gnädger Herr!

Gürge.

Ey, Ihr Diener, gnädger Herr!
Nein, ſie thun uns zu viel Ehre.
Bey S. O ſo wollt ich gleich, daß er —
Bey dem Henker wäre!

Lott-

Lottchen.

Zuſ. Es iſt ein genädger Herr!

Görge.

Ey, Ihr Diener, gnädger Herr!

Lottchen.

Er erweiſt uns ſehr viel Ehre.

Görge.

Bey S. O daß er beym Henker wäre!

Aſtolph.

Ich merke, Görge iſt nicht bey guter Laune.

Lottchen.

Er ſpaßt nur.

Görge.

Ja ja, ich ſpaſſe nur: Sie thun uns zu viel Ehre! (bey S.) O daß er doch beym Henker wäre!

Aſtolph.

Ich ſehe wohl, Lottchen, daß dir Görge am Herzen liegt: es ſey darum! Ich wünſche, daß er dich glücklicher, als ich, machen möge! Es iſt meine Sache nicht, ein Herz zu zwingen: aber gedenke bisweilen an meine Zärtlichkeit, und ſey verſichert, daß ich dich nie vergeſſen werde. Du kannſt allezeit auf meine Wohlthaten Rechnung machen! Leb wohl, liebes Lottchen, leb wohl — —

(geht ab.)

* * *

Sechſter Auftritt.

Gürge, Lottchen.

Gürge.

Dem Himmel ſey Dank! nun ſind wir doch einmal wieder in Ruhe.

Lottchen.

Aber, mein lieber Gürge, du biſt auch ein bischen gar zu plump! es war ein ſo feiner, höflicher Herr: höre, er hat mir geſagt, er will mich mit nach Hofe nehmen.

Gürge.

Nach Hofe? und du hätteſt wohl Luſt mitzuwandern?

Lottchen.

Warum nicht? Es ſoll der ſchönſte Ort in der Welt ſeyn — — (Gürge fängt an unruhig zu werden.) Aber es verſteht ſich, Gürgel, daß du auch mit gehſt?

Gürge.

Nach Hofe! nein, ich danke ſchön!
Wie würd es da um Gürgen ſtehn!
Es giebt da viel geblechte Herren,
Die ſich aufs Mauſen gut verſtehn,
Und Lottchen würde ſich nicht ſperren
Und lieber nach den großen Herren,
Als nach dem armen Gürgen ſehn:
Nein, nein, ich danke ſchön!

Lottchen.

Pfui, Gürgel, nein, das würde ich nicht thun: dazu habe ich dich viel zu lieb.

Gürge.

Höre nur, Lottchen, du biſt ſonſt gar klug: aber das ſage ich dir: traue dem Volke nicht! es hat alles den Schelmen im Nacken. Er ſchwatzte dir da von Liebe vor, und das ſoll und muß nicht ſeyn.

Lottchen.

Je, wenn er mich nun auch liebt, das iſt ja weiter von keiner Folge!

Gürge.

So? von keiner Folge? Nein nein, Lottchen; ich weis die Folge zu gut! Er hängt ietzt ſchon den Sprengel aus: darnach kommen auch die Beergen: darnach hats Vögelchen Luſt zu naſchen: es dreht ſich, flattert noch ein Weilgen herum, und endlich, und endlich —

Lottchen.

Muß ich ihn denn auch lieben, weil er mich liebt? ich habe ihm ſchon geſagt, daß er bey mir unrecht ankäm, und er iſt viel zu höflich, als daß er das übel nehmen ſollte.

Nein, Gürgel, nein,
Du biſt betrogen!
Der Herr iſt ia am Hof erzogen,
Wie könnt er da wohl böſe ſeyn?
Was er verſpricht,
Das hielt er nicht?

Er

Er thät ſo ſchön,
Um mich zu hintergehn?
Nein, Gürgel, nein,
Du biſt betrogen ꝛc.

Gürge.

Sehr artig! es ſcheint, daß die Herren, die am Hofe erzogen ſind, dir nicht mißfallen? (Er ſingt ihr ſpottend nach.)

Der Herr iſt ja am Hof erzogen,
Wie könnt er da wohl böſe ſeyn ꝛc.

Nein, mit einem Worte, das ſteht mir nicht an: ich will und mag von dem Hofgeſindel nichts wiſſen.

Lottchen.

Alſo giebſt du auf meine Treue und Beſtändigkeit gar nichts? das iſt nicht hübſch, Gürge: es ſollte dich doch nicht gereuen. Erſt wollte ich thun, als ob ich gar nicht ſpröde wär; darnach, wenn ſie mir mit ihrer Liebe angezogen kämen, ſo wollte ich ſprechen: ich müßte Gürgeln erſt darüber um Rath fragen; darnach wollte ich dirs ſagen, darnach wollten wir ſie recht herzlich auslachen: meineſt du nicht?

Gürge.

Ja ja, Lottchen, das klingt ganz gut: darnach — darnach — darnach kann auch was anders geſchehen. Aber da ſieh einmal! ſieht er nicht ſchon wieder dort hinterm Baume und ſchielt nach dir? Nein nein, du biſt hier nichts nütze. Fort! ins Haus!

Lottchen.

Weißt du auch, daß mich ein ſolches Mißtrauen verdrüßt?

Gürge.

Ja, ich muß dich jetzo hüten. Du wirſt morgen meine Frau: und kurz und gut, ohne viel Umſtände, ins Haus!

Lottchen.

Das will ich doch ſehn? Nicht von der Stelle, weil du ſchon thuſt, als ob du mein Mann wäreſt.

Gürge.

Ich ſage dir, Lotte, geh, ſonſt —

Lottchen.

Nun was denn ſonſt? laß doch hören —

Gürge.

Sonſt führe ich dich beym Ermel hinein —

Lottchen.

Das kannſt du thun!

(Gürge nimmt ſie beym Arme, um ſie hinein zu ziehen.)

Duett.

Lottchen.

Au, mein Arm! au weh, au weh!
Geh, du grober Bengel, geh!

Gürge.

Ey! ich that dir großes Weh.

Lottchen.

Wenn ich nur den Junker ſeh,
So will ich ihm alles klagen:

Sehn Sie nur, ſo will ich ſagen,
Dieſen blauen Fleck — au weh!
Gürge. Lottchen! **Lottchen.** Ey was Lottchen, nein!
Gürge. Lottchen, du mußt mir verzeihn,
Siehe, wie ich zu dir fleh!
Lottchen, (da ſie den Prinzen gewahr wird.)
Au, mein Arm! au weh, au weh!

Siebenter Auftritt.

Gürge, Lottchen, Aſtolph, Fabriz.

Aſtolph.

Was giebts denn? was fehlt dir, mein liebes Kind!

Lottchen.

Au weh, au weh! mein Arm! der große Bengel da! —

Gürge, (ſpöttiſch.)

Ein ſchreckliches Herzeleid!

Aſtolph.

Was hat er denn gethan?

Lottchen.

Ach gnädger Herr! er hat mir — er hat mir — er hat mir den Arm aus der Kugel gedreht. (Zu Gürgen.) Warte nur, ich will dirs ſchon gedenken: au weh! au weh! du ſollſt mir ſchon dafür bezahlen. (Sie ſchlänkert mit dem Arme, der aus der Kugel gedreht ſeyn ſoll.)

Aſtolph.

Ich wundere mich über ſeine Verwegenheit.

Gürge.

Hören Sie nur, gnädiger Herr, Sie mögen ſeyn, wer Sie wollen! ſo bitte ich mir aus, daß Sie Sich nicht unter uns mengen: gehen Sie Ihrer Straße und laſſen Sie uns ungehudelt!

Fabriz.

St! (auf die Seite zu ihnen.) Es iſt der Fürſt.

Lottchen und Gürge (die beyde ihre Verwunderung bezeigen.)

Der Fürſt!

Adolph (zu Lottchen.)

Ich habe dir meinen Rang verborgen, blos in der Abſicht, daß du mich meiner ſelbſt wegen lieben ſollteſt — Aber du liebeſt Gürgen? du ziehſt eine ſo niedrige Sclaverey allen Gütern vor, die ich dir angeboten habe? Gut! ſo muß ich dich ihm mit Gewalt entreiſſen. Komm und folge mir!

Gürge.

Ach gnädiger Herr! — uns Himmels willen — ich bitte! (bey Seite) ich möchte raſend werden!

Adolph.

Komm, mein liebes Lottchen! Schmücke meinen Hof. Du ſollſt daſelbſt nach Gefallen regieren. Hier wird man deinen Wünſchen durch alle mögliche Gefälligkeiten zuvorkommen. Hier allein theilet die Schönheit mit der Macht die Herrſchaft, und alle Herzen werden dir huldigen.

Lottchen (die ſich eine ſtolze Mine giebt, zu Gürgen.)

Siehſt du, Purſche, hier kannſt du lernen höflich ſeyn!

Gürge.

Ach! mein liebes Lottchen! du wirſt doch nicht —

Aſtolph.

Du wirſt mir alſo folgen?

Gürge (heimlich zu Lottchen.)

Lottchen! wollteſt du mir wohl einen ſolchen Streich ſpielen?

Lottchen.

(Zum Prinzen) Ja ich folge Ihnen unverzüglich. (Zu Gürgen) Nun ſollſt du erfahren, daß ſichs mit mir der Mühe verlohnet.

Gürge.

Ah! die kleine Verrätherin!

Lottchen.

(Bey Seite.) Ich muß ihm ein biſchen Angſt machen, wenn mirs gleich nicht ums Herz iſt.

(Während der vorhergehenden Worte redt der Prinz heimlich mit dem Fabriz, und geht mit ihm ab. Gürge ſcheint ganz von Schmerzen durchdrungen und Lottchen ſieht mit einer triumphirenden Mine auf ihn herab.)

Achter Auftritt.

Gürge, Lottchen.

Lottchen.

Gürge, nun entſag ich dir,
Nur am Hof gefällt es mir:
Da will ich recht vornehm werden,
Und wie Damen mich geberden:

Geh

Geh zu deinem Dorfe hin,
Hohl dir eine Bäuerinn!
Ich kann nicht die Deine werden.

Gürge.

O mein gutes Lottchen! verzeih mir (ſchluchzend) ich will — ich will —

Lottchen.

Ey was du willſt, will ich nicht — ich will ſchöne Equipagen, Diener, Laufer, Heyducken haben: darnach Hauben mit Spitzen, bunte ſeidne Röcke, eine goldne Uhr an der Seite, Ringe an Fingern und in Ohren, bunte Halsbänder — ach und ich weis ſelbſt nicht alles! ſiehſt du, das will ich haben und werde es haben, und hiermit, Adjeu, Gürge — ja, Adjeu!

Gürge, (der auf die Knie fällt und ihr nachrutſchet)

Aber Lottchen, du haſt ja ſonſt nichts nach den Narrenspoſſen gefragt: du brauchſt alles das nicht, um mir zu gefallen —

Lottchen.

Seht doch, ſeht doch! er denkt noch, ihm will ich damit gefallen? nein nein, Prinzen ſollen es ſeyn, denen ich gefallen will: „ah, werden ſie ſagen, wenn ich komme: „Seht doch das allerliebſte Mädchen! wie artig iſt ſie nicht! Platz gemacht, daß ſie vorbey kann!“ da werde ich freundlich mit dem Kopfe nicken: „großen Dank, ihr guten Leutchen!“ Du wirſt aber von weitem ſtehn, und dich mit der Naſe bis auf die Schuhe bücken. „— Was willſt du, Gürge? — — „ich flehe um Gnade, meine Prinzeßin!“ geh, guter Freund, frage morgen wieder — hörſt du — Leb wohl, Gürge!

(Sie lauft davon.)

Neunter Auftritt.

Gürge, hernach **Fabriz**, verſchiedene **Jäger** vom Gefolge des **Fürſten**.

Gürge (weint.)

Ach! Lotte geht davon!
Iſt das, iſt das der Lohn
Für meine Lieb und Treu?
Ich bin, ich bin halb todt!
Wer ſieht in dieſer Noth
Mir armen Gürgen bey?

Aber, auf was warte ich? je länger ich hier ſtehe, deſto weiter läuft ſie: ich muß nur ſehen, daß ich ſie noch einhole.

(Er will fortlaufen, indem kömmt Fabriz und die Jäger, die ſich ihm überall widerſetzen.)

Fabriz.

Wohin, Monſieur Gürge?

Gürge.

Ey, ich bin kein Monſieur: aber das bitte ich mir aus, daß Sie mir aus dem Wege gehn.

Fabriz.

Wir müſſen erſt wiſſen, wo du hin willſt?

Gürge.

Gürge.

Wohin? wohin? o ihr Herren Schelme wißts mehr als zu gut.

Fabriz.

Ha! gewiß deiner Braut nach —

Gürge.

Ja ja, das will ich: und ſie wird nächſter Tage meine Frau ſeyn.

Fabriz.

Deſto beſſer, Gürge! was machſt du darüber ſolches Lermen? In der Stadt ſagt der Mann nicht ein Wort, ſeine Frau mag thun was ſie will, und er befindet ſich wohl, ſehr wohl dabey.

Gürge.

Ey, in der Stadt iſt auch unverſchämtes Volk: ich bin von Dorfe. Laßt mich fort, ſag ich, oder —

Fabriz.

Du ſollſt aber nicht —

Gürge.

Ach! auf den Knien bitte ich —

Fabriz.

Ich will dirs nur ſagen: Lottchen iſt lange weggebracht.

Duett.

Gürge.

Was hör ich! Ach! Ach! Ach!
Ach ich muß meiner Lotte nach!
(Er will fort, wird aber zurück gehalten.)

Fabriz.

Nicht von der Stelle!

Gürge (zornig.)
Ich wünſch euch alle in die Hölle!
Fabriz.
Gedult, Gedult, du armer Tropf!
Gürge (voll Wuth.)
Den Henker euch auf euren Kopf!
Fabriz.
Du Narr, ſie wird an Hof gebracht!
Gürge.
Und was denn dort aus ihr gemacht?
Fabriz.
Eine Dame —
Gürge.
Ja, der Nahme
Klingt gar fein —
Am Ende wirds ein Nickel ſeyn.
Fabriz.
Schweig! du kömmſt um Nas und Ohren.
Gürge.
Lottchen, ach! ich bin verlohren!
O welche Schmach! —
Weg! ich muß meiner Lotte nach.
Fabriz.
Nicht von der Stelle!
Gürge.
Ich wünſch euch alle in die Hölle!

(Die Jäger formiren einen Tanz um Gürgen und tanzen ihn mit ſich fort.)

Zweyter Aufzug.

Das Theater ſtellt ein Zimmer im Schloſſe des Aſtolph vor.

Vorne an einer der Vorderſeiten des Theaters iſt ein koſtbarer Nachttiſch aufgeſtellet. Der Spiegel iſt mit einem Schleyer bedeckt. Lottchens Bauerkleider liegen auf einem Lehnſtule.

Erſter Auftritt.

Lottchen, Dorine, Clärchen, zwey andere Kammerweiber, wovon die eine einen Kamm, die andere aber einen Strauß künſtlicher Blumen hält. Verſchiedene **Bedienten** ſtehen noch im Hintergrunde.

Lottchen (in einer Damenkleidung.)

Was ſoll aber nun endlich daraus werden? Das Geknaupele um mich herum währt nun beynahe ſchon eine Stunde. Bald hat mich die eine beym Beine, bald die andre beym Kopfe. Ich fühle meine Arme und meine Hüften nicht mehr.

Dorine.

Es iſt die Mode ſo!
Will man am Hofe leben,

Muß man ſich ihr ergeben:
Da hilft kein Ach und O!
Es iſt die Mode ſo!

Lottchen, (zu Dorinen, die ihr eine Haarlocke aufſtecken will.)

Au weh, au weh! mein Kopf! —
Verdammt ſey eure Mode!
Ich ärgre mich zu Tode!
Ach laßt mich, laßt mich gehn! —
Es iſt nicht auszuſtehn!

Clärchen.

Erlauben Sie mir nur, daß ich die Armbänder feſter zubinden darf.

Lottchen.

Es was ſoll ich denn mit den Dingern um Arm machen? ich laſſe mir die Hände nicht binden.

Clärchen.

Es iſt die Mode ſo!
Ein Schmuck auf weißen Händen
Kann Herzen ſelbſt entwenden
Und macht das Auge froh;
Es iſt die Mode ſo!

Lottchen.

Au weh, au weh! mein Arm!
Verdammt ſey eure Mode!
Ich ärgre mich zu Tode!
Ach laßt mich, laßt mich gehn! —
Es iſt nicht auszuſtehn!

Dorine.

Ich muß Ihnen noch das Halsband zumachen. Der Hals iſt viel zu bedeckt! erlauben Sie —

Lottchen.

Pfui, über das unverſchämte Volk!

Dorine (die ihr das Halsband umbindet.)

Es iſt die Mode ſo!
Man muß das Auge reizen,
Will man nach Beyfall geizen,
Sonſt heißt man plump und roh: —
Es iſt die Mode ſo!

Lottchen.

Au weh, au weh! du erwürgeſt mich! —

Verdammt ſey eure Mode!
Ich ärgre mich zu Tode!
Es iſt nicht auszuſtehn,
O laßt mich — laßt mich gehn!

Clärchen.

Wenigſtens erlauben Sie, Madame —

Lottchen.

Ey was, ich bin keine Madam; ich heiße Lottchen!

Clärchen.

Erlauben Sie nur, daß ich noch ein wenig Roth Ihnen auf die Wangen tragen darf.

Lottchen.

Ich ſollte mirs Geſicht mit dem garſtigen Zeuge beſchmieren laſſen? pfui, nun und nimmermehr! kommt mir nicht zu nahe!

Clärchen.

Alſo müſſen wir wohl gar die Toilette wegnehmen?

Lottchen.

Was iſt das für ein Ding? ich glaube gar, ihr ſpottet meiner? — Das verwirrte Zeug hier unter einander, die Büchschen, die Schächtelgen, die Fläſchgen und die Narren-pößchen, das iſt der große Schatz, aus dem man ſolch Aufhebens machet, und die mich ſo ſehr verſchönern ſollen? Da geh ich an unſern Schmerlnbach, da bin ich den Augenblick ſchön! — Au weh! meine Kleider!

(Ein Bedienter, der Lottchen einen Stuhl an die Toilette tragen will, nimmt den, worauf ihre Bauernkleider liegen, und ſtößt ſie herunter.)

Nu du großer ungeſchickter Tölpel! kannſt du nicht die Augen aufſperren?

Dorine.

Nehmen Sie doch dieſe Mantille um!

Lottchen.

He he he! wieder was närriſches! Was ſoll mir denn das Kankergeſpinnſte? — (zu den Kammerfrauen) daß ſich ja niemand unterſteht und nimmt mir meinen Hut!

Dorine.

Hier ſind Ihre Diamanten!

Lottchen.

Ey, ey: das blitzt! weis einmal her, weis her!

Dorine (zeigt ihr eine Zitternadel.)

Sehn Sie einmal dieſe Zitternadel! dieſe wird Ihnen vortreflich ſtehn.

Lottchen.

Fort mit deiner Zitternadel — Ah! da ſeh ich Blumen.

(Sie läßt die Diamanten auf die Erde fallen und läuft unachtſam drüber weg, um nach den Blumen zu greifen: ſie riecht daran, aber da ſie keinen Geruch bemerkt, wirft ſie ſie weg.)

Pfui, was ſind das für Blumen? ſie riechen ja nach gar nichts?

Clärchen.

Es ſind Blumen, die die Kunſt der Natur nachgemacht.

Lottchen.

Aber zu was hilft denn der Bettel? warum verderbt man die Zeit ſo? es ſtehn auf unſerer Wieſe genug Blumen, die eben ſo gut ſehen und noch dazu ſchön riechen!

Clärchen.

Es iſt die Mode ſo —

Lottchen.

O geht mir mit eurer verwünſchten Mode! —

Dorine.

Aber prüfen Sie doch erſt die Wunder der Kunſt. Belieben Sie Sich nur dieſem Spiegel zu nähern!

(Man nimmt den Schleyer vom Spiegel weg.)

Lottchen (die ſich im Spiegel beſieht.)

Was ſeh ich? — bin ichs oder bin ichs nicht? faſt ſollte ichs glauben — (ſie machet verſchiedne Mienen und Geberden vor dem Spiegel und lacht darzu:) ha ha ha — das Ding machts drinnen, wie ich — — ich

— ich mag mich wenden wie ich will — ich muß doch dazu aufſtehen.

Ah! Ah! Ah! Ah! Ah! Ah!
Wie ſchnakiſch ſteh ich da! (Sie beſieht ihren Reifrock.)
Das große Ding zu tragen,
Muß ich als wie ein Wagen
Von beyden Seiten gehn,
Und mich bald da, bald dorthin drehn.

(Sie drücket alles durch ihre Handlung aus.)

Wie unſer Dorfgeläute
Geht es bald hin, bald her: (Sie ſchaukelt mit dem Reifrocke.)
Zween Griffe an der Seite! —
Ich wunſcht, es wär
Doch jetzo Gurge da:
Er lachte ſich halb todt. Ah! Ah!
Ah! Ah! Ah! Ah! Ah! Ah!

Dorine.

Sie müſſen einen ſtolzern Gang annehmen, ſo wird es Ihnen recht wohl ſtehen! es iſt etwas majeſtätiſches drinnen, das man nicht beſchreiben kann.

Lottchen.

Ey, ey, ich mag nichts majeſtätiſches! ich hüpfe und ſpringe gern, und da ſtoß ich bald hier, bald dort an; es iſt nicht anders als wenn ich in unſerm Waſſertrog ſtäcke.

Wie unſer Dorfgeläute
Geht es bald hin, bald her:
Zween Griffe an der Seite! —
Ich wunſcht, es wär
Doch jetzo Gurge da:

Er lachte ſich halb todt Ah! Ah!
Ah! Ah! Ah! Ah! Ah! Ah!

Zweyter Auftritt.

Lottchen, Fabriz, *) Dorine, Clärchen, Kammerweiber.

Fabriz (reicht Lottchen ſehr ehrerbietig den Arm.)

Madam —

Lottchen.

Ich habe es ſchon geſagt, daß ich nicht Madam heiße —

Fabriz.

Ihro Gnaden —

Lottchen.

(ſpottet ihm nach) „Ihro Gnaden, Ihro Barmherzigkeit" — ich heiße Lottchen, Lottchen, Lottchen! verſteht man denn hier kein Deutſch? —

Fabriz.

Erlauben Sie —

Lottchen.

Die Leute martern einen auch halb todt mit Höflichkeit: ie ja doch, ich erlaube es —

Fabriz.

Meinen Arm —

---

*) Fabriz muß dieſen Auftritt in einem gewiſſen affectirten Tone, der am Hofe gewöhnlich iſt, ſpielen.

Lottchen.

Was ſoll ich denn mit Ihrem Arm machen? Ich habe ſchon zween geſunde Arme, und wüßte nicht, wo ich den dritten hinthät?

Fabriz.

Ich ſoll die Dienſte als Hofcavalier bey Ihnen verrichten —

Lottchen.

Von den Thieren habe ich mein Tage nichts gehöret.

Fabriz.

Ich biete Ihnen meinen Arm an, damit Sie Sich im Gehen darauf ſtützen.

Lottchen.

O wars das? ich gehe ohne Gängelwagen und werde, dem Himmel ſey Dank! niemals müde.

Fabriz.

Aber der Wohlſtand verlangt es —

Lottchen.

Ey mit Gunſt, in unſerm Dorfe läßt es ſehr grob, wenn man ſich auf die Leute lehnt?

Fabriz.

Eine Dame muß niemals alleine gehen!

Lottchen.

So müſſen die Damen hier zu Lande ſehr gebrechlich ſeyn? ich bin ſo geſund wie ein Hirſch, und ſpringe und tanze ohne Krücke.

Fabriz.

Aber —

Lottchen.

Aber ich will nun nicht ſo einen närriſchen Aufzug machen. Wahrhaftig, die Leute dächten, ich hätte mich voll getrunken: gehen Sie nur voran, mein Herr Hofcavalier, und zeigen mir den Weg, ich will ſchon hinter drein kommen.

Dorine (zu den Kammerweibern.)

Geſchwind! einen Fächer! —

(Eine Kammerfrau überreicht Lottchen einen Fächer, den ſie auf eine wunderliche Art hin und her dreht, und begiebt ſich mit einer ſehr tiefen Verbeugung weg: die andern folgen ihr auf gleiche Art. Lottchen machet es ihnen nach, indem ſie auf eine übertriebene Art ihre Reverenze nachäffet: endlich verſitzt ſie ſich mit ihren Füßen in der Schleppe ihres Rocks, ſo daß ſie zu fallen Gefahr läuft: Fabriz greift zu und hält ſie noch.)

Dritter Auftritt.

Fabriz, Lottchen.

Lottchen (die Fabrizen den Fächer giebt.)

Was ſoll ich aber mit dem Dinge machen?

Fabriz.

Erlauben Sie, daß ich Sie darinnen unterrichten darf.

Lottchen.

Nun das möcht ich doch wiſſen!

Fabriz.

Es iſt das nützlichſte Werkzeug des Wohlſtandes und des Vergnügens. Dieſes zerbrechliche Bollwerk vor den Augen öffnet der Schamhaftigkeit eine ſichere Freyſtatt, und befriediget zugleich die Neugier. Indem man einen Blick durch ſeine kleine Zwiſchenräume wirft, kann das Auge in größter Sicherheit einen Liebhaber bemerken, und ſeine Nebenbuhlerinnen richten. Vermittelſt ſeiner Hülfe kann man die Schamhaftigkeit ſelbſt hintergehn, alles prüfen, alles hören, über alles lachen, ohne Nachtheil ſeiner Ehre. Hauptſächlich iſt es nöthig, daß Sie Sich den Gebrauch deſſelbigen bekannt machen:

Rauſchend geht er auf und zu
Wenn Verdruß und Zorn ſich regen:
Aber iſt das Herz in Ruh,
So wird er ſich ſanft bewegen:
Und in loſen kleinen Schlägen
Sagt er Schäferſtunden zu.
Witz, Talente, Geiſt, Verſtand,
Weis er künſtlich vorzulügen,
Und, geführt von ſchlauer Hand,
Herz und Augen zu beſiegen;
Ja, er ſchlägt bey Liebeskriegen
Alles ohne Widerſtand.

In den Händen eines ſchönen Frauenzimmers iſt er das Scepter, womit die Eitelkeit allen Sterblichen gebeut, und die meiſten Damen bey Hofe und in der Stadt wären ohne deſſen Gebrauch verlohren.

Lottchen.

So müſſen die Damen doch lange nicht ſo klug, als wir auf dem Dorfe ſeyn, wenn ſie ihren Verſtand

ſtand erſt von dieſen Dingen herholen müſſen. Ich habe welchen ohne denſelben, und brauche alſo deſſen nicht.

Fabriz.

Aber die Eroberung der Herzen —

Lottchen.

Ich muß darüber lachen!
Und wären alle Herzen mein,
Was wollt ich mit den Herzen machen,
Um wieder ihrer los zu ſeyn?
Ein Herz nur war vor allen
Mein Wunſch und meiner Liebe Ziel,
Dem hab ich auch gefallen,
Nach andern frag ich nicht ſo viel!

Doch was warten wir da, warum gehn wir nicht an Hof?

Fabriz.

O ſachte, ſachte! Sie werden ſich daſelbſt in einem ganz andern Elemente befinden. Die Kunſt, am Hofe zu leben, iſt ſchwer. Ich habe den Auftrag, Sie dießfalls näher zu unterrichten. Ich bitte nur ein wenig aufmerkſam zu ſeyn.

Lottchen (nachſpottend.)

Und ich, nur ein wenig kurz zu ſeyn: denn ich bin des Dinges ſchon ſo überdrüßig, ſo überdrüßig —

Fabriz.

Sie müſſen in Ihrer Sprache mehr Feinheit, mehr Delikateſſe annehmen: denn unter uns geſagt, Ihr Ton iſt ein wenig bäueriſch. Sie ſagen alles zu deutlich heraus. Sie müſſen in Ihrer Stimme etwas ſchleppendes, liſpelndes, weichliches annehmen.

Lottchen, (die ihm nachliſpelt.)

Muß ich nicht etwan auch ein bischen ſchnarren?

Fabriz.

Bisweilen läßt es nicht übel.

Lottchen.

Das dacht ich wohl, weil ichs eben von Ihnen gehöret habe. O mein Herr Hofcavalier, ich muß Ihnen ſagen, daß Sie mir von Herzen eckel ſind, daß ich Sie kaum ausſtehen kann —

Fabriz.

Ey! das muß man niemals ſagen.

Lottchen.

Aber es iſt die Wahrheit; wenn ich nun nicht anders denke?

Fabriz.

Die größte Kunſt am Hofe iſt, das zu verbergen, was man denket.

Lottchen.

Wie! alſo ſagt man hier nicht, was man denket!

Fabriz.

Bey Leibe nicht!

Lottchen.

Auch wenn uns jemand ſo zuwider iſt, wie Sie mir?

Fabriz.

Man kann dieß allenfalls zu verſtehen geben, ohne den Wohlſtand zu beleidigen.

Lottchen.

Und wie denn?

Fabriz.

Im Fall der Noth bedient man ſich der Vapeurs. Durch dieß Geheimniß ſchickt man überläſtige Perſonen mit der größten Artigkeit fort.

Lottchen.

Ach! mein guter Herr, ich bitte Sie, lehren Sie mich doch das Geheimniß?

Fabriz.

Warum?

Lottchen.

Warum? damit ich Sie über Hals über Kopf fortſchicken kann.

Fabriz (verdrüßlich.)

Sie ſind —

Lottchen.

Sehr aufrichtig, nicht wahr? Das iſt auf dem Lande unſer gewöhnliches Verdienſt, und ich verlange deswegen keinen Lobſpruch.

Fabriz.

Man bedienet ſich aber bisweilen auch der Vapeurs in einer gegenſeitigen Abſicht, und man muß wohl den Gebrauch zu unterſcheiden wiſſen. Vermittelſt ihrer Hülfe entfernt man und zieht auch wieder an ſich, nachdem es die Umſtände erfodern.

Lottchen.

Nun! wohlan denn, wenn es ſeyn muß, ſo ſagen Sie mir doch, was die Vapeurs für Dinger ſind?

Fabriz.

Es ſind — die Wahrheit zu ſagen, Madam, weis man es nicht ſo genau. Es iſt ein Talent — eine Kunſt, deren ſich ſo wohl der Haß als die Liebe allezeit zur gelegnen Zeit zu bedienen weis. Eine gewiſſe veranſtaltete Unordnung, die ein Ungefähr zu ſeyn ſcheint. Aber es gehört dazu viel, viel, ſehr viel Geſchicke. Will man, zum Exempel, einen Liebhaber auf die Probe ſtellen, ſo iſt es die Kunſt, mit Anmuth, mit Grazie, mit Empfindung in Ohnmacht zu fallen. Eine Schöne intereßiret allezeit in dieſem Zuſtande: da giebt es ein ſüßes Schmachten — ein rührendes Schluchzen — herzeinnehmende Seufzer — alles ſchlaue Kunſtgriffe, womit die feinſte Liſt die Begierden anfacht, und doch den Wohlſtand dabey in Sicherheit ſetzt —

Lottchen.

Stille, ſtille! ich mag nichts mehr wiſſen: das iſt alles viel zu gekünſtelt für mich!

Fabriz.

Hören Sie nur — —

Lottchen.

Ich will, ich mag nichts hören.

Fabriz.

Ich bitte noch einmal —

* * *

Vierter Auftritt.

Lottchen, Fabriz, Aſtolph.

Lottchen.

Ach, mein Prinz, Sie kommen wie gerufen! machen Sie mich doch von dieſem verdrüßlichen Herrn los: ich kann ihn nicht mehr vor Augen erſehen.

Aſtolph.

Sollte er der Ehrerbietung vergeſſen haben?

Lottchen.

Ja freylich! es iſt der größte Schwätzer, den ich mein Lebtage gehöret habe: er redt ſolch unnützes Zeug und fällt mir ſo zur Laſt, daß ichs nicht mehr ausſtehen kann.

Aſtolph (giebt dem Fabriz ein Zeichen, daß er ſich entfernen ſoll.)

Du biſt verdrüßlich, mein Kind?

Lottchen.

Ja freylich, bin ichs.

Aſtolph.

Was fehlt dir zu deinem Vergnügen?

Lottchen.

Alles, alles; denn Görge iſt nicht hier, und Sie verſprachen mir gleichwohl —

Aſtolph.

Wie? du denkſt noch an ihn, und ein Fürſt betet dich an? o zeige ihm doch wenigſtens einige Hoffnung!

Lottchen.

Ach! gnädiger Herr, ich kann unmöglich ſo wie Ihr Herr Hofcavalier lügen: der hat mir freylich wohl geſagt, daß man anders reden und anders denken müſſe, und ich glaube wohl, daß Sie, als der Fürſt, es noch beſſer können: aber ich bin viel zu offenherzig, und glaube, ich wollte eher ſterben, als nicht ſagen, was ich denke.

Aſtolph.

Ich könnte mich der Gewalt gebrauchen: aber nein, ich will dein Herz verdienen.

Lottchen.

Sie thun wohl, wenn Sie Sich der Mühe erſparen!

Duett.

Geben Sie zwey Herzen mir,
O ſo ſteh ich auch dafür.
Ich will Ihnen
Gleich mit einem dienen:
Aber die Natur
Gab mir Eines nur.
Und mit dem kann ich nicht dienen:
Denn dieß Herz hat Görge ſchon,
Hätt ich zwey, ſo gäb ich Ihnen
Eins davon!

Aſtolph.

Und dieß Herz hat Görge ſchon?

Lottchen.

Ja nur eines hab ich hier! (ſie zeigt auf ihr Herz)

Aſtolph.

Aſtolph.

Iſt das meiner Liebe Lohn?

Lottchen.

Geben Sie zwey Herzen mir,
O ſo will ich Ihnen
Gleich mit einem dienen.

Zuſammen.

Aſt. Iſt das meiner Liebe Lohn?
Lottch. Ja, dieß Herz hat Gürge ſchon!
Nicht anders! der hats nun einmal!

Aſtolph.

Gut! du ſollſt Gürgen noch heute zu ſehen bekommen!

Lottchen.

O, iſt das wahr, oder reden Sie jetzt, wie man am Hofe redt?

Aſtolph.

Nein, du haſt mein Wort. Ich verſpreche nichts, was ich nicht halte. Aber ich hoffe, daß du zwiſchen uns beyden noch einen kleinen Unterſchied machen wirſt? (Aſtolph giebt verſchiedenen Perſonen von ſeinem Gefolge einen Wink, ſich zu nähern, und ſagt zu ihnen, indem er auf Lottchen zeigt:) Man zeige ihr alle Pracht meines Hofes: ein jedes begegne ihr mit der gehörigen Achtſamkeit und man bringe unverzüglich ihren Liebhaber her.

Lottchen.

Das iſt hübſch, ſo ſind Sie ein braver Fürſt, und ſo bin ich Ihnen auch gut. (Zu den Hofcavalieren.)

Nun wenn wirds? Ihr ſollt mich ja herumführen und nach Gärgen gehn! (Zween Cammerjunker bieten Lottchen den Arm, ſie läuft mit Sprüngen hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Aſtolph, Fabriz.

Fabriz.

Darf ich wohl fragen, gnädiger Herr, ob es vorſichtig gehandelt ſey, daß man ſie mit ihrem Liebhaber zuſammen bringt?

Aſtolph.

Ich ſollte es glauben. Es iſt das einzige Mittel, wodurch ich dem Argwohne der Gräfinn ausweiche: ſie wird ſich dadurch leicht überreden laſſen, daß ich blos zu einer Beluſtigung das Bauermädchen mit ihrem Liebhaber an Hof bringe; zugleich aber ſchmeichle ich dieſer, indem ich ihren Wünſchen eine Genüge leiſte. Vielleicht iſt meine beſcheidne Zärtlichkeit eher im Stande ihr Herz zu gewinnen. Wenn man liebt, muß man ſeiner Macht vergeſſen. Brauchte ich Gewalt, ſo würde ich dieſes Herz rauben, aber nicht erhalten. Ein beſcheidner Widerſtand bereitet uns das ſüßeſte Glück zu und machet es nur vollkommner. Ja, ſchon iſt es Glück, ſich mit Hofnung zu ſchmeicheln: wenn dieſe der Menſch nicht hätte, wie viel würde ihm zu ſeinem Vergnügen fehlen!

Fabriz.

Aber das heißt ſeine Quaal verlängern?

Aſtolph.

Für mich aber iſt es angenehm, ſolche kleine Widerſpenſtigkeiten zu überwinden. Eine Hinderniß in der Liebe iſt allezeit ein Reiz mehr — kurz und gut, ich will es ſo haben, man hole Gürgen und bring ihn hieher.

Sechſter Auftritt.

Aſtolph alleine.

Komm, ſüße Hoffnung, ſenke dich
In meine liebevolle Bruſt!
Erfülle mich, berauſche mich
Mit deiner ſchmeichelhaften Luſt!
Laß meiner Flammen Gegenſtand
Mich izt mit allem Reiz erblicken,
Und mir nach langem Widerſtand
Der Liebe ſchönſte Siege glücken.
Ja, ſüße Hoffnung ꝛc.

V. A.

Siebenter Auftritt.

Aſtolph, Lottchen.

Lottchen.

Ey, ey, ey, wie ſchön iſt das alles! da klebt mehr Gold an Wänden, als ich jemals geſehen habe, und die ſchönen Bilder! wahrhaftig da laufen die Menſchen auf der Leinewand und an Decken herum, als wenn ſie leibhaftig lebten. Schöne Wieſen, Gärten, Blumen, Bäume, klein und groß Vieh, alles auf Leinewand und Bretern! Gewiß und wahrhaftig! das kann nicht von rechten Dingen zugehen!

Aſtolph.

Nun, mein liebes Lottchen! was denkſt du gegenwärtig vom Hofe? findeſt du etwas, das dir gefällt?

Lottchen.

Alles, alles gefällt mir, außer die Menſchen nicht. — Aber ſagen Sie mir doch, gnädger Herr, das muß wohl alles hier durch Wunder zugehen? Entweder die Menſchen ändern ſich hier, oder ich ſehe alles mit einem andern Geſichte an. Da traf ich auf unſern dicken Edelmann; zu Hauſe thut er ſo grämiſch und hochmüthig, daß wir ihm eine viertel Stunde aus dem Wege gehn, und hier ſtund er von fern und ſehr demüthig. Indem kam ein andrer Herr, huſch! ſchnappte er nach ſeinem Rockzipfel und biß hinein: ha ha ha!

Aſtolph.

Nun, iſt das nicht höflich?

Lottchen.

Ja, warum ſind denn die Herren hier ſo höflich, die in ihrem Dörfchen die Naſe ſo hoch tragen, daß ſie keinen ehrlichen Menſchen davor ſehen können, und wenn ſie ja jemanden ſehen, ihm ein Geſicht

ma=

machen, daß man ihnen nicht gern zu nahe kömmt. Sollte Sie wohl der Hof beſſer machen? ich glaube kaum; denn unſer Edelmann iſt wohl hundertmal am Hoſe geweſen, und wenn er nach Hauſe kömmt, iſt er deswegen nichts beſſer geworden. Nein, nein, ich vermuthe, daß Sie Sich hier gut aufführen, um ein Recht zu haben, ſonſt überall albern zu ſeyn.

Aſtolph.

O du biſt eine vortrefliche Sittenlehrerin. Rede fort! ich wollte dir mit Vergnügen Tage lang zuhören. — Haſt du ſonſt niemand geſehen?

Lottchen.

O ja; überall ſah ich kleine, artige, gepuzte Männerchen, mit ſchönen weißbeſtiebten Haaren und Federhüten unter den Armen herum laufen — die niedlichen Perſönchen! ich glaube gar, es waren angepuzte Mädchen mit Degen an der Seite. Viele drunter, damit ſie nicht das Geſicht in Falten brächten, oder ein Härchen drüber in Unordnung geriethe, wenn ſie zu laut ſprächen, pipten wie die Pfennigpfeifchen: Ti, ti, ti, ti. Mein Lebtage haben wir ſolche Creatürchen nicht auf unſerm Dorfe geſehen. Wieder andre ſehr ernſthafte Männer ſtacken in groſſen mächtigen Perücken, an denen wieder drey Schwänzchen hiengen; über das Kleid hatten ſie ſchöne bunte Bänder und Sterne auf die Seite geklebt: die mußten wohl ſehr vornehm ſeyn, denn die nickten zum Theil nur, wenn ſich die andern Herren vor ihnen bückten, und ſchoben ſich ganz gravitätiſch hin und her. Darnach ſah ich auch alte gezogte Männer, die alles im Takte giengen, und noch jung, jung thaten. Der eine war ſo gut, mir ſo nahe zu kommen, daß er gerade mit der Naſe an mein Kinn ſtieß; er zog zugleich ein Auge aus ſeiner Ficke, und indem er mich angafte, ſchrie er: „Ein unvergleichliches Mädchen! o Schade, Schade, daß ſie —

Aſtolph.

Alle dieſe Herren aber, mein Lottchen, haben dir vermuthlich alle mögliche Höflichkeit und Gefälligkeit bezeigt?

Lottchen.

Je ja, ſo, ſo — —

Aſtolph.

Sollte einer dreuſt genung geweſen ſeyn, dir auf eine unanſtändige Art zu begegnen?

Lottchen.

Je nun ja, ſie thaten zwar alle ganz höflich: ich merkte aber doch, daß es dieſen Herren kein rechter Ernſt war. Denn kaum that ich, als ſäh ich nicht hin: ſo machte dieſer einer Geſicht, jener rümpfte die Naſe, der wackelte mir nach, und einer ziſchte dem andern in die Ohren.

Aſtolph.

Das thut mir leid! Ich werde es aber ſchon zu veranſtalten wiſſen, daß ſie ſich um die Wette beeifern ſollen, immer neue Vergnügungen für dich auszufinden, und in deinen Blicken deinen Wünſchen nachzuſpüren. Ich darf ihnen nur das Beyſpiel geben und ich bin überzeugt — (auf die Seite) doch! wen ſeh ich?

Achter Auftritt.

Emilie, Aſtolph, Lottchen.

Emilie.

(Im Hereintreten bey S.) Ich muß doch das Wunderthier ſehen. (Zu Lottchen) Ah! meine Schöne, ich komme, Ihnen zu Ihrem Siege Glück zu wünſchen, und Ihren Annehmlichkeiten zu huldigen. Freylich, waren Sie eines ſolchen Triumphs werth!

Lottchen.

Ach! Madam, ich merke es gar wohl: Sie kommen, ſich über mich luſtig zu machen.

Aſtolph (zu Emilien in einiger Verwirrung.)

Meine liebe Gräfinn — — —

Emilie.

Thun Sie Sich nur keine Gewalt an! und bin ich Ihnen hier etwan im Wege, ſo will ich gleich Platz machen.

Lottchen.

Bleiben Sie, bleiben Sie, wir haben gar keine Geheimniſſe.

Aſtolph (zu Emilien.)

Meine Empfindungen ſind für Sie allezeit eben dieſelbigen.

Lottchen.

Der Herr Fürſt hat ſolche gute Geſinnungen für mich, die ich gar nicht verdiene.

Aſtolph (heimlich zu Lottchen, der er ein Zeichen giebt zu ſchweigen.)

Lottchen!

Lottchen.

Was befehlen Sie?

Aſtolph (zu Emilien.)

Madam — — [illegible]

Emilie.

Laſſen Sie ſie doch ſchwatzen! (zu Lottchen) Nun mein Kind?

Lottchen.

Nein, nein, der Prinz hat mir eben einen Wink gegeben, daß ich nichts ſagen ſoll.

Aſtolph.

Wer? ich!

Emilie (zum Fürſten)

Beunruhigen Sie Sich nicht, es iſt gar nicht meine Abſicht, Ihnen Vorwürfe wegen Ihrer Untreue zu machen!

Lottchen.

Ey, nicht doch! nun merk ichs: der Prinz iſt Ihr Liebhaber. Wie ich ſehe, ſo hat man hier den Vortheil, daß man ſein Herz zweyen auf einmal geben kann. Das iſt doch artig! der Prinz liebt mich doch gewiß auch: denn er hat drauf geſchworen, ja gewiß und wahrhaftig, er hat drauf geſchworen.

Emilie (ſpöttiſch zu dem Prinzen.)

O eine bloße Erdichtung, ein Scherz!

Aſtolph (in Verwirrung.)

Nicht anders. — Sie können — — es glauben.

Lottchen (zu Emilien.)

Seyn Sie ruhig, Sie haben nichts zu befürchten. Ich vor meine Perſon, liebe meinen Gürgen.

Aſtolph (der bald Lottchen bald Emilien anſieht.)

Ja — — ich laſſe — ihn eben nach Hofe bringen — — Sie dürfen alſo nicht glauben —

Emilie.

Es fällt mir auch nicht ein. Ich laſſe Ihnen zu ſehr Gerechtigkeit wiederfahren, als daß ich dergleichen von Ihnen argwohnen ſollte.

Aſtolph.

(Bey S.) Ich möchte mich zu Tode ärgern! (heimlich zu Emilien) Ich ſtellte mir vor, daß dieſes Paar durch ſeine bäueriſche Einfalt mit unſern Hofleuten einen ziemlich luſtigen Contraſt machen müßte. (heimlich zu Lottchen, die herbey geſchlichen, ihn zu behorchen.) Laß dir ja nichts merken.

Emilie (mit einem gezwungenen Lächeln.)

Ja wohl! die Sache iſt allerliebſt ausgeſonnen. Wird das nicht eine Herrlichkeit ſeyn! Wir müſſen doch ſehn, daß wir ſie ein bischen zum Plaudern bringen. (Zu Lottchen.) Nun, mein kleines Herzgen, wie gefällt dirs denn am Hofe? heh?

Lottchen (zum Prinzen.)

Soll ich antworten?

Iſtolph (ſehr unruhig.)

Wie — dirs beliebt.

Lottchen.

Nun wohlan denn! wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, von Herzen ſchlecht! das iſt ein verwünſchtes Land! Man iſt geſchäftig, ohne etwas zu thun zu haben: man ißt, ohne hungrig zu ſeyn: man legt ſich ins Bette, ohne zu ſchlafen: man umarmt einander, um einander zu erſticken, und ſchmeichelt einander, um einander weh zu thun.

(Zu Emilien, welche lacht.)

Man lachet mit einer ſiegreichen Mine, um ſeinen heimlichen Verdruß zu verbergen: die Heiterkeit iſt eine bloße Grimaſſe, und das Vergnügen nur ein lautes Lermen!

Auf unſrer blumenvollen Flur
Sehn wir der Unſchuld Freude lächeln,
Und ſüße Zephyrs ſind es nur,
Die uns mit ſanften Flügeln fächeln:
Nie trift ein Sturm das ſichre Thal,
Zu ſtolzen Höhn brauſt er vorüber,
Und rächt im Zorn ſich allemal
Am Stolz erhabner Eichen lieber.
So ſtille, wie die Veilch im Thal
Blüht auch die Ruh in unſerm Herzen:
Die Liebe fühlt man ohne Quaal,
Und nie entſpringet Gram aus Scherzen.
Hier ſeh ich Hochmuth, Mißgunſt, Neid
In ewgem Sturm das Herz bekriegen,
Und lügt die Stirn auch Frölichkeit,
So wohnt im Herzen Mißvergnügen.

Emilie,

Emilie.

Ey, das iſt ja wunderſchön! Sie hat Verſtand wie ein Engel. Komm doch her, mein Kind, hier ſteht dir eine Blume nicht recht: ich will dir ſie ein bischen zurecht rücken.

Lottchen.

Pfui, pfui, Madam, ſie mag krumm oder gerade ſtehen, das gilt mir gleich viel! ich will und mag nicht gefallen.

Emilie.

O du biſt ein unvergleichliches Mädchen! ich muß dich doch in der Nähe beſehen: (ſpöttiſch) Welch ein ungezwungnes Weſen! was für Anmuth! Wie viel Größe herrſcht nicht in ihrem Anſtande: Ah! was für Züge! welch eine ſiegreiche Mine! Dreh dich einmal um, mein Herzchen: (ſie dreht ſich um, Lottchen ſtößt ſie mit dem Arme weg.) ſie iſt beſonders ſehr höflich! Bey meiner Ehre! ich muß ſie bewundern!

Aſtolph.

(Bey Seite.) Ich möchte vergehen!

Emilie (zum Prinzen.)

Man muß ihr gut ſeyn. Fort, gnädiger Herr! Sie wartet drauf, bringen Sie ihr doch das Opfer Ihres Herzens.

Aſtolph.

O ich bitte, ſchonen Sie ihrer, liebe Gräfinn — —

Emilie (mit einem ſehr mitleidigen Tone.)

Ja wohl! Es iſt aber doch Schade, daß ſie wieder nach ihrem Dörfchen zurückkehren muß, und das wird vermuthlich morgen geſchehen!

Lottchen.

Je eher, deſto lieber, und heute auf den Abend noch, aufs längſte!

Emilie.

Ey, da müſſen wir ihr Zeit laſſen: Sie möchte etwan Anſtalten zu ihrer Reiſe machen wollen. (Zum Prinzen, der wie im Traume da ſteht.) Ich bitte mir Ihren Arm aus, gnädiger Herr! (zu Lottchen, mit einem großen Gelächter) Ah! Ah! Ah! Adieu, du liebe Kleine!

(Sie geht mit dem Prinzen fort.)

Neunter Auftritt.

Lottchen, die ihr nachſpottet.

Adieu, du liebe Kleine, ha ha ha! das verlohnt ſich der Mühe, daß man ſo darüber lacht. Ich mag ja ihren Prinzen nicht! Wollte der Himmel, ich wär heute wieder bey meinem Gärgen. — Ah! ich muß doch gleich ſehen, obs wahr iſt, daß man nach ihm geſchickt hat: denn da hier alles Lügen, alles Verſtellung iſt, wer weis — wer weis —

(Sie geht ab.)

* * *

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lottchen alleine.

(Sie kömmt voller Freuden geſprungen.)

Wie wohl iſt mir!
Mein Gürgel iſt hier!
Ich ſah ihn, welches Entzücken!
Es klopft mein Herz
In Freude, Tanz und Scherz
Und wünſcht ihn bald an dieſe Bruſt zu drücken.
Du eitler Glanz!
Ich haſſe dich ganz:
Was biſt du ohne die Liebe?
Sie iſt allein
Des Lebens Sonnenſchein,
Und ohne ſie iſt jeder Himmel trübe.

Ja, ich habe nun meinen Gürgel wieder, und frage nach der ganzen Welt nichts mehr! — Aber was wird Gürgel denken, wenn er mich ſo umgeſchmolzen ſieht? vermuthlich wird er mich ſehr ſchön finden — ob er mich wohl kennen ſollte? ich muß einen Verſuch machen und den Vogel zugleich auf die Probe ſtellen — ſie wollen mir ihn herſchicken — — St! ich glaube, er kömmt — geſchwind verſteckt! nun werde ich doch ſehen, wie er ſich geberden wird.

(Sie ſtellet ſich in die hinterſte Scene des Theaters.)

Zweyter Auftritt.

Gürge, Lottchen.

Gürge (in der Kleidung eines Hofmanns kömmt ſehr wild gelaufen, als ob er von jemanden verfolgt würde.)

Verdammt Geſchlecht! verwünſchter Ort!
Der zupft mich hier, der rauft mich dort!
Der hält mich bey dem Rocke,
Der ſtößt mich mit dem Stocke!
Der zwickt mir die Waden, der ſtellt mir ein Bein,
Der fängt mir an ins Ohr zu ſchreyn!
Der lacht, und macht mir ein Affengeſicht,
Der ſtößt mich, der wirft mich, der drückt mich, der ſticht:
Das ſollen artge Leute ſeyn?
Wahrhaftig nein!
In unſerm Dörfchen ſind wir
Weit höflicher als hier.

Ja, meiner Treu! es mag bey uns ein ehrlicher Mann heiſſen, wie er will, 's ſind wir manierlicher, als die beblechten Herren. Da iſt alles gleich Gevatter, Schwager und Freund: aber ich bleibe auch nicht hier, und wenn ſie mich zum Edelmanne, ja zum Grafen machen wollten: ich will nur Wunders halben hören, wies meiner Lotte ergangen iſt — —

Dritter Auftritt.

Gürge, Lottchen.

Lottchen.

Gürge! Gürge!

Gürge.

Potz tauſend! was muß die ſchöne, vornehme Frau bey mir wollen?

Lottchen.

(Bey S.) Ha! er kennt mich nicht? was einen die Schmiererey des Hofs gleich verändern muß?

Gürge.

Der Henker! wie ſie mich anſchielt?

Lottchen.

(Bey S.) Ich muß ſehn, ob er mich noch liebt.

(Sie zieht die Kappe, die ſie an ihrem Kopfputze hat, ein wenig herunter, hält den Fächer vors Geſicht, und ſpielt dieſen ganzen Auftritt, indem ſie die Sprache durch Lispeln und Schnarren zu verſtellen ſucht.)

Was für eine Urſache verſchaft uns denn das Glück, Sie hier bey uns am Hofe zu ſehen?

Gürge.

Was? was? ich ſuche Lotten.

Lottchen.

Lotten?

Gürge.

Ja, gnädige Frau, oder wer Sie ſind! Es war ſonſt gar ein ehrliches Mädchen: ich ſollte ſie morgen zur Frau nehmen; ſie hat mir aber den verwünſchten. [illegible]ich geſpielt und mich zu Hauſe ſitzen laſſen.

Lottchen.

Ey pfui, das iſt nicht fein!

Gürge.

Ja freylich iſts nicht fein! ich hätts dem Dinge nicht zugetrauet: aber, wie nun die Mädchen ſind!

Lottchen.

Sie dürfen ſich aber, dächt ich, nicht groß grämen. Wenn man ſo hübſch iſt, wie Sie, ſo iſt man überall im Stande ſein Glück zu machen.

Gürge.

Ja ja — — man iſt freylich nicht von der Gaſſe, und ſo viel weis ich, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Lottchen.

O es würde manche ſeyn, die Ihnen auf eine ganz andre Art begegnen würde, das ſag ich Ihnen als eine gute Freundin.

Gürge.

Sie thun mir zu viel Ehre!

Lottchen.

Ich kanns nicht läugnen, ich will Ihnen wohl.

Gürge.

Wie? das kann wohl nicht ſeyn. Sie kennen mich ja noch nicht?

Lottchen.

O, das thut ihm nichts! ich ſehe ſo was in Ihrem Geſichte — eine gewiſſe vortheilhafte Mine —

Gürge.

Görge.

Nein, gnädige Frau, iſt das wahr?

Lottchen.

Nicht anders: ſie nimmt auf den erſten Augenblick ein — —

Görge.

O was das anbelangt! — — —

Lottchen.

Eine gewiſſe Höflichkeit und Artigkeit —

Görge.

Verzweifelt, gnädige Frau! ich thue nichts, als meine Schuldigkeit. Unſer einer weis doch auch wohl, was man thun muß, wenn man mit einer vornehmen Frau redt.

Lottchen.

Sie ſind vermuthlich ein Edelmann?

Görge.

O, o, o!

Lottchen.

Ja, ich ſehs Ihnen an der Mine an!

Görge.

So? ie nun ja — ein klein bischen —

Lottchen.

Ah! wie Sie beſcheiden ſind! nicht wahr, ich habs getroffen?

Görge.

Ja ja, ein Edelmann aus der Scheune.

Lottchen.

Ey, Sie verdienen, daß man ſich Ihrer annimmt.

Görge.

Gürge.

(Bey G.) Ich glaube, der Henker! ſie hat ein Auge auf mich?

Lottchen.

Nicht anders! Sie ſollen eine Creatur von mir werden.

Gürge.

(Bey G.) Man hat mirs wohl geſagt, daß wenn man nur ſeine Figur bey Hofe ein bischen vorzuſtellen wüßte, man in einem Tage weit kommen könnte.

Lottchen.

Wie artig iſt er nicht!
(zu Gürgen.) O kann ich Ihnen
Mit etwas dienen,
So iſt mirs Ehr und Pflicht —
Doch — was verſinſtert mein Geſicht!

(Sie legt die Hand vors Geſicht, um ſich vor Gürgen zu verbergen, der ſie begaffen will.)

Wie wird mir! ach! daß ich das Licht
Des Tages nur nicht ſehe! —

(Sie zieht ihre Kappe übers Geſicht herunter.)

Es thut mir in den Augen wehe! —
Es blendet mich! es ſticht! —
Wie wird mir! ich vergehe!

(Sie fächelt ſich, um zu verhindern, daß ihr Gürge, der ſie recht anſehen will, nicht zu nahe auf den Hals kommt.)

Der kleine ſchöne Mann!
Nur er alleine,
Der liebe Kleine,
Iſts, der mich heilen kann. —
Doch — was verſinſtert mein Geſicht ꝛc.

Gürge.

Gürge.

Befehlen Sie etwan, daß ich Sie aufſchnüren ſoll?

Lottchen.

Nein, nein, es iſt mir etwas beſſer!

Gürge.

Nun, was wollen Sie denn ſonſt von mir? Sie können frey reden.

Lottchen.

Ich wollte — ach! ich wollte —

Gürge.

(Bey S.) Es muß was ſonderbares ſeyn, daß ſie ſich ſo ſchämet! —

Lottchen.

Ich wollte — daß Sie mich ein bischen liebten! — — erröthend — thue ich Ihnen dieß Geſtändniß (ſie guckt durch die Fächerſtäbe hindurch) wenn Sie wollen, ſo iſt Ihr Glück gemacht.

Gürge (bey S.)

Ich will thun, als ob ich das kleine Hofgeſicht wieder liebte.

Lottchen (bey S.)

Er iſt ungewiß!

Gürge (bey S.)

Der Henker! das wird Lärmen machen!

Lottchen (bey S.)

Biſt du mir ſo getreu? du Undankbarer?

Gürge (bey S.)

Ich will nur meine Lotte ein bischen eiferſüchtig machen; es wird ſie ärgern und der Verdruß wird mir

mir ſie wenigſtens wieder zurück bringen, wenn es die Liebe nicht thut.

Lottchen (bey S.)

Ich muß doch ſehn, wie weit ich ihn treiben kann. — (zu Gürgen) Nun, haben Sie die Sache überlegt? willigen Sie in meinen Antrag? geben Sie mir die Hand darauf.

Gürge.

O Madam — — ich ſchäme mich —

Lottchen.

Seyn Sie nicht ein kleines Kind! fort! die Hand her!

Gürge.

Je nu — meinethalben — da!

Lottchen (nimmt ihre natürliche Stimme wieder an, und zieht ihre Kappe zurück.)

Ha! Verräther! darauf habe ich gewartet! Kennſt du dein Lottchen?

Gürge (ganz außer ſich vor [illegible])

Lottchen! o Lottchen!

Lottchen.

Ja ja, ſie ſelber! iſt das deine Treue?

Gürge.

Verzweifelt! wer hätte dich auch unter der Figur kennen ſollen!

Duett.

Lottchen.

Das iſt ſchön!
Ey, das muß ich doch geſehn!

Pflegſt

Pflegſt du ſo umher zu wandern
Von der einen zu der andern?
Und ich ſoll dieß alles ſehn?
Das iſt ſchön!

Gürge.

Närrchen, nein,
Dich, dich lieb ich ganz allein,
Niemand anders hat mein Herze;
Was ich ſprach, ſprach ich im Scherz.
Dich liebt ich nicht ganz allein?
Närrchen, nein!

Lottchen.

Ja doch, wenn ich vornehm wär?

Gürge.

Ich dir ungetreu? ich ſchwöre!

Lottchen.

Ja, daß du ein Lügner biſt —

Gürge.

Nein, daß Gürge treu dir iſt.

Zuſammen.

Lottchen.

Glaubts ihm doch, ey ja doch, nein,
Ich will nicht betrogen ſeyn.

Gürge.

Nein, dich liebt mein Herz allein,
Ewig wünſcht es dein zu ſeyn.

Lottchen.

Pflegſt du ſo umher zu wandern?

Gürge.

Niemand anders hat mein Herze!

Lottchen.

Von der einen zu der andern?

Gürge.

Was ich ſprach, ſprach ich im Scherze.

Lottchen.

Ja doch, wenn ich vornehm wäre!

Gürge.

Ich dir ungetreu? ich ſchwöre —

Lottchen.

Sieh! auf ewig flieh ich dich!

Gürge.

Aber ewig lieb ich dich!

Lottchen.

Wen du willſt, doch nur nicht mich.

Gürge.

(Er ſtampſt mit dem Fuße.)

Doch — und haſſeſt du auch mich!

Lottchen.

Ey, das wäre wunderſchön!

Gürge.

Ja doch, ja, das ſollſt du ſehn!

(Lottchen läuſt davon und Gürge nach.)

Vierter Auftritt.

Aſtolph, Fabriz.

Aſtolph, (der ſie weglaufen ſieht.)

Ah! Lottchen, wo läufſt du hin? — nur einen Augenblick! — — die kleine Spröde fliehet mich!

Fa=

Fabriz! ſuche es zu verhindern, daß ſie nicht mit ihrem Gürgen fortgeht: wenigſtens berede ſie, daß ſie noch ein paar Tage bleibt.

Fabriz.

Aber, gnädiger Herr — was ſoll der Ausgang ſeyn?

Aſtolph.

Was weis ichs! nur geſchwind, aber höre — mache nicht ein unbedachtſames Geräuſch. Die Hinderniſſe, die ich finde, vermehren die Gewalt meiner Liebe. Sprich mit Lottchen, und ſuche mir nur eine geheime Unterredung mit ihr zu verſchaffen.

Fabriz.

Aber — —

Aſtolph.

Ohne Verzug!

Fünfter Auftritt.

Aſtolph alleine.

O, was ſtehe ich nicht Emiliens wegen aus! Sie geht umher, ſeufzet und weint! und ich! — ſollt ich ihr noch mehr Schmerzen verurſachen? Aber — wenn ich Lottchen verliere, ſo verliere ich alle Freude: ja ich glaube, daß es mir das Leben koſtet.

Vergebens kämpft mit wilden Wogen
Der Schiffer auf dem Meer:
Der Himmel wird mit Nacht umzogen,
Es brauſt der Sturm daher
Und ſtürzt den Troſt, der ihm noch Kräfte gab,
Die Hoffnung, ſelbſt ins Grab.

So ſtürmt in mir der Liebe Macht,
Es iſt in meinem Herzen Nacht,
Von keinem Licht erheitert.
Des Glückes ſtolzer Eigenſinn
Wirft meine Lieb an Klippen hin,
Und meine Hoffnung ſcheitert.

Sechſter Auftritt.

Aſtolph, Fabriz.

Fabriz.

Gnädiger Herr, gnädiger Herr! ich bringe Ihnen eine angenehme Nachricht.

Aſtolph.

Und welche?

Fabriz.

Gürge und Lottchen haben ſich mit einander gezankt. Lottchen hat mir ſchluchzend die Urſache ihres Zwiſts erzählet. Ich habe ihre ſchönen Augen in Thränen ſchwimmen geſehen, und wenn ſie Sie nicht aus Neigung liebt, ſo [illegible] es [illegible] aus Verdruß und Rache.

Aſtolph.

Geſchwind! wo iſt ſie?

Fabriz.

Sie war eben bey der Gräfin.

Aſtolph.

Was ſagſt du! da wird alles verrathen werden!

Fabriz.

Sie haben nichts zu fürchten! Lottchen iſt klug; ſie ſtellt ſich weit einfältiger, als ſie würklich iſt,

und

und zieht ſich gewiß mit Vortheile aus dieſer Unterredung. Ich habe ihr eine geheime Zuſammenkunft vorgeſchlagen, und ſie williget mit herzlichem Vergnügen ein.

Aſtolph.

Ah! wie glücklich würde ich nicht ſeyn! —

Fabriz.

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ſie in kurzem hier ſeyn wird. Sie wünſcht, daß Gürge hier ein Zeuge ihrer Unterredung ſeyn und alles hören möge, um ihn recht zu demüthigen und ſich an ihm zu rächen.

Aſtolph.

Sehr wohl! man muß alſo Gürgen unter dem Scheine der Vertraulichkeit herlocken.

Fabriz.

Ich habe ſchon dafür geſorgt. Hier kömmt er. Sie werden wohl thun, gnädiger Herr, wenn Sie Sich nicht vor ihm ſehen laſſen.

(Sie gehen auf die Seite.)

Siebenter Auftritt.

Gürge (ſehr traurig.)

Ach! ach! ſie flieht vor mir,
Ich fleh, ich ſchrey zu ihr:
Die Hälfte meines Lebens!
Sie wendet ihr Geſicht
Von mir und hört mich nicht —
Und alles iſt vergebens.

H hab ich ſie nicht mehr,
So iſt die Welt mir leer
Und keine Freud auf Erden;
Mein Herz verzehret ſich
(Schluchzend) Und ich — und ich — und ich —
Werd eine Leiche werden.

Noch kann ichs gar nicht glauben, was ſie mir vorgeſchwatzt haben. Lottchen ſoll mit dem Prinzen hieher kommen — heimlich? alleine? ohne alle Zeugen? wenn das wahr iſt, ſo will ich auch ein rechter Tiger werden. Ja, Grauſame! ich will dich einen Nickel, eine Verrätherin, eine Undankbare nennen; vor aller Welt, vor dem ganzen Hofe will ich dich ſo nennen: darnach will ich an einen Fluß gehen und mich erſäufen, und darnach — — darnach — — ſollſt du mich nimmermehr wieder zu ſehen kriegen. — Ah! ſie kommt! — ſollts auch wohl wahr ſeyn? — eh ich Lärmen mache, will ich mich doch verſtecken und ſehn, wo es hinaus will. Oh! mein Herz ſchlägt mir, wie eine Klappermühle. —

(Er kriecht in den Camin.)

Achter Auftritt.

Gürge, Lottchen.

Lottchen.

(Sachte!) Kriech du nur in Camin, ich habe dich wohl geſehen! ich will mich izt auf deine Koſten ein bischen luſtig machen. (Laut) Ich weis nicht, wo

der

der Prinz bleibt! ich dachte, ich wollt ihn ſchon hier finden.

Gürge (hohlt einen tiefen Seufzer.)

Huf!

Lottchen.

Er kömmt noch nicht! ich will mir indeſſen ein bischen die Zeit vertreiben.

O macht mir doch von ewger Treu
Nur nicht ſo viel Geſchrey!
Beſtändge Liebe macht nur Schmerz,
Ich lobe mir ein leichtes Herz,
Und wer nur einen liebt allein,
Der muß ſo tumm wie Gürge ſeyn.

Sonſt glaubt ich, Gürge ſey nur ſchön,
Ihn hatt ich nur geſehn:
Doch nun hab ich am Hof geſehn,
Es ſind auch andre Männer ſchön,
Und ſchöner, ſchöner noch als er,
Wo nähm ich denn die Treue her?

Ein ewges Blumenfeld ergözt
Nicht ſtets, ſo hoch mans ſchäzt:
In allen Dingen in der Welt
Iſts blos der Wechſel, der gefällt.
Warum ſollt in der Lieb allein
Ein ewges Einerley nur ſeyn?

(Während dieſer Arie ſucht Gürge ſeine Unruhe auf verſchiedene Art auszudrücken.)

Gürge (im Camine)

Ach ich bin des Todes! ſie muß behext ſeyn: anders iſts unmöglich —

Lottchen.

St! — er kömmt — ich muß die Lichter auslöſchen.

(Sie löſcht die Lichter aus.)

Neunter Auftritt.

Aſtolph, Lottchen, Gürge.

Aſtolph (zu Lottchen.)

Was machſt du, Lottchen? du löſcheſt die Lichter aus?

Lottchen.

O! machen Sie Sich keine Sorge: es ſey Tag oder Nacht: mein Herz iſt immer auf der Hut, und ich fürchte mich gar nicht mehr!

Gürge.

Nu, ſo weit mags noch gehen!

Aſtolph.

Deine Wünſche allein ſind mir ein Geſetz: aber wozu dieſe Finſterniß?

Lottchen.

Wozu? Ihre ſchöne Emilie iſt äußerſt böſe, daß Sie mich artig finden; ſie ſpioniret unaufhörlich umher und wie leicht könnte ſie uns überraſchen! Im Finſtern wird man uns hier nicht ſuchen. Hier können wir ungeſtört mit einander ſchwatzen. —

Aſtolph.

Du haſt recht, Lottchen! Ich ſehe, du biſt in der Liebe nicht ganz unerfahren.

Wie ſüß! wie ſüß
Iſt für die Liebe Finſterniß!
Sie ſchaffet Muth den Blöden,
Beſänftiget die Spröden,
Und macht die Stummen reden:
Vor ihr weicht alle Hinderniß.
Sie machet ſchön
Was wir voll Flecken ſehn:
Sie heißt die Neugier ſchweigen,
Verbannt vorwitzge Zeugen,
Lehrt eitlen Stolz, ſich beugen
Und ohne Furcht geſtehn.

Gürge.

Pfui! pfui! pfui!

Lottchen.

Nun laſſen Sie doch hören, was haben Sie mir denn zu ſagen?

Aſtolph.

Du weißt den Endzweck aller meiner Wünſche und Hoffnungen: du machſt dir ein Vergnügen daraus, mich zu martern, allein —

Lottchen.

Nein, gnädiger Herr, Sie irren ſich: ich wünſche nichts ſo ſehr, als Sie glücklich zu ſehen, und es kömmt blos auf Sie an —

Aſtolph.

Auf mich? geſchwind! was verlangſt du von mir?

Gürge (bey S.)

Hui! ſie iſt noch hitziger als er!

Lottchen.

Warten Sie nur einen Augenblick.

(Lottchen ſchleicht hinaus.)

Zehnter Auftritt.

Aſtolph, Gürge (im Camin.)

Nun! warum antworteſt du mir nicht auf meine Frage? du gehſt fort? willſt du mich aufs neue hintergehn? wo biſt du?

Eilfter Auftritt.

Aſtolph, Lottchen, Emilie, Gürge.

Lottchen, (heimlich zu Emilien, die ſie in der Finſterniß geführet bringt.)

St! kommen Sie nur! er ſieht Sie gewiß nicht.

Aſtolph.

Lottchen!

Lottchen.

Gnädiger Herr!

Aſtolph.

Ich glaube gar, du ſprichſt mit jemand?

Lottchen.

Warum nicht? ich fragte, wo Sie wären, und ſah nur, ob die Thüren verſchloſſen wären. Ich fürchte mich gar zu ſehr, daß wir behorchet werden.

Gürge (im Camin.)

Ey, ey! die Sache wird kitzlich.

Lottchen (zieht Emilien herbey und ſtellt ſie vor ſich auf die Seite des Prinzen.)

Kommen Sie! — ſachte!

Aſtolph.

Aſtolph.

Was ſagſt du? Ha! endlich hab ich dich (er nimmt Emilien bey der Hand.)

Görge (im Camin.)

O, o! wie wird mir!

Aſtolph.

Ja, mein engliſches Lottchen: ich liebe dich unausſprechlich —

Lottchen.

Sie lieben mich? Aber was hat denn die Gräfin Emilie gethan?

Aſtolph.

Rede mir nicht von ihr: ſie hat zwar tauſend gute Eigenſchaften; aber ihr Stolz beleidiget mich. Durch die Art, womit ſie dir vorhin begegnet, hat ſie einen großen Theil von meiner Hochachtung verlohren.

Emilie (bey S.)

Welche Demüthigung!

Lottchen.

Welch ein Triumph!

Aſtolph (zu Emilien, indem er immer glaubt mit Lottchen zu reden.)

Schon lange habe ich ein reines, unſchuldiges, aufrichtiges Herz, ohne Tücke, ohne Falſch, einen Schatz der Natur geſucht: vergebens hab ich dieſes Glück am Hofe geſucht, aber endlich hab ich dieſes Herz —

Lottchen (die über der Emilie Schulter antwortet.)

O ja, mein Prinz hat es gefunden!

Quatro.

Lottchen.

Das Herz, das er begehrt,
Wird ihm gewährt!

Aſtolph.

Gewährt? ach kann es ſeyn!
Und dieſes Herz wär mein?

Lottchen.

So willige ein.

Emilie.

Das iſt nicht auszuſtehn!

Gürge.

Ich muß, ich muß vergehn!

Lottchen (bey Seite nach Gürgen zu.)

Das wird man ſehn! —
Und alſo lieben Sie?

Aſtolph.

Du fragſt? ich Lottchen? nie
Werd ich die Treue brechen!

Emilie.

Nie?

Aſtolph.

Nie!

Lottchen.

Nie?

Aſtolph.

Nie! Ich halte mein Verſprechen!

Emilie.

Welch ein Verbrechen!

Gürge.

Ah, dürft ich mich doch rächen!

Lottchen.
Allein die groſſen Herrn,
Sagt man, verrathen —
Emilie.
Gern!
Aſtolph.
O das ſey fern!
Nein, liebe mich
So treu nur, als ich dich —
Emilie.
Nur nicht, wie mich!
Aſtolph.
So zärtlich und ſo lange —
Lottchen.
Mir iſt doch immer bange —
Gürge (bey S.)
Die Schlange!
Lottchen (lachend.)
Ah! Ah! Ah! Ah! Ah!
Gürge (bey S.)
Nur nicht zu nah!
Aſtolph.
So ſchenke mir nunmehr das Glücke
Dich zu umarmen.
Gürge.
Ich erſticke!
Lottchen (zu Gürgen.)
Viel Glücke!
Emilie.
O welche Tücke!

Aſtolph.

Alſo willſt du endlich meine Zärtlichkeit krönen? Konnte ich jemals dieſes Glück erwarten!

Gürge (heimlich.)

Ah! die Verrätherin! die Spitzbübin — Sie ſagt nichts mehr! ich bin — ich bin verlohren!

Aſtolph.

Aber wir müſſen noch der Gräfinn ſchonen. Ich kann dir nicht bergen, daß mir ihre Thränen zu Herzen geben: ich liebe ſie, ich bedaure ſie und ihr Zuſtand geht mir nahe. Aber — (Emilie ſeufzet) was hör ich? du ſeufzeſt, mein Kind?

Gürge (der aus dem Cammer hervorgekrochen kömmt).

(Bey S.) Zum Henker! ich werde Lerm machen.

Aſtolph.

Machet dir die Gräfinn einige Unruhe? es kömmt nur auf dich an, und ich verſpreche dir: in dem Augenblicke — (Emilie zieht ihre Hand zurücke, indem ſie der Prinz küſſen will.) Warum ziehſt du deine Hand zurück? — ich ſchwöre dir auf meinen Knien: (Er wirft ſich zu Emiliens Füßen, die er ſtets für Lottchen hält.)

Zwölfter Auftritt.

Aſtolph, Emilie, Gürge, Lottchen.

(Lottchen erſcheint auf dem Theater mit ein paar Lichtern in dem Augenblicke, da ſich der Prinz vor Emilien niedergeworfen.)

Aſtolph

Aſtolph (ſpringt in großer Beſtürzung auf.)

Himmel! was ſeh ich?

Gürge (der ſich die Augen auswiſcht.)

Verzweifelt! habe ich den Staar? oder —

Lottchen (zum Prinzen.)

Ich komme, an Ihrem Glücke Theil zu nehmen, gnädiger Herr!

Emilie (zum Prinzen, der ganz verſtummt zu ſeyn ſcheint.)

Ich bin von Ihrer Untreue nun mehr als zu überzeugt, und ich hätte Recht, in die heftigſten Vorwürfe wider Sie auszubrechen. Allein — zu was würde mir es helfen? ich habe Ihr Herz verlohren und es iſt mir weiter keine Hoffnung übrig.

Gürge.

Ah! itzt komme ich wieder zu mir ſelber.

Lottchen (nachdem ſie die Lichter weggeſetzt hat, reicht ſie Gürgen die Hand.)

Nun Gürge?

Gürge.

Darf ich? —

Lottchen.

Schlage nur her! aber —

Schelm, beſſre dich:
Ich bin dir treu geblieben;
Hier iſt die Hand
Zum Unterpfand,
Dich will ich ewig lieben!
Durch Liebe räch ich mich!

Ich bin dir treu geblieben
Und will dich ewig lieben.
Schelm, beſſre dich!

Gürge.

Je verzweifelt, wer konnte auch das denken! ein hübſches Bauermädchen, das unter eine ſolche Menge ſchön gepuderter Junker kömmt! — Ha! dacht ich — ſie iſt weg!

Viel Hunde ſind der Haaſen Tod.
Ein Mädchen, das am Hof erſcheint —
Weh ihrer Ehre! wenn ſie meint,
Hier hab es keine Noth!
Ein jeder ſpürt und lauert auf,
Lauf nur, du gutes Häschen, lauf!
Bald, bald biſt du ertappt
Und weggeſchnappt.

Lottchen.

Ich rathe dir, ſey nicht mißtrauiſch, ſonſt —

Gürge.

Nun nun, Lottchen! mache mir nicht neue Streiche ich will dich ſo lieb haben, ſo lieb — als zehn Prinzen —

Lottchen.

Wir wollen ſehen!

Emilie (zu dem Prinzen.)

Leben Sie wohl: ich würde mich zu erniedrigen glauben, wenn ich —

Aſtolph.

Halt! bleiben Sie, Emilie. Unſere Herzen ſind nicht gemacht, um getrennt zu werden. Es iſt

wahr:

wahr: dieß liebenswürdige Bauermädchen demüthiget mich aufs äuſerſte, indem ſie mich wieder zu meiner Pflicht zurück führet. Ich würde aber noch eine größre Demüthigung verdienen, wenn ich ihrem Beyſpiele nicht folgen wollte. Ich biete Ihnen aufs neue meine Hand und mein Herz an: noch dieſen Abend ſoll uns Hymen verbinden, wenn Sie anders die Rückkehr meiner Liebe Ihrer Gegenliebe werth halten!

Emilie (zum Prinzen mit vieler Zärtlichkeit und Empfindung.)

Ach! die Liebe entſchuldiget nur gar zu leicht die Fehltritte der Liebe! — o Lottchen, wie bin ich beſchämt! wie viel verdanke ich dir! Welch eine Großmuth in einem ſo niedrigen Stande — (lebhaftig) laß dir meine Umarmung ſagen — (ſie umarmet ſie.)

Lottchen.

Ach! gnädige Gräfinn, Sie erweiſen mir zu viel Gnade!

Emilie.

Wie bin ich im Stande, dein edles Herz zu belohnen?

Lottchen.

Ich danke Ihnen aufs demüthigſte — (ſcherzhaft) von Gürgen alleine erwarte ich meine Belohnung.

Gürge (lächelnd.)

Du kannſt drauf rechnen!

Aſtolph.

Iſt etwas am Hofe —

Görge.

Nein nein, gnädiger Herr, nichts vom Hofe! Komm, mein liebes Lottchen, laß uns geſchwind nach unſerm Dörfchen eilen, und Hochzeit machen: ich lobe mir das Glück, das da zu Hauſe iſt. Wozu braucht man ſo viele Geheimniſſe, um glücklich zu ſeyn? der kürzeſte Weg iſt immer der beſte — (er führt den Prinzen bey Seite) Aih! a Propos! wenn ich bitten dürfte, ſo ſagen Sie nicht mehr in unſerm Reviere: es kömmt nicht viel dabey heraus!

Adolph.

Ich verſpreche dirs! — Liebt einander, meine Kinder, in Ruhe und Zufriedenheit: nichts ſoll meinen Wohlthaten gegen Euch Gränzen ſetzen. — Das iſt der Augenblick, wo ſich meine Glückſeeligkeit anfängt. Es iſt ſüße, von einem Herzen geliebt zu werden, das ſeine Reizungen allein der Einfalt und Unſchuld verdankt: aber im Schooße des Ueberfluſſes ein Herz ohne Verſtellung zu beſitzen, welches ohne Nachtheil der Natur die Kunſt gebeſſert hat, wird für meine Glückſeeligkeit noch von einem weit größern Werthe ſeyn!

Alle viere zuſammen.

Es brennt mein Herz allein für dich
für dich
für dich
für dich
für dich,

Ich liebe dich, du liebeſt mich!
Die Liebe will uns jezt von neun
Mit ihrem ganzen Glück erfreun!

Alle viere zuſammen.

Süße Liebe, ſteige nieder,
Fülle mit Geſang und Lieder,
Mit Entzücken, Scherz und Luſt
Unſre dir geweihte Bruſt!
Gieb mit jedem Augenblicke
Neue Freuden, neues Glücke:
Untreu, Eyferſucht, Verdacht,
Fort! auf ewig gute Nacht!
Es brennt mein Herz allein für dich ꝛc.

Lucas.

Nun, gnädiger Herr, haben wir doch wohl unſern Abſchied?

Aſtolph.

Nein, ich hatte Lottchen ein kleines Feſt zu Ehren angeſtellet: dieß ſollt ihr erſt abwarten; alsdann will ich euch mit Zeichen meiner Gewogenheit von mir laſſen.

Divertiſſement.

Das Theater ſtellt einen prächtigen Tanzſaal mit Büffets, Wandleuchtern und Girandolen ausgeſchmückt vor.

Aſtolph und Emilie erſcheinen im Hintergrunde auf ein paar Stühlen: die Hofleute unter verſchiedenen charakteriſtiſchen Kleidungen ſtehen auf beyden Seiten.

Es werden verſchiedene Entreen getanzt.

Lottchen und Gürge in ihrer bäueriſchen Kleidung.

Ein ſtolzer Hofmann ſingt.

V. 1.

Wie ſchön! wen Rang und Hoheit ſchmückt,
Vor dem ſich jedermann gebückt
Herab zum Staube neigt!
Den ein geſticktes Kleid, ein Stern,
Ein breites Ordensband vom Fern
In ſeinem Glanze zeigt.

Gürge.

Ja, ein Stern der ſollte ſchön
Mir auf meinem Bruſtlaz ſtehn,
Ich ſteh euch dafür!
Doch wer weis, ſchlägt jenem Herrn
Nicht das Herz oft unterm Stern
Schwerer, als wie mir!

Eine Modefreundin.

V. 2.

Im Hof lebt man beglückt allein,
Was kann empfindungsloſer ſeyn,
Was ekler, als das Land!
Da weis man nicht, was Pracht und Staat
Für Moden ausſtudiret hat,
Von Witz und Welt verbannt.

Lottchen.

Pracht und Staat macht nicht beglückt,
Ein unſchuldigs Herz entzückt
Freyheit und Natur!

Fehlt

Fehlt es mir wohl je an Schmuck?
Hab ich Blumen nicht genug
Dort auf Wies und Flur?

Ein Hofnäſcher.

V. 3.

Am Hof iſt jeder Tag ein Feſt:
Es liefert Speiſen Oſt und Weſt
Und kützeln unſern Gaum:
Hier iſt der Tiſch mit Wein beſetzt,
Den man nach Werth des Goldes ſchätzt,
Und Waſſer habt ihr kaum!

Gürge.

Seht doch! was die Arbeit thut!
Brod und Arbeit ſchmeckt auch gut,
Wann der Fleiß ſie würzt:
Ich mag nicht vergiftet ſeyn!
Was hilft unſerm Leben Wein,
Wenn er es verkürzt?

Eine Buhlerin.

V. 4.

Am Hofe betet jedermann
Die Zauberey der Schönheit an,
Und buhlt um einen Blick:
Und wir vertheilen dann mit Kunſt
Dem jene, jenem dieſe Gunſt,
Und jeder preiſt ſein Glück.

Lottchen.

Schade für die Schmeicheley!
Nur ein Herz voll Lieb und Treu
Hab ich mir erſehn.
Dieſes Herz hab ich allein,
Er iſt ſchön, denn er iſt mein:
Gürgel kennſt du den?

Es fängt ſich das große Ballet an.

Gürge, (dem es zu lange wird, unterbricht es.)
Hör, Lottchen! ich bin hier des Geſchwärmes ſatt: ich dächte, wir giengen?

Lottchen.

O, ich bin es ſchon lange ſatt geweſen! wir wollen machen, daß wir fortkommen.

Lottchen.

Leb wohl mit aller deiner Pracht,
Du Glanz des Hofs, ich ſage dir
Mit deinen Freuden gute Nacht,
Mein Dörfchen nur behaget mir.
In meinem leichten Röckchen ſpringe
Ich froh auf Blumenfelder hin:
Ich tändle, ſpiele, ſcherz und ſinge
Mit freyer Bruſt und frohem Sinn.

Gürge.

So wie der Vogel unverweilt,
Wenn er das Thürchen offen ſieht,
Aus ſeinem goldnen Kefig eilt,
Und in die arme Freyheit flieht:
So flieg ich izt aus dem Gedränge
Froh meiner ſtillen Hütte zu:
Leb wohl, beſchwerliches Hofgepränge!
Ich lob ein bischen Brod in Ruh.

Ans Parterr.

Lottchen und Gürge zuſammen.

Was ſagt Ihr Herrn, zu unſrer Wahl?
Nicht wahr? Ihr glaubt, wir haben Recht:
Ein kleiner Herr bleibt allemal
Viel beſſer, als ein groſer Knecht:
Doch wenn wir uns ja irren ſollten,
So ſtört dieß noch nicht unſern Muth:
Da wir Euch blos gefallen wollten,
So iſt ſchon unſre Abſicht gut.

Das unterbrochene Ballet ſchließt.

Die Liebe
auf dem Lande

eine komiſche Oper
in drey Aufzügen.

Spielende Perſonen.

Der Graf, Herr des Dorfs.
Der Schöſſer.
Hännschen, ein Bauer, Lieschens Liebhaber.
Lieschen, ein Bauermädchen.
Gretchen, des Jägers Tochter.
Ein Bedienter.
Andere Bedienten, Bauern und Bäuerinnen.

Das Theater ſtellt eine ländliche Scene vor mit Gebüſchen umgeben: auf der einen Seite ſteht eine Laube, die beynahe fertig iſt: in der Entfernung eine kleine Hütte mit einem daran ſtoßenden Stalle.

Aus Annette et Lubin des Herrn Favart und La Clochette vom Herrn Anſeaume.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schöſſer, der Graf.

(Man hört das Jagdhorn.)

Graf.

Heh! Herr Schöſſer!

Schöſſer.

Gnädger Herr, gnädger Herr!

Graf.

Hat er nicht meinen Jäger geſehen? — oder etwan den Hirſch? — meine Hunde ſind mir auf eine falſche Spur gerathen.

Schöſſer.

Ja, gnädger Herr! das iſt entſetzlich! wir müſſen ihn citiren und einſtecken laſſen, da hilft nichts dafür!

Graf.

Einen Hirſch? Herr Schöſſer! ich glaube, er iſt nicht geſcheut?

Schöſſer.

Das iſt ein Raptus! Raub! Verführung! —

Graf.

Träumt er, oder — ſtille! es iſt, als ob ich im Holze die Hunde —

Schöſſer.

Nicht anders! Sie ſind hier gebietender Herr: Sie müſſen die Geſetze —

Graf.

Nun: ſage er mir nur, was das für ein Miſchmaſch iſt?

Schöſſer.

Hännschen —

Graf.

Ich will wiſſen, wo mein Hirſch iſt —

Schöſſer.

Und das verzweifelte Mädchen, die kleine Lieſe —

Graf.

Ich frage nach meinem Jäger!

Schöſſer.

Ach gnädiger Herr! Ihre Pflicht erfodert itzt, den Hirſch und den Jäger —

Graf.

Zum Henker! er muß toll ſeyn! — ſtille! ich glaube dort die Hörner zu hören —

Schöſſer.

Die Sache leidet keinen Aufſchub: denn wenn einmal der Teufel ſein Spiel hat und die Sache iſt geſchehen —

Graf.

Nun, was denn für eine Sache? ich ſehe wohl, ich werde ihn nicht los!

Schöſſer.

Ich laſſe Sie auch nicht, gnädiger Herr! es iſt eine Gewiſſensſache, und eine Gewiſſensſache —

Graf.

Nun, ſo rede er, wenn es ſo ſeyn muß! —

Schöſſer.

Ach gnädger Herr, hören Sie einmal, welche Verbrechen bey uns vorgehen!

Graf.

Nun dann —

Schöſſer.

Lieschen iſt noch ledig, und Hännschen ein Junggeſelle —

Graf.

Und das iſt ihr Verbrechen?

Schöſſer.

O nein! die beyde lieben ſich!

Graf.

Noch luſtiger! da thun ſie ſehr wohl dran.

Schöſſer.

Sehr wohl, ſehr wohl? ſich ohne Erlaubniß, ohne Diſpenſation ſeiner Gerichtsherrſchaft zu lieben?

Graf.

Braucht die Liebe erſt einer Erlaubniß?

Schöſſer.

Ja, aber Lieschen iſt ſo ſchön, ſo ſchön —

Graf.

Deſto beſſer für ihren Liebhaber!

Schöſſer.

Deſto beſſer? nein, deſto ſchlimmer! o Sie ſollten ſie nur ſehn! für einen Bauerkerl? nein, das iſt unausſtehlich!

Graf.

Nun, wer iſt denn das Mädchen?

Schöſſer.

V. 1.

Des Frühlings junge Zier
Gleicht nur an Schönheit ihr!
Der angenehmſte Morgen
Kann nicht ſo lieblich ſeyn:
Doch ihre ganzen Sorgen
Sind Hännschen, er allein!

V. 2.

Ihr blendendes Geſichte
Glänzt wie das Sonnenlicht!
Das weiße Halstuch decket
Noch eine weißre Bruſt:
Doch was dahinter ſtecket,
Iſt Hännschen nur bewußt.

V. 3.

Ihr Mund, wie Roſenroth,
Scheint uns ein Aufgeboth
Zum Kuß: doch ſie wird ſtechen,
Wenn man ſie küſſen will:
Doch will ſie Hännschen brechen,
So hält ſie Hännschen ſtill.

V. 4.

Ihr zaubervoller Blick
Verheißt der Liebe Glück.
Will man ſie ihr erklären,

So iſt ſie taub und ſtumm:
Und dreht ſich, ſie zu ſchwören,
Sogleich nach Hännschen um.

Graf.

Das muß ja ein allerliebſtes Mädchen ſeyn? Herr Schöſſer, Herr Schöſſer! die Sache kömmt mir verdächtig vor! und wer iſt denn der Liebhaber?

Schöſſer.

Freylich iſts ein hübſcher Kerl! das kann ich nicht läugnen! die Mädchen laufen ihm alle nach —

Es iſt ein ſchlanker Bauerjunge,
Deß Anblick jedermann erfreut:
Die Schalkheit ſitzt ihm auf der Zunge
Und in dem Herzen Frölichkeit.
Ihn lieben einzig nur
Die Mädchen auf der Flur,
Ob er ſie gleich verachtet
Und für ſein Liebchen nur ſchmachtet.

Es iſt raſend, wie ſich dieſe beyden Leute lieben!

Graf.

Wohl ihnen!

Schöſſer.

Ja wohl ihnen! aber wehe uns! Leute ſo glücklich zu ſehen? O, jeder Tag iſt für ſie ein Feſt: ſie leben nur für ſich, und thun, als ob auf der Welt kein Menſch auſſer ihnen wäre!

Graf.

Deſto glücklicher für ſie! die große Welt iſt immer die Klippe der Weiſen. O daß wir alle ſo dächten!

V. 1.

Nur in ſüßer Einſamkeit
Blühet die Zufriedenheit!
Ohne Wünſche, ſonder Schmerz
Lebt man frey, mit ſich zufrieden:
Glücklich, glücklich iſt das Herz!
Dem der Himmel dieß beſchieden.

V. 2.

Eine ſtille Tugend lacht
Stets der falſchen Ehre Pracht.
Nur der Unſchuld reine Luſt
Wohnt im Schatten ſtiller Linden.
Glücklich! wer in ſeiner Bruſt
Blos ſein Glücke weis zu finden!

Was hat er aber wider ihr Glück einzuwenden?

Schöſſer.

Was? was? Fürs erſte iſt Liesschen zu ſchön für einen ſolchen Bauerkerl!

Graf.

Aber glaubt er nicht, daß der ſchlechteſte Bauerkerl lieber was hübſches, als was garſtiges haben will?

Schöſſer.

Das kann wohl ſeyn! Ich aber behaupte doch: ein Rebhuhn gehöret für einen Herrntiſch; und höchſtens eine Gans für einen Bauer. O Sie ſollten nur das Hühnchen ſehen!

Graf.

Nun, die Beſchreibung macht mich neugierig.

Schöſſer.

Und darnach, gnädiger Herr! Ordnung, Geſeze, hergebrachte Gewohnheit, Exempel! nein, Hännschen kann Lieschen nicht lieben, nicht heyrathen —

Graf.

Ich will ihn ſehen, und ich will ſie ſehen.

Schöſſer.

Ah! da kömmt er eben aus dem Holze her. Ich dächte, wir vernähmen ihn gleich —

Graf.

Itzt kann ich mich nicht aufhalten. Komm er und begleite er mich ein Stück —

Schöſſer.

Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich ſie belauren darf!

Graf.

Itzt folge er mir!

(Sie gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Hännschen kömmt getrallert, und trägt auf ſeinen Achſeln ein Bündel Buſchreißer.

Arie.

(Während dieſes Liedchens behauet Hännschen die Sträuche, und baut an ſeiner Hütte.)

v. 1.

Nur für mein Mädchen allein
Soll dieſe Laube ſeyn.
Was thät ich nicht für ſie?
Da lach ich aller Müh!

Und ſie, ſie lohnet mir
Mit Wucher dafür.

Ha! wenn ich ihr nur gefalle, ſo will und mag ich nichts weiter: da frag ich nach der ganzen Welt nichts, nichts, gar nichts — Ah! da oben muß ich die Aeſte recht dicht in einander ſchlingen, daß es hübſch friſch bleibt! — Wie glücklich werden wir hier ſeyn! Wie allerliebſt wird ſichs hier mit ihr ſitzen — Nein — und wenn ich ein Schloß dafür kriegte, ſo würde ichs nicht damit vertauſchen — die Jahre werden mir zu Stunden und die Stunden zu Minuten werden!

v. 2.

Von ihren Aermen umfaßt,
Iſt dieß mir ein Pallaſt!
Fort, daß ſie fertig ſtehe,
Wenn ſie vorüber geht!
Denn ſie, ſie lohnet mir
Mit Wucher dafür.

Dieſe Matte von Binſen ſoll uns zur Decke dienen. — Auf dieſer Raſenbank ſoll Hännschen bey ſeinem Liebchen ruhen. O! um dieſen niedlichen Aufenthalt würde mich ein König beneiden! aber ohne ſie? ach ohne ſie würde mir die Welt zu enge ſeyn. — Doch, ſie kömmt nicht! —

Wie wird mir bange!
Sie bleibt ſo lange!
Komm, ſüßes Mädchen, eile herzu!
Wo bleibeſt du?
Das ſchöne Bild von dir
Schwebt ſtets vor Augen mir!

Komm,

Komm, ſüßes Mädchen, eile herzu!
Wo bleibeſt du?

— — — Ich muß nur meine Hütte vollends fertig machen, daß mir die Zeit vergeht — (er arbeitet wieder) Aber — das iſt doch auch nicht auszuſtehen — ich muß nur ſehen — St! es iſt, als ob ich etwas hörte — ſie iſts! — Ah! die verzweifelten Blätter!

Sanfter Zephyr! ſchweig einmal!
Schweige lauter Waſſerfall!
Ihr, der Büſche Sängerchöre,
Seyd mit euern Liedern ſtill!
Daß ich ſie von ferne höre,
Wenn ſie mich belauſchen will. —

Ach ſie kömmt nicht! ſie kömmt nicht! — ich bin ganz außer mir — gleichwohl verſprach ſie mir — — nun ich muß nur auf den Hügel ſteigen, ob ich ſie etwan im Thal ſehe — nichts! nichts! — ich ſchwitze über und über vor Angſt — ſo ein niedlich liebes Mädchen — ſo jung — ſo alleine — wenn dir jemand auflauerte — dich erhaſchte — Ach liebes Lieschen, liebes Lieschen —

Wie wird mir bange!
Du bleibſt ſo lange ꝛc.

Aber es iſt auch nicht ſo ſpät, als ich dachte. Ich merke, die Ungedult machet, daß meine Uhr im Kopfe geſchwinder, als die Sonne läuft — wenn ſie kömmt, wird dieſe gewiß wieder geſchwinder, als jene laufen — ha! ſtille! — ſie iſts — geſchwind an die Arbeit — vielleicht wird ſie mich nicht gleich gewahr — (er ſteckt ſich hinter die Hütte und ſticht noch einige Reiſer ein.)

Drit-

Dritter Auftritt.

Hännschen, Lieschen.

Lieschen (ohne ihn zu ſehen.)

v. 1.

Es trug einſt Gretchen ihre Eyer
Zu dem Verkaufe nach der Stadt:
Von dem, was ſie gelöſet hat,
(Und ſie verkaufte ſie nach ihrer Rechnung theuer)
Davon erkaufte ſie
Ein bis zwo Küh.

Hännschen.

Ha ha! mein Mädchen iſt luſtig! geſchwind eins auf ihre Geſundheit! (er geht ans Waſſer, und ſchöpfet im Hute einen Trunk auf.)

v. 2.

Die geben Butter, Milch und Käſe:
Denn dieß verſteht ſich, ſprach ſie; dann
Kauf ich ein hübſches Gut mir an
Von dem, was ich davon mir auf dem Markte löſe.
— — ſe. —
Der Kauf war ſchon gemacht:
Doch nicht vollbracht!

Hännschen.

Ha! wo iſt der Strauß, den ich für ſie gebunden habe! (er lieſt ihn auf) Ah, ſieh da! — Wunders halben muß ich doch hören, was aus Gretchens Eyern geworden iſt —

Lieschen.

v. 3.

Im Geiſt ſah ich ſchon manchen Freyer

Und nahm nicht ihres Weges wahr:
Vor Freuden hüpfte ſie ſo gar —
Pump! lag ſie dort, und mit ihr ihre Eyer,
Das Gütchen und die Kuh!
Wie weinte ſie!

Hännschen (immer noch auf der Seite.)

Das arme Mädchen!

Lieschen (wird die Hütte gewahr.)

Ah! was für eine allerliebſte Laube! Hui, die hat mein Hännschen vollends fertig gemacht — unfehlbar hat ſich der Vogel verſteckt (ſie machen hier ein ſtummes Spiel, bis ſie ihn endlich erhaſcht.) (ganz außer Odem) Ah! — habe ich — dich endlich — ich bin ganz — außer Odem —

Hännschen.

Du kleine Loſe haſt mich lange genug warten laſſen.

Lieschen.

Und ich bin doch — ſo gelaufen — ſo gelaufen — fühl einmal, wie mirs Herz ſchlägt —

Hännschen.

Warum biſt du aber ſo gelaufen — (ironiſch) du ſiehſt ſchön aus (er fächelt ſie mit dem Hute.)

Lieschen.

Je Hännschen, darum, daß ich deſto langſamer gehen kann, wenn ich von dir gehe.

Hännschen.

Du verdienſt, daß ich dich auch ſo ausſchmähle —

Lieschen.

Nu, ſo ſchmähle, wenn du kannſt.

Hännſchen (nimmt ihre Schürze und trocknet ihr das Geſichte.)

Das arme kleine Ding! wie ſie ſich erhitzt hat.

Lieſchen.

Nun, wenn wirds?

Hännſchen (drohend.)

Höre, Mädchen! —

Lieſchen (lachend.)

Nun, ſo ſchmähle doch!

Hännſchen (küßt ſie.)

Warte! für die kleine Bosheit mußt du eins abkriegen.

Lieſchen.

Wo du mir noch einmal ſo kömmſt, ſo kriegſt dus wieder.

Hännſchen (küßt ſie noch einmal.)

Darauf wag ichs?

Lieſchen (küßt ihn wieder)

Da haſt dus, nun komm und ſchmähle mir wieder!

Hännſchen.

Du willſt mich auch künftig nicht wieder ſo lange warten laſſen?

Lieſchen.

Nein doch — (ſie wendet ſich nach der Hütte) aber die allerliebſte Laube —

Hännſchen.

Siehſt du; die habe ich für dich, für dich allein gemacht. Da, ſieh, nach dem Mittag zu habe ich ſie

ſie ganz dicht zugeflochten, daß dich die Sonne nicht trift, und dort nach der Wieſe zu habe ich Luft gelaſſen, daß die Weſte durchſtreichen können. — Du findeſt freylich hier nichts koſtbares, wie etwan auf dem Schloſſe unſers gnädigen Grafen: aber ich, ich finde Lieschen, und wo Lieschen iſt, auch mein Glück.

Duett.

Lieschen.

Unſerm Glücke kömmt nichts gleich.

Hännschen.

Wer zufrieden iſt, iſt reich.

Lieschen.

Alles giebt uns dieſe Flur.

Hännschen.

Alles ſchenkt uns die Natur.

Beyde.

Waſſer, Luft und Sonnenſchein
Erd und Licht ſind mein und dein;
Und ſind unſre Herzen rein,
Sollten nicht — wie? ſollten nicht unſre Tage
glücklich ſeyn?

Lieschen.

Ja höre nur, Hännschen, alle die prächtigen Häuſer, die ich dir in der Stadt geſehen habe, ſind dir gegen dieſen Aufenthalt nichts. Sollten jene mit Gold bekleckten Stuben wohl ſchöner, als die mit friſchem wohlriechenden Laube durchflochtene Hütte ſeyn? Glaube mir, die Vornehmen haben das Glück nur gemalt.

Hännschen.

Wer ſollte dir nicht glauben! ich habe dirs ſelber geſehn. Die grünen Wieſen, die ſchönen Felder, die blühenden Bäume; unſere Spiele, unſer Vieh, unſere Arbeit: alles haben ſie nur gemalt. Sie nennen dir das eine Landſchaft.

Lieschen.

Ey Hännschen, wie lieb müſſen uns unſre Vergnügungen ſeyn, da ſie ſie blos gemalt ſo theuer bezahlen müſſen?

Hännschen.

Die armen Leute! ich tauſchte nicht mit ihnen. Sie malen ſie, anſtatt ſie zu genießen, und darben bey allem ihren Reichthume.

Der Schwelgereyen Ueberfluß
Heißt die Begierden ſchweigen:
Sie hungern mitten im Genuß,
Und gähnen bey den Reigen.
Uns würzen die Beſchwerden
Selbſt Käs und Brod:
Sie ſiechen, und wir werden
Dabey geſund und roth.
Dieß Bette, wo die Weichlichkeit
Sich mit dem Schmerz verbindet,
Nährt eine träge Lüſternheit,
Die keine Ruhe findet.
Hier auf dem weichen Mooſe
Drückt uns die Ruh,
Dem Glücke ſelbſt im Schooſſe,
Die Augen willig zu.
O wie herrlich ſchläft ſichs hier!

Lies-

Lieschen.

Du ſagſt nicht recht Hännschen! — o wie herrlich wacht ſichs hier! — Aber, wer wehrts ihnen, warum ziehen ſie nicht zu uns hieher? ſie könnten hier ſo gut, wie wir, zwey und zwey wohnen, mit uns ſpringen, laufen, tanzen, ſpielen —

Hännschen.

Ja, die wenigſten haben mehr ſo viel Kräfte: ſie wackeln wie die Enten, und müſſen ſich alles heben und tragen laſſen.

Lieschen.

O das wäre was für mich! ich lauf und hüpfe ſo gerne: zumal, Hännschen, wenn ich nach dir laufe.

Hännschen.

Nun, Lieschen, itzt wollen wir nicht laufen. Du haſt dich heute genug erhitzt. Itzt wollen wir uns ein wenig herſetzen und es uns wohl ſchmecken laſſen. Sieh, ich habe dir ein Fläſchchen Milch mitgebracht, und hier ſind auch Erdbeeren; die erſten, die ich heuer gepflückt: ach! bald hätte ich vergeſſen —

Lieschen.

Nu was denn — (er bringt ihr etliche Roſen, die er zuſammen bindet.)

Hännschen.

Der Straus, den ich hier binde,
Gleicht, ſüßes Mädchen, dir:
In dieſen Roſen finde
Ich deiner Jugend Zier. (er ſteckt ſie ihr an Buſen.)

So reizend und ſo ſchön
Sie hier am Buſen prangen,
So müſſen ſie vergehn
Beyn Roſen deiner Wangen.

Lieschen.

Ich danke dir, ich danke dir, mein Hännschen. Wie artig komme ich mir nicht mit dieſem Strauße vor!

Hännschen.

Nun ſetze dich. Es iſt zwar nicht viel zu eſſen: aber die Mahlzeit, die die Freundſchaft würzet, o die ſchmeckt! —

Lieschen.

Ja wohl, ein Biſſen Brod, und mit Hännschen!

(Man höret den Geſang der Vögel.)

Hännschen.

Nu, Lieschen, auf deine Geſundheit!

Lieschen.

Wenn ich deine trinke, Hännschen, ſo trinke ich auch allezeit meine.

Hännschen.

Trinke nicht alles aus. Ich möchte gern nach dir trinken.

Lieschen.

Da haſt du meine Schale, gieb mir deine!

Hännschen.

Noch beſſer! — da trink!

(Die Vögel ſingen von neuem.)

Hörſt du die Vögelchen? bey meiner Treu, ſie kommen näher!

Lieschen.

Das machet, weil ſie uns nicht fürchten: wir lieben einander, wie ſie, und ich glaube, ſie verſtehen einander ſo gut, wie wir uns.

Hännschen.

Aber ſo ſchön ſie auch ſingen, ſo höre ich dich doch noch lieber.

Lieschen.

Je nun, wenn du willſt, ſo will ich dir eins ſingen.

Hännschen.

O ja, ich höre, ich höre!

Lieschen.

v. 1.

Ein Mädchen, das auf Ehre hielt,
Liebt einſt ein Edelmann:
Da er ſchon längſt nach ihr gezielt,
Traf er allein ſie an.
Er ſtieg ſogleich vom Pferd und ſprach:
Komm, küſſe deinen Herrn.
Sie rief voll Angſt und Schrecken: Ach!
Ach ja von Herzen gern.

v. 2.

Sey ruhig, ſprach er, liebes Kind,
Und ſchenke mir dein Herz:
Denn meine Lieb iſt treu geſinnt,
Nicht Liſt und leichter Scherz.
Dich mach ich glücklich! nimm dieß Geld,
Den Ring, die goldne Uhr;
Und hab ich ſonſt was dir gefällt,
Nimm oder fodre nur!

Hännschen.

Hui, daß ſie das verzweifelte Geld geblendet?

Lieschen.

V. 3.

„Nein, nein! zu viel wär dieß gewagt!
„Mein Bruder möcht es ſehn!
„Und wenn ers meinem Vater ſagt,
„Wie ſollt es mir ergehn!
„Dort ackert er: o wollen Sie
„Sich nur dorthin bemühn;
„Auf jenem Hügel, wo das Vieh
„Dort weidet, ſehn Sie ihn!„

V. 4.

Indem er geht, indem er ſieht,
Schwingt ſich das loſe Kind
Auf ſeinen Rappen ſchnell, und flieht,
Und flieht fort wie der Wind.
Adieu, ruft ſie, mein gnädger Herr:
So rächt man ſeine Schmach! —
Ganz eingewurzelt ſtehet er
Und gafft ihr ſtaunend nach.

V. 5.

So täuſcht man einen Böſewicht,
Der uns verführen will.
Man fängt ſo leicht ein Mädchen nicht,
Hält ſie nicht ſelber ſtill.
Doch ach! wo gilt die Ehr anizt
Bey Mädchen wohl ſo viel?
Ein Junker, der ins Auge blizt,
Erkauft ſie, wo er will.

Hännschen.

Ha ha! hör Lieschen, das war dir ein luſtiger Streich. Ueber das närriſche Liedchen!

Lieschen.

Nun, Hännschen, nun iſt die Reihe an dir. Nu fort! ſinge mir auch eins!

Hännschen.

Weißt du was? ich will dir eins lernen, das ich jener Tage auf dem Schloſſe gehöret habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schöſſer, der von der Seite geſchlichen kömmt.

Schöſſer (bey Seite.)

Hui! da ſtecken ſie ſchon wieder beyſammen! ich muß doch hören, was es giebt.

Lieschen.

Auf dem Schloſſe? ey das muß wohl recht ſchön ſeyn?

(Während dieſes Liedchens ſchleicht ſich der Schöſſer ins Geſträuche, machet die Büſche ſacht auseinander und guckt mit dem Kopfe heraus.)

Hännschen.

Der Gott der Herzen findet
Sein Reich itzt überall gegründet.
Mit Blumenfeſſeln belegt
Er alles, was ſich regt.

Lieschen.

Stille, ſtille! über den Geſang fang ich an zu gähnen. Was iſt das für ein Ding, der Gott der Herzen? und darnach die Blumenfeſſeln? nein, ſinge mir ein hübſcheres, mein liebes Hännschen —

Schöſſer (bey S.)

Mein liebes Hännschen? Ha! der Schelm! wie er glücklich iſt!

Lieschen.

Nein, ich danke für die Hofliederchen! da lob ich mir unſre.

Hännschen.

O! in der Stadt ſingen ſie dir noch viel andre. Da ſchwatzen ſie von Thränen, von Schrecken, von Foltern, von Pfeilen der Liebe, von Nebenbuhlern, von Galanen, von Seufzern, von Eiferſucht, von Klagen, von Augenblitzen, von Flammen, von verloſchner Gluth, von Verzweiflung, und vom Tode —

Lieschen.

Pfui! du machſt mir ganz angſt! lieben ſie denn nicht in der Stadt, wie wir?

Hännschen.

Bey Leibe nicht! unſere Liebe iſt was ganz anders! Sie ſchwatzen nur davon, und wir — wir fühlen ſie.

Schöſſer (bey S.)

Ha! wie ſie einander anſehen!

Lieschen.

Aber wo iſt denn unſre kleine Heerde?

Hännschen.

Dort im Thale!

Lieschen.

Es könnte aber indeſſen jemand —

Hännschen.

Unſer Spitz iſt ja dabey —

Schöſſer (bey S.)

Der Schöſſer iſt doch noch wachſamer als der Spitz.

Lieschen.

Ja aber —

Hännschen.

Sey ruhig, ich will hingehen —

Schöſſer (bey S.)

Geh nur, geh! —

Lieschen.

Ohne mich!

Hännschen.

Bleibe, Lieschen! du biſt ſo müde; indeſſen kannſt du ein bischen ausruhen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lieschen, der Schöſſer.

Lieschen, (ohne den Schöſſer zu ſehen.)

O, wie ſehr
Liebt mein Hännschen mich!
Was ich will, das will auch er,
Was er will, das will auch ich.
O, wie ſehr,
Gutes Hännschen, lieb ich dich!
O, wie ſehr,
Süßes Hännschen, liebſt du mich!

Ja, wie glücklich bin ich in ihm! Aber ich lieb ihn auch, ich lieb ihn —

Schöſſer, (der beyde Hände in die Seiten ſtemmt und mit dem Kopfe ſchüttelt.)

Und du ſtirbſt nicht vor Schaam und Schande?

Lieschen (die zuſammen fährt.)

Ah! — hat Er mich doch erſchreckt!

Schöſſer.

Sind das die guten Lehren, die dir deine ſeelige Mutter gab? — Ach! die gute Frau! Kein Wunder, ſie wendete ſich im Grabe um!

Lieschen.

Nun, und warum denn?

Schöſſer.

Warum, warum, Unverſchämte? hat ſie dir jemals geſagt, daß du dich mit jungen Kerln ſchleppen ſollſt?

Lieschen.

Ey pfui, das habe ich auch mein Lebstage nicht gethan!

Schöſſer.

Sollte man nicht nach der einfältigen Mine glauben, mit dem ſie das ſaget, ſie hätte kein Waſſer betrübt! Und Monſieur Hännschen, heh! Monſieur Hännschen?

Lieschen.

Ja, das iſt kein junger Kerl.

Schöſſer.

Wie? was? kein junger Kerl? was iſt er denn?

Univ. Bibl. München

Lieschen.

Er iſt — er iſt — mein Vetter.

Schöſſer.

So? ſo? dein Vetter?

Lieschen.

Ja, ja, mein Vetter! denn meiner Mutter Schweſter war ſeine Mutter.

Schöſſer.

Deſto ſchlimmer!

Lieschen.

Je nun, wie denn ſo? Verdrüßts Ihn, Herr Schöſſer? das darf Er ſich nicht verdrüßen laſſen! Warum ſchafft Er ſich nicht auch ein Mühmchen an?

Schöſſer.

Du kömmſt ihm nicht von der Seite?

Lieschen.

Das kann wohl ſeyn! Aber ohne ihn ſtürbe ich vor langer Weile.

Schöſſer.

Sehr ſchön! Seine Unterhaltung gefällt dir alſo?

Lieschen.

Ey wohl! o, er ſieht mich bisweilen auch an, und, Herr Schöſſer, das iſt artig! wenn er auch nicht ein Wort mit mir redt, ſo verſteh ich doch alles, was er ſagen will.

Schöſſer.

Immer beſſer! Und wenn er was ſagt, ſo ſagt er, daß er dich liebt?

Lies-

Lieschen.

Ja, Herr Schöſſer!

Schöſſer.

Und du ſagſts ihm wieder?

Lieschen.

Ja, Herr Schöſſer!

Schöſſer.

Er kriegt dich bey der Hand, er küßt ſie?

Lieschen.

Ja, Herr Schöſſer!

Schöſſer.

Und das machet dir wohl ein herzinniglich Vergnügen?

Lieschen (ganz entzückt.)

O ja, Herr Schöſſer!

Schöſſer.

Ohne Zweifel küßt er dir auch wohl den Mund?

Lieschen.

Hundertmal, tauſendmal in einem Tage! ja ich wollte drauf ſchwören, es reicht nicht.

Schöſſer.

Welche Verwegenheit! o ich bin vor Entſetzen außer mir! wie? er küßt dich? er küßt dich!

Lieschen.

Je, warum ſollte er mich denn nicht küſſen? und ich? o ich küſſe ihn ja wieder!

Schöſſer.

Was ſagſt du? Unerhört! iſt es möglich und du küſſeſt ihn wieder?

Lies-

Lieschen.

O von Grund des Herzens! — ja, gewiß und wahrhaftig, Herr Schöſſer: ich bleib ihm auch nicht einen einzigen Kuß ſchuldig!

Schöſſer.

Erſchrecklich!

Lieschen.

Ich wüßte nicht, was ich darüber erſchrecken ſollte?

Schöſſer.

Nicht? wohlan! da die Sache ſo weit geht, ſo geſtehe mir alles, wenn du das Herz haſt. Was erlaubſt du ihm noch mehr? ſprich!

Lieschen.

Was kann man einem denn noch mehr erlauben?

Schöſſer.

Nichts, nichts!

Lieschen.

O lieber Herr Schöſſer! ſag Er mirs immer! ich betrübte mich zu Tode, wenn ich Hännschen was verſagte: denn ich bin ihm alles ſchuldig. — Ach, er weis gewiß noch was, das er mir nicht ſagen will?

Schöſſer.

Wohnt ihr nicht beyſammen?

Lieschen.

Ja, unter einem Dache!

Schöſſer.

Das iſt kaum glaublich!

Lieschen.

Ja gewiß! Er darf ja nur einmal zu uns kommen, ſo kann Ers mit Augen ſehen.

Schöſſer.

Welch ein Frevel! welches Verbrechen!

Lieschen.

Was iſt denn ein Verbrechen?

Schöſſer.

Und du fragſt? Ach! Lieschen! du rennſt in dein Unglück!

Wenn uns der Sturm die Felder verwüſtet;
Der Wolf nach unſern Heerden gelüſtet;
Uns Bliz und Donner die Erndte verzehrt;
Der Hagel den Wein in Gebürgen zerſtört;
Wenn wir vor Durſt und Hunger ſterben;
So ſeyd Ihr Schuld an dem Verderben!

Lieschen.

Gut, gut! unſere Freundſchaft kann niemand ſchaden.

Schöſſer.

Eure Freundſchaft? Eure Freundſchaft? Es iſt Liebe, Liebe, ſag ich!

Lieschen.

Himmel! was höre ich?

Schöſſer.

Noch mehr: ſtrafbare Liebe! und doch bin ich noch zu gut, als daß ich dich deinem Unglücke überlaſſen ſollte. Den Fehler wieder gut zu machen, iſt nur Ein Mittel übrig!

Lieschen.

Und welches?

Schöſſer.

Schöſſer.

Ich liebe dich, Liesdchen!

Liesdchen.

Ich aber Ihn gar nicht. — Aber Herr Schöſſer, ich dachte, Lieben wäre ein Verbrechen?

Schöſſer.

Ja, es iſt ein großer Unterſchied unter Lieben und Lieben. Ich bin nicht dein Vetter. Ich würde dich heyrathen, und dann liebt man ungeſtraft!

Liesdchen.

Heyrathen? geſchwind, Herr Schöſſer, ſag Er mir, wie mans machet, wenn man heyrathet, damit ich Hännsdchen unverzüglich heyrathen kann.

Schöſſer.

(Bey S.) Klug gemacht! Ich habe dir ſchon geſagt, daß dich niemand heyrathen kann als ich —

Liesdchen.

Aber warum denn? Wenn Er mich heyrathen kann, ſo muß es Hännsdchen eben ſo gut können: und dazu iſt er viel hübſcher und jünger, als Er! Alſo warum —

Schöſſer.

Warum, verdammtes Mädchen? warum? darum, darum, weil deine Aufführung alsdann niemanden mehr ärgerlich ſeyn wird. Man wird dich verehren wie mich, das ganze Dorf wird vor dir den Hut abziehen, wie vor mir —

Liesdchen.

Und kein Menſch wird ſich mehr unterſtehen, ſich über mich aufzuhalten?

Schöſſer.

Kein Menſch!

Lieschen.

Und ich werde alsdann Hännschen ſehen können, ſo viel und wenn ich will? —

Schöſſer.

Immer Hännschen! nein, ſage ich dir: von Stund an darfſt du ihn nicht mehr ſehen; das würde noch ein größer Verbrechen ſeyn —

Lieschen.

Nein, ich danke: ſo heyrathe Er Sich ſelber.

Schöſſer.

Wie? was?

Duett.

Sch. Hännschen liebſt du mehr als mich?
L. Ja, das könnte doch wohl ſeyn!
Sch. Ha! der Himmel ſtrafet dich!
L. Nein, der Himmel kann verzeihn!
Sch. Ah! was ſeh ich ſchon für Plagen
Ueber dich zuſammen ſchlagen!
L. Mir verheißt ein gut Geſchick
Lauter Freuden, lauter Glück!
Sch. Kinder wirſt du dann gebähren!
L. Nun! ich hoffe doch in Ehren?
Sch. Kinder, die das Elend baun!
L. Ey, da hab ich mehr Vertraun.
Sch. Kinder, die den Aeltern fluchen.
L. Gut! darauf will ichs verſuchen.
Sch. Kinder, eine Laſt der Erden,
Die die Raben freſſen werden!

L.

L. O Herr Schöſſer halt Er ein!
Sch. Ach und Wehe —
L. Ich vergehe
Sch. Ueber dir!
L. Wehe mir!
Sch. Ja, ſo ſoll, ſo wird es ſeyn!
L. O Herr Schöſſer, halt Er ein!

Schöſſer (bey Seite im Hinweggehen.)

Ah! nun will ich gehen und ſehen, daß ich ihnen einen Streich ſpiele.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Lieschen alleine.

Ach! ich bin außer mir, was habe ich gehört! wenns gleichwohl wahr wäre, was er mir prophezeyt? Unter lauter Kummer und Schmerz ſoll ich mein Leben zubringen? Meine Kinder ſoll ich im Elende ſchmachten ſehen? ſie ſollen mich verfluchen! — Ach zu wem nehme ich meine Zuflucht — ich glaube gar, ich fange an zu weinen —

Siebenter Auftritt.

Lieschen, Hännschen.

Hännschen.

Heh! luſtig, Lieschen! unſere kleine Heerde läßt ſichs wohl ſchmecken, und wir wollen itzt erſt recht — aber, was fehlt dir? du ſiehſt mir ganz traurig! —

Lieschen.

Ach! — ach! — der Schöſſer — nein — ich kann dirs — unmöglich ſagen —

Hännschen.

Wie? was? was hat der Schöſſer — und wenns zehn Schöſſer wären, ſo will ich ihn —

Lieschen.

Ach! ſie werden uns fluchen, liebes Hännschen! —

Hännschen.

Wer denn?

Lieschen.

Unſre Kinder!

Hännschen.

Je Närrchen, wir haben ja noch keine?

Lieschen.

Ja, der Schöſſer hat geſagt: wir werden welche kriegen, und du wirſt ihr Vater ſeyn, und ich werde ihre Mutter ſeyn.

Hännschen.

Ich Vater, und du Mutter? ie, das Ding iſt doch artig. — Höre Lieschen, laß ſie kommen! Wer wird ſich denn darüber betrüben: ſind ſie da, ie ſo ſind wir auch da!

Lieschen.

Aber Hännschen, ich möchte nur wiſſen, wie wir ſie kriegen ſollten?

Hännschen.

Ja, das weis ich dir nicht, Lieschen — — aber was liegt dran? ſie mögen kommen, wie ſie wollen, deſto beſſer für uns, wenn ſie kommen! — ha ha ha ha! wenn ſo ein kleines Hännschen angezogen käme — ha ha ha! ich glaube, ich lachte mich vor Freuden krank: er würde dich ſo ſehr lieben, als ich dich liebe: höre, das würde allerliebſt ſeyn, wenn wir ſo etwas zu ſpielen hätten — du ſollteſt ihn wiegen, und ich wollte dazu pfeifen: und wär dirs ein klein Mädchen, ie nun, eben ſo allerliebſt! ſie würde ſo niedlich und artig wie du ſeyn! das würde ein rechter Schatz für mich ſeyn!

Lieschen.

Ja aber der Schöſſer ſagt, die allerliebſten Kinder würden uns nicht für ihre Aeltern halten?

Hännschen.

Geh Närrchen: ſie werden uns gewiß erkennen: unfehlbar werden ſie uns ähnlich, mithin ehrliche Leute werden. Wir werdens ihnen ſchon ſagen, daß ſie uns lieben müſſen, und ſie werden uns folgen — heh? nicht wahr? du hatteſt deine Mutter recht herzlich lieb?

Lieschen.

Ja wohl, Hännschen!

Hännschen.

Und ich! o wie ich dir meinen Vater liebte! das hätteſt du ſehen ſollen! Ah! daß der gute alte Kauz doch nicht mehr lebt! mit Nadeln wollte ich ihn wieder aus der Erde kratzen!

Lieschen.

Ach! und wie wir dir uns alle zuſammen liebten!

Hännschen.

Iſt man von gutem Stamme, ſo iſt man immer auch gut. Und es geht dir ganz natürlich zu. Denn, zum Henker! die Schaafe hecken ja keine Wölfe. Nein, glaube mir, der verzweifelte Kerl von Schöſſer machet dir nur ſo was weiß!

Lieschen (ſchluchzend.)

Er ſagte — — er ſagte — — alle Welt würde uns haſſen — er ſagte — wir würden Urſache ſeyn — daß den Wein in unſerm Lande der Hagel treffen — oder daß er erfrieren ſollte —

Hännschen.

Laß ihn erfrieren, wenn wir nur nicht gefrieren: das gilt mir gleich.

Lieschen.

Wenn ich ihm glaube, ſo ſind das lauter abſcheuliche Dinge, die wir uns vorſagen. Wir denken, wenn wir uns zu gefallen ſuchen, ſo iſt es nichts als Freundſchaft: aber er ſpricht — oh! denk einmal! er ſpricht, es wäre nichts als Liebe.

Hännschen.

Wie? was? Liebe?

Lieschen.

Nicht anders, Hännschen; verlaß mich! Ich fühle, ich habe keine Ruhe mehr. Gewiß und wahrhaftig, wir lieben uns wie die Leute in der Stadt und die Liebe wird unſre Quaal ſeyn. Ach! ich liebe dich, und ich möchte mich gern deswegen mit dir zanken! Ich zittre, wenn du mir zu nahe kömmſt!

Wer hätte das gedacht? Ach! ich glaubte, du wäreſt blos mein guter Freund — Aber ach! du biſt mein Liebhaber.

v. 1.

So war denn dieß die Liebe,
Was meine Bruſt empfand?
Schon fühlt ich ihre Triebe,
Eh ich ſie noch verſtand!
Noch heute, dieſen Morgen,
War mir dieß Wort verborgen. —
Daß, wenn man liebt, dieß Liebe ſey,
Ach! das fiel mir nicht bey!

v. 2.

In deiner Stimm erklinget
Mir Harmonie und Scherz,
Und was du ſageſt, dringet
Mir tief bis in das Herz.
Die allerſchönſten Tage
Sind ohne dich, mir Plage. —
Weh mir! weh mir! welch ein Verdruß!
Daß ich dich lieben muß!

v. 3.

Mit Kränzen, die du windeſt,
Schmück ich mich Morgens früh:
Wenn du verblüht ſie findeſt,
Nimmſt du des Abends ſie:
Du wünſcheſt mir vor allen,
Dir wünſch ich zu gefallen. —
Weh mir! wie mach ichs, daß ich dich
Nicht liebe, du nicht mich?

Hännschen.

Weißt du was, mein liebes Mädchen, unſre Freundſchaft iſt gut, laß uns dabey bleiben.

Lieschen.

Je nun — es iſt aber auch wahr: ich ſehe ja nicht, was wir damit Böſes thun?

Hännschen.

Wir ſind nur eins, wir beyde!
Mein Herz iſt dein, und deins iſt mein!
Stab, Heerde, Hund und Weide
Sind unter uns gemein.
Wie, ſollte das was Böſes ſeyn?
Wahrhaftig nein!

Beyde.

Wahrhaftig nein,
Dieß kann fürwahr nichts Böſes ſeyn!

Hännschen.

Halb aufgeſchloſſen blühen
Die Lippen dir, wie Roſen ſchön!

Lieschen.

Und ſollſt du darum fliehen
Und mir nicht näher gehn?

Hännschen.

Wie, ſollte das was Böſes ſeyn?
Wahrhaftig nein!

Beyde.

Wahrhaftig nein,
Dieß kann fürwahr nichts Böſes ſeyn!

Hännschen.

In einer Mittagsſtunde
Stach dich ein Bienchen in die Hand!

Lies

Lieschen.

Du küßteſt mir die Wunde
Und aller Schmerz verſchwand.

Hännschen.

Wie, ſollte das was Böſes ſeyn?
Wahrhaftig nein;

Beyde.

Wahrhaftig nein,
Dieß kann fürwahr nichts Böſes ſeyn!

Hännschen.

Oft ſchließt in ſanftem Schlummer
Dein müdes Aug im Graſe ſich:

Lieschen.

Doch macht es mir nicht Kummer,
Weckſt du durch Lieder mich.

Hännschen.

Wie, ſollte ꝛc.

Hännschen.

Wenn du den Mittag fühleſt,
Verbrannt von heiſſem Sonnenſtrahl:

Lieschen.

Brichſt du Geſträuch und kühleſt
Mich fächelnd allemal.

Hännschen.

Wie, ſollte ꝛc.

Hännschen.

Wenn Sturm und Winter lärmen,
So ſteck ich dürres Laub in Brand:

Lieschen.

Und meine Finger wärmen
Sich gern in deiner Hand.

Hännschen.

Wie, ſollte ꝛc.

Hännschen.

Wie war dir da zu Muthe,
Als dir dein Strumpfband jüngſt zerriß?

Lieschen.

Du gabſt mir deins vom Hute,
Das mir weit ſchöner ließ.

Hännschen.

Wie, ſollte ꝛc.

Lieschen.

Ja wohl! dieß iſts alles: und daraus macht er nun ein ſo groß Verbrechen.

Hännschen.

Sey ruhig! einander haſſen iſt böſe, und einander lieben iſt gut.

Lieschen.

Meinſt du? ja darnach hat er mir geſagt: wenn man ein Recht haben wollte ſich zu lieben, ſo müßte man heyrathen.

Hännschen.

Je nun gut! ſo wollen wir uns heyrathen!

Lieschen.

Ja wie fängt man das aber an?

Hännschen.

Wie? (nachdenkend) hui! — bey meiner Treu, — ja, das weiß ich dir nicht: darüber müſſen wir den Schöſſer fragen.

Lieschen.

Ja, den Schöſſer! der wird uns auch nichts ſagen. Er will mich ſelber heyrathen.

Hännschen.

Er dich? Allerliebſt! alſo denkt er das Recht zu haben —

Lieschen.

Stille, ſtille! da kömmt er! o es wird mir angſt und bange —

Hännschen.

Und mir läuft auf einmal die Galle über. Wart! ich will dir mit ihm reden.

Lieschen.

Aber ja hübſch freundlich! hörſt du Hännschen? —

Hännschen.

Nu, wir wollen ſehen, wie er mit mir redt?

Lieschen.

Ah! ich mag ihn nicht ſehen! (ſie tritt auf die Seite in die Hütte.)

Achter Auftritt.

Der Schöſſer, Hännschen.

Hännschen.

Holla! heh! Herr Schöſſer! hör Er doch ein bischen! Alſo iſt Ers, der mir mein Lieschen aufhetzen will? der ihr verbietet, mich zu lieben?

Schöſſer.

Wie, Kerl? du unterſtehſt dich ſo mit mir zu reden?

Hännschen (Lieschen giebt ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſich nicht ärgern ſoll.)

Das arme Mädchen hat ſich ſo abgeängſtet: ſie ſitzt — ſie weinet — ja, zum Henker! — — wenn ich nicht ſo höflich wäre.

Schöſſer.

Und du wagſts, das arme unſchuldige Kind zu verführen?

Hännschen.

Ich verführte ſie? nein nein, Herr Schöſſer! wir ſind allezeit den geraden Weg gegangen.

Schöſſer.

(Bey S.) Ich glaube, der Kerl hält ſich über mich auf! (laut) höre Purſch!

Hännschen.

O Herr Purſch ſelber! ja ja, im rechten Ernſte!

Schöſſer.

Ha! deiner Liebe droht
Fluch, Ungewitter, Tod,
Und unglücksvolle Jahre!

Hännschen.

Tarare, tarare!

Schöſſer.

Und trenn ich euch ſo gleich:
So glaubet, daß ich euch
Groß Herzeleid erſpare!

Hännschen.

Tarare, tarare!
Herr Schöſſer, daraus wird nichts: Eher will ich ſterben!

Schöſſer.

Schöſſer.

Das wollen wir ſehen! ein ſolch Verbrechen —

Hännschen.

Verbrechen? ſtets blöckt Er uns das Verbrechen vor! ſag Er mir doch nur wundershalben, was ich Unrechts thue?

Schöſſer.

Wie, Böſewicht? du raubſt einen Schatz und zu einer ſo verderbten Zeit, wo die Ehre ſo ſelten iſt? und fragſt noch?

Hännschen.

Daß ſie ein Schatz iſt, das kann wahr ſeyn: daß ich an ihrem Verderben Schuld bin, iſt nicht wahr! und wenns wahr wäre: ie nun, Herr Schöſſer, das können wir gleich wieder gut machen.

Schöſſer.

Und wie?

Hännschen.

Gleich verheyrathe Er uns zuſammen!

Schöſſer.

Euch verheyrathen? verheyrathen? was wollt ihr denn zuſammen anfangen?

Hännschen.

Was wir itzt anfangen! wir werden weder mehr noch weniger als itzt haben, und Herr Schöſſer — wir werden ſatt!

Schöſſer.

Es werden Kinder kommen, und Kinder wollen Brod haben. Ach die armen Würmer!

Hännschen.

O, daß ſie nicht ſchon da ſind! wie werden ſie nicht um uns herum hüpfen! —

Schöſſer.

Aber wovon, wovon — —

Hännschen.

Wir arbeiten des Tages ein paar Stunden länger: und wenn man arbeiten kann, ſo fürchtet man kein Elend! nur die Reichen müſſen ſich davor fürchten!

Schöſſer.

Aber ſie werden groß? und dann erſt, dann kömmt ein Haufen Nothwendigkeiten — —

Hännschen.

Ah! wenn ſie groß werden, Herr Schöſſer, dann, dann — machen ſie es, wie ihr Vater. Sie arbeiten und verdienen ihr Brod — O! die Natur iſt eine gute Mutter: ſeh Er mich nur an, Herr Schöſſer, bin ich nicht wohl bey Leibe? Ich habe nichts, und bin doch ſo vergnügt, ſo vergnügt — ich bin geſund, ich mag nicht vornehm werden: ich liebe mein Mädchen, ſie liebt mich wieder! was will ich in der Welt mehr?

Schöſſer.

Aber ihr lebt ohne alle Geſetze?

Hännschen.

Deſto beſſer!

Schöſſer.

Das iſt eben ein Unglück!

Hännschen.

Ein Glück, will er ſagen!

Schöſſer.

Die Geſetze verdammen euch.

Hännschen.

Geſetze hin, Geſetze her! Was geht das mich an! Je zum Henker! die Vögel haben auch keine Geſetze und ſie verheyrathen ſich alle Jahre: kriegen Kinder, und ihre Kinder wieder Kinder!

Schöſſer.

Ah! welch ein hartnäckiger Bube!

Hännschen.

Ah! welch ein böſer Teufel! er will, daß ich das, was mirs Liebſte auf der Welt iſt, hergeben ſoll?

Schöſſer.

Wie? was? du raiſonnireſt noch —

Hännschen.

Zum Henker! Herr Schöſſer — —

Schöſſer.

Du empöreſt dich wider deine Obrigkeit? Laß nur den gnädigen Herrn kommen!

Hännschen.

Je nun, er mag kommen, er mag kommen — Ich fürchte mich vor niemand — Ah! zum Henker! — wenn ich nur wüßte, wie man ſich verheyrathete, den Augenblick — Aber es mag ſeyn: ich will leben, ſo wie ich itzt lebe, und mich um keinen Menſchen —

Schöſſer.

Schöſſer.

Das will ich dir wohl weiſen — —

Hännschen.

O! über den abſcheulichen Menſchen! — Hör Er, Herr Schöſſer, will Er mich verheyrathen, oder nicht?

Schöſſer.

Nein!

Hännschen.

Alſo will Er mich nicht verheyrathen?

Schöſſer.

Nein, ſage ich!

Hännschen.

So wird Er mirs nicht übel nehmen, wenn ich Ihm über den Kopf komme. (er jagt den Schöſſer fort.)

Lieschen (kömmt vor.)

Ach! Hännschen, was haſt du gethan?

Hännschen.

Ja, wenn ich dir ihn gekriegt hätte —

Lieschen.

Er iſt unſre Gerichtsobrigkeit!

Hännschen.

Aber die Gerichtsobrigkeit muß nicht Unrecht thun! und er hat dich mir nicht geben wollen, und ich laſſe mir dich nicht nehmen, und wenn er noch zehn Obrigkeiten wäre, und ich gehe zu unſerm gnädigen Herrn, und der iſt noch mehr Obrigkeit als er —

Lieschen.

Ach! mein armes Hännschen, ich fürchte, ich fürchte —

Hännschen.

Und ich fürchte nichts! geh du itzt in unſre Hütte; ich will indeſſen unſre kleine Heerde eintreiben und darnach ſehen, wo ich unſern Herrn auſtreibe; er ſoll mir gewiß Recht verſchaffen, oder —

Lieschen.

Gebe es der Himmel! — Ah! da kömmt er wieder!

Trio.

Sch. Ueberm Kopf? du? komm doch her!
H. O ja! ie, wer iſt denn Er?
Sch. Wart, das will ich dich bald lehren.
H. Und ich will es Ihm bald wehren.
Sch. Du? H. Ja ich! Sch. Das muß ich ſehn.
H. (der auf ihn los geht) O ja, ja, Er ſoll es ſehn!
L. (kömmt zugelaufen und hält ihn) Himmel! Hännschen, laß ihn gehn!
Sch. Laß ihn kommen! L. Laß ihn gehn!
H. Laß mich! (reißt ſich los und jagt ihn nochmals fort) wart! Er ſoll es ſehn!
L. O wie wird es uns ergehn!
Sch. Gleich will ich zum Grafen gehn!
H. Ey du magſt zum Henker gehn!

(Gehn ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hännochen alleine.

Ar. 1.

Ach! meines Mädchens Lämmchen iſt,
Ihr Lämmchen iſt geſtohlen!
Ihr lieben Leutchen, wenn Ihrs wißt,
So ſagt mirs unverhohlen!
Es war kaum dreyzehn Wochen alt,
Und weiß wie Silber von Geſtalt!
Schwarz war es an den Enden,
Und fraß ihr aus den Händen.

V. 2.

Wo ſie hingieng, da gieng es nach,
Wo ſie ſtand, blieb es ſtehen.
Und wenn ſie mit ihm freundlich ſprach,
Schien es ſie zu verſtehen.
Es trug ein breites rothes Band,
Geknüpft von ihrer eignen Hand:
Ich hatt, auf ihr Verlangen,
Ein Glöckchen dran gehangen.

Nicht anders! das ſchöne Lamm iſt fort! — Ah! der verwünſchte Schöſſer! — Mein Leben wollte ich drauf wetten, daß er und kein andrer Menſch es gemauſt hätte. — Was wird mein armes Lieschen ſagen, wenn ſie das kleine artige Ding nicht wieder findet —

Zweyter Auftritt.

Hännschen, Lieschen.

Lieschen.

Was fehlt dir, gutes Hännschen! du ſiehſt mir ganz verſtört?

Hännschen.

Ach! Lieschen! dein Lämmchen — mein Lämmchen —

Lieschen.

Nun —

Hännschen (ſchluchzend.)

Iſt fort — —

Lieschen.

Wie? was ſagſt du? unſer Lämmchen!

Hännschen.

Nicht anders! — — ach! wie das arme Dingelchen noch dieſen Morgen dir aus der Hand fraß!

Lieschen.

Ach! mein Lämmchen! mein Lämmchen! Lieber zwey andere wollte ich von unſerer kleinen Heerde eingebüßet haben, als das.

Das liebe Thier!
Du gabſt es mir:
Drum liebt ich es von Herzen!
In meinem Schooß
Zog ich es groß,
Wie ſehr muß es mich ſchmerzen!

Hännschen.

Und eben deswegen, weil dus ſo lieb hatteſt, kränkt es mich ſo ſehr!

Lieschen.

Aber, wo muß es in aller Welt hingekommen ſeyn? Du hatteſt ja kaum darnach geſehen. — Verlaufen hat es ſich gewiß nicht: denn es geht nicht von ſeiner Mutter? Ach! unfehlbar iſt das der Anfang von dem Unglück, das mir der Schöſſer vorhergeſagt hat.

Hännschen.

Ja, der Schöſſer, der Schöſſer! der wird auch wohl die Urſache des ganzen Unglücks ſeyn. Höre, Lieschen! ich wollte drauf wetten, er hätts —

Lieschen.

Je, er wird doch nicht — er iſt ja eine Gerichtsperſon!

Hännschen.

Ach! ich habe dir oft gehöret, daß die meiſtens die ärgſten Schelme ſeyn, die die größte Gewalt haben. — Du ſiehſt, wie er uns mitſpielet.

Lieschen.

Er war aber ja erſt bey uns, als wir fortgiengen?

Hännschen.

Er konnt es uns aber ja nehmen, eh er zu uns kam?

Lieschen.

Ah! wenn ders hat, ſo kriegen wirs nimmermehr wieder.

Hännschen.

Freylich wohl! mit Gewalt iſt da nichts auszurichten. Aber weiſt du was? wie, wenn ichs ihm wieder mauſte?

Lieschen.

Ja, weiſt du denn, wo ers hat?

Hännschen.

Nein! aber das müſſen wir zu erfahren ſuchen.

Lieschen.

Ach! glaube nur, er wird niemand dazu genommen haben.

Hännschen.

Es iſt aber doch nicht ſo klein, daß ers in die Taſche ſtecken könnte: er hat es alſo verſteckt oder —

Lieschen.

O! wenn ers nur nicht geſchlachtet hat! ich wollte es ihm gern noch gönnen! aber dann — ach dann — (ſie weinet.)

Hännschen.

Weine nicht, Lieschen! ſonſt muß ich wieder von forne an weinen: und ich möchte dich doch lieber tröſten. Ich will dir ihm ſo lange nachgehen, bis ichs heraus habe.

Ich ſuche, ſuch auch du.
Ich habe keine Ruh,
Bis ich dein Lämmchen finde.
Was wird das nicht für Freude ſeyn,
Wenn es aufs neue meinem Kinde
Blä, blä, blä wird entgegen ſchreyn!
Wenn es bald hier, bald dorthin ſpringet

Und dann das kleine Glöckchen klinget, —
Was wird das nicht fur Freude ſeyn!

Ja ja, Lieschen! ſey gutes Muths, wir wollen noch nicht die Hofnung aufgeben: geh du da hinaus, ich will dort hinaus gehen — Ah! eben fällt mir ein, daß ich unſers Jägers Tochter Gretchen an der Flachsrauſe ſah! ſie hat lange ein Auge auf den Schöſſer gehabt: vielleicht hat ſie ſo was geſehen: ich werde ſie ein bischen eiferſüchtig machen, damit ſie mit der Sprache heraus geht —

Lieschen.

Gut gut, Hännschen! Ich will auch alle Leute anſchreyen, die mir begegnen: „ihr guten Leutchen, habt ihr mein Lämmchen nicht geſehen?„ ich weis ſie haben mich alle lieb, und unſerm Schöſſer iſt alles feind: wenn ers hat, ja wenn ers hat —

Hännschen.

So will ichs heraus kriegen, und wenn ich ihm auch ein bischen den Hals brechen ſollte!

Lieschen.

Nein, pfui, Hännschen! das möchte er zu ſehr übel nehmen. — Nun auf gutes Glück, Hännschen! —

Hännschen.

Noch ein Patſchchen!

Lieschen.

Da —

(Sie geht ab.)

Drit-

Dritter Auftritt.

Hännochen alleine.

Mein armes Lieschen! -- ja; ich mein es mit allen Menſchen gut: aber dem Schöſſer — wenn ich dem ſo einen kleinen Poſſen ſpielen könnte — hui, da kömmt Gretchen: ich will mich ein wenig auf die Seite ſtellen und horchen — (er ſchleicht hinter einen Baum.)

Vierter Auftritt.

Hännochen, Gretchen.

Gretchen.

v. 1.

Das kleine Lieschen ſticht
Dem Schöſſer ins Geſicht:
Ja ja, das merk ich lange!
Wie er mich flieht,
Wenn er mich ſieht,
Als flöh er eine Schlange!
Haſch ich im Lauf
Ihn einmal auf:
So thut gleich der Herr Schöſſer
Wild, wie ein Menſchenfreſſer.

Hännochen (bey S.)

Ha! merkſt du was, Gretchen? gut gut! Waſſer auf meine Mühle!

Gretchen.

v. 2.

Allein, erblickt er ſie,
Mit welcher Angſt und Müh

Sucht er ſie zu erreichen!
Und bleibt ſie ſtehn,
So thut er ſchön,
Als wär nicht ihres gleichen.
Er gafft und ſpricht
Ihr ins Geſicht.
Wahrhaftig, mein Herr Schöſſer,
Kein Schelm war jemals größer!

Hännachen.

Lauter Wahrheit! lauter Wahrheit!

Gretchen.

V. 3.

Vor Zeiten macht er doch
Mir ſtets vor andern noch
Die freundlichſten Geberden!
So wahr ich bin,
Frau Schöſſerin,
Glaubt ich durch ihn zu werden.
Sonſt lacht ich ſein;
Denn um zu freyn,
Dieß weiß ich, mein Herr Schöſſer,
Sind ſtets die jüngern beſſer.

Hännachen (der hervorkömmt.)

Fürwahr, Gretel! Sie redt ſo geſcheut, ſo geſcheut — der Herr Schöſſer iſt ein Kapitalſchelm —

Gretchen.

Ey! das iſt ſchön, daß du mich da behorcheſt? wenn es der Schöſſer wieder erführe, daß wir ihn einen Schelm geheißen hätten, ſo müßten wir gewiß in Thurm kriechen, oder ein paar alte Schock Straſe geben.

Hänna-

Hännschen.

Sey Sie ruhig, Gretchen! ich bin ihm viel zu gram, als daß ich ihm was wieder ſagen ſollte, und wenn Sie ihm das Fell über die Ohren zöge.

Gretchen.

Je, was hat er dir denn gethan, Hännschen?

Hännschen.

Was? — Sie weis es lange — Nicht wahr, Sie hats auch gemerket, daß er da meinem Lieschen nachläuft? — Ich habs wohl gehöret.

Gretchen.

Und du biſt Lieschen gut?

Hännschen.

Je, wer ſollte nicht — Und die Beſtie von Schöſſer iſt ihr auch gut! —

Gretchen.

Das iſts eben, was mich ärgert!

Hännschen.

Und Sie, Gretchen, hat gewiß den Schöſſer lieb, nicht wahr?

Gretchen.

Ach! ganz und gar nicht!

Hännschen.

Pfui, Sie ſagt mir nicht die Wahrheit.

Gretchen.

Geh doch! den alten garſtigen Kerl? — aber dem ungeachtet möchte ich ihn gerne zum Manne haben.

Hännschen.

Zum Manne haben? — Heißt das nicht ſo viel, als Sie will ihn heyrathen?

Gretchen.

Das verſteht ſich!

Hännschen.

Sie weis alſo, wie mans macht, wenn man heyrathet?

Gretchen.

Warum nicht?

Hännschen.

O, geſchwind, Gretel, ſag Sie mir das! der Schelm von Schöſſer hat mirs durchaus nicht ſagen wollen, da er mich mit Lieschen verheyrathen ſollte.

Gretchen.

Ja, vermuthlich, weil er ſie ſelber gern heyrathen möchte.

Hännschen.

Freylich wohl! denn er hat ihr ſchon geſagt, wenn man einander liebte, ſo könnte man einander heyrathen, und er wollte ſie heyrathen, weil er ſie liebte — Aber Gretel, wie kann Sie ihn denn heyrathen, da Sie ſpricht, Sie hätte ihn nicht lieb?

Gretchen.

Siehſt du, Hännschen, das kann ich dir wohl ſagen. Da mein Vater ſchon ein bischen vornehmer iſt, als ihr übrigen im Dorfe ſeyd, ſo kann ich dir doch nicht einen bloßen Bauerkerl zum Manne haben.

Hännschen.

Ja ja, die Mädchen im Dorfe fühlens wohl, daß Sie ein bischen vornehmer iſt; aber —

Gretchen.

Aber einen Mann muß ich haben, und da bleibt mir niemand übrig, als der Schöſſer und der Kammerdiener des gnädigen Herrn; der hat aber ſchon eine Kammerjungfer des gnädigen Herrn heyrathen müſſen — er weis ja wohl?

Hännſchen.

Wie kann Sie aber den Schöſſer heyrathen ohne ihn lieb zu haben —

Gretchen.

Höre, Hännſchen, du biſt noch ein bischen tumm! Man kann wohl einander heyrathen, weil man einander lieb hat: man kann aber auch einander heyrathen, um deſto ſicherer anderswo zu lieben. Ich will blos den Schöſſer haben, um Frau Schöſſerinn zu werden —

Hab ich einmal ihn zum Mann,
Wird mirs dann an Schwägern fehlen?
Unter dieſen Schwägern kann
Ich mir einen Schwager wählen.
Wenn der Mann Gerichtstag hält,
So laß ich den Schwager kommen;
Wir berechnen dann das Geld,
Das der Mann hat eingenommen.

Hännſchen.

Was man nicht immer neues hört, wenn man mit klugen Leuten umgeht! ich verſteh zwar von alle dem, was Sie mir ſagt, nichts: aber ich weis doch nun, wo ich mich Raths erholen kann, wenn mein Verſtand einmal nicht zureicht; z. E. mit dem Heyrathen — eh noch der Abend vergeht, muß ich wiſſen, wie man einander heyrathet, und darnach —

Gretchen.

O von Herzen gern: du biſt ein hübſcher Purſch, dem ich nichts abſchlagen werde —

Hännschen.

So wird Sie mir auch wohl ſagen, wenn Sies weis, wer dort unten am Spitzberge meines Lieschens Lämmchen geſtohlen?

Gretchen.

Ha! mein Herr Schöſſer, wieder was neues! alſo gehörte die kleine Heerde dort unten Lieschen?

Hännschen.

Ja wohl, Lieschen und mir: und indeſſen, daß ich hier mit ihr ein bischen tändle, iſt uns das liebe Thierchen weggekommen: o ſie weint, ſie weint —

Gretchen.

Ich verſtehe das Genäcke —

Hännschen.

Ah! er hat uns heute ſchon genäckt, genäckt, daß ich ihn bald gar mit meiner Fauſt wieder genäckt hätte. Alſo hats doch der Schöſſer —

Gretchen.

Wer ſonſt? ich will dir alles erzählen — War nicht bey der Heerde ſo ein kleiner ſchwarzer Schafhund —

Hännschen.

Gar recht! mit ein paar weißen Vorderpfoten? er heißt: Wer da! und iſt ſonſt gar ein muntres Thier!

Gretchen.

Je nun, da kam dir der Schöſſer und lockt ihn, und warf ihm manchmal einen Biſſen vor, bis er hn hinter den Berg hatte —

Hännschen.

Nu, du ſollſt Prügel kriegen, daß du dich von inem Schöſſer haſt locken laſſen! —

Gretchen.

Dort mocht er ihm was zu freſſen vorgeworfen aben: denn er war eher wieder da, als der Hund. Huſch nahm er das Schäfchen unterm Arm, ſchlug en Rock drüber und war im Buſch hinein.

Hännschen.

Der verzweifelte Kerl! — heh! Gretchen, kann Sie mir nicht ſo ungefähr ſagen, um welche Gegend r hinein ſprang?

Gretchen.

O ja! du weiſt den Steg, der dort unten im Winkel über den Bach geht —

Hännschen.

Ja, linker Hand —

Gretchen.

Da ſteht ein Eckchen weiter hinauf die große Bir —

Hännschen.

Ganz recht —

Gretchen.

Nun noch ein paar Schritte weiter hinauf, an dem renzſteine, ſprang er damit hinein. Es war mir

zu

zu weit, als daß ich ihn hätte einholen können: ſonſt hätte ich ihn doch gefragt, was er damit machen wollte? denn er iſt ſonſt viel zu vornehm, als daß er ſich mit dem gemeinen Viehe einläßt. Würklich dacht ich auch, er wollte etwan jemanden auspfänden, weil der Gerichtsvoigt nicht da wäre.

Hännschen.

Ja, er mag ſonſt wohl vornehm ſeyn, aber zum Mauſen iſt er nicht zu vornehm!

Gretchen.

Ich möchte aber wiſſen, was er davon haben kann?

Hännschen.

Was? was? ich wills Ihr ſagen. Nun wird er zu Lieschen kommen und wird ſprechen: „Höre, Lieschen, wenn du mich lieb haben willſt, ſo ſollſt du dein Schäſchen wieder haben.„

Nur einen freundlichen Blick,
So bring ich dein Schäſchen zurück:
Wirſt du mich aber verachten,
So will ichs behalten, ja ſchlachten.
Wie wird mein Lieschen dann ſchreyn:
Ach lieber Herr Schöſſer, nein, nein!
Dann wird er ſich um ſie bewerben,
Und Hännschen wird vor Schmerzen ſterben.

Gretchen.

Nein nein, Hännschen! ſey ruhig! ich will dir den Weg zeigen: wir wollens ihm gewiß aus den Zähnen rücken. Ich weis ſchon, wo das Näcken hinausläuft!

Was ſich näckt, das liebet ſich.
Wo man Mädchen gern erſchrecket,
Ihre Sächelgen verſtecket,
Sie in ihrer Arbeit ſtöhret,
Anders, als ſie reden, höret,
Durch das Echo ſie verfuhret,
Wo ſie gehn, etwas verlieret:
O da liebt man ſicherlich;
Was ſich näckt, das liebet ſich!

Komm! folge mir nach jener Hecke: ich höre jemanden durchs Gebüſche rauſchen, und ich muß ja nicht verrathen werden: ich hätte auf einmal die Gunſt des Schöſſers verſcherzet.

Hännschen.

O, ich will ſo ſtumm, als mein Hund ſeyn, da der Schöſſer das Lamm geſtohlen hat.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Schöſſer alleine.

Ha ha ha ha! Sucht nur, ſucht: ihr ſollt und werdet doch nichts finden. Der Henker ſelbſt müßte ihnen den Weg weiſen. Ich habs ſo tief in die Sträucher geſteckt — und dann mit Reißern beworfen, daß ſie müßten hexen können, wenn ſies finden wollten — Huſch! ich höre ſchluchzen — es iſt Lieschen! — nun, weine, weine nur, ich will dich ſchon zu ſeiner Zeit tröſten.

(Er tritt auf die Seite.)

Sechſter

Sechſter Auftritt.

Lieschen alleine.

(Weinend.)

V. 1.

Umſonſt! mein Schäfchen iſt fort!
An keinem, keinem Ort
Ach! iſt mein Schäfchen zu finden!
Kein Menſch will mir geſtehn,
Er habe mein Schäfchen geſehn!
O weh! wo ſoll ichs finden!

V. 2.

Ihr Leutchen ſodert von mir
Selbſt, was ihr wollt, dafür!
Ach alles will ich euch geben!
Zeigt es ein Schäfer mir
Und ſodert ein Kußchen dafür:
Auch dieſes will ich ihm geben.

Siebenter Auftritt.

Lieschen, der Schöſſer.

Schöſſer.

Eh! was fehlt dir denn? ich glaube, du häſt gar geweinet?

Lieschen.

Ach! Ach! Herr Schöſſer. Ich bin, ich bin ganz außer mir. Nirgends, nirgends iſts zu finden. O kann Er mir nicht ſagen, wo es hingekommen iſt?

Schöſ=

Schöſſer.

Was denn? was?

Lieschen.

Ah! er weis es gewiß?

Schöſſer.

Was ſoll ich denn wiſſen?

Lieschen.

Ach! lieber Herr Schöſſer, (ſchluchzend) daß — daß —

Schöſſer (bey S.)

Ha ha, lieber Herr Schöſſer! ſehr gut! es muß noch beſſer kommen!

Lieschen.

Daß ich — daß ichs verlohren habe — —

Schöſſer.

Was haſt du denn verlohren?

Lieschen.

Und daß — daß mirs ſo nahe geht —

Schöſſer.

Nun ſo rede doch —

Lieschen.

Ich habs ſo lieb gehabt, lieber als — als alles.

Schöſſer.

Und das iſt —

Lieschen.

Mein Lämmchen —

Schöſſer.

Wie? das kleine Schaaf? mit dem rothen Bande —

Lies-

Lieschen.

Ja, mit dem rothen Bande: o es war ſo ein ſanftes liebes Thierchen! —

Schöſſer.

Es hatte ein Glöckchen am Halſe?

Lieschen.

Ja, ein Glöckchen.

Schöſſer.

Und das iſt verlohren?

Lieschen.

Leider! verlohren!

Schöſſer.

Hab ich dir nicht dein Unglück vorhergeſagt?

Lieschen.

Ja wohl, Herr Schöſſer! wer hätte das denken ſollen!

Schöſſer.

Und du wirſt Hännschen dem ungeachtet immer noch lieb haben?

Lieschen.

Ach ja, Herr Schöſſer — nein, wollte ich ſagen, wenn ich nur mein Schäfchen erſt wieder hätte!

Schöſſer.

Ja, wenn ich wüßte —

Lieschen.

Ah! weis Ers? Herr Schöſſer, ach lieber Herr Schöſſer! wenn Ers etwan gar ſelbſt hätte?

Schöſſer.

Ich? ich habe nichts: aber ich könnte es doch vielleicht wieder finden —

Lieschen (ſie nimmt ihn bey der Hand.)

O wie wollt ich Ihn nicht lieb haben!

Schöſſer.

Im Ernſt, Lieschen?

Lieschen.

Alſo weis Ers doch?

Schöſſer.

Und alſo willſt du mich doch lieb haben?

Lieschen.

Ja, aber — es verſteht ſich —

Schöſſer.

Was? was?

Lieschen.

Daß ich mein Schäfchen wieder kriege!

Schöſſer.

Wir wollen ſehn, wir wollen ſehn, ob wirs finden.

Lieschen.

Ach! Er muß nur recht ſuchen, Herr Schöſſer.

Schöſſer.

Das will ich, mein Kind.

Lieschen.

Nur geſchwind, Herr Schöſſer, laß Er mich nur nicht lange warten: ich will noch einmal dort ſuchen —

Schöſſer.

Aber du liebſt mich doch gewiß, wenn ich dirs wieder bringe?

Lieschen.

Wir wollen ſchon weiter darüber mit einander ſprechen.

Duett.

Sch. Mich ſoll keine Müh verdrüßen,
Aber, wie belohnſt du mich?
L. Ich belohne gern mit Küſſen,
Kuſſen will ich, (bey Seite) doch nicht dich!
Sch. O wie will ich mit dir ſcherzen!
Alſo, Lieschen, liebſt du mich?
L. O ja wohl, von ganzem Herzen
Lieb ich (bey Seite) Hännschen, haß ich dich.
Sch. Topp! dein Lamm bring ich zurücke.
{L. Welche Freude! welches Glücke!
{Sch. Welche Freude! welches Glücke!
L. Topp! Er bringt mein Lamm zurücke!
Sch. Küß ich dich, ſo hältſt du ſtill?
L. Ja doch, ja (bey Seite) wenn Hännschen will.

(Sie geht fort.)

Achter Auftritt.

Schöſſer alleine.

Glücklicher Einfall! ha! kriegt man dich ſo, Mädchen? ſo wirds um deine Schäfchen ſchlimm ſtehen! — Und Hännschen! — — ha! der Schurke ſoll nun Reſpekt lernen! Wie wird er raſen, daß ich ihm ſein Mädchen wegfiſche! — Das Beſte hab ich ihm noch zugedacht — St! er kömmt. Ich muß den Purſchen ein bischen bey der Naſe herumführen.

Neun=

Neunter Auftritt.

Schöſſer, Hännschen.

Hännschen (bey S.)

Hui! der Schöſſer! wir wollen doch hören, was er ſagt! ich werde mich ein bischen über ihn luſtig machen. (er läuft, als ob er etwas ſuchte, und rennt endlich wider den Schöſſer.)

Schöſſer.

Nu, Kalbskopf, haſt du keine Augen?

Hännschen.

O um Verzeihung, Herr Schöſſer! ich ſuchte unſer kleines verlohrnes Hämmelchen, und merkte nicht, daß ich auf Ihn ſtieß —

Schöſſer.

Und du kannſts nicht finden?

Hännschen.

Nein, überall nichts und wieder nichts.

Ich durchſtreiche Berg und Thal,
Such in Büſchen und in Gründen:
Ueberall! ach überall
Iſt kein Lamm zu finden!
Jeden Menſchen ſchrey ich an,
Ob er mirs nicht ſagen kann:
Doch den Schelm will niemand wiſſen,
Der mein Schäfchen mir entriſſen.

Schöſſer.

Siehſt du, Hännschen, das iſt die Strafe für deine vorige Verwegenheit; es wird noch beſſer kommen!

Hännschen.

Ach! freylich wohl, Herr Schöſſer; ich bin ein bischen vor der Stirne hitzig, und die Leute pflegen ja zu ſagen, daß die Liebe blind ſey!

Schöſſer.

Siehſt du, wie hartnäckig? Immer noch Liebe, Liebe! da ich dir doch bewieſen, daß du weder lieben ſollſt noch darfſt!

Hännschen.

Freylich wohl! aber mein Herz ſagt mir immer „du ſollſt und mußt lieben,„ wenn ich gleich nicht lieben will. Inzwiſchen, Herr Schöſſer, damit Er ſieht, wie ſehr ichs bereue — ja, wenn Er mir das Lämmchen wieder ſchafte, ich glaube, ich —

Schöſſer.

Du trätſt mir Lieschen ab?

Hännschen.

Wenns nicht anders wäre —

Schöſſer.

Ha: nun fängſt du doch an, wieder vernünftig zu werden! — Ich will dir dein Lamm gewiß wieder finden —

Hännschen.

Ach! geh Er doch? gewiß? ich habe doch wahrhaftig auch ein paar große geſunde Augen, und wenns zu finden wäre, ſo —

Schöſſer.

Ja, darzu muß man ſtudieret haben, und das Corpus Iuris auswendig wiſſen —

Hännschen.

So? Eh! daß man doch nicht ſtudieret hat! Er ſchafft mir alſo unſer Lamm gewiß wieder?

Schöſſer.

Und du trittſt mir Lieschen ab?

Hännschen.

Ja, gewiß, ſo gewiß, als Er mir mein Lämmchen wieder ſchafft.

Schöſſer.

Nun! du ſollſt bald ſehen!

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Hännschen alleine.

Ha ha ha ha! (er zieht das Halsband mit dem Glöckchen hervor und beſieht es.)

Haha! der alte Mucker
Denkt, er betrüget mich!
Geh nur, du armer Schlucker:
Ich, ich betrüge dich!
Was wird er doch nur machen,
Wenn er vergebens ſucht!
Wie wollen wir nicht lachen,
Wenn der Herr Schöſſer flucht.

Ich betrüge zwar ſonſt niemand gern: aber — das heißt ja nicht betregen, wenn man das Seinige nimmt, wo mans findet, und endlich, einen ſolchen alten Schlaukopf zu betrügen, der uns zuerſt betrügt — Hui, da kömmt er ſchon wieder! wie er ſucht — bald zur Rechten, bald zur Linken — ha! ſo grimmig wie ein Tanzbär — ich muß doch ein bischen hören, was er ſchwatzt — (er verſteckt ſich.)

Eilfter Auftritt.

Der Schöſſer, Hännschen verſteckt.

Schöſſer.

Der Henker hole! mein Lämmchen iſt fort!
Ich ſuche hier, ich ſuche dort:
Doch es iſt fort, ach! es iſt fort.
Ich glaubte gar, es wär geſtohlen:
Doch lag es ſo verſteckt,
Daß es kein Menſch entdeckt:
Der Teufel, der Teufel, der konnt es nur holen!
(Hännschen klingelt hinter der Scene.)

Huſch! — das Glöckchen — es kann nicht weit von hier ſeyn (er horcht) St! — Ja ja — es iſts — (Hännschen klingelt) Es iſts, ſo wahr ich lebe! (Hännschen klingelt wieder. Der Schöſſer macht den Klang des Glöckchens nach) Derlin, derlin, derlin — (er läuft auf dem Theater herum) Gleichwohl ſeh ichs nicht — (Hännschen klingelt) Ha! der Klang iſt dorthin zu: laß ſehn, ob ich dich nicht finden ſoll (er läuft in die erſte Scene linker Hand hinein.)

Hännschen (kömmt bey der letzten Scene linker Hand heraus.)

Warte, ich will dich kriegen, alter Spitzbube!

Schöſſer (kömmt wieder aus der erſten Scene zur Linken heraus.)

Es muß auf jener Seite ſeyn, denn ich höre und ſehe

ſehe nichts: vielleicht iſts in jenem Gebüſche (er geht nach dem Gebüſche zu.)

Hännschen (mitten auf dem Theater.)

Ich muß dich noch ein bischen herumjagen, daß du in Schweis kömmſt (er klingelt und flieht in eine Hinterſcene.)

Schöſſer (kömmt zurück.)

Ich glaube, das Wetterding hält mich fürn Narren. Wenn ich denke, ich habs beyn Ohren, ſo iſts über alle Berge (Hännschen klingelt. Der Schöſſer läuft nach der rechten Seite hinein.)

Hännschen (kömmt auf der linken Seite heraus.)

Warte nur, du ſollſt Hännschen nicht umſonſt genäckt haben, ich will dich noch beſſer kriegen (er geht und macht den Schaafſtall halb auf, und kriecht dahinter und fängt an zu klingeln.)

Schöſſer (kömmt zurück mitten aufs Theater.)

(keichend) Ouf! Ouf! — nicht anders! das iſt ein Kobolt, der mich bey der Naſe herumführet (Hännschen klingelt ſehr ſtark) huſch! — ie das iſt, ſo wahr ich bin, hier in Hännschens Schaafſtalle — vermuthlich hat die Beſtje den Weg nach Hauſe gefunden — Et! (er ſieht ſich um) es iſt niemand da? Hännschen und Lieschen laufen umher und ſuchens — Ich werd es wieder ganz ſachte herausholen — warte! ich will dich ſchon beſſer verwahren! (er geht ganz ſachte nach der Thüre zu: Hännschen erſcheint, ohne von ihm geſehen zu werden, und ſchleicht ihm Fuß vor Fuß nach: ſo bald der Schöſſer hinein iſt, ſchmeißt Hännschen die Thüre zu und ſchiebt den Riegel vor.)

Hännschen (mit lautem Geſchrey.)

Diebe! Diebe! Diebe!

Schöſſer (drinnen.)

Was zum Henker heißt das? Aufgemacht, oder —

Hännschen.

Ey ich will dir lernen, andere Leute beſtehlen!

Schöſſer.

Ich bin der Schöſſer.

Hännschen.

Mach du das einem andern weis! Unſer Schöſſer iſt kein Spitzbube! der läuft itzt umher und ſucht unſer verlohrnes Lämmchen, und bricht nicht in die Schafſtälle ein.

Schöſſer.

Ich dachte eben dein Lamm hier zu finden.

Hännschen.

Das glaub ein anderer! in meinem Schafſtalle würde ſichs ſchon von ſelbſt wieder gefunden haben.

Schöſſer.

Laß mich hinaus kommen!

Hännschen.

Drum wirds beſſer ſeyn, du bleibſt drinnen.

Schöſſer (der ernſtlich an die Thüre zu ſchlagen anfängt.)

Nun ſo will ich auch ein Wetter machen, daß die ganze Hütte übern Haufen fallen ſoll.

Duett.

Sch. Monſieur Hännschen, ſpaß er nicht.
H. Monſieur Dieb, ich ſpaße nicht.

Sch. Sieh ich ſchwör, ich bin der Schöſſer.
H. Glaubs doch, ja, das weis ich beſſer.
Sch. Fort! mach auf! ich ſag es dir!
[illegible] Guter Freund, nein, bleibe hier!
Sch. Krieg ich dich, ſo ſollſt du ſehen —
H. Dieß wird heute nicht geſchehen.
Sch. Monſieur Hännschen, ſpaß er nicht,
H. Monſieur Dieb, ich ſpaße nicht.

Zwölfter Auftritt.

Der Schöſſer eingeſperrt, Hännschen und Lieschen.

Hännschen, (der ſie von ferne gewahr wird.)

Ha! mein Lieschen! — ich muß mir mit der auch eine kleine Freude machen. (er verſteckt ſich in dem Hölzchen, das zur linken Seite des Theaters iſt.)

Lieschen (die alleine zu ſeyn glaubt.)

So mag ich auch ſuchen, wo ich will, ich finde nichts. Weder der Schöſſer, der mirs doch gewiß wieder zu bringen verſprach, noch Hännschen laſſen ſich wieder ſehen. Ganz gewiß iſt ihre Mühe vergebens — Je nun ſie ſey es! wenn nur wenigſtens Hännschen ſich wieder ſehen lies.

Und warum ſollt ich mich ſo ſehr
Auch um ein Lamm betrüben?
Es iſt ein Lamm, und dennoch wär
Es nicht ſtets klein geblieben:
In einem Freund, wie Hännschen iſt,
Wird mir gnug Troſt gewährt,
Und ſolche Küſſe, wie er küßt,
Sind hundert Lämmer werth.

Schöſſer (im Stalle ſchreyend.)

Lieschen! Lieschen!

Lieschen.

Ah! das iſt der Schöſſer, der mich ruft!

Schöſſer.

Lieschen! mach auf!

Lieschen (die ſich überall umſieht.)

Ich ſehe ja keine lebendige Seele: ie wo iſt er denn?

Schöſſer (ſehr laut.)

Eingeſperrt! liebes Lieschen, eingeſperrt! ich bitte dich, mach auf!

Lieschen.

Aber wo denn? ich ſehe und höre ja nichts.

Schöſſer (ſehr laut.)

Hier, hier! im Schafſtalle! (er ſchlägt mit Fäuſten an die Thüre.)

Lieschen (lachend.)

Je Herr Schöſſer, wie kömmt denn Er hier hinein?

Schöſſer (laut.)

Komm nur her, du ſollſt gleich hören.

Lieschen.

Ja, ja, gleich, den Augenblick! — (ſie will auf den Stall los gehen: Hännschen klingelt) St! was hör ich — mein Lämmchen! es iſts — ich muß ihm nachgehen — ha! in dem Gebüſche hier — geſchwind, daß ichs erhaſche — (ſie thut einen lauten Schrey, da ſie Hännschen anſtatt des Lamms findet) Ah! biſt dus, mein liebes Hännschen — je, du haſt

haſt ja das Glöckchen? wo haſt du denn unſer Lämmchen —

Hännschen (bey Seite.)

Stille, Lieschen! — (ſeitw.) es iſt in Sicherheit! es ſteckt im Hauſe oben auf unſerm Boden —

Lieschen.

Ach! und der Schöſſer —

Hännschen.

Steckt hier im Stalle! ich hab ihn hineingeſperrt.

Lieschen.

Ey, da wird dirs ſchön ergehen!

Hännschen.

Nur ſachte! ich thue, als wüßte ich nicht, daß ers wäre: er mag ein Weilchen zappeln!

Lieschen.

Nun ſo komm, und laß uns hier in der Laube ein wenig ausruhen, und da ſollſt du mir erzählen, wie du zu meinem Lämmchen wieder gekommen biſt.

(Sie ſetzen ſich auf eine Raſenbank.)

Hännschen.

v. 1.

Ein alter Dieb hat unſer Lamm
So, wie du weißt, geſtohlen!
In ſeinem Hinterhalte kam
Ers wieder abzuholen.
Allein umſonſt! es war davon!
Er ſuchte,
Er fluchte!
Doch Hännschen, Hännschen hat es ſchon;
Derling, derling, derling.

Schöſſer (drinnen.)

Lieschen! Lieschen! — iſt denn kein Menſch mehr da?

Lieschen (zu Hännschen.)

Hörſt du?

Hännschen.

Wir wollen nichts hören.

V. 2.

Das Glöckchen hört er klinglingling
In dieſen Büſchen klingen:
Ha! dacht er, find ich hier das Ding,
So muß mirs noch gelingen.
Er lief bald hin, bald wieder her,
Er ſuchte,
Er fluchte:
Doch Hännschen wars und nichts fand er:
Derling, derling, derling.

Schöſſer (drinnen.)

Kann man wohl ſo grauſam ſeyn, mich hier ſtecken zu laſſen?

Lieschen (ihm ſachte nachſpottend.)

Und kann man wohl ſo grauſam ſeyn, uns trennen zu wollen?

Hännschen.

Ja wohl!

Durch dieſes kleine Halsband gieng
Er endlich in die Falle:
Ich machte da klinglinglingling:
Er glaubt, es käm vom Stalle.
Huſch war er nein, der Riegel vor:
Er ſchmähte,

Er flehte:
Doch Hännschen hatte nun kein Ohr:
Derling, derling, derling.

Schöſſer (drinnen.)

Mich dünkt! ich höre Leute — (laut) Lieben Leute, macht einmal auf!

Lieschen.

Das iſt luſtig! ha ha ha! — Aber wenn er nun herauskömmt?

Hännschen.

Vor Morgen wenigſtens nicht! er mag einmal ſehen, wie ein Schöps ſchläft!

Lieschen.

Aber morgen?

Hännschen.

Morgen ſchwör ich Stein und Bein, daß ich nicht geglaubt, er habe drinnen geſteckt; und endlich, was hat er in unſerm Stalle zu thun? Ohne ein Gerichtshalter zu ſeyn, weis ich, daß es nicht recht iſt, andern Leuten die Lämmer zu mauſen.

Schöſſer (guckt zu einem Kappfenſter das auf dem Stalle iſt, heraus)

Ah! ich glaube, daß ich da ohne Gefahr hinunter kommen kann: ich ſehe und höre niemand — (er fängt an heraus zu ſteigen) das Wettermädchen hat mich auch im Stiche gelaſſen.

Lieschen, (die ſo wenig als Hännschen den Schöſſer gewahr wird)

Ja ja, aber ich habe oft gehöret, daß Gewalt vor Recht gilt!

Hänn-

Hännschen.

Sey ruhig! — ich habe dir noch eine weit luſtigere Sache zu erzählen —

Lieschen.

Und was denn?

Schöſſer (auf dem Dache wird die beyden Verliebten gewahr.)

Ha! wieder eine ſchöne Hiſtorie! — beyde Turteltäubchen beyſammen — ich muß doch ein bißchen horchen! vielleicht komme ich hinter das Geheimniß —

Hännschen.

He he he, ich weiß nun, wie mans macht, wenn man einander heyrathet: nun mag der Schöſſer ſeine Weisheit für ſich behalten.

Lieschen.

Ach Hännschen, liebes Hännschen, wo haſt du denn das erfahren?

Schöſſer (immer noch auf dem Dache.)

Das iſt ein Spitzbube!

Hännschen.

Des Jäger Hüfthorns Gretel hat mirs unterwegens geſagt — es iſt dir ein abgefeimtes Mädchen!

Lieschen.

Geſchwind ſage her, geſchwind! damit wir uns bald verheyrathen.

Schöſſer.

Ey, ey, ey! das Mädchen iſt hitzig!

Hännschen.

Je nun! — aber was giebſt du mir?

Lieschen.

Einen Kuß? biſt du damit zufrieden?

Schöſſer (fängt an herunter zu klettern.)

Das iſt nicht auszuſtehn!

Hännschen.

Nur einen?

Lieschen.

Je zehne, wenn du willſt.

Schöſſer (fängt an zu ſchreyen, indem ſie einander küſſen wollen.)

Heh heh da — (er zuſcht aus und fällt mit großem Geräuſche vom Dache herunter.)

Zu Hülfe, zu Hülfe — —

Lieschen.

Ums Himmels willen, der Schöſſer! der Schöſſer! (ſie läuft davon und Hännschen hinter drein.)

Hännschen.

Je daß er doch den Hals gebrochen hätte!

Dreyzehnter Auftritt.

Der Schöſſer allein.

(Er ſieht mit vielen Geberden des Schmerzens auf: während folgender Arie kehret Hännschen etlichemal wieder zurück und ziſcht ihn aus: Lieschen will ihn immer abhalten.)

Au weh! wie iſt mir geſchehen!
Mein Arm, mein Nacken, mein Fuß!
Welch ein verdammter Verdruß!
Ich kann nicht gehen, noch ſtehen!
Verwünſchter Schelm! du kannteſt mich!

Doch krieg ich dich, ha krieg ich dich:
So ſoll dich das Wetter verzehren,
Und ich will dich den Schöſſer foppen lehren.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schöſſer, Hännschen.

(Sie kommen in vollem Zanke aufs Theater gelaufen.)

Schöſſer.

Wie? Liesschen heyrathen zu wollen? mich in Schafſtall einzuſperren?

Hännschen.

Das erſte will und muß ich, und wenn hundert Schöſſer nein ſprächen: das andre that ich, weil ich glaubte, daß kein Schelm in meinem Schafſtalle viel nütze wäre.

Schöſſer.

Wie? ich ein Schelm? ich ein Schelm? das ſind Injurien, die ich dir eindrängen will.

Hännschen.

Ich ſage ja nicht, daß Er einer iſt, ſondern der, der in meinem Schafſtalle ſuchte, wo er nichts verlehren hatte.

Schöſſer.

Ah! habe ich dir nicht genung zugerufen? biſt du nicht Schuld, daß ich beynahe den Hals gebrochen habe?

Hänns-

Hännschen.

Was kann ich dafür, daß Er ſich nicht ruhig hielt! im Schafſtalle da hätte Er ſich weder Bein noch Hals zerbrochen.

Schöſſer.

Wie? ich hätte dich ſolche Gottloſigkeiten ungeahndet mit Lieschen ſollen treiben laſſen? wer weis, wer weis, zu was es noch gekommen wäre —

Hännschen.

Ich denke, wir wollen ſie nicht zum letztenmale getrieben haben, ſo wie es eben nicht das erſtemal war, daß wir einander Mäulchen gaben.

Schöſſer.

O die Unverſchämtheit! wir wollen ſehen! wir wollen ſehen!

Hännschen.

Je nun ja, freylich wollen wir ſehen — Ah! der gnädige Herr —

Zweyter Auftritt.

Der Graf, Schöſſer, Hännschen.

Graf.

Was giebts hier für ein Geſchrey? es ſcheint, ihr ſeyd beyde ziemlich erhitzt —

Hännschen.

Gnädiger Herr, ich bitte um Verzeihung! Sie ſollen Richter ſeyn —

Schöſſer.

Geruhen Sie Sich vortragen zu laſſen, gnädger Herr —

Graf.

Laß Er ihn reden, Herr Schöſſer, wir wollen doch hören —

Schöſſer.

Aber ich bin in der Sache Kläger, und der Kläger —

Graf.

Ich will aber den Beklagten zuerſt hören — Hännschen rede! (der Schöſſer brummet immer nach.)

Hännschen.

Ich heiſſe Hännschen und liebe ein Mädchen, das Lieschen heißt —

Schöſſer.

Ohne Ihre und meine Einwilligung, gnädger Herr —

Graf.

Stille —

Hännschen.

Nun will er, daß ich das arme Ding ſoll ſitzen laſſen.

Schöſſer.

Ich will, was recht und billig iſt — (der Graf giebt ihm einen zornigen Blick.)

Hännschen.

Aber, gnädger Herr, lieber will ich im ärgſten Gefängniſſe ſterben —

Schöſſer (bey S.)

Welche Hartnäckigkeit!

Hännschen.

Ja, die Welt würde eines für uns ſeyn, wenn man uns von einander riß —

Schöſſer (bey S.)

Deſto beſſer! —

Hännschen.

Wir verlangen beyde kein ander Glück, als die Erlaubniß, allezeit glücklich ſeyn zu dürfen —

Graf.

Weißt du aber auch, Hännschen, daß man es nach der Ordnung der Geſetze ſeyn muß? Meine Pflicht iſt, alle Unordnung, alle Ausſchweifungen zu unterdrücken.

Schöſſer.

Und das iſt auch meine.

Graf.

Herr Schöſſer? —

Schöſſer.

Gnädiger Herr —

Graf.

Ich bitte ihn ausreden zu laſſen.

Hännschen.

Aber gnädger Herr, iſt denn die Liebe eine Unordnung? Je, wer ſoll denn mein armes kleines Mühmchen lieben, wenn ichs nicht thue —

Schöſſer.

(Bey Seite) Darzu würde ſich ſchon ein andrer finden —

Hännschen.

Ihre Mutter hat mirs noch auf dem Todbette geſagt, und hier der alte Schwätzer will, daß wir uns nicht anſehen ſollen, ohne einander grämiſche Mienen zu machen?

Schöſſer.

Eine Injurie, gnädger Herr!

Graf.

Rede fort, Hännschen!

Hännschen.

Freylich hat er ſeinen Vortheil dabey, wenn er unter Freunden und Verwandten den Frieden ſtören und ſie um das Ihrige bringen kann —

Schöſſer (bey S.)

Ja ja, wenn ich nur könnte, ich wollte dich —

Hännschen.

Welches macht aber mehr Unordnung? wenn man einander die Augen auskratzen möchte, als wenn man hübſch einig beyſammen wohnet, und in Freude und Leid einander zu dienen ſuchet? Sagen Sie ſelbſt, mein lieber gnädger Herr! ich weis: — Sie ſind die Billigkeit ſelbſt —

Schöſſer.

(Auf die Seite.) Mehr als mir lieb iſt —

Hännschen.

Sie ſind niemals ſo ſtolz und hochmüthig, wie der Schöſſer —

Schöſſer.

Ha Beſtje!

Hännschen.

Sie haben ſo ein gutes liebreiches Herz, und thun niemanden was Böſes, wenn es Ihnen nicht ein gewiſſer

wiſſer Jemand eingiebt. (er ſieht den Schöſſer dazu an) Sie thun den Armen guts und kommen allen mit Güte zuvor — O gnädger Herr, beſchützen Sie uns, wenn uns der Herr Schöſſer dem Teufel übergiebt! nur Sie können es! —

Graf (lächelnd.)

Ich wollte gern, Hännschen, wenn ich könnte! aber die Geſetze verbieten es —

Schöſſer.

Recht! gnädger Herr! die Geſetze verbieten es. Unter Euch findet keine rechtmäßige Ehe ſtatt.

Hännschen.

Je nun, ſo laß Er uns ohne Ehe lieb haben —

Schöſſer.

Sehen Sie, gnädger Herr, wie er der löblichſten Geſetze ſpottet! (zu Hännschen) die Kinder, die du erzeugteſt, würden dich nicht für ihren Vater erkennen — — —

Hännschen.

O ho ho ho! Davor fürchte ich mich gar nicht! Gleichwohl haben ihn die ſeinigen dafür erkannt, und das ganze Dorf ſagte doch — (er wird Lieschen gewahr) Ah Lieschen! komm, liebes Kind, komm! immer näher; vor einem ſo guten Herrn darfſt du dich nicht fürchten — vielleicht kannſt du ihn noch eher bewegen.

Dritter Auftritt.

Die Vorhergehenden, Lieschen.

Lieschen (nähert ſich ganz langſam und kömmt mit niedergeſchlagenen Augen, indem ihr Hännschen entgegen läuft und ſie zu ermuntern ſuchet.)

Laß mich — laß mich gehn, Hännschen.

Hännschen.

Aber warum?

Lieschen.

Nein, nein, ich ſage, laß mich —

Hännschen.

Aber liebe Kleine, wovor fürchteſt du dich denn? Unſer gnädiger Herr iſt ſo gut, ſo gut! er hat mich ſchon der Länge nach angehöret, und dem Schäffer das Maul verboten. Ich weis gewiß, er wird dich lieb haben und uns verheyrathen.

Lieschen.

Ey! das wäre!

Graf.

Gewiß! ein artiges Mädchen!

Hännschen.

Schäme dich doch nicht ſo gar ſehr, Lieschen! du glaubſt nicht, was es für ein lieber Herr iſt! Kopf in die Höhe!

Graf.

Fürchte nichts, mein ſchönes Kind! ſage mir die Wahrheit!

Lieschen.

Kann man etwas anders ſagen?

V. L.

V. 1.

Ich lieb ihn, ja! und mich liebt er!
Iſt Lieben ein Vergehen?
O ſo verzeihn Sie, gnädger Herr!
Wir müſſen es geſtehen!
Als Knab und Mädchen ſpielten wir
In unſern Kindertagen:
Ich dient ihm gern, er diente mir:
Doch — mit Reſpekt zu ſagen.

V. 2.

Ach! meine Mutter ſank ins Grab!
Noch ſchwimmt mein Herz in Thränen:
Dem Hännschen ſtarb ſein Vater ab,
Und da hört ich ſein Stöhnen.
Wir waren beyde Hülfe los,
Faſt wollten wir verzagen.
Hauptſächlich ich, ganz arm und blos:
Doch — mit Reſpekt zu ſagen.

V. 3.

Gewohnheit und auch Noth verband
Nun die verwayßten Beyde:
Eins bot dem andern Hülf und Hand,
Eins war des andern Freude!
So ſuchen wir uns beyzuſtehn
Und unſre Noth zu tragen:
Wie würd es ſonſten uns ergehn!
Doch — mit Reſpekt zu ſagen.

Schöſſer.

Und die Erde hat ſich nicht unter euern Füßen aufgethan?

Lieschen.

O nein, es ſchienen vielmehr, wo wir beyſammen waren, die Blumen einander ſelbſt zu liebkoſen.

Schöſſer.

Die Sonne ſelbſt hätte ſich in dem Augenblicke verfinſtern ſollen!

Hännschen.

Hm! Sie hat doch niemals ſchöner geſchienen, als wenn wir beyſammen waren!

Schöſſer.

Elende, ihr rennt in euer Unglück!

Lieschen und Hännschen.

Hab ich dich, mein $\left\{\begin{matrix}\text{Lieschen}\\ \text{Hännschen}\end{matrix}\right\}$ nur
Was verlang ich weiter!
Dann lacht mir die ganze Flur,
Iſt der Himmel heiter!
Es donnre, wie es will,
Wir ſind getroſt und ſtill:
Jeder Himmel iſt uns heiter
Und uns lacht die ganze Flur:
Denn hab ich dich $\left\{\begin{matrix}\text{Hännschen}\\ \text{Lieschen}\end{matrix}\right\}$ nur,
Was verlang ich weiter!

Graf (der ſich in Lieschen verliebt.)

Welche Schönheit! welche Unſchuld! ich finde ſie ſo liebenswürdig, ſo reizend —

Hännschen.

O gnädger Herr! das iſt noch gar nichts! In ihrem Sonntagsſtaate ſollten Sie ſie erſt ſehn. Ah, das iſt ein Geſichtchen! das ein Leibchen! ich glaube, meiner Treu, Sie ſelbſt ſollten darüber ein bischen ſchwäumlich im Kopfe werden. Aber erſt des Mor-

gens

gens — wenn ſie ſich noch nicht angezogen hat: o da! o da geht alles mit mir umher!

Graf (in einer Art von Entzücken.)

Du haſt Recht! ſie iſt bezaubernd! welche feine Geſichtszüge! welche Anmuth!

Hännschen.

Ja, gnädger Herr! das iſt noch alles nichts (er bringt ſie zum Grafen geführet, und läßt ſie einen Reverenz machen) einen Reverenz, Lieschen, einen Reverenz —

Schöſſer.

Ah! der Spitzbube!

Graf.

Nun nun, Herr Schöſſer, mäßige Er ein bischen ſeine Galle.

Hännschen.

Es iſt nur Jammer und Schade, daß ſie ſolche dicke Kleider auf dem Leibe hat: es wäre kein Wunder, ſie erſtickte drinnen. Warte, ich will dir einmal welche machen laſſen, wie die Jungfern in der Stadt tragen: die ſind doch ein bischen durchſichtig.

Graf.

Gut! ich will dieſe Sorge über mich nehmen. Hännschen, ich nehme dich in meinen Schutz. (Zum Bedienten) Ihr, bringt Lieschen auf mein Schloß —

Hännschen.

Wie? was? Lieschen ſoll weggebracht werden?

Schöſſer.

(Zu Hännschen) Ha! ſiehſt du? (zum Graf) Ja, gnädiger Herr: da thun Sie wohl! bedienen Sie Sich Ihrer Rechte. Ein ſolcher Purſche muß beſtrafet werden.

Hännschen.

Gnädger Herr — —

Lieschen.

Ach Hännschen! —

Graf.

Es ſoll ihr kein Leid geſchehen und jedem ſein Recht wiederfahren. Du, Hännschen, wirſt ſie mir überlaſſen. Genug! — man führe ſie fort.

Lieschen.

Hännschen! Hännschen! ach liebes Hännschen! —

Hännschen.

Lieschen! ich bin des Todes —

(Die Bedienten bringen ſie fort.)

Vierter Auftritt.

Graf, Schöſſer, Hännschen.

Hännschen.

Man ſperre mich mit Lieschen ein!
Bey Lieschen ſoll und muß ich ſeyn,
Und ſollt ich auch verſchmachten!
Ach! gebt mir Waſſer nur und Brod,
Gefahr und Marter, ja den Tod
Werd ich für ſie verachten!

(Er will fort.)

Schöſſer.

Halt! wo willſt du hin?

Graf.

Sey ruhig, ſag ich dir —

Hännschen.

Aber gnädger Herr! —

Schöſſer.

Ah! Monſieur Hännschen, erboß er ſich nicht!

Graf.

Ich will für dich ſorgen! ich halte mein Wort, Hännschen!

Hännschen (bey S.)

Und ich will für mich ſelber ſorgen, es mag koſten, was es wolle. Ich will ſehen, was daraus werden wird (er ſchleicht ſich heimlich zur Hütte, reißt einen Pfahl aus, und indem er ſich vorſieht, daß ihn der Graf nicht gewahr wird, läuft er Lieschen nach.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf, Schöſſer.

Schöſſer.

Ha! wie der Kerl verwegen iſt! — o die böſen Exempel, die böſen Exempel — Ein lediges Mädchen, und ein lediger Kerl beyſammen zu wohnen? und noch dazu Verwandte? das iſt eine abſcheuliche Unordnung, eine unerhörte! — wenn dieſe nicht beſtraft würde —

Graf (bey S.)

Ich fürchte, ich fürchte: ich werde ſo ſtrafbar ſeyn als Er!

Schöſſer.

Nein, das geht nicht an. Ich bin hier Amtsmann, Gerichtshalter, Advokat, Schöſſer, Richter und Aktuarius. Als Richter Ihres hohen Tribunals, gnädiger Herr, als Richter ſage ich, bemächtige ich mich Lieschens, als des Corporis delicti. Ew. Gnaden werden die Gnade haben, mir ſie auszuantworten, und hiermit confiſcire ich ſie in mein Eigenthum, daß ich damit ſchalten und walten darf, wie es meiner Convenienz und Nutzung —

Graf.

Halt! Herr Schöſſer! Er greift mir in meine Rechte.

Schöſſer (unter großen Complimenten.)

Ach! gnädiger Herr! wenn ich dürfte —

Graf.

Und was?

Schöſſer.

Ich muß Ihnen geſtehen —

Graf.

Nun, weiter?

Schöſſer.

Sie werden mir aber doch einen kleinen Vorſchlag verzeihen?

Graf.

Red Er — —

Schöſſer.

Lieschen iſt eine Perle — ein Schatz —

Graf.

Das kann wohl ſeyn —

Schöſſer.

Ich möchte ſie gern — (lächelnd) he he he —

Graf.

Und was —

Schöſſer.

Zur Frau haben —

Graf.

Er?

Schöſſer.

Ja, gnädger Herr! das Wohl meiner Seele hängt davon ab. Ich habe, wie Sie wiſſen, drey Weiber gehabt, und ich möchte es auch nun gerne mit der vierten verſuchen.

Graf.

Aber, ſie liebt ja Hännschen?

Schöſſer.

Ah! was hat das zu bedeuten? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen! Man muß ſich in die Zeit ſchicken: heut zu Tage muß man ſich wohl andere Dinge gefallen laſſen —

Drey Weiber, die ſchon Wittwen waren,
Freyt ich und ich begrub auch ſie:
Mit einer Jungfer wolt ich auch mein Glück erfahren,
Und das verlohnt ſich doch der Müh.
Zwar eine Jungfer? o wo ſollte
Dergleichen ganz zu finden ſeyn?
Ha! wenn man darnach gehen wollte,
So durft ich nicht, und Sie nicht freyn.

Graf.

So! kömmt es da heraus? ich habe lange Seinen gerichtlichen und ſtrengen Eifer bewundert! Nunmehro

mehro merke ich doch, wo die Gerechtigkeitsliebe aufhöret? Des armen Hännschens Verbrechen iſt, daß er Lieschen liebenswürdig gefunden, und er wird vom Richter verurtheilet, weil dieſer mit Hännschen einen Geſchmack hat. Ey, ey, ey! Herr Schöſſer!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter außer Odem.

Bedient.

Ach! — ach! — gnädiger Herr! — das iſt ein Lärmen auf Ihrem Schloſſe —

Graf.

Was giebts?

Bedient.

Wir müſſen die Glocke anziehen laſſen! —

Graf.

Iſt etwan Feuer? —

Schöſſer.

Doch nicht in meinem Hauſe?

Bedient.

Nein! aber —

Graf.

Was? was? geſchwind —

Bedient.

Hännschen und Lieschen —

Schöſſer.

Gewiß wieder ein neuer Teufelsſtreich!

Graf.

Nun, mach ein Ende!

Bedient.

Sind fort!

Schöſſer.

Das habe ich gedacht!

Graf.

Wie iſt das möglich? ich habe ſie ja euch übergeben!

Bedient.

Hännschen kam — that einen Sprung! wie der Blitz war er über die Mauer.

Schöſſer.

Welch eine Verwegenheit! er muß hängen der Kerl!

Bedient.

Pritz, prätz! ſchlug er auf uns los! zween von uns ſchlug er die Zähne in Hals! wir hetzten die Hunde an und im Augenblick ſtreckten ihrer zween alle viere von ſich! — Toffel der Thorwärter wollt ihn nicht hinaus laſſen und er kriegt eins auf die Naſe, daß ſie ſo platt, wie ein Krugdeckel iſt: meine Achſeln — o die fühle ich nicht mehr, ſo ſind ſie zerbläuet worden.

Graf.

Wie? Hännschen iſt alſo mit ihr entflohen?

Bedient.

Nicht anders, gnädger Herr!

Schöſſer.

Schöſſer.

Er muß henken, gnädger Herr!

Graf.

Ich will gleich meinen Leuten auf dem Hofe Befehl geben. Er, Herr Schöſſer, und auch ihr (zum Ged) könnt mitgehen, und ſehen, wo ihr ihrer habhaſt werdet.

Siebenter Auftritt.

Schöſſer bleibt zurück.

Ey geht ihr zum Henker! ich bin kein Narr, daß ich mitgehe! Hännschen iſt ein verdammter Kerl! würde er ſich nicht eine Freude machen, wenn er den Schöſſer unter ſeine Hände kriegte: der würde zerhämmert werden — Ich glaube, dort ſeh ich ihn — fort! aus dem Wege —

(Er läuſt davon.)

Achter Auftritt.

Hännschen, Lieschen.

Hännschen (hält Lieschen bey der einen Hand und in der andern einen großen Zaunpfahl.)

Ich habe dich in Schutz genommen,
Nun kannſt du ruhig ſeyn!
Man ſoll mir nur zu nahe kommen:
Es ſoll ihn ſicher reun.
Ich fühle das Blut in den Adern mir wallen,
Mein Arm ſoll ihn greifen, mein Knittel ſoll fallen.
Zu Tode will ich ihn bläun!

Ja

Ja Lieschen! und wenn eine ganze Welt käm, ſo fürchte ich mich nicht! es ſoll dir nur jemand was thun — eher will ich ſterben, ehe ich dich aus den Händen laſſe!

Lieschen.

Ach Hännschen, mein liebes Hännschen, ich zittre und bebe!

Hännschen.

Du haſt geſehen, wie ich mit den Purſchen, die ſich mir widerſetzten, herumgeſprungen bin; und itzt, da ich dich vollends in Armen habe, ſo habe ich mehr Muth als ein ganz Regiment Soldaten! laß ſie nur kommen, laß ſie kommen.

Lieschen.

Ach! Hännschen! hörſt du das Geräuſche? ſie kommen, o ſie kommen —

Hännschen (der ſich in Poſitur ſtellt.)

Den Rücken muß ich frey haben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, die Leute des Grafen, Bauern und Bäuerinnen.

(Hännschen will auf ſie los gehen.)

Graf (der hervortritt.)

Halt!

Hännschen (läßt ſeinen Prügel fallen.)

Ah! gnädiger Herr! ſind Sie da? Ihre Gegenwart alleine erinnert mich an meine Pflicht und an meinen Gehorſam. Ach! machen Sie mit mir, was Ihnen gefällt. Von Ihnen nehme ich Leben und Tod an!

Lieschen.

v. 1.

Sehn Sie meine Thränen fließen,
Meiner Liebe heißen Schmerz!
Gnädger Herr, ach! ach! verſchließen
Sie vor ihm nicht ganz Ihr Herz.
Könnt ich Hännschen ja gefallen:
O wem fällt die Strafe zu?

Hännschen und Lieschen wechſelsweiſe.

Mir! ich liebte dich vor allen,
Mir! ich liebte mehr als du.

Hännschen.

v. 2.

Nein, von meinen erſten Sorgen
Warſt du ſtets der Gegenſtand!
Mich ſah der bethaute Morgen,
Wie ich Blumen für dich band.
Roſen pflückt ich und Jesminen,
Um dein Bette zu beſtreun:
Beyde. Wollt ich nicht dein Herz verdienen?
Nein, das war vorher ſchon dein!

Hännschen und Lieschen.

v. 3.

Sehn Sie unſre Thränen fließen,
Unſrer heißen Liebe Schmerz!
Gnädger Herr, ach! ach! verſchließen
Sie vor uns nicht ganz Ihr Herz.

K.

L. Hab ich Hännschen ja gefallen,
H. Hat mir Lieschen ja gefallen,
Beyde. O wem fällt die Strafe zu?
Wechſels- Mir! ich liebte dich vor allen.
weiſe. Mir! ich liebte mehr als du.

Hännschen.

Nein, gnädger Herr! an meinem Leben iſt mir gar nichts gelegen! Aber erbarmen Sie ſich meines armen Lieschen! ich weis, ſie wird aus Freundſchaft für mich ſterben. Der Schöſſer bringt ſie noch zur Verzweiflung! Er ſpricht, ich weis nicht warum? ſie ſollte Kinder kriegen, von denen ich Vater wäre, und dieſe Kinder würden uns doch nicht für ihre Aeltern erkennen wollen!

Lieschen.

Ja, gnädger Herr! die armen Kinder würden noch ihre Mutter verfluchen, ſie würden Hunger ſterben müſſen, ſie würden — ach! ich weis ſelbſt nicht was —

Schöſſer (zum Graf.)

Aber gnädger Herr, können Sie denn das verdammte Geſchwätz ſo mit anhören?

Graf (bey Seite.)

Ihre Unſchuld geht mir zu Herzen.

Hännschen.

Ich geſtehe, daß ich unrecht gethan habe! aber, noch einmal, gnädger Herr, nehmen Sie ſich nur der armen Wayſe an! Muß ich mich ja von meinem lieben Lieschen trennen — ie nun, ſo will ich unter

Ihrem Regimente Soldat werden. Mit Freuden will ich für Sie alle Gefahren ausſtehen, für Sie will ich ſterben. Ja, ich will weiter nichts, da ich Lieschen nicht mehr habe. Ich will die Wege ausbeſſern, hacken, graben, Gräben heben, Ihre Wälder und Ihre Gärten verzäunen. Früh vor Tage ſoll man mich ſchon auf Ihren Feldern und in Ihren Weinbergen ſehen: und alles das nicht aus Zwang, — ich will mir auch daraus kein Verdienſt machen: nur nehmen Sie ſich meines Lieschens an, das ſoll meine ganze Belohnung ſeyn — Ach, gnädger Herr, Sie ſind ja ſo mitleidig! wenn Sie Arme und Unglückliche ſehen, ſo eilen Sie ihnen zu Hülfe! Sie pflegen immer zu ſagen, „ich weiß, ſie ſind was ich bin; ie, die armen Leute ſind ja auch Menſchen.„

Lieschen.

Nein, gnädger Herr, wenn Sie Hännschen beſtrafen, ſo beſtrafen Sie mich auch mit! ich fühle es zehnmal mehr, wenn er leidet, als wenn ich leide! ich kann auch arbeiten, ja ich kann auch ſterben —

Graf (mit einer Lebhaftigkeit, die mit einigem Verdruſſe begleitet iſt.)

Steht auf, meine Kinder, ſteht auf! (bey Seite) Auch wider Willen bin ich gerührt! (laut) Herr Schöſſer, ſchreib Er, was ich Ihm befehle —

Schöſſer.

Recht ſo! recht! — doch, gnädger Herr, ich wünſchte, daß bey ſeiner Beſtrafung auch einige

Rück-

Rückſicht auf die Beſchimpfung möchte genommen werden, die er mir heute angethan.

Graf.

Und was iſt das?

Schöſſer.

Er hat mich heute in ſeinen Schaafſtall eingeſperrt, aus dem ich mit größter Lebensgefahr entkommen bin. Von dem Giebel bin ich herab geſtürzt, und noch fühle ichs in allen meinen Gliedern.

Graf.

Je, wie kam Er denn in Hännschens Schaafſtall?

Schöſſer.

Ich wollte ihm aus wahrer Menſchenliebe Lieschens verlohrnes Lämmchen ſuchen helfen —

Hännschen.

Nein, gnädger Herr —

Schöſſer.

Glauben Sie es nicht; es iſt lauter Betrug! lauter Verläumdung!

Graf.

Schweig Er! rede, Hännschen.

Hännschen.

Indeſſen, daß ich bey meinem Lieschen tändelte, hatte er ihr kleines liebſtes Lamm, das ich ihr zu ihrem Geburtstage geſchenkt, von unſrer kleinen Heerde weggenommen.

Lieschen.

Ja, er wollte mirs zwar wieder geben, wenn ich ihn lieben wollte: aber — ſehn Sie ihn nur an; das konnte ich ja nicht —

Hännschen.

Ich erfuhr, wo ers hingeſteckt hatte: nahms ihm wieder weg: lockte ihn durch dieſes Glöckchen (er zieht es heraus) in meinen Schafſtall, wo ers zu finden glaubte, und ſperrte ihn ein Ach! freylich wars eine kleine Bosheit, und auch dafür verdiene ich Strafe!

Schöſſer.

Die ſchrecklichſte, die entſetzlichſte

Graf.

Freylich wohl! nun ſo ſchreib Er.

Lieschen.

Ach! ich zittre!

Hännschen.

Ich bin verlohren, Lieschen!

Schöſſer.

Du ſollſt an mich gedenken! (Zu den Bauern gravitätiſch Ihr andern nehmet ein Beyſpiel daran!

Graf.

Nun, wenn wirds? ſo ſchreib Er einmal — (er ſieht Hännschen und Lieschen an, und ſcheint ſehr gerührt,) daß ich — daß ich — Hännschen und Lieschen vergebe. Ja, ſo ſey es! Warum ſollte ich ein paar ſolche

ſolche Herzen trennen, die für einander gemacht ſind? Ihr könnet Euch ungeſtraft lieben! Ja, meine guten Kinder, Ihr ſollet dasjenige erhalten, was Eure Liebe rechtmäßig machet! Seyd einander ſtets ſo treu, wie itzt, und ſeyd glücklich!

Lieschen und Hännschen.

Ach! gnädger Herr!

Lieschen.

Wenn mein Herz — —

Hännschen.

Wenn unſre Wünſche —

Graf.

Laßt mich, laßt mich — Eure Erkänntlichkeit würde mir die ganze Belohnung rauben. Ich habe nichts als meine Pflicht gethan. O wie weit glücklicher iſt der, der giebt, als der, der empfängt!

Lieschen (die vor Freuden weint.)

Ach! meine Thränen — fließen — ſo zahlreich —

Hännschen.

Der gute, der unvergleichliche Herr!

Schöſſer.

Ich möchte des Teufels werden!

Graf.

(Auf die Seite, indem er Lieschen anſieht.) Ah! was für Reiz! welche Anmuth! kommt, meine Kinder, umarmet mich! ich will für Euch beyde ſorgen. Ihr ſeyd ein Bild der wahren Glückſeeligkeit. Durch Unſchuld und Einfalt habt Ihr alles. Nur in den Hütten herrſcht eine ungeſchminkte Zärtlichkeit, und die ächten Empfindungen der Liebe, die alleine wahrhaftig glücklich machen!

(Es wird getanzt.)

Divertiſſement.

Graf.

V. 1.

Alle, die in dieſen Gründen
Wahrer Liebe Glück empfinden,
Lad ich zu den frohen Reihn
Dieſer Hochzeitſeyer ein!

Zwo Perſonen.

Zwey ſich liebend treuen Herzen
Lächelt Hymens ſanfter Blick!
Amor krönt nach ſeinen Schmerzen
Sie mit ſeinem ganzen Glück.

V. 2.

Soll die Lieb Euch Glück gewähren,
Herzen, laßt Euch ſie belehren!
Seyd, wie er, an Treue reich,
Und an Zärtlichkeit ihr gleich!

Zwo Perſonen.

Zwey ſich liebend ꝛc.

v. 3.

Eitler Glanz und Pracht ermüden.
Durch ſie wird kein Herz zufrieden:
Wenn Ihr wahres Glück begehrt:
Seyd durch Unſchuld deſſen werth!

Zwo Perſ.

Zwey ſich liebend ꝛc.

v. 4.

Soll Euch Hymen glücklich machen,
Laſſet Amorn immer lachen:
Aber zwiſchen Euch, Euch Zweyn
Miſche ſich kein Drittes ein.

Zwo Perſ.

Zwey ſich ꝛc.

Hännschen.

Schönen, die ſich ſchöner dünken,
Wenn ſie falſche Farben ſchminken:
O beſeht mein Mädchen nur!
Gleicht die Kunſt wohl der Natur?

Zwo Perſ.

Zwey ſich ꝛc.

Lieschen.

Witz und hohe Worte wählen
Nie empfindungsvolle Seelen:
Preiſt die Kunſt auch noch ſo ſehr,
Hännschens Blick ſagt zehnmal mehr.

Zwo Perſ.

Zwey ſich ꝛc.

(Die Mädchen des Dorfes bringen Hännchen Bänder, und die jungen Purſche Blumenkränze, womit ſie ſie tanzend umſchlingen.)

Rundgeſang.

Graf.

Die Liebe, die dies Paar entzündet,
War beyder ſüßer Wunſch allein:
Auf einem Thron von Blumen findet
Es izt das Glück, vergnügt zu ſeyn.
Der falſchen Hoheit lachen beyde:
Ihr Glück iſt Unſchuld, Lieb und Treu!

Chor.

Ach! ungefühlt iſt jede Freude,
Iſt nicht auch unſer Herz dabey.

Schöſſer.

Dieß Glück, die Freude muß ich ſehen?
O Himmel, wie das wehe thut!
Nun mag ich drohen, ſchimpfen, ſchmähen,
Was hilft mein Schelten, meine Wuth?
Ha! wie verrätheriſch lachen beyde!
Und beyde lieben ohne Scheu?

Chor.

Ach! ungefühlt iſt ꝛc.

Gretchen.

Wohl mir! ich bin gerächt, Herr Schöſſer!
Herr Schöſſer! ey was ſagt Er nun?
Was gilts? Er thut nun mit mir beſſer?
Doch werd ich deſto ſpröder thun!
Stehl Er nur Schäfchen von der Weide,
Die ſchlaue Liebe lacht dabey.

Chor.

Ach! ungefühlt iſt ꝛc.

Lieschen.

Das Mädchen eines Reichen ſchmücket
Ein Putz von Gold und Demant ſchwer!
Die Blume, die mir Hännschen pflücket,
Gilt mir durch Liebe zehnmal mehr!
Vom Kummer fern, und fern vom Neide
Leb ich vergnügt und liebe treu.

Chor.

Ach! ungefühlt ꝛc.

Hännschen.

Durch äuſern fremderborgten Schimmer
Gefällt man doch nicht allemal:
Ein zärtliches Gefühl iſt immer
Das Mittel zur beglückten Wahl.
Was hilft das prächtigſte Geſchmeide?
Iſt nicht das Herz voll Lieb und Treu.

Chor.

Ach! ungefühlt ꝛc.

(Der Schulmeiſter und der Brautführer bringen mit großen Ceremonien eine Wiege von Weiden geflochten und mit Blumen geſchmückt.)

Schulmeiſter und Brautführer,
oder auch einer.

Heh! guten Tag und vieles Glücke!
Nun ſeyd Ihr, Kinderchen, ein Paar:
Wir bringen Euch dies Meiſterſtücke,
Ihr braucht es doch fein bald, nicht wahr?
Dies iſt der Liebe Augenweide,
Kömmt zu der Zweye noch die Drey.

Chor.

Ach! leer iſt ſelbſt die Ehſtandsfreude,
Iſt dieß Geſchenk nicht auch dabey.

Ans Parterr.

Hännschen.

Wir laden Euch zum Hochzeitſchmauße
Ohn alle Complimenten ein:

Lieschen.

Ihr ſeyd ja Freunde von dem Hauſe,
Drum werdet Ihr zufrieden ſeyn.

Beyde.

Beyde.

Nicht wahr? von Tadelſucht und Neide
Bey unſerm Glück ſeyd Ihr ganz frey?

Chor.

Denn ach! wir kennen keine Freude,
Seyd Ihr, Ihr Gönner, nicht dabey!

Ende des Stücks.

Komiſche
Opern.

Von

C. F. Weiße.

Zweyter Band.

Frankfurt und Leipzig, 1777.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die verwandelten Weiber,

oder

Der Teufel iſt los.

Eine komiſche Oper
in drey Aufzügen.

Spielende Perſonen.

Herr von Liebreich, ein Landedelmann.
Frau von Liebreich, deſſen Gemahlinn.
Jobſen Zeckel, ein Schuhflicker.
Lene, deſſen Frau.
Mikroſkop, ein Zauberer.

Kellner, **Koch**, **Kutſcher**, **Bedienter**,	des Herrn von Liebreich.
Hannchen, **Lieschen**,	Mädchen der Frau von Liebreich.

Andreas, ein blinder Muſikante.
Verſchiedene Bediente, Unterthanen und Nachbarn des Herrn von Liebreich.
Etliche Geiſter.

Der Schauplatz iſt bald in des Herrn von Liebreichs Hauſe, bald in des Schuhflicker Zeckels Wohnung.

(Nach dem Devil to pay or the Wives metamorphosed des Herrn Coffey.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Des Schuhflickers Haus.

Jobſen, Lene.

Lene.

Ich bitte dich, lieber Jobſen, bleib immer dieſen Abend bey mir, und mache dich einmal zu Hauſe luſtig!

Jobſen.

Halts Maul, Frau, und ſpinne! denn wenn mirs an Draht fehlt, ſo will ich dich, kraft meiner unumſchränkten Macht, dafür züchtigen, wie ſichs gebühret.

Lene.

Ach ja, das weis ich wohl! Wenn du in die Schenke läufſt, das Deinige verthuſt, und voll, wie ein Sack, wieder nach Hauſe kömmſt, ſo biſt du kein Menſch, und hältſt auch andre nicht dafür.

Jobſen.

Wie? willſt du raiſonniren, Rabenaas? du unterſtehſt dich, mein Hausregiment zu tadeln? weißt du wohl, daß ich König und Herr in meinem Hauſe bin?

Lene.

König und Herr! ja, du ſiehſt einem ähnlich! —

doch noch einmal, Jobſen, geh immer dieſen Abend nicht in die Schenke!

Jobſen.

Gut! ich will dir folgen, aber werde mir nicht ſtolz darauf! Zu Hauſe werde ich zwar nicht bleiben; aber . . .

Lene.

Aber da bin ich gebeſſert. Wenn du nicht in der Schenke trinkſt, ſo trinkſt du bey deinen Saufbrüdern!

Jobſen.

Halts Maul, Ding! du wirſt doch nicht verlangen, daß ein Mann, wie ich, deinetwegen keine Aſſemblee mehr beſuchen ſoll? Ich bin dieſen Abend zu des Junker Liebreichs Kellner gebeten, und da will ich mich recht fürſtlich im Punſch betrinken. Wir ſollen einen Napf haben, ſo groß — ſo groß, daß man drinnen ſchwimmen kann.

Lene.

Aber, lieber Mann, die Leute ſprechen ja, die neue gnädige Frau ließe niemanden über ihre Schwelle? ſie gönnte ihren Bedienten nicht einen Trunk Kofent, und hätte ſchon manchen von ihren Leuten mit blutigem Kopfe fortgeſchickt, weil ſie nur nach Biere gerochen?

Jobſen.

Ich wollte, daß der Henker den Zankteufel ſchon lange geholt hätte: ſie hat ſchon dem guten Junker den Kopf ganz verrückt. Aber dem Himmel ey

Dank!

Dank! ſie ſchmauſt einmal bey ihren Verwandten in der Nachbarſchaft, und wir denken, das Ungewitter ſoll ſie nicht nach Hauſe führen. Siehſt du? dieſe Gelegenheit muß man ſich zu Nutze machen. Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſo tanzen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken. Wir haben einen Muſikanten beſtellt, und werden, wie die Böcke, herumſpringen.

Lene.

O lieber Mann! laß mich mitgehen! du weißt, ich tanze ſo gern!

Jobſen.

Wie? verwegenes Ding! du wollteſt in eine Geſellſchaft von ſolchen glattbärtigen Kerlchen gehen, die nichts thun, als eſſen, trinken und ſchlafen? nein, nein! ich will kein Thier mit Hörnern werden.

Lene.

Ich weis gewiß, ich würde willkommen ſeyn! du haſt mir ſchon ſeit unſrer Hochzeit verſprochen —

Jobſen.

Nichts, nichts! unterſteh dich noch ein Wort zu verlieren! — Geh und ſpinne, oder mein Knieriem ſoll ſich erſchrecklich um dich herum winden.

Das allerbeſte Weib bleibt doch
Des Mannes ärgſte Plage:
Doch quält ſie ihn mit Zank und Schreyn;
So häng er ihr den Brodtkorb hoch,
Und ſorge, ihr mit jedem Tage
Den Rucken zehnmal abzubläun.

Lene.

Ja ja, wir armen Weiber müſſen immer die Sklavinnen unſrer Männer ſeyn.

Immer Bier und Brantewein
Muß den Herrn zu Dienſten ſeyn:
Aber wir
Sitzen hier,
Dürfen uns niemals erfreun:
Und wenn wir darüber ſchreyn;
Weh uns armen Weiberlein!

O die Hofmädchen ſind gewiß auch dabey, und wer weis, was vorgeht, weil ich nicht dabey ſeyn ſoll.

Jobſen.

Ich glaube gar, das Ding läßt ſich einfallen, eiferſüchtig zu ſeyn? Und wenn mirs auch einfiele, einer ans Kinn zu greifen, weißt du wohl, daß dazu eine Frau nicht muchſen darf?

Lene.

So? ie nun, ſo kann ich mir auch einmal die glattbärtigen Kerle laſſen ans Kinn greifen.

Jobſen

Wie, Mutz? unterſteh' dichs! ich rathe dir! das iſt was ganz anders. Du mußt wiſſen, daß der große Mogul ein ganzes Regiment von Weibern hat, und ich bin mehr, als zehn große Moguls: denn er iſt doch nichts weiter, als ein blinder Heyde, der in die Hölle kömmt.

Lene.

Ich möchte auch wiſſen, was er mit funfzig Weibern anfangen wollte?

Jobſen.

Jobſen.

Was, was? du Närrin? das weißt du nicht? Sie ſchreyen ihm die Ohren voll, und er klopfet ſie der Reihe nach durch. Hahaha!

Lene.

Pfui, Zeckel! ich möchte keinen großen Mogul zum Manne haben; und wenn ich funfzig Männer haben könnte, ſo würdeſt du mir doch immer der liebſte ſeyn.

Jobſen.

Nun, das iſt brav, Lene. Ich verſpreche dir, ich will kein großer Mogul werden. Du verdienſt, daß ich großmüthig gegen dich bin: (er ſuchet die Schubſäcke durch) da, Lene, haſt du ſechs Pfennige; thu dir was zu gute, weil ich nicht zu Hauſe bin.

Lene.

Ja, für ſechs Pfennige; das wird was rechts werden!

Jobſen.

Wie, Närrin, biſt du ſo reich, daß ſechs Pfennige für dich nichts ſind? meine ganze Kaſſe! Kaufe dir für 1 Pfennig Aepfel, für 1 Pfennig Pflaumen, für 1 Pfennig eine Semmel, und für 3 Pfennige ein Nößel Bier, ſo haſt du ein fürſtlich Traktement. Du kannſt die Katze dazu in Schwanz kneipen, ſo haſt du Tafelmuſik, und wenn du tanzen willſt, ſo eröffne den Ball mit dem Spinnrocken. Hehehe!

Lene.

Wenn ich nun auch ſpräche, wenn du mich küſſen willſt: geh, reibe dir den Bart an der Schuhbürſte?

Jobſen.

Lene, Lene, thu mir nicht ſo klug! So bald die Weiber klug werden, ſo iſt der Mann geliefert. Wären ſie es in der Stadt weniger, ſo brauchten die Männer nicht ſo viel Baſtarte zu ernähren. Fort, an die Arbeit! führe dich hübſch mit deinem Spinnrocken auf: meine Geſellſchaft wird auf mich warten.

(Geht ſingend ab.)

Das allerbeſte Weib bleibt doch
Des Mannes ärgſte Plage:
Doch quält ſie ihn mit Zank und Schreyn;
So häng er ihr den Brodtkorb hoch,
Und ſorge, ihr mit jedem Tage
Den Rücken zehnmal abzubläun.

Zweyter Auftritt.

Lene alleine.

Schon gut! ich will ihm zum Poſſen auch das Spinnrad nicht anrühren. — Aber es fällt mir noch was ein. Wenn mein Zeckel dort iſt, ſo will ich hingehen, und ſagen: Der Gerichtshalter hätte fragen laſſen, ob ſeine Schuhe geflickt wären? Die übrigen werden doch ſo höflich ſeyn und ſprechen: „Nein, „wir laſſen Lenchen nicht wieder fort: ſie muß bleiben. Da, Lenchen, hat ſie auch ein Gläschen „Punſch!„ — Je nun, wenn mir Jobſen auch einen Knips gibt. —

Ohne Müh iſt ſelten Brodt;
Freude ſelten ohne Noth;
Nie ein Ehmann ohne Plage;
Kinder niemals ohne Klage:
Doch wünſcht jede, ſo wie ich,
Brodt und Mann und Kinder ſich!

Sie geht ab.

Dritter Auftritt.

Kellner, Koch, Bedienter, Kutſcher, Lieschen, Hannchen.

(Die Scene ſtellt einen Saal in Junker Liebreichs Hauſe vor.)

Kellner.

Nun wollte ich, daß der blinde Muſikante und unſere Nachbarn kämen. Der Napf Punſch iſt fertig. Ah! das iſt ein Getränke! — Wenn uns nur nicht der Henker unſere Frau über den Hals führet.

Lieschen.

Behüte uns der Himmel! Seit ich in dem Hauſe bin, habe ich keine vergnügte Stunde gehabt. Das iſt ein Zankteufel!

Kellner.

Ich wette drauf, auf einem Zuchthauſe gehts luſtiger zu, als bey uns. Es dauert mich nur der Junker: er iſt der beſte Herr von der Welt! Nichts als Liebe und Freygebigkeit!

Bedienter.

Seit ſie ins Haus gekommen iſt, hat ſichs Oberſte zu unterſt gekehret, vom Himmel zur Hölle!

Hannchen.

Seine vorige Frau war die Güte ſelbſt!

Kellner.

Sie wars, ja gewiß ſie wars! Ach! der Himmel gebe ihr eine ſanfte Ruhe! Aber die hat eine Legion Teufel im Leibe: ſtets ſchmeißt ſie wie eine Furie um ſich.

Lieschen.

Wahrhaftig, ich fühls am beſten! Wenn ihr früh der Spiegel die Wahrheit ſaget, ſo kriege ich gewiß ein Dutzend Ohrfeigen.

Hannchen.

Ich dächte, niemand fühlte es mehr als ich. Wenn ſie des Morgens nicht ausgeſchlafen hat, und vor Galle grün und gelb ausſieht, ſo kann ich drauf rechnen, daß ich auf den Abend braun und blau ausſehe.

Lieschen.

Heute Morgen foderte ſie ein Glas Waſſer. Ich bring ihr eins. Schwaps hatte ichs ins Geſichte. Hannchen konnte ſich des Lachens nicht enthalten: Schwaps hatte ſie eine Ohrfeige! Aber es ſoll auch die letzte ſeyn, die ſie mir giebt. Morgen des Tages ſage ich ihr den Dienſt auf.

Hannchen.

Es wackeln mir noch alle Zähne davon. —

Koch.

Ich wollte, daß ſie der Henker holte! Denn führt er ſie einmal in die Küche, ſo geht Topf und Tiegel nach meinem Kopfe: prietz pratz, ein Stück nach dem andern! Ein Zotelbär iſt ein höflicher Thier, als ſie. Ich fodere meinen Lohn und ziehe ab.

Bedienter.

Der Himmel ſteh unſerm armen Herrn bey! das Teufelsweib bringt ihn noch unter die Erde. Ich will noch heute meinen Dienſt aufkündigen, und damit holla: ich ziehe ab.

Kutſcher.

Ihre Zunge iſt in beſtändiger Bewegung, und ſie hat eine ſo verdammte helle Pfeife im Halſe, daß einem die Trummel im Ohre zerſpringen möchte. Wer wollte in einem ſolchen Hauſe bleiben? Ein Kutſcher muß gute Worte kriegen, und ſeine Pferde ſatt Haber und Heu! Ich ziehe ab. Sie mögen ſehen, wo ſie einen andern Kutſcher herkriegen: kurz und gut, ich ziehe ab.

Kellner.

Je nun, das werde ich auch thun. Wenn man ſich ſo viel ärgert, ſo bekömmt einem kein Trunk. Ich ſollte an meines Herrn Stelle ſeyn!

Koch.

Und ſie ſollte meine Frau ſeyn! Ich wollte gar anders mit ihr herum ſpringen.

Kutſcher.

Sie ſollte thürängelt werden, daß es eine Art hätte.

Bedienter.

Unſer Herr iſt ein guter Herr. Er hat ſie nicht lange: ſie ſieht eben ſo unrecht nicht aus ⸗ ⸗

Lieschen.

Lieschen.

Anſehn hin, Anſehn her!

v. 1.

Iſt das ein ſchön Geſicht,
Das oft die Wuth entſtellet,
Dem Zorn die Naſe ſchwellet,
Gluth aus den Augen ſprühet,
Ihm Stirn und Mund verziehet?
Das wär ein ſchön Geſicht?
Fürwahr! ich glaub es nicht!

v. 2.

Doch iſt es jenes nicht,
Das, wenn es Schönheit ſchmücket,
Durch Freundlichkeit entzücket,
Den Ernſt durch Scherz vergütet,
Mit Lächeln ſelbſt gebietet,
Mit Sanftmuth widerſpricht?
Fürwahr! ein ſchön Geſicht!

Koch.

Unſer Herr ſollte ſie nur mir in die Zucht geben! Wenn ihr einmal die Luſt ankäme, aufzumucken, wie wollt ich ſie —

v. 1.

O dürft ich ſie! wie wollt ich ſie! . .
Der erſte Topf
Flög ihr an Kopf,
Dann Löffel und Gabel und Meſſer::
Wie jungen Tauben dreht ich ihr
Den Hals herum: ich ſteh dafür,
Dann würd es mit ihr beſſer!

v. 2.

Ja, hätt ich ſie! wie wollt ich ſie! . .
Wie Hecht und Hahn

Fieng

Fieng ich ſie an
Zu kochen, zu ſieden, zu braten:
Nach Gutbefinden hieng ich auch
Sie zu den Schinken in den Rauch,
Was gilts! ſie ließ ſich rathen.

Kellner.

Und mir ſollte ſie einmal in Keller geraſt kommen, und mir an meine Fäſſer klopfen —

V. 1.

Zuerſt legt ich ſie unterm Hahn,
Und ließ den Wein in Hals ihr laufen;
Da ſollt und mußte ſie mir ſaufen;
Und ſtund ihr dieß nicht an:
So ruft ich meine Kellerknechte,
Wir gäben ihr die Kellerrechte
So lange, bis ſie gut gethan.

V. 2.

Gefiels ihr noch nicht, fromm zu ſeyn;
So kriegt ich eins der größten Fäſſer,
Ich nähm mein großes Spundemeſſer,
Und ſpündete ſie ein:
Dann wollten wir ſie weidlich rütteln,
Sie rollen, durch einander ſchütteln,
Was gilts, ſie ſollte klüger ſeyn.

Hannchen.

Ja ja auf eine Weile! Wo der Henker aber einmal im Kopf ſitzet, da muß der ganze Kopf herunter, ſonſt iſt alles umſonſt. Ich halte hier nicht länger aus: ich will einen Mann haben, und ohne geſunde Glieder bedankt ſich einer.

v. 1.

Krumm und lahm
Kriegt man ſelten einen Mann.
Sollt ich mich denn ſelber haſſen,
Prügeln, ſtoßen, ſchlagen laſſen?
Nein, das Ding ſteht mir nicht an.

v. 2.

Mein Geſicht
Iſt ja noch ſo häßlich nicht:
Aber ohne Zahn und Augen
Möcht es nicht zur Liebe taugen,
Und der Lieb entſag ich nicht.

v. 3.

Unſerm Herrn
Dient ich zwar von Herzen gern,
Aber ſolche ſchlimme Sachen
Weis er doch nicht gut zu machen:
Wo er iſt, iſt ſie nicht fern.

Es bleibt dabey, ich ziehe ab.

(Alle) Ja ja, ich ziehe auch ab. Wir ziehen alle ab.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Jobſen, der blinde Muſikante Andreas, und etliche Nachbarn.

Kellner.

Willkommen, willkommen, herzlich willkommen, alle mit einander! Nun, wie gehts, du ehrlicher, guter Jobſen! Ich habe dir einen wackern Napf Punſch zurechte

zurechte gemacht: ich weis gewiß, du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn.

Jobſen.

Nun! das iſt brav! ich komme auch in dem feſten Vorſatze, ob ich gleich nur ein armer Schuhflicker bin, mich ſo reich als ein Junker zu trinken. Ich bin ein ehrlicher alter Degenknopf, und ſehe den Trunk für die beſte Beſchäftigung eines rechtſchaffenen Kerls an.

Kellner.

Komm, Jobſen! Ihr andern Herren könnt auch mitkommen. Wir wollen unſern Punſchnapf in Proceſſion abholen laſſen.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen.

(Sie kommen in einem Aufzuge zurück. Der Koch geht mit den Lichtern voraus. Ihm folget Andreas. Jobſen trägt einen großen Punſchnapf. Der Kellner und Kellnerknecht gehn zu beyden Seiten mit zwey kleinern Näpfen. Die übrigen folgen paarweiſe mit Gläſern in Händen, womit ſie einen Carillon machen. Lichter, Punſch und Gläſer werden auf den Tiſch geſetzt. Jobſen ſtellt ſich in der Mitten zwiſchen den Kellner und Kellnerknecht, und die übrigen umher.)

Jobſen.

v. 1.

Auf! holder Bachus, krön die Nacht
Mit deinen Fröhlichkeiten!

Und wenn des Lebens Gram erwacht,
So hilf ihn uns beſtreiten!
Auf! fülle den mächtigen funkelnden Becher,
Daß jeder getreue und durſtige Zecher
Durch Singen und Springen die Freude vermehre,
Und jauchzend die ſchäumenden Gläſer izt leere!

v. 2.

Ja, mächtger Bachus, gieb uns Kraft,
Da wir dich trinkend bitten:
Laß von dem angenehmen Saft
Kein Tröpfchen uns verſchärten!
Gebiete den Stunden, die eilends entfliehen,
Daß ſie ſich verlängern, zu Tagen verziehen,
Und gieb ſie uns öfters, damit wir in Freuden
Das Leben genießen, und frölich verſcheiden.

Kellner.

Ein recht vollgeſtrichnes Glas her! unſer gnädigſter Churfürſt und die ganze Churfürſtliche Familie ſoll leben! hoch!

Alle.

Hoch!

Jobſen.

Dieß Glas gilt unſers Fürſten Heil!
Das Gluck ſey ſeiner Herrſchaft Theil!
Es mögen Berg und Hügel ſinken,
Wir wollen Seen trocken trinken:
Bis wieder der Berge erhabene Spitzen
Von Strahlen der Sonne die Felder durchblitzen.

v. 2.

Dieß bring ich, trauter Bruder, dir,
Und du, Herr Bruder, bring es mir!

Wenn wir den ganzen Tag durchtrunken,
Bis tief die Sonn ins Meer geſunken:
So trinket, ihr niemals verdroſſenen Brüder
Den Monden herüber, dann trinkt ihn auch nieder!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, Lene pocht an.

Lene.

Heya! heya! —

Jobſen.

Zum Henker, was für eine Heyaſtimme ſtöret uns in unſerm Vergnügen?

Kellner.

Heh! herein!

Alle.

Je Lenchen, willkommen! willkommen! das iſt brav! —

Jobſen.

Was unterſtehſt du dich, meinem Commando zuwider hieher zu kommen? Iſt dir der Punſchgeruch in die Naſe gefahren? warte, warte! ich will dich hinunter in die Entenpfütze tragen, damit du dir die Kehle ausſpühlen kannſt.

Lene.

Ach! lieber Jobſen! der Gerichtsverwalter ließ fragen, ob ſeine Schuhe fertig wären, und ich konnte ſie nicht finden.

Jobſen.

Hättſt du ihm nur geſagt, er ſollte ſeine Fußſohlen mit Zwecken beſchlagen! — Der Dieb hat mich ohnedieß das letztemal um ein neues Schock geſtraft, da ich zu tief ins Glas geguckt und im Dorfe, Feuer! geſchrien hatte, weil es in meiner Kehle brannte. Ich will ihm aber das nächſtemal einen Stifft von einer halben Elle lang in ſeine Hufeiſen ſchlagen, daß er lebenslang hinken ſoll. — Nu, du kannſt nur wieder deiner Wege gehen. — Heh Lene, lege indeſſen meinen Knieriem zurechte! du mußt für die Verwegenheit geſtraft werden, daß du mich gehindert haſt, dieß Glas in einem Zuge zu leeren.

(Sie fallen alle über Jobſen her, und bitten, daß er Lenen da läßt.)

Kellner.

Pfui, Jobſen, ein Mann muß Reſpekt in ſeinem Familium haben, aber er muß nicht mit dem Knierieme regieren. — Da Lenchen, trink eins mit uns!

Lene.

O lieber Jobſen! du ſiehſt, ſie bitten alle, wer wird denn ſo unhöflich ſeyn = =

Ein Bedienter.

Ja, Bruder Jobſen, es fehlt uns ſo an Frauenzimmerchen. Wir wollen eins tanzen, und deine Frau ſoll unſere Ballköniginn ſeyn.

Jobſen.

Ha! Gälſchnabel! willſt du mir etwan die Krone machen?

Alle.

Ja, Lenchen muß hier bleiben.

Kellner.

Kellner.

Ja, ſie muß! Ich hör ſie gern ſingen, und ich weis, Lenchen ſingt, wie ein Staarmätzchen: ſie muß mir eins ſingen —

Alle.

Ja, Lenchen muß eins ſingen.

Jobſen.

Nun, weils der Herr Bruder Kellner ſo haben will, ſo bedanke dich bey ihm, wenn ich einmal ein Auge zudrücke.

Lene, ſinge du!
Ich, ich trinke dazu,
Und kann ich nicht mehr trinken,
So will ich dir ſchon winken!
Izt, izt ſinge du!
Ich, ich trinke dazu:
Denn izt kann ich noch trinken.

Lene.

Aber ich ſchäme mich vor ſo vielen Herren!

Kellner.

Nun nun, wenn du getrunken haſt, ſo wirſt du dich ſchon nicht mehr ſchämen.

Lene trinkt.

Wohl dann! auf Geſundheit des Herrn Kellners und der ganzen werthen Geſellſchaft.

Alle.

Hoch!

Lene.

V. 1.

Ohne Lieb und ohne Wein,
Was wär unſer Leben?

Alles, was uns kann erfreun,
Müſſen dieſe geben.
Wenn die Groſſen ſich erfreun,
Was iſt ihre Freude?
Hübſche Mädchen, guter Wein,
Einzig dieſe beyde!

v.

Sieger, die des Siegs ſich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen ſich beym Wein
Und bey ſchlauen Tänzen:
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wenn wir dürſten:
Aber gebt uns Lieb und Wein:
O, ſo ſind wir Fürſten!

Alle.

Aber gebt uns Lieb und Wein,
O, ſo ſind wir Fürſten!

(Sie machen ein verwirrtes Geſchrey.)

Lieschen.

Ich dächte, Kinder, wir fiengen immer an zu tanzen.

(Sie nimmt den Koch.)

Hannchen.

Nun, Vater Andres, ſtreicht auf.

(Sie nimmt den Bedienten.)

Lene.

Komm er her, Herr Kellner: ich tanze mit ihm.

(Sie ſtellen ſich in die Reihe, und fangen ein Deutſches an zu tanzen: indem kömmt die Edelfrau mit groſſem Geſchrey: jedes will ſich verbergen, und rennt wider einander an.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Herr und Frau von Liebreich.

Edelfrau.

Himmel und Erde! was giebts in meinem Hauſe? Iſt der Teufel gar los? was für eine Heerde wilder Menſchen iſt hier? ‥ (zum Kellner) Heh Schlingel, rede!

Herr von Liebreich.

Seyn Sie ruhig, meine Liebſte! ich ſeh es gern, wenn meine Leute ſich nach der Arbeit eine kleine Ergötzlichkeit machen.

Edelfrau.

Bekümmern Sie ſich um ſich! ich will in meinem Hauſe Herr ſeyn.

Herr von Liebreich.

Ich dächte, Madam, dieß Haus gehörte mir ſo wohl als Ihnen?

Edelfrau.

So? habe ich Ihnen darum ſo viel zugebracht, daß Sie meiner vor dem Pöbel ſo mißhandeln? Wiſſen Sie nicht, wer hier zu befehlen hat? Gehen Sie zu Ihren Hunden und Pferden, wo Sie hingehören: ich aber will hier befehlen und mir nicht von einem ſolchen Dorfjunker, wie Sie ſind, widerſprechen laſſen.

Herr von Liebreich (bey Seite.)

Nun! das heißt auch an ein beſtändiges Ungewitter verheyrathet ſeyn: bald werde ichs nicht länger ausſtehen.

Edelfrau.

Ihr lüderlichen Schurken und unverſchämten Menſcher! ich will euch lernen Leckerbisſchen freſſen und mich beſtehlen!

Kellner.

Ich dachte, gnädige Frau, weil Sie heute nicht zu Hauſe wären, wir dürften uns auch einmal einen Feyertag geben.

Edelfrau.

Einen Feyertag, Schlingel? einen Feyertag auf deinen Kopf! (ſie reißt ihm die Mütze aus der Hand, und ſchlägt ihn damit) — Und du, Mutz, (zu einer von den Mädchen) unterſtehſt dich, nach einer lüderlichen Fidel herum zu ſpringen?

(Sie zupft ſie bey den Ohren.)

Lieschen.

Au weh! meine Ohren! meine Ohren!

Herr von Liebreich.

Ich bitte, Madam, vergeſſen Sie doch Ihr Geſchlecht und Ihren Stand nicht.

Edelfrau.

Und Sie nicht Ihren Unverſtand! Sie ſollen mir nicht Lehren geben: Ich leide es ein für allemal nicht — (Zum Kutſcher) Wer ſteht denn hier ſo eingewickelt? Je du infamer Kerl = = =

(Sie ſchlägt ſie alle, Jobſen kriecht immer durch.)

(Zu Jobſen) Und du, Spitzbube, was machſt du in meinem Hauſe?

Job=

Jobſen.

Ich bin ein ehrlicher braver Schuhflicker und groſſer Sänger! Wenn Ihro Gnaden fleißiger in die Kirche giengen, ſo würden Sie mich über die ganze Gemeinde wegſchreyen hören.

Edelfrau.

Warte! warte! ich will es hier hören!

(Sie ſchlägt auf ihn los.)

Jobſen.

Verflucht! iſt denn hier gar der Teufel los?

Das allerbeſte Weib bleibt doch
Des Mannes ärgſte Plage: —

Edelfrau.

Wie, Spitzbube, Kerl, Schurke! du unterſtehſt dich ⸗ ⸗

Herr von Liebreich.

Nun, wird das Ding denn nicht bald ein Ende nehmen? Nein! das iſt unausſtehlich!

Edelfrau.

Ich unglückliche Frau! ach! konnte der Himmel wohl einer ſo frommen und chriſtlichen Frau, als ich bin, einen ſo gottloſen Mann geben!

Lene.

(kriecht immer ihrem Manne nach.)

O wäre ich doch nimmermehr hieher gekommen!

Jobſen.

Da ſiehſt du, wies geht, wenn man ſeiner Obrigkeit nicht gehorchet!

Edelfrau (wird ſie gewahr.)

Ha! was iſt denn das für ein Nickelchen?

Jobſen.

Es iſt eine ehrliche Frau! O wenn alle Weiber ſo unter der Herrſchaft des Knieriems, wie ſie, ſtünden, ſo würden ſie ſich nicht ſo ungebärdig ſtellen.

Edelfrau.

Was murmelſt du da in Bart, Kerl?

Jobſen.

Das allerbeſte Weib bleibt doch
Des Mannes ärgſte Plage: —

(Lene hält ſich beſtändig an ihren Mann an; dieſer kehrt immer wieder zurücke, wenn ihn die Edelfrau fortgejagt hat und ſingt:)

Das allerbeſte Weib ꝛc.

Edelfrau.

Dieb! Spitzbube! Galgenſchwengel!

(Jobſen läuft endlich mit Lenen davon: ſie wird den blinden Muſikanten, Andreas, gewahr.)

Edelfrau (zum Andreas.)

Und du, blinder Dieb, unterſtehſt dich noch hier zu lehnen? warte! ich will deinem Gequäcke auf einmal ein Ende machen.

(Sie reißt ihm die Geige aus der Hand und zerſchlägt ſie an ihm.)

Andreas.

Mord! Mord! ich armer blinder Mann! welchen Weg ſoll ich laufen? — O Himmel! meine Geige! womit werde ich nun meine Frau und Kinder ernähren!

Herr von Liebreich.

Hier, armer Mann, nehmt euren Stock und geht! — da habt ihr etwas, kauft euch eine andere.

(Er führet ihn ab.)

Edelfrau.

Immer geſchenket und immer gegeben,
Sich ſelbſt nicht, und nur andern leben,
Heißt bey Verſchwendern, wohlgethan!
Man giebt, verſchenket, füllt müßige Hände,
Daß die wohlthätige Großmuth am Ende
Selbſt hungern oder betteln kann.

In Wahrheit, Sie ſind ſehr freygebig. Darnach darf man ſich wundern, wo das Geld hinkömmt?

Herr von Liebreich.

Laſſen Sie ſich unbekümmert! Es hat Ihnen bey mir noch an nichts gefehlet, und ich bin nicht Willens, Ihnen von jedem Groſchen Rechenſchaft zu geben.

Edelfrau.

So? wollen Sie mir etwan gar verbieten, daß ich nach meinem Eingebrachten fragen ſoll?

Herr von Liebreich.

Ich ſehe, man muß ſich verheyrathen, wenn man in der Welt recht unglücklich werden will: aber da man ſich endlich durch eine Eheſcheidung helfen kann, . . (Es pocht jemand) Heh! iſt keiner von den Bedienten da? — doch die armen Leute werden alle von mir verſcheucht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Kellner.

Edelfrau.

Ihr lüderlichen Schurken! wo ſteckt ihr denn alle? Wer pocht?

Kellner.

Ihro Gnaden, es iſt der Herr Dokter Mikroſkop hier; ein großer Mann, wie die Leute ſagen. Er hat ſich, glaube ich, aufs Sterngucken gelegt, ſagt einem alles, was man wiſſen will, hilft einem zu allem, was man verlohren hat, und ſoll ſo gar Kalender machen.

Edelfrau.

Was will der Kerl hier?

Kellner.

Er hat ſich unterwegens verirrt, und bittet um ein Nachtquartier; — da kömmt er ſelber.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Zauberer, die Vorigen.

Zauberer.

Ihro Gnaden verzeihen, daß ich zu einer ſo ungelegenen Zeit komme. Die Nacht hat mich überfallen, und es iſt ſo finſter, daß ich ſchwerlich den Weg nach Hauſe finden möchte. Vergönnen Sie mir nur dieſe Nacht über einen kleinen Aufenthalt unter Ihrem Dache – –

Edelfrau.

Wie? was? einen Hexenmeiſter? einen Zauberer? einen Zigeuner? das fehlte mir noch! fort! hinaus aus meinem Hauſe!

Herr von Liebreich.

(Bey Seite) Madam, ſchämen Sie ſich doch! Ich kenne den Mann ⸗ ⸗ Mein Herr, nehmen Sie es ja nicht übel! Meine Frau iſt bisweilen etwas wunderlich; allein ⸗ ⸗

Zauberer.

O ich ſehe es! Welch eine Veränderung iſt hier ſeit Ihrer ſeeligen Frauen Tode vergegangen! bey ihr war ich gar kein unwillkommner Gaſt.

Edelfrau.

Da kommſt du mir recht, Kerl, wenn du mir von ſeiner ſeeligen Frau anfängſt. Solche Taugenichts, wie du, könnten das Grabſcheit in die Fäuſte nehmen. ⸗ ⸗ Wo du mir nicht den Augenblick zum Hauſe hinaus gehſt, ſo laß ich dich hinaus prügeln.

Herr von Liebreich.

Sie ſehen, mein guter Freund, daß ich bey mir ſelbſt nicht Herr bin. Aber gehen Sie nur in das nächſte Gäßchen, da wohnt ganz an der Ecke ein Schuhflicker; hier warten Sie ein wenig: ich will indeſſen bey einem meiner Pachter fragen laſſen, ob er Sie beherbergen kann: er ſoll Sie alsdann dort abholen.

Edelfrau.

Geh mir aus den Augen, Schurke, oder ich vergreife mich noch ſelbſt an dir!

Zauberer.

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr. Glauben Sie nicht, daß ich ohne Abſicht hieher gekommen bin; denn ich hätte im ganzen Dorfe eine Herberge gefunden. — Aber die Liebe für Sie ⸗ ⸗ Ihre Unruhe ⸗ ⸗ Ihre Gemahlinn! ⸗ ⸗ Noch dieſe Nacht ſoll ſie meinen Zorn fühlen. Sie ſollen glücklich werden, oder — die Geſtirne ſollen mir meine Wiſſenſchaft nicht umſonſt gegeben haben.

(Geht ab.)

Edelfrau.

Ich glaube, der verfluchte Kerl droht mir gar? und Sie können dieß anhören, ohne ſich zu rühren? — Das Ding muß in meinem Hauſe anders werden, oder ich will meinen Kopf nicht ſanfte legen.

Herr von Liebreich.

Ja, ja, es ſoll anders werden: gedulden Sie ſich nur! Es wird auch noch ein Mittel ſeyn, mir Ruhe zu verſchaffen, und wenn es das äußerſte wäre!

Edelfrau.

Das wollen wir ſehen, das wollen wir ſehen!

(Geht ab.)

Herr von Liebreich.

Gewährt mir, ihr Götter, das einzge Begehren!
O habt ihr kein Mittel mein Weib zu bekehren,
So führet ſie zu dem entfernteſten Strand:
Hier ſey ſie von meinen Augen verbannt!

Wo nicht, ſo weiſt mir aus Erbarmen
Nur eine niedre Hütte an,
Wo ich, der Freyheit in den Armen,
Froh leben, ruhig ſterben kann.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Des Schuhflickers Haus.

Lene alleine.

Unfehlbar iſt mein Zeckel noch in die Schenke gelaufen, um ſich ein wenig ſeines Schadens zu erholen, da uns die garſtige Edelfrau die Freude verderbt hat. — Ich muß geſchwind, weil ich noch alleine bin, einmal Schnupftabak nehmen: — (ſie zieht ein blechernes Schächtelchen heraus) ich weis nicht, ſeit mirs mein Mann verboten hat, ſchmeckt mirs erſt gut, ob ich gleich nicht weis, warum?

Verbietet nur etwas der Frau, ihr guten Herrn!
Ihr könnt uns doch nicht hüten:
Dann thut mans erſt, dann thut mans gern,
Weil Männer es verbieten.
Sonſt hieß ich nur den Tabak Quark,
Schalt ihn und nahm ihn nie . .
(ſie nimmt Tabak)
Pfui, beißt er doch . . (ſie nieſt) Itzi, itzi,
Itzi — das Ding iſt gar zu arg,
Itzi, itzi, itzi!

Eilfter

Eilfter Auftritt.

Lene, Zauberer.

Lene.

(ſie fährt zuſammen, da ſie ihn ſieht)

Ach! was will der ſchwarze Mann hier? es muß wohl gar ein Magiſter ſeyn!

Zauberer.

Seyd Ihr es nicht, mein liebes Kind, wo ich warten ſoll, bis mich ein Bedienter des Junkers zu einem ſeiner Pachter führen ſoll?

Lene.

Ich weis von nichts, lieber Herr: aber wenn Ihr es haben wollt, ſo will ich Euch wohl hinführen, wo Ihr hin wollt.

Zauberer.

Iſt nicht Euer Mann ein Schuhſlicker?

Lene.

Ja, Jobſen Zeckel, mein Herr!

Zauberer.

Und Ihr heißt = =

Lene.

Hübſche Leute heiſſen mich nur Jobſens Lenchen, oder Frau Zeckeln: mein Mann aber heißt mich kurzweg, Lene.

Zauberer (bey Seite.)

Ha! meine Rache iſt ſo gut als vollzogen. (zu Lenen) Ihr werdet mich alſo zum Pachter führen, Lenchen?

Lene.

Lene.

Warum nicht? und wenns noch zehnmal weiter wäre!

Zauberer.

Ich danke Euch, meine liebe Frau, und damit ich Eure Höflichkeit in etwas vergelten möge, ſo will ich Euch Euer Glück wahrſagen.

Lene.

O Gemine, ich habe mir in meinem Leben nicht wahrſagen laſſen. — Aber was Gutes?

Zauberer.

Laßt mich einmal Eure Geſichtszüge betrachten.

Lene.

Hihihi: ich ſchäme mich. Mein Geſicht ſieht nicht gar zu reinlich aus, ich will mich erſt waſchen.

Zauberer.

Kommt! Kommt! Ihr habt ein gutes Geſicht; Ihr dürft Euch deſſen nicht ſchämen; — bald werdet Ihr es an vornehmen Orten zeigen müſſen.

Lene.

Ich? warum nicht gar? Ich rede ja ſo dumm, und gar nicht wie vornehme Leute.

Zauberer.

Man braucht nicht vornehm zu ſeyn, um gut zu reden. Drücket Euch aus, wie es Euch die Natur lehret, und faſſet einen Muth! Morgen, ehe die Sonne aufgeht, werdet Ihr das glücklichſte Weib in dieſer Gegend ſeyn!

Lene.

Ey! das wäre doch artig! morgen ſchon? Da iſt ja nur ein Tag dazwiſchen! wie kann das ſeyn?

Zauberer.

Ihr ſollt nicht mehr durch Euren unbarmherzigen Mann beunruhiget werden. Ich weis es, daß er ſtets auf Euch ſchimpfet und losſchlägt.

Lene.

(Bey Seite) O Gemine! Auch das weis er! er muß gewiß ein Hexenmeiſter ſeyn. — (Zum Zauberer) Ja, ja, mein Mann iſt wohl ein bischen arg, und wenn er einen Rauſch hat, ſo krieg ichs zu fühlen: doch das hat ſo gar viel nicht zu bedeuten.

Zauberer.

Ich ſehe ſchon im Geiſte ſchöne Möbeln, Kleider, Bedienten, und endlich gar einen Junker in Eurem Geſichte.

Lene.

Ich? einen Junker im Geſichte? o lieber Herr, wo ſteht er denn?

Zauberer.

Hier unter Eurem linken Auge — ja ganz deutlich!

Lene.

Unterm linken Auge? Schon ſo oft habe ich in mein Stückchen Spiegel geguckt und ihn niemals geſehen, — und was ſoll denn Zeckel haben?

Zauberer.

Eine Edelfrau!

Lene.

Pfui! Zeckel muß mich alleine haben.

Zauberer.

Seyd ruhig! Genug! ehe der Tag anbricht, werdet Ihr die reichſte Frau im Dorfe ſeyn, und in einer Kutſche fahren.

Lene.

In einer Kutſche? Geht, Ihr vexiret mich!

Zauberer.

Ich ſchwöre Euch bey meiner Kunſt: Ein, zwey, drey Kutſchen werdet Ihr haben. Doch ſeht Euch wohl vor! faſſet ein Herz! laſſet Euch Eure Verwandlung nicht merken, thut wie eine Edelfrau; ſonſt — wird das Aergſte folgen.

Lene.

Nun, nun, wenns darauf ankömmt, ſo will ich gewiß wie eine vornehme Frau thun. = = Ah! muß ich denn auch recht hochmüthig, recht boshaft ſeyn, und über alles die Naſe rümpfen? Das thun ja wohl auch die vornehmen Damen?

Zauberer.

Nein, man kann gefällig, liebreich, freundlich gegen jedermann, und doch eine vornehme Frau ſeyn.

Lene.

Nun, das iſt gut, denn das würde mir ſehr ſauer geworden ſeyn. = = O Gemine, eine Kutſche! eine Kutſche!

Mein ſchwellend Herz hüpft mir vor Freude,
Schon ſeh ich mich im goldnen Kleide,
Und bin nicht Zeckels Lene mehr;
Wie ſchön, wenn ich, wie große Leute,

Mich Frau Genaden rufen hör:
Da ſoll man mich, geputzt wie Bräute,
Zu Bällen und Comödien
In einer Kutſche fahren ſehn:
Wie herrlich wird das Lenen ſtehn!

O eine Kutſche! eine Kutſche!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Jobſen.

Jobſen macht große Augen.

Was zum Henker macht der ſchwarze Kerl hier?

Lene.

O lieber Jobſen! es iſt ein recht feiner Mann: er hat mir wahrgeſagt: o was für artige Dinge hat er mir nicht geſagt!

Jobſen.

Dir wahrgeſagt, und mir vielleicht ein ſchönes Paar Hörner auf den Kopf gepflanzet, heh?

Zauberer.

Dein Weib iſt tugendhaft, und du ſollſt durch ſie glücklich werden.

Jobſen.

Was? was? glücklich? durch einen ſo rupſichten ſchwarzen Teufel? Ich will nicht durch ſolche Schurken, wie du biſt, durch Mackemäthzier und Kalendermacher glücklich werden.

Lene.

Ach! lieber Mann, ſey nicht ſo böſe, wir ſollen

reich

reich werden, und eine eigne Kutſche haben, eine Kutſche!

Jobſen.

Eine Kutſche! hahahaha! Narr! einen Schubkarren, eine Radeberge = = der Henker hohl! ich glaube, der Balg iſt beſoffen. Fort zu Bette!

(Er ſchlägt ſie.)

Lene.

Ach, der Himmel ſey mir gnädig! iſt das der Anfang von meinem groſſen Glücke?

Zauberer.

Halt, unverſchämter Mann! was thuſt du = =

Jobſen.

Hinaus aus meinem Hauſe, Dieb! oder ich will dich mit meinem Knieriem hinaus führen.

Zauberer.

Ich gehe, nichtswürdiger Kerl: aber = =

Jobſen.

Schier dich fort, da haſt du noch etwas auf den Weg. — (Zu Lenen) Komm fort! zu Bette, Lene! daß du die Kutſche ausſchläfſt, ſonſt will ich ſie dir austreiben.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt die Nacht und das freye Feld vor des Schuſters Hütte vor.

Zauberer alleine.

Wohlan! ich muß mein Vorhaben ausführen: es ſoll hier eine Verwandlung vorgehen, die mich wegen der angethanen Beleidigung rächen, und, wie ich hoffe, jedes beſſern ſoll.

(Er macht mit dem Zauberſtabe einen Zirkel.)

Auf naht euch, ihr dienſtbaren Geiſter, herzu!
Erſchein itzt, o Nabiſchag, Nadir, auch du!
Die Zeit iſt dringend, auf! ohne Verweilen!
Ich will euch geheime Befehle ertheilen.
Die Klarheit der Sonne verſcheuchet euch nicht;
Der Mond verbirget ſein ſterbendes Licht!
Die Erde, bedecket vom ſchwärzeſten Flor,
Liegt tief im Schlaf, drum eilet hervor!

(Die Geiſter erſcheinen.)

Sag, Herr! was ſollen wir vollziehn?

Zauberer.

Eh noch der Finſterniß Schatten entfliehn,
Sollt ihr zum Weibe des Schuſters hier wandeln,
Und ſie in Liebreichs Gemahlinn verwandeln:
Doch Liebreichs Gemahlinn verwandelt dafür
In Lenen, das Weib des Schuſters allhier:
Laßt ſie die Erſcheinung ſo mächtig bethören,
Damit ſie nicht wiſſen, wohin ſie gehören;

Dann

Dann führet ſie in einer bezauberten Ruh,
Dem Junker die Lene, und Jobſen die Edelfrau zu;
Und dieſer Betäubung den Nachdruck zu geben,
So laßt ſich Sturm, Donner und Blitzen erheben.
(Es donnert und blitzt.)

Zweyter Auftritt.

Des Schuhflickers Haus.

(Die Geiſter bringen den ſchlafenden Jobſen getragen, ſetzen ihn vorn aufs Theater hin, und legen ihn mit dem Kopfe auf ſeinen Seſſel: Jobſen erwacht, nachdem ſie fort ſind, gähnt und ſieht ſich voll Verwunderung über ſein Lager um.)

Jobſen.

Wie? wache ich oder träume ich? Bin ichs oder bin ichs nicht? -- das iſt doch ein verwünſchter Streich! — Hier liege ich, wie ein Kalb — (er befühlt ſich) angezogen? der Henker hohl, vom Kopfe bis auf die Füße angezogen! — Hm! ich bin doch geſtern nicht ſo beſoffen geweſen, daß ich nicht von meinen fünf Sinnen gewußt hätte? — Vermuthlich bin ich gar mondenſüchtig geworden, oder der Teufel, der itzt auf dem Edelhofe reſidiret, hat ſich mit mir eine Carnevalsluſtbarkeit machen wollen. — Es iſt mir, als wenn ichs den Morgen jämmerlich hätte donnern und blitzen hören; bald ſollte ich gar glauben, daß mich ein Erdbeben aus meiner Bucht geworfen = = aber da könnte ich doch nicht angezogen ſeyn? — Doch bin ich nicht ein Narr, daß ich mir darüber den Kopf zerbreche?

Deſto beſſer, ſo brauche ich mich nicht erſt anzuziehen — (er thut, als ob er nach dem Himmel ſähe) es muß wohl ſchon um fünfe ſeyn? heh! Lene! heraus! zünde die Lampe an! — ſie ſchnarchet noch wie ein Kettenhund: ich muß ſie nur noch ein Viertelſtündchen ſchlafen laſſen, ſonſt ſchläft ſie mir beym Spinnrade ein.

(Er ſchlägt Feuer auf und zündet die Lampe an.)

Edelfrau.

Nun! was iſt das für ein Lärmen in meinem Zimmer?

Jobſen.

Der Alp träumt; ⸗ ⸗ warte, ich will dir ein Morgenlied ſingen, daß du munter wirſt:

Unter allen Handwerken von Oſten bis Weſten
Iſt immer des Schuhflickers eines der beſten:
Denn welche Kunſt beſſert, was vorher verſehrt,
Dieſelbe wird billig vor andern geehrt.
O rühmlicher Schuſter, der alle Schuhſolen
Von ſeinen werthen Nachbarn flickt!
Der niemals zum Schuhen das Leder geſtohlen,
Und alten Schuh neu wiederſchickt.

Edelfrau.

Was für ein Schlingel unterſteht ſich, mich durch ſein Brüllen aus dem Schlafe zu ſtören? warte, ich will dir lernen, wenn ich aufſtehe.

Jobſen.

Was zum Henker! redt ſie im Schlafe, oder dreht ihr das Gläschen Punſch noch den Kopf herum?

v. 1.

Es war einmal ein junges Weib
Dem Buhlen ſehr ergeben:
In manchem ſüßen Zeitvertreib
Verfloß ihr frohes Leben:
Doch bald war es um ſie gethan:
Sie ſtarb und reiſte nach dem Himmel:
Da war es zu; mit viel Getümmel
Klopft ſie hier ungeduldig an.

v. 2.

Da lief ihr Mann ſchnell an die Thür:
„Heh! wer klopft an der Thüre!“
Sie ſchrie, dein ſeelges Weib iſt hier,
Geſchwind mach auf! ich friere.
Ey, ſprach er, frier du immerhin,
Es iſt kein Platz für deines gleichen:
Ich will nicht wanken und nicht weichen,
Rief ſie, ſo wahr ich ehrlich bin!

Edelfrau.

Das iſt nicht auszuſtehn! kann ich denn keine Klingel finden? wo ſind meine Kerls? Jakob, Friedrich, Chriſtian! Welcher Flegel hat ſich unterſtanden, ſich in mein Zimmer zu ſchleichen? Unfehlbar iſts der Schlingel von Kutſcher, der immer vom frühen Morgen an nicht nüchtern wird. = = Warte, warte, ſo bald ich aufſtehe, ſollſt du zum Henker gejagt werden!

Jobſen.

Hui! der Hexenmeiſter hat ihr von einer Kutſche vorgeſchwatzt, und itzt träumt ihr vom Kutſcher und der Equipage. — Ich muß mir doch die Luſt machen und ſehen, wie lange das währt?

V. 3.

Ich will und muß trotz dir hinein,
Und deinen Brüdern allen:
Nur ihr ſeyd Schuld an unſrer Pein,
Und daß wir ſind gefallen:
Hat Adam nicht einſt das Gebot
Zu Liebe ſeiner Frau gebrochen?
Als dieſer hört, was ſie geſprochen,
So läuft er fort und iſt bald todt.

Edelfrau.

Wie! mein Gemahl! Herr von Liebreich! Sie leiden, daß man mir ſo mitſpielet? — Heh! wo ſind Sie? = = ganz gewiß ſchon wieder auf der verfluchten Jagd!

Jobſen.

Gemahl? Herr von Liebreich? was zum Henker, hat ſie mich etwan gar zum Edelmanne gemacht? Mein Name iſt Jobs Zeckel: — ein artiger Spaß! Gemahl! Herr von Liebreich!

Edelfrau.

Ja, ja, er iſt fort!

(Zeckel nimmt die Lampe, geht an ihr Bette, und zieht den Vorhang auf: ſie erſchrickt, da ſie ſich in Lenens Kleidung erblickt.)

Himmel! wo bin ich? pfui, welch ein Geruch! ein grobes Betttuch! ein ſchmutziger Vorhang! eine rauche Bettdecke! wache ich oder iſts ein Traum? Wo bin ich? wer hat mich hieher gebracht? Wer iſt der Schelm da? — ah! ich glaube gar, ich ſehe den Schlingel von Schuhflicker aus unſerm Dorfe?

Jobſen.

Jobſen.

Es könnte ſeyn; — das iſt aber doch erſtaunend! dergleichen Zeug habe ich in meinem Leben nicht von ihr gehöret. = = Heh! wenn ich meinen Knieriem kriege, ſo ſollſt du deinen Mann ſchon kennen lernen: ich will dich Mores lehren; verſtehſt du mich?

Edelfrau.

O die Unverſchämtheit iſt nicht auszuſtehen! Du? mein Mann? Hängen will ich dich laſſen, Spitzbube! Ich bin eine Dame! — Sage mir, wer hat mir den Schlaftrunk eingegeben und mich hieher gebracht?

Jobſen.

Einen Schlaftrunk! Einen Schlaftrunk! Würkt der Punſch noch bey dir? So gehts, wenn man ſo einen lieben frommen Mann hat, wie ich bin. Hätte ich dir nicht bey dem Punſchglaſe durch die Finger geſehen = =

Laßt den Weibern nur den Willen,
Seht, was kommt zulezt heraus!
Legionen Teufel füllen
Ihren Kopf und euer Haus.
Weh dem Mann, der widerſpricht!
Was er will, das will ſie nicht,
Doch ſie will, will nur nicht er,
Sie zieht hin, und er zieht her.

Edelfrau.

O! was hat mein gottloſer Mann mit mir vorgenommen? = = Hanne, Ficke, Chriſtiane, wo ſteckt ihr?

Jobſen.

Ahahaha! itzt ruft ſie gar ihre Mägde! der Hexenmeiſter hat ſie raſend gemacht.

Edelfrau.

Er ſchwatzt vom Hexenmeiſter! gewiß iſt da was vorgegangen! — Ah! was ſind das für Kleider? — (ſie bemerkt eines nach dem andern) Ein elendes wollenes Wams? Eine baumwollene Haube? Ein grober Friesrock? o ich bin aus meinem Hauſe durch Zauberey weggebracht! Was ſoll ich anfangen? was ſoll aus mir werden?

(Man bläſt draußen die Hörner.)

Jobſen.

Horch, Lene! die Jäger laſſen ſich ſchon mit den Hörnern hören! Nu, du faules Rabenaas! es iſt heller lichter Tag. An die Arbeit! an die Arbeit! komm, ſpinne, oder ich will dir ſpinnen lernen! Zum Henker! ſoll ich ſchon zwo Stunden des Morgens vor dir an der Arbeit ſeyn?

Edelfrau.

Wie? unverſchämter Kerl! kennſt du mich nicht?

Jobſen.

Ich, dich kennen? o ja, mehr als zu gut, und du ſollſt mich auch kennen lernen, eh eine Minute ins Land kömmt.

Edelfrau.

Ich bin des Herrn Hanns von Liebreichs Gemahlinn, und du, ein Schurke!

Jobſen.

Des Junker Hanns von Liebreichs Gemahlinn? — Nein, nein, Lene! ſo gar ſchlimm biſt du doch noch nicht. Der verdammte karge, tolle Teufel martert jeden, wer ihr zu nahe kömmt, halb todt: o wenn ſie meine Frau wäre, ich wollte ſie zuſammen karbatſchen ‥

Edelfrau.

Nein, länger kann ichs nicht ausſtehen: Du unverſchämter Flegel, ich will dich kriegen!

(Sie wirft die Betten, und alles was ihr in die Hände kömmt, nach ihm.)

Jobſen.

Ich bin ganz ſtarr und ſteif vor Verwunderung! In meinem Leben habe ich noch nicht ein böſes Wort von ihr gehöret! auf einmal ‥ Komm, Knieriem! ich will die Wirkung deines mächtigen Kitzels verſuchen: Warte, Nickel, ich will dich nüchtern machen.

(Er prügelt ſie.)

Edelfrau.

Mörder! Diebe! Mörder!

Jobſen.

Frau! hör einmal mit den Narrenspoſſen auf und geh ans Spinnrad! ſonſt will ich dich ſo abſchmieren, als du dein Lebetage nicht biſt gegeißelt worden, ſeit du einen Daum biſt lang geweſen. Da! nimms Rad in die Fäuſte!

(Sie wirft es zu Boden; er ſchlägt ſie.)

Edel-

Edelfrau.

Halt, halt! Ich will gern alles thun!

Jobſen.

Nun, ich dachte doch, daß ich dich wieder zu Verſtande bringen wollte.

Edelfrau.

Was ſoll ich thun? — (auf die Seite) Ich kann nicht ſpinnen.

Jobſen.

Nun, ſpinne, Rabenaas — Ich will auch an meine Arbeit gehen: Es iſt ſchon über und über Tag.

(Er trägt ſeine Sachen zuſammen.)

v. 1.

Laßt die Großen immerhin
Sich mit Staatsgeſchäften plagen;
Eines Schuſters froher Sinn
Darf darüber niemals klagen.
Es kann ihn allein
Durch Lärmen und Schreyn,
Sein Weib bisweilen vexiren;
Doch alsdann muß er ſie ſchmieren.

v. 2.

Er braucht nicht des Glückes Macht,
Dieſer falſchen Hexe, Gnaden;
Da ſie ihn ſo klein gemacht,
Was kann ſie ihm weiter ſchaden?
Ihn ſtöret niemal
Der Gläubiger Zahl:
Denn ſucht er gleich wo zu borgen,
So traut ihm niemand bis morgen.

Drit

Dritter Auftritt.

Jobſen, Edelfrau, Lieschen.

(Es klopfet jemand.)

Jobſen.

Heh! Lene! mach auf!

Edelfrau (geht und macht auf.)

(Bey Seite.) Himmel! was ſeh ich? — Meine Stubenmagd? — Ich muß hinter die gottloſe Hiſtorie kommen? — O! wo werde ich noch die Geduld hernehmen! — ich muß hören, was ſie einander ſagen.

Jobſen.

Je, was will ſie denn ſchon ſo früh, Jungfer Lieschen?

Lieschen.

Ich wollte ſehen, ob meine Pantoffeln fertig wären? Denn ſteht unſere Frau auf, ſo iſt der Teufel los. Da wollte ichs nicht wagen, einen Schritt über die Schwelle zu thun.

Jobſen.

Meine Frau hat ſie ſchon geſtern hinbringen ſollen; aber da hat das Rabenaas den Zauberdoktor bey ſich gehabt, der hat ihr das ganze Gehirn verrückt. Gewiß genug hat ſies auch drüber vergeſſen.

Edelfrau.

Ah! nun weis ich, wem ich mein Unglück zu danken habe!

Lieschen.

Ihr könnt ſie ſelber fragen, ob ſie mir was gebracht

bracht hat. Ich habe ſie geſtern nicht weiter geſehen, als da uns unſere verzweifelte Frau in der beſten Luſt ſtörte.

Jobſen.

Apropos! hat ſich das Wetter noch nicht gelegt?

Lieschen.

Was gelegt? ſie hat noch den ganzen Abend wie ein Ungeheuer getobt.

Edelfrau. (bey Seite)

O ich kann es nicht mehr aushalten!

Lieschen.

Wo iſt ſie, iſt der Teufel los.
Toben und Schreyen,
Kratzen und Speyen,
Das kann ſie blos;
Wo ſie iſt, iſt der Teufel los.

Jobſen.

Nein, was ſagt aber der Junker dazu?

Lieschen.

Was will er ſagen?
Er darf nichts wagen;
Sonſt kriegt er ſelber einen Stoß,
Und alsbald iſt der Teufel los.

Edelfrau.

Das iſt nicht auszuſtehn! (zu Lieschen) Kennſt du mich, Nickel?

Lieschen.

Was fällt Eurer Frau ein, Meiſter Jobſen?

Edelfrau.

Wie? ich ſeine Frau? Du thuſt, als ob du mich nicht kennteſt, Vettel? warte, ich will dirs lernen!

(Sie ſchlägt auf ſie los.)

Lieschen.

Zu Hülfe! zu Hülfe! Meiſter Jobſen!

Jobſen.

Biſt du raſend? ha, ich muß dir helfen!

(Er ſchlägt auf ſie zu, indem ſie Lieschen ſchlägt.)

Lieschen.

Au weh! ſie bringt mich um!

Edelfrau.

O weh! du bringſt mich um!

Jobſen.

Das will ich. Geſchwind nieder auf die Knie!

Edelfrau.

Ich? auf die Knie?

Jobſen.

Ja, nieder auf die Knie! bitte ab, oder ⸗ ⸗

Lieschen.

Was habe ich Euch aber gethan?

Jobſen.

Nieder, nieder
Auf die Knie!
Oder ſieh!
Ich fange wieder
Dich zu hämmern an,
Bis ich nicht mehr kann ⸗ ⸗
Nieder! Nieder
Auf die Knie!

Edelfrau.

O Himmel! welche Demüthigung!

Jobſen.

Himmel! welche Halsſtarrigkeit! — Ich frage, willſt du, oder willſt du nicht?

Nieder! nieder
Auf die Knie!

Edelfrau.

Nun und nimmermehr!

Lieschen.

Meiſter Jobſen, ich glaube, ſie iſt verſtockt: Laßt ſie nur gehn.

Jobſen.

Nein, meine Autorität würde drunter leiden.

Edelfrau.

Was ſoll ich anfangen? — O! ich bin außer mir.

Jobſen (ſtößt ſie nieder.)

Mit eigner Hand bring ich dich um! ⸗ ⸗ Nun! bete mir nach: Jungfer Lieschen — ich bitte —

Edelfrau.

Jungfer ⸗ ⸗ o! was muß ich ausſtehen!

Jobſen.

O was muß ich erleben! Fort! Jungfer Lieschen ⸗ ⸗

Edelfrau.

Eine Frau von meinem Stande ſo zu traktiren?

Jobſen.

Sprich nach: Eine Jungfer von ſolchem Stande ſo zu traktiren?

Lieschen.

O laßt ſie gehn, Meiſter Jobſen, ich vergebe es ihr.

Jobſen.

Nein, zum Henker! ſie muß behext ſeyn! Wenn ich berauſcht wäre, ſo dächte ich, es träumte mir; aber noch iſt kein Tropfen Branntewein über meine Zunge gekommen.

Lieschen.

Lebt wohl, Meiſter Jobſen!

Jobſen.

Sie hätte billig erſt die Execution abwarten ſollen!

(Indem er Lieschen bis an die Thüre begleitet, will ſie davon laufen.)

Ha! wo willſt du hin? warte, ich will dich - - gleich an die Arbeit, du heßliches Thier!

Edelfrau.

(Bey Seite) O! ich weis nicht mehr, was ich anfangen ſoll! Mein Herz berſtet vor Wuth! Wenn ich nur dasmal entfliehen könnte!

Vierter Auftritt.

Jobſen, Edelfrau.

Jobſen.

Nun, Rabenaas! wirſt du dich bald geben? Siehſt du? ich habe noch Fäuſte, und ſo lange die noch ganz ſind, ſoll deine Haut nicht ganz bleiben, wenn du mir ſolche Sprünge machſt! — Da blaſe die Lampe aus! Es iſt heller, lichter Tag!

(Sie bläßt das Licht aus; er ſetzet ſich auf ſeinen Schemel und fängt an zu arbeiten; und ſie geht an ihr Spinnrad)

Um Kirchthurm ſchwatzen ſchon die Dohlen
Krakrakrakra.
Hahahaha!
Es kräht der Hahn kikrikikri.
Hihihihi!
Der Guckguck ruft Cucu;
Ich aber flicke Schuh:
Was fehlt mir noch dazu!
Gluglugluglu.

Noch heute keinen Tropfen getrunken! Das muß der Pfarrer in die Dorfchronike bringen. — Heh! Leue! lange mir das Fläſchgen dort hinterm Bette her!

(Die Edelfrau bringt ihm ein Branntweinsfläſchchen; er läßt etwas fallen und bückt ſich; indem er es aufheben will, gießt ſie ihm das Waſſer, das er neben ſich in dem Schuhſterfäßchen ſtehen hat, über den Kopf, ſtürzt den Schemel um, und läuft davon.)

Jobſen alleine.

Nun das überſteigt alle meine fünf Sinne. Aus dem Lamme ſo eine Wölfinn zu werden! Pulver, Bley und Hagel! wo ich dich kriege! = =

Daß eine Frau ſich mit dem Manne zankt,
Und was er thut, ihm mit dem Henker dankt,
Das ſeh ich ein!
Doch daß, wenn er ſich ruhig hält,
Sie auf ihn her mit Schlägen fällt,
Das muß der Teufel ſeyn.

Unfehlbar iſt ſie auf den Edelhof gelaufen, um ihre Reſidenz einzunehmen: — Nun ich will ſie mit Geſange wieder holen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

(Junker Liebreichs Haus. Der Edelfrau Zimmer. Lene liegt auf einem ſeidenen Bette.)

Lene allein.

O! daß ich doch ſchon erwache! Was für ſüße Träume habe ich dieſe Nacht gehabt! — Ich dachte, ich wäre im Paradieſe, im Paradieſe mit Leib und Seele! — Auf einem Bette voller Veilchen und Roſen, und der angenehmſte Mann an meiner Seite! = = (ſie ſieht ſich um) Ah! der Himmel ſey mir gnädig! wo bin ich? — wie angenehm iſt alles um mich her! kein Garten im Frühlinge kann ſo reizend ſeyn. — Iſt das ein Bette? — Nun das Betttuch muß wenigſtens von Taffent ſeyn, ſo ſanft iſt es. = = Was für einen ſchönen ſeidnen Rock habe ich an! — O Himmel! wenn es ja ein Traum iſt, ſo wollte ich wünſchen, niemals wieder zu erwachen! Gewiß und wahrhaftig! ich bin die letzte Nacht geſtorben und in Himmel gekommen, und das iſt der! = = Ich kann meine Finger bewegen? — das iſt doch wunderbar; ich ſollte denken, ich wachte. — Ey! was für ſchöne Manſchetten! = = der ſchöne Spiegel! = = die ſchönen Stühle! = = die ſchönen Wände! = =

Das iſt der Himmel ſicherlich!
Wo kriegt ich ſonſt ſo ſchöne Sachen?
O laſſe, guter Himmel, mich
Nicht wiederum erwachen! = =
Die ſchönen Bilder an der Wand,
Die ſchönen Bänder um die Hand, = =

Ich glaube gar, es heißt Geſchmeide! ſ ſ
Das Bett und dieſer Rock von Seide! ſ ſ
Und dieß iſt alles, alles mein,
Gewiß, das muß der Himmel ſeyn!

Ah! was grabbelt mir denn hinter den Ohren? — (ſie haſcht darnach) verzweifelt, Ohrengehänge! gewiß und wahrhaftig, Ohrengehänge! ſ ſ Ich muß nur in Spiegel gucken! — (ſie geht an Spiegel und erſchrickt) Der Himmel ſey uns gnädig! Was ſehe ich? — wahrhaftig, das bin ich nicht mehr! — aber nein, ich bins, ich bins! ich fühle mich doch ſ ſ Wer kömmt? — O wo verſtecke ich mich? — Ich will mich geſchwind wieder aufs Bette werfen und thun, als ob ich ſchliefe?

Sechſter Auftritt.

Lene auf dem Bette, Hannchen.

Hannchen. (bey Seite)

Nun muß ich wieder mein Brummeiſen wecken. — Vor Mitternacht wird ſie wenigſtens nicht aufhören. — Der erſte Gruß wird wohl Nickel oder Rabenaas ſeyn. ſ ſ Gnädige Frau! Gnädige Frau!

Lene.

O Gemine! wer iſt da? — Was willſt du, mein liebes Kind?

Hannchen.

(Bey Seite) Mein liebes Kind! mein liebes Kind! der beſte Name, den ich dieſe drey Monate über von ihr gehöret habe, iſt Mutz und Hure geweſen. ſ ſ

Un

(zu Lenen) Was für ein Kleid und welche Manſchetten ſoll ich für Ihro Gnaden zurechte legen?

Lene.

(Bey Seite) Was meynt ſie damit? — Ihro Gnaden? Kleid und Manſchetten? gewiß, ich wache doch? — Ah der kluge Mann fällt mir ein, der hat mir ja alles voraus geſagt.

Hannchen.

Sagten Ihro Gnaden etwas?

Lene.

Ja, Kind! das Kleid will ich anziehen, das — das — das ich anhabe.

Hannchen.

Da iſt Wunder vorgegangen! — Sie haben ſich ſelbſt angezogen, gnädige Frau?

Lene (verwirrt.)

Ich? ich? — ja, ja doch: — Ich wollte — heute früh — ein bischen ſpazieren gehen, und niemanden — gerne wecken.

Hannchen.

Das iſt unbegreiflich! — Wollen Sie nicht wenigſtens eine andere Haube aufſetzen?

Lene.

Ach! ach! — Sie giebt ſich gar zu viel Mühe.

Hannchen.

(Bey Seite) Ich glaube gar, ſie träumt. Zu viel Mühe!

Lene.

(Bey Seite) Wenn ſie mich nur nicht erkennt wenn ich aufſtehe: ich muß es aber doch wagen.

Hannchen.

Reichen Sie mir die Hand, gnädige Frau, ich will Ihnen helfen.

Lene.

Nein, nein, mein liebes Kind! Ich will mir ſchon ſelber helfen.

Hannchen.

(Bey Seite) Liebes Kind! ſelber helfen! — ich kann gar nicht zu mir ſelbſt kommen.

Siebenter Auftritt.

Lieschen, die Vorigen.

Lieschen (ruft an der Thüre.)

(Lene beſieht ſich indeſſen und befühlt alles.)

(Von der Seite. St! St! Hannchen! iſt die gnädige Frau aufgeſtanden?

Hannchen.

Ja wohl; ich bin ganz außer mir vor Freuden!

Lieschen.

Gewiß, weil der Schuh oder Pantoffel glücklich beym Kopfe vorbey geflogen?

Hannchen.

O! ſie iſt ſo freundlich, ſo gut . . Geh nur hin und ſprich mit ihr.

Lieschen.

Du willſt gewiß die Freude haben, daß mir ein Zahn eingeſchlagen wird. Was hilfts? ich muß doch näher! — Gnädige Frau!

Lene.

Was ſagſt du, mein Herz? = = (ſie wird das andere Mädchen gewahr: bey Seite) O Himmel! noch eine! Was will dieſe wieder haben?

Lieschen.

Was befehlen Ihro Gnaden, das heute ſoll gemacht werden?

Lene.

Gemacht?

Lieschen.

Soll ich den Bänderlatz vollends fertig machen, oder am Rocke ſticken?

Lene.

Ja, den Bänderlatz vollends fertig machen, oder am Rocke ſticken; = = doch nein, heute brauchſt du gar nichts zu machen.

Lieschen.

(Bey Seite) O Wunder über alle Wunder! wache ich oder = = oder träumen wir alle zugleich? Welch eine unglaubliche Veränderung!

Hannchen (bey Seite.)

Wenn das ſo fortgeht, ſo weis ich nicht, was ich denken ſoll.

Lieschen.

Was befehlen Ihro Gnaden für eine Haube aufzuſetzen? die à la Rhinoceros oder die en Capriolet? = = die Ciocolate iſt auch fertig.

Lene.

(B. S.) O Gemine, was iſt das? — Die Ciocolate, die Ciocolate will ich aufſetzen.

Lieschen.

(Bey Seite) Die Chocolate aufſetzen? — ſie hat ſich gewiß verſprochen. — (Zu Lenen) Ich habe ſie gleich vom Feuer genommen, gnädige Frau! der Bediente kann ſie bringen, wenn Sie befehlen!

Lene.

Ja, ja, wie du willſt, mein Kind! . . doch nein, nein, itzt mag ich nicht trinken.

Lieschen.

Nun, ſo will ich ſie aufheben.

Lene.

Das kannſt du thun, liebes Kind! aber eine von euch ſoll hier bleiben, daß ich nicht ſo alleine bin.

(Sie gehet, der Koch begegnet ihr unterwegens.)

Achter Auftritt.

Der Koch, die Vorigen.

Koch.

Ich gehe itzt, wie ein Dieb zum Galgen, da ich die Befehle zur Mittagsmahlzeit abholen ſoll.

Lieschen.

O mein lieber Koch, Er wird ſich zu Schanden wundern; das iſt eine Veränderung!

(Sie geht ab.)

Koch.

Gewiß vom Schimpfen zur Ohrfeigen! Mit Zittern und Zagen wage ichs, Ihr zu nahe zu kommen.

Lene (bey Seite.)

Ey! das iſt ja wohl gar der Koch? ſieht er doch recht vornehm aus? — (zum Koch) Guten Morgen, lieber Koch!

Koch.

Guten Morgen, lieber Koch! — Was mag das bedeuten?

Lene.

In der That, mein ehrlicher guter Mann, ich bin ſehr hungrig! — O ſeyd doch ſo gut, und gebt mir ein Stückchen Ziegenkäſe und ein Bischen Brod dazu!

Koch.

(Bey Seite) Hm! ehrlicher guter Mann? ich dachte, ich ſähe wenigſtens wie ein Flegel oder Schurke aus. — (zu Lenen) Ihro Gnaden belieben wohl gar mit mir zu ſpaßen? das würde ein ſchlechtes Frühſtück für Ihren gnädigen Magen ſeyn. Ich kann aber den Augenblick ein gut Fricaſſee von jungen Hühnern oder ein Stückchen Kälberbruſt anrichten, wenn Sie befehlen.

Lene.

Auch das, lieber Koch! Ich eſſe, was Ihr mir gebt.

Koch.

(Bey Seite) Lieber Koch! lieber Koch! ich werde noch vor Verwunderung zum Narren. — (zu Lenen) Es iſt auch noch von geſtern ein Stück gebratener Kapaun übrig.

Lene.

Nein, nein, Karthaunen eſſe ich nicht!

Koch.

Ich wollte es ſonſt auf den Roſt legen.

Lene.

Je nun, macht was Ihr wollt, ich will ſehen, - - aber, lieber Koch, Ihr machet Euch gar zu viel Mühe!

Koch.

Hehehehe, das hat mir noch keine Herrſchaft in meinem Leben geſagt! — Eine allerliebſte gnädige Frau! zu viel Mühe, zu viel Mühe! Sie belieben zu ſpaßen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Kellner.

Koch (zum Kellner.)

Gieb mir einen Schmatz, Kerl! Es gehen Wunder über Wunder vor: du wirſt unſre Frau nicht mehr kennen! ſie iſt die leibhafte Sonne nach einem derben Platzregen.

Kellner.

Nun, Lieschen hat mir ſchon ſeltſames Zeug vorgeſchwatzt; ich muß doch ſehen, was für Wunder vorgehen.

Hannchen.

Hier iſt der Kellner, gnädige Frau, und erwartet Ihre Befehle.

Lene.

Der Kellner? Ach Herr Kellner, könnte ich nicht was zu trinken kriegen, wenn mein Morgenbrod kömmt?

Kellner.

(Bey Seite) Hm! ſeit einer Nacht zum Herrn ge-

wor-

worden? ich bin ganz verſteinert! — Wollen Jhro Gnaden etwan ein Gläſchen Frontiniack oder Chineſer Sekt haben?

Lene.

(Bey Seite) O Gemine! was für wunderliche Namen! — doch ich darf mich nicht verrathen. — Gut, gut, was euch beliebt, Herr Kellner!

Kellner geht ab und wiederholt im Gehen immer die Worte:

Herr Kellner! Herr Kellner!

Zehnter Auſtritt.

Der Kutſcher, die Vorigen.

Kutſcher im Hineintreten.

Jch glaube, ſie ſind alle närriſch geworden: der Koch iſt aus einem Hundsfott ein lieber Koch, und der Kellner aus einem Schlingel zu einem Herrn geworden, — zu was wird ſie den Saufaus, den Kutſcher, nicht machen?

Hannchen.

Der Kutſcher, Jhro Gnaden!

Lene.

(Bey Seite) Ach! auch ein Kutſcher! — Was wollt ihr, guter Mann?

Kutſcher.

Hahahaha! Jch möchte gern wiſſen, ob Jhro Gnaden heute ausfahren wollten, oder worinnen Sie fahren wollten, daß ich die Wagen ein bischen purgiren kann. Jn der großen Glaskutſche, in der Chaiſe oder im Phaeton?

Lene.

Lene.

Ey! das iſt hübſch! — In allen mit einander! ⸗ ⸗ doch nein, in der großen Glaskutſche, wenns Euch gefällt.

Kutſcher.

(B. S.) Wenns euch gefällt? — Unfehlbar muß der Himmel bald einfallen; es iſt nicht anders!

Lene.

Hört, lieber Kutſcher, kann ich nicht die Glaskutſche ſehen?

Kutſcher.

O ja, ich muß ſie ſo herausſchieben. Ihro Gnaden dürfen nur hier ins Cabinet kommen, da gehn die Fenſter gerade auf den Hof. Kehren Sie ſich nicht dran, wenn ſie ein bischen voll Staub iſt; ich will ſie ſchon abrumpeln. — Heh! Hanne, komme ſie, und gebe ſie mir die Schuppenſchlüſſel: ſie hängen im Küchenſchranke.

Lene.

Ja, ja, du kannſt mitgehen, daß ich die Kutſche bald ſehe. — O Gemine, die Kutſche!.

(Kutſcher und Hannchen gehn ab.)

Eilfter Auftritt.

Lene alleine.

Kaum glaube ich noch, daß ich wache! — Was für eine Menge Leute! — Und alle dieſe thun, als wenn ſie vor Freuden außer ſich wären, mir aufzuwarten? Wie wenig kennen die Vornehmen ihr Glück!

Glück! — O über den klugen Mann! alles, alles geht, wie er mirs vorher geſagt hat. Mein Kopf iſt mir ganz ſchwindlich.

O ſeht doch Jobſen Zeckels Weib!
Kennt ihr ſie? ſagt mirs wieder.
Sonſt deckte dieſen zarten Leib
Ein altes zeugnes Mieder:
Da mußten ſtets die Finger gehn,
Und am verwunſchten Rade drehn:
Doch itzt iſts umgekehrt.
Da ſteht ſie, wie ein Döckchen,
In einem ſeidnen Röckchen,
Iſt vornehm und geehrt:
Mit demuthsvollen Mienen
Sucht jedes ihr zu dienen.

Aber bald hätte ich vergeſſen, die Kutſche zu ſehen; ey die Kutſche!

(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Herr von Liebreich, Kellner, Koch, Hannchen, Lieschen.

Kellner.

Ja, gnädiger Herr! die ſeltſamſten Neuigkeiten! — Wir ſind vor Verwunderung außer uns.

Hannchen.

So gnädig, ſo liebreich! = = das müſſen ſich Ihre Gnaden gar nicht vorſtellen können.

Lieschen.

Wir ſind alle zu guten lieben Kindern geworden: — O! die unvergleichliche Herrſchaft!

Koch,

Koch.

Ja, es giebt nicht einen einzigen Schurken oder Schlingel mehr unter uns.

Herr von Liebreich.

Ich glaube, ihr ſeyd alle zuſammen verwirrt! was giebts denn? was iſt denn für eine Veränderung vorgegangen?

Kellner.

O Ihro Gnaden! das ganze Haus hat ſich umgekehrt. Wir ſind ſo erfreut, ſo erfreut = = die glücklichſten Leute von der Welt!

Hannchen.

Ach! gnädiger Herr, die allerliebſte gnädige Frau!

Herr von Liebreich.

Wie? iſt ſie etwan todt?

Kellner.

Das wolle der Himmel nicht! ſie iſt die beſte Frau von der Welt = =

Koch.

So gnädig, ſo ſanftmüthig = =

Lieschen.

Lauter Güte und Liebe = =

Herr von Liebreich.

Das iſt wunderbar! Ich muß doch hinter die Wahrheit kommen!

Kellner.

Ja, nicht anders! gehn Sie nur zu ihr. — Heyſa! Es lebe unſer gnädiger Junker und ſeine Gemahlinn, hoch!

Herr von Liebreich.

Wo iſt ſie denn?

Hannchen.

Sie muß nur den Augenblick hinausgegangen ſeyn; denn ſie war vor einer kleinen Weile noch hier.

Herr von Liebreich.

Ich muß ſie aufſuchen: — Vielleicht iſt ſie auf dem Saale. —

(Sie gehn ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Lene alleine, kömmt aus dem Kabinette zurück.

O Gemine! was das für eine ſchöne Kutſche iſt! — Aber der kluge Mann ſagte, ich ſollte mich ja nicht verrathen, ſonſt würde das Aergſte folgen. — Ich weis, daß ich ſchon mehr als einmal blutroth geworden bin: ich kann mich noch nicht recht in alle die Umſtände ſchicken: — O was die Vornehmen für närriſch Zeug machen! Ich muß mit mir machen laſſen, was ſie mit mir machen wollen. * * Aha! ich muß doch noch einmal in Spiegel ſehen? — hihihihi! was das für ein artiges feines Ding iſt! Nein, ich ſehe mir doch nicht ein bischen mehr ähnlich — Das Stückchen Spiegel, das an meinem Brodtſchranke hängt, ſtellt mich ganz anders vor. Aber vielleicht betrügt mich auch dieſer Spiegel. Die vornehmen Damen, wie ich gehört habe, ſollen ſehr ſchmeichelnde Spiegel haben; in unſern ſehen wir immer nicht beſſer, als wir ſind.

V. 1.

Mädchen in der großen Welt,
(Glichen ſie auch ſelbſt den Affen,)
Können ſich durch Kunſt und Geld,
Sagt man mir, Geſichter ſchaffen.
Lilienweiß und Roſenroth
Sieht man oft auf ihnen prangen.
Trauet nicht
Dem Geſicht,
Drunter ſitzt auf bleichen Wangen
Oft die Seuche mit dem Tod.

V. 2.

Die Geſtalt, die die Natur
Häßlich oder ſchön gegeben,
Bleibt uns Mädchen auf der Flur
Immer gleich, ſo lang wir leben.
Unſre Schmink iſt unſer Bach,
Blumen, von uns ſelbſt gepflücket. —
Das Geſicht
Lüget nicht:
Doch erborgter Reiz entzücket
Selten lange, immer ſchwach!

Ach! der Himmel ſey mir gnädig! wer kömmt? —

Vierzehnter Auftritt.

Lene, Herr von Liebreich, Lieschen.

Lieschen.

Hier iſt ſie! . . Madam, der gnädige Herr, Ihr Gemahl.

(Geht ab.)

Lene.

(Bey Seite) O Gemine! dieſer hübſche Herr iſt mein Mann?

Herr von Liebreich.

Mein liebſter Schatz, ich bin vor Freuden außer mir! — Ich finde das ganze Haus über Ihre Veränderung voll Entzücken.

Lene (ein wenig betreten.)

Ich, mein Herr? ich ſollte im Stande ſeyn, Ihr ganzes Haus in Entzücken zu ſetzen? das wäre mir zwar ſehr lieb: denn ich ſehe es lieber, wenn ſich die Leute über mich freuen, als wenn ſie über mich weinen. Aber = =

Herr von Liebreich.

Unvergleichlich! Allerdings iſt dieß eine Glückſeligkeit, die man ſich durch keine Schätze erkaufen kann. Wie glücklich werde ich ſeyn, mein beſtes Kind, wenn Sie bey dieſen Geſinnungen beharren!

Lene.

Und warum ſollte ich nicht? es bemüht ſich ja jedes, mir hier zu gefallen?

Herr von Liebreich.

Nein, ſagen Sie mir, engliſches Kind, iſt es Ihr Ernſt? darf ich trauen? oder = =

Lene.

Ich ſchwöre Ihnen, hier auf den Knien ſchwöre ich, daß, was ich ſage, mein ganzes Herz redet.

(Sie will niederknieen.)

Herr von Liebreich.

Halt! was machen Sie? ich verlange keine ſolche

Demüthigung von Ihnen. Ich glaube alles, und bin ſo glücklich, daß ich mein Glück mit nichts zu vergleichen finde! — O meine beſte, meine ſchönſte, meine liebſte! . .

Lene.

Reizender, engliſcher, angenehmer Mann — (bey Seite) Riecht er doch über und über, wie ein Blumenſtrauß! — Der Himmel bewahre mir meinen Verſtand!

Duett.

H. v. L. Was gleichet, ſchönſter Engel, dir!
Lene. (B. S.) O welche Freuden find ich hier!
(l. H. v. L. Sie ſchenkten Ihre Liebe mir,
Wie hab ich ſie gegeben! —
(B. S.) Welch Glück! für einen Mann, wie dieſer iſt, zu leben.
H. v. L. Komm, laß mich deinen Kuß erfreun.
Lene. Dieß möchte zu viel Ehre ſeyn.
(Er küßt ſie.)
H. v. L. Was gleicht dem angenehmen Kinde
Lene. Und was der Luſt, die ich empfinde,
Noch nie hab ich, wie izt, geſchmeckt,
Welch Glück in einem Kuſſe ſteckt!
H. v. L. Und keinen, ja keinen der vorigen Küſſe
Fand ich ſo lieblich, ſo reizend, ſo ſüße! . .
O laß dich in die Arme ſchließen! . .
Lene. So mag ichs, Sie aufs neu zu küſſen. —
Ach wie bezaubernd iſt mein Glück!
H. v. L. Hier haſt du deinen Kuß zurück!
Lene. Kann ich ihn doch auch wiedergeben . .
Welch himmliſches, welch glücklich Leben!

Herr

Herr von Liebreich.

Kommen Sie, mein liebſtes Kind! Ich muß Ihnen ein kleines Geſchenke machen.

Lene.

O ein Geſchenke! ein Geſchenke! der allerliebſte Mann!

(Sie folgt ihm.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kellner, Edelfrau.

Kellner.

Wie? was? wer ſeyd Ihr? was unterſteht Ihr Euch?

Edelfrau.

Unverſchämter Galgenvogel! kennſt du deine Frau nicht mehr? Du willſt mich nicht in mein eigen Haus laſſen?

Kellner.

Fort! oder ich werfe dich zur Thüre hinaus! Dein eigen Haus? hahaha!

Edelfrau.

Du ſchändlicher Kerl! da haſt du was.

(Sie giebt ihm eine Ohrfeige.)

Kellner.

Warte! warte! es iſt ein guter Waſſertrog unten, da will ich dir das Müthchen abkühlen.

Edelfrau.

Mord! Mord! zu Hülfe!

Zweyter Auftritt.

Herr von Liebreich, Lene, die Vorigen.

Herr von Liebreich.

Was giebts hier für ein Lärmen?

Kellner.

Je, gnädiger Herr, da ist ein rasendes Weib. Sie spricht, sie wäre die gnädige Frau, das Schloß da wäre ihre, wir alle wären ihre, und stößt und schlägt, wie ein unbändiges Pferd, um sich.

Lene (die sie jähling erblickt.)

Der Himmel sey mir gnädig, was ist das?

(Sie kriecht auf die Seite.)

Herr von Liebreich.

Das arme Geschöpf! sie muß verrückt seyn! — Gutes Weib, Ihr werdet Euch wohl irren; ich erinnere mich nicht, Euch jemals gesehen zu haben.

Edelfrau.

Also willst du mich auch nicht kennen, du Urheber alles meines Elends? bin ich nicht deine Frau? — rede!

Herr von Liebreich.

Nein, sage ich Euch: beruhiget Euch. — Wo seyd Ihr denn her? ich will gern für Euch sorgen.

Edelfrau.

Ah der Bösewicht! — Hier vom Schlosse bin ich! ich bin . . ach! durch Zauberey bin ich weggebracht worden!

Herr von Liebreich.

Durch Zauberey! — Kellner, ſchickt geſchwinde nach einem Balbier! da iſt kein beſſer Mittel, als daß man ihr eine Ader ſchlägt.

(Kellner geht ab.)

Edelfrau.

Wie? nach dem Balbier? Ich kratze dir und ihm die Augen aus.

Herr von Liebreich.

So muß ich Gewalt brauchen.

Lene.

(Bey Seite, indem ſie ſich immer zu verbergen ſucht.)

Ich weis vor Angſt nicht, wo ich hin ſoll! Sie ſieht, wie ich, aus, und doch bin ich auch ſelbſt hier! — O wäre ich doch wieder bey meinem Jeckel!

Edelfrau (wird ſie gewahr.)

Himmel! was ſehe ich? mich in leibhafter Geſtalt, wie ich geſtern war? — Ich bin des Todes!

Herr von Liebreich.

Das arme unglückliche Weib! — ich ſage Euch, ich will für Euch ſorgen: ſagt nur, was Ihr verlangt?

Edelfrau.

Weg! laſt mich in Spiegel ſehen. — (Sie ſieht an Spiegel) O es iſt um mich geſchehn! ich kenne mich ſelbſt nicht mehr! was iſt aus mir geworden? — Ich werde noch verzweifeln.

Herr von Liebreich.

Ich will nur jemanden rufen: (zu Lenen) fürchten Sie ſich nicht, mein Kind! ich bin gleich wieder hier.

(Indem er hinausgehen will, tritt Jobſen herein.)

Dritter Auftritt.

Jobſen, die Vorigen.

Edelfrau.

O wehe mir! hier iſt der Teufel, der mich ſo gemartert hat.

Jobſen.

Ja, und hier iſt auch mein Knieriem.

Lene.

Ach! mein Liebſter! . . . Jobſen! . . . er wird mich gewiß ſchlagen.

Herr von Liebreich.

Das ſoll er ſich unterſtehen! — (zu Jobſen) Iſt es alſo Eure Frau?

Jobſen.

Ja, leider! bin ich mit dem Thierchen heimgeſucht. Aber Ihro Gnaden werden ihr verzeihen. Sie hat geſtern Abends mit einem Hexenmeiſter getrunken; der hat ihr unfehlbar ſo was ins Saufen geſchüttet; denn von Stund an iſt ſie närriſch geworden, und behauptet, dem Teufel zum Trotz, ſie ſey die gnädige Frau Junkern; aber ich will ſie bejunkern, daß ſie an mich denken ſoll.

Herr von Liebreich.

Das arme Weib! ſchlagt ſie nicht! ſie wird ſchon

wie

wieder zu ſich ſelbſt kommen, oder wenigſtens von ihrer Einbildung können geheilet werden.

Jobſen.

O ja! und wenns Ihro Gnaden gefällt, ſo will ich gleich die Cur in Ihrer Gegenwart vornehmen. — Heh! ſiehſt du das?

(Er ſchwenkt den Knieriem.)

Lene.

Lieber Zeckel! ſchlage mich nicht!

Herr von Liebreich.

Was ſagen Sie? ꞏ ꞏ Himmel! ſie wird doch nicht von ihrer Raſerey angeſtecket werden! — Schafft Eure Frau fort, mein Freund!

Edelfrau.

O wie wird mirs ergehen! Ich habe mein Unglück verdient.

Jobſen.

Nun ſo darfſt du nicht murren, wenn dir der Knieriem auf dem Buckel herum tanzt.

Lene.

Ach! es wird mir ganz finſter vor den Augen!

Herr von Liebreich.

Kommen Sie, legen Sie ſich aufs Bette! — (Er führt ſie an die Thüre) Iſt niemand da? — (Es kömmt eine von den Mädchen) Gebt ihr ein Glas friſches Waſſer: ich will gleich bey ihr ſeyn. — (Zu Jobſen) Führt Eure Frau nach Hauſe und begegnet ihr vernünftig!

Jobſen.

Ihro Gnaden nehmens nur nicht übel! Sie ſoll aber nicht einen Fuß wieder über Ihre Schwelle ſetzen.

Edelfrau.

O was wird aus mir werden!

(Jobſen und Edelfrau gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Bedienter, Herr von Liebreich.

Bedienter.

Gnädiger Herr, der Doktor, der geſtern hier war, bittet um die Erlaubniß, nur ein Paar Worte mit Ihnen in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ſprechen.

Herr von Liebreich.

Laßt ihn herein kommen. — Was mag er bey mir wollen?

Fünfter Auftritt.

Zauberer, Herr von Liebreich.

Zauberer.

Hier auf meinen Knien bitte ich Ihro Gnaden wegen eines gewiſſen Unternehmens um Vergebung, das ich aus Rache gethan, aber das vielleicht zu Ihrem eignen Glücke ausſchlagen wird.

Herr von Liebreich.

Und was iſt das?

Zauberer.

Ich habe mich an Ihrer Gemahlinn durch meine

Kunſt

Kunſt für die geſtrige harte Begegnung gerächet. Ich habe ſie auf einige Stunden in des Schuſter Jobſen Zeckels Weib verwandelt, und deſſen ſeine Frau in die Ihrige.

Herr von Liebreich.

Was höre ich!

Zauberer.

Ich hätte ſolches verhehlen können: aber = =

Herr von Liebreich.

O warum habt Ihrs nicht gethan? — Alſo habe ich eine Glückſeeligkeit nur auf einige Augenblicke genoſſen, um mein Unglück ein ganzes Leben hindurch deſto ſtärker zu fühlen?

Zauberer.

Beruhigen Sie ſich, gnädiger Herr! die Wirkung davon wird unfehlbar zu Ihrem Vortheile ausſchlagen.

Herr von Liebreich.

Ach! wie kann ich das vermuthen?

Zauberer.

Der Schuſter hat ſie dieſe kurze Zeit über ſo gedemüthiget, daß ich gewiß hoffe, ſie wird es nimmermehr wieder wagen, widerſpänſtig, zänkiſch, geizig und ungehorſam zu ſeyn.

Herr von Liebreich.

Unmöglich!

Zauberer.

Zweifeln Sie nicht! Sie hat ſeit einigen Augenblicken die lebhafteſten Merkmale Ihrer Reue gegeben.

geben. — Inzwiſchen, wenn Sie befehlen, ſo kann ich auch dieſe Verwandlung auf beyden Theilen unterhalten.

Herr von Liebreich.

Nein, da ich es weis, würde es ein Verbrechen ſeyn. — Es gehe, wie es wolle, ſo gebt jeder ihre eigenthümliche Geſtalt wieder.

Zauberer.

Im Augenblick, und vielleicht — (ich ſage es noch einmal) wird dieſer der glücklichſte Ihres Lebens ſeyn!

Herr von Liebreich.

Halt! es iſt noch ein weſentlicher Umſtand übrig ⸗ ⸗

Zauberer.

Ich weis, was Sie ſagen wollen. Beſorgen Sie nichts! Ehe ich ſie noch in ſein Bette geführet, habe ich ihn heraus bringen laſſen: und ſeit der Zeit hat er ſie beſtändig ſo gezüchtiget, daß Sie, wie ich hoffe, die Früchte ſeiner Fäuſte genießen werden. — Ich verlaſſe Sie, leben Sie wohl!

(Geht ab.)

Herr von Liebreich.

Nun, ich erwarte es: ſonſt werde ich mich gewiß rächen.

Sechſter Auftritt.

Herr von Liebreich, Jobſen.

Herr von Liebreich.

Nun, Meiſter Jobſen, wo iſt Eure Frau? was machet ſie?

Jobſen.

Jobſen.

Je, ich habe ſie nicht von der Stelle bringen können, und komme eben deswegen, Ihro Gnaden um Vergebung zu bitten. Sie liegt hier vor der Thüre. Ich dachte immer gar, es würde ihr die Seele ausfahren. Da ich hinaus auf den Saal kam, fiel ſie mir in eine ſolche Ohnmacht, daß ich ſie durch nichts, als ein Paar derbe Zwicke in die Naſe, und ein halbes Dutzend Hiebe wieder zu ſich ſelber bringen konnte.

Herr von Liebreich.

Laßt ſie doch herein kommen.

Jobſen.

Heh! Frau! herein!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Kellner.

(Dieſer bringt die Frau von Liebreich geführt; er hat ein Licht in der Hand, und hält es ihr vor, um ſie zu beſehen.)

Kellner.

Nun wie hälts? — (er erkennt ſie) O Himmel und Erde! iſt dieß nicht unſere Edelfrau?

Jobſen.

Närriſcher Kerl, nun fängſt du ſie an in eine Edelfrau zu verwandeln, da ſie mich zuvor zu einem Edelmanne machen wollte? (Er ſieht ſie an.) Wie? was? zum Henker, das iſt ſie! — Blitz und Hagel! wie geht das zu?

Kellner.

Ich dachte mirs bald, daß jene zu gut für uns wäre. Der Himmel ſey mir gnädig! nun werde ich den Waſſertrog angeſtrichen kriegen.

Edelfrau.

Ach! werden Sie mich noch nicht kennen, gnädiger Herr? Mit Recht haben Sie mich vorhin verläugnet. Ich habe es verdienet, und denke mit Thränen und Reue an mein vergangenes Bezeigen. Wollen Sie mich aber wieder aufnehmen, ſo ſoll der Reſt meiner Tage in einer immerwährenden Bemühung, Ihnen und andern gefällig zu ſeyn, beſtehen.

Herr von Liebreich.

Von ganzem Herzen! Iſt dieſe Geſinnung Ihr wahrer Ernſt, ſo werden Sie mich zum glücklichſten Manne in der Welt machen.

Jobſen.

Was tauſend! ſoll ich mein Weib verliehren? das Ding geht nicht an, gnädiger Herr: — Wenn ſie allenfalls noch ein zehn Jahre älter wäre: aber = =

Ein Weib, das munter, jung und flink,
Iſt wirklich doch ein artig Ding:
Ihr niedliches Schmeicheln,
Ihr ſchelmiſches Heucheln
Bezaubert mich auf tauſend Art:
Bald krabbelt ſie mich an den Bart;
Bald heißet ſie mich um die Wette:
„Mein Zeckel, mein Schatz:“
Ich krieg ſie beym Latz,
Und wir gehn ſchäkernd zu Bette.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Lieschen, Hannchen.

[illegible]chen.

O gnädiger Herr! [illegible] ſind ganz außer uns – Es hat ſich die wund[illegible] Begebenheit zugetragen: die gnädige Frau [illegible] ſolche Ohnmacht gehabt, daß wir ſie faſt f[illegible] ielten.

[illegible]ſen.

Wieder eine Ohnmacht? was wird endlich aus den Ohnmachten allen herauskommen? Sie hätten nur meinen Knieriem zu Hülfe hohlen dürfen.

Hannchen.

Und da ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſo ſah ſie des Schuſters Frau ſo ähnlich = =

Herr von Liebreich.

Sonderbar genug!

Jobſen.

Meiner Frau? über das närriſche Zeug! hahaha!

Lieschen (wird die Edelfrau gewahr.)

Himmel! da ſteht unſere Edelfrau!

Edelfrau.

Fürchtet nichts, meine Kinder! ihr ſollt ins künftige alle durch mich glücklich werden.

Herr von Liebreich.

Ich weis das ganze Räthſel! (zu den Mädchen) Geht, hohlt die Muſikanten: dieſer Tag ſoll auch für Euch ein Feſttag ſeyn, ſo wie er es für mich iſt! Bittet eure Freunde und Nachbarn zuſammen!

(Mädchen gehen ab.)

Neunt

Neunter Auftritt.

Lene, die Vorigen.

Jobſen.

Das Ding iſt alles ganz gut! aber noch einmal: Sie behalten meine Nebenfrau für ſich, gnädiger Herr, und jene hat ſich verwandelt! Wo zum Henker komme ich zu meiner Frau wieder? ‥ ha, da kömmt ja ein Ding, das Zeckels Lenen ähnlich ſieht.

Lene (kömmt ganz betäubt.)

Mir iſt — ich weis nicht wie?
Nein: ſo was fühlt ich nie!
Schwarz war mir vorm Geſicht,
Ich ſah, ich hörte nicht:
Noch iſt es mir im Kopf ganz dumm!
Die Erde läuft mit mir herum:
Nein, ſo was fühlt ich nie!
Mir iſt — ich weis nicht wie?

(Sie wird Jobſen gewahr.)

Je, Jobſen, biſt du da?

Jobſen.

Biſt dus, oder biſt dus nicht? Die ſchönen Kleider ſehen dir nicht ähnlich, und dem Geſichte nach ‥ Wahrhaftig! wie ein Tropfen Waſſer dem andern!

Herr von Liebreich.

Es iſt allerdings deine Frau, und eine liebe, gute Frau.

Lene.

Lene.

O ja ich bins, mein Herz ſagt mirs, wenn mich gleich der Hexenmeiſter ein Weilchen zu einer hübſchen Frau gemacht hatte.

Jobſen.

Alſo gefiel dir doch das Ding? ⸗ ⸗ Gnädiger Herr, gnädiger Herr! es juckt mir die Stirne gewaltig!

Herr von Liebreich.

Sey ruhig, Jobſen! außer einem Kuß ⸗ ⸗

Jobſen.

Ich muß es glauben, und will es glauben: ich könnte es doch nicht ändern:

Was ich nicht weis,
Macht mir nicht heiß:
Ein Mann, der zuviel wiſſen will,
Erfährt
Mehr, als er gerne hört:
Drum, iſt er klug, ſo ſchweigt er ſtill;
Denn was er nicht weis,
Das macht ihm nicht heiß,
Und er erfährt
Nicht mehr, als er wohl gerne hört.

Lene, komm, gieb mir einen Schmatz! ⸗ ⸗ Aber nein; es wäre um die ſchönen Kleider Schade, wenn du ſie beſchmutzeſt: du ſiehſt darinnen wie was rechts aus.

Kleider machen Leute,
Kränze machen Bräute,
Und ein weißer Federhut
Steht auch manchem Dummkopf gut:

Sieht man Lenen ihren Mann,
Meiſter Jobſen Zeckeln, an?
Ja doch, nur nicht heute!
Kleider machen Leute.

Lene.

Ach! geh du immer her, Jobſen. Ich merke doch, daß ich die ſchönen Kleider wieder abgeben muß, und alsdann iſts einerley, ob ſie beſchmutzt ſind oder nicht.

Herr von Liebreich.

Nein, meine gute Frau! Ich weis, meine Gemahlinn williget drein, daß Ihr ſie zum Andenken dieſer Begebenheit behaltet.

Edelfrau.

Von Herzen gern! und ich will Euch noch verſchiedenes zuſammen ſuchen, damit Ihr Euch einen rechten Sonntagsſtaat zuſammen machen könnt.

Lene.

O Gemine, Jobſen, die ſchönen Kleider ſind meine! Wie vornehm will ich nicht darinnen thun!

Ob mir die ſchönen Kleider ſtehn?
Das iſt die Frage nicht:
Hat man ein artiges Geſichte,
So ſteht uns alles, alles ſchön:
Ich bin noch jung: wie kann es anders ſeyn?
Nicht wahr, ihr Herren, die Kleider ſtehn mir fein?
Nicht wahr?

Jobſen.

Werde mir nur nicht zu vornehm! die Vornehmigkeit taugt bey Weibern nicht viel, denn ſie ſehen darnach die Männer nur für ihre Hofnarren an.

Herr

Herr von Liebreich.

Darzu iſt Eure Frau zu beſcheiden! Begegnet ihr nur, wie es einem vernünftigen Manne zukömmt.

Jobſen.

O Ihro Gnaden glauben nicht, was für Vernunſt in meinem Knieriemen ſteckt. : : Noch eins, gnädige Frau! bald hätte ich vergeſſen, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ihn auch die Vernunſt ein bischen zu ſehr bey Ihnen übereilet hat.

Edelfrau.

Stille, Jobſen! — Mein lieber Gemahl! leihen Sie mir Ihre Börſe. — Da, Meiſter Jobſen, habt Ihr etwas für die Ohrſeige, die ich Euch gegeben.

Jobſen.

Gnädige Frau, wenn Sie alle Ohrſeigen ſo bezahlen, ſo werde ich mir gelegentlich mehr ausbitten. : : (bey Seite) hätte ich doch das Ding vorher gewußt, ich hätte ihr noch zu mehrern wollen Gelegenheit geben!

Heyſa, heh! nun hab ich Geld,
Braucht man ſonſt was in der Welt?
Dieß giebt ſelbſt Verſtand den Thoren,
Und macht Schöpſe hochgebohren.
Wollt ich itzt noch Junker ſeyn?
Geld nur her! man geht es ein:
Doch ich bin kein Dummkopf! Nein. —
„Herr von Zeckel“ pfui, nein, nein;
Meiſter Zeckel klingt recht fein;
Und es ſprächen doch die meiſten:
Schuſter, bleib bey deinem Leiſten!

Herr von Liebreich.

Ihr habt Recht, Zeckel, kauft Euch dafür Leder und arbeitet fleißig.

Jobſen.

Heh! nun bin ich der König von allen Schuhflickern! Lene, hier haſt du meine Hand — du ſollſt keinen Schlag mehr von mir kriegen, es müßte es denn das Hausregiment erfordern.

(Man hört hinter dem Theater ein freudiges Getös und Inſtrumenten ſtimmen.)

Herr von Liebreich.

Was giebts denn draußen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, der Kellner und die Bedienten.

Kellner.

Das Hausgeſinde Ihro Gnaden möchte gern dieſen Tag recht vergnügt begehen, ſo wie Sie ihnen die gnädige Erlaubniß gegeben haben, und fragt alſo . .

Edelfrau.

Ich dächte, mein liebſter Gemahl, wir ließen ſie hereinkommen? Ich werde dadurch um ſo eher dieſer Leute Liebe wieder gewinnen, die ich durch meine Strenge ſo ſehr wider mich aufgebracht habe.

Herr von Liebreich.

Von Herzen gerne! Sie wiſſen nur zu gut, was es mir für eine Freude machet, wenn ich alles um

mich

Der luſtige
Schuſter,

oder

der zweyte Theil

vom Teufel iſt los.

Eine komiſche Oper

in drey Aufzügen.

Spielende Perſonen.

Hr. Hanns von Liebreich, ein Landedelmann.
Jobſen Zeckel, Schuhflicker, ein Unterthan
des Herrn von Liebreich.
Nickel, Schuhknecht.
Hammer, der Schmidt,
Schnips, der Schneider,
Zange, der Schlöſſer,
Pfanne, der Kupferſchmidt,
} Unterthanen des Hrn. v. Liebreich.
Frau von Liebreich.
Lene, Jobſens Weib.
Fr. Hammer,
Fr. Schnips,
Fr. Zange,
Fr. Pfanne,
} Weiber der obigen Handwerker.
Hannchen, der Frau von Liebreich Mädchen.

Der Schauplatz iſt bald auf des Herrn von Liebreichs Schloſſe, bald in des Schuhflicker Zeckels Hütte.

(Nach the Merry Cobler oder the Second Part of the Devil to Pay des Herrn Coffey.)

Koch.

v. 3.

Wenn ſich die Frau dem Spiel ergiebt,
Den Mann erſt nach der Karte liebt,
Und ſich bey ihm in Diebſtahl übt:
Bekehrt er ſie wohl durch Verzeihn,
Durch Bitten und Geſchenke? Nein!
Er kann nicht anders, als ſie bläun.

Hannchen.

v. 4.

Doch wenn der Mann, wie eine Peſt,
Umher ſchleicht, Geld zuſammen preßt,
Und ſeine Frau verhungern läßt:
Wie hilft ſie ſich? durch ängſtlich Schreyn,
Durch Sparſamkeit und Betteln? Nein!
Da muß der Mann betrogen ſeyn.

Jobſen.

v. 5.

Wenn eine Frau den Mann verſchmäht,
Und wo ein andrer Haushahn kräht,
Den Kamm wollüſtig nach ihm dreht;
Was muß er thun? geduldig ſeyn,
Und Reverenze machen? Nein!
Er klopft ſie aus und ſperrt ſie ein.

Lene.

v. 6.

Und wenn der Mann das Land durchſtreift,
Zu andern jungen Weibern läuft,
Dort freundlich iſt, zu Hauſe keift:
Wie? ſoll ſie noch gehorſam ſeyn,
Und ſich zu Tode grämen? Nein!
Dann ladet ſie den Nachbar ein.

Andreas.

Ey zum Henker! da iſt meine Geige: ich will kein Narr mehr ſeyn und umſonſt vorgeigen.

Herr von Liebreich.

So gebt doch dem armen Manne etwas zu trinken!

Kutſcher.

Ey, er kann den Bogen mit Calfonium ſtreichen: darzu braucht er weder Wein noch Punſch.

(Sie geben ihm etwas zu trinken.)

Kellner.

Ich dächte, die gnädige Herrſchaft erlaubte uns auch ein Tänzchen. Es ſchmeckt dazu ein guter Trunk noch einmal ſo gut!

Edelfrau.

Thut alles, meine Kinder, was Euch einiges Vergnügen machen kann. — Kommen Sie, liebſter Gemahl, damit wir ſie nicht durch unſere Gegenwart ſtören. Die Freude verlangt Freyheit.

Herr von Liebreich.

Welch ein glücklicher Tag für mich und für uns alle!

Alle.

Es lebe unſer gnädiger Herr und ſeine liebe Gemahlinn!

(Der Herr und Frau von Liebreich gehen ab.)

Jobſen.

O herrliche Frucht meines Knieriems!

Kellner.

Nun komm, Jobſen, laß uns eins tanzen.

mich her glücklich ſehe. (Zum Kellner) Sie mögen herein kommen!

Jobſen.

Das iſt brav! es wird noch zum Beſchluß etwas zu ſaufen geben! — Nicht wahr, gnädiger Herr, ich bin mit die Hauptperſon im Spiele?

Herr von Liebreich.

Das verſteht ſich.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen.

(Es kommen die Bedienten nebſt den Mädchen. Der Koch zerret ſich mit dem blinden Muſikanten unter der Thüre herum, und reißet ihm ſeinen Stock aus der Hand.)

Andreas, (der blinde Muſikante.)

Heh! mein Stock! mein Stock! laßt mich fort! ich will nicht hinein, und wenn ihr mich in Stücken zerriſſet: — ich will nicht noch einmal meine Geige an mir zerſchlagen laſſen.

Koch.

Vater, ſeyd kein Narr! Unſere gnädige Frau iſt itzt die beſte Herrſchaft von der Welt!

Andreas.

Es trau ein anderer! Der Teufel müßte ſich ſelbſt ins Spiel gemiſcht haben: denn wenn eine böſe Frau gut werden ſoll ⸗ ⸗

Koch, (hält ihm das Maul zu.)

Halts Maul! ſie iſt ſelbſt da.

Edelfrau.

Seyd ruhig, guter Mann: ich will euch das Vorige abbitten! und ihr ſollt wöchentlich einen kleinen Gehalt von mir haben.

Andreas.

Ja das iſt etwas anders, gnädige Frau! der Himmel vergelte Ihnen Ihre Prügel!

Jobſen.

Der Puckel fängt mir ordentlich darnach an zu jucken; = = heh! ich dächte, wir tränken eins herum, und ſtimmten eins dazu an?

Kellner.

V. 1.

Wenn eine Frau das Joch zerbricht,
Dem Manne trotzt ins Angeſicht,
Ihm ſchmäht und zänkiſch widerſpricht:
Wie beugt er ſie? durch Schmeicheleyn,
Durch Freundlichkeit und Demuth? Nein!
Nur durch den Knieriem kann es ſeyn.

(Die Antwort wird von den übrigen allezeit wiederholt.)

Lieschen.

V. 2.

Doch wenn der Mann ein Wütrich iſt,
Von Wein und Bier ſtets überfließt,
Sich pflegt und ſeine Frau vergißt:
Gewinnt ſie ihn durch Schmeicheleyn,
Durch Freundlichkeit und Sorgfalt? Nein!
Sie kann nichts anders thun, als ſchreyn.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt auf Herrn von Liebreichs Schloſſe.

Herr von Liebreich, Frau von Liebreich.

Herr von Liebreich.

Ein vortreflicher Einfall! Ja, meine Geliebte, vielleicht können wir noch auf dieſe Art den lüderlichen Zeckel bekehren. Manche Leute müſſen nichts haben, wenn ſie vernünftig bleiben ſollen. Der Bärenhäuter verführt mir das ganze Dorf: und ich glaube nicht, daß er einen Schuh angerührt hat, ſeit er von uns einige Thaler Geld bekommen.

Frau von Liebreich.

Ich denke, es wird davon nicht viel mehr übrig ſeyn. Je nun, wenn er nichts mehr hat, und ſieht, daß er in Gefahr iſt, ſeine Lene zu verlieren, vielleicht bleibt er zu Hauſe und arbeitet wieder: ſein Lenchen hat er gewiß noch herzlich lieb.

Herr von Liebreich.

Er hats auch Urſache. Wir wollen mit der Eiferſucht anfangen. Wenn dieſe nicht einen Mann bekehrt, ſo iſt keine Hülfe für ihn.

Die Männer zu bekehren,
Muß man die Männer lehren,

Daß oft das Weib den Mann vergißt.
Wenn er ein wilder Schwärmer iſt;
Denn rennt er ungezogen
Nach Spiel und Wein;
So ladet ſie den Nachbar ein:
Und er iſt am ärgſten betrogen.

Ich werde mich in des Zauberers Kleid verſtecken, um die Komödie deſto beſſer zu ſpielen. Jobſen muß klüger werden, ſonſt —

Frau von Liebreich.

Was ſonſt? ſpielen Sie mir etwan über die Komödie nicht ſelbſt eine. Lene iſt artig genug, und es wäre nicht das erſtemal, daß die Bauermädchen ihrer Edelfrau Eintrag thun.

Herr von Liebreich.

Rächen Sie ſich an Jobſen. Könnte ich wohl mehr gedemüthiget ſeyn, als durch einen ſolchen Nebenbuhler?

Frau von Liebreich.

Nun, nun; Sie wiſſen zu gut, daß das keine Gegenbilder abgiebt; und dieſe kleine Bosheit verdiente, daß ich Sie in Ihrer Freude ſtörte: doch es mag ſeyn. Es wird auf die Rechenſchaft ankommen, die Sie mir von der Sache geben.

Herr von Liebreich.

Die ſollen Sie getreulich haben. — Ich bin neugierig, ob Lene meinen Verſuchungen widerſtehen wird.

Frau von Liebreich.

Treiben Sie nur die Verſuchungen nicht zu weit!

Jobſen.

Tanzt immer zu, ihr Herren! Ich bin kein groſſer Freund vom Tanzen, (bey Seite) und kann indeſſen einen Schluck mehr thun. Die Gelegenheit kömmt nicht alle Tage!

Kutſcher.

Nun, Vater Andres, ſpiel auf!

Andreas.

Nicht rühr an, wenn ich nicht was zu trinken kriege!

Alle.

Der Teufel iſt ein böſer Mann,
Er ſtiftet lauter Unheil an;
Doch oft betrügt er ſich: Wie gut
Wirkt oft das Böſe, das er thut.

Kellner.

v. 1.

Meliſſe läßt ſich etwas nehmen,
Was Jungfern ſich zu nennen ſchämen,
Und ſie beweinet ihr Geſchick:
Doch hätte man ihrs nicht genommen,
Sie hätte keinen Mann bekommen;
Ihr Unglück iſt ihr Glück.

Andreas.

Zu trinken her, oder —

Alle.

Der Teufel iſt ein böſer Mann ꝛc.

Lieschen.

v. 2.

Melamp, zu ſtetem Zank gebohren,
Als er jüngſt im Proceß verlohren,
Verfluchte tobend ſein Geſchick:
Seit dem hat er den Zank vermieden,

Und lebt mit jedermann in Frieden;
Das Unglück iſt ſein Glück.

Andreas.

Heh! was zu trinken her! —

Alle.

Der Teufel iſt ein böſer Mann ꝛc.

Koch.

v. 3.

Der Wuchrer Stax, dem Krieg gewogen,
Der falſch gemünzt, das Land betrogen,
Schmählt izt im Frieden aufs Geſchick:
Izt hätt er Zeit, es zu bereuen;
Doch plagt der Teufel ihn vom neuen,
So kennt er nicht ſein Glück.

Andreas.

Nun, wenn wirds? wo ich nichts zu trinken kriege —

Alle.

Der Teufel iſt ein böſer Mann ꝛc.

Hannchen.

v. 4.

Cleant verſaget ſeinem Weibe
Spiel, Tanz, und andre Zeitvertreibe,
Und ſie klagt über ihr Geſchick:
Doch hätt er ihr ſtets nachgegeben,
Izt müßte ſie vom Spinnen leben;
Ihr Unglück iſt ihr Glück.

Ans Parterr.

Jobſen und Lene.

Behaupten kritiſche Korſaren,
Der Teufel ſey in die gefahren,
Die unſern Teufel nicht verſchmähn:
O widerlegt die Splitterrichter
Durch Beyfall, freundliche Geſichter,
Und kommt, ihn oft zu ſehn.

Alle.

Der Teufel iſt ein böſer Mann ꝛc.

Der

= = Aber luſtig, Lene, an die Arbeit, an die Arbeit! Wir müſſen wieder arbeiten.

Lene.

Arbeiten?

Jobſen.

Arbeiten! ja, ja, nicht anders! Ich habe zwar ſelbſt eine verzweifelte Faulheit in Gliedern, und weis kaum, wie ich die Pfrieme und den Knieriem mehr regieren ſoll: aber das Leben iſt aus, was mach ich mir draus? Es geht manchem ehrlichen Kerl ſo, wie mir, daß er ſein Vermögen überlebt.

Das Geld iſt verſoffen, der Beutel iſt leer,
Ich bin nicht der König der Schuhflicker mehr;
Doch kann ich noch ſingen Taraltaralta,
Tataraltaraltaltaraltalta!

Lene, friſch an die Arbeit! — Nun, wenn wirds?

Lene.

Was ſoll ich aber arbeiten?

Jobſen.

Was? was, als was du ſonſt gemacht haſt.

Was ſchiert mich das Glücke?
Du ſpinneſt, ich flicke,
Und ſinge frohlockend Taraltaralta.

Ja, ja, dem Himmel ſey Dank, ich bin wieder Schuſter Jobſen, ſo leicht, wie eine Feder, ſo nackigt wie ein gerupfter Hahn.

Lene.

Ja, oder danks vielmehr deiner lüderlichen Wirthſchaft —

Job

Jobſen.

Oder deinen Leckerbißchen, du Alp! — Was iſt dran gelegen? Ich bin recht froh, daß alles verthan iſt, ſo froh, daß ich vor Freuden närriſch werden möchte. So lange ich das verzweifelte Geld hatte, war ich ganz außer meinem Elemente; ich konnte nicht ſchlafen und nicht arbeiten: ſtets lag mir im Kopfe, wie ichs verthun möchte. Itzt iſt alles bis auf den letzten Heller fort; ich bin wieder mein eigner Herr, ſo frey, wie ein Vogel in der Luft, ſo munter, wie ein Fiſch im Waſſer.

Das Geld iſt verſoffen, Taraltaralta. ꝛc.

Ich bin wieder der luſtige Jobſen, und du die kleine närriſche Lene. Taraltaralta!

Lene.

Aber, lieber Jobſen, ſoll ich denn niemals meine ſchönen Kleider wieder anziehen? und auch ſo gar auf den Sonntag nicht —

Jobſen.

Mache mich nicht rappelköpfiſch! So bald die Weiber einen Heller in die Hände kriegen, ſo werden ſie halsſtarrig. — Haſt du meine Autorität ſchon vergeſſen?

(Er weißt ihr den Knieriem.)

Lene, Lene, kennſt du den?

Lene.

Jobſen, ey, das will ich ſehn!

Jobſen.

Wie? du willſt mir widerſprechen?
Lene, hör, ich bin dir gut!

Herr von Liebreich.

Ohne Verſuchungen läßt ſich doch die Liebe nicht prüfen?

Frau von Liebreich.

Die Prüfungen laufen bisweilen ſchlimm ab! — doch gehen Sie nur, damit Sie deſto eher wieder zu mir kommen. Ich begleite Sie.

(Gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Jobſens Haus.

Lene (in guten Kleidern, hat ein Stückchen Spiegel in der Hand und beſieht ſich.)

Wahrhaftig! ich habe mein Lebtage nicht gewußt, daß ich ſo artig bin, als ſeit ich Frau Jobſen heiße. — Frau Jobſen! hahahaha! Wie nicht die Bauerweiber itzt nicken, wenn ich in die Kirche komme! Sonſt, wenn ſie viel ſagten, ſo hieß es: „Guten Tag, Lene!" und da liefen ſie vorbey; itzt: „Gott „grüße ſie, Frau Nachbarinn! was macht ſie denn „guts? Hat ſie nicht eine ſchöne Schürze! — „Das Halstuch wünſchte ich mir!" — Großen Dank! denke ich, es würde euch doch nicht ſo hübſch, als mir, ſtehen. — Es iſt mir nur der Schulzens Frau wegen lieb, daß ich itzt ſo geputzt gehe! Die Käte ſah mich ſonſt nicht an! itzt, itzt ſeh ich ſie nicht an. Wenn ich nur erſt einmal mit in der Stadt zum Jahrmarkte geweſen bin.

In

In der Stadt wird man galant,
Artig an Geberden,
Schäckerhaft, klug und gewandt,
Und das will ich werden.
Dann wird Grete Hannen fragen,
Und zu Lieſen Fike ſagen:
„Das wäre Jobſens Lene noch?
„Ey nicht doch! ey nicht doch!
Stille! kömmt nicht Jobſen?

Dritter Auftritt.

Jobſen, Lene.

Jobſen (kömmt geſungen.)

Das Geld iſt verſoffen, der Beutel iſt leer!
Ich bin nicht der König der Schuhflicker mehr!
Doch kann ich noch ſingen Taraltaralta,
Tataraltaraltaltaraltalta!

Heh! Lene! iſts nicht wahr? — Komm her, gieb mir einen Schmatz!

Lene (küßt ihn.)

Pfui, pfui, Jobſen! du ſtinkſt entſetzlich nach Branntwein, und haſt dir gewiß in acht Tagen nicht den Bart geputzt?

Jobſen.

Heh! ich glaube, es liegt dir noch der Milchbart des Junkers im Kopfe? Lene, mache mir keine Streiche = = Aber, was willſt du mit dem Spiegel? ich glaube gar, der Affe beſieht ſich darinnen; gucke dafür in die Entenpfütze! Ich ſeh niemals herrlicher aus, als wenn ich früh ins Glas Branntwein gucke.

= = Aber

Aber bringſt du mich in Wuth,
So will ich den Hals dir brechen.

Lene.

Wenn Jobſen das thut,
So hab ich auch Muth,
An Jobſen die Lene zu rächen.

Jobſen.

Nicht ein Wort mehr geraiſonirt! — Es ſoll heute zum letztenmale bey mir traktirt werden; ich habe ſchon meine Herren Collegen gebeten: da wollen wir noch einen recht herrenmäßigen Soff thun, und dazu Tobak ſchmauchen, daß meine kleine Hütte, wie naſſes Stroh von der Sonne, rauchen ſoll.

Lene.

Aber ich dachte, du hätteſt nichts mehr?

Jobſen.

Aber, haſt du nicht deine Sonntagskleider mehr? Heh! die ſollen ſich, wie der Blitz, in ſchwarzen Tobak und in ein prächtiges Glas Bier verwandeln, und deine geſteiften Kittel in lauter Dreyhellerpfeifen zuſammen fallen. Ha! da wird die Frau Madam Jobſen eine Freude haben, wenn ſich ihr Staatswams in ſolchen ſchönen Tobakskräuſeln in der Luft herum dreht. Taraltaralta!

Lene.

Pfui, Jobſen! -
Wie, Frau Jobſen? nun nicht weiter?
Ey, Frau Jobſen klang doch fein!
Lene? Jeckels Lene? — Nein!
Mir willſt du, zu ſaufen,
Die Kleider verkaufen?

Nein, Jobſen, nein, nein.
Das kann nicht ſeyn!

Jobſen (trallert ihr nach.)

Das ſoll ſo ſeyn, das ſoll ſo ſeyn, und redten alle Hexen drein.

Lene.

Je nun, ſo bitte ich noch etliche von meinen Gevattern zuſammen, und traktire ſie noch zum letztenmale mit Thee.

Jobſen.

Unterſtehe dichs! Wenns Geld ſolche halsſtarrige Naabenäſer macht, ſo möchte ich keine vornehme Frau haben, und wenn ſie mit ſechs Mauleſeln führe, und ſechs hinten auf dem Wagen hätte. Wie froh bin ich, daß ich nicht mehr Conſtabler bin. Wenn der Alp vollends eine Unterofficiersfrau wäre; ich glaube, ich müßte die Montur verſetzen, daß ſie ſich eine Schaluppe kaufen könnte! hahaha!

Der Knieriem bleibet, meiner Treu!
Die allerbeſte Arzeney
Bey einem halsſtarrigen Weibe.
Hat eine Vapeur,
O, ſchickt ſie nur her,
Und glaubt, daß ich ſie vertreibe.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lene alleine.

Geh nur, geh, du lüderlicher Mann! — Iſt meine Freude ſo bald zu Ende! Aber warte! ich will

will mirs auch noch zu Nutze machen. Der gnädige Herr hat mir das Geld ſo wohl, als dir, geſchenkt; ich kanns alſo auch mit verthun. Gleich will ich meine ſchönen Kleider noch einmal anziehen; auf mein neſſeltuchnes Halstuch vier Groſchen borgen, und dann meine Nachbarinnen noch einmal zu mir bitten, und ihnen einen rechten guten Topf Thee kochen.

Wenn Jobſen läuft,
Sein Geld verſäuft,
Verſpielt, verraucht,
Vertanzt, verſchmaucht,
Stets luſtig und froh:
So ſollt ich hier ſitzen,
Bald frieren, bald ſchwitzen,
Bald ſpinnen, bald ſtricken,
Bald nähen, bald flicken,
Das wäre mir ſo!

Nein, ſo dumm iſt Lene nicht! Ich werde unſern Schuhknecht Nickeln rufen, daß er in der Werkſtatt bleibt, und meine Gevatterinnen indeſſen zuſammen bitten. = = Nickel — Nickel — Nickel!

Fünfter Auftritt.

Nickel, Lene.

Nickel (drinnen.)

Heh! iſt die Suppe da?

Lene.

Hat ſich Suppe! Nickel, komm her!

Nickel (gähnt.)

Iſt das nicht ein Geſchrey! wenn Ihr mir nichts zu eſſen gebt, ſo laßt mich wenigſtens den Hunger verſchlafen.

Lene.

Bleibe einmal hier, Nickelchen! ich will nur zu ein Paar Nachbarsweibern gehen, hörſt du?

Nickel.

Je nu, kann ich doch indeſſen an alten Schuhſolen kauen, daß mir die Zeit nicht lang wird.

(Lene geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Nickel alleine.

Der Henker hohle den Zeckel! Seit er ſein Geld verthan, muß man ordentlich bey ihm vom Hunger leben. Ich fürchte mich hinaus vor die Thüre zu gehen, daß mich der Wind nicht, wie eine Flaumenfeder, hinweg führt. — Luſt über und über! Seit einem Monathe nicht einen vernünftigen Biſſen geſehen! — Am Sonntage ein Dutzend gebackene Pflaumen, Montags ein Dutzend gebackene Birnen, Dienſtags ein Dutzend gebackene Aepfel; geſtern wieder ein Dutzend gebackene Pflaumen, und anſtatt des Brods, wie Zeckel ſagte, das Waſſer, in dem er zwey Eyer geſotten! — Bey meiner Treu, wenn das ſo fort geht, ſo werde ich den Hunger gewohnt, oder fange an zu ſtehlen.

Welch eine Welt!
Hat man kein Geld,
So hat man auch kein Brod:
Hat man kein Brod,
Welch eine Noth!
So hungert man:
Und ſtiehlt man dann,
Und wird gefangen,
So wird man gehangen!

Heh! wer kömmt?

Siebenter Auftritt.

Nickel, Herr von Liebreich (kömmt in des Zauberers Kleidern.)

Nickel.

Ein ſchwarzer Mann! — Der Teufel iſts gewiß nicht, denn der weis ſchon, daß er keinen fetten Biſſen an mir kriegt.

Herr von Liebreich.

Kennſt du mich nicht, Nickel?

(Er erkennt ihn.)

Nickel.

Verzeihen Sie! Ich hätte auch eher den Scharfrichter unter dieſen Kleidern geſucht, als Ihro Gnaden!

Herr von Liebreich.

Wo iſt deine Frau?

Nickel.

Sie iſt den Augenblick fort. Vermuthlich wird ſie vergeſſen wollen, daß wir heute noch nichts gegeſſen haben. (bey Seite) Ich will es ihm ein bischen zu verſtehen geben, wo mirs fehlt.

Herr von Liebreich.

Und wo iſt Zeckel, der lüderliche Purſch? Mich wundert, daß er ſeine Frau ſo alleine läßt, ohne eiferſüchtig zu werden.

Nickel.

Ha, er iſt mehr als zu eiferſüchtig, zumal wenn ihm der Branntwein die Lebensgeiſter rebelliſch gemacht hat, = = und wenn man hungert, ſo veracht einem alles. (bey Seite) Wenn er mich doch verſtünde!

Herr von Liebreich.

Schade, daß er nicht zur Eiferſucht Urſache hat!

Nickel.

Ja wohl, ich wünſchte es ſehr — ſo ſehr — als ich etwas möchte zu eſſen haben. (bey S.) Vielleicht wird er aufmerkſamer. (Zum Herrn von Liebreich) Sie ſehen aber wohl, Ihro Gnaden, wenn der Magen leer iſt = = (bey Seite) Er wird mich doch nun verſtehen?

Herr von Liebreich.

Recht, Nickel, recht = =

Nickel.

Recht, recht; aber Sie ſehen wohl, Ihro Gnaden, aus nichts wird nichts: und wenn man lange Schuhpech eſſen wollte = = Verſtehen Sie mich nicht, Ihro Gnaden?

Herr

Herr von Liebreich.

Beynahe, Nickel! — Kannſt du ſchweigen? — Ich hätte dir wohl ein Geheimniß zu ſagen.

Nickel.

O gnädiger Herr, wickeln Sie nur das Geheimniß in ein gutes, derbes Stück Rindſleiſch ein, und es ſoll es kein Henker gewahr werden!

Herr von Liebreich.

Da! (er giebt ihm etwas) gieb mir Nachricht, ſo bald Lene wieder nach Hauſe kömmt.

Nickel.

So lange mein Maul etwas zu thun hat, ſo lange kann ich ſicher auf meine Stummheit betteln gehen. Itzt will ich ſehen, ob meine Frau etwa noch auf ihren Einladungen zu erhaſchen iſt.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Herr von Liebreich allein.

Der arme Schelm! ich glaube, er hätte mir ſeine Seele um ein Paar Groſchen verkauft.

Durch glänzendes Geld
Erkauft man die Welt.
Ihm dienen die Großen und Kleinen:
Der Schwätzer wird ſtumm,
Der Kluge wird dumm,
Blind ſelber der Sehende ſcheinen.

Neunter Auftritt.

Nickel, Herr von Liebreich.

Nickel.

Sie kömmt, aber eine groſze Heerde Gänſe mit ihr! ich glaube, ſie hat das ganze Dorf zuſammen getrieben, damit ſie Jobſen zu Tode ſchnattern ſollen: — Haben Sie Luſt, gnädiger Herr, der Verſammlung beyzuwohnen?

Herr von Liebreich.

Nein, ſie muß alleine ſeyn, wenn ich ſie ſprechen ſoll: ich will ein wenig in das nah gelegene Hölzchen gehen, und du kannſt mich dort finden, wenn es Zeit iſt.

(Geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Nickel alleine.

Das konnt ich leicht denken! — Wenn ein Edelmann eine junge Frau beſuchet, ſo muß ſie alleine ſeyn! — Meiſter Jobſen, Meiſter Jobſen! — der Teufel hätte mich längſt bey deiner Frau verführet, wenn der Hunger mir nicht einen Kappzaum angeleget hätte! — Itzt kömmt ein anderer mit einem vollen Magen: der wird ſchon andre Wirthſchaft treiben, wenn du im Branntweinglaſe ſteckſt.

Wünſcht ein junger Herr, allein
Bey einer jungen Frau zu ſeyn:

Will

Will er die Moral ihr lehren?
Ihren Mann durch ſie bekehren?
Ihn zu lieben und zu ehren
Sie vermahnen! ja doch — nein:
Es wird wohl was anders ſeyn!
Wird er ſie vielleicht beſchwören,
Fremde Nothdurft anzuhören,
Und den Troſt von ihr begehren?
Ja, das mag wohl eher ſeyn.

Heh! die Aſſemblee kömmt, ich muß doch ſehn, was da für wichtige Sachen ſollen entſchieden werden.

Eilfter Auftritt.

Nickel, Lene, Fr. Hammerinn, Fr. Schnips, Fr. Zange, Fr. Pfanne.

Lene.

Geſchwinde, Nickel, Stühle her! Willkommen alle zuſammen! = = nun, wenn wirds, Nickel?

Nickel.

Ja, ich müßte die Stühle erſt drechſeln. Außer Jobſens, Eurem und meinem Bänkchen iſt im ganzen Hauſe nichts, worauf man ſich ſetzen könnte, als ein Paar alte Schuſterwannen, die müßten wir umkehren; oder die Schnitzbank = =

Lene.

Ja, ja, lieber Nickel! die Schnitzbank! nur her mit der Schnitzbank! —

(Nickel geht ab, und hohlt die Schnitzbank.)

Aber woran werden wir uns ſetzen, unſern Thee zu trinken? o das ſoll ein rechter guter Thee werden. An dem kleinen Lumpentiſche haben kaum unſer dreye Platz. — Weißt du was, Nickel! hohle den Sägebock, und hebe die Hausthüre aus, wir wollen ſie drauf legen.

Frau Schnips.

Ach, Frau Nachbarinn, macht ſie ſich nicht Ungelegenheit!

(Die übrigen fangen alle an zu ſchreyen:)

Ja wohl, Frau Gevatterinn, ſie iſt gar zu gut, gar zu gut!

Nickel.

(Bringt den Sägebock, und legt die Thüre drauf.)

Nun fehlet nichts, als daß ich die Hütte anſtecke, wenn ſie Licht brauchen.

Lene.

Ich will gleich wieder kommen, und nur das Theezeug hohlen. Nickel, komm, und hilf mirs herein tragen!

(Gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Fr. Hammerinn, Fr. Schnips, Fr. Pfanne, Fr. Zange.

Frau Pfanne.

Das wäre mir ſo, wenn ich nicht einmal fünf Stühle und einen großen Tiſch zuſammen bringen ſollte.

Wenn unſer einer nun Viſiten kriegt, ſo thäts Noth, man ſetzte ſich auf die Erde.

Frau Zange.

Ja wohl! da heißts recht: von außen begliſſen! — Sie geht, wie ein Döckchen, und iſt doch ſo nackigt, daß ſie nicht einmal eine Bank übrig hat. Sie hätte können zu mir ſchicken, ich hätte ihr zwo für eine leihen wollen: Schade, daß nicht jede von uns ein Drehſtühlchen mitgebracht.

Frau Hammer.

Ja, gewiß und wahrhaftig! ein allerliebſter Sitz auf einer Schnitzbank! mein Lebelang habe ich dergleichen nicht geſehen! Es iſt ein Glück, daß ich einen dicken Pelz anhabe.

Frau Schnips.

Nun, nun, er iſt gewiß nicht ſo dicke, daß man es nicht acht Tage durch fühlen ſollte.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Lene, Nickel.

(Sie bringen beyde auf einem Kuchenbrette einen groſſen Topf, und anſtatt der Schälchen Käſenäpfe: in jedem iſt ein blecherner Löffel.)

Lene.

(Zu Nickeln.) Schnappe die Thüre ab, Nickel, daß uns niemand ſtöret — Nun, das muß ein rechter Thee ſeyn: ich habe auch Zimmt hinein gethan, und einen mächtigen Löffel Syrup. (Sie ſchenkt ein) Da, Frau Schnips; ich möchte nur wiſſen, was die vor-

neh-

nehmen Madams vor uns voraus hätten? Wir ſind ſchunmal vergnügter.

Nicht in glänzenden Palläſten,
Nicht bey leckerhaften Feſten
Wohnt Zufriedenheit und Luſt:
Nicht ſtets unter Gold und Seide
Hebt die kummerloſe Freude
Die vom Schmuck beladne Bruſt.

Oft hüpft ſie in niedern Hütten
Bey der Einfalt ſchlechten Sitten
Und der Armuth Koſt umher.
Nur für heute, nicht für morgen
Sorgt man, und ſo kleine Sorgen
Machen nie das Herze ſchwer.

Frau Schnips.

Ja, wenn mir nur nicht eins von vornehmen Leuten vorredte. Die großen Madams — ja, die Madams, ſehen ſie nicht meiſtentheils aus, als wenn ſie im Grabe gelegen —

Frau Hammer.

Oder als wenn ſie die Gelbſucht hätten: gewiß und wahrhaftig, wenn nicht die ſeidnen Lappen um ſie herum hiengen, ſo wollten wir doch ſehen, was manchmal dahinter ſtäcke.

(Sie fangen alle ein lautes Gelächter an.)

Frau Zange.

Ja, ja, Frau Gevatterinn! Mein Mann, ſie weis ja, daß er bald ſo gelehrt, wie unſer Küſter iſt, der ſagte mir, ich glaube, es hieß Merika, da giengen die Leute, wie ſie auf die Welt kommen: wir wollten ſehen, wir wollten ſehen . .

Frau Pfanne.

Ja, gewiß, wir wollten ſehen; es ſollte mir mancher geſtrenger Junker ſein gnädiges Frau Madamengeſichte ſitzen laſſen.

Lene.

Aber pfui, Frau Nachbarinn, nackigt! Ich ſchämte mich zu Tode! Die garſtigen ungezogenen Leute! Verbiets denn die Obrigkeit nicht?

Frau Zanze.

Ach, hört Sie denn nicht, Frau Lene, die Obrigkeit geht auch ſo!

Frau Schnips.

Je nu, wenn ſie alle ſo giengen, ſo gieng ich auch mit.

Lene.

Ach, es wird mir bald nicht viel beſſer gehen; meine ſchönen Kleider habe ich heute zum letztenmale an.

Alle (ſchreyen und ſehn einander lächelnd an.)

Zum letztenmale?

Lene.

Nicht anders! mein guter Jobſen ſpricht, er ſähe mich lieber in einem Frießwamſe, als in ſolche feine ſeidne Kleider eingewickelt. Er müßte alle Augenblicke denken, er beſchmierte mich mit Schuhpeche, wenn er mir zu nahe käme.

Frau Pfanne.

Das wäre mir gelegen! Meinen Mann habe ich ganz anders gewöhnt; er darf mir nicht kommen, wenn mirs nicht gelegen iſt.

Frau Schnips.

Ich wüßte wohl, was ich thäte, wenn ich nur ſo hübſch und artig wie Sie wäre!

Frau Zange.

Ach ja, meiner Treu, es giebt ja Mannsvolk genug in der Welt ‥

Lene.

Pfui! ich habe noch keinen geſehen, der mir beſſer, als Jobſen, gefiele. Je nu, wenn er mich gleich manchmal ſchlägt, ich bin ihm doch gut.

Frau Hammer.

Warum nicht gar! In polniſchen Bock mit der Peitſche! Oder ihm mit dem Ambos ein Loch in den Kopf geworfen: das thät ich.

Lene.

Ey Pfui! Frau Hammern, da könnte Sie Ihren Mann gar todt ſchlagen, und wenn Zeckel ſtürbe, ich glaube, ich ſtürbe mit, oder weinte mich zu Tode: — Je nu, ſchade für die Kleider! Habe ich keine ſchönen Bänder mehr, ſo pflücke ich mir einen Strauß.

V. 1.

Wenn von Steinen, Gold und Spitzen
Großer Damen Buſen blitzen,
Und ſich ſeidner Kleider freun,
Ey, da möcht ich Dame ſeyn!
Aber wenn ſie Dünſte plagen,
Milz, Colick und Kopfſchmerz klagen,
Ueber Seitenſtechen ſchreyn:
Lene, nein, ich danke, nein!

v. 2.

Wenn ſie ſtets zu Bällen gehen,
Oper und Comödie ſehen,
Und ſich bey dem Spiele freun:
Ey, da möcht ich Dame ſeyn!
Doch wenn ſie den andern Morgen
Von der Schminke Farbe borgen,
Gähnend Schlaf und Geld bereun:
Nein, da ſpinn ich lieber, nein!

Frau Schnips.

Singt Sie nicht artig, Frau Nachbarinn, wahrhaftig wie eine Heydelerche ſo ſchön!

Frau Zange.

Nein, lieber wie mein Staarmatz, das iſt ein ſcharmantes Thier, das kann ſagen: du Hure! und du Schelm!

Frau Hammer.

Hat Sie denn keine Karten, Frau Lene? ich dächte, wir ſpielten ein bischen?

Alle.

Ja, ſpielen!

Lene.

Eine Karte wird wohl da ſeyn; ich kann aber nichts weiter ſpielen, als: Wie gefällt dir dein Nachbar? oder das Gänſeſpiel.

Frau Schnips.

Nein, Mariage!

Frau Zange.

O geh ſie doch! Eilfern iſt hübſch.

Frau Hammer.

Contra iſt beſſer: da können wir um Knipschen ſpielen.

Frau Pfanne.

Geht doch mit dem dummen Zeuge! Ich lobe mirs Blättchen der Liebe.

Frau Schnips.

Nein, da müſſen Mannsleute dabey ſeyn. Es verlohnt ſich nicht der Mühe, wenn man einander ſelber küßt: eben ſo lieb will ich mich unſern Mops lecken laſſen.

Frau Zange.

Nun, weis Sie was beſſers?

Frau Schnips.

Ich dächte, wir erzählten einander Mährchen?

Lene.

Ja, erzählen! ich höre gar zu gerne erzählen — o meine ſeelige Mutter — die konnte erzählen!

Frau Hammer.

Je nu; mit Ihrer ſeeligen Mutter! als wenn das nicht unſer einer auch könnte!

Frau Pfanne.

Ja wohl, ich weis ein ganzes halbes Schock!

Frau Schnips.

Wir redten vorhin von den vornehmen Madams: ja man ſollte ſie nur allezeit in der Nähe beſehen dürfen, man würde ſchöne Sachen entdecken. Ich habe einmal ein feines Hiſtörchen gehöret:

Es war einmal ein reicher Mann,
Der hielt um eine Fräulein an:
Die Schönheit gab ihr ſelbſt den Preis:
Sie hatte rabenſchwarzes Haar,
Ein großes feurigs Augenpaar,
Und eine Bruſt, wie Schnee, ſo weiß.

Der frohe Hochzeittag erſchien,
Und jedermann beneidet ihn:
Welch ſeltnes Glück! welch ſchöne Wahl!
Nach wohl vollbrachtem Hochzeitſchmauß
Zog Braut und Bräutigam ſich aus:
Was ſah er? hört einmal!

Die falſche Bruſt, die Marmor glich,
Legt ſie in Papier hin vor ſich:
Nun kam ein gläſern Auge dran!
Drauf ward ihr eckigt kahles Haupt
Des ſchwarzgefärbten Haars beraubt: —
Ihr glaubt nun wohl, es ſey gethan?

O nein! ſie ſchraubt an einem Bein.
Halt! fieng der Mann laut an zu ſchreyn,
Betrügt der äußre Schein ſo ſehr!
Eins wird ums andre abgedreht,
Ich laufe fort: denn bleib ich: Seht,
So bleibt nur von der Frau nichts mehr!

Frau Zange.

Da, denk einmal ein Menſch! was das für Gottesloſigkeit iſt! hat ſie nicht auch die Naſe und die Ohrläppchen abgeſchraubt?

Frau Hammer.

Wer weis, was noch geſchehen wäre. Der Mann hat wohlgethan, daß er davon gelaufen iſt: es wäre ſonſt gewiß nichts, als das Gerippe von ihr übrig geblieben!

Lene.

Nein, das iſt kaum glaublich! ſo alles abſchrauben zu können = = mich dauret niemand, als der arme Mann!

Frau Zange.

Ja wohl, der arme Mann! es muß eine feine Freude ſeyn, wenn man denkt, man hat die Schönheit leibhaftig, und Auge, Zahn und Haar iſt geborgt. Aber das iſt noch lange nichts gegen das, was ich erzählen will:

Ein großer Herr, ich glaube gar,
Daß er Fürſt oder König war,
Hatt eine Tochter zu vermählen:
Doch ließ er dieſe niemand ſehn,
Sie mußt in einer Larve gehn;
So ſollte man ſie wählen.

Kein Reicher wollte nicht daran:
Doch endlich kam ein armer Mann,
Der bot ſich an zu ihren Freyer.
Ich, ſprach er, nimms nicht ſo genau,
Wär ſie auch eine garſtige Frau,
So bringt ſie Brod und Feuer.

Als er mit ihr zu Bette gieng,
Und ſie mit brünſtgem Arm umfieng,
Schob er die ſaubre Larve nieder:
„Hilf Himmel, ach! ein Todtenkopf!
Vor Schrecken griff der arme Tropf
Nach ſeinem Schnappſack wieder!

Frau

Frau Zange.

Ein Todtenkopf! pfui, das iſt aber auch gar zu arg! ein Todtenkopf!

Frau Schnips.

Der Himmel bewahre einen jeden frommen Chriſten vor einem ſolchen Spektakel! — ja ja, das ſind die vornehmen Weiber.

Lene.

Ich wäre des Todes, wenn ich ſo was hätte zu ſehen gekriegt! Aber, wie muß ſie in aller Welt zu dem Todtenkopfe gekommen ſeyn?

Frau Pfanne.

Wer weiß, an was ſich ihre Mutter verſehen hat: ſolche Damen wollen immer was beſonders haben. Es ſollte nur einmal eine mit einer ſolchen Haube, wie ſie itzt tragen, auf die Welt kommen, wer weiß, für was für Thiere man ſie anſähe!

Frau Hammer.

Ich denke immer, wenns nur nicht gar ein Geſpenſt geweſen iſt! es wäre nicht das erſtemal, daß ſich dieſe in ſchöne Damen verkleiden.

Lene.

Ein Geſpenſt?

Frau Schnips.

Ein Geſpenſt?

(Sie ſehen einander ganz furchtſam an.)

Frau Hammer.

Je nun ja, ich weis ſo eine liebe Hiſtorie, da der Teufel, = = Gott ſey bey uns! gar = = o hört nur einmal!

Ein junger eingebildeter Narr,
Der keine Schön im Lande,
So ſchön und ſüß ſie immer war,
Für ſich gnug reizend fande:
Der unſer eins nie angeblickt,
Ward einſt von einer Dam entzückt:
Schön war ſie, ohne Mängel,
Dem Scheine nach ein Engel.
Auch war ſie reich: ſie hatt ein Schloß;
Gold klebt' an allen Wänden,
Und jedes, der es ſahe, ſchloß,
Es ſey von Zauberhänden:
Gepflaſtert wars mit Edelſtein,
Die Thore faßten Perlen ein. —
Ha! dacht er, die iſt meine,
Und ſie ward auch die Seine.

Frau Schnips.

Ey, das konnte auch nicht von rechten Dingen zugehen! Mit Edelſteinen gepflaſtert! und die Thore mit Perlen beſetzt!

Lene.

Und ich weis gewiß, wenn ein Armes um einen Pfennig bettelte, ſo hat ſie nichts hergegeben?

Frau Pfanne.

Ja wohl, wies die vornehmen Leute machen. Wenn man einen Keſſel für ſie zu flicken hat, ſo handeln ſie bis aufs Blut, und auf der andern Seite ſchmeißen ſies Hände voll weg.

Frau Zange.

Und nicht wahr, die Edelſteine waren wenigſtens ſo groß, wie die Hühnereyer; denn ſonſt hätten ſie nicht damit pflaſtern können?

Frau

Frau Hammer.

Geh Sie doch: wie die Hühnereyer! Ganze Quaderſtücken von Diamanten und Rubinen: aber es lief auch ſchön ab.

Als er mit ihr zur Trauung gieng
In vollem Staat und Glanze:
Sah er an ihr ein ſchleppend Ding,
Gleich einem Ochſenſchwanze.
Hilf Himmel, rief er außer ſich,
Was ſeh ich, Unglückſelger, ich!
Wer weis, was noch für Schrecken
Die langen Kleider decken!

Frau Schnips.

Ein Ochſenſchwanz? Nun, ſo müſſen ſie noch nicht ſo lange Schleppen an Kleidern, wie itzt, getragen haben: heut zu Tage könnte eine zehne haben, es ſäh es kein Menſch.

Frau Zange.

Wer weis, hat ſie nicht etwa einmal damit gewedelt, daß ers gewahr worden: es iſt nur noch gut, daß ers ſah, ehe ſie noch getrauet worden!

Frau Hammer.

Ja ſehr gut! Sie wirds ſchon hören, wies ihm bekommen iſt —

Lene.

Ein Ochſenſchwanz! — das iſt gewiß der böſe Feind geweſen!

Frau Hammer.

Wer ſonſt? es war ihm aber gar recht! warum müſſens immer vornehme Damen ſeyn.

Er guckte nach: Ein Pferdefuß
Mit Zoddeln? welch Entſetzen! —
Ich mag, ſchrie er, nicht den Genuß
Von allen deinen Schätzen
„Du mußt!“ — er lief, ſie hinter drein:
Der Pferdefuß hohlt ihn bald ein: —
Sie brach ihm das Genicke:
Dieß war das große Glücke!

Lene.

Der Himmel bewahre uns! das war der Teufel leibhaftig!

Alle.

Ja, er wars! nicht anders!

Lene.

Ich fange mich ordentlich an zu fürchten. Wer ſollte es nun denken, daß er einem ſo zu nahe kommen könnte?

Frau Hammer.

O mir ſollte er nur kommen, ich wollte ihm ſchon die Zähne weiſen! — (man hört jemand klopfen; ganz furchtſam) Heh! es iſt jemand an der Thüre!

(Jobſen an der Thüre, die er verſchloſſen findet, machet ein großes Lärmen: ſie fahren alle in einander und ſchreyen.)

Alle.

O der Teufel! der Teufel leibhaftig!

Lene (zitternd.)

Ach! Frau Hammer! Sie fürchtet ſich ja vor nichts! mache Sie doch einmal auf!

Frau Hammer.

Ich? ey, das laß ich wohl bleiben! wär es in

mei-

meinem Hauſe = = da ſpuket es wenigſtens ſonſt nicht.

Frau Schnips.

Ja, Sie iſt aber doch Schuld; hätte Sie nicht vom Teufel geredt = =

Frau Pfanne.

Und Sie hat ihn ordentlich aufgefodert.

Jobſen (draußen.)

Was zum Teufel — aufgemacht! oder ich ſchmeiſſe die ganze Hütte übern Haufen!

Lene.

Ach! es iſt Jobſen —

Frau Zange.

Wer weis, nimmt er nicht nur ſeine Sprache an?

Lene.

Ich dächte, wir giengen alle mit einander und machten auf?

Frau Schnips.

Je nu, das laß ich mir gefallen.

(Es kriecht immer eine hinter die andere: indem ſie ſich an der Thüre herum zerren, ſtößt Jobſen ſie herein; ſie fangen ein großes Geſchrey an.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Jobſen.

Jobſen.

Der Teufel und ſeine Großmutter! Was iſt das für eine Bagage? — Da iſt gewiß eine Verſchwörung

rung von allen Regimentsnickeln wider mich auf dem Tapete?

Alle (ſchreyen.)

Nickel? Ich? ein Nickel? Wir ſind ehrliche Weiber! ⸗ ⸗

Jobſen.

Der Henker! iſt doch ein Geſchrey, als wenn des ganzen römiſchen Reichs Dohlen um den Kirchthurm herum flögen: Wart, wart, ich will euch helfen!

(Er jagt ſie fort und ſchmeißt Tiſch und Bänke über den Haufen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lene, Jobſen.

Lene.

Ach, lieber Jobſen, thue mir nichts! Ich dachte nicht, daß du nach Hauſe kämſt, und wollte gern noch einmal meine Gevattern beyſammen ſehen!

Jobſen.

Warte, ich will dich zuſammen gevattern. ⸗ ⸗ Geſchwind hohle das Rad und ſpinne; ich brauche Schuhdrat zu des Gerichtsverwalters Schuhen! Sie ſind ſo durchſichtig, wie ſein Gewiſſen: jene will ich flicken; das mag der Henker zumachen. ⸗ ⸗ Fort mit den Sonntagslappen, meine Companie wird bald kommen, und ſie fricaßiren helfen. —

Nie werd ich um Geld
Das Glücke liebkoſen:

Ein

Ein leichtes Herz
Und dünnes Paar Hoſen
Gehn durch die Welt.
Taraltaralta.

Wo iſt meine Werkſtatt? iſt ſie vielleicht im Thee zerkocht worden?

Lene.

Nein, Zeckel, ſie ſteht im Ofenloche! du haſt ſie ja ſeit langer Zeit nicht gebraucht!

Jobſen.

Komm, wir wollen ſie hohlen! Du haſt heute einen ſehr gnädigen Herrn an mir. Von Rechts wegen ſollte noch das Deſert zu deinem Schmauſe kommen! aber ich hoffe, es ſoll dir künftig vergehen. Wir müſſen wieder arbeiten.

Was hats für Noth?
Ich flicke mir Brod,
Daß ich den Magen verſöhne!
Und Draht, und Draht
Spinnt mir das Rad,
Spinnt meine blauäugige Lene!
Gewinn ich noch was,
So trink ich ein Glas
Bey froher Lieder Getöne.

(Sie gehen ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zeckels Haus.

Lene (in ſchlechten Kleidern am Spinnrade, eine Roſe an der Bruſt.)

(Dehnt ſich.) Iſts doch nicht anders, als wenn mir die Gelenke mit Pech zuſammen geklebt wären: der Faden fährt mir durch die Finger, wie eine Pfrieme. — Pfui! wenn ich doch nicht vornehm geworden wäre! die Arbeit wird einem ſo verdrüßlich, und man iſt zu nichts nütze, als in Spiegel zu gucken — O! wie glücklich ſind die vornehmen Leute!

Die Sonne mag die Felder grüßen,
Und muntrer Schäfer Aug entſchließen,
Denkt eine Dame wohl daran?
Sie ſchläft ſo lang ſie will und kann.
(ſie gähnt) Au — ä.
Doch kaum erwacht der Vögel Chor,
So ſchreyt mir Jobſen ſchon ins Ohr:
Heh! Lene, das Spinnrad hervor!
(gähnt) Au — ä.

Ah! es iſt mir, als ob jemand klopfte? — herein!

Univ. Bibl. München

Zweyter Auftritt.

Lene, Herr von Liebreich in des Zauberers Kleidung.

Herr von Liebreich.

Guten Tag, mein liebes Kind! ſo fleißig?

Lene.

Ach Gemine! der Herr Hexenmeiſter! Willkommen, vielmals willkommen! Was thu ich Ihm denn geſchwind für eine Ehre an? ich bin vor Freuden ganz außer mir.

Herr von Liebreich.

Ich danke Euch, gutes Lenchen! — Ich habe von Eures Mannes lüderlicher Wirthſchaft gehört; ich habe Mitleiden mit Euch, und komme wieder, Euer Glück zu machen.

Lene.

Ey, mein Glück? mein Glück? das iſt ja recht artig! Aber es muß auch länger dauren, als das letztemal.

Herr von Liebreich.

Deine ganze Lebenszeit, mein liebes Lenchen!

Lene.

O Gemine! meine ganze Lebenszeit?

Herr von Liebreich.

Aber kennſt du mich nicht, mein Kind?

Lene.

Je, ſieht Er doch gar wie der gnädige Herr aus, — ſo glatt ſo ſanft!

Herr von Liebreich.

Ja, mein allerliebſtes Kind! ich bins, und will dein Glück machen. Du biſt artig! du gefällſt mir! und es kömmt nur darauf an, daß ich dir wieder gefalle, ſo kannſt du erhalten, was du willſt!

Lene.

Ey, warum ſollten Sie mir nicht gefallen? Sie ſind ja ſo ein ſchöner, lieber Herr!

Herr von Liebreich.

Bin ich das? Sieh mich einmal recht an! = = Ha! was mein Lenchen für ein Paar kleine ſchelmiſche Augen macht!

Lene.

Pfui, gnädiger Herr, ſchelmiſch ſagen Sie?

Herr von Liebreich.

Und der allerliebſte Mund! Ich muß dir ein Mäulchen geben.

(Er küßt ſie.)

Lene (lacht.)

Pfui! ich ſchäme mich!

Herr von Liebreich.

Laß mich einmal an die Roſe riechen, die du vor der Bruſt haſt!

Lene.

Pfui, gnädiger Junker, nicht ſo nahe. = = Aber Sie wollen mein Glück machen?

Herr von Liebreich.

Ja, meine kleine Königinn!

Lene.

Königinn ſagt er? Das iſt gar hübſch!

Herr

Herr von Liebreich.

Dein ganzes Glück, Lendchen: Du mußt aber auch thun, was ich haben will.

Lene.

Warum nicht? alles, was Sie wollen.

Herr von Liebreich.

Unvergleichlich!

Wo blos der Putz das Mädchen ſchmückt,
Nicht in der Schönheit Reiz entzückt,
Da dank ich dafür:
Doch wo der Jugend volle Pracht
Auf unſchuldsvollen Wangen lacht,
Das lob ich mir.

Lene.

Pfui! ſehn Sie mich nur nicht an! (lacht) ich ſchäme mich ſonſt, recht ſehr ſchäme ich mich = =

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Jobſen ſingt inwendig:

Ein leichtes Herz
Und dunnes Paar Hoſen
Gehn durch die Welt, Taraltaralta.

Lene.

Jobſen! der Himmel ſey mir gnädig!

Herr von Liebreich.

Sagt ihm nicht, wer ich bin.

(Der Herr von Liebreich geht eben vorbey und hinaus, da Jobſen herein tritt.)

Jobſen.

Der Henker und Doktor Fauſt! Ich glaube, der Hexenmeiſter will dich wieder behexen? Lene! Lene! ⸗ ⸗

Lene.

Nein, lieber Jobſen, er will unſer Glück wieder machen.

Jobſen.

Unſer Glück? unſer Glück? Ha, will er dich etwan wieder verwandeln, daß der Edelmann mir die Hiſtorie vollends fertig macht? Er braucht gewiß ein Paar Hirſchgeweyhe auf ſeinem Saale, und ich ſoll die Stirne darzu hergeben? — Nein, nein! wenn er wieder kömmt, ſo ſchlag ich ihn mit der Pfrieme an meine Hausthüre, wie der Jäger die großen Krammsvögel, die er ſchießt, oder ich hänge ihn beym Beine in der Eſſe auf, daß das naſeweiſe Geſicht ein bischen geräuchert wird.

Lene.

Pfui! den hübſchen Mann!

Jobſen.

Hübſch? Affe! Sage das noch einmal! Es iſt niemand hübſch, als Jobſen ⸗ ⸗ ans Spinnrad ⸗ ⸗ (ruft) Nickel! bringſt du es bald? he! ⸗, Nickel! ⸗ ⸗

Vierter Auftritt.

Lene ſetzt ſich ans Spinnrad, **Jobſen, Nickel** bringt ein Schurzfell voll alter Schuhe, wovon er allezeit ein Paar wieder verliehrt, wenn er ein Paar aufgehoben.)

Nickel.

Nickel.

Ich glaube, die Schuhe fangen an, wie dem Meiſter ſein Geld, davon zu laufen?

Jobſen.

Raiſonire nicht, ich laß es blos zum Beſten des Staats roulliren = = mache die Werkſtatt zurechte.

(Jobſen und Nickel machen die Werkſtatt zurechte, und ſetzen ſich an die Arbeit.)

Lene (am Spinnrade)

v. 1.

Wie werden die Nachbarn nicht ſtutzen,
Wenn ich mich aufs neue kann putzen;
Sie wiſſen nicht, warum?
Denn ſie ſind dumm.
Und wenn ſie mich fragen,
So werd ich ſagen:
Je, darum!

v. 2.

So pflegens die Damen zu machen:
Sie weinen, um wieder zu lachen,
Und wer nicht weis, warum?
Der heißt ſie dumm.
Doch wollt ihr ſie fragen,
Sie werden ſagen:
Je, darum!

Jobſen (wirft Nickeln ein Paar Schuhe zu.)

Da flicke du des Magiſters Schuhe; er hat am Sonntage allen Reſpekt vergeſſen, und mich nicht, wie den König der Schuhflicker, ſondern wie den König der Bärenhäuter herunter gemacht, und ich ſchreye doch in der Kirche die Orgel und den Schul-

mei-

meiſter mit ſammt den Jungen taub: = = Warte, die Schuhe gehören dem Junker Liebreich = = die flicke ich. Er iſt ein Landſtand, und der Staat liegt mit auf ihm: wenn er nun zerriſſene Schuhe hätte, ſo möchte er vielleicht nicht feſte ſtehen: vielleicht kann er auch helfen, daß die Abgaben vom Leder aufgehoben werden. — Die Vornehmen müſſen wiſſen, daß ſie noch unter meine Hände gehören, wenn ſie gleich thun, als wenn ſie einen mit Füßen treten könnten.

Miniſter flicken an Staat:
Die Richter flicken am Rath:
Die Pfarrer an dem Gewiſſen:
Die Aerzt an Händen und Füßen:
O, Jobſen! was flickeſt denn du?
Du flickeſt an den Miniſtern,
An Richtern, Aerzten, Magiſtern —
Zerrißne Schuh!

Aber bey meiner Treu! der Junker muß manchen Haaſen= und Fuchsbalg verdient haben, ehe es mit ſeinen Schuhen ſo weit gekommen iſt. Sehen ſie doch ſo durchſichtig aus, als wenn im Türkenkriege eine Kanonenkugel durchgefahren wäre.

Sie flicken, und flicken oft ſchlecht!
Sie flicken, und flicken nicht recht,
Und reißen, wo ſie noch flicken,
Das Gute wieder in Stücken.
O, Jobſen! wie flickeſt denn du?
Du flickeſt mit ſiegenden Händen!
Die Schuh von jeglichen Ständen —
Recht dichte zu.

Nickel.

Nickel.

Meiſter, ich wollte, Ihr könntet auch den Magen zuflicken. Mich hungert erbärmlich! Sie werden mich bald im Dorfe für Eure Laterne anſehen, ſo durchſichtig werde ich allmählig.

Jobſen.

Deſto beſſer für dich, dummer Teufel! Du biſt nicht in Gefahr, dir den Magen zu beſchweren. Wer viel frißt, ſchläft viel, und wer viel ſchläft, wird dumm, und Jobſen darf keinen dummen Schuhknecht haben.

Nickel.

Meiſter, ſeyd Ihr klug, ich will dumm bleiben; das eine ſchickt ſich beſſer für Euch, als für mich.

Jobſen.

Nu, ſo will ich dich wenigſtens unſterblich machen. Ich will dich lehren, von nichts leben.

Nickel.

So bin ich wahrhaftig ſchon unſterblich, oder der Unſterblichkeit ſehr nahe, denn ich lebe von wenig oder nichts. — Aber, Meiſter, ich will lieber ſterblich ſeyn und eſſen: mein Magen kann das nicht begreifen!

Jobſen.

Du dummer Teufel! ich will dirs monſtrativiſch beweiſen: Nicht wahr? alle, die eſſen, müſſen ſterben; alle, die geſtorben ſind, haben gegeſſen: nun, folgt hieraus nicht, daß, wer nicht ißt, auch nicht ſtirbt? Hahahaha!

Nickel.

Das iſt doch närriſch genug! Aber wer kann denn dafür, wenn einen ein unſterblicher Hunger quält: nein, nein, ich will lieber ſterben und eſſen, bis ich einmal wieder von Würmern gefreſſen werde.

Jobſen.

Du biſt ein ſehr niederträchtiger Kerl, Nickel; itzt könnteſt du auf einmal ein König werden!

Nickel.

Ein König? der Henker!

Jobſen.

Ein Philoſoph, ein großer Mann,
Sagt einſt, ich weis nicht, wo, und wann,
Ein Weiſer brauche wenig:
Ein andrer Mann von gleicher Art,
Mit grauem Kopf und weißem Bart,
Nennt nun den Weiſen einen König.

Siehſt du das ein, dummer Teufel? Der, der wenig ißt, iſt ein Weiſer; ein Weiſer iſt ein König: wenn du alſo gar nicht fräßt, da könnteſt du ein Kayſer werden.

Nickel.

Ey Kayſer hin, Kayſer her! Ich wollte, daß das Geraiſonire ein Ende hätte.

Jobſen.

Nu, nu, Lene ſoll gleich ein Dutzend gebackene Aepfel kochen = = Heh! Lene, iſt der Drath bald fertig? — ſpinne, ſag ich, ſpinne!

Lene.

Gleich, Zeckel!

Werd ich erſt Madame heißen,
Und aufs neue vornehm ſeyn:
So mag ſich Zeckel die Krauſe zerreißen,
Und, Lene ſpinn! Lene ſpinn! meiſterlich ſchreyn;
Dann ſchickt ſich Spiel, Singen und Tanzen für nichts;
Pfui! Spinnen? Ja, das reimte ſich.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Hammer, Schnips, Pfanne, Zange.

(Sie klopfen an.)

Jobſen.

Heh! Lene, fort mit dem Spinnrade, mein Parlement kommt. Du biſt hier nichts nütze; wir reden von Staatsſachen und aus der Politik. (Lene geht ab.) Willkommen, willkommen, Ihr Herren Brüder! — Nickel! weg mit der Werkſtatt! — Pfeifen, Bier und Tobak her!

Nickel.

Und nichts zu freſſen?

Jobſen.

Friß Schuhe, die liegen derb im Magen!

Hammer.

Ha! guten Tag, Jobſen! Ich freue mich ſo ſehr, dich zu ſehen, als ein altes Stück Eiſen.

Schnips.

Und ich ſo ſehr, als eine Trödelbude mit verdorbnen Gnaden.

Zange.

Und ich ſo ſehr, als einen alten Hausſchlüſſel.

Pfanne.

Weg mit den altvätriſchen Komplimenten, Ihr Herren Brüder! — Mit einem Worte, Herr Bruder, wir kommen, uns mit dir, wie Junker, zu beſaufen; das iſts alles!

Jobſen.

Kommt, Kameraden, keine Zeit verlohren! wir wollen uns, zu Ehren des ganzen Vaterlandes, und der deutſchen Nation beſaufen! . . Nickel, jedem Manne eine Pfeife! Da wollen wir lauter feuerſpeyende Berge machen, und uns beym Dampfe der Eitelkeit des Lebens erinnern.

v. 1.

Welch ſchöner Anblick, wenn der Hauch
Dieß dürre Kraut durchs Rohr belebt;
Wenn unſer krauſes Haar im Rauch
Wie Jris in hohen Wolken ſchwebt;
Wenn Nickel, unſer Ganymed,
Die volle Laſe aufgedreht,
Und unſern Nektar, ſchäumend Bier,
In Gläſer ſtürzt: Wohl Euch und mir!

v. 2.

Wohl Euch und mir! das junge Gras
Stärkt Wolkenſaft und Sonnenſchein:
Was würden ohn ein volles Glas
Und Tobak wir auf Erden ſeyn?
Drum trink und ſchmauche, wer nur kann:
Bald ſchlägt der dürre Senſenmann,
Der keinen Spas jemals verſtand,
Uns Glas und Pfeifen aus der Hand.

Pfan-

Pfanne.

Sorge nicht, Jobſen! Wir wollen ſo luſtig ſeyn wie die Eiſenfreſſer, wenn ſie in einer Schlacht glücklich davon gelaufen ſind. : : Wir ſind einmal Herzensbrüder, und es wäre eine Schande, wenn wir uns nicht brüderlich beſöffen.

Jobſen.

Ganz gut, Ihr Herren! aber ein bischen Reſpekt müßt Ihr brauchen. Denn wißt, ich bin mehr, als Ihr alle. — Du, Herr Hammer, wirſt zwar ſprechen, du ſtammeſt vom Vulkan her; aber Vulkan iſt ein Hahnrey geweſen; alſo biſt du aufs höchſte ein ehrlicher Baſtart: Fürs zweyte machſt du nur Schuhe für die Pferde und Mauleſel.

Alle (ſchreyen, außer Hammer nicht.)

Es lebe der weiſe Zeckel Jobſen hoch!

Jobſen.

Was den Schneider, Herr Schnips, dich meyne ich, anbelangt, ſo biſt du ein bloßer Verkleider der Bosheiten, der die Fehler und Gebrechen der Leute zudeckt, die Leute zu Schelmen flickt, und öfters ſelber einer iſt; der neue Moden aus den Kreuzzügen hohlt, damit die jungen Herren die Väter, und die Weiber die Männer beſtehlen, der Spitzbube für einen großen Herrn, und der ehrliche Mann für einen Beutelſchneider paſſirt.

Alle (außer Schnips.)

Es lebe der brave Zeckel Jobſen hoch!

Jobſen.

Du, Herr Zange, darfſt auch nicht prahlen! Wenn ein falſcher Münzer oder eine Diebsbande eingezogen wird, ſo iſt mehrentheils ein Schlöſſer darbey, der die Stempel geſchnitten, und die Dietriche und Brecheiſen gemacht hat.

Alle (außer Zangen)

Es lebe der beredte Jobſen Zeckel hoch!

Jobſen.

Und endlich du, Herr Bruder Kupferſchmidt, biſt nichts weiter, als ein privilegirter Giftmiſcher. Denn ſeitdem die Welt ſo klug geworden iſt, das Kupfer für Silber loszuwerden, ſeitdem hat ſich gefunden, daß das Kupfer leibhaftiger Gift iſt.

Alle (außer Pfannen.)

Es lebe der gelehrte Jobſen Zeckel hoch!

Jobſen

Schweigt alſo! Ihr ſeyd lauter ſchlechte Kerle gegen den preißwürdigen Schuhflicker. Unter den Schuhflickern war in Deutſchland einſt ein Poet, Hanns Sachſe, ein großer Mann, der noch daſelbſt viele Nachfolger hat. Es hat auch allezeit unter den Schuhflickern eine Menge Propheten gegeben; das zeiget der ſächſiſche Jacob Böhme. — Der Schuhflicker hat ein politiſches Auge auf aller Leute Füße, und läßt dem Staate Abends wieder zu gute gehen, was er an den Füßen, die zum Beſten deſſelben auf und nieder rennen, verdient hat; ohne ihn würden die gepuderten Junker in Antichambern nicht ſolche niedliche Kratzfüße machen können, und man-

che

che Schöne auf dem Tanzboden den Preiß ihres appetitlichen Füßchens verlieren.

Alle.

Es lebe der König der Schuhflicker, Jobſen Zekel, hoch!

Jobſen.

Ihr Kameraden, ich habe ſeit einiger Zeit ein Auge auf mein Viceweib, die Frau von Liebreich, geworfen: — Sie ſoll leben, hoch!

Alle.

Sie ſoll leben, hoch!

Jobſen.

Hier, hier, hier,
Bruder, iſt ein friſch Glas Bier!
Trinkt, trinkt, trinkt,
Weil die Kehle ſchlingt!
Trinkt, ihr Brüder, euch zu Prinzen,
Trinkt ein Königreich herbey!
Denn in glücklichen Provinzen
Iſt die Luſt acciſefrey.

Alle.

Es mögen die Großen ſich glücklicher dünken!
Die Sorgen verlaſſen ſie nie:
Wir können, ſo glücklich wir wollen, uns trinken:
Drum ſind wir beglückter, als ſie!

Jobſen.

Heh, ſa, ſa, ſa! Laßt Euch umarmen, Ihr Brüder! — So, wie mir itzt iſt, bin ich größer als der große Mogul und ſeine ganze Familie Kommt, wir wollen in die Schenke gehen, unſere Glückſeligkeit mit einem Glaſe Brandtwein beſiegeln, und ſehen, ob Muſikanten da ſind.

(Sie gehen ſingend und einander umarmend mit großem Geräuſche ab.)

Alle.

Es mögen die Großen ſich glücklicher dünken!
Die Sorgen verlaſſen ſie nie:
Wir können, ſo glücklich wir wollen, uns trinken;
Drum ſind wir beglückter, als ſie!

Sechſter Auftritt.

Lene, Herr von Liebreich.

Lene (die an der Thüre guckt.)

Jobſen iſt weg, gnädiger Herr, Sie können ſicher herein kommen!

Herr von Liebreich.

Das iſt ſchön, mein allerliebſtes Kind! daß ich dich einmal allein finde. Hier bringe ich dir ein ſchönes Halsband mit. Wie artig wird das auf dieſem weißen Halſe ſtehen!

Lene.

Pfui! gnädiger Herr, wer wird denn vom Halſe reden!

Herr von Liebreich.

Aber, mein Kind! was giebſt du mir dafür?

Lene.

Einen großen Dank, Ihro Gnaden!

Herr von Liebreich.

Das iſt ganz gut, kleiner Narr; aber was krieg ich denn für eine Belohnung?

Lene.

Lene.

Belohnung, ſagen Sie?

Herr von Liebreich.

Ja, mein Kind. Ich will dich ſo glücklich machen, daß dich das ganze Dorf beneiden ſoll: aber du mußt mich auch recht lieb haben, recht ſehr lieb.

Lene.

Warum nicht? Aber in allen Ehren!

Herr von Liebreich.

Doch ich fordere auch einige kleine Gunſtbezeugungen, die mich davon überzeugen.

Lene.

Ja, ja, ich will für Sie arbeiten, gnädiger Herr, und wenn mir die Finger drüber aufſpringen ſollten.

Herr von Liebreich.

Welch eine liebe Unſchuld!

Das reizende Vergnügen,
Dein Herzchen zu beſiegen,
Gilt mehr, als eine Welt.
Dich in den Arm zu ſchließen,
Zu drücken und zu küſſen;
Dich tauſendmal zu küſſen,
Erkauft man dieß durch Geld?
So ſprich: was dir gefällt?

Ja, mein allerliebſtes Kind! Du willſt thun, was ich haben will? wohlan, zeige mir einmal, wie du mich küſſen willſt, wenn ich dich künftig beſuche?

Lene.

Pfui! gnädiger Herr! küſſen? nein, das will ich nicht; denn gewiß und wahrhaftig, ich darf niemand küſſen, als Jobſen Zeckel.

Herr von Liebreich.

Wie? den garſtigen ſchmutzigen Kerl? Geh, Kind, wer wird ſo albern ſeyn?

Lene.

Ja, es iſt wohl wahr, er iſt nicht ſo ſüße, und riecht nicht ſo angenehm, wie Sie; aber er iſt doch mein Mann, und ich habe ihn lieb.

Herr von Liebreich.

Ihn lieb? geh, das iſt einfältig! wenn du artig ſeyn willſt, ſo mußt du es machen, wie die Damen in der Stadt.

Lene.

Die Damen in der Stadt? Ey, wie denn, gnädiger Herr?

Herr von Liebreich.

Die iſt die artigſte, die die meiſten Liebhaber hat. Sie gehen auf Eroberungen aus, beneiden einander darum, und es iſt ein ſicheres Kennzeichen, daß die Frau nach dem Dorfe ſchmeckt, wenn ſie dem Manne treu bleibt.

Lene.

Pfui! über die Damen! Ich habe ſchon keine Luſt mehr, eine zu werden; nein, lieber bleibe ich Jobſens Lene!

Herr von Liebreich.

Aber ich will Eure kleine Hütte zu einem Pallaſte machen; du ſollſt im ganzen Kirchſpiele am ſchönſten geputzt gehen: ich will dich reich machen = =

Lene.

Lene.

Reich? und ich ſoll artiger geputzt gehen, als alle meine Nachbarn?

Herr von Liebreich.

Du ſollſt alles ſeyn, mein Kind, was du ſelbſt ſeyn willſt.

Lene.

Aber doch auch ehrlich? denn das wäre doch nicht hübſch, wenn die Nachbarn ſprächen: es iſt auch was rechts, wenn man den Leuten gut iſt, und ſich dafür bezahlen läßt. ⸗ ⸗ Aber — wenn nur Jobſen nicht wieder kömmt: ich dächte, Sie giengen itzt? — auf den Abend geht er immer zu Biere, da ſind wir alleine. ⸗ ⸗ (bey Seite) Ich wills ſchon Jobſen ſagen, daß er mich in Acht nimmt.

Herr von Liebreich.

Zum wenigſten ein Mäulchen bis auf Wiederſehen?

Bald ſoll die Liebe zu dir eilen,
Ihr ganzes Glück dir mitzutheilen ⸗ ⸗

Lene.

Doch bleibet Jobſen unverſehrt
Das Recht, das ihm allein gehört.

Herr von Liebreich.

Dann will ich dich drücken, liebkoſen und küſſen ⸗ ⸗

Lene.

Das thut ſchon Zeckel, mein Mann.

Herr von Liebreich.

Du ſollſt mir die Freuden des Lebens verſüſſen ⸗ ⸗

Lene.

So viel als Lene nur kann:

Herr von Liebreich.

Dann wirſt du mir alles gewähren?

Lene.

Ja, ja, doch alles in Ehren.

(Gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Des Herrn von Liebreichs Haus.

Jobſen (allein in dem Zimmer der Frau von Liebreich: bringt des Herrn von Liebreich Schuhe.)

Nun, es iſt doch, bey meiner Treue! keine Art, daß mich die Frau von Liebreich da ſo lange warten läßt! Friſch, Jobſen! du biſt ja ein großer Sänger: vertreib dir indeſſen die Zeit!

(Er räuſpert ſich.)

v. 1.

Als Peter, ſonſt genannt der Dicke,
Im Graſe lag und dämiſch ſchlief,
Sah ihn mit ſehnſuchtsvollem Blicke
Colette, die vorüber lief:
Sie naht ſich, kutzelt ihn, zupft ihn beyn Ohren,
Doch er dehnt ſich und ſpricht: geh, laß mich ungeſchoren!

v. 2.

v. 2.

Colette ließ ihm keinen Friede:
Komm, dicker Peter, ſpiel mit mir!
Je nu, ſprach er: zwar bin ich müde,
Doch Karten her! ich ſpiel mit dir.
Geh, ſprach ſie, Tölpel, da kannſt du nur warten!
Sonſt nichts? kannſt du denn ſonſt kein Spiel als nur in Karten?

Verflucht, wenn mich die Edelfrau ſo kitzelte! das ſollte ein Spektakel werden! = = Sie kömmt; nun Zeckel, itzt zeige, daß du der Kern von den allerberedteſten Schuhflickern biſt.

Zweyter Auftritt.

Jobſen, Frau von Liebreich.

Jobſen.

Ihre Gnaden = = deuten mirs zu Gnaden = = da Sie ſo gnädig ſind, daß ich in Gnaden geruhet habe, Ihro Gnaden, des gnädigen Herrn unterthänige Schuhe = = (bey Seite) Habe ich mich doch in die Gnaden verwickelt, daß ich nicht wieder herauskommen kann!

Frau von Liebreich.

Willkommen, lieber Jobſen! zu was ſollen dieſe Umſtände? Was wollt Ihr?

Jobſen.

(Bey Seite) Lieber Jobſen? hum! = = Ich dächte auch, ich redte, wie mir der Schnabel gewachſen wäre. = = Ich? gnädige Frau? Ich wollte Sie gerne ſehen. Hahaha!

Frau von Liebreich.

So? Was bringt Ihr denn?

Jobſen.

Schuhe! Sie gehören zwar dem gnädigen Herrn, aber bey der Gelegenheit wollte ich doch eine kleine Viſitation mit bey Ihnen abſtatten.

Frau von Liebreich.

Was macht denn Eure gute Lene?

Jobſen.

Je, was macht ſie! Der Hexenmeiſter hat ihr noch ganz den Kopf verrückt; ſie möchte eben wieder ſo gerne des Herrn von Liebreichs Gemahlinn ſeyn, als ich wünſchte, daß Eure Gnaden wieder Lene wären. Verdammt! das hätte ich dazumal ſollen gewußt haben!

Frau von Liebreich.

Die arme Frau! ſie iſt ein liebes gutes Kind, thut Ihr ja nichts zu leide!

Jobſen.

Ach nein, ganz und gar nicht. Mein Knieriemen hat ſie ſehr lieb, und windet ſich ſo zärtlich um ſie herum, wie der Hopfen um die Stange.

Frau von Liebreich.

Pfui! Jobſen, ich werde Euch gar nicht gut ſeyn, wenn ihr ſo mit Ihr umgeht.

Jobſen.

Nun ſo ſchwör ich, als ein honetter Cavallerie, daß ich ihr nichts mehr thun will. Ich wollte um Euer Gnaden willen durch Feuer und Waſſer und alle Elemente laufen; ja, das wollt ich!

Frau von Liebreich.

(Bey Seite) Was mag der Schurke meynen ⸗ ⸗ Wahrhaftig, Jobſen, ſeit Ihr mich von meiner Thorheit geheilet habt, ſo halte ich recht große Stücken auf Euch!

Jobſen.

Hahaha! Iſt es wahr, haben Euer gnädige Gnaden wieder an Jobſen Zeckeln gedacht? Seit Eure Gnaden meine Frau geweſen, ſo bin ich auf Eure Gnaden ganz närriſch geweſen, und ich glaube, ich gäbe meine ganze Hütte mit allen Schuhen wieder um dieſelbe Hiſtorie. Ja, Jobſen Zeckel, du biſt wohl ein dummer Eſel geweſen!

Frau von Liebreich.

(Bey Seite) Unverſchämter Kerl, du ſollſt bezahlt werden! ⸗ ⸗ Der Hexenmeiſter iſt ein gefährlicher Mann: wenn er uns nur nicht wieder einen ſolchen Streich ſpielet!

Jobſen.

Ich traf heute den Spitzbuben bey meiner Frau an; und unter uns geſagt, ich glaube, Ihrer Herrlichkeit Gemahl ſchickt ihn ab, meine Lene zu verführen, und dem ehrlichen Jobſen ſo was andrehen zu helfen.

Frau von Liebreich.

Das wäre viel, Jobſen! — Ich habe ſelbſt eine kleine Veränderung ſeit einiger Zeit vermerkt. Wenn er mir das thäte, ich wüßte nicht, wie ich mich an ihm rächen wollte.

Jobſen.

Hahaha! ich wüßte wohl, wie ichs machte.

Frau

Frau von Liebreich.

Und wie, lieber Jobſen?

Jobſen.

(Bey Seite) Lieber Jobſen? ſie iſt gewiß in mich verliebt: hahaha! : : Je nu, ich machte es, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wie die Frau von Haſenbalg in der Nachbarſchaft: kennen Ihro Gnaden ihren Kutſcher? hahaha!

(Singt mit grober Stimme.)

Lukas ſprach einſt zu Liſetten:
Find ich dich allein im Gras;
So ſoll dich gewiß nichts retten,
Dir nehm ich, du weißt ſchon, was.
(Mit klarer weiblicher Stimme.)
Was? einen Kuß? (Mit grober Stimme.)
Ja, eben das!
Seine Frau hört ſein Verſprechen,
Sie ruft Steffen in das Gras:
(Mit klarer weiblicher Stimme.)
Komm, um mich am Mann zu rächen,
Nimm mir gleich, du weißt ſchon, was.
(Mit grober Stimme.)
Was? einen Kuß? (klar) Ja, eben das!

Frau von Liebreich.

Aber, Jobſen, vergeßt auch nicht Ehre und Tugend.

Jobſen.

Mit der erſten bin ich niemals ſehr bekannt geweſen, denn ſie iſt ein bischen naſeweis, und die andere iſt ſo ſchlüpfrig, daß man ja wohl einmal ausglitſchen, und auf die Naſe fallen kann.

Frau von Liebreich.

Nun wißt Ihr was, kommt gegen Abend wieder: mein Gemahl geht da immer im Felde ſpatzieren, und zieht Euch für den Zauberer an.

Jobſen.

O glücklicher Schuhflicker! Ja, ja, Jobſen ſoll ausſehen, wie einer, der eine Million Hexen auf einmal bannen kann. Der Schulmeiſter hat ſo eine alte ſchwarze Jacke, wenn er zur Leiche bittet; ich mache ihm einmal ein Paar neue Abſätze dafür; er ſtrampelt ſie ſo immer weg, wenn er den Takt ſchlägt.

Frau von Liebreich.

Geſchwind! ich höre meinen Gemahl über den Hof kommen: ſtellt Euch, als ob Ihr jemanden hieher verfolgt hättet, und laufet in der Wuth bey ihm vorbey. Er möchte merken, daß Ihr bey mir geweſen ſeyd.

Jobſen.

O! daran ſoll es nicht fehlen: ich will einen Lermen machen, als wenn ich den Beelzebub austrieb.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Herr von Liebreich.

(Indem er hineintritt, läuft Jobſen mit einem groſſen Geräuſche bey ihm vorbey.)

Jobſen (zieht den Knieriemen hervor.)

Du Regiments tauſend! wenn ich nicht Reſpekt vor dem Hauſe hätte, ſo ſteckte ich's gleich an, daß du zu Pulver verbrennen müßteſt.

Herr von Liebreich.

Was giebts, Jobſen?

Jobſen.

Ja, wenn ich dich kriege, ſo will ich dir das Leder abgerben, daß man Sohlenleder daraus ſchneiden kann, du zauberiſcher Dieb!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Herr von Liebreich, Frau von Liebreich.

Herr von Liebreich.

Der Schurke iſt gewiß betrunken?

Frau von Liebreich (lachend.)

Nein, mein Lieber, er iſt Ihr Nebenbuhler: können Sie ſich wohl die Frechheit einbilden? Er mag ſich an jenen rächen wollen, denn er glaubt Unrath zu merken.

Herr von Liebreich.

Er ſoll bald noch mehr merken. Der Kerl verdient nicht ein ſo gutes Weib zu haben. Wenn ich ſehe, daß ihre Tugend nicht nachgiebt, ſo will ich ihr unſern Anſchlag entdecken; ſie iſt zwar einfältig, aber doch ſo klug, daß ſie ihn uns ausführen hilft, wenn ſie die gute Abſicht ſieht. Jobſens Nickel wird mir ſagen, wenn ſie allein iſt.

Frau von Liebreich.

Ich habe Jobſen auf den Abend beſtellt; kommen Sie, wir wollen ein wenig ſpatzieren gehen, und dabey überlegen, was wir mit ihm anfangen wollen.

Herr von Liebreich.

Die Narren zu bekehren
Verlohnt ſich wohl der Müh:
Doch Weisheit ſie zu lehren,
Das kann ein Weiſer nie.
Sie werden ihn nie hören;
Er predge ſpat und früh!
Doch, will er ſie bekehren,
So ſey er närriſcher, als ſie.

Fünfter Auftritt.

Zeckels Haus.

Lene ſpinnt. Hernach Nickel.

Lene.

Der Junker hat wieder herkommen wollen: es iſt mir, als wenn ich mich nach ihm ſehnte. — Ach, er hat ſo was feines, ſo was ſüßes, ſo was ſchmeichelhaftes: — es wurde mir ſo närriſch bey ihm. ⸗ ⸗ Pfui! mit dem Manne darf ich nicht alleine bleiben, was würde mein armer Jobſen ſagen?

Nein, nein, ich bleibe nicht allein:
Wie würd es ſonſt um Zeckeln ſtehn?
Der Junker iſt zu ſüß und fein,
Und könnte Lenen hintergehn.
Es koſtet ihm ſchon wenig Müh,
Mich in den Arm zu ſchließen,
Und wenn mich ſeine Lippen küſſen,
So wird mir — ach! ich weis nicht wie?

Nickel! ⸗ ⸗

Nickel (kömmt.)

Eben wollte ich Euch ſagen, daß der Junker gleich da ſeyn wird!

Lene.

Ach Nickel! wo iſt denn Jobſen?

Nickel.

Wo wird er ſeyn, als in der Schenke?

Lene.

Geſchwind, lieber Nickel, ſprich einmal: er sollte bald nach Hauſe kommen! = = ja bald! du ſollſt auch zu eſſen haben, und wenn ich mein Spinnrad verkauſen, und von Jobſen Schläge drüber kriegen ſollte.

Nickel.

Es ärgert mich nichts mehr, als daß er mir beſtändig von der Mäßigkeit vorprediget; da hat er mir eben, ehe er gieng, von dem Mädchen in Flandern vorgeredt, die drey Jahre von dem Geruche einer Roſe ſoll gelebt haben; aber ich bin auch gut dafür, ihre Füße waren ſo zuſammen gekrochen, daß ſie einem Eydexenſchwanze ähnlicher, als ein Paar Beinen waren: = = vom Riechen zu leben, hahaha! (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Lene (alleine.)

Ach, wenn er nur nicht itzt kömmt! Die vornehmen Leute ſind doch recht unverſchämt, man kann ſich ihrer gar nicht erwehren. Jobſen war ſchon eine

Weile mein Bräutigam, er that nicht ſo vertraut, wie der Junker Liebreich ⸗ ⸗

Wenn reiche Junker ſich erfrechen,
So dreuſt den Damen zuzuſprechen,
Wer ſagt mir doch, was machen ſie?
Sie litten das? — das glaub ich nie!
Wenn mirs der kleine Görge thäte,
So ſpräch ich: pack dich! kleine Kröte!
Mit dir verlohnt ſichs auch der Müh,
Du kömmſt zu früh!

Siebenter Auftritt.

Lene, Herr von Liebreich.

Lene.

Ach, da iſt er wahrhaftig! ⸗ ⸗ Gnädiger Herr, es iſt mir — gar nicht lieb, daß Sie kommen ⸗ ⸗

Herr von Liebreich.

Und ich dachte, mein liebes Lenchen ſollte mir entgegen eilen, und ſich freuen, mich zu ſehen?

Lene.

Ja, gnädiger Herr, ich ſehe Sie wohl gern, aber — aber ich ſehe Sie auch nicht gern!

Herr von Liebreich.

Kleiner Narr, zier dich nicht! komm, gieb mir ein Mäulchen!

Lene.

Nein, gnädiger Herr, wenn Sie mit mir reden wollen, ſo thun Sie mir den Gefallen, und bleiben Sie da drüben ſtehen.

Herr von Liebreich.

Je, warum denn? albernes Kind? Das würde ſehr erbaulich ſeyn, wenn du dort ſtündeſt und ich hier!

Lene.

Nein, es wird mir ſo angſt, wenn ich bey Ihnen ſtehe, ſo ſehr angſt, = = und darnach drücken Sie mir die Hände, und Sie können ſie ſo ſanfte, ſo weich drücken = = und vollends küſſen, = = pfui! küſſen Sie mich ja nicht mehr!

Herr von Liebreich.

Liebenswürdige Unſchuld! — (Bey Seite) Ob ſie denn auch dem Gelde widerſtehen wird? — Aber, Lenchen, ich bringe dir hier in dieſer ſeidnen Börſe hundert Thaler mit: dieſe ſollen ganz dein ſeyn.

Lene.

Ach, ich bitte Sie recht ſehr, gnädiger Herr, weiſen Sie mir das Geld nicht, es möchte mich verführen, und wenn ich arbeite, ſo kann ich mein Brod auch verdienen. Pfui! thun Sie es weg!

Herr von Liebreich.

So willſt du mich ſo traurig wieder von dir ſchikken? und ich liebe dich ſo ſehr! = =

Lene.

Sagen Sie nicht, daß Sie traurig ſind, gnädiger Herr! ich fange ſonſt an zu weinen!

Herr von Liebreich (ernſthaft.)

Sey ohne Sorgen, mein Kind: ich ſehe, daß du deinem Manne treu biſt, ſo wenig ers verdient: Ich

habe

habe dich auf die Probe ſtellen wollen, und bin entzückt, in dir ſo viel Tugend zu finden: Hier nimm dieſe hundert Thaler zur Belohnung!

Lene.

Ach, das iſt ja recht artig! ⸗ ⸗ Mein ganzes Herz kömmt wieder zurück! ⸗ ⸗ Ich bin Ihnen nun noch einmal ſo gut! Warum hätte ich Jobſen ſollen untreu ſeyn? Es wäre ja eine Sünde und Schande, da ich ihn allein zu lieben verſprochen habe.

Herr von Liebreich.

Du haſt Recht, gutes Kind! Aber nunmehro fodere ich eine kleine Gefälligkeit von dir! Ich möchte gern Jobſen von ſeiner lüderlichen Wirthſchaft zurückbringen; ich weis, er liebt dich noch ⸗ ⸗

Lene.

Ja, er liebt mich gewiß, wenn er mich gleich ſchlägt.

Herr von Liebreich.

Ich will dich in kurzem in mein Haus abholen. Da erweiſe mir einige unſchuldige Liebkoſungen; er wird vielleicht nicht weit entfernet ſeyn. Wenn er ſieht, daß ſeine Ausſchweifungen ſeiner Frau ein Recht geben, dergleichen zu thun, vielleicht wird er klug.

Lene.

Ach ja! ich thue mit Ihnen gar gern ſchön: aber nur alles in Ehren.

Herr von Liebreich.

Er kömmt ⸗ ⸗ gieb mir einen Kuß, daß er es noch gewahr wird!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Jobſen.

(Er kömmt geſungen.)

Ich fürchte von Lenen
Ein traurig Geſchick;
Und izt, o herrliches Glück!
Wird Jobſen ſelbſt den Junker krönen.

(Wird ſie gewahr.)

Blitz, Pulver, Hagel, Bley und Granaten! Mein Weib und der ſpitzbübiſche Hexenmeiſter ſo hitzig zuſammen? — Nicht einmal einen freyherrlichen Gnaden zum Hörnermacher? — Auf, Knieriemen, entwickle dich! Zeige, daß du zehnmal mehr Kraft, als alle Hexereyen haſt!

(Schlägt ihn.)

Lene.

Ach, lieber Jobſen, halt! du weißt nicht, was du thuſt?

Jobſen.

Du lügſt, Hexe! und du ſollſt auch bald erfahren, was ich thue!

Lene.

Jobſen, es iſt der Herr von Liebreich! der Herr von Liebreich iſt es!

Jobſen.

Herr von Liebreich, Nickel? Ich will dich und ihn beliebreichen.

Herr von Liebreich.

Halt, Jobſen! kennt ihr mich nicht?

Jobſen.

Dich kennen, Spitzbube? Ja, ja, wir wollen einander kennen lernen, eh du gehſt: Der Junker Liebreich wird nicht ſo ein Schelm ſeyn, und einem erbaren Schuhflicker aus ſeinem Dorfe eine ſolche Ehre anthun.

(Er macht ſich Hörner.)

Herr von Liebreich.

Du ſollſt dafür bezahlt werden, Schurke!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Jobſen, Lene.

Jobſen.

Nun, Lene? Wie ſie in die Erde guckt, die Here! — Was haſt du denn mit dem Junker gemacht? — Zeckel hat ſein Lebtage das adliche Blut ſo gehaßt, und nun ſoll ich noch ein adlich Familium zu ernähren kriegen?

Lene.

Nein, lieber Jobſen, ich habe nichts Böſes gethan, du haſt mir ja ſelber geſagt: ein Mäulchen in Ehren wäre nichts Böſes.

Jobſen.

Ja, ja, dazumal, da du dem Nachbar Zange keins geben wollteſt: aber mit ſolchen glattbärtigen beblechten Kerlen? nein, Lene, du mußt gezüchtiget werden.

Lene.

Aber, Jobſen, er hat mir für das Mäulchen den Beutel mit hundert Thaler gegeben, ſollte ich denn ſo undankbar ſeyn?

Jobſen.

Weiſe doch her, Lene! — (ſteckt ihn ein) Ich will's überlegen: — Die Frage iſt ſchwer; bey einem Glaſe Branntwein läßt ſichs eher drüber raiſonniren. Mancher Mann gäbe freylich ſeine ganze Frau um hundert Thaler hin, und noch wohl hundert Thaler darzu, wenn ſie ihm einer abnehmen wollte: aber die Schuhflicker haben immer noch ein bischen Ehre im Leibe.

Hundert Thaler iſt ſchon viel,
Und ein Kuß will nicht viel ſagen;
Doch der Teufel hat ſein Spiel,
Wenn wir erſt das Ding vertragen.
Sonſt ließ ich dich küſſen,
Und ſähe mit zu.
Und meine Galle zu verſüßen,
Macht ich indeſſen glu, glu, glu!

Lene.

Je nun, Jobſen, wenn du böſe biſt: ſo gieb mir das Geld wieder, ſo trag ich es ihm hin! er mag mir mein Mäulchen wiedergeben.

Jobſen.

Ey verflucht! ie, ſeht mir doch die Meerkatze an? Das wär artig! Behalt es immer; es wird ſo nicht viel anders von ſeiner glatten Guſche geweſen ſeyn, als wenn du dir einmal das Maul ableckſt: aber

komme

komme mir nicht wieder, ſonſt wird mein Knieriemen mächtig zu thun kriegen.

Beyde. Nein, nein, nein,
Lene. { Jobſen wird kein Tölpel ſeyn.
Jobſ. { Jobſen wird kein Gimpel ſeyn.
Lene. Sollt er einen Kuß in Ehren
Seiner Lene wohl verwehren?
Jobſen. Sollt er nicht in allen Ehren
Dieſen Spas dem Junker wehren?
Beyde. Nein, nein, nein.
Lene { Jobſen wird kein Tölpel ſeyn,
Jobſ. { Jobſen wird kein Gimpel ſeyn.

Jobſen.

Geh, Lene, hole dirs Spinnrad. — Du aber, Jobſen, fliege wie ein Schmetterling zur gnädigen Frau! —

(Geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Herrn von Liebreichs Haus.

Herr von Liebreich, Frau von Liebreich.

Herr von Liebreich.

Es bleibt dabey! Ich will gleich Lenen holen! Haben Sie, meine Geliebte, nach den Pachtern und übrigen Bekannten im Dorfe geſchickt?

Frau von Liebreich.

Ja, und ich erwarte meinen verliebten Schuhflicker alle Augenblicke!

Herr von Liebreich.

Ich habe in der That bey Lenen einen gefährlichen

Auf-

Auftrag übernommen: das verzweifelte Weib hat in ihrer Einfalt ſo viel reizendes = =

Frau von Liebreich.

Daß Sie mich bald eiferſüchtig machen werden!

Herr von Liebreich.

Dieß können Sie ſo wenig, als ich Ihnen untreu werden.

Frau von Liebreich.

Stille! mich dünkt, Jobſen kömmt! = = Der unverſchämte Kerl ſtimmt gar zu ſeiner Weiſe ein Liedchen an! = = Geſchwind gehen Sie nach Leuen.

(Herr von Liebreich geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Frau von Liebreich, Jobſen verkleidet.

Jobſen.

Sonſt ruſte mich der Branntewein,
Jtzt ladet mich was ſüßers ein:
Was ſonſt, als Traltalteraltalt?
Der Schuhflicker König,
Das wäre zu wenig!
Nein, nein, in optima forma
Jſt Jobſen — Traltalteraltalta!

Da ſehen Sie Ihren Jobſen Zeckel ſo geputzt, als wenn er heute Nacht auf dem Blocksberge Wirth wäre! Wie vexiret mich nicht die Liebe, gnädige Frau! — Im Vertrauen, ich habe mir den Bart geputzt.

Frau

Frau von Liebreich.

Aber, Jobſen, es kömmt mir doch vor, als wenn Ihr mich lange hättet auf Euch warten laſſen?

Jobſen.

Nun, gnädige Frau, ſo müſſen Sie wacker in mich verliebt ſeyn? Ich merks, wir brennen zuſammen. = = Aber ich dächte doch, Sie gäben mir eine kleine Verſicherung deswegen: Ich habe es, denk ich, ſchon geſagt, der Bart iſt geputzt?

Frau von Liebreich.

Wartet mir ein wenig, ich will die Thüre verſchlieſſen.

Jobſen.

Recht ſo, es giebt manchmal verdammte naſeweiſe Burſche! —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Hannchen.

Hannchen.

Madam, der gnädige Herr kömmt eben die Treppe herauf.

Jobſen.

Der Teufel! ich wollte, daß er die Treppe hinunter fiele, und nicht wieder aufſtünde.

Frau von Liebreich.

Jobſen, wir ſind verlohren, wo er uns beyſammen antrift!

Hannchen.

Er bringt Eure Lene mit.

(Geht ab.)

Jobſen.

Jobſen.

Verflucht! Die Haare fahren mir alle auf dem Niſchel empor! Meine Frau?

Frau von Liebreich.

Ich kann meinen Mann unmöglich ſehn; ich wäre des Todes!

Jobſen.

O über den infamen Kalender, daß ein ſolcher Tag drinnen ſteht. Dasmal auf verbotnen Wegen, und nimmermehr wieder! Wenn ich doch itzt eine Maus oder ein Floh wäre! — Nun, Zeckel! das iſt ſo gut als dein Sterbetag! Kann ich nicht etwan zum Fenſter hinausſpringen? Ich bin verzweifelt kitzlich = =

Frau von Liebreich.

Unmöglich! = = Geſchwind, Jobſen, unter den Tiſch, der Teppich wird Euch ſchon bedecken; ich will ſehen, wo ich zukomme.

(Geht ab.)

Jobſen.

Der Henker hole die Liebe! Es ſchaudert mich, als wenn mir eine Kanne Waſſer übern Leib führe. Nun, Jobſen, kannſt du lernen, wie die Hunde auf allen Vieren kriechen.

(Kriecht unter den Tiſch.)

Dreyzehnter Auftritt.

Herr von Liebreich, Lene, Jobſen unterm Tiſche.

Herr von Liebreich.

Komm, mein engliſches Lenchen! empfinde, wie weit vorzüglicher es ſey, denjenigen zu lieben, der dich wieder liebt, als einen lüderlichen ungezogenen Mann, der den ganzen Tag im Branntweinglaſe ſtecket.

(Er küßt ſie. Jobſen guckt unterm Tiſch hervor und ſeufzt.)

Lene.

Wie gütig ſind Sie! Ihre Liebe macht mich ganz verwirrt!

Jobſen.

Ja, mich noch mehr. Jobſen, Jobſen, die Stirne juckt, es wird bald durchbrechen!

Herr von Liebreich.

Du willſt alſo meine Liebe durch den Beſitz deiner Annehmlichkeiten krönen, mein Kind?

Lene.

Je, kann ich denn anders? Jobſen dauret mich! aber = = aber Sie haben ſo viel Urſachen, daß ich nicht anders kann.

Herr von Liebreich.

Verſiegle es mit einem Kuſſe!

Lene.

Ach, mit zehen, wenn Sie wollen, gnädiger Herr!

Jobſen.

Jobſen.

Der Henker, über die Hure! ⸗ ⸗ In optima forma iſt Jobſen Traltaraltalta!

Lene.

Es war mir, als wenn jemand redte.

Herr von Liebreich.

Mache dir keine Sorge, es ſind meine Leute. ⸗ ⸗ O, könnte ich mich alſo auf ewig mit dir vereinigen, meine liebe Lene!

(Er küßt ſie.)

Lene.

Und ich auch ⸗ ⸗ aber, gnädiger Herr, mein armer Mann ⸗ ⸗ (der Junker winkt ihr) Doch warum denke ich auch an den elenden Kerl, an den verſoffenen lüderlichen Mann ⸗ ⸗

Jobſen.

Sie meynt mich! O, Knieriem, Knieriem! wo iſt deine Autorität?

Lene.

Sie, gnädiger Herr, ſind ſo ſüße, wie eine Nelke, ſo angenehm, als ein Frühlingsmorgen: er ein garſtiger zänkiſcher Mann, der einen ſchlägt und hungern läßt.

Herr von Liebreich.

Bey mir, mein Kind, ſoll es dir an nichts in der Welt fehlen! Komm, noch ein Mäulchen — noch eins!

Lene.

Immer küſſen Sie zu, Ihro Gnaden!

Jobſen.

Immer zu? Du Nickel! Ich ſtoß mir den Kopf ein!

Herr von Liebreich.

Komm, mein Kind, du kannſt ja artig ſingen, laß uns eins ſingen.

Jobſen.

Und Jobſen kan darzu bellen! = = In Schuhſolenleder will ich dich zerhämmern, wenn du wieder unter meine Hände kömmſt.

Herr von Liebreich.

Laß mich an deine ſchöne Bruſt
In ſüßer Wehmuth ſinken:
Und Ströhme nie gefühlter Luſt
Aus deinen Augen trinken!

Lene.

Welch eine nie gekannte Glut
Regt ſich in meinem Herzen!
Es klopft die Bruſt, es wallt mein Blut,
Weh mir, welch ſüße Schmerzen!
H. v. L. **Auf, Lenchen, gieb mir einen Kuß!**
Lene. **Ganz gerne, Jobſen zum Verdruß!**
Beyde. **So muß man ſich rächen,**
Wenn Männer ihre Treue brechen.
Jobſen. **O! dürft ich euch die Hälſe brechen!**
H. v. L. **Iſt Jobſen nicht ein Eſelskopf?**
Lene. **Ja wohl, ein dummer armer Tropf!**
Jobſen. **Und großer Hörnerträger!**

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Frau von Liebreich.

Frau von Liebreich.

Unſere Pachter und Verwalter ſind da, und wollen an dem Vergnügen Theil nehmen, das Sie ihnen zugedacht haben.

Herr von Liebreich.

Sie mögen hereinkommen! laſſen Sie auch unbeſchwert den Johann eine Flaſche Wein hergeben!

(Die Pachter und Verwalter des Herrn von Liebreich treten herein.)

Willkommen, meine Freunde und Nachbarn, herzlich willkommen!

(Ein Bedienter bringt eine Flaſche; indem er ſie auf den Tiſch ſetzen will, glitſchet er aus, und ſtößt den Tiſch über den Haufen. Jobſen kömmt in des Zauberers Kleidung zum Vorſcheine.)

Heh! wen finde ich hier? den Zauberer unter meinem Tiſche? Werft ihn geſchwind in die Schwemme. Gewiß hat der Dieb ſtehlen wollen.

Lene.

Nein, mein lieber Herr von Liebreich! thun Sie ihm nichts! Der Mann hat einmal mein Glück gemacht: wiſſen Sie es nicht mehr? - - O, Gemine! er ſieht ja gar wie mein Jobſen Zeckel aus?

Herr von Liebreich (ſieht ihn an.)

Wahrhaftig! Wie? Jobſen, mein luſtiger Schuhflicker? ſo verwandelt! Hahaha! Ihr Freunde, ſeht doch recht, ob er es iſt?

(Die Pachter gaffen ihn alle an, und fangen einmüthig an, ihn auszulachen.)

Frau von Liebreich.

Nun, guter Freund, ich hoffe, Euer Liebesfieber iſt vorüber!

Jobſen.

O, iſt kein Balken oder kein Teich in der Nähe? Zum Hahnrey gemacht, noch oben drein fürn Narren gehalten! ſchändlich fürn Narren gehalten und ausgelacht!

Lene.

Wenn mich nur Jobſen nicht ſchlägt?

Herr von Liebreich.

Nein, mein gutes Kind! ⸗ ⸗ Ich danke Euch, Jobſen, für die Ehre, die Ihr mir bey meiner Gemalinn zugedacht hattet.

Jobſen.

Ich aber Ihro Gnaden ſehr wenig für die, die Sie mir bereits erwieſen haben. ⸗ ⸗ Pfui! ich rieche über und über wie ein Ungeheuer mit Hörnern.

Lene.

Nein, Jobſen, ich bin dir treu, ich wußte, daß du in der Nachbarſchaft wareſt, und der gnädige Junker befahl mir, ſo ſchön mit ihm zu thun, wie ich mit dir thue. Ich bin dir aber doch noch gut.

Herr von Liebreich.

Ihr verdienet es nicht, Jobſen; wir wollten Euch aber nur zeigen, wie gefährlich es ſey, Ausſchweifungen zu begehen, und wie leicht Eure Frau auf dergleichen verfallen könnte, wenn Ihr ſie zu Hauſe Hunger und Kummer leiden laßt.

Jobſen.

Wenn das wahr iſt, ſo heul ich vor Freuden, wie Ihr großer Pudel! — Wußte denn die gnädge Frau auch um die Hiſtorie?

Frau von Liebreich.

Nicht anders! und was noch mehr? Ich habe ſie angegeben, um Euch für Eure Unverſchämtheit zu beſtrafen: aber ſeyd künftig klüger, ſonſt behalten wir Lenen bey uns, und jagen Zeckeln zum Dorfe hinaus.

Jobſen.

Hm! das läßt ſich hören! Der Himmel ſeegne Ihro Gnaden Spitzbüberey! Lene, biſt du mir noch gut?

Lene.

Je, ja! aber Jobſen . .

Jobſen.

Sieh, Lene, in ein Paar Monaten will ich nicht mehr wiſſen, ob die Schenke gegen Morgen oder gegen Abend zu liegt.

Herr von Liebreich.

Bleibt bey dem Vorſatze! Es iſt Zeit, daß Ihr wieder vernünftig lebet: arbeitet fleißig, und liebet Eure brave Frau, ſo ſollt ihr allezeit einen guten Freund an mir haben. Nickel iſt Euch nichts nütze, ich will ihn in meine Dienſte nehmen.

Nickel.

Da will ich freſſen!

Jobſen.

Was ſchiert mich das Glücke?
Du ſpinneſt, ich flicke,
Und ſinge recht herrlich Tralaltaralta!

Herr von Liebreich.

Begeht den Tag, ihr Freunde, mit allen erſinnlichen Zeichen eines wahren Vergnügens; denn es iſt was ſeltnes, einen lüderlichen Menſchen wieder klug zu machen.

Jobſen.

Er meynt mich, Ihr Herren. Je nu! mein Knieriem hat die gnädige Frau klug gemacht: ſie macht itzt den luſtigen Jobſen klug. Es geht alles in der Welt an, wenn man nur die rechte Methode weis.

Divertiſſement.

Fr. v. L. Wo mit Vernunft der Mann regiert,
H. v. L. Die Frau der Unſchuld Anmuth ziert,
Beyde. Da ſitzen ſie der Ruh im Schooß.
Fr. v. L. Doch wo der Mann Tyrannen gleicht,
H. v. L. Sie, wann er will, nicht folgſam weicht,
Alle. Da iſt der Teufel los.

Lene. Wo fein die Frau zu Hauſe bleibt,
Jobſen. Der Mann mit Fleiß Geſchäfte treibt,
Beyde. Da bauen ſie ſich ſelbſt ein Schloß.
Lene. Doch wo er lockert, ſpielt und ſäuft,
Jobſen. Und ſie nach jungen Stutzern läuft,
Alle. Da iſt der Teufel los.

Ans Parterre.

Jobſen und Lene.

Wann Len und Jobſen Euch gefällt,
So tob und ſchmäh die Richterwelt:
Wir ſind durch Euren Beyfall groß.
Wenn Ihr die Einheit nicht vergeßt;
Den Teufel nur nach Regeln meßt,
So iſt der Teufel los.

ENDE.

Komiſche Opern

von

C. F. Weiße.

Dritter Theil.

Die Jagd.
Der Aerntekranz.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Die Jagd.

Eine

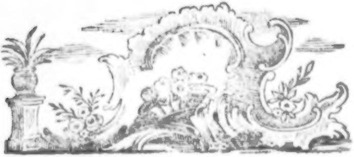
komiſche Oper in drey Aufzügen.

Perſonen:

Der König.
Michel, ein Dorfrichter.
Marthe, deſſen Frau.
Chriſtel, deſſen Sohn.
Röſe, deſſen Tochter.
Töffel, Röſens Liebhaber.
Hannchen, eine Pachterstochter.
Graf von Schmetterling.
Von Treuwerth.
Bauern.
Zwey Wilddiebe.

Der Schauplatz iſt auf dem Lande.

Dieſes Stück iſt zum Theil aus dem Luſtſpiele: la Partie de chaſſe de Henriel IV. genommen.



Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt eine ländliche Gegend mit einer Bauerhütte im Hintergrunde vor.

Erſter Auftritt.

Röschen (vor ihrer Hütte: es ſteht ein Schemel mit einem Spinnrocken auf der einen Seite. Sie hat eine Garnwinde in der Hand, und ſieht ſich ſchüchtern um.)

Marthe (in der Folge.)

Röschen. Ha, die Mutter iſt noch nicht da? geſchwind will ich indeſſen einen Strauß für meinen Töffel pflücken — (Sie legt die Weiſe auf die Erde, und läuft an einen Roſenſtrauch, der auf der Seite blüht.)

Mein Vater mag ſagen, was er will: Töffel iſt nicht reich: aber unter allen Reichen iſt auch kein Töffel.

Mein Töffel iſt ein Mann für mich,
Er iſt ſo flink und raſch als ich:
Wie eine junge Birke, ſchlank,
Hat Arbeit lieb und liebt Geſang.

Sein Angeſicht iſt voll und rund,
Die Wange glüht, es glüht der Mund;
Er hat ein groſes Augenpaar,
Braun iſt er ſelbſt, ſchwarz iſt ſein Haar.

Ich kann ihm trau'n, er iſt mir treu,
Von guter Laun' iſt er dabey:
Er ſteht mir an, ich ſteh ihm an:
Mein Töffel iſt für mich ein Mann!

Marthe, (die ſie beſchleicht.) Ah, gleich von der Arbeit weg! die Mutter darf kaum den Rücken gewandt haben, ſo wird hier ein Blühmchen, und da ein's gepflückt, und alles für Töffeln; nicht wahr für Töffeln?

Röschen. Für wen ſonſt? freylich wohl. Ihr ſeyd ihm ja ſelber nicht feind, und gäbt mir ihn zum Manne, wenn nur der Vater wollte.

Marthe. Aber, weil er nun nicht will, ſo ſollſt du auch nicht wollen! Du weißt, ſeit dein armer

Bruder

Bruder Chriſtel ſeine Braut verloren, will er von deiner Heurath mit Töffeln nichts ſehen und nichts hören: und da mußt du auch nichts von ihm ſehen und hören wollen, wenn du ein gutes Mädchen biſt.

Röschen. Ja, es hat ſich wohl! ihn nicht hören und nicht ſehen, wenn man ſich nicht die Augen verbindet, und die Ohren verſtopft. Und gewiß und wahrhaftig, wenn ich auch das thun wollte: ſo würde mir mein Herz doch immer ſagen: „He, „Röſe; Töffel iſt da! Töffel iſt dir gar zu hübſch! „Töffel iſt dir gut, und du biſt Töffeln gut!“

Marthe. Aber, ſage mir nur, wie kannſt du dem Kerl ſo gut ſeyn? — Ich glaube gar, er hat dir's gethan?

Röschen. Ach, geht doch, Mutter! was gethan? ſo hab' ich's ihm auch gethan: denn es geht ihm nicht beſſer. Er ſagt mir's, ſo oft er mich ſieht. — Ich habe ihn allezeit leiden können; aber ſeit voriger Krummtärnte ſind wir vollends einander beſtändig nachgelaufen.

  Da ſah ich Töffeln an den Hecken:
Er fällte Holz und pfiff dazu:
Halt, dacht' ich, loſer Vogel du,
Du ſtehſt mir recht, dich muß ich necken.

Gleich hatt' ich Aepfel in den Ficken;
Huſch! zog ich einen Apfel vor:
Puff hatt' er einen an das Ohr,
Puff wieder einen auf den Rücken.

Er ſah mich nicht, denn ich verſteckte
Mich hinter'm Buſch, ſo oft er ſchrie:
Bis ich zuletzt, hi hi hi hi,
So lachte, daß er mich entdeckte.

Ha! rief er, wart'! ich will dir's geben!
Und haſchte mich, und küßte mich;
Ich ſchimpft' und ſchmälte jämmerlich:
Im Herzen hatt' ich ihm vergeben.

Marthe. Ja, ja; das kömmt aus dem Genecke: laß es nur dem Vater merken, du wirſt's ſchon kriegen ∗ ∗ ∗ Ah! da kömmt er eben her!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Michel.

Michel (brummend und den Kopf ſchüttelnd.) Hm! — es geht mir alles der Queere.

Marthe. Wie ſo, Michel? was haſt du?

Michel. Ganz ungelegen, ganz der Queere!

Röschen. Was denn, Vater? Habt Ihr was vom Bruder Chriſtel gehört?

Michel. Was, was will ich gehört haben? Nu iſt er doch in die Stadt gelaufen. Es wird auch nichts draus werden; er wird gerade den König nicht zu ſehen kriegen, und nu hätte ich ihn ſo gerne hier, ſo gerne! —

Marthe. Je warum denn das? — Wenn er gleichwohl ſein Hannchen ausgattern könnte?

Michel. Es hat ſich ausgattern: nichts wird er ausgattern, und wer weiß, hätt' ihm der König nicht hier in Wurf kommen können.

Röschen und Marthe (zugleich.) Der König? — Hier?

Röschen. Ihr verirt uns, Vater.

Michel. Nicht anders.

Marthe. Je, was will er denn hier?

Michel. Was die groſen Herren immer auf dem Lande wollen: Jagen. Da kömmt eben der Oberförſter zu mir, und ſagt: ich ſollte die Bauern zuſammen nehmen, daß ſie's Wild aufjagten, und ein bischen auf's lüderliche Geſindel Achtung gäben, das immer bey der Gelegenheit hinter her iſt, und todtſchieſſen hilft. Wenn da unſer Chriſtel hier wäre! der iſt mit allen Hunden gehetzt, weiß alle Schliche im Walde, und kennt das Lager von jedem

Haſen; vielleicht würde er unſerm Herrn noch ein Plaiſirchen mehr machen können.

Marthe. Ja, vielleicht hätt' er ihm auch ſeine Noth klagen, und dem verwetterten Grafen von Schmetterling bey'm Könige eins anhängen können. Er ſoll ja ein ſo gar lieber Herr ſeyn, und Chriſteln — ja, dem ſteht's Maul auf dem rechten Flecke.

Röschen. Hannchen ſagte immer: er redte noch beſſer als der Schulmeiſter, und das iſt doch ein Geſtudierter.

Michel. Wofür hätt' ich ihn denn vier Jahre in der Stadt in die lateiniſche Schule geſchickt? Das wird einmal ein Richter werden, der ſich gewaſchen hat! Aber was hilft mir das itzt? Ich werde nur Töffeln müſſen rufen laſſen, daß er mir ein bischen mit an die Hand geht.

Röschen. Ja, Töffeln, Töffeln! Töffel iſt auch wie ein Schießhund.

Michel. Ja, wenn ich nur von Töffeln rede, da biſt du gleich da. — Mädchen, du ſollſt mir nicht ſo hitzig auf Töffeln ſeyn, ſonſt . . .

Röschen. Was hat euch nu der arme Töffel gethan? . . . Ha, ſtill! Ich höre ihn hier im Buſche —

Dritter

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Töffel.

Töffel (kömmt ſingend, ohne daß er ſie gleich gewahr wird.)

Wenn mich nur mein Röschen liebt,
Bin ich ſchon geborgen:
Wem das Glücke Reichthum giebt,
Dem giebt es auch Sorgen.

Hätt' ich Silber auch wie Heu,
Geld in allen Säcken:
Arbeit hätt ich nicht dabey,
Aber Furcht und Schrecken.

Hätt' ich täglich Bier und Wein,
Braten auch nicht minder;
Fetter könnt ich dann wohl ſeyn,
Aber nicht geſünder.

Nein: wenn mich mein Röschen liebt,
Bin ich ſchon geborgen:
Wem das Glücke Reichthum giebt,
Dem giebt es auch Sorgen.

Michel. Das hab' ich gedacht, daß er von Röschen ſchwatzt, wenn die von Töffeln redt. Das geht beſtändig Töffel und Röſe, Röſe und Töffel.

Töffel. Nu, nu, Michel; Ihr ſeyd ein viel zu guter Mann, als daß Ihr darüber böſe ſeyn könnet. Ihr gebt mir eure Tochter lange noch —

(Er läuft zu Röschen, und drückt ihr die Hand, Michel zieht ihn weg. Röschen und Töffel ſuchen ſich immer wieder einander zu nähern: Michel jagt ſie aber ſtets wieder an ihren Ort.)

Michel. Töffel — her auf die Seite, und du Röſe, auf jene! — Wir haben itzt von wichtigern Dingen, als von ſolchen Narrenspößchen zu reden.

Röschen (auf die Seite.) Ob's denn mein Vater auch für Narrenspößchen hielt, da er bey der Mutter auf die Freyte gieng?

Marthe. He, knurre nicht, wenn der Vater redt!

Michel. Röſe, halt's Maul! — Töffel, der König wird hier jagen.

Töffel. Der König?

Michel. Ja, hört Ihr's nicht? der König; und da ſoll ich als Richter etliche Bauern zuſammen nehmen, die das Wild ein bischen treiben, und auf die Wilddiebe Achtung geben — — (Töffel ſieht immer nach Röschen, und macht ihr Geſichter: Michel wird es gewahr) — — Nu, Töffel, ich rede itzt, ich, der Richter.

Töffel. Ich hör's wohl.

Michel.

Michel. Nu, was hab' ich geredt?

Töffel. Daß — daß — daß — Ihr der Richter hier ſeyd, — daß — daß — daß — die Wilddiebe kommen werden, und — daß wir auf den König Achtung geben ſollen, daß ⸗ ⸗ ⸗

Michel. Daß Ihr ein dummer Kerl ſeyd. Der König, ſage ich, wird hier jagen, und Ihr ſollt ein biſchen das Wild treiben, und ⸗ ⸗ ⸗

Töffel. Ja, ja, ich weiß nun ſchon.

Michel. Nun habe ich euch auserſehen ⸗ ⸗ ⸗ Röſe, ſieh mir nicht nach Töffeln! — daß Ihr ein biſchen ſollt Anſtalt machen, daß die Bauern an den Orten Lärmen machen, wo es was aufzutreiben giebt, das lüderliche Geſindel, das etwa ein Stück Wildpred dabey wegzuſchnappen denkt, aufhaſchen, und dergleichen. Ich will dabey ſeyn, ich und Ihr. Es iſt unſre Schuldigkeit, daß wir mit für unſers Herrn Vergnügen ſorgen, da er für unſre Ruhe ſorgt.

Töffel. Das kann ich wohl thun; ich kenne ihn zwar nicht, er ſoll aber ein guter Mann ſeyn.

Michel. Nu, ſeht Ihr's; ich verhelfe euch vielleicht zu der Ehre, daß Ihr ihn zu ſehen kriegt. Ich halt' euch noch für den Klügſten nach mir und meinem Chriſtel.

Töffel. Und wollt mir doch eure Tochter nicht geben?

Michel. Kommt mir nur itzt nicht, wenn man Staatsgeſchäffte im Kopfe hat. Ja, Chriſtel ſollte hier ſeyn. Ich gäbe die beſte Kuh im Stalle drum! Vielleicht könnt' er dem König einen Fußfall thun, daß er ihm zu ſeinem Hannchen verhülfe.

Töffel. Geht mir doch mit eurer Hanne. Wenn ich an Chriſtels Stelle wäre; der Henker müßte mich plagen, daß ich des Mädchens wegen in die Stadt lief, und dem König einen Fußfall thäte.

Marthe. Und warum denn nicht, Töffel? Hannchen iſt ein fein Mädchen; unſer Chriſtel hat ſie lieb, und ſie hat ihn lieb.

Röschen. Ja wohl, hat ſie ihn lieb, ſo lieb — (heimlich zu ihr.) wie ich dich! Wenn der verzweifelte Graf nicht thäte —

Töffel. Ja freylich, wenn der nicht thäte. Dem Mädchen ſteckt der Junker im Kopfe. Da iſt ſie immer bey ihrer Pathe ſeliger, der verſtorbenen Edelfrau, geweſen; da iſt euch das Mädchen ſo galant, ſo vornehm geworden — kein Bauer iſt ihr gut genug.

Michel. O ho, Töffel! vermengt mir nur auch Chriſteln nicht mit den Bauern. Er könnte alle

Augen-

Augenblicke für einen Städter paßiren, wenn er einen vornehmen Rock anhätte.

Marthe. Ja, und einen Haarbeutel einmachte, und ſich ein bischen puderte, wir wollten ſehn, wir wollten ſehen.

Röschen. Ja, Töffel, und einen Degen anſteckte, und einen Treſſenhut auf hätte, wir wollten ſehen, ob er nicht eine ſo gute Figur machte, als Riepel der Furier.

Töffel. Er iſt deswegen doch noch kein Graf. Glaube mir nur: es heißt, der Graf hat ſie entführt! Ich behaupte, daß ſie mit ihm entlaufen iſt.

Michel. Das glaube ich nicht, Töffel!

Marthe (zu Töffeln.) Ihr ſeyd nicht geſcheut! das Mädchen war Chriſteln viel zu gut.

Röschen. Töffel, du redeſt dumm Zeug. Der Graf heurathet ſie einmal nicht, und zur Schäckerey dünkt ſich unſer einer zu gut.

Und käm' ein Graf mit einem Band
Und Stern an ſeiner Seite,
Und ſpräch': da Röſel, iſt die Hand,
Dich, Mädchen, nehm' ich heute!

So ſpräch' ich: nein, ich bin kein Schaaf:
Sie nehmen mich zum Spaſſe,

Und

Und das taugt nichts; nein, nein, Herr Graf,
Gehn Sie nur ihrer Straſe!

Töffel. Nu, Röſe, du biſt auch noch keine Hanne; die iſt ſchon ein bischen vornehmer. Die Bauermädchen halten immer noch eher auf Ehre und Reputation: und im Vertrau'n, ich wollte doch nicht, daß ein Graf zu dir käme. So lange man keinen ſieht, ſo denkt man immer: ich ſpräche das, ich ſpräche jenes: — aber — nein, er mag immer wegbleiben.

Ich traue keinem Mädchen nicht,
Ein ſchönes Kleid, ein weiß Geſicht
Mit einer dreuſten Stirne,
Verrückt leicht ihr Gehirne.
Der Teufel wird nicht aufgedeckt,
Der unter'm ſchönen Kleide ſteckt.
Iſt es von jungem Herrchen voll:
Wie leicht wird da das Köpfchen toll!

Michel. Ich glaube meiner Treu', Töffel hat ſo gar unrecht nicht. Und wenn Chriſtel nur einmal wieder bey uns iſt, ſo werde ich ſagen: Chriſtel, thue dich nach einem andern hübſchen Mädchen um, es giebt ja mehr hübſche Mädchen.

Marthe. Ach! das arme Hannchen!

Töffel. Nein, nein, Michel, Ihr habt Recht.

Röschen (ſpottet ihm erbittert nach) Ihr habt Recht,

Recht, ja, Ihr habt Recht, Michel — Warte nur, Dieb!

Töffel. Sey nicht böſe, Röſe! ich ſage nur ſo —

Michel. Halt's Maul! Ich bin ganz von meiner Hiſtorie abgekommen. —— Alſo du, Töffel, wirſt hier warten. Ich will noch etliche von unſern Bauren zuſammen rufen, die du mit kommandiren ſollſt. Daß wir aber doch ein bischen Figur und Reſpekt machen, ſo geh du, Marthe, und hol' die alten Piſtolen, die ich oben in unſrer Kammer habe. Sie liegen unterm Bette; du wirſt ſie ſchon finden.

Töffel. Ja, habt Ihr denn auch Pulver?

Michel. Pulver, zu was denn Pulver? Es iſt blos des Reſpekts wegen. — Du, Röſe, mache eine Laterne zurechte. Man weiß nicht, wie lange die Hiſtorie werden möchte, und ich ſage immer: man muß ein bischen politiſch ſeyn, und ſich in Zeiten vorſehen.

Bey'm ſchönſten Sonnenſchein
Nimm deinen Mantel um,
Und laß die Narren ſchreyn:
Der Kerl iſt toll und dumm!
Denn kömmt ein Wetter drein:
Was kümmerſt du dich drum?

Da

Du kannſt gar ruhig ſeyn:
Du nimmſt den Mantel um.
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Marthe. Röschen. Töffel.

Marthe. Nu, Röſe, komm' und ſuche die Laterne.

Röschen. Laßt mich immer noch ein bischen bey Töffeln. Wenn Ihr einmal die Piſtolen ſuchet, könnt Ihr ja die Laterne gleich mit ſuchen.

Töffel. Ja, Mutter, laßt Röschen immer ein bischen bey mir.

Marthe. Ihr habt's aber gehört, daß der Vater nicht will.

Röschen. Laßt ihn immer nicht wollen, wenn Ihr nur wollet. Er iſt ja nicht da, und weiß viel davon —

Töffel. Und er ſoll auch nichts davon erfahren. Wenn ich ihn von weiten merke, huſch! will ich über'n Zaun weg und in meinem Garten ſeyn.

Marthe. Ach ja, huſch! ich weiß wohl, wenn ihr einmal in's Schökern kommt, ſo denkt ihr weder an Vater, noch an Zaun, noch an huſch, und hernach

nach ſchmälet Michel, und ich kriege am Ende das beſte davon.

Töffel. Ich ſag' euch aber, daß wir nicht ſchökern wollen.

Röschen. Als wenn wir ſonſt nichts mit einander zu reden hätten.

Marthe.
Nein, nein, es könnte was geſchehn,
Das wir nicht gerne ſähen!

Röschen.
Drum, liebe Mutter, ſollt Ihr gehn,
So könnt Ihr auch nichts ſehen.

Töffel.
Mein; ſagt mir doch, was ſoll geſchehn?
Da ſeht! hier bleib' ich ſtehen.

Marthe.
Ich kenne ſchon die Schökereyn.

Töffel.
Topp! Mutter, ich will ruhig ſeyn.

Röschen.
Und iſt er's nicht, ſo will ich ſchreyn.

Marthe.
Je ja doch, hinter drein.

Töffel und Röschen.
Nein, liebe Mutter, nein!

Marthe. Nu, ſo bleib' nur ein bischen; aber das ſage ich dir, komm bald nach! hörſt du?

Röschen. Je ja doch, packt euch nur fort.

(Martha geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Töffel. Röschen. (hernach) Marthe (drinnen.)

Röschen. Weißt du was, Töffel? ich bin böſe auf dich.

Töffel. Böſe? geh doch! warum wärſt du denn hier geblieben?

Röschen. Weil ich — weil ich mich mit dir zanken will.

Töffel. Je, ſo konnteſt du immer mit der Mutter fort gehen. — Aber, warum biſt du denn böſe?

Röschen. Weil — weil du ſo dumm redſt.

Töffel. Nu, was hab' ich denn geredt?

Röschen. Du haſt geredt, daß Hannchen, das gute Hannchen nicht entführt, ſondern dem Grafen nachgelaufen wäre: und mein Vater hatte ſie lieb, und ſie hatte uns alle lieb.

Töffel. Und der Graf hatte ſie lieb, und ſie hatte den Grafen lieb, und weil ſie den Grafen lieb hatte, ſo gieng ſie mit ihm durch: nicht wahr?

Röschen.

Röschen. Kömmſt du ſchon wieder mit deinem albernen Zeuge? Einmal für allemal: du ſollſt nicht ſagen, daß ſie mit dem Grafen durchgegangen iſt.

Töffel. Wenn's nun aber ſo iſt: ſoll ich denn ſprechen, der Schnee iſt ſchwarz, und der Rus weis?

Röschen. Es iſt aber nicht wahr.

Töffel. Es iſt aber wahr.

Röschen. Ich will's aber nun nicht haben.

Töffel. Und deswegen iſt's nicht wahr? Du kennſt dir das Hofvolk nicht. Sie haben ſolche glatte Worte, als wenn ſie mit Butter geſchmiert wären: und die Mädchen – die Mädchen verſchlucken ſolche Worte gar zu gerne: das fährt wie Speck die Kehle hinunter. Ich habe einmal eine ſolche Hiſtorie erlebt, da ich bey'm Baron Rübſamen auf dem Edelhofe diente.

Röschen. Nu?

Töffel. Da war dir der eine Junker, Fritze hieß er; der war ein Officier. Ich war dazumal einer von Hofemädchen gut, und ſie war mir auch gut.

Röschen. So! alſo bin ich nicht die erſte, der du gut biſt?

Töffel. Närrchen! man kann ja wohl einem Mädchen gut ſeyn: genug, es iſt dir nichts draus geworden. Ich merkte gleich, daß der Junker ein Auge auf ſie hatte: ich ſchlich ihr alſo überall nach. Einmal ſah ich ſie gegen Abend auf die Wieſe graſen. Mein Junker kam den Berg herunter geritten: Trap, Trap, Trap! — Huy, dacht' ich, ſollt' er ſie nicht in Wurf kriegen? — Richtig! er kam; ſie that, als wenn ſie ihn nicht kommen ſähe, und bückte ſich und that, als graſte ſie, und ſchielte immer über's Gras weg: da fuhr ich in einen Heuſchober hinein, und guckte heraus, und dachte: du mußt doch ſehen, wo das Ding hinaus will?

Röschen. Nun?

Töffel. So bald er an ſie kam: ſo that er, als ob der Gurt am Pferde nicht feſt wäre: Er ſtieg ab, rufte ſie, daß ſie ihm das Pferd halten ſollte, und knaupelte ein bischen dran herum: es währete nicht lange, ſo gieng das Komplimentiren los.

(Er ſingt mit zweyerley Stimmen.)

Mein Engelchen, was machſt du hier? —
„Ich graſe, wie Sie ſehen." —
Schmerzt nicht das arme Patſchchen dir? —
„Was hilfts? es muß geſchehen."

Hier nahm er ſie bey der Hand, und drückte ſie, und drückte ſie! Eh' man ſich's verſah, ſchob er ihr den Aermel hinauf;

Wie weiß iſt nicht der Arm! wie ſchön
Mag dieſer Buſen ſeyn! —

„O pfuy doch! laſſen Sie mich gehn!
„Gewiß, ich werde ſchreyn!“

Röschen. Sie wird auch nicht ein klein bischen geſchrien haben.

Töffel. Geſchrien? nicht ein laut Wörtchen. Nu hies es:

Komm, liebes Mädchen, küſſe mich! —
„Ich bin nicht ſo erpicht.“ — —
Je, willſt du nicht, ſo küß' ich dich! —
„Nein, nein, bey Leibe nicht!“

Du meynſt, er ließ ſich abweiſen? Ja doch: er warf ihr den Arm um den Hals —

Da haſt du eines auf den Mund,
Da eines auf den Arm! —
„Pfuy! Pfuy! Sie machen es zu bunt,
„Es wird mir kalt und warm.“

Röschen. Nu? was wurde denn draus?

Töffel. Je, was wurde draus? Mir wurde unter meinem Heuſchober auch kalt und warm, denn ich ſah, daß noch mehr draus werden würde; und rippelte mich, und ſchüttelte mich, daß der ganze Heuſchober über'n Haufen fiel. Ich purzelte heraus. Da hättſt du das Mädchen ſollen ſchreyen hören! Zuvor hatte ſie nicht geſchrien. Der Junker fuhr zuſam-

zuſammen, murmelte mir einen Schurken auf den Hals, ſtieg auf, und wackelte auf ſeiner Mähre fort.

Röschen. Je nu; wenn's das alles war.

Töffel. So? alſo meynſt du, das war nichts? — Röſe, Röſe! Töffel ſteckt nicht allezeit in einem Heuſchober; und es iſt mir immer lieb, daß du nicht Hannchen biſt, die der Graf entführen will.

Röschen. Kömmſt du mir wieder mit Hannchen! ich weiß gewiß, wenn ihr der Graf ſo zu nahe gekommen wäre, ſie hätte es gemacht, wie ich's dem Jäger Gabel an der Kirmſe machte.

Töffel. Laß doch hören, wie macht'ſt du's ihm denn?

Röschen.

Als da der Jäger, Gabel, kam,
Und freundlich mich bey'n Händen nahm,
So — ließ ich es geſchehn;

Töffel. So? du ließ'ſt es geſchehn?

Röschen.

Er zog mich drauf in Winkel hin,
Und griff mir freundlich an das Kinn:
Da ſprach ich: — wollt ihr gehn?

Töffel. Und er gieng auch? Gut, daß er Spaß verſtanden.

Röschen.

Röschen.

Ja, ja, er dacht', es wär' mein Spaß,
Und ſprach: Du kleines Rabenaas,
Und — hub mich hoch empor.

Töffel. Und du litt'ſt das? — Heh! Röſe, du darfſt mir nicht viel = = =

Röschen.

Und ſprach: du biſt und bleibſt mein Schatz!
Und gab mir einen derben Schmatz:
Da — kriegt' er ein's an's Ohr = = =
(Sie giebt Töffeln eine Ohrfeige.)

Töffel. Je verflucht, Mädchen! das war auch kein Spaß. Dem Jäger konnt'ſt du ſo eine geben, aber Töffeln nicht.

Röschen. Du hätt'ſt mir doch nicht geglaubt, wenn ich dir's nicht gewieſen hätte, wie ich's machte.

Töffel. Künftig, Röſe, weiſ' es einem andern.

Marthe. (ruft drinnen.) Röſe! — Röſe! — Röſe! —

Röschen. Heh! die Mutter — (Antwortet.) Ja.

Marthe (drinnen.) Wirſt du bald kommen und die Laterne ſuchen.

Röschen. Gleich, Mutter, gleich.

Töffel. Siehſt du? das haſt du von deinem Plaudern! Hätten wir nu nicht die Zeit über von unſerer Freyerey ſchwatzen können?

Röschen. Wer iſt denn Schuld? hätt'ſt du mir nichts von Hannchen geſagt, ſo hätt' ich auch nichts geſagt! aber wer weiß, was drunter ſteckt, daß du ſo böſe auf ſie biſt: wer weiß —

Töffel. Je ja, freylich mag wohl was drunter ſtecken. Der Graf und ſie wirds wohl am beſten wiſſen.

Marthe (drinnen.) Nu Röſe? ſoll ich dich holen?

Röschen. Siehſt du; wenn du dich hübſch aufgeführt hätteſt, — da hatte ich den Straus für dich gebunden; aber nun — nun — da haſt du was auf dein loſes Maul!

(Sie wirft ihm den Straus ins Geſicht und läuft hinein.)

Sechster Auftritt.

Töffel (allein.)

Heh! halt Röschen! — nur noch ein Wort! = = = weg war ſie! — das iſt ein kleiner Teufel — aber ich merke doch den Spaß. Geben wollte ſie mir nicht den Straus, aber daß ich doch nicht drum käme, thut ſie, als ob ſie ihn in's Geſicht würfe. — — Nu, ſie mag ſo böſe nicht ſeyn = = = (Er

ſteckt

ſteckt ſich den Straus ins Knopfloch: Hannchen kömmt von ferne in einem artigen Nachtkleide, aber ſtadtmäßig angezogen.) aber was Henker! — da kömmt ja eine Stadtjungfer? — Je, zum Henker! das iſt Hannchen — Ha! ſie trägt ſchon die Hoflivrey. — Ich muß doch ein bißchen hören, was ſie herausgiebt.

Siebenter Auftritt.

Hannchen. Töffel (verſteckt.)

Hannchen.

Du ſüßer Wohnplatz ſtiller Freuden,
Du kleines Dörfchen, wohl, wohl mir!
So find' ich unter deinen Weiden
Auf's neu' der Liebe Glück in dir.
Was iſt die Pracht von goldnen Wänden
Wohl gegen dieſe grüne Flur?
Was alle Kunſt von tauſend Händen
Beym Reiz der lächelnden Natur?

Doch, wird mich noch mein Schäfer lieben?
So zärtlich, treu, als vormals, ſeyn?
Mir glauben, daß ich treu geblieben,
Und mir mein Unglück auch verzeihn?
O ja; hört er nur meine Klagen,
Sieht er nur meiner Liebe Schmerz:

So wird ſein Mund mir wieder ſagen,
Sein Herz ſey mein, wie ſein mein Herz.

Töffel, (der hervortritt.) Man ſollte drauf ſchwören, es wäre alles wahr, was ſie ſagt! = = = Ah! guten Tag, Mamſell Hannchen! denn in der Figur heißt Sie doch nicht mehr Hannchen ſchlecht weg?

Hannchen. Willkommen, mein lieber Töffel! o wie freue ich mich, euch zu finden!

Töffel. Alſo kennt Sie mich doch noch? Ich dachte immer, daß Sie in dem ſchönen Tarara, das Sie um ſich hat, nicht mehr wüßte, daß ich Töffel hieße.

Hannchen. Ich ſollte meine alten lieben Freunde nicht mehr kennen? — O Töffel, wenn Ihr wüßtet = = =

Töffel. O ja, ich weiß alles. Sie kömmt vermuthlich aus der Stadt, oder gar vom Hofe, und iſt eine große, große Madam geworden, die man da Maitreſſen titulirt? — — Pfuy! Sie ſollte ſich zu Tode ſchämen, daß Sie ſich wieder vor unſer einem ſehen läßt.

Hannchen. Ach, mein lieber Töffel! Ihr thut mir ſehr unrecht! Wenn ich das wäre, was Ihr denkt, ſo würde ich mich freylich zu Tode ſchämen. Aber = = =

Töffel. Aber nu, warum thut Sie's denn nicht?

Hannchen. Weil ich unſchuldig bin. Der verwünſchte Graf von Schmetterling entführte mich zu einer Zeit, da ich's am wenigſten vermuthete; er ſchaffte mich nach der Stadt, und hat mich die ganze Zeit über eingeſperrt gehabt. O! was hab ich nicht ausgeſtanden! endlich hat mir meine Unſchuld Muth und Kräfte gegeben: ich bin entſprungen, ſo wie Ihr mich ſeht. In dem Augenblicke komm' ich erſt an. Noch habe ich nicht einmal meine gute Mutter geſehn, und ſo viel Zeit gehabt, dieſe Kleider abzulegen, welche Ankläger meiner verlornen Ehre zu ſeyn ſcheinen. —

Töffel. Ankläger der verlornen Ehre? — Ha ha ha! Wie das redt, wie das ſchwatzt! Freylich, ſo ſchön lernt man nur auf den Edelhöfen reden! die großen Monſieurs müſſen den Mädchen den Verſtand öffnen: da lernen ſie ſchön reden und ſchlecht thun. — — Aber denkt Sie denn, weil Sie Verſtand hat, daß wir deßwegen Schöpſe ſind? Ja! ſieht Sie, wenn Sie auch wie ein Buch redte, ſo glaube ich Ihr doch nicht ſo viel.

Hannchen. Ach, mein lieber Freund! Wenn Ihr mich nur hören wolltet! —

Töffel, (der ſie unterbricht.) Ich? Ihr lieber Freund? Ihr lieber Freund? nichts vom Freunde! denn Sie hat den armen Chriſtel ſitzen laſſen, dem Sie doch zuvor weiß machte, daß Sie ihm gut wäre. Sie iſt einem großen Monſieur nachgelaufen, der Sie doch nicht nehmen kann. Sie hat ihre Ehrlichkeit um die hübſchen Lumpen da verkauft, damit Sie nicht wie unſer einer gehen darf! und ich, ich ſollte der gute Freund einer ſolchen Kreatur ſeyn? Nichts für mich! Nichts von Freundſchaft, ſo wahr ich Töffel heiße. Verſteht Sie mich?

Hannchen. Noch einmal, mein guter Töffel! Ihr ſeyd ganz falſch berichtet ⸗ ⸗ ⸗

Töffel. Ganz falſch? je nicht doch! Iſt's nicht wahr, daß Sie das ganze Dorf aufrühreriſch gemacht hat? iſt's nicht wahr, daß Michel, der Richter und reichſte Nachbar im Dorfe Ihr Chriſteln, ſeinen Sohn, zum Manne geben wollen? daß Sie davon gelaufen, oder ſich entführen laſſen? denn am Ende läuft's doch auf eines hinaus. Iſt's nicht wahr, daß Sie Schuld iſt, daß Michel mir Röſen nicht geben will? denn wenn Chriſtel Sie geheurathet hätte, ſo hätte ſich gewiß Michel nicht ſo geſperrt, mir Röſen zu geben: aber ſo iſt er auf einmal rappelköpfiſch geworden. — Und iſt nicht Chriſtel

ein

ein hübſcher Kerl, der lateiniſch leſen, und rechnen und ſchreiben kann, daß es eine Art hat? Iſt das nicht alles wahr? — Heh! kann Sie es leugnen? heh?

Hannchen. Ja, aber ich kann für alles nichts: doch weil Ihr mich nicht hören wollt, Töffel! ſo ſagt mir wenigſtens, iſt Chriſtel hier?

Töffel. Chriſtel hier? — Ob ich's ihr denn ſage? Je nun — er iſt nicht hier. Er iſt noch ſo albern geweſen, in die Stadt zu laufen, und dem Könige einen Fußfall zu thun. Denn der, wie man ſagt, hört Groß und Klein an: da kann Ihr's noch dazu ſchön bekommen!

Hannchen. Wie unglücklich! — Ja, ich wollte ſelbſt an meinen Verluſt, und meine Liebe nicht denken, wenn ich ihm nur wenigſtens ſeinen ungerechten Verdacht benehmen könnte.

Töffel. O! er wird ihn ſich nicht nehmen laſſen — — Grinze Sie, wie Sie will. Mein Herz iſt wie Speck, und nimmt keine Weiberthränen an.

Hannchen. Ich kann euch's nicht verdenken, Töffel, daß Ihr mir nicht glauben wollt: aber einen Gefallen könntet Ihr mir doch thun, wo nicht aus Liebe zu mir, wenigſtens Chriſteln zu gefallen.

Töffel. Nu, laß Sie doch hören?

Hannchen. (ſehr rührend.) Ich möchte mich gern bey ihm rechtfertigen. Thut mir alſo den einzigen Gefallen, und gebt ihm dieſen Brief. (Sie giebt ihm einen Brief.) Ich ſchrieb ihn, ohne zu wiſſen, wie ich ihn fortbringen wollte, und ehe ich noch damit fertig wurde, zeigte ſich mir die Gelegenheit, zu entkommen. Ich bitte, beſtellt ihn! ſchlagt mir es nicht ab! laßt euch meine Thränen zu Herzen gehen (ſchluchzend) und — und — und —

Töffel (gerührt.) Nu, geb' Sie nur her. Sie hat mich ganz weichherzig gemacht. — Aber glaube Sie deswegen nicht, daß ich Ihr nun ſo gerade zu traue; denn, das ſage ich Ihr, ich werde allezeit wider Sie reden, wie ein Türke. Ich habe Ehre im Leibe, und Schwager Chriſtel muß auch welche haben: hört Sie?

Hannchen. Ich verlange euch nicht von meiner Unſchuld zu überzeugen, ſondern meinen Liebhaber und ſeinen Vater. Thut mir nur die Liebe, und ſagt mir, wann Chriſtel wieder kömmt! Ihr findet mich bey meiner Mutter: — — aber ſagt ja niemanden, daß ich hier bin.

Töffel. Je nu; das kann ich wohl thun. Geh' Sie nur, geh' Sie, eh jemand kömmt!

(Hannchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Töffel (allein)

Ja das Weibsvolk! — beynahe hätte ich mitgeheult, ſo iſt mir's zur Kehle herauf gefahren.

Das weint und lachet, wann es will,
Recht, wie der Himmel im April;
Und, was der Henker iſt,
So bald man ſich vergißt,
So dürfen ſie nur Miene machen,
So muß man mit ihnen bald weinen, bald lachen.

Wenn's vollends ſo was Kützliches, wie ihre Ehre anbetrifft!

Da macht man die und die Geſchicht,
Macht dieß Geſicht und das Geſicht:
Und widerſpricht der Mann:
Da geht das Heulen an.
Er ſchmilzt, wie an der Sonne Butter,
Und glaubet den Teufel und ſeine Großmutter.

Damit hat das Lied ein Ende. Nu, wenn's auf mich ankömmt, ſo ſoll mein Freund, Chriſtel, dasmal ſo hart wie ein Eichenklotz ſeyn . . . ha Michel —

Neunter

Neunter Auftritt.

Michel. Töffel. (Ihm folgt eine Heerde Bauern mit Pfählen)

Michel. Nu? ſeyd ihr alle beyſammen?

Alle. Ja.

Töffel. Iſt der König ſchon da?

Michel. Ja, ſo höre ich. Er hat ſchon auf der andern Seite des Waldes über zwey Stunden gejagt. Ich habe ſelber die Hörner von weitem gehört: gewiß wird er auch bald hier ſeyn. Ich will mir nur ein paar Handſchuh holen, und mir Marthen eine weiße Krauſe umbinden laſſen —

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Töffel. Quaas. Gürge und andre Bauern.

Töffel. Nu, ich werde doch den König auch zu ſehen kriegen. Er ſoll ein herzensguter Mann ſeyn, und ich gäbe mich nicht zufrieden, wenn ich ihn nicht ſehen ſollte.

Gürge. Ich habe ihn ſchon geſehen.

Quaas. Wo denn?

Gürge. Wo? ich kam eben vom nächſten Dorfe: da kam er die Landſtraße unten beym Spitzberge herauf.

Töffel. Was hatte er denn an?

Gürge. Was er anhatte? einen Rock, einen Stiefel, und einen Hut.

Töffel. Einen Stiefel? Einen Stiefel?

Quaas. Nur Einen Stiefel? Du biſt ein dummer Kerl. Er wird wohl mit Einem Stiefel und Einem Strumpfe geritten ſeyn.

Gürge. Ich habe wenigſtens nur einen geſehen; der andre hieng über dem Pferde.

Töffel. Und Gürge, was hatte er denn für ein Kleid an?

Gürge. Für ein Kleid? je nun, ein Kleid — wie ein Kleid iſt.

Quaas. Die Farbe, Gürge?

Gürge. Grün, blau, roth, gelb — ja, das weiß ich ſelber nicht! Wer wird nun auf das Ding merken? Ich ſah nur nach ſeinem Pferde; das gieng, das gieng euch ſo ſtolz, wie unſre ſelige Edelfrau.

Quaas. Ich wundre mich nur, daß er ſo ſpäte jagt? wenn ich König wäre, ſo ſäß' ich dafür hintern Ofen, und ſchmauchte meine Pfeife Toback, oder ließ' mir ein Stück Schweinebraten geben.

Töffel. Narr, die Könige werden Tabak ſchmauchen, und Schweinebraten eſſen, Konfekt eſſen ſie, und trinken Sekt.

Quaas. Gut, ſo äß' ich Konfekt und tränke Sekt; ſo bald es die Könige eſſen, ſo muß es wohl was Guts ſeyn. Je nu! ſie können's haben.

Görge. Der König kann noch dazu eines auf den Pelz kriegen. Seht Ihr das Gewitter dort hinterm Walde? Es darf ein kleiner Wind kommen, ſo jagt er's herauf.

Töffel. Meinethalben mag's kommen: ſie werden ſchon aus dem Wege gehen, wenn ſie's ſehen. --

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Michel. Marthe. Röschen.

Röschen. Da, Vater, iſt die Laterne.

Michel. Nu, Marthe; wie ich dir geſagt habe! der Tag, da unſer lieber König hier jagt, iſt ſo gut, als ein Feyertag. Das Ding iſt nicht geſchehen, weil ich zu denken weiß. Nur ſo viel kann ich mich beſinnen — — ich war etwa ein Junge in der Höhe, — daß mir mein Vater erzählte, ſeine Mutter hätte ihm erzählt, daß der vorige Herr, oder ſein Großvater, einmal hier gejagt hätte, als ſie etwa ein Ding ſo groß, wie Märtens Aennchen gewe-

geweſen wäre. — Der beſte Schinken muß heute angeſchnitten werden: Du kannſt einen warmen Krautſalat mit Speck dazu machen, und wenn du ſonſt was Gutes haſt, ſo gieb's. Es könnte noch darzu kommen, daß unſer Chriſtel wieder käme, da der König nicht in der Stadt iſt: der muß was Warmes finden. Hörſt du?

Marthe. Gut, gut.

Röschen. Ach! Vater, darf ich nicht ein Eckchen mitgehen? Ich möchte gar zu gerne auch den König ſehen.

Michel. So recht eben nicht. Es ſind immer hinter den großen Herren ſo viel Schnapphähne her: und auf'm Dorfe iſt ihnen auch wohl ein Bauermädchen gut genug.

Töffel. Ja, man hat der Exempel = = =

Röschen (droht ihm.) Willſt du! — —

Michel. Nu, nur in der Ferne, nicht in Wald, das ſag' ich dir! — Da, ſtelle dich auf den Hügel dort an die Ecke hin, und wenn du dir ſo einen vornehmen Rock auf dich loskommen ſiehſt, ſo reiß geſchwind aus. Hörſt du, Mädchen?

Röschen. Ja, ja, Vater.

Töffel. Folge hübſch! denn ich möchte dir nicht ſo eine Hiſtorie, wie Chriſtel haben.

Röschen. Halt's Maul, oder ◦ ◦ ◦

Michel.
Nu, Marthe, lebe wohl!

Marthe.
Nu, Michel, lebe wohl!

Töffel.
Nu, Röſe, lebe wohl!

Röschen.
Nu, Töffel, lebe wohl!

Michel (zu Marthen.)
Nimm fein zu Hauſe dich
Der Wirthſchaft treulich an!

Marthe.
Ja! das verſtehet ſich.
Ich thue, was ich kann.

Töffel.
Mein Röschen, denk' an mich,
So, wie du ſonſt gethan!

Röschen.
Du, Töffel, beßre dich!
Sonſt biſt du nicht mein Mann.

Michel.
Leb' wohl!

Marthe.
Leb' wohl!

Töffel.
Leb' wohl!

Röschen.
Leb' wohl!

Michel (alleine.)
Der König lebe wohl!
So geht es, wie es ſoll:
So geht's uns allen wohl!

(Sie wollen abziehen: die Bauern laufen alle unter einander, und indem jeder zuerſt hinaus will, ſtößt einer den andern über den Haufen, oder vertritt ihm den Weg.)

Michel. Halt! das geht nicht an, daß Ihr ſo, wie die Schweine durch einander lauft. Wartet! wir wollen ein bischen in guter Ordnung ausziehn, daß es doch eine Art hat. Wann wir am Wald kommen, ſo will ich ſchon jedem ſeinen Platz anweiſen. Ich geh' voran. Dann Quaas und Gürge, dann Hanns und Märten, dann Barthel und Andres, dann Muffs Fritze und Tölpels Kaſper: dann beſchließt Töffel den Zug mit der Piſtole : : : Da, Töffel, greif zu! — — (Er reicht ihm die Piſtole, nachdem er ſie geſtellt hat.) Nu ſo! Du, Röſe, trag die Laterne! die Mutter muß aber mitgehen, daß ſie dich wieder nach Hauſe bringt.

Röschen (ihn nachſpottend.) Ja, die Mutter muß mitgehn.

Michel. Nu, wir wollen auch Ein's zu unſerm Zuge anſtimmen! (Sie ziehen um das Theater umher, und ſingen.)

Alle.

Der König jagt: der ganze Wald
Brauſt von Getümmel ſchon:
Aus jedem Thal und Buſche ſchallt
Der lauten Hörner Ton.
Tatrah! tatrah! tatrah!

Durch das Geſträuch' reißt ſich das Roß
Mit ſtarkem Ungeſtümm:
Kein Spieß ſchreckt es, und kein Geſchoß,
Die Freude ſchreyt aus ihm:
Hinni, hinni, hinni!

Die kühnen Hunde fürchten nicht
Des Ebers Mörderzahn!
Erhitzt und auf den Raub erpicht
Fliegt jeder, und ſchlägt an:
Hauhau, hauhau, hauhau.

Der

Der Jäger Schwarm ſtürzt hinter her
Wild, wie ſein Pferd und Hund:
Piff, puff, paff, puff, geht ſein Gewehr,
Und dazu geht ſein Mund:
Hußah, hußah, hußah!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellt einen Wald vor.

Erſter Auftritt.

Töffel (erſt allein.) Röschen (in der Folge.)

Töffel (läuft an den Büſchen umher, und klopft mit dem gewöhnlichen Geſchrey daran, Halalala, huſſah, halalala, hußah ꝛc.)

Iſt das nicht liebe Noth,
Ein armes Thier zu jagen!
Da lob' ich mir in Ruh mein Brod,
Und meinen guten Magen.
Man ſtürzt ſich über Stock und Stein,
Und bräche lieber Arm und Bein:
Ey, denkt doch! einen Hirſch zu hetzen,
Um ihn — den Hunden vorzuſetzen.

Halalala! hußah! Halalala! ꝛc. (Röschen wirft mit Eicheln aus dem Gebüſche nach Töffeln.) — — Was zum Henker fuhr mir denn da unter die Naſe? — — (Er hebt die Eichel auf.) Sollte man's denken! — eine Eichel? gut, daß es kein Kürbis war: aber — ich glaube, ich hab' einen blauen Fleck? — (Sie wirft ihm wieder eine ganze Handvoll an Kopf.) Nu? — das Ding geht nicht von rechten Dingen zu? — (Er

(Er tritt unter dem Baum und ſieht hinauf.) Es iſt ja ſonſt nicht Mode, daß die Eicheln den Leuten handsvoll auf die Naſe fallen. ſ ſ ſ (Röſe wiſcht hervor und hält ihm die Augen zu.) Was für ein Schurke ſ ſ ſ Je, du verzweifeltes Mädchen! wo fährt dich denn der Henker her? — Hum; biſt du der Mutter entlaufen?

Röschen. Ja! und ich hatte Luſt, einen Schelm zu ſehen.

Töffel. Wie? Was? einen Schelm? — du mußt gezüchtigt werden.

(Er kriegt ſie beym Kopfe und küßt ſie)

Röschen. Ich ſchreye! — Du darfſt mir nicht viel, du kriegſt eines ſ ſ ſ wenn ſich nur wenigſtens noch der Bube den Bart geputzt hätte?

Töffel. Röſe! du biſt mir ganz wilde geworden, ſeit die Hiſtorie mit Hannchen vorgegangen, O die böſen Exempel, die böſen Exempel!

Röschen (spottet ihm nach.) Die böſen Exempel, die böſen Exempel! — Es fehlet bloß daran, daß ich deinem folge, und mit auf das arme Hannchen ſchmäle.

Töffel. Ja, fange nur wieder an! —— Aber was willſt du hier? Dein Vater hat dir geſagt, du ſollſt der Mutter nicht von der Seite gehen, und du folgſt nicht? — — Warte, du ſollſt's kriegen, und die Mutter dazu, daß ſie dich ſo umher laufen läßt!

Röschen. Ja, du ſollſt's kriegen, Töffel, wo du ein Wort ſagſt . . .

Töffel. Nu, ſo ſage, was willſt du hier? — — Willſt du etwa auch von einem galanten Jäger gehetzet ſeyn? Heh! — Ja, ſiehſt du, Röſe, ſo wahr ich Töffel heiße . . .

Röschen. Nu, ſo höre nur! die Leute wollen dich mit einer ſchönen Stadiungfer haben reden ſehen, und das ſoll Hannchen geweſen ſeyn. Iſt's wahr? Heh? —

Töffel. Hannchen?

Röschen. Ja, Hannchen.

Töffel. Wer hat dir's geſagt?

Röschen. Krauskopfs Suschen, die hat über'n Zaun geguckt, und die ſagte es uns eben, da ich mit der Mutter auf dem Hügel ſtund. Ich wollte wiſſen, ob's wahr wäre?

Töffel. Nicht wahr, daß du zu ihr laufen, und dir etwas kannſt vorgrinzen laſſen, damit du wieder der Mutter etwas vorgrinzen kannſt? daß die und du es wieder Chriſteln vorgrinzt? und der arme Chriſtel alles glaubt, was ſie ihm verſchwatzt, und

und das lüderliche Ding wieder zu Ehren kömmt? Heh?

Röschen. Und daß du nicht geſcheut biſt, Heh? — Es iſt ſchon gut, Töffel! Ich mag weiter nichts wiſſen. — (Sie thut, als ob ſie weinte.) Leb' wohl, Töffel.

Töffel. Nu! ſey kein Närrchen! hab' ich's doch geſagt, wenn ſie nicht weiter können, ſo heulen ſie, und hernach wird einem ſo weich um's Herz, und darnach fehlt nicht viel, man heulte auch mit — — Höre nur Röschen . . .

Röschen.

Ach nein! was ſoll ich hören?
Ich wollte wohl drauf ſchwören,
Mein Töffel, Töffel — (Schluchzend) der —
Liebt mich — liebt mich — nicht mehr! —
(Weinend.)
Hihi, hihi, hihi! —

Töffel. Wie das Mädchen einem das Herze bricht!
(Er weint auch mit.)

Röschen.

Doch ſollt' ich mich darum betrüben!
Kann ich doch auch anderswo lieben:

Es giebt der Töffel mehr,
Die beſſer ſind, als er,
(Lachend.)
Haha, haha, haha!

(Sie thut, als ob ſie fortlaufen wollte: Töffel kriegt ſie bey'm Rocke, und zieht ſie zurücke.)

Töffel. Das iſt ein Wettermädchen! ſie hält mich für'n Narren. Nun habe ich mir doch die Mühe genommen, zu weinen, da lacht ſie mich oben drein aus. — Geh nur her, du kleiner Affe; was willſt du denn von Hannchen wiſſen? : : : aber nur kurz, die Jagd möchte herauf kommen.

Röschen. Ha, kriegt man dich ſo, Burſche? — iſt's wahr, daß du Hannchen geſprochen haſt?

Töffel. Das könnte ſeyn.

Röschen. O Hannchen! Hannchen! mein liebes Hannchen iſt wieder da? — Siehſt du, Töffel, wenn du nun gleich ſo geſcheut geweſen wärſt, ſo hätteſt du zweye für eins gekriegt: aber nu — nur Eins!

(Sie giebt ihm ein Mäulchen.)

Töffel. Ey, ja doch, über das verlorne Schäfchen! es verlohnt ſich der Mühe!

Röschen. Heh Töffel, willſt du auf dem andern Backen eine Ohrfeige haben? — Nu, was hat ſie dir erzählt? — — geſchwind! geſchwind!

Töffel.

Töffel. Erzähle? Je nu, dies und das, das und jenes; aber Töffel . . .

Röschen. Nu, und der?

Töffel. Und der — war kein Narr, und glaubte weder dieß noch das, weder das noch jenes. — —

Röschen. Du ſollſt aber glauben!

Töffel. Sie grinzte auch ein bischen, aber Töffel . . .

Röschen. Ich rathe dir Gutes —

Töffel. Hätte beynahe mit gegrinzt —

Röschen. Das verdienet wieder einen Schmatz.
(Sie küßt ihn.)

Töffel. Aber er grinzte doch nicht, und glaubte weder dies noch das, weder das noch jenes.

Röschen. Du biſt ein Schlingel, und ich werde gehen, und ſie ſelber aufſuchen.

Töffel. Nu, du läßt mir ja nicht Zeit auszuerzählen. — — Da ſagte ſie, der Herr Graf hätte ſie mit Gewalt entführet —

Röschen. Heb' ich's nicht geſagt? —

Töffel. Er hätte ſie eingeſperrt — —

Röschen. Das arme Kind!

Töffel. Sie wäre entſprungen —

Röschen. Das arme Hannchen!

Töffel. Aber Töffel . . .

Röschen. War ein Kalbskopf, und glaubte weder dieß noch das, weder das noch jenes? — Wo iſt ſie?

Töffel. Endlich zog ſie das Briefchen vor ⸗ ⸗ ⸗

Röschen. O! ein Briefchen, ein Briefchen! — gieb her!

Töffel. Es iſt aber nicht für dich, ſondern für Chriſteln, wann er aus der Stadt kömmt. Durch ihr Gegrinze hat ſie's doch ſo weit gebracht, daß ich ihr verſprochen habe, wenn er kömmt ⸗ ⸗ ⸗

Röschen. Es ihm zu geben? — Nein, daraus wird nichts. Ich, ich will's ihm geben; her mit dem Briefe!

Töffel. Nichts! Nichts! Für's erſte, weiß ich noch nicht, ob ich ihm den Brief geben ſoll. Für's zweyte, wenn ich ihn ja Chriſteln gebe, muß ich ihn erſt ein biſchen wild machen, daß er ſich nicht ſogleich ihre Thränchen den Zorn vom Herzen wegſpinnen läßt. — Für's dritte ⸗ ⸗ ⸗

Röschen. Biſt du ein Maulaffe, der mir nicht wieder zu nahe kommen ſoll; dem ich nicht wieder zu nahe kommen will, der mich nicht lieb haben ſoll, den ich nicht mehr lieb haben will, der mich nicht heurathen ſoll, den ich nicht heurathen will, der,

der — der — wenn er mir nicht den Brief geben will, mir ihn geben ſoll und muß —

(Sie fällt über ihn her, und reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Töffel. Je, verflucht, Mädchen; du biſt ganz des Henkers. Nu, warte nur! bin ich nur einmal dein Mann ꝛ ꝛ ꝛ (Es wird gepfiffen: er horcht.) St! St! — — Röſe, dein Vater pfeift! ich muß fort; wir haben's mit einander veraccordirt, daß wir einander pfeiffen wollen, wo einer den andern braucht. (Es wird noch einmal gepfiffen.) — Ich muß nur wieder pfeiffen, daß er mich hört — (Er pfeift.) Röſe, pack' dich fort!

Röschen. Ich will nun aber nicht: geh' du immer!

Töffel. Höre, Mädchen! wenn die Jagd hieher kömmt, und die Pferde, und die Hunde kriegen dich in die Kloppe?

Röschen. Laß' ſie kommen, ſo bin ich auch da.

Töffel. Liebes Röschen, geh immer! ſiehſt du, wenn du mich lieb haſt ꝛ ꝛ ꝛ

Röschen. Gut, wenn du mir ſagſt, wo Hannchen iſt?

Töffel. Bey ihrer Mutter! da will ſie warten,

ten, bis Chriſtel wieder hier iſt. — Nu, geh aber! — höre Röschen, — daß du gehſt!

(Geht ab.)

Röschen. Je, ja doch; was ſollte ich denn hier alleine machen?

Zweyter Auftritt.

Röschen (allein.)

Ach! wenn doch nur Chriſtel gleich da wäre! der wird ſich freuen, der wird ſich freuen! —

(Indem ſie hinausgehen will, begegnet ihr Hannchen: Röschen thut einen lauten Schrey.)

Dritter Auftritt.

Röschen. Hannchen.

(Sie umarmen einander.)

Hannchen. Je, mein liebſtes Röschen.

Röschen. Ach! mein liebſtes Hannchen!

Hannchen. Eben traf ich deine Mutter, die mir ſagte, daß du hier wärſt.

Röschen. Und auch ich wollte dich aufſuchen! O wie freue ich mich, dich wieder zu ſehen! wie hab' ich um dich geweint! — Nu wie iſt dir's ergangen?

Hannchen. Schlimm, ſehr ſchlimm … Aber vor allen Dingen; ich höre, mein Chriſtel iſt nicht hier:

O! daß mich noch ſein Herze liebte,
So, wie mein Herz ihn liebt!
Ich war es nicht, die ihn betrübte,
So ſehr ich ihn betrübt.

Die arme Turteltaube
Ward fremder Liſt zum Raube:
Allein, ſie kommt, zum Glück!
Noch ohne Schuld zurück.

Röschen. Ohne Schuld? gewiß, Hannchen? Sie wollen's aber im Dorfe nicht glauben, und ich und meine Mutter ſind beynahe die einzigen, die dich vertheidigen.

Hannchen. Das habe ich gefürchtet. Freylich iſt der Schein wider mich. Bey einem vornehmen Herrn, wie der Graf von Schmetterling iſt, vier Wochen eingeſperrt, bald den herrlichſten Verſprechungen, bald den fürchterlichſten Drohungen ausgeſetzt zu ſeyn, und doch ſeine Unſchuld zu behaupten; das ſieht freylich ſo einem armen Mädchen, wie ich bin, nicht ähnlich: und doch iſt's wahr, mein liebes Röschen. Aber wird mir Chriſtel glauben? wird er mich noch lieben?

Röschen. Je nu! das erſte wird nun freylich ein bischen Mühe koſten. Daß er dich aber noch liebt? — O ja, bis zum Sterben: er hat ſich bald den Kopf um dich weggeriſſen.

Hannchen. Der arme Chriſtel! Zehnmal wollte ich das alles wieder leiden, was ich gelitten habe, wenn er nur nicht ſo gelitten hätte. Haſſen ſollte er mich, da ich ihm ſo viel Schmerzen gemacht habe!

Röschen. Ach geh doch, haſſen! nein, glaube mir, er muß dich darum nur noch mehr lieben.

Hannchen. O, er liebe mich nur, wie vorher! ich weiß, er würde es thun, wenn er wüßte, was für Verſuchungen ich überwinden müſſen! Es iſt unglaublich, wie ſehr die Leute in der Stadt und am Hofe verderbt ſind.

Man ſieht die Bosheit nur
In prächtigem Gewande,
Schilt Einfalt und Natur,
Hält Frömmigkeit für Schande:
Fein betrügen,
Künſtlich lügen,
Liſtig quälen,
Schlau beſtehlen,
Nur wer das am beſten kann:
Das nur iſt ein groſer Mann!

Röschen. Ey, wenn das ſo zugeht, ſo mag ich nicht in die Stadt, und Töffel iſt mir lieber, als zehn gnädige Herren.

Hannchen. Ja wohl; dein Töffel hat ein ehrliches Herz, wenn er mir gleich vorhin ein bischen hart begegnet iſt, da ich ihm meine Unſchuld vorſtellen, und um ſeine Vorbitte bey Chriſteln bitten wollte.

Röschen. Das iſt ein Schlingel. Nu warte du, ich will dich ſchon kriegen! Drey Tage lang will ich ihm Geſichter machen.

Hannchen. Vergiß ihm immer! Er hat ſich doch bewegen laſſen, einen Brief von mir Chriſteln zu übergeben, und daraus ſehe ich, daß er ein mitleidiges Herz hat. Nur ein ſolches wieder zu finden, iſt ſchon eine Freude. Bey'm Grafen hätt' ich blutige Thränen weinen mögen, und ihn doch nicht erweicht! —

Röschen. Das muß garſt'ges Volk ſeyn!

Hannchen. Und wie er war, ſo waren auch ſeine Bediente vom Groſen bis zum Kleinen.

Röschen. Ja, ja, ja: das kann man ſich einbilden: wie der Herr, ſo der Knecht. — Aber ſage mir nur: die Leute ſprechen, unſer König wäre der frömmſte, liebreichſte Herr von der Welt, er könnte durchaus keine Ungerechtigkeit weder an

Großen noch Kleinen leiden: gleichwohl ſoll der Graf was bey Hofe gelten; je, ich dächte, wenn jener ſo gut, und der ſo böſe wäre, er hätte ihn lange zum Lande hinausgejagt.

Hannchen. Freylich iſt er der beſte Herr von der Welt: aber, wo glaubſt du wohl, daß er alle Menſchen kennen ſoll? Ich weiß gewiß, der Herr Graf, der zu Hauſe die Unſchuld eines armen Mädchens durch alle mögliche Ränke zu verderben ſucht, ſtellt ſich bey'm König, als ob er die Unſchuld ſelber wäre. Du glaubſt nicht, was die Leute heucheln können!

Röschen. Aber, ſage mir nur, wie biſt du denn dem böſen Menſchen in die Hände gefallen?

Hannchen.

Als ich auf meiner Bleiche
Ein Stückchen Garn begoß:
Da kam aus dem Geſträuche
Ein Mädchen athemlos;
Das ſprach: ach, ach! Erbarmen!
Steht meinem Vater bey!
Dort ſchlug ein Fall dem Armen
Das linke Bein entzwey.

Mitleidig ach! verweilte
Ich keinen Augenblick.
Ich lief ihr zu: da eilte

Sie in's Gebüſch zurück:
Kaum war ich drinn, ſo kamen
Zwey Reuter mit dem Schwert,
Ergriffen mich, und nahmen
Mich mit Gewalt auf's Pferd.

Rhöschen. Sollte man's denken! zwey Reuter! das ſind gewiß ein paar Diener vom Grafen geweſen; je nu, ſchrieſt du denn nicht? ich hätte dir ſchreyen wollen ſ ſ ſ

Hannchen.

So ſehr ich ſchrie und weinte,
So ließ man mich nicht los,
Und bracht, eh' ich's vermeynte,
Mich auf des Grafen Schloß;
Von da ward ich bald weiter
(Es war ſchon finſtre Nacht,)
Begleitet durch die Reuter,
Ach! nach der Stadt gebracht!

Rhöschen. Vermuthlich doch in einer Kutſche? denn in der Stadt ſind ja immer viel Leute auf der Gaſſe.

Hannchen. Freylich, mein Kind, in einer Kutſche, die von allen Seiten zugemacht war! — Ich wurde in einen prächtigen Palaſt gebracht, und in ein ſchönes Zimmer.

Hier war der Graf. Mein Schreyen
Half nichts: durch jede Kunſt,
Durch Drohn und Schmeicheleyen
Warb er um meine Gunſt.
Doch ward mein Haß nur gröſer,
Und nun ſperrt er mich ein:
Und dieß gefiel mir beſſer,
Als ſeine Schmeicheleyn.

Röschen. Du armes Hannchen! eingeſperrt hat er dich? — doch nicht bey Waſſer und Brod?

Hannchen. Ja wohl, bey Waſſer und Brod: doch auch Waſſer und Brod ſchmeckten mir beſſer, als ſeine Leckereyen. Zum Glücke wies mir der Himmel dadurch eine Gelegenheit, zu entkommen.

Mein Fenſter gieng in Garten.
Heut' ſtund ich morgens früh,
Die Sonne zu erwarten,
Voll Kummer da, und ſieh!
Das Pförtchen an der Mauer
Stund auf: da fiel mir ein,
Ob gleich mit manchem Schauer,
So gleich mich zu befreyn.

Gedacht und auch geſchehen!
Das Fenſter war nicht hoch:
Und, ſicherer zu gehen,

Nahm

Nahm ich mein Bettchen noch:
Das warf ich ſchnell hinunter,
Ich ſprang, und ſprang nicht tief:
Worauf ich denn ganz munter
Auf, und von dannen lief.

Röschen. Zum Fenſter hinunter? ach, das iſt ja erſchrecklich! nu, dem Himmel ſey Dank, daß es ſo abgegangen!

Hannchen. Auch nicht ein Finger hat mir weh gethan. Das Pförtchen gieng auf's Feld; es war noch ſehr dämmerig, und da man in der Stadt nicht ſo früh, als bey uns, aufſteht, ſo war ich gewiß einige Stunden ſchon entfernet, ehe man mich nur mag vermißt haben.

Röschen. Schön! Schön! Nu, das wird einen Lärmen gegeben haben, wann man die Betten unter dem Fenſter, und das Neſt leer gefunden hat. Aber nun, Hannchen; erzähle nur das alles ſo Chriſteln: er wird dich gleich wieder ſo ſehr als zuvor lieb haben. Ich weiß ja, wie ich's mit Töffeln mache.

Ich habe Töffeln auf mich
So oft ſchon böſe geſehn:
Doch bald beſinnet er ſich,
Laß ich den Brummbär nur gehn.

Dann ſchäckr' ich, ich lache,
Ich kützl' ihn, ich mache
Ein Affengeſicht;
Und hört er noch nicht:
So ſchlag ich tief die Augen nieder,
Ich wein' ein Thränchen, häng' den Kopf;
Gleich weint er mit, der arme Tropf,
Und bittet ab, und liebt mich wieder.

Hannchen. Ja, ja, es iſt auch mit dir noch nicht ſo weit gekommen: doch, ich habe auch deine Mutter von meiner Unſchuld überzeugt, und ich denke doch, daß, wenn ſie und du . . .

Röschen. Stille! ich hör' ein Geräuſche; es wird uns doch niemand behorchen? — ich will doch ein bischen hinſehen. — (Sie geht in die Büſche.)

Hannchen. O! daß mich nur niemand gewahr wird!

Röschen (kömmt voller Freuden gelaufen.) Ach! mein liebſtes Hannchen! — Chriſtel, mein Bruder Chriſtel! — er geht auf dem Fußſteige, der gerade nach unſerm Dörfchen führt! ſoll ich ihn rufen?

Hannchen. O ja! aber ich will mich erſt verſtecken. Ich muß hören, wie er gegen mich geſinnt iſt, und es iſt auch gut wenn du ihm erſt etwas von meiner Unſchuld ſagſt. — (Indem ſie ſich

im

im Buſche zu verſtecken ſucht.) Wie klopft mein armes Herz! Sage ihm ja nicht gleich, daß ich hier bin. Du kannſt dich ſo gar ſtellen, als ob du einiges Mißtrauen gegen mich hätteſt; deſto beſſer höre ich, was er von mir denkt.

Röschen (an der Seite.) Chriſtel! — Chriſtel! — Chriſtel! —

Chriſtel (drauſſen.) Wer ruft mich?

Röschen. Ich, — Röſe, deine Schweſter — hier im Buſche ⸗ ⸗ ⸗

Vierter Auftritt.

Röschen. Chriſtel.

Chriſtel. Je, Röschen, du hier?

Röschen. Und du wieder da, mein lieber Chriſtel? Ach! (Sie umarmt ihn.) — Ich bin ſo froh, ſo froh —

Chriſtel. Und ich ſo traurig, ſo niedergeſchlagen! — Alle Mühe iſt umſonſt!

Mein Hannchen war für mich allein
Auf dieſer Welt geboren!
Doch Hannchen iſt nun nicht mehr mein,
Sie iſt für mich verloren!
Vergnügen oder Pracht,
Zwang oder Tyranney,

Liſt, oder Leichtſinn macht
Mir Hannchen ungetreu!
G'nug; Hannchen war für mich geboren!
Und ach! ſie iſt verloren!

Röschen. Je, ſie wird auch nicht gleich verloren ſeyn! Haſt du denn nicht einmal erfahren, wo ſie ſteckt?

Chriſtel. Ach! das weiß ich: aber was hat mir's geholfen? Erſt lief ich auf des Grafen von Schmetterling Guth: da ſteckte mir ein Gärtnergeſelle, daß der Graf in die Stadt wäre, und ſie vermuthlich auch da ſeyn würde.

Röschen. Und er wird auch wohl Recht gehabt haben?

Chriſtel. Ja, das mag wohl ſeyn! Ich gieng zwey ganzer Tage um's Haus herum, und ſah' und hörte nichts: aber man hatte mich herumſchleichen ſehen, man hatte mich ſchmählen und ſeufzen hören! Es währte nicht lange, ſo ließ mir der Graf ſagen, ich ſollte mich zur Stadt hinauspacken, ſonſt ließ er mich zu Tode prügeln, oder in ein Loch werfen, in dem ich des Tages Licht nicht wieder ſollte zu ſehn kriegen.

Röschen. Ah, wenn wir doch auch einmal den Grafen in die Kloppe kriegten! ich wollte ihn ⸗ ⸗ ⸗

Chriſtel. Ich wollte alſo gerade zum Könige gehen, ihm einen Fußfall thun, und ihm meine Noth klagen.

Röschen. Nu?

Chriſtel. Ich kam an's Schloßthor, und wollte hinein. Die Wache fragte: Wohin? — „zum Könige, ſagte ich.“ — Da lachte man mich aus. Ich ſagte, ich müßte durchaus mit ihm reden und man drohte mir mit Flintenkolben. Ich fragte nach dem Officier, weil man doch immer denkt, die Vornehmen ſind höflicher: aber er gab mir ein paar Stockſchläge, that zehn ſchreckliche Flüche, und redte von Ausprügeln und von Aufhängen.

Röschen. Hör' auf, lieber Chriſtel! das Herz im Leibe thut mir weh! Pfuy über das häßliche Stadtgeſindel!

Chriſtel. Und doch hätte mich in der Welt nichts abgehalten: ich hätte den König ſehen und ſprechen müſſen, und hätte ich ihm auf der Gaſſe aufpaſſen ſollen; aber ach! ein Brief — — ein Brief von Hannchen — —

Röschen. Wie? haſt du ſchon einen Brief von Hannchen?

Chriſtel. Ja wohl! einen Brief, worinnen mir die Treuloſe ſagt, daß ſie mich nicht mehr liebt.

Röschen.

Röschen. Dich nicht mehr liebt? Ach geh doch, Chriſtel! Du ſpaſſeſt!

Chriſtel (lebhaft.) Nein, nein, nein, nein, ſag' ich dir: Sie hat mir geſchrieben, daß ſie mich nicht mehr liebt: — — Ach! Hannchen — Hannchen liebt mich nicht mehr? denke nur!

Wie ſchön war ſie!
So ſchön kann nie
Die Flur im Lenze prangen;
Wie Roſen ſchien
Ihr Mund zu blühn,
Wie Pfirſchen ihre Wangen:

Wie Schlehen war
Ihr Aug' und Haar,
Ihr Hals weiß, wie Kaninchen:
Sie war ſo zahm,
Als wie ein Lamm,
Und fleiſſig, wie ein Bienchen.

Sie war dabey
Gefällig, treu,
Mild, wie die reifſte Traube;
Rein, wie der Schnee,
Schnell, wie ein Reh,
Und zärtlich, wie die Taube.

Und ach! dieſe liebt mich nicht mehr!

Röschen. Ich kann dir nicht glauben, Chriſtel; ſie liebt dich gewiß noch.

Chriſtel (auſſer ſich.) Nein, nein, ſag' ich dir ⸗ ⸗ ⸗ aber ich vermehre nur meinen Schmerz, wenn ich von ihr rede. Ich will ſie auf ewig vergeſſen; nichts mehr von ihr wiſſen, von ihr hören, ſie nicht mehr ſehen, und wenn ſie gleich ⸗ ⸗ ⸗

Röschen. Ey! wie gut! daß ſie gegangen iſt! ſie war eben hier.

Chriſtel (mit vieler Lebhaftigkeit.) Sie war hier? Sie war hier? Hannchen war hier?

Röschen. Ja, ja, was ich dir ſage. Sie war hier, erzählte mir ihr Unglück, ſagte, ſie wäre unſchuldig, liebte dich noch, könnte es beweiſen: und hat ſo gar Töffeln einen Brief für dich gegeben.

Chriſtel. Geſchwind! wo iſt Töffel? geſchwind! —

(Er will fort.)

Röschen. Warte doch, Chriſtel! ich habe den Brief Töffeln abgenommen —

Chriſtel. Nu, wo haſt du ihn? geſchwind her! geſchwind!

Röschen. Je nu, da iſt er. — Aber Chriſtel! da du von ihr nichts mehr hören und ſehen willſt, und ich gewiß glaube, daß ſie uns nur ſo etwas weiß machen will, ſo dächte ich ⸗ ⸗ ⸗

Chriſtel.

Chriſtel (reißt ihr ihn aus der Hand.) Nur her! nur her! — Ich glaube dir's wohl, aber = = = ich ſoll und muß ihn leſen:

(Er lieſt ihn mit bebender Stimme und zitternden Händen.)

Montags früh vor Tage.

„„ Glaube es ja nicht, mein lieber Chriſtel, wenn du etwa den ſchändlichen Brief erhältſt, den ich dir habe ſchreiben müſſen. Der Kammerdiener des Grafen hat mich darzu gezwungen. Er ſagte, du wärſt in der Stadt, und es ſollte dir entſetzlich ergehen, wo ich dir nicht ſchriebe. Hingegen verſprach er mir Freyheit, wenn ich ihm folgte. Darauf allein entſchloß ich mich: denn ich denke, wenn ich mehr Freyheit habe, ſo kann ich mich vielleicht durch die Flucht retten. Ich ſcheue keine Gefahr, und wollte lieber ſterben, als dich nicht mehr lieben. Ich ſchreibe dir, ohne zu wiſſen, wie ich dir den Brief überſchicken ſoll. Vielleicht zeigt mir der Himmel einen Weg. Ich liebe dich, wie allezeit, und werde auch keinen andern lieben = = = Aber ich ſehe das Pförtchen im Garten offen — mein Fenſter iſt ſo gar hoch nicht — es ſey gewagt!“ —

Ach, Himmel! Hannchen zum Fenſter hinunter? — o wenn ſie ſich nur nicht Schaden gethan hat! —

Röschen.

Röschen. Je, ich habe ſie ja geſehen, und mit ihr geredt!

Chriſtel. Wo denn? wo ſuch' ich ſie denn? Wo find' ich ſie denn?

Röschen. Du wirſt nicht = = = die Worte klingen gar fein, aber wenn nun der Herr Graf an dem Briefe geholfen hätte?

Chriſtel. Wie? was ſagſt du? nimmermehr. Warum wäre ſie denn hier?

Röschen. Ja, Töffel ſagte: der Graf könnte ſie auch wohl gar wieder nach ihrem Dörfchen zurücke geſchickt haben: und nun da ſie ſähe = = =

Chriſtel. Böſes, häßliches Mädchen! ich bin dir gram, ſo gram = = =

Röschen. Je, nun ſiehſt du? Vier ganzer Wochen iſt ſie doch bey'm Grafen geweſen. Wie? wenn ſie nun = = =

Chriſtel. Ich ſchlage dich noch: — (Er ſinnt nach.) gleichwohl = = = Ach! liebe Schweſter! Nein, ſage mir, daß ſie unſchuldig iſt! — Nein, nimmermehr kann Hannchen eine ſolche Treuloſigkeit = = =

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hannchen (kömmt hervor, und fällt Chriſteln um den Hals.)

Hannchen. Nein, nimmermehr, mein Chriſtel, nimmermehr! und wenn ich hätte ſterben ſollen.

Ich habe meinen Chriſtel wieder!
Ich habe dich, ich halte dich,
Und nie geb' ich dich wieder:
O wie beglückt bin ich!
Mein Buſen ſchlägt,
Von Luſt bewegt,
Mir zittern vor Freude die Glieder.
N. A.

Aber — was fehlt dir, lieber Chriſtel? — ich glaube gar, du weinſt?

Chriſtel. Ich weine vor — vor Freude — vor — Angſt — wenn gleichwohl ⸗ ⸗ ⸗ vier ganzer Wochen — bey einem groſen, reichen und ſchönen Herrn —

Du warſt zwar ſonſt ein gutes Kind,
Du liebteſt mich, ich dich:
Doch auch die beſten Mädchen ſind
Gar oft veränderlich.
Ein ſchönes Kleid, ein glattes Wort
Kann leicht ihr Herz verderben:

Biſt

Biſt du auch ſo, ſo laß mich fort,
So laß mich gehn und — ſterben.

Hannchen (betrübt.) Wer wird denn vom Sterben reden.

Röschen. Pfuy doch, Chriſtel, das arme Hannchen! nein, ich wette drauf, ſie hat dich ſtets lieb gehabt, ſie hat dich noch lieb, und wird dich immer lieb haben.

Die den Bruder Chriſtel liebt,
Die liebt keinen andern:
Die ihr Herzchen Töffeln giebt:
Wird nicht weiter wandern!
Nichts verändert die Natur:
Gut bleibt gut, und böſe, böſe.
Hannchen liebte Chriſteln nur,
Töffeln liebte Röſe.

Hannchen. Ja wohl, mein lieber Chriſtel! Wenn man dich liebt, ſo kann man keinen andern lieben. Das Vergnügen ‥ aber warum ſiehſt du weg?

Chriſtel. Ach mein liebes Mädchen! Wenn ich dich anſehe: ſo glaube ich, daß du noch unſchuldig biſt! Aber wenn ich denke: vier Wochen lang — — ein ſo hübſches Mädchen — ganz allein — bey einem vornehmen, vornehmen Herrn — der ſie liebt — ihr vermuthlich alles angeboten — o Hannchen! Hannchen!

Hannchen. Ach guter Chriſtel! und wenn es vier Jahre geweſen wären! Mein Herz hätte dir weder Zeit, noch Ort, noch Glück, noch Stand entreiſſen können.

Röschen. Ja, du kannſt ihr glauben. Sie hat mir alles, alles erzählt, wie es ihr gegangen iſt: ſie ſoll dir's auch erzählen. — Ich weiß nicht, Bruder, was du für ein Narr biſt? her die Hand!

Chriſtel. Alſo biſt du mir nicht untreu geworden? — O mein Hannchen, mein allerliebſtes Hannchen! (Er fällt ihr um den Hals.)

Chriſtel.

Ich ſterbe faſt vor Freuden,
Dich nach ſo vielen Leiden
Mir noch getreu zu ſehn.

Hannchen.

Ich ſterbe faſt vor Freuden,
Dich nach ſo vielen Leiden
So zärtlich noch zu ſehn!

Röschen.

Und ſterb' ich nicht vor Freuden,
So kann ich es doch leiden,
Euch ſo beglückt zu ſehn!

Chriſtel.

Chriſtel.
Nach überſtandnen Schmerzen
Iſt einem treuen Herzen
Die Liebe doppelt ſchön!

Hannchen.
Nach überſtandnen Schmerzen
Iſt einem treuen Herzen
Die Liebe zehnfach ſchön!

Röschen.
Nein! ſchwatzt mir nicht von Schmerzen!
Auch unter ſchlauen Scherzen
Bleibt noch die Liebe ſchön!

Chriſtel.
Du, Hannchen, biſt mein
Und Chriſtel iſt dein!

Hannchen.
Chriſtel iſt mein,
Und Hannchen iſt dein!

Röschen.
Töffel iſt mein
Und Röschen iſt ſein!

Alle. Kann ich mehr begehren?
Unter Glück und Schmerz,
Unter Leid und Scherz,

Tag und Nacht
Soll die Macht
Unſrer Liebe währen.

Röschen. Stille! ich muß fort. Ich werd's recht von der Mutter kriegen, daß ich ſo ſpät komme. Wollt ihr mit?

Chriſtel. Nein, geh' du immer! — ſage der Mutter ja noch nicht, daß ich hier bin. Ich will itzt mit zu Hannchen gehn, und Hannchen auf den Abend mit bringen. (Röschen geht ab.)

Sechster Auftritt.

Chriſtel. Hannchen.

Chriſtel. Nun, mein liebes Hannchen, wir ſind nun ausgeſöhnt. — Vergiebſt du mir aber, daß ich dich im Verdacht gehabt habe?

Hannchen. Von ganzem Herzen, mein lieber Chriſtel. Aller Anſchein iſt wider mich, und es hat auch nicht dran gefehlet . . .

Chriſtel. (lebhaft.) An was? An was?

Hannchen. Daß der Graf nicht alles angewandt, mich zu verführen.

Der Graf bot ſeine Schätze mir,
Von Gold und Edelſteinen:
Allein, ich dankte ſchön dafür,

Und

Und fieng, fieng an zu weinen.
Ich mag nicht Schätze, ſprach ich, nein!
Ich kann die Ihrige nicht ſeyn:
Mein Herz iſt nicht mehr mein.

Chriſtel. O du gutes Hannchen!

Hannchen.

Da warf der Graf voll ſchlauer Kunſt
Sich auf die Kniee nieder,
Und bat um meine Gegengunſt;
Allein ich bat ihn wieder:
Ach gnäd'ger Herr! Sie ſpotten mein!
Ach gnäd'ger Herr! das iſt nicht fein!
Mein Herz iſt nicht mehr mein.

Chriſtel. O du goldnes Hannchen!

Hannchen.

Nun ſah der Graf, dieß half ihm nicht;
Da fieng er an zu ſchmählen:
Und drohte mir in's Angeſicht,
Mich Tag und Nacht zu quälen:
Ich ſprach: ich will, ſo ſehr Sie dräu'n,
Doch lieber todt, als untreu ſeyn:
Mein Herz iſt nicht mehr mein.

Chriſtel. O du armes Hannchen! es bricht mir's Herz im Leibe. Aber, wie gieng's denn weiter?

Hannchen. Da der Hof beynahe täglich eine kleine Reiſe auf dieß oder jenes Luſtſchloß that, ſo mußte er immer fort, wann er am erſten mit mir fertig zu werden glaubte. Er übergab mich endlich einer alten böſen Aufſeherin und einem gottloſen Kammerdiener, die mich, wie er ſagte, zur Raiſon bringen ſollten, und dieſe ſperrten mich ein.

Chriſtel. Ach! du armes Kind!

Hannchen. Nein; ein Glück für mich! denn dadurch hatte ich Gelegenheit, alleine zu ſeyn, und endlich zu entſpringen ꞉ ꞉ ꞉ aber lieber Chriſtel! es wird ganz finſter! — — das Gewitter kömmt herauf — — (Es donnert.)

Siehſt du, wie jene Wolken ziehn?
Der Donner brauſt: auf, laß uns fliehn!

Chriſtel.

Er brauſe! was fürcht' ich der Donner Getümmel!
Wo du biſt, da lächelt ein heiterer Himmel!

Hannchen.

O weh! der Tag verbirgt ſein Licht!

Chriſtel.

Mir ſtrahlt dein glänzend Angeſicht.

Hannchen.

Die Eichen! — ſie ſchwanken, von Winden erſchüttert!

Chriſtel.

Chriſtel.

So hat auch für Hannchen mein Herze gezittert.

Hannchen.

Doch iſt es nun von Stürmen frey?

Chriſtel.

Ja, denn du warſt und bleibſt mir treu.

Beide.

So mag es denn ſtürmen und donnern und blitzen!
Uns wird die gefällige Liebe beſchützen!

Hannchen. Doch ſtille! — — hörſt du nicht außer dem Donner das Geräuſche von Menſchen, das Gebelle der Hunde, das Wiehern der Pferde?

Chriſtel. Ja, es klingt, wie eine Jagd.

Hannchen. Dieß wird's auch ſeyn; denn, wie ich höre, jagt heute der Hof in dieſem Walde.

Chriſtel. Der Hof? o ſo laß uns fliehen! Menſchen Zorn iſt oft gefährlicher, als der Zorn des Himmels! da iſt der Graf, unſer Feind, gewiß dabey.

(Sie eilen davon. Die Muſik, die das Geräuſch des Gewitters nachmacht, kann hier ein Weilchen gehen, und ſich endlich nach und nach verlieren.)

Siebenter Auftritt.

Der König (allein, er tappt im Finſtern umher.)

Wo bin ich? oder wo ſoll ich zu? — beynahe laufe ich ſchon zwo Stunden umher, ohne einen Ausgang zu finden — ich muß ſehen … aber es iſt ſo finſter — — (Greift auf dem Boden umher.) das iſt kein gebahnter Weg! — warlich, mitten im Holze! — — meine eigne Schuld! es verlohnt ſich der Mühe, daß ich mich meine Jagdluſt ſo weit habe verführen laſſen. Um eines Hirſches willen!

Was ſind die Menſchen nicht für Thoren?
Nicht Einer bleibt von Schwachheit frey.
Er ſey Fürſt oder Knecht, reich oder arm geboren,
Er liebt der Sinnen Sklaverey.
Gefahren macht er ſich zur Freude,
Vergißt im Taumel Recht und Pflicht:
Ob er, und ob ein andrer leide,
Dieß rührt ihn nicht!

Nur das thut mir weh, daß meine armen Leute meinetwegen in tauſend Aengſten ſeyn werden! — Was zu thun? — das Unglück, ſich verirrt zu haben, iſt endlich ſo groß nicht — Ah! bin ich doch ſo müde! — — ich will mich nur ein wenig niederſetzen —

(Er

(Er ſetzt ſich an Fuß eines Baumes.) In der That! hier ſitzt ſich's nicht übel! — Jtzt darf ich mich nicht mehr wundern, warum der fleißige Arme auf ſeinem harten Lager ſüßer ſchläft, als wir auf unſern Schwanenbetten. — Arbeit, Arbeit und Sorgloſigkeit! — Es braucht nicht viel, daß ich hier ſanft einſchlummre. — (Er legt ſich einen Augenblick.) Mich kränket nur der ehrliche Treuwerth! — der hat ſich gewiß auch verloren. Schon zehnmal hat er mir bewieſen, daß das Jagen nichts weniger, als eine königliche Luſt ſeyn ſollte. — Er hat Recht. Nun, er wird mir eine ſchöne Predigt halten! er hat Recht, er hat Recht! Die Wahrheit aus dem Munde eines tugendhaften Mannes, ſo hart ſie auch klingt, iſt doch tauſendmal mehr werth, als alle Schmeicheleyen eines ganzen Hofes — — Wenn ich ein wenig ſchlafen könnte, das wäre ſo übel nicht! Vielleicht gewönne ich wieder ſo viel Kräfte, meinen Weg weiter aufzuſuchen. Laß ſehen! —

(Er legt ſich einige Augenblicke nieder, es geſchieht ein Schuß. Der König ſpringt auf, und zieht ſeinen Degen.)

Achter Auftritt.

Der König. Ein paar Wilddiebe, (der eine kömmt von der einen, der zweyte von der andern Seite.)

Der erſte. Haſt du getroffen?

Der zweyte. Es war ein Reh, und muß hier wo liegen.

Der König (beyſeite.) Huy, ein paar Wilddiebe!

Der erſte, (der das letzte gehöret.) Was? Wilddiebe? du magſt ſelber einer ſeyn.

Der zweyte. Träumſt du? ich hätte von Wilddieben geredt?

Der erſte. Wenn du's nicht warſt, ſo war's ſonſt jemand.

Der zweyte. Stille! ich höre was! — Hier iſt nicht gut ſeyn!

Der erſte. Schade für's Reh! Es könnte uns garſtig bekommen.

(Sie machen ſich aus dem Staube.)

Der König. Meine Herren! Meine Herren! — Sie ſind fort. — Ich hätte ihnen doch gern zehn Rehe ſchenken wollen, wenn ſie mir nur fortgeholfen hätten = = = Ha, eine Laterne! — —

Neunter Auftritt.

Der König. Michel, (mit der Laterne und einer Piſtole in der Hand.)

Michel. Huy! hier muß der Schelm ſeyn, der itzt ſchoß. — Wer da?

Der König. Ich.

Michel. Was für ein Ich?

Der König. Ich, ſag' ich!

Michel. Ich, ich? Ihr heißt doch nicht vermuthlich Ich? — Woher? Wohin? oder, wer ſeyd Ihr?

Der König. Ich? — ich bin — (Er knöpft ſich zu, damit man den Orden nicht gewahr wird.) — Ich bin ſ ſ ſ

Michel. Ein Schelm; nicht wahr? — Ich frage noch einmal, wer ſeyd Ihr?

(Er faßt ihn beym Arme)

Der König (lacht.) Wenigſtens kein Schelm, mein Freund.

Michel. Und wenigſtens wird auch nicht viel fehlen: denn ſonſt antwortetet Ihr, wie ich frage. — Wer hat hier geſchoſſen?

Der König. Ich nicht, bey meiner Ehre!

Michel. Eure Ehre wird nicht weit her ſeyn. Vermuthlich reicht ſie ſo weit, daß Ihr dabey lügen könnt!

Der König. Ich? lügen? — (beyſeite.) die Sprache habe ich doch noch niemals gehört. — (Laut.) Ich lüge nicht: aber ſ ſ ſ

Michel. Aber, aber, aber, ich ſehe auch nicht, warum

warum ich euch eben glauben ſoll. — — Wie heißt Ihr?

Der König. (lachend.) Wie ich heiße? —

Michel. Ja, euer Name —

Der König. Mein Name?

Michel. Ja doch, euer Name, euer Name. Verſteht Ihr denn kein Deutſch, oder habt Ihr keinen Namen? — Woher ſeyd Ihr? was macht Ihr hier? Heraus mit der Sprache!

Der König. Das ſind Fragen . . .

Michel. Ja, Fragen, auf die Ihr nicht wißt, was Ihr antworten ſollt! Wenn Ihr ein ehrlicher Kerl wäret, ſo würdet Ihr euch nicht, wie ein Wurm krümmen. Braucht's denn ſo viel Mühe, Hanns oder Niklas zu ſagen?

Der König (lachend.) Ich heiße weder Hanns noch Niklas.

Michel. Alſo weiß ich ſchon, wie Ihr heißt. Fort, zum Oberförſter!

Der König. Sagt mir, wer giebt euch die Macht, oder das Recht . . .

Michel. Wer's uns giebt? wir, wir ſelber, ſo viel unſer hier Bauern ſind. Wir machen uns eine Freude draus, für das Vergnügen unſers Herrn zu ſorgen. Und ſeht Ihr's, er bezahlt uns dafür nicht; aber aus Pflicht, aus Liebe für ihn würden wir wohl noch was anders für einen ſo guten Herrn thun, daß Ihr's nur wißt. — Wollt Ihr noch mehr wiſſen?

Der König. (bey Seite, in einem gerührten Tone) Mich ſo nennen zu hören? Wahrlich ein Vergnügen, das ich noch nie zu empfinden das Glück gehabt habe.

Michel. Nu, was murmelt Ihr hier in Bart? — Fort, fort, mir nach, zum Oberförſter!

Der König. (in einem ſcherzhaften Tone.) Gut! ich bitte mir aber vorher aus, mich zu hören. — Wollt Ihr mir die Gnade erweiſen?

Michel (auch ſcherzhaft.) Das iſt mehr, als Ihr mir zu verdienen ſcheint. Aber es ſey! laßt doch hören!

Der König. (immer ſcherzhaft.) Ich nehme mir alſo die Freyheit, euch unterthänigſt zu verſichern, daß ich die Ehre habe, zu des Königs Gefolge zu gehören. Und ob ich gleich einer ſeiner geringſten Bedienten bin, ſo werde ich doch ſo wenig, als ein andrer, etwas zu ſeinem Nachtheile geſchehen laſſen.

Michel. Schlimm genug! wenn Ihr einer von ſeinen Bedienten ſeyd, daß Ihr unſern guten König im Stiche laſſet. Iſt das Recht? Heh?

Der

Der König. Ja, mein lieber Freund, wenn ich nicht mit dem Pferde geſtürzet wäre, und das arme Thier ein Bein gebrochen hätte.

Michel. Je, zum Henker! ſo ſolltet Ihr ihm zu Fuße nachlaufen. Der Himmel ſey euch gnädig, wenn ihm was begegnet iſt! Ihr ſollt mir gewiß dafür ſtehen : : Aber hört nur! es kömmt mir das Ding nicht ſo ganz recht vor. Iſt's auch wahr?

Der König. Sicher! Ich ſtehe euch dafür, ich lüge nicht.

Michel. Hahaha, er lügt nicht! Je ja doch, wer's auch glaubte! Er lebt am Hofe, und ſoll nicht lügen! Schon das iſt eine Lügen.

Der König. Nu, nu, mein Herr Ungläubig! Gebt mir nur heute ein Nachtquartier bey euch, und Ihr ſollt ſehen, daß ich die Wahrheit ſage. Hier habt Ihr indeſſen ein paar Dukaten, und morgen verſpreche ich euch mein Nachtlager über eure Erwartung zu bezahlen.

Michel. Nu ſeh' ich wohl, daß Ihr Recht habt. Ja ja, Ihr müßt freylich wohl vom Hofe ſeyn. Das Kleine gebt Ihr, das Große verſprecht Ihr?

Der König. (bey Seite.) Der Kerl hat Verſtand.

Michel. Nu, aber hört nur: ich bin nicht vom Hofe. Ich heiße Michel Ehrlich, oder Michel ſchlecht

weg,

weg, je kürzer, deſto beſſer. Ich bin ein Bauer, habe zu leben, und frage viel nach eurem Gelde.

Der König. Du ſcheinſt mir ein luſtiger Burſche; ich hätte wohl Luſt, mit dir genauer bekannt zu werden.

Michel. H—m! du ſcheinſt mir! — — mit dir — Ihr macht euch ziemlich gemein, mein Herr geringſter Bedienter des Königs? Hört nur, vielleicht bin ich ſo viel werth als Ihr! das ſag' ich euch, das Dutzen ſteht mir nicht an.

Der König (ſcherzhaft.) Ah! ich bitte tauſendmal um Vergebung, mein Herr. Verzeihen Sie= =

Michel. Nu nu nu nu; keine Speranzien! Ich bin nicht hochmüthig, das müßt Ihr wiſſen. Aber ich mache mich mit keinem Menſchen gemein, eh' ich weiß, ob er's auch verdient.

Der König. (ſehr liebreich.) Deſto beſſer! ſo gefallt Ihr mir, Michel. Ich ſehe im Voraus, wir werden noch die beſten Freunde werden, und uns wenigſtens mit der Zeit dutzen.

Michel (klopft ihm auf die Achſel.) Ja, wenn wir einander näher kennen, da kann Rath werden.

Der König. Das denke ich auch: aber itzt thut mir den Gefallen, und zeigt mir den Weg aus dem Walde.

Michel. Von Herzen gerne. Weil Ihr ſo hübſch höflich ſeyd, ſo ſollt Ihr auch ſehen, daß ich gut bin. Kommt mit mir nach Hauſe! Ihr werdet da meine Marthe finden: es iſt euch noch ein flinkes Weib, und meine Tochter Röſe, ein junges artiges Ding.

Der König. Röschen iſt jung und artig? Bravo, mein lieber Michel!

Michel. Zum Henker; wie er gleich ſpannt! — Ihr möget mir wohl ein feiner Zeiſig ſeyn!

Der König. (luſtig.) Warum? ich liebe alles, was artig iſt.

Was noch jung und artig iſt,
Lebhaft ſcherzt und feurig küßt:
Das gefällt uns allen.
Sollt' ich jung und lebhaft ſeyn,
Und nur mir, mir ſollt' allein
Jung und artig nicht gefallen?

Keiner von uns lebte hier,
Liebten vormals nicht, wie wir,
Unſre guten Alten:
Dieſen löblichen Gebrauch

Wer-

Werden unſre Kinder auch
Wie die weiſen Väter halten!

Michel. Nu, nu, daß Ihr nur nicht bey mir Schulmeiſter werdet, das wollt' ich mir ausbitten. Eſſen will ich euch den Abend geben: eine Suppe, einen warmen Schinken, und was das Haus vermag.

Der König (ſcherzhaft.) Aber kein Bette? Es verſteht ſich, daß mir Röschen ihres nicht räumen ſoll!

Michel. Sorget nicht, Schwager! Ich will euch ſchon auf dem Oberboden eine gute Streue zurechte machen. Aber aus gewiſſen Urſachen wollt' ich eben nicht, daß Ihr Röſen zu nahe ſchlieft. Kömmt mein Chriſtel nicht nach Hauſe; gut, ſo könnte zu ſeinem Bette Rath werden. Aber kömmt er: ſo verſteht Ihr mich wohl; er iſt mein Kind, und den kann ich nicht auf der Erde ſchlafen laſſen.

Der König (ſcherzhaft und liebreich.) Recht, Michel. Es ſollte mir leid thun, wenn ich jemanden vertriebe. Ihr ſeyd ein guter Vater, und das freuet mich.

Michel. Der arme Schelm wird noch dazu ganz müde ſeyn. — Nu, ſo kommt? — Seyd Ihr ſehr hungrig?

Der König. O erſchrecklich!

Michel. Gut; ſo wird's euch auch nicht am Durſte fehlen.

Der König. Das verſteht ſich: wer den ganzen Tag in der Hitze gejagt hat, muß wohl durſten.

Michel. Deſto beſſer. Hört nur, ich habe noch ein Fäßchen Wein von meinem Berge: die Weinſchenken in der Stadt hätten ihn längſt gern gehabt, und Rheinwein draus gebraut, wenn er mir nur feil geweſen wäre. Ich weiß wohl, daß wir Bauern keinen trinken ſollen; ich bin aber kein Narr. So lange ich noch ſo viel habe, meine Steuern und Gaben zu geben, ſo hebe ich das bischen auf, das ich erbaue. Man muß doch auch für ſeine Arbeit nicht alle Tage Koſent trinken! — Nu ſeht Ihr's? der ſoll heute unſerm guten Herrn zu Ehren angeſtochen werden, weil Ihr ſagt, daß Ihr ihm zugehört.

Der König. Vortrefflich; Ihr ſollt ſehen, wie viel ich auf ſeine Geſundheit Gläſer ausleeren will!

Michel. Ja, Ihr ſeyd mein Mann! — Kommt! Ich ſehe wohl, Ihr habt Recht: wir werden bald einander duzen.

Michel.

Wer unſern lieben König liebt,
Der iſt ein Mann, ein braver Mann!

Was mir ein kleines Glücke giebt,
Biet' ich mit Luſt ihm an!

Der König.

Wer ſeinen Herrn ſo redlich liebt,
Der iſt ein Mann, ein braver Mann:
Mehr Luſt, als hundert Schmeichler giebt
Ein ſolcher Unterthan!

Michel.

So kommt! dem beſten König zu Ehren,
Geb' ich mein Fäßchen alten Wein:
Da wollen wir die Gläſer leeren,
Und Brüder und Gevattern ſeyn.

Der König.

Ich komm', dem beſten Wirthe zu Ehren,
Trink' ich, und Röschen ſchenkt uns ein:
Der König ſoll mir's ſelbſt nicht wehren:
Denn nie trank er ſo guten Wein.

(Michel nimmt den König beym Arme, und führet ihn vertraulich fort.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Das Theater ſtellt das Innre eines Bauernhauſes vor. Man ſieht im Hintergrunde eine lange Tafel zur Mahlzeit auf die Art und mit ſolchem Hausgeräthe gedeckt, wie bey Bauern gewöhnlich iſt. Vorne ſtehen zwey Bänkchen, und bey dem einen ein Spinnrad: auf der andern liegt eine Garnwinde: an einer Seite lehnt ein Sack Korn, auf dem der Name Michel gemalt iſt.

Erſter Auftritt.

Röschen. Marthe (macht noch den Tiſch zurechte.)

Röschen (ſitzt am Spinnrade.)

Mein, lobt mir doch nur nicht die Nacht!
Ich halt es mit dem Tage.
Wenn auch der Tag viel Arbeit macht,
So macht er nicht die Plage.

Am Tage brauſt kein wütend Heer,
Und die Geſpenſter fliehen:
Kein Alp, kein Rübezahl ſpückt mehr,
Und keine Drachen ziehen.

Kein Irrwiſch tanzt, kein ſchwarzer Mann
Kneipt uns mit rauchen Tatzen:

Und keine Hexen ſchrey'n uns an
In Form der ſchwarzen Katzen.

Das wird nun freylich anders ſeyn,
Nimmt Töffel mich zum Weibe:
Da bleib' ich nicht des Nacht's allein,
Und er hat Herz im Leibe.

Dann drohe Hex' und ſchwarzer Mann,
Ich denk': Ey, droht euch müde!
Und ſchmiege mich an Töffeln an,
Und ſchlaf — ich ſchlaf — im Friede!

(Während dieſes Liedes nickt Röſe immer, und die Mutter ruft ſie auf: am Ende des Liedes ſchläft ſie gar ein, und iſt in Gefahr, vom Stuhle zu fallen.

Marthe. Je Röſe — Röſe! — — Du fällſt vom Stuhle — Biſt du nicht ein Mädchen! das nickt, und ſchläft, ſo bald ſich's nur an's Spinnrad ſetzt.

Röschen. Ich weiß auch nicht, wo der Vater bleibt! Es iſt ſtockfinſtre Nacht, und itzt werden ſie doch nicht mehr jagen.

Marthe. Freylich könnte er nun wohl wieder zu Hauſe ſeyn. Aber : : : geh her, ſetze die Bänke, daß du munter wirſt.

Röschen. Wie viel ſind denn unſer? (Sie fängt

an

an zu zählen.) Ich eins, der Vater zwey. Ihr dreye, Töffel ſ ſ ſ

Marthe. Töffel, Töffel, den wird der Vater nicht mitbringen.

Röschen. Wenn er ihn nicht mitbringt, ſo wird er ſchon von ſich ſelber kommen. Er hat mir noch keine gute Nacht gewünſcht, und das muß er thun, wenn ich gut ſchlafen ſoll!

Marthe. O ja, ich hab's gleich geſehn, daß du nicht ohne Töffels gute Nacht ſchlafen kannſt.

Röschen. Nu, ſchmält nur nicht, Mutter! ich ſchlafe ja nicht mehr ſ ſ ſ Ich eins, der Vater zweye, die Mutter dreye; Töffel ſ ſ ſ

Marthe. Je daß dich, Töffel! ich habe dir ja geſagt ſ ſ ſ

Röschen. Da macht Ihr mich nun gleich wieder irre. Chriſtel ſ ſ ſ

Marthe. Ich glaube, Mädchen, du redſt im Schlafe. Chriſtel wird auch gleich in ſtockfinſtrer Nacht zurücke kommen.

Röschen. Und was redt Ihr nu? Chriſtel iſt ja ſ ſ ſ (Sie beſinnt ſich.) ich hätte bald was geſagt ſ — Je, ſie mögen ſich die Stühle ſelber holen, wenn ſie kommen: ich kann nicht noch einmal zählen.

Marthe. Nu, ſo ſieh, was ſonſt noch fehlt!

Röschen. Es fehlt nichts mehr, Mutter: der Vater kann kommen, wenn er will.

Marthe (ſieht ſich ſ[illegible] noch um.) Gut ſo, Röſe! Nu, ſo ſetze dich wieder an's Spinnrad. Du kannſt vollends deinen Rocken abſpinnen . . . Lange mir dort die Weiſe zu — man muß niemals die Hände in Schooß legen, wenn man eine gute Hausmutter werden will.

Röschen. Je nu ja, wer's nur ſchon wäre. — Aber Mutter, Ihr müßt mir auch was erzählen: ſonſt ſchlafe ich gleich wieder ein.

Marthe. Immer erzählen, erzählen! Was ſoll ich dir denn erzählen?

Röschen. Je nu, zum Exempel von Geſpenſtern. Ich möchte nur wundershalber wiſſen, wie's zugienge. Ich wäre des Todes, wenn ich ein Geſpenſt ſehen ſollte, und höre doch vor mein Leben gerne von Geſpenſtern erzählen. — — Nu, Mutter, macht, erzählt! — hört Ihr's, Mutter?

Marthe. Ich muß nur, daß du munter bleibſt. — Nu, ich will dir was von einem Geſpenſte erzählen, das Michel, dein Vater, ſelber geſehen hat.

Röschen. Mein Vater hat ein's geſehen? mein Vater?

Marthe. Ja, dein Vater; mit eignen Augen hat er's geſehen. Den Abend, da Michels Vater begraben wurde, hatte ſich Michel kaum in's Bette gelegt, ſo gieng ſeine Kammerthüre auf, klirr! — In dem Augenblicke hörte er den Geiſt mit großen Schritten auf ſein Bette loskommen. Es ſchleppte große Ketten hinter ſich her = = =

Röschen. (zitternd.) Große Ketten! ach wie ſchlägt mir das Herz! große Ketten?

Marthe. Ja, große Ketten, womit es einen erſchrecklichen Lärmen machte. Darnach = = = du weißt unſer Bette mit den alten blauen Vorhängen — die zog der Geiſt auf. Ritz, ratz, ritz, ratz.

Röschen. (die noch mehr zittert.) Ach! Ach! ich bin des Todes! o wenn einmal ein Geſpenſte ſo zu mir in's Bette guckte. Aber Mutter, weil doch der Vater einen Geiſt geſehen hat, wie ſah er denn aus?

Marthe. Je, daß dein Vater nicht ein Narr geweſen wäre, und ihn angeſehen hätte. Nein, er ſteckte den Kopf brav tief unter's Deckbette: aber ſo viel hörte er ganz deutlich brummen:

Ich bin dein Vater, und bin todt.
Doch hör! ich buck das Weihnachtsbrod,

Das ich dem Küſter zinſen muß,
Stets viel zu klein, und that ihm alles
zum Verdruß.
Was ich ihm nahm, leg du ihm zu,
Sonſt hab' ich nicht im Grabe Ruh.
Gieb für die Leich' ihm die Gebühr
Gedoppelt, gieb ſie ihm! ſonſt komme ſtracks
mit mir.

Röschen (zittert und bebt.) Ach! mein ganzes Geblüte ſtarrt mir in Adern! o wie muß ſich mein armer Vater gefürchtet haben! ꞉ ꞉ ꞉ (Es wird geklopft.) Ach, ein Geiſt! ein Geiſt!

Marthe (zittert ebenfalls.) Nein, nein, Röſe, es klopft jemand, geh' nur, und mach' auf!

Röschen (halb todt vor Furcht.) Ich kann nicht! — — Mutter! geht Ihr — — Ihr ſeyd älter, als ich — und — und — und ꞉ ꞉ ꞉

Marthe. Nu, ſo wollen wir mit einander gehen.

Röschen. Ach! thut nur nicht, als ob Ihr euch auch fürchtetet, ſonſt fürcht' ich mich zehnmal mehr.

Marthe. Je ja, mein Kind, ich will thun, — als ob — ich mich nicht fürchtete. ꞉ ꞉ ꞉ (Es wird ſtärker gepocht.) Wer iſt draußen?

Chriſtel. Ich bin's, ſo macht doch auf!

Röschen. Chriſtel.

Marthe. Er wird doch nicht etwan gar geſtorben ſeyn, und wieder kommen?

Chriſtel (drauſſen.) Wie lange ſoll man aber warten?

Röschen. Nein, nein, Mutter; es iſt Chriſtel, gewiß, ganz gewiß.

Marthe. Nu, auf dein Wort!

(Sie öffnet die Thüre.)

Zweyter Auftritt.

Marthe. Röschen. Chriſtel.

Chriſtel. Gott grüß' euch, Mutter! guten Abend, Röschen! Ich dachte, Ihr wolltet mir gar nicht aufmachen.

Marthe. Je, mein lieber Chriſtel? willkommen, willkommen aus der Stadt! Es thut mir leid, daß wir dich ſo lange klopfen laſſen: aber deine Schweſter hatte ſo eine närriſche Furcht ; ; ;

Röschen. Ja, und die Mutter glaubte gar, es wäre dein Geiſt! — Aber bringſt du nicht Hannchen mit?

Marthe. Alſo weißt du ſchon, daß Hannchen wieder da iſt?

Chriſtel. Das gute Mädchen! o ja. Ich habe ſie geſprochen, ich habe ihr vergeben, und ich bin wieder

wieder glücklicher, als jemals. = = = Aber vor allen Dingen, iſt der Vater noch nicht nach Hauſe? ich habe es nicht gewagt, ſie eher her zu beſtellen = = =

Michel (pocht.) Hola, he! Marthe! Röſe! ein Licht! ein Licht!

Marthe (läuft, ihm aufzumachen) Je eben, da wir von ihm reden = = = verſtecke dich, Chriſtel, ich will mir eine Luſt machen.

Dritter Auftritt.

Marthe. Röschen. Chriſtel. Michel.
Der König.

Michel. Nu guten Abend, Kinder! guten Abend!

Röschen. Ihr ſeyd auch lange geblieben, Vater!

Michel (ruft zur Thüre hinaus, indem der König noch nicht herein iſt.) Herein, Schwager! — da bring' ich euch einen Gaſt mit; dem müßt Ihr heute zu eſſen und eine Streue auf die Nacht geben.

Marthe. Ha, ich habe wohl einen beſſern Gaſt — Siehſt du?

(Sie weiſt auf Chriſteln, der ein wenig auf der Seite ſteht.)

Michel (ſtößt beynahe den König über den Haufen, um ſeinen Sohn zu umarmen.) Unſer Chriſtel iſt wieder da? — dem Himmel ſey's gedankt!

Der König. Beynahe, lieber Freund, hättet Ihr mich über den Haufen gerannt.

Michel. Der gute Junge! ſ ſ ſ (Zum König.) verzeiht mir, Freund, ich bin aber ſo froh, ſo froh — (Er kehrt ſich wieder zu Chriſteln.) es iſt mir, als ob's ein Jahr wäre, daß ich dich nicht geſehen, ſo ſehr habe ich dich vermißt. Laß ſehen, wie ſiehſt du aus?

Röschen. Nicht wahr, Vater, ein bischen blaß?

Marthe. Der arme Schelm wird ſich mit dem Hin- und Herlaufen erhitzt haben.

Chriſtel. Seyd ruhig! Ich befinde mich wohl, und bin voller Freude, euch ſo munter zu ſehen!

Michel. Deſto beſſer! ſ ſ ſ (Zum Könige.) Mit Erlaubniß! — (Er ſetzet ſich) Kinder helft mich doch ein bischen ausziehen! Ich bin heute ſo viel durch die Sträucher gekrochen, daß ich meinen Rücken nicht fühle. — (Sie ſind alle um den Vater her, ihn zu bedienen; eines bringt die Mütze, das andre die Pantoffeln, und das dritte macht ihm die Schuhe auf.) Nu, Chriſtel, hieher! — ſage mir doch — — (Er fängt mit ihm an heimlich zu reden, hierauf ſpricht er zu Marthen mit gedämpfter Stimme, doch ſo, daß es die Zuſchauer hören können:) Du, Marthe, ſtecke das kleine Fäßchen Wein an, da wir ſo lange aufgehoben haben

ben

ben! Ich will heute einmal flott leben, da wir einen von's König's Leuten, und ihn ſelbſt ſo nahe bey uns haben. —

(Er redt noch ein paar Worte heimlich fort, und ſteht nicht eher vom Stuhle auf, bis der König, auf die Seite zu reden, aufgehört hat.)

Der König. (während daß Michel mit Chriſteln heimlich ſchwatzt.) Welches Vergnügen! endlich habe ich doch einmal die Freude, ein Menſch zu ſeyn, und die Natur in ihrer Unſchuld zu ſehen! — (Bey dem, was Michel zu Marthen ſagt.) Ah! wenn mich alle meine Unterthanen ſo lieben, ſo iſt es ſchon der Mühe werth, König zu ſeyn — — Unvergleichlich! ſie ſehen und hören mich nicht!

Michel, (welcher in demjenigen, was er heimlich zu ſeinen Kindern, und beſonders zu Chriſteln geſagt, fortzufahren ſcheint.) Aber Chriſtel, — warum biſt du denn ſo geſchwind wieder zurücke gekommen? — hat dir's geglückt?

Chriſtel. O ja. Ich habe mein Mädchen wieder ſo unſchuldig, ſo ſchön, als jemals. Ach, wenn Ihr wüßtet, was das gute Kind ausgeſtanden hat!

Michel. Alſo haſt du wohl gar den König geſprochen?

Chriſtel. Nein, Vater. Ich habe ihn nicht einmal zu ſehen gekriegt, ſo ſehr ich's gewünſcht hätte. — Ja, das dauert mich! das dauert mich!

Michel. Warum denn nicht?

Chriſtel. Weil — weil = = = Ich will euch's ſchon erzählen, wenn wir alleine ſind.

Michel. Recht Chriſtel; nu, wenn wir alleine ſind! Ich muß dir nur aber ſagen, daß wir den König hier auf der Jagd gehabt haben. — Siehſt du? der da iſt Einer von ſeinen Leuten. Er hatte ſich verloren, und ich habe ihn aufgeleſen.

Chriſtel. Sehr gut, mein Vater! Wir müſſen ihm alles mögliche Liebes und Gutes erweiſen.

Der König. Ihr ſeyd ſehr gütig, meine lieben Freunde! Ich danke euch.

Michel. Nu, Marthe, Röſe! ſchafft uns bald was zu eſſen.

Marthe. Ja, gleich, Vater.

Röschen. Es wird uns an einem Meſſer fehlen. (zum Könige.) He! hat Er etwan ein's bey ſich?

Der König. Nein, liebes Röschen.

Röschen. Nu, ſo muß Er mit unſerm Küchenmeſſer vorlieb nehmen. (will abgehen)

Michel. Mädchen, vor allen Dingen bringe einen Krug Bier her! der arme Herr mag indeſſen einen friſchen Trunk thun. Ich weiß, daß er ſo durſtig

durſtig iſt — es iſt nicht mit den Leuten, wie mit unſer einen.

Der König. Ihr kommt mir doch in allem zuvor, guter Michel! Ich wollte euch eben darum bitten.

Röschen. Gleich, gleich, mein Herr.

Der König (greift ihr ans Kinn.) Und es wird mir noch einmal ſo gut ſchmecken, wenn mir's Röschen bringt.

Welch ein ſchöner Gegenſtand!
Eine Flaſch' in Phyllis Hand
Sieht der ernſte Weiſe blinken:
Heiter wird der finſtre Mann,
Und der ſonſt nicht trinken kann,
Wird ſchon durſtig, will ſchon trinken!

Sehet, Phyllis ſchenkt ihm ein!
Feurig glänzt ihr Aug' im Wein,
Das ſonſt Unluſt ſchien zu trüben.
Trinkt ihr zu! ſie langt ſchon her!
Sie war ſpröde, nüchtern er:
Er wird trinken, ſie wird lieben!

Vierter Auftritt.

Der König. Michel. Chriſtel.

Der König. Das muß wahr ſeyn, Michel! Ihr habt ein paar allerliebſte Kinder!

Michel. O das glaube ich. Ich war auch in meiner Jugend ein ſchöner Kerl: Marthe war auch hübſch; da müſſen wohl hübſche Kinder kommen. — (Zu Chriſteln.) Aber erzähle uns doch, Chriſtel, was haſt du denn Gutes in der Stadt geſehen?

Chriſtel. Je, da redt man nichts, als von unſerm guten Könige. Man weiß immer was von ihm. Da hat er einem Armen gegeben, dort einen Unſchuldigen frey gemacht, hier einem zu ſeinem Rechte verholfen, dort einen liebreich angehört; dem hat er lächelnd zugeſprochen, jenem freundlich die Hand gedrückt: Graf und Edelmann, Bürger und Bauer, alles lobt und liebt ihn: denn er liebt wieder alle, als Unterthanen und Kinder. Ihr wißt, daß er letztens einmal krank geweſen, und es iſt gewiß über einen Monat; und noch war die ganze Stadt voller Freude über ſeine Geneſung.

Michel. Das glaube ich auch. — Die Gefahr, einen ſolchen Herrn zu verlieren! Unſer alter Pfarrer ſagte immer: man ſieht nicht eher, ob man einen

einen Landsherrn lieb hat, als wenn er krank iſt. — Gieng's bey uns anders, als wir's hörten? Hätten wir nicht alle unſer Leben zehnmal für ihn hingegeben?

Der König (ſeitwärts gerührt) Die ſchönſte Lobrede, die ich noch auf mich gehört habe!

Chriſtel. Ja, mein Vater; ach! alles war vergnügt und glücklich, außer ich nicht.

Der König (voller Empfindung und Lebhaftigkeit.) Außer Ihr nicht, lieber Freund? — und warum nicht?

Michel. Ja, das iſt nun ſo eine Hiſtorie, die Chriſtel nicht jedem gern auf die Naſe binden wird. — — Seht Ihr's, es war ſo eine Mädchenhiſtorie.

Der König. Ja, da habe ich freylich kein Recht darnach zu fragen: verzeiht mir!

Michel. O! es hat nichts zu ſagen. — Aber ich dachte, du hätteſt ſie wieder? und ſie wäre ſo unſchuldig?

Chriſtel. Ja, mein Vater; gewiß, ganz gewiß! und ſie wird auch den Abend nach Tiſche kommen, und euch ſelber davon überzeugen. — Darf Sie? — O ja, lieber Vater!

Michel. Wenn du meynſt?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Röschen (mit dem Kruge.)

Michel. Nu, kömmſt du? — trink's dem Herrn zu, er wird dir einmal wieder auf deiner Hochzeit aufwarten. = = = (Zum Könige.) Es kömmt auch Wein. Meine Frau ſteckt nur an. Das (auf den Krug zeigend) erfriſcht ohnedieß beſſer. — — Nu, trinkt, Freund! (Er klopft ihm auf die Achſel.)

Der König. Auf eure Geſundheit, Vater Michel! und auch auf deine, artiges Röschen!

Michel. Verzweifelt! Beynahe hätt' ich's vergeſſen: — Chriſtel, ehe wir an irgend Was denken — Der Müller hat mir heute einen Sack Mehl gebracht, der muß aus dem Hofe herein in's Haus: er möchte draußen die Nacht über feuchte werden. Komm, hilf ihn herein ſchaffen!

Der König. Ich will euch auch helfen, Vater Michel, wenn Ihr wollt.

Michel. Nein, nein, das wäre zu viel. Er iſt eben nicht ſo ſchwer. — Du, Röſe, bleib', und vertreib' unſerm Gaſte indeſſen die Zeit!

Röschen (die dem Vater nachläuft.) Soll ich wenigſtens nicht helfen?

Michel (hinter der Scene.) Nein, ſag' ich dir; du ſollſt drinnen bleiben.

Sechs-

Sechster Auftritt.

Der König. Röschen.

Der König (bey Seite vorne am Theater.) Es ſcheint, als traute ſie mir nicht: — die Natur giebt doch die ſchönſte Schminke in der Welt! — was ſie für ſchöne rothe Bäckchen hat! —

Röschen. Nu was ſteht Er denn dort im Winkel und murmelt für ſich? — Will Er ſich nicht ſetzen? wart' Er, ich will Ihm einen Stuhl holen.

Der König (faßt ſie bey der Hand.) Nein, liebes Röschen: gieb dir keine Mühe!

Röschen. Eine rechte Mühe, einen Stuhl zu holen! — — Wir ſind hier keine Stadtjungfern = = = Pfuy! laß' Er mir doch die Hand los.

Der König (hält ſie immer noch.) Warum? Ich will aber die Hand behalten.

Röschen (entreißt ſie mit Gewalt.) O! ich brauche meine Hand ſelber. Die Komplimente ſtehen mir gar nicht an, zumal von ſolchen Stadtherrn. Ich weiß lange, daß ihnen nicht viel zu trauen iſt: verſteht Er mich?

Der König. O bey mir, kleine Loſe, haſt du nichts zu fürchten.

Röschen. Ja, wer's auch glaubte. — Seh' Er nur, wie Er mich anſieht, mit ein paar Augen, daß ſich ein's fürchten möchte. Ihm ſollten auch die Mädchen wohl trauen! . . . Hört Er's nicht? Er ſoll mich nicht ſo anſehen.

Der König. (lachend.) Nur nicht ſo wilde, Kind! ſage mir doch, dürfen dich die Bauern in deinem Dorfe auch nicht anſehen?

Röschen. Ja, die Bauern: die mögen mich anſehen, wie ſie wollen. Wenn ich nicht Luſt habe, mich von ihnen begaffen zu laſſen, ſo kehre ich mich um: aber bey Ihm ſchickt ſich's ja nicht, wenn ich Ihm den Rücken zukehrte.

Der König. Ey, freylich wohl ſeh' ich dir lieber in's Geſichte. — Aber ſage mir, Röschen, es ſind wohl viele, die dich gern anſehen mögen?

Röschen. Das kann wohl ſeyn; aber ich denke, ſeht ſo lange ihr wollt, es wird doch nichts ſeyn?

Der König. Sollte aber nicht einer unter ihnen ſeyn, den du auch gern ſäheſt, oder von dem du dich gern anſehen ließeſt.

Röschen (lacht mit einer bäurlichen Schamhaftigkeit.) He he he he; je nun ja, wenn er nur immer mit dem Anſehen zufrieden wäre: aber . . .

Der König. Und das will er nicht?

Röschen (lachend.) He he he he; wie Ihr Mannsvolk ſeyd, niemals habt Ihr genug.

Der König. Indeſſen biſt du ihm doch gut? — — nicht wahr? geſteh' mirs!

Röschen. Wer wollte auch Töffeln nicht gut ſeyn. Wir hätten einander lange genommen, wenn der Vater nicht ſolche Sprünge machte. Er iſt ihm nicht reich genug.

Der König. O, dein Vater muß dir Töffeln geben! Er muß, denn ich will: durchaus will ich's haben!

Röschen. Ich will, durchaus will ich: je ja doch, wie der Herr redt! „ich will!„ als ob's auf Ihn ankäme, daß mein Vater will, was Er will! So kann wohl der König ſagen.

Der König (lachend.) Sieh nur, Röschen, wenn ich ſage: ich will; ſo heißt das nichts anders, als ich wünſche es — (Bey Seite, indem er ſich entfernt.) Beynahe hätte ich den König im Ernſte geſpielt!

Röschen. Ja, nun wünſcht Er's — daß Er doch was hat, ſich über mich luſtig zu machen!

Der König, (indem er ſie liebkoſt.) Nein, nein, gutes Kind! du ſollſt ſehen, ob ich mich über dich luſtig mache. Ich werde mit Micheln auf ſo eine Art reden, daß er ſchon wollen wird. Und ſiehſt du, ich verſpreche dirs: ehe ich fortgehe, ſollſt du Töffeln haben.

Röschen. Gewiß? Ja, wenn er mir das hielte! ich glaube, ich wäre Ihm ſelber gut? Aber — den vornehmen Leuten mag ſo gar viel nicht zu trauen ſeyn! Man ſagt immer: Verſprechen iſt edelmänniſch ‥‥ Ha! mein Vater! —

Siebenter Auftritt.

Michel. Chriſtel. Marthe. Der König. Röschen.

Michel. Nu! Ihr werdet es nicht übel nehmen, guter Freund, daß ich euch da bey meinem Mädchen alleine gelaſſen habe. Sie weiß freylich noch nicht mit Leuten umzugehn: aber ein guter Wirth muß für ſein Haus zuerſt ſorgen.

Röschen (bey Seite.) Je, ja doch; die Väter denken immer, ſie ſind alleine klug.

Marthe (macht ihr ein Geſicht.) Fein ſchnippſch! — (Zu Micheln.) Nu, Vater, Ihr könnt eſſen, wann Ihr wollt.

Röschen. Wir müſſen den Tiſch ein bischen vorrücken, daß man darhinter weg kann. — Chriſtel, greif zu!

(Sie

(Sie will mit Chriſteln den Tiſch anfaſſen, der König will ihr helfen.)

Der König. Ueberlaß mir das Amt, Kind! du möchteſt dir Schaden thun.

Röschen (ſtößt ihn weg.) Schaden thun — hi hi hi hi. Je, nicht doch? Ich denke, wir können auf dem Dorfe beſſer zugreifen, als die vornehmen Herren mit ihren weichen Pfötchen. Nein, nein, bey uns laſſen wir uns die Gäſte nicht aufwarten.

Der König. Laß mich doch immer = = =

Michel (geht hin.) Pack' an, Chriſtel. — (Sie nehmen den Tiſch, und tragen ihn weiter auf dem Theater hervor.) Nu, Marthe, Röſe, geht und bringt das Eſſen herein.

(Röſe und Marthe gehen ab.)

Achter Auftritt.

Der König. Michel. Chriſtel.

(Indeſſen, daß Michel und Chriſtel den Tiſch zurechte rücken, trägt der König eine Bank herbey, und ſetzt zween Stühle oben an Tiſch.)

Michel, (der ihm einen Stuhl aus der Hand reißt.) Mit nichten, guter Freund! Bey uns iſt's Mode, daß wir die Fremden bedienen. Chriſtel und ich hätten ſchon die Bank hertragen und die Stühle in Ordnung bringen wollen.

Der König. Gut! gut! ohne Komplimente!

Michel (reißt ihm den andern Stuhl aus der Hand.) Das ſoll nun nicht ſeyn, Schwager! Einmal für allemal muß es nicht nach eurem Kopfe gehen!

Neunter Auftritt.

Marthe und Röschen (bringen das Eſſen.) Der König. Michel. Chriſtel.

Michel. Nu, geſchwind geſetzt! — Mich hat lange nicht ſo gehungert! Ich habe heute über der Jagd mein Halb-Abendbrod verſäumt. Deſto beſſer wird's ſchmecken. — Heh, guter Freund, ſetzt euch auf den Stuhl! — Du, Frau, nimm den andern, und ſetze dich hieher.

Marthe (mit vieler Ehrerbietung gegen ihren Mann.) Nein, nein, lieber Mann! du biſt gewohnt, auf einem Stuhle zu ſitzen.

Der König. Laßt euch doch nicht in eurer Ordnung ſtören, guter Michel. Da! nehmt meinen Stuhl! ich ſitze eben ſo gern auf einer Bank. — — In Wahrheit, es iſt mir einerley: nehmt!

Michel (zum König.) Je der Henker, mit euren Hofkomplimenten! Unſer einer weiß ja auch zu leben.

ben. Denkt Ihr denn, daß wir nun ſo gar, wie die Schweine auf dem Dorfe leben, oder nicht ſo viel wiſſen, daß ein Gaſt den beſten Stuhl im Hauſe haben muß? Heh?

Der König. Weil es ſo ſeyn muß — —

Michel. Recht ſo. — — Setze dich, Frau! ich will mich zwiſchen Chriſteln und Röſen ſetzen. — (Sie ſetzen ſich alle) Nu, wir möchten erſt einen Schluck trinken. Das macht Appetit.

Der König. Bravo! Ihr ſeyd doch ein Mann von Einſicht! Bey euch muß man Appetit kriegen. (Michel will einſchenken, er ſchlägt es aus, und greift nach der Flaſche die vor ihm ſteht.) Mein guter Freund, ſchenkt eurer Frau ein, ich will das Vergnügen haben, Röschen zu bedienen.

Michel. Auch das! — Greif zu Frau! (Sie trinken alle dem König als ihrem Gaſte zu.) Gute Geſundheit, Schwager!

Chriſtel. Erlauben Sie, mein Herr, Ihr Wohlergehn!

Der König. Ich danke euch allerſeits, meine Freunde! — (Er drückt Röschen die Hand.) Ich danke dir, artiges Röschen.

Röschen (thut einen Schrey.) Au Gemine! drück' er mich doch nicht ſo! das Ding thut weh!

Michel. Nu nu, er wird dir doch die Hand nicht zerquetſcht haben!

Der König. Um Vergebung, ſchönes Kind! Ich dachte nicht, daß es weh thun ſollte?

Michel. Nu, langt zu, Kinder, langt zu! — Ohne viel Umſtände, Herr Gaſt! Es iſt nicht ſchwer, und alles ſchon maulrecht.

Der König. Ja ja, ohne Umſtände! — (Er legt Röschen vor.) Ich darf doch meiner Nachbarinn vorlegen? Nicht wahr, mein Kind?

Röschen. O geb' Er ſich keine Mühe! Er iſt auch gar zu höflich.

Michel (zu Marthen.) Nimm doch, Frau! Langt zu, Kinder! — Hört Ihr nicht? Ich bin verſorgt. (Sie laſſen ſichs wohl ſchmecken, beſonders der König, der mit vieler Begierde ißt; dieß verräth ſich durch ein öfter Stillſchweigen.) — ha! iſt's doch ſo ſtille, daß man ein Mäuschen hören könnte! — — (Wieder eine kleine Pauſe.) Das geht gut! — wir ſind alle ſo hungrig, wie die Wölfe.

Der König, (der ſehr geſchwind ißt.) Der Schinken iſt auch vortrefflich — und ſo ſchmackhaft zugerichtet!

Marthe. Es mag wohl nicht ſeyn! — je nu, Hunger iſt der beſte Koch.

Chriſtel. Nein, nein, liebe Mutter; der Herr iſt ſo gütig, daß er das gut findet, was wir ihm aus gutem Herzen geben!

Der König, (der es ſich noch immer vortrefflich ſchmecken läßt.) Bey meiner Ehre! ich dächte, es hätte mir in meinem Leben nicht ſo gut geſchmeckt. — — Der Schinken iſt ſo gut, ſo gut —

Michel (nimmt die Flaſche.) Aber, ich dächte: wir tränken nun wieder eins dazu.

Der König. Recht, Herr Wirth! der Fiſch muß ſchwimmen. Ich habe ohnedieß meiner Nachbarinn ein Räuſchchen zugedacht: ich möchte wohl an ihr verſuchen, ob der Wein Feuer hat.

Röschen (hebt ihr Glas in die Höhe.) Warum ſollte er nicht? der Vater hat ihn ja lange genug warm gehalten. (Sie trinken und ſtoßen mit den Gläſern zuſammen.)

Marthe (zu Chriſteln.) Heh, Chriſtel! ſchmeckt dir's nicht? warum greifſt du nicht zu?

Chriſtel. Ich bin ſatt, liebe Mutter.

Michel (mit vollem Munde) Nu, Chriſtel, wenn du nicht mehr iſt, ſo ſing' uns eins! — du kannſt ja ſolche hübſche Liederchen auf dein Mädchen.

Der König. Sieh da, Monſieur Chriſtel! habt Ihr ein Mädchen? Ah, wenn ſie ſo hübſch iſt,

wie

wie Ihr ſeyd; ſo muß das ein art'ges Pärchen werden.

Michel. Ein Kernmädchen! Das Ding iſt ihm nur ein bischen untreu werden, und ich denke immer, ich denke : : :

Chriſtel. Nein, Vater, ich ſchwöre euch!

Röschen. Ja, gewiß, Chriſtel hat Recht!

Marthe. Ich dächte ſelber.

Der König. Ich glaubte, unſre Damen in der Stadt wären nur ſo ein wenig flatterhaft? — — Erzählet uns doch etwas von der Geſchichte, lieber Freund!

Michel (immer im Käuen.) Laßt ihn gehen, Ihr macht den armen Buben nur roth. : : : Nu, Chriſtel, ſing' uns eines dafür! Hörſt du?

Marthe. Ja, ſinge, Chriſtel; das macht dich ein bischen wieder munter. Vielleicht kömmt indeſſen dein Hannchen.

Röschen. Ja, ja, Chriſtel! wenn du ſingſt, ſo ſing ich darnach auch eins.

Der König. Vortrefflich, Röschen!

Michel. Nu, Chriſtel; ziere dich nicht! — Singe! ich will's haben.

Chriſtel. Weil Ihr's ſo haben wollt, Vater! Ich würde es ſonſt nicht wagen, mich vor dem Herrn da hören zu laſſen: der Herr iſt gewiß ein beſſer Singen gewohnt.

Michel. Poſſen! ich wüßte nicht, wie man beſſer ſingen könnte!

Chriſtel.
Schön ſind Roſen und Jesmin,
Wenn ſie noch im Lenzen
Unberührt am Strauche blühn,
Und vom Thaue glänzen:
Aber reizender als die
Blühen Iris Wangen:
Keuſche Liebe färbte ſie!
Selig, wem ſie prangen!

Sanft und lieblich iſt der Weſt;
Thal und Aue lächelt,
Wann er an der Flora Feſt
Ihre Kinder fächelt:
Aber ſanfter dünken mich
Worte meiner Schönen;
Ohr und Herz erquicken ſich:
Selig, wem ſie tönen!

Süß iſt friſch gepreßter Moſt
Aus den reifſten Trauben!
Süß der kleinen Bienen Koſt,

Die ſie Blumen rauben:
Aber ſüßer iſt der Kuß,
Den mir Iris giebet,
Den kein Dritter ſehen muß:
Selig, wen ſie liebet!

Der König. Allerliebſt! Das Lied iſt aus der Stadt, und mein Freund ſingt's recht gut!

Michel. O, ich glaub's wohl! dafür hat mein Sohn auch ein bischen ſtudiert.

Der König. Nun, Röschen! nun wird wohl die Reihe an dir ſeyn?

Röschen. Meinethalben; ich laſſe mich nicht lange bitten, und ſinge, wie mir der Schnabel gewachſen iſt!

Wollt' ein großer König mich
Gleich zur Frau begehren!
Dennoch, glaub' ich ſicherlich,
Würd' ich ihn nicht hören;
König hin, und König her!
Töffel iſt ein Menſch, wie er;
Froh zu ſeyn, bedarf man wenig,
Und wer froh iſt, iſt ein König.

Michel. Ey Röſe, Röſe, was ſingſt du? Ein König und Töffel! Schämſt du dich nicht?

Der König. Und warum? Vielleicht hat ſie ſo gar unrecht nicht. Wer weiß, haben die Könige oft ſo viel Urſache zufrieden zu ſeyn, als Röschen und Töffel.

Michel. So müſſen ſie wenigſtens nicht ſo gut ſeyn, als der unſrige. Denn, ſeht nur, Freund, wer ſo viel Menſchen glücklich macht, als er, der kann nicht unzufrieden ſeyn.

Röschen. Je nu, unſer König — der wird auch nicht kommen, dem würde ich's freylich nicht abſchlagen.

Der König. Das verdienet ein Mäulchen.

(Er küßt ſie.)

Röschen (ganz beſchämt, wiſcht ſich die Backen.) Pfuy! er iſt auch gar zu lieberaliſch. Wir ſind noch nicht ſo gut bekannt.

Michel (zu Röſen.) Nu nu, er ſieht wohl, daß du nicht häßlich oder dumm biſt — (Ernſthaft zum Könige.) Aber ich bitte mir aus, daß der Spaß nicht oft kömmt. Man hat ſo genug an dem Mädchen zu hüten: Ihr hört wohl, daß ſie ſchon einen auf dem Rohre hat.

Der König (luſtig.) Nu nu, Pardon, lieber Papa Michel! Jungfer Röschen machte es gar zu hübſch.

hübſch. Ich mußte mich im Namen unſers Königs für ihre gute Meynung bedanken.

Michel (ſchenkt ſich ein.) Es iſt kein großes Unglück. — — Nu wird wohl die Reihe an mir ſeyn, ein Liedchen zu ſingen! aber — (Zum König.) Ihr werdet doch nicht vergeſſen, mir auch einen Schmatz zu geben, wenn ich's verdienet habe? (Lachend.) he he he he — (Er probiert.) halt, ich muß mich ein bißchen beſinnen; la la la la = = = ha, nun hab' ich's.

Ich liebe die Mädchen, ich liebe den Wein:
So ſingen die Jungen,
So denken die Alten,
So hab' ich geſungen,
So will ich's noch halten.
Die Liebe macht menſchlich, und fröhlich der Wein:
Nicht wahr, Ihr ſtimmt mit ein?

(Zu den übrigen.) Heh! ſingt mit!

Chor.

Wer wünſchet nicht menſchlich und fröhlich zu ſeyn:
Drum lieb' ich die Mädchen, und liebe den Wein.

Michel (allein.)

Wenn öfter ſich Prinzen
Bey'm Weine vergnügten,

Und minder Provinzen
Als Mädchen bekriegten,
Sie würden ſich Brüder, und Väter uns, ſeyn:
Nicht wahr, Ihr ſtimmt mit ein?

Chor.

O liebten ſie Mädchen, und liebten ſie Wein,
Sie würden ſich Brüder, und Väter uns ſeyn.

Michel (allein.)

Der König ſoll leben!
Wohl müß' es ihm gehen!
Was iſt ſein Beſtreben?
Uns glücklich zu ſehen.
Er liebet ſein Weibchen, und trinket gern Wein!
Nicht wahr, Ihr ſtimmt mit ein?

(Zu den übrigen.) Ha! hierzu aus vollem Halſe angeſtimmt!

Chor.

Der König macht glücklich: er ſelbſt müß' es ſeyn!
Er liebet ſein Weibchen, und liebet den Wein.

Michel. Noch einmal! — (Sie wiederholen das Chor.) Ah! guter Freund! geſchwind ein Volles auf die Geſundheit dieſes guten Herrn! — Aber Ihr werdet ihm doch auch ein Wörtchen davon ſagen?

Ihr ſprecht ja, Ihr kämt ihm bisweilen zu nahe. — Hört! ſag's ihm. Wollt Ihr? Verſprecht mir's, daß Ihr's thun wollt!

Der König (äuſſerſt gerührt.) Hier habt Ihr mein Wort! er ſoll es ſicher erfahren.

(Sie ſchenken ſich ein, und ſtoſen alle mit dem Könige zuſammen.)

Marthe (erhebt ſich, um anzuſtoſen.) Sag' Er ihm, daß wir ihm tauſend Segen wünſchen.

Michel (ſteht auf, und ſtößt an.) Und daß er uns mehr, als alles iſt!

Röschen (auch aufſtehend und anſtoſend.) Und daß wir ihn lieber, als unſer Leben haben.

Chriſtel (ſteht auf und ſtreckt ſich über den Tiſch, um anzuſtoſen.) Und daß wir ihn anbethen!

Der König (auf einen ſo hohen Grad gerührt, daß er im Begriff iſt, Thränen zu vergieſſen.) Ich kann — mich nicht mehr — der Thränen enthalten — Thränen der Liebe und Freude — (Wendet ſich weg.)

Michel (zum Könige.) Nu, was bedeutet denn das? Ihr dreht euch weg? Haben wir etwa in dem Unrecht, was wir von unſerm braven Fürſten ſagen? heh?

Der König (unterbrochen.) O nein, meine Freunde! — Eure Liebe für euren König rührt mich ſo ſehr, daß ich — daß ich — auch eins ſingen muß!

Welche königliche Luſt!
Seinen Thron auf Liebe gründen,
Und in eines jeden Bruſt
Lieb' um Liebe wieder finden!
Im geringſten Unterthan
Kinder, Freunde, Brüder finden,
Und der Gottheit Glück empfinden,
Daß man glücklich machen kann!

Alle. O ein ſolcher iſt unſer König!

Der König. Gut, gut! auf die Geſundheit dieſes Fürſten!

(Sie fangen von neuem an, mit den Gläſern zuſammen zu ſtoſen.)

Marthe. Dieſes beſten Fürſten!

Röschen. Dieſes liebſten Fürſten!

Michel. Dieſes braven Fürſten!

Chriſtel. Dieſes groſen Königs!

Michel. Auf die Geſundheit ſeiner Frau, und ſeiner Kinder und Kindes-Kinder, ſie mögen da ſeyn, oder noch kommen! . . . Ah! erzählt uns doch ſo was Gutes von unſerm Könige vor! — Ich weiß gar nicht, warum Ihr's Maul nicht ſo recht zu ſeinem Lobe aufthut? Ihr werdet euch doch nicht fürch-

fürchten, eurer Zunge Gewalt anzuthun? — Ich glaube, meiner Treu, er hat euch was nicht nach eurem Kopfe gemacht? Aber ich rathe euch Gutes! (Er klopft auf den Tiſch.)

Der König (in der äuſſerſten Rührung.) Vergebt mir! — Ja doch! — von ganzem Herzen auf die Geſundheit — dieſes guten Mannes!

Michel, (eh er ſein Glas ausleert.) Dieſes guten Mannes! — Verzweifelt! es koſtet Mühe genug, ehe man euch das herauszerrt.

Marthe, (nachdem ſie getrunken hat.) Und es läuft einem doch von ſeinem Lobe das Maul voll!

Röschen. Wenigſtens darf man nicht lange drauf ſinnen.

Chriſtel. Es kömmt aus vollem Herzen.

Michel. Der Henker! das ſchmeckt, wann man auf die Geſundheit eines ſolchen Herrn trinkt! — Nu, ich bin ſatt; Ihr auch? — (Sie trinken.) — Gut, ſo wollen wir aufſtehen. Es iſt ohnedieß, wenn man einmal auf die Geſundheit des Königs getrunken hat, als wenn kein Tropfen weiter hinunter wollte.

Chriſtel. Vater! wir wollen den Tiſch wieder an ſeinen Ort ſetzen, daß man bequemer abräumen kann, und wir ein biſchen Platz kriegen.

Michel.

Michel. Recht, Chriſtel! . . . (Zum Könige, der den Tiſch will wegtragen helfen.) Potzſtern! Kommt Ihr mir ſchon wieder mit euren Komplimenten? Einmal für allemal: Ihr ſollt nicht!

Der König. (der immer fortfährt, Handreichung zu thun.) Wenn's nicht anders ſeyn kann! Aber ich werde doch Röschen ein biſchen helfen dürfen?

Michel. Nein, ſag' ich! — Marthe, Röſe, greift zu! macht, daß ihr fertig werdet. Ihr müßt auch noch dem Herrn weiß überziehen! Ich will, daß er in meinem Bette ſchlafen ſoll: denn er gehört unſerm Könige zu!

Röschen. Nein, in meinem, Vater!

Chriſtel. Ich dächte, lieber Vater, es ſchickte ſich für mich am beſten, daß ich ihm das meinige einräumte.

Der König. Durchaus nicht, lieber Freund, ich bleibe hier. Ein friſches Bund Stroh . . .

Michel. Je, warum nicht gar im Stalle! Ich bin Herr in meinem Hauſe, und will, daß er in meinem liegen ſoll; meine Frau und ich wollen uns eine Streu machen, damit er recht geräumlich liegt: denn er iſt in Dienſten unſers Fürſten, und will ihm ſagen, wie lieb wir ihn alle haben, und da muß es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen.

Der König (immer gerührt.) Ich ſehe wohl, euch iſt nicht zu widerſtehen. — (Er nimmt ein paar Teller vom Tiſche.) Sage mir einmal, Röschen, wo ſoll ich das hintragen?

Röschen. Ich werde gewiß noch böſe. Muß Er dann überall die Hände haben?

Michel. Zum Henker, es iſt auch wahr. Fallt ihr doch nicht in's Handwerk! Seyd Ihr denn auch ſo fix, wenn Ihr unſern Herrn bedienet?

Der König (hilft vollends das Tiſchtuch abnehmen.) Gut, gut! Ich will mich in nichts weiter mengen. — Da! nun iſt's geſchehen!

(Es wird an der Thüre gepocht.)

Michel. Es pocht jemand. — Heh, Chriſtel! ſieh doch, wer drauſſen iſt?

(Marthe und Röſe tragen das Tiſchzeug fort.)

Chriſtel. Gleich, Vater; — ich wette, daß es Hannchen iſt — (Er geht hinaus.)

Zehnter Auftritt.

Der König. Michel. Chriſtel. Hannchen.

Chriſtel. Da bringe ich ſie! — O mein Vater! ſeht nur, wie ſchön!

Michel.

Michel. Ja, ja, ſie kann paßiren: aber auch klug? Nach einer ſolchen Hiſtorie, wie ſie geſpielet hat . . .

Chriſtel. Lieber Vater, ſie iſt unſchuldig; ja, gewiß iſt ſie's. — Seht nur, wie ſie weint!

Hannchen. Ich geſtehe, mein lieber Vater, daß meine Unſchuld euch verdächtig ſeyn kann. Aber der gottloſe Graf von Schmetterling hat mich auf eine heimtückiſche Art, und wider meinen Willen entführen laſſen! meine Thränen . . .

Chriſtel. Ja, gewiß — und hat ſie durch Verſprechungen und Drohungen mir abwendig machen wollen; aber ſie iſt mir doch treu geblieben.

Der König (bey Seite.) Graf Schmetterling? — (Laut.) Wer iſt das Mädchen? ſie iſt artig und nimmt für ſich ein.

Michel. Freylich wohl! nur Schade, daß man den Mädchen nicht alles auf ihr Wort glauben darf. Könnte ſie ſich nicht eben ſo gut an den Grafen verkauft haben? . . . (Man pocht wieder.) Nu, was iſt denn wieder für ein Lärmen an der Thüre? Geht's doch heute bey mir, wie in der Schenke!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Marthe. Röschen. Töffel.

Röschen. Da, Vater, iſt Töffel, der hat mit den Bauern ein paar Wilddiebe eingehaſcht.

Töffel. Nicht anders! ſie ſagten zwar: ſie gehörten zum Könige: aber im Finſtern ſehen alle Kühe ſchwarz, und endlich könnten ein paar Schnapphähne ein paar Leuten des Königs auch ähnlich ſehen.

Michel. Nu, habt Ihr ſie denn nicht zum Oberförſter geführt?

Töffel. Je, der faule Teufel lag ſchon auf einem Ohre, und da ich ihn endlich herauspochte, guckte er zum Kammerfenſter heraus, und ſagte: der Richter möchte ſie derweile in Arreſt nehmen.

Michel. Was einem ein ſolches Amt nicht für Noth machet! = = = Doch eben fällt mir ein — (Zum Könige.) Ihr ſprecht ja, Ihr gehörtet auch zum Könige; da können wir ja gleich dahinter kommen, ob die Burſche lögen? Ihr ſollt ſie doch wohl kennen?

Der König. Warum nicht? — laßt mich nur ein bißchen auf die Seite treten; ich möchte wohl erſt von weitem ſehen, wer es wäre?

Michel. Warum nicht in der Nähe? — Sollte man doch faſt glauben, Ihr hättet ſelber kein gut Gewiſſen. = = = (Zu Töffeln.) Laßt ſie hereintreten.

(Der König ſtellt ſich auf die Seite.)

Zwölfter Auftritt.

Der König. Michel. Marthe. Röschen. Chriſtel. Hannchen. Töffel. Der Graf von Schmetterling. Der Herr von Treuwerth.

(Beide werden von etlichen Bauern hereingebracht.)

Hannchen. Himmel! der Graf von Schmetterling!

(Sie läuft und verſteckt ſich hinter die aufgemachte Thüre.)

Michel, (der es gehört, bey Seite.) Hum! iſt das der Zeiſig? — Wir wollen thun, als kennten wir einander nicht. . . . (Zu beiden.) Sagt mir doch, Ihr Herren, wer ſeyd Ihr denn?

Graf von Schmetterling. Wir könnten wohl fragen, wer Ihr wäret, daß Ihr euch unterſteht, uns zu fragen?

Michel. O! ich ſcheue mich nicht, meinen Namen zu ſagen. Ich bin hier Richter im Dorfe, und heiſſe Michel Ehrlich, und laſſe diejenigen beym Kopfe nehmen, die ſich unterſtehen, meinem gnädigen Könige in's Gehege zu gehn.

Der Graf. Der Schurke! — und ich werde bald ein Recht haben, euch derb ausprügeln zu laſſen.

Töffel. O! o! o! da ſoll Er kommen! Wir wollen ſchon unſern Richter in Schutz nehmen.

von Treuwerth. Pfuy, Graf! der Mann handelt nach ſeiner Pflicht . . . (Zu Micheln.) behaltet uns hier, Freund! Ihr ſollt morgen erfahren, wer wir ſind. Das Gewitter hat uns heute auf der Jagd überfallen; wir haben uns vom Könige verloren, und ſind im ganzen Walde herum gelaufen, um ihn aufzuſuchen.

Michel. Nu, das iſt doch noch ein Wort! Aber jener ſieht mir gar wie einer aus, der nicht nur dem Wilde, ſondern auch den Menſchern aufpaßt.

Chriſtel. Ja, er iſt's! Ich kenne ihn, und er hat mein Hannchen entführt! —

Der Graf. Ha, biſt du der würdige Bräutigam? Warte, warte! So ein Bauerlümmel ſollte ſich wohl unterſtehen . . . (Der König tritt hervor.) was ſeh ich! — der König?

von Treuwerth. Der König! dem Himmel ſey Dank! —

Michel, Marthe, Töffel, Röschen, Chriſtel (fallen alle ganz betäubt dem Könige zu Fuſſe; auch Hannchen

Univ. Bibl. München

chen kömmt hervorgeſprungen, der Graf erſchrickt, beißt die Zähne zuſammen, und ſucht ſeine Verwirrung zu verbergen; die andern ſchreyen voller Beſtürzung und Freude:) Wie? der König? unſer König? unſer beſter, unſer groſer, unſer gütigſter König!

Der König (mit vieler Empfindung.) Steht auf, meine guten Leute! ſteht auf, meine Freunde! ſteht auf, meine Kinder! ich bitte euch! ich befehle euch!
(Sie ſtehen auf.)

Hannchen (bleibt alleine liegen.) Nein, gnädigſter Herr. Ich werde nicht eher aufſtehen, als bis ich Sie um Gerechtigkeit wider dieſen Herrn (auf den Grafen zeigend.) angefleht habe. In dem Augenblicke, da ich im Begriffe war, den guten Chriſtel zu heurathen = = = die Thränen laſſen mich nicht weiter reden! —

Der König (hebt ſie auf. Mit einer ernſthaften Miene zum Grafen:) Graf! — was ſagen Sie dazu? — (nach einer Pauſe) nun, werde ich keine Antwort erhalten?

Der Graf, (der ſich ein wenig gefaßt.) Eine Kleinigkeit, Ihro Majeſtät! — Warum ſollte ich nicht eine kleine Galanterie geſtehen?

Der König. Und dieſe Galanterie beſtund? = = =

Der Graf (mit einem gezwungnen Lächeln.) Ich will es Ihro Majeſtät frey geſtehen. Das Mädchen gefiel mir. — Ich glaubte, ſie würde etwann Luſt haben, einmal die Stadt zu ſehen, und verſchaffte ihr alſo die Gelegenheit. Freylich geſchah es, ohne ſie darum zu fragen ꝛ ꝛ ꝛ

Der König (fällt ihm in die Rede.) Ohne ſie darum zu fragen? — Alſo hat man Gewalt gebraucht?

Der Graf. Wenn man es ſo nennen will, Ihro Majeſtät — mein Kammerdiener verſchaffte mir ſie. Es mag ihm freylich viel Mühe gekoſtet haben: aber ich bin auch bereit ꝛ ꝛ ꝛ

Der König (in einem nachdrücklichen Tone.) Und dieſe Gewaltthätigkeit will ich beſtrafen.

Der Graf. Nur nicht mit Ihrer Ungnade! Ich geſtehe mein Verbrechen. Es hat mir aber wenig geholfen. Hannchen iſt tugendhaft. Sie hat mir auf's äuſſerſte widerſtanden, und alle meine Angriffe zu nichte gemacht. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß es ſo iſt —

Der König. Euer Bekenntniß thut mir noch kein Genüge! Es iſt nicht genug, daß das arme Mädchen hierdurch vor dieſen Leuten gerechtfertiget wird; es bleibt allezeit von eurer Seite ein Verbrechen. Ich bin ihnen eine Genugthuung ſchuldig.

Alſo

Alſo befehle ich, daß Ihr dieſem Mädchen eine Ausſtattung von zweytauſend Thaler gebt, und ⸗ ⸗ ⸗

Hannchen. Nein, gnädigſter König! Ich werde ſie nicht annehmen. Ich würde mich entehrt glauben, wenn ich ſolche Wohlthaten erhielt, die allezeit einen Verdacht zurücke laſſen könnten ⸗ ⸗ ⸗

Chriſtel. O, unvergleichliches Hannchen! Das Geſtändniß des Grafen, noch weit mehr, dein Entſchluß, ein ſolches Schandgeld nicht anzunehmen, überzeugt mich vollends ganz von deiner Unſchuld. — Nein, ich bin ſtrafbar, daß ich nur einen Augenblick auf dich einen Verdacht habe werfen können. Wir brauchen kein Geld.

Michel. Recht ſo, Chriſtel! und morgendes Tages ſollſt du das gute Kind heurathen.

Der König. Ich ſehe, daß edle Geſinnungen auch bey geringen Perſonen anzutreffen ſind. — — Wohlan, ſo nehme ich die Schuld des Grafen über mich. — (Zum Grafen.) Ihr, Graf, werdet euch unverzüglich entfernen, und ohne ausdrücklichen Befehl es niemals wagen, am Hofe zu erſcheinen. (Der Graf geht demüthig und beſchämt ab.) — Nun aber, meine Kinder, habe ich noch andre Pflichten zu erfüllen. Für's erſte gebe ich alſo dieſem guten Mädchen (auf Hannchen zeigend) und eurem Sohne, mein guter Wirth, zweytauſend Thaler — Aber Ihr wiſſet vielleicht nicht, daß ich eurer Tochter verſprochen habe, daß ſie ihren guten Freund Töffeln, zum Manne haben ſoll? Er iſt arm, wie ich gehört habe, und um den Schaden gut zu machen, gebe ich ihm auch zweytauſend Thaler, mit der Bedingung, daß Ihr ſie zuſammen vereinigt!

Töffel (ſpringt und tanzt vor Freuden.) Zweytauſend Thaler und Röschen? wer iſt reicher als ich!

(Alle zugleich.)

Michel. O! welch ein guter Herr!

Chriſtel. Ach! allergnädigſter Herr!

Röschen und Hannchen. O! was für ein allerliebſter Herr!

Der König. Treuwerth! ſorge Er dafür, daß die viertauſend Thaler morgendes Tages ausgezahlt werden.

Treuwerth (mit einer Verbeugung.) O! wie entzücken mich Ihro Majeſtät durch Ihre Gerechtigkeit und Güte! Sie handeln itzt als König und Vater. Aber darf ich eine Bitte wagen, ſo ſetzen Sie ſich nicht mehr den Gefahren der Jagd aus! Sie ſind Ihr Leben einem Volke ſchuldig, das Sie anbethet.

Der König (mit der größten Güte.) Recht, mein lieber Freund! Ich werde künftig behutſamer ſeyn.

Michel (ſehr lebhaft.) Verzweifelt, Herr König! Der Edelmann redt, wie ſich's gehört. Ja, Sie müſſen uns Ihr Leben erhalten. Wir haben Sie alle ſo lieb, ſo lieb ⸗ ⸗ ⸗

Alle Bauern, die zugegen ſind, und um den König hertreten (mit vielem Ungeſtüm.) Ach ja, lieber Herr! unſer Vater, unſer Freund! Erhalten Sie ſich uns! Erhalten Sie ſich uns ja, ſo lange Sie können!

Der König, (indem er ſie rund umher anſieht.) Welch ein entzückender Anblick! O ihr guten Kinder!

Michel (mit der äuſſerſten Treuherzigkeit.) Ja mein Seele! Sie müſſen ſich ſchonen! Sie haben da unſer junges Volk verheurathet, und Sie müſſen machen, daß auch noch die Kinder von ihnen einen ſolchen Landesvater kriegen. — Aber das muß wahr ſeyn; unſer Herr iſt doch der beſte Mann auf'm Erdboden! ⸗ ⸗ ⸗ Sie ſind doch nicht böſe, daß wir Sie ſo ſchlecht bewirthet haben, Herr König? Ja, das hätte ich wiſſen ſollen! —

Marthe. Ja, ich auch! mich ärgern nur die fetten Kapphähne, die ich auf dem Hofe herumlaufen habe — hätte ich gewußt ⸗ ⸗ ⸗

Der König. Ihr habt mich vortrefflich bewirthet, meine guten Leute, und ich danke euch dafür!

für! ⸗ ⸗ ⸗ Aber ich habe der Ruhe nöthig: nun nehme ich euer Bette an. — Wir bleiben allezeit gute Freunde, Herr Michel?

Michel. Ah! wer hätte in der Welt glauben ſollen, daß ein ſo groſer König heute in meinem Bette ſchlafen ſollte! — (Zu Treuwerth.) Er, guter Freund, ſoll in meines Sohnes Bette ſchlafen, und die Mutter in Röſen ihrem. Es iſt billig, daß unſere jungen Leute heute ſich die ganze Nacht durch luſtig machen, und ich will auch heute wieder jung ſeyn. — Chriſtel und Röſe, das Fäßchen muß heute alle werden.

Der König. Recht ſo! ich will morgen meine Zeche dazu geben.

(Michel und Treuwerth führen den König zu Bette.)

Michel (zupft den König im Herausgehn.) Heh, Herr König! — noch ein Wörtchen!

Der König. Nun?

Michel (lachend.) He he he! — darf ich?

Der König. Alles Michel, nur heraus!

Michel. Wenn nu etwa unſer Völkchen über's Jahr ⸗ ⸗ ⸗

Röschen (zupft Micheln.) Pfuy Vater! ſchämt euch doch!

Michel. Es hat ſich ſchämen! Der Herr König weiß lange, was in Jahr und Tag bey ſolchen raſchen Leutchen nach einer Hochzeit zu paßiren pflegt.

Der König. Recht, Michel; Ihr hofft alsdann Großpapa zu werden? — Topp. Herr Gevatter Michel! Ihr ſchickt mir bey eurem Enkelchen einen Gevatterbrief.

Michel. Ein Mann, ein Wort! Juchhe, Herr Gevatter König! das laßt mir einen Gevatter ſeyn!

(Der König geht ab.)

Michel (der den König begleitet, kehrt ſich im Herausgehn zu den übrigen.) Nu; ich komme gleich wieder, wenn ich dem Herrn König hinaufgeleuchtet habe! — Frau hole Wein! und Ihr — (Zu den Bauern, die noch da ſind.) geht in die Schenke, und bringet mit, was Ihr da auf'n Beinen findet. Ich weiß ſicher; heute iſt unſerm Könige zu Ehren alles dort von unſern Nachbarn voll, und erzählet ſich einander bey einem Kruge Bier von ihm. Sie werden ihn auch alle gern ſehen wollen? Je nun, da können ſie ihn zu ſehen kriegen, wenn er morgen fortreutet.

(Marthe geht ab, und kömmt bald mit einigen Flaſchen Wein wieder.)

Dreyzehnter Auftritt.

Chriſtel. Hannchen. Töffel. Röschen.

Chriſtel.
Holdes Glück, mit welchen Freuden
Krönſt du meine Zärtlichkeit!

Hannchen.
Mit wie viel Zufriedenheit
Lohnſt du meiner Liebe Leiden!

Töffel.
Reich an Liebe, reich an Freuden
Jauchz' ich: Rös' iſt morgen mein!

Röschen.
Freylich werd ich deine ſeyn,
Denn du weißt, ich kann dich leiden!

Alle.
Welches Glück, und welche Freuden!
Welch ein Lohn für unſer Leiden!

Morgen {Röſe, / Hannchen, / Töffel, / Chriſtel,} biſt du mein!

Morgen {Röschen, / Hannchen, / Töffel, / Chriſtel,} bin ich dein!

Letzter

Letzter Auftritt.

Michel. Marthe. Die Vorigen.

(Die abgeſchickten Bauern kommen zu gleicher Zeit zurück, und bringen noch eine Geſellſchaft mit.)

Michel. Nun, da ſind wir ja alle wieder beyſammen. Friſch, meine Kinder, Freunde, Nachbarn und Gevattern, laßt uns eine Runde unſerm guten Könige zu Ehren anſtimmen!

Divertiſſement.

Michel.

Wer wollte nicht ſein Blut und Leben
Für einen ſolchen König geben,
Der uns wie ſeine Kinder liebt,
Uns Ruhe, Glück und Freyheit giebt!
Auch fühl' ich mich auf's neu verjünget:
Es jauchzt mein Mund, mein Herze ſpringet!
Es lebe der König, mein Marthchen und ich!
Der König für alle, mein Marthchen für mich!

Chor.

Es lebe der König, mein Schätzchen und ich!
Der König für alle, mein Schätzchen für mich!

Marthe.

So ſpröde mich die Jahre machen,
So hätt' ich heute Luſt zu lachen:

(O was ein guter König thut!)
Mein Auge glänzt, es wallt mein Blut.
Dir, Michel, hüpft mein Herz entgegen,
Und wünſcht dem, der uns ſegnet, Segen!
Es lebe der König, mein Michel und ich!
Der König für alle! mein Michel für mich!

Chor.
Es lebe der König, mein Schätzchen und ich!
Der König für alle! mein Schätzchen für mich!

Chriſtel.
Sie iſt vorbey, die lange Klage!
(Zu Hannchen.)
Mir ſchenkt der ſeligſte der Tage
In deiner treuen Zärtlichkeit
Heil, Leben und Zufriedenheit.
Und wer hat uns dieß Glück gegeben?
Der beſte König: er ſoll leben!
Es lebe der König, mein Hannchen und ich!
Der König für alle! mein Hannchen für mich!

Chor.
Es lebe der König, mein Schätzchen und ich!
Der König für alle! mein Schätzchen für mich!

Hannchen.
Dich hab' ich, Chriſtel: dieſen Morgen
Erwacht' ich unter tauſend Sorgen:

Der Abend giebt mein ganzes Glück
In deiner Liebe mir zurück!
So ſiegt die Unſchuld ſtets; beſitzet
Den Thron ein Fürſt, der Tugend ſchätzet!
Es lebe der König, mein Chriſtel und ich!
Der König für alle! mein Chriſtel für mich!

Chor.

Es lebe der König, mein Schätzchen und ich!
Der König für alle! mein Schätzchen für mich!

Töffel.

Ich taumle noch als wie im Traume:
Aus einem Pilz werd' ich zum Baume:
Zweytauſend Thaler bin ich werth,
Vorher kaum funfzig — unerhört!
Nun wird ſich Michel nach mir reißen:
Das laßt mir einen König heißen!
Es lebe der König, mein Röschen und ich!
Der König für alle! mein Röschen für mich!

Chor.

Es lebe der König, mein Schätzchen und ich!
Der König für alle! mein Schätzchen für mich!

Röschen (aus Parterre.)

Hat euch, Ihr Herrn, der Fürſt gefallen:
So glaub' ich auch, es fällt euch allen,
(Wie kann es anders möglich ſeyn?)

An Gnad' und Huld ein gleicher ein.
Verbeut die Ehrfurcht, ihn zu nennen,
Genug, daß wir ihn alle kennen. —
Es lebe der Churfürſt, mein Töffel und ich!
Der Churfürſt für alle! mein Töffel für mich!

Der ganze Chor.
Es lebe der Churfürſt, mein Schätzchen und ich!
Der Churfürſt für alle! mein Schätzchen für mich!

Ende des Stücks.

Der Aerntekranz.

Eine

komiſche Oper in drey Aufzügen.

Perſonen:

Herr von Lindford, ein Vornehmer von Adel.
Amalia, deſſen Gemahlinn.
Thomas, deſſen Pachter.
Marie, Frau des Thomas.
Lieschen, ältere Tochter des Thomas.
Suschen, jüngere Tochter des Thomas.
Peter, ein junger Bauer.
Zacharias, ein alter Bedienter des Herrn von Lindford.

Der Schauplatz iſt auf des Herrn von Lindford Landguthe bey Dresden.

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt eine angenehme Landſchaft mit einer Pachterwohnung vor: die Vorderſcenen ein kleines Holz.

Erſter Auftritt.

Marie. Lieschen (vor der Thüre der Pachterwohnung.)

Marie.

Hat man nicht eine Noth, ehe man dich aus dem Bette bringt! Dreymal habe ich dich ſchon wecken müſſen. Iſt's nicht eine Schande? Es iſt ſchon heller lichter Tag.

Lieschen. Ey nicht doch! es hat ja noch kein Hahn gekräht.

Marie. Ja! weil er ſich ſchon müde gekräht hat. Ich weiß nicht, was du von dem langen Schlafen haſt.

Lieschen. Ich hab' auch ſchon ein hübſch Weilchen gewacht, und ein Reimchen in Gedanken gemacht, nach der Weiſe: Als ich noch in jungen Jahren. Hört einmal!

Habt Ihr nicht in meinen Jahren,
Liebe Mutter, ſelbſt erfahren,
Was uns in der ſtillen Nacht
Oft ein Traum für Freude macht?

Eben ſchmeckt' ich dieſe Freude,
Denn mir träumt': auf unſrer Weide
Lag ich ſorglos hingeſtreckt,
Ganz vom Haſelſtrauch bedeckt.

Bald hört' ich die Blätter rauſchen,
Und ſah einen Schäfer lauſchen,
Der dem ſchönſten Junker glich:
Gleich that ich, als ſchlummert' ich.

Er ſchlich näher, auf den Zähen,
Ward nicht ſatt, mich anzuſehen,
Und warf Bluhmen über mich:
Doch ich that, als ſchlummert' ich.

Bald drauf kniet' er bey mir nieder,
Nahm das Röschen mir vom Mieder,
Küßt' es ⸗ ⸗ ⸗ ha! und küßt' auch mich:
Noch that ich, als ſchlummert' ich.

Drauf ſteckt' er ein Sträußchen wieder
Für mein Röschen an mein Mieder ⸗ ⸗ ⸗

Marie. Nu! wirſt du bald ein Ende machen?

Lieschen. O! macht mich nicht irre. (Sie fängt wieder an.)

Drauf ſteckt' er ein Sträußchen wieder
Für mein Röschen an mein Mieder ⸗ ⸗ ⸗
Ach! da hört' ich euer Schreyn.
War's itzt Zeit, geweckt zu ſeyn?

Marie. O ja! Zeit, hohe Zeit!

Lieschen. Es war aber ſo ſchön, ſo luſtig. Ich hätte nur wiſſen mögen, was er ⸗ ⸗ ⸗

Marie. Ey! itzt ſollſt du wiſſen, warum ich dich geweckt habe. Wer weiß, geht dein Traum nicht heute aus.

Lieschen. Je, wie denn ſo?

Marie. Weil heute unſer Aerntenfeſt iſt, will der gnädige Herr aus der Stadt kommen. Du weißt, er iſt dir gut; er will dich mit in die Stadt nehmen, dich wie ſeine Tochter halten ⸗ ⸗ ⸗

Lieschen. Ja, aber der Vater ſpricht, das tauge nicht viel. Der gnädige Herr könnte was Böſes im Sinne haben. — Ach! ich mag nicht ſagen, was er alles ſpricht.

Märie. Dein Vater iſt nicht geſcheut. Da hat er Petern im Kopfe, weil der ein hübſches Güthchen hat, ſo ſollſt du keinen andern, als Petern nehmen. So will Er. Aber ich will, du ſollſt Monſieur Roſenwaſſern nehmen, den dir der gnädige Herr zugedacht hat. Da müßte man närriſch ſeyn, wenn man ſich da noch lange beſinnen wollte.

Lieschen. Aber Peter dauert mich. Wir ſind einander von Kindheit an gut geweſen. — Die Herren ſind wohl hübſcher, ſie können auch hübſcher reden: aber es iſt mir doch, als glaubt' ich Petern mehr. Vor den Stadtherren fürcht' ich mich immer, ſchäm' ich mich immer ⸗ ⸗ ⸗

Marie. Geh, du biſt ſo dummköpfig, wie dein Vater. Denke nur, der Junker hat dir verſprochen, wenn du einmal alles kannſt, was die vornehmen Weiber können müſſen, ſo will er Monſieur Roſenwaſſern, ſeinen Kammerdiener, zu einem vornehmen Herrn machen; und darnach wirſt du eine vornehme Frau ⸗ ⸗ ⸗ denke einmal! ein Mann, wie Monſieur Roſenwaſſer, und Peter, ein ſchmutziger Bauer!

Hätte

Hätte ich in meiner Jugend eine ſolche Gelegenheit gehabt! — Weißt du wohl das Lied: Mein Fabian iſt aus der Stadt? Da heißt es recht, als wenn es auf Monſieur Roſenwaſſern gemacht wäre:

Vom Puder glänzt ſein lockig Haar,
So, wie der Baum im Januar,
Wenn ihn der Reif umziehet.
Wie friſche Milch iſt ſein Geſicht,
Sein Auge, wie Vergiß mein nicht,
Das an dem Bache blühet.

Lieschen. Ja, wißt Ihr aber auch das andere Lied: Mein Schäfer iſt ein treues Blut? Das geht recht auf Petern:

So ſchwarz und glänzend als ein Staar
Wallt das natürlichkrauſe Haar
Um meines Schäfers Nacken:
Sein Auge ſchimmert ſchon von fern,
Wie in der Dämmerung ein Stern;
Wie Aepfel glühn die Backen.

Marie. Ja! höre nur weiter!

Fühl' an die Hände Fabians!
So weich iſt nicht die Bruſt des Schwans,
So weiß iſt nicht ſein Flügel.

Er

Er trägt ein Kleid von Seide reich,
Dem bunten Taubenhälschen gleich,
Und glänzend als ein Spiegel.

Lieschen. Ja! hört nur die Antwort!

(Sie ſingt:)

Zwar Roberts Hände ſind nicht weich = = =

(Sie ſpricht:) Nein, ich will lieber Peter ſingen!

(Sie ſingt wieder:)

Zwar Peters Hände ſind nicht weich,
Doch drücken ſie, ſo fühl' ich gleich,
Er liebe mich von Herzen.
Sein Leib iſt ſchlank, er iſt geſund;
Iſt gleich ſein Kleid nicht fein und bunt,
Das Kleid kann ich verſchmerzen.

Marie. Und alſo willſt du doch Petern haben, und Peter iſt dir lieber, als = = =

Lieschen. Je nein doch! ich ſage nur, daß er mich dauert. Wenn's dem gnädigen Herrn ein Ernſt iſt, je nun! Freylich mag ſich's beſſer eine vornehme Frau, als eine Bauerfrau ſeyn, und ſich hübſcher in einer ſchönen Kutſche zu Markte fahren laſſen, als auf einem Korbwagen.

Marie. Warum nicht gar, zu Markte fahren? Nein, da müſſen dir die Bauerweiber den Markt

in's

in's Haus bringen. Der gnädige Herr will dir ein ſchönes Haus miethen ⸗ ⸗ ⸗

Lieschen. Ich ſoll nicht bey ihm ſelber wohnen?

Marie. Nicht gleich im Anfange. Er meynte, die Leute könnten Böſes denken, und der gnädigen Frau was weiß machen.

Lieschen. Als wenn ſie's nicht auch denken könnten, wenn er mich beſuchet, und das wird er doch?

Marie. Freylich, aber nur Abends.

Lieschen. Pfuy, Mutter! redt nicht ſo wunderlich! des Abends erſt? Da könnten vollends die Leute denken, er wollte des Nachts bey mir bleiben.

Marie. Du biſt eine dumme Gans. Eben der Leute wegen will er nur Abends kommen, bis du ſo vornehm thun kannſt wie die vornehmen Damen, daß er dich überall mit hin nehmen kann. Darnach verheurathet er dich; darnach fährſt du in hübſchen Wagen, oder es geht dir ein hübſcher Diener nach, und deine Kinder werden lauter Herrchen und Mamſellchen.

Lieschen.

Lieschen. Ja, aber der Vater wird gewiß nicht wollen: Ihr habt's ſchon oft genug gehört.

Marie. Der Vater muß, wie der Edelmann will.

Lieschen. Der Vater muß aber doch ſeine Urſachen haben, und er iſt ja auch nicht dumm. Er lieſt, wo er ein Blatt Papier kriegen kann, und redt ſo gelehrt, daß ihn oft kein Menſch verſteht.

Marie. Ja, und daß er ſich oft ſelber nicht verſteht. Eh' er ſich's verſieht, will ich die albernen Bücher alle mit einander in's Feuer werfen. Es reiſt mancher Groſchen in den Wirthsladen für Makeltur, daß er nur was leſen und ſchwatzen kann.

Lieschen. Je na! Mutter, es iſt doch immer beſſer, als wenn er in die Schenke gienge, wie die andern Pachter, und ſpielte, oder betrunken nach Hauſe käme.

Marie. Nu! mag's doch! — Aber laß uns nicht die Zeit mit Plaudern verderben; laß uns lieber drauf denken, wie du dich recht ſchön anputzen kannſt, ehe der gnädige Herr mit Monſieur Roſenwaſſern kömmt. Wüßte ich nur, wie man eine Andrienne machte: es ſollte mir nicht auf meine beſte neſſeltuchene Schürze ankommen.

Lieſchen. Ach! geht doch! ich wüßte nicht, ſollt ich oben oder unten hinein kriechen. Hört einmal, was mir der gnädige Herr das letztemal vorſang, als ich zu ihm ſagte, ich wäre keine geputzte Dame.

Er ſteht dir recht gut,
Der niedliche Hut,
Mit Bändern geſchmücket,
Jn's Auge gedrücket.

Wie ſchalkhaft verräth
Das knappe Korſet,
Das ſchließende Mieder
Die ſchlankeſten Glieder.

Kein neidiſcher Reif,
Kein ſchleppender Schweif
Verſtecken, mein Liebchen,
Dein artiges Füßchen.

Marie. Je nu! deſto beſſer, wenn er das geſagt hat. Du wirſt dich aber doch einmal in Damenkleider ſtecken müſſen; denn wenn du in die Stadt kömmſt = = = Ha! der Vater! laß dir ja nichts vom gnädigen Herrn merken!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Thomas.

Thomas. Nu, Mutter? ſind die Mägde geweckt?

Marie. Nein, noch nicht. Ich dachte, ſie ſollten von ſich ſelber kommen.

Lieschen. Wir wollten eben gehn und ſie rufen.

Thomas. Ach! das iſt faule Bagage. Wenn ſie nicht an die Suppe dächten, ſo glaube ich, ſie ſchlieſen den ganzen Tag. Und der Morgen — o! der Morgen iſt doch ſo eine ſchöne Zeit!

„Die Morgenſtunde
„Hat Gold im Munde:“
Ein weiſer Spruch voll Kraft und Saft!
Da fühlt man wieder
Durch alle Glieder
Zur Arbeit Luſt, zur Arbeit Kraft.

Der Weſte Säuſeln,
Der Lerche Kräuſeln,
Und aller Vögel Waldgeſchrey:
Die muntre Heerde,
Die raſchen Pferde,
Dieß alles ruft: Herbey, herbey!

Lieschen.

Lieschen. Ja, ja, lieber Vater! und mein Bette ruft immer: Bleib da, bleib da! Wenn man in ſeinem Leben ſchon ſo lange wie Ihr geſchlafen hat, ja, da kann man endlich wohl einmal ausgeſchlafen haben.

Thomas. Du biſt ein naſeweiſes Mädchen. Zu meiner Zeit, bey meinem Vater, Gott hab' ihn ſelig! mußten wir alle vor Tage aus dem Neſte. Und das war recht. Jung gewohnt, alt gethan. Die Gewohnheit iſt die andre Natur, und wie die Natur macht, daß man ißt, trinkt, ſchläft ‥‥

Lieschen. Ja, daß man ſchläft, und früh am liebſten ſchläft.

Thomas. Narr, ich wollte ſagen, daß man wacht, weil man's gewohnt wird! ſo macht auch die Natur, das will ſagen ‥‥

Marie. Ach Vater, ſagt, was Ihr uns zu ſagen habt. Ueber dem Geſage geht mehr Zeit hin, als wir verſchlafen.

Thomas. Ja, alſo ſage ich — ich ſage ‥‥ Je, da haſt du mir nun drein geredt, Frau! Mit deinem verzweifelten Geplauder verderbſt du mir immer die klügſten Einfälle. Nun! kurz und gut! Ich ſage, da wir heute unſer Aerntenfeſt haben, daß die Paar Fuder, die noch draußen ſind, den Morgen vollends hereingebracht werden ſollen. Die Knechte und Mägde müſſen alſo ein wenig früher hinaus, als ſonſt.

Marie. Der gnädige Herr will doch noch kommen?

Thomas. Ja, er kann kommen, und will kommen.

Lieschen. O! der gnädige Herr? der wird mir gewiß wieder was Schönes mitbringen.

Marie. Ganz gewiß! Wenn er dir doch einmal eine Andrienne mitbrächte!

Thomas. Ich will, er ſoll dir nichts mitbringen, und thut er's, ſo ſollſt du's nicht annehmen. Ein politiſcher Mann hält auf Reputation und auf Ehre der Familie.

Marie. Geht mir doch nur mit euerm beſtändigen Geräſonnire von Ehre . . .

Lieschen. Ja, als ob's eine Schande wäre, anzunehmen, was man einem giebt.

Thomas. Unter Geben und Geben iſt ein Unterſchied. Giebt der gnädige Herr was, ſo will er gewiß wieder was dafür haben. Denn die Vornehmen ſind nicht ſo ſpendabel; und was meynſt du denn, daß er von ſo einem Mädchen, wie du biſt, wieder haben möchte?

Marie. Nichts; denn ſie hat nichts.

Lieschen. Ich dächt's auch, Vater; mir kann er nichts nehmen.

Thomas. Alſo iſt deine Ehre nichts?

Marie. Mit Eurer Ehre! die kann uns ein vornehmer Herr wohl geben, aber wir ihm nicht. Für einen ſo politiſchen Mann, wie Ihr ſeyd = = =

Thomas. Ja, ja! er kann uns Ehre und Schande anthun, und von der Schande deſto mehr, ie mehr er uns erſt von der Ehre giebt. Die Ehre eines Mädchens deines gleichen, iſt, daß ſie fromm und ehrlich iſt, daß ſie keinem Burſchen nachläuft, damit ſie einmal eine gute Hausfrau wird, und daß ſie = = =

Marie. Ja doch! daß ſie eine gute Hausfrau wird, damit ſie Petern nehmen kann: nicht wahr?

Thomas. Und iſt das nicht recht? heh? — Ein Bauer iſt ein nützlicher Mann in der Welt, und ohne die Bauern wären keine Junker. Siehſt du, das will ich dir monſtriren.

Marie. Geht mit Euerm dummen Zeuge. Die Bauern ſind alſo wohl vornehmer, als der Junker? und der Großknecht vornehmer, als des gnädigen Herrn Kammerdiener, Monſieur Roſenwaſſer?

Lieschen. Nein, das iſt doch wohl nicht, Vater?

Thomas. Ich ſage nicht, vornehmer. Wenn du politiſch biſt, ſo mußt du einen Unterſchied machen . . .

Marie. Ja, unter Miſtladen und dem gnädigen Herrn die Haare aufkräuſeln.

Thomas. Siehſt du, Frau, was du nun albern redſt. Gienge der Herr wie unſer Einer, ſo brauchte er ſich nicht kräuſeln zu laſſen: das iſt alſo nicht nothwendig; Miſtladen aber iſt nothwendig, denn ſonſt hätten wir kein Brod.

Lieschen. Der Vater hat doch wohl Recht.

Thomas. Aber ich ſehe ſchon, wo du hin willſt, Frau. Dir gefällt es, daß dem Junker unſer Mädchen ſo wohl gefällt, und du merkſt nicht, daß er drauf ausgeht, ſie uns zu verführen.

Marie. Was das für Zeug iſt! als wenn er nicht ſchon eine Frau hätte.

Lieschen. Es iſt ja wahr, Vater!

Thomas. Und als wenn ich das nicht ſo gut wüßte, als du? Aber ſiehſt du, es kömmt den vornehmen Herren nicht drauf an, ihre Weiber ſitzen zu laſſen, und ſich mit andern zu ſchleppen.

Lieschen. Ey pfuy, Vater, das thut ein feiner

Herr nicht. Er ſagt, er will mich wie ſeine Tochter halten.

Thomas. Haſt du nicht an deinem Vater Vaters genug? heh?

Marie. Und er will ſie alles lernen laſſen, was vornehme Leute lernen?

Thomas. Zu was? heh? zu was? — damit Peter bey ihr verderben ſoll? Sie kann, was du kannſt, und mehr braucht ſie zu einer guten Hausmutter nicht.

Marie. Der gnädige Herr aber verſpricht, Monſieur Roſenwaſſern . . .

Thomas. Monſieur Roſenwaſſer iſt ein vornehmer Müßiggänger. Er thut nichts, als Haare kräuſeln, Haare pudern, Kleider ausziehen, Kleider anziehen. Lieber wollt' ich unſre Tochter dem alten Nachtwächter Kümmel geben, der ſein Brod doch nicht mit Sünden verdient.

Lieschen. Pfuy, Vater! dem alten garſtigen Manne? Monſieur Roſenwaſſer iſt doch ſo ein hübſcher Menſch —

Marie. Ja, und Monſieur Roſenwaſſern wird der gnädige Herr bald zu was recht Vornehmen machen.

Thomas. Ein Wort ſo viel als tauſend! Es iſt dem Junker viel um ſeinen Kammerdiener zu thun, ſondern um ſich. Ich bin politiſch; und weiß, wie die Kreide ſchreibt. Kurz, ich verbiete dir hiermit, dich mit ihm gemein zu machen; verſtehſt du? — Aber itzt geht, und weckt die Mägde, daß ſie hinaus in's Feld kommen, und bindet uns einen recht ſtattlichen Aerntekranz. Ihr könnt zum Gärtner gehn, der will euch Bluhmen geben. Wir müſſen doch dem gnädigen Herrn ein bischen Reſpekt erweiſen.

Lieschen. Und ich ſoll den Aerntekranz doch wohl tragen?

Thomas. Das kannſt du. — Aber ſo viel ſag' ich dir, Lieſe, nimm dich vor dem Junker in Acht! Warte noch einen Augenblick, ich will dir etliche Regelchen geben: denn du biſt mir noch nicht klug genug, und die Stadtherren ſind ſchlau, wie die Füchſe. Ich will ſie dir gar vorſingen, damit du ſie beſſer behälteſt.

Lieschen (zu Marien.) Mutter! können wir keine Antwort ſingen?

Marie (zu Lieschen.) Wir wollen ſehen.

Thomas.

Geht der Junker ganz allein
In den Garten, in den Hain,
So geh' ja nicht auch hinein:

Marie.
Wenn ſie nichts vom Junker weiß,
Und die Arbeit macht ihr heiß:
Und ſie will gekühlet ſeyn?
Lieschen.
Spricht der Junker: Folge mir,
Lieschen! ich befehl' es dir!
Kann ich da wohl ſagen Nein?
Thomas.
Freylich ſagſt du Nein.
Marie und Lieschen.
Ey, das wäre fein!
Thomas.
Nimmt er mit verliebtem Blick
Dir die Hand: zieh' ſie zurück!
Marie.
Wenn der Herr nun zu ihr ſpricht,
Thut ſie denn, als hört' ſie's nicht?
Lieschen.
Wenn der Herr mich küſſen will,
Halt' ich nicht die Backen ſtill?
Thomas.
Ey, warum nicht, Mädchen? Nein!
Lieschen und Marie.
Nun, das wäre fein!

Thomas.
Niemals darfſt du auf ihn hören.
Lieschen.
Kann ich's meinen Ohren wehren?
Marie.
Das ſind allerliebſte Lehren!
Thomas.
Ich bin Vater.
Marie.
Mutter ich.
Ich bin Mutter.
Thomas.
Vater ich.
Lieschen.
Aber ſagt, wem folge ich?
Thomas.
Mir, dem Vater, ſicherlich!
Marie.
Mir, der Mutter, ſchickt es ſich!
Lieschen.
Iſt es möglich? allen beiden?
Thomas.
Peter, ſag ich, wird dein Mann!
Marie.
Wenn man Herren haben kann?

Lieschen.

Gut! ich kann ſie beide leiden.

Thomas und Marie.

Beide? Nein, das geht nicht an.

Lieschen.

Nun, ſo nehm' ich, wen ich kann.

(Lieschen geht ab, Marie folgt ihr.)

Dritter Auftritt.

Thomas (allein.)

Ja! geht nur, gehet! das ſoll ſich wohl finden. — Ich will kein Grosvater von einem Edelmännchen werden, und wenn ich den Pacht darüber verlieren ſollte ... (Es kömmt ein Bedienter in einem Rockelor gewickelt, der von weiten umher guckt, als ob er ſehen wollte, ob noch jemand anders zugegen ſey. Thomas wird ihn gewahr, und ſieht ihm mit vielen Zeichen der Verwunderung zu.) Was zum Henker, will der Kerl hier? — Ich glaube, meiner Treu! es iſt ein Schnapphan. (Indem ſich der Bediente wieder umkehrt, in den Buſch zu ſpringen, greift Thomas zu, und faßt ihn bey'm Rocke.) Halt, Spitzbube! hab' ich dich? — (Schreyend) Ihr Knechte!

Vierter Auftritt.

Thomas. Zacharias.

Zacharias (der ihm winkt, ſtillzuſchweigen.) St! St! —

Thomas. Ey, ich muß wiſſen, wer du biſt?

Zacharias. Kennſt du mich nicht, guter Thomas?

Thomas. Je, verflucht! Zachari's? ich glaube gar, du biſt's?

Zacharias. Sind wir allein?

Thomas. Menſch, ſage, willſt du mich beſtehlen, oder was . . .

Zacharias. Ein andermal, Thom's —

Thomas. Ey, weder itzt, noch ein andermal! ſage, was willſt du? wo kömmſt du her? — Biſt du nicht mehr bey der gnädigen Herrſchaft Läufer?

Zacharias. Nein, die Füße wollten nicht mehr fort, nun müſſen die Hände dran.

Thomas. An's Stehlen? —

Zacharias. Pfuy, Thom's! als ob ich die Hände zu ſonſt nichts brauchen könnte. Ich bin itzt Tafeldecker bey der gnädigen Frau. — Aber ſage mir nur, biſt du allein?

Thomas. Du kannſt nicht mehr laufen: kannſt du auch nicht mehr ſehen, daß du ſo fragſt?

Zacharias. Ich will wiſſen ob deine Frau oder ſonſt jemand in der Nähe iſt?

Thomas. Nein, ich habe ſie eben abgefodert! Aber kömmſt du denn ganz allein? und was bringſt du uns?

(Zacharias ſpringt, ohne weiter zu antworten, in den Buſch.)

Fünfter Auftritt.

Thomas (allein.)

Nu, was ſoll denn das heißen? Der Kerl iſt entweder ein Narr, oder ein Buſchklepper geworden. — Ich weiß nicht, ruf' ich meine Leute, oder = = = Ey? was zum Henker iſt denn das wieder für eine Figur? —

Sechster Auftritt.

Thomas. Amalia (hat eine Kappe überhängen, und eine Saloppe um; Zacharias geht hinter drein.)

Amalia (die beym Eintritte noch zurückſieht, und zum Zacharias redet.) Ganz gewiß nicht?

Zacharias. Nein, gnädige Frau! Mutterſeel' allein —

Thomas. Nu ſo will ich doch gerne ſehen, was aus dem Geſpenſte werden wird?

Amalia (läuft auf den Thomas zu, der zurück weicht.) Vortrefflich, mein lieber Thomas, daß ich euch allein finde. Seyd mir vielmal willkommen!

Thomas. Wa — wa — was? — w — w — wie?

Amalia. Ich ſehe wohl, Ihr kennt mich nicht mehr? — (Sie nimmt die Kappe und Saloppe ab, und giebt ſie dem Bedienten: ſie hat darunter eine ländliche Tracht, ohngefähr wie Lieschen.) Da! nehmt, Zachari's — Nun, Thomas?

Thomas. Je! Je! — ſagen Sie mir nur = = = Sie ſehen beynahe, wenn ich mich noch recht beſinne, Fräulein Mahlchen ähnlich?

Amalia. Freylich war ich vormals Fräulein Mahlchen, und itzt Lindfords Frau. — Hab' ich mich denn ſo verändert?

Thomas. O! ich falle aus den Wolken, vor Erſtaunen = = = vor Freude. Verwandlung über Verwandlung! — Wenn Sie's ſind, ſo muß ich Ihnen den Rock küſſen. Ich ſehe in Ihnen leibhaftig Ihren guten ſeligen Papa wieder.

Amalia.

Amalia. Gebt mir eure Hand, lieber Thomas! — (Er küßt ihr die Hand.) Seit meiner Verheurathung habe ich euch nicht geſehen = = =

Thomas. Ja, ja, bey Ihrer Hochzeit. Da gieng's flott. — Ich war Deputirter von unſrer Gemeine = = =

Amalia. Vor allen Dingen ſagt mir, ſind wir allein?

Thomas. O ja! und itzt kömmt keine Seele = = = Aber, gnädige Frau, ich kann immer vor Verwunderung noch nicht zu mir ſelber kommen. So früh —, allein, — zu Fuße — (denn ich müßte den Wagen im Hofe gehört haben) — in dem Kleide = = = aber es ſteht Ihnen doch, meiner Treu, recht gut —

Amalia. Ihr ſollt alles erfahren. Itzt bitte ich euch, helft mir nur meine Ankunft geheim halten.

Thomas. Warum nicht? Die Verſchwiegenheit iſt eine vortreffliche Tugend, und ich habe einmal geleſen, daß, wenn man politiſch ſeyn wollte = = =

Amalia. Seyd Ihr immer noch ſo gelehrt, lieber Thomas? — (Thomas lacht.) Ein andermal wollen wir davon reden. Ich habe meine Urſachen, warum ich verborgen und unerkannt ſeyn will.

Thomas. Aber ſind Sie denn hergeflogen, oder wo kommen Sie her? das möchte ich nur wiſſen. Sie können doch nicht achtzehn Meilen zu Fuße laufen!

Amalia. Ich bin dieſe Nacht bey der Frau von Buchthal, meiner alten guten Freundinn, in der Nachbarſchaft abgetreten. Dieſe hat mich in ihrer Chaiſe herüber fahren laſſen, und dieſe ſteht noch mit meinen Koffern im Holze. (Zum Bedienten.) Zachari's, geht nur indeſſen hin, und bleibt bey'm Kutſcher, bis ich mit Thomaßen verabredet habe, was wir anfangen. (Zacharias geht ab.)

Thomas. Ich ſinne und ſinne, und ungeachtet ich ſonſt wohl ein bißchen politiſch bin, ſo kann ich mich doch nicht in alles das finden. In dem Anzuge — allein — niemand ſoll was erfahren = = = Ah! eben fällt mir's ein = = = nicht wahr? Sie haben was von unſerm Aerntenfeſte gehört, und daß der gnädige Herr uns die Gnade erweiſen, und aus der Stadt kommen will, und darnach wollen Sie ihm ſo ein heimliches Plaiſirchen machen, und huſch! eh' er ſich's verſieht = = = hahahaha — geſcheut ausgedacht! politiſch! Nicht wahr, ich hab's getroffen?

Amalia. Ja ja, mit dem Erſten hat's ſeine Richtigkeit,

tigkeit, lieber Freund: aber ob ich ihm viel Freude machen werde, das iſt eine andere Frage.

Thomas. Je, Sie ſtehn ja wohl gut zuſammen?

Amalia. Ja ſonſt!

Wie ſchnell entfloh die ſchöne Zeit
Der erſten Ehſtandstage!
Sie krönte nichts, als Fröhlichkeit,
Sie trübte keine Klage.
Er liebte mich, wie ſich,
Ich liebt' ihn, wie mein Ich:
Das waren goldne Zeiten!

Gefällig ſucht' in meinem Blick
Er jeden Wunſch zu ſpähen,
Und kannte kaum ein größer Glück,
Als mich beglückt zu ſehen.
Kein Augenblick verſchwand,
Der mich nicht froher fand:
Da waren goldne Zeiten!

Thomas. So? und die Zeiten ſind nicht mehr? — Ich merke ſo was!

Amalia. Ihr habt eine hübſche erwachsne Tochter, wie ich gehört habe?

Thomas. Je nu, es iſt kein uneben Ding. Die Burſche ſind ihr gut: ſie iſt ſpashaft, wenn ſie will,

und

und dreht ſich zehnmal auf einem Abſatze herum, ehe man Amen ſagt. Das Wettermädchen iſt mir manchmal ein bischen gar zu raſch —

Amalia. Aber warum verheurathet Ihr ſie nicht?

Thomas. Je! es iſt auch im Werke. Ich habe einen hübſchen Kerl für ſie.

Das beſte Gut im Dorf iſt ſein,
Von allen böſen Schulden rein:
Er hat hübſch Feld und Wieſewachs,
Er bauet Rüben, Hanf und Flachs:
Er hat ein bischen Holz dabey,
Das Haus und auch die Scheun' iſt neu:
Er hat drey Pferd' und vierzehn Küh:
Das iſt ja wohl ein Mann für ſie?

Amalia. Ohne Zweifel. Und ſie will ihn etwann nicht?

Thomas. Sie will ihn und will ihn auch nicht. Erſt wollte ſie ihn, und im Grunde mag ſie ihn wohl leiden: aber ‥ doch, gnädige Frau, nehmen Sie mir's nicht übel: warum fragen Sie denn ſo gar hitzig?

Amalia. Ach lieber Thomas! darf ich's euch ſagen?

Thomas. Nu! ich ſag's nicht ohne Urſache, daß ich ein bischen politiſch bin. Es giebt manchmal vor-

vornehme Herren, die, wenn ſie gleich alle Tage Wildprett haben könnten, doch zuweilen nach einem Stücke Schweinebraten lüſtern ſind.

Amalia. Ach! ſo ſollte es denn wahr ſeyn? ‥‥

Thomas. Ich will damit nur ſo viel ſagen, daß meine Frau einen verwetterten Hochmuthsteufel im Kopfe hat. — Aber wir müſſen ein bischen näher zuſammenrücken, gnädige Frau! Sie ſind politiſch, und ich auch. Haben Sie etwa gar ſo was gehört? — Sie verſtehen mich ſchon.

Amalia. Ich will euch alles ſagen, guter Thomas. Ich weiß, Ihr ſeyd ein geſcheuter und vernünftiger Mann, mit dem man ein Wort im Vertrauen reden kann.

Thomas. Ja ja! es ſagen's andre Leute mehr, wenn's gleich meine Frau nicht haben will.

Amalia. Mein Gemal iſt ſchon ſeit anderthalb Jahr in Dresden.

Thomas. Schon ſeit anderthalb Jahr? Pfuy, das hätte ich ihm nicht zugetraut, und Sie haben ihm ein ſo hübſches Guth zugebracht.

Amalia. Die Geſchäffte nöthigten ihn anfänglich ‥‥

Thomas. Ja, das iſt was anders! Denn die

Natur, die alles weiſe einrichtet, hat den Mann darzu geſchaffen, daß er ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Laßt mich auserzählen. Ich glaube aber, daß ihn ſeine Geſchäffte nicht ſo lange da zu bleiben zwingen. Denn ich weiß, daß die Hauptſache, weswegen er dort war, im erſten Vierteljahre geendiget ſeyn konnte. Allein Zerſtreuung, Geſellſchaft ⸗ ⸗ ⸗ kurz der einſame Aufenthalt auf dem Lande ⸗ ⸗ ⸗

Thomas. Wenn die vornehmen Herren ſich wie unſer Einer hübſch mit um die Wirthſchaft bekümmerten, ſo würde ihnen die Zeit nicht lange werden. — Und warum ließ er Sie wenigſtens nicht nachkommen?

Amalia. Vermuthlich, weil er glaubt, daß ich ihm in ſeinem Vergnügen hinderlich ſeyn möchte. Seit einiger Zeit höre ich ⸗ ⸗ ⸗ (und warum ſollte ich Euch verhehlen, daß mir meine Freundinn, die Frau von Buchthal, einen Wink davon gegeben) — ich höre, ſag' ich, daß er ſehr oft hier auf unſer Guth kömmt, und eurer Tochter nicht gram ſeyn mag.

Thomas. He, ſollte man's glauben, daß das Ding ſchon ſo einen Lärm in der Welt macht! Je nu, nu, die Sache iſt wahr. Ich merkt's aber gleich, und habe, wie ein Falke, Achtung gegeben, daß er mir dem Mädchen nicht gar zu nahe kömmt. Lieschen hätte mir auch gefolgt: aber mein Weib hat mir den Brey verderbt: der hat der gnädige Herr in den Kopf geſetzt, daß er ſie, ich weiß nicht zu was? machen will, und weil ſie nicht eine vornehme Madame geworden iſt, ſo möchte ſie wenigſtens gern aus ihrer Tochter eine machen.

Amalia. Gut: darum komme ich her und möchte, wenigſtens im Anfange, nicht gern erkannt ſeyn. Ich will meinen Mann überraſchen, und, kann ich ſein Herz nicht wieder gewinnen, ſo will ich ihn wenigſtens beſchämen.

Thomas. Klug ausgedacht! — O! ich liebe ſolche politiſche Leutchen, wie ich und Sie ſind. Aber mit Erlaubniß, der gnädige Herr iſt doch ein bischen dumm; denn Sie wären mir gewiß und wahrhaftig lieber, als ſo ein albernes Ding, wie mein Mädchen.

Amalia. Nun, nun, ſie mag artig genug ſeyn. Er iſt kein Neuling in Kenntniß der Schönheit. Und was thut die Liebe zur Veränderung nicht? Hört hier ein Liedchen davon:

Mädchen, ſeht den Zephyr ſtreichen,
Dem ſo viele Männer gleichen:
Seht, er flattert ohne Ruh,
Allem, was er findet, zu.

Jetzo buhlt er um die Linde;
Sieht die Tulpe, fliegt geſchwinde
Zu der Tulpe, die er küßt,
Und die ſchnell vergeſſen iſt.

Bald trägt er ſein ſüß Gewäſche
Zu der Pappel, zu der Eſche,
Liſpelt bald dem Haberrohr
Seine heiße Sehnſucht vor.

Seht ihn nun zur Roſe fliehen!
Ewig will er für ſie glühen;
Bis er um die Binſe wirbt,
Und im tiefen Sumpfe ſtirbt.

Thomas. Ihr Liedchen hat Recht. Wir Menſchen ſind von Natur zur Veränderung geneigt . . .

Amalia. Indeſſen ſchmeichle ich mir immer mit der Hoffnung, daß ich in ſeinem Herzen die vorige Liebe aufwecken will. Denn gewiß hat er mich ſonſt recht zärtlich geliebt, und ſein Herz iſt nicht böſe.

Thomas.

Thomas. Ich glaub's auch; wer wollte nicht? ich gäbe heute neun ſolche Weiber, wie meine Frau iſt, für Sie hin, und die zehnte oben drein. Hehehe.

Amalia. Ihr ſcherzet, lieber Thomas. — Was meine Hoffnung noch vergröſſert, iſt dieſes: ehe ich noch ſeine Abſichten wußte, ließ ich mir die Blattern inoculiren : : :

Thomas. Inoculiren? O das müſſen Sie mir erzählen. Ich habe ſchon vielerley von dem Dinge gehört und geleſen, aber ich kann noch nicht ſo recht dahinter kommen: kann man ſeine eigne Blattern denn in einen Baum inoculiren, ſo wie einige Leute die Gicht? : : :

Amalia. Ein andermal ſollt Ihr das weitläuftiger hören. Ich bin ſo glücklich durchgekommen, daß ich kaum etliche an den Armen und Halſe, und im Geſichte gar keine gehabt habe. Meinem Manne aber habe ich weiß gemacht, um ihm dazumal, wie ich glaubte, eine ganz unvermuthete Freude zu machen, ich ſey durch die natürlichen ganz verſtellt worden.

Thomas. Hahahaha: das iſt politiſch! das wird einen hübſchen Spas geben!

Amalia. Vielleicht habe ich dadurch ſeine Ausſchweifungen ſelbſt veranlaßt. Er glaubt mich gewiß häßlich und verſtellt zu finden: denn er mag wohl meinem Geſchlechte ſo viel Eitelkeit zutrauen, daß ich mich nicht für häßlicher ausgeben würde, als ich wirklich wäre. Vielleicht hilft mir dieß aber auch meine Liſt befördern: denn man ſchmeichelt mir, daß meine Geſtalt durch dieſe mir ſelbſt gemachte Krankheit ſehr gewonnen habe.

Thomas. Meiner Treu, gnädige Frau! Sie ſehen auch itzt weit hübſcher aus, als da Sie Fräulein Malchen waren. Sie waren dazumal ein bißchen dürre, und kreideweiß; itzt ſehn Sie ſo fein rothbäckicht, wie ein Borſdorfer Aepfelchen aus, und ſind ſo hübſch quatſchlicht — es iſt eine Luſt, Sie ſo anzuſehen. Hahahaha!

Amalia. Es iſt mir lieb, wenn ich euch itzt beſſer gefalle. — Nun müßt Ihr mir eine Liſt ausdenken helfen.

Thomas. O das kann ich! Sie machen mir eine Freude, gnädige Frau, daß ich doch einmal meinen Verſtand ſehen laſſen kann.

Amalia. Glaubt Ihr, daß mich hier jemand kennen ſollte?

Thomas. Hier? In dem Anzuge ſuchte der Henker und ſeine Großmutter keine gnädige Frau; und hätt' ich nicht Zachariſen geſehen, ſo wäre mir's nicht

nicht im Traume eingefallen. Da der ſelige Papa mit Ihnen hier durchgieng, blieben Sie etwann einen lumpichten Tag hier, und das iſt ſchon zehn Jahr her. Meine Frau und meine Tochter wiſſen da viel mehr davon; und mein! Sie wiſſen ja wohl, wie s immer in Weiberköpfen durch einander geht.

Amalia. Nun; damit ich von den Eurigen unerkannt bleibe, ſo müßt Ihr mich für eine Perſon von eurer Verwandſchaft ausgeben. Habt Ihr nicht jemanden, dem ich ähnlich ſehen könnte?

Thomas. (nachdenkend.) Je! wiſſen Sie was? Draußen bey Erfurth habe ich eine Schweſter, Dore: die hat einen Oberförſter, und ein Mädchen, die nun wohl — (Er zählt an den Fingern.) ja, ein neunzehn bis zwanzig Jahr alt ſeyn muß. Sie hat mich ſchon ſeit ſechszehn Jahren beſuchen wollen; aber bald haben ſie die Viehſeuche gehabt; bald hat ſie in Wochen gelegen; bald = = =

Amalia. Nur nicht ſo weitläuftig, guter Thomas! wir möchten überraſcht werden. Gut, ich bin alſo eure Muhme: ich heiße, Dorchen: meines Vaters Bruder mag was in Dresden zu thun gehabt, und mich mitgenommen haben. Ich bin heraus gekommen, meine Verwandten zu ſehen, und komme unvermuthet zu der Freude des Aerntefeſtes.

Thomas. Mein Seel, gnädige Frau, ich könnte es ſelber nicht geſcheuter ausſinnen: Das wird einen Spas geben! Hahahaha. — Es wird mir aber närriſch vorkommen, wenn ich Sie gnädige Frau Dorchen heißen ſoll.

Amalia. Ey, bey Leibe müßt Ihr mich nicht gnädige Frau heißen: ſondern Dorchen, du ...

Thomas. O pfuy doch! du, das kann ich unmöglich, wenn Sie's nun übel nehmen: Dorchen du! ich ſchäme mich, ſo unhöflich zu ſeyn.

Amalia. Wenn Ihr politiſch ſeyn wollt, und das ſeyd Ihr ja, (Thomas lächelt ſehr zufrieden) ſo müßt Ihr du ſagen. Da muß es heißen:

So kömmſt du alleine, mein Dorchen?
Iſt Vater und Mutter nicht hier?
Was machen ſie beide? was Lorchen?
Warum kömmt keines mit dir?

O ſollt' ich die Mutter doch ſehen!
Sie liebte ſo ſchweſterlich mich!
Ja, wie uns die Jahre vergehen,
Auf Armen trug ich noch dich!

Itzt biſt du ein wackeres Mädchen,
Der Mutter im Kranze faſt gleich!
Doch drehſt du auch fleißig dein Rädchen,
Und biſt an Tugenden reich?

Haſt

Haſt du nicht ſchon muthige Freyer?
  Ich komme zur Hochzeit: nicht wahr?
Doch Dorchen, iſt dieſes nicht heuer,
  So iſt's auf's künftige Jahr.

Thomas. (lachend.) Hahahaha! Sie ſind mir eine rechte Schlaue: Politiſch! ſehr politiſch! Wir ſchicken uns zuſammen, als ob wir für einander gemacht wären. Das wird Spas, das wird zu lachen geben.

Amalia. Ihr müßt nur nicht vor der Zeit lachen, Thomas, daß Ihr den Spas nicht verderbt; er könnte mir ſonſt theuer zu ſtehen kommen; und Ihr könnt mir glauben, daß mein Herz mehr traurig, als luſtig iſt.

Thomas. Nu! nu! laſſen Sie mich nur gehn, ich will meine Dinge ſchon machen. Ich will Fragen thun, haſt du nicht geſehn ⸗ ⸗ ⸗ Doch noch Eins! das iſt nicht wahr, was Sie da ſagten, daß mich meine Schweſter ſehr liebte! Wir zankten uns zu Hauſe, ſo oft wir einander ſahen, und auch das nicht, daß Sie meiner Schweſter ähnlich ſähen. Denn die ſah, von Kleinem auf, immer einem Affen ähnlicher, als Ihnen.

Amalia. Nichts zur Sache! fragt mich, was Ihr wollt, ich werde euch ſchon antworten.

Thomas. Jaja! Sie ſind gewandt, das merke ich — Das wird Spåſschen geben, ey, ey, ey! — Nu will ich mein Vôlkchen ins Feld treiben, daß ſie vollends draußen reine Arbeit machen. Denn es regt keines eher einen Fuß, bis nicht der Knittel hinter drein iſt.

Amalia. Macht euer Aerntefeſt ſo feyerlich, als möglich. Ihr werdet doch auch Muſikanten dabey haben?

Thomas. Eigentlich nicht: die Knechte pfeiffen, und die Mägde ſingen. Aber Ihnen zu gefallen, gnädige Frau ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Nun, ich will alles bezahlen ⸗ ⸗ ⸗ noch eins! ich muß die Pferde mit Zachariſen zurücke ſchicken. Er ſelber mag dort bis auf weitern Befehl bleiben: aber wie werden wir die Koffer gut herein ſchaffen?

Thomas. Da ſoll ſchon Rath werden. Ich will das politiſch genug machen. Keiner im Dorfe ſoll's wiſſen, daß es Ihre Waare iſt. Aber ⸗ ⸗ ⸗ verflickt! da kömmt Peter, mein künftiger Eidam. Ich muß ſie da erſt ein bischen zuſammen bekannt machen.

Amalia. Vergeßt bey Leibe nicht, daß ich eure Muhme Dorchen bin.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Peter (kömmt ſingend von weitem, mit der Axt auf der Schulter: er wird ſie nicht gleich gewahr.)

Peter.

Iſt nur erſt mein Lieschen mein!
O wie glücklich werd' ich ſeyn!
Unter tauſend Küſſen
Meinen Morgen grüſſen!

Dann geh' ich auf's Feld mit ihr,
Jedes Thal beſuchen wir,
Das uns ſchöner blühet,
Wann kein Menſch uns ſiehet.

Haben wir geſcherzt genug,
Fröhlich ſtoß' ich meinen Pflug
In die trockne Erde,
Daß ſie locker werde.

Und kömmt dann der Lenz zurück,
Was erwart ich da für Glück!
Wenn ein kleiner Peter ‥ ‥ ‥

(Er wird den Thomas und die Amalia gewahr, die er für Lieschen hält: er läuft auf ſie zu.) Guten Morgen, Thomas ‥ ‥ ‥ Je Lieschen, biſt du denn auch ſchon munter? (Indem er ihr nach der Hand greift, und ſie ihm ihn anblickt, taumelt er vor Erſtaunen zurück.) — Thomas! heh! — was iſt das? (Thomas lacht herzlich.)

Thomas. Das iſt ein Spas! Hahahaha! Das iſt ein Spas!

Amalia. Guten Morgen, mein lieber Peter, guten Morgen!

Peter (nähert ſich noch einmal, und wiſcht ſich die Augen aus.) Träume ich noch, oder iſt Hexerey vorgegangen? — Iſt ſie nicht Lieschen?

Thomas. Hehehehe, ein Spas! Lieschen, Lieschen!

Amalia. Nein, mein Freund! ich heiße Dorchen.

Peter. Je wo Sapperloth, iſt denn das Dorchen auf einmal hergekommen?

Thomas. Iſt dir's nicht ein ſchmuck Mädchen? (Auf die Seite zu ihr.) Sie nehmen mir's doch nicht für übel, daß ich ſo gemein mit Ihnen thue?

Amalia (bey Seite.) St! hübſch politiſch, Thomas! (Laut.) Ich bin ein Mühmchen von dem guten Vetter Thomas, und habe ihn gern einmal ſehen wollen.

Thomas. Ja, ſie iſt meiner Schweſter Tochter, und iſt dir mit einem Fuhrmanne gekommen. Sie iſt weit hinter Erfurth her, die gnädige Frau = = =

(Er

(Er ſchlägt ſich auf's Maul: auf die Seite.) Thomas, das war dumm.

Amalia. Nicht mit einem Fuhrmanne, Vetter Thomas! nein, meines Vaters Bruder = = =

Thomas. Ja, ja! ihres Vaters Bruder hat was in Dresden zu thun, und hat ſie hier in der Nähe abgeladen.

Peter. (zu Thomas.) Höre, deine Muhme iſt ein flink Mädchen, ſie iſt dir bald ſo fein als Lieschen — —

Thomas. Ja, das glaube ich wohl! Ihr Vater iſt ein Förſter, und du weißt, die haben eine gute Nummer: was ſie nicht kriegen, mauſen ſie = = = Sie wird mir's doch nicht übel = = =

Amalia. Ach Vetter! heißt mich doch du, wie eure Tochter, und geht auch ſo mit mir um.

Thomas. Ja! ich will gleich wieder hier ſeyn, und — dich auch duzen; ich will — nur erſt meine Schnitter forttreiben. Denn ein guter Hausvater = = =

Amalia. Thut das, Vetter Thomas! Peter wird ſchon bey mir bleiben, bis Ihr wieder kommt.

(Thomas geht ab.)

Achter Auftritt.

Amalia. Peter.

Amalia. Nun? Ihr fürchtet euch doch nicht vor mir, Peter? Ich hörte doch ſchon, als Ihr ankamet, daß Ihr den Mädchen eben nicht feind ſeyn möget.

Peter. Je wer ſollte den hübſchen Geſchöpfchen feind ſeyn? und Sie, Dorchen, iſt kein uneben Geſichtchen.

Amalia. Aber doch wohl nicht ſo hübſch, als Lieschen?

Peter. Je nun! Lieschen iſt hübſch und auch nicht hübſch.

Amalia. Wie denn das?

Peter. Je nu! ſie iſt hübſch, weil ſie gar fein ausſieht, weil ſie — weil ſie gar artig mit einem thun kann, wenn ſie will; weil ſie ſich dreht, wie ein Kräuſel; weil ſie — gut arbeiten kann: aber nicht hübſch, weil ſie mir itzt Streiche ſpielet, weil ſie — nicht mehr ſo hübſch thut, als ſonſt.

Ich war ein Junge kaum ſo groß,
Und ſie ein Ding, ſo klein:
Da war ich Hahn im Korbe bloß,
Ihr Herzblatt ich allein.

Wir thaten ſchon recht altvertraut:
Ich hieß ſie: Täubchen, Lamm;
Und ſpielten wir, ſo war ſie Braut,
Und ich war Bräutigam.

Ihr wuchs die Bruſt, mir wuchs der Bart,
Nun that ſie wieder ſcheu:
Doch ſo, daß ich bald inne ward,
Daß es der Ernſt nicht ſey.
Sie warf mit Nüſſen mich im Schlaf,
Ich ſtahl ihr einen Schmatz;
Sie nahm mir von der Heerd' ein Schaf,
Ich ihr den Straus vom Latz.

Die letzte Kirms geſtund ich ihr,
Ich wollte ſie mir freihn:
„Gieb mir die Hand!“ Sie gab ſie mir!
„Willſt du?“ Sie ſprach nicht nein.
Da kömmt nun unſer Junker an,
Schwatzt ihr vom Stadtvolk vor,
Setzt ihr von einem beſſern Mann
Ich weiß nicht was in's Ohr.

Amalia. Nun weiß ich genung! Ey! ey! das iſt weder vom Junker, noch von Lieschen fein!

Peter. Freylich iſt's nicht fein. Die weißgepuderten Herrchen aber laufen immer hinter allem her, was nur eine Schürze vor hat. — Ja, wäre er nicht unſer Herr, ich hätt' ihm längſt die Beine entzwey geſchlagen, daß er ſein Nachlaufen hätte vergeſſen ſollen.

Amalia. Pfuy, Peter! Er wird nicht wiſſen, daß ſie euch zum Bräutigam hat; und ein hübſches Mädchen hat ja ein Recht, jedermann zu gefallen.

Peter. Ey! ſie kann ihm meinethalben gefallen, wie ſie will, wenn er ihr nur nicht gefiele. Und das iſt doch auch nicht recht, daß er andrer Leute Gut für ſich haben will: denn, ſo wahr ich Peter heiße! es iſt ihm nur um ſich, und nicht um ſeinen Kammerdiener zu thun, er mag ihr davon vorſchwatzen, was er will. Und ſeine arme junge Frau — wie kömmt denn die dabey zu rechte? die muß zu Hauſe mit trocknen Maule ſitzen. Wenn ich nur kein ſchlechter Bauer wäre, ich wüßte wohl, was ich ihm zum Poſſen thäte!

Amalia (bey Seite.) Peter hilft mir auf einen Einfall — (Laut.) Nicht ſo böſe, mein lieber Peter. Ihr ſeyd ſo ein hübſcher Menſch ⸗ ⸗ ⸗

Peter. Je nu! — Aber Sie iſt noch viel hübſcher. Sage Sie mir doch, hat Sie ſchon einen Mann? — Ich will meiner Lieſe darum nicht untreu werden. Ich frage nur ſo.

Amalia.

Amalia. Nein, Peter; — allein, ob ich nicht gern einen hätte, das müßt Ihr mich nicht fragen? — Ihr werdet doch wohl auf den Abend mit mir tanzen?

Peter. Recht gern, zumal wenn Lieschen mir's zu bunt macht. Da man unſern Junker vermuthet, ſo kann ein Spuck werden! —

Amalia. Ah! da bringt Thomas ſeine Schnitter —

Neunter Auftritt.

Thomas und die Schnitter und Mägde
(mit Senſen und Rechen.)

Thomas. Nu packt euch, daß ihr einmal hinauskommt — Sie aber Dorchen — nicht wahr, du heißt doch Dorchen? Komm mit mir herein, Kind, ich muß dich doch meiner Frau und Tochter repräſentiren. Ich denke, ſie wird wohl vom Gärtner zurück ſeyn.

Amalia. Herr Vetter Thomas, laßt mich nur erſt euer Völkchen ziehen ſehen.

Peter. Lebe Sie wohl, gutes Dorchen! ich muß doch auch noch ein Stückchen Arbeit verrichten.

(Geht ab.)

(Die Schnitter ſingen.)

Auf, wakre Dirnen, muntre Brüder
Nehmt eure Waffen in die Hand,
Und mäht die goldnen Saaten nieder!
Sie winken euch durch's ganze Land.
Laßt unter Tanzen und Springen
Die blanken Senſen erklingen,
Ihr Mädchen, rauſcht mit den Rechen herbey,
Daß nicht ein Korn verloren ſey!

Laßt euch den Schweiß die Stirne netzen,
Und ſcheuet nicht der Sonne Gluth:
Denn der Genuß von ſo viel Schätzen
Iſt werth, daß man nicht zärtlich thut.
Wer nicht den Winter will darben,
Der binde tüchtige Garben
Und baue rüſtig zu Mandeln ſie auf!
Weit ſüßer ſchmeckt die Ruhe drauf.

Fort, Hanns! ſpann' an die raſchen Pferde!
Itzt ärnten ſie der Arbeit Lohn:
Sie ſtampfen wiehernd ſchon die Erde
Und riechen ihren Haber ſchon.
Fahr' ein die glücklichen Laſten!
Daß wir im Winter nicht faſten,
Wenn unſern Vorrath die Tenne kaum trägt,
Und tip, tap, tip, der Flegel ſchlägt.

Bald

Bald eilen wir vergnügt nach Hauſe,
Und binden unſern Aerntekranz:
Dann ladet uns der Herr zum Schmauſe,
Und ſchenkt uns ein bey'm Reihentanz:
Und unter lautem Getümmel
Steigt unſer Jauchzen zum Himmel,
Bis alle Fäſſer und Kannen geleert,
Und Alt und Jung der Ruh begehrt.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Das innere Vorhaus der Pachterwohnung, hinten mit einer großen offenen Thüre, durch die man hinaus in eine ländliche Gegend ſieht.

Erſter Auftritt.

Lieschen (ſitzet in dem Vorhauſe und windet am Aerntekranze. Sie hat ein Körbchen neben ſich ſtehen, wo ſie Bluhmen hineinſchüttet.

Ah! eine ganze Schürze voll Bluhmen! — Nu, das ſoll ein Aerntekranz werden, der ſich ſehen läßt!

Mit Bluhmen will ich dich durchwinden,
Dich ſchönen Kranz von Aehren voll!
Und keine Farbe ſoll ſich finden,
Womit dein Gold nicht prangen ſoll.
Hier ſoll die Malve ſtehn,
Und hier das Tauſendſchön:
Dort Nelken, hier Veilchen, hier unten Jaſmin,
Und da ſoll eine Roſe glühn.

Wie wird der gnädige Herr gucken! wie wird er fragen: Je! wer hat den wunderſchönen Kranz gebunden? — Je! wer ſonſt, als Lieschen, des Pachter Thomas Lieschen? = = = Lieschen! mein ſchar-

ſcharmantes Lieschen! kannſt du ſolche Künſte? — Er wird mich ſtreicheln, mich in die Backen kneipen —

Zweyter Auftritt.

Lieschen. Amalia, (die geſchlichen kömmt, und ſie auf die Schulter ſchlägt.)

Amalia. Und wird dich küſſen ≈ ≈ ≈

Lieschen. Je pfuy doch, haſt du mich doch erſchreckt, daß ich beynahe die Bluhmen verſchüttet hätte. — Siehſt du? das wird der Aerntekranz! — wird er nicht hübſch?

Amalia. Ey wohl! drum wird dich auch der Junker ſtreicheln, in die Backen kneipen, und küſſen.

Lieschen. Je nu, Dorchen! er iſt freylich ein ganz feiner Herr: indeſſen bin ich dir doch zuweilen ganz unruhig.

Amalia. Wie ſo, mein gutes Mühmchen?

Lieschen. Peter will mich haben. Kennſt du Petern?

Amalia. Warum ſollt' ich ihn nicht kennen? ich traf ihn gleich bey meiner Ankunft hier bey deinem Vater an. Er iſt ein hübſcher Burſche.

Lieschen. Ey wohl, iſt er hübſch! und ſiehſt du, ich will dir im Vertrauen ſagen, ich bin Petern nicht gram. Da hat mich aber unſer gnädiger Herr ſo lieb ‥ ‥ ‥

Amalia. Daß er dich etwann gar zur Mätreſſe machen will?

Lieschen. Ach! ich dachte gar! er will mich nur mit in die Stadt nehmen, er will mich wie ſeine eigne Tochter halten: er will mich alles lernen laſſen, was nur vornehme Damen können.

Amalia. Und darnach ſollſt du erſt Petern heurathen?

Lieschen. Ey nicht doch! Dann ſoll ich auch ſchöne ſeidne, und goldne und ſilberne Kleider, Kammermädchen und Bedienten, und ich weiß ſelber nicht was, kriegen. Das würde ſich ſchicken, wenn ich darnach neben Petern in Adrienen herſchlenderte.

Amalia. Und was denn hernach?

Lieschen. Darnach will er mir Monſieur Roſenwaſſern ſeinen Kammerdiener heurathen helfen, und den will er zu einem großen, großen Herrn machen.

Amalia. Den Kammerdiener zu einem großen Herrn?

Lieschen.

Lieschen. O du glaubſt nicht, was das für ein galanter Menſch iſt! er geht manchmal ſtatlicher, als der Herr ſelbſt; in Weſten mit Golde beſetzt.

Amalia. Alſo willſt du ſeine Weſten heurathen?

Lieschen. Was du nun albern redtſt, Dorchen! ihn, ihn will ich heurathen, weil er ein vornehmer Herr wird.

Amalia. Was ſtellſt du dir denn unter einem vornehmen Herrn vor?

Lieschen. Je nun einen vornehmen Herrn, wie der Herr ſelber iſt. Z. E. er ſagte, einen Haushofmeiſter könnte er aus ihm machen, einen Bettmeiſter . . . je, was weiß ich's? es giebt ja der vornehmen Herrn in der Stadt viel.

Amalia. O ja, Lieschen! und mancher Küchenjunge iſt, ſeiner Geburt nach, vornehmer, als ſein Herr.

Lieschen. Da redtſt du nun wieder albern. Aber ich ſoll ja keinen Küchenjungen heurathen; ich ſage dir ja, den Herrn Kammerdiener Roſenwaſſer ſoll ich heurathen.

Amalia. Je nun ja! du wirſt ihn heurathen. — So bald der Herr deiner überdrüßig iſt: ſo wirſt du an den Kammerdiener kommen, und wenn dich der Kammer-

Kammerdiener nicht haben will, an den Jäger, und wenn dieſer ⸗ ⸗ ⸗

Lieschen. Ey pfuy doch! wie kannſt du ſo garſtig reden? Wenn man einmal geheurathet hat, ſo kann man auch gleich wieder von einander. Unſer Nachbar Quas gäbe ſeine Urſel gerne wieder weg, wenn das angieng.

Amalia. O! wie ſie dich heurathen werden, Lieschen; da geht's wohl an.

Lieschen. Je nu, deſto beſſer, ſo kann ich ſeiner auch wieder los werden, wenn er mir nicht gefällt, und einen andern nehmen.

Amalia. Brav! wenn du Luſt haſt, ſelber auf die Freyde zu gehen, und dich alsdann einer haben will. Ich weiß dir eine drollige Geſchichte. Willſt du ſie hören?

Lieschen. O ja, ich höre gerne erzählen.

Amalia (ſingt.)

Ein artig Bauermädchen kam
Oft auf ein gräflich Schloß.
Sie wußte, ihren kleinen Krahm,
Ward ſie hier immer los.

Der junge Herr, dem ſie gefiel,
Kauft' ihr beſtändig ab,

Und ſo, daß er zweymal ſo viel,
Als ſie begehrte, gab.

Das gute Kind lobt ihn dafür:
„Der Herr iſt wacker, fein!“
Allein bald fodert er von ihr
Noch etwas oben drein.

Nein, ſprach ſie: Waaren ſind mir feil,
Doch meine Ehre nie!
Ich werde Micheln einſt zu Theil,
Der freyt mich, und nicht Sie.

Lieschen. Nu, das war ja wohl recht klug von dem Mädchen? nicht wahr?

Amalia. Ey, freylich! Wenn ſie es nur immer geblieben wäre.

So? ſprach er: aber gehſt du's ein,
Wenn uns ein Pfarrer traut? —
O ja, ſprach ſie: das laß ich ſeyn,
Und bin gleich Ihre Braut.

Drauf zog er einen Pachter an,
Schwarz, wie ihr Pfarrer gieng:
Und ſo betrog der böſe Mann
Das arme kleine Ding.

Acht Tage hatte kaum das Glück
Der gnäd'gen Frau gewährt:

So ſchickt er lachend ſie zurück,
Und ach! ſie war entehrt!

Wohin ſie ihre Zuflucht nahm,
Da machte man ſie roth;
Ihr Michel ſchalt ſie, und vor Gram
War ſie in kurzem todt.

— Nu Lieschen! warum ſtehſt du denn ſo in tiefen Gedanken?

Lieschen. Das arme Mädchen dauert mich — aber — es war auch recht dumm, daß ſie ſich ſo betrügen ließ . . . nein, ſah ſie denn nicht gleich, daß es ein Pachter war?

Amalia. Als wenn ein Pachter nicht einem Pfarrer ähnlich ſehen könnte, wenn er einen ſchwarzen Rock an hat; und es geſchah alles Abends bey Lichte.

Lieschen. Nu, ſo wird ihn doch jemand in der Kirche gekannt haben?

Amalia. Du Närrchen, als wenn ſich die vornehmen Leute nicht ſchämten, ſich in der Kirche trauen zu laſſen.

Lieschen. Nu, da dürfte mir keiner kommen: und wenn mich der vornehmſte Herr heurathen wollte, ſo müßte ich in die Kirche mit dem Kranze geführt werden. Aber — Michel muß doch ein Schlingel geweſen ſeyn, daß er das arme Mädchen ſich hat zu todte grämen laſſen.

Amalia. So? nachdem ſie ihn erſt ſitzen ließ, und er ſich über ſie halb zu tode gegrämet hatte? — Glaubſt du denn, daß Peter Luſt haben würde, ſo ein abgeſetztes Mädchen zu nehmen? ⸗ ⸗ ⸗ Ah, deine Mutter! — Ein andermal mehr davon!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Lieschen. Marie.

Marie. Nu? Lieschen, iſt der Kranz bald fertig? — Ja! — da liegt er! das habe ich wohl gedacht. Ich werde ihn lange noch ſelber machen müſſen, wenn er fertig werden ſoll? — (Lieschen ſteht in tiefen Gedanken.) Nu? — was ſtehſt du denn da, als wenn du nicht dreye zählen könnteſt? —

Lieschen. Ach, Mutter! macht Ihr nur den Kranz vollends fertig. Mir iſt alle Luſt vergangen.

Marie. Nu? was hat's denn gegeben?

Lieschen. Je! Muhme Dorchen hat mir da eins und das andre erzählet, das mich ganz rappelköpfiſch macht. Wahrhaftig, wenn Ihr nicht ſo zuſchürtet, ich glaube gewiß, ich würde Petern wieder gut.

Marie. Pfuy, ſchäme dich, Mädchen! Ja, wenn du's nicht beſſer haben könnteſt: aber eine Madam zu werden, deren Herr immer nach Biſam und Spike riecht = = =

Lieschen. Ja! wenn aber das wahr iſt, was Muhme Dorchen ſagte, ſo werde ich die Freude nicht lange haben.

Marie. So? Muhme Dorchen hat kaum hergerochen, und fängt ſchon Schelmereyen an? Was hat denn das wunderkluge Mädchen geſagt?

Lieschen. Je nu! ſie ſagte, ſie ſagte — was immer der Vater ſagt. Der gnädige Herr möchte mich wohl zu was anderm machen wollen, als zu ſeiner Tochter: darnach würde ich an Monſieur Roſenwaſſern, und darnach an den Jäger, und darnach, ich weiß ſelber nicht an wen, kommen. Peter würde mich vor Gram ſterben laſſen, und da würde mir's gehen, wie dem Mädchen, das einmal auf ein Schloß kam, und ſchön wieder nach Hauſe geſchickt wurde.

Marie. Das iſt eine Hexe! Iſt ſie deswegen ſo weit hergekommen, dich aufzuhetzen? dir den Peter anzuſchmieren? Je nu! Wenn ſie ſolche Luſt zu einem Bauerkerl hat, ſo mag ſie ſelbſt Petern heurathen.

Lieschen. Ach! nein, nein, Mutter! alle andere, nur Petern nicht!

Marie. Narr! du kannſt ja doch nur Monſieur Roſenwaſſern allein nehmen. Aber es ſteckt gewiß mehr dahinter. Ich merke ſo was. Sie wird gern ſelbſt Monſieur Roſenwaſſern haben wollen. Oder der Vater hat ſie angeſtellt, damit er dir ſeinen Peter aufhängen kann.

Lieschen. Ey Mutter, das könnte wohl ſeyn; das iſt mir nicht eingefallen.

Marie. Es iſt dir nicht anders, Lieschen! Sie iſt gar nicht häßlich: ſie hat vom Vater gehört, daß der Junker kömmt; ſie hört, daß er dir einen vornehmen Herrn ſchaffen will; ſie iſt eine Jägerstochter: „Ey, wird ſie denken, bin ich nicht eben ſo gut, als eine Pachterstochter? warum kann ich nicht auch ſo einen Monſieur Roſenwaſſer kriegen?“

Lieschen. Ja, wenn ich das wüßte! — Sie kann aber ſo freundlich mit einem thun, als wenn ihr alles von Herzen gienge.

Marie. Deſto ſchlimmer! Du kannſt leicht denken, wie ſie dem gnädigen Herrn gefallen würde, wenn ſie mit ihm ſo freundlich thäte. Ich wollte, wir hätten ſie nimmermehr geſehen.

Lieschen. Ja, ja, Mutter! Ich ſeh's ſchon im voraus: ich werde Monſieur Roſenwaſſern gewiß nicht kriegen. Dorchen hat ein gutes Mundwerk, und wenn ſie der gnädige Herr in Wurf kriegt = = = ich werde mich wieder an meinen Peter halten.

Marie. Narr! der entläuft dir ja nicht: aber denk' einmal, wenn ein Ding über zwanzig Meilen herkäme, die wir unſer Lebelang nicht geſehen haben, und ſchnappte uns Monſieur Roſenwaſſern ſo vor dem Maule weg: wie würde uns das nicht ärgern! Wie würde ſie nicht die Naſe rümpfen, und uns kaum über die Achſel anſehen?

Ey nicht doch! ja, das wär mir recht!
Sie gienge vornehm, und wir ſchlecht?
Und wenn ſie ſich die Mühe nähm',
Und einſt in unſer Dörfchen käm',
Und ſpräche: „Mutter Thoms," zu mir,
„Was macht Ihr?" = = = Ihr? ey nicht doch! Ihr?
Und ſie heißt Sie? je! denkt doch! Sie! —
Ja! das verlohnte ſich der Müh.

Lieschen. Ja! es würde mich freylich auch verdrüſſen: aber wie wollen wir ihr's verwehren?

Marie. Vor allen Dingen mußt du erſt machen, daß du von Petern ganz loskömmſt.

Lieschen. Ach, Mutter! das kann ich nicht ſo recht.

Ich hab' ein viel zu gutes Herz.
Sollt' er ein Thränchen fallen laſſen;
Spräch' er: „Kann mich mein Liebchen haſſen?“ —
So weint' ich mit vor Lieb' und Schmerz.
Und legt' er mir es erſt recht nah;
Spräch' er von Sterben und Begraben:
So ſpräch' ich: „Was will Peter haben?“ —
Und ſagt er: „Dich!“ ſo ſpräch' ich: „Ja!“
Ja, ganz gewiß ſpräch' ich ſo.

Marie. Du biſt nicht geſcheut! Du wirſt dich doch mit Petern einmal zanken können, wenn dir's auch nicht ſo ums Herz iſt. = = = Wenn wir die Muhme nur wegſchaffen könnten, ehe der gnädige Herr käme.

Lieschen. Ja, der Vater würde uns führen! Und einſperren können wir ſie doch nicht? = = = Ha! Peter kömmt.

Marie. Ich will dich mit ihm allein laſſen, und indeſſen am Kranze binden. (ſie nimmt den Kranz, und das Körbchen mit den Bluhmen.) Höre, Lieschen! thue nur einmal recht bärbeißig; dann wollen wir ſchon weiter ſehen.

(Marie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lieschen. Peter (hat einen Vogel in der Hand.)

Peter. Gut, daß die Mutter reiſt! Seit drey Tagen habe ich ſie nicht ohne die Mutter zu ſehen gekriegt = = = (Lieschen thut, als ob ſie gehen wollte.) Lieschen! Lieschen! = = =

Lieschen. Nun? was willſt du denn? (er hält ſie beym Rocke.) — Laß mich fort! ich muß vollends den Aerntekranz fertig machen.

Peter. Du biſt gar nicht mehr hübſch, Lieschen!

Lieschen. Hübſch oder nicht hübſch: was geht's dich an? du weißt lange, daß ich für dich nicht hübſch ſeyn will.

Peter. Nu da verlohnt ſich's der Mühe, daß ich dir ſo lange nachgelaufen bin, daß ich ſo viel Zeit auf das Thierchen hier gewandt habe.
(er zeigt ihr den Staar.)

Lieschen. Einen Staar? (mit einem höhniſchen Lächeln.) Ich kann itzt andere Geſchenke haben, als Staare, die man Dutzendweiſe fängt.

Peter. Ja, fange nur ſolche Staare!
O! das, das iſt ein Staar!
Beynah' ſeit einem Jahr

Lehr' ich den Vogel ſchwatzen:
So lernte keiner nicht.
Er lacht, er weint, er ſpricht:
Er mauzet wie die Katzen.

Lieschen. Das iſt was rechts. Da brauche ich keinen Staar zu hören. Unſere Katze mauzet ſo viel, daß ich oft darüber nicht einſchlafen kann.

Peter.

O! hör' erſt, was er ſagt!
Wird er von mir gefragt:
„Wen liebſt du, kleines Mätzchen?„
Gleich ruft er: „Lieschen, dich!“ —
„Wer iſt dein Schätzchen? ſprich!“
Dann ſchreyt er: „Lieschen Schätzchen!“ —

Lieschen. Nu! ſo weiſe doch den raren Vogel her.

Peter. Da, ſieh' nur, wie er ſein gelb Schnäbelchen aufſperrt.

Lieschen (nimmt ihn, und wirft ihn in die Luft.) Ich muß doch ſehn, da er ſo vielerley kann, ob er auch fliegen kann? — Flieg' zu, Mätzchen, daß du fort kömmſt! . . . Künftig magſt du deine Geſchenke anderswo anbringen.

(Sie geht hurtig ab.)

Fünfter Auftritt.

Peter (allein, ſehr erbittert.)

Das iſt doch unartig! Iſt das der Dank, daß ich mir alle Morgen ein Stündchen vom Schlafe abgebrochen habe, den Staarmatz abzurichten? Der arme Matz! — Wenn ſie ihn nicht haben wollte, ſo konnte ſie mir ihn wenigſtens laſſen. Ich ſehe, es iſt nunmehr alles aus. Je nu! kannſt du mich ſo verachten, ſo will ich mir auch ein ander Mädchen ausſuchen, und wenn ſie nicht halb ſo hübſch wäre. — (Er ſteht in tiefen Gedanken.)

Sechster Auftritt.

Peter. Amalia (mit einem zuſammengebundenen Schnupftuche in der Hand.)

Amalia. Warum ſo in Gedanken, mein lieber Peter?

Peter (bey Seite.) Lieber Peter! o wenn mich Lieschen ſo hieße! aber — ich will ſie ja vergeſſen? — Ja! gewiß will ich — (Laut) Ah! was hält Sie denn da im Schnupftüchelchen? = = =

Amalia. Je! da habe ich ein Vögelchen gefangen. Das arme Thierchen konnte nicht recht fliegen! ich dachte, „Schade! wenn es etwa eine Katze kriegte:“

te:" jagte mich ein Weilchen mit ihm herum, und hab' es glücklich erhaſcht. (Sie läßt ihn ins Schnupftuch gucken.)

Peter. O mein Staarmatz! mein guter Staarmatz!

Amalia. So? iſt er euer? — Alſo muß ich ihn euch wohl wieder geben, Peter?

Peter. Nein! Sie hat ihn einmal, und Sie ſoll ihn auch behalten. Ich ſchenkte ihn Lieschen; denn der Vogel kann ſchwatzen: aber das häßliche Mädchen warf ihn in die Luft.

Amalia. In die Luft? das häßliche Mädchen! — Ich danke euch, lieber Peter! er ſoll gewiß nicht aus meinen Händen kommen; ich will ihn recht lieb haben; er ſoll mir was vorpfeifen, und ich will ihm was vorſingen.

Lieber Staarmatz, o bey mir
Sollſt du künftig gut Quartier,
Und das beſte Futter finden!
Zwiſchen hellem Grasegrün
Laſſ' ich goldne Sproſſen ziehn,
Und dazwiſchen Kränze winden.

Silberweiß auf Schwarz läßt fein.
Silbern ſoll dein Schellchen ſeyn,

Und am ſchwarzen Hälschen klingen.
Zuckerwerk und Marcipan
Will ich dir auf Porcellan
Früh mit eignen Händen bringen.

Peter (der ſehr aufmerkſam zugehört hat.) O! Sie iſt doch ein allerliebſtes Mädchen! Ich weiß nicht, was ich Ihr vor Freude anthun ſoll. Der gute Staarmatz hätte nicht in beſſere Hände kommen können = = = Aber, von Marcipan auf Porcellan, weiß er ſo wenig als ich: er frißt ſonſt alles, was er kriegt.

Amalia. Gut, Peter! was er am liebſten frißt, ſoll er bey mir finden.

Peter. Nur Eins verdrüßt mich.

Amalia. Und was denn?

Peter. Daß ich ihm ſtatt: „Lieschen, Schätzchen,“ nicht „Dorchen, Schätzchen,“ vorgeſagt habe.

Amalia. Seyd unbekümmert, lieber Peter! ich heiße auch Lieschen. Zu Hauſe nennen ſie mich Dortlieschen.

Peter. Iſt's wahr? O! ich bin Ihr noch einmal ſo gut, nun Sie Lieschen heißt! Wenn Sie mir nur auch wieder gut wäre?

Amalia. Von Herzen, lieber Peter! Ihr ſeyd ein hübſcher Menſch. — (Peter lächelt vergnügt.) Ihr habt mich nur erſt ſo kurze Zeit geſehen, und beſchenkt mich ſchon mit eurem liebſten Vogel — warum ſollte ich euch nicht gut ſeyn?

Peter. Ach! ich wollte Ihr noch weit mehr ſchenken, wenn Sie mir ſo gut wäre — ſo gut — was man ſo recht gut heißt.

Amalia. Ja, ich bin euch gut, ſo recht gut, was man gut heißt.

Peter. Das wäre! — Je mehr ich Sie anſehe, deſto mehr gefällt Sie mir. Sie ſieht mir nur gar zu fein für mich aus, und es kömmt mir beynahe vor, daß Sie ſich noch weit eher für einen Junker ſchickte, als die Lieſe: (denn ſie ſoll von nun an nicht mehr Lieschen heißen) und wenn mir denn ſo einer wieder queerfeldein käme, der hübſcher ausſähe . . .

Amalia. Was hübſcher? Ein friſches Geſicht von der Sonne verbrannt, eine Stirn von Schweiße bedeckt, und eine Hand von der Arbeit gehärtet, ſieht weit männlicher aus, und verſpricht mehr Standhaftigkeit und Treue.

Peter. O! Sie iſt mein Mädchen! — Ja wohl ſolche Buttermilchgeſichterchen, die die Sonne zerſchmelzt, und die bei einem rauhen Lüftchen gleich das Fieber kriegen, was iſt das gegen unſer einen? Ich merk's Jungfer Dorchen, wir ſchicken uns zuſammen. — Geb' Sie mir doch Ihre Hand!

Amalia. (giebt ihm die Hand.) Da, Peter!

Peter. O das iſt weich! ſo weich, wie Pflaumenfedern! Ey, ey, ey! Viel gearbeitet mag Sie wohl nicht haben?

Amalia (die ihre Hand bald wieder zurück zieht.) Warum nicht, lieber Peter? Freylich nicht viel im Felde. Mein Vater iſt ein Förſter. Was hat da ein Mädchen für große Hausarbeit? — Aber ich habe deſto fleißiger geſponnen, genäht und geſtrickt.

Peter. Auch gut! und was man nicht kann, das lernt ſich, wenn man nur Luſt hat. — Je nu! wir könnten wohl ein Pärchen werden. Lieschen fährt mir zwar noch ein bischen durch den Kopf: aber fort mit dem Schelmmädchen! Nu! hat Sie Luſt? —

Amalia. Je nu, Peter! — es ſtößt ſich nur noch an eine Kleinigkeit.

Peter. Nu! wenn's nur kein Edelmann iſt, ſo wollen wir es ſchon aus dem Wege räumen.

Amalia. Mein Vater und meine Mutter leben noch, und ohne deren Einwilligung . . .

Peter. Ho! ho! die werden ihre Tochter keinem Bauer geben wollen! denn ein Jägerrock dünkt ſich immer beſſer, als eine Bauerjacke, weil er einen Hirſchfänger überſchnallen kann: nicht wahr?

Amalia. Ich denke nicht, Peter. Hat euch Pachter Thomas ſeine Tochter geben wollen; ſo werden ſie keine Schwierigkeit machen. Ihr ſeyd ja nicht ohne Vermögen.

Peter. Freylich nicht! Komme Sie nur mit; Sie ſoll mein Güthchen anſehen! Es iſt eins der beſten im Dorfe. Da will ich Ihr eine Schafmilch vorſetzen. Sie ſoll ſie in Ihrem Leben nicht fetter gegeſſen haben. Hum! wenn wir erſt bekannter mit einander werden, was wird s da nicht zu ſingen und zu ſpringen geben! Lieſe ſoll uns ſingen hören, und vor Aergerniß berſten.

Amalia. Ehrlicher Peter! Laßt uns nur immer ein wenig im Voraus ſingen!

Peter. Gut! ich will Ihr gleich ein bißchen auf die Sprünge helfen.

Vielleicht wird es nun Lieſen reun.

Amalia.

Das könnte ſeyn!
Doch wird es nicht auch Petern reun?

Peter.
Nein, Dorchen, nein!

Amalia.
Doch wenn ſie nun käme,
In Arm ihn nähme,
Und ſpräch: „Es thut mir leid!
„Komm, Peter! ſey geſcheut!“

Peter.
So würd' ich mich rächen,
Und zu ihr ſprechen:
„Geh' fort! du kömmſt nicht an!
„Ich bin kein Edelmann.“
Nun fort in die Schafmilch!
(Sie gehen ab, Amalie ein wenig zurückhaltend, und Peter treuherzig.)

Siebenter Auftritt.

Suschen. (allein, die ſie in der vorhergehenden Scene belauſcht hat.)

Das iſt mir ein feiner Zeiſig! Ey! ey! da ſticht ihm ſchon die fremde Muhme in die Augen. — Was iſt das für Mannsvolk? — Wenn mir Hännschen das auch einmal ſo machte! — Nein, das thut er nicht; er iſt ein ſo gutes Blut! — Aber wenn ich auch

auch nur bald groß würde! — Ich lachte mir da einen Buckel, wenn ich meiner Schweſter über den Kopf wüchſe, und noch eher einen Bräutigam kriegte, wie ſie! Immer nennt ſie mich die Kleine. Nu! nu! —

Jede Kleinigkeit
Reifet mit der Zeit:
Mädchen reifen auch.
Was ein Pflänzchen war,
Iſt ſchon über's Jahr
Bäumchen oder Strauch.

Lange ſchon gefiel
Mir kein Puppenſpiel,
Unter Mädchen bloß:
Süßer ſpielt es ſich,
Wieget Hänuschen mich
Sanft auf ſeinem Schooß.

Er neckt mich, ich ihn.
Muß ich vor ihm fliehn:
Flieh ich nur aus Scherz.
Haſcht und küßt er mich:
O wie wunderlich
Wird mir dann um's Herz!

Zwar die Mutter ſchilt:
Doch was bey ihr gilt,
Gilt das bey mir nie?
O! ich hab' entdeckt,
Wie mich Hännschen neckt,
Neckt der Vater ſie.

Achter Auftritt.

Suschen. Lieschen.

Lieschen. Suschen, Suschen! haſt du nicht Petern geſehn?

Suschen. O ja, ich hab ihn geſehen und gehört.

Lieschen. Wo iſt er denn? Iſt er lange fort? Sag' mirs geſchwind! ich muß ihm nach.

Suschen. Ja! du wirſt ihm gelegen kommen!

Lieschen. Gelegen oder nicht. Ach! es geht mir gewaltig im Kopfe herum. Ich hab' ihn vorhin böſe gemacht, und ich möchte ihn gern wieder gut machen. Er gab mir einen Staarmatz, und ich ließ ihn Petern zum Poſſen fliegen. Nun dauert mich der Staarmatz und Peter.

Suschen. Es iſt dir gar recht. Hätteſt du mir den Staarmatz nicht geben können? Nun will ich dir auch nicht ſagen, was ich von Petern weiß. Und ich weiß — O ich weiß Dinge! ſ ſ ſ

Lieschen. Höre, Kleine! wenn du mir's nicht ſagſt, ſo weiß ich auch Dinge ſ ſ ſ du ſingſt artige Sächelchen, wenn du allein biſt: (Sie ſingt.)

O! ich hab' entdeckt,
Wie mich Hännschen neckt,
Neckt der Vater ſie.

Ich will doch die Mutter fragen, wie ſie der Vater neckt?

Suschen. Je nu! er neckt ſie — er neckt ſie — daß er ſich manchmal mit ihr zankt, ſo wie du dich itzo mit Petern gezankt haſt.

Lieschen. Ey, du kleines ſchlaues Ding! zankſt du dich etwan auch mit Hännschen?

Suschen. Das laſſ' ich wohl bleiben. Es könnte mir, wie dir mit Petern gehen. Nu haſt du ihn doch gehabt!

Lieschen. Gehabt? als ob ich ihn nicht noch haben könnte. Iſt Peter böſe: ſo lache ich darüber.

Gehe, guter Peter, gehe!
Ich verſtehe,
Wie man dich zurücke kriegt.
Nur ein Wörtchen, nur ein Blick!

Und er iſt vergnügt,
Und er kömmt zurück.

Will er ja die Stirn in Falten
Noch erhalten:
Einen Kuß verſprech ich dann;
Freundlich ſpitzt er Mund und Ohr,
Lacht mich wieder an,
Und liebt, wie zuvor.

Suschen. Ach ja! den Augenblick! wenn er Dorchen nicht mehr wird anlachen wollen. —

Lieschen (erſchrocken) Dorchen? wie? was?

Suschen. Ja, Dorchen, Muhme Dorchen. — Wenn du der Mutter nichts von Hännschen ſagen willſt ⸗ ⸗ ⸗

Lieschen. Nein! ich verſpreche dir's: ſage nur!

Suschen. Nu! Peter und Dorchen ſind mit einander richtig. Er will ſie, und ſie will ihn.

Lieschen. Ach geh! du biſt ein Kind.

Suschen. Ein Kind? — Je nu ja! ſo heißt's immer.

Ich bin noch allzuſehr ein Kind,
Das alles zu verſtehen:
Allein ich bin nicht taub nnd blind,
Zu hören und zu ſehen.

Ich

Ich ſah', wie flink er zu ihr trat,
Ihr ſteif in's Auge blickte,
Sie um ihr weiches Patſchchen bat,
Es ſtreichelte und drückte.

Ich hörte wohl, daß Er und Sie
Ein Pärchen werden wollte,
Und daß die falſche Lieſe die
Darüber berſten ſollte.

Ich ſah', daß er ſie mit ſich nahm,
Sie in ſein Guth zu führen,
Und ſie mit friſcher Milch voll Rahm
Recht herrlich zu traktiren.

Ich bin noch allzuſehr ein Kind,
Das alles zu verſtehen!
Allein ich war nicht taub und blind,
Zu hören und zu ſehen. —

(Lieschen weint ein wenig) Ich glaube gar, du weinſt, Lieschen? Du ſageſt ja, daß dir nichts an ihm gelegen ſey.

Lieschen. Ach! Kind! — ich ſagte nur ſo. Es iſt mir aber recht, gar recht! Bin ich ihm nicht zuerſt untreu geweſen? ließ ich nicht ſeinen Staarmatz fliegen? Ach! daran iſt niemand Schuld, als die Mutter ＊ ＊ ＊

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Marie (die die letzten Worte gehört hat.) Woran iſt die Mutter Schuld?

Lieschen. Daß Peter mir untreu geworden iſt, daß er mit Dorchen fortgegangen iſt, daß er ſie liebt, ſie ſtreichelt, drückt, daß . . .

Marie. Daß du ein Närrchen biſt. Mag doch nun Peter zum Popanz gehen, und Muhme Dorchen darzu! Weißt du denn nicht, was heute für ein Glück auf dich wartet?

Lieschen. Ja, ich bin aber Petern wieder gut, und eben nun ich ihm gut bin, geht er mir davon.

Marie. Deſto beſſer, Lieschen! Es wird dir beym gnädigen Herrn und Monſieur Roſenwaſſern kein Menſch mehr im Wege ſeyn. Aber dein Vater, der wird ſich ärgern, daß er platzen möchte . . . Ah! da kömmt er eben.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Thomas.

Thomas. Nu, ihr Kinder, ſeyd ihr mit dem Aerntekranze fertig? Es wird bald Mittag ſeyn, und

und der gnädige Herr kann nicht mehr lange ausbleiben: er will hier ſpeiſen. Ich habe die Muſik beſtellt.

Suschen (freudig.) Muſik, Vater? Muſik?

Lieschen. (bey Seite.) Mir iſt gar nicht, wie Muſik.

Thomas. Es ſoll heute alles luſtig bey mir hergehen . . .

Marie (höhniſch.) Vermuthlich wird Peter auch dabey ſeyn?

Thomas. Das verſteht ſich! mein künftiger Eydam . . .

Marie (fängt ein groſes Gelächter an.) So? iſt Dorchen etwa von dir eine Tochter, ohne daß ich's weiß?

Thomas. Du red'ſt immer, wie Kraut und Rüben unter einander, Frau! Wie ſchickt ſich Peter und Dorchen zuſammen?

Marie. Eben ſo, wie ſich Peter und Lieschen nicht zuſammen ſchicken. — Ueber den klugen Mann!

Suschen. Vater! es wird nun mit Petern und Lieschen nichts.

Thomas. So ein kleiner Naſeweis muß nicht drein reden, wenn alte Leute mit einander ſchwatzen. Merke dir das!

Suschen. Ey nu! Vater, ſo laßt mich drein ſingen; das hört Ihr ja ſo gern.

(zu allen:)

Ich bin ein kleiner Naſeweis,
Ein jeder ſingt's und ſpricht's;
Man denket, daß ich gar nichts weiß;
Hört alle! weiß ich denn nichts?

(zum Vater, mit Mienen gegen Lieschen:)

Ich weiß, wer auf zwey Stühlen ſitzt,
Der ſitzt nicht ſehr gemach.
Ein Sperling in den Händen nützt
Mehr als die Taub' auf dem Dach.

(zur Mutter:)

Ich weiß, Ein hab'ich iſt mehr werth,
Als zehen krieg'ich ſind.
Alt Waſſer wird nicht ausgeleert,
Eh' man was friſcheres findt.

(zu Lieschen:)

Ich weiß, es zankte ſich ein Paar
Auf einem Raſenplatz;

(ſie weiſt auf die Stelle:)

Ein drittes nahm den Vortheil wahr:
Huſch! huſch! und weg war der Schatz! —

Ja, ja, Vater! Peter und Muhme Dorchen ſind mit einander einig; er will ſie heurathen.

Marie.

Marie (ſchlägt ein groſes Gelächter auf.) Nu, Herr Pachter Thom's? So kannſt du ja heute gleich dem feinen Mühmchen die Verlobung ausrichten.

Lieschen (bey Seite.) Es giebt mir allezeit einen Stich an's Herz.

Thomas (bey Seite.) Thom's, du mußt politiſch ſeyn! (zu Marien.) — So? — deſto beſſer! Peter will Dorchen? Je, ie, ie! das iſt mir ja eine recht herzliche Freude. Hätte man's denken ſollen? Ja, da heißt's: Unverhofft kömmt oft. Peter Dorchen? ie, ie, ie!

Marie. Und es verdrüßt dich nicht? Weißt du wohl, daß mich's nun bald verdrüſſen wird? Ich dachte, Lieschen ſollte und müßte Petern nehmen?

Thomas. Ein politiſcher Mann, Marie, muß nichts ohne Urſache wollen; denn wer was ohne Urſache will, der iſt ein Narr . . .

Marie. Ja, da magſt du gewiß einer ſeyn —

Thomas. Laß mich ausreden, Marie Nu wollte Peter Lieschen weil ſie ein ganz fein Mädchen iſt; ich wollte auch, weil er ein hübſcher Kerl iſt, und ein hübſch Guth hat; du wollteſt nicht, weil du dir einen Junker in den Kopf geſetzt haſt: itzt, da Peter ſie nicht mehr will, ſo hilft es nichts, wenn ich zehnmal will, denn ich habe keine Gewalt, ihn zu zwingen. Siehſt du, das iſt meine Urſache. Alſo . . .

Marie. Alſo biſt du nicht geſcheut mit allen deinen Urſachen. — Immerhin! mag er doch deine Muhme heurathen! deſto eher kann der gnädige Herr Lieschen mit in die Stadt nehmen.

Lieschen. Ach! Mutter, es iſt mir alle Luſt vergangen.

Marie. Nu, fährt dir auch der Narr in Kopf? Weißt du nicht, daß Monſieur Roſenwaſſer da auf dich wartet?

Suschen. He! Schweſter, wenn du den etwan auch nicht willſt, ſo laß mir ihn doch.

Thomas (lacht.) He he he he!

Marie. Nu, was lachſt du denn?

Thomas. Ich lache, weil — weil ich lache — weil ich — meine guten Urſachen habe. Wenn ſie der gnädige Herr mitnehmen will, er kann ſie kriegen. — Aber ich ſehe, als ein vernünftiger Mann, da Dinge vorher, die es unmöglich machen. Denn weil Dorchen und der Junker Eins, und nicht zwey ſind: ſo ſage ich, daß alles, was du denkſt, nicht geſchehen wird, und wenn auch gleich Peter und Muhme Dorchen mit einander einig wären.

Marie. Nu, man höre einmal, was das für Zeug durch einander iſt! Der Himmel bewahre mir doch meinen geſunden Menſchenverſtand! Aber es ſoll doch nicht nach deinem Kopfe gehen; du magſt es noch ſo klug abgekartet haben.

Thomas. Und nach deinem noch weniger, weil du nicht klug biſt. — Laſſ't uns aber nur Anſtalt zum Schmauße machen.

Marie (höhniſch.) Nun ſoll doch wohl Peter nicht mehr mit beym Schmauße ſeyn?

Lieschen. Mutter, ich dächte doch!

Suschen. Darf ich nicht auch Nachbars Hännschen bitten?

Marie. Das fehlt auch noch, daß du uns die Schuljungen aus dem Dorfe zuſammen ſchleppſt.

Thomas. Peter ſoll dabey ſeyn! Hännschen ſoll dabey ſeyn! das ganze Dorf, wenn's will, ſoll dabey ſeyn!

Marie. Und ich will nicht dabey ſeyn!

Thomas. Nu! nu! laß uns das in Güte abthun! Du weißt, auf den Zorn bekömmt einem der Trunk nicht —

Quartett.

Marie.
Wo Peter iſt, da bleib' ich nicht!
Ich kann den Kerl nicht leiden.
Lieschen.
Wo Dorchen iſt, da bleib' ich nicht,
Ich kann ſie nicht mehr leiden.
Suschen.
Ich bleibe, fehlt nur Hännschen nicht!
Ich kann den Buben leiden.
Thomas.
Bleibt wo ihr wollt, ich ſorge nicht,
Was ich will, müßt ihr leiden.
Marie.
Der Junker kömmt: o! der verſpricht
Uns beſſ're Aerntefreuden!
Lieschen.
Da Peter ſich mit ihr verſpricht,
So muß ich ſie beneiden!
Suschen.
Kömmt Hännschen nur, ſo fehl' ich nicht,
So hüpft mein Herz vor Freuden!
Thomas.
Im Finſtern tappt man ohne Licht:
Die Zeit wird es entſcheiden.

Marie. Die Zeit? Thom. Ja! ja! Marie. Der
Junker! Thom. Nein!
Lieschen. Und Peter! Suschen. Iſt nun nicht
mehr dein.
Liesch. Vielleicht! Marie. Herr Roſenwaſſer!
Thom. Nein!
Marie. Ja wohl! Thom. Es wird nichts ſeyn!
Lieschen. Ja! ja! Suschen. Nein! nein!

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Eine Gegend, nahe an des Pachters Wohnung mit Bäumen und einer kleinen Anhöhe in der Entfernung.

Erſter Auftritt.

Amalia (allein.)

Ach! nun hab' ich ihn geſehen, meinen Lindford! O wie ſchlug mir das Herz! Kaum konnte ich mich enthalten, daß ich mich nicht über den Zaun ſtürzte, ihn vom Pferde zog, und mit Thränen in ſeine Arme ſank. Aber ich muß erſt ſehen, ob noch eben ſo viel Zärtlichkeit für mich in ſeinem Herzen ſchlägt. —

Liebe! laß in dieſen Gründen
Meinen Liebling, meinen Freund
Mich als eine Hirtinn finden,
Die ihm wieder reizend ſcheint!
Gieb dein Feuer meinen Blicken,
Seinem Herzen Zärtlichkeit;
Und dann ſchenk' uns das Entzücken,
Das verſöhnte Liebe beut.

Zweyter Auftritt.

Amalia. Thomas.

Thomas. Nun iſt er da. Sein Poſtzug kömmt auch nach. Darinn mag er gedacht haben, meine Tochter fortzuführen: aber er wird nun wohl was eigenes fortzuführen kriegen. Ha ha ha! — Sie wollen alſo noch ein Weilchen Muhme Dorchen bleiben? Je nu! meinetwegen! Aber ich wette, er kennt Sie den Augenblick. Sie kommen mir itzt ſelbſt bekannter vor, als im Anfange.

Amalia. Freylich wird er glauben, daß ich ſeiner Frau ſehr ähnlich ſehe; aber es ſehen ja viele Menſchen in der Welt einander ähnlich. Er iſt ſchon anderthalb Jahr von mir entfernt; er hat den Kopf von meinen Blattern voll, er ſucht mich weder an dieſem Orte, noch in dieſem Aufzuge. — Und dann bleibt Ihr nur dabey, daß ich und Peter wohl ein Paar werden möchten. Sperrt euch auch nicht zu ſehr, wenn er drauf dringt, eure Tochter mit fortzunehmen = = =

Thomas. Aber der Henker! wenn er Ernſt machte? — Doch ich bin ja am Ende Herr über mein Kind. Ich habe wohl eher von einem Manne geleſen, dem ein ſo vornehmer Herr ſeine Tochter wegkapern wollte, daß er mit einem groſen Meſſer von der Fleiſchbank . . .

Amalia. Nu! nu! lieber Thomas, ſo weit wird es mit Euch und mit ihm nicht kommen.

Thomas. Huy! Ich glaube gar, er kömmt . . .

Amalia. Ich darf ihn noch nicht ſprechen.

(Sie ſpringt in den Buſch, und Lindford wird ſie noch gewahr.)

Dritter Auftritt.

Lindford. Thomas (macht die ganze Scene hindurch, wenn er eine Unwahrheit ſaget, Geberden, wodurch er verräth, daß er ſich über ſeinen Herrn aufhalte.)

Thomas (zu Lindforden, der ihr nachlaufen will.) Wohin ſo eilig, gnädiger Herr?

Lindford. War das nicht euer Liebchen? — warum läuft der kleine Narr fort?

Thomas. Nicht Liebchen; es iſt Dorchen, meiner Schweſter Tochter, drauſſen bey Erfurth her, die mich beſucht. Ihre Mutter hat mir ſie geſchickt, da ſich ſo ein Gelegenheitchen gefunden.

Lindford. Nun? kann man ſie nicht näher zu ſehen kriegen? — Das Mädchen ſcheint gut gewachſen zu ſeyn.

Thomas.

Thomas. Das muß wahr ſeyn, daß Sie ſehr ſcharf ſehen. — Je nu! für einen Bauer mag ſie wohl noch gut genug ſeyn.

Lindford. Und Ihr, Thomas, der ihr ſo politiſch ſeyd, wißt Ihr nicht, daß die hübſchen Mädchen gar keinen Stand haben, und ſo gut für den Edelmann, als für den Bauer ſind?

Romanze.

Die Mädchen auf dem Lande
Schmückt, ſo wie ihre Flur,
Weit mehr, als die vom Stande,
Die Schönheit der Natur.
Sie holen aus der Quelle
Sich ihren Inkarnat;
Auch weiß man auf der Stelle,
Was man zu hoffen hat.

Drum haben bey den Alten
Die Herrn der Oberwelt,
Um ſchadlos ſich zu halten,
Sich Schäfern zugeſellt.
Zevs jagte freyen Nymphen
Auf bunten Wieſen nach;
Pan lauerte an Sümpfen,
Apoll am Schmerlenbach.

Selbſt Venus, die auf Erden
Die Prinzen lieb gewann,
Erwählte bey den Heerden
Sich ihren Nebenmann.
Sie konnte Götter haben,
Doch wies ſie manchen ab,
Und fuhr zum Hirtenknaben,
Der ihr den Apfel gab.

Thomas (der von Lindfords Liede nicht viel begriffen hat, aber doch ſeine Unwiſſenheit verbergen will.) Schnakiſch genug! Aber gnädiger Herr, wenn das ſo wäre, wie Sie ſagen, warum nehmen denn die Junker ſich nicht gleich ein hübſches Bauermädchen zur Frau: da wäre uns und ihnen geholfen.

Lindford. O Thomas! Ihr ſeyd ein ſo groſer Politikus, daß Ihr lange wißt, was Mode, Welt und Erziehung iſt.

Thomas (zufrieden lächelnd.) Ja, das iſt freylich wahr!

Lindford. Nu ſagt! wie ſoll man ein Mädchen, das auf dem Dorfe erzogen iſt, unter Leute von der groſen Welt bringen? Sie und wir, würden zum Gelächter werden. Deswegen habe ich auch die gute Abſicht, euer allerliebſtes Mädchen mit in die Stadt zu nehmen, und ihr da eine artige und gute

Erziehung geben zu laſſen. Ihr ſollt in Jahr und Tag ſehen, was ich aus ihr gemacht habe. So wahr ich lebe, Ihr ſollt ſie nicht mehr kennen.

Thomas. Das glaube ich wohl: denn Sie ſehen mir aus, gnädiger Herr, als wenn Sie mit den Mädchen gut Schule halten könnten, und ſie mögen auch wohl zu ihnen lieber, als zu unſerm Dorfpräceptor gehn = = =

Lindford. Ah! ich merke, Ihr ſeyd mißtrauiſch, und macht falſche Auslegungen. Aber es iſt mein ganzer Ernſt. Sie iſt zu hübſch, als daß ſie auf dem Dorfe verderben ſoll. Ich will ihr einen ganz andern Mann ſchaffen, als einen Bauer. Einen Edelmann, oder doch gewiß einen, der dafür paſſiren kann.

Thomas. Meynen Sie? — Aber was wird die gnädige Frau dazu ſagen? — Sehen Sie, da Sie auch ein bischen politiſch ſind, ſo gut als ich, ſo werden Sie wohl wiſſen, daß die Weiber nicht einmal gern hübſche Kammermädchen ihrer Herrn wegen nehmen! wenn nun Ihre vollends hörte = = =

Lindford. Poſſen! Ich habe meiner Frau ſchon davon geſchrieben. Sie hat eine herzliche Freude darüber. Sie wird nächſtens zu mir in die Stadt kommen, und alsdann die Hauptſorge für Lieschens

Erziehung und Ausbildung ſelbſt übernehmen. Ihr wißt, ich habe die beiden Kinder verloren, die ich mit ihr gehabt habe, und ich kann ohne Kinder nicht ſeyn.

Thomas. Ja, gnädiger Herr, da hätten Sie auch nicht ſo lange von Ihrer Frau Gemalinn wegbleiben ſollen. Aus nichts, wird nichts!

Lindford. Freylich! Wer hätte aber anfangs gedacht, daß mich meine Geſchäffte ſo lange in der Stadt aufhalten würden? und ihre Gegenwart iſt auf meinen thüringiſchen Güthern eben ſo unentbehrlich.

Thomas. Je nu! wenn's ſo iſt, ſo kann Rath werden. Lieschens Heurath mit Petern hat ſich ohnedem zerſchlagen, und Peter hat itzt Luſt, meine Muhme zu heurathen.

Lindford. Nun, das iſt brav, Thomas! So hab' ich Euch lieb, und ich verſpreche Euch das künftige Jahr 50 Thaler von eurem Pachte zu erlaſſen. . . . Wo iſt Lieschen? der kleine Vogel hätte mich wohl bewillkommen können.

Thomas. Sie gieng mit der Mutter zum Gärtner: es fehlte ihr noch an ein Paar Bluhmen zum Aerntekranze.

Lindford. Alſo iſt heute ſchon Aerntefeſt? Ihr ſeyd doch ein vortrefflicher Mann, die Krone aller Pachter, ſo eifrig, eurem Herrn eine Freude zu machen, und ſo politiſch, alles auszuſinnen, was dazu etwas beytragen kann. O da ſollte meine gute Frau dabey ſeyn!

Thomas. Ja, das gute Fräulein Mahlchen! es war ſo ein gar feines Püppchen; ich möchte ſie in meinem Leben nur noch Einmal wieder ſehen.

Lindford. Das kann bald geſchehen, Thomas. Wenn ſie in die Stadt kömmt, ſo bin ich mit ihr hier. Aber ſchafft mir Lieschen. Ich muß ein bischen von unſerer Reiſe mit ihr ſchwatzen.

Thomas. Ich will nach ihr gehen.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lindford (allein.)

Was Henker macht den alten Thom's ſo zahm? Sollte ihm der Hochmuth auch ſchon in Kopf gefahren ſeyn, wie ſeiner Frau? — Ha! vermuthlich hat's was mit Petern gegeben. Er ſagte ja, er würde wohl ſeine Muhme heurathen. Es ſey, was es wolle —

Ich werd' ein holdes Röschen brechen,
Das ſchon ſich aus der Knoſpe drängt,
Das von den Dornen, welche ſtechen,
Nur deſto gröſern Werth empfängt.
Gar bald wird mein Vergnügen
Die Schmerzen überwiegen.
Ihr andern Blühmchen, lebet wohl!
Weil ich ein Röschen brechen ſoll.

Ha! da kömmt ſie. —

Fünfter Auftritt.

Lindford. Lieschen.

Lindford. Scharmantes Lieschen! und du biſt mir nicht entgegen gekommen? —

(Er klopft ſie auf die Backen.)

Lieschen. Je! wir vermutheten ſie kaum noch in einer Stunde, und ich holte nur noch ein Paar groſe Sonnenbluhmen zu unſerm Aerntekranze. Der wird recht hübſch.

Lindford. Du biſt doch unter allen Bluhmen die ſchönſte!

Wie freu ich mich, in meinen Garten
Dich bald verpflanzt zu ſehn!
Sorgfältig will ich deiner warten,
Dann blühſt du doppelt ſchön.

Da

Da hängen Roſen, Veilchen, Nelken,
Sonſt ſtolz auf ihre Zier,
Die armen Köpfchen, und verwelken
Beſchämt von dir!

Lieschen. Reden Sie nicht ſo wunderliche Dinge, gnädiger Herr! ich wüßte nicht, wie ſich die Bluhmen vor mir ſchämen ſollten.

Sechster Auftritt.

Lindford. Lieschen. Marie.

Marie (die Lindforden hatte ſingen hören, und ſtehen geblieben war.) Und rede du nicht ſo albern, damit dich der gnädige Herr nicht auslacht. — Willkommen, gnädiger Herr! tauſendmal willkommen!

Lindford. Willkommen, Mutter Marie! von Herzen willkommen! — Nun, liebes Töchterchen! weißt du, daß du heute oder morgen mit mir in die Stadt gehſt?

Lieschen. Ach! der Vater wird gewiß nicht wollen.

Marie. Der Vater wird ſchon müſſen, wenn der gnädige Herr will.

Lindford. Und Er will auch, Marie! er hat mir eben itzt ſein Wort gegeben.

Marie. Iſt's möglich? der Vater will?

Lieschen. Ach! ich mögte auch ſo gern eine rechte Freude darüber haben: aber — aber . . .

(Die Mutter winkt ihr.)

Lindford. Aber? — biſt du mir nicht mehr gut? oder glaubſt du, daß ich dir nicht noch weit mehr halten werde, als ich dir verſprochen habe? Du ſollſt meine Tochter, mein einzig geliebtes Kind ſeyn. So bald nur mein Wagen kömmt, ſollſt du ſehen, was dir dein neuer Pflegepapa mitgebracht hat.

Lieschen. Mitgebracht, gnädiger Herr?

Marie. Ja, närriſches Ding, du biſt's nicht werth, was der liebe Herr für dich thut.

Lieschen. Aber, lieber gnädiger Herr! ich verliere drüber den guten Purſchen hier, der mir von Kindheit auf . . .

Marie. Kömmſt du mir noch mit dem dummen Bauerkerl? Du weißt ja, daß er ſo gut als verthan iſt.

Lieschen. Ja, aber ſollte mir das nicht nahe gehn? Er hatte mich doch ſonſt lieber, als alle andre Mädchen hier und in der Nachbarſchaft. Ich gefiel ihm beſſer, als die beiden hübſchſten Geſichter im ganzen Lande, Pfarrer Weſpens Lene, die

ſich

ſich ſo gut auf eingemachte Sachen verſteht, und des Schöſſer Trommers Aenne, die eine Meile umher alle Kindermützchen und Brautkränze macht. Ach! einem Stadtherrn werde ich ſo nicht gefallen.

Lindford. Du irrſt, mein liebes Lieschen! Du haſt alles, was einem Herrn gefallen kann. In einem Jahre wirſt du noch mehr wiſſen, als alle die Mädchen. Nach einem kurzen Umgange mit Perſonen vom Stande, wirſt du gewiß alle Stadtdamen übertreffen.

Marie. Ja, ich dächt's auch. Du haſt immer ein anſchlägiſches Köpfchen gehabt, und darfſt nur einmal Schleppkleider tragen: ſo wird ſich alles finden. — Wenn du dem gnädigen Herrn und Monſieur Roſenwaſſern gefällſt = = = ach! iſt denn der liebe Herr nicht mit hier?

Lindford. Nein, Marie: ich hab ihn mit Fleiß zu Hauſe gelaſſen, damit er einige Anſtalt zum Empfang meines lieben Töchterchens macht.

(Thomas ruft aus dem Hauſe:
Mutter! — Lieschen! —)

Marie (gegen das Haus gekehrt.) Gleich, Vater! — (zu Lieschen:) Bleib nur ein Augenblickchen beym gnädigen Herrn; ich oder der Vater werden dich ſchon zur rechten Zeit abrufen.

(Marie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Lindford. Lieschen.

Lindford. Ich habe noch ganz andere Vorſchläge für dich, mein Kind! Wenn du nur erſt in der Stadt biſt, ſo ſollſt du unter ſolchen Herren die Wahl haben, gegen die Roſenwaſſer nur ein Schurke iſt. — Zum Exempel, wenn ſich ſo einer fände, wie ich?

Lieschen. Sie vexiren mich. Ja! ſo einer wie Sie . . .

Lindford. Man kann nicht wiſſen. Du biſt artig, jung und ſchön. Ein Putz nach der neuſten Mode wird dir noch mehr Anmuth geben. Du haſt eine feine Stimme: ein Muſikmeiſter wird ſie vollends ausbilden. Der Tanzmeiſter wird dir eine gewiſſe Biegſamkeit und Geſchwindigkeit geben, und du wirſt dich bald wie eine Dame zu tragen wiſſen. Deine Sprache wird ſich durch den Umgang verfeinern. Ein wenig Franzöſiſch von einer alten Mamſell, die ich mir verſchreiben werde, wird dir die letzte Vollkommenheit geben, wird dich recht nach der Mode machen. Dann ſoll mir einmal einer das Dorflieschen unter den franzöſiſchen Plappermäulchen hervorſuchen!

Lieschen. Werde ich aber das alles ſogleich lernen können?

Ich bin ein Pachtermädchen,
Zur Wirthſchaft nicht zu dumm,
Bin fix mit meinem Rädchen,
Geh' mit der Nadel um:
Allein für einen Herrn
Da brauch' ich mehr zu wiſſen.
Da werd' ich lernen müſſen!
Nein! Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Lindford. Sorge nicht! Ich werde dich ſelbſt in vielen unterrichten, und bey allen deinen Lehrſtunden zugegen ſeyn. Alles, was dich glücklich, alles, was dich aufgeräumt machen kann, ſollſt du bey mir finden.

Lieschen. Ach! wenn die Muhme Dore nicht gekommen wäre, ſo hätte ich alles, was ſich für mich ſchickt, ; ; ; ſo hätte ich mein Dorf nie verlaſſen mögen. Aber die Muhme! die Muhme! ; ; ; Wenn die mir Petern nicht abſpänſtig machen wollte, ſo dächt' ich, Sie lieſſen mich hier.

Lindford. Kind, ich werde dir doch wohl ſo lieb ſeyn, als Peter?

Lieschen. Ja, auf unſerm Dörfchen ſollten Sie mir immer lieb ſeyn, in allen Ehren lieb ſeyn, ſo oft Sie nur herkämen: die Stadt aber iſt zu hoch, zu vornehm für mich. Ich weiß ein Lied, das ſagt auch, daß mein Dorf beſſer iſt, als Ihre Stadt. Ich will Ihnen nur etliche Verschen daraus vorſingen. Sie werden hören.

Lindford. Fange nur an! Ich will ſehen, ob ich keine Antwort darauf habe.

Lieschen. Hören Sie!

Hier ſeh' ich mir zu Füſſen
Vergißmeinnicht entſprieſſen;
Hier ſchlägt am Waſſerfall
Fink, Amſel, Nachtigall.

Lindford.

Im Winter ziehn die Städte
Sich bunte Bluhmenbeete;
Uns ſingt der Vögel Chor
In warmen Zimmern vor.

Lieschen.

Hier tanz' ich nach Schallmeyen
Im Schatten grüner Meyen,
Gelehrt durch die Natur,
Auf bunter Bluhmen Flur.

Lindford.

Dort ſchwebſt du auf Tapeten,
Nach Lauten und nach Flöten,

Bey tagegleichem Glanz
Die ganze Nacht im Tanz.

Lieschen. Ach! mit der Nacht kommen Sie mir nicht! Die iſt zum Schlafen gemacht.

Lindford. Ey! das mußt du mir hübſch vorſingen.

Lieschen. Ja, das kann ich noch nicht. Aber ich will was anders ſingen. —

Hier ſchenkt der Hirt nur Bänder,
Spielt nur um kleine Pfänder;
Doch hier löſ' ich mein Pfand
Einſt ein für Herz und Hand.

(Sie ſeufzet, und ſcheint ſich kaum der Thränen zu erwehren.)

Lindford.

Dort ſchenk' ich dir Geſchmeide,
Und kleide dich in Seide.
Und drücke dich voll Luſt
An meine treue Bruſt.

(Er umfaßt ſie.)

Lieschen. Ey! gnädiger Herr, Sie werden doch nichts Böſes im Sinne haben! — Sie wollten Vaterſtelle bey mir vertreten: ach ich weiß nicht, ob Sie nicht zu jung dazu ſind. Sehen Sie, ich bin Ihnen darum nicht weniger gut; ja, ich bin Ihnen ſo herzlich gut, daß, auſſer Petern ⸗ ⸗ ⸗ auſſer meinem Vater und meiner Mutter, kein Menſch iſt, dem ich ſo viel Liebes und Gutes wünſche ⸗ ⸗ ⸗

Lindford (bey Seite, gerührt:) Das unſchuldige Mädchen! (Laut.) Aber du wirſt doch nichts Uebels von mir denken, wenn ich gleich noch jung bin?

Lieschen. Ach! wenn ich das dächte, wenn ich das ſo gewiß wüßte, ſo würde ich weit ruhiger ſeyn!

Lindford. Wie denn ruhiger?

Lieschen. Ja! da würde ich gewiß nicht mit Ihnen in die Stadt fahren, Sie möchten mir verſprechen, was Sie wollten.

Lindford. Alſo gehſt du doch mit? und gehſt auch recht gern mit?

Lieschen. Ach! — es iſt mir immer ſo, als wenn ich wohl noch hier bleiben werde. Mir iſt gar nicht recht dabey zu Muthe, daß ich unter die Stadtdamen kommen ſoll.

Lindford. Wie? da dein Ungetreuer das andre Mädchen, deine Muhme, haben will? Du wirſt doch nicht mit auf der Hochzeit ſeyn und zuſehen wollen?

Lieschen. Ach! am Hochzeittage würde ich freylich krank ſeyn. Ja, in allem Ernſte würde ich krank ſeyn! Glauben Sie nicht, daß ich mich abgrämen

werde,

werde, daß mich meiner Mutter Zureden und meiner Muhme Schönthun um alles Glück gebracht hat?

Lindford. Ey! mein liebes Mädchen, du ſollſt erſt recht glücklich werden. Sey hübſch munter, wie ſonſt; du machſt mich ſchwermüthig, wenn du dich worüber gräm'ſt. Du warſt ja ſonſt ſo willfährig gegen mich. Nun alles erfüllt wird, was du gewünſcht haſt, was ich ſelbſt gewünſcht habe, nun ſo gar dein Vater ſeinen Willen drein giebt ⸗ ⸗ ⸗

Lieschen. Ja! der Vater! dem traue ich nicht recht! Es iſt noch nicht lange her, als er Sie mir fürchterlich genug abmalte.

Lindford. Was dächteſt du denn, das an mir fürchterlich ſeyn könnte?

Lieschen (ſtandhaft.) Ja, was weiß ich's? Er ſagte: Sie wären ein ſchöner Herr ⸗ ⸗ ⸗

Lindford. Und deswegen fürchterlich?

Lieschen. Ja, weil Sie mir vielleicht zu ſehr gefallen könnten.

Lindford. O wie ſehr wünſchte ich das!

Lieschen. Das ſollten Sie aber doch nicht wünſchen, weil Sie mich dann leicht verführen könnten ⸗ ⸗ ⸗

Lindford (bey Seite.) Reizende Unſchuld!

Lieschen. Und weil Sie mich darnach verſtoſen könnten, und dann . . .

Lindford. Ich? der dich als meine Tochter aufnehmen will?

Lieschen. Ja! hören Sie nur, was mein Vater noch geſtern früh zu mir ſagte, da er meine Nachtigall fütterte:

Meine Tochter, traue nicht!
Was ein Junker dir verſpricht,
Sind nur ſchöne, goldne Lügen.
Schmeichelnd ſingt man itzt dir vor;
Oeffnet ſich dein willig Ohr,
Läßt ſich bald dein Herz betrügen.

Sieh' nur, unſer Schäfer fieng
So das arme kleine Ding,
Dem wir hier das Futter reichen:
Lieblich lockend reizt' er dir
Erſt des Vogels Neubegier,
Und entlockt' ihn ſo den Sträuchern.

Dann warf er der Sängerinn
Schlau ein glänzend Würmchen hin:
Ach! ſie fraß und war gefangen!
Jetzund weinet ihr Geſang

Tage lang und Nächte lang,
Daß man ſie ſo hintergangen.

Lindford (bey Seite.) Das ehrliche Mädchen dauert mich faſt. Mit ſo einer hätte ich mich gar nicht einlaſſen ſollen.

Achter Auftritt.

Lindford. Lieschen. Amalia.

Amalia. Lieschen! Lieschen! Der Vater ſchickt mich, ich ſoll dich geſchwind abholen. Sie ſind drauſſen fertig, und die Mutter wartet auf dich.

(Lieschen geht ab.)

Neunter Auftritt.

Lindford. Amalia.

Lindford (in einer Art von Beſtürzung.) Was iſt das für eine Sprache! — Das Geſicht ⸗ ⸗ ⸗

Amalia (die Lieschen nachgehen will.) Ihre Dienerinn, gnädiger Herr!

Lindford. Du wirſt doch nicht gleich wieder fort wollen? Ich möchte dich doch auch kennen lernen. — (bey Seite.) Beym Himmel! wie ein Tropfen Waſſer dem andern! Ich weiß nicht, was ich ſagen

ſoll!

ſoll! — Iſt's bloſe Aehnlichkeit, oder — ſpielt mir meine Frau einen Streich?

Amalia. Sie haben vermuthlich vergeſſen, gnädiger Herr, daß Sie mir was ſagen wollten? Ich will immer gehen . . .

Lindford. Nein, nein, ſage ich dir, Dorchen — heißt du nicht ſo?

Amalia. Ja, ſo heiſſe ich, und was iſt zu Ihrem Befehl?

Lindford (wieder bey Seite.) Ihre Stimme, ihr Geſicht, ihre Mienen — reizend, ſehr reizend in dieſer Kleidung!

Amalia. Da Sie ſo viel in den Wind reden, ſo können Sie mir nicht viel zu ſagen haben. Laſſen Sie mich gehn . . .

Lindford. Nein, nein, Amalia! . . .

Amalia. Amalia? Die bin ich nicht. Mein Name iſt Dorchen. Sie werden mich doch nicht umtaufen wollen?

Lindford. Ach, Dorchen! wundre dich nicht über mein Erſtaunen — meine Freude — meine Furcht . . .

Amalia. Ueber das alles zuſammen auf Einmal? und warum?

Lindford. Entweder du biſt meine Frau, oder : : :

Amalia (lacht.) Ha! Ha! das iſt gar zu luſtig. Gnädiger Herr! wenn Sie im Ernſt reden, ſo haben Sie wahrhaftig das hitzige Fieber.

Lindford. Nein, nein, du magſt ſagen, was du willſt. Du biſt meine Amalia; mein Herz ſagt es mir. Eine ſolche Aehnlichkeit iſt unmöglich.

Amalia. Ihr Herz muß ſehr unwahr reden, gnädiger Herr. Mein Vater iſt ein Förſter, meine Mutter des Pachter Thomas Schweſter, und ich komme hier zum erſtenmale her : : :

Lindford (halb bey Seite.) Sollte mein Schwiegervater einmal in ihrem Dorfe auf die Schönheitsjagd gegangen ſeyn? — Höre, Dorchen! iſt deine Mutter in ihrer Jugend ſchön geweſen?

Amalia (die ihm ſcharf ins Auge ſieht) Schön von Gemüthe. Sie liebte meinen Vater, wie ihr Leben; und mein Vater hätte ſie nicht um die ſchönſte Pachterstochter von der Welt vertauſcht.

Lindford (der ſeine Verwirrung verbirgt.) Ja; wenn das ſo iſt, ſo glaube ich bald, daß eine Feye dich bey deiner Geburt für mich : : : für meine Amalia : : : Sage, biſt du noch nicht verheurathet?

Amalia (verneigt ſich.)

Der Ehe Sklaverey
Haßt meine frohe Bruſt.
Ich liebe keine Reu
Auf eine kurze Luſt.

Was iſt der beſte Mann?
Als Bräutigam ein Fuchs:
Vertraut man ſich ihm an,
Ein Tyger, Bär und Luchs.

Lindford. Ach, Dorchen, Dorchen! Du biſt meiner Amalia in allen Stücken ähnlich; doch vielleicht itzt weniger, nun ſie die Blattern verſtellet haben.

Amalia. Gut, daß ich die Blattern in meinem ſechſten Jahre gehabt habe.

Lindford. Ach! mein Kind, deine Annehmlichkeiten erinnern mich der glücklichen Augenblicke ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Ha! gnädiger Herr! itzt merke ich erſt Ihre Liſt. Sie wollen mir unter dem Vorwande, als ob ich Ihrer Gemahlinn ähnlich ſähe. ſchmeicheln. Nein! ich bin nicht ſo treuherzig. als Muhme Lieschen. Und am Ende iſt's noch die Frage, ob Sie jemals eine Gemahlinn gehabt haben.

Lindford. Freylich! und ich habe ſie noch: das weiß dein Vetter Thomas.

Amalia.

Amalia. Und Sie haben ſie nicht mitgebracht?

Lindford. Gewiſſe Urſachen ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. So? ich merk's ſchon, dieſe Urſachen werden wohl Lieschen ſeyn; und freylich darf eine Gemahlinn dabey nicht gegenwärtig ſeyn.

Lindford. Meine Frau iſt vernünftig und ohne Argwohn, und liebet Lieschen ſo ſehr, daß ſie ſie zu ſich nehmen will.

Amalia. Ja, wenn das iſt: nun — ſo will ich Ihnen Lieschen herrufen. (will abgehen.)

Lindford. Nein, liebes Dorchen, ich bitte dich, gehe nicht fort.

Amalia. Ey! ich muß den Aerntekranz mit abholen.

Lindford. Schade für den Aerntekranz! Bleib' immer! — Mein Herz iſt ſo gerührt — ich kann dir meine Empfindungen nicht ausdrücken!

Amalia. Ey! was gehen mich Ihre Empfindungen an? was denken Sie von mir?

Lindford. Das Vergnügen an meine Amalia ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Je nu! ſo gehn Sie doch zu ihr! wer wehrt's Ihnen denn? — Ich kann gar nicht klug aus Ihnen werden. Sie ſagen, Ihre Gemahlinn ſähe mir, oder ich ihr ähnlich; Sie loben, Sie bewundern ſie: würden Sie hier bleiben, wenn Ihnen

Ihr

Ihr Lob vom Herzen gienge, da Sie dasjenige im Beſitze haben . . .

Lindford. Du haſt Recht, Dorchen, und biſt ſo klug, als du ſchön biſt. Du mußt eine ſehr gute Erziehung gehabt haben. — Ach! wenn die grauſamen Blattern nicht geweſen wären . . .

Amalia. Ich verſtehe Sie. Ihre Gemahlinn war ſchön, und die Blattern, die ſie um dieſen Vorzug gebracht, entfernen Sie von ihr, machen Sie untreu.

Lindford. Ach nein, Dorchen!

Amalia. Was ſonſt? Geſtehen Sie es nur, weil ſie nicht mehr ſchön iſt, möchten Sie ſich gern ſchadlos halten. Die gute Dame! wie bedaure ich ſie! Doppelt verdienet ſie Mitleid: über den Verluſt ihrer Schönheit, und über die Entfernung eines Gemahls, den ſie liebt, und der ſie darüber beruhigen könnte. Wie weit glücklicher ſind wir da auf dem Dorfe . . . Doch, da kömmt eben mein guter Peter . . .

(Peter macht ſehr viele Grimaſſen, ſchüttelt mit dem Kopfe, kratzt ſich hinter den Ohren, und verräth einen Liebhaber, der alles zu befürchten hat.)

Zehnter Auftritt.

Lindford. Amalia. Peter.

Lindford. Was haſt du hier zu ſuchen?

Peter. Ich ſuche nur ein Mädchen. Ich fürchte, ich hab's hier verloren.

Amalia. Er meynt mich, gnädiger Herr.

Lindford. Wie? du ſuchſt Dorchen? Die Heurathsgedanken laß dir nur vergehen! — Geh', ſag' ich!

Amalia. Gnädiger Herr! was haben Sie dawider einzuwenden? — Bleib', Peter!

Peter. Gnädiger Herr! ich bin Ihnen nichts ſchuldig, und habe alle meine Zinſen baar und richtig abgetragen.

Amalia. Und ich bin Ihre Unterthaninn nicht.

Lindford. Du biſt itzt in meiner Gewalt. (zu Petern) Und du biſt mir Gehorſam ſchuldig. — Geh zum Henker!

(Peter geht ab, und ſieht ſich betrübt um)

Amalia. Ich gehe mit; aber nicht zum Henker — Adieu, gnädiger Herr!

(Sie geht hurtig ab.)

Lindford (will ihr nachgehen.) Dorchen, bleib' doch! bleib, liebes Dorchen! ⸗ ⸗ ⸗

(Indem er zur Scene hinein will, rennt er an Thomas an, daß dieſer zurück prallt.) *)

Eilfter

---

*) Dieſer Auftritt war in den vorigen Ausgaben in folgendes Terzett gebracht:

Lindford (voller Ungeduld.)
Was zum Henker! ſuchſt du hier?
Peter (ſtolpert voller Schrecken zurück.)
Genäd'ger Herr! — genäd'ger Herr! —
Dieſes Mädchen ſucht ich hier.
Amalia.
Er meynt mich, genäd'ger Herr!
Lindford.
Dorchen? Dorchen? Nimmermehr!
Amalia.
Ey! wie ſoll ich das verſtehen?
Peter.
Bleib' ich? oder ſoll ich gehen?
Amalia.
Du ſollſt bleiben! **Lindford.** Du ſollſt gehen!
Peter.
Ja, mein' Seel'! ich hab's gedacht!
Amalia.
Ich bin nicht in Ihrem Pacht,

Lindford.

Eilfter Auftritt.

Lindford. Thomas (macht zu allem ſehr viel bedeutende Mienen, als ob er ſchon alles wüßte.)

Lindford. Nu! alter Tölpel, könnt Ihr nicht ſehen?

Lindford.

Aber, itzt in meiner Macht.

Amalia.

Ich? **Lindford.** Nein! Peter wollt' ich ſagen.

Peter.

O! ich habe vor Acht Tagen
Meine Zinſen abgetragen.

Amalia.

Und ich? darf ich denn wohl fragen,
Wenn mir Peter wohl gefiel,
Wer es mir verwehren will?

Lindford (bittend zu Amalien:)

Dorchen! ach! du darfſt nicht gehen . . .
(erzürnt zu Petern:) Schurke, geh zum Henker! — geh!

Peter.

Was ſoll ich beym Henker ſehen?

Amalia.

Mich, denn ich will mit dir gehen.
Peter! komm —

(ſie nimmt ihn beym Arm, und läuft mit ihm fort.)

Beide. Adieu! Adieu!

Thomas. Ich komme am ſchlimmſten weg, gnädiger Herr. Ich glaube meiner Treu, Sie haben mir's Naſenbein eingeſtoſen. Ich pflege doch immer zu ſagen, Eilen thut nicht gut: denn wenn der Kopf vorn iſt = = =

Lindford. Schweigt itzt mit eurem Gewäſche = = =

Thomas. Nu, nu, gnädiger Herr, die Weiber waſchen, und nicht kluge Leute, wie ich. — Was haben Sie denn im Kopfe?

Lindford. Laßt meine Pferde ſatteln, und wenn mein Wagen kömmt = = =

Thomas. Ey, ey, ey! das wäre was, gnäd'ger Herr! Ich ſtellte Ihnen heute zu Ehren das liebe Aerntefeſt an, und die Leute hätten ſich da vom frühen Morgen an geplackt = = = (er ſieht ihn an.) Sagen Sie mir doch, warum wollen Sie denn gleich wieder fort?

Lindford. Ach, Thomas! Ihr habt eine Muhme = = =

Thomas. Wer hat nicht eine Muhme? Das iſt ja nichts ſonderliches.

Lindford. Mehr als zu ſonderlich. Findet Ihr eure Muhme meiner lieben Frau nicht ſo ähnlich, ſo ähnlich ⸗ ⸗ ⸗

Thomas. Ich muß mich doch ein biſchen beſinnen. Ja! Naſe — Maul — Augen — aber Fräulein Mahlchen war ein biſchen blaß, mager und ſchlank: meine Muhme iſt aber hübſch roth und bey Leibe.

Lindford. Ach! als Ihr ſie geſehen habt, war ſie noch im Wuchſe: aber nach der Zeit ⸗ ⸗ ⸗

Thomas. Ja, das kann ſeyn! Freylich werden aus Kälbern Kühe ⸗ ⸗ ⸗ verzeihen Sie mir die Vergleichung. Aber ich habe ja gehört, ich weiß ſelber nicht, wer's bey uns in der Schenke erzählte, die Blattern hätten ſie ſo zugerichtet?

Lindford. Ach! dieß einzige macht mich ſtutzig: ſonſt wollte ich ſchwören, eure Muhme wäre meine Frau ⸗ ⸗ ⸗

Thomas (lacht.) He he he he! wie könnten Sie nu ſolch wunderlich Zeug denken! Meine Muhme, Dorchen, die gnädige Frau! Ihre Frau wird da im Korſettchen herumlaufen, und ich werde nicht den Unterſchied zwiſchen ihr und Dorchen ⸗ ⸗ ⸗

Lindford. Ihr ſeyd nicht klug! Das Korſett macht's aus! — Es ſey, wie ihm wolle. Dorchen hat meine Zärtlichkeit, meine Sehnſucht nach meiner Frau, ſo in meinem Herzen rege gemacht, daß ich heute, ſo bald eure Hiſtorie vorbey iſt, wieder in die Stadt, und morgen zurück auf meine Güther gehen will.

Thomas. Je, je! daß Ihnen das Ding nu ſogleich einfällt, da Sie ſich hier ein bischen erluſtiren wollten. So weiß man doch mein Tage den Morgen nicht, was den Abend geſchehen wird. Wunderlich! — Aber wie wird's denn mit Lieschen? Wollen Sie ſie denn mit zur gnädigen Frau nehmen?

Lindford (ſteht in Gedanken.)

Thomas. Ich frage, ob Sie . . .

Lindford. Ich hör's ja wohl. — Nein! ich werde erſt auf meine Güther gehen. —

Thomas. Ich dächte aber, ſie wäre gerade da am beſten aufgehoben, weil Ihre Gemahlinn dort ſelbſt die Aufſicht haben könnte.

Lindford. Macht mir den Kopf nicht vollends warm.

Thomas. Je nu! gnädiger Herr, man weiß nicht, wie man mit Ihnen dran iſt. Sie haben's ja genug getrieben . . .

Lindford. Und ihr habt euch ja genug geſperrt, alter Narr!

Thomas. Sie beehrentituliren mich heute ſehr, gnädiger Herr; aber es thut nichts: wenn Sie nur heute ein bischen munterer wären. Sie werden uns unſere ganze Luſt verderben.

Lindford (gütig.) Darum will ich euch bald verlaſſen, lieber Thomas. Ihr müßt mir vergeben; ich bin heute nicht zur Luſtbarkeit aufgelegt, und kann euch nicht alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe.

Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht!
Mich quälen Reue, Liebe, Pflicht.
Bald ſchlägt die Furcht mich nieder,
Sie nicht mehr ſchön zu ſehn;
Bald ruft die Freundſchaft wieder:
Ihr Herz bleibt ewig ſchön!

Thomas. Je, was für ein Herz denn?

Lindford.

Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht.
Ach! find' ich nicht Dorinden
In dir, Amalia:
Weh mir! was werd' ich finden!
Weh dir, Amalia!

Thomas. Nu? ſo ſagen Sie mir nur, gnädiger Herr, was Sie damit ſagen wollen?

Lindford.

Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht ‥ ‥

Thomas (brummt böhniſch nach.)

Es fühlt ſich nur, es ſagt ſich nicht —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Amalia.

Lindford. O meine engliſche ‥ ‥

Thomas. Was willſt du denn wieder, Muhme Dorchen?

Amalia (zu Lindford.) Ich mag Ihre ſchönen Worte nicht — (zu Thomas) Je, eure Frau hat mich fortgejagt: ſie will mich durchaus nicht mit

herein=

hereinziehen laſſen, und beſteht darauf, ich ſoll noch heute wieder nach Hauſe, weil ich lauter Unfug anrichtete: Peter aber müßte dort bleiben, weil ſie noch eine Mannsperſon zum Aufzuge brauchten.

Thomas. Das iſt ein Wetterweib!

Lindford. O komm du mit mir, liebes Dorchen! Ich will ohnedieß wieder fort, und ich will dich hinbringen, wohin du verlangſt.

Thomas. Ich dachte, Sie wollten wieder zu Ihrer Frau Gemahlinn, gnädiger Herr?

Lindford. Schweigt, alter Krauskopf!

Thomas. Nu! nu! Sie werden mir's nicht für übel nehmen, gnädiger Herr; aber das geſchieht in aller Welt nicht, daß ich Dorchen mit fort laſſe. Es iſt doch ſchnakiſch genug . . .

Amalia. Seyd ruhig, Vetter Thoms! Ich bin nicht ſo leichtgläubig, daß ich mich ſo aufs Gerathewohl Einem vornehmen Herrn aufpacke.

Lindford. Ich wollte dir doch aufs heiligſte ſchwören . . .

Amalia. Ja doch! ſchwören; aber auch halten? Haben Sie niemals vergebens geſchworen?

Lindford (ſcheint beſchämt zu werden.)

Thomas (bey Seite.) Das iſt politiſch gedacht! — Verſprechen iſt edelmänniſch . . .

Amalia. O die Erfahrung macht klug, gnädiger Herr, und ich habe die Verſicherungen und Schwüre der Vornehmen ſchon kennen lernen.

Lindford. Du? liebes Dorchen?

Thomas. Je, erzähle uns doch die Geſchichte!

Romanze.

Amalia.

Ein Edelmann, ſehr wohl gebaut,
Von blondem Haar und weißer Haut,
Sehr ſchmeichelhaft von Angeſicht,
In Worten treu, im Herzen nicht;

Der ſah mich, und ich dünkt' ihm ſchön:
Er ließ mich ſeine Flammen ſehn,
Und ſagt' und ſchwur mir feyerlich,
Er liebe bis zum Sterben mich.

Ich dachte: Was ein Edler ſpricht,
Iſt alles wahr, der lüget nicht:
Und zärtlich, unſchuldsvoll und frey
Gelobt' ich ihm Hand, Herz und Treu.

Ach! unter welcher Zärtlichkeit
Verfloß der erſten Jahre Zeit!
Ein Tag floh wie ein Augenblick
Bezeichnet von der Liebe Glück.

Bald rief die Stadt ihn, er zog hin,
Und, ach! ſchlug bald mich aus dem Sinn;
Ich ſchickte Boten ab, ich ſchrieb:
Umſonſt! ihm war die Stadt zu lieb.

So undankbar er immer ſchien,
Doch liebt' ich und noch lieb' ich ihn,
Und ſollt' er ewig untreu ſeyn,
Mein Herz bleibt auch noch ſterbend ſein.

(Lindford zeiget durch ſeine Geberden, daß er ſich getroffen fühlet.

Thomas.

Thomas (wiſcht ſich die Augen.) Du armes Mühmchen!

Lindford. Ach! Dorchen! Das iſt meine eigne Geſchichte! Aber zum Beweiſe meiner Reue, will ich meinen Anſchlag ausführen, und morgendes Tages zurückeilen. — Wie hieß denn der Edelmann, der dieſe Treuloſigkeit begieng? Ich kenne in der Gegend faſt alle Familien, und bin ich vermögend ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Nennen will ich ihn nicht. Er hat mir aber ſein Bildniß gegeben. Kennen Sie ihn nun, ſo ſey es! —

Thomas (indem Amalia ein Schächtelchen hervorſucht, in welchem ein Ring mit Lindfords Bildniſſe liegt.) Ja, ich möcht's doch auch wiſſen. Man weiß nicht, wie man manchmal mit ſolchem Völkchen zu thun kriegt.

Lindford (dem Amalia den Ring giebt, ſieht ihn an, und fällt ihr um den Hals.) Himmel! Amalia! meine Amalia! — ich bin vor Freuden des Todes! — O! ſo hat mich mein Herz doch nicht betrogen! du biſt es, meine liebſte, beſte, verehrungswürdigſte Frau, und ich — o kannſt du mir vergeben? kannſt du mir vergeben? ⸗ ⸗ ⸗

Thomas (macht viele Geberden einer lebhaften Freude.)

Amalia. Wenn ich dir nicht vergeben könnte, lieber Lindford, würde ich hieher geeilet ſeyn, dein Herz wieder zu gewinnen? Aber wirſt du mir es vergeben, daß ich dich in einem verliebten Raube geſtört habe, den du zu begehen im Begriff warſt?

Lindford. Ich ſchäme mich vor dir, Amalia, vor unſerm ehrlichen Thomas, vor mir ſelber. Liebe und Dank ⸗ ⸗ ⸗

Amalia. Dieſer Augenblick, mein Lindford, belohnet mir alle Leiden, die mir deine Entfernung verurſacht hat. Die Blattern haben mich alſo doch nicht ſo verſtellet ⸗ ⸗ ⸗

Thomas. Das war politiſch!

Lindford. Verſchönert! Ich ſehe dich itzt mit neuen Reizungen des Leibes und der Seele geſchmückt. Aber wie werde ich mein Verbrechen vergüten, meine Amalia?

Amalia. Durch Zärtlichkeit und Treue.

Thomas (Man hört die Muſik, ſie kommen die Anhöhe herunter.) Ha, unſer Völkchen — hören Sie es?

es? dort kömmt es aus dem Felde den Berg herunter. Das wird Augen aufſperren! Ha ha ha!

Amalia. Laßt euch noch nichts merken.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marie. Lieschen. Peter. Suschen.

Ein ländlicher Aufzug.

(Zu Anfange gehen etliche Muſikanten mit einer bäuriſchen Muſik. Es folget Peter mit einer Senſe in der einen Hand, und einer Schleifkanne in der andern. Lieschen trägt den Aerntekranz an einer Stange. Hinter drein folget die Mutter mit Suschen. Die Bauern und Bauermädchen mit Sicheln, Rechen und Dreſchflegeln, mit Aehren umwunden, folgen.)

Chor.

Die Felder ſind nun alle leer,
Die Scheunen alle voll!
Frohlockend ziehen wir einher,
Und bringen unſern Zoll.

(Lieschen bringt dem Herrn von Lindford den Kranz: er nimmt ihn, und hängt ihn an den Arm.)

Lindford.

Lindford. Ich danke dir, mein liebes Lieschen! Ich danke euch, meine lieben Freunde, für den ſchönen Aerntekranz. Der Himmel ſegne euch, und gebe mir Gelegenheit, euch allen wohlzuthun!

Alle. Und auch Sie, gnädiger Herr, und die liebe Frau Gemahlinn zu Hauſe.

Lindford. Aber werdet ihr mir erlauben, daß ich mit dieſem Kranze jemanden unter uns hier beſchenke, der noch ein weit gröſſeres Recht dazu hat, als ich? (Er geht auf Amalien zu. Die Bauern bezeigen ihre Neugier auf mancherley Art.

Thomas (bey Seite.) Nu wird erſt der Spaß angehen. Ha ha ha!

Lindford (er giebt Amalien den Kranz.) Hier, mein liebes Dorchen! —

Lieschen.
Marie. } Dorchen?
Peter.

Peter (bey Seite) Verdammt! die will er mir nun auch wegkapern. — (Er naht ſich Dorchen, und ſagt ihr ins Ohr) Dorchen, traue Sie doch dem Stadtvolke wolle nicht! — Da, Thomas! da nehmt eure Senſe! ich gehe.

Lindford. Wo wollt Ihr denn hin, Peter?

Peter. Ey! zum Henker, wohin Sie mich vorhin ſchickten. Das iſt nun die zweyte, die Sie mir vor'm Maule wegnehmen ⸗ ⸗ ⸗

Marie. Sie wollen gewiß einen Spaß machen, gnädiger Herr?

Lindford. Bleibt nur einen Augenblick hier, Peter! — Dieſer Kranz ſoll ein neuer hochzeitlicher Kranz für mich ſeyn. Hier ſoll er als ein Zeichen des Sieges der Liebe über meinen Leichtſinn aufgehängt werden. — Mutter Marie! Ihr habt wohl vormals Fräulein Malchen geſehen, aber niemals meine Frau. Das iſt ſie.

Marie. Lieschen. Peter. Himmel! die gnädige Frau! die gnädige Frau!

Thomas. Ha ha ha ha! das iſt ein Spaß! zum todtlachen! zum todtlachen!

Marie. Ach! gnädige Frau!

(Lieschen küßt Amalien weinend die Hand.)

Amalia. Beruhiget euch! beruhige dich, mein Lieschen! Du haſt mir wohl meinen lieben Gemahl

ein

ein wenig abſpänſtig gemacht, aber deine Abſicht war es nicht.

Marie. Es war uns nicht um den gnädigen Herrn zu thun = = =

Lindford (bey Seite zu Marien.) Aber mir um Lieschen, gute leichtgläubige Frau!

Amalia. Es ſteht dir noch frey, mein liebes Lieschen, willſt du mit mir = = =

Lieschen. Ach! nein, gnädige Frau. Hier bin ich nun weit lieber. (Sie ſieht immer Petern von der Seite an, und Peter Lieschen.)

Marie. Je! Narr, wenn du nun Herr Roſenwaſſern = = =

Thomas. Siehſt du, Frau, wenn du nur ein bischen politiſch wäreſt: ſo müßteſt du gleich ſehen, daß du ein Narr warſt, und daß der gnädige Herr ſein Lebelang nicht an ſeinen Kammerdiener gedacht hat.

Amalia. Ich weiß, wodurch ich mir Lieschen am erſten ausſöhnen kann. Sie muß wohl ein wenig böſe auf mich ſeyn: aber — nicht wahr? du biſt wieder gut, wenn ich dir meinen Liebhaber abtrete? (Sie geht auf Petern zu, der ſich erſt geberdet, als wolle und wolle er auch nicht. Lieschen lächelt, voll von einem heimlichen Vergnügen, und rückt Petern mit halb verdecktem Geſichte näher; Amalia nimmt ihre Hände, und legt ſie zuſammen. Sie ſehen einander mit Entzücken an.)

Peter. Ah!

Lieschen. Ah!

Amalia. Nicht wahr, mein Lindford? — nicht wahr, Vater Thomas und Mutter Marie, Ihr ſeyd es zufrieden?

Thomas (mit einem Freudenſchreye.) O! von Herzen, von Herzen, gnädige Frau! Es iſt recht, als wenn Sie vom Himmel gefallen wären! Das iſt ein Spaß! Ey, ey, ey!

Lieschen. Peter, du redſt nicht! — Willſt du mich nicht?

Peter. O Lieschen! Mir iſt auch, als wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Ich war dir doch gut, ſo ſehr du mich auch gequälet haſt.

Lieschen. Ach! dein Staar hat mich manches Thränchen gekoſtet. Vergieb mir! (Sie gibt ihm die Hand.)

Lindford (zu Marien.) Was ſagt Ihr, Mutter? ſeyd Ihr mit dieſer Heurath zufrieden?

Marie. Man muß ja wohl, wenn's nicht anders ſeyn kann. Freylich hätte ich gern einen vornehmen Schwiegerſohn = = =

Thomas. Du biſt ein Narr, Frau. Bleib, was du biſt, ſo biſt du klug. — Wir ſind ehrliche Leute, und das iſt mehr als Vornehmigkeit. Ich will dir einmal die Fabel vom Eſel und der Löwenhaut erzählen.

Amalia. Nur itzt nicht, guter Thomas!

Thomas. Nein, itzt will ich ſie nicht böſe machen; tanzen will ich mit dir, daß die Tenne knacken ſoll.

Suschen. Ich hätte auch noch eine Bitte an Sie, gnädiger Herr, gnädige Frau = = =

Lindford. Und welche, mein liebes Suschen?

Suschen. Wenn Hännschen groß wird, daß Sie = = =

Thomas. Biſt du nicht geſcheut, Mädchen? willſt du = = =

Amalia. Nun werde nur erſt ſelbſt groß: dann richten wir dir auch die Hochzeit aus. — O wie glück-

glücklich bin ich heute, mein Lindford! (zu Petern und Lieschen.) Lieben Kinder! nehmt Theil an meinem Glück, wie ich an dem eurigen. Laßt uns alle die verſöhnte Liebe ſingen. —

Quartett.

Lindford. Amalia. Peter. Lieschen.

Alle.

Verſöhnte Liebe! doppelt ſchön
Gefällſt du zarten Herzen,
Die nach der Trennung Schmerzen
Einander wieder ſehn.

Lindford.

So lieblich hat den Bienen
Die Sonne nie geſchienen,
Wenn kein Gewölk ſie mehr umzieht.

Amalia.

Nicht ſchöner blühn Violen,
Die ſich im Thau erholen,
Wenn Luft und Erde nicht mehr glüht.

Peter.

Peter.

So fröhlich girrt ein Täuber,
Wenn einem wilden Räuber
Sein liebſtes Täubchen noch entflieht!

Lieschen.

So hüpft und ſpringt vor Freude
Ein Schäfchen auf der Weide,
So bald der Frühling wieder blüht.

Alle Viere.

Verſöhnte Liebe! komm zurück
Mit allen deinen Freuden!
Schenk' uns, nach kurzem Leiden,
Ein ewigdauernd Glück!

Lindford (zu Petern und Lieschen:) Ich will euch die Hochzeit ausrichten, meine guten Kinder. — Thomas, es bleibt aufs künftige Jahr beym Abzuge der fünfzig Thaler Pachtgeld.

Thomas. Tauſendfachen Dank, gnädiger Herr! Es ſoll Lieschen zu gute kommen. Es iſt immer beſſer, Peter beſtellt das Feld, als wenn Sie ſich in das Handwerk gemiſcht hätten.

Peter. Ich danke Ihnen, gnädiger Herr! So ſind Sie ein wackerer Herr. Es würde eine ſchlechte

Aernte für Sie und uns gegeben haben, wenn Sie vier Hände hätten aus einander reiſſen wollen, die mit einander Luſt zu arbeiten haben.

(Lieschen geht zu ihm, und bedankt ſich durch eine Verneigung.)

Amalia. Ich will den Aernteſchmauß über mich nehmen, und dieſe guten Leute ſollen durch alle Arten ländlicher Freuden es feyern helfen.

Alle. Es lebe unſere liebe Herrſchaft hoch!

Aerntegeſang.

Chor.

Schön iſt das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtes Grün
Der Lenz die bunten Bluhmen ſtreut,
Die Bäume ſchneeweiß blühn.

Doch ſchöner iſt der Aehren Gold,
Das aus dem Boden ſteigt,
Und, unſrer ſüſſen Arbeit hold,
Sich dankbar vor uns beugt.

Wenn

Wenn jeder Halm uns zwanzigmal
Die Körnchen wieder beut,
Die wir im Feld', am Berg', im Thal,
Den Furchen eingeſtreut.

Hoch thürmen wir die Fuder auf
Von reichem Segen ſchwer:
Das Garbenmädchen ſetzt ſich drauf,
Der Schnitter ſcherzt beyher.

Dann eſſen wir in ſichrer Ruh
Das Brodt, das uns gebührt,
Indem die Grille froh dazu
Am Heerde muſicirt. —

Du, zarter Hofmann, ſpotte nicht
Der ſchwielenvollen Hand;
Sie nähret, was dein Stolz auch ſpricht,
Den Fürſten und das Land.

Seht, Krieger, unſrer Sicheln Glanz!
Und euer blutig Schwert!
Sagt, iſt nicht unſer Aehrenkranz
Mehr, als ein Lorbeer werth? —

Ihr ſchweigt? Ihr gebt uns Recht? Wohlan,
Wünſcht uns nur Fried' und Ruh;
Blickt unſern Fleiß mit Lächeln an,
Und klatſcht uns Beyfall zu!

Ein Bauerntanz, der ſich zur Abſicht ſchickt, macht den Beſchluß.

Ende des dritten Theils.

Luſtſpiele

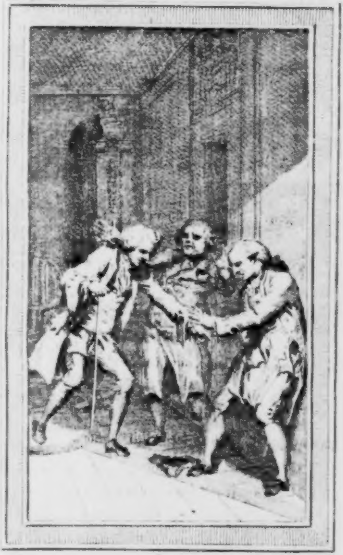
von

C. F. Weiße.

Drey Bände.

Nachricht wegen der Kupfer.

No. 1 wird dem Haupttitel des erſten, No. 2 dem Haupttitel des zweyten, No. 3 dem Hauptitel des dritten Bandes gegen über eingeheftet; und dieſes Blatt kommt vor dem Kupfer zu ſtehen.



Luſtſpiele

von

C. F. Weiße.

Erſter Band.

Die Poeten nach der Mode.
Die Haushälterin.
Der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt.
Die Matrone von Epheſus.

Neu überarbeitet.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Obgleich das Luſtſpiel urſprünglich beſtimmt iſt Lachen zu erregen, und alſo lauter leicht zu faſſende, fröhliche Gegenſtände bearbeitet, lauter ſolche Ideen enthält: ſo iſt es doch nichts weniger als eine leichte Gattung für den Dichter, man mag nun auf die Talente ſehen, die es erfodert, oder auf die Schwürigkeiten, die dabey müſſen überwunden werden. Es ſoll unter Lachen die Wahrheit ſagen: ridendo dicere verum. Es ſetzt alſo auch eine groſe Kenntniß der Natur voraus; es verlangt im hohen Grade, die Gabe, die eigentlich dichteriſch iſt, ſich in fremde Situationen, und zwar in vielerley Situationen zu verſetzen; es erfodert die beſondre Erfindungskraft, lächerliche Zuſammenſetzungen, es ſey der Begebenheiten, oder der Gedanken, natürlich entſtehen zu laſſen: es erfodert einen feinen und ſehr richtigen Geſchmack, weil alles auf die Wahl kleiner Sachen ankömmt, die keine Regel beſtimmen kann, und weil unter dem zu viel und zu wenig die Grenze ſchwer zu finden iſt. Wenn der tragiſche Dichter eine innigere Kenntniß von den geheimen Triebfedern des menſchlichen Herzens haben muß; ſo verlangt man hingegen vom komiſchen Dichter eine ausgebreitetere Kenntniß von den Aeußerungen deſſelben, nach der Verſchiedenheit der Stände, der Gemüthsneigungen, der Temperamente, der Launen. Jener iſt an eine ſtrengere Wahrſcheinſcheinlichkeit in der Verknüpfung der Begebenheiten gebunden: dieſer an eine genauere Aehnlichkeit mit der Natur in Abſicht der Sitten und des Ausdrucks.

Dieß iſt nur ein Theil der Erfoderniſſe zur innern Vollkommenheit dieſer Gattung; Erfoderniſſe, die ſich um ſo viel mehr häufen, jemehr der Umfang derſelben ſeit einiger Zeit iſt erweitert worden. Aber, damit die komiſche Muſe ihre ganze Abſicht erreiche, müſſen ſich auch äußere Umſtände vereinigen: und in dieſer Rückſicht hat ſie mit größern Hinderniſſen zu kämpfen, als irgend eine ihrer Schweſtern. Keine Gattung des Drama iſt ſo ſehr der Veränderlichkeit der Zeit und der Moden unterworfen. Es giebt zwar komiſche Charaktere, deren Hauptzüge unveränderlich dieſelben bleiben; und die Stücke, in denen man dieſe bearbeitet hat, werden unſtreitig am längſten dauern. Der Geizige, der Zerſtreute, der Unſchlüßige, der Miſantrop, der Spieler, der Tartüffe, werden, einmal gut und richtig geſchildert, in allen Zeitaltern erkannt werden und in allen gefallen. Aber die Anzahl ſolcher allgemeiner, ſo deutlich unterſchiedener, und von Zeit, Ort und Umſtänden ſo wenig abhängender Charaktere, iſt nicht groß. Die meiſten derſelben ſind uns von unſern Vorgängern ſchon weggenommen worden. Und doch werden auch in dieſen die Züge, welche für die Zeitgenoſſen die auffallendſten und frappanteſten ſind, weil ſie ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft genauer beziehen, der Nachwelt nicht ſelten unverſtändlich und unſchmackhaft. Die größte Anzahl aber der Luſtſpiele, die wir haben, und derer, die möglich ſind, ſchildert immer die beſondern Thorheiten eines gewiſſen Orts, Eines Zeitalters, Eines Volks, Eines Standes, und dieſe, ſobald die Scene verlegt wird, oder ſobald ſich die Umſtände ändern, verlieren die Aehnlichkeit, die den Werth des Porträts ausmachte, verlieren das Intereſſe, das in der Neugier, und zum Theil in der Schadenfreude der Menſchen liegt. Der Turcaret des Le Sage, Leſſings junger Gelehrter, die Poeten nach der Mode, ſind Stücke, die nur zu *den* Zeiten, unter *den* Umſtänden, und an *den* Oertern, wo ſie zum Vorſchein kamen, recht gefallen konnten. Die précieuſes ridicules des Moliere mußten auf der Schaubühne andern Stücken weichen, ſo wie auf dem Schauplatze der Welt die Thorheiten, die ſie ſchilderten, von andern Thorheiten verdrängt wurden. Was für ein Glück würde wohl Pirons mit Recht bewunderte Metromanie außer Paris machen? Und wie viel verliert ſelbſt die vortrefliche Minna, wenn man nicht mit den Umſtänden des damaligen Krieges bekannt iſt!

Eine andere Veränderung geht von Zeit zu Zeit mit dem Geſchmacke der Völker ſelbſt vor. Vor etlich und zwanzig Jahren, da man nur noch die Alten und die franzöſiſchen Dichter kannte, ſich aus ihnen die Regeln abzog, und ſie zu ſeinen Muſtern wählte, hatte man andere Begriffe von der Vollkommenheit eines Luſtſpiels als itzt, da man ſich an vielfache und in einander laufende Handlungen, an die größere Verwicklung, und dem gedrängtern Dialog der engliſchen Stücke gewöhnt hat.

Die Sprache des Umgangs, des geſelligen Lebens ſelbſt ändert ſich, beſonders bey einer Nation, die noch nicht auf der höchſten Spitze der Cultur ſteht. Ausdrücke, die gemein waren, werden edel, edle gemein: man erlaubt ſich bald mehr, bald weniger Freyheiten. Was zu der einen Zeit für geſucht und epigrammatiſch wäre gehalten worden, ſcheint zur andern natürlich und nur gedrungen, wann die Nation mehr an einen ſolchen Styl gewöhnt iſt; was damals natürlich war, ſcheint jeßt weitſchweifig. — Man erinnere ſich nur, was unſere Sprache ſeit zwanzig Jahren unter verſchiedenen Händen für verſchiedene Geſtalten angenommen hat!

Die Gattungen der luſtigen und der rührenden Komödie mit allen ihren mannichfaltigen Miſchungen und Unterarten haben zu allen Zeiten die Meynungen des Publikums getheilt; und noch mehr hat ſeine Gunſt in Abſicht derſelben von einer Zeit zur andern abgewechſelt. Moliere, Destouches, Marivaux, St. Foix, Greſſet, Diderot, jeder von dieſen hat eine Zeitlang auf der Bühne geherrſcht, jeder iſt wieder von einem Andern verdrängt worden.

Wenn man die Schwürigkeiten einer Gattung aus der Anzahl derer beurtheilet, denen es darinne gelungen iſt: ſo müſſen die Schwürigkeiten der komiſchen Poeſie groß, ſehr groß ſeyn, weil es aus allen Jahrhunderten, und aus allen Ländern, wo nur die Schauſpielkunſt geblühet hat, ſo gar wenig Meiſterſtücke bey der unendlichen Anzahl von Verſuchen giebt, die — ich will nicht ſagen geſpielet, ſondern nur noch mit einigem Antheil geleſen werden. —

Was will ich durch alle dieſe Betrachtungen erhalten? Nachſicht gegen den komiſchen Dichter, der eine ſo ſchwere Laufbahn betritt, Nachſicht auch gegen mich, der ich meine alten Verſuche dieſer Art von neuem dem Publikum vorzeige. Als ich ſie zuerſt bekannt machte, waren außer der Gottſchediſchen Schaubühne, und den Schlegelſchen und Gellertſchen Stücken keine deutſche Originale vorhanden. Dieß konnte mich dreiſter machen. Noch mehr ermunterte mich das gute Glück, das ich meiner erſten

Schularbeit dieſer Art, der Matrone von Epheſus, zu danken hatte. Leſſing, der mit mir zugleich im Jahre 1744 die Univerſität bezog, ſah ſie und ward mein vertrauter Freund. Seit der Zeit haben wir von beiden Seiten unſre Kräfte verſucht. Er, der mit größern ausgerüſtet war, iſt mir zuvor gekommen. Dieſes Bekenntniß koſtet meiner Eitelkeit um ſo viel weniger, weil ich doch nicht ohne alles Glück gearbeitet habe. Es ſey nun der damalige Mangel guter Stücke, es ſey einiger Werth meiner eignen: genug dieſe wurden hier und in Hamburg, den beiden einzigen Orten, wo damals deutſche Schaubühnen waren, von der Neuberiſchen und Schönemanniſchen mit Beyfalle aufgeführet. **Eckhof** und **Koch**, zwey große Schauſpieler, jeder in ſeiner Art, erhielten mich durch ihre Auffoderungen, ihren Theatern von Zeit zu Zeit Etwas zu liefern, bey der Luſt. Die Stücke wurden zum Theil einzeln und nach und nach unter dem Titel: Beyträge zum Theater, nebſt den Trauerſpielen, zu wiederholten malen gedruckt. Ernſthaftere Geſchäfte verdrangen in mir die Luſt zu dieſen Arbeiten: meine wachſende Kenntniß von dem, was zur Vollkommenheit eines Luſtſpiels gehöre, machte mich furchtſamer. Ich trat alſo von dieſer Laufbahn ab, hielt meine jugendlichen Arbeiten für vergeſſen, und war nicht unzufrieden darüber, weil ich ihre Mängel zugleich für vergeſſen hielt. Unvermuthet entdeckte mir meine Verlagshandlung, daß ſie geſonnen ſey, eine neue Auflage meiner ſämmtlichen Luſtſpiele zu veranſtalten, ſo wie es bereits mit den Trauerſpielen und komiſchen Opern geſchehen iſt. Dieß legte mir nothwendig die Pflicht auf, alles daran zu thun, was daran gethan werden konnte. Das Gewebe der Fabel, der Gang der Begebenheiten, Knoten und Auflöſung, die Situationen ſelbſt zu ändern, das war nicht möglich, ohne neue Stücke zu machen. Aber der Dialog konnte geändert, die Fortſchritte geſchwinder, die Sprache gedrängter gemacht werden, ein oder der andere hinzugeſetzte Zug konnte eine Situation heben, und den Charakter einer Perſon hervorſtechender machen. —

Dieſes habe ich alſo, ſo viel als möglich, gethan. Weiter davon viel zu ſagen, wäre unnöthig, da die Stücke ſelbſt dem Leſer vor Augen liegen. Ich verlange nicht die Urtheile deſſelben zu leiten. Aber dieß einzige will ich noch hinzuſetzen, weil es zu einer allgemeinen Belehrung dient. Ich habe in mir ſelbſt mehr die Fähigkeit gefühlt, komiſche Begebenheiten und Situationen zuſammen zu ſetzen, als dieſelben nach den Regeln einer ſtrengen Wahrſcheinlichkeit zu ordnen. Die Charaktere haben ſich mehr meiner

Imagination unter einem gewiſſen Ideale, dem ich nachgegangen bin, gezeigt, als daß ich ſie aus Beobachtung und genauer Prüfung der Menſchen damals um mich geſchöpft hatte, oder ſchöpfen konnte. — Wenn ich mich nicht irre, ſo finde ich dieſen Unterſchied überhaupt. Bey manchem iſt mehr der Philoſoph ſichtbar; und die Einkleidung iſt nur dichteriſch. Bey Andern hat die Imagination das Hauptwerk gethan, und die Reflexion nur die Bilder derſelben etwas berichtiget. Welche von dieſen Gattungen die vorzüglichere ſey? ob ich in einer derſelben etwas geleiſtet habe? das überlaſſe ich ganz der Entſcheidung der Kenner. Nur das iſt gewiß, daß jede dieſer Gattungen einer Vortrefflichkeit fähig iſt, die aber nach andern Regeln muß beurtheilet werden.

C. F. W.

Die
Poeten nach der Mode.

In drey Aufzügen.

Verfertiget im Jahr 1751.

Ridentur, mala qui componunt carmina.
HORAT.

Perſonen:

Herr Schwindel, ein reicher Kaufmann.
Frau Schwindelin.
Henriette.
Herr Palmer, Renthſekretair.
Dunkel.
Reimreich.
Johann.

Der Schauplaz iſt in Herrn Schwindels Hauſe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmer. Johann.

Palmer.

Nun? bin ich gemeldet?

Johann. Vermuthlich; weil Sie mich deswegen hieher voran geſchickt haben.

Palmer. Ah? wie groß war denn die Freude?

Johann. Wie groß? — Beſſer: Sie fragten, wie klein! Ich dachte, Ihre lieben Schwiegerältern ſollten mich vor Freuden in ihren Umarmungen erſticken. Ja, haſt du ſonſt was?

Palmer. Wie ſo?

Johann. Kaum erblickte mich Herr Schwindel, ſo runzelte ſich ſeine Stirne; er ſchob die Perücke ſchief, warf die Lippen in die Höhe, und brummte auf meine Verkündigung Ihrer Ankunft, ein »So?« heraus — Seine Frau ſah ihn finſter finſter an, und gab das Echo von dem gebrummten: So? wieder.

Palmer. Poſſen! wer weiß, was Ihr geſehen und gehört habt. Sie haben mir ja Henrietten verſprochen, ſobald ich mit einem Amte wieder zurück käme? Das habe ich nunmehr.

Johann. Aber noch nicht Mamſel Henriettchen. Verſprechen und Halten ſind zweyerley Dinge. Dank ſey's dem Himmel! daß ich noch ein gut Geſicht und gut Gehör habe und Sonnenſchein und Sturm auf den Geſichtern, wie am Himmel zu unterſcheiden weiß: und da kann ich mir nicht helfen, wenn mirs nicht ſo hell ausſieht wie Sie denken.

Palmer. Aber Henriette? — Habt Ihr denn die nicht geſehen?

Johann. Freylich wohl; und bey der allein war die Freude ein bischen von anderer Art, als bey den lieben Aeltern. Eine halbe Elle hoch ſprang die in die Höhe. »Himmel, ſein Herr, mein lieber Palmer iſt da? Wo? wo?« — Er kömmt gleich nach — »Geſchwind Chriſtiane! den Saal unten aufgeſchloſſen.« — Wie ein Mäuschen fuhr ſie zur Stube hinein, vermuthlich um ſich noch vorher einmal im Spiegel zu beſehen und dann — hier zu ſeyn. Papa und Mama knurrten ihr nach, und mir ... ja, was ſie mir zuknurrten, das will ich nicht verrathen: es klang aber beynahe, wie ſo ein entferntes Donnergemurmel, das einen Platzregen ankündiget, oder doch mehr, wie ein Abſchieds, als ein Bewillkommungskompliment.

Palmer. Erſcheinungen! Ihr ſeyd ein Narr! ... doch ſtill! es kömmt jemand!

Johann. Sie ſelbſt — Laſſen Sie ſehen, ob meine Wettergläſer richtig gehen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette.

Palmer. Ach meine liebſte Henriette! —

Henriette. Beſter Freund! welche Freude, Sie wieder zu ſehen!

Palmer. Und welche — Sie! — Dieſer Augenblick belohnt mir auf einmal den Gram einer langen Abweſenheit! Möchte Ihnen dieſer Kuß meine ganze Seele fühlen laſſen!

Henriette. Und ich ohne Aufſchub die Ihrige ſeyn!

Palmer. Wer hindert uns? Ich werde Sie nicht wieder aus meinen Armen laſſen, bis Sie es ſind!

Henriette. Sachte, ſachte! lieber Freund. Die Sachen haben hier eine ganz andre Geſtalt gewonnen. Seit Ihrer Abweſenheit ſind ein paar Geſpenſter in unſerm Hauſe erſchienen, die wunderlichen Unfug anrichten.

Johann. Ha; wie hälts? habe ich noch unrecht geſehen und gehört?

Palmer. Nun, ich fürchte doch nicht, daß mir Sie Jemand ſtreitig machen will?

Henriette. Allerdings. — Sehn Sie, was ich für ein artiges Mädchen ſeyn muß? Zween Nebenbuhler zanken ſich ganz jämmerlich um mich!

Palmer. Ich zweifle nicht; eine ganze Welt Nebenbuhler, wenn es darauf ankäme, was Sie verdienen. Ich hoffe aber dem ungeachtet, der glückliche Liebhaber allein zu ſeyn, der Ihr Herz und die Einwilligung Ihrer Aeltern hat?

Henriette. Beides hatten Sie: das Erſte haben Sie noch: das zweyte aber iſt pritſch. Kurz, dieſe verlangen, daß ich Sie vergeſſen und Hand und Herz einem andern geben ſoll.

Johann. Zweyen zugleich?

Palmer. Nein; iſt das möglich?

Henriette. Es muß es ſeyn, weil es wirklich ſo iſt. Indeſſen — beynahe ſcheint mir die Sache lächerlich, ſo unangenehm ſie mir im Ganzen iſt: denn, können Sie wohl errathen, wer Ihre Nebenbuhler ſind? — ein paar Poeten, hahaha, ein paar Poeten!

Palmer. Sie ſcherzen, Henriette!

Johann. Ein paar Poeten? Wenns zum Duelle kömmt, Herr Sekretair, ſo bin ich Ihr Secundant: denn das ſind noch die einzigen, mit denen ich es nicht verredet habe zu fechten.

Henriette. Der eine iſt ein recht ſanfter Mann, dem noch nie der Kopf von einem Gedanken weh gethan. Sie werden ſich noch der Schwachheit meines guten Vaters erinnern, daß er ſich unglücklicher Weiſe immer in die Kritik und Poeſie mengte, ob er gleich nur von der Natur die Gabe, eine Elle Stof abzumeſſen, und den Rechenknecht gut zu gebrauchen, erhalten hat. Kurz, das iſt der Bräutigam, den mir mein Vater wählt.

Palmer. Aber was ſagt Ihre Mama darzu?

Henriette. Ach! die iſt ſchlimmer, als der Papa. Sie wiſſen, daß ſie es ſtets für eine eheliche Pflicht gehalten, ihm zu widerſprechen. Da mir nun dieſer einen wäßrichten Poeten zum theuren Ehegenoſſen auslas; ſo trat ſie auf die Seite der über dem Olymp hoch herdonnernden Dichter; und da fand ſich bald ein Schwiegerſohn, der mich ſchon halb todt gedonnert und mit Leib und Seele verſeraphet hat.

Johann (für ſich.) Ja, ja, das Verſeraphen iſt für die Mädchen ſo eine Sache, ſo lange ſie noch Fleiſch und Blut haben.

Palmer. Unglaublich!

Henriette. Aber wahr. Dunkel und Reimreich heißen die poetiſchen Lichter, von denen ich die holdſelige Gehülfin werden ſoll. Zum Glücke, zanken ſie ſich noch darüber!

Palmer. Aber Henriette! was da zu thun?

Henriette. Was? Ich für meine Perſon könnte doch nichts anders, als wenn es der Himmel, oder der Eigenſinn meiner Aeltern ſo beſchloſſen hätte, Sie bedauern, mich in Geduld faſſen, und meine Poeten ſo lange peinigen, bis ſie ihren Schwanengeſang anſtimmten Hahahaha.

Johann. Viel Troſt für uns!

· **Palmer.** Sie ſind immer noch die ſcherzhafte Henriette! Zu meiner Beruhigung aber wünſchte ich, daß Sie es izt weniger wären.

Henriette. Nun, nun; nur Muth gefaßt! Hören Sie, was Ihnen mein Vater und Mutter für Troſt geben. Die Täuſchung kann nicht lange dauern. Wir müſſen izt nur das Feuer zwiſchen beiden in der Flamme erhalten. So lange ſich beide zanken, habe ich nichts zu fürchten: indeſſen entdeckt ſich vielleicht die Schwäche beider Thoren, und zugleich die Einfalt einer ſolchen Wahl. Vielleicht auch können Sie mein

Aeltern ſelbſt von der Lächerkeit derſelben überführen. Doch, ſeyn Sie behutſam! damit nicht gleich ein ſtrenges Verbot ergeht, das uns unſere Zuſammenkünfte erſchwert. Genug, ich bin die Ihrige, und wenn ich das nicht ſeyn kann, ſo will ich wenigſtens keines andern ſeyn. — Ich höre meinen Vater. Auf Wiederſehn!

Palmer (küßt ihr die Hand. Sie geht ab.) Ihr Wort beruhiget mich.

Johann. Herr Sekretair, mich hungert und durſtet gewaltig. Ich möchte Ihnen in dem Hauſe Eintrag thun, wenn ich länger bliebe: denn die meiſten Poeten, wie ich gehört habe, arbeiten für den Magen, und ich habe ſelbſt einmal in den Umſtänden ein Liedchen für einen Haderlumpsmann gemacht.

Palmer. Geht! — Erwartet meiner im Gaſthofe!

(Johann geht ab.)

Dritter Auftritt.

Schwindel. Palmer.

Schwindel. Eben höre ich, daß Sie hier ſind, Herr Palmer, und da ich allezeit ein Freund und Diener von Ihrem Hauſe geweſen bin, ſo iſt es mir lieb, Sie wohl zu ſehen. Was macht Ihr Oheim, der brave Mann? —

Palmer. Er empfiehlt ſich Ihrer Freundſchaft. O! wie ſehr hat er gewünſcht, ein Zeuge von dem Glücke zu ſeyn, das ich hier erwarte! Ja, mein theuerſter Herr Schwindel …

Schwindel. Bringen Sie nichts Neues mit, Herr Palmer?

Palmer. Was Neues? Kann ein feuriger Liebhaber, der ſeinen Wünſchen entgegen eilet …

Schwindel. Aber ein Gelehrter! nichts Neues aus dem Reiche des Verſtandes und des Witzes?

Palmer. So ein großer Freund ich von allen geiſtreichen Schriften bin, ſo hat doch das Herz zu gewiſſen Zeiten Vorrechte …

Schwindel. O ja, Herr Palmer, unſere Zeiten — glückliche Zeiten! Wie froh bin ich, daß ich ſie erlebt habe!

Palmer. Aber, Herr Schwindel …

Schwindel. Die Griechen und Römer — ho ho ho! Die Griechen und Römer gegen unſere aufgeklärten Zeiten! Ich mag nichts davon wiſſen. Homer und Virgil — Stümper! Sie würden erſtaunen, wenn ſie unſre deutſchen Heldengedichte leſen ſollten, und Gott danken, wenn ihre Gedichte in der Zerſtörung Jeruſalems oder Troja mit verbrannt wären. In einem einzigen Dorfpfarren finden wir ein Dutzend Demoſthene und Ciceronen. Und unſre Nachbarn, die eingebildeten Franzoſen und Engelländer? Noch etliche Dutzend ſolcher Trauerſpiele und Komödien, wie wir bisher erhalten haben, ſo mögen ſie ſich breit machen; nicht wahr, Herr Palmer?

Palmer. Ich weiß nicht, ob wir ſtolz genug ſeyn dürfen, uns damit zu ſchmeicheln. Die Alten ſind große Geiſter …

Schwindel. Ja, aus denen kein Menſch klug wird. Ich denke doch, daß ich auch noch meine Corderi Colloquia verſtehe, und im Virgil habe ich in meinem Leben nichts verſtanden; und den Homer zu leſen — warum nicht deſſentwegen griechiſch zu lernen? lieber türkiſch. Denn das iſt eben der unglückliche, der holpriche Geſchmack, der itzt einreißt, der äſthetiſche, miltoniſche, mizraimiſche Unſinn, wovon wir täglich ſo viel herrliche Proben haben.

Palmer. Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verſtehe. Vermuthlich meynen Sie die unglücklichen Nachahmer etlicher großen Geiſter; eines Milton, Klopſtock...

Schwindel. Ho ho ho! große Geiſter, Herr Palmer, was ſagen Sie! — Ums Himmels willen! Milton, ein großer Geiſt? Ganz gewiß hat Sie meine Frau verführet!

Palmer. Ich habe ſie noch nicht geſprochen, Herr Schwindel, bin auch nicht Willens, mich mit ihr über dergleichen Materien einzulaſſen.

Schwindel. Recht; das Wetterweib! man kömmt mit ihr nicht aus. Ich habe ihr zehnmal bewieſen, daß ſie, Herr Dunkel, und alle ihre großen

Geiſter nichts taugen, aber alles iſt verloren. Wenn ſie Herr Reimreichen ſieht, ſo iſt ſie toll: . . . a propos, kennen Sie den lieben Mann? — O! das iſt ein Mann! — ihm habe ich meinen ganzen Geſchmack zu danken: ſeine Verſe fließen, fließen ſo ſanft, ſo rein . . . ah, den müſſen Sie kennen lernen! — Ich merke, ich merke: der ſchweitzeriſche Geſchmack hat Sie auch ein bischen angeſteckt? Nun, der kann Sie wieder auf den rechten Weg bringen; hören Sie nur . . .

Palmer. Ich habe nichts dawider, Herr Schwindel: er mag ein großer Geiſt ſeyn, ich kenne ihn aus verſchiedenen Schriften; aber meine gegenwärtige Abſicht . . .

Schwindel. Wenn Sie auch ſo einen Mann nicht kennen wollten! — Ein Gelehrter! — Er hat ſechs Heldengedichte, ein Dutzend Tragödien, und eben ſo viel Komödien, etliche komiſche Heldengedichte, Fabeln, Lehrgedichte, Satyren, Elegien, Sinngedichte . . .

Palmer. Sie wollen mich nicht hören? — Ich muß alſo zu Ihrer Frau Gemahlin gehen . . .

Schwindel. Zu ihr? nein, bey der ſind Sie nichts nütze Daß ſie einen Verfechter Ihres gothiſchen Geſchmacks mehr kriegte? — Ich weiß, was Sie wollen. Sie werden ſich aber bey ihr ſchlechten Troſt holen. Nein, lieber gönnte ich Ihnen meine Tochter doch, als der ihrem gottloſen Dünkel: allein Sie kommen zu ſpät! es iſt beſchloſſen, ein großer Mann, kurz, Herr Reimreich hat mein Wort.

Palmer. Herr Reimreich Ihr Wort? und wo bleibt das, das Sie mir gegeben haben. »Sobald Sie ein Amt haben werden,« ſagten Sie, »ſollen Sie meine Tochter haben«. Das habe ich, und wenn es auch noch vor der Hand mit keiner Beſoldung verbunden iſt, ſo kann ſie doch nicht lange außen bleiben, und ich habe Vermögen genug, Ein und mehrere Jahre umſonſt zu arbeiten.

Schwindel. Je, ja doch alles gut! Aber, wer konnte denn glauben, daß Sie wieder kommen würden? Und — und wenn Sie nur die göttlichen Gedichte, die er ſchon auf mich gemacht hat leſen ſollten: Sie würden es mir wahrlich nicht verdenken... Ah! da kommt er ſelbſt... (Palmer will abgehn.) Wo wollen

Sie hin? — Warten Sie! Sie müſſen ihn kennen lernen.

Palmer. Verzeihen Sie, Herr Schwindel, ich kann meinen Nebenbuhler nicht ſo gleichgültig anſehen. Ich bin bald wieder hier. (Im Weggehen.) Der alte Narr mit ſeinem Poeten!

Vierter Auftritt.

Schwindel. Reimreich.

Schwindel. Kommen Sie, Herr Reimreich! Sie ſollen mein Schwiegerſohn werden, und wenn tauſend Palmer und eben ſo viel Dunkel da wären.

Reimreich. Ich hoffe, es zu verdienen, indem ich Sie durch meine Verſe verewigen will. Sie wiſſen meinen Ruhm noch nicht:

Ja, mein hochgeneigter Gönner!
Du, der Muſen Schutz und Kenner,
Höre mit geneigtem Blick
Deines treuen Knechtes Glück!

Schwindel. Himmel! gar in Verſen?

Reimreich. Hören Sie das Lob, das man mir in einer gewiſſen Zeitung giebt, und — im Vertrauen: es ſchreibt ſie ein großer Mann, ein Polyhiſtor … Vielwiſſender* wollte ich ſagen. — So ſchreibt er von meinen lezten Tragödien: »Endlich iſt ein Patriot aufgeſtanden, der die Ehre des deutſchen Trauerſpieles gegen unſre aufgeblaſnen Nachbarn gerettet hat. »Shakeſpear und Otway, Corneille und Racine ſchwangen ſich nicht höher. Gedanken und Ausdruck ſind »erhaben, und man kennt an dem Schüler bald den »Lehrer, dem er ſo viel Ehre machet. Wir wollen »ihn ſelbſt hören: »Theſſander droht; Idamand »antwortet:

»So ſtich doch, haſt du Herz?
»Doch nimm dich auch in Acht, daß ich dich nicht verletze,
»Und in der Bosheit dir vielleicht ein Loch verſetze:
»Denn, wenn ich an Geduld ein Täubchen ſelber wär,
»So reizt doch meine Gall' ein ſolcher Schimpf zu ſehr.

Theſſander.

»Du biſt ſehr wunderlich, ich meynt es nicht ſo böſe;

»Dein Muth giebt, wenn er kämpft, dem Feinde gute Stöße.
»Dem Anderoklides stachſt du ein Aug' aus,
»Und wie viel kamen nicht mit blutgem Kopf nach Haus!«

Schwindel. Schön! Schön! der Polyhiſtor hat Recht, der die Zeitung geſchrieben hat. Was für edle Ausdrücke!

»So ſtich doch, haſt du Herz,«

und darnach:

Doch nimm dich auch in Acht, daß ich dich nicht verletze,
Und in der Bosheit dir wohl gar ein Loch verſetze! —

Wie ſchön iſt das Loch! — Heiſſen die Dinge nicht Metaphern?

Reimreich. Recht, Herr Schwindel! und in der Heldenſprache braucht man gern ein bischen kühne Figuren. Doch wieder auf die Recenſion . . . Beurtheilung, ſage ich, zu kommen! Der große Mann hat nur Einen Fehler gefunden.

Schwindel. Einen Fehler! Einen Fehler an Ihren Gedichten? Er mag es gut verſtehen! Ich denke doch auch, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin?

Reimreich.

Kein Menſch verſteht es mehr als du,
Ich ſchwör' bey meinem Ruhm dazu.

Es iſt eigentlich kein Fehler, den er in den Gedichten gefunden. Es betriſt blos den Titel meines Buchs. Ich habe es nämlich Verſuche in Trauerſpielen genannt. Und da ſagt mein Recenſent: »Die »Beſcheidenheit ſchicke ſich für denjenigen nicht, der »lauter Meiſterſtücke verfertigte.«

Schwindel. Richtig! das habe ich nicht bedacht. Nun, das künftige Dutzend müſſen Sie Meiſterſtücke in Trauerſpielen nennen.

Reimreich. Lieber Trauerſpiele, oder tragiſche Schaubühne. Sie kennen die neidiſche Welt. Gleich hält ſie einen für ſtolz, wenn man ſeinen eignen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Doch, ich werde den großen Mann bitten, daß er in einer Vorrede das Publikum belehret, was es erhält. Man muß ſie heut zu Tage mit der Naſe drauf ſtoßen, wenn es ſolche Schönheiten merken ſoll.

Schwindel. Wohlgedacht, Herr Reimreich! der Lohenſteiniſche Geſchmack reißt wieder ein; und ich habe mich dieſer Tage halb todt geärgert, als ein gewiſſer Gelehrter eines Ihrer Heldengedichte nicht kannte, und von einem andern ſagte, er hätte an den erſten paar Zeilen ſatt gekriegt. — Können Sie ſich die Unverſchämtheit denken?

Reimreich. Corneille ſagte, wenn man ihm hinterbrachte, was die Leute von ihm ſagten: »ich bin dem ungeachtet der große Corneille!« — Doch bitte ich, es ja nicht auch mich anzuwenden.

Schwindel. Ah, das werde ich mir nicht verbieten laſſen. Wenn Undank der Welt Lohn iſt, ſo muß auch Recht immer Recht bleiben. Ja, ja, Sie werden allezeit der große Reimreich bleiben. Doch vor itzt zu Etwas andern, das Sie nicht weniger angeht! Sie wiſſen, was ich Ihnen in Anſehung meiner Tochter verſprochen habe. Das muß und ſoll noch heute erfüllet werden, ſonſt ...

Reimreich.

O wie ſoll ich, theurer Mann, mich recht dankbarlich erweiſen,

Daß ich ſoll dein Schwiegerſohn nun im rechten Ernſte heißen:
Kann dich meine ſchwache Muſe nur auf ein'ge Art erfreun,
So will ich zu allen Zeiten dein ergebner Diener ſeyn.

Schwindel. Himmel! Und das extempore? Ich muß Sie umarmen. Das iſt erſtaunend, was dazu für ein Kopf gehört! Sie werden mich mit Ihren Verſen noch verewigen: — doch wieder zur Sache! Wiſſen Sie auch, warum wir ſo eilen müſſen?

Reimreich. Nun?

Schwindel. Palmer iſt hier, und ich habe Ihnen bereits geſagt, daß er unſer Jawort erhielt, eh er von hier abreiſte!

Reimreich.

Mein Nebenbuhler hier? Potz Wetter und der Hagel!
Die Nachricht fährt, gleich einem ſcharfen Nagel,
Mir Armen durch mein zartes Herz.
O helfen Sie! ich ſterbe ſonſt vor Schmerz!

(Er ſtellt ſich ſehr ungebärdig.)

Schwindel. Nun, nun, mein guter Herr Reimreich! faſſen Sie ſich nur! Ich habe dem jungen Herrn ſchon geſagt, daß ich mein Wort zurück nehme, und daß Sie mein Schwiegerſohn werden ſollen und müſſen?

Reimreich. Und er iſt es zufrieden?

Schwindel. Zufrieden? Warum nicht! Er dringt auf mein Wort: und wann wir lange zögern, ſo wirds noch manchen Tanz ſetzen. Doch ich bin Vater.

Reimreich. Ja wohl: ein majeſtätiſch Recht:
Denn ach! ein frommes Kind ſoll ja, den Vater und die Mutter ehren;
Dieß lernen wir als Knaben ſchon in unſern Katechismuslehren.

Schwindel. Nur muß das nicht meiner Frau ſeyn gelehret worden: denn die beruft ſich auch darauf, und macht mir tauſenderley Sprünge.

Reimreich. Aber iſt ihr denn nicht bey Ihrer Trauung geſagt worden, daß der Mann des Weibes Herr ſeyn ſoll?
Und o was iſt ein Herr? — Der Schwert und Zepter führt,

Und wenn ein Unterthan nicht thut, was ihn gebührt,
Und gar wohl freventlich nach dieſem Zepter ringet,
Die Ruth' ergreift und ihn ſtracks zum Gehorſam zwinget.

Schwindel. Schön! Schön! — Freilich mag ichs bey meiner Frau wohl mit der Ruthe nicht verſuchen — Indeſſen, wie geſagt! Wir müſſen dazu thun.

Reimreich.

O dieſe Nachricht füllt mit einer Götterluſt,
Gleich einer Panacee, die ganz zerrißne Bruſt,
Und mußt' ich vorhin erſt vor Gram bald unterliegen,
So lieg' ich itzt beynah vor Freud' in lezten Zügen.

Schwindel. Herrlich! Wenn das ſo fortgeht, ſo ſtecken Sie mich noch an. Kommen Sie, Herr Verſeſer, das verdient ein Glas Wein — auf einen glücklichen Beſchluß des heutigen Tages!

(Henriette kommt, bleibt aber an der Thüre ſtehen.)

Reimreich. Das will ich erſt noch verdienen. Ich habe von dem Perükenmacherpurſchen gehöret, daß

Sie ſich heute eine neue Perüke haben bringen laſſen. Dieſer Umſtand verdiente ein Sinngedicht, und deswegen kam ich hieher.

Schwindel. O, Herr Reimreich, Sie machen ſich auch zu viel Mühe! Bald werde ich von der Perüke an bis auf die Schuhe Ihr Schuldner ſeyn.

Reimreich. Ein witziger Einfall! Er macht Ihnen Ehre, obgleich das Lob für mich zu erhaben iſt. (Schwindel lacht voller Zufriedenheit.) — Nun hören Sie:

Ich wünſche Dir ſehr vieles Glücke
Zur neuverfertigten Perüke!
Du ſiehſt darin holdſelig aus,
Denn ſie iſt wohl gekämmt und kraus:
Doch was Dein Haupt noch netter zieret,
Iſt der Verſtand, der drin regieret.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette (die an der Thüre gehorcht und aus Leibeskräften lacht.)

Schwindel. Nun, was ſoll mir denn das dumme Gelächter bedeuten? haſt du nicht mehr Ehrfurcht für dieſen Liebling der Muſen und deinen Vater?

Henriette (lacht von neuem.) Papa; die Perüke, und Ihr Haupt mit dem Verſtande gezieret, der drinne regieret, ha ha ha!

Schwindel. Mädchen? Biſt du närriſch geworden? Hör' auf zu lachen, oder ...

Reimreich.

Laſſen Sie ſie immer lachen,
Und ſich wacker luſtig machen:
Denn es zeigt ja allezeit
Innre Luſt und Frölichkeit.

Henriette. Ich habe Sie noch nicht um Ihren gereimten Fürſpruch angeflehet, Herr Reimreich; erſparen Sie ihn zu Brode.

Schwindel. Fein ſchnippſch, Jungfer Tochter! — Weißt du auch, daß du deinen Bräutigam vor dir haſt?

Henriette. Sie werden mir doch, da Palmer wieder hier iſt, nicht Herrn Reimreichen aufdringen wollen? Mein Herz bekömmt er nimmermehr, und meine Hand werde ich ihm nicht eher geben, als bis

Sie mich durch die väterliche Gewalt überzeugt haben, daß es mein Beruf iſt, ihn zu heurathen.

Schwindel. Gut, daß du die noch erkennſt. Bey dem allen biſt du ein unempfindliches hartherziges Mädchen! Hilf Himmel! bey ſolchen Verſen nicht zu ſchmelzen?

Henriette. Ja, gefrieren könnte ich eh dabey: aber auch dazu taugen ſie nicht!

Schwindel. Halts Maul, oder ... Herr Reimreich, machen Sie ſich keinen Kummer.

Reimreich.

Amphion ſang den wilden Thieren,
Und plözlich ließen ſie ſich rühren ...

Henriette (fällt ihm mit großem Gelächter ins Wort.) Ich bin Ihnen für die Ehre verbunden, mein poetiſcher Herr Bräutigam! — Unter welche Klaſſe von Thieren zählen Sie mich? Unter die Affen, Katzen, oder Meerſchweinchen? Ich wollte Ihnen wohl ſagen, unter welche ich Sie rechne...

Schwindel. Unwiſſende! Fürchte meinen Zorn ... Siehſt du nicht ein, daß er von der Gewalt der Dichtkunſt redet?

Reimreich. Schön vertheidigt, Herr Schwindel! Ja, ich hoffe Ihr ſteinernes Herz durch meine wenige Geſchicklichkeit ...

Henriette. Amphion ſang den wilden Thieren ... Ha ha ha.

Schwindel. Mädchen, Mädchen! Du verſündigeſt dich ſehr an Muſen ...

Henriette. Die Muſen könnten mich doch nicht gütiger beſtrafen, als wenn ſie ihren Liebling für ſich behielten.

Schwindel. Verewigen, vergöttern würde dich ſeine Muſe, wie, wie ...

Reimreich. Petrarch ſeine Laura.

Henriette. Ich bin mit meiner Menſchheit von Herzen zufrieden, und die Herren möchten ſich immer ſelbſt vergöttern, daß ſie nicht ſo ſehr für die Nothdurft des Lebens ſingen dürften.

Schwindel. Ich vergreife mich noch in der Bosheit an dir ... Doch, da kömmt deine Mutter. — Herr Reimreich, verlaſſen Sie uns auf ein Weilchen. Ich muß ſehen, daß ich mich mit ihr vergleiche;

darnach ſollen Sie mir ein recht ſchönes Gedicht auf Ihre Hochzeit machen.

(Reimreich geht ab.)

Henriette (bey Seite.) Da iſt nicht gut ſeyn, wenn die Mutter kömmt.

(Sie will fortgehen.)

Sechſter Auftritt.

Henriette. Herr Schwindel. Frau Schwindel.

Frau Schwindel (in einem ſehr affektirten Tone zu Henrietten.) Wohin, Jungfer Tochter? Ich dächte, Sie hätte die Gnade hier zu bleiben, und ihrer Frau Mutter die Hand zu küſſen. So bald die Mädchen der Ruthe entwachſen, ſo ſind ihnen die Mütter gleich im Wege. Bleib'!

(Henriette verneigt ſich.)

Frau Schwindel. Mein lieber Gemahl! Herr Palmer hat itzt ſeine Aufwartung bey mir gemacht . . .

Schwindel. Er iſt auch bey mir geweſen, mein lieber Schatz.

Frau Schwindel. Und alſo weißt du ſein altes längſt vergeßnes Lied?

Schwindel. Henriette war ſein erſtes Wort.

Frau Schwindel. Ja ja, Henriette — und was haſt du denn für einen Entſchluß gefaßt?

Schwindel. Und du, mein Engel?

Frau Schwindel. O, eine Verſuchung, mein Beſter! Ich weiß, was eine Frau ihrem hochwertheſten Eheherrn für Achtung ſchuldig iſt.

Schwindel. Und du denkſt, daß ich gar vergeſſen habe, daß man dem Frauenzimmer die Ehre laſſen muß?

Frau Schwindel. So erlaube doch, mein Herz, daß ich unſer Mädchen frage, was ſie denkt?

Henriette. Ich, Mama? ich denke, daß Sie beiderſeits Palmern ihr Wort halten müſſen, da Ihre Bedingungen erfüllt ſind; und daß ihm meine Hand gehöret, ſo gut als mein Herz, das er ſchon längſt hatte.

Frau Schwindel. Himmel, welche Unverſchämtheit! welche Frechheit! Als mich meine Mutter fragte, (und Sie wiſſen, mein liebſter Gemahl, daß ich mir auch etwas einbilden konnte,) — ſo verneigte ich mich tief, tief, tief, und ſagte: Ihr Wille iſt allezeit der meinige geweſen, befehlen Sie nur. … Böſes Kind! Wo biſt du hergekommen!

Schwindel. Ah, ein verſtocktes Mädchen! … Ich habe dir das vorige noch nicht vergeßen: itzt ſchone ich noch deiner; aber warte, warte!

Frau Schwindel. Du haſt ihr gewiß zugemuthet, daß ſie Palmern vergeſſen ſoll.

Schwindel. Das verſteht ſich!

Frau Schwindel. So ſind wir ja einerley Meynung? — O du biſt der beſte Mann von der Welt.

Schwindel. Ich kanns gar nicht begreiffen, wie uns der Palmer ſo bethören können!

Frau Schwindel. Freilich wohl; ſo lange man nicht edlere Menſchen kennt, ſo bleibt man bey gemeinen ſtehen und hält ſie für gut: aber wenn Söhne der Götter neben ihnen erſcheinen.

Schwindel. Richtig; du nimmſt mir das Wort aus dem Maule! Götter-Kinder! Von Minerven geboren …

Frau Schwindel. Und von den Muſen geſäugt und erzogen. Auch habe ich ſchon Henrietten meine anderweitige Abſichten geſagt.

Henriette (hat die ganze Zeit über ſich in die Lippen gebiſſen; ſeitwärts.) Dem Himmel ſey Dank für das gnädige Ungewitter, das itzt kommen wird!

Frau Schwindel. Vermuthlich haben Sie ſich alſo in Anſehung des göttlichen Herrn Dunkels entſchloſſen?

Schwindel. Dunkel? Dunkel? Reimreich werden Sie meynen?

Frau Schwindel. Den elenden, nichtswürdigen Poeten?

Schwindel (bey Seite.) Ha, itzt muß ich zeigen, daß ich Herr bin; — Dunkel, den unſinnigen melancholiſchen Menſchen?

Frau Schwindel. Nimmermehr ſoll ſie ihn nehmen, und wenn ihr Vater raſend würde!

Schwindel. Und ich gebe ihr meinen Fluch, wenn ſie Dunkeln nimmt.

Henriette (ſeitwärts.) Nun wären wir einig.

Frau Schwindel. Den froſtigen reimenden Phantaſten?

Schwindel. Den hochtrabenden poetiſchen Narren?

Henriette (ſeitwärts.) Sie haben beide niemals ſo wahr geredt.

Schwindel. Weißt du auch, daß ein Vater ein majeſtätiſches Recht hat, und daß ich Vater bin?

Frau Schwindel. Und weißt du, daß ich Mutter bin, der eine Tochter zugehört?

Schwindel. Und daß ein Mann ſeines Weibes Herr iſt?

Frau Schwindel. Sonſt was mag er ſeyn, wenn er nicht klüger wählt. Kurz und gut, Mädchen, halte dich bereit Dunkeln dieſen Abend die Hand zu geben.

(Läuft fort.)

Schwindel. Reimreichen ſollſt und mußt du nehmen. — (Im Abgehn.) Das ging einmal gut!

(Läuft fort.)

Siebenter Auftritt.

Henriette (allein.)

Zween Narren von Männern? — das wäre

ſchön. — Wenn ich den erſten ins Tollhaus gebracht hätte, ſo blieb noch einer närriſch zu machen übrig? Nein, da möchte ich ſelbſt in Gefahr gerathen. . . . Wenn ich doch itzt Palmern habhaft werden könnte! . . . Halt, wer kömmt? — Dunkel, der verwünſchte Dunkel! . . . Doch laß ſehen, was er anfangen wird. — Ha, ſehr tiefſinnig! —

Achter Auftritt.

Henriette. Dunkel.

Dunkel (in tiefen Gedanken: ſtellt ſich, als ob er Henrietten nicht ſähe, und macht Verſe.)

In dem chaotiſchen Netz von heitrer ſeraphiſcher Schönheit,
(Die Grazien haben es ſelber gewirkt,)
Tief verloren häng' ich Labyrinthen vermengter Gedanken
Nach, irrend in öden Kreuzwegen daher.

(Er rennt an Henrietten an.)

Himmel, was ſeh' ich! — Iſt das, was ich ſehe, ſie ſelbſt, das in meiner einſamem Seele ſo mächtige

Stürme erreget, oder iſt es ihr göttlicher Genius? — Nein, ein leichtes Schattenſpiel der fantaſtiſchen Einbildung — mir ſtets gegenwärtig, niemals abweſend. — Ja, ja! — Von ihrem Haupte fließen ambroſiſch-lieblich-witternde Düfte herab… (Henriette fängt ein großes Gelächter an, und geht ab.) Sie iſt entflohn, ach! wo iſt ſie hin? Weit, weit über dieſe Welt, in höhern Sphären…

Neunter Auftritt.

Johann. Dunkel.

Johann. Ich dachte, mein Herr wäre hier… Doch, wer mag der finſtre Mann ſeyn? — Hum, einer von Mamſell Henriettens Liebhabern.

Dunkel (in Gedanken.) Der Weihrauch meiner Wünſche iſt zu dir in höhere Regionen empor geſtiegen. — Göttliche Uranie —

Johann (ſieht ſich um, ob ſonſt jemand zugegen iſt.) Hm! — göttliche Uranie! — Es muß wohl nicht Henriettens Liebhaber ſeyn; — ſo heißt ſie ja nicht!…

Dunkel (wird ihn gewahr.) Wen ſeh' ich?— Ja ja, mein Glück war zu groß, als daß mich die Götter nicht ſelbſt beneiden ſollten! — Moloch, Adramelech, Typhon, oder was du ſonſt für ein böſer Geiſt biſt; wer ſendet dich, mich in der größten Hitze meiner Begeiſterung zu ſtören?

Johann. Zum Henker! ich glaube, der Mann iſt ein Hexenmeiſter, und ſieht mich für einen von ſeinen Teufeln an, die er citiret?... Mein Herr —

Dunkel. Was für ein Sturm hat dich hieher gebracht? — Weſſen Abgeſandter biſt du?

Johann. Sie ſpaſen vermuthlich, mein Herr: denn Sie werden an meiner Equipage ſehen, daß ich von einem ſehr kleinen Hofe Abgeſandter bin. Der Sturm, der mich hieher gebracht, war der Kutſchbock. Mein Herr hätte mich immer können mit hinein ſitzen laſſen, da er allein war; denn ich merke itzt, daß die Kälte ausſchlägt: (Er ſchüttelt ſich.) Aber die Poeten und die Verliebten ſind wunderliche Geſchöpfe.

Dunkel. Aus dem Labyrinthe meiner in einander gewebten Gedanken, worein ich mich durch den erhabnen Flug eines dichteriſchen Feuers verwickelt hatte, durch die Fackel der alles beleuchtenden Vernunft zurück gerufen, entdecke ich, mit wem ich rede. — Weſſen Brod ißt Er, mein Freund?

Johann. Beckerbrod, mein Herr. . . . (Seitwärts.) Ich möchte wiſſen, wer ihm ein Recht gäbe, darnach zu fragen.

Dunkel. Ich frage, in weſſen Dienſten er iſt?

Johann. In meines Herrn Dienſten. Haben Sie ihn nicht etwann hier geſehen? Ich ſuchte ihn.

Dunkel. Verwegner, nenne mir ſeinen Vater!

Johann. Das weiß ich nicht, ob der Hans oder Niklas geheißen hat. Denn ſehn Sie nur, wer Sie auch ſeyn mögen . . . da! Können Sie ihn ſelbſt fragen.

Dunkel. Eine geheime Ahndung meines Herzens klopfet hoch mir Angſt. Er iſt es, den ich fürchte —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Palmer.

Palmer. Wo ſteckt Ihr? Ich ſuche euch die kreuz und die queere.

Johann. Und ich Sie, mein Herr.

Palmer. Habt Ihr die Bewillkommungskomplimente bey meinen hieſigen Freunden abgeſtattet?

Johann. Ja.

Palmer. Iſt Henriette hier geweſen?

Johann. Dies weiß ich nicht, weil ich nicht an zwey Orten zugleich ſeyn kann!

Palmer. Wer iſt der Menſch, den Ihr bey Euch habt? —

Johann. Der Menſch? Das weiß ich eben ſo wenig: gelehrt muß er ſeyn: denn ich habe das zehnte Wort nicht verſtanden. »Göttliche Uranie! Moloch, Adramelech »und Typhon, oder was für ein Geiſt du ſonſt biſt...

Palmer. Was ſoll das Galimathias ſeyn? — Wer iſts, frage ich?

Johann. Das möchte ich eben auch wiſſen: ich glaube aber ſelber, daß er Galimathias heißt.

Dunkel (der ihn die ganze Zeit ſteif angeſehen hat.) Ja, ja; es iſt der Pluto, der mir mein göttliches Mädchen rauben will.

Palmer. Vermuthlich ein armer unglücklicher Menſch! — Hier — gebt ihm!

Dunkel. Himmel! bin ich ſo tief geſunken, ſo gar tief, daß man mich für einen Auswurf des widrigen Glucks anſieht? Welch' ein Sturm brauſet über meinem Haupte daher — Mein Herr! ich möchte wiſſen, durch was für eine Urſache bewogen, Sie mir, wie Einem jener Unglücklichen begegnen. — Wiſſen Sie, mit wem Sie reden?

Johann. Herr ſoll ich Ihnen den Gulden wieder geben?

Palmer. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich geirret habe. Mein Verſaz iſt es nicht, Jemanden zu beleidigen. Aber Sie reden vom Pluto ...

Dunkel. Ich habe geirret. Sie ſcheinen richtig zu urtheilen, da Sie jene göttliche Trunkenheit erhabner Dichter nie mögen empfunden haben! ſonſt ...

Johann (ruft Palmern von der Seite zu.) Mein Herr! unfehlbar iſts Herr Dunkel.

Dunkel. Ja, ſo iſt der Name, bey dem man mich nennet. Haben Sie vielleicht von ihm gehöret? Ich ſchmeichle mir, daß er zu bekannt iſt, als daß man mich für einen Unglücklichen angeſehen hätte. Doch das vergebe ich Ihnen. Aber das nicht, daß

Sie mir diejenige, bey der mir mein hochklopfendes Herz, als ich ſie das erſtemal ſahe, zuliſpelte: »Das »iſt ſie, die Göttliche, in deren Seele ſich die deine »ſeufzen ſoll, um mit ihr Eine zu ſeyn!« — daß Sie mir, ſage ich, die rauben wollen? Habe ich anders recht gehöret, ſo giebt Ihnen ein übler Genius dieſen kühnen Gedanken ein!

Johann (für ſich.) Wenn der Mann kein Teufelsbanner iſt, ſo iſt doch ſein Vater einer, oder ſeine Mutter wenigſtens eine Hexe geweſen.

Palmer. Ja, er hat ihn mir ſchon lange eingegeben, und wird mir ihn eingeben, ſo lange ich lebe. Kurz und gut, mein Herr, Sie werden Henrietten nicht bekommen, ſo lange ich noch Kopf und Herz habe. Sie haben Frau Geronten durch Ihr wunderbares Gewäſche bethöret, und hoffen ſich durch ſie einem Frauenzimmer, das Ihnen nicht gehöret, wider Willen aufzudringen: aber es wird nichts draus.

Dunkel. Stille! mein ganzes Herz empört ſich wider dieſe Unwahrheit. — Unheiliger! Sie kennen die Gewalt einer bezaubernden Muſe nicht: ſonſt würden Sie ſich nicht wundern, wenn Frau Schwindel meinen Wünſchen ein glückliches Ja zuwinkt, und Henriette es mir zuſeufzet.

Johann (ſeitwärts.) Den Narren, den man ihm zuſeufzt, wird er wohl verhören.

Palmer. Herr Dunkel! Ich bin der größte Freund der Dichtkunſt und kenne ihren Werth, ſo bald ſie mehr als ein affektirtes dunkles Gewäſche iſt: aber hiervon iſt itzt die Rede nicht. Ich würde mich dankbar gegen Sie erwieſen haben, wenn Sie mir Henrietten hätten abtreten wollen, zu der Sie gar kein Recht haben. Ich bin ſchon mit ihr einig geworden, ehe Sie dieſelbe gekannt haben: aber…

Dunkel. Mein Herr, ein göttliches Kind, wie Henriette, iſt ein Kleinod, für das eine Welt voll Liebhaber ſich aufopfern kann:

Um Helenen buhlten dereinſt Antilochus, Mneſtheus, Ulyſſes,
Amphimachus, Theas, Ajax, Polipoetus, Machaon,
Doch nur Menelaus…

Palmer. Sie ſind ein Narr! Nehmen Sie ſich in Acht, daß Paris nicht dem Menelaus ſeine Helene entführet. Verſtehn Sie mich? (Geht ab.)

Dunkel (reißt mit dem Schnupftuche eine Schreibtafel aus der Taſche, die Johann unvermerkt aufhebet, und damit davon läuft.) Ein Narr, ein Narr? — Geh fort, Kind der Nacht! Mein Fluch treſſe dich, und die Furien mögen dich verfolgen! Meine Muſe aber ſoll, wann ſie ſich gerächet, hoch über dir triumphiren.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Reimreich (allein.)

Für mich ein ſeliger Tag! . . . Himmel! Bey einem Haare hätte ich mit einem gothiſchen Hexameter angefangen. Wo mag nur Herr Schwindel ſeyn? — O daß mir doch jemand begegnete, dem ich mein Glück erzählen möchte! — Endlich werden Verdienſte doch belohnt. Ich, ein Mitglied der deutſchen Geſellſchaft? der erleuchteten Feinde der Sechsfüßler? — Nun muß mich Henriette lieben! . . . Halt, was habe ich denn heute für Gedichte zu machen? — Dießmal wirds ein hübſches Bändchen Vermiſchte geben — 1) Dankſagungsſchreiben an die Geſellſchaft; 2) Glückwünſchungsgedichte unter fremden Namen zu meiner neuen Würde; 3) Beſcheidene Ablehnung der Verdienſte, die man dem Verfaſſer zuſchrieb; 4) An Henrietten, unter dem Namen Phyllis; 5) Satyre . . . Spottgedichte, wollte ich ſagen, wider Dunkeln; 6) Sieg der Reime über die Hexameter: Heldengedichte; 7) Drey verſchiedene Hochzeitbögen auf meine Hochzeit, in verſchiedenen Namen . . . Wenn ich nur einmal einen Buchhändler bereden könnte, daß er mich in Kupfer ſtechen ließ! aber das iſt ein böſes Volk! . . . Verzweifelt! Henriettens Namenstag iſt heute; den hätte ich, bey meiner Ehre! bald vergeſſen. — Ich bin itzt allein — Den Umſtand kann ich mir ja zu Nutze machen? (Zieht ſeine Schreibtafel heraus, auf- und niedergehend.)

Um den Tag — recht zu beſingen —
Wend' ich alle Kräfte an. —
»Streng' ich alle Kräfte an,« wäre faſt beſſer —
Singen — bringen, Dingen . . . »Halt!« —
gelingen
Möchte mir es doch gelingen —
Möchte mir es doch gelingen,
Da ich ſonſt nichts rechtes kann.
Dieſe Beſcheidenheit wird ihr gefallen —
Deines Namens holde Strahlen — Strahlen

Zieren dieſes Tages, — »beſſer:« Lichtes Schein,
Möcht' ich unſre Luſt zu malen —
Kunſtreich — (Pfuy, zu hart!)
Künſtlich, wie Apelles ſeyn! —

Eben eine Strophe. O, was nicht ein gutes Genie thut! . . . Auch ein Wort, das ich noch gern verdeutſchen möchte! . . . guter Kopf, es iſt ja wahr —
Henriette, deine Blicke . . .

Zweyter Auftritt.

Reimreich. Dunkel.

Dunkel (kommt mit großem Geſchrey gelaufen, erſieht die Schreibtafel.) Ja, ja! er hat ſie, er hat ſie — nicht anders — hier hab' ich ſie verloren. — Her damit! . . . meine ganze Seele zittert in mir — In den Händen eines ſolchen Stümpers, eines wäßrigen Poeten — die Werkſtatt meines Geiſtes — meine Schreibtafel? Her damit! Wer weiß, ſind nicht die Buchſtaben vor Schaam, von ihm angerührt zu werden, unter ſeinen Händen erlöſchen!

Reimreich. Was ſoll das Lermen heiſſen, mein Herr Participianer? — Ihre Teufel müſſen Ihnen das Gehirn verrückt haben. Ich verſtehe kein Wort von allem, was Sie ſagen.

Dunkel. Sie verſtehen mich nicht? — Sie verſtehen mich nicht? — Freylich werden Sie nichts davon verſtehen: denn in Ihren magern Kopf ſind niemals etwas anders als Reime gekommen. Einen vollen Vers verſtehen Sie nicht, geſchweige, daß Sie einen machen könnten!

Reimreich. Ha ha ha! Ueber die vollen Verſe Ha ha ha ha!

Dunkel. Und über den Schöps! Gleich denkt er, was nicht überläuft oder taumelt, kann auch nicht voll heiſſen. — Aber nicht viel Ausflüchte! — Geben Sie ſie her, ich ſage es zum leztenmale, oder...

Reimreich. Was Henker, ſoll ich denn hergeben; was wollen Sie von mir?

Dunkel. Steckten Sie ſie nicht gleich ein, als ich kam?

Reimreich. Zum Element! Was denn, Herr Sprachverderber?

Dunkel. Sprachverderber? Ein ſolcher Hans Sachſe darf ſeinen Mund wohl aufthun, um von Sprachverderbern zu reden! — Ohne Umſtände . . .

Reimreich. Hans Sachſe machte wenigſtens Verſe, denn er hat gereimt, und mein Tage nicht die Leute mit ſo polternden Hexametern zu fürchten.

Dunkel. Nur die Narren machen wir zu fürchten, daß uns die nicht leſen ſollen. . . . Aber gieb ſie her, oder es wird nicht gut. — Räuber, Dieb —

Reimreich. Was? Ich, ein Narr? ein Dieb? ein Räuber? — Schon gut, ſchon gut; wir wollen doch ſehen . . .

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Schwindel (kommt dazwiſchen gelaufen.)

Schwindel. Was giebts denn hier, ihr Leute? Es iſt ja ein Geſchrey, daß die Leute auf der Gaſſe ſtehen bleiben. . . . Hui! Herr Dunkel, Herr Dunkel! Sie haben gewiß die Händel angefangen?

(Dunkel und Reimreich fangen zugleich an zu ſchreyen.)

Dunkel. Des Reimers unwürdige Klau hat ſeine Krallen gebogen,
Um hier mein Magazin geſammelter großer Gedanken,
Die ich von Göttlichkeit voll, die meine Seele durchſtrömte,
Ausgegoſſen, allhier verloren ...

Reimr. Hocherhabner Mäcenat! hier hat er mir Schuld gegeben,
Als ob ich ihm was gemauſt, und er hat mich auch darneben
Sehr geſchimpft, mit garſtigen Worten, meine Ehre ſehr verletzt;
Soll ich denn nun dieſes leiden?...

Schwindel. Ihr Leutchen, das geht ja gar nicht an. Herr Dunkel, Ihre Verſe verſtehe ich nicht; und um Ihre, Herr Reimreich, iſt es Schade, daß ſie unter jenen erſticken ſollen. Reden Sie itzt wie

Ihnen der Schnabel gewachſen iſt, ich weiß gewiß, es iſt nicht der Mühe werth.

(Dunkel und Reimreich zugleich)

Dunkel. »Was? der Mühe nicht werth? Königreiche, Fürſtenthümer, Welten, Ewigkeiten würden um den Schatz jammern; werth, von heiligen Augen geleſen zu werden . . .«

Reimreich. »Da tobt er um Etwas, das ich ſoll eingerückt haben, und ich weiß von nichts; ich war eben hier, und machte Verſe, um den helden Tag, den ein theurer Name ziert . . .«

Schwindel. Aber, Ihr Herren, noch einmal! Jeder allein! ſonſt verſteht man ſein eigen Wort nicht. Wie ſoll ich ſagen, wer Recht hat? Freylich wohl . . .

Dunkel. Freylich wohl wird er Recht haben müſſen, der Waſſermann!

Reimreich. Das habe ich, das habe ich.

Schwindel. Ich geh meiner Wege. — Herr Dunkel, Herr Dunkel, nichts vom Waſſermanne, das bitte ich mir aus! . . . Kommen Sie, Herr Reimreich, wir wollen hinein gehen, man wird ja nicht klug.

(Sie thun, als ob ſie gehen wollen. Dunkel kriegt Reimreichen beym Rocke.)

Dunkel. Nicht von der Stelle! Ich muß erſt meine Schreibtafel wieder haben.

Schwindel. Eine Schreibtafel, Herr Reimreich?

Reimreich. Eine Schreibtafel? — Was geht mich Ihre Schreibtafel an?

Dunkel. Wie? Haben Sie ſie nicht eben eingeſteckt, als ich kam?

Reimreich. Ihre Schreibtafel? Wo denn? Wann denn?

Dunkel. Hatte ich ſie nicht vorher hier verloren? —

Schwindel. Hübſch ſanftmüthig!

Reimreich. Weiß ich das? Das aber weiß ich, daß ich meine eigne in Händen hatte, und hinein ſchrieb.

Dunkel. Der Betrüger! — Weiſen Sie her.

Schwindel. Herr Dunkel, bedenken Sie, daß Sie in meinem Hauſe ſind, und ich Herr Reimreichen hier nicht werde beleidigen laſſen; ich weiß gewiß, er rührt nichts von Ihnen an.

Reimreich. Ich? ſie Ihnen weiſen? — Nein, ſo laſſe ich meine Schreibtafel nicht entweihn.

Schwindel. Weiſen Sie nur her, daß der Sache ein Ende wird. Ich will ſie in meine Hände nehmen; — thun Sie es mir zu Gefallen!

Dunkel. Weiſen Sie her, haben Sie Herz?

Reimreich (giebt Schwindeln die Schreibtafel. Weil Sie es haben wollen, Herr Schwindel? Hier! — Nicht angeſehen! Es ſtehen Verſe drinne, die noch nicht fertig ſind.

Schwindel. Nun, Herr Dunkel?

Dunkel. Himmel! ich bin betrogen, verrathen, verloren! ſie iſts nicht. Wer mag meine Schreibtafel haben? Die ganze Nachwelt wird mir dieſe Nachläſſigkeit nicht vergeben. Eine Hölle verdiene ich. Ich will die ganze Erde rege machen. Sie muß wieder her, und wann ſie ihr Eingeweide verſchlungen hätte . . . Ich muß nur laufen, und es in die Zeitungen ſetzen laſſen.

(Läuft fort.)

Vierter Auftritt.

Schwindel. Reimreich.

Reimreich. Ha ha ha! Ein artiger Spas; ein recht äſthetiſcher Streich! Ha ha ha! —

Schwindel. Das iſt ein Grobian! Und Sie können noch lachen?

Reimreich. Warum nicht mein Herr Schwindel? wenn ich nicht ſo viel Großmuth beſäße, ſo läge ich lange im Grabe. Was haben dieſe Neider meines Ruhms, dieſe Verfechter des üblen Geſchmacks mich nicht ſeit etlichen Jahren herunter gemacht! Aber ich ſtehe:

Gleich den hocherhabnen Eichen,
Die ſo manchem rauhen Nord
Nicht im allermindſten weichen,
Bläſet er gleich hier und dort.

Schwindel. Ein vortrefliches Gleichniß! — Merken Sie es doch ja, und ſchreiben Sie mir es auf ein Zettelchen: — Groß gedacht, ſehr groß!

Gleich den hocherhabnen Eichen!

Reimreich. Ja, Herr Schwindel; beſſer, als wenn ſie von mir ſchwiegen. Man lernt erſt oft dadurch die großen Leute in der Welt kennen; und es iſt ungewiß, ob Boileau ſo bekannt geworden, wenn er nicht ſo viel Feinde gehabt hätte.

Der Regen, welcher ſich ergießet,
Scheint uns zwar erſt nicht angenehm:
Allein dem Gras, auf das er fließet,
Iſt er zum Wachsthum ſehr bequem.

Schwindel. O! um der Ehre Deutſchlands willen! behalten Sie die reichen Gedanken, — die herrlichen Verſe zurück, bis wir Dinte und Feder bekommen. Wie ſinnreich! es iſt nicht hübſch, beregnet zu werden: aber das Gras wächſt davon — o, es wächſt! ich ſehe die feine Anſpielung ein. — Itzt laſſen Sie uns des Hallerianers Unruhe uns zu Nutze machen. Er vergißt über ſeine Schreibtafel Henrietten, und wenn ich meinem verzweifelten Weibe könnte zuvor kommen . . . Wir wollen geſchwind hingehen, und den Kontrakt aufſetzen. Sie ſollen ſie noch heute ins Haus bekommen.

Reimreich.

Ach! da ich an das Haus gedenke,
Komm ich mit einer Bitte ein,
Ich hoff' ein gütiges Verzeihn — Verzeihn . . .
Es betrifft — meine Miethe, Herr Schwindel.

Schwindel. Nur hergeſagt, Herr Reimreich; wer ſo ſchön bitten kann — in Verſen! dem ſchlägt man nichts ab.

Reimreich. Ich habe bisher im Zuckergäßchen, bey einem Schneider, fünf Treppen hoch logiret; Nun aber . . .

Schwindel. Nein, Herr Reimreich, das geht nicht mehr an. Henriette kann die unmöglich ſteigen.

Reimreich. Freylich wohl. Es iſt aber in dem Eckhauſe, wann man nach der Straße zugeht, die erſte Etage, . . . verzeihen Sie — das erſte Stockwerk, wollte ich ſagen, — auf, das wollte ich nehmen; es iſt ſehr bequem.

Schwindel. Ja, das bin ich eher zufrieden.

Reimreich. Es ſtößt ſich nur an einen kleinen Umſtand. Ich ſoll dem Wirthe entweder pränumeriren... vorher bezahlen, wollte ich ſagen, oder es ſoll Jemand für mich gut ſagen. Ich habe der Ausgaben itzt ein bischen zu viel — und — und . . .

Schwindel. Je, wenn's darauf ankömmt, ſo will ich mit hingehen

Reimreich. Darnach habe ich mir ein paar Kleiderchen machen laſſen;

Denn ſo ein Tag voll Fröhlichkeit
Heiſcht auch gewiß ein Feyerkleid.

Schwindel. Recht! An meinem Hochzeittage trug ich zum erſtenmale eine brokadene Weſte.

Reimreich. Ich weiß nur nicht, warum der wunderliche Mann, der Schneider, ſich ein Bedenken macht, ſie mir eher abfolgen zu laſſen, als bis ich ſie ihm bezahlt habe? Er ſoll doch nur ein Vierteljahr warten. Unter der Zeit mache ich etwa ein paar Bändchen fertig.

Schwindel. Nun, auch dafür ſoll geſorgt werden. Ich denke, Sie ſind mir ein ſchlauer Vogel. Sie werden Ihr Geld auf Kapitalien ausgeliehen haben: nicht wahr? Sie ſchreiben ſolche wunderſchöne Sachen: o das wird bezahlt! — Geſtehen Sie mir aufrichtig, was haben Sie für die letzten Tragödien gekriegt?

Reimreich. Ach, die Buchhändler, die Buchhändler! Wir laufen zu Fuße, damit ſie in Kutſchen fahren können!

Und ſchrieb ich bloß des Geldes wegen,
So wollt' ich, ohne Widerſtand,
Itzt gleich die Feder niederlegen:
Allein der Ruhm führt mir die Hand.

Schwindel. Kein Zweifel! es iſt auch gar ſchön geſagt: nur Schade, daß man nicht vom Ruhm leben kann.

Reimreich. Ich habe noch hin und wieder hübſche Summen bey den Buchhändlern ſtehen, und für die Tragödien hoffe ich noch einen ſchönen Thaler zu erhalten. Der Verleger will nur erſt ein paar Meſſen abwarten, um zu ſehen, wie ſie gehn, und mit mir darnach vollends Richtigkeit machen.

Schwindel. Wie warme Semmeln, dafür ſteh ich.

Reimreich. Ja, dieſe Art von Menſchen iſt ſehr mißtrauiſch. Er giebt mir bis dahin unterdeſſen einen

Freytiſch . . . Ich thue es bloß der Geſellſchaft wegen —

Schwindel. Den müſſen Sie nun aufgeben, und ſich auf einen andern Fuß ſetzen. Mein Mädchen iſt eine gute Wirthin: ich ſollte ſie zwar nicht loben, aber ſie wird Ihnen in der Haushaltung nichts wegwerfen.

Reimreich. Ach, die engliſche Henriette!

Ich wüßt' auch nicht, was ſie nicht wäre?
Sie iſt nichts als Vollkommenheit;
An Schönheit gleicht ſie der Cythere,
Der Juno an der Häuslichkeit.

Schwindel. Zuviel Ehre für mein Kind! zuviel Ehre! Sagen Sie ihr doch das ſelbſt! Ich dächte, ſie müßte ihren Palmer vergeſſen, und Sie lieben. Wie witzig, und zugleich gelehrt! — Nicht wahr, Herr Reimreich, die Beiden, die Sie da nennen, ſind Göttinnen geweſen?

Reimreich. Ja, und die vornehmſten im ganzen Himmel. . . . Doch bald hätte ich Ihnen das größte Glück, das mir kürzlich wiederfahren iſt, zu erzählen vergeſſen . . .

Schwindel. Ah! da kömmt Henriette! — Erzählen Sie mir es drinne; ich will Sie allein laſſen. Braut und Bräutigam haben immer einander Etwas zu ſagen. Sehen Sie zu, ob Ihnen nicht ein paar hübſche Verschen einfallen!

(Er will weggehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette.

Henriette. Wohin, lieber Papa? — Ich wollte fragen; ob wir dieſen Abend den Herrn Palmer nicht zu Tiſche behielten?

Schwindel. Je — Ich dachte, er ſollte noch vor Tiſche wieder fortreiſen? — Es taugt mir gar nicht.

Henriette. Er iſt ja deswegen nicht gekommen, um wieder allein fortzureiſen, und ich hätte faſt Luſt, ihm auf dem Rückwege Geſellſchaft zu leiſten. — O, lieber Papa, machen Sie es uns doch nicht ſauer!

Schwindel. Biſt du närriſch Mädchen? — Rede mir nicht von Palmern, das ſage ich dir! Einen Mann von ſo entſetzlichem Geſchmack!

Reimreich. Ja wohl, Mamſel; er iſt ein Erz-Hallerianer.

Henriette. Haben Sie Hallern geleſen, mein Herr?

Reimreich. Ich? ich Hallern? — Ehe ſterben, als eine Zeile von ihm leſen. — Können Sie denken: letztens kam ich zum Buchbinder, ſeine Gedichte fielen mir unvermuthet in die Hände; gleich überfiel mich eine Kolik, die ich noch nicht verwunden habe.

Schwindel. Wer ſollte auch nicht die Kolik über ſolch ſchwülſtiges Zeug kriegen!

Henriette. Schade, daß Sie nicht fortgeleſen haben! Ich dächte, Sie läſen Hallern, aus Liebe zu mir, da er bey Ihnen eine ſo gute Wirkung thut.

Schwindel. Was ſagſt du? — Ich rathe dir Gutes, Mädchen! — Laß dir dafür Herr Reimreichen die Verſe vorſagen, die er vorhin auf dich gemacht hat, du ſollſt andere Saiten aufſpannen. — Wohin? Bleib!

Henriette. Was ſoll ich denn hier?

Schwindel. Ich habe dirs ſchon geſagt —· hier bleiben und die Verſe anhören, die Herr Reimreich gemacht hat. — (Zu Reimreich.) Und Sie kommen darnach in mein Kabinet.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Henriette. Reimreich.

Henriette. Nun, wie heißen denn die allerliebſten Verschen, wenn ich ſie ja anhören ſoll und muß?

Reimreich. O! — eine Kleinigkeit! — Ich verglich Sie, meine ſchöne Henriette, an Schönheit mit der Venus, und an Häuslichkeit mit der Juno.

Henriette. Viel Ehre für mich. Von der Juno Wirthſchaft habe ich zwar nicht viel gehört; aber wohl, daß ſie ein zänkiſches, eiferſüchtiges Weib war. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht Recht gehabt haben! — Warum verglichen Sie mich nun nicht lieber mit der Europa, und ſich mit dem Jupiter? —

Reimreich. Sie thun mir zu viel Ehre an: — mit dem Jupiter? — die Vergleichung iſt zu vornehm.

Henriette. Nein, nein; ſo bald er ein Frauenzimmer erſchleichen wollte, war er ſehr klein.

Reimreich. Ich muß geſtehen, daß Sie gelehrter ſind, als ich.

Henriette. Ich will Ihnen das nächſtemal das Bild davon auf Hohmanns Landkarte von Europa weiſen. — Aber aufrichtig! wollen Sie mich denn durchaus zur Frau haben? Ich ſage Ihnen, als ein närriſches aufrichtiges Mädchen, wenn Sie mein Mann werden ſollen und müſſen: ſo werde ich Sie ganz entſezlich martern.

Reimreich. Ah! Sie belieben zu ſpaßen, Mamſell! Wenn Sie erſt die Liebe kennen werden ...

Henriette. Ich kenne ſie, o ich kenne ſie, mein Herr Reimreich, ohne ſie von Ihnen zu lernen, und ich habe ſie ſchon damals kennen gelernet, als mir Palmer das erſtemal Hallers Ode an Doris vorlas.

Reimreich. Fy! Eine Ode von dem Alpenrieſen? die mag ſchön ſeyn! Haben Sie denn noch nicht meine Satyren auf ihn geleſen?

Henriette. Geſehen, aber nicht geleſen; das konnte ich nicht. Bey der erſten Zeile ärgerte ich mich; bey der andern gähnte ich; und bey der dritten ſchlief ich gar ein.

Reimreich. Loſe Henriette! Ich hoffe noch die Zeit zu erleben, daß...

Henriette. Daß ich ſoll Ihre Verſe leſen, und Sie leiden können?

Reimreich.

Wenn Du nur erſtlich wirſt empfinden,
Wie ſchön es iſt, ſich zu verbinden,
Und überhaupt die Liebe ſey:
So ſollſt Du mir gewißlich ſagen:
Ach! warum ſtrich in vor'gen Tagen
Mir ohne ſie die Zeit vorbey!

Henriette. Wie elend, wie platt, wie kalt! Wenn ich einem Mädchen an Ihrer Stelle das hätte vorſagen wollen, wiſſen Sie, wie ich es würde ausgedrückt haben?

(Mit der äußerſten Zärtlichkeit.)

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwey Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht!
Du foderteſt von dem Geſchicke

Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Reimreich. Himmel! wie ſchön! wie göttlich ſchön! Sie machen ſolche entzückende Verſe, und ich ſollte meine Anſprüche auf Sie aufgeben? Sagen Sie mir ſie noch einmal, ich will ſie aufſchreiben, und ſie ſollen nächſtens meine Gedichte zieren. Wie wird die Welt erſtaunen, wann ich ihr ſagen werde, daß ein junges Frauenzimmer . . .

Henriette. Erſparen Sie ſich der Mühe, Herr Reimreich, ha ha ha! — Schlagen Sie Hallers Ode an Doris nach, ſo werden Sie die Strophe finden — etwa auf der dritten Seite.

Reimreich. Unmöglich! (Seitwärts.) Ich unbeſonnener Narr! — (Laut.) Ich meyne nur — daß auch — in Ihrem Munde das ſchlechteſte ſchön wird.

Henriette. So? — Ich könnte alſo Ihren Gedichten einen großen Dienſt erweiſen, wenn ich ſie auswendig lernte! Aber — dieß bey Seite geſezt! Sie können in der That eine großmüthige Handlung thun, wenn Sie meinen guten Vater beredeten, daß er mich nicht zwänge, Sie zu heurathen und freywillig abgingen? Glauben Sie wohl, daß Sie bey einem ſo ungezognen Mädchen, wie ich bin, glücklich ſeyn können? — Und ich werde gewiß nach meinem eigenſinnigen Kopfe fortleben, das verſichere ich Sie.

Reimreich. Ihr Wille, Mamſell, wird allezeit meine Richtſchnur ſeyn. Mein Glück iſt zu groß, als daß ich es nicht erkennen, und nicht Ihnen in allem zu Gefallen leben ſollte. Ich eile, mit Ihrem Herrn Vater den Heurathskontrakt aufzuſetzen; erlauben Sie alſo ...

Siebenter Auftritt.

Johann. Die Vorigen.

Johann. Gut, daß ich Sie gleich hier antreffe! — Mein Herr...

(Reimreich will gehen.)

Henriette. Herr Reimreich, nur noch ein Wort! Vergeſſen Sie nicht, in den Kontrakt folgende Punkte einzurücken, die ich mir hiermit feyerlich ausbedinge: 1) Daß ich Sie ſo ſehr für den Narren halten darf, als ich nur will. 2) Daß Sie ſich nicht unterfangen, mir jemals etwas von Ihren Verſen vorzuleſen, als bis in unſerm Hauſe die Geſpenſter ſpucken. 3) Daß Sie ſich nicht gelüſten laſſen, wenn ich gute Freunde bey mir habe, die mir die Zeit vertreiben, ohne meine Erlaubniß über meine Schwelle zu kommen. Viertens...

Johann. O Mamſell! Wie wohl verſtehen Sie die Kunſt, aus ihrem künftigen Manne ein Muſter der Frömmigkeit und der Geduld zu machen!

Reimreich. Ich hoffe, das Anſehn Ihres Herrn Papas...

Henriette. Ich habe noch eine Frau Mama. Nein, nein, Herr Reimreich! Die Zeiten der Ruthe und Ohrfeigen ſind vorbey. — Ich bitte, mich allein zu laſſen.

(Reimreich geht ab.)

Achter Auftritt.

Henriette. Johann.

Johann. Das wird ein glücklicher Eheſtand werden, wenn das die Brautſuppe iſt! . . . Aber bey meiner Treu, Mamſel! Ihre poetiſchen Liebhaber ſind auch große Kalbsköpfe, und ich glaube, ich wechſelte ſelber Kugeln mit dem Burſchen, ehe ich Sie eine Madam Poetinn werden ließ. Mein Herr . . .

Henriette. Wo ſteckt er denn? Wenn Er doch herging, daß man ein Wörtchen mit ihm reden könnte!

Johann. Er wird gleich da ſeyn. Ich ſollte eben ſpioniren, ob er ſich dürfte ſehen laſſen und ſeiner hier erwarten . . . (Für ſich.) Ha izt fällt mir Dunkels Schreibtafel ein. — Mamſel, man muß in Ihrem Hauſe zum Poeten werden: hören Sie doch, einen kleinen Verſuch, den ich in der hohen Poeſie gemacht habe! Unterdeſſen kommt mein Herr.

Henriette. Ha ha ha. Er hat gewiß die verlorne Schreibtafel gefunden, um die Dunkel ſo drinne herum tobt? »Tauſend Legionen Furien ſollen die Beſtie mit ihren Skorpionen peitſchen, die ſie ihm genommen hat.«

Johann. Pfui! ſo werfe ich ſie lieber weg. Es grauet mir ſo, bis meine Schubſäcke wieder Courage zu ſtecken, ſeitdem ich die klebrichten Blätter drinne verwahret, und meine Futtermagazine ſo beſudelt habe.

Henriette. Nun? wie klingen dann die ſchönen Sachen, um die er die Nachwelt ſo ſehr beheulet?

Johann (ſchlägt die Schreibtafel auf, und lieſt.) »Goliath, ein Heldengedichte in 24 Büchern.«

Henriette. Mit den Patriarchen iſt er gewiß fertig, daß er nun auch der Rieſen Aſche im Grabe aufrühret.

Johann (räuſpert ſich, und buchſtabiret und ſtottert die Wörter mit vieler Mühe heraus.) —

»Erſtes Buch.

»Von einem Menſchenkoloß, ſtark nervicht hochbeinigten Rieſen, —
»Unglaubbar, zwölf Fuß hoch, nach dem pariſiſchen Maßſtab
»Und drüber, von Gath; — Goliath benennt ihn Vater und Mutter, —
»Geboren von räubriſcher Art pfaugleicher, tollkühner Philiſter,
»Die, wie Heuſchreckengeſchmeiß, im Eichgrund lagen gegoſſen . . .

Mamſell, iſt denn hier ein Verſtand aus? Ich wollte gern bis zu einem Punkte leſen; mein Schulmeiſter hat mich ſo gewöhnet.

Henriette. So viel ich gemerkt, iſt noch keiner angegangen: nur fort!

Johann (lieſt weiter.)

»Tief aus dem Herzen quoll vor ſchwarz Blut mordſüchtiger Rache;
»Ein mächtig cyklopiſcher Helm thürmt ſich auf borſtenden Haaren;
»Fünftauſend Seckel von Erz bey ſich im Panzer um Körper,
»Und in Beinharn'ſche hat er die knochigten Schenkel gedeckeſt.
»Was ſoll ich vom gräßlichen weberbaumiſchen Schafte des Spießes,
»Oder nennſt du es lieber der Hellebarde, gedenken . . .

Henriette. Stille, Johann! ich habe genug. Es brauſen mir die Ohren, und vor den Augen wird mir kohlſchwarz. — Weg mit dem Unſinne!

Johann. Der Verſtand aber war noch nicht aus? — Nu, er muß doch ein großer Geiſt ſeyn, da er ſo ſchreiben kann, daß man nicht ein Wort davon verſteht. — Ha, mein Herr.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Palmer.

Henriette. Mit Schmerzen habe ich auf Sie gewartet, mein lieber Palmer! Warum ſo ängſtlich? — bringen Sie mir keine gute Zeitung?

Johann. Wenn er mich hätte leſen gehört, ſo dächte ich, er fürchtete ſich vor den Rieſen.

Palmer. Ich bin ganz troſtlos, meine liebe Henriette. Ich habe wieder mit Ihrem Herrn Vater geredt: er ſchwatzt mir von einem ſchon verfertigten Contrakte vor, giebt mir Schuld, ich hetze Sie auf, und gebeut mir, kein Wort um Sie mehr zu verlieren, oder ſein Haus zu verlaſſen.

Henriette. Nun; und was wollen Sie thun?

Palmer. Keines von beiden — lieber ſterben.

Henriette. Oho! das iſt noch frühzeitig, wenn es anders Ernſt iſt.

Palmer. Aber, was ſonſt?

Henriette. Haben Sie mit meiner Mutter geſprochen?

Palmer. Noch nicht. Eben ließ ich mich bey ihr melden, und darauf hat ſie mich hieher beſchieden.

Henriette. Sie iſt ſchlimmer als der Vater. Ich glaube, wenn ich dem kurz ſagte, daß ich mir Reimreichen nicht würde aufdringen laſſen: ſo würde er ſich endlich zufrieden geben: aber das kann ich nicht, bis ich Dunkels los bin. . . . Johann, behalte Er die Schreibtafel, vielleicht kann ſie uns nützen!

Johann. Ich kriege aber doch Quartiergeld? ſie riecht ſo verzweifelt nach ſchwarzem Tabak. . . . Nur Schade, mein Herr! daß Sie das ſchöne Werk nicht gehöret haben. Ich habe Dunkels Schreibtafel gefunden, und die Mamſell auf eine angenehme Weiſe damit unterhalten.

Palmer. Henriette, darf ich Ihnen einen Vorſchlag thun?

Henriette. Nun? Es müßte etwas Entſetzliches ſeyn, wenn ein flatterhaftes Mädchen, das wie ich, liebt, nicht Etwas wagen könnte. Es wird doch zu verantworten ſeyn?

Johann. Wenn Niemand mit Gifte zu vergeben iſt, ſo bin ich auch dabey: nur vor dem Galgen habe ich einen natürlichen Abſcheu.

Palmer. Wollen Sie, wann alle Bemühungen vergebens ſind, mit mir zu meinem Oheim flüchten? — Sie werden leicht ein paar Tage Aufſchub erhalten, und dann . . .

Henriette. Je nun; wenn es nöthig, und kein ander Mittel übrig wäre? — Die Welt würde es wenigſtens nicht mißbilligen, da ſie unſre Geſchichte weiß, und meine poetiſchen Prätendenten kennt: und mein Gewiſſen auch nicht. Ich gehöre Ihnen nach meiner Aeltern Einwilligung zu, und wenn wir bey Ihrem rechtſchaffenen Oheim wären, ſo würden wir leicht die Beſtätigung von meinen Aeltern erhalten. Der Betrug mit Reimreichen und Dunkeln kann ohnedieß nicht dauern; ſie ſind bettelarm, und alsdann würde man mir es Dank wiſſen.

Johann. Beym Entführen bin ich auch. —

Der Teufel! die Poſtillions ſollen jagen, als wenn ſie närriſch wären. ... Ah, ich habe einen Einfall ...

Henriette. St! — meine Mutter ... Sie haben wohl ſehr übeln Weg gehabt, Herr Palmer?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Schwindel.

Palmer. Glauben Sie wohl, daß ich auf den Weg Achtung gab, da ich zu Ihnen eilte.

Frau Schwindel. Sehr ſüße! ich dächte, man verſparte die Komplimente, bis man zu ſeiner Braut käme.

Palmer (küßt ihr die Hand.) Ich habe geglaubt, ich ſage ſie der meinigen. Ihre vorige Einwilligung, Madam, gab mir ein Recht ſo zu denken: und noch itzt ſchmeichle ich mir mit der Hoffnung ...

Frau Schwindel. Ich glaube, Sie wiſſen genug, als daß Sie ſich noch damit ſchmeicheln könnten. Vermuthlich haben mein Mann und meine Tochter Sie doch wohl von unſerer veränderten Entſchließung unterrichtet [illegible]

Palmer. Wie? Und auch Sie, Madam . . .

Frau Schwindel. Ja, und auch ich, mein Herr. Die Zeiten der Verblendung ſind vorüber, und Dichtern vom erſten Range, wie Dunkel iſt, ſollten alle Aeltern ihre Kinder aufheben. — Sie verſchönern die Natur, und malen, wie ſich der beliebte Mann ausdrückt, »mit Fingern in purpurne Morgenröthe getunket« alle Dinge.

Johann (ſeitwärts.) Mit Fingern in die Morgenröthe getunket — Wo muß das Tintenrecept zu haben ſeyn?

Palmer. Aber, Madam; Sollte denn das zu einer glücklichen Liebe gehören, daß man Hexameter macht? Ein edles Herz, ein guter Verſtand, eine wahre Zuneigung, zärtliche Empfindungen . . .

Frau Schwindel. Alles dieſes beſitzen nur die Dichter im hohen Grade. »Empfindſame Herzen!«

Mein hochklopfendes Herz
(ſagt eben der große Poet,)
ſchwillt bis zum Kinne Gefühle.

Hellen Verſtand —

Des Verſtandes Caſtell iſt die Zirbeldrüſe des Kopfes,
Seele iſt ihr Gehäus, licht, wie hundstägige Sonnen.

Johann (ſeitwärts.) Ein groß Wunder, wenn einer nicht im Gehirne verſengt iſt!

Palmer. Geſetzt, er machte ſolche ſchöne Verſe, als Sie glauben; wird er darum ein mehr gefälliger Ehemann gegen Henrietten ſeyn? die Pflichten des bürgerlichen Lebens beſſer ausüben? ein beſſerer Vater für ſeine künftige Familie ſeyn?

Henriette. Die künftige Familie hätte können wegbleiben.

Johann. Und doch wird ſie für alle junge Weiber ein ſehr nöthiger Hausrath.

Palmer. Nein, gerade das Gegentheil. Wann er ſeiner Frau durch ſeinen Umgang das Leben vergnügt machen, oder in häuslichen Umſtänden rathen ſoll, macht er Verſe; wann er einem Freunde, einem Menſchen dienen ſoll, macht er Verſe; wann er für die nöthigſten Pflichten des Lebens ſorgen ſoll, macht

---

er Verſe. Den Morgen ſchließt er ſich in ſeine Studierſtube ein, um Verſe zu machen; Mittags, wenn er die Freude mit zur Mahlzeit bringen ſoll, ſo iſt ſein Geſichte finſter, weil ihm ein paar Verſe entfallen ſind; dann eilt er wieder auf ſeine Stube . . .

Johann. Und wann ſeine Frau drey Stunden geſchlafen hat, geht er erſt zu Bette, hat Verſe gemacht, und ſchläft im Verſemachen ein; und ehe ſie aufwachet, ſo ſitzet er ſchon wieder am Pulte, und macht Verſe.

Frau Schwindel. Nun; ſind Sie fertig? Ihre Predigt hat lange gewähret, und ich habe viel Geduld gehabt, ſie anzuhören. Geſetzt nun, das alles wäre wahr: thut er durch ſeine Verſe nicht der Welt und der ganzen Nachwelt mehr Dienſte, als ein Pillendrecheler, oder ein Aktenkrämer?

Palmer. Recht, Madam! Ein großer Dichter, den die Natur darzu gemacht hat, der die Tugend beſingt, und unſre Herzen dafür empfindlich macht, iſt mir ſo verehrungswürdig, als ein Kriegsheld und ein Staatsmann. Jener wird oft in Jahrhunderten kaum geboren, da zu dieſem oft nur Muth, ein guter Verſtand, Uebung, Fleiß und Glück gehöret. Aber zur Zufriedenheit des ehelichen Lebens braucht man kein Poet zu ſeyn; hier kömmt es auf die Neigung und unſer Herz an, und viele Dichter entehren oft ihren Witz durch ihr Herz. Ja, vielleicht ſollte ein großer Geiſt am wenigſtens ans Heurathen denken; die Welt hört ihn, wenn er ein ſorgfältiger Mann für ſein Haus iſt, meiſtentheils zu nützen auf.

Frau Schwindel. O, wenn die Frau keine abgeſchmackte Närrinn iſt, ſo wird ſie ihren Mann nicht müßig gehen laſſen. — Doch, wozu alle dieß Reden? Meine Tochter nimmt Herr Dunkeln, und wenn Sie noch ein Jahr ſtritten: hiermit iſt das Lied am Ende.

Palmer. Aber, Madam! wo bleibt Ihr Verſprechen?

Frau Schwindel. Da, wo ich das letzte that.

Henriette. Aber, liebe Mama! um Ihrer Zärtlichkeit willen ...

Frau Schwindel. Eben durch meinen Befehl, daß du Dunkeln heurathen ſollſt, gebe ich ſie dir zu erkennen.

Johann. Aber, Madam, um der Beſchwerlichkeit unſrer Reiſe — um der guten Trinkgelder willen, die mir mein Herr verſprochen, um . . .

Frau Schwindel. Bey uns ſchweigen ſolche Kerle. — Komm, Mädchen! den Abend ſoll und muß die Verſprechung vor ſich gehen . . .

Johann (bey Seite.) Kerle? lieber ein Schurke als ein Kerl!

Henriette. Aber der Papa will auch, daß ich Reimreichen nehmen ſoll?

Frau Schwindel. Dein Vater muß, wie ich will. . . . Ohne Einwendung — geh' hinein. Die Geſellſchaft iſt für dich nicht vortheilhaft, und — Ihr Weg, Herr Palmer, iſt vermuthlich der weitſte: Sie verſtehen mich doch? —

(Geht mit Henrietten ab.)

Eilfter Auftritt.

Palmer. Johann.

Johann. O ja, Wenn man ſich ſo hübſch verſtändlich ausdrückt! Und ich? ich gieng gewiß; denn, ſeinen

Bedienten einen Kerl heißen zu laſſen? Was meynen Sie? — Soll ich die Poſtpferde beſtellen?

Palmer. Ja; man beſtellt nur Poſtpferde!

Johann. Ich meyne, ſo ein bischen zum Entführen. Es war ja Ihr eigner Vorſchlag?

Palmer. Freylich wohl; aber — auch der geringſte Schein, der ihrer Ehre nachtheilig ſeyn kann, iſt mir zuwider! Solche Begebenheiten machen Aufſehen; und was würden meine Vorgeſezten ſagen, wenn ich mit einer ſolchen Geſchichte anfieng? Was mein Oheim, der ein ſo großer Moraliſt und ſtreng in Allem iſt, was nicht Conſiſtorialmäßig geht? Vielleicht wär er der erſte, der mir das Haus verſchlöß...

Johann. Allerdings, ein bedenklicher Umſtand! — zumal da er im Herausſperren ſtark iſt! Denn wie oft habe ich nicht auf der Gaſſe ſchlafen müſſen, weil ich nicht präcis um zehne da war, wenn gleich noch die Glocke brummte. — Ha, ich ſagte Ihnen vorhin von einem Einfall: vielleicht bin ich manchmal ſo klug, als ein Poet. Sie müſſen ihn aber aufs reine bringen. Kommen Sie, denn Dunkel wird entweder bald hergedonnert, oder Reimreich hergefloſſen kommen.

Palmer (der in tiefen Gedanken geſtanden hat.) Das fehlte mir! Die Narren.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Reimreich. Palmer.

(Reimreich läuft Palmern nach, der ihn nicht hören will.)

Palmer. Aber, mein Herr! die Zeit …

Reimreich. Nur ein paar Augenblicke, mein Herr! Ich habe kaum die Ehre, Sie kennen zu lernen, und dieſe wollen Sie mir ſo wenig gönnen? Auch ſeinen Feinden muß man Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie ſind mein Nebenbuhler; ich habe aber ſo viel von ihrem guten Geſchmack, und ihren Verdienſten gehöret, daß ich mir ſelbſt Ihr gütiges Urtheil und Ihren Rath über einige Kleinigkeiten ausbitten möchte.

Palmer (ungeduldig.) Was befehlen Sie? — Doch, ich ſage Ihnen, ich bin kein Schmeichler.

Reimreich. Deſto beſſer! Ich habe eine Tragögödie, . . . ein Trauerſpiel, wollte ich ſagen, verfertiget — ſehr regelmäßig, nach allen Einheiten der Zeit und des Orts. Der Schauplatz iſt in Griechenland; ich bin mit allem fertig, nur fehlen mir griechiſche Namen zu Schauſpielern. Können Sie mir nicht zu einigen verhelfen?

Palmer. Iſt Ihr Plan aus der alten Geſchichte, ſo nehmen Sie die Namen der darin ſpielenden Perſonen.

Reimreich. Die Geſchichte? nein; ich bin ein bischen eigenſinnig. Die Geſchichte iſt niemals meine Sache geweſen; ſchöne Geiſter verderben ſich mit ſolchen Pedantereyen, und der Ruhm der Erfindung fällt weg, wann uns die Alten den Inhalt dazu leihen.

Palmer. Nun ſo nehmen Sie einen griechiſchen Autor; ſchreiben etliche griechiſche Namen auf ein Zettelchen, rühren ſie durch einander, und ziehen, dann werden Sie ſehen, wie trefflich ſie ſich zum Inhalte ſchicken.

Reimreich. Nicht unrecht! Schade, daß ich mein Griechiſch alles vergeſſen habe. Doch, es giebt Ueberſetzungen. . . . (ſeitwärts.) Ich dachte, er ſollte ſie ſich zu leſen ausbitten — Nun, noch Eins!

Palmer. Ich kann mich unmöglich aufhalten, mein Herr. Meine Geſchäfte…

Reimreich. Nur Einen Augenblick! Ich laſſe Sie nicht fort; Es betrifft — ein klein Gedichte, worüber ich Ihr Urtheil wünſchte.

Palmer. Aber zu was Kritik? unfehlbar iſts unvergleichlich!

Reimreich. O allzugütig! In der That thut es mir Leid, daß ich Ihnen hier im Hauſe habe Eintracht thun ſollen: aber vielleicht urtheilen Sie anders, wann Sie es hören werden. Wahrhaftig, das müſſen Sie!

Palmer. Wenn ich muß — (ſeitwärts.) Ich werde des Narrens nicht los, als bis ich ihm die Wahrheit werde geſagt haben.

Reimreich. Alſo mit Ihrer Erlaubniß: (lieſt)

Sinngedicht.

Henriette, ich bin ganz,
Glaub' es mir, in dich vernarret:

Denn bey deiner Schönheit Glanz
Steht die Welt als wie erſtarret.
Löſche meine Liebesgluth,
Und ſey, gleich den Engeln, gut,
Welche ſtets zu helfen eilen;
Wer verwundet, muß auch heilen.

Wie gefällt Ihnen dieſer Verſuch? — Die Pointe, verzeihen Sie, daß ich es franzöſiſch geben muß, — die Pointe iſt, dünkt mich, gut.

Palmer. Gut? Sie ſcherzen! In meinem Leben habe ich nichts Elenders gehöret.

Reimreich. Wie? Was? Haben Sie vielleicht nicht recht darauf gehöret, oder ich es vielleicht nicht mit dem gehörigen Tone geleſen? (Fängt noch einmal an.)

Henriette, ich bin ganz . . .

Palmer. Unſinnig, raſend iſt es. Wer ſonſt als der gemeinſte Pöbel ſpricht: »ich bin in dich vernarret?« Es wäre platt, wenn Sie geſagt hätten, ich bin in dich verliebt; aber ſo iſt es plump, albern . . .

Reimreich. Wie? Halten Sie mich für einen Narren, daß ich . . .

Palmer. Wie ſchicken ſich Glanz, erſtarren, löſchen, Gluth, Engel, Wunden und heilen in ſechs bis acht Zeilen zuſammen?

Reimreich. Unausſtehlich! Sie Geſchmack? — ein feiner Geſchmack! Könnten Sie eine einzige ſolche Zeile machen, ſo ließen Sie ſich nicht Henrietten vorm Maule wegſchnappen! Doch ſchon gut! Ich will mich durch die bitterſte Satyre rächen: ſchon gut . . .

(läuft fort.)

Zweyter Auftritt.

Palmer. Johann (kömmt.)

Palmer. Wahrhaftig, ein elender Dichter iſt doch das närriſchſte Geſchöpf von der Welt! Dumm und ſtolz. Sie ſchreyen alle Menſchen um Kritik an, und dem ſey der Himmel gnädig, der ihnen die Wahrheit ſaget!

Johann. Herr Reimreich muß ſehr ergrimmt ſeyn; er ſchoß neben mir, wie ein Pfeil, vorbey, und murmelte eine ganze Ladung poetiſcher Flüche.

Palmer. Er quälte mich mit ſeinen Albernheiten und ich ſah wohl, daß kein kräftiger Mittel iſt, ſchlechte Schriftſteller loszuwerden, als wenn man ihr Verlangen im eigentlichen Verſtande erfüllet. . . . Haſt du Herr Schwindeln geſagt, daß ich ihn vor meiner Abreiſe ſprechen wolle? —

Johann. Er bedauerte herzlich, daß Sie ſchon fort wollten, und man ſah es ihm an ſeiner traurigen Miene an, wie weh es ihm that — daß Sie nicht ſchon fort wären; auch Frau Schwindelin beklagte, — daß Sie ſich die Mühe genommen hätten, herzukommen, um wieder nach Hauſe zu reiſen. Sie wollen Sie indeſſen ſprechen, und Ihnen noch den freundlichen Abſchiedskuß gewähren.

Palmer. Eine große Erquickung für mich! Schlägt mir meine Kunſt fehl . . .

Johann. Ja, a propos. Wie wirds damit ſtehen? — Ich bin recht neugierig, ob Sie ein guter Verſeſer ſind?

Palmer. Sey unbeſorgt! man brauchet nur Sylben zählen zu können, um ein Reimreich zu ſeyn, und einen Miſchmaſch unverſtändlicher und höckrichter

Worte unter einander zu werfen, um zum Dunkel zu werden.

Johann. Artig genug! Ah; wenn Sie einmal Zeit haben, ſo unterrichten Sie mich doch ein bischen. Wenn ich an meine Gebieterinnen Liebesbrieſchen ſchreibe, ſo giebt mirs gleich ein Anſehn, wann ſie in Verſen ſind . . . Ha, da kömmt der poetiſche Drache!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Schwindel.

Schwindel. Sie wollen ſchon fort, Herr Palmer? — Es thut mir leid! Sie hätten wenigſtens bey uns den Abend mit einer Suppe verlieb nehmen können.

Johann. Ja, der Suppe wegen kömmt man auch vierzig Meilen weit hergereiſet.

Palmer.

Mein ganzes Glück war Henriette:
Mein ganzes Glück ſtund auch bey dir;

O daß mir deine Huld dieß Glück gewähret
hätte!
Was glich itzt meiner Dankbegier?
Umſonſt! dein unerbittlich Herz,
Läßt ſich durch keine Klagen rühren;
Ach denke, denke! welch ein Schmerz,
Dem Glück ſo nah, und es verlieren!

Schwindel. Ha; was höre ich! — Träume ich oder wache ich? — Sind die ſchönen Verſe, die Sie da her ſagen, von Ihnen, oder können Sie ſie etwa auswendig? — Nein; — ſagen Sie!

Johann. Von wem ſonſt, Herr Schwindel, als von ihm? O, das heißt noch gar nichts. Sie ſollten erſt hören, wenn mein Herr die poetiſche Raſerey kriegt. Da gießt man nicht ſo geſchwind einen Zober Waſſer aus, als bey ihm die Verſe herausſtürzen.

Palmer.

Kein Stolz, der Nachwelt Lob zu werden,
Riß jemals meine Muſe hin:
Ich ſang nicht Könige der Erden,
Des blinden Schickſals Eigenſinn.

Nur Henrietten zu beſingen,
Wagt' ich; und oft gefiel ich ihr.
O Schwindel! möcht' es mir gelingen,
Gefiel ich itzund doch auch dir!

Schwindel. Ich kann gar nicht von meiner Beſtürzung zu mir ſelbſt kommen. Es däucht mich ſogar, als gefielen mir Ihre Verſe beſſer, als Reimreichen ſeine. — Ah! warum ſagten Sie davon nichts eher? Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf ſteht. — Hätten Sie mir nun nicht, wie Reimreich, das Kompliment in Verſen machen können, ſo hätte ich gewußt, wen ich vor mir hätte?

Johann. Es iſt wahr, Herr Sekretär! Ich hätte gleich beym Eintritte geſagt:

Mein Herr Patron, gar hübſch und fein,
Sie ſollen mir willkommen ſeyn.

Schwindel. Recht, Johann, recht. Ich glaube bey meiner Ehre, Ihr Bedienter macht auch Verſe?

Palmer.

Dieß iſt der Thoren Eigenthum,
Der Welt mit viel Geräuſch ihr bischen Witz zu zeigen:

Doch witzig ſeyn, und es verſchweigen,
Erfodert Kunſt, iſt wahrer Ruhm.

Johann. Ja, ſo wunderts mich auch nicht, warum ich mein Tage keine Verſe gemacht habe.

Schwindel. Ich bitte, hören Sie auf; es geht mir ſonſt im Kopf herum! . . . Hätte ich Narr nur noch nicht mit Reimreichen den Kontrakt aufgeſetzt!

Palmer. Ich habe mir niemals aus meinen Verſen ein Verdienſt gemacht; denn ich weiß, daß es hundert beßre Dichter giebt, als ich bin. Am mindſten fiel mir ein, daß Henriette der Preis eines ſolchen Spielwerks ſeyn ſollte; ſonſt — hätte ich Sie wohl ſelber wollen Verſe machen lehren.

Schwindel. Mich Verſe machen lehren? Gehen Sie! Sie machen mich zu lachen. Wenn Sie das könnten; noch itzt ſollte und müßte Henriette die Ihrige werden.

Palmer. Und Sie merken nicht, daß Sie eben itzt Verſe gemacht haben? — Eine kleine Verſetzung, ſo ſind ſie fertig.

Schwindel. Warum nicht gar?

Johann. Nein, im Ernſte?

Palmer. Wir ſprachen vom Verſemachen. Sie ſagten:

Wenn deine Kunſt mich dieſes lehret,
Was räumt ich dir dafür nicht ein?
Dein Wunſch ſollt' auf Einmal —

Nun, Herr Schwindel?

Schwindel. Erhöret;

Palmer. Und Henriette?

Schwindel. Deine ſeyn.

Ich bin außer mir vor Freuden! Es iſt wahr, ſo natürlich, ſo leicht!

Dein Wunſch ſollt' auf einmal erhöret,
Und Henriette deine ſeyn —

Ich ein Poët? Das habe ich in meinem Leben nicht gewußt! Nun will ich rechte Lieder machen; was ich ſehe, das will ich beſingen. Ha; ich bin ganz luſtig geworden. Fahren Sie doch fort, und geben mir noch Eine Lection!

Palmer. Sie reden ja alles in Verſen?

Schwindel. Ich? Das wäre des Henkers! — Nein, Sie ſpaſen. Ich? in Verſen?

Palmer. Wenn Sie das nicht einſehen! — Sie ſagten: »Nun will ich rechte Lieder machen, und »was ich ſehe, will ich beſingen;« Iſt das nicht eben ſo viel, als:

Nunmehr ſoll manches Lied
Auf meinen Sayten klingen,
Und was mein Auge ſieht,
Das will ich auch . . .

Nun? Auf Klingen!

Schwindel. Beſingen.

Palmer. Richtig! Darnach: »ich bin ganz »luſtig geworden; fahren Sie doch fort, und geben »mir noch eine Lection —« luſtig und heiter, ſind gleichgültige Worte: nicht wahr?

Schwindel. Keine Frage!

Palmer. Wie macht mich der Gedanke . . . Herr Schwindel?

Schwindel. Heiter.

Palmer. Ach unterrichte mich doch . . . Herr Schwindel, auf heiter?

Schwindel Weiter.

Johann (ſeitwärts.)

Ein dummer Bärenheuter!

Palmer. Da haben Sie es. Wahrhaftig, Herr Schwindel, ich ſchaffe Ihnen den poetiſchen Lorbeerkranz, wenn das ſo fortgeht.

Wie würde dich der Lorbeer ſchmücken!
Die Welt ſäh auf dich mit Entzücken,
Du ſelbſt wärſt dir dein größtes Glück;
Denn ſtets mit dir vergnügt, ſähſt du auf dich zurück!

Schwindel. Ich muß Sie umarmen! Ha ha ha; welch ein glücklicher Einfall! Ich ein gekrönter Poet? Nu; der Lorbeer würde mir doch wahrhaftig ganz artig auf meiner neuen Perücke ſtehen.

Johann. Und ſo in Kupfer geſtochen? Herr Schwindel, das müßte hübſch laſſen! Wahrhaftig, ich klebte Sie ſelbſt an meine Brodſchrankthüre.

Schwindel. Aber noch Eins, Herr Palmer! Können Sie mir denn auch epiſche Gedichte, Tragödien, Satyren und Fabelchen machen lehren? — z. E. eine Fabel.

Palmer. Nichts leichter, Herr Schwindel! Sagen Sie mir gleich einmal; haben Sie nicht ein Thier, das Ihnen gefällt?

Schwindel. Nun, laſſen Sie doch ſehen? — (Sinnt.) — Der Eſel — itzt eben hört ich einen auf der Gaſſe ſchreyen — es iſt ein ſo geduldig Thier.

Johann (für ſich.) Ha: ein neuer Schutzpatron der Eſel!

Palmer. Gut. — Der Eſel und die Nachtigall, wenns Ihnen gefällt.

Schwindel. Ja, ja, die Nachtigall; das geht an.

Palmer. Da iſt die Fabel ſo gut, als fertig. Sie erzählen … Ich will es Ihnen in Proſa verſagen: ich weiß gewiß, Sie ſagen mirs gleich in Verſen nach.

Schwindel. Ach, nimmermehr!

Palmer (ſagt es ohne Scanſion.) »Es hört ein Eſel einſt den göttlichen Geſang der kleinen muntern Nachtigallen: er ſah, wie er die Welt zum Beyfall zwang, und Jedem in das Herze drang« … Nun ſcandirt, Herr Schwindel! Nur die Finger dazu genommen, und die Sylben dazu gezählt: denn ſcandiren müſſen Sie.

(Palmer hilft ihm immer nach.)

Schwindel (ſcandirt.)

Es hört ein Eſel einſt den göttlichen Geſang
Der kleinen muntern Nachtigallen,
Er ſah, wie er die Welt zum Beyfall zwang,
Und jedem in das Herze drang.

Der Pepanz! Ich glaube! das geht nicht von rechten Dingen zu?

Johann. Sie werden gewiß alle Hofpoeten verdrängen.

Palmer. Weiter! — »und ſprach bey ſich! Wie kann den Menſchen dieß« . . . Herr Schwindel, auf Nachtigallen —

Schwindel.

[illegible] gefallen, —
Und ſprach bey ſich: wie kann den Menſchen dieß gefallen?

Palmer. Nun weiter! Erſt in Proſa: »Ein ſolches kleines Ding! Wohlan, er höre mich, er hör' es, und verwundre ſich! — Drauf ſpitzt der Eſel ſeine Ohren, und brüllt ſich in Gedanken ſchon; doch es blieb keine Seele ſtehn —« Nun, Herr Schwindel, Verſe daraus gemacht! Sagen Sie es nur nach.

Schwindel (ſcandirt.)

Ein ſolches kleines Ding! wohlan, er höre — er
höre —

Palmer. Mich.

»er höre,« fort, Herr Schwindel!

Schwindel.

und verwundre ſich! —

Drauf ſpitzt der Eſel ſeine Ohren,
Und brüllt ſich in Gedanken ſchön, . . .

Palmer. »Die Kinder lachten dieſes Thoren. Allein ein Kritikus ſchlug tapfer auf ihn zu, und ſprach: Zum Sack, du dummer Eſel du; nicht zum Geſang, zum Sack biſt du geboren, den geh und trage du! —« Das werden Sie leicht machen; nur die Finger darzu! . . Nun — Herr Schwindel, zählen Sie!

Die Kinder lachten dieſes Thoren...

Schwindel. Verſe ſind nicht ſo geſchwind gemacht; ich muß mich nur ein bischen beſinnen —

Allein, ein Kritikus ſchlug tapfer auf ihn zu —
Wie wars weiter?

(Palmer ſagt es vor, und Schwindel ſcandirt nach.)

Und ſprach: Zum Sack, du dummer Eſel du,
Nicht zum Geſang, zum Sack biſt du geboren —

Johann.

Den geh und trage du!

Schwindel. O, das muß in ein Journal kommen! Ich bin vor Freuden außer mir. Ich muß Sie küſſen. Wer hätte das gedacht, daß ich ein ſo großer Kopf wäre? Sie ſind mehr werth als zehn Reimreiche . . .

Palmer. Und doch ſoll ich ihm Henrietten überlaſſen?

Schwindel. Der verwünſchte Reimreich! . . .

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette.

Henriette. Der verwünſchte Reimreich! — Recht ſo, recht ſo, lieber Papa! Nicht wahr, Herr Palmer iſt zehnmal beſſer?

Schwindel. Ja, wer hätte das gedacht! — Wenn du wüßteſt, was dein Vater für ein großer Mann wäre! und Palmer hat mir erſt zur Erkännniß geholfen, das muß ich ihm nachſagen. Kommen Sie nur herein, und ſetzen mir in geheim die Fabel auf, die ich gemacht habe, damit die Nachwelt nicht darum kömmt.

Palmer. Aber, Henriette . . .

Schwindel. Je Henriette, Henriette! Was geht uns Henriette an! nur herein, das iſt itzt nothwendiger!

Johann. Wir haben den Papa gelehrt Verſe machen; Ah! dergleichen vortrefliche Verſe! ... haben Sie etwa auch Luſt? —

Schwindel. Ja Mädchen, das mußt du lernen, wenn dein Kopf dazu taugt: das ſage ich dir!

Henriette. Wiſſen Sie doch nicht, was mich Palmer ſchon gelehrt hat?

Ich fragt' ihn jüngſt: Was iſt die Liebe? ſprich!
Er ſagt, um dieß zu wiſſen,
Muß ich dich küſſen,
Und küßte mich —
Und ich . . .

Lieber Papa, Sie können ja das Uebrige errathen.

Schwindel. Hm: — Wenn du's nicht in Verſen geſagt hätteſt, ſo möchte ich wohl etwas darwider einwenden . . doch Schade iſt für Alles! Kommen Sie nur herein, daß die Fabel nicht verloren gehe.

Henriette. Fort, fort! Ich ſehe ohnedieß hier Dunkeln kommen. (Heimlich zu ihm.) Suchen Sie meine Mutter auf . . .

Schwindel. So machen Sie doch!

(Schwindel, Palmer und Johann gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Henriette. Dunkel.

Henriette. Warum ſo in tiefen Gedanken, Herr Dunkel? — Nehmen Sie ſich in Acht, Sie werden gleich über einen ſchrecklich großen — Strohhalm ſtolpern.

Dunkel (hebt das Bein hoch in die Höhe.)

Um welches die Nachwelt noch einſt, wann ich an elyſiſchen Ufern
Mit dem Homer und Virgil, unſprechbare Töne der Worte,

Unſterblichen nur bekannt, von meinen hochthürmenden Liedern
Ausgießen werde, verwundernd mit ihren vermenget,
Um mein meßigtes Grab, wie Butter in Sonnen wird ſchmelzen:
Dem ſtöbr' ich nach . . .

Henriette. Schade, daß Sie nicht ein Nimrod geworden ſind!

Dunkel.

Wie einem beſchweißeten Hirſch die Hunde, ſo folg' ich nachſpürend
Der Schreibtafel, —

Henriette. Es ſtehen gewiß Verſe darinnen, die ſo ſtark riechen?

Dunkel. Welch' ein prophetiſcher Geiſt giebt Ihnen dieſes ein! — Sollte meine Muſe das Glück gehabt haben, von Ihren alabaſternen Händen berührt zu werden?

Henriette. Nein, Herr Dunkel, ich beſchmutze ſie mir nicht gern.

Dunkel.

Ich will im Staube des Nichts nun gern mein Leben verleben,
Da ſchon der edelſte Theil von mir im Staube vermodert!

Henriette. So müſſen die übrigen Theile von Ihnen ſehr unedel ſeyn, wenn die Schreibtafel das Beſte war.

Dunkel. Zween Geſänge von meinem Goliath — Jede Zeile Hekatomben würdig — ohne den embryoniſchen Entwurf der folgenden, die noch im Schooße des Nichts liegen, Sie, anbetungswürdige Henriette! durch mich zu verewigen, beſtimmt?

Henriette. Ich weiß nicht, was Sie zu meiner Verewigung für einen Maaßſtab haben: Aber, Herr Dunkel! Wollten Sie wohl Ihr Recht auf mich fahren laſſen, wenn man Ihnen Ihre Schreibtafel wieder verſchafte?

Dunkel. Himmel! wiſſen Sie dieſelbe? — Ich beſchwöre Sie beym Zevs,

Der, als der ſtürmiſche Schwarm von Bergegleichen Giganten,

Mit weit geballteter Fauſt und Felſenkanonen den Himmel
Bekriegt, ſie, Kirſchkernen gleich, tief in den Abgrund geſchnellet . . .

bey meinem Ruhme, bey dem Styx!

Henriette. Erſparen Sie Ihre fürchterlichen Beſchwörungen, und antworten Sie mir erſt auf meine Frage.

Dunkel. Aber; (nachſinnend.) — kann nicht dieſe kleine Subſtanz, die hier (auf ſeine Stirn zeigend) arbeitet, durch eine Ausſchüttung ſeiner Göttlichkeit auf das Papier die mir gemauſte Unſterblichkeit wieder herſtellen? — (nach einigen Nachdenken) Bey den Göttern! ich glaube ein Theil der Epopee hängt noch in der Officin meines Kopfes!

Dunkel. So wird der frevelhafte Dieb der Dunkliſchen Unſterblichkeit die Epopee drucken laſſen, ſeinen Ruhm ſich zueignen, und den erhabnen Herrn Dunkel, wenn er ſich ein gleiches unterfängt, öffentlich eines Plagiats beſchuldigen. Wie wird Sie die Welt nicht auslachen! Ha ha ha.

Dunkel. Ach, meine Göttin! Sie ſehen ſo weit, als ein Seraph. Ja, der unheiligen Frevler werden viel ſeyn, die mit ungezähmter Begierde nach dieſem Ruhme ringen werden. Sie! ganz Sie! helfen Sie mir zu meiner Schreibtafel! und ‥

Henriette. Sie geben Ihre Anſprüche auf mich auf? — Denken Sie nur, unſterblicher Dunkel! ein Mädchen, ein naſeweiſes Mädchen, ein ſo ſchwaches Geſchöpf, das mit andern unedlen Sterblichen bald vom Meere der Vergeſſenheit wird verſchlungen werden; und eine Schreibtafel mit dem ganzen Ausfluſſe Ihrer Göttlichkeit! jede Zeile hekatombenwürdig! ohne den Embryoniſchen Entwurf, der noch im Schooſe des Nichts liegt! — Welche Vergleichung! — Können Sie ſich noch beſinnen? — Ueberhaupt ſollte wohl ein ſolcher Geiſt, wie der Ihrige, Geiſt, ganz Geiſt, ſo irrdiſch, ſo ſinnlich, nach den Aegyptiſchen Fleiſchtopfen ſo lüſtern ſeyn, zu vergeſſen, was er Germanien, Europa, der Welt ſchuldig iſt?

Dunkel. Welch ein Gedanke! er ſoll einen würdigen Plaz in meinen Goliath einnehmen: in meinem Goliath -- O!

Henriette. Ihr Goliath, und ich? o! — und

Sie ſtehen noch an? — Doch, mit einem Worte, Herr Dunkel, Sie bekommen mich nicht, und wo Sie ſich lange beſinnen, Ihre Schreibtafel dazu nicht: in tauſend Stücken will ich ſie zerreiſſen, zerhacken, auf die Gaſſe werfen. —

Dunkel. Da würden Sie mich zerreiſſen, zerhacken! mich auf die Gaſſe werfen! Tygerherz! — Was ſoll ich thun? — Von dieſer Ungewißheit hin und her geſchüttelt . . . Hektor ſtarb für den Ruhm, und ich? —

Henriette. Es kommt jemand! Ich will mein Möglichſtes thun, daß Sie Ihre Schreibtafel wieder erhalten; vergeſſen Sie aber nicht die Bedingung! —

Dunkel.

O Muſen! ſegnet Ihr doch den Weltbeglückenden
Einfall!

Sechſter Auftritt.

Dunkel. Frau Schwindel. Palmer. Henriette. Johann.

Frau Schwindel. Kommen Sie, Herr Dunkel! Umarmen Sie einen neuen Dichter, den die Welt noch nicht gekannt hat. Mein Herz ſchlägt mir durch die Schnürbruſt vor Entzücken über die ſchönen Verſe!

Palmer.

Mit Schrecken folg' ich nunmehr dem unerbittlichen Schickſal,
Das mir nicht, trefliches Weib, dich Mutter zu nennen vergönnet:
Doch euren Namen ſoll einſt mein lezter Odem noch nennen.

Frau Schwindel. Ach Tochter! Haſt du nicht Schaueriſchen Balſam?

Henriette. Nein, Mama.

Johann (ſeitwärts.) Sie brauchte nur an Dunkels Schreibtafel zu riechen.

Dunkel. Ja, ja, er iſts, der Böſewicht! — ich beſinne mich — er war da, als ich ſie vermißte, und prahlt itzt mit meinen Schätzen! . . . Wo noch ein Funken Ehrlichkeit ſich in Ihren Adern wälzet, her mit der Schreibtafel!

Palmer. Madam, ich begebe mich unter Ihren Schutz.

So wie das thränende Aug von einem unſchuldig Beklagten
Sich den gerechten Entſchluß der zweifelnden Richter erflehet.

Johann (ſeitwärts.) Ein Glück, daß ich über die Gewiſſensbiſſe weg bin! — Auf die Tortur darf er mich doch nicht bringen laſſen.

Frau Schwindel. Ich zittere. . . . Es iſt auch wahr, Herr Dunkel, mit Ihrer verwünſchten Schreibtafel! Ein großes Genie wird doch einen ſolchen Verluſt erſetzen können.

Dunkel. Was! Frau Schwindel! verwünſchte Schreibtafel? den Verluſt erſetzen können? meinen Goliath? — Sie reden wie ein Weib, wie ein Weib, ein nichtsverſtehendes Weib . . .

Johann. Ha! die Kriegserklärung iſt da. —

Frau Schwindel. Wie, was? grober Kerl! Ich ein Weib? — Herr Palmer . . .

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Schwindel. Reimreich.

Schwindel (im Zank.) Damit kommen Sie mir nicht, Herr Reimreich! Ich? ich wäre kein Poet? Ein größerer, als Sie! verſtehen Sie mich? — Ich die Fabel nicht gemacht? Hier iſt Herr Palmer, der kann es Ihnen ſagen.

Johann (ſeitwärts.) Ha! Ein allgemeiner Krieg! Gut, daß die Poeten nicht Piſtolen tragen.

Reimreich. Er? — Er weiß nichts: ich habe es geſehen; meine Verſe hat er für ſchlecht gehalten. Zum Narren — betrogen hat er Sie...

Palmer. Sehen Sie, Reimreich, daß ich Ihnen Ihre Blöße nicht noch einmal aufdecke.

Sie ſind ein Thor von eitelm Stolze voll,
Die Sylben zählt und reimt, ſtatt, daß er dichten ſoll.

Reimreich. Ich ein Thor! — O! wenn ich nur meinen Degen bey mir hätte, ich wollte Ihnen weiſen . . .

Henriette. Sie? haben noch einen Degen? und ſind ein Poet? Der dächte ich, müßte bey Ihnen ſchon lange zur Sichel geworden ſeyn?

Schwindel. Recht ſo, Herr Palmer, recht ſo! Ich nicht die Fabel?

Frau Schwindel. Ich höre mit Erſtaunen, mein liebſter Gemahl, daß Ihr Reimreich ſich ſo albern als mein Dunkel aufführt. Und wir ſollten den Leuten unſere Henriette geben?

Henriette. Die Muſen müſſen Ihre Söhne ſchlechte Sitten lehren. — Palmer! wenn Sie nicht das Gegentheil zeigten?

Dunkel. Ich frage viel nach Ihnen und Henrietten, ſo lange die Kinder meines Geiſtes in Gefahr ſind. Und wenn meine Schreibtafel ſich nicht wieder findet, ſo ſtecke ich das Haus an.

Frau Schwindel. Herr Palmer, nehmen Sie Henrietten! Ich bereue es, daß ich den Menſchen meine Schwelle habe betreten laſſen.

Palmer. Madam! Ach . . .

Frau Schwindel. Ja, ja, Herr Palmer, nehmen Sie Henrietten! Reimreich iſt ein Narr, er verdient ſie ſo wenig als Dunkel.

Palmer. Liebſter Herr Schwindel! — Henriette! — wie glücklich! . . .

Henriette. Palmer! endlich ſind Sie mein! O wie hüpft mein Herz, ganz außer ſich vor Freude, daß ich Ihnen zugehöre!

Reimreich. Sachte, ſachte! ich ein Narr? Ay, ich will Sie ſchon kriegen. Henriette iſt mein, das will ich ſehen . . .

Palmer. Vor allen Dingen, Johann, gieb Herr Dunkeln ſeine Schreibtafel. (Zu Dunkeln.) Ich bedaure, daß Sie ſich darüber ſo geängſtigt haben. Mein Bedienter hat ſie gefunden, und Sie hätten ſie längſt wieder, wenn Sie dieſelbe mit weniger Ungeſtüm gefodert hätten.

(Dunkel blättert ſie durch.)

Henriette. Gehen Sie, beglücken Sie die Welt mehr damit, als Sie mich durch Ihre Hand würden beglückt haben!

Dunkel.

Ihr Geiſter der Tiefen, ihr Götter der Hölle
Und ihr, ihr Dreye, des Acherons Töchter,
Zerſtöret mit Fackeln und Dolchen die Bande!
Und könnt Ihr's nicht wehren, vergiftet ihr Lager,
Damit ſie Centauren und Hydern gebären! —

(Er läuft davon: alle fangen ein großes Gelächter an.)

Frau Schwindel. Dank ſey es dem Himmel, der uns von dem Unholden befreyet!

Schwindel. Ey, ey! was für eine Teufels Familie hätte der in die Unſrige bringen ſollen.

Reimreich (zieht ein Papier aus dem Buſen.) Da iſt der Kontrakt, und ich gehe nicht ab. Sie haben auch für mein Quartier und die Kleider gut geſagt? die können Sie bezahlen; ich habe nichts …

Frau Schwindel. Himmel! was höre ich?

Schwindel (kratzt ſich im Kopfe.) Ich dummer Narr! was fang' ich an?

Henriette. Ich habe mich ja noch nicht unterſchrieben?

Palmer. Herr Reimreich! gehen Sie gutwillig ab, ſo will ich nicht nur alles bezahlen, ſondern, wenn Sie künftig keine Verſe mehr wollen drucken laſſen, hundert Thaler!

Johann. Das iſt wohl der erſte Poet, der eine Beſoldung kriegt, daß er nicht ſchreibt.

Schwindel. Es lebe mein braver Schwiegerſohn! Ich Narr, mit meinem Bettelpoeten!

Reimreich. Ho ho! Ich um hundert Thaler? — meinen Ruhm, und Henrietten? — nichts, nichts; Unerhörte Zumuthung! — hundert ruppiche Thaler! …

(Frau Schwindel fährt zu, reißt ihm den Kontrakt aus den Händen und in Stücken.)

Frau Schwindel. Das iſt die Münze, die Ihre Verſe werth ſind.

Reimreich. O! ſchon gut, ſchon gut! Vor Gericht will ich gehen. Durch die entſezlichſten Quodlibete will ich Sie beſtrafen; der Nachwelt ſollen Sie ein Schandfleck ſeyn. —

(Geht ab.)

Schwindel. Ah! Izt komme ich erſt wieder zu mir ſelber.

Palmer. Wie ſoll ich Ihnen für das Geſchenke danken! —

Frau Schwindel. Oder wir Ihnen, Herr Palmer, daß Sie uns einem Vorurtheile entriſſen, das uns vor der Welt eben ſo lächerlich, als unſere Tochter unglücklich würde gemacht haben!

Reimreich (kommt wieder, und zupft Palmern.) Sagten Sie nicht, Sie wollten mir hundert Thaler geben? — Ich habe mich beſonnen — ein Großmüthiger muß verzeihen können.

Palmer. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Kommen Sie morgen zu mir, und ſeyn Sie kein Poet mehr!

Reimreich (zu Schwindeln.) Eſſen Sie auf den Abend etwa zuſammen?

Palmer. Kein Carmen, daß bitte ich mir aus!

Johann (bey Seite.) Ah; er kriegt ja zu eſſen!

(Reimreich geht ab.)

Frau Schwindel. Die Leute ſollten einem auf Zeitlebens einen Eckel vor Verſen beybringen. Was für Geſchöpfe ſind die Poeten!

Schwindel. Ja wohl, mein Engel!

Palmer. Nicht die Poeten, nur die elenden Reimer und Schwärmer. Große Dichter ſind die Zierde der Welt; ſie machen unſere Herzen empfindſam — preſſen uns Thränen der Grosmuth und eines edlen Mitleids aus, heiligen unſere Herzen zur Menſchenliebe, und erheben ſie zu großen Thaten. Dieſe verdienen den Beyfall der Welt und einen ewigen Nachruhm.

Ende.

Alter hilft für Thorheit nicht,
oder
die Haushälterin.

In fünf Aufzügen.

Verfertiget im Jahr 1758.

Anaxillas in Neottide ap. Athen.

Ὅστις ἀνθρώπων ἑταίραν ἠγάπησε πώποτε
Οὗ γένος τίς ἂν δύναιτο παρανομώτερον φράσαι

Hoc volo, ſic iubeo, ſit pro ratione voluntas.
Imperat ergo viro: ſed mox haec regna relinquit,
Permutatque domos, et flammea conterit; inde
Aduolat, et ſpreti repetit veſtigia lecti

JUVENAL.

Perſonen:

Herr Tobias Medard, ein alter reicher Kaufmann.

Herr Juſt Medard, deſſen Bruder; ein Profeſſor, mit dem Vorhergehenden in einem Hauſe wohnhaft.

Blank, Medards Sohn, unter fremden Namen.

Johann, des vorhergehenden Bedienter.

Frau Schlauchin, Tobias Medards Haushälterin.

Julie Brandſtein, ein junges Frauenzimmer, Mündel des Herrn Tobias Medard.

Chriſtiane, der Frau Schlauchin Mädchen.

Der Schauplatz iſt in Medards Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Medard. Der Profeſſor.

Der Profeſſor.
Aber mein lieber Bruder ...

Medard. Aber mein lieber Bruder, ich mag deine Sittenlehren nicht. Verſpare ſie auf deinen Katheder! Ich bin alt genug, um für mich auch klug genug zu ſeyn.

Der Profeſſor. Alt iſt noch nicht klug, und ein guter Rath kömmt nie zu ſpät. Höre mich, Bruder, und thue darnach was du willſt.

Medard. Nun, wie heißt denn der gute Rath? Er betrifft doch niemand anders, als die Frau Schlauchin?

Der Profeſſor. Es wäre nicht übel, du nähmeſt ihrentwegen dergleichen an; denn die Wirthſchaft mit ihr bringt dir weder Ehre noch Vortheil: allein . . .

Medard. Ja, ja, weil ſie mich lieber hat, als Bruder und Sohn und die ganze Welt: aber ich will euch allen zuſammen einen Poſſen ſpielen, den Ihr nicht erwarten ſollt . . .

Der Profeſſor. Und ganz gewiß dir den größten. Doch, darüber iſt ſchon genug geredt! Was ich dir itzt ſagen will, geht den jungen Blank an.

Medard. So?

Der Profeſſor. Ich ſehe und höre, daß du ſeine Aufwartung bey deiner Mündel begünſtigeſt, und Beiden ſogar von heurathen vorſchwatzeſt?

Medard. Ein großes Unglück, wenn ein junger Laffe ein hübſches Mädchen heurathet!

Der Profeſſor. Nicht die Frage: ſondern, ob eine ſolche Heurath Klugheit und Rechtſchaffenheit billigen; ob ſie thulich iſt, und für die guten jungen Leute nicht von den traurigſten Folgen ſeyn kann?

Medard. Ey, ey, ey! über den Herrn Profeſſor! Freylich ſolche hohe politiſche Fragen! »Ob eine ſolche Heurath Klugheit und . . . wie war's?

Der Profeſſor. Ich will ſie dir lieber gleich beantworten. Es iſt weder klug noch rechtſchaffen von dir, daß du einen jungen Menſchen, den ſein Vater auf Reiſen ſchickt, der von einem Handelsfreunde an dich empfohlen iſt, hier verkuppelſt. Nicht klug, weil du ihn viel zu wenig kennſt, als daß du ſeinem Vorgeben ganz ſicher trauen kannſt, und dir gewiß Vorwürfe von den Seinigen, von deinen Freunden, von der ganzen Welt zuziehſt: nicht rechtſchaffen, weil du die gute Julie vielleicht ins Unglück bringſt, dem unbehutſamen Jüngling den Unwillen ſeines Vaters, vielleicht ſeine Verſtoßung und Enterbung zuziehſt und . . .

Medard. Klug, weil es unklug wäre, eine ſolche Parthie für ein Mädchen, die nicht mehr als kahle drey tauſend Thaler hat, aus den Händen zu laſſen: rechtſchaffen, weil ſie ein rechtſchaffen Mädchen iſt, Blank alſo nicht betrogen wird: ſie aber nicht betrogen werden kann, weil er ihr doch Brod auf Lebenszeit geben muß, wann er ſie einmal hat.

Der Profeſſor. Und wenn er ſelbſt welches hat. Kurz und gut, Bruder! wenn du nur einen Funken von Klugheit und Rechtſchaffenheit beſäßeſt, ſo würdeſt du eine ſolche Verbindung vielmehr zu hindern als zu befördern ſuchen. Du würdeſt des jungen Banks ſeinen Vater, oder dem, der ihn dir empfohlen hat, Nachricht geben: du würdeſt nähere Erkundigung einziehen, ob alles wahr iſt, was er vorgiebt, und . . .

Medard. Ja, ja, dann würde ich ein Narr, wie mein hochgelahrter Herr Bruder ſeyn, der mich mores lehren will, und ſelber keine hat. Ich würde ewig Julien über den Halſe behalten . . .

Der Profeſſor. Freylich wohl, und eine Aufſeherin über die Frau Schlauchin haben, die dich und dein Vermögen zu Grunde richtet, dich zu einem verrätheriſchen Vormund gegen deine Mündel, und zu einem grauſamen Vater gegen deinen Sohn macht, der in der Fremde verhungert; am Ende aber dich der ganzen Welt zur Verachtung und zum Gelächter darſtellen wird — Doch, das biſt Du ſo ſchon.

Medard. O ho; die Welt kann über mich nicht ſo viel lachen, als ich über ſie lache. Und damit ſie noch mehr zu lachen hat, ſo will ich mich heute noch mit der Frau Schlauchin verloben, und dann kann ſie vor Lachen platzen, und du vor Aergerniß.

Der Profeſſor. Ich? hoffentlich nicht. Ich will aber die Rolle übernehmen, die du ſpielen ſollteſt: heute noch an Blanks Vater ſchreiben, und ihm die ganze Geſchichte ſeines Sohnes erzählen.

Medard. Und ehe dein Brief hin und ſeiner herkommt, ſoll Blank und Julchen ein Paar ſeyn.

Der Profeſſor. O! Julie iſt zu vernünftig, in deine albernen Projekte einzugehen, und zu tugendhaft, ſich eine Leidenſchaft zu einer unanſtändigen Handlung verleiten zu laſſen.

Medard. (Er ſieht Blanken.) Ah! Blank — kein Wort weiter, Bruder! ſonſt ſind wir Freunde geweſen!

Der Profeſſor. Mein Gewiſſen iſt mir theurer, als deine Freundſchaft —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Blank.

Medard. Hören Sie, junger Herr! Wollen Sie Julien oder nicht?

Blank. Ob ich will? — Alles was ich wünſche!

Medard. So muß es noch heute richtig werden. —

Blank. Ein Glück, das alle meine Wünſche überſteigt! —

Medard. Und auf Sie ankommen wird, wie bald die Hochzeit folgen ſoll!

Blank. Und Ihr Herr Bruder?

Medard. Iſt ein hochgelahrter Narr. Und wenn Sie nicht auch einer ſeyn wollen, ſo merken Sie ſich, daß hier ein Weg zu dem Ohre hinein und zum andern wieder heraus geht! Ich gehe zu Julien und ſag' ihr eben das.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der Profeſſor. Blank.

Der Profeſſor. Sehr übel für mich, Herr Blank, wenn meines Bruders Empfehlung bey Ihnen Eindruck macht! Ich denke freylich nicht, wie er: ich halte Sie aber für zu vernünftig, als daß Sie nicht auch mich hören ſollten.

Blank. Und ich Sie für viel zu gütig, als daß Sie meinen Wünſchen zuwider ſeyn ſollten. Denn, ſo viel ich auch Ihrem Herrn Bruder Ehrfurcht ſchuldig bin, ſo ſehe ich doch wohl ein, weſſen Beyfall ich mir vorzüglich zu wünſchen habe.

Der Profeſſor. Ich liebe Sie, Herr Blank, und wenn ich Ihr Glück zu machen wüßte, von ganzem Herzen! — allein eben darum werde ich Ihrem Liebesantrage bey Julien aus allen meinen Kräften entgegen arbeiten.

Blank. Und Sie ſagen, Sie lieben mich, und wünſchen mein Glück?

Der Profeſſor. Ja, weil ich wiſſen muß, worauf dieß Glück gegründet iſt, oder ſich gründen ſoll.

Blank. Auf meine Liebe für Julien und dieſer ihre Tugend.

Der Profeſſor. Das heißt auf eine Leidenſchaft, die oft über die Vernunft ſiegt. Tugend iſt freylich die beſte Mitgift, die ein Mädchen einem Manne, der ſie zu ſchätzen weiß, mitbringen kann: der Mann würde aber doch unrecht thun, der darauf in ſo fern rechnen wollte, daß ſich dieſe Tugend alsdann blos durch die Geduld äußern ſollte, wann er ſie in Mangel und Elend verſetzte. Die edelſte Neigung erkaltet davon und es iſt ein nur zu gemeiner Fehler junger Leute, daß ſie glauben, man lebe von der Liebe. Auf Juliens Vermögen aber dürfen Sie ſchlechterdings nicht rechnen. Außer etlichen tauſend Thalern hat ſie nichts, als einen Proceß, den ſie ſo gut verlieren als gewinnen kann —

Blank. Und Sie trauen mir ſo niederträchtige Abſichten zu? Nein, mein Vater iſt ein reicher Mann, und ich ſelbſt habe ein anſehnliches Muttertheil, von dem ich mich zur Noth etabliren könnte, wenn ich nicht bey meiner Rückkehr als Geſellſchafter in meines Vaters Handlung mit zu treten gedächte.

Der Profeſſor. Gut; ſo bitten Sie Ihren Vater um ſeine Einwilligung, oder laſſen mich ſelbſt an ihn deßwegen ſchreiben, haben wir die — dann in Gottes Namen!

Blank. Ah! hier liegt freylich die Schwürigkeit! Mein Vater iſt ein harter Mann. Vorſtellungen aus der Entfernung wurden nichts über ihn vermögen, und nur die Unmöglichkeit, daß er, was nicht zu ändern wäre, mußte geſchehen laſſen...

Der Profeſſor. So ſind Ihre Abſichten vergebens. Ohne eines Vaters Einwilligung kann und darf ein Sohn — die Umſtände müßten beſonders ſeyn — keine Verbindung eingehen, und ich, das muß ich Ihnen frey ſagen, werde Ihnen bey Julien bis auf den lezten Augenblick zuwider ſeyn. Ich weiß aber, daß mein Wort etwas bey ihr gilt,

(Er will abgehn.)

Blank. O! beſter Mann! hören Sie mich!

Der Profeſſor (kehrt zurück.) Nun!

Blank. Darf ich es wagen und mich Ihnen ganz zu erkennen geben?

Der Profeſſor. Halten Sie mich für einen rechtſchaffenen Mann, oder nicht?

Blank. Für den rechtſchaffenſten auf der Welt, und darum wiſſen Sie — daß Sie — ja — daß Sie Ihren Neffen — Ihres Bruders Sohn vor ſich ſehen — (Er fällt ihm um den Hals.) O mein liebſter, beſter Oheim! —

Der Profeſſor. Wie! Sie mein Neffe? mein lieber Wilhelm? Himmel! Du wäreſt der kleine dickbäckige Wilhelm? — Laß dich in der Nähe beſehen! (Er zieht ihn beym Arme zu ſich, und ſieht ihm in die Augen.) Ja, ja, du biſts. Mein Gott! wie verändert! was funfzehn Jahre nicht die Menſchen umſchaffen! — Aber wie? woher? warum? — O daß ich nicht tauſend Fragen an dich auf einmal thun kann. Iſts möglich! Und dein Vater kennt dich nicht?

Blank. Kannten Sie mich? und Er! — O er hat mich ſo vergeſſen, daß er vielleicht ſelbſt meinen Namen zu vergeſſen wünſcht.

Der Profeſſor. Wo haſt du geſteckt? Warum die Maskerade? was ſoll daraus werden? Wo denkſt du hin? Wo kömmſt du her? Aber nur kurz, kurz! ich möchte gern Alles auf Einmal wiſſen!

Blank. Nachdem ich ſechs Jahr die Handlung in Hamburg gelernet, gieng ich nach Amſterdam zu Herrn Bloemart und Allemand, in deren Dienſten ich ſelbſt anderthalb Jahr in Surinam geweſen bin.

Der Profeſſor. Das weiß ich, daß du dich brav in der Welt umgeſehen haſt!

Blank. Sieben Jahre vergiengen da, und es ſtund bey mir, ob ich durch die Tochter meines Handelsherrn dort ein groſes Etabliſſement finden wollte.

Der Profeſſor. Ah! ich zweifele nicht; ſo ein hübſcher wohlgeſtalter Menſch, und wenn du eben ſo klug biſt . . .

Blank. Ich lernte ſie zu gut kennen, als daß ich ein ſolches Glück auf Koſten meiner Ruhe hätte verkaufen ſollen.

Der Profeſſor. Brav!

Blank. Mein Vater, wie Sie vielleicht wiſſen werden, foderte mich zurück: und ich bat ihn, daß ich vorher England und einen Theil von Frankreich beſuchen, und dann durch die Schweiz zurück gehen möchte, da ich es mit einem jungen Holländer auf vortheilhafte Bedingungen thun konnte.

Der Profeſſor. Bis Genf weiß ich deine Geſchichte: aber ſeit der Zeit . . .

Blank. Hier verließ mich der Holländer, und von der Zeit an war ich auch von meinem Vater verlaſſen. Ich gieng nach Baſel, ſchrieb an ihn, bekam aber keine Antwort, hatte kein Geld, und würde noch ohne Rettung, ein Raub meiner Schulden dort ſitzen, wenn ſie mir nicht ein Engel zugeſchickt hätte.

Der Profeſſor. Das verſtehe ich nicht. Die wunderbaren Errettungen ſind doch itzt nicht mehr Mode: und warum wandeſt du dich nicht an mich? Ich bin zwar arm, aber ich hätte doch wohl Mittel finden wollen.

Blank. Zweymal habe ich in Einſchluß an meinem Vater an Sie geſchrieben, und ſo wenig als von Ihnen Antwort erhalten.

Der Profeſſor. Ah! die hat dein unartiger Vater gewiß untergeſchlagen. Doch weiter!

Blank. Da ich ſchon den Arreſt vor der Thüre hatte, und in äußerſten Verzweiflung war, erhielt ich durch einen Kaufmann, der von der Meſſe zurück kam, ein Packet mit etlichen hundert Thalern in Dukaſten und Schauſtückchen, nebſt einem Demantſchmuck und einem Billet des Inhalts: daß eine Perſon, die mich in ihrer Kindheit gekannt, und meinem Vater viel ſchuldig wäre, ſich für verbunden hielt, mir beyzuſtehen, keine andern Mittel aber, als das Ueberſchickte hätte, welches ich zu Gelde machen und eine Gelegenheit ſuchen ſollte, meinen Vater zu beſänftigen; weil es Alles wäre, was man für mich thun könnte: ohne Namen und Unterſchrift.

Der Profeſſor. Nun, es iſt wahr, das ſieht der Rettung eines Engels ähnlich! Aber einen ſolchen, der deinen Vater ſo viel ſchuldig zu ſeyn glaubt, wüßte ich am wenigſten.

Blank. Und Sie verkennen Julien? Ihre Hand hier hat mich davon überzeugt.

Der Profeſſor. Ah! das Engelskind! ja ſicher. Gewiß hat ſie deinen Brief an ihn gefunden, mich nicht kränken wollen, weil ſie weiß, daß meine Bibliothek mein ganzer Reichthum iſt: und ihr Schmuckkäſtchen mit dem Schmuck ihrer ſeligen Mutter fortgeſchickt — Alſo iſt er wohl verkauft?

Blank. Nein, durch ihn erhielt ich Kredit, weil man ſah, daß ich Geldes werth hatte.

Der Profeſſor. Gut. Weiß ſie, wer du biſt, und ſpielt ſie mit dir hier unter einer Decke?

Blank. Bis izt noch nicht — Nun war mir nichts übrig, als daß ich hieher zu meinem Vater gieng. Die Klagen meiner Schuldner, ſein Stillſchweigen und die Vorwürfe, die er mir ſchon langſt meines Aufwands wegen gemacht, ehe er noch zu ſchreiben aufhörte, ungeachtet er ihn nur von den Intereſſen meines Muttertheil, die er ſo lange gezogen, abrechnen durfte, veranlaßten mich zu dem Entſchluſſe, unter eines Freundes Namen, der in kurzem hieher kommen wird und Empfehlungsſchreiben eines Handelshauſes in Zürch an meinen Vater hat, zu erſcheinen — zu ſehen, was vorgieng, was meinen Vater ſo ſehr wider mich aufgebracht hat, und wie er zu verſöhnen ſey!

Der Profeſſor. Und da haſt du gar ſchöne Sachen entdeckt, guter Vetter! Die allerliebſte Wirthſchaft mit ſeiner Ausgeberin, die ihn am Narrenſeile führt, und auf den Punkt iſt, es ihm ſo uber den Kopf zu werfen, daß du in Gefahr biſt, nächſter Tage an ihr eine Schwiegermutter zu bekommen und er ein Bettler zu werden: Doch — das iſt ein zu weitlauftiger Artikel, als daß er ſich hier abhandeln läßt.

Blank. Aber, liebſter Oheim! ſo ſehr ich dieſe Frau verabſcheue, ſo iſt ſie doch gerade die Perſon, der ich Julien zu verdanken hoffe.

Der Profeſſor. Ja freylich, weil ihr daran liegt, dieſe fortzuſchaffen, und dein Vater ſie gern bey dir an Mann brächte?

Blank. Giebt mir mein Vater Julien, ſo kann er mir ſie nicht wieder nehmen.

Der Profeſſor. Aber nimmt er ſein Kebsweib, ſo biſt du um Alles: denn ſie iſt liſtig wie eine Schlange und boshaft, wie der Satan.

Blank. Mags doch! Julie iſt mir mehr, als Alles.

Der Profeſſor. Nichts! der verliebte Koller führt da deinen Verſtand irre — Reichthum verachten, wo es Tugend erfodert, iſt edel, ihn aber ohne Noth wegwerfen, unbeſonnen. Wir müſſen dem Dinge nachdenken. Wie weit biſt du mit Julien?

Blank. Nicht um ein Haar weiter, als den erſten Tag, da ich ſie ſah — Allenfalls ſo weit, daß ich weiß, daß ſie mir nicht gram iſt.

Der Profeſſor. Gut, entdecke dich ihr ja noch nicht. Hinter einer Wolke iſt in einem Hauſe, wo itzt alles auf Betrug ausgeht, noch das beſte Spiel — und das Vergnügen, ſie zu überraſchen, iſt auch was werth. — Verzeih mir nur, lieber Wilhelm, daß ich dich dutze. Der Stempel der alten Liebe iſt meinem Herzen noch ſo tief eingedruckt — ich will dich ſchon wieder beBlanken und beSieen, wanns nöthig iſt . . . Ah! dein Bedienter —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Johann (im vollen Lauf.)

Johann. Luſtig, mein Herr! der alte Papa . . . iſt — ein alter (er wird den Profeſſor gewahr, und ſchlägt ſich aufs Maul.) Papa.

Blank. Narr! wenn er kein alter wäre, ſo wär er ein junger — was wollt Ihr?

Johann (ſieht den Profeſſor bedenklich an.) Verſetzt mirs doch auf einmal die Luftröhre — (Räuſpert ſich.)

Der Profeſſor. Ich ſehe wohl, ich falle ihm drauf — nun, ich will ihm Platz machen. (Er will gehen.)

Blank. Nein, mein lieber Oheim! Er wird freylich nicht vermuthen, daß ich mich Ihnen entdeckt habe. Wißt alſo . . .

Johann. Mein lieber Oheim? entdeckt habe? Ja nun — nun verſteh ichs freylich. »O mein lieber Oheim!« Wie wohl wird mir zu muthe, daß ich wenigſtens an Einem Orte frey ſchwatzen kann! Ich bin ein ehrlicher Schweitzer, Johann Peter Blunt, der die Leute gar zu gern bey ihrem wahren Namen kennt und nennt. Alſo haben wir doch wenigſtens einen Vetter wieder, wenn wir auch noch keinen Vater haben.

Der Profeſſor. Vielleicht findet Ihr auch den wieder!

Johann. Gut wär's! denn ich ſtehe auf Wartegelder, und möchte gern bald in meine ordentliche Penſion einrücken.

Blank. Vergeben Sie ſeiner Dreiſtigkeit! Er iſt ein ehrlicher Kerl, ſchon viel Jahre bey mir, und ohne ihn . . .

Johann. Ja, ohne mich – – wäre er immer noch der beſte Herr, und ich ohne ihn ein lüderlicher Schurke. Denn da ich ihm noch mit Geld dienen konnte, hatte ich mein Tage nichts; und itzt da ich nichts habe, bin ich ihm Goldeswerth.

Blank. Bleibt itzt mit euerm Witz zu Hauſe, und ſagt was Ihr bringt.

Johann. Wunderliche Dinge! In der größten Fieberhitze ſollte man ſich ſie nicht närriſcher träumen laſſen.

Der Profeſſor. Nun?

Johann. Herr Tobias Medard hat auf den Abend Ihre Verlobung mit Julien dem ganzen Hauſe angekündiget, und es iſt auf dem Hofe ein Gemetzel unter den Hühnern und Gänſen . . .

Der Profeſſor. Iſt mein Bruder närriſch? Er glaubt gewiß, wie er mir gedroht hat, mir dadurch einen rechten Poſſen zu ſpielen.

Blank. Ohne Julien und mich zu fragen? Sollte ſie . . .

Johann. Nu; das finde ich eben nicht närriſch? Julie und Sie ſchicken ſich ſo gut zuſammen, als Sie und ich: aber Sie und die Frau Schlauchin...

Blank. Was wollt Ihr damit? — Wollte der Himmel! ich und Frau Schlauchin wären ſo weit aus einander, als die beiden Pole.

Johann. Und gerade wünſcht ſie ſich Ihnen ſo nahe als — nennen Sie mir doch ſo Etwas, das einander recht nahe iſt. Hören Sie! das iſt eine Entdeckung, die einer mit der größten ſpaniſchen Brille auf der Naſe nicht machen ſollte. Kurz, die Frau Schlauchin iſt in Sie verliebt.

Der Profeſſor. Oho!

Blank. Wahrlich, ich glaube, Ihr ſeyd in der Fieberhitze, oder dem Einſperren nahe.

Johann. Das würde nicht hindern, daß es immer noch größere Narren in der Welt gäbe. Aber die Sache iſt wahr und kömmt von einer glaubwürdigen Perſon,

Blank. Von einer glaubwürdigen Perſon. — wie Ihr?

Johann. Ja wohl, wie ich: das heißt, von meiner guten Freundin, Jungfer Chriſtianchen, der Frau Schlauchin hochbetrautem Kammermädchen?

Der Profeſſor. Nun?

Johann. Als itzt der Poſaunenton Ihres Herrn Vaters von Ihrer Verlobung durchs Haus erſcholl, und er Chriſtianen dieſelbe auch vorläufig ankündigte, und um Zutritt bey ihrer gnädigen Damen durch dieſe bitten ließ; auch ſchon frohlockte, was das für eine herrliche Nachricht für ſie ſeyn würde: ſagte ſie auf die Seite zu mir: »Du wirſt mit deiner guten Zeitung ankommen, alter Geck!« Ich. »Wie ſo, mein Täubchen?« Sie. »Es war einmal ein alter Kapaun und ein junger rüſtiger Hahn, eine ältliche und eine junge Henne auf Einem Hofe: der erſtere geſellte ſich zu der erſtern: der lezte zu der letzten, wie es ſehr natürlich war. Die erſte hätte gern des erſtern ſeine Federn und ſein Fell gehabt: denn er war mit Speck überzogen: aber den lezten lieber zum Galan: denn der ſchöne rothe Kamm ſtach ihr ſo in die

Augen, daß ſie lieber das arme junge Hühnchen todt gebiſſen hätte, wenn das ſo geſchwind wäre geſchehen geweſen: indeſſen . . . Er iſt ein Kalbskopf, fuhr ſie fort, (ſie meynte mich,) wenn er ſich nicht auf Auslegung der Fabeln verſteht! — Nun, für was halten Sie mich denn? — Doch nicht für einen Kalbskopf?

Der Profeſſor. Vetter! wenn das wahr iſt — das iſt eine Nachricht —

Johann. »Wenn das wahr iſt!« o Herr Oheim! Sie ſind ein Gelehrter! Freylich iſt die Wahrheit keine Fabel, aber die Fabel, die ich erzählt habe, iſt ſo gut, als eine Wahrheit.

Blank. Und wenns wahr wäre, was folgt daraus?

Der Profeſſor. Daß du ein Thor wäreſt, Vetter, wenn du die Fabel nicht nützteſt.

Blank. Ich ſollte . . . doch es iſt auch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit!

Der Profeſſor. Und warum nicht? wahrſcheinlich! höchſt wahrſcheinlich! So viel du die Welt durchſtrichen biſt, kennſt du ſie doch nicht. Daß die

Frau Schlauchin meinen Bruder des Geldes wegen liebt, iſt doch wohl nicht unwahrſcheinlich?

Johann. Was wär auch ſonſt groß an ihm zu lieben?

Der Profeſſor. Und daß du ihr beſſer gefällſt? — auch wohl nicht ſehr unwahrſcheinlich? Eine alte Buhlſchweſter und ein junger Abentheurer — denn dafür ſieht ſie dich doch wohl an — der mehr auf die gute Küche und den Keller, als auf die Wirthin ſieht. —

Johann. Ja zumal, wenn ſie merkt, daß es bey uns in Küche und Keller ſo leer als in unſerm Beutel iſt.

Der Profeſſor. Mache einen Verſuch, ſchmeichle ihr — ſieh, was heraus kömmt!

Blank. Aber, was ſoll heraus kommen?

Der Profeſſor. Daß du vielleicht deinem Vater die Augen öffneſt.

Blank. Sollte ſie mir trauen?

Der Profeſſor. Mache es, daß ſie dir trauen kann. Sie iſt für ihre Jahre nicht häßlich: und vielleicht gar noch hübſch. Und wenn ſie auch noch ſo viel Selbſterkenntniß hätte, ſo iſt ſie ſchlau genug, zu wiſſen, daß ſich ſchon manche Wittwe von Vierzigen, einen jungen Lecker von Acht und zwanzigen erkauft hat.

Johann Und daß ſich mit Dukaten manches Zwickelchen in Augen und auf der Stirne verſtecken läßt.

Der Profeſſor. Sie hat gewiß ſchon brav eingehamſtert, und ich denke, ich denke: das Beſte verſpart ſie bis auf den lezten Druck.

Johann. Ja gewiß, Sie reden, wie ein Profeſſor! ich will ihr Mädchen kirren: vielleicht löſt ſie mir vollends die Fabel auf.

Blank. Es ſey! Aber — verlör ich Julien darüber?

Der Profeſſor. Die Sorge überlaß mir! — Ha; ich ſehe Chriſtianen — Kommen Sie, Herr Blank! — Bleib Er, Peter —

Johann. Ah! auch ungeheiſſen!

(Blank und der Profeſſor gehen ab. Blank macht Chriſtianen ein ſehr verbindlich Kompliment.)

Fünfter Auftritt.

Chriſtiane. Johann (murmelt in Bart und läuft ſehr verdrüßlich umher.)

Chriſtiane. Sehr artig!

Johann. Redt Sie von mir, Jungfer Chriſtianchen?

Chriſtiane. Ey, warum nicht gar? ich meynte ſeinen Herrn.

Johann. Und ich ſage — ſehr unartig!

Chriſtiane. So? meynt Er mich?

Johann. Ey, warum nicht gar? ich redte vom Herrn Profeſſor?

Chriſtiane. Wie ſo denn?

Johann. Ah, die gelehrten Ygel, wo man ſie angreift, fährt ein Stachel heraus. Ich und mein Herr . . .

Chriſtiane. O! ich dächte, es hieß: mein Herr und ich —

Johann. Wenn wir von hinten an zu zählen fangen, heißts allezeit, ich und mein Herr — Ich und mein Herr, wir wollten ihm beweiſen, daß mein Herr und Mamſel Julien ſich ſo gut für einander ſchicken, als ich und Chriſtianchen, und er hätte uns lieber beweiſen, daß ich ſo gut, als mein Herr ein Taugenichts wäre.

Chriſtiane. O gewiß hat der Herr Profeſſor zu gelehrt für Ihn geredt, daß Er ihn nicht verſtanden, weil Er ſeinen Herrn in die Klaſſe verſetzt, wo Er allein hingehören mag.

Johann. Wie der Herr, ſo der Knecht. Kurz und gut, wir ſollen Julien nicht kriegen und wenn ſich Herr Tobias Medard mit ſammt der Frau Schlauchin auf den Kopf ſtellten.

Chriſtiane. Haha. Frau Schlauchin weiß beſſer, wo der Kopf hingehöret: aber . . .

Johann. Ja, aber — aber, wenn mir mein Herr folgt . . .

Chriſtiane. Nun?

Johann. So trüg ich meine Liebe auf einen Gegenſtand über, der ſie beſſer zu belohnen wüßte.

Chriſtiane. Ha, vermuthlich auf die Frau Schlauchin? — So würde ſein Herr wirklich mit

Ihm in eine Klaſſe gehören, er würde ein Narr oder ein Betrüger ſeyn.

Johann. Ich habe zu viel Ehrerbietung fürs ſchöne Geſchlecht, als daß ich einen Widerſpruch wagen ſollte: indeſſen der Wiederſtand von allen Seiten? — Hör Sie nur, Jungfer Chriſtianchen! Sie redte vorhin mit mir von einer Fabel. Wenn ich Ihr nun wieder eine erzählte?

Chriſtiane. Laß Er hören!

Johann. Es war einmal ein Fiſchreiher, der gieng auf eine Forelle aus, er ſpazierte lang umher, und ſperrte ſeinen Langſchnabel darnach auf...

Chriſtiane. Ja ja, und auf die letzt war er froh, daß er nur einen Froſch erhaſchen konnte? ich verſtehs wohl, Monſieur Johann. Ich muß Ihm aber ſagen, meine Fabel war klüger. Bey ſeiner alten abgedroſchenen denke ich mir nichts, als daß Ihr ein paar arme Schlucker ſeyd, die nur Etwas für den Magen und nicht auch für den Kragen haben wollen. Iſt euchs bloß darum zu thun, ſo könnt Ihr den Froſch haben; da habe ich aber nichts dabey zu thun.

Johann. Ah, Sie fürchtet gewiß, daß uns dabey etwa Uebelkeiten ankommen möchten? Alſo wieder auf Ihre vorige Fabel zu kommen . . .

Chriſtiane. Hört nur, Ihr Herren! Ohne Fabel! Ich ſehe, es werden hier Anſchläge wider uns gemacht. Seyd Ihr aufrichtig; gut für euch! wo nicht: ſo ſollt Ihr geprellt werden, daß Ihr an mich denkt.

Johann. Aufrichtig, ganz aufrichtig! ... doch ich weiß nicht, um meine Aufrichtigkeit recht ins Geſchicke zu bringen, an welchem Ende ich anfangen ſoll. Alſo . . .

Chriſtiane. Daß heißt, er iſt Inquiſiten mäßig behandelt zu werden gewohnt, und muß Artikelweiſe gefragt werden, wenn er ins Geſchicke ſoll gebracht werden.

Johann. Wo hat Sie denn das Inquiſitenmäßige Fragen gelernt, Jungfer Chriſtiane? Nu, nur her!

Chriſtiane. Wer ſeyd Ihr? Seyd Ihr die, für die Ihr euch ausgebt oder nicht?

Johann. Wir ſinds, und ſinds auch nicht.

Chriſtiane. Seyd Ihr arm oder reich?

Johann. Arm und reich, wie es Zeit und Umſtände fügen.

Chriſtiane. Sucht Ihr Schönheit oder Geld?

Johann. Beides.

Chriſtiane. Alſo Mamſel Julien und Frau Schlauchin zugleich?

Johann. Wenns möglich wär, die eine und die andere! Doch ſo, daß wir die lezte wieder abgeben könnten.

Chriſtiane. O! Er iſt ein Schelm in der Haut und ſein Herr . . .

Johann. Nicht zu haſtig, nicht zu haſtig! Alles, was ich geſagt habe, iſt wahr: nur gehören Erläuterungen dazu, die ich Ihr in ihrer oder meiner Kammer geben kann, und — das Geheimniß iſt ſo wichtig — ſo wichtig, daß ich gern auch erſt Proben von Ihrer Aufrichtigkeit haben möchte.

Chriſtiane. Monſieur Johann! Ich hätte große Luſt Ihm und ſeinem Herrn einen Streich zu ſpielen, wenn ich nicht Julien liebte. Habt Ihr die in Willens zu betrügen, ſo ſage ich euch . . .

Johann. Und ich ſage Ihr, als der ehrlichſte Kerl auf dem Erdboden, daß wir bloß Willens ſind Julien glücklich zu machen, daß mein Herr es im Stande iſt, wenn es den ordentlichen Lauf der Natur geht, und daß wir Frau Schlauchin bloß zum Spaße heurathen möchten, um den alten Graubart von ihr los zu machen.

Chriſtiane. Gut, daß heiße ich endlich geredt! Die zu betrügen, bin ich dabey. Sie iſt ein Geſchöpf das ich haſſe: nichts beſſers als ich, weil ſie eine Magd iſt, und nichts weiter.

Johann. O pfuy, Jungfer Chriſtiane, ſich mit ihr zu vergleichen!

Chriſtiane. Er hat Recht. Ich ein ehrliches Mädchen, und ſie — weiß Er, wer ſie iſt? Ihr Vater war ein Lohnbedienter: dann wurde ſie Kindermädchen bey einem Schneider, darnach junge Magd auf einem Caffeehauſe, darnach Frau von einem Spieler, mit dem ſie in Amazonenhabit auf den Meſſen herum zog, dann Maitreſſe bey einem jungen Rathsherrn, dann Ausgeberin bey einem alten Doktor Medicinä, dann Subſtitutin bey der kranken Frau eines ehebrecheriſchen Kaufmanns, dann Haushälterin bey einem verſoffenen Dorfjunker, der ſeine Haſenjunker mit ihr traktirte, wann er ſelbſt auf keinem Beine mehr ſtehen konnte: dieſer hat ſie endlich dem alten Herrn Medard vermacht, wo ſie Königin, Befehlshaberin, und der Henker gar iſt —

Johann. Amen. Sie muß ihr die Leichenrede halten, wann wir ſie einmal begraben — die Verdienſte habe ich an ihr nicht einmal alle gekannt: das heißt recht von unten auf dienen, und ſo ein Lobredner, wie ſie iſt, darzu! — Ha!

Chriſtiane. Ich rede von niemanden Böſes: aber das verdrießt mich, daß ich mir von einer Magd ſoll befehlen laſſen —

Johann. Ja, ja, über die Ehre geht nichts — doch — mich däucht, ich höre Jemanden in der Nähe — .

Chriſtiane. Wer weiß, iſts nicht meine gnädige Dame — Adieu, Monſieur Johann!

Johann. Es bleibt bey der Abrede?

Chriſtiane. Ah, meine Naſe wird mich ſchon zu recht führen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Julie. Blank.

Julie. Alſo glauben Sie, Herr Blank, daß Sie mir meine Einwilligung durch Herrn Medards Befehl abzwingen wollen? —

Blank. Wie ſoll ich das verſtehen, meine liebſte Julie? —

Julie. Sagt mir mein Vormund nicht, Sie drängen darauf, daß unſere Verlobung noch dieſen Abend vor ſich gehen möchte, und Sie — Wer kann ihm ſonſt den Gedanken eingeben?

Blank. Wer? Ich dächte, hier wohl Niemand, als er ſelbſt, oder vielmehr die, deren Sprachrohr er iſt.

Julie. Und Sie haben auch nichts davon genußt?

Blank. Gewußt freylich, weil er es geſagt; indem ich ihn in Zank mit ſeinem Bruder überfiel, und er im Sturm davon flog, ohne meine Antwort abzuwarten.

Julie. So hätten Sie ihn zurück halten, ihm die Antwort aufdringen ſollen!

Blank. Ach Julie! was für eine? Daß ich das was er mir anbot, was meine zärtlichſten Wünſche überſteigt, von mir ſtieß?

Julie. Nein; daß Sie erſt Ihres Vaters Einwilligung erwarten, und dann erſt mich fragen wollten, ob auch meine Empfindungen, meine Entſchlieſſungen mit den Ihrigen übereinſtimmten?

Blank. Und wann ich die erſtere hätte, was für Entſchließungen kann ich erwarten?

Julie. Das werden Sie mir und der Zeit überlaſſen.

Blank. Und alsdann würde ſich Ihr Herz wider mich erklären?

Julie. Und warum nicht für Sie?

Blank. Weil Sie die Einwilligung meines Vaters nicht zur Bedingung der Ihrigen machen.

Julie. Sie ſind ungerecht, Blank! Kann ich ſie zur Bedingung machen, ohne zu ſagen, daß ich Sie liebe?

Blank. Himmel! alſo lieben Sie mich, Julie?

Julie. Niemand, als Sie kann ſolche Auslegungen machen, wer ſagt Ihnen denn ...

Blank. Und warum ſoll ich nicht diejenige Auslegung machen, die meinen Wünſchen am meiſten ſchmeichelt? — Alſo haſſen Sie mich?

Julie. Sehen Sie, Blank, Sie ſind mir unausſtehlich! —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Medard.

Medard. Unausſtehlich! Wer? Sie Julien? Hahaha; erſt näckt ſichs, zäckt ſichs, bittet, bettelt, läuft einander nach, heckt einander auf! und nun — nun es zum Treffen kommt ... (Er ſpottet ihr nach) Blank! Sie ſind mir unausſtehlich. Was hats denn?

Julie. Was? — was ich Ihnen hundertmal geſagt habe … reden Sie doch, Herr Blank! —

Medard. Reden Sie, oder ſchweigen Sie, Monſieur Blank: — Entweder heute die Verlobung oder niemals!

Julie. Aber, Herr Vormund …

Medard. Aber, Jungfer Mündel — Alle Briefe von Genf und Baſel ſagen mir, daß mein Galgenvogel von Sohne weg iſt, dort brave Bäre angebunden, und mir vielleicht über den Hals kommen wird, eh ich michs verſehe?

Julie. Ihr Sohn?

Blank (ein wenig unruhig.) Haben Sie dort einen Sohn?

Medard. Ja wohl, das Früchtchen!

Blank. Und haben mir nie Etwas von ihm geſagt?

Medard. Ey, ich wollte, daß ich nie Etwas von ihm ſagen dürfte! Kennen Sie den Zeiſig?

Blank (thut als ob er ſich beſinne.) Es iſt mir ſo — wie im Traume — ja; aber ſo viel ich mich beſinne — war der, der Ihren Namen führte, ein guter junger Menſch —

Medard. Der aufs Vaters Rechnung Schulden macht?

Julie. Vielleicht iſt er gezwungen geweſen: denn nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Vormund...

Medard. Gezwungen, Herr Advokate? heh? — Konnte er nicht in Condition gehen, ſein Brod verdienen und — und — nimmermehr wieder kommen?

Julie. Das wünſchten Sie? — Sonſt waren Sie ja ſo ſtolz auf ihn.

Medard. Weil er mich kein Geld koſtete — weil er ſeitdem liderlich geworden; weil — weil — weil ich mich verheurathen will —

Blank. Sollte er Ihnen darinne zuwider ſeyn?

Medard. Zuwider ſeyn? Ein ſchöner Spektakel! Nicht wahr, darnach will er auch eine Frau haben, will Geld haben, ſie zu ernähren? zankt ſich mit mir? ſeine Frau mit meiner Frau?

Julie. Aber, Herr Medard! Sie wollen mich mit Herrn Blank verloben: geſetzt, ſein Vater dächte ſo wie Sie?

Medard. Drum ſollt Ihr darzu thun, ehe er was davon weiß, ſo wie ich dazu thun will, eh mir der Range angeſtochen kommt? Doch, er komme nur! —

Julie. Und verſchlöſſe dann Herrn Blanks Vater ſein Haus und ſein Herz auch vor uns, wie Sie?

Medard. Ah, er wird nicht ſo ein Eſel ſeyn?

Blank. Nein, nein, Julie; er wird vielmehr der beſte, der gütigſte Vater ſeyn, er wird ſeinem Sohne vergeben, wird Sie und ihn mit offnem Arm aufnehmen ...

Medard (ſieht Frau Schlauchin kommen.) Er wird, er wird, er wird — fort fort hinein! (Er ſchiebt ſie zum Theater hinein.) die Frau Schlauchin —

Dritter Auftritt.

Medard. Frau Schlauchin.

Medard. Nun? warum bin ich denn nicht vorgelaſſen worden, mein Püppchen?

Frau Schlauchin. Weil es mir nicht gelegen war, weil — ich den Kopf voll hatte, weil — ich noch nicht angezogen war.

Medard. Nicht angezogen? Hahahaha, nicht angezogen?

Frau Schlauchin. Nicht angezogen, ja; was ſoll das alberne Gelächter? — Kurz und gut! Ich wollte Niemanden ſehen.

Medard. Niemanden? Mich nicht? mich!

Frau Schlauchin. Sie, Sie, Sie.

Medard. Kathrinchen, Kathrinchen! es ſteckt Ihr was im Köpfchen! Doch heraus damit — ſpitz die Ohren, Kathrinchen!

Frau Schlauchin. Die Ohren ſpitzen? pfui, über den Ausdruck! — Nun? worüber denn?

Medard. Ueber meine Nachricht! — Blank und Julie...

Frau Schlauchin. Nu, Blank und Julie —

Medard. Sollen heute verlobt werden . . . Nun lache, was du lachen kannſt, Weibchen!

Frau Schlauchin. Ueber Sie oder wen oder was?

Medard. Ich ſage dir, heute, heut Abends!

Frau Schlauchin. Und warum denn heute?

Medard (ein wenig verdrüßlich.) Weil heute beſſer als morgen iſt: weil ich meinem Bruder einen Poſſen ſpielen will, daß er mir nicht einen ſpielt und an Blanks Vater ſchreibt! —

Frau Schlauchin. So mag er ſchreiben. Iſts denn was Unrechts, daß man einem Vater ſchreibt, wann ſein Sohn einen dummen Streich machen will?

Medard. Zum Henker, Frau Schlauchin! weiß Sie, daß Sie mich rappelköpfiſch macht? Erſt hätte Sie lieber geſehen, daß ich die jungen Leute den erſten Abend, da ſie einander ſahen, mit einander verkuppelt hätte; da war mein Bruder ein Eſel, daß er ſauer darzu ſah, ich ein Ochſe, daß ich nicht genug ſchob und ſchürte, und die ganze Familie Maulaffen, weil ſie nicht alle wollten, wie Frau Schlauchin wollte. — Jezt da ich dem Dinge ein Ende machen, Julie aus dem Hauſe ſchaffen und Sie verheurathen will, izt thäts Noth, ich ſtieß alles über den Haufen und blies allen Kaphähnen, die ich für den Abend abſchlachten laſſen, das Leben wieder ein.

Frau Schlauchin (Fällt ihm um den Hals.) Ach mein Täubchen! ums Himmels willen! ſey nicht böſe:

ich habe die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen — ach und da — da —

Medard. Ey was, wer hats Ihr' gewehrt?

Frau Schlauchin. Nun nun, mein Engel! Sie ſind doch die einzige Urſache? Wenn ich an Sie denke, ſo vergeht mir Schlaf und alles: ach! und da — da thut mir nun der Kopf ſo weh! ſo weh! (Sie nimmt ſeine Hand und legt ſie an ihre Schläfe.) fühlen Sie nur, wie es hier ſticht!

Medard (ängſtlich.) Sticht? wirklich?

Frau Schlauchin. Ja wohl! — Aber, du biſt doch nicht mehr böſe, Goldmännchen? der verdammte Kopfſchmerz!

Medard. Und der kleine Eigenſinn, Schlange! nicht wahr? — Sie iſts aber alſo doch zufrieden?

Frau Schlauchin. Zufrieden? ſo lange Sie mir nicht vergeben haben?

Medard. Wer kann dir widerſtehen, kleine Heuchlerin! —

Frau Schlauchin (fällt ihm wieder um den Hals.) Erdrücken möchte ich dich vor Liebe, beſtes Herz! So ein Mann muß doch nicht mehr auf dem Erdboden ſeyn: die Hand her!

Medard. Hahaha, der kleine Dieb! wahrhaftig, er muß mich bezaubert haben — nun ſo bleibts dabey, daß noch heute Verlöbniß wird?

Frau Schlauchin. Ja Kind; — aber nicht doch heute! —

Medard. Und warum denn nicht heute?

Frau Schlauchin. Ach! Sie nehmen es übel!

Medard. Freylich wohl; wenn du nicht willſt, wie ich will?

Frau Schlauchin. Ach! nichts als Ehrfurcht, nichts, als Gehorſam will ich ſeyn, bin ich nur einmal Ihre Frau.

Medard. Nun, was denn itzt? du ſollſts ja werden!

Frau Schlauchin. Sie wollen alſo heute unſere Heurath erklären und unſere Verlobung feyern?

Medard. Freylich: denn, merkſt du nicht? heute gehts einmal auf Blanks und Juliens Koſten; ſo iſts Ein Aufwaſchen.

Frau Schlauchin. Gar recht, gar recht, mein Herz. Aber ſehn Sie nur! Ich möchte Ihnen gern Ehre machen, wann ich an Ihrer grünen Seite ſitze.

Medard. Das verſteht ſich! Aufgeputzt, friſirt, um Hals da von beiden Seiten ein paar ſchöne große braune Haarlocken!

Frau Schlauchin. Und um den Hals, wie eine nackte Ziege? o pfuy! und Julie — nicht wahr? ſie hat einen herrlichen Schmuck, eine brilliantene große Halsſchleiſe, große demantene Ohrenglocken?

Medard. Und Sie die großen koſtbaren Perlen, die einmal bey mir verſetzt und nicht wieder eingelöſet werden?

Frau Schlauchin. Die Jedermann für Glasperlen hält? Perlen! altväteriſch, wie eine Matrone von ſiebzig Jahren, die mit ihrem alten Krüpel ihre fünfzigjährige Ehejubel feyert! O pfuy doch, beſtes Männchen!

Medard. Oder das mit Rubinen und Smaragden beſetzte Halsband von meiner ſeligen Frau?

Frau Schlauchin Unfehlbar von einer Judenfrau; der Sie es einmal abgeſchachert haben. Kein Häſcherweib trägt mehr ſo Etwas — Kind! du ſcherzeſt.

Medard. Und das demantene Kreuz zum Angebinde? es koſtet mich, ſo wahr ich hier ſtehe …

Frau Schlauchin. Demanten? — Kieſelſteine — Jezt trägt man Brillianten! und ich ſage Ihnen . . . doch ich ſehe ſchon — (in einem weinerlichen Tone) was ich zu erwarten habe — — es dauert Sie alles, was Sie mir gegeben haben. — Gut, Sie ſollen es wieder haben! ich will geben, und wenn mir das Herz brechen ſollte. (Thut, als ob ſie weinte.) Ah! Ah!

Medard. Betrübe mich nicht ſo ſehr, mein Herz! — was — was willſt du?

Frau Schlauchin. Was? Nichts. — Meine Ehre iſt Ihre Ehre — Ihre Braut ſoll keinen Schmuck haben und Julie —

Medard. Je nun — Julie … es fällt mir was ein — Julie iſt ein gutes Kind — ſo wenig eitel —

Frau Schlauchin. Sagen Sie das mir zum Angehör?

Medard. Wunderlich, wunderlich! mein Käzchen — ich wollte nur ſagen, daß ſie ihn ſeit ihrer ſeligen Mutter Tod nicht getragen hat: vielleicht läßt ſie ſich ihn um ein leicht Geld abſchwatzen. Würdeſt du denn damit zufrieden ſeyn, mein Kind?

Frau Schlauchin (fällt ihm wieder um den Hals.) Engel! — Alles, alles laß ich mir gefallen. Ich thue es nicht aus Eitelkeit, mein liebes Herz: aber eine Frau iſt einmal der Schmuck und die Krone ihres Mannes — und — aus Liebe für Sie, für Sie allein — um Ihnen Ehre zu machen, wünſche ich auch anſtändig zu erſcheinen —

Medard. O ich weiß es, mein Täubchen — aus bloßer Liebe für mich. Was für eine Liebe, bloß ihrem Manne zu Ehren geputzt zu erſcheinen!

Frau Schlauchin. Es gehört ja alles, was ich nur habe, Ihnen ohnedieß zu? —

Medard. Loſer Vogel, ich werde es bald ſehen — Nu, ich will gleich Anſtalt machen. Adieu mein Engel! — (er ſieht ſich noch einmal nach ihr um.) das kleine närriſche Thier!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Frau Schlauchin (allein.)

Geh nur, alter Narr! du ſollſt mir meine Liebkoſungen theuer bezahlen! und Blank — verſtehſt du deinen Vortheil, biſt du ein bloßer Glücksjäger, wie ich beynahe vermuthe — wohl dir!

Fünfter Auftritt.

Frau Schlauchin. Chriſtiane.

Frau Schlauchin. Nun, wie ſtehn meine Sachen?

Chriſtiane. Vortreflich! Blanks Bedienter iſt gewonnen — er iſt ſterblich in mich verliebt —

Frau Schlauchin. In dich?

Chriſtiane. Ja ja, in mich!

Frau Schlauchin. Ein gutes Zeichen, wenns wahr iſt.

Chriſtiane. Wenns wahr iſt? das heißt du biſt auch das Mädchen darnach, daß man ſich in dich verlieben kann.

Frau Schlauchin. Nein, nicht ſo. Ich dachte nicht dran, daß du keine Nebenbuhlerin zu fürchten haſt.

Chriſtiane. Wiſſen Sie das? Freylich keine ſo ſchöne als Julie! dann würde ichs aber auch nicht wagen, Anſprüche auf ihren Liebhaber zu machen.

Frau Schlauchin. Ha; eine Satyre auf mich! paßt aber nicht zu deinem „Vortreflich“ auf die Frage: wie meine Sachen ſtänden?

Chriſtiane. Aber auf Ihre Verwunderung, daß ich auch einen Liebhaber haben könne. Warum machen Sie meine Sache zu der Ihrigen?

Frau Schlauchin. Das heißt alſo ſo viel, daß ich bey einer Nebenbuhlerin, wie Julie iſt, nichts zu hoffen habe? Ey ja doch, vortreflich! meine Sache ſteht alſo vortreflich!

Chriſtiane. Nicht vortreflich, ſobald Sie mich böſe machen. Denn Frau Schlauchin, ein Jedes hat ſein Intereſſe: und ich das meinige, wie meinen Stolz.

Frau Schlauchin. Das ſehe ich; und darum, ſey immer wieder gut, Chriſtiane; ich will dirs abbitten, wenn meine Sache dadurch ein ander Anſehen gewinnen kann. Es heißt alſo, daß Blank in Julien ſo verliebt iſt —

Chriſtiane. Nein, nicht ſo verliebt iſt, will ich ſagen, daß man ſein Herz, das freylich gerade Weges auf Julien geht, nicht durch kleine, oder beſſer geſagt, große Vortheile von der Hauptſtraße abziehen könnte.

Frau Schlauchin. O wäre das möglich, beſte Chriſtiane! — Das weiß ich, daß ich den Mangel der Annehmlichkeiten meiner Jugend durch andere vergüten muß. Es kömmt alſo bloß hier darauf an, ob die Vergütungen, die ich leiſten kann, jenem Verluſte die Wage halten; ob dem hungrigen Pilger mehr an einer derben, aber dauerhaften Koſt, als an einigen vorübergehenden Leckerbiſschen gelegen iſt.

Chriſtiane. Und gerade das, glaube ich. Johann wollte mich ausforſchen: ich ihn, und das führte uns zu Vertraulichkeiten . . .

Frau Schlauchin. Himmel! rede mein Kind! rede! ich bin außer mir!

Chriſtiane. Er kam erſt von weitem: wie ſein Herr bey Madam angeſchrieben ſtünde?

Frau Schlauchin. Ja, vielleicht ſeine Heurath mit Julien zu befördern?

Chriſtiane. Haben Sie es daran fehlen laſſen? — Ob Sie Herrn Medarden aus wahrer Neigung oder aus Eigennutz zu einer Heurath zu bereden ſuchten?

Frau Schlauchin. Und das kann Er ſich nicht ſelbſt beantworten?

Chriſtiane. Freylich; aber es waren auch Fragen, wie man fragt, um was anders heraus zu fragen. — Ob Ihre Heurath nicht aufzuhalten wäre?

Frau Schlauchin. Und deine Antworten?

Chriſtiane. So, wie Sie ſie an meiner Statt in Ihre Seele geben würden? Meine Fragen, gerade wie ſeine, und ſeine Antworten wie die meinigen. Kurz, nun die Vertraulichkeiten —

Frau Schlauchin. Und die? Ach meine liebe Chriſtiane, du biſt recht nach meinem Herzen, ich ſehe, daß ich mich auf dich verlaſſen kann: du haſt meinen ganzen Anſchlag weg! ſey mir behülflich, und es ſoll dich nicht gereuen.

Chriſtiane. Gewiß? Dann Hoffnung und Triumph Ihnen . . .

Frau Schlauchin. Hoffnung und Triumph? Siehſt du, Chriſtiane; ſind deine Vertraulichkeiten meinen Wünſchen gemäß . . .

Chriſtiane. Gemäß oder nicht gemäß: ich muß vorher ſicher ſeyn.

Frau Schlauchin. Wodurch? durch Belohnungen? Du ſollſt ſie haben. Durch gleiche Vertraulichkeiten? Auch das. Wiſſe alſo, daß ich Blanken raſend liebe, daß, wenn er mich heurathen und in den Plan eingehen will, den ich gefaßt habe, ich ihn in den Beſitz, eines anſehnlichen Stück Geldes, das ſchon itzt mein iſt und noch vor Morgen des Tages mein ſeyn ſoll, ſetzen will? daß . . . Doch du weißt ſchon genug. Du ſiehſt, ich gebe mich in deine Hand, du kannſt mich verrathen, und wirſt du es? wehe dir! denn glaube gewiß, daß ich mir allezeit einen Ausweg offen laſſen, und mich aufs grauſamſte rächen werde: biſt du mir aber treu, ſo rechne auf eine Vergeltung, die alle deine Erwartung übertreffen ſoll.

Chriſtiane. Gut, Vertraulichkeit um Vertrau lichkeit! Wiſſen Sie alſo, daß Blank — zwar der iſt, für den er ſich ausgiebt, aber ſein Geld verlockert hat, daß er ſeinen Vater nicht wieder unter die Augen kommen darf, daß er bey Julien auf ihre paar tauſend Thaler rechnet, durch die er ſich irgendwo in einem Winkel ein kleines Etabliſſement zu verſchaffen denkt; daß er ſeit er hier iſt, auf Kredit lebt und wo nicht ſein Herz, (denn wer kann ins Herz ſehen?) doch gewiß ſeine Hand an die Meiſtbietenden verkauft, kurz itzt mehr nach Geld, als nach Schönheit hungert.

Frau Schlauchin. Mein Mann! — — (ſie ſieht Blanken von weitem.) Ha, er ſelbſt! Noch darf ich nicht mit ihm reden! ich bin zu ſehr in Bewegung! und hier iſt Vorſicht vonnöthen. Bleib, ſieh, horche, prüfe! — aber ſchweig, wenn er nicht redt. — Hier haſt du was für ſeinen Bedienten! — (Sie giebt ihm und geht ſchleunig ab. Im Hinausgehen.) Gieb mir bald bald Antwort! die Sache erfodert Ueberlegung und Schnelligkeit.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Chriſtiane. Blank.

Blank. Und Frau Schlauchin eilt fort, da ſie mich ſieht?

Chriſtiane. Ja freylich; Sie ſind ein gefährlicher Mann, Herr Blank.

Blank. Ich verſtehe Sie nicht, Chriſtianchen.

Chriſtiane. Nicht? Ich aber Sie. Vermuthlich ſuchten Sie Madam?

Blank. Ich dächte, kaum.

Chriſtiane. Und ich dachte doch. Sonſt flohen Sie, wann Sie ſie von fern erblickten, und itzt, da ſie vor Ihnen läuft, wundern Sie ſich?

Blank. Die Geſinnungen ändern ſich bey jungen Leuten.

Chriſtiane. Ja, ſo wie die Abſichten bey alternden Coquetten.

Blank (ſieht ſie bedenklich an.) Chriſtianchen?

Chriſtiane. Nun, Herr Blank?

Blank. Vermied mich Ihre Frau mit Fleiß, oder ſah ſie mich nicht?

Chriſtiane. Mit vier Augen hätten wir Sie nicht ſehen ſollen?

Blank. Alſo mit Fleiß?

Chriſtiane. Ein Haſe läuft vor dem Jäger, damit er nicht ſeine Beute werde.

Blank. Alſo mag mein Johann wohl nicht recht gehört haben, oder nicht recht ſeyn berichtet worden.

Chriſtiane. Warum? vielleicht iſt hier ein anderer Fall. Vielleicht möchte man auch gern erſt verſichert ſeyn, ob es des Jägers Ernſt ſeyn mag, uns auf das Korn zu faſſen.

Blank. Sie ſoll ein gutes Mädchen ſeyn, Chriſtianchen.

Chriſtiane. Sie ſoll? die Leute können ſich betrügen.

Blank. Sie iſt, wollte ich ſagen. Hat Sie mir nichts von Ihrer Frau zu erzählen?

Chriſtiane. Nennen Sie ſie lieber Frau Schlauchin, als *meine* Frau: denn ſo lange ſie nicht die Ihrige werden wird — verſteht ſich Frau im eigentlichen Verſtande, wie man ſagt Mann und Frau, — ſo ſoll ſie auch nicht meine Frau heißen.

Blank. Nun alſo von Frau Schlauchin?

Chriſtiane. Wenn es nicht wider die Gewohnheit wäre, bey einer Mannsperſon auf die Freyte zu gehn, ſo ſollte ich wahrhaftig glauben, Sie hielten mich für einen Freywerber?

Blank. Nein, aber vielleicht für eine Mittelsperſon.

Chriſtiane. Oder mit dem wahren Namen für eine ehrbare Kupplerin? nur vollends heraus!

Blank. Ah, Ihr Wort in Ehren, die ältlichen Damen ſind zu klug, als daß ſie verwelkte Reize durch aufblühende an Mann zubringen ſuchen?

Chriſtiane. In der That, Herr Blank, Sie verſtehen die Kunſt, auch ohne Beſtechung einem Luſt zu machen, Ihnen zu dienen. Gut, ſo will ich denn keine Kupplerin, ſondern eine Mittelsperſon ſeyn, verlegnes Guth, aber mit großem Vortheil an Sie zu verkaufen.

Blank. Doch aber nicht unter der Bedingung, daß ich die Waare behalten muß?

Chriſtiane. Das hängt von Ihnen ab?

Blank. Und was iſt der Preis?

Chriſtiane. Eine Mandel, ein Schock, mehr oder weniger Schmeicheleyen, ein halb Schock Verläumdungen, ein paar Dutzend Unwahrheiten, eben ſo viel Unverſchämtheiten ...

Blank. Theuer, theuer! meine liebe Chriſtiane.

Chriſtiane. Für einen jungen Herrn, der auf Reiſen geweſen iſt? Ah, ſollten die wohl in Betrachtung gegen den Aufwand kommen, den ſie auf jenen gemacht haben? Da möchte ich einmal die Summe in Ihrem Reiſejournal ſehen! Und hier ſoviel klarer Profit, den Sie davon einärnten.

Blank. Wenn der ſo klar iſt? — Gut, was ſoll ich thun?

Chriſtiane. Alles glauben, alles eingehen, was Ihnen die Frau Schlankin vorhalten wird; ihr auf Koſten Julchens ſchmeicheln, hier Liebe verleugnen, dort Liebe vorgeben, ſich in den Beſitz ihrer Reize ...

Blank. Halt! zu theuer!

Chriſtiane. Nicht zu theuer! Ich meyne in den

Beſitz der Reize ihrer alten Thaler ſetzen, damit in die weite Welt gehen . . .

Blank. Nein, gute Chriſtiane, das iſt nicht meine Rechnung: ſie in die weite Welt ſchicken und hier bleiben, das möchte ich.

Chriſtiane. Alſo misgönnen Sie ſie ihrem alten Kröpel?

Blank. Der alte Kröpel iſt mir doch nicht ganz gleichgültig. Er hat einen Sohn, den ich auf Reiſen gekannt, der mein Freund iſt: ich könnte dem hier nebenbey einen Dienſt leiſten, und ihn von einer künftigen Schwiegermutter befreyen.

Chriſtiane. Je nun, wohl gut, ſo ſuchen Sie ihr die Maske abzuziehen, und . . .

Blank. Und Sie wird mir beyſtehen, wenn etwa mein Herz ſich gegen meinen Verſtand empören will?

Chriſtiane. Das verſteht ſich, und — die Liebe iſt ja blind. Vor allen Dingen muß ich Ihnen zu einer geheimen Unterredung mit meiner Frau verhelfen — denn man hungert darnach: und die Zeit iſt kurz. — Weiß der Profeſſor Etwas von Ihrer Abſicht? das iſt ſo ein ſtiller Aufpaſſer, der viel bey unſerm Handel verderben kann.

Blank. Aber ein redlicher Mann.

Chriſtiane. Nur zu redlich für unſere Schelmereyen! Ihn fürchte ich mehr als alles.

Blank. Sey Sie ruhig! Er ſogar begünſtiget unſer Unternehmen. — Ich eile ihm Nachricht zu geben, und bey meinem Bedienten kann Sie allezeit welche von mir haben. Adieu, liebſte Chriſtiane! Ihre Freundſchaft wird mir unvergeßlich bleiben.

Chriſtiane. Unvergeßlich — Merken Sie ſich das!

(Gehen ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Julie. Herr Medard.

Julie. Sie haben mich rufen laſſen, Herr Medard?

Medard. Ah, ich habe ein Anliegen und ich weiß, daß Sie ein gutes Kind iſt —

Julie. Nur nicht, wenn es das vorige Kapitel betrifft!

Medard. Darüber denke ich, wollen wir auch noch einig werden.

Julie. Nichts, Herr Medard; und da kann ich gleich wieder abtreten.

Medard. Je nein doch.

Julie. Was ſonſt?

Medard. Sie hat einen hübſchen Demantſchmuck von Ihrer ſeligen Mutter —

Julie (bey Seite.) Ach! ſollte er's erfahren haben!

Medard. Er iſt zwar an innern Werth von keiner großen Bedeutung.

Julie. Man hat ihn doch allezeit ſehr gelobet.

Medard. Ja ja, Leute, die es nicht verſtehen: er fällt ganz hübſch in die Augen, und deswegen möchte ihn gerne haben.

Julie. Meinen Schmuck?

Medard. Verſteht ſich, nicht umſonſt!

Julie. Aber, wozu? für wen?

Medard. Nicht für mich, das begreift Sie wohl! ſondern für eine Perſon, die — die ihn gern haben möchte.

Julie. Und ich bin die, Herr Medard, die ihn gern behalten möchte.

Medard. Wozu, Töchterchen, wozu?

Julie. Wozu? wozu ihn Ihre Perſon haben will; wozu man einen Schmuck hat.

Medard. Aber für eine Waiſe — die nicht mehr hat, wie Sie? nein, da ſag ich ihr, da ſchickt ſichs nicht dergleichen zu tragen.

Julie. Aber doch ihn zu behalten, weil ſie eben nicht mehr hat?

Medard. Wunderlich, Julie! ein todtes Kapital! fünf pro Cent jährlich Intereſſe ſind auch zu brauchen.

Julie. Wuchern mag ich nicht, und zum Nothpfennig iſt es gut.

Medard. Den ſoll Sie ja haben — in Dukaten! Habe ich mein Tage gehöret, daß man einen Demantſchmuck einen Nothpfennig heißt!

Julie. Iſts kein Geld, ſo iſts Geldeswerth und kurz und gut; es iſt das einzige Andenken von meiner ſeligen Mutter und mir darum doppelt werth.

Medard. Weibergrillen! Andenken, Andenken; Sie trägt ihn ja nicht einmal?

Julie. Will ich ihn deswegen niemals tragen?

Medard. Julchen! mein beſtes Julchen! meine liebe Mündel! — Sieht Sie, die Frau Schlauchin ſetzt ſich wahrlich ohne Schmuck nicht mit zu Tiſche.

Julie. Alſo für die Frau Schlauchin? für Ihre Haushalterin? —

Medard. Ums Himmelswillen! nicht ſo geſchreien! meine Haushälterin — warum nicht? meine Braut, in kurzem meine Frau!

Julie. Eine Urſache mehr, warum ich ihn nicht hergeben werde. Sie ſollten ſich ſchämen, Herr Medard! —

Medard. Wovor? eine Frau zu nehmen? und ich — ich kann einmal ohne ſie nicht leben. Ich liebe ſie, ſie liebt mich — mein Glück erfoderts, daß ich ſie heurathe.

Julie. Ihr Glück? O Herr Medard! Wenn Sie dieß recht kennten, es nur halb ſo ſehr liebten, als ich es liebe —

Medard. Mein Glück? So gäbe Sie mir das Halsband mit den Ohrenglocken. O! ich bitte Sie, ich flehe Sie, ich will Ihr alles dafür geben — ich darf der Frau Schlauchin nicht wieder unter die Augen kommen!

Julie. Dürfte ich das hoffen — niemals ſollten Sie es haben.

Medard. Ah, böſes Kind! Habe ich das um Sie verdient? Nur zum Leihen wenigſtens. (Sie will abgehen, er hält ſie zurück.) Habe Sie Mitleid mit mir — Nein, Julie! Sie darf nicht, ich laſſe Sie nicht von der Stelle, bis Sie mir verſpricht …

Julie. Das iſt auch unausſtehlich, Herr Medard! Ich ſchäme mich in Ihre Seele: welch ein unanſtändiges Betragen . . .

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtiane (die das letzte gehört)

Chriſtiane. Ey; ſchöne Hiſtorien! was iſt das Herr Medard? ein unanſtändiges Betragen bey Mamſell Julien?

Medard. Wie? was? was will der Affe?

Chriſtiane. Nichts weiter, als daß ich meine Frau ein bischen unterrichte.

Medard. Narr! von was?

Chriſtiane. Hier ein Romanchen, und dort ein Romanchen! und die gute Frau Schlauchin denkt …

Medard. Was denkt ſie? halts Maul oder …

Julie. Sie wird doch nicht glauben, Chriſtiane . . .

Chriſtiane. Ah was? Sie ſind außer Schuld Mamſell? wären Sie weniger grauſam geweſen, (Chriſtiane winkt) ſo würde er Ihnen keine Vorwürfe machen.

Medard (zu Julien.) Sieht Sie? daran iſt Sie Schuld?

Julie. Ich oder Ihre unbilligen Foderungen?

Medard. Da! haben wirs; unbillige Foderungen bey einen jungen Frauenzimmer — bey ihrer Mündel zu thun? Pfuy!

Medard. Geh, Maulaffe, ſonſt . . .

Chriſtiane. Ja ja, ich will gehen: zu meiner Frau will ich gerade Weges gehen, ihr alles haarklein erzählen —

Medard. So hör' doch! es betraf . . .

Chriſtiane. Unbillige Foderungen? Wir wiſſen es ſchon, was das ſagen will. —

(Läuft fort.)

Medard (läuft ihr nach.) Chriſtiane! Chriſtiane! Hör doch — Du ſollſt einen halben Gulden haben . . .

Julie. Dem Himmel ſey Dank, daß ich des ungeſtümen Mannes los bin!

Dritter Auftritt.

Jullie. Der Profeſſor.

Der Profeſſor (lachend.) Hahaha, eine luſtige Jagd! Chriſtiane vorher in Galopp, und mein Bruder hinterdrein watſchelnd. Was gabs denn? — Chriſtiane ſchwatzte im Vorbeylaufen von einem unanſtändigen Betragen und unbilligen Foderungen meines Bruders an Sie. —

Julie. Ich weiß nicht, was die Närrin haben wollte?

Der Profeſſor. Vermuthlich ihn fortſchaffen. Ich ſchickte ſie ſelber her, daß ſie der Unterredung mit meinem Bruder ein Ende machen möchte. Ich ſah ihn ſo lange bey Ihnen, und fürchtete, daß er aufs neue mit Ungeſtüm wegen Herrn Blanks in Sie dringen möchte. — Sie hat alſo ihre Sache gut gemacht?

Julie. Sehr gut, wenns das war! Dürfen wir ihr aber trauen?

Der Profeſſor. Ganz; und ſie hilft uns vielleicht einen Anſchlag ausführen . . . doch davon ein andermal. Was hatten Sie denn mit meinem Bruder?

Julie. Gern verſchwieg ichs Ihnen: doch ich kenne Ihr edles Herz und muß Ihnen eine Verlegenheit geſtehen, in die er mich ſetzt.

Der Profeſſor. Ich bin von ihm ſchon Thorheiten gewohnt: alſo —

Julie. Er fodert meiner ſeligen Mutter Schmuck, den — den ich nicht mehr habe.

Der Profeſſor. Sie haben ihn nicht mehr? Und wo . . . doch vergeben Sie, ich habe keine Recht darnach zu fragen.

Julie. Ihre Freundſchaft zu mir giebt Ihnen mehr als zu viel Recht. — Ihr Neffe in Baſel hat ihn. Ich fand einen kläglichen Brief an ſeinen Vater . . .

Der Profeſſor. Genug; beſte, edelmüthige Julie! Ich verſtehe Alles. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn. Glücklich iſt der Mann, der Ihr Herz beſitzen wird: und ſollte das nicht Blank ſeyn?

Julie. Blank? dem Sie mich ſelbſt verweigerten, ſo lange ſein Vater von dieſer Heurath nichts wußte, und ſie billigte?

Der Profeſſor. Aber geſetzt, er billigte ſie?

Julie. Was würden Sie mir rathen?

Der Profeſſor. Unſere Neigung, gute Julie, muß uns da den erſten Rath geben?

Julie. Kann uns dieſe aber nicht irre führen? Mich dünkt immer, für ein junges Mädchen iſt es noch ſicherer, ſie fragt erſt ihren Verſtand, oder die, die weiter ſehen, als ſie, und dann erſt das Herz, ob es auch die Wahl billiget.

Der Profeſſor. Ja freylich, ſollte es ſo ſeyn; in den meiſten Fällen aber greift immer das Herz vor, und — wie bey Ihnen?

Julie. Wenn es ja auch bey mir ſo wäre, ſo glaube ich doch Muth genug zu haben, es dem Verſtande zu unterwerfen: wenigſtens habe ich es noch ſo weit unter dem Gehorſam gehalten, daß der Mund nicht ſein Verräther geworden, und in Rückſicht auf die Klugheit die Gränzen der Pflicht überſprungen.

Der Profeſſor. Das heißt zu gut deutſch: Sie lieben ihn, wagen es aber nicht zu geſtehen? — Sie erröthen? Gut, ich nehme diß ſchweigende Geſtändniß an.

Julie. Ach! verehrungswürdiger Freund! ich erröthe und — zittre, daß — Sie Recht haben mögen und — leider! das Herz dem Verſtande und der Ueberlegung vorgegriffen: doch — ſorgen Sie nicht . . .

Der Profeſſor. Und Sie, liebe Julie, beunruhigen Sie ſich nicht! Ihr Herz hat Ihnen dießmal nicht übel gerathen und auch in der Dunkelheit den Weg getroffen, auf dem ihm der Verſtand begegnen wird!

Julie. Gott! Sie billigen meine Neigung? Haben Sie von Herrn Blanks nähern Umſtänden — haben Sie von ſeinem Vater Nachricht?

Der Profeſſor. Keine — und doch ſage ich Ihnen, lieben Sie ihn getroſt! Noch mehr! wenn mein Bruder wieder kommen und heute auf die Verlobung dringen ſollte — willigen Sie ohne Zurückhaltung ein.

Julie. Nimmermehr! Ich muß erſt . . .

Der Profeſſor. Halt! da kömmt unſer glücklicher Liebhaber ſelbſt!

Julie. Laſſen Sie mich fliehen — mein Herz iſt in einem ſolchen Aufruhr — ich muß mich erholen — O verrathen Sie mich nicht!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der Profeſſor. Blank.

(Blank ſieht, daß Julie fortgeht, er will ihr nachlaufen und ſie zurück halten.)

Der Profeſſor. Wohin Blank? bleiben Sie!

Blank. Warum flieht ſie, da ich komme? habe ich ſie beleidiget?

Der Profeſſor. Beleidiget? — Glücklicher Vetter! wie ſchmeichelhaft iſt Ihnen dieſe Flucht!

Blank. Wie ſo? geſchwind, liebſter Oheim!

Der Profeſſor. Weil man Ihnen die liebenswürdigſte Schaamröthe — das unverſtellte Geſtändniß der zärtlichſten Liebe verbergen will, womit das Herz den Verſtand überraſcht hat. Julie liebt Sie . . .

Blank. Julie liebt mich? Himmel! ſie liebt mich? laſſen Sie mich fort, mich ihr zu Füßen werfen und mein Herz von Empfindungen der Zärtlichkeit, der Dankbarkeit überſtrömen.

Der Profeſſor (faßt ihn bey der Hand.) Halt, lieber Wilhelm, und ſey klug! Wenn ſie das gewünſcht hätte, ſo würde ſie nicht hier weggeeilet ſeyn.

Blank. Aber, bedenken Sie nur, beſter Onkel! . . .

Der Profeſſor. Wollteſt du dir das Vergnügen rauben, ein, für einen Liebhaber ſo entzückendes Geſtändniß ihr ſelbſt abzulocken? — Ueberdieß iſt itzt hier mehr als jemals, die größte Verſchwiegenheit und Klugheit nöthig. — Ein unbehutſames Wort — und alles iſt verrathen und verderben. — Ihr Vater verlangt von Julien, für ſeine — wie ſoll ich ſie nennen? — ihren Schmuck.

Blank. Ihren Schmuck? ſo mag er kommen und mir ihn erſt abfodern?

Der Profeſſor. Sey klug, Vetter! gieb mir ihn! dein Vater ſoll mir ihn abkaufen . . .

Blank. Damit er ihn der nichtswürdigen Frau giebt? —

Der Profeſſor. Und ſie dir wieder. Fängſt du es geſcheut an, ſo wirſt du alle Habſeligkeiten, um die die Schlauchin deinen Vater betrugt, in deine Hände bekommen. Chriſtiane hat mir ihren Plan entdeckt; und arbeiten wir dem nicht mit eben ſo vieler Liſt entgegen, als ſie den ihren ausführen wird, ſo ſind wir alle betrogen, und du am meiſten. Sie wird deine Schwiegermutter, bringt deinen Vater um ſein Vermögen, und läuft dann vielleicht mit einem liederlichen Kerl davon; ſo wie ſie es mit dir Willens iſt. Biſt du bey ihr geweſen?

Blank. Nein, es iſt mir — als ob ich in Tod gehen ſollte — ihr Schmeicheleyen vorzuſagen? — mit ihr Anſchlage zu machen? meinen Vater und mich ſelbſt zu hintergehen?

Der Profeſſor. Poſſen! du nimmſt die Maske vor, um einer Betrügerin die Maske abzuziehen — Julie, die Ruhe und der wieder hergeſtellte Verſtand deines Vaters, dein und unſer aller Glück iſt der Preis! —

Blank. Sie haben Recht. Es ſey! der iſt zu wichtig —

Der Profeſſor. Vergiß mir nicht Juliens Schmuck — ich muß ihn haben.

Blank. Unverzüglich!

Der Profeſſor. Itzt unverzüglich zur Frau Schlauchin! — Setze Sie in Gedanken an Juliens Stelle! Geſteh ihr alles zu: denn du biſt itzt ihr Liebhaber. Prüfungen müſſen ſeyn ... Ha, ich ſeh ſie ſelbſt! — Muth gefaßt!

Blank. Wahrhaftig eine harte Prüfung!

Der Profeſſor. Es kömmt dir, dacht' ich, zu ſtatten, daß du ihr Juliens wegen ſchon bisher Schmeicheleyen vorgeſagt haſt.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Blank. Frau Schlauchin.

(Blank geht ihr entgegen und küßt ihr die Hand.)

Frau Schlauchin. Habe ich Sie geſtört, Herr Blank?

Blank. Gerettet, wollen Sie ſagen — von einer verdrüßlichen Unterredung!

Frau Schlauchin. Ah! Er iſt ja Ihr Freund und Vertrauter?

Blank. Er war es, oder — ich dachte es: aber — weg mit dem Manne, der bald kalt, bald warm iſt, bald ſo, bald wieder anders denkt! Erſt — war an keine Heurath mit Julien zu denken: itzt, da ich einige Bedenklichkeiten habe . . .

Frau Schlauchin. Sie? Bedenklichkeiten?

Blank. Je nun ja, liebſte Madam — Bedenklichkeiten der Zuneigung und Bedenklichkeiten des Vortheils — wie die Bedenklichkeiten kommen, wann man lange überlegt, ſich Schwürigkeit auf Schwürigkeiten entgegenſetzen und ſeine Erwartungen am Ende betrogen ſieht.

Frau Schlauchin. Bedenklichkeiten der Zuneigung? — Nein, nein, lieber Blank, das machen Sie mir nicht weiß: Julie ſitzt gewiß noch hier (auf ihr Herz zeigend) feſt!

Blank. Ich halte Sie für eine ſehr geſcheute Frau — dürfte ich Sie eben für ſo aufrichtig halten, oder wenigſtens trauen, daß Sie mich — auf keinen Fall verrathen?

Frau Schlauchin. Ein Schelm gegen die, die mich verrathen — aufrichtig gegen die, die es gegen mich ſind. — Sollte es möglich ſeyn, daß wir einerley Abſichten in dieſem Hauſe hätten?

Blank. Die meinige iſt, mein Glück zu machen.

Frau Schlauchin. Und auch die meinige. — Sie — nicht wahr, durch die Liebe?

Blank. Je nun ja, wenn ſie mich dazu geführet hätte? — Giengen Sie nicht auch den Weg?

Frau Schlauchin. Beynahe; nur ſetzen Sie für Liebe Heurath? denn, wer tauſend ſollte den alten Kerl lieben können? Julie aber . . .

Blank. Freylich wohl, Julie iſt jung, hübſch artig; ſie gefiel mir, und ich hätte ihr meine Hand gegeben —

Frau Schlauchin. Und nicht auch Ihr Herz?

Blank. Auch das, wenn Sie wollen?

Frau Schlauchin. Eine ſeltſame Bedingung, wenn ich will! was kann mir daran liegen?

Blank. Ich will nur ſo viel damit ſagen: Sie weiß zu ſiegen, aber nicht den Sieg zu nützen, durch den erſten Eindruck einzunehmen, aber nicht zu behalten, kurz ſie hat einen Fehler, Frau Schlauchin, einen Fehler, den nichts bey mir gut machen kann —

Frau Schlauchin. Und der iſt?

Blank. Der Fehler einer verdammten Kälte — Zurückhaltung, Ziererey, die mir unausſtehlich ſind, mich in kurzem ſelbſt kalt machen würden, und ſchon kalt gemacht haben: ich bin feurig, lebhaft; in Freundſchaft und Liebe ein wenig ſchwärmeriſch . . .

Frau Schlauchin. Glückliche Eigenſchaft für die, die Sie lieben!

Blank. Dieß iſt nicht alles: rein heraus, liebe Freundin! Ich brauche Geld. Auf meinen Reiſen habe ich leider! freylich mehr verzehrt als ich ſollte. Falſche Freunde, unbeſonnene Jugendſtreiche, Spiel, — (Doch alles habe ich nun verredet!) dieſe haben mich unglücklich gemacht, mein Vater hat mich verſtoßen — kurz nichts bleibt mir übrig, als . . .

Frau Schlauchin. Eine reiche Heurath? nicht wahr?

Blank. Errathen! Zum Betrügen bin ich nicht klein genug! das Spiel haßt mich — Ich habe Jugend, Talente und, habe ich ein Stück Geld und eine kluge Frau — ſo bin ich geborgen — nichts iſt zu groß, daß ich nicht unternehmen wollte. Allenfalls gehe ich unter die franzöſiſchen Truppen und kaufe mir eine Kompanie.

Frau Schlauchin. Julie aber hat doch ein paar tauſend Thaler?

Blank. Ein paar tauſend Thaler? Soviel als nichts! Was ſoll ich damit anfangen? Die gehn auf die Hochzeit und — ſie iſt hier an den Boden geheftet — würde nicht mit mir in die weite Welt gehen wollen — und ich würde ein Raub der Schuldner, hungern oder betteln müſſen. Nein; ſo ein Thor bin ich nicht, daß ich glaube, man könne von der Liebe zehren! . . . Doch — Frau Schlauchin! Ich habe Ihnen mein ganzes Herz geöffnet — Sie können mich verrathen und — aber mags, da mein voriger Plan ſo gut als durchſtrichen iſt. Ich verliere nichts weiter und gehe, woher ich gekommen bin.

Frau Schlauchin. Ach, Herr Blank! eine Vertraulichkeit iſt der andern werth! Wie, wenn es eine Perſon gäbe, die weder Juliens Jugend, noch Schönheit, noch Artigkeit beſäß; fühlte aber noch, ungeachtet ihrer reifern Jahren bey jenen Mängeln das ganze Feuer der Jugend, wäre empfindſam, kühn, entſchloſſen, hätte Geld und Mittel vor ſich Ihnen ein Glück zu verſchaffen, das Ihrer würdig wär; die Sie anbeten, von Ihren Winken abhängen würde, und dieſe nun — dieſe böt Ihnen ihre Hand? — (Sie ſieht ihm zärtlich an.) Was würden Sie?

Blank. Was ich würde? Ha, ich dächte, ich hätte genug geſagt, was ich würde! Doch nein, das Geld nicht, nicht die angerühmte Empfindſamkeit und Gefälligkeit allein — auch bey dieſen kann man ein unglücklicher Ehemann werden: ich möchte auch gern ein getreuer ſeyn, und dazu muß ich auch meine Frau ihrer Geſtalt wegen lieben können; ſie braucht nicht jung, nicht ſchön zu ſeyn . . .

Frau Schlauchin. Nicht ſchön und nicht jung, und ſie müſſen Sie doch ihrer Geſtalt wegen lieben können? Wie denn alſo?

Blank. Wie — wie — wenigſtens nicht älter, nicht häßlicher, nicht unangenehmer, als (er führt ſie an Spiegel.) als die hier, die Sie vor ſich ſehen.

Frau Schlauchin. Ah Blank! liebſter Blank! Iſt das Erklärung oder Spötterey? Ernſt oder Scherz?

Blank. Erklärung, wenn Sie wollen.

Frau Schlauchin. Und meine Anerbietung? — Mich, mein Geld, was ich habe und heute noch haben werde —

Blank. So hätte ich ja, was ich wünſchte.

Frau Schlauchin. Und ich — o Blank! Sie heben mich auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit: Und nun —

Blank. Aber nun? was anfangen? Soll ich hingehen, Julien, Medarden, dem Profeſſor den Kauf aufſagen?

Frau Schlauchin. Kleiner Unbeſonnener! Nein, den Roman immer fort bis zu Ende ſpielen, mich heute noch für unſer Intereſſe fort arbeiten laſſen, und ſobald als es Zeit iſt, mit mir verſchwinden.

Blank. Und brauchts dazu lange Zeit!

Frau Schlauchin. Kurze, wenn alles geht, wie es ſoll!

Blank. Sie müſſen mich leiten, ſonſt...

Frau Schlauchin. Was leiten? Gehn Sie ihren Gang, wie bisher, ungehindert fort. Der ganze Plan iſt angelegt!

Blank. Und darf ich fragen, beſte Frau, welcher? damit ich nicht . . .

Frau Schlauchin. Ja, ja, damit Sie nicht — Ich ſehe wohl, Sie thun noch wie ein Kind, und haben ſich doch ſchon in der Welt herum getummelt. Wiſſe alſo Kind, daß Juliens Schmuck mit einer Verſchreibung von zwölf tauſend Thalern auf Medards neuerkauftes Gut mir heute noch in meinen Schoos fallen muß ... (Blank verzieht das Geſicht.) Pfuy! Was für eine Runzel! wieder wie ein Kind! — unfehlbar Gewiſſensbedenklichkeiten? — erſpare die itzt! — fürs künftige, loſer Schelm! magſt du ſie haben! —

Blank (zwingt ſich zum Lachen.) Hahahaha.

Frau Schlauchin. Das Uebrige bis zur Ausführung! — Wir müſſen uns noch itzt vermeiden, um uns deſto länger zu genießen. Chriſtiane giebt, wo nöthig von allem Nachricht. Leb wohl! engliſcher Mann, leb wohl! (Sie drückt ihm die Hand, er küßt ſie.)

Blank. Geh nur, Betrügerin. Deine Schändlichkeit ſoll dir übel bekommen!

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Profeſſor. Herr Medard.

Medard. Nun was giebts wieder, Herr Bruder?

Der Profeſſor. Haſt du nicht Julien vorhin ihren Schmuck abgefodert?

Medard. Keine Predigt! das ſag ich dir. — Hat ein Vormund nicht das Recht ſich um ſeiner Mündel Sachen zu bekümmern?

Der Profeſſor. Aber nicht ihn ihr zu nehmen und wegzugeben! — Doch, das bey Seite geſetzt! Der Schmuck iſt in meinen Händen.

Medard. In deinen Händen? und was ſoll er da? Ich bin Vormund, und eine Mündel iſt verbunden, in ihrem Vormund Vater und Mutter zu ehren.

Der Profeſſor. Und ein Vormund iſt verbunden, wie Vater und Mutter gegen ſeine Mündel zu handeln! Doch, vermuthlich dachte Julie an deinen eignen Sohn, als ſie mir ihn anvertraute.

Medard. Mein Sohn iſt — mein Sohn: Der Schmuck iſt Julien, und ich will ihn von ihr und nicht von dir.

Der Profeſſor. Und du ſollſt ihn von mir und nicht von ihr haben: was willſt du mehr?

Medard. Nu, ſo gieb ihn her!

Der Profeſſor (er zeigt das Futteral vor. Medard will zufahren.) — Eine kleine Geduld! Ich habe ihn taxiren laſſen . . .

Medard. Was Teufel taxiren? Ich nehme ihn ohne Taxe.

Der Profeſſor. Und ich gebe ihn weder ohne Taxe, noch ohne Geld: zwey tauſend Thaler! —

Medard. Du biſt ein Narr!

Der Profeſſor. Und was du? der du eine Wayſe um das Ihrige bringen willſt?

Medard. Seit wann biſt du denn Wayſenvater geworden?

Der Profeſſor. Seit ich weiß, was Gewiſſen und Pflicht heißt. Ein Vater der Wayſen zu ſeyn, iſt der Beruff aller rechtſchaffenen Seelen: und der Beruff eines redlichen Vormundes iſt . . .

Medard. Immer der Präceptor! Julie ſoll ihn von mir bezahlt bekommen, von mir, verſiehſt du? Alſo . . .

Der Profeſſor. Alſo zwey tauſend Thaler —

Medard. Zwey tauſend . . . (Schnippt mit der Hand.)

Der Profeſſor. Schimpfe, wie du willſt, entweder oder —

Medard. Ich werde doch nicht die zwey tauſend mit mir in Schubſäcken umher tragen ſollen?

Der Profeſſor. Eine Verſchreibung thuts auch.

Medard. Noch beſſer — Papier und Schreibzeug, wie ein Schuljunge.

Der Profeſſor. Geh hinein, ſchreib ſie drinne: das iſt bald geſchehn, ich warte ſo lange.

Medard. Ich wollte, daß du . . .

Der Profeſſor. Und ich — daß du einmal wieder zu Verſtande kämſt!

Medard. Ein für allemal den Schmuck — tauſend Thaler . . .

Der Profeſſor. Nicht einen Dreyer herunter! Ein Wort wie tauſend und tauſend wie Eins!

Medard. Verdammt über den Quacker!

Der Profeſſor. Halts, wie du willſt!

Medard (läuft zornig und murmelnd auf dem Theater hin und her; nach einigem Schweigen.) Es wird doch auch noch die Zeit kommen, daß ich mich an Dir rächen kann? — Gieb her!

Der Profeſſor. Erſt den Wechſel!

Medard. Je Blitz und Hagel und alle Wetter über den gelehrten Kerl!

(Geht murmelnd ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Profeſſor allein.

Ja, ſpey du Feuer! — Wenn mir nur mein Neffe nicht einen albernen Streich ſpielt und ich Julien etwa um ihr Halsband bringe! — Es muß biegen oder brechen ... (Medard kömmt zurück.) Ha, den Zeddel in der Hand!

Dritter Auftritt.

Medard. Der Profeſſor.

Medard (reißt ihm das Etui aus der Hand und reicht ihm das Papier.) Da! und nicht ſo viel (er ſchnippt) mehr!

Der Profeſſor (ſieht das Papier an.) Das ſind ja aber nur funfzehn hundert? — Gut, fünf hundert Thaler bleibſt du ihr alſo ſchuldig.

Medard. Willſt du mich raſend machen?

Der Profeſſor. Das biſt du, wo nicht ganz, doch zur Hälfte. — Es mag ſeyn, Julie behält ſich ihre Anſprüche vor: denn ich habe ihr nichts zu vergeben. — Geſchwind nun mit dem Geſchenke zu deiner Dulcinea Füßen!

Medard. Das werde ich, und Haus und Hof darzu!

Der Profeſſor. Recht ſo. Ob du und dein armer Wilhelm einmal unter freyem Himmel werden liegen müſſen, was ſchadets? (Im Begriff abzugehn.)

Medard. In der Frau Schlauchin Armen will ich liegen, und über die moraliſchen Phantaſien lachen, die ſich einbilden, daß ich einmal Herberge bey Ihnen ſuchen werde.

Der Profeſſor. Je nun; iſts nicht bey mir, vielleicht in einem Spital oder Tollhauſe.

(Geht ab.)

Medard (läuft zornig auf und nieder.) Ha, geh, geh zum Henker! Hat mich nicht der verdammte Schulhalter geärgert — Tauſend Saſa, das ſtudirte Volk — immer trägts die Naſe ſo hoch, und dünkt ſich zehnmal beſſer und klüger als unſer Einer — und doch weiß es kaum das Einmal Eins, ſonſt würde es wenigſtens eben ſo reich als klug ſeyn.

Vierter Auftritt.

Herr Medard. Frau Schlauchin, (die ein Weilchen geſtanden, und ihm zugeſehen.)

Frau Schlauchin. Je, mein Kind, was fehlt Ihnen denn?

Medard. Was? was? der verwünſchte

Schmuck! (Er giebt ihn ihr.) Da — hat Sie ihn! — er iſt theuer, ſehr theuer!

Frau Schlauchin. Ah, Vorwürfe? — ich unglückliches Weib! (Sie fängt an zu weinen.) Daß ich Ihnen doch immer — ſo viel Verdruß zuziehen muß — hätte ich das vermuthet? — da — da — beſter Mann — nehmen Sie ihn zurück — ehe wollte ich — ſterben, als Ihnen . . .

Medard. Nur ruhig, Puppchen! es iſt vorbey, und wenn ich an der Aergerniß über meinen Bruder hätte kreppiren ſollen . . .

Frau Schlauchin. Ja wohl, mein Herz, da lägſt du längſt im Grabe: aber bin ich nur einmal deine Frau, nicht über die Schwelle . . .

Medard. Gewiß nicht! denn du biſt der Dorn, der ihm ins Auge ſticht; ſonſt war er und ich immer Freunde: ſeit du im Hauſe biſt, iſt des Hofmeiſtern kein Ende. Was hat er mich nicht mit dem Schmucke gequält — Wie theuer . . .

Frau Schlauchin. Schon wieder, wie theuer?

Medard. Ja, denke einmal von funfzehn hundert Thalern eine Verſchreibung und auf fünf hundert Thaler Anſprüche.

Frau Schlauchin. Warum denn nicht funfzehn tauſend?

Medard. E[illegible], großen Dank, Frau Schlauchin!

Frau Schla[illegible] Eine Nuß mehr oder weniger, engliſches [illegible]! Iſt die Hochzeit vorbey, ſo gebe ich Ihm [illegible]ttel zurück —

Medard. [illegible]lteſt du, mein Engel?

Frau Schlauchin. Ich habe dirs ja geſagt, es iſt mir nur um unſern Ehrentag! Was fragte ich ſonſt nach ein paar ſolchen flimmernden Steinchen, da ich dich habe.

Medard. Recht, recht! der Praß! Ach du biſt eine Juwele, Weib! mehr werth, als alle Juwelen, mit denen du dich behängen konnteſt, ein Muſter der Demuth und der Liebe!

Frau Schlauchin. Höre einen Einfall, Kind! — Beynahe möchte ich dir ihn gleich wieder geben… (er ſtreckt die Hand darnach aus, ſie giebt ihn aber wieder zurück.) Zwar — ob itzt oder darnach! — Da brauchte ich dir weder Schmuck noch ein neues Kleid ...

Medard. Ey, ey! das wäre?

Frau Schlauchin. Du haſt vor einigen Wochen das Guth Birkheim gekauft. Wie wärs, wenn wir das mit unſrer Liebe einweihten?

Medard. Nicht übel!

Frau Schlauchin. Blanken und Julien mit hinaus nähmen, und da ohne Sang und Klang uns trauen ließen.

Medard. Herzensweib! Du lieſt in meiner Seele! ein Küßchen! (Er küßt ſie.)

Frau Schlauchin. Das Ding machte kein Aufſehn in der Stadt, wo ſonſt aller Welt Augen auf uns gekehrt ſeyn und aller Welt Zungen über uns hergehen würden!

Medard. Und was da ſollte erſpart werden!

Frau Schlauchin. Auch das!

Medard. Und wann, wann meynt Sie?

Frau Schlauchin. Je eher, deſto lieber! Ich gehe heut Abend, oder morgen früh dahin, mache

Anſtalt, du kommſt nach, wann du willſt, wann du kannſt . . .

Medard. Vortreflich, Goldweib! vortreflich! Wird aber Julie mitgehen, ſo lange ſie nicht mit Blanken einig iſt?

Frau Schlauchin. Biet' es ihr an: will ſie? gut! will ſie nicht: ſo mag ſie bleiben — und ich wette, Blank dürfte nur auf ein oder zwey Tage mit uns hinaus gehn, und thun, als wenn er nichts mehr nach ihr fragte — will man die Hühnerchen kirre machen, ſo muß man ſie nur hungern laſſen — ſie kommen darnach von ſelbſt und freſſen aus der Hand.

Medard. O Weibchen! Weibchen! Du haſt Verſtand wie ein Engel und und redſt, wie ein Buch — Erdrücken möchte ich dich vor Liebe. (Er umarmt ſie.) Ganz, ganz will ich mich dir überlaſſen — mein Hab und Guth ſoll dein ſeyn...

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Christiane.

Christiane. Ey, ey, Herr Medard! ein ſo alter Mann . . .

Medard. Was, was, alt? ich alt, Frau Schlauchin?

Frau Schlauchin. Die Närrin! Sie denkt, was nicht gerade jung iſt, muß alt ſeyn! Sie, mein Herz, in beſten Jahren!

Christiane. Freylich, galant wollte ich ſagen — das unanſtändige Betragen bey Julien hätte mich lehren ſollen . . .

Frau Schlauchin. Was für ein unanſtändiges Betragen?

Medard. Fängt der Maulaffe wieder an?

Frau Schlauchin. Was denn?

Christiane. Ja, da fragen Sie Julien: dazu nimmt man nicht Zeugen.

Medard. Je, da kam ich zu meiner Mündel . . .

Chriſtiane. Ja, und trieb die Sache ſo weit . . .

Frau Schlauchin. Nun? Sie werden mir nicht Streiche ſpielen, und in dem Augenblicke, da ich mich dem ſüßen Wahne überließ . . .

Medard. Närrchen, Närrchen, ich foderte ihr ihren Schmuck ab: und da machte das alberne Ding ein Geſchrey darüber . . .

Chriſtiane. Glauben Sie das? über einen Schmuck? — (Sie ahmt ſeine und Juliens Stimme nach.) „Habe Sie Mitleid mit mir — ich laß Sie nicht „von der Stelle, bis Sie mir verſpricht." — „Das „iſt unausſtehlich, Herr Medard! Ich ſchäme mich „in Ihre Seele! ein ſo unanſtändiges Betragen . . ."

(Indem Chriſtiane erzählt, ſucht er immer vergebens, ihr Stillſchweigen zu gebieten.)

Frau Schlauchin. Habe ich das um Sie verdient, Herr Medard? — Ah! ich liebe Sie! ich liebe Sie — und Sie . . .

Medard. Ich ſage Ihr ja, der verwünſchte Schmuck — ſie wollte ihn nicht hergeben . . .

Frau Schlauchin. Ja, wüßte ich — beſſer, wie trennten uns auf ewig — zwar — es würde mir das Leben koſten — (ſie wiſcht ſich die Augen.)

Medard. Aber, mein Kind, haſt du denn nicht den Beweis in Händen?

Frau Schlauchin. Der Schmuck? — O, den ſollen Sie wieder haben, ſobald wir aufs Guth kommen.

Chriſtiane. Ah, Madam, bey dem Guthe fällt mir ein — ehe ich dahin gieng, mußte ich Sicherheit auf mein itziges und künftiges Schickſal haben.

Frau Schlauchin. Freylich wohl; aber wird mein lieber Medard ...

Chriſtiane. Herr Medard? o der iſt die Großmuth leibhaftig! Seine Ehre, Ihr Glück! — es iſt doch nicht, daß man bloß heurathet?

Medard. Nun?

Frau Schlauchin. Ihr öffnet mir die Augen, Chriſtiane! — Ich ſehe einen Abgrund vor mir —

Medard. Wieder was neues? Wie denn das?

Chriſtiane. Man bleibt nicht immer jung, Herr Medard.

Frau Schlauchin. Allerdings, die Hälfte meiner Jahre iſt vorbey — jeder Tag nimmt von dem kleinen Reſt meiner Jugend Etwas hinweg. Und dann einſt alt — verachtet, verſtoßen zu werden, arm zu ſeyn — (Sie weint.)

Medard. Und das fürchteſt du von mir, Engel?

Frau Schlauchin. Nein, nein, von Ihrer Zärtlichkeit erwarte ich alles!

Medard. Was aber denn?

Frau Schlauchin. Itzt die Schmähſucht aller Welt. Da heißts! Herr Medard hangt ſich an ſo ein Weib, das kein Kleid auf dem Leibe hat?

Medard. Oho, dafür wollen wir ſchon ſorgen.

Chriſtiane. An ſeine Ausgeberin, — die ihm keinen Heller zubringt? Ja, ſo redt man in der Stadt.

Frau Schlauchin. Und dann erſt, wenn der Himmel über Sie gebieten ſollte — ich hoffe zwar und werde täglich zu ihm flehen, daß er mich das Unglück nicht überleben läßt . . . (Sie weint.)

Chriſtiane. Ja, aber wer kennt denn den Rathſchluß des Himmels! — Stürbe man vor Gram, da würden Sie freylich den guten Herrn Medard nicht lange überleben, und ſelbſt darf man ſich das Leben ja nicht rauben? aber . . .

Frau Schlauchin. Dann würde mich Ihr Sohn aus dem Gute heraus werfen!

Medard. Der gottloſe Bube! das ſollte er wagen!

Chriſtiane. Ey, die Lebendigen fragen ſehr viel darnach, wenn einem drey Ellen unter der Erde etwas verdrüßt!

Medard. O, ein Teſtament hilft dem ab.

Frau Schlauchin. Ein Teſtament? Nein, mit jedem Augenblicke würde ich Sie ſterben ſehen, wenn ich Sie Ihr Teſtament machen ſähe — lieber will ich mich ganz meinem Schickſale überlaſſen —

Chriſtiane. Welche Zärtlichkeit! es iſt mir als ob ich den Todtenkopf mit dem Blümchen »vergiß mein nicht,« vor Augen ſähe! —

Medard. Wie kann ichs denn aber beſſer machen?

(Frau Schlauchin winkt Chriſtianen.)

Chriſtiane. Lieber gäbe ich meiner Braut itzt, was ich ihr nach meinem Tode geben wollte.

Frau Schlauchin. Schweigt Chriſtiane! Ihr beunruhiget mich!

Medard. Wie, wie, wie meynt Sie denn?

Chriſtiane. Je nun, Sie haben das Guth unlängſt gekauft! Machen Sie doch den Leuten weiß, Madam habe Ihnen zehn bis zwölf tauſend Thaler darauf vorgeſchoſſen — geben Sie ihr eine Obligation oder einen Wechſel darüber —

Medard (brummt.) Hm!

Frau Schlauchin. Kümmere dich nicht, beſter Mann! Ich verlange es nicht. Beſter! — ich ſage dir — ein ewig Lebewohl! — (Sie legt ihm die Hand auf die Achſel und lehnt ihren Kopf an ſeine Bruſt.)

Chriſtiane. Aber, denken Sie nur? — da ſind alle Zweifel gehoben. Fürs erſte, heißt es doch: Madam hat Ihnen etwas zugebracht, und dieß macht Ihrer Heurath Ehre, und ſtopft Ihrem Bruder den Mund: ſo lange Sie leben, iſts ja das Ihrige und Sie ziehen die Intereſſen; ſtirbt ſie eher, ſo fällt es Ihnen wieder zu: ſterben Sie, ſo ſetzen Sie doch

Ihre traurige Wittwe in Stand, nach Ihrem Tode mit Ehren leben zu können — Ihr Sohn kann nicht ſagen, daß ſie ihn um das Seinige bringt —

Frau Schlauchin. Ah! hör auf, Chriſtiane! Du tödteſt mich! wie kannſt du das Herz haben — ſo Etwas in meiner Gegenwart vorzubringen?

Medard. Am Ende — es iſt wahr — nach meinem Tode frage ich endlich nichts darnach, wer mein Vermögen bekömmt. Ich könnte ihr ...

Frau Schlauchin (fällt ihm um den Hals.) Ach! Engel, wenn du das thun wollteſt, ſo wär ich geborgen! — Auf den Abend gieng ich aufs Guth und dann ... du weißt es ja, mein lieber kleiner Tobias — dann ſind wir das glücklichſte Paar auf dem ganzen Erdkreis — O der Wolluſt!

Medard. Es ſey! Komm mit mir in mein Kabinet!

Frau Schlauchin. Gleich, gleich, mein Goldmännchen. — Ich will nur Chriſtianen einen kleinen Unterricht wegen unſerer Reiſe geben, und ein wenig horchen laſſen, wie weit Blank mit Julien iſt.

Medard. Recht, recht! Aber du kommſt doch?

Frau Schlauchin. Meine ganze Seele hängt an dir.

Medard (im hinein gehen.) Der kleiner Schelm!

Sechſter Auftritt.

Frau Schlauchin. Chriſtiane.

(Brechen beide in ein großes Gelächter aus.)

Chriſtiane. Nun; wars ſo recht, Madam?

Frau Schlauchin. Vortreflich, Chriſtiane! mit dir wollte ich die halbe Welt betrugen.

Chriſtiane. Man wird doch was lernen? Ohne Ihren vorgängigen Unterricht wärs freylich nicht ſo gut gegangen. Aber Sie! was für eine Frau! bey ſolchen Talenten wunderts mich, daß Sie nicht lange zur Gräfin aufgeſtiegen ſind.

Frau Schlauchin. Ja das Glück — wenn es mir Grafen zugeführet hätte?

Chriſtiane. Das geht vom Weinen zum Lachen, vom Küſſen zum Schimpfen, vom Trotzen zum Bitten, vom Beleben zum Ermorden, ſo ſchnell über, wie der Wind. —

Frau Schlauchin. Das muß auch bey einem alten verliebten Gecken der Stachel ſeyn, wenn der Eſel anziehen ſoll. Streichelte und liebkoſete man ihn immer, ſo würde das kleine halb abgeſtorbene Reſtchen von Begierde bald einſchlafen. Bey jungen raſchen Leckern muß man behutſamer ſeyn: denn die kriegen leicht den Koller und gehen durch — Bey Blanken werde ich mich wohl — wenigſtens vor der Hand — hüten Ah, Blank! das iſt ein engliſcher Junge! gerade, wie ich ihn wünſche!

Chriſtiane. Alſo darf ich Ihnen wohl Sieg und Triumph zurufen?

Frau Schlauchin. Triumph und Sieg! Er iſt mein; und bald will ich ihn noch mit goldenen Feſſeln an meinen Wagen ſchmieden: — die Verſchreibung, die mir itzt mein alter Tobias geben wird, mit dem Schmucke ſoll das Handgeld ſeyn! — Schaff' ihn bald herbey — und wenns auch nur mittlerweile ſein Bedienter iſt.

Chriſtiane. Ah! beynahe hätte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß er vorhin Johann beorderte, ſich für heute Nacht oder morgen mit dem Frühſten nach guten Pferden umzuſehen.

Frau Schlauchin. Geſchwind muß ich zu meinem Alten gehn! Wenn er Zeit zum Nachdenken bekäme, möchte ihm das Wechſelchen im Kopfe oder Bauche grimmen — Da! trag mir den Schmuck in meine Stube! — Die verlorenen Zähne muß ein Graubart nicht wieder ſehen: er denkt ſonſt ans Ausreiſſen und ſeine übrigen Stiftchen. —

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Chriſtiane (allein.)

Der Himmel erhalte mir meinen Verſtand und mein Herz! das iſt eine Spitzbübin? — nein, die zu betrügen, kann wahrhaftig keine Sünde ſeyn!... Ah, Julchen —

Achter Auftritt.

Julie. Chriſtiane.

Chriſtiane. Warum ſo tiefſinnig, Mademoiſelle?

Julie. Hat Sie nicht Herrn Blank geſehen?

Chriſtiane. Ja, bey meiner Madam.

Julie. Bey der Frau Schlauchin?

Chriſtiane. Bey ihr ſelbſt. Sind Sie eyferſüchtig?

Julie. Kann man nicht nach ihm fragen, ohne eyferſüchtig zu ſeyn?

Chriſtiane. Nur muß man nicht dabey roth werden!

Julie. Ich roth? Sie wird mich böſe machen, Chriſtiane!

Chriſtiane. Und vielleicht noch böſer, wann ich Ihnen ſage, daß Madam Schlauchin in Ihren Liebhaber ſterblich verliebt iſt.

Julie. Sie hat ja ihren Antheil; was wollte ſie noch mit einem machen?

Chriſtiane. Laſſen Sie tauſend hertreten, und ſie wird für jeden eine Hand haben.

Julie. Wahrhaftig; ein Charakter, der der weiblichen Sittſamkeit Ehre macht!

Chriſtiane. Nu, wenn die verloren gehen ſollte, ſo werden Sie ſie doch bey ihr nicht wieder aufſuchen? Wer weiß, entführen wir nicht ſogar Herrn Blanken ein bischen.

Julie. Stille Chriſtiane, mit dem Geſpräch!

Chriſtiane. Ja, ja, ich merks wohl; — verſtehen Sie nur, wenn er ſich entführen laſſen will!

Julie. Mag er, wenn er will.

Chriſtiane. Iſt das Ernſt?

Julie. Ernſt oder Scherz! Die Unterredung gefällt mir nicht . . . aber — (ſie wird das Futteral ihres Schmucks gewahr.) was iſt denn das?

Chriſtiane. Und Sie ſollten es nicht kennen? — Weg mit der Verſtellung! ich weiß alles: aber aufrichtig! gewundert habe ich mich. Lieber hätte ich das Halsband unſerer Diane umgehangen als der . . . Funfzehn hundert iſt zwar ein hubſcher Thaler Geld: indeſſen . . .

Julie. Ich verſtehe nicht ein Wort. Zeig' ſie doch! — (ſie beſieht ihn.) Er iſts ſo wahr ich lebe! — Sogar meiner ſeligen Mutter Name! — Weiß Sie, wo es herkömmt, liebe Chriſtiane?

Chriſtiane. Nein, ſpaſen Sie nicht! Woher? Woher? Meine Frau hats vom Herrn Medard — Herr Medard von — je, von Ihnen —

Julie. Freylich gefodert, mit Ungeſtüm gefodert, als Sie uns eben überfiel: aber nicht erhalten —

Chriſtiane. Und Sie wiſſen von den funfzehn hundert Thalern nichts, die er Ihnen dafür gegeben?

Julie. Nicht ein Wort!

Chriſtiane. Je nun ſo hat er jenes geſtohlen und das lügt er.

Julie. Nein, nein, gute Chriſtiane — ich hatte es — gar nicht hier. —

Chriſtiane. So muß der Satan ſein Spiel haben und es dem alten Gauner zugeſteckt haben.

Julie. Herzens-Chriſtiane, wenn Sie doch erfahren konnte, wo er es her hat? Sie würde mir einen Gefallen thun, einen Gefallen —

Chriſtiane. Wer wollte das nicht! Da will ich bald dahinter kommen.

Julie. O bald, bald! es liegt mir ſehr viel daran!

Chriſtiane. Aber den Schmuck muß ich itzt wieder haben. Denn, käme meine Frau und fänd ihn nicht —

Julie (giebt ihn zurück.) Da! nur geſchwind! es liegt mir mehr daran, als am Schmucke ſelbſt —

Chriſtiane. Gleich, gleich —

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Julie (allein.)

Was iſt das? Ich bin außer mir! Die Schlauchin in Blanken verliebt — in Unterredung mit ihm, und er ſagt mir nichts? — mein Schmuck hier und der junge Medard in der Ferne? — ich muß den Profeſſor aufſuchen! Hilft mir der nicht aus dem Traume, — ſo helfe mir der Himmel!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Blank (allein.)

Ah! wär ich doch dasmal aus der Verwirrung! — Ich mag Julien nicht ſehen, ſo ſchäme ich mich. Wirds nicht bald ein Ende, ſo mags brechen! Ich bin der ewigen Lügen und Verſtellung müde —

Zweyter Auftritt.

Blank. **Johann** (in vollem Laufe mit einem kleinen Kofferchen: er fällt die Länge lang hin.)

Blank. Narr, was macht Ihr für einen Lermen — was ſoll das?

Johann. Bſt! ſtille! das fehlt mir, daß Sie noch ſchmählen — ich bin ſo auf den Magen gefallen — daß ich — in vierzehn Tagen nicht eſſen kann! —

Blank. Immerhin: das iſt ohnedieß euer größtes Verdienſt! —

Johann. Freylich wohl beſſer, Sie und ich verlerntens: aber — da — ſehn Sie — ich! keine Verdienſte? (Zeigt aufs Kiſtchen.)

Blank. Was iſts denn?

Johann. Von Madam Schlauchin — die packt zuſammen, haſt du nicht geſehn. Sie ſollens ihr aufheben?

Blank. Nu, ſo ſchert euch damit in meine Wohnung? was ſolls hier? Wenn nun Jemand käme?

Johann. Durchs Schlüſſelloch geht weder das noch ich? — (Blank ſucht den Schlüſſel.) Ah! Alles verabredet! Sie geht den Abend fort — wir des Nachts.

Blank. Schon gut — da . . . (Er giebt ihm den Schlüſſel, Johann will fort.) halt Johann! Nicht nach Hauſe! Hinauf zum Profeſſor! wir möchtens hier brauchen! — nur fort damit!

Johann. Ich verſtehs! (Geht ab.)

Blank. Wenn das nicht meinem Vater die Augen öffnet? -- (Sieht Julien.) Hm! Julie! Bleib ich — oder flieh' ich . . .

(In der Ungewißheit kömmt ihm Julie über den Hals.)

Dritter Auftritt.

Blank. Julie.

Julie. So gehen Sie doch! — Ich ſehe, wie ſchwer es Ihnen wird, zu bleiben?

Blank. Zu bleiben, wo Sie ſind, Julie?

Julie. Ich, oder Wer? — Frau Schlauchin? (Bitter.) Fort! fort! Sie wartet auf eine neue Unterredung!

Blank. Das könnte wohl ſeyn! und vielleicht muß ich . . . o Julie — wenn Sie wüßten...

Julie. Ah! Ich weiß, ich weiß . . . Glück zu der wichtigen Eroberung! —

Blank. Ihr Spott geht mir durchs Herz — und doch beruht mein — und auch Ihr Glück darauf . . .

Julie. Freylich Ihr Glück: die Frau hat Geld und Eigenſchaften — wo wollten Sie die finden! mein Glück allerdings — wenn Sie meinem Vormunde von der Betrügerin helfen, ſo bin ich freylich wieder glücklicher, als itzt, habe wieder einen guten Vormund und bin — der falſchen Liebesbetheurungen los.

Blank. So wiſſen Sie denn, liebſte Julie . . .

Julie. Wenn ich Etwas hätte wiſſen ſollen, ſo hätte ich es längſt wiſſen können! Warum ſolche Geheimniſſe?

Blank. Um Ihnen manche Unruhe, manche Angſt zu erſparen.

Julie. Und ſo habe ich keine Unruhe, keine Angſt? — Doch reiſſen Sie mich wenigſtens aus einer? Es kommt hier ein Schmuck zum Vorſchein, der vormals mein war, den ich weggeſchickt, weit von hier geſchickt, wiſſen Sie . . .

Blank (ſieht den Profeſſor.) Ah wie gerufen! — Das kann Ihnen der ehrliche Mann hier am beſten ſagen.

Julie. Der Profeſſor?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Profeſſor.

Blank. Kommen Sie, mein lieber Herr Profeſſor, und rechtfertigen Sie mich bey Julien! ſie iſt böſe auf mich. Sie hat auch gerechte Urſache und Sie ſind Schuld.

Der Profeſſor. Sie böſe? Glück für Sie, guter Blank! Doch wohl aus Eiferſucht? — Und wiſſen Sie nicht, daß Eiferſucht Liebe verräth?

Julie. Hier iſt weder von Liebe noch von Eiferſucht die Rede, Herr Profeſſor! Er ſoll mir ſagen, ob er nicht weiß, wo mein Schmuck herkommt, den ich in der Schlauchin Händen ſehe? Sie ſind von dem Geheimniſſe unterrichtet, ſagt er . . .

Der Profeſſor. Ihr Schmuck in der Schlauchin Händen? Sie irren!

Julie. So müßte ich mich irren, daß Sie vor mir ſtünden? In Händen habe ich ihn gehabt, mit Augen geſehn!

Der Profeſſor (lachend.) Gewiß?

Blank. O benehmen Sie Julien einen Argwohn, der mich und ſie martert —

Der Profeſſor. Blank hätte es Ihnen doch am beſten ſagen können!

Julie. Blank? Ach, ich merke: Sie haben mich zum Beſten: und ich ich dächte doch nicht, daß ich unter den itzigen Umſtänden der Gegenſtand einer Spötterey ſeyn ſollte?

Blank. Halt! ſo wiſſen Sie denn . . .

Der Profeſſor. Nein, wiſſen Sie alſo, mein liebes Julchen, daß ich ihn meinem Bruder gegeben habe.

Julie. Und Sie — woher haben Sie ihn?

Der Profeſſor. Von dem jungen Herrn hier!

Blank (der ſich ihr zu Füßen wirft.) Und ich — von Ihnen! — ja von Ihnen, großmüthige, liebenswürdige Julie —

Julie. Himmel! Sie wären Medards Sohn?

Der Profeſſor. Steh auf, Wilhelm! damit dich nicht Jemand überfälle!

(Julie hebt Blanken auf.)

Blank. Ja, das bin ich, der Blank, der Schnen ſein Leben, ſeine Rettung verdankt, der Sie liebt, der Sie anbetet. — O dürfte er hoffen . . .

Julie. Hoffen? Ich fürchte, ich fürchte, unſer Freund hier, der, wie ich ſehe, der Vertraute unſer beiderſeitigen Geheimniſſe iſt, hat Ihnen unfehlbar ſchon das Geheimniß meines Herzens ausgeplaudert . . .

Der Profeſſor. Ja, ja, das ſich nun nicht mehr läugnen läßt, meine Kinder!

Blank. Alſo lieben Sie mich, engliſche Julie?

Der Profeſſor. Wer nicht widerſpricht, willigt ein, verſtehſt du nicht? (Sie reicht ihm die Hand.) Glücklicher Vetter! Selbſt ich könnte dich in dem Augenblicke beneiden!

Blank (der ihr die Hand küßt.) Julie! Worte ſind zu ſchwach, meine Empfindungen auszudrücken — Julie!

Julie (drückt ihm die Hand.) Mein Herz iſt mein Verräther geworden, ehe ich Sie beynahe gekannt habe — und — (ſeufzend) iſt es itzt noch — ſoviel mir mein Verſtand Zweifel übrig läßt: — aber in Ihrem Glücke werde ich das meinige finden — wenn ich auch ſelbſt darüber unglücklich ſeyn ſollte.

Blank. Ah, Ihre Grosmuth iſt immer dieſelbe — und wie konnte ich ohne Sie glücklich ſeyn?

Der Profeſſor. Die Zweifel aber . . .

Blank. Die ſollen Ihnen alle aufgelöſet werden.

Der Profeſſor. Sind ihrer viel?

Julie. O viel, viel! Warum giebt ſich Herr Blank (ich will Sie immer ſo nennen,) nicht ſeinem Vater zu erkennen? Was heißen die Unterredungen mit der Frau Schlauchin? warum giebt man meinen Schmuck aus den Händen? was hat die Verheimlichung . . .

Der Profeſſor. Nicht zu viel Fragen auf einmal, beſtes Kind, damit wir im Examen beſtehen. Aber noch beſſer, Sie warten die Aufklärung ab und nehmen dafür noch einen kleinen Unterricht an, der — ſoll jene unſern Wünſchen gemäß ſeyn, äuſerſt nöthig iſt.

Julie. Aber doch indeſſen Ihre Bürgſchaft, Herr Profeſſor?

Blank. O die giebt Ihnen Ihre Schönheit, Ihre Tugend, mein Herz —

Der Profeſſor. Und meine Ehrlichkeit.

Julie. Gut, auf die lezte will ich rechnen.

Der Profeſſor. Und die erſte bleibt doch die beſte. . . . Doch daß wir den Unterricht nicht drüber vergeſſen —

Julie. Da haben wirs — Chriſtiane!

Blank. Sie iſt unſer!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtiane.

Chriſtiane. Sieh da! ſolche geheime Verſammlungen? Wenn ich das verrathen werde!

Der Profeſſor. Nur ſie hat uns gefehlt.

Julie. Und was wollte Sie denn verrathen, gute Chriſtiane?

Chriſtiane. Vielleicht mehr, liebe Mademoiſelle, als Sie ſelbſt wiſſen. Wo Liebesverſtändniſſe auf dem Tapete ſind, ſo wie z. E. zwiſchen meiner Frau und dem Herrn hier — (Auf Blanken zeigend.)

Blank. Chriſtianchen, kein Aſmodi!

Chriſtiane. Ah iſt die Sache ſchon ſo weit, daß man einen ſolchen Burſchen in der Nähe fürchtet? wo? hier oder dort?

Der Profeſſor. Wir wiſſen ſchon, daß Sie es mit der guten Sache hält?

Chriſtiane. Das heißt doch wohl hier nicht die, wo was dabey zu verdienen iſt? Sonſt ... itzt giebts was abzuzapfen — haben Sie ſo breite Taſchen, Herr Blank, als ihr Gewiſſen weit ſeyn muß?

Julie. Soll mir nicht bald Angſt werden, Herr Blank?

Der Profeſſor. Hier, Julie, verträgt ſich ein enges Gewiſſen auch mit weiten Taſchen.

Chriſtiane. Ja, ja, einem Jeden das Seine, ſagt die Gerechtigkeit: nicht wahr Herr Profeſſor? und wird ſie auch an mich zu ſeiner Zeit denken?

Blank. Ich müßte nicht ſo viel Beyſpiele der Großmuth vor mir haben, gute Chriſtiane, wenn ich bey ihr aufhören ſollte dankbar zu ſeyn!

Julie. Ich ſehe, die Räthſel dauern immer fort, und wenn ich mistrauiſch ſeyn wollte . . .

Chriſtiane. Recht, Mamſell; nur hätten Sie es eher ſeyn ſollen! Die Sache iſt zu weit hinein böſe und nun hilft es nichts — einmal müſſen Sie noch Ihren Liebhaber Ihrer Nebenbuhlerin abtreten, und ich komme eben hieher zu ſehen, ob die Luft rein iſt.

Der Profeſſor. Das heißt, wir ſollen unſerer Wege gehn.

Chriſtiane. Gut, wenn Sie es verſtehn, und das je eher je lieber: aber — Herr Blanken bitten wir uns aus.

Blank. Mich?

Julie. Herr Blanken?

Der Profeſſor. Ja, ja, nicht anders! wenn Chriſtiane will?

Chriſtiane. Freylich will ich. Denken Sie, daß ein Herz ſchmachtet, Ihnen itzt die weſentlichſten Beweiſe ihrer Zärtlichkeit zu geben.

Blank. Lieber wollte ich . . .

Der Profeſſor. Was? Denken Sie an die Abſicht, Blank, und ſeyn Sie kein Thor!

Chriſtiane (zu Julien.) Wie ſich die Vögel verſtellen können. Sie wiſſen, was für eine gefährliche Nebenbuhlerin die Frau Schlauchin iſt!

Julie. Ein Troſt für mich, daß ſie nicht Chriſtiane iſt, vielleicht würde ich weniger ruhig dabey ſeyn.

Chriſtiane. Das Kompliment verdient mein Mitleid. Gehn Sie doch, Herr Profeſſor, und erklären Sie der guten Mademoiſell, was wir verhaben .. Fort, fort! es kömmt Jemand — (Blank will mit den Uebrigen abgehen, ſie zieht ihn zurück.) Hieher, Herr Blank! und kein Kind, wenn Sie nicht wie ein Kind wollen behandelt ſeyn!

Sechſter Auftritt.

Blank (in Gedanken.) Chriſtiane. Johann.

Chriſtiane. Ah, war Er es?

Johann. Ja, ich; und bins auch noch? Werde ich etwa nicht gern geſehen?

Chriſtiane. Wenigſtens hätte man ſeiner entbehren können.

Johann (heimlich zu Blanken.) Sie werden mir doch nicht auch ins Gehege gehn wollen?

Blank (unwillig.) Narr! laßt uns ungehudelt.

Chriſtiane. Geh Er, wo Er hergekommen iſt!

Johann. Gut, alſo; zur Frau Schlauchin, die Sie durch mich abfodern läßt?

Chriſtiane. Wen Sie? Mich oder ſeinen Herrn?

Johann. Sie Chriſtiane. Aber Sie ſoll mit mir gehn, und zu meinen Herrn will ſie — die Frau Schlauchin — kommen, wenn luſtleerer Raum iſt.

Blank. Wo iſt ſie?

Johann. Draußen am Fenſter. Es ſoll großer Rath unſer Flucht wegen gehalten werden — Nu, fort, Chriſtiane, daß wir Antwort bringen!

Blank. Nein, ums Himmels willen, liebe Chriſtiane! laß Sie mich nicht mit dem Weibe allein, ſonſt . . .

Chriſtiane (zu Johann.) So geh Er und hol Er ſie geſchwind. — (Johann geht ab und ſieht ſich immer ſcherzhaft nach Chriſtianen um.) Aber, eben ſo ſehr ums

Himmels willen, guter Herr Blank, die finſtern Geſichter weg! Der Augenblick entſcheidet alles —

Johann (ruft zur Thüre hinaus.) Alles leer, Madam, außer was her gehört!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Schlauchin.

Frau Schlauchin. Vortreflich! da ſeyd Ihr ja alle beyſammen, Kinder? und nun ohne Aufſchub zur Sache!— O Blank! wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo ich Sie mein, ganz mein nennen kann!

(Blank küßt ihr die Hand ohne etwas zu ſagen.)

Johann. Und wir Sie unſer! — nicht wahr mein Herr? — Weg mit der Blödigkeit! Unter einer ſolchen Anführung (auf Frau Schlauchin zeigend.) können wir alles!

Blank. Ich erwarte Ihre Befehle.

Frau Schlauchin. Kalt! Kalt! »Ihre Befehle!« — Wer wird ſo ſprechen?

Blank. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit, Madam!

Frau Schlauchin. Dankbarkeit? eben ſo kalt! Jezt ſind Sie mein Befehlshaber, mein Herr, mein Alles! — Zur Dankbarkeit — dazu muß ich Ihnen ja erſt Gelegenheit geben?

Christiane (aufmunternd.) Es iſt wahr! hübſch warm, warm muß ein Herz ſeyn, das von Liebe glüht und einem ſolchen Glücke entgegen eilet!

Blank. Ah! es fehlen mir Worte — meine Empfindungen auszudrücken!

Johann. Die verdammte Furcht — nicht ſeinetwegen, Madam, denn da iſt er an Muth ein Löwe, ob er gleich ſonſt ſo ſanft wie ein Turteltäubchen iſt: aber für Sie, Madam, für die Gefahr, der Sie ſich ausſetzen!

Blank. Recht, Johann.

Frau Schlauchin. Ah, der lache ich! und brenne vor Begierde nach der Ausführung. Ich bin fertig. Sind Sie es auch?

Blank. Ja, auch ich.

Johann. Geſtiefelt und geſpornt wären wir alſo! Wann gehts fort?

Frau Schlauchin. Ich, den Abend aufs Guth. Was ich will, habe ich: — und Sie?

Blank. Heute Nacht, oder morgen mit dem Frühſten. — Johann! unverzüglich für Pferde geſorgt!

Chriſtiane. O wer doch ſchon im Wagen ſäß!

Johann. Und, auf den Kutſchbock! das ſoll gejagt werden.

Frau Schlauchin. Ich denke, wir werden uns nicht übereilen dürfen. Unſer alter Tobias wird nicht vor Morgen Abends, und vielleicht gar erſt übermorgen, kommen. Unfehlbar ſchaffe ich ihm noch durch einen Boten, den ich herein ſchicken werde, hier etwas zu thun!

Chriſtiane. Unfehlbar giebts auch dort noch Etwas einzupacken?

Frau Schlauchin. Nein, er ſoll nicht ſagen, daß ich ihn beſtehle. Was ich habe, das mußte er mir geben.

Chriſtiane. Oder ſchwatzten Sie ihm ab.

Frau Schlauchin. Und das iſt Ihre, Freund — Da! (Sie giebt ihm den Schmuck.)

Blank (greift freudig zu.) Julchens Schmuck?

Frau Schlauchin. Mein Schmuck, wollen Sie ſagen. —

Blank. Dank über Dank! (Er drückt ihr die Hand.)

Johann. Ah! nun kommt er doch ins Feuer!

Frau Schlauchin. Und ſehen Sie — hier? (Sie zeigt ihm einen Wechſel.) Noch was Wichtigers!

Blank (erſtaunt.) Zwölftauſend Thaler?

Frau Schlauchin. Ja, dieß habe ich ihm als ein Darlehn zum Kauf ſeines Guths vorgeſtreckt. Sehn Sie?

Chriſtiane. Im baaren Gelde? —

Frau Schlauchin. Theuer genug, bezahlt! An einen alten Eſel verſchwendete Liebkoſungen waren noch ein paar Nullen mehr werth — Da, Blank, nehmen Sie!

Blank. Sie ſollen treulich bey mir aufgehoben ſeyn.

Chriſtiane. Ah, Madam rechnet auch darauf und noch mehr auf die Intereſſen.

Johann. Ja, das heißt Glück! So viel Geld, und eine ſo reizende Frau! (Er küßt ihn.) Vor Liebe, dacht' ich, müßten Sie ſchmelzen.

Frau Schlauchin. Sie ſehen Blank! ich vertraue Ihnen Alles — mein Hab und Guth — mich, mich ganz. Meine Liebe kennt keine Gränzen — ich hoffe, Sie werden von meiner Freygebigkeit, von meinem offenherzigen Geſtändniſſe einen ſolchen Gebrauch machen . . .

Blank. Den beſten, Madam! Ihnen hoffe ich bald ein Glück zu verdanken, das ewig dauern, kein Zufall, keine Zeit ſtören ſoll. (Er will ihr die Hand küſſen; Sie fällt ihm um den Hals, von dem er ſich loszureißen ſucht.)

Frau Schlauchin. Den Himmel auf Erden, Blank!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Medard.

(Medard tiefſinnig, fährt ſtutzig auf, da er ihre Vertraulichkeit gewahr wird. Frau Schlauchin thut einen lauten Schrey da ſie ihn gewahr wird.)

Frau Schlauchin. Pfuy doch, Herr Blank, das heißt die Dankbarkeit zu weit getrieben!

Medard. Ha! was iſt mir denn das, guter Freund?

Chriſtiane. Das frag' ich auch?

Blank (ſehr verlegen.) Nichts — nichts — ich ſuchte nur —

Medard. Ey, was Henker! hier iſt nichts zu ſuchen. Ich habe mein Recht zu theuer bezahlen müſſen, als daß mir ein junger Lecker . . .

Frau Schlauchin. Halt, Herr Medard! haben Sie Ehrfurcht für meine Tugend! Sehen Sie nicht . . .

Medard. O ja, ich ſah wohl, was ich nicht ſehn will und mag? — Hatte Sie ihn nicht beym Kopfe?

Frau Schlauchin. Oder er mich? geſtehn Sie es nur Blank!

Blank (immer verlegner.) Ich geſtehe — daß Madam . . .

Medard. Ey Sie ihn oder Er Sie — Maus wie Mutter! Das wär mir ein Spas.

Frau Schlauchin. So hören Sie wenigſtens: ſonſt ſag' ich Ihnen . . .

Chriſtiane. Ja, hören Sie nur . . .

Medard. Nun, was denn? Habe ich nicht am Sehen genug?

Frau Schlauchin. Herr Blank drang in mich, daß ich ſeine Sache mit Julien zu Ende bringen möchte, eh ich mit Ihnen aufs Guth gieng — ſonſt, fürchtet er, kam die Sache ins Harren, Julie widerſetzte ſich vielleicht, mit uns und ihm hinaus zu kommen. — Ich verſprach ihm alſo, daß ich bey Ihnen mein Flehen mit dem ſeinigen vereinigen wollte.

Chriſtiane. Ja, das wars, und da gerieth er über die Hoffnung, die ihm Madam gab, ſolches unverzüglich ins Werk zu ſetzen, in ein ſolches Entzücken . . .

Medard. Nu, die Entzückungen verbitte ich, Monſieur Blank; ich habe wider die Sache nichts: aber . . .

Blank (der ſich ein wenig erhebt.) Fürchten Sie nichts, Herr Medard! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort . . .

Medard. Es mag ſeyn. Ich hoffe ohnedieß, daß wir am längſten beyſammen werden geweſen ſeyn.

Frau Schlauchin. Ach Schatz! das hoffe auch ich, (ſieht Blanken dabey bedenklich an.) und das war eben der Inhalt unſerer Unterredung.

Medard. Sehr gut! Die übertriebene Dankbarkeit bey Seite geſezt, muß ich ſagen, daß mir ihr ſo viel, als euch ſelbſt, und vielleicht mehr daran liegt, . . . geh doch geſchwind Eins und hole mir Julien . . . (Chriſtiane geht.) Denkt mir den verdammten Streich . . .

Frau Schlauchin. Nun?

Medard. Da ſchickt mir Herr Rabe, der Seidenhändler, an meinen Sohn einen Brief, der bey ihm aus der Schweiz eingeſchloſſen iſt.

Frau Schlauchin. Wenns nichts mehr iſt?

Medard. Nur zugehört! — Ich erbreche ihn, wie Ihr leicht denken könnt, finde einen Mahnbrief auf hundert Thaler, die er ihm zur Reiſe vorgeſchoſſen und die er ihm wieder zu bezahlen verſprochen hat, ſobald er bey ſeinem Vater wäre, und das müßte ſeiner Rechnung nach ſchon zu Anfange des vorigen Monats geſchehen ſeyn. — Alſo muß er entweder unterwegens oder in der Nähe ſeyn?

(Blank geräth in große Beſtürzung, und ſieht Johann immer an.)

Frau Schlauchin. Was mehr? Sind Sie nicht Herr im Hauſe?

Blank (nähert ſich Johann, heimlich zu ihm.) Schafft den Profeſſor herbey.

Medard. Aber ob er nicht Herr mit ſeyn will? Der Schlingel iſt der einzige Sohn, und da wird ſich die halbe Stadt ins Mittel ſchlagen wollen — Oheim, Pathen, Muhmen und Nachbarn, — Nein, er muß nicht eher ins Haus bis unſre Heurath vorbey iſt.

Frau Schlauchin. Wie gut, mein Herzchen, daß ich heute noch aufs Land gehe! — Vom Guthe weiß er noch nichts: käm er ja indeſſen . . .

Johann (indem er zur Thüre hinaus will.) Ah! der Herr Profeſſor und Mamſell Julie.

Medard. Je verflucht! muß der Haberecht auch dabey ſeyn? nun, da wirds was zu Streiten geben.

Blank. Ich denke nicht, Herr Medard. Er hat meinen Wünſchen vor kurzem geneigter als jemals geſchienen.

Frau Schlauchin (lächelnd.) Ihren Wünſchen?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Profeſſor. Julie.

Medard. Herbey Julie! Izt erwarte ich unverzüglich einen Beweis von dem Gehorſam, den Sie Ihrem Vormunde ſchuldig iſt, und hoffe, daß mein hochweiſer Herr Bruder nichts dawider haben wird.

Der Profeſſor. Nachdem der Antrag ſeyn wird!

Julie. Bin ich Ihnen je ungehorſam geweſen, wenn die Foderung billig war?

Medard. Billig? Iſt das eine unbillige, daß ſie dem hübſchen jungen Herrn hier ihre Hand geben ſoll?

Blank (ſieht ſie zärtlich an.) Julie! —

Der Profeſſor. Recht Bruder, recht!

Medard. Nun, Julie? wann wirds? — Ihr Vormund verlangts und das iſt ſo gut, als wenns Vater und Mutter verlangte.

Julie. Ich unterwerfe mich, Herr Medard: aber . . .

Medard. Was aber?

Julie. Eine Bedingung!

Medard. Ihre drey tauſend Thaler ſollen Ihr unverloren ſeyn.

Julie. Sie ſind ja in Ihren Händen! nein, das nicht! . . .

Medard. Nur nichts mehr!

Julie. Nichts, als daß Sie ſich meine Verſprechung mit Herrn Blanken niemals gereuen laſſen!

Medard. Gereuen? Hahaha. Mich gereuen? Was gehts denn mich weiter an? —

Julie. Daß, wenn ſein Vater es erfährt, und nicht damit zufrieden ſeyn ſollte, Sie ihn zu beſänftigen und auszuſöhnen ſuchen . . .

Blank. Ja, liebſter Herr Medard! ich beſchwöre Sie —

(Frau Schlauchin ſcheint ſtutzig und aufmerkſam zu werden und winkt Chriſtianen, daß ſie zu ihr trete; ſagt auch etliche Worte zu ihr ins Ohr.)

Medard. Der Vater wird kein Eſel ſeyn! Was könnte er an ihr auszuſetzen haben?

Der Profeſſor. Ein weiſer Ausſpruch, ohne Widerrede!

Frau Schlauchin. Auf das Lob können Sie ſtolz ſeyn!

Julie. Alſo verſprechen Sie mir . . .

Medard. Je ja doch, ja; kommts auch auf ein Briefchen an — kömmt Zeit, kömmt Rath —

Julie. Wohlan dann. — Hier, Herr Blank, haben Sie mit meiner Hand auch mein Herz.

Der Profeſſor. Der Himmel ſegne Euch, meine Kinder.

Blank. Gott! Julie, wie glücklich! Nichts fehlt mir, um es ganz zu ſeyn, als — daß mein Vater — mein Glück beſtätiget.

Frau Schlauchin. Ach, hier iſt Verrätherey! Kommen Sie, liebſter Medard, laſſen Sie uns dieſe Betrüger zu Schanden machen.

Blank (ſtößt ſie zurück.) Fort Unwürdige! Die Maske iſt aufgedeckt! Laſſen Sie meinen Vater los!

— (Er wirft ſich ſeinem Vater zu Füßen.) Ja, mein beſter, mein liebſter Vater — —

(Frau Schlauchin thut einen lauten Schrey und läuft zur Thüre hinaus. Johann und Chriſtiane lachen.)

Medard. W—ie? W—as? — Ich? — ſein Vater?

Blank. Ja, Sie ſind es! verkennen Sie nicht Ihr Blut und geben Sie ihm ein Herz wieder, das ihm eine niedertrachtige Buhlerin unverſchuldet entriſſen hat.

Medard. Fort fort! mir aus den Augen, Range! ich begehre dich nicht zu ſehen, nichts von dir zu wiſſen! Du haſt meinen Fluch.

Julie. Alſo Herr Medard, nehmen Sie Ihr Wort zurück? —

Medard. Ah, Sie iſt eine Schlange! — Heurathet euch, ſo lang Ihr wollt! Frau Schlauchin ſoll mir Bruder, Sohn, Alles ſeyn! — Wo iſt das arme Weib! — Ach! vielleicht vor Schrecken todt! vielleicht in Ohnmacht . . . (Er will fort.)

Der Profeſſor. Nein, Bruder! ich laſſe dich nicht — du mußt erſt alles wiſſen?

Johann. Ich will indeſſen gehn und ſie anſtreichen, wenn Sie befehlen.

Medard. Was? was ſoll ich wiſſen, was? — daß Ihr mich betrügt?

Der Profeſſor. Wer dich betrügt, das biſt du und ſie, die Niederträchtige; und dein Sohn hier, iſt dein Retter.

Medard. Lügen, Bosheit, Verläumdungen!

Der Profeſſor. Wiſſe, daß Sie dieſen deinen Sohn, für ein eben ſo ſchändlich Geſchöpf hielt, als ſie war, und keine geringere Abſicht hatte, als mit ihm, unter dem Vorwande auf dein Guth zu gehen, flüchtig zu werden und dich zu plündern.

Medard. Iſt das wahr?

Der Profeſſor. Wir haben die Beweiſe in Händen.

Medard. So eilt, lauft, daß ſie nicht einpackt!

Blank. Sie ſind geſichert, mein Vater! Sie hat mich ſchon in Beſitz deſſen geſetzt, was ſie Ihnen abgeſchwatzt.

Medard. Wo? wo?

Blank. Hier iſt meiner Julie Schmuck! — (Er übergiebt ihn Julien.) Ihr Schmuck, meine edle Julie, durch den Sie mich dem Untergange entriſſen.

Medard. Was? *ihr* Schmuck? Habe ich ihr ihn nicht theuer genug bezahlt?

Der Profeſſor. Da iſt deine Verſchreibung zurück! (Medard reißt ſie ſeinem Bruder aus der Hand.)

Medard. O Himmel! und meine zwölf tauſend Thaler, die ſie mir erſt abgeplackt hat?

Blank. Auch die, liebſter Vater, habe ich.

Medard. Wie? du? haſt du mich auch darum betrügen wollen?

Der Profeſſor. Unbeſonnener Mann! Nimm doch einmal deinen Verſtand zuſammen! hörſt du nicht? — das ſchändliche Weib hatte ſich in Wilhelm verliebt, bot ihm ihren Raub an, wenn er mit ihr durchgehen wollte. Dich zu retten, ſchien er einzuwilligen, und ſich zu verſtellten Liebkoſungen herab zu laſſen . . .

Chriſtiane. Ah! ſahen Sie nicht, daß hier der Kontrakt beſiegelt wurde?

Medard. Verflucht, es iſt wahr; das verdammte Weib hatte ihn beym Kopfe! — Endlich gehn mir die Augen auf — Wilhelm — die Hand! —

Blank (küßt ſie.) O mein Vater!

Julie (ergreift die andere.) O Herr Medard! darf ich hoffen, daß ich in Ihnen künftig mehr einen Vater, als einen Vormund finden werde? — Sind Sie noch erzürnt auf mich?

Medard. Erzürnt? erzürnt? — Auf mich, daß ich mich das gottloſe Weib ſo bey der Naſe habe herum führen laſſen! ... (Er kriegt Chriſtianen ins Geſicht.) Und du Ding, wagſt dich noch ... fort mit dir ins Zuchthaus!

Der Profeſſor. Nein, Bruder. Ihr verdanken wir alles. Ohne ihr gutes rechtſchaffnes Herz wär die Betrügerey nie entdeckt worden.

Blank. Nie hätte ich ohne ſie Muth gehabt, meine Zunge mein Herz belügen zu laſſen.

Chriſtiane. Ein ſehr zweydeutiger Lehrſpruch

Johann. Ja, und für den, der Ihr Mann wird, tröſtlich, wenn vielleicht ihr Herz bey ihr die Zunge belügen ſollte!

Medard. Ah! ich bin ſo raſend, daß — daß alles um mich her geſcheuter und klüger war als ich.

Der Profeſſor. Du ſiehſt Bruder, Alter hilft für Thorheit nicht! Ein Weib, das in unſern Jahre Liebe für uns heuchelt, kann nichts anders als Eigennutz zur Abſicht haben, wenn ſie nicht ein Phönix iſt. Die Vorſehung giebt dir wider deinen Willen einen würdigen Sohn, durch die edelmüthigſte Tochter wieder. Sey dankbar, indem du ein guter Vater biſt, und laß uns den Tag, der ſich ſo traurig für dich endigen können, in Freude und Jubel beſchließen.

Medard. Es ſey! Kommt Kinder! Ihr ſollt mich lehren klug ſeyn!

(Blank und Julie faſſen den alten Medard bey der Hand. Der Profeſſor begleitet ſie.)

Johann. Hörte Sie, Jungfer Chriſtiane, was der Herr Profeſſor ſagte? »Alter hilft für Thorheit nicht!« Beſſer alſo eine Thorheit in der Jugend, wenns ja eine ſeyn muß, und im Alter klug ſeyn. Meynt Sie nicht?

Chriſtiane. Ja, damit man darnach deſto länger Zeit ſie zu bereuen hat? Ich muß erſt die Sache überlegen, ob ein junger Geck mehr werth iſt als ein alter.

Ende.

Ehrlich währt am längſten,

oder

der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt.

In drey Aufzügen.

Eſt et fideli tuta ſilentio
Merces —

HORAT.

Perſonen:

Herr Gutall, Regierungsrath.

Pelſer, des Vorigen vermeynter Univerſitätsfreund, der kürzlich erſt von Reiſen zurück gekommen.

Drummer, ein alter Landkammerrath.

Philipp, Pelſers Bedienter.

Frau Drummer.

Mariane Freyenfeld, Drummers Tochter, eine junge Wittwe.

Der Schauplaz iſt in Drummers Hauſe, auf ſeinem Landguthe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Pelſer. Philipp.

Pelſer (lachend.)

Hahaha, und wär ich nicht der größte Dummkopf, wenn ich die Gelegenheit nicht nützte?

Philipp. Und, hahahaha, was denn, wann Sie ſie nützen?

Pelſer. Ein geſcheuter Kerl, und du ein Dummkopf, daß du dir das nicht beantworten kannſt!

Philipp. Stünde die Frage in meinem Katechismus: »was iſt der, der einen Freund verräth?« ſo wüßte ich die Antwort.

Pelſer. Und ich, daß dein Katechismus ſo wenig taugen würde, als dein Verſtand.

Philipp. Mein Verſtand rettete Sie doch ſchon oft aus mancher Angſt, wenn der Ihrige ſchwach genug war, ſich in Dinge zu miſchen, wo er davon bleiben ſollte.

Pelſer. Gerade itzt der Fall bey dir!

Philipp. Freilich, weil ich bey meinem ſchwachen Verſtande auch ſchwach genug bin, ehrlich zu ſeyn.

Pelſer. Ehrlich und ein dummer Teufel! So, wie der gute Freund, deſſen Sprachrohr ich hier ſeyn ſoll.

Philipp. Drum taugt das Sprachrohr nichts, weil es jedermann belügt und ganz was anders ſagt, als man dadurch will geſagt wiſſen. Wäre ich aber an Herrn Gutalls Stelle . . .

Pelſer. So meynſt du, daß ich dich nicht betrügen ſollte?

Philipp. Da haben Sie gerade das, was ich in meinem Katechismus auf jene Frage: »was iſt der

u. ſ. w. für eine Antwort ſtehen würde: »ein Betrüger.« Und — iſt betrügen recht?

Pelſer. Pinſel! was ich thue, iſt nicht Betrug, ſondern ein kluger Einfall, ein geſcheute Erfindung, die Gelegenheit, die ſich mir zu meinem Glücke anbeut, zu nützen. Siehſt du? das heißt räſonniren.

Philipp. Alſo; Sie ſagten mir zum Exempel, in großem Vertrauen: Sie hätten ſich heute im Gaſthofe ein gut Gericht beſtellen laſſen — und ich gieng hin, gäb mich für Sie aus, und äs es Ihnen vor dem Maule weg — das wär wohl ein kluger Einfall, eine geſcheute Erfindung!

Pelſer. Recht; denn wer wird einen hungrigen Magen zum Vertrauten machen, wo man eine Schnabelweide weiß?

Philipp. Ja ja, nun verſteh' ichs. Der ehrliche Herr Gutall handelte nicht klug, daß er Sie für ehrlich, für ſeinen Freund hielt, das Sie aber nicht ſind.

Pelſer. Getroffen! Gutall will die junge Wittwe hier im Hauſe haben —

Philipp. Iſt das aber unklug? Hübſch, jung, reich —

Pelſer. Alles, was du willſt. Aber wie kann ſich ein Menſch, wie Er, Abſichten bey einem ſolchen Muſter der Vollkommenheit einfallen laſſen?

Philipp. Warum nicht? Er iſt, wie ſie, die er anbetet, hübſch, jung und reich, hat eine anſehnliche Bedienung und gerade alles, was — was Sie nicht haben und nicht ſind.

Pelſer. Was ſagſt du Kerl? Was ich nicht habe und nicht bin?

Philipp. Je nun ja. Sie — jung an Jahren, alt an Kräften, — reich geweſen, und nicht mehr — hübſch — nun ja, hübſch — der Henker widerſpreche Ihnen!

Pelſer. Ich glaube, der Schurke will mich mit dem Pagoden in Vergleichung ſetzen?

Philipp. O bewahre der Himmel! Wo ſollte die herkommen. Er, ein Mann, der das Seinige zu Rathe gehalten; Sie einer, der ſein Geld auf ſeinen hochberühmten Reiſen verzeodelt hat. Er, was braves gelernet; Sie, was Sie wußten, verlernet: Er, beſcheiden und furchtſam, Sie dreuſt und unverſchamt, er aufrichtig und offenherzig, Sie ein falſcher artiger Windbeutel, er einfältig und ehrlich, wie die liebe Natur, Sie klug, — zu klug, um ehrlich zu ſeyn — Er —

Pelſer. Hahahaha, braviſſimo. Und ein ſolcher ſchaler Moraliſt kann ſich einfallen laſſen, mich, der ſich zum homme du monde für ſein Geld gebildet, zu ſeinem Gefährden, zum Unterhändler ſeiner Liebe bey einer jungen Wittwe zu machen? hahaha.

Philipp. Ja, wie ich geſagt, er mehr ehrlich als klug! beſonders unklug, daß er klug und ehrlich nicht zu trennen wußte, und gerade den einfältigſten Streich begieng, da er am klügſten zu handeln glaubte.

Pelſer. Wie ſo?

Philipp. Er kannte ſeine Blödigkeit und wollte ſie hinter Ihre Lebhaftigkeit verſtecken?

Pelſer. Noch das Klügſte, was er that: denn ohne mich trottirte er noch ums Haus her!

Philipp. Sehr klug, wie der Erfolg zeigt! — Sie ſollten für ihn ſprechen; und ſprechen wider ihn und für ſich — ſollen ihn ſeiner guten Eigenſchaften wegen empfehlen, und machen ihn lächerlich: ſollen ihm die junge Wittwe helfen heurathen und ſtoßen ihn von ſeinem Poſten weg —

Pelfer. Und thät ich es nicht, ſo würde ich gerade der Narr ſeyn, der er iſt; kurz, ein Menſch, der nicht gereiſet iſt und die Welt — in der Welt ſtudirt hat.

Philipp. Gar recht, der nicht weiß, welches das beſte Wirthshaus von hier bis Paris iſt —

Pelfer. Schweig, rede mir nicht drein! — Sich nicht in der beau monde produciret, die petits ſoupers in den beſten Häuſern frequentiret —

Philipp. Operntänzerinnen unterhalten und nicht bezahlet —

Pelfer. Alle Moden kennt und trägt, durch die liebenswürdigſten Talente glänzt —

Philipp. Einen franzöſiſchen Chanſon zu heulen, anmuthig zu pfeifen, und wie ein Sperling umher zu hüpfen weiß —

Pelfer. Recht, recht: man ſiehts, daß du mein Zögling in Paris geweſen, nur, daß nichts in deinen dummen Kopf hinein gewollt. — Wer das nicht weiß, muß ſich nie einfallen laſſen, ein Conquerant beym Damen zu werden, vielweniger einen ſolchen zum Dolmetſcher ſeiner Herzensangelegenheiten zu machen: ſondern hinter ſeinem Ofen ſitzen bleiben, den Staub ſeiner Bücher einfreſſen, und an Nägeln kauen; ſonſt iſt er ein Narr in Ewigkeit.

Philipp. Und der ein Betrüger in Ewigkeit, der ſeinen Freund für ſeine Vertraulichkeit nicht wenigſtens dadurch belohnet, daß er ihn den Rath vorher giebt.

Pelſer. Der Beelzebub muß meinem Vater ſeliger den Kopf verrückt haben, daß er dich mir zum Bedienten auf Univerſitäten und auf Reiſen mitgab, und mir, daß ich einen ſo alten Schwätzer die Zeit über behielt —

Philipp. Und mir, daß ich ſo lange blieb und noch bleibe — aber, geſchähe es nicht des guten ſeligen Vaters wegen, in deſſen Dienſte ich grau geworden — heute noch —

Pelſer. Und könnte ich dir dein Koſtgeld bezahlen — nicht wahr?

Philipp. Ja wohl, das Sie mir ſeit Jahr und Tag ſchuldig geblieben —

Pelfer. Heute noch jagt' ich dich zum Henker! Aber gut! Sobald ich die Wittwe habe; — hier liegt dein Geld! — Pritſch! zum Hauſe hinaus —

Philipp. Friede auf meinen Weg! Dann wollen wir ſehen, was am längſten wahret, klug oder ehrlich —

Pelfer. Ha, da kommt mein Freyer! — tiefſinnig, wie ein Geldmacher — Fort! oder (er legt die Hand auf den Mund) ich rathe dir Gutes! —

Zweyter Auftritt.

Gutall. Pelfer. Philipp.

Pelfer. Warum ſo finſter, Freund? Luſtig! luſtig! Die Miene eines Siegers! wenn du Eroberungen machen willſt.

Gutall. Ich Eroberungen? Leih mir deine Keckheit, dann ... gut, daß ich mich nicht ſelbſt ſehe!

gram würde ich mir ſeyn. Wie gezwungen, wie ſteif iſt alles an mir! = =

Philipp. Nicht doch, Herr Rath; nur mehr Zutrauen!

Pelſer (zu Philipp.) Wenn die Herren reden, ſchweigen die Bedienten. = = Recht, guter Freund, ich glaube, du haſt in deinem ganzen Körper kein Gelenke? — Was die meiſten Väter nicht für Schöpſe ſind! Tanzboden, Fechtboden, Reutbahne, Concerte, Bälle, artige Cotterien, das ſind die Schulen, wo ſie die Söhne hinſchicken ſollten, und nicht zu alten Graubärten, die uns den Kopf voll Grillen ſchwatzen. Darnach, wann wir in die Welt kommen, ſtehen wir da, wie eine Statue von Cato. Dank ſey es meiner ſeligen Mutter in der Erde! = = ſie war zwar eine große Närrin: ihre Kinderzucht aber war bey alledem vortreflich! ein Glück, daß mich mein Vater nicht wieder geſehen; denn er war ein ſo großer Pedant, wie deiner!

Gutäll. Rede von meinem Vater mit Ehrfurcht! Er eiferte genug, daß ich ſtets über den Büchern lag, und die Menſchen vergaß. Was hilfts! Nun iſts zu ſpät.

Philipp. Gut zu reden, wenn Sie reden, wie Sie mit uns reden?

Pelfer. Freylich, zu ſpät, ein artiger Kerl zu werden! Indeß, was ſoll draus werden? Acht Tage liegen wir hier, gaffen die Familie im Hauſe an, ſie uns; du redſt nicht, ich nicht . . .

Gutall. Ah; ich dächte, du redeſt! — Hätteſt du mich meines Oheims Brief übergeben laſſen, ſo wars gut!

Pelfer. Gut? — wie denn gut?

Gutall. Man errieth meine Abſicht! ein Wort gabs andere — wir kamen zu einer Erklärung —

Pelfer. Erklärung — welche? — War das Ding nicht ſo geſcheut, ſo klug für einen empfindſamen Liebhaber, wie du biſt, von mir ausgeſonnen? Du wußteſt, die Aufnahme war dir im Hauſe gewiß, ſo bald du nur deinen und deines Oheims Namen nannteſt: aber der Wittwe Zuneigung ungewiß — ungewiß, ob ſie das war, was ſie dir in der Ferne ſchien. — Ein kurzer Umgang überzeugte dich von beiden. — Welch ein Triumph! ohne Onkel und ohne Brief ſich eines ſolchen Herzens zu bewegen.

Gurall. Freylich ein Triumpf! nur zu ſchmeichelhaft in der Einbildung — aber ich, ich Stolzer! war ich für einen ſolchen Sieg gemacht?

Philipp (bey Seite.) O du arme Demuth, die ſich für ſtolz hält, weil ſie zu einem Kapfenſter heraus guckt.

Pelſer. Da liegt der Fehler! Dein Stolz und meine Demuth — du kannteſt dich nicht, ich mich nicht — dachteſt zu groß von dir, ich zu klein von mir. Mich ſollteſt du nicht zum Gefährten hieher wählen — und ich — mich nicht dazu begeben: aber, was thut die Freundſchaft nicht! — Ich dachte an deine Verdienſte, du nicht an meine Perſon, ich nicht daß Marians Augen hätte, du nicht, was Weiber-Augen ſehen; das war die Sache!

Philipp (bey Seite) Ah! ſollte ſich denn nicht hier Jemand finden, der ihm den Staar ſtäch?

Gurall. Warum fiel dir aber das nicht eher ein? warum warnteſt du mich nicht und, bliebſt zurück?

Pelfer. Wer Henker! dachte das? Die Liebe macht ſonſt beredt, dich ſtumm wie einen Klotz! Du ſuchſt deine Göttin: ſie kömmt, und du willſt wieder fort: ſie blickt dich an, du wirſt roth wie ein Truthanskopf; ſie ſpricht zu dir, und du ſtammelſt wie ein Staarmatz, dem die Zunge nicht gelöſt iſt.

Gutall. Ah, mache mich nicht noch in meinen Augen lächerlich! ich bin mirs ſo ſchon — was mag ich Andern ſeyn! Lehre mich dafür, wie ichs beſſer mache.

Pelfer. Gut, ſo — wie ich. Geh dreuſt auf ſie zu, nimm ſie bey der Hand; ſieht ſie dich an, ſieh ſie wieder an — ſtarr, als wenn du ſie durchſehen wollteſt.

Gutall. Ich? der vor ihrem Blicke in die Erde ſinken möchte!

Pelfer. Sag' ihr tauſend Schmeicheleyen vor!

Gutall. Wahrheiten, Wahrheiten — o könnte ich das nur!

Pelfer. Sag' ihr, daß du ſie ewig lieben willſt, und wenns auch nur eine Ewigkeit von einer Stunde wäre!

Philipp. Schöne Grundſätze!

Gutall. Nein, ewig, ewig würde ich dich lieben, liebenswürdige Mariane!

Pelfer. Ja, den Mauern darfſt du es nicht ſagen!

Philipp. Ihr, ihr, ihr.

Pelfer (ſpottet Philippen nach und ſieht ihm zornig ins Geſicht.) Ihr, ihr — Endlich, Freund! muß dir kein Umſtand entwiſchen, dich ihr gefällig zu machen — eine kleine Galanterie — ein Geſchenk — zur rechten Zeit angebracht! — ein paar artige Verschen an Sonne, Mond und Sterne ... für den Henker! du biſt ja ein Gelehrter?

Gutall. Ah, Geſchenke und Verſe: an keinem ſollt es fehlen! — dieſe ſollte mir bald mein Herz eingeben und jene liegen in meinem Koffer!

Pelfer. Im Koffer? Je der Teufel, Gutall! und haſt ſie noch nicht zum Vorſcheine gebracht?

Gutall. Daß ich damit ſchimpflich wäre abgewieſen worden?

Pelfer. Schimpflich abgewieſen? mit Geſchenken? — vielleicht, weil ſie reich iſt?

Gutall. Nein, weil ſie großmüthig iſt, und glauben könnte, ich wollte ihre Liebe erkaufen?

Pelſer. Nimmſt du in deinem Amte von deinen Klienten nie Geſchenke, Herr Regierungsrath?

Gutall. Nie; und der könnte ſicher darauf rechnen, ſeine Sache bey mir ſchlimm zu machen, der ſie dadurch gut machen wollte, und wenn ſie ſelbſt gerecht wäre.

Philipp. O daß du mein Herr wäreſt!

Pelſer. Moraliſche Frazen! ſo kriech in deine Zelle, aber verlange nie eine Frau, oder lerne erſt dieß Geſchlecht beſſer kennen. Iſt ſie großmüthig, ſo muß ſie dich für ſehr kleinmüthig, für einen Knicker halten, wenn du jenes nicht biſt — und fragte ſie nach deinen Geſchenken nicht ſo viel — die kleine Aufmerkſamkeit, der Wunſch, ihren Wünſchen zuvor zu kommen —

Gutall. Ich glaube, du haſt Recht! Aber wie — wann —

Pelſer. Ha, ein Einfall, Freund! Da kannſt du deine Geſchenke herrlich anbringen —

Gutall. Wie? geſchwind ſprich!

Pelſer. Heut iſt ihr Geburtstag; das hat mir ihre närriſche Stiefmutter geſteckt!

Gutall. Vortreflich! Glücklicher Pelſer! Nichts entwiſcht dir! Kein Wunder, daß du das ganze Geſchlecht bethörſt! O daß dir die Natur nicht einen Pferdefuß gab, damit man den Betrüger kennte!

Pelſer. Hahaha — zwey Pferdefüße, wenn du willſt und doch wollte ich ſie bezaubern! — Alſo ein Angebinde, — und darzu ein paar ſie vergötternde Zeilchen —

Gutall. Himmel! wenn ſie es aber übel nähme? —

Pelſer. So treffe mich ihr Zorn! —

Gutall (man hört jemand; ängſtlich.) Ah! Es kömmt Jemand! —

Pelſer. Sie ſelbſt! — (Gutall will fort.) Muth gefaßt!

Philipp (hält ihn beym Rocke.) Je der Tauſend, ſo bleiben Sie doch! Sie ſind ja kein Täubchen und die hübſche Dame ein Habicht?

Gutall. Laß Er mich, ſag' ich — Freund! Freund! was ſoll ich ſagen?

Pelſer. Geh Philipp! hole mir die andre Doſe —

Philipp (im Abgehen.) Gut! denn ich platze, wenn ich länger ſchweigen ſoll.

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Madam Freyenfeld. Frau Drummer.

Pelſer. Kommen Sie, kommen Sie, meine Damen, und helfen Sie mir Herrn Gutall halten, ſonſt geht er mir durch . . .

Gutall (ſtößt ihn in Rücken und ſagt ihm ins Ohr.) Verräther, was ſagſt du? (Er macht eine Menge tiefer Verbeugungen und ſieht ganz zerſtört umher.)

Mad. Freyenfeld. Bin ich Ihnen ſo fürchterlich, Herr Gutall?

Frau Drummer (lacht.) Hahaha! fährt er doch umher, wie ein Irrwiſch; hahaha!

Gutall (ins Ohr zu Pelſern.) Hörſt du, wie ſie mich auslachen? — (Zu Mad. Freyenfeld mit viel Verbeugungen.) Nein, Madam! nein, ich dachte — dachte nur . . .

Frau Drummer (lacht.) Hahaha, ſo kann er wenigſtens denken, wenn er auch nicht redt.

Gutall (zu Pelſern ins Ohr.) Hör' einmal! hör'!

Pelſer. Sie? fürchterlich, engliſche Mariane? kann ein Engel fürchterlich ſeyn?

Frau Drummer. Wir, Engel! hahaha. Engel!

Mad. Freyenfeld. Wie unglücklich wär unſer Geſchlecht, wenn es den Schmeicheleyen des Ihrigen glauben wollte! — Nicht wahr, Herr Gutall?

Gutall (zerſtreut.) Ja; — wie Sie befehlen.

Frau Drummer. Wie Sie befehlen! hahaha, wie Sie befehlen!

Gutall (heimlich zu Pelſern.) Ich verzage!

Pelſer (bey Seite.) Was redſt du auch für Zeug?

Mad. Freyenfeld (zu Pelſern.) Was ſagte Ihr Freund?

Pelſer. Daß Sie die ſchönſte, die reizendſie, die liebenswürdigſte Ihres Geſchlechts wären, daß . . .

Gutall (ſtößt ihn.) Unglücklicher! Ich bin verloren!

Pelſer. Daß ſein Herz . .

Gutall (zerſtreut und zitternd zu Mad. Freyenfeld.) Madam! Ums Himmels willen, glauben Sie dem Verräther nicht!

Frau Drummer. Hahaha! nun weiß Sie, woran Sie iſt, Frau Tochter: hahaha! Glaube Sie's ja nicht, daß Sie hübſch iſt!

Gutall (heimlich zu Pelſern.) Das haſt du von deinem Geſchwätze.

Mad. Freyenfeld. Recht ſo, Herr Gutall! Wahrheit iſt mir lieber, als alle Schmeicheleyen.

Gutall. Und Sie könnten glauben, Madam . . .

Frau Drummer. Glaube Sie's ja nicht, daß er aufrichtig iſt! Er ſagts ſelbſt, hahaha!

Pelſer. Nein, glauben Sie nicht . .

Gutall (heimlich.) Was wieder, Verräther? —

Pelſer. Daß er dieſes in Abſicht auf ſich ſagt.

Er iſt überzeugt, daß Ihre Annehmlichkeiten, Ihre Reizungen . .

Gutall (auf die Seite.) Das iſt nicht auszuhalten!

(Er ſchleicht ſich an die Scene, und läuft zur Thüre hinaus.)

Pelſer. Ja, daß ſie bezaubernd ſind . . .

Frau Drummer. Bezaubernd, ſo bezaubernd, daß er davor das Haſenpanier ergreift. Hahaha, fort iſt er. Wär doch mein Nettchen da, daß ich ihn hetzen könnte, hahaha!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Mad. Freyenfeld. Schonen Sie ſeiner, liebe Mama. Eine unglückliche Blödigkeit — wie beredt und vernünftig, wenn er von andern Dingen redt!

Pelſer. Ein Pedant, Madam! ein Erzpedant! Laſſen Sie uns itzt ihn erſt recht belachen.

(Er lacht aus vollem Halſe.)

Mad. Freyenfeld (macht ihm eine finſtere Miene.)

Frau Drummer (lacht mit.) Ja, ja, ein Pedant, ein Pedant! — Nimmermehr ließ ich meinen Sohn einen Pedanten werden; eher ein Handwerk!

Pelſer. Die Bücher . .

Frau Drummer. Ja, ja, die Bücher! Weg mit den Büchern, wie ſie die Frau Tochter und der Pedant da leſen mögen. Zu meiner Zeit, da gabs noch Bücher! — die Octavia, die Baniſe; das waren Bücher! Hehehe!

Mad. Freyenfeld. Alſo meynen Sie, Herr Pelſer, die Bücher . .

Pelſer. Bücher und Bücher! — Unter Büchern iſt ein Unterſchied! Ich leſe auch — habe geleſen — ein Wagen mit vier Pferden zög ſie nicht fort!

Frau Drummer. Ey, ey, ey; ein Wagen mit vier Pferden! das iſt ja wohl eine ganze Bibliothek? Hahaha! (Zu Madam Freyenfeld.) Sieht Sie, darum ſchwatzt er ſo hübſch!

Pelſer. Freylich Bücher, die den Witz ſchärfen, aus denen man Weltkenntniß, Lebensart lernt — Einen Zuzu, Sopha, Schaumlöffel, eine Pücelle, alle Pieces fugitives und ſcandaleuſes.

Frau Drummer. Ey, ey! was für gelehrte Namen! Da muß man klug werden. Sind ſie ſehr klar gedruckt — wenigſtens wie meine Morgen- und Abendſegen; ſonſt kann ich ſie nicht einmal mit der Brille leſen.

Pelſer. Gelehrt? Hahaha; warum nicht gelehrt! Ungelehrt aber witzig! Bücher für die Toiletten! — das bildet Geiſt, Geſchmack, Verſtand, macht Menſchen —

Mad. Freyenfeld. Und was für Menſchen?

Pelſer. Menſchen, wie — wie ungefähr...

Frau Drummer. Je, Menſchen wie Herr Pelſer, ſo artig, ſo geſchwätzig, — hahaha, nicht wahr?

Pelſer. Zu viel Ehre! Zu viel Ehre, Madam!

Mad. Freyenfeld. Ohne Herz, ohne Treue, ohne Glauben! Köpfe voll Wind und Eitelkeit, galante Betrüger . . .

Pelſer. Oho Madam! Meynen Sie mich? ich hoffe nicht . . .

Frau Drummer. Ey nicht doch, Töchterchen! wunderlich! wunderlich!

Mad. Freyenfeld. Ich auch nicht, daß Sie unter dieſe gehören. Sie ſind in zu guter Geſellſchaft bey uns erſchienen, als daß ich das glauben könnte; ich ſprach nur von Menſchen, die ſich blos aus jenen Büchern bilden. Ich leſe auch, Herr Pelſer…

Frau Drummer. Das weiß der Himmel! — Aber in die Bücher mag ich nicht ſehen — ich habe an Hören genung, wenn ſie unſerm alten Papa was vorpredigt — kein Menſchenverſtand!

Pelſer. Doch nicht ſolchen gelehrten Wuſt, als Gutall verſchluckt? — Unmöglich! Sie haben zu ſehr den Ton der großen Welt, der feinen Lebensart —

Frau Drummer. Ah, meine Zucht und mein Exempel — ja die, Herr Pelſer!

Pelſer. Hahahaha, das ſeh ich! Freylich, ein ſolches Beyſpiel! An Sie, Madam, nicht an einen ſolchen Schulfuchs wie mein Freund iſt, hätte ich mich mit meiner Liebe wenden ſollen.

Frau Drummer (tritt ihm näher.) Liebe? Liebe? je für wen denn? heh?

Pelſer. Für wen? — Für Madam! (Sich gegen Mad. Freyenfeld verbeugend.) Mein Freund ...

Mad. Freyenfeld. O nicht Ihr Freund! lieber, Herr Gutall.

Pelſer. Noch beſſer! Gutall ſoll bey Ihnen mein Fürſprecher ſeyn, weil er das Glück hat, durch ſeinen Vetter und verſtorbenen Vater in Ihrem Hauſe bekannt zu ſeyn ..

Frau Drummer. Er, ein Fürſprecher für Sie, Herr Pelſer? Hahaha!

Pelſer. Nicht einmal ein übereinſtimmendes Bekenntniß, daß Sie eine Göttin ..

Mad. Freyenfeld. Weg mit ſolchen Schmeicheleyen, ich habe es Ihnen ſchon geſagt: ſie ſind mir unerträglich!

Frau Drummer. Immer was beſonders, Frau Tochter! Je laſſe Sie ihn doch dabey!

Pelſer. Wie gütig! Madam. Stets nehmen Sie meine Parthie. (Er küßt Frau Drummer die Hand.)

Frau Drummer. Hahaha! der kleine Schäker!

Pelſer. Gutall iſt ſtumm? Ich muß alſo — vergeben Sie Madom — die Erklärung ſelbſt übernehmen. — Ja, liebenswürdige Freyenfeld! Schon längſt, ſchon längſt . . .

Mad. Freyenfeld. Schon längſt? (auf die Seite.) Schicke ich den Narren gleich fort, oder . . .

Frau Drummer (zu Pelſern.) Ah! Sie überlegts! Sie überlegts! keine kleine Freude! Hahaha!

Mad. Freyenfeld. Und ſeit wann, Herr Pelſer?

Pelſer. Seit — ſeit dem vorigen Winter — Kurz nach meiner Rückkunft aus Paris ſah ich Sie, und gleich entbrannte mein Herz! Sie ſehen und Sie lieben, iſt ja Eins.

Mad. Freyenfeld. Erſtaunlich!

Frau Drummer. Und ſeit acht Tagen ſieht Sie ihn alle Tage!

Mad. Freyenfeld. Und Herr Gutall, ſagen Sie, ſoll Ihr Freywerber ſeyn?

Pelſer. Allerdings. Nicht wahr? ſchön addreſſiret! Er lehrte mich Ihren Namen, ſeine Verhältniße mit den Ihrigen — kurz, ich bat, ich flehte ihn — ſeine Blödigkeit brachte endlich meiner Freundſchaft das Opfer, mich hieher zu begleiten; aber Sie ſehen ſelbſt — hier ſitzen wir, ſein Mund iſt verſiegelt: ich verzehre mich in meinem Gram . . .

Frau Drummer. Ah! das arme kleine Männchen!

Mad. Freyenfeld. Ich denke doch nicht, daß wir eine Leiche an Ihnen bekommen werden?

Frau Drummer. Nu, nur geſchwind, Frau Tochter. Was wirds? Harren macht Narren —

Mad. Freyenfeld. Und eilen bringt kein Gut. Es geht mit der Entſchließung bey mir nicht ſo geſchwind, als mit Herrn Pelſers Liebesparoxismus. Ich brauche Bedenkzeit.

Pelſer. Haben Sie an meiner Perſon Etwas auszuſetzen? Ich habe das Glück gehabt, Herzoginnen zu gefallen!

Frau Drummer. Herzoginnen? Ey, ey, Frau Tochter, Herzoginnen!

Mad. Freyenfeld. Vielleicht bin ich ſpröder, als Ihre Herzoginnen.

Frau Drummer. Pfuy, über den Hochmuth! .. Herr Pelſer, wenn wir einmal allein ſind, ſo erzählen ſie mir doch einmal etwas von den Herzoginnen: ich höre gar zu gerne Liebeshiſtörchen.

Pelſer. O ja, und noch ganz andere Sächelchen will ich Ihnen erzählen! — Mein Stand, mein Vermögen ...

Mad. Freyenfeld. Ich bin nicht Willens, Herr Pelſer, mich artikelweiſe über Ihre Verdienſte verhören zu laſſen. Herr Gutall ſoll Ihr Freywerber ſeyn — von ihm werde ich den Antrag erwarten und dann — kommt Zeit, kömmt Rath.

Frau Drummer. Ueber den Freywerber! über den Antrag! — Das wird was Kluges werden! Hahaha.

Fünfter Auftritt.

Philipp. Die Vorigen.

Philipp. Mein Herr, geſchwind ſollen Sie zu Herrn Gutall kommen.

Pelſer. Was will der Narr?

Mad. Freyenfeld. Ihr Freund?

Pelſer. Beſſer er, als meine Gebieterin wartet auf mich!

Frau Drummer. Ja, ja, der ſteife Monſieur kann warten.

Mad. Freyenfeld. Ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen.

Pelſer. Ich Ihnen deſto mehr!

Frau Drummer. Ja, von den Herzoginnen, und den artigen Hiſtörchen!

Mad. Freyenfeld. Wenn ichs hören will —

(Philipp zupft ihn.)

Pelſer. Nun, was will er?

Philipp (heimlich.) Es iſt wegen der Geſchenke.... Sie würden ihn, ſagt er, ſchon verſtehen.

Pelſer. Ha; Vergeben Sie! es iſt doch nothwendiger, als ich dachte? Nun, reizende Wittwe? — Nicht wahr, ich erhalte bald eine geneigte Antwort? — Ein grauſamer Zuſtand, in dem Sie mich fortſchicken!

(Geht ab.)

Philipp. Wenn mein Herr ſich ein Leides thut, ſo wiſſen Sie, wer Schuld iſt.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Frau Drummer. Madam Freyenfeld.

Frau Drummer. Der arme Menſch! Er wird doch nicht? — Im Vertrauen, Frau Tochter, was ſoll das Getrödle?

Mad. Freyenfeld. Iſts Ihr Ernſt, liebe Mama? oder . . .

Frau Drummer. Was? was Ihr Ernſt? eine ſchöne Frage! Ob Sie das hübſche Herrchen haben will? . . . (Sie ſieht Herrn Drummer kommen.) Ah! mein närriſcher Mann — je, daß du mir doch überall in den Weg kömmſt!

Siebenter Auftritt.

Herr Drummer. Madam Freyenfeld. Frau Drummer.

Drummer. Was hats denn gegeben? Da kam vorhin der arme Gutall — in Schweiß, wie ein gejagtes Reh, und bat um meinen Fürſpruch bey dir, liebe Tochter, daß du ihm doch verzeihen möchteſt. Ich wollte wiſſen, warum? Aber alles umſonſt!

Frau Drummer (mit lautem Gelächter.) Hahaha! Fürſpruch, Frau Tochter! ihm verzeihen! Alles umſonſt! Hahaha!

Drummer. Ueber das verdammte Gelächter! Alles muß wiederholt und belacht werden! Hab' ich dirs nicht hundertmal geſagt? »Zu Lachen und Flennen« . . .

Frau Drummer. Du willſt mirs Lachen verbieten? Dir zum Poſſen will ich lachen! (Sie ſchlägt ein großes Gelächter auf.)

Drummer. So lache, daß du platzen möchteſt! (Er ſpottet ihr mit Lachen nach.) Hahaha. Nun biſt du bald fertig? — (Sie fangen wieder von forne an.) Beſſer bey Löwen und Drachen, als bey einem närriſchen Weibe wohnen!

Frau Drummer. Ich ein Löwe und ein Drache? ein närriſch Weib? Ah daß ich nicht Drachenklauen und einen Löwenrachen habe! Ich wollte dich . . .

Drummer. Und dich! da legten wir dich doch an die Kette!

Mad. Freyenfeld. Liebe Mama, ich bitte; laſſen Sie mich wenigſtens des Papas Frage beantworten!

Frau Drummer. Und Sie will mir auch das Maul verbieten? Denkt Sie denn . .

Mad. Freyenfeld. Beruhigen Sie ſich immer, beſter Vater! (Sie ſchweigen.) Sie ſprachen vom Herrn Gutall?

Frau Drummer. Ja, vom Herrn Gutall, dem närriſchen Geſchöpfe, hahaha!

Drummer. Schon wieder?

Mad. Freyenfeld. Herr Pelſer giebt vor . . .

Frau Drummer. Laß Sie mich reden, Frau Tochter . . Ja, der Herr Pelſer — daß man doch nur einmal in ſeinen Leben jung iſt — das iſt dir ein Mann — hahaha.

Drummer. Nun, was denn für ein Mann?

Frau Drummer. Wenigſten nicht ein Pedant — ja über den Pedanten und … was wollte ich denn ſagen —

Drummer. Komm Tochter! denn das geht durch einander, wie jung Bier, das hundertſte ins tauſende —

Frau Drummer. Wie jung Bier? das hundertſte ins tauſende? Wir wollen doch hören, obs nicht wahr iſt? ich will ihn holen, holen will ich ihn, und damit Sie's weiß, Sie muß ihn nehmen — (Sie geht fort.)

Drummer. Geh, geh, daß du fort kömmſt!

Frau Drummer (kehrt wieder um.) Wie? du willſt mich gehn heißen? dir zum Poßen bleibe ich. Ich bin eher da geweſen, wie du.

Mad. Freyenfeld. Liebe Mama! Sie wollten ja Herrn Pelſern fragen, obs Ernſt wäre? Reden Sie doch allein mit ihm! Er hat ſo viel Vertrauen zu Ihnen!

Frau Drummer. Ja ja, daß will ich —

Drummer (will weiter reden.) Vergiß nur nicht . . .

Mad. Freyenfeld (hält ihn zurück.) Stille, lieber Papa, ſonſt gehts von neuem an!

(Frau Drummer geht ab.)

Achter Auftritt.

Herr Drummer. Madam Freyenfeld.

Drummer. Dem Himmel ſey Dank, daß ſie fort iſt! Der Henker mußte mich reuten, daß ich zum zweytenmale heurathete. Ach! deine ſelige Mutter, was das für eine Frau war! Aber das leidige Geld!

Mad. Freyenfeld. Alte Geſchichte, lieber Papa! Was nicht zu ändern iſt . . . Folgen Sie meinem Rathe, geben Sie ihr in allem Recht und thun was Sie wollen, ſo wird ſie mit ſich ſelber zanken und Sie werden Ruhe haben.

Drummer. Freylich, aber der verdammte Widerſpruch — den kann ich nicht leiden —

Mad. Freyenfeld. Ja und ſie auch nicht — mithin iſt Geduld das einzige, das vernünftigſte, wenn Sie mit ihr fertig werden wollen . . . Doch itzt vom Herrn Gutall!

Drummer. Darum kam ich — Sag' mir, Kind, was du von ihm und ſeinem Begleiter denkſt? Ich habe die Leute aus alter Freundſchaft für Gutalls Oheim, den ehrlichen Amtshauptmann Reichard und für ſeinen Vater ſeliger, der auch mein guter Freund war, gern aufgenommen. Sie ſind nun acht Tage hier: keiner ſagt, was er will — gleichwohl — Etwas ſteckt dahinter — Wähne ich recht, ſo iſt Gutall dein Liebhaber!

Mad. Freyenfeld. Hat er Ihnen was geſagt?

Drummer. Das wollte ich dich fragen?

Mad. Freyenfeld. Mir? Nichts.

Drummer. Und mir eben ſo wenig.

Mad. Freyenfeld. Nun; woher Ihre Muthmaſſung?

Drummer. Aus ſeinem Betragen. Sobald er dich erblickt, verſtummt er, entfärbt ſich, weiß weder Anfang, noch Ende zu finden, ſeufzt —

Mad. Freyenfeld (freundlich.) Seufzt?

Drummer. Ich glaube es bemerkt zu haben, und eben ſo, als ob dir es nicht misfiel?

Mad. Freyenfeld. Je nun, Gutall ſcheint ein würdiger Mann —

Drummer (lächelnd.) Und du meynſt, es ſey kein Verbrechen, Mitleid mit ihm zu haben?

Mad. Freyenfeld (auch lächelnd.) Nachdem die Umſtände ſind. Sollte ſein Betragen aber nicht mehr Blödigkeit, oder — noch rühmlicher für ihn! — übertriebene Beſcheidenheit, als Liebe ſeyn?

Drummer. Ich denke nicht; denn, wenn du nicht zugegen biſt; da iſt er — zwar auch beſcheiden! — aber doch viel freyer und dreiſter . . .

Mad. Freyenfeld. Vielleicht iſt mein Geſchlecht Schuld! vielleicht hatte er nie Umgang mit ihm, kam nie in die Welt; und dann habe ich immer gehört . . .

Drummer. Ja, ja, auch möglich. Ich weiß wie mir zu Muthe war, als ich das erſtemal in eine zahlreiche Geſellſchaft ſolcher Geſchöpfe kam. Pritſch! lag die Caffeetaſſe auf der Erde. Eine Dame ließ den Handſchuh fallen, ich — geſchwind ihn aufzuheben, fiel die Länge lang hin, und ihr auf die Füße — ſie lachte: ich ſtammelte ein Abſchiedskompliment, ſcharfüßte rücklings zur Thüre hinaus, und wenn mich nicht noch ein Bedienter ergriffen, ſo hätte ich meinen jungen Hals die Treppe hinunter gebrochen. Kurz, ich ſehe mich in ihm: nur daß ich da noch ein Bube war, der erſt von der Schule kam. Ein guter Freund, der eine hübſche Schweſter hatte, machte mich durch ſie erſt zahm.

Mad. Freyenfeld. Und Herr Gutall hat vielleicht weder ſelbſt eine Schweſter, die immer, was das Aeußerliche betrift, ein bischen der Bruder Formgießer ſind, noch ſo einen Freund gehabt, und mithin . . .

Drummer. Ja, mithin könnt's wohl ſo ſeyn. Nur ſahe ich nicht, was er hier wollte? Ohne alle Urſache? dazu iſt er zu vernünftig.

Mad. Freyenfeld. Nun; ſo kann ich ſie Ihnen ſagen. Pelſer will mich haben.

Drummer. Pelſer? — der Narr?

Mad. Freyenfeld. Nicht anders; eben das war die verwirrte Erzählung der Mama. Ehe Sie kamen, that er in ihrer Gegenwart die Erklärung.

Drummer. Ah, meine Frau wird vermuthlich für den Hannswurſt ſeyn?

Mad. Freyenfeld. Freylich! nach dieſer Erklärung iſt er alſo mein Liebhaber, und Gutall ſein Freywerber!

Drummer. Gutall ſein Freywerber? und das ſagt Gutall?

Mad. Freyenfeld. Nein, Pelſer: ſeines Freundes Blödigkeit, giebt er vor, zwinge ihn das Stillſchweigen zu brechen und ein Amt ſelbſt zu übernehmen, das er jenem aufgetragen.

Drummer. Nun? das wäre ja wohl was? Nicht wahr? ein hübſch Kerlchen! Iſt viel gereiſet, durch ganz Deutſchland, Frankreich —

Mad. Freyenfeld. Nannten Sie ihn nicht vorhin einen Hanswurſt?

Drummer. Je nun ja; aber — gefallen denn nicht ſolche galante Hanswürſte den jungen Damen am erſten? — Z. B. deine Herzensſtiefmutter! —

Mad. Freyenfeld. So müßte ich nicht Ihre leibliche Tochter ſeyn!

Drummer. Das laß ich gelten. Pelſer — nun, der würde alſo wohl fortgeſchickt: geſezt aber — es wäre umgekehrt?

Mad. Freyenfeld. Nun, lieber Papa? Soviel glaubten Sie ja ſchon bemerkt zu haben, daß ich Mitleiden mit ihm haben könnte.

Drummer. Mitleiden? es iſt ja wahr.

Mad. Freyenfeld. Er iſt als ein rechtſchaffener Mann bekannt, hat Verſtand und Geſchicklichkeit, ein ehrenvolles Amt: wir kennen ſeine Familie, ſein Vermögen; und außer ſeiner ſeltſamen Blödigkeit, iſt ſeine Perſon liebenswürdig und ſeine Sitten angenehm.

Drummer. Das heißt alſo: er kann kommen?

Mad. Freyenfeld. Nicht mehr als, ſein Antrag würde mich nicht beleidigen? Man würde es überlegen!

Drummer. Nun; ich laſſe mirs nicht ausreden, daß Gutall in dich verliebt iſt. Iſt ſo, wie Pelſer ſagt, vielleicht iſt er es über dem Geſchäfte geworden. Zu gewiſſenhaft ſeinen Freund zu verrathen, zu verliebt, um die Freundſchaft über ſeine Neigung ſiegen zu laſſen, kämpft er vielleicht, und dieſer Kampf ſetzt ihn in Unruhe und Verzweiflung.

Mad. Freyenfeld. Liegt Ihnen viel daran, es zu wiſſen?

Drummer. Daß ſollte ich dich fragen. Doch, ich will der weiblichen Beſcheidenheit ihr Ja durch das Meinige erſparen.

Mad. Freyenfeld. Und ich will Ihrer Neugier eine Genüge thun, und Gutalln ausforſchen.

Drummer. Vielleicht iſt auch von Pelfers Bedienten etwas zu erfahren; den will ich vornehmen. Er iſt, wo nicht ehrlicher, doch vernünftiger als ſein Herr. Entweder will ich mir das Völkchen vom Halſe ſchaffen, oder — dir einen Mann.

Mad. Freyenfeld. Ein ſehr entbehrliches Glück, wenn man nicht das Muſter darzu geben kann!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gutall (allein.)

Ich Einfältiger! — Pelſer und ich in einer Geſellſchaft, bey einer jungen artigen Wittwe! — Grundſätze! Empfindungen — leere Worte bey einem Geſchlechte, das nur den Verſtand in Augen hat, wie Pelſer ſagt; und nun, — was kann ich erwarten? — Nichts — Ich werde beſchämt fortgeſchickt, und Pelſer . . Pelſer — glücklicher Pelſer! . . . doch er iſt mein Freund, — wenigſtens ein Troſt in meinem Unglücke, daß ich ihm Gelegenheit verſchaft, ſein Glück zu machen. O! daß er auch das ihrige machte! — Doch vielleicht gab ihm Mode, Geſellſchaft, Jugend, bloß die falſche Farbe; vielleicht iſt der Mund ſchlimmer als das Herz; vielleicht muß man ſo ſeyn, wenn man gefallen will! — (Er ſieht einen Flügel ſtehen.) Glückliche Saiten, die ihr oft von ihrer ſchönen Hand berührt werdet! — (Er tritt hin und präludirt ein wenig.) Könnte ich auch meinen Kummer wegſpielen! …

Zweyter Auftritt.

Gutall. Madam Freyenfeld (die ihm vorher belauſcht.)

Mad. Freyenfeld. Und was für einen Kummer haben Sie, Herr Gutall? —

Gutall (ganz außer ſich, ſich verbeugend und ſtammelnd.) Ich? — nichts! gar nichts = =

Mad. Freyenfeld. Und doch ſprachen Sie von Ihrem Kummer?

Gutall. Ich, Madam? ich?

Mad. Freyenfeld. Ja, Sie —

Gutall (voller Furcht.) Sie müſſen — falſch gehört haben!

Mad. Freyenfeld. Sonſt höre ich ganz gut. Doch, Sie wollen mich nicht zu Ihrer Vertrauten machen? Vergeben Sie alſo meiner Zudringlichkeit!

Gutall. Und Sie, Madam? vergeben Sie — vergeben Sie meiner Verwegenheit.

Mad. Freyenfeld. Was für einer? — Daß Sie hier ſpielten? Je, daß — daß Sie doch einmal eine Verwegenheit begiengen, damit man Gelegenheit hätte, eine kleine Großmuth auszuüben, um Ihnen vergeben zu können. Eine rechte Verwegenheit auf dem Flügel zu ſpielen. Fort! hergeſetzt und geſpielt! Ich habe ſchon gehört, daß Sie ein Virtuoſe auf dem Flügel ſind.

Gutall. Ich? ich Madam? wer kann die Bosheit gehabt haben . .

Mad. Freyenfeld. Wieder was Neues, Bosheit, des andern Verdienſte zu loben? wie oft werde ich alſo eine Bosheit begehen, wenn ich die Lobrednerin Ihrer Beſcheidenheit bin!

Gutall. So bald man es nicht verdient?

Mad. Freyenfeld. Ja freylich verdienen Sie ſie kaum, weil Sie Ihre Tugenden in Fehler verwandeln. Denn, wenn die Beſcheidenheit eine Tugend iſt, ſo iſt es ein Fehler, ſobald man ſie bis zum Mißtrauen gegen ſich ſelbſt treibt.

Gutall. Ach! Madam! wer iſt wohl ſo von Eigenliebe frey, daß er ſich weniger zutraut, als er zu leiſten vermag? Wo iſt der Mann . .

Mad. Freyenfeld. Ihnen kann man, ohne zu fürchten, daß Sie darauf ſtolz werden, kühn ſagen, daß er (auf ihn zeigend.) hier vor mir ſteht.

Gutall. Ach, Madam! — Schonen Sie meiner! . . Erlauben Sie — daß ich Sie verlaſſe!

(Er will abgehn, ſie hält ihn zurück.)

Mad. Freyenfeld. Wenn ich Sie aber bitte zu bleiben!

Gutall. So — ſo ſehe ichs für einen — Befehl an.

Mad. Freyenfeld. Befehl, Befehl! — Pfuy, über das Wort! Ich liebe Freyheit: Sie müſſen es gern thun.

Gutall. Sehr gern, wenn ich Sie nicht beſchwere.

Mad. Freyenfeld. Wieder! Beſchwere — Sie beſchweren mich nicht nur nicht, ſondern machen mir Freude — Ja, eine wahre Freude: und damit Sie ſehen —

Sie wollen mir nichts verſpielen? Gut, ſo will ich es. — Werden Sie Geduld genug haben, mir zuzuhören?

Gutall. Ach! wie glücklich, wenn Sie mir es erlauben!

Mad. Freyenfeld (ſetzt ſich an den Flügel, ſpielt und ſingt.)

Ein Auge, das uns ſchüchtern ſaget,
Was nur der Mund den ſtillen Büſchen klaget;
Ein Herz, das, was es fühlt, durch Seufzer nur erklärt,
Ach! ſolch ein Herz wär meiner Wünſche werth!

Ja, Thyrſis! glich es deinem Herzen!
Ich fühle deiner Liebe Schmerzen:
Nur zu beſcheidnes Herz, das nicht das Ach! verſteht,
Wodurch ſich ihm die Zärtlichkeit verräth! —
(Sie ſieht ihn an und ſeufzt.)

Mad. Freyenfeld. Sie zittern, Herr Gutall? was fehlt Ihnen?

Gutall. Mein Herz bebt — vor Entzücken — vor

Bewunderung! (Bey Seite) Beneidenswürdiges Herz, das ihrer Wünſche werth iſt!

Mad. Freyenfeld. Was ſagten Sie? — ich glaube, Sie ſpotten ein wenig über mich?

Gutall (ängſtlich.) Nein, Madam, ich ſchwöre bey allem . . Sie ſpielen — Sie ſingen —

Mad. Freyenfeld. Ich ſinge, wie mich es die Natur gelehrt, und ſtümpere ein wenig auf dem Klavier: nichts mehr!

Gutall. Nichts mehr? Noch nie hörte ich eine Stimme auf der Bühne, deren Töne mich ſo bezauberten! Ich fühlte . . (Bey Seite.) Himmel! was habe ich geſagt!

Mad. Freyenfeld. Was? Was fühlten Sie? Hübſch aufrichtig, wie ich! Sie reden mit einer Freundin.

Gutall. Daß, — daß — daß — Sie ein bewundernswürdiges Frauenzimmer ſind!

Mad. Freyenfeld. Ah! ich glaubte, Sie wären die pure lautere Wahrheit? Wie ich ſehe, ſo können Sie auch ſchmeicheln.

Gutall. Schmeicheln? nein, ein verhaßtes Laſter! — Doch — ich mißbrauche Ihre Geduld. — Erlauben Sie, daß ich . . . (Will fort, ſie hält ihn zurück.)

Mad. Freyenfeld. Nein doch, ich ſuchte Sie eben, als ich Sie fand.

Gutall. Mich? — Wie kann ich das verdienen!

Mad. Freyenfeld. Nicht anders; ich habe Etwas im Vertrauen mit Ihnen zu reden.

Gutall. Mit mir? — (Bey Seite) Ich bin verloren!

Mad. Freyenfeld. Und zwar über eine Liebesangelegenheit. Sie ſind, denke ich, mein Freund, und werden mir als ein ſolcher rathen!

Gutall. Ach Madam! laſſen Sie mich ... ich bitte! —

Mad. Freyenfeld. Und auch ich! Sollte mir Guttall das erſtemal Etwas abſchlagen?

Gutall. Aber — ich Ihnen rathen, da ich mir ſelbſt nicht zu rathen weiß?

Mad. Freyenfeld. Ein Dienſt iſt des andern Werth! Brauchen Sie meines Raths? Herzlich gern: nur offenherzig! Doch, zur Sache! Ihr Freund giebt vor: er liebe mich?

Gutall (bey Seite.) Nun weiß ich mein Unglück vollkommen — (laut.) Er? — Sie!

Mad. Freyenfeld. Ja; Pelſer — mich. Gleich, nachdem Sie mich vorhin verließen, hat er mir eine Liebeserklärung in aller Form gethan?

Gutall (etwas hitzig) Pelſer? . . Doch ja, wer ſollte Sie nicht lieben? . . (Bey Seite.) Ich vergehe! —

Mad. Freyenfeld. Er, er: er beut mir ſeine Hand an . . . Ich kann mich nicht genug wundern, daß Sie ſich ſo fremd ſtellen?

Gutall. Fremd? — Nun ja fremd!

Mad. Freyenfeld. Alſo zweifeln Sie, daß es ſein Ernſt, ſeine wahre Abſicht iſt?

Gutall. Er hat es Ihnen ja geſagt, Madam? (Bey Seite.) Der Verräther!

Mad. Freyenfeld. Aber, Sie ſollen ja ſein Freywerber, ſein Fürſprecher bey mir ſeyn? in der That, ein ſchlechter Fürſprecher für Ihren Freund!

Gutall. O ja — das bin ich! — ein ſchlechter, ein elender Fürſprecher. — (Bey Seite.) Ich bin halb todt!

(Er iſt ganz abgeäſchert, wiſcht ſich und will fort.)

Mad. Freyenfeld. Schon wieder auf dem Sprunge? O lieber Gutall! Ich muß Ihnen recht verhaßt ſeyn, daß Sie mir nicht einige Augenblicke ſchenken wollen.

Gutall. Himmel! Sie mir verhaßt? — Nein — weil ich — nicht würdig bin . . .

Mad. Freyenfeld. Pfuy, das iſt grauſam gegen ſich und ungerecht gegen mich! — Zur Sache! Sie können glauben, daß mir daran liegt, bey einem ſolchen Vorgeben, näher von Pelſers Charakter unterrichtet zu ſeyn. Und wer ſollte ihn beſſer kennen, als Sie, ſein Freund? Er iſt, verſchiedene Jahre auf Reiſen geweſen?

Gutall. Ja, Madam! Und erſt ſeit vorigem Winter zurück.

Mad. Freyenfeld. An Weltkenntniß und Lebensart fehlt es ihm nicht, wenigſtens nicht an der, die manchen Leuten gefällt.

Gutall. O ja, Madam!

Mad. Freyenfeld. Aber in ſeinen Grundſätzen ſcheint er leichtſinnig!

Gutall. Vielleicht widerſpricht ſein Herz und er affektirt dergleichen blos, weil er dadurch zu gefallen glaubt.

Mad. Freyenfeld. Sie halten alſo ſein Herz für gut, edel . .

Gutall. Sollte ich zweifeln, Madam?

Mad. Freyenfeld. Freylich; würden Sie ihn ſonſt gewählt, ihn in unſer Haus gebracht, einen ſo gefährlichen Auftrag übernommen haben? — Denn, wenn ich ihn wählen könnte, und unglücklich wäre — denken Sie, Freund, auf Lebenszeit unglücklich . . . Aber was fehlt Ihnen, Herr Gutall? Sie ſehen mir ſo unruhig aus?

Gutall. Ach nichts, nichts, gar nichts! —

Mad. Freyenfeld (erblickt ihre Mutter. Für ſich.) Ach! daß man doch nicht einen Augenblick vor dem Weibe ruhig ſeyn kann! Alles vereitelt!

Dritter Auftritt.

Frau Drummer. Die Vorigen.

Frau Drummer. Gar hübſch, Frau Tochter! So allein bey dem Herrn hier? Wart! das werde ich Ihrem Bräutigam ſagen, hahaha.

Gutall (für ſich) Himmel! werde ich es aushalten!

Mad. Freyenfeld. Meinem Bräutigam? Unter dem Namen kenne ich Niemanden, und laſſe mir eben ſo wenig die Bräutigame aufdringen.

Frau Drummer. Hoho! es wird doch nicht anders. Komme Sie nur herein! da wird ſie Augen machen! das iſt ein Angebinde! — O! daß man doch nur einmal in der Welt jung iſt.

Gutall (in Hut hinein.) Wie wird mir's gehen!

Mad. Freyenfeld. Ein Angebinde, ſagen Sie?

Frau Drummer. Ja, zu Ihrem Geburtstage!

Zu meiner Zeit — da wußte man mit einer Butterprezel oder einem Marzipanherzchen vorlieb nehmen!

Mad. Freyenfeld. Aber woher denn das?

Gutall. Erlauben Sie, daß ich — mich entferne.

Mad. Freyenfeld (zu Gutall.) Sie werden mir aber einen Gefallen thun, wenn Sie bleiben.

Frau Drummer. Woher? Ich dächte — das ließ ſich errathen. (Auf Gutalln zeigend, ſeitwärts.) Vermuthlich nicht von dem armen Sünder hier?

Mad. Freyenfeld. So hätte man es durchaus nicht annehmen ſollen!

Frau Drummer. Ein ſolch Geſchenke? Denn, wie ſchon — das muß Sie ſich gar nicht vorſtellen!

Mad. Freyenfeld. Je größer, deſto weniger! Deſto eher ſollte es zurück geſchickt werden. Nun, was iſts denn?

Gutall (Bey Seite) Ja, ja; weil es von mir iſt!

Frau Drummer. Ein Aufſatz von Brabanterſpitzen, ein Bouquet und eine koſtbare brilliantne Zitternadel! — Es liegt auch ein Zeddelchen dabey; aber den Bettel habe ich nicht angeſehen.

Mad. Freyenfeld. Ich erſchrecke! Warum hat man mich nicht gerufen? — Wer hat es angenommen? — Chriſtiane?

Frau Drummer. Nein, ich, ich, ich ſelbſt. — Wer wird ſo Was zurück ſchicken?

Mad. Freyenfeld. In Wahrheit, liebe Mama, Sie haben ſehr übel gethan!

Frau Drummer. Hahaha, übel? ein ſolch Geſchenk? Lieber an Kopf geworfen! Man muß närriſch ſeyn, Frau Tochter, wenn man . .

Mad. Freyenfeld. Ja närriſch, wenn man ſich ohne Noth verbindlich macht. Ich muß den Geber wiſſen, ſonſt . . .

Frau Drummer. Sonſt, ſonſt, ja ſonſt — was? verbindlich — Zu was? zu einem großen Dank? . . . Ah — (Vetter kömmt.) huy, daß das der Thäter iſt?

Gutall (bey Seite.) Ich komme wieder zu Odem! (Er naht ſich Vettern, und ſagt ihm ins Ohr.) — Verrathe mich ums Himmels willen nicht!

Vierter Auftritt.

Pelſer. Die Vorigen.

Pelſer. Ah! meine allerliebſte, reizende Wittwe. Alſo iſt heute Ihr Geburtstag? — (Er küßt ihr die Hand.) Tauſend, tauſendmal müſſe er wieder kommen! ſo glücklich für Sie, und wollte der Himmel eben ſo glücklich . . . (Gutall ſtößt ihn) für mich!

Gutall (bey Seite.) Wieder eine Thorheit! Ihr nicht einmal Glück zu wünſchen!

Mad. Freyenfeld. Ich danke Ihnen, Herr Pelſer! Aber wer hat denn Ihnen gleich geſagt . .

Frau Drummer. Hahaha! Dachte ich mirs nicht gleich? gewiß und wahrhaftig; es konnte Niemand anders als Herr Pelſer ſeyn!

Pelſer. Wer mirs geſagt hat, meine Schöne? Mein kleiner Schutzgeiſt — Ha! dieſer ſieht in die Herzen aller ſolchen Engel, wie Sie ſind, bis auf den Grund, und ſagt mir alsdann geſchwind ins Ohr was vorgeht!

Frau Drummer. Der kleine Schäker!

Mad. Freyenfeld. Wenn er Ihnen auch ſagt, was in dem meinigen vorgeht, ſo wünſche ich nur, daß er die Wahrheit reden möge!

Mad. Freyenfeld. Verſteht Er das, Herr Pelſer?

Pelſer (bey Seite.) Ja, ich verſteh es leider nur zu gut!

Pelſer. Ich werde mir ihn dann viel Gutes ſagen laſſen.

Mad. Freyenfeld. Vielleicht kann er ſich irren — Aber itzt ſagen Sie mir, Herr Pelſer; wiſſen Sie, von wem das Angebinde iſt, das ich erhalten? — Von Ihnen, oder von Ihrem Freunde? (Eurall fährt vor Erſchrecken zuſammen.) Kein Drittes iſt möglich.

Pelſer. Warum wollen Sie das wiſſen?

Mad. Freyenfeld. Weil Sie es zurück nehmen müſſen.

Eurall (bey Seite.) Vermuthlich, weil ſie glaubt, es kömmt von mir!

Pelſer (mit einer bedeutenden Miene, die gerade das Gegentheil ſagt.) Auf den Fall — iſts nicht von mir.

Frau Drummer. Lüge, daß du lügen müſſeſt, kleiner Narr!

Mad. Freyenfeld. Herr Pelſer! wenn Sie mir die reine Wahrheit ſagen, von wem es kömmt, ſo will ich es behalten, und auf eine andere Erkenntlichkeit denken.

Pelſer. Doch auf keine andere, als auf Ihre Hand und auf Ihr Herz? — Je nun — (Er lächelt und macht eine Miene, die ſo viel ſagt, als daß es niemand als er geweſen ſey.) eine Kleinigkeit! Sie werden doch darüber nicht böſe? Eine Welt iſt zu wenig ..

Gutall (bey Seite.) Der Böſewicht!

Frau Drummer. Da haben wirs! Nun iſts doch heraus.

Mad. Freyenfeld. Genug! Ich werde mich darnach zu richten wiſſen. — (Sie wendet ſich weg, um abzugehen. Zu Gutall.) Ey, Herr Gutall! Konnten Sie mir nicht Ihren Freund verrathen? denn Sie haben doch gewiß von dieſem koſtbaren Geſchenke gewußt!

Gutall. Ich? ich Madam? —

Pelſer (heimlich zu ihr.) Laſſen Sie den Schöps in Ruhe; er ängſtigt ſich ſonſt zu Tode, daß ich ihn zum Vertrauten einer ſolchen nichtsbedeutenden Kleinigkeit gemacht habe.

Mad. Freyenfeld (dreht ſich nochmals zu Gutalln.) O! wenn Sie wüßten, Herr Gutall, was Ihnen Ihr Freund für Lobſprüche macht!

Pelſer. Ja, das weiß Gutall, daß er mir mehr als alles auf der Welt iſt — (Zu Madam Freyenfeld ins Ohr) oder ſich zu ſeyn einbildet!

Frau Drummer. Wie lange das ſchwatzt und umher trippelt! Nicht mehr Neugierde zu haben ein ſo ſchönes Geſchenk zu ſehen! Ich lief aus der Kirche. Komm Sie! Komm Sie . . .

Pelſer. O pfuy doch liebes Mütterchen, ein ſolcher Bettel! Es verlohnt ſich die Mühe, daß Sie uns deswegen um Ihre Gegenwart bringen wollen!

Frau Drummer. Ahahahaha! liebes Mütterchen! — Nu nu, bald, bald werde ichs ſeyn, kleiner Affe!

Pelſer. Darf ich Sie begleiten, meine ſchöne Wittwe?

Gutall (bey Seite) O das erſtemal in meinem Leben, daß ich einen Freund beneiden kann!

Mad. Freyenfeld. Nein, Herr Pelſer, Sie werden ſich gerne mit Ihrem Freunde unterhalten wollen. Ich habe geſehen, wie gut Sie es mit ihm meynen! —

(Geht mit Frau Drummer ab, giebt aber Herrn Gutalln einen freundſchaftlich mitleidigen Blick.)

Pelſer (ruft ihr nach.) Wir können uns doch von nichts, als von Ihren Vollkommenheiten unterhalten.

Fünfter Auftritt.

Gutall. Pelſer.

Gutall. Verräther! alſo kam ich deinetwegen hieher? Was haſt du zu Marianen geſagt?

Pelſer. Was? Was Jeder an meiner Stelle würde geſagt haben.

Gutall. So? ſtatt mich in meiner Blödigkeit zu unterſtützen, mich mit einem Fürſpruch zu vertreten, ſprichſt du, ich ſey dein Freywerber, und heckſt einen, meiner Liebe ſo nachtheiligen Roman aus? Ich treuherziger Narr! daß ich nicht deine Verrätherey aufgedeckt habe!

Pelſer. Warum thateſt du es nicht, ſo hätteſt du gehört, geſehen, wie ſehr ich dein Freund war? Aber . . .

Gutall. Aber — hat Sie mir nicht ſelbſt geſagt? —

Pelſer. Alles wahr! Doch höre und richte! Du müßteſt nicht die zärtliche Liebe für mich haben, wie ich für dich, wenn dein Herz mich nicht entſchuldigen ſollte.

Gutall. Eine zärtliche Liebe! Er weiß, daß mein ganzes Glück von Ihr abhängt, und — mir entreißt dieß Glück der Meineidige!

Pelſer. Könnte ich das, ſo hätteſt du Recht: ſo wär ich nicht werth, dir unter die Augen zu treten. Aber, wenn das Glück, nach dem du greifſt, das ich für dich erhaſchen will, ſich mit Gewalt in meine Arme wirft, ſoll ich es mit Füßen treten? Dieß könnte mein Freund, der großmüthige Gutall verlangen?

Gutall. Hätte ich nur nicht von deiner Denkungsart ſchon Probeſtückchen gehört und geſehen!

Pelfer. Ah, beurtheile mein Maul nicht nach meinem Herzen.

Gutall. Beſſer! ſtimmte jedes mit einander überein!

Pelfer. Bey dir werde ich es doch lernen? Vernimm alſo die Geſchichte. Als du mich bey Marianen vorhin verließeſt, glaubte ich, itzt ſey der Augenblick da, den ich für dich nutzen müßte.

Gutall. Ich kann den Erfolg errathen.

Pelfer. Ich fieng deine Verdienſte und Beſcheidenheit an, bis in Himmel zu erheben : :

Gutall. Sehr unnöthig — durch Unwahrheiten will ich kein Herz erſchleichen! Nicht wahr, Sie wußte das Gegentheil?

Pelfer. Nein, Sie gab mir recht.

Gutall. Ein großes Wunder! gegen den, von dem Sie wußte, daß er mein Freund iſt.

Pelfer. Ich beklagte dich wegen der unglücklichen Blödigkeit, die dich verhinderte, deine Wünſche zu entdecken : :

Gutall. Und ſie nannte es Einfalt, Dummheit? Sie hat Recht.

Pelſer. Sie fragte: welche Wünſche?

Gutall. Und du wareſt ſo einfältig, und entdeckteſt ſie ihr, nach dem, was du ſchon gehört hatteſt?

Pelſer. Nicht anders, und ich beſchwur ſie, dich durch ihre Gegenliebe glücklich zu machen!

Gutall. Und Sie wieß mich mit Verachtung ab?

Pelſer. Nicht mit Verachtung, ſie beklagte dich, verſicherte, daß Sie dich hoch ſchätze: was aber eine nähere Verbindung beträfe, die eine zärtliche Neigung vorausſetze, ſo wäre ihr Herz widerſpenſtig genug ...

Gutall. Ach ich weiß es! ich weiß alles.

Pelſer. Indeſſen gab ſie mir einen Wink —

Gutall. Den du verſtundeſt? — Ich Unglücklicher!

Pelſer. Ich kehrte die Sache um, und fragte: was ihr Herz ſagte, wenn ich der Liebhaber wäre und du mein Freywerber?

Gutall. Und du warſt erhört?

Pelſer. Sie ſchwieg und lächelte, als wollte ſie ſagen: Ja, das iſt ein ander Ding. — Du ſahſt ſelbſt, wie ſich ihr Geſicht aufheiterte, als ihr Unwille mir die unverſchämte Lügen auspreßte, das Angebinde ſey von mir: aber ich mußte . . .

Gutall. Freylich, wenn es nicht ſchimpflich zurückgegeben werden ſollte.

Pelſer. Aber nun, beſter Gutall! Du nennſt dich meinen Freund. Wirſt du der auch ſeyn? wirſt du mir ein Glück gönnen, oder dazu behülflich ſeyn, auf das du aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht rechnen darfſt? — Du ſchweigſt! Ah ſollte der, der gern die ganze Welt glücklich machte, nur ſeinem Freunde zuwider ſeyn, da er es kann?

Gutall. Himmel! auf Koſten aller meiner Wünſche, meiner Hoffnungen, meiner Zufriedenheit, meiner Glückſeligkeit!

Pelſer. Nein, nein, Freund; um den Preis begehre ich es nicht. — Gut! ich will ſchweigen — ich will meine Empfindungen unterdrücken: aber unverzüglich! komm und fliehe mit mir: denn — foderts nicht meine Ruhe, ſo foderts — vielleicht Marianens!

Gutall. Marianens Ruhe? Und ich ſollte die nicht befördern helfen? ſie vernichten, wenn ich könnte? — und — worin war ſie ſtrafbar? — daß ihr mein Freund beſſer gefiel? — Sie oder ich, daß ich die ſtolze Hoffnung nährte, ihr gefallen zu können? Nein; fort du kleine, niedrige Selbſucht! Nein, ſey glücklich, edles Weib, und du, Freund, ſey es durch ſie! aber ſey ihrer durch Tugend werth, ſo werde ich doch noch einigen Troſt in euerm beiderſeitigen Glücke finden. Ich will mich wieder in den Arm der Weisheit werfen, und ſehen, ob ich meinen Schmerz durch ihre Gründe erleichtern kann; ich war einmal nur für die Einſamkeit erſchaffen!

Pelſer. Edelmüthiger Freund! wie dauerſt du mich! Aber nun verſteht es ſich, daß du meine Abſicht mit ausführen hilfſt? . . . Vor allen Dingen — das Geſchenk muß ich dir doch wohl wieder erſetzen?

Gutall. Wer ſie vergeſſen muß, wird auch an eine ſolche Kleinigkeit denken? . . . Mariane! dich vergeſſen? nein, das kann ich nicht! doch, wenn ich deiner Liebe nicht werth bin, ſo will ich wenigſtens deiner Hochachtung werth ſeyn!

Pelſer. Ah! laß dich umarmen! du biſt doch immer die großmüthige Seele! Zum Henker, wenn du nicht ſo ſteif wäreſt, du wärſt ein allerliebſter Junge. Mir den Gegenſtand ſeiner Liebe abzutreten? Wahrhaftig, itzt ſehe ich, daß du ein Philoſoph biſt!

Gutall. Weit weniger, als du denkſt! Mein Herz weinet und murret wider mich ſelbſt. Ich bin vielleicht ſo klein, dir dein Glück zu mißgönnen, dich zu beneiden!

Pelſer. Wer iſt glücklich, ohne beneidet zu werden? Thätſt du es nicht, ſo wär ich es gewiß weniger. — Aber, da ſiehſt du, wie die Weiber ſind! Habe ich dirs nicht immer geſagt? Eine erobernde Miene, ein neumodiſches Kleid, ein gut friſirter Kopf und eine geſpickte Börſe! und du kannſt die ganze weibliche Welt an deinen Triumphwagen ſchließen und mit fortſchleppen, wohin du willſt.

Gutall. Leider ſeh ich es, und werde es keinem vernünftigen Manne mehr verdenken, wenn er unverehlicht bleibt: denn nicht einmal Sie, Sie war eine Ausnahme . . (Er fährt zuſammen) wer kömmt?

Pelſer. Sey ruhig, Freund! Beſinne dich, daß du kein Liebhaber mehr biſt, es iſt Philipp! — Doch nur noch ein Wort! Unter meiner Situation, Bruder! möchte es manche Trinkgelder im Hauſe geben, und ich habe dir wahrlich kaum ein paar Dukaten im Sacke. Du wirſt mir doch aushelfen, wenn Noth an Mann geht?

Gutall. Meine Börſe iſt die Deinige. Fodre; ich werde mich hier nicht lange mehr aufhalten.

Pelſer. Wenigſtens nur ſo lange, bis mein Glück gemacht iſt!

Gutall (im Weggehn.) Wie konnte ich mir aber mit eben dieſem Glücke ſchmeicheln?

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Philipp. Pelſer.

Philipp. Hahahaha! Ein närriſches Weib, die alte Frau Drummer! Widers Henkers Dank be hauptet ſie, daß das Angebinde für die junge Wittwe von Ihnen käme, und ich . .

Pelſer. Und du läugneſt es, Kerl? — Prügeln ſollte ich dich!

Philipp. Es iſt ja nicht wahr! Hats nicht Herr Gutall . .

Pelſer. Nein, ich! — Schrey fein hübſch, damit man es im ganzen Hauſe höret! In ſeiner Gegenwart habe ichs geſagt, daß es von mir kömmt.

Philipp. Nein, iſts Ihr Ernſt? So unverſchämt zu lügen und ſich fremde Dinge zuzueignen?

Pelſer. Halts Maul, Herr Hofmeiſter! ſonſt . . Hahaha, der dumme Teufel tritt mir die Wittwe ab; und vor ſeinen Augen habe ich um ſie geworben, hahaha!

Philipp. Sie? Ich mag nichts hören, ſo habe ich nichts zu verantworten.

Pelſer. Du mußt! . . Ihr und dem ganzen Hauſe habe ich weiß gemacht, Er ſollte mein Freywerber ſeyn. Ich ſchreye, ich ſeufze über ihn, daß ich einen ſo kläglichen Dolmetſcher meiner Herzensangelegenheit mitgebracht habe; ſie glauben es, und Gutall glaubt es ſelber! ſo albern, ſo dumm — hahaha.

Philipp. So, himmelſchreyend! Ihren Freund, Ihren beſten Freund, der Sie ſchon ſo oft von Ihren Schuldnern durch ſeine Börſe gerettet hat?

Pelſer.. Ehre genug dafür, mein Freund zu ſeyn. Würde ich ſonſt mit einem ſolchen moraliſchen Kopfhänger, mit ſo einem Stuben- und Bücherwurme ummachen, wenn ich nicht ſeinen Beutel brauchte?

Philipp. Ah! was wird ein ſo lieber Freund nicht vollends für ein allerliebſter Ehemann werden!

Pelſer. Ehemann? Allerdings ſo einer, wie man es in der großen Welt ſeyn muß. Für der Madam ihr Geld werde ich mir nach den erſten vierzehn Tagen Equipage und eine Maitreſſe zulegen. Sieht die Madam ſauer darzu aus, ſo fahren wir zur andern. Fängt ſie an zu lärmen, ſo miethe ich mir an dem äußerſten Theile der Stadt eine petite maiſon, und gebe ihr ſo viel, daß ſie nothdürftig leben kann. Will ſie Gutall tröſten, ſo mag er. Er ſoll ſehen, daß ich auch großmüthig ſeyn kann.

Philipp. Schöne Großmuth! wenn ich einen um Haus und Hof betrüge, und ihm erlaube, daß er einmal bey mir zum Fenſter hinein gucken darf! - - Ich hoffe Madam, wirds nicht ſo weit kommen laſſen!

Pelfer. Klug von ihr, wenn ſie einen Liebhaber zur Hinterthür herein kommen läßt, indeſſen daß ich durch die vorderſte auswandere; ſie ſoll auch alsdann manchen hoflichen Beſuch von mir erhalten! Dann ſoll man erſt ſehen, ob ich in Paris geweſen bin!

Philipp. Herrliche Früchte Ihrer Reiſen! Ich dächte, Sie ließen dieſe Punkte gleich in Ehekontrakt hinein ſetzen, ſo wären Sie gleich Ihrer Sache gewiß?

Pelfer. Ha, dazu iſt ſie mir noch itzt zu deutſch. Man muß erſt den Vogel im Bauer haben, ehe man ihn will pfeifen lehren. Die alte Dummheit hängt immer noch unſern ehrlichen Landsleuten an. In Reſidenzen und an Höfen ſind ſie noch am erſten ein bischen gemodelt, dank ſey es den franzoſiſchen Komödianten und italiäniſchen Operiſten! Da ſieht man doch noch hin und wieder ein bischen das *Rouge* auf einem oder dem andern Geſichte: ein Punkt, den mir Mariane den erſten Tag eingehen muß!

Philipp. Pfuy! lieber das Geſicht gleich eingepöckelt! Nun, nun, Sie werden ſchon herrliche Sachen machen. Warum brachten Sie ſich denn nicht gleich eine ſo geformte Frau mit?

Pelſer. Weil ich den Ruhm haben wollte, mein Vaterland umgeſchmelzen zu haben.

Philipp. Schmelzen Sie nur, aber vor allen Dingen uns erſt etwas in Beutel.

Pelſer. Iſt nichts drinne, deſto weniger habe ich zu tragen.

Philipp. Ganz gut! aber wenns wahr iſt, daß Sie heurathen wollen, wo ſoll denn Geldchen herkommen? Henken wollte ich mich laſſen, wenn Sie mehr als die paar Thaler haben, die ich für ihren Treſſenhut gekriegt habe. Eine ſchöne Wirthſchaft! mein Herr und ich haben itzt einen Hut gemeinſchaftlich.

Pelſer. Ah: und das iſt keiner? (Er zeigt einen alten Filz, den er unterm Arme trägt.) Und Geld? Geld in ſchwerer Menge. Hier bezahlt Gutall. Iſts mit der Wittwe richtig, ſo bekomme ich überall auf ihren Credit ein Paar tauſend Thaler geborgt. Die Schuldner ſchweigen, in Hoffnung, bezahlt zu werden, und andere leihen mir, weil ich doppelte Intreſſe verſpreche, bis ich ſie endlich im Netze habe : : doch, daß ich nicht eins über das andere vergeſſe: mache ja im Hauſe ein recht Lärmen von meinem Vermögen! mein Guth : :

Philipp. Sagen Sie, Ihr Guthchen, wovon nicht der Ziegel auf dem Dache mehr Ihnen iſt.

Pelſer. Nichts zur Sache! — das iſt ein Guth, das ich im Erbe für achtzig tauſend angenommen! und ſchon hundert tauſend dafür gehabt habe. Meine alte Tante, die der Henker lieber heute als morgen holen möchte : : :

Philipp. Gewiß, weil ſie noch ſo viel für Sie ſpart, daß Sie einmal nicht gar verhungern dürfen.

Pelſer. Halts Maul! — Meine Tante muß ſo reich gemacht werden, daß ſie Marquiſate kaufen könnte.

Philipp. Ja, Marquiſate eines Linſengerichts werth! Nein, ſo unverſchämt kann ich nicht lügen. Ich bin der Betrügereyen ſatt; man kriegt auf die letzt eine

Münze dafür, worauf der Galgen geprägt iſt. Geben Sie mir meinen zurückgehaltenen Lohn, und damit fort!

Pelſer. Nein, nein, ſolche Vögel hält man ſo. Sey nur klug, Philipp, deine guten Tage ſollen erſt angehen. Du kannſt noch mein Kuppler werden, wenn du dich hübſch aufführſt: . . ſtill! der alte Drummer. Warte, ich will dir aufs Gleis helfen.

Siebenter Auftritt.

Herr Drummer. Die Vorigen.

Drummer. Gut, Herr Pelſer, daß ich Sie hier antreffe! Ich wollte eben Ihres Freundes wegen mit Ihnen ſprechen.

Pelſer. Sie meynen Gutall?

Drummer. Haben Sie noch Einen hier? — Es kömmt mir vor . .

Pelſer. Verzeihen Sie, ich muß gleich meinem Haushofmeiſter antworten. Er ſchreibt mir von einem vortreflichen Zuge iſabellfarbener Kutſchpferde; die darf ich nicht aus den Händen laſſen: die Poſt . .

Drummer. Die Poſt geht erſt morgen Abends, Herr Pelſer!

Pelſer. Ich werde auch auf die Poſt nicht warten. — Philipp kann auf die nächſte Station damit gehen, und eine Stafette beſtellen.

Philipp. Eine Stafette?

Pelſer. Eine Stafette, ſobald der Brief fertig iſt.

Drummer. Ich dächte aber, die Sache eines Freundes . . .

Pelſer. Vielleicht kann mein Kerl Ihnen dießfalls Nachricht geben: mir iſts itzt unmöglich! In einer Viertelſtunde — ja, in einer Viertelſtunde bin ich wieder hier. — (Heimlich zu Philippen.) Lüg' ihm die Haut recht voll!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Drummer. Philipp.

Drummer (hält Philippen, der ſeinem Herrn nach will.) Einen Augenblick, mein Freund! Der Brief iſt ja noch nicht geſchrieben: alſo hats mit der Staffette Wartens.

Philipp. Ja, aber . . .

Drummer. Nein, nein! Er bleibt. Sein Herr hats Ihm ja geheißen, und ich bitte Ihn. Ich halte Ihn für einen ehrlichen Mann,

Philipp. Vielleicht bin ich es mehr, als man für für meinen Poſten wünſcht.

Drummer. Wer iſt der *man*? — Sein Herr?

Philipp. Das nicht, er müßte es ja ſelbſt ſchlecht mit ſich meynen?

Drummer. Gut! Ich verſteh's. — Herr Pelſer will alſo einen Zug Pferde kaufen: — vermuthlich iſt er ſehr reich?

Philipp. Er ſprichts; ein Herr, wie Sie wiſſen, giebt ſeinem Bedienten nicht Rechenſchaft von ſeinem Vermögen.

Drummer. Aber, ſag' Er mir doch, wie kömmt Gutall in ſeine Geſellſchaft? ein Paar Leute, die ſich ſo gar nicht zuſammen ſchicken!

Philipp. Warum nicht? ſie ſind Beide jung. Die Schüchternheit des Herrn Gutalls, und die Lebhaftigkeit meines Herrn, würde nicht ſogar eine üble Maſſe werden, wenn ſie zuſammen geſchmolzen würden.

Drummer. Recht, mein Sohn! Sein Herr, im Vertrauen geredt, iſt manchmal einem Narren ähnlicher, als einem geſcheuten Menſchen, und Gutall würde lauter Verſtand ſeyn, wenn ihn ſeine Blödigkeit nicht albern machte.

Philipp. Wir haben alle unſere Fehler, Herr Landkammerrath! Mein Herr war gar nicht der, der er itzt iſt, als er auf Reiſen gieng. Zwar war er ein luſtiger Schöter — ein Ding, das nicht viel iſt, doch aber noch was werden kann. Herr

Gutall ſah es gern, wenn er ihn manchmal in ſeiner Einöde ſtörte! Aber die Reiſen — o die Reiſen! . .

Drummer. Klug, Herr Philipp! .... doch zur Sache die mich näher angeht! — Was wollen die beiden Leutchen hier? Herr Gutall ſcheint was auf dem Herzen zu haben, das er nicht ſagt, und ſein Herr was im Munde, das nicht in ſeinem Herzen iſt. Kurz, iſt Gutall Pelſers oder Pelſer Gutalls wegen hieher gekommen?

Philipp. Das heißt, will mein Herr nicht den Vogel abſchießen, nach dem Herr Gutall zielte?

Drummer. Getroffen, mein Sohn! — Herr Pelſer giebt bey meiner Tochter Heurathen vor: und mir ſcheints, als ob die Sachen ganz umgekehrt gelaufen wären? — Wie hälts? Aufrichtig!

Philipp. Aufrichtig! ſagten Sie nicht vorhin, Sie hielten mich für einen ehrlichen Mann?

Drummer. Und ich ſehe auch, daß Ers iſt.

Philipp. Ihre Frage nach meinem Gewiſſen zu beantworten, möchte ich gern wiſſen, wie weit die Pflichten eines ehrlichen Mannes und die Pflichten eines getreuen Bedienten gehen?

Drummer. So weit, Freund, daß, wenn er weiß, daß ſein Herr ein Schelm iſt, er nicht einer mit ſeyn muß. — Doch, ſeine Antwort ſagt mir genug, und ſeine Aufrichtigkeit ſoll ihn nicht gereuen!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Philipp (allein.)

Gut, daß er mich verſtund! Ich wollte doch meinen Herrn nicht geradezu verrathen! ... Gleichwohl Gutall — der ehrliche Gutall! — Wenn ich mirs recht überlege, ſo bin ich itzt mehr in ſeinen, als in meines Herrn Dienſten: denn der borgt mein Koſtgeld von Jenem. ... Ha! ein Einfall, wodurch ich mein Gewiſſen auf beiden Seiten befriedige! — Mein

Herr hat den Brief von Gutaſſs Oheim in der Weſtentaſche ſtecken, die er geſtern angehabt; wie? wenn ich den holte und ihn dem Alten in Weg würfe? Mein Herr weiß den Henker, ob er ihn mit dem Schnupftuche herausgeriſſen hat, oder nicht! — Herrlich! Es iſt doch was Schönes, ehrlich und nicht dumm ſeyn.

(Geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madam Freyenfeld (allein.)

Das verwünſchte Geſchenk! wie unüberlegt, daß ich es annahm! — Ich dachte, es müßte von Gutall ſeyn!... Ich muß doch das Brieſchen leſen, das dabey lag: aus Verdruß habe ichs ganz vergeßen. — (Sie zieht ein zuſammen gelegtes Zeddelchen heraus und lieſt heimlich.) Käm' es von Gutall, ſo ließ ich mir die Schmeicheley gefallen! — Vielleicht kennt mein Vater die Hand —

Zweyter Auftritt.

Herr Drummer. Madam Freyenfeld.

Mad. Freyenfeld. Ah, Sie erwartete ich, lieber Papa.

Drummer. Und dich, Marianchen, ſuchte ich. — Wie ich vermuthete — Pelſer iſt ein Betrüger. Sein Bedienter ſagt's deutlich.

Mad. Freyenfeld. Aber Gutall — warum widerſpricht er nicht?

Drummer. Weil — weil er das iſt, was er iſt, zu viel Vertrauen zu einem Narren hat, den er für ſeinen Freund hält und voller Mistrauen gegen ſich ſelbſt iſt.

Mad. Freyenfeld. Aber Pelſers Liebeserklärung! das prächtige Angebinde! — und dieß in Gutalls Gegenwart? — Nicht genug; ſein eigen Zeugniß — zwar nicht bejahet: aber auch nicht geläugnet. Er ſeufzt, ſchwitzt, ängſtiget ſich zu Tode, will fort...

Drummer. Hör nur Tochter! Alles beſtätiget, daß Gutall dein Liebhaber iſt! Pelſer ſieht, daß du ein ganz behagliches Weib für ihn wärſt, macht vielleicht dem ehrlichen Gutall weiß, daß er Hahn im Korbe ſey: und der iſt ſo treuherzig, oder ſo albern, und glaubts; aber — was haſt du hier für ein Zeddelchen?

Mad. Freyenfeld. Ein paar Verschen, die bey dem Geſchenke lagen. (Sie giebt ſie ihm.)

Drummer. Laß doch ſehen! — Das iſt ja Gutalls Hand?

Mad. Freyenfeld. Gutalls?

Drummer. Nicht anders: hier habe ich noch das Billet in der Taſche, das er mir aus dem Gaſthofe ſchrieb, als er ſich bey uns ankündigte. (Er zieht es heraus, und giebt es ihr.)

Mad. Freyenfeld. Wahrhaftig, dieſelbige!

Drummer. Was ſchreibt er denn? (Lieſt.)

Der Tag, der dich der Erde gab,
Gab da das Edelſte der Erde:
Der Himmel lächelte herab,
Weil uns der Tag, der dich ihr gab,
Die Tugend in der Schönheit gab!

O! wenn ich durch dich glücklich werde;
So iſt der Tag, der dich uns gab,
Für mich der glücklichſte der Erde!

Drollig genug! Ich möchte wiſſen, wie der Himmel lächeln könnte? — ja, ja, die Poeten haben ſolche ſchnackiſche Einfälle! . . .

Mad. Freyenfeld (die immer noch die Hände vergleichen. Geſchrieben iſts vom Gutall. Könnte er es aber nicht für Pelſern gemacht haben?

Drummer. So würde er ſich doch nicht die Hand von ihm haben führen laſſen?

Mad. Freyenfeld. Ich will ihn wenigſtens damit ängſtigen, und ihn zu einem Geſtändniſſe zu bringen ſuchen?

Drummer. Aber wozu?

Mad. Freyenfeld. Eine kleine Neugier.

Drummer. Nichts mehr? Ich dächte, du hätteſt ſchon vorhin mehr verrathen.

Mad. Freyenfeld. Je nun; zu Ihnen kann ich frey reden. Wäre es mit Gutalln ſo, wie Sie ſich verſtellen, ſo glaube ich, daß ich mit ihm nicht unglücklich ſeyn würde. Seine Blödigkeit, oder vielmehr ſein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt iſt zehnmal mehr werth, als eine unverſchämte Zuverſicht, und gewiß die Quelle vieler Tugenden. Fehlt es ihm ja an einiger Weltkenntniß: o die lernt ſich bald in der Welt. Ein nicht ganz plumper Körper läßt ſich leicht modeln, und eine nicht ganz ſchwere Zunge das bisgen Modegeſchwätz lehren. Ein Menſch, wie Pelſer aber, iſt wie eine leoniſche Treſſe: von ferne ſchimmert ſie ein bischen; in der Nähe aber guckt das ſchlechte Zeug, der leere Kopf und das fühlloſe Herz durch.

Drummer. Ich verſtehs wohl, mein Töchterchen; Gutall iſt der Text zu deinem Kommentar . . . Nun, wer wird darüber ſo roth werden?

Mad. Freyenfeld. Als ob eine Wittwe das Recht, roth zu werden, verloren hätte, da mir Gutall ein ſo ſchönes Beyſpiel giebt?

Drummer. Weißt du was? Ich werde an ſeinen Oheim, meinen alten lieben Freund Reichard ſchreiben . .

Mad. Freyenfeld. Nein, lieber Papa. Irrten wir uns, ſo würde das eine Demüthigung für mich ſeyn.

Drummer. Aha, der weibliche Stolz!

Mad. Freyenfeld. Es ſey, wenn Sie es nicht weibliche Delikateſſe nennen wollen. Der Triumph ihm ſelbſt das Geſtändniß abzudringen, Pelſern zu demüthigen und . . .

Drummer. Und meine Frau brav auszulachen? Ha, das laß ich gelten.

Mad. Freyenfeld. O nein, Papa, der wäre für Sie zu klein.

Drummer. Ah, da haſt du ſie! Sie kann uns doch nicht einen Augenblick beyſammen leiden.

Dritter Auftritt.

Frau Drummer. Die Vorigen.

Frau Drummer. Je, wo ſteckt Ihr denn? Eines kriecht dem andern nach. Die Herrlichkeit wird doch einmal ein Ende nehmen? und in die Heurath mit Pelſern habe ich, dachte ich, auch ein Wörtchen zu reden.

Drummer. Mit Pelſern? Hahaha, mit Pelſern! Daß doch die alten Weiber immer noch die jungen Pritſchmeiſter ſo lieb haben!

Frau Drummer. Die alten Weiber! o ho! ich bin noch nicht ſo alt, daß mir nicht ein junger Pritſchmeiſter lieber, als ſo ein alter Geck ſeyn ſollte, wie du biſt.

Mad. Freyenfeld. Können Sie denn nicht mit einander reden, ohne ſich zu veruneinigen, mein lieber Papa?

Frau Drummer. Uebern lieben Papa! ja doch, der liebe Papa! Hahaha.

Mad. Freyenfeld. Sie ſind eben ſowohl meine liebe Mama.

Frau Drummer (nachſpottend.) Liebe Mama! lieber Papa! liebe Meerkatze! — Ich will nun nicht Ihre liebe Mama ſeyn, wofern Sie mir nicht Pelſern heurathet.

Drummer. Und Mariane; wo du mir den Narren nimmſt, werde ich im Grabe keine Ruhe haben.

Mein ganz Vermögen will ich dem Spital vermachen!

Frau Drummer. Und mein Vermögen . .

Drummer. Dein Vermögen — Weißt du auch, daß nach unſerm gegenſeitigen Vermächtniſſe, wenn du ſtirbſt, alles mein iſt?

Frau Drummer. Und du bildeſt dir ein, ich werde eher als du ſterben? wart ein bischen!

Drummer. Man wird dich fragen. Du mußt fort, und wenn du dich noch ſo ungebärtig ſtellteſt.

Frau Drummer. Wie? ich fort? Ich glaube gar, du willſt mich mit Gifte vergeben?

Drummer. Ja, ja, mit Rattenpulver . .

Mad. Freyenfeld. Pfuy! Sie zanken, wer am erſten ſterben ſoll, und ich bin überzeugt, daß, wenn heute der Himmel über Eins von Ihnen gebieten ſollte, das andere ſich ſchwerlich würde wollen tröſten laſſen. Im Grunde lieben Sie doch gewiß einander: warum ſoll eine Kleinigkeit . .

Drummer. Es iſt auch wahr. Mariane iſt geſcheuter als wir.

Frau Drummer. Das habe ich lange gewußt, geſcheuter als du.

Drummer. Schon wieder? Ja, ja, die närriſchen Weiber müſſen das lezte Wort haben.

Frau Drummer. Erſt alt und alsdann gar närriſch? Man möchte närriſch bey ihm werden, und wenn man die ganze Weisheit im Leibe hätte!

Drummer. Richtig! andern ſizt ſie im Kopfe, dir im Leibe — aber — ich will auch kein Wort mit dir weiter reden, ich ärgere mich nur!

Frau Drummer. Nun? bin ich nicht einmal eines Wortes werth? das will ich doch ſehen. Ich will einen Lärmen machen . .

Drummer. Da lärme, ſo lang du willſt! können wir doch unſerer Wege gehen. Komm Tochter!

Frau Drummer. Nein, ich will gehen . . Damit Sie's aber nur weiß, Mariane? Einmal für allemal muß heute Verlobung ſeyn. Ich habe es Pelſern verſprochen; und damit gut. (Läuft fort, in der Scene ſtößt ihr Pelſer auf.) Alles richtig! Alles richtig!

Pelſer (küßt ihr die Hand.) O ſcharmantes Mütterchen!

Vierter Auftritt.

Pelſer. Madam Freyenfeld. Drummer.

Pelſer. Alſo ſoll ich Sie die Meinige nennen, ſchöne Wittwe?

Mad. Freyenfeld. Eine ſeltſame Neuigkeit, von der ich noch nichts gewußt habe.

Pelſer. Nun? haben Sie nicht gehört, was Ihre Mama ſagt? Alles richtig!

Mad. Freyenfeld. Richtig? Von welcher Seite?

Pelſer. Von meiner fragt ſichs nicht: verſteht ſich, von der Ihrigen!

Mad. Freyenfeld. Wiſſen Sie was, mein Vater? Ich weiß von Nichts!

Drummer. Ich eben ſo wenig.

Pelſer. Alſo ſoll ich Ihnen meine Erklärung wiederholen?

Mad. Freyenfeld. Die weiß ich: aber von meiner Einwilligung . . .

Pelſer. Sollte ſich die nicht errathen laſſen, meine reizende Freyenfeld?

Mad. Freyenfeld. So müßten Sie tiefer in mein Herz ſehen können, als ich ſelbſt.

Drummer. Nein, nein, das geht bey uns nicht ſo geſchwind!

Pelſer. Vermuthlich, mein Herr Landkammerrath, weil man zu Ihrer Zeit gewohnt war, Jahre lang zu ſeufzen, zu knieen, zu ſchmachten?

Drummer. Sehr möglich, damit man ſeine Liebhaber doch ein wenig kennen lernte.

Pelſer. Nun, Sie werden mir doch hoffentlich nicht zuwider ſeyn, wenn Ihre reizende Mariane will?

Drummer. Wenn ſie will, merken Sie ſich das, Herr Pelſer!

Mad. Freyenfeld. Und wenn mein Vater nicht will, das merken Sie ſich auch . . .

Pelſer. So wollen Sie doch, kleiner Schalk? Ja, ja: Ich leſe in dieſen glänzenden Augen Ihre Seele, und dieſe kündigen mir mein Glück an.

Drummer (der ſie lächelnd anblickt.) Und ich nicht ein Wörtchen, da ich doch ſonſt auch leſen kann.

Pelſer. Ja das macht, gutes Papachen, weil du meine Brille brauchſt!

Drummer. O ſetzte ich die auf, Herr Pelſer, ſo möchte ich vielleicht mehr ſehen, als Ihnen lieb wäre!

Mad. Freyenfeld. Und ſeltſam genug, meine Seele ſagt mir auch nichts!

Pelſer. Weil Sie es nicht verſtehen wollen. Aber laſſen Sie mich nur Dolmetſcher und Vormund derſelbigen ſeyn.

Mad. Freyenfeld. Dem Himmel ſey Dank, ich kann ſelbſt reden und mündig bin ich auch, und alſo . . .

Pelſer. Alſo, wie weit ſind wir?

Mad. Freyenfeld. Nicht um ein Haar breit weiter, als den erſten Augenblick, da ich Sie bey uns ſah. Es müßte denn ſeyn, daß ich weiß, daß Sie Luſt hätten mich zu heurathen.

Pelſer. Und brauchen Sie mehr zu wiſſen, um Ja zu ſagen?

Drummer. Das dächte ich! Herr Gutall ſoll ja Ihr Freywerber ſeyn, und der hat noch nicht ein Wort geſagt.

Pelſer. Weil er ein gelehrter Mucker, ein moraliſcher Kahlmäuſer iſt.

Drummer. Keine Schimpfwörter von dem Sohn und Neffen zweyer meiner beſten Freunde, der Sie in mein Haus gebracht hat . . .

Pelſer. Wie kann ich anders von ihm, da er nicht für mich ſpricht? Ich liebe die Wahrheit, Papachen!

Mad. Freyenfeld. Und auch ich. Blindlings werfe ich mich keinem Manne in die Arme?

Pelſer. Ah, kleine Loſe! Sollten Sie nicht den Unterſchied zwiſchen mir und Gutalln geſehen haben?

Mad. Freyenfeld. Geſehen: aber mir noch nicht alles erklärt; und eben darum will ich durch Gutall mich noch näher von Ihnen unterrichten laſſen. Als Fürſprecher und Freywerber muß er mir nothwendig einige Fragen beantworten, die ich nicht an Sie thun kann: er iſt ein Freund vom Hauſe, Sie wenigſtens für uns ein Fremdling.

Drummer (Seitwärts.) Und ein Haſenfuß.

Mad. Freyenfeld. Er, aufrichtig, beſcheiden . . .

Pelſer. Und ich?

Drummer (bey Seite.) Ein Lügner und Prahlhans.

Mad. Freyenfeld. Sie — kenne ich noch nicht genug. Er die alte deutſche Redlichkeit, voll Verſtand und Einſicht —

Pelſer (lachend.) Alte deutſche Dummheit —

Mad. Freyenfeld. Sie — ein ſehr galanter, artiger, glänzender Herr.

Drummer (für ſich.) Und Erznarr!

Mad. Freyenfeld. Befriedigt er mich in Anſehung Ihrer: je nun — vielleicht —

Pelſer. Hahaha! Sie wollen ſich gewiß über ihn luſtig machen? Nun wohl, die Freude ſollen Sie haben. Aber ein paar Schuhe zerſcharfußt er ſich gewiß bey einer ſo ſchweren Amtsverrichtung, ehe er zum Worte kommt.

Mad. Freyenfeld. Das geht auf ſeine Rechnung! kurz, ich muß einen Bürgen für Ihre Geſinnung haben; und wer iſt darzu geſchickter, als Ihr Freund, dem Sie ein Geſchäfte aufgetragen, das er, ich weiß nicht warum? nicht vollzieht.

Pelfer. Warum? Und dieß kann die witzigſte Frau fragen? und die artigſte kann in Anſehung meiner mißtrauiſch ſeyn? Lehrt das die Liebe?

Mad. Freyenfeld. Aber die Klugheit!

Pelfer. Nun! ſo ſoll denn alſo Gutall in allen Züchten und Ehren ſeine Worte für mich anbringen? Recht bürgerlich, kleinſtädtiſch!

Mad. Freyenfeld. Recht bürgerlich, kleinſtädtiſch! Das kömmt heraus, wenn man ſich mit Leuten von der kleinen Welt, mit einer Wittwe einläßt! — Ihr Freund kann mich ſprechen, wann er will. Vielleicht hat mein Vater Ihnen noch andre kleine Bedingungen vorzulegen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Drummer. Pelfer.

Pelfer. Auch Sie haben Bedingungen? Und wie heißen denn dieſe?

Drummer. Fürs erſte würde ich mir eine kleine Reformation in Ihren Sitten ausbitten, wenn Sie mein Schwiegerſohn werden wollten! denn Ihre und meine ſchicken ſich nicht gar gut zuſammen.

Pelſer. Hoffentlich werden Sie doch bey den Ihrigen anfangen? Denn im Vertrauen, die ſind jämmerlich altfränkiſch und gewiß noch von Karl dem Kahlen her.

Drummer. Schwer! ſchwer! Der Roſt ſitzt ein wenig bey mir tief; allenfalls . . .

Pelſer. Ja, allenfalls ſind wir einander nicht zur Ehe gegeben; ſondern ich heirathe Ihre Tochter. Das wär alſo abgethan.

Drummer. Nun ein anderer kleiner Auftrag! Er betrift den Ehekontrakt. Vermuthlich ſind Sie ſehr reich?

Pelſer. Ah, das können Sie fragen!

Drummer. Die Staffette läßt es vermuthen, die nach dem Zug der iſabellfarbenen Pferde ſoll geſchickt werden und — das ſchöne Angebinde, womit Sie die Freyenfeld beſchenkt haben. Indeſſen — um Lebens und Sterbens willen — muß doch jedes wiſſen, was es haben ſoll.

Pelfer. Was, was? Wenn ich ſterbe, ſo bekommt ſie mein ganzes Vermögen, und ich das Ihrige, wenn ſie ſtirbt.

Drummer. Da finden ſich bisweilen Leute, die drein reden. Ein wenig beſtimmter, möchte ich bitten!

Pelfer. Je nun, nach meinem Tode ſoll mein Ritterguth Windig ihr Wittwenſitz ſeyn, ſo wie mein übriges Vermögen an andern Gütern, Mobilien und Immobilien, Dokumenten, Argenterie, Bijouterie — wer will das alles auswendig wiſſen? — Jährlich ſetze ich ihr tauſend Thaler Nadelgeld aus . . .

Drummer. Tauſend Thaler Nadelgeld? Ey; viel! zu viel! So was hätte ich mir nicht verziehen.

Pelfer. Je ſechs tauſend, wenn Sie wollen!

Drummer. Sechstauſend? — Ach nein, das hieße die Großmuth von Ihrer Seite zu weit getrieben, ſo wie auf unſerer Seite die Begehrlichkeit, wenn wir es annehmen wollten. Geben Sie ihr die ſechs tauſend voraus, und meine Tochter mag lebensbenslang auf alles übrige Nadelgeld Verzicht thun.

Pelfer. Auch das! Papier her! ich will ihr gleich einen Wechſel darüber ſchreiben.

Drummer. Und wer bezahlt ihn?

Pelfer. Wer ſonſt als ich?

Drummer. Und wer iſt Ihr Währmann?

Pelfer. Ein Währmann? Ich, ich, ich.

Drummer. Sie müſſen mirs nicht übel nehmen. Ich kenne einmal Ihr werthes Ich nicht, und bin nach der alten Welt, wo man bey ſolchen Gelegenheiten ſchwarz auf weiß, und eine ſichere Bürgſchaft haben muß. Alſo ...

Pelfer. Je nun alſo — kennt mich ja Guſtall.

Drummer. Ja! wenn der für Sie gut ſagt? — Nun, ſo will ich hinein gehen, mit der Freyenfeld darüber ſprechen, und einen Entwurf zur Eheſtiftung aufſetzen.

Pelfer. Das thun Sie, guter Alter!

(Drummer bricht im Hineingehen in ein höhniſch Gelächter aus, das er aber zu verbeißen ſucht.)

Sechſter Auftritt.

Pelſer (allein.)

Ein abgefeimter alter Spitzbube! Merkt er, daß ich ihn fürn Narren halte, oder hält er mich dafür? Wer Teufel dachte an eine Eheſtiftung! Wenn ich Gutalln nicht prellen kann, ſo werde ich geprellt. Niemand als der Graukopf hetzt mir die Wittwe auf: — doch, ein paar Krokodilsthränen . . ha! zur rechten Zeit —

Siebenter Auftritt.

Pelſer. Gutall.

Gutall. Ich komme, mein Freund, dir zu ſagen, daß ich mich nicht lange hier mehr aufhalten werde.

Pelſer (läuft ihm entgegen, und umarmt ihn.) Luſtig Brüderchen! Wünſche mir Glück.

Gutall. Nun?

Pelfer. Alles entſchieden! Alles beſtimmt! Der alte Bocksbart ſetzt die Eheſtiftung auf: dann bringſt du deine Worte für mich an, und erhältſt feyerlich das Jawort.

Gutall. Ich? für dich?

Pelfer. Du für mich! Nicht wahr, närriſch genug? Das geht hier noch alles, wie zu der Erzväter Zeiten. Es wird mir nicht fehlen, daß ich mich noch zwiſchen zwey Bräutigamsführer, wie ein Dieb zum Galgen, mit einen Kränzchen auf dem Kopfe, in die Kirche zur Trauung werde ſollen führen laſſen! Wäre es nicht um die hübſche Wittwe und das brave Geld zu thun —

Gutall. Ich für dich?

Pelfer. Nicht anders: eine Anwerbung in aller Form — du wirſt ſchon wiſſen, was dazu gehört — das iſt die erſte Bedingung.

Gutall. Aber, da du Ihr Herz haſt: warum die Umſtände? vielleicht einen lächerlichen Auftritt zu haben? — Ich dächte, ich hätte die Komödie genug hier geſpielt?

Pelſer. Des alten Drummers Anſchlag! Er ſpricht, er kennte mich nicht: und du ſollſt ihm dadurch Bürge für meine Redlichkeit ſeyn?

Gutall. Ich Bürge für dich?

Pelſer. Ah, bin ich nicht ein ehrlicher Kerl?

Gutall. Das denke ich! zwar wär ich nicht dein Freund: — Aber, iſt deine Liebe auch ächt? nicht Eigennutz, nicht der Anfall einer Fieberhitze?

Pelſer. Ah, ſo ächt, ſo ehrlich...

Gutall. Biſt du nicht eitler, flatterhafter, leichtſinniger Bube, der ſie mit Undank belohnen, ſie bald vernachläßigen, verachten wird?

Pelſer. Nein, ſie lieben, auf den Händen tragen, anbeten, mich ganz nach ihr bilden: aber dieß muß man ja, wenn man Marianen liebt?

Gutall. O wüßte ich das! . . . aber nein, ein ſolches Opfer! — Ich? der ſie wie mein Leben ... was ſage ich? mehr als mein Leben liebt: denn zehnmal, hundertmal könnte ich dieß für ſie hingeben! — ich ſoll . . .

Pelſer. Du ſollſt durch einen kleinen Sieg über den Eigenſinn der Liebe, einen Freund zum Gipfel des Glücks erheben, und deine Großmuth krönen.

Gutall. Ein kleiner Sieg? nenne den größten und er wird dagegen verſchwinden. Doch es ſey, wenn es nicht anders ſeyn kann. Ja, ich will meine Liebe unterdrücken, will für dich reden — was ich reden kann.

Pelſer. Was anders, als Gutes?

Gutall. Lege deine Hand aufs Herz, und prüfe dich!

Pelſer. Ah! es iſt ja eine alte Maxime unter dem andern Geſchlechte, daß die liederlichſten Kerle die beſten Männer abgeben.

Gutall. Das werde ich ſehen. Ehe ich aber deiner Foderung eine Genüge thue, ſo verſprich mir aufs heiligſte, daß du nach und nach deine jugendlichen Fehler ablegen, der gefälligſte, freundlichſte, liebreichſte Ehemann, ein guter Vater, ein aufmerkſamer Hauswirth ſeyn willſt —

Pelſer. Alles, alles! ein Heiliger, ein Engel! Du ſollſt über meine Beſſerung erſtaunen. — Haſt du auch Luſt, ſie als Frau bisweilen zu beſuchen? da haſt du meine Hand; ich will nicht muxſen, will dich Mutterſeel' allein mit ihr laſſen.

Gutall. Immer ein Narr! Sagteſt du mir dieß im Ernſt, ſo würde ich dich verachten.

Pelſer. Ja freylich; du ſollſt aber bloß daraus die Größe meiner Freundſchaft beurtheilen. Laß ſehen, wie weit die deinige geht? Es iſt keine Sorge mir übrig, als der verdammte alte Gaudieb! er ſchwatzt mir von Wittwengehalt, von Kontrakten, Ehepakten, und ich weiß ſelbſt nicht von was für Poſſen vor.

Gutall. Nicht mehr als billig: und du? —

Pelſer. Ich habe alles verſprochen.

Gutall. Ohne zu wiſſen, was?

Pelſer. Je nun, das ſoll ja die Eheſtiftung ausweiſen?

Gutall. Wenn du es nun nicht zu halten vermagſt?

Pelſer. So denke ich, halte wer's kann. Iſt ſie klug, ſo fodert ſie ſo was nicht; iſt ſie närriſch, ſo bekömmt ſie es nicht. Auf alle Fälle will er deine Bürgſchaft.

Gutall. Ich werde die Bedingungen hören. Für ſie, — ach für die liebenswürdigſte ihres Geſchlechts werde ich alles thun können: für dich — ſo viel du verdienen wirſt. — Ah, du ſagteſt, daß du nichts bey dir hätteſt: hier ſind funfzig Dukaten! (er giebt ihm eine Börſe) vielleicht brauchſt du ſie itzt. Ich habe auch einen Ring, den ich ihr beſtimmt hatte. — O wer hätte glauben ſollen, daß du . . . Himmel! — Sie ſelbſt . . (indem er den Ring abziehen will, tritt Madam Freyenfeld herein.)

Achter Auftritt.

Madam Freyenfeld. Gutall. Pelſer.

Pelſer (küßt ihr die Hand.) Kommen Sie, engliſche Wittwe! Hier bringe ich Ihnen meinen Redner, deſſen Fürſpruch mir das Glück Ihrer Hand verſchaffen ſoll . . (höhniſch zu Gutall.) brüſte dich, Freund, daß meine Göttin dein Wort ſo geltend macht!

Mad. Freyenfeld. Nicht anders! Aus ſeinem Munde werde ich mein Schickſal hören. Ich wünſchte aber, daß Sie, Herr Pelſer, meinen Vater und meine Mutter herholeten, damit ſie Zeugen meiner Erklärung wären. Herr Gutall kann mir indeſſen Ihre Abſichten erklären! — (Sie ſieht Gutalln ſehr nachdenklich an) Seinen Wünſchen werde ich nichts verſagen.

Pelſer. Nun, ſo wünſche, Gutall, daß wir heute noch ein Paar werden mögen, wünſche, daß — (Er redet ihm ins Ohr.) Hörſt du? — (zu ihr heimlich.) Machen Sie ſich recht luſtig; denn das iſt doch Ihre beshafte Abſicht? .. Ah, ein Küßchen auf Abſchlag! (Er will ſie küſſen.)

Mad. Freyenfeld (ſtößt ihn zurück.) Vergeſſen Sie nicht, daß ich von meinem künftigen Bräutigam die Beſcheidenheit vor allen Dingen verlange.

Pelſer. Kleiner Schalk! Sie ſollen mir ſie Zeit genug noch abfodern. Eine junge Wittwe und ſo verſchämt? hahaha! — Nun, bald auf Wiederſehen!

(Geht ab.)

Gutall (bey Seite.) Ein unverſchämter dreuſter Bube!

Neunter Auftritt.

Madam Freyenfeld. Gutall.

Mad. Freyenfeld (zu Gutall, der die ganze Zeit über voll Ehrerbietung in der Entfernung geſtanden.) Nun, mein lieber Gutall? Sie wiſſen alſo, daß ich das von Ihnen hören will, was Pelſer bey mir vorgiebt. Weg mit der Blödigkeit bey einer Freundin, wie ich es von Ihnen bin! — Entdecken Sie mir Ihr Herz ſo frey, als Ihnen das meinige offen ſtehen ſoll.

Gutall (weit dreuſter als zuvor) Das will ich, Madam. Ich will es wagen, für einen Freund einen Fürſpruch zu thun . .

Mad Freyenfeld. Für einen Freund? Wiſſen Sie gewiß, daß er Ihr Freund iſt? —

Gutall. Ich glaube es, Madam. Er hat zwar auf ſeinen Reiſen gewiſſe jugendliche Thorheiten angenommen, die mir nicht gefallen; aber vielleicht iſt mein Charakter daran Schuld, daß ich es bloß für Thorheiten halte, vielleicht iſt ſeine Dreuſtigkeit eben das, was man haben muß, um zu gefallen, und deswegen ein Vorzug! und, wenn es ja nicht wäre, ſo iſt es gewiß ein Fehler, der bey reifern Jahren ſich von ſelbſt verliert.

Mad. Freyenfeld. Aber ein mir ſehr verhaßter Fehler! und — wenn er ſich nun nicht verlöre?

Gutall. Alter giebt Erfahrung und dieſe macht weiſe.

Mad. Freyenfeld. Noch beſſer, wenn man dieß nicht erſt abzuwarten braucht! Ich liebe die Beſcheidenheit; und daß Sie, lieber Gutall, dieſelbe nicht weniger lieben, zeigt mir Ihr Beyſpiel.

Gutall (verwirrt.) Beſchämen Sie mich nicht! — Freylich iſt frühe Weisheit beſſer als ſpäte; doch wo nur ein gutes edles Herz iſt . . .

Mad. Freyenfeld. Haben Sie dieß Herz geprüft? — Erzählen Sie mir doch von ſeiner Großmuth einige Proben.

Gutall. Ich vermuthe es allezeit, Madam, ſo lange ich keine Beweiſe vom Gegentheil habe.

Mad Freyenfeld. Dieß wäre allenfalls ein Beweis von Ihrem guten und edlen Herzen, aber nicht von dem ſeinigen. Von dem wünſchte ich Proben zu hören.

Gutall. In der That iſt mir mein Gedächtniß nicht treu genug. Allgemeine Gefälligkeiten . .

Mad. Freyenfeld. Würden nicht viel beweiſen: aber weiter?

Gutall. Und dann hat ſich auch noch keine Gelegenheit gezeigt, ihn zu Beweiſen aufzufordern: kein Zweifel, ich könnte ſie von ihm erwarten. Aber für mich findet ſich eine. — Ach, Madam! wie glücklich könnten Sie ihn machen!

Mad. Freyenfeld. Wodurch?

Gutall. Fragen Sie nicht. Sie wiſſen es ſchon mehr, als zu gut! Durch Ihre Hand, durch Ihr Herz . .

Mad. Freyenfeld. Was? mein Herz? Glauben Sie, daß ich meine Hand ohne dieß vergeben werde?

Gutall. Wie, Madam? — Beſitzt er nicht das erſte, und haben Sie meinem Freunde nicht ſo gut, als gewiß, Ihre Hand verſprochen, indem Sie meine Anwerbung, meinen Fürſpruch zur Bedingung gemacht haben?

Mad. Freyenfeld. Wie aber? wenn ich Ihnen ſage, daß ich nie dieſen Furſpruch von Ihnen erwartete?

Gutall. Wie ſo, Madam?

Mad. Freyenfeld (ſieht ihn ſtarr an.) Sah ich Sie nicht noch vor wenig Augenblicken, als den größten Verbrecher vor mir ſtammeln? zittern? Kaum konnte ich Ihnen ein Wort entreißen; ja, bey meinem freundſchaftlichſten Zureden eilten Sie wie ein gejagtes Reh von mir? Konnte ich mir nur im Traume einfallen laſſen, daß Sie mir mein Herz für einen Menſchen abfodern würden, den ich nicht kenne, und Sie gewiß — eben ſo wenig! Woher die Verwandlung?

Gutall (bey Seite.) Himmel! — was ſage ich! ... (furchtſam.) Madam, — die Sache — eines Freundes, — ſein Glück, — Ihre Wahl —

Mad. Freyenfeld. Meine Wahl? —

Gutall. Wie kann ich nach dem zweifeln, was mir Pelſer geſaget ..

Mad. Freyenfeld. Geſagt, oder gelogen. Warum fragten Sie mich nicht darüber? Ich war ja wohl die erſte Inſtanz? Noch mehr; warum war der Eifer für

Ihren Freund nicht die vorigen Tage und Stunden ſo geſchäftig? —

Gutall (immer blöder.) Meine Furchtſamkeit — der Eindruck, den ſeine guten Eigenſchaften…

Mad. Freyenfeld. Was für gute Eigenſchaften? Ein ſchön friſirter Kopf ohne Gehirn, ein Gewäſche ohne Sinn, ein lächerlicher Stolz ohne Würde, eine Prahlerey auch ohne das geringſte Verdienſt, eine Freundſchaft ohne Redlichkeit, voller Bosheit, Lügen niederträchtiger Tücke? — O Gutall! Was muß ich in Ihren Augen für eine Perſon ſeyn, daß Sie mir zutrauen, ein ſolcher Mann könne auf mein Herz einen Eindruck machen!

Gutall. Ich — erſtaune — dieß wäre — mein Freund? — Wollen Sie vielleicht nur meine Freundſchaft prüfen?

Mad. Freyenfeld. An Ihrer für ihn habe ich ſo wenig gezweifelt, als ich nunmehr ſeiner Verräthegewiß bin?

Gutall. Womit — hat der arme Menſch, der ſich ſeinem Glücke ſo nahe glaubt, den traurigen Verdacht verdient?

Mad. Freyenfeld. Und womit Ihre Vertheidigung? Doch genug; nun nicht ein Wort weiter von ihm!

Gutall. Der Unglückliche! — Alſo erlauben Sie . . .

Mad. Freyenfeld. Ich erlaube Ihnen nicht nur, daß Sie hier bleiben . . .

Gutall. Nein — Sie zu verlaſſen, wollte ich bitten.

Mad. Freyenfeld. Und ich Sie, hier zu bleiben. Ich habe noch ein Wörtchen mit Ihnen und von Ihnen zu ſprechen.

Gutall (äußerſt betreten.) Mit mir? — von mir?

Mad. Freyenfeld. Nicht anders. — Von wem ſind dieſe Verſe? — (Sie zeigt ihm das kleine Gedicht auf ihren Geburtstag.) Ich will es durchaus wiſſen!

Gutall (fängt an am ganzen Leibe zu zittern.) Zürnen Sie nicht, Madam — ſie ſind abſcheulich! — ich bitte — geben Sie mir dieſelben zurück — mein Freund . . .

Mad. Freyenfeld. Alſo ſind ſie von Ihnen? ſie haben meinen ganzen Beyfall, und ich gebe ſie Ihnen nicht wieder.

Gutall. Ah! — mich zu demüthigen! Laſſen Sie mich . .

Mad. Freyenfeld. Nein, nein, mein ehrlicher Gutall! Da Sie ſo aufrichtig ſind, ſo muß ich mehr fragen; . . verzeihen Sie der weiblichen Neugierde! — Sagten Sie denn die drey letzten Zeilen:

»Ach! wenn ich durch dich glücklich werde,
So iſt der Tag, der dich der Erde gab,
Für mich der glücklichſte der Erde!« —

Sagten Sie dieſe Verſe in Ihrem oder Pelſers Namen?

Gutall. Wie grauſam, Madam! Ich vergehe vor Schaam! . . laſſen Sie mich — nur fort! Nimmermehr will ich Ihnen wieder vor die Augen kommen, — ich bin beſtraft genug!

Mad. Freyenfeld (ein wenig ungeduldig.) Aber, Sie ſind auch ein unausſtehlicher Menſch!

Gutall. Ja ja, das bin ich! — nicht werth, . . leben Sie wohl, Madam! — auf ewig . .

Mad. Freyenfeld. Wenn Sie meine Ruhe und mein Glück nur ein wenig lieben, ſo bleiben Sie — hören mich aus. — Iſt es ein Verbrechen, einen ſo zärtlichen und ſanften Wunſch zu thun? (Sie wiederholt die Verſe und ſieht ihn mit der größten Zärtlichkeit an.)

„Ach! wenn ich durch die glücklich werde!
So iſt der Tag, der dich der Erde gab,
Für mich der glücklichſte der Erde!“

Kennen Sie denn nicht die Eitelkeit unſers Geſchlechts, wie gern es ſich Süßigkeiten verſagen läßt? — ach, Gutall! ⸗ ⸗

Gutall (ganz außer ſich.) Aber meine Einfalt — meine Verwegenheit ⸗ ⸗ Madam! heißen Sie mich aus Ihren Augen gehn!

Mad. Freyenfeld. Nicht ſo, Herr Gutall! ich muß noch mehr wiſſen. — Alſo war das ſchöne Geſchenk wohl auch von Ihnen? — (lächelnd.) Die Zitternadel hätte Sie bald verrathen ſollen!

Gutall (bey Seite.) Ich verdiene dieſen Spott! — (zu Mad. Freyenfeld.) Madam, mein Freund hat Ihnen ja ⸗ ⸗

Mad. Freyenfeld. Ihr Freund iſt ein Lügner: ich habe es Ihnen ſchon geſagt. ⸗ ⸗ Kurz, ich will es wiſſen.

Gutall. Gewiß, Madam, um die Kleinigkeit zu verſchmähen, die mein Freund . .

Mad. Freyenfeld. Ihr Freund oder Sie — wer gab es? heraus damit! Iſt es von jenem? weg damit! — Von Ihnen? — (Freundlich.)

Gutall. Welche Güte, wenn Sie es würdigten, von mir . . (Er fähret zuſammen.)

Mad. Freyenfeld. Alſo von Ihnen? — Gut, ſo behalte ich es und danke Ihnen dafür: . . doch — was haben Sie hier für einen vortreflichen Ring am Finger?

(Sie thut, als ob ſie den Ring erſt gewahr würde, den er Velſern geben wollte: nimmt ihn bey der Hand und zieht ihm denſelben ab.)

Gutall. Madam — ich war im Begriffe — ihn meinem Freunde . . er iſt ſein, und — war für Sie beſtimmt!

Mad. Freyenfeld. Seine oder Ihre? — die Wahrheit!

Gutall. Ich habe ihn zwar . . ach! Madam! — was haben Sie für grauſame Abſichten?

Mad. Freyenfeld. Grauſam genug; denn, im Falle, daß er von Ihnen iſt, hätte ich wohl Luſt ihn zu behalten. — Soll ich?

Gutall. Madam! mein ganzes Vermögen . . ein Glück für mich, — daß er Ihnen gefällt! . . aber noch glücklicher, wenn Sie ihn im Namen eines Freundes, als ein Zeichen . .

Mad. Freyenfeld. Hier iſt Ihr Ring!

Gutall (zitternd und bebend.) Er iſt — iſt von mir.

Mad. Freyenfeld. Gut, ſo iſt er mein, und Niemand ſoll mir ihn entreißen! — (ſie ſteckt ſich ihn an Finger, ſieht ihn an, und küßt ihn) O der allerliebſte Ring!

Gutall. Madam — ach! — Ich weiß nicht, wo er bleibt? (Er wiſcht ſich die Stirne.)

Mad. Freyenfeld. Wer?

Gutall. Mein Freund . .

Mad. Freyenfeld. Mit Ihrem verwünſchten Freunde! Er bleibe, wo er wolle! Wird Ihnen die Zeit bey mir ſo lang, daß Sie nach ihm ſeufzen? und ich? — O! Tagelang wollte ich mit Ihnen ſchwatzen! Ewig . .

Gutall (hitzig.) Himmel! Iſt es Ihr Ernſt? . . (Erſchrocken.) O — vergeben Sie — meiner Verwegenheit — Ich weiß nicht . . (Er ſieht ſich ängſtlich um, ob nicht jemand kömmt.) Wie wird mir! da kommen ſie!

Zehnter Auftritt.

Herr Drummer. Frau Drummer. Pelſer.
Philipp. Gutall. Madam Freyenfeld.

Gutall. (heimlich zu Pelſern.) Wo bleibſt du, Verräther? — Ich bin in Todesängſten!

Pelſer (zu Madam Freyenfeld.) Nun, hat er ſeine Sachen gut gemacht?

Mad. Freyenfeld. Vortreflich! ich bin mit ihm ſo zufrieden, daß . .

Pelſer. Daß Sie nun mein Glück nicht einen Augenblick aufſchieben werden? ja, ja, engliſche Mariane. Alle Schwürigkeiten ſind gehoben, und hier

— Herr Landkammerrath, hier iſt der Mann, (er zeigt auf Gutall) der für mich gut ſagt.

Drummer. So, Herr Gutall? Sie verſprechen das? — Nur noch eine kleine Bedenklichkeit!

Pelſer. Noch eine Bedenklichkeit?

Frau Drummer. Bedenklichkeit! Hahaha. Bey einem Manne, wie Pelſer, Bedenklichkeiten! bleibe Er doch nur einmal mit ſeinem Gewäſche zu Hauſe!

Drummer. Weiber waſchen. — Ein Glück für mich, daß Sie nicht mehr jung iſt, da Sie ſich ſo leicht über die Bedenklichkeiten wegſetzet!

Frau Drummer. O, gewiß und wahrhaftig, Er verdiente, daß ich gleich wieder jung würde, ich wollte Ihn . .

Drummer. Ja, wenn Andre wollten: aber . .

Pelſer. Nun, nun, Friede, mein liebes Pärchen! . . Herr Drummer, verſparen Sie ihre Bedenklichkeiten bis darnach; und Sie, mein liebes Mütterchen, eine kleine Geduld! Meine ſchöne Braut kann ja dem Streit auf einmal ein Ende machen!

Mad. Freyenfeld. Ja, ja, das will ich thun, und ich gebe . .

Drummer (hält ihre Hand zurück.) Nein, nein, die Bedenklichkeit iſt, — daß ſie zu ſpät kommen möchte, wenn man ſie verſparte. (Er zieht den Brief von Gutalls Onkel heraus.)

Gutall (bey Seite.) O wie klopft mir mein Herz! — beneidenswürdiger Pelſer!

Frau Drummer. Wieder was Neues! raſend möchte ich werden!

Drummer (zu Frau Drummer.) Das iſt ſie ſchon. — Da habe ich die Eheſtiftung aufgeſetzt, und die muß nothwendig erſt abgeleſen werden.

Philipp (bey Seite.) Itzt wird mir brühſieden heiß! es muß doch mit dem Gewiſſen ſo ganz richtig nicht ausſehen.

Drummer (ſucht die Brille heraus, ſetzt ſie auf die Naſe und legt den Brief aus einander.) Das Briefchen entdeckt mir eine Sache . .

Frau Drummer. Ich närriſch? Närriſch ſelber! Eheſtiftung? Narrenspoſſen! Ins Tollhaus!

Gutall. Himmel! das iſt meines Oheims Brief! · ·

Mad. Freyenfeld. Was?

Pelzer (ſchleicht hinzu.) Laſſen Sie doch ſehen! — (Er reißt ihm den Brief aus den Händen, und ſteckt ihn ein.) Sie haben ſich vergriffen: das iſt ein Brief, der meinem Freunde zugehört, und keine Eheſtiftung! Sie werden doch nicht anderer Leute Briefe leſen wollen?

Frau Drummer (ſchlägt ein großes Gelächter auf.) Recht ſo! recht ſo! hahaha. (Zu ihrem Manne.) Anderer Leute Briefe leſen zu wollen? Hahaha.

Drummer. Und anderer Leute Briefe unterzuſchlagen: was iſt das? Doch, ich weiß den Inhalt · · ·

Gutall. Nein, Herr Drummer, es iſt mit meinem Willen geſchehen.

Drummer (unwillig.) Alſo laſſen Sie ſich mit Willen für den Narren halten?

Frau Drummer. Je, zu was wäre er denn ſonſt nütze? Hahaha!

Philipp (bey Seite.) Ein liebes Weib!

Mad. Freyenfeld. Laſſen Sie es gut ſeyn, mein

Vater. Der Brief enthalte, was er wolle; meine Entſchließung iſt genommen, und ich gebe..

Frau Drummer. Recht ſo! klug! Hahahaha; Pelſer, greif Er zu!

Mad. Freyenfeld. Der beſcheidenen Tugend, der verſchwiegenen Demuth meine Hand und mein Herz, und das ſind — Sie, edelmüthiger Gutall! (Indem Pelſer auf ſie zugeht, kehrt ſie ihm den Rücken, geht auf Gutalln zu und nimmt ſeine Hand.) Ja, ich weiß, Sie lieben mich! Ich werde Sie ewig lieben, um Ihren Verräther, ſo wie er es verdient, lebenslang zu verachten!

(Sie ſehen alle einander an: Philipp beißt ſich in Finger und lacht höhniſch: Pelſer ſtampft auf die Erde: Drummer ziſcht ſeine Frau aus.)

Gutall. Ich bin des Todes vor Entzücken — vor Schrecken! Ach! Mariane! — Sie errathen meine ganze Empfindung! Aber — aber — ſpotten Sie auch meiner?

Frau Drummer. Ja, ja, luſtig, luſtig! Hahaha; nicht wahr? — (Zu Pelſern.) Geh Er her, kleiner Affe;

Mad. Freyenfeld. Gutall, laſſen Sie endlich Ihr Mißtrauen gegen ſich ſelbſt fahren, und ſeyn Sie einmal gegen ſich ſelbſt gerecht. Sie ſind ein tugendhafter Mann! dieß muß Ihnen Ihr Herz und Gewiſſen ſagen, ſo wie Pelzer ein Betrüger iſt, der Sie und mich zu hintergehen ſuchte, und ihr unbehutſames Vertrauen und ihre übertriebene Schüchternheit aufs ſchändlichſte mißbrauchte. Ich verdiente nicht glücklich zu ſeyn, wenn ich nicht eine Zärtlichkeit zu ſchätzen wüßte, die fähig war, ſich für mich aufzuopfern, bey einer Täuſchung durch die ſie eigentlich in Haß hätte verwandelt werden ſollen. Nein, edler Gutall! An Ihrer Seite will ich das Glück der ehelichen Eintracht und Liebe ſchmecken, und mich bemühen, Sie eben ſo glücklich zu machen, als ich es gewiß durch Sie zu werden hoffe.

Gutall (außer ſich.) Ach! ich erliege unter der Wonne, die mein Herz durchſtrömt, vortrefliches Weib!

Drummer. Dem Himmel ſey Dank! Wie wohl iſt mir, daß mein Geld einmal in gute Hände kommen ſoll.

Gutall. Mein Stammeln ſage — Ihnen meine Empfindung — ich kann ſie nicht ausſprechen — aber — das weiß ich, — daß ich itzt — daß ich itzt den Vorſchmack des Himmels fühle! —

Frau Drummer. Nun? ich dächte, ich hätte auch noch ein Wörtchen darein zu ſprechen. Herr Pelſer . .

Pelſer (der bisher ganz betäubt geſtanden.) Komm Philipp!

Philipp. Ich ſehe, daß hier Ehrlichkeit gilt, — ich bleibe.

Drummer. Recht, Herr Philipp bleibt.

Frau Drummer (faßt Pelſern beym Ermel.) Wie Söhnchen? Sie wollten . . .

Pelſer. Ihr ſeyd alle zuſammen Narren, und Mutter Drummer die gröſste.

(Er geht pfeifend davon.)

Frau Drummer. Ich eine Närrin? der Galgenſtrick! Warte, warte! (Sie läuft ihm nach.)

Mad. Freyenfeld. Da ſehen Sie, wer der war, den Sie für Ihren Freund hielten. Sie ſollen mehr erfahren. Mißtrauen gegen ſich ſelbſt iſt gut, wenn es zur Wachſamkeit über unſere Handlungen führet: aber zuviel lehrt uns unſern eignen Werth verkennen, und niederträchtige Menſchen ihn mißbrauchen.

Ende.

Die
Matrone von Epheſus.

In Einem Aufzuge.

Geſchrieben im Jahr 1744.

Et leuis erectae conſurgit ad oſcula planta.
Nulla viri cura interea, nec mentio fiet
Damnorum — —

JUVEN.

Perſonen:

Antiphila, eine Wittwe.
Dorias, ihre Bediente.
Xarion, ein Soldat.

Der Schauplatz ſtellt ein Grabmahl vor.

Erſter Auftritt.

Antiphila und Dorias (ſtehn in einer Gruft bey dem Grabmahle.)

Antiphila (ſingt.)

O Tod, du Mörder aller Freuden,
Nun haſt du deinen ganzen Raub!
Frohlock' in meinem tiefen Leiden,
Und wandle ſein Gebein in Staub!

Schnell kannſt du freylich Herzen trennen,
Vereint durch Liebe, Treu und Pflicht:
Doch ſollſt du es nicht lange können:
Denn ewig trennen kannſt du nicht.

Hier will ich ſchmachten, ächzen, weinen,
Und ſterben, um das ſüße Band
Im Grabe wieder zu vereinen,
Das du im Leben haſt getrannt!

Dorias.

Ich bin des Klagens ſatt; Sie, liebe Frau, noch nicht? —
Da mich der Hunger quält, und Speis und Trank gebricht,
So fehlt zum Seufzen Kraft, und Waſſer fehlt zum Weinen —
Und, welch ein Aufenthalt bey modernden Gebeinen!
Ein grauenvoller Sarg, in einer tiefen Nacht,
Die eines Lämpchens Schein noch fürchterlicher macht?

Antiphila.

Ach! ſo iſt dieß die Treu, die du mir zugeſchworen!
Hat ſich dein Mitleid ſchon ſo ſchnell für mich verloren,
Daß deine Lüſternheit ans Leben denken kann?

Dorias.

Die Sache ſagt ſich leicht, und iſt nicht leicht gethan.
Jetzt weinen wir — warum? Wahrhaftig um zu weinen;
So ſüß die Thränen auch im erſten Ausbruch ſcheinen,
So beißt doch, merk ich wohl! ihr Salz: und allgemach,
Denk' ich dem, was wir hier erwarten können, nach.
Ja, wenn die Todten noch im Finſtern ſehen konnten;
Wenn wir hier ſingen, uns ein offnes Ohr vergönnten,
Und gut bewirtheten? — doch was hilft Sang und Klang?
Der Todt' und Lebende weiß es uns keinen Dank.
Nach unſerm Tode wird kein Mann die Einfalt haben,
Aus Liebe ſich mit uns lebendig zu begraben.
Iſt ein Exempel da? wer ſtarb in Epheſus
Um ſeine Frau, wie wir, um unſern Eutychus?
Ich weiß, daß Mancher gern das Fährgeld doppelt zollte,
Wenn Charon mit der Frau bey Zeiten reiſen wollte.

Antiphila.

Schweig, Närrin, dieſes gilt bey feilen Seelen nur!
Doch Er, mein Eutychus, wie oft er mirs beſchwur,
Mich keinen Augenblick, ſtürb' ich, zu überleben!

Dorias.

Hat er von dieſem Schwur itzt Rechenſchaft zu geben?
Wohl ihm! ſein früher Tod erſpart ihm dieſe Müh;—
Und einen ſolchen Schwur, Madam, erfüllen Sie?
Ich ſchwöre, hätten Sie vor ihm ſo ſterben wollen,
Wie theuer hätten Sie die Neugier büßen ſollen!

Antiphila.

Du weißt nicht, daß der Tod ſtark wie die Liebe iſt,
Nicht, was Antiphila für Seligkeiten mißt,
Nicht die in lauter Lieb' und Luſt verfloßnen Stunden,
Nicht, welchen Himmel ich in ſeinem Arm empfunden!

Dorias.

Gar ſchön, ich glaub' es wohl, wenn uns ein Jüngling küßt,
Und uns durch Tändeln, Scherz, die Lebenszeit verſüßt!
Wie aber? auch alsdann, wenn nun dem armen Narren
Der Tod die Glieder lähmt, und Arm und Lippen ſtarren?
Der Liebe Glück beſteht in Leiden und im Thun —
Ein männliches Geripp was hilft uns dieſes nun?
Kein Gärtner pfropft den Baum, dem Saft und Wurzel fehlet; —
Je, iſt er einmal todt, was hilft's, daß man ſich quälet?
Nein, was mich anbetrift; ſtirbt mir einmal mein Mann,
So ſeh' ich, wo ich gleich den andern finden kann.

Antiphila.

Mit ihm kam Scherz und Luſt, vor ihm flohn Gram und Sorgen;

Sein Glück war auch mein Glück, und nie erſchien ein Morgen,
Der mich nicht voll Gefühl in ſeinen Armen ſah! —

Dorias.

Ein unvergleichlich Ding um das Gefühl, ja ja! – –

Antiphila.

Wie fröhlich grüßt' ich ſtets die ſtillen Abendſchatten!
Wie zärtlich ſcherzten wir auf jenen grünen Matten!
Es ſchwieg der ganze Hain; nur eine Nachtigall,
Ein fliſternd ſanfter Weſt, und naher Waſſerfall,
Die unſre Liebe mehr beſoderten, als ſtörten,
War unſre Brautmuſik, und was wir um uns hörten.
Ah, welch ein Leben!

Dorias.

Gut! alles! Herrlich! Schön!
Doch alles das, was hilfts, daß es vordem geſchehn.
Was hilfts, wenn jener Krug vor Zeiten ganz geweſen?
Vor Zeiten Wein gehabt, ſtark, ſüß und auserleſen?

Giebt es nicht andern Wein, der ſich auch trinken
läßt?
Ein Mann iſt ja noch nicht der ganze Männer Reſt. —

Antiphila.

Ah, eine ganze Welt voll Männer, doch nur Einer
War er, und in der Welt iſt, ſo wie Er, nun
Keiner.
Ja, theurer Ueberreſt von meinem beſten Mann,
Geliebter Leichnam! dich, dich bet ich ewig an!
Auf ewig will ich mich hier neben dir verſchließen,
In heißen Thränen ſoll mein Lebensreſt verfließen:
Dieß Naß ſey nur mein Trank! dein kalter Kuß mein
Brod!
Und ſo erwart' ich bald hier neben dir den Tod.

Dorias.

Ich aber kann noch wohl des Lebens Laſt ertragen:
Und wider Ihre Koſt empört ſich laut mein Magen.
Kurz, da es länger währt, als . . .

Antiphila.

Ah! weh mir und dir! —
Was hör' ich? hörſt du nicht? — Man öffnet unſre
Thür. —

Dorias.

Hätt' ich mit Ihnen doch den Weg nie hergenommen!
Ah! wenn der todte Herr den Rückpaß dort bekommen,
Um auf Ihr Klaggeſchrey Sie in das Schattenreich
Jetzt nachzuholen: ey, das wär ein ſchöner Streich!

Zweyter Auftritt.

Karion. Vorige.

Karion (für ſich.)

Beym Zevs! hier iſts! Mich hat kein falſcher Wahn betrogen;
Der Lampe Schimmer iſts, der mich hieher gezogen;
Hier muß die Stimme ſeyn, die ſo bezaubernd ſang,
Daß mir der Silberton bis in die Seele drang — —
(Er ſieht ſie, und erſchrickt.)
Was ſeh ich? ganz allein? in einer Grabeshöle!
Zwo Schönen, wie der Tag! und weiter keine Seele?
Zum Element! mich ſchreckt doch kein Geſpenſt?

Dorias (kömmt hervor.)
— — Nein, nein;
Zu artig möchten wir doch für Geſpenſter ſeyn? —
Doch biſt du von dem Gott der Höllen der Geſandte,
So geh, woher du kömmſt! wir werden nicht Bekannte.
Für einen Höllen-Sohn ſieht zwar der Herr zu gut,
Und irrt mein Auge nicht, ſo hat Er Fleiſch und Blut?

Karion.
Das dächt' ich! Fleiſch und Blut. Doch ſprich, wer biſt denn du?
Wer iſt die Grazie? was ſtöret ihre Ruh?
Wie kömmt ſie in die Gruft? Iſt ihr ein Leid geſchehen?
Mein Muth, mein Arm, mein Schwert ſoll euch zu Dienſten ſtehen.

Dorias.
Dort liegt er — mauſetodt!

Karion.
Und was hält euch zurück?

Dorias (zur Antiphila.)

Ah! darf ich ſchwatzen? Itzt für mich kein kleines Glück!

Antiphila.

Wenn Er dich hören will? Was brauch' ichs zu verheelen!
Mein Schmerz iſt Ruhm für mich. Empfindungsvollen Seelen
Iſt fremdes Mitleid auch oft Lindrung in der Pein
Des Unglücks, das ſie trift —

Karion.

Das muß ſehr wichtig ſeyn!

Dorias.

Nachdem mans nimmt! Mich däucht, dazu müßt' erſt auf Erden
Der Mißwachs allgemein an Junggeſellen werden:
Denn, ſieht Er, dieſes Weib beweinet ihren Mann. —
Nie war ſich leicht ein Paar wie dieſes zugethan:
Sie zankten, ſchmollten nie, ſo viel als ich erfahren,
Ob ſie gleich Mann und Weib ſchon ſeit — drey Monat waren.

Wie Schade! daß der Tod dieß Glück ſobald verdarb! —
Denn, der geliebte Mann ward plötzlich krank, und ſtarb.

Antiphila.

Verluſt, dem keiner gleicht! Herzrührend Angedenken!

Dorias.

Die Liebe gab ihr ein, zu Tode ſich zu kränken.
Kein Wimmern und kein Flehn der Freunde hielt ſie ab;
Sie folgte, wie Er ſieht, dem lieben Mann ins Grab.

Karion.

Und will nicht wieder gehn, nachdem ſie ihn begraben?

Antiphila.

Nein; könnte noch die Welt für mich was Lieblichs haben?
Wo er iſt, bleib auch ich!

Karion.

Das glaub' ein Anderer!

Dorias.

Beym Styx, kein Spas! was brächt' uns ſonſt hieher?
Mein gutes Herz ließ mich den frommen Vorſatz faßen,
Mit ihr zugleich vor Gram und Hunger zu erblaſſen:
Denn weil ich mich nie krank gefaſtet, aber eh
Mich krank gegeſſen, dacht' ich: Hunger thu' nicht weh.
Allein der Popanz hol'! — Hat Er mir was zu geben,
Mit Danke nehm' ichs an: Ich lobe mir das Leben!
Wo iſt ein Menſchenkind, das gnug gelebet hat?
Man ißt, man trinkt, man liebt, und keines wird man ſatt.

Karion.

Mit meinem Abendbrod bin ich bereit zu dienen!

Dorias.

Sehr gut? wo hat Er's? —

Karion.

Dort! Ich geh und hol' es Ihnen?

Dorias.

Glück auf den Weg!

Antiphila.

Nein, Freund, bleib' Er damit zurück!
Gram iſt Elyſium für mich, der Tod mein Glück!

Karion.

Darf ich nicht wenigſtens mein Eſſen hier verzehren?

Dorias.

Nur weiter nicht gefragt! Wir werden's ihm nicht wehren.

(Karion geht ab.)

Dritter Auftritt.

Antiphila. Dorias.

Antiphila.

Ihr Götter! und ihr ſchlagt mit euerm Blitz nicht zu
Auf die Verrätherin? Treuloſe weg! —

Dorias.

Nu, nu,
Sie werden doch damit mehr Haus zu halten wiſſen,
Als auf mich, armes Thier mit Donnern los zu ſchieſſen.
Was hab' ich denn gethan?

Antiphila.

Wie? du rufſt einen Mann
In dieſe Leidensgruft — und du haſt nichts gethan?

Dorias.

Wie? was? wer ruft ihn her? Sie — durch Ihr lautes Klagen:
Und war ich ſtark genug, ihn wieder fort zu jagen?

Antiphila.

Und ladeſt ihn aufs neu durch deine Schäckereyn
Und grobe Sinnlichkeit hieher, zu eſſen ein?

Dorias.

Sehr ſinnlich, leider! ja, ich will es gern geſtehen
Sie haben in der Bruſt und ich im Magen Wehen.
Jedoch wohl überlegt! Woher entſpringt Ihr Leid,
Das Leid um einen Mann? — nicht auch aus Sinnlichkeit?
Ich habe keinen Mann, allein ich hab' ein Leben,
Und ſinnlich g'nug, nicht dieß um nichts dahin zu geben,
Verſpar' ichs wenigſtens, bis ich um einen Mann,
Den mir der Himmel nimmt, es auch verweinen kann;

Dann kann ich wenigſtens es aufs Gewiſſen ſagen,
Ob wir aus Sinnlichkeit nicht um die Männer klagen!

Antiphila.

Nein, Seelenvoll Gefühl, geheime Sympathie —
Dieß iſts … doch ſolch ein Herz, wie deins, begreift das nie!
Bey dieſen gelten bloß die niedern, thier'ſchen Triebe,
Für jenen innern Zug der ächten Geiſterliebe,
Die reine Flamme, die der Himmel ſelbſt erzeugt,
Und wenn ſie Seelen hier vereint, zum Himmel ſteigt.

Dorias.

Und wenn ſie ſpielt und ſcherzt auf jenen grünen Matten,
Beym Schlag der Nachtigall, am Waſſerfall, im Schatten,
Iſts Seelenvoll Gefühl, geheime Sympathie:
Doch ſolch ein ſinnlich Herz, wie meins, begreift das nie!

Antiphila.

Verwegne, ſchweig! weh mir! der Todte ſchreyt um Rache! —

Dorias.

Er ſchrey', ſo laut er kann; das thut hier nichts zur Sache;
Ich glaube, daß es mir doch treflich ſchmecken ſoll. —
O kömm mein Retter nur . . . Doch ſtill! — O wohl mir! wohl!
Ich hör' ihn! — N'ein!

Vierter Auftritt.

Vorige. **Karion** (bringt einen Teller mit Eſſen, und eine Flaſche Wein.)

Karion.

Madam! darf ſich Ihr Knecht erkühnen,
Nicht wie er will, bloß wie er kann, Sie zu bedienen?
Die Koſt iſt zwar, wie man ſie mit zu Felde nimmt,
Für eines Kriegers Zahn, für Schönen nicht beſtimmt.
Doch würzt der Hunger auch oft minder gute Speiſen: —
Der Wein iſt von Surrent, den kann ich eher preiſen.

Antiphila (ſchlägt es aus.)

Nein! weg! ſo dauerte nur meine Lebensfriſt!

Dorias (greift zu.)

Mir her, weil mir noch itzt zu leben nöthig iſt! —

Karion.

Ha, wunderlich, Madam! Wie? ein ſo junges Leben
Um nichts, (denn was iſt Staub und Moder?) aufzugeben?

(Er reicht es ihr wieder; ſie ſchlägt es aus.)

Antiphila (haſtig.)

Um nichts? um einen Mann? den liebſten, beſten Mann?

Dorias.

Dem es nichts hilft, und der uns auch nichts helfen kann.

Karion.

Auch für den beſten Mann zu ſterben? was erwerben
Sie ſich und ihm dadurch, wann Sie nun mit ihm ſterben?
Schwingt er dem Phönix gleich ſich aus der Aſch' empor?

Lockt, wie der Lenz das Gras, Ihr Tod ihn friſch hervor?

Antiphila.

Dieß weiß ich! Könnt' ich dieß durch meinen Tod erzwingen,
Mein Leben wollt' ich ihm zehnmal zum Opfer bringen …

Karion.

Und hundertmal — ſtets Eins! Gerade wird nicht ſchief!

Dorias.

Ein Spas, wenn ihn Ihr Tod aufs neu ins Leben rief,
Und Er um Sie, wie Sie um ihn, ſich tödten wollte!
Dann möcht' ich ſehn, wo ſich das Sterben enden ſollte?

Antiphila.

Wann — ach! mein einziger Troſt, wir beid' uns todt geweint,
Und uns Ein Grab, wie hier Ein Bett' und Tiſch, vereint!

Dorias.

Ah! der Vereinigung der Herzen muß ich lachen!
Was wollen Sie denn todt mit ihrem Todten machen?
Todt liegt das dürre Reis, ſo nahe man ſichs bringt,
Da ſchnell den friſchen Ulm die junge Reb' umſchlingt!

Antiphila.

Ach! war er nicht mein Ulm? war ich nicht ſeine Rebe?

Dorias.

Jetzt Er ein dürres Reiß: und — ja, ſo wahr ich lebe!
Noch weniger: dieß ſtützt noch oft, — wann es nicht bricht.

Karion.

Und wer erwählt, wie Sie, die Schatten für das Licht?

Antiphila.

Und eben, weil mich Licht, und Lieb', und Leben haſſen,
Und Glück und Freuden fliehn, will ich ſie auch verlaſſen.
Feſt bleibt er, mein Entſchluß: in dieſer Gruft allein

Soll nun mein leztes Glück, der Tod, mein Leben
ſeyn.

Narion.

Wohl gut; vermag kein Rath, kein Flehn Sie ab-
zuwenden;
Braucht man durch Hunger denn ſein Leben gleich zu
enden?
Beweinen Sie ihn hier! und wie ein Pelikan,
Zerreiß' ein langer Gram ihr Herz um ihren Mann!

Antiphila (zweifelhaft und nachſinnend.)

Nicht übel! — der Gedank iſt edel, läßt ſich
hören! —

Dorias.

Das ſchmeckt!

Narion.

Und langſam ſich in ſeinem Gram
verzehren,
Der Schwermuth Opfer ſeyn, (ſtatt daß ein feiges
Herz
Sein Leiden ſchnell verkürzt,) verräth erſt wahren
Schmerz,
Iſt des Empfindſamen Triumph, des Wehes Ehre.

Dorias (kauend.)

Ah! des Empfindſamen Triumph —

Antiphila (greift darnach.)

— Ja, — wenn das wäre! —

Dorias.

Wie ſonſt? — denn wie? gefällt es Ihnen nicht
Weit beſſer, wenn die Welt nach Ihrem Tode ſpricht:
»Sie lebte dreyßig Jahr, und hat ihn ſtets beweinet,
Und blieb in ſeiner Gruft, bis ſie der Tod vereinet.« —
Als ſo: »aus Eigenſinn entzog ſie ſich das Brod,
Und ſo war ſie verſperrt in wenig Tagen todt.«

Antiphila.

Ich glaube, du haſt recht? — (ſie ißt.) Nun, meinem Schatz zu Liebe!

Karion.

So recht, entzückend Weib! Ihr Auge wird ſchon trübe,
Die Wange bleicht bereits; und noch ſind Sie ſo ſchön? —
Nein, dieſe Reizung darf nicht ſo geſchwind vergehn.
Ah! ſchaffen Sie ſich ſchnell zum Seufzen neue Kräfte, —

Auch Eins getrunken! — Hier! (er ſchenkt ihr ein) zu Thränen braucht man Säfte!

Antiphila.

Könnt' es dem ſel'gen Mann doch zugetrunken ſeyn!

(Karion ſchenkt der Dorias ein, und giebt es ihr.)

Dorias.

Heil Ihnen, theure Frau! Sie ſtärke dieſer Wein,
Daß Sie um Ihren Mann recht lange können weinen! —

(Sie ſetzt ab, und trinkt wieder.)

Auch Ruhe, ſanfte Ruh des lieben Herrn Gebeinen!

Antiphila.

Darf ich wohl fragen, Freund: Was bringt bey ſpäter Nacht,
Ihn uns ſo nah?

Karion.

Dort hab' ich am Gericht gewacht,
Allwo man einen Mann, der Raub und Mord begangen,
Aufs Königes Befehl den Morgen aufgehangen.
Der Sippſchaft fiel vielleicht die große Demuth ein,
Um im Herrn Vetter nicht ſo hoch erhöht zu ſeyn,

Ihn von dem Galgenthron des Nachts herabzuholen, —
Ihn zu bewachen ward mir alſo anbefohlen:
Hier ſtand ich unmuthsvoll, als eben Ihr Geſang,
An ſüßer Wehmuth reich, zu meinen Ohren drang.
Der Lampe dunkler Schein, den ich ſchon längſt geſehen,
Ließ mich, von Neubegier gereizt, nicht irre gehen.
Dank meinem Schickſal, Dank! das mir den Poſten gab!
Wer dachte ſich allhier ein gar ſo ſchönes Grab!
Wohl zehnmal fiel mir ein den Galgen zu verfluchen: —
Ja, ſo verweigert oft das Glück uns, was wir ſuchen,
Und giebt uns das, woran man kaum im Traume denkt! —
Wär itzt die halbe Welt . . .

Dorias.

Doch nur nicht ich gehenkt!
Wer glaubt' es, daß der Herr ein Moraliſte wäre?
Aus Dieb und Galgen zieht er eine Lebenslehre!
Was doch ein Galgen nicht für gute Folgen hat!

Geſellſchaft ſchaft er ihm, und uns hier macht er ſatt. —
Wie aber, muß Er denn die ganze Nacht durch wachen?
Des blaßen Todes wär' ich ſicher!

Karion.

Was zu machen!

Dorias.

Wie? Und das weiß er nicht?

Karion.

Ich wüßt' es, dürft' ich nur!

Dorias.

Nu, red' er, denn wir ſind mitleidig von Natur,
Und haben, wie Er uns, ſchon Proben g'nug gegeben;
Thut man das für den Tod, was thut man für das Leben!

Karion.

So dächt' ich beſſer hier, als draußen?

Dorias.

Meynet Er?
Die Wahl, am Galgen und bey uns, hält auch wohl ſchwer!

Antiphila.

Allein, wer hält indeß bey dem Gerichte Wache?
Ich ſeh' zu viel Gefahr für Ihn bey dieſer Sache!

Karion.

Um eine Kompanie, wie die, thut man wohl mehr!
Der Henker führt gewiß nicht gleich die Schwäger her;
Und was gehangen iſt, das bleibt auch wohl gehangen!

Dorias.

Wer Guckuck wollte ſich auch ſo was unterfangen?
Ich dachte, wenn ich nur zu nah dem Galgen käm,
Daß der Gehangene mich beym Genicke nähm,
Und mich . . .

Antiphila.

Denk Dorias! wie würd' es Ihm ergehen,
Wenn . . .

Dorias (zu ihr bey Seite.)

Gilt das unſre Haut?

Karion.

Ich kann ja ſtündlich ſehen

Was vorgeht? — Iſt's erlaubt? Wohlan, ſo thu ich das
Itzt gleich und komm' zurück —

Dorias (ſieht ihn ſchlau an.)

Sehr gern!

(Karion geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Antiphila. Dorias.

Antiphila.

Ach Dorias!
Wie und wo denkſt du hin?

Dorias.

Wohin? itzt ohne Zweifel
An Galgen, an die Nacht und an den armen Teufel.

Antiphila.

Und nicht an meinen Schmerz, den du Verwegne mehrſt,
Indem du, ungefragt, die Rückkehr ihm gewährſt?
Was ſoll er weiter hier?

Dorias.

Das mögen Sie ihn fragen!

Antiphila.

Ich?

Dorias.

Oder ſollt' ich ihm die Rückkehr unterſagen?

Antiphila

Gab ich's nicht zu verſtehn?

Dorias.

Und war er nicht ſo fein
Es zu verſtehn, ſollt' ich darum unhöflich ſeyn?
Ein ſolches Tygerherz, wie Ihr's, kann es kaum geben!
Erſt ſtehen Sie ſich ſelbſt durch Hunger nach dem Leben.
Ein braver Mann entreißt uns durch ſein Abendbrodt,
Mit Rednerkunſt gewürzt, dem ſchon verwandten Tod:
Was iſt der Dank, der ihm dafür von uns gebühret,
Der Dank zum Himmel, der ihn ſelbſt zu uns geführet?
Der, daß man ihn, geſtärkt durch ihn, die Thüre weiſt?
Damit er dort, geſcheucht von manchem böſen Geiſt,

Vor Furcht, und Kälte, (denn wie kalt ſind ſchon die Nächte!)
Erſticken oder ſich zu Tode klappern möchte?
Das heiß' ich Mitleid, Dank!

Antiphila.

Wer meine Thränen hemmt, mein Leiden unterbricht,
Verdient nur Haß: —

Dorias.

Nur Haß? Nichts mehr? He, ſoll ich lachen?
Im Ernſt?

Antiphila.

Du willſt gewiß im Ernſt mich böſe machen?

Dorias.

So haſſen Sie ihn! Mir iſts recht, ich bin nun ſatt;
Dieß war die größte Noth, die mich gepeinigt hat.
Dem Himmel ſey's gedankt! mein Leben iſt geborgen;
Wer ſonſt Bedürfniß hat, der mag auch dafür ſorgen!
Hätt' ich ja welche noch, ſo iſt das nicht der Mann,
(Ich merk' es nur zu wohl!) der ſie befried'gen kann.

Antiphila.

Was meynſt du?

Dorias.

Was? je nun — Nichts meyn' ich —

Antiphila.

Mädchen, rede!

Wer hat Bedürfniß?

Dorias.

Er! —

Antiphila.

Wer? ſprich!

Dorias.

Ich bin zu blöde.

Antiphila.

Ich will es wiſſen —

Dorias.

Gut! doch wenn es Sie verdrießt? —

Antiphila.

So weiß ich, daß es dann nicht dein Verſehen iſt.

Dorias.

Je nun: der Herr — Ihm lag mehr Ihre Noth am Herzen,

Als mein' —

Antiphila.

Und dieß mit Recht: wer hätte meinen Schmerzen
Das Mitleid auch verſagt?

Dorias.

Ja, freylich gings ihm nah,
Daß er es Ihnen nicht an Brod nur mangeln ſah? —

Antiphila.

Der Mangel, der mich drückt, ach liegt! — liegt hier begraben!

Dorias.

Drum wünſcht er auch für Sie noch andern Troſt zu haben! —

Antiphila.

Noch andern? Er für mich?

Dorias.

Je nun, man nimmt oft an,
Hat man nicht, was man will, das was man haben kann.
Und mancher ſollte, traun! vor ihm die Segel ſtreichen.

Antiphila.

Ich glaub', du willſt ihn gar mit meinem Mann vergleichen?

Doris.

Ich? — könnt' ichs, ſo wie Sie; aus Ehrfurcht thät ich's nicht.
Ich ſage nur, er iſt kein häßliches Geſicht;
Ein andres würd' ihn gar ein hübſch Geſichte nennen,
Und einen Mavorskopf in ſeinem Kopf erkennen,
Verſteht ſich von der Zeit, als noch in Mavors Bart
Die Pflaumenfeder hieng und er zum Mann erſt ward.
Die Wange weiß und roth, umſchattet von der Schwärze
Der Locken, jedes Auge eine Feuerkerze:
Dabey nicht ungeſtüm, blutdürſtig, rauh und wild...

Antiphila.

Für einen Krieger? — ja, war er noch ziemlich mild.
Doch gegen meinen Mann, nichts! das war zum Zerfließen, (entzückt.)
Wann der von Liebe ſprach! wann, heiß von meinen Küſſen,
Sein Purpurrother Mund gleich einem Röschen ſchwoll!

Dorias.

Ha für ein Röschen war ſein Mund beynah zu voll!
Doch die Vergleichung wird zu ſinnlich. — Nun zur Ehre
Von unſern Krieger nur noch Eins! — Ich ſchwöre,
Auch Seelenvoll Gefühl, geheime Sympathie,
Verſtändlich nicht ſo ganz für mich, obgleich für Sie,
Fieng ſich in ſeiner Bruſt gewaltig an zu regen!

Antiphila.

Ah! wie die Thörin ſchwatzt! das hätt' ich ſehen mögen!
Woher . . .

Dorias.

Woher ich's weiß? Aus ſeinen Augen — Ah,
Die blitzten, wann er ſo nach Ihnen ſeitwärts ſah!
Wie ſchwellte nicht ſein Blut die Adern! wie erhöhte
Auf ſeiner Wange ſich, indem er ſprach, die Röthe!
Wie zitterte die Hand, als er voll Zärtlichkeit
Den Becher Ihnen bot!

Antiphila.

O der Verwegenheit!
Das ſahſt du? du? und ſchwiegſt?

Dorias.

Konnt' ich ſein Auge hüten?
Das Zittern ſeiner Hand, dem Blut ſein Glühn verbieten?

Antiphila (gelaſſen und traurig.)

Doch, arme Wittwe, nein! warum erzürnſt du dich?
Du biſt ja nicht mehr ſchön! dein Reiz verlieret ſich,
Die Wangen werden blaß; und dieſer matten Augen
Verloſchne Glut kann nicht mehr zum entzünden taugen. —
(Wieder etwas zornig.)
Sagt' er es mir nicht ſelbſt?

Dorias.

Ja, nur das Letzte nicht!
»Und noch ſind Sie ſchön!« Dieß ſagt' er, däuchte mich.
Die kleine Stärkung giebt auch Ihnen itzt aufs neue
So Farb' als Gluth zurück.

Antiphila.

Auch quält mich ſchon die Reue!
Du ſchwatzteſt mir es ein, und bringſt mich in das Grab.

Dorias (ungeduldig.)

Gleich viel! ſo bringen Sie die Seufzer nicht hinab —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Karion.

Karion.

Sie ſind erzürnt?

Dorias.

So? — hat Er unſern Zwiſt vernommen?
Ich kriegt' es, weil ich Ihm erlaubt zurück zu kommen!

Karion.

So ſoll ich wieder gehn?

Dorias.

Recht, durch dieſelbe Thür!

Antiphila.

Nein — doch — wie's Ihm beliebt —

Karion.

Das heißt, ich bleibe hier!

Nur Ihr Befehl, ſonſt nichts kann mich von dannen
treiben!

Dorias.

Und Sie befehlen dann? —

Antiphila (ein wenig von der Seite.)

Verwegne! —

Dorias.

Er kann bleiben!
Und wenn Er, wie es ſcheint, ein kluger Richter iſt,
(Klug heißt bey mir gerecht,) ſo ſchlicht' Er unſern
Zwiſt.
Hab' ich nicht Recht? Ich ſag': es ſey höchſt zu bedauren,
Daß ein ſo liebes Weib hier ewig wollte trauren,
So ſchnell der Lippen Roth, der ſanften Wange Pracht,
Worauf der Frühling noch in voller Blüte lacht,
Verwelken ſollte?

Karion.

Recht; des Lebens Jahre fliehen,
Die Roſ' und Lilien, die itzt noch reizend blühen,
Vergehen wie der Lenz, und eh' ſie vergehn,
Läßt ſie die Klugheit nicht unabgebrochen ſtehn.

Antiphila.

Der aber ſtarb, dem ſie vom Glück beſchieden waren,
Drum mögen ſie mit ihm ein gleich Geſchick erfahren.

Dorias.

Und woher wiſſen Sie, daß das Geſchick allein
Den Bluhmenſtock beſtimmt, von ihm gepflückt zu ſeyn?
Auch andre pflücken gern; und wenn die Reichen ſterben,
So bleibt ihr Schatz der Welt und es freu'n ſich die Erben.
Teſtator halt' auch ſein ſo ſchwer erworben Geld
Für ſeinen größten Troſt in der und jener Welt,
So giebt's, ſo viel ich weiß, doch nicht ſo gute Narren,
Die es zu Gunſt für ihn mit ihm ins Grab verſcharren.

Narion.

Warum ſind Sie ſo ſchön? gewiß für Schatten nicht!

Die Sonne wärmt die Welt, den Tag gebiehrt das Licht;
Die Bluhm' erzeugt Geruch; die Früchte ſind zum Eſſen —

Dorias.

Das Weib iſt für den Mann, der lebt — nicht zu vergeſſen!

Antiphila.

Und ich für den, der ſtarb! Dieß ſchwur ich ihm noch zu,
Als er die Augen ſchloß; und würd' ich ſeine Ruh
Durch die vergeßne Pflicht nicht ſelbſt im Grabe ſtören,
Und ſchamvoll aus der Gruft der Rache Stimme hören:
»Meyneidge ſtirb?«

Dorias.

So wär er wahrlich nicht geſcheut!
Er ruft vielmehr, ich hör's, mit ächter Zärtlichkeit:
«Da mich aus deinem Arm der Senſenmann vertrieben,
»So überlaß ich es nun Andern, dich zu lieben;
»Dich hat nicht die Natur für Einen nur gemacht;

»Vergiß mich, wie ich dich, und hiemit: Gute Nacht!«

Karion.

Ja, Schönſte, leben Sie, und lieben mich!

Antiphila.

Ihr Götter!
Verhängt Ihr über mich noch größre Unglückswetter? —
Verwegner! flieh!

Karion.

Ich? fliehn? — doch ja, ich will es, — fliehn.
Wie wagt' ichs Ihren Zorn ſo dreuſt auf mich zu ziehn!
Nein, eh ſoll mich die Glut, die Sie ſo ſchnell entzünden,
Verzehren, eh Sie mich forthin verwegen finden.

Dorias.

Das heißt empfindſam!

Antiphila (mitleidig.)

Ah! Zu viel hab' ich geſagt!
Allein, was thut ein Mund, der ſeinen Jammer klagt?
Ein allzuvolles Herz ſtröhmt leicht vom Kummer über,

Und jedes Bild macht mir ſein Angedenken lieber.
Wie zärtlich drückt' er noch zuletzt mich an die Bruſt!
Wie ängſtlich drohte mir ſein Zittern den Verluſt,
Als mich ſein heißer Mund zum leztenmale küßte!
Und doch fühlt' ich nicht ganz, was ich entbehren müßte!

Dorias.

Entbehren, liebe Frau? Mir heißt entbehren nicht,
Was man ſich ſelbſt entzieht. Wenn Waſſer mir gebricht,
Und ich verſchmacht' aus Durſt; ja, das nenn' ich entbehren:
Doch hab' ich jen's, wer wird mir denn zu trinken wehren?
Der junge Hymen und ſein Bruder Amor ſind
So reich an Freuden, und für Sie ſo gut geſinnt,
Daß, der verlorenen aufs neue zu genießen,
Sie ihren Freundſchaftswink nur nicht verſchmähen müſſen.
Die Zeit . . .

Antiphila (zärtlich.)

Ach Kind, für mich iſt dieſe Zeit vorbey!

Karion.

Ein glücklicher Entſchluß macht ſie bald wieder neu.
(Er küßt ihr die Hand, ſie zieht ſie ſanft zurück.)

Antiphila.

O pfuy doch! pfuy!

Dorias.

Gewalt! — ho, ſollte man es glauben,
Daß röm'ſche Krieger wie die blödſten Schäfer rauben?
Nach Hülfe! fort! ich geh — (heimlich zu ihm) und laß' den Herrn allein —
(Sie ſpringt zur Thüre hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Antiphila. Karion.

Antiphila.

Wozu? heh! Dorias! — O helf Er mir doch ſchreyn!

Karion.

Warum? was haben Sie bey mir hier zu befahren?
Das gute Kind will mir gewiß die Müh erſparen,

Und für mich am Gericht die Wache dort verſehn;
Wie gut! ſonſt müßt' ich's thun.

Antiphila.

Je nun — ſo mag ſie gehn . . .
Doch Götter! — ſollte ſie — zu lang uns außenbleiben . . .

Karion.

So wollt' ich Ihnen doch noch wohl die Zeit vertreiben.
Ich weiß ein artig Spiel —

Antiphila.

Was Zeitvertreib! was Spiel!

Karion.

Verſtecken iſt es nicht —

Antiphila.

Ach! es ſey, was es will!
Mein Spiel ſind Seufzer, Weh, Gram, Jammer, Ach, und Thränen!

Karion.

O werden Sie nicht bald der Sprache ſich entwöhnen?
Mein Spiel iſt luſtiger! im Anfang kömmt ein Kuß

Den man erſt ſanft empfängt, ſanft wiedergeben muß.

(Er küßt ſie.)

Antiphila.

Was macht Er? — Ah! —

Karion.

Es folgt ein ſüſſes Händedrücken, —

(Er nimmt ſie bey der Hand.)

O, leſen Sie, Madam! (Er ſieht ihr ſchalkhaft in die Augen.) iſt nichts in meinen Blicken,
Das man auch, ohn' es frey zu ſagen, doch erräth —
Das Ihnen ſagt, wie ſehr — mein Herz um Mitleid fleht? —

Das …

Dorias, (die haſtig herein geſprungen kömmt.)

Hülfe! Hülfe!

Antiphila (verdrüßlich.)

Ah? was giebts?

Dorias (Athemlos.)

Am Galgen! Reuter!
So bald Sie mich erblickt, ſo jagten ſie gleich weiter,

Wer weiß …

Antiphila (ganz ängſtlich.)

Ich fürchte nicht daß Unglück iſt geſchehn?

Karion.

Das wär der Popanz — nein; wer weiß was
ſie geſehn,
Ich geh' und komme ſchnell zurück!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Antiphila. Dorias.

Antiphila.

Nein, Mädchen, ſage,
Sahſt du . . . wie konnteſt du ſehn — bey Nacht . . .

Dorias.

O, wie am Tage
Sieht man vor unſrer Thür, vom Monden aufgehellt,
Die Gegend um uns her, den Galgen und das Feld!

Antiphila.

Und Reuter?

Dorias.

Reuter, ja, wahrhaftig!

Antiphila.

Ah! ich dachte,
Daß eine bloße Liſt dich auf den Einfall brachte,
Mich von ihm zu befreyn: O, käm er nie zurück!

Dorias.

Was hat er denn gethan?

Antiphila.

Ein ſolches Bubenſtück!
Denk, welche Frechheit! —

Dorias.

Wie?

Antiphila.

Kaum kann ich dir's erzählen,
So fühl' ichs leider! mir an Muth und Kräften fehlen! —
Du weißt den Dolch, den ich im Buſen aufbewahrt,
Um, wenn mein Leben hier der Tod zu lang geſpart,
Es mir zu kürzen — Ah! itzt wollt' ich ihm ſein Leben
Verkürzen, und die Hand nach meinem Buſen heben:
Doch kraftlos ſank ſie hin — Er — haſtig griff er zu,
Nahm ſie und drückte ſie mit einer Inbrunſt ...

Dorias.

Nu?

Und dann?

Antiphila.

Dann fühlt' ich ſchnell mein Auge ſich verdunkeln;
Allein das Seinige ſah ich von Feuer funkeln!
War, meines lauter Nacht, ſo war ſeins lauter Licht . . .

Dorias.

Und löſte Ihnen denn der Zorn die Zunge nicht?
Ich hätt' ihn wollen . . .

Antiphila.

Ah! ich konnte nicht mehr ſprechen,
Und nur durch Seufzer mich an dem Verräther rächen!

Dorias.

Und darnach fragt' er nichts?

Antiphila.

Vielmehr — er küßte mich!
Du kamſt zu gutem Glück! ſonſt glaub' ich, ohne dich,
So war er aufgebracht, würd' er noch immer küſſen.

Dorias.

Das iſt erſchrecklich! ah, das hätt' ich ſollen wiſſen!
Ich hätt' ihn . . . doch er kömmt unfehlbar wieder her —
Nun, komme du mir nur, ha, meine Hand iſt ſchwer!
Eh er es ſich verſieht, will ich das Mördereiſen,
Das ihm am Gurte hangt, ihm von der Seite reiſſen
Und ihm die Dreiſtigkeit . . .

Antiphila.

Ums Himmels willen nicht!
Ein Weiberarm iſt ſchwach, wann er mit Männern ficht.
Und fehlte dir der Streich? Wie ſollt' es dir ergehen!
Wie mir! Was müßt' ich ihm dann hülflos zugeſtehen?
Nur Thränen werden hier die beſten Waffen ſeyn.

Dorias.

Bey ſolchen Völkchen? Ja; Sie ſahn, was half mein Schreyn
Um Hülfe? — Doch noch Eins! der Einfall iſt noch beſſer,

Sie haben einen Dolch — und hier (ſie langt es aus der Taſche) hab' ich ein Meſſer.
Schnell — eh er wieder kömmt — zur Hand! Und fängt er dann
Sein frech Soldatenſpiel mit Küſſen wieder an,
So faſſen wir ihn gleich bey allen beiden Ohren,
Sie müſſen ihn von forn, ich rückwärts ihn durchboren . . .

Antiphila.

Pfuy! Meuchelmördern gleich?

Dorias.

Ja nun, ſo weiß ich nicht,
Wenn Ihnen, wie vorhin, ſo Muth als Kraft gebricht,
Was rathen? als — daß Sie geduldig ſich umfaſſen,
Die Hand zerdrücken und den Mund zerküſſen laſſen.
Und wirklich, liebe Frau, mein erſter Mörder-Rath
Taugt nichts: denn wär ich Mann, ſo that ich, was er that. —

In tiefer Mitternacht, in einer Todtenhohle,
Von aller Welt entfernt, die liebſte, ſchönſte Seele
Von einer Wittwe ſehn, im Trauerflor geſchmückt,
Durch den ſie wie die Sonn' aus düſtern Wolken blickt?
Wenn dieſe Wolken dann in Thränen ſanft zerfließen,
Und Glanz und Schatten ſich auf unſer Herz erergießen,
Wär dieſes Herz — der Mann nicht mehr als Kloz und Stein,
Der nicht in Liebe ganz ſollt' aufgelöſet ſeyn? —
Sehn Sie nur die Natur nach einem Frühlingsregen!

Antiphila.

Verführerinn! du willſt zur Untreu mich bewegen?
Mich dem Gelübd' entziehn? — Fort, mir aus dem Geſicht!
Der Frevler komme nur! ich fürcht' ihn weiter nicht:

Laß mich allein mit ihm! — Mein Eutychus geſchweren

Sey dirs bey dieſem Dolch!... (Sie thut als ob ſie ihn aus dem Buſen langen wollte.)

Neunter und letzter Auftritt.

Vorige. Karion.

Karion (außer Odem.)

Weh mir! — ich bin — verloren!

Antiphila (erſchrocken)

Wie das?

Karion.

Mein Tod ...

Antiphila.

Sein Tod?

Dorias (ſpöttiſch zur Antiphila.)

Recht ſchön,

Daß Sie das Glück verſchont, die Mordthat zu begehn!

Antiphila.

Schweig!

Karion.

Glücklich! dürft' ich — ihn von Ihrer Hand begehren!

Antiphila.

Was aber giebts?

Dorias.

Man kann ihm ja das Glück gewähren.

Antiphila (heimlich zu Dorias.)

Vergebung Dorias! Verſtandſt du nicht ‒ ‒ ‒

Dorias (leiſe.)

Vollkommen,
Da nicht mehr Heucheln gilt! — (Zum Karion. Was hat Er vorgenommen,
Freund? — Sind's die Reuter? — Heh!

Karion.

Wer hätte das geglaubt!
Geraubt iſt er! Weh mir! vom Galgen weggeraubt!

Antiphila.

Hilf Jupiter!

Dorias.

Was mehr? wer wird ſich darum kränken?
Wem der Gehenkte ſchmerzt: der mag ſich dafür henken!

Karion.

Mein Leben büßt dafür! Wer henken muß — bin ich!

Antiphila und Dorias zugleich.

Er?

Karion.

Ich! Sobald der Raub entdeckt iſt, henkt man mich!

Antiphila.

Ich bin des Todes!... (Zu Dorias.) Ah — den Arm!
(Stützt ſich auf ihren Arm.)

Dorias.

Ey! ſchöne Sachen!
Was uns die Todten nicht hier für Spektakel machen!
Erſt unſer Eutychus, itzt der Gehenkte . . . Nein,
So boshaft könnten ſie, kaum wenn ſie lebten, ſeyn.

Antiphila.

Weh mir! zu Boden drückt die Blutſchuld mein Gewiſſen!
Ich hielt ihn hier zurück? — O! dürft' ich dafür büßen!
Gern wollt' ich . . .

Karion.

Welch ein Troſt! Wie? Sie bedauren mich?
Sie geben ſich die Schuld? Und wer war Schuld als ich!
Was blieb ich hier ſo lang? — Doch — konnt' ich Sie auch ſehen,
So viele Schönheit ſehn, und kalt von dannen gehen?
Nein, hätte der Senat zehn Galgen drauf geſetzt,
Ich hätte ſie verlacht und das Gebot verletzt!

Dorias.

O du verwünſchter Dieb, der du den Dieb geſtohlen!

Der Henker möge dich ſamt dem Gehenkten holen!
Zehn Galgen . . .

Karion.

Ah! mich ſchreckt am wenigſten der Tod!
Nur die Beſchimpfung, die die Todesart mir droht,
Daß ich zur Schau der Welt am Galgen baumeln ſollte?
Nein, eh ſoll dieſes Schwert . . .

Dorias.

Ich glaube gar, er wollte . . .

Antiphila.

Sich ſelbſt . . .

Dorias.

Ach nur nicht hier! denn Blut kann ich nicht ſehn,
Und hier zween Todte? Nein, das iſt nicht auszuſtehn!
Er flieht!

Antiphila.

Er ſollte fliehn?

Dorias.

Ja, noch kann er entkommen:
Vor Morgen wird gewiß der Raub nicht wahrgenommen? —

Antiphila.

Er ſollte fliehn?

Dorias.

Was ſonſt? Wo nicht, ſonſt henkt man ihn:
Die Wahl iſt nicht ſo ſchwer.

Narion.

Fliehn? Ach! wie weit? wohin?
Nein; wenn um jenen (zeigt auf das Grab) dort, hier ſchönen Thränen fließen,
Fließ' Eine nur für mich: und ſo — zu Ihren Füßen
Sterb' ich! — (Er zieht das Schwert.)

Antiphila

Weh mir!

Dorias.

Geduld! So wart' er doch!

Karion.

Zu was?

Antiphila.

Du biſt Erfindungsreich, hilf, liebe Dorias!

Dorias.

Es hilft ſich! Vorhin war die Hülfe leicht geſchehen:
Da durft' ich draußen blos nach dem Gehenkten ſehen:
Itzt kömmt's aufs Sehen nicht, es kömmt aufs Hängen an. —
Zwar wär ich gut genug hierzu für einen Mann,
Und dieſer Mann (auf Karion zeigend) ſtatt meiner Sie zu tröſten beſſer.
Allein zum Leben iſt bey mir der Trieb doch größer,
Als der, zum Dank für ſein getheiltes Abendbrod!

Antiphila.

Ah! lieget nichts daran, wer henkt: was brauchts Bedenken?
Laßt uns den ſel'gen Mann doch an den Galgen henken!

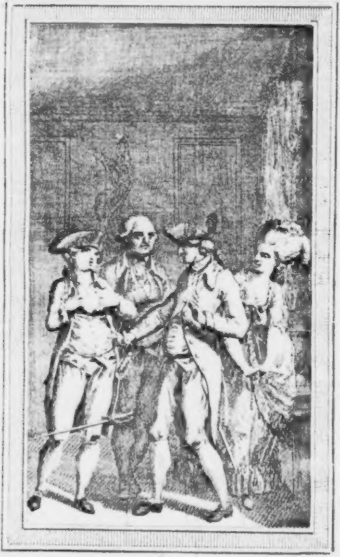
(Karion küßt ihr die Hand; ſie gehen nach dem Grabmal.)

Dorias.

Vortreflich! dazu taugt auch blos der gute Mann:
Der iſt nur lebenswerth, der uns noch tröſten kann.

Ende des erſten Theils.

II. T.



Luſtſpiele

von

C. F. Weiße.

Zweyter Band.

Amalia.
Der Naturalienſammler.
Der Projektmacher.
Walder.

Neu überarbeitet.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
1783.

[illegible]
in [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Amalia.

In fünf Aufzügen.

Geſchrieben im Jahr 1765.

Neglecta redire Virtus
Audet; — —

HORAT.

Perſonen:

Freemann.
Lady Freemann.
Manley, die in Mannskleidern verſteckte **Amalia.**
Hearty, Manley's Begleiter.
Triks, der Wirth.
Frau Triks, deſſen Frau.
Betty, der Lady Freemann kleine Tochter.

Der Schauplatz iſt in einem Wirthshauſe zu Briſtol.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hearty. Manley.

Hearty.

In Wahrheit, mein liebſter Manley, Ihre Aufführung iſt mir ſo ein Räthſel, daß ich unmöglich länger ſchweigen kann. Sie haben mir Ihre Freundſchaft geſchenkt, und die giebt mir ein Recht auf Ihre Geheimniſſe. Ich weiß es, als Sie mich, (es iſt nun ein halbes Jahr,) zu Ihrem Reiſegefährten wählten, ſuchten Sie keinen Hofmeiſter. Aber ein Freund, der die Tugend ſeines Freundes in Gefahr ſieht, hat noch eine größere Pflicht: er muß ſeinen Freund retten, wenn ihn jener nur warnen darf.

Manley. Und worin beleidiget Sie meine Aufführung, guter Hearty? Ich nehme Ihre Verweiſe an, und bin auch zur Rechenſchaft bereit.

Hearty. Und Sie können noch fragen? O, Sie haben eine viel zu feine Empfindung, als daß Sie nicht den Widerſpruch in Ihrem Betragen fühlen ſollten. Auf einer Seite ſind Sie nichts als Weisheit, Mäßigkeit, Sittſamkeit und Tugend, und auf der andern . . . ich will Ihnen lieber Ihre Geſchichte erzählen. Sie legen ſich hier in ein Haus, wo ein Mann mit einer jungen Frau lebt, die ihn durch ihre Wuth im Spielen ſchon in die äußerſte Unordnung gebracht hat. Dieſe unterſtützen Sie durch Ihren Vorſchuß. Sie verlieren (ich habe es mehr als einmal gemerkt,) gutwillig Summen an ſie, die zu weit edlern Abſichten könnten verwandt werden. Sie ſagen ihr bey aller Gelegenheit Schmeicheleyen vor, die . . .

Manley. Nichts anders als das Beſte ein Paar unglücklicher Perſonen zur Abſicht haben. —

Hearty. Sagen Sie lieber, ihren völligen Untergang. Eine treuloſe Frau iſt ihres Mannes Verderben, und ihr Verführer, ein Böſewicht!

Manley. Ein Böſewicht! ganz recht.

Hearty. Ganz recht! und das glauben Sie? deſto abſcheulicher! Wollen Sie mich etwa überreden, daß nicht Ihr Aufwand und Ihre Bemühung dahin abzielen? in dem Falle würde ich Sie für einfältig halten, ſo wie ich Sie in dem andern für thöricht . . .

Manley. Für boshaft und gottlos halte: — immer vollends heraus! Ich würde dieſen Vorwurf verdienen, wenn ich dieſe Abſicht hätte.

Hearty. Und welche ſonſt? Verzeihen Sie meinem Eifer: aber Sie und die Tugend ſind mir zu lieb . . .

Manley. Sie ſind ein rechtſchaffner Mann und ich trage kein Bedenken, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen.

Hearty. Nein, da ich einmal in Odem bin, Ihnen Vorwürfe zu machen, ſo will ich mich derſelben erſt ganz entledigen: denn es iſt die wahre Urſache meines bisherigen Kummers geweſen. Warum ward ich ſeit dem erſten Augenblicke unſerer Vereinigung aus Ihrem Schlafzimmer verwieſen? Verdient Ihr Kammerdiener mehr Vertrauen als ich? — Sie verſchließen ſich mit einer Sorgfalt, die mir einen ſchrecklichen Argwohn wider Ihre Tugend eingiebt. Ich fürchte, die Nächte ſind gewiſſen Zuſammenkünften beſtimmt . . .

Manley. Nicht zu laut, mein lieber Hearty! Sie mochten in der Folge ſelbſt einen Verdacht wider Ihre Tugend erwecken, weil — weil Sie ſich mit aller Gewalt in das Schlafzimmer eines jungen Frauenzimmers drängen wollen, wohin ſie ſonſt nur ihr Mädchen unter der Geſtalt eines Kammerdieners begleitet.

Hearty. Ha, Fabeln!

Manley. Nicht anders. Ich bin ein Frauenzimmer, verlaſſen Sie ſich drauf: mein Name iſt Amalia . . .

Hearty. Und wenn es ſo iſt, noch ſchlimmer!

— Zu welcher ſchändlichen Abſicht ſoll ich Ihnen behülflich ſeyn? — Ich? ich ziehe mit einer verkleideten Weibsperſon in der Welt umher! — warum haben Sie mich nicht in meiner Armuth gelaſſen? . . . Leben Sie wohl! ich begehre nichts weiter von Ihnen. (Will fortgehen.)

Manley. Halt Hearty! Laſſen Sie ſich nicht Ihre Tugend wild machen! — Glauben Sie ein Recht zu haben, mich zu verdammen, ſo muß ich eines haben, mich zu entſchuldigen.

Hearty (bitter lächelnd.) Zu entſchuldigen? — Nun?

Manley. Wiſſen Sie alſo, daß Freemann, der vermeynte Mann dieſer jungen Frau, vormals mein Liebhaber, — ach! ein zärtlicher Liebhaber, mir ungetreu ward, mich verließ! . . .

Hearty. Und eine andere heurathete: eine ſehr gewöhnliche Geſchichte! und waren Sie klug, ſo folgten Sie ſeinem Beyſpiele.

Manley. Ach, Hearty! Sie müſſen die Gewalt der Liebe nicht kennen —

Hearty. Und Sie nicht die Gewalt der Tugend, wenn Sie eine verſchmähte Leidenſchaft nicht zu beſiegen wußten.

Manley. Geduld! — Freemann hat dieſe Perſon, die für ſeine Frau gehalten wird, niemals wirklich geheurathet. Ob er ſie oder ſie ihn verführet hat, weiß ich nicht. Genug, ſie gingen von London mit einander hieher nach Briſtol, und fiengen an auf einem fürſtlichen Fuß zu leben. Er ſchmaußte und ſie ſpielte. Nach etlichen Jahren war ihr Vermögen durchgebracht. Er ſeufzt unter der Laſt ſeiner Schulden und das Elend verzehret ihn. Der Ruf von ſeiner ſchlechten Haushaltung macht, daß man ihm kein Amt anvertrauen will, und er iſt zu ſtolz oder vielmehr zu edel, Niederträchtigkeiten zu begehen.

Hearty. Es iſt billig, daß die Thorheit beſtrafet wird, und Sie ſollten den moraliſchen Lauf der Dinge nicht ſtören. Ein Narr muß fühlen, daß er einfältig handelt, ſonſt wird er nimmer weiſe . . . aber Sie? — Sie eilen herbey, ihn in ſeiner Ausſchweifung durch ſeine Frau, oder — nicht Frau, zu unterſtützen, deren Spielſucht Sie nähren; da vielleicht beide der Mangel würde gezwungen haben, zu arbeiten, oder ſich zu trennen und eine ordentliche Lebensart anzufangen?

Manley. Nein Freund, ich kenne Freemann. Das würde nicht ſeyn. Er würde ſich aus ſeinem Labyrinthe durch die Verzweiflung reißen. Ihn aber unglücklich zu wiſſen, verträgt ſich nicht mit meinem eignen Glücke.

Hearty. Und werden Sie es auf dem Wege, den Sie gehen, verhindern?

Manley. Das hoffe ich. Erſt will ich ſehen, ob Sophie ſeiner Liebe würdig iſt, oder nicht.

Hearty. Und iſt ſie es nicht?

Manley. So will ich ihr die Maske abziehen, ihren Mann von ſeiner Ungerechtigkeit gegen mich überzeugen: ihn von ihr losmachen und in Freyheit ſetzen.

Hearty. Und dann?

Manley. Dann will ich ihm die Rückkehr zur Tugend bahnen. Empfindet er eine wahre Reue, bin ich im Stande ſeine Liebe gegen mich aufzuwecken; je nun . . .

Hearty. So wollen Sie es wagen, einen Verräther zu heurathen?

Manley. Seyn Sie unbeſorgt! ich muß meiner Sache gewiß ſeyn.

Hearty. O Manley! Ihrer Sache gewiß ſeyn — eine Liebhaberin, die einen ſolchen Schritt wagen kann... zittern Sie für Ihr Herz!

Manley. Nein, mein Freund! ich habe es geprüft und finde es ſtark genug, der Gefahr zu widerſtehen. Die Armuth meiner erſten Jahre hat mich gelehret, meine Vernunft zu gebrauchen, und mir alles zu verſagen, was meiner wahren Glückſeligkeit hinderlich ſeyn könnte. Die flatterhaften Jahre ſind vorüber, und ſeit ich durch den Tod einer geizigen Tante Erbin eines großen Vermögens geworden bin, beſteht meine größte Wolluſt darin, andere glücklich zu machen. Vielleicht kann ich in Abſicht Manleys, mir dieſelbe verſchaffen.

Hearty. Ich will es wünſchen, und Sie bewundern, wenn Sie es können. Aber ich fürchte, ich fürchte . . .

Manley. Es ſey darum! Sophie ſcheint mir kein unedel Herz zu haben. Ihr Unglück iſt eine verzärtelte Erziehung, eine Erziehung nach der Mode. Sie weiß nicht einem Manne nützlich zu ſeyn, der ihren Neigungen zu ſehr nachgab, vielweniger ſich und ihn zu retten.

Hearty. Ich dachte aber, dieſe Leute wären nicht verheurathet?

Manley. Das ſind ſie auch nicht. Eine Kammerfrau, die ich kennen gelernet, und itzt insgeheim erhalte, hat mir ihre ganze Geſchichte entdeckt. Freemann zeugte mit Sophien ein Mädchen. Um es vor der Welt zu verbergen, gingen ſie hieher, gaben ſich für Eheleute aus und überließen der Frau, die ſie aufs Land ſchickten, die Erziehung dieſes Kindes, das itzt fünf Jahr alt iſt. Sie glauben, es ſey noch bey ihr: ich habe es aber insgeheim zu mir genommen, um ihm eine anſtändige Erziehung zu geben.

Hearty. Sehr edel! ich muß es geſtehen.

Manley. Sophie ſpielet itzt eben ſowohl, um Mittel zu haben, ſich zu erhalten, als aus einer Seuche, womit ſie die Gewohnheit angeſteckt hat.

Hearty. Aber warum nähren Sie dieſe Seuche bey ihr durch Ihren Verluſt?

Manley. Weil ſie einen Theil des Gewinnſtes wohl angewandt hat. Ich habe ihr geſchmeichelt, um mich bey ihr in Gunſt zu ſetzen. So lange ſie Geld hat, ſcheint ſie noch tugendhaſt genug zu ſeyn, und der Verſuchung zu widerſtehen: da aber ihre Bedürfniſſe bald aufs höchſte gekommen ſind; ſo will ich ihre Tugend auf die äußerſte Probe ſtellen.

Hearty. Die wird ſchön ablaufen! Ich kenne den Fortgang des Laſters Dieß endiget ſich allezeit damit, daß es in Abgrund ſtürzt. Aber nun: was ſoll ich denn bey der Sache?

Manley. Mir mit Rath und That beyſtehen, mich zu rechte weiſen, wenn ich irre gehe, mir Muth einſprechen, wenn mich mein Herz verrathen wollte, Freemann in ſeinen übereilten Entſchließungen zurückhalten, weil ich ſeine Hitze kenne ... ſtille! da kömmt er ſelbſt — wir ſprechen mehr davon.

Zweyter Auftritt.

Hearty. Manley. Freemann.

Freemann (fährt zuſammen, da er den Manley erblickt, Bey Seite.) Kann ich denn keinen Schritt thun, ohne daß mir dieſer junge Menſch aufſtößt! . . . Werden Sie noch lange bey uns bleiben, meine Herren?

Manley. Warum, mein lieber Freemann? — Wir glaubten zwar ſchon vor vier Wochen unſre Reiſe fortzuſetzen: allein Ihre Geſellſchaft hat ſo viel Reizendes für uns . . .

Freemann. Meine Geſellſchaft?

Hearty. Ja, Ihre Geſellſchaft!

Manley. Und Ihrer liebenswürdigen Frau ihre.

Freemann. Das iſt möglich! denn die meinige — ſuchen Sie ſehr ſparſam.

Manley. Weil ich gemerket habe, daß Sie dieſelbe ſorgfältig vermeiden.

Freemann. Ich haſſe das Spiel; Sie, Manley und meine Frau lieben es: ganz natürlich!

Hearty. Ja ſehr natürlich! ich wünſchte, mein Gefährte liebte es weniger.

Freemann. Aber müſſen Sie deswegen hier bleiben, Menley? Dazu werden Sie auf Ihren Reiſen Gelegenheit genug — vielleicht zu Ihrem Schaden finden. Denn, ich muß Ihnen mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit ſagen, mein guter junger Menſch: Ihr Aufenthalt allhier mißfällt mir im höchſten Grade, und Herr Hearty, der ein alter erfahrner Mann zu ſeyn ſcheint, ſollte ſeinen Zögling einer Lebensart entreiſſen, die nicht ſelten zum Verderben führet.

Hearty. Recht, Freemann! ſchmählen Sie immer ein wenig auf ihn. . . . (Zu Manley.) Sehen Sie, mein guter Manley, daß andere Leute eben ſo wie ich denken? . . . Dank Ihnen für dieſen freundſchaftlichen Verweis, Freemann!

Manley. Sehr artig, daß Sie meinen Hofmeiſter aufhetzen?

Freemann. Er, Ihr Hofmeiſter? und hat nicht mehr Gewalt über Sie?

Hearty. Ja, ein Hofmeiſter, den er ſich ſelbſt gab?

Manley. Was aber verlieren Sie dabey, Freemann? ich dächte doch, Sie hätten noch von meinem Spiele keinen Schaden gehabt?

Freemann. Schaden genug! ich verliere, ja, ich verliere eben darum, weil ich gewinne. Kann es mir gleichgültig ſeyn, wenn Sie immer große Summen an meine Frau verlieren? Der Gedanke, daß ſie ein Werkzeug iſt, einen jungen Menſchen um das Seinige zu bringen, dem es ſeine Aeltern gewiß nicht zu dieſem Endzwecke geben, iſt mir unausſtehlich. Kurz, ich will Ihnen durchaus keine Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn.

Manley. Ah! was ganz Neues, daß man demjenigen Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubt, der an uns im Spiele verliert. Ich werde mich alſo ſehr hüten müſſen, von Ihrer Frau zu gewinnen, damit ich Ihnen keine Verbindlichkeit ſchuldig bin.

Hearty. Da hören Sie! Es iſt mit dem jungen Herrn nichts anzufangen. Er muß mit Schaden klug werden! Wenn er nichts mehr zu verlieren hat, wird ſichs von ſelbſt verlieren.

Freemann. Ein ſchlechter Grundſatz für einen

Mann von Ihrer Erfahrung, Hearty! Dann kommt die Weisheit immer zu ſpät. Leider! ich bin es auch geworden: aber wie ſehr wünſchte ich es vor meinem Schaden geweſen zu ſeyn! Doch — hören Sie meinen Entſchluß: Von Stund an will ich meiner Frau unterſagen, weiter mit Ihnen zu ſpielen, und von Ihnen, Hearty, erwarte ich in Anſehung des jungen Menſchen ein Gleiches; ſein Glück liegt mir zu ſehr am Herzen.

Manley. Mein Glück, ſagen Sie?

Hearty. Sein Glück? — und warum?

Manley. Glauben Sie, daß wenn ich mein Glück weniger in Ihrem beiderſeitigen Umgange fände, ich hier ſo lange würde verzögert haben?

Freemann. Umgang, ſo viel Sie wollen! nur kein Spiel mehr!

Hearty. Aber was haben Sie dabey für ein Intereſſe?

Freemann. Das Intereſſe eines ehrlichen Mannes. Jedes Menſchen Glück muß uns intereſſiren, und wann wir ihn vom rechten Wege abweichen ſehen, müſſen wir ihn — zu Rechte weiſen. Hätte ich nicht immer Schmeichler und Schmarotzer gefunden; o! ſo wäre ich nicht in dieſem Labyrinthe! — doch Manley liegt mir noch mehr als andere Menſchen am Herzen. Ich fühle Etwas für ihn . . . ſeine Geſichtsbildung . . . ich habe vormals eine Perſon gekannt — vielleicht geliebt, an die mich ſeine Züge immer wieder erinnern! —

Manley (unruhig.) So? Sie werden mich ſtolz machen! (Mit einem gezwungenen Lächeln.) Ich ſehe alſo einer Perſon ähnlich, die Sie lieben konnten? — im Vertrauen! war ſie Ihrer Liebe werth?

Freemann. So werth, ſo werth —

Manley (zu Hearty) Ah, Hearty! Eben fällt mir ein, daß ich Jemand zu mir beſtellet habe. Laſſen Sie ſich doch mehr von ihr ſagen, oder — verſparen Sie, Freemann, die Erzählung, bis ich Sie wieder ſehe.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Freemann. Hearty.

Freemann. Ja, Hearty; ich liebte vormals ein liebenswürdiges, tugendhaftes Mädchen; ſie liebte mich, ach! ſie liebte mich mehr, als ich es verdiente. Meine Untreue ging ihr ſo zu Herzen, daß ſie, wie ich gehört habe, ein Gelübde that, ſich niemals wieder zu verheurathen; vielleicht ſtarb ſie vor Gram!

Hearty. Und dieſe ſah dem Manley ähnlich?

Freemann. So ähnlich, daß ich ſchwören wollte .... kurz, ſein Anblick ſetzet mich allezeit in Verwirrung. Tag und Nacht ſehe ich ſie vor mir, ſeit ich ihn ſah! Auch darum wünſche ich ſeine Entfernung. Meine Pflicht verbindet mich, ſie aus dem Gedächtniſſe zu vertilgen: ich habe eine Frau...

Hearty. Und eine angenehme, reizende!

Freemann. Aber ſeit mir dieſe Erinnerung meine Untreue wieder vorgeworfen, ſchleicht ſich ein Kaltſinn in meine Seele, den ich überwinden muß. Kurz, wenden Sie alles an, dieſen jungen Menſchen zu entfernen; es iſt Ihre Pflicht, wenn Sie es, wie es ſcheint, mit ihm, mit mir, und mit der Tugend gut meynen.

Hearty. Ich will es thun, mein Aeußerſte thun, vielleicht in wenig Tagen . . . ich werde ſehen, was ich über ihn vermag. Aber — werden Sie mir meine Neugierde verzeihen, wenn ich Sie frage, warum Sie dieſe ſo ſehr geliebte Perſon verließen?

Freemann. Jugend, Leichtſinn, Eindrücke, die eine neue Schönheit auf mein Herz machten, Ueberraſchung, Liebe zu einem glänzenden Leben — was weiß ich's? — ich verführte ſie, ſie verführte mich — kurz, ich berauſchte mich, taumelte, und da ich wieder zu mir ſelbſt kam, war es zu ſpät, ohne Verletzung der Tugend zurück zu kehren, und einen gedoppelten Meyneid zu begehen! nicht, als ob ich die Perſon, die Sie für meine Frau halten, nicht wirklich geliebt hätte; nein, ich liebe ſie noch, ob ſie gleich mit an meinem Elende Schuld iſt: ſondern weil ich ungerecht handelte, daß ich meine erſte Treue brach; weil ich fühle, daß mich Amaliens Seufzer drücken, unter allen meinen übrigen Laſten am meiſten drücken.

Hearty. Und was ſind das für Laſten? — Da Sie mir Ihr Herz ſo weit geöffnet haben, ſo ſehen Sie mich immer vollends als Ihren Vertrauten an:

vielleicht kann ich Ihnen eine Erleichterung ſchaffen. Wenigſtens iſt es ſchon eine, ſein Herz in den Schoos eines Freundes auszuſchütten.

Freemann. Sie ſind ein menſchenliebender, freundlicher Mann! Ich bin durch meine Gaſtfreyheit, durch meine Liebe zur Pracht, durch meine ſchlechte Haushaltung, aber auch durch Betrug falſcher Freunde und Unglücksfälle in Mangel gerathen: und, — Hearty, man ſpielet eine entſetzliche Rolle, wenn man unter Leuten leben muß, die uns im Wohlſtande gekannt haben! Diejenigen, die ich ſonſt auf meine Koſten fütterte, ſehen itzt mit einer Verachtung auf mich herab . . . o da bin ich ſo klein in meinen Augen! nicht, als wenn mich der Verluſt einer ſo nichtswürdigen Freundſchaft kränkte, ſondern, weil ich ein Narr war, der dieſe Verachtung verdienet. Die Redlichen bedauern mich nicht, weil ſie es für die Folge meiner Thorheit, für eine gerechte Züchtigung halten, und ich bin oft in Verſuchung . . .

Hearty. Aber warum ſuchen Sie nicht lieber einen Ort auf, wo man Sie weniger kennt? Sie ſind ein geſchickter Mann. Sie dürfen ſich auswärts weniger ſchämen, Geſchäfte zu übernehmen, wodurch Sie ſich mit einer gehörigen Einſchränkung, wo nicht reichlich, doch nothdürftig, unterhalten könnten?

Freemann. Das klingt ſehr gut, mein lieber Hearty! aber Sie vergeſſen, daß mit Nichts, Nichts anzufangen iſt. Womit ſoll ich meine Schulden bezahlen? Bey der geringſten Miene, die ich mache, meinen Aufenthalt zu verändern, erwachen meine Gläubiger, und ich ſitze in Feſſeln. Wovon ſoll ich die Koſten einer Reiſe beſtreiten? wovon an einem andern Orte leben? denn, natürlicher Weiſe wird man mir, ehe ich bekannt bin und die Wege zu meiner Verſorgung aufgeſucht habe, mit einer Bedienung an einem fremden Orte nicht entgegen eilen. Man machet ſolche Anmerkungen, wie Sie, meiſtens, wenn man keine Bedürfniſſe hat. Ich machte ſie ſonſt auch, aber ſie ſind leichter ausgedacht als ausgeführt! wäre ich nicht an dieſe Perſon verbunden . . .

Hearty. Freylich Freemann, Ihre Frau . . .

Freemann. Ich weiß, wo Sie hinwollen. Dächte ich, wie die Welt denket, und nicht wie der Rechtſchaffne denken muß, ſo würde ich mich ohne

Furcht vor den Geſetzen bald dieſer Feſſeln entledigen können: doch ich kann mich hierüber nicht weiter erklären. Genug; meine Frau beſuchet noch Geſellſchaften; ſie ſpielet: aber leider! itzt mehr aus Noth, als aus Geſchmack: ſie iſt glücklich . . . Manley hat es erfahren; und eben das beunruhiget mich itzt! doch ich hab' es ſchon geſagt, ſie ſoll von nun an mit Manleyn keine Karte wieder anrühren. Ich will ihr den Vorſchlag thun, daß wir alles, was wir noch von Mobilien, Juwelen und Koſtbarkeiten übrig haben, ins Geld ſetzen, uns mit unſern Gläubigern vergleichen, und an einen unbekannten Ort begeben wollen. Ich will mich der niedrigſten Arbeit unterwerfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, mit mir nothdürftig zu leben, damit wir nicht in einer erbettelten Pracht verhungern und vor der Welt zu Schanden werden. Wo ſie nicht einwilliget, ſo verlaſſe ich ſie — ich verlaſſe ſie auf ewig.

Hearty Ein ſehr vernünftiger Entſchluß. Ihre Lebensart führet ſie allezeit früher oder ſpäter dahin, und wenn Sie ſich noch Jahre lang durchwinden, ſo ſind Sie immer auf dem Punkte, wo Sie itzt ſtehen, Ich würde Manleyn verbieten, mit Ihrer Frau ſich weiter ins Spiel einzulaſſen, aber ich habe keine Gewalt über ihn, und das Verbot muß ſich hier von Ihrer Seite anfangen. Vertrauen Sie indeſſen der Vorſehung, Freemann, und leben Sie wohl! bis auf Wiederſehen!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Freemann (allein)

Ich? der Vorſehung vertrauen? Ja doch; die thut auch Wunder! Zumal für ſolche Thoren! Ah; wie wird mir mein Leben zur Laſt! Meine Untreue gegen Amalien, die Unordnung meiner Haushaltung, meine begangenen Fehler, Alles, Alles ſtellt ſich mir einmal um das andere unter ſchrecklichen Bildern vor. — Meine Schulden? — o wie drücken mich dieſe! der niedrigſte Menſch glaubet für die wenigen Thaler, die ich ihm nicht bezahlen kann, ein Recht zu haben, mich öffentlich zu beſchimpfen, und ich — welche Demüthigung, daß ich alle mein Unglück verdient habe! da ſtehe ich vor ihm, bettle um ein paar Stunden Friſt, wie ein zum Tode Verurtheilter, dem jede Minute von der Verlängerung ſeines Lebens ein neues Leben ſcheint, und danke für das große Geſchenk — mich ein paar Stunden länger zu quälen! . . . aber, wer wehrt mirs? . . . doch nein! ein ſchwarzer Gedanke! ſoll mein armes Kind das Opfer meiner Unbeſonnenheit werden? Ich will dem Manley Wort halten, es gehe wie es wolle!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Freemann. Madame Freemann.

Freemann. Ein für allemal, Madam, Sie ſollen nicht mehr ſpielen, am allerwenigſten mit Manley! ich bitte Sie darum, wollen Sie noch mehr?

Mad. Freemann. Aber warum?

Freemann. Warum, warum? Ich dächte, ich verdiente ſo viel Gefälligkeit von Ihnen, ohne daß Sie mir deswegen eine weitläuftige Rechenſchaft abfoderten? Sie wiſſen unſre Verhältniſſe . . .

Mad. Freemann. Ich will nicht hoffen, daß Sie einen unanſtändigen Verdacht wider meine Tugend nähren?

Freemann. Was Verdacht? Ehre und Tugend leiden allerdings darunter, daß wir uns auf Koſten eines jungen Menſchen erhalten; und was kann dieſer für Abſichten haben, wenn er ſich herſetzet, um an ſie zu verlieren? was mag die Welt davon urtheilen?

Mad. Freemannn. Die Welt? Was ſie wolle! Wenn unſer Herz ſich keine Vorwürfe zu machen hat, ſo kann man über die Welt lachen.

Freemann. Hätten Sie doch immer ſo gedacht, vielleicht wären wir nicht in dieſe Umſtände gerathen: — aber gut! Ich habe gerade dieſe Geſinnung bey Ihnen itzt vonnöthen: — genug; vor der Hand ſpielen Sie nicht weiter!

Mad. Freemann. Sehr gern! wenn Sie mir ſo viel zu meinen Bedürfniſſen geben, als nöthig iſt mit Anſtand zu leben?

Freemann. Mit Anſtand? das heißt doch wohl nichts anders, als unſern gegenwärtigen Umſtänden gemäß? und da wir ſo groß gelebt, daß wir darüber ganz klein geworden ſind, wenigſtens ſo leben, daß wir nicht vollends vor der Welt zu Schanden werden?

Mad. Freemann. Ich hoffe doch nicht, daß ich Ihnen Schande gemacht habe?

Freemann. O! nur allzuviel Ehre! wir haben falſche Freunde gefüttert, die uns itzt verächtlich den Rücken kehren: an Betrüger unſer Geld verloren, die itzt davon ihre Caroſſenpferde mäſten, damit wir zu Fuße laufen: haben den vornehmen Adel aus goldnen Schüſſeln geſpeiſet, und würden froh ſeyn, wenn wir und unſer Kind uns itzt von ihren Breſamen nähren könnten! kurz, wir haben mit ſo viel Ehre in der großen Welt gelebt, daß wir itzt dafür von den geringſten Menſchen verachtet werden. Aber…

Mad. Freemann. Aber wozu die Unterredung? wollen Sie mir Vorwürfe machen? —

Freemann. Nein Madam; denn da müßte ich bey mir anfangen. Wäre ich weniger leichtſinnig, unbedachtſam, eitel geweſen, hätte ich mich auf eine geſetzmäßige Art Ihres Beſitzes verſichert, und alsdann mein häusliches Anſehen mehr behauptet…

Mad. Freemann. Hätten Sie das gethan, ſo wären Sie und vielleicht auch ich glücklich geweſen. Itzt aber kömmt es zu ſpät.

Freemann. Ja, leider zu ſpät! Deſto nöthiger aber iſt es, daß wir unſere Fehler zu verbeſſern ſuchen: wir möchten ſonſt, wenn wir noch länger auf dieſem Wege verweilen, um keinen Schritt mehr dem Abgrunde des Verderbens ausweichen können.

Mad. Freemann. Und wie? Er iſt mir ſo nahe als Ihnen, und ich habe ſo wenig Luſt als Sie, mich hineinzuſtürzen.

Freemann. Gut, wenn Sie es fühlen! Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Werden Sie Muth genug haben, ihn einzugehen?

Mad. Freemann. Laſſen Sie hören!

Freemann. Sie ſollen mir alles, was Sie noch von Schmuck, von Kleidern und andern Koſtbarkeiten übrig haben . . .

Mad. Freemann. Wie? auch das Wenige, was mir noch übrig iſt?

Freemann. Ha! wird ſchon Ihro Eitelkeit aufgebracht, und ich habe noch nicht ausgeredt? Ich bitte, hören Sie mich ganz, und alsdann ſagen Sie, weſſen ich mich zu Ihnen zu verſehen habe.

Mad. Freemann. Nun dann?

Freemann. Sie ſollen mir alles, was Ihnen noch von unſerm vorigen Glanze übrig iſt, zurücke geben. Ich habe nichts mehr, als einige reiche Kleider, meine Uhr, meinen Degen und etliche Ringe, und auch dieſe werde ich nicht zurücke behalten. Wir wollen ſie zu Gelde machen: ich will mich mit unſern Gläubigern ſetzen, und wir wollen uns auf eine unſerer Colonien begeben. Ich hoffe anſehnliche Empfehlungsſchreiben durch Einige meiner Freunde dorthin zu erhalten und durch meinen Fleiß . . .

Mad. Freemann. Welch ein Vorſchlag! — Nein, daraus wird nichts. — Undankbarer! Sie wollen mir vollends Alles rauben, nachdem Sie mir meine Ehre geraubt und mein Vermögen haben verthun helfen? ich ſoll ein Flüchtling aus meinem Vaterlande werden? O! thun Sie mir lieber den Vorſchlag, mich als eine Sklavin zu verkaufen; vielleicht löſen Sie noch einige Thaler mehr! . . . nein, in Ewigkeit nicht; machen Sie mit mir, was Sie wollen: aber ich will nicht ein Spott und Gelächter vor der ganzen Welt werden.

Freemann. Sie wollen nicht? gut, ſo will ich! Ja, ich will der Spott einer närriſchen Welt werden, um meine Ehre bey der rechtſchaffnen Welt zu erhalten! verſtecken Sie, wenn Sie können, unter Ihren bunten Kleidern Ihre Elend: aber nehmen Sie ſich in Acht, daß Ihnen die Schuldner nicht dieſelben mit nächſtem von Leibe reißen, und Ihre arme Hoffarth Jedermann entblößt darſtellen. Ich werde Sie nebſt unſerm Kinde, ehe Sie ſich deſſen verſehen, verlaſſen, Sie Ihrem Schickſale überlaſſen, und ein beſſers aufſuchen. Ich gehe: aber das ſage ich Ihnen, unterſtehen Sie ſich nicht, ſich mit Manleyn weiter einzulaſſen, als bis ich fort bin! Dann machen Sie, was Sie wollen: nur wagen Sie es nicht länger meinen Namen zu führen, ſonſt . . .

(Geht drohend fort.)

Mad. Freemann. Freemann, Freemann, mein lieber Freemann! nur ein Wort!

Freemann (kehrt einen Augenblick um.) Nicht ein Wort mehr! Sie wiſſen meine Entſchließung! ich laſſe Ihnen Zeit es zu überlegen! ſeyn Sie klug!

Mad. Freemann (vor ſich.) Ich rufte ihn zurück, ohne zu wiſſen, was ich ihm ſagen wollte!

Zweyter Auftritt.

Madam Freemann (allein.)

Aber nun — was fange ich an! in welcher Verlegenheit! — Ohne Ehre und ohne Geld! geſtern aufs neue ſechshundert Pfund verloren — meine Juwelen und Kleider, Alles, Alles verpfändet — mit Mauleyn, auf den ich mein ganzes Vertrauen geſetzet, nicht weiter ſpielen zu dürfen? — und einen Mann, ſo unbiegſam in ſeinen Entſchlieſſungen als ein Eichbaum! man muß ihn brechen; denn biegen läßt er ſich nicht, und wehe dem, den er in ſeinem Falle trift. — O! wenn er es erfährt, daß ich von alle dem nichts mehr habe, worauf er ſeine letzte Hoffnung bauet? — wenn er mich verläßt? . . . Freemann! du biſt ſehr grauſam! — Es iſt wahr, ich habe dich mit ins Unglück geſtürzet, dich eben ſo ſehr verführet, als ich von dir verführet ward: aber du ſollteſt mein

Führer, nicht bloß mein Begleiter ſeyn. — Nun brichſt du mir noch den Strohhalm entzwey, auf den ich mich geſtützt, um meinen Verluſt einzuholen ‥ freylich ein ſchwacher ‥ hat er mich nicht geſtern Abend fallen laſſen? — Sechshundert Pfund! und morgen früh habe ich angelobt, ſie zu bezahlen! woher? woher? — Von Manleyn? — aber wird mich nicht die Schaam tödten? — ein junger leichtſinniger Menſch! — wird er nicht glauben, ein Recht zu haben, Alles von mir zu fodern, was ihm ſeine Begierde eingiebt? ‥ Ich muß mit unſrer Wirthin reden: ſie iſt einmal die Vertraute meiner Geheimniſſe, hat es in Ihrer Gewalt mich zu verrathen! ſie thut es nicht ohne Gewinnſt — aber ſoll man auch Großmuth von ſolchen Leuten erwarten? ‥ ha! wie gerufen!

Dritter Auftritt.

Madame Freemann. Frau Triks.

Mad. Freemann. Sie ſcheint ſehr aufgeräumt, Frau Triks; was bringt Sie Gutes?

Frau Triks. Nichts Sonderliches, Madam. Ich komme vom Herrn Manley: o ein vortreflicher junger Herr! Er trug mir auf, mich zu erkundigen, wie Sie ſich befänden, und Ihnen in ſeinem Namen einen guten Morgen zu wünſchen. Er iſt ganz troſtlos, daß er nicht den geſtrigen Abend in Ihrer Geſellſchaft ſeyn können! er liebt Sie — ah, Sie glauben nicht, wie ſehr!

Mad. Freemann. Warum kam er nicht? Ich hätte es gern geſehen. Wenn ich einmal verlieren ſollte — am liebſten noch an ihn!

Frau Triks. Das glaube ich! O er iſt viel zu galant, von einer Dame, vielweniger von Ihnen, eine Spielſchuld anzunehmen: allein der verwünſchte Poſttag! er hatte, wie er ſagte, an ſeinen Vater zu ſchreiben!

Mad. Freemann. Und das verwünſchte Spiel! das iſt mir geſtern ſo zuwider geweſen! — ſechshundert Pfund habe ich verloren!

Frau Triks. Sechshundert Pfund?

Mad. Freemann. Sechshundert Pfund, und mich anheiſchig gemacht, morgen zu bezahlen. Hilft Sie mir nicht, ſo bin ich verloren.

Frau Triks. Ich? ich? Warum nicht Ihr Herr Gemahl?

Mad. Freemann. Iſt ſie närriſch? mein Gemahl! Er, der mir das Spiel ſo ernſtlich unterſagt?

Frau Triks. O! etliche Thränchen aus einem Paar ſo ſchönen Augen löſchen bald die Flamme eines erzürnten Ehemannes aus!

Mad. Freemann. Ja, in den erſten vier Wochen. Wehe mir, wenn er es erfährt!

Frau Triks. Je nun; — haben Sie nicht noch etwas von Schmuck — von Kleidern — oder ſonſt ſo Etwas?

Mad. Freemann. Nichts, nichts, das ich mit Ehren entbehren konnte. Sie weiß ja ſelbſt, wo meine Sachen ſtehen? zum Unglück hat mein Mann nach verſchiedenen Dingen gefragt, und Sie würde mir einen unglaublichen Gefallen thun, wenn Sie mir nur heute den letzthin verſetzten Schmuck erborgen könnte, daß er ihn ſähe. Morgen gäb ich ihn zurück. Ich bin ohne Rettung, wo er es merkt!

Frau Triks. Ey, ey! wo denken Sie hin, Madam Freemann? ohne Gegenpfand? Sie kennen ja die Art von Menſchen, die auf Pfänder leiht! Wer wird da was heraus geben, da ohnedieß ſchon das meiſte verfallen iſt? Mit dem Schmucke iſt es ſchon drey Tage über die Zeit, und ich ſtehe nicht dafür . . .

Mad. Freemann. Das wär entſetzlich! er iſt funfzehn hundert Pfund werth, und ich habe ihn um das Drittheil verpfändet?

Frau Triks. Sagte ich's Ihnen nicht im Voraus? Indeſſen wenn Sie mir die funfhundert Pfund geben, und für die Leute etwa funfzig Pfund zur Belohnung . . .

Mad. Freemann. Funfzig Pfund zur Belohnung — auf vierzehn Tage Vorſchuß? Sie iſt verrückt! Ich weiß weder wo ich die fünfhundert, noch die funfzig Pfund hernehmen ſoll!

Frau Triks. O das Intereſſe iſt noch beſonders. Glauben Sie denn, daß eine ſolche Gefälligkeit keines Lohnes werth iſt?

Mad. Freemann. Eine ſchöne Gefälligkeit, wenn ſie zehnfach bezahlt wird! o die niederträchtigen Menſchen! Sie weiß mir alſo nicht zu helfen?

Frau Triks. Wie? wie ſoll ich? wie kann ich?

Mad. Freemann. Gut! ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich — verzweifle, mich meinem Gemahl zu Füßen werfe, und ihm mein Verbrechen geſtehe! er mag ſich an mir rächen und mir Rache an den Betrügern verſchaffen, es gehe wie es wolle!

Frau Triks. Ey, Madam! was ſollte aber aus mir werden? Der Himmel weiß es, daß ich es ohne allen Eigennutz, aus Liebe, aus bloßer Liebe für Sie gethan habe! Er würde unſer Haus verlaſſen: es bey der Obrigkeit melden, und wir unglücklichen Leute... (Sie weint.)

Mad. Freemann. Nun, ſo ſage, zeige Sie mir einen andern Weg aus meinem Labyrinthe: ich muß es durchbrechen oder darin umkommen.

Frau Triks. O! ein wenig Gefälligkeit mehr gegen den Herrn Manley! Sie wiſſen nicht, Madam, wie gut er es mit Ihnen meynet!

Mad. Freemann. Was will Sie damit ſagen? ich glaube, Herr Manley darf ſich nicht über meine Begegnung beſchweren. Er hat freyen Zutritt bey mir: ich bezeige ihm bey aller Gelegenheit eine vorzügliche Hochachtung . . .

Frau Triks. Hochachtung! Hochachtung! verzeihen Sie, Madam! daran iſt ſolchen jungen Herren bey ſo liebenswürdigen Damen, wie Sie ſind, auch viel gelegen? und ich habe es lange gemerkt: er liebt Sie, ach! er liebt Sie . . .

Mad. Freemann. Schweig Sie, oder gehe Sie mir aus den Augen! hält Sie mich einer Niederträchtigkeit für fähig?

Frau Triks. Gut, Madam! ſo geh' ich —

Mad. Freemann (nachſinnend.) Was verlangt Sie, was ſoll ich? ich habe ja das Thun und Laſſen.

Frau Triks. Wenn Sie aber nicht thun wollen, was ich Ihnen rathen kann, ſo habe ich nichts weiter zu ſagen.

Mad. Freemann. Sie wird mich noch raſend machen! Ich will es wiſſen, oder — es bleibt bey meiner Erklärung; und dann habe ich genug Urſache mich ſelbſt zu beklagen, als daß ich an Sie denken darf: rede Sie!

Frau Triks. Je nun, alſo noch einmal frey heraus! Herr Manley liebt Sie: er hat ſich dieſen Morgen deutlich gegen mich erklärt: er wird Ihnen Nichts verſagen, wenn Sie ihm nichts verſagen. ...

Mad. Freemann. Was, waß? nichts verſagen: dieſe Sprache klingt ſehr unverſchämt ... doch — ja, ich will an Manley ſchreiben. Ich kenne ſein edles Herz. — Nein, er wird nichts Unanſtändiges verlangen: komme Sie in einem Weilchen in mein Zimmer.

(Geht ab.)

Frau Triks. Gut, Madam! — Aha, allmählig ſteigt ſie von ihrer Höhe herab: ſie wird ſchon weiter herunter kommen: aber — das Ding könnte gefährlich für uns ablaufen? — Ich muß mit meinem Manne darüber ſprechen: ... dem Himmel ſey Dank! daß er einmal zu ſehen iſt.

Vierter Auftritt.

Frau Triks. Herr Triks.

Frau Triks. Wo ſteckſt du denn den ganzen Morgen? ich habe dich ſchon überall vergebens geſucht.

Triks. Ich muß ja wohl den Fremden aufwarten, wenn du dich nicht darum bekümmerſt?

Frau Triks. Ha, ſo gut und mehr als du. Ich habe dem Herrn Manley den Thee gebracht, bin bey Madam Freemann geweſen...

Triks. Huy! gewiß ein Roman? Immer Herr Manley und Madam Freemann! Meinethalben, wenn was dabey zu verdienen iſt: aber, nimm dich in Acht! bey ſolchen Hiſtorien ſetzt es manchmal Prügelſuppen. Die Geſchichte mit dem Mylord Dunbar iſt mir noch in friſchem Andenken!

Frau Triks. Närrchen! ſieh einmal! — (Sie zeigt ihm etwas Geld.) Schon wieder um ein paar Guineen reicher!

Triks. Das laß ich mir gefallen; — (Er nimmt es und ſteckt es ein.) Nu, da gehn ſchon ein Dutzend Stockſchläge aufs Gewicht!

Frau Triks. Ja, mein lieber Triks! die Sache unter der Madam Freemann und Manley fängt an hitzig zu werden. Die Tugend der erſten beginnt allmählig zu erweichen, und ich denke, bald ſoll ſie ſchmelzen. Sie braucht wieder Geld, und fürchtet ſich entſetzlich vor ihrem Manne. Manley hat Geld, brennt lichterloh, und nun muß ihr ſein Feuer nur näher gebracht werden: das iſt itzt mein Geſchäft.

Triks. Aber — ich fürchte mich vor dem Freemann ganz des Henkers! er iſt ein braver Mann, und bezahlt ehrlich: aber der Himmel ſey dem gnädig, den er über einen Betrug ertappt! die Treppe hinunter, und ein paar Ribben im Leibe entzwey geſchlagen, iſt noch die geringſte Erkenntlichkeit.

Frau Triks. Ja, das ſteckt mir auch im Kopfe! Die Frau wirthſchaftet zu toll. Ein Theil von ihren Koſtbarkeiten hat Manley in Händen. Du weißt, daß wir allezeit die Hälfte von dem, was er darauf gegeben, behalten haben. Der Mann hat, wie ſie ſagt, ſchon nach einigen gefragt: ihre Unruhe ſagt mir noch mehr, und wer ſteht uns dafür, daß Manley verſchwindet, wann er ſein Gutes genoſſen hat, und wir ſitzen in der Schlinge.

Triks. Narr, wenns nichts weiter wäre! Alsdann wird geläugnet, Alles auf Manleyn geſchoben, und wir ziehen den Kopf heraus. Das Verdrüßlichſte bey ſolchen Hiſtorien, ſind die gegenſeitigen Erläuterungen, wenn es zum Ausbruche kömmt. Alsdann wehe den Helfershelfern! Sie kommen in die Quetſche und beide Partheyen ſprudeln ihr Gift auf ſie. Der ſicherſte Weg iſt der beſte; und der iſt, daß man den doppelſeitigen Vertrauten macht, von beiden Seiten ſich bezahlen läßt, und ſobald man merkt, daß das Feuer ausbrechen will, die Sturmglocke zuerſt läutet, damit der, dem es am nächſten iſt, davon läuft. Alsdann greifet man mit zu und hilft löſchen, ſo viel man kann: der aber, der davon gelaufen iſt, muß der Mordbrenner geweſen ſeyn, er mag wollen oder nicht: genug! daß er ſich nicht verantworten kann.

Frau Triks. Ha! ich verſtehe dich! ich ſoll Manley's und der Freemann Vertrauter, und du willſt Freemanns ſeiner ſeyn?

Triks. Richtig! ich will ihm weiß machen, daß ich dich in deinen Unterhandlungen überraſcht habe und ganz entſetzlich mit dir umgegangen ſey; daß es von ihm abhange, welche Todesſtrafe du leiden ſollſt...

Frau Triks. Und darnach wird er ſeiner Frau und Manleyn Vorhaltungen thun; mein Amt hat ein Ende und unſre Nahrung zugleich? — —

Triks. Poſſen! Ich möchte die Ehemänner kennen, welche Luſt hätten mit dem erſten Blick in ihrer Weiber Untreue zufrieden zu ſeyn. Ein kluger Wirth ſchweigt, wenn er bemauſt wird: er nimmt noch mehr die Miene der Sorgloſigkeit und des Vertrauens an, um ſeinen Dieb über der That zu erwiſchen. Man geht den Hühnern ſo lange nach, bis man weiß, wo ſie ihre Eyer hinlegen. Und die Neugier — o die Neugier, wie ſich eine ſolche Komödie endigen wird! —

Frau Triks. Meinethalben: endiget ſich der Handel ſchlecht, ſo iſts nicht meine Schuld.

Triks. Was ſchlecht endigen? Hat der Teufel ſein Spiel, und Freemann bläſt Lärmen, ehe es Zeit zum Angriff iſt: ſo trage ich wenigſtens den Ruhm eines ehrliches Kerls davon . . .

Frau Triks. Und ich die Schande einer gottloſen Kupplerin, nicht wahr?

Triks. Närrin! es laſſen ſich ja Staatsmänner und Feldherren beſtechen. Der ganze Vorwurf, den man dir machen kann, iſt, daß du zu mitleidig für einen jungen verliebten Herrn, und zu ſorgfältig für einer verlaßnen Frau ihren Zeitvertreib geweſen biſt . . . halt! — die Thüre geht . . . Madam Freemann!

(Madam Freemann tritt aus ihrem Zimmer, da ſie aber Trikſen gewahr wird, geht ſie zurück und ruft die Frau hinein.)

Mad. Freemann. Nur Einen Augenblick, Frau Triks! . . . Sie ſoll gleich wieder bey ihm ſeyn, mein lieber Wirth! Es betrift nur einen kleinen Auftrag!

(Die Triks geht hinein.)

Fünfter Auftritt.

Triks (allein.)

Einen kleinen Auftrag! ha ha ha! eine geheime Conferenz über Manly's Liebesgeſchichte. Recht wohl! Nie ſtiegen bey mir die Aktien beſſer, als wenn unter meinen Gäſten ſo was auf dem Tapete war. — Ich merke zwar, daß bey Freemann ſeit einiger Zeit die Gelder nicht ganz richtig eingehen: ſo lange er aber eine Haut hat, ſo giebt's immer noch Was abzuſtreifen; . . . ha, ſchon wieder da! —

Sechster Auftritt.

Triks. Frau Triks.

Triks. Nun! wie ſtehts?

Frau Triks. Et! — (Sie zeigt ihm ein Briefchen) man möchte uns hören! da! — (Sie giebt es ihm.) Mache deine Sache klug!

Triks. Du wirſt michs lehren!

Frau Triks. — Bring's ja bald wieder: die Boten müſſen richtig gehen.

Triks. Es verſteht ſich! —

(Sie gehen beyde ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Freemann. Hearty.

Freemann. Ja, mein lieber Hearty! ich habe Sie einmal zum Vertrauten meines Kummers gemacht: meine Frau . . . (ich will nur dieſen Titel beybehalten, da wir ihn einmal vor der Welt angenommen haben,) iſt hartnäckig und ſtolz! ſie will nichts von ihren Sachen hergeben, und ich denke immer, daß es einem ehrlichen Manne unanſtändig iſt, in ſolchen Fällen Gewalt zu brauchen.

Hearty (bey Seite.) Ah, die Urſache iſt zu errathen! (zu Freemann.) Aber Freemann, ich glaube, daß Sie darauf dringen müſſen? Sie ſetzen ſich und Ihre Frau in die äußerſte Gefahr, wenn Sie Ihre Entſchließungen aufſchieben: und erhielten Sie auch nichts von

Ihr, ſo verdient doch ihre Eitelkeit dieſe Demüthigung. Wäre ſie willig dazu geweſen, wie es einer gefälligen Frau geziemt, ſo hätte ich für ſie gebeten.

Freemann. Wird dieß aber meine Gläubiger befriedigen?

Hearty. Ah! dieſe werden ſich auch billig finden laſſen. Entdecken Sie ihnen Ihre Umſtände offenherzig, geſtehen Sie Ihre Fehler, flehen Sie dieſelben um Nachſicht mit einem freymüthigen Zutrauen an. Ein ehrlicher Mann findet allezeit Mitleid; das Vertrauen erwirbt ſich Freundſchaft, und wenn ja ein Herz für dieſe menſchlichen Empfindungen fühllos wäre, ſo werden es doch nicht alle ſeyn. Endlich werden auch diejenigen, die der Eigennutz zu ſehr beherrſchet, leicht einſehen, daß ſie nichts gewinnen, wenn ſie Sie hinſetzen laſſen, und auf ihre eignen Koſten ernähren müſſen.

Freemann. O! welche Erniedrigung für meinem Stolz! Ja, Hearty, ich habe eine ſehr hochmüthige Seele. Dieſe ſo tief herab zu beugen, vom Befehlen zum Bitten — mit gebogener Hand ein Allmoſen zu erbetteln, wann man mit voller Hand Wohlthaten Jahre lang verſtreuet hat? —

Hearty. Es thut weh, ich gebe es zu; aber denken Sie auch, daß Sie es verdient haben. Die Strafe ſchmerzt nicht halb ſo ſehr, wenn man ſie willig leidet: und man verfährt ſtets mit dem Flüchtling, der ſich verfolgen läßt, härter, als mit dem, der ſich der Gerechtigkeit in die Arme wirft. Sie haben allezeit Schuld!

Freemann. Ich habe ſie, ja: und dieß iſts, was mein Herz am meiſten niederſchlägt. Alle Stürme der Trübſal ſind für die Unſchuld nichts! Aber wenn uns die innere Stimme ſtets zuruft: du haſt's durch deine Thorheiten verdienet? das ſchmerzt!... Wahrlich, ein hartes Geſetz, daß man ſeinem Elende nicht mit ſeinem Leben ein Ende machen darf!

Hearty. Pfuy, Freemann! ſchämen Sie ſich eines ſolchen Gedanken! Ihrem Elende ein Ende machen? was heiſſen Sie ſo? würde das Ende, daß Sie ihm zu machen gedenken, nicht der Anfang eines unabſehlichen Elendes ſeyn? Oder iſt Ihr Elend ſo groß, daß es nicht zu überwinden iſt? Ihr Stolz, der ſich itzt für beleidigt hält, iſt Ihr wahres Elend: dieſer hält Sie immer noch gefeſſelt! Ueberwinden Sie den, ſo werden Sie ſich wieder in den Stand der Freyheit ſetzen. Die Armuth iſt lange nicht ſo ſchrecklich, als wenn man ſie aus dem Ueberfluſſe überſieht, und Sie werden es vielleicht mit der Zeit finden, was für Vorzüge ein thätiges und geſchäftiges Leben bey einer glücklichen Mittelmäßigkeit, für unendliche Vorzüge vor dem vornehmen Müßiggange hat. Ich habe es erfahren, Freemann! Auch ich lebte in meiner erſten Jugend im Ueberfluſſe, aber ich danke dem Himmel für die Prüfungen meiner folgenden Jahre: ich nehme das Glück mit Dank an, und das Unglück ſchlägt mich nicht zu Boden. Dieſe Gleichheit meiner Seele ſetzt mich über alle Zufälle hinaus: und dieſe müſſen Sie ſich zu verſchaffen ſuchen, wenn Sie nach wahrer Zufriedenheit ſtreben.

Freemann. Ihr Troſt iſt ein Balſam für mein Herz! Ich will ſehen, was ich über die ungeſtümen Leidenſchaften vermag, die es zerreißen; ich geſtehe aber, die Gewalt, die ich meiner Frau anthun muß, die mir doch ihre Ehre und ihr Vermögen aufgeopfert, koſtet mich mehr, als mein eigen Leiden!

Hearty. Sie iſt Mitſchuldige, alſo kann ſie auch mit leiden, und, wer weiß, wenn Sie eine vernünftige Frau geſunden, die den wahren Werth der häuslichen Glückſeligkeit mehr zu ſchätzen gewußt, und über die Eitelkeiten und Thorheiten ihres Geſchlechts und einer unſinnigen Welt wäre erhaben geweſen, ob Sie nicht durch ein anſtändiges Geſchäfte Ihren Nebenmenſchen nützlich, und ſo der Verſchwendung und Zerſtreuung eines unthätigen Lebens würden entgangen ſeyn?

Freemann. O gewiß, Hearty! Und dieß war die, welche ich ſo ſchändlich verließ, die ſtille Tugend, die den kleinen Zirkel der geſelligen Freundſchaft allem Geräuſche einer unſinnigen Welt verzog.

Hearty. Nun, Freemann; ſo ſeyn Sie nicht zur Unzeit weichlich. Es iſt wahr, Sie haben allezeit die größte Schuld; denn es iſt immer des Mannes Fehler, wenn er den Neigungen einer Frau folget, da er ſie als Herr folgſam für die ſeinigen machen ſollte: aber das iſt vorbey, und ſie mag nun dieſe Herrſchaft aufgeben und in den Poſten einrücken, den ihr die Natur angewieſen hat. Es wird die Zeit kommen, da ſie Ihnen dafür danken wird.

Freemann. Sie machen mir immer mehr Muth!

O laſſen Sie uns dieſe Unterredung fortſetzen! Welchen Plan dächten Sie, den ich mir zu meiner künftigen Lebensart wählen könnte? — Ich bin auf den Einfall gerathen, auf einer unſerer Colonien . . . ha, was will unſer Wirth? — der verwünſchte Kerl!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Triks.

Triks. Könnte ich nicht die Ehre haben, mein Herr Freemann, ein paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen?

Freemann. Herr Heatty iſt mein Freund: er kann alles hören.

Triks. Es iſt aber — eine Sache — von der ich — nothwendig mit Ihnen allein — reden muß.

Heatty. Laſſen Sie es gut ſeyn! ich ſuche Sie bald wieder auf.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Freemann. Triks.

Triks. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das — das Ihrer Ehre — vielleicht nachtheilig ſeyn könnte, wenn — wenn Sie nicht in Zeiten vorzubauen ſuchen.

Freemann. Mir? ein Geheimniß? — Laß Er hören!

Triks. Ich bin ein ehrlicher Mann, und mein zartes Gewiſſen . . .

Freemann. O! daran zweifle ich nicht.

Triks. Ja, das bin ich, und wenn ich Ungerechtigkeiten ſehe, ſo möchte mir das Herz zerſpringen, zumal wenn man einen ſo rechtſchaffenen, braven Herrn, wie Sie ſind, zu hintergehen ſuchet!

Freemann. Wer will mich hintergehen, Herr Triks? ſag Er her! ich denke, ich habe lauter ehrliche Leute um mich?

Triks. Die Welt iſt böſe, und o die Verführungen . . .

Freemann. Eine alte Klage — weiter!

Triks. Zumal die Weiber, die Weiber!

Freemann. Wir haben alle unſre Fehler, auch dieß iſt mir bekannt.

Triks. Sie haben eine ſehr hübſche Frau, Herr Freemann, eine allerliebſte Dame! aber …

Freemann. Aber — was ſoll das Aber?

Triks. Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf …

Freemann. Er darf, und ich will es wiſſen. Meine Neugier wird durch dieſe Umſchweife nur mehr erregt.

Triks. O! ich habe ſie entſetzlich traktiret, ehe ſie mir es geſtanden! endlich, hat ſie mir alles haarklein erzählet.

Freemann. Meine Frau? der Henker ſoll Ihm das Licht halten!

Triks. O! werden Sie nicht böſe! ich redte von meiner Frau. Die Ihrige …

Freemann. Narr! mache Er mit ſeiner, was Er will, und komme Er mir nicht …

Triks. Ja, die Ihrige, (Sie nehmen es aber nicht übel,) mag Ihnen ſo treu nicht ſeyn, als Sie ſich wohl einbilden? Die meinige iſt dabey ... Sie verſtehen mich ſchon — ſo ein bißchen ſo, was man eine Unterhändlerin zu nennen pfleget.

Freemann. Eine neue Geſchichte! Das fehlte mir noch! — Nun, wie denn ſo?

Triks. Je nun ... hehehe! Herr Manley iſt ein ganz artiger Cavalier ...

Freemann. Der Donner und das Wetter! Fängt Er wieder mit ſeinen weiten Ausholungen an? Herr Manley iſt ein artiger, aber auch ein rechtſchaffner Mann. Nicht ein Wort von ihm! —

Triks. Je nun, ſo empfehle ich mich Ihnen ...

Freemann. Nein, nein; ſo fertiget man mich nicht ab. Ich muß nun alles wiſſen, und der Himmel ſey Ihm gnädig, wofern Er etwas verhehlt.

Triks. Wird mein Eifer für Ihre Ehre ſo belohnet? — Ey, ey, Herr Freemann! ich werde in Zukunft behutſamer ſeyn ...

Freemann. Nur heraus! ich werde hören, ob Sein Eifer einen andern Lohn verdient?

Triks. So wiſſen Sie denn, daß ein heimliches Liebesverſtändniß zwiſchen den Leutchen iſt!

Freemann. Zwiſchen Manley und meiner Frau?

Triks. Zu dienen!

Freemann. Poſſen!

Triks. Und nichts gewiſſer! Ich habe es eben ſo wenig geglaubt: aber gewiß und wahrhaftig, es ſind keine Poſſen! wenn Sie, mit allen Reſpekt zu ſagen, es nicht dafür halten.

Freemann. Was weiß Er, und woher weiß Er es?

Triks. Herr Manley hat es meiner Frau vertraut, ſie um Fürſpruch gebeten, ihr heimlich Briefchen zu beſtellen gegeben; und Sie wiſſen wohl, ſolche Briefchen — Briefchen hin und her, das ſind nun Briefchen . . .

Freemann. Hat Er ſo ein Briefchen in Händen?

Triks. Es könnte ſeyn! Eben ertappte ich ſie über der Beſtellung ſo eines Briefchens von Ihrer Frau Gemahlin. Ich wütete, wie der leibhafte Satan, Gott ſey bey uns! bis ſie es hergab: ſie heulet und ſchreyt! würde ſie umſonſt und um nichts heulen und ſchreyen?

Freemann. Weiſ' Er her, geſchwind weiſ' Er her!

Triks. Aber, daß ich nur nicht ein unglücklicher Mann darüber werde! denken Sie — meine Nahrung! Herr Manley iſt ein Mann, der eine geſpickte Börſe hat.

Freemann. Schon gut; ich will den Brief ſehen! — Ich werde allezeit die gehörige Vorſicht zu brauchen wiſſen . . .

Triks. Hier alſo!

Freemann (vor ſich.) Soll ich ihn erbrechen? — Ein ſolches Mißtrauen iſt allezeit unedel. — Aber iſt es nicht eben ſo unedel, daß ſie ohne mein Verwiſſen einen Briefwechſel mit einem jungen Menſchen in einem Hauſe, wo ſie ihn täglich ſprechen kann, anfängt? Was hat ſie ihm in Briefchen zu ſagen? — Dieſe Vertraulichkeit wenigſtens iſt unanſtändig; ich muß den Inhalt ſehen . . .

Triks. Sie können den Brief leicht erbrechen: er iſt nur mit Oblate geſiegelt, und noch ganz feucht . . .

Freemann. Ha! es ſcheint, daß Er eben ſo gewiſſenhaft nicht iſt. Hat man ein Recht, Briefe zu erbrechen, wenn ſie leicht geſiegelt ſind?

Triks. Ah, Sie belieben mit Ihrem Diener zu ſpaſen: ich meynte nur...

Freemann. Es iſt mir eben itzt nicht ſpaſerlich! Doch, laß ſehen . . . (Er öffnet ihn und tritt ein wenig bey Seite. Er lieſt.) »Liebſter Manley« — ziemlich vertraulich! — »die Frau Triks bringt mir viele Verſicherungen von Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft, »und ich habe um deſto mehr Urſache, ihr zu glauben, »je mehr Sie mir ſchon ſelbſt Proben davon gegeben »haben.« — Die Proben klingen etwas verdächtig! — »Ich erwarte aber heute einen neuen Beweis von Ihrer Güte und werde ſehen, weſſen ich mich zu Ihnen »zu verſehen habe: mein Mann geht meiſtens gegen »Mittag ſpazieren, und ich erwarte Sie da in meinem Zimmer. Ich bin ꝛc.« — Ein Rendezvous in ihrem Zimmer? — Ich muß hinter die Sache kommen; ſeine Aufwartungen und ſeine Großmuth ſind mir zwar bisweilen verdächtig geweſen — aber — wäre ſie mir vollends ungetreu — wehe dir, Manley!... Herr Triks —

Triks. Was befehlen Sie, Herr Freemann?

Freemann. Ich danke für ſeinen Eifer. Aber dieſer Brief ſagt noch nichts von einem Liebesverſtändniſſe? Ich wollte, daß ihn ſeine Frau Herr Manleyn einhändigte, und — ihn wieder verſiegelte.

Triks. Nichts leichter, eine naſſe Oblate drunter gelegt — Es iſt ein Petſchaft mit einer Deviſe; man kann drauf drücken, was man will.

Freemann. Sie will mit ihm ein paar Worte allein in ihrem Zimmer ſprechen? — Ich möchte wohl den Inhalt ihres Geſprächs hören!

Triks. Eben ſo leicht, Herr Freemann! Das grüne Kabinetchen, verſtehn Sie wohl, ſtößt an ihr Zimmer, und Sie wiſſen ja, daß ich als Wirth den Hauptſchlüſſel habe.

Freemann. Gut, ſchließ' Er mir es um eilf Uhr auf! ich will doch hören! —

Triks. Aber — ums Himmels willen machen

Sie mich nicht unglücklich! — Ich wollte Ihnen wohl noch mehr ſagen . . .

Freemann. Noch mehr? und was? — Ich werde erkenntlich ſeyn, Herr Triks. — (Bey Seite.) Ein Unglück über das andere!

Triks. Madam Freemann hat verſchiedenes von ihren ſchönen Sachen an Herrn Manley verſetzt.

Freemann. Ha, es geht mir ein Licht auf!

Triks. Diamanten! ſchöne Kleider!

Freemann. Gewiß?

Triks. Meine Frau hat auch dieſe Beſtellung übernehmen müſſen: aber um alles in der Welt willen . . .

Freemann. Schon gut! ich weiß, was Er ſagen will. – Der Verräther! . . . Herr Triks, thue Er mir den Gefallen, und — (legt die Hand auf den Mund) keinem Menſchen ein Wort! Hier iſt eine halbe Guinee; künftig mehr! . . . auch ſeiner Frau ſage Er nichts. Er that nicht recht, daß Er ihr übel begegnete.

Triks. O! das läßt ſich gleich ändern. Ich ſpreche, ich hätte mich eines Beſſern beſonnen. Denn verſtehen Sie nur, Herr Manley iſt ſehr freygebig gegen ſie. Ich will mich ſtellen, als ob mich der Teufel auch geblendet habe: aber Geſchenke nehme ich um alles in der Welt nicht, eine Untreue zu begehen . . .

Freemann. Von mir aber doch? Nur verſchwiegen, klug und mir getreu!

Triks. O das bin ich! Mit Ihnen iſt's auch wegen der Geſchenke eine ganz andere Sache: aber . . . ich thue es nicht aus der Abſicht! da bewahre mich der Himmel!

Freemann. Schon gut! geh Er itzt, laß Er den Brief übergeben und um eilf Uhr ſchließe Er mir das Kabinet auf.

Triks. Ich erwarte Ihre Befehle.
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Freemann (allein.)

Ha; — Manley! ein Verräther? ein Verführer meiner . . . o wie ſoll ich ſie nennen — Frau! —

Ja, ja, hier liegt das Verbrechen: — aber ſie ſey was ſie wolle, ſie iſt allezeit eine Niederträchtige. Ich liebte ſie wenigſtens als Frau. — Nun wird ſie, als eine Buhlerin, nachdem ſie mich von allem entblößt ſieht, was ihren Stolz nähren konnte, mich verlaſſen — mit einem andern davon gehen? — Und Manley — ja Manley! . . . ich kann nicht ohne Entſetzen an ihn denken! und was wird Hearty ſeyn? — was anders als Manleys Freund? — Ich Unglücklicher! — Ich muß Alles wiſſen und wehe dir Manley! . . . noch kann ichs nicht glauben! — Der Heuchler macht ſich mein Unglück zu Nutze, — bringt mich vollends um das Meinige? — Huy! daß hinter dem, was er an ſie zu verlieren ſcheint, auch ein Betrug ſteckt! — Ich muß auf ihre Koſtbarkeiten dringen, um ſie zu ängſtigen und den Betrug aufzudecken! . . . welch ein Kampf und keinen treuen Freund! . . . Mir geſchieht recht! meine Untreue wird mir vergolten . . . o Amalia! Amalia! . . . doch dieß ſchützet den Verbrecher nicht! — (Er geht an ſeiner Frau Zimmer.) Madam! Madam!

Fünfter Auftritt.

Freemann. Madam Freemann.

Mad. Freemann. Was wollen Sie, mein lieber Gemahl?

Freemann (vor ſich.) Ha! ſehr ſchmeichelhaft! … Was? Ihre beſten Sachen — ſind ſie zuſammen geſuchet?

Mad. Freemann. Kommen Sie wieder mit Ihrer ungerechten Foderung?

Freemann. Nicht ungerecht! Ich will haben, was — was ich haben muß. — Geben Sie ſie her, unverzüglich geben Sie her!

Mad. Freemann. Aber was dringt Sie denn itzt für eine Noth?

Freemann. Sie können fragen? Ich will nicht länger das Spiel Ihrer Thorheit ſeyn.

Mad. Freemann. Aber ich ſoll das Spiel Ihres Trotzes und Ihres Eigenſinnes ſeyn? Wo haben Sie auf einmal dieſe Begegnung hergenommen?

Freemann. Von der Noth, die Sie über mich gebracht haben. Meine Gläubiger wachen von allen Seiten auf, und wo Sie nicht bald Rath ſchaffen, ſo haben wir Arreſt.

Mad. Freemann. Und Ihre Garderobe, Ihre Ringe, Ihre Doſen? — Warum fangen Sie nicht damit an, ehe es an meine Ohrgehänge und Armbänder kömmt?

Freemann. Wiſſen Sie, was geſchehen iſt?

Mad. Freemann. Aber — ich bitte . . .

Freemann. Aber ich bitte, keine Umſtände! Ich habe Ihnen meinen Entſchluß heute morgen ſchon entdeckt: er iſt feſt gefaſſet und ich nehme keine Ausflüchte an.

Mad. Freemann. So reden Sie doch mit Manleyn! er iſt Ihr Freund: vielleicht ſchießt er Ihnen etwas vor?

Freemann. Nein, Madam, er hat ſchon genug vorgeſchoſſen!

Mad. Freemann. Mir wenigſtens nichts? Was ich von ihm habe, war Spielglück.

Freemann. Wer redt von Ihnen? Soll ich aufs neue borgen und einen Schuldner mehr haben, da ich meine alten befriedigen will? — Ich verlange itzt das Ihrige — das Meinige . . .

Mad. Freemann. Wann iſt denn das Meinige zu dem Ihrigen geworden?

Freemann. Nachdem Sie das Meinige durchgebracht haben. Ja, Madam; Ihr Spielen, Ihre Bälle, Ihre Staatskaroſſen, Ihre unſinnige Kleiderpracht . . .

Mad. Freemann. Von Ihren Schmauſereyen ſagen Sie nichts?

Freemann. O hätten Sie nicht die Gäſte gebeten, längſt würde ich ſie alle zum Henker gejagt haben. — Ich Thor! welch ein traurig Geſchick hat mich zu Ihnen geführet!

Mad. Freemann. Mehr ich, als Sie könnte den Seufzer ausſtoßen: . . . doch nein. Ich will meine Schwachheit, daß ich Sie geliebet habe und noch liebe, nicht dem Schickſale Schuld geben: aber ſchrecklich iſts, daß Sie mir nun auch ſogar die Mittel rauben wollen, wovon ich vielleicht noch einige Monate leben könnte.

Freemann. Leben — Spielen, nicht wahr?

Mad. Freemann. Ein kluger Mann macht ſeine Einſchränkungen nicht hinter drein, wann es nicht mehr Zeit iſt.

Freemann. Madam, hören Sie auf, mich zu beleidigen! ſonſt ...

Mad. Freemann. Wer hat die Beleidigungen angefangen? bin ich blos da, von Ihnen Vorwürfe anzuhören?

Freemann. Wenn man ſie verdienet, muß man ſich auch gefallen laſſen, ſie anzuhören. Doch keine weiter, ſo ein großes Recht ich auch dazu hätte! Itzt verlange ich das, was Ihnen von unſerm gemeinſchaftlichen Vermögen übrig iſt, um uns gemeinſchaftlich zu retten. Ich verlange dieſen Beweis Ihrer Liebe für mich, und was kann ein unglücklicher Mann weniger?

Mad. Freemann. O Freemann! wird uns dieſes retten?

Freemann. Es rette, oder rette uns nicht! man thut, was man kann . . .

Mad Freemann. So laſſen Sie mir wenigſtens die paar kümmerlichen Tage noch! Vielleicht bin ich im Spiele glücklich!

Freemann. Vielleicht auch nicht; und alsdann? . . . doch kein Wort mehr; es bleibt dabey! Gegen Abend muß ich Ihre Sachen haben: zittern Sie, wenn ich Gewalt brauchen muß! Ich bin Ihnen bisher in allem gefällig geweſen: die Reihe iſt nun an Ihnen, und . . . ich laſſe nicht mit mir ſpielen!

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Madam Freemann (allein.)

Ah! ich bin außer mir! Gewiß merkt er, daß ich nichts mehr habe! — So unbiegſam, ſo deſpotiſch war er nie! Was fang' ich an? — die Iris bringt mir keine Antwort! — fliehe ich zum Manley? — ſchreckliche Hülfe! Verloren, unwiederbringlich verloren, wenn er beharrt! — Ein wütender Gemahl: ein ungeſtümer Liebhaber, keine Rettung, als durch Untreu und Schande! — Freemann, Freemann! Haſt du ganz vergeſſen, daß ich dich geliebt habe — Du mich?

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hearty (allein.)

Manley — Amalia . . . O! was iſt in meinem Herzen ſeit wenig Augenblicken vorgegangen! . . . Alter Thor! iſt das deine Weisheit? — In deinem funſzigſten Jahre willſt du noch ein Sklav einer unſinnigen Leidenſchaft werden? — Arme Vernunft, wenn deine Gründe nicht ſtärker ſind! . . . aber die Tugend — iſt ſie ein leerer Name? Nein, Amalia reißt ſich durch ihre Gewalt von einem Herzen los, das ſie liebte, tritt es an die ab, die es ihr geraubt, die von ihr ſollte gehaßt werden; wann jene es nur wagen will, auch tugendhaft zu ſeyn. — Ja das iſt Tugend, das kann ſie! — und du, der du eine Fertigkeit darinnen ſollteſt erlanget haben, du erliegſt? — . . O ſchäme dich! kämpfe, ſiege oder ſprich, daß du nie weiſe warſt . . . Ja, Amalia muß glücklich werden — ſie liebt Freemann: Freemann iſt ihrer Liebe werth — ſo wie Sophie ſeiner unwerth iſt: — ſie zerbricht ihre ſchimpflichen Feſſeln durch eine Untreue, die gemeine Folge ſolcher Verbindungen — und vielleicht — — ja, vielleicht wird Amalia glücklich und Sophie tugendhaft! . . . Ich muß den Sieg befördern helfen, es koſte was es wolle. Vielleicht giebt mir das Bewußtſeyn, eine gute That vollbracht zu haben, meine Ruhe wieder . . . ah! Manley —

Zweyter Auftritt.

Hearty. Manley.

Manley. So allein, guter Hearty, und in tiefen Gedanken?

Hearty. Ich dachte dem Ausgange Ihres Unternehmens nach!

Manley. O! ich fürchte, ich fürchte für den armen Freemann!

Hearty. Und was? hat der was anders zu gewarten als ſein Glück? — ein unausſprechliches Glück — Sie Amalia zu beſitzen! —

Manley. Sehr ſchmeichelhaft! — Indeß — noch nicht ſo gewiß, als Sie denken!

Hearty. Gewiß; mehr als zu gewiß! Freemann liebt Sie noch; er liebt Sie aufs heftigſte: — Sie lieben ihn. — Bald wird ſichs entdecken, daß Sophie ihm ungetreu iſt. Das Band wird zerriſſen, ein neues geknüpft — und Sie werden glücklich ſeyn: ich aber . . . ja, ich werde es auch ſeyn, wenn ich Sie durch Tugend und Liebe glücklich ſehe.

Manley. Gütiger Mann! — vielleicht ja — Bald, wenn ich der Triks glaube, wird Sophiens Tugend erweicht ſeyn.

Hearty. Und war was anders zu erwarten? Ein Frauenzimmer, das ihre Ehre einmal verſcherzet, wird ſie noch ein, zwey, dreymal aufs Spiel ſetzen, bis ſie keine mehr zu verlieren hat: der Anfang und Fortgang aller unglücklichen Perſonen, die zur Schande ihres Geſchlechts endlich im Elende ſterben!

Manley. Das kann von vielen wahr ſeyn. Doch denke ich von Sophien beſſer! Man urtheilet gewiß bisweilen von einem jungen Frauenzimmer zu ſtrenge, die einen ſo falſchen Schritt thut. Wenn wir ihre erſte Erziehung, die Aufſicht, unter der ſie geſtanden, ihre Neigungen und den Verführer kennten, der ſie dazu verleitet: wie oft würden wir Mitleiden mit ihr haben! ja, vielleicht würde manche gerettet werden, wenn man ihr eine hülfreiche Hand böte, ehe ſie der völlige Strom ergreift und mit ſich fort führet.

Hearty. Edelmüthige Seele! Statt ihre Feindin, (denn dieß muß ſie allezeit in Ihren Augen ſeyn,) ſtatt ſie anzuklagen, ſie zu verdammen…

Manley. Ich bin blos gerecht, Hearty. Glauben Sie nicht ſelbſt, daß Sie ohne die dringendſte Noth nicht vielleicht anders handeln würde? ſie thut noch ziemlich Widerſtand. Aber hier kein Geld, keine Mittel ſich zu retten: dort einen Mann, der ihr unter der ſchrecklichſten Bedrohung das abfodert, was ſie nicht mehr hat, der ſie unglücklich gemacht, in deſſen Verderben ſie ihr eignes voraus ſieht; und nun einen Verſucher, der ihr alles anbeut, wodurch ſie, wenigſtens vor den Augen der Welt, ſich dieſem Abgrunde entreißen und wieder in einen Stand ſetzen kann, der der Eitelkeit, der eingewurzelten Neigung, den Lüſten ſo ſehr ſchmeichelt!

Hearty. O Sie vergeſſen noch die bezaubernden Annehmlichkeiten des reizenden Verſuchers ſelbſt!... ja, ich werde ihr verzeihen — ſelbſt dieſe Untreue, die ſie an dem edelmüthigen Freemann begehen wird!

Manley. Hearty, Hearty, was ſagen Sie? wo iſt Ihre ſtrenge Tugend? —

Hearty. Fragen Sie Ihre Großmuth, Amalia! — Nein, Sophie kann Ihnen nicht widerſtehen, — unmöglich!

Manley. O daß ſie es könnte! von ganzen Seele wünſchte ich es! Das Vergnügen, der Tugend eine liebenswürdige Perſon zuzuführen, und einen Mann, wie Freemann iſt, glücklich gemacht zu haben, würde mir den Schmerz meines Verluſtes weniger empfindlich machen, und meine Liebe in Hochachtung verwandeln.

Hearty. Ah, Manley! laſſen Sie mich nicht Ihre ganze Vortreflichkeit ſehen! — ich — ich gerathe ſonſt allezeit in Grimm, wann ich denke, was Freemann für ein Glück von ſich ſtieß! . . . beneidungswürdiger Mann! . . . o wenn ein anderer dieß in ſeiner Jugend gehabt hätte!

Manley. Stille, Hearty! machen Sie mich nicht ſtolz! Sie kennen die Schwachheit meines Geſchlechts! Ich thue nichts als, was meine eigne Glückſeligkeit erfodert, und iſt das viel mehr, als Selbſtſucht und Eigenliebe? Freemanns Unglück macht mit Schmerzen, und das Beſtreben mich von denſelbigen zu befreyen, iſt das eine große Tugend?

Hearty. Die größte, eben darum, daß Sie in einer ſo außerordentlichen Handlung ſich ſo wenig Verdienſte zueignen. Eine Andere würde über den Triumph ihrer verſchmähten Liebe frohlocken, in den Gedanken ihres gedemüthigten und beſtraften, ungetreuen Geliebten ihre Freude, und in der Gelegenheit, ihn noch mehr demüthigen zu können, ihren Ruhm finden! Sie aber wünſchen ſich durch Güte und Wohlthun zu rächen. So machten es allezeit die größten Seelen, ſo ſelbſt das höchſte Weſen mit uns! ſoll ich Sie nicht bewundern?

Manley. Zufriedenheit genug für mich, wenn mich ein Mann, wie Sie, hochſchätzt!

Hearty. O! ich thue noch mehr … doch — ſollte ich Sie nicht belohnt ſehen —

Manley. So habe ich die Belohnung in mir, das Bewußtſeyn recht gethan zu haben! … Aber ſtille! (ſie ſieht nach der Uhr) die Zeit der vorbeſchiednen Stunde iſt vorbey. Es wird mir Mühe koſten, meine Rolle gut zu ſpielen. — Mitleid, Liebe, Furcht, alles miſcht ſich durch einander … wo treffe ich Sie wieder an, Hearty? —

Hearty. Wo Sie wollen … doch noch Eins, warum ich eigentlich kam: Freemann ſcheint eiferſüchtig zu werden. Ich habe einige geheimnißvolle Unterredungen mit ihm und unſerm Wirthe bemerkt. Das iſt ein Böſewicht; und wenn mich nicht alles trügt, ſo geht eine Verrätherey vor. Ich traf ihn vorhin mit Freemann an, und dieſer ſtieß einige zweydeutige Reden voll Wuth und Verdacht gegen Sie aus. —

Manley. Deſto beſſer! er ſoll nicht lange mehr Urſache darzu haben.

Hearty. Sehn Sie ſich vor! Sein Unglück macht ihn bitter, er iſt heftig und der Verzweiflung nahe, wenn ſeine Rettung nicht bald kömmt. — Ich werde ihn nicht aus den Augen laſſen, — der Himmel gebe Ihnen einen erwünſchten Ausgang!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Manley (allein.)

Geh nur, guter ehrlicher Mann! ich merke wohl, was du für einen Ausgang wünſchen könnteſt! ... Aber — mein Herz iſt ſo unruhig, als das deinige! — Iſt das, was ich unternommen habe, auch wirkliche Tugend, oder nicht vielmehr die Liebe, unter dem Scheine der Tugend, die dich belauſchet? — doch wäre es ſo: iſt Sophie ungetreu und Freemann liebt mich noch? dann iſt es ja kein Verbrechen mehr: und doch will ich ſie ſo glücklich machen, als ſie es ohne Freemann werden kann. . . . Himmel! ſie kömmt! wie pocht mir das Herz!

Vierter Auftritt.

Manley. Madame Freemann.

Mad. Freemann. Endlich einmal ... Wahrhaftig, Manley; ſehr artig, daß Sie ein Frauenzimmer ſo lange auf ſich warten laſſen!

Manley. Vergeben Sie, Madam, meine Geſchäfte ...

Mad. Freemann. Und ſolche galante junge Herren haben auch Geſchäfte?

Manley. Freylich keine, die mich von der Einladung einer ſo liebenswürdigen Frau abhalten ſollten! Aber — aufrichtig! ich kämpfte mit mir ſelbſt, ob ich ſie annehmen ſollte oder nicht?

Mad. Freemann. Eine große Schmeicheley für mich!

Manley. Ganz gewiß: nur wohl verſtanden! wenn Ihnen an meinem Herzen was gelegen wäre —

Mad. Freemann. An Ihrem Herzen? o ja, an Ihrer Freundſchaft; und eben erwarte ich davon einen Beweis.

Manley. Beweis — ſo viel Sie wollen von — Freundſchaft? nicht doch, von Liebe. Jenes kalte Wort paßt nicht zu dem, was ich für Sie fühle. Ja, reizende Freemann, ich liebe Sie, mein Herz wird von einem Feuer verzehret . . .

Mad. Freemann. Halt, Manley! Ich ſollte Sie nach einer ſolchen poſitiven Erklärung gleich aus meinen Augen verweiſen, oder fliehen; vielweniger eine Bitte wagen ...

Manley. Und gerade dieß giebt Ihnen ein Recht mir Befehle aufzulegen, wie Sie nur wollen.

Mad. Freemann. Aber ohne Bedingung, Manley! Beweiſe Ihrer Freundſchaft —

Manley. Wieder das verdammte kalte Wort! ich habe es Ihnen ſchon geſagt —

Mad. Freemann. Nun, ſo laſſen Sie es Beweiſe der Großmuth ſeyn, wenn ich Muth genug haben ſoll, es herauszuſagen.

Manley. Großmuth? noch weniger! denn wo man ſo eigennützig iſt, wie ich es bin, da findet dergleichen nicht ſtatt. Liebe, Liebe, und die erfodert Gegenliebe.

Mad. Freemann. O Manley! Die Bedürfniſſe der Noth wollen Sie mit den Bedürfniſſen einer ungeſtümen Leidenſchaft vermengen?

Manley. Warum nicht? Iſt nicht die Noth, die ſie veranlaßt, noch ein weit dringender Bedürfniß, als jene, deren Sie entlediget zu ſeyn wünſchen? Doch laſſen Sie die Ihrigen hören: aber...

Mad. Freemann. Kein aber, Manley!

Manley. Nur mit dem kleinen Vorbehalte, daß Sie dann auch die meinigen anhören wollen.

Mad. Freemann. Ach! habe ich ſie nicht ſchon leider anhören müſſen?

Manley. Ja, ja, aber noch nicht beantwortet. Nun dann?

Mad. Freemann. Ich brauche zwölfhundert Pfund!

Manley (voll Verwunderung.) Zwölfhundert Pfund?

Mad. Freemann. Sie erſchrecken, Manley? O ich ſehe, was ich von Ihnen zu gewarten habe?

Manley. Ihr Mann, Madam...

Mad. Freemann. Der ſoll mir helfen? O der iſts eben, den ich fürchten muß. Hören Sie mich und urtheilen Sie, aber mißbrauchen Sie nicht meine Verlegenheit. Sie allein können mich retten. Ich habe geſtern ſechshundert Pfund im Spiele verloren, und vor vierzehn Tagen meinen Schmuck für ſechshundert Pfund verſetzt.

Manley. Traurig genug!

Mad. Freemann. Ja wohl traurig! und noch trauriger, daß dieſen mein Mann noch heute von mir ſodert: ſchaff' ich ihn nicht, ſo droht er mich zu verſtoßen, fortzugehen, und mich meinem Elende zu überlaſſen. Erfährt er vollends die neue Schuld, die ich auf mich gehäufet habe, ſo bin ich unwiderbringlich verloren.

Manley. Verloren? gerettet, wollen Sie ſagen, — herrlich, vortreflich! Alles, was ich wünſche! Hier wartet ein Andrer mit offnen Armen, der Sie anbetet, Ihnen Ruhe, Gemächlichkeit, Glückſeligkeit, Alles anbeut, was Sie nur wünſchen können? O liebſte Freemann . . .

Mad. Freemann. Grauſamer! Alſo wollen Sie mich in den Abgrund ſtoßen, an dem ich ſtehe? mich zu einer Ungetreuen machen, einen Freund verrathen, ein Band trennen ...

Manley. Halt, Madam! Trenne ich das Band, wenn er Sie verſtößt? Oder, wer iſt ungetreu? Er, der Sie verläßt, oder Sie, die von ihm verlaſſen werden?

Mad. Freemann. Ach! durch meine Schuld!

Manley. Alſo, doch nicht durch die Meinige? Gleichwohl ſoll *ich* dafür büßen?

Mad. Freemann. Welch ein harter Ausdruck, Manley! Alſo ſehen Sie das für eine Buße, für eine Beſtrafung an, daß Sie eine unglückliche Freundin retten, einer Frau ihren Mann erhalten ſollen...

Manley. Einer Frau ihren Mann — (ſehr bedeutungsvoll und ironiſch.) Frau, Frau — Was verſtehen Sie denn unter einer Frau?

Mad. Freemann (vor ſich.) Himmel! — (zu ihm.) Und zu was die ſeltſame Frage? — Was, was ſonſt, als eine Perſon, die einem Manne eine ewige Treue geſchworen; unter dem aber einen Verräther, der ſie treulos machen will.

Manley. Sie haben Etwas ausgelaſſen, meine liebe Freemann! Sollte es nicht heißen am Altare geſchworen?

Mad. Freemann. Am Altare, oder unter dem Himmel; ein Schwur bleibt Schwur und ein Verbrechen Verbrechen.

Manley. Ganz ſicher; aber es giebt doch auch verzeihliche Verbrechen?

Mad. Freemann. Ja, die ſich vielleicht eine ſo lüderliche Moral, wie die Ihrige ſeyn mag, verzeiht. O Manley! wie wenig ſind Sie der Mann, für den ich Sie hielt, der edeldenkende, der großmüthige, mitleidige —

Manley. Ja wohl, Madam; nichts weniger, als ein Engel: ſondern ein armes, weiches, empfindſames Geſchöpf, mit einem ſehr fühlbaren Herzen: Sie aber — ja, wenn Sie alle Vollkommenheiten in der Welt beſäßen, ein höchſt ungerechtes.

Mad. Freemann. Ungerecht! — Himmel! Ich ungerecht? Iſt das ungerecht, wenn ich zu Ihrer Güte das Vertrauen habe…

Manley. Nein, das erkenne ich mit Dank, mit gerührtem Herzen: aber ich leide — mehr als ich auszuſprechen vermag: ich kann ohne Sie nicht leben: Sie haben es in Ihren Händen mich glücklich zu machen, mir ein Herz zu geben, das ein anderer verſchmäht, und das verſagen Sie mir, da ich Ihnen Alles, Alles gewähren will, was Sie nur von mir fodern? iſt das auch gerecht?

Mad. Freemann. Sie ſind zu klug, Manley, als daß Sie nicht die Schikane einſehen ſollten. Glauben Sie, daß ſich die Liebe mit Geld erkaufen läßt, ſo haben Sie die Begriffe davon in einer ſchlechten Schule erlernt, und Sie müſſen mich für eine Perſon anſehen, die mehr Ihre Verachtung, als Ihre Liebe verdient.

Manley. Nein, Madam; meine Freygebigkeit, (laſſen Sie es mich ſo nennen,) wird doch hoffentlich einigen Dank verdienen...

Mad. Freemann. O Dank! ewigen Dank!

Manley. Laſſen Sie mich ausreden! Dank erzeuget in einem ſanften Herzen Liebe...

Mad. Freemann. Liebe der Freundſchaft, rechtmäßige, geſetzmäßige Liebe —

Manley. Ah recht, recht; unſre ſoll' geſetzmäßig werden: ich will Ihre Zärtlichkeit durch die meinige, durch Gefälligkeit, durch Ehrerbietung und durch Alles zu verdienen ſuchen, was ſie nur Schmeichelhaftes Süßes und Herzerquickendes hat.

Mad. Freemann. Nun ſo überlaſſen Sie es der Folgezeit. Meine Noth leidet keinen Aufſchub. Ich bin verloren, wenn ich nicht gleich gerettet werde. Ich will mein Herz fragen...

Manley. Nicht ſo gewettet, Madam! Jetzt oder niemals! Iſt die Hoffnung vergebens, daß ich Sie die Meinige nennen darf, ſo gehe ich noch den Abend fort und fliehe, ſo weit mich mein Schickſal führet: dazu brauche ich Geld. Ich kann Ihnen alſo keines geben.

Mad. Freemann. Grauſamer Menſch! Ich ſoll Ihnen für einige hundert Pfund Ruhe, Ehre, Glück, Alles aufopfern?

Manley. Aufopfern, um ſie bey mir wieder zu finden, indeſſen, daß ich das Opfer eines bloßen Eigenſinnes werden ſoll? Denn, kurz und gut; ich weiß, daß Sie und Freemann nicht verheurathet ſind: und dann . . .

Mad. Freemann. Gott! Wer hat Ihnen das geſagt?

Manley. Daran liegt nichts. Genug ich weiß es — Ich laß Ihnen Bedenkzeit. Noch mehr! Sie ſagen: Ihre Noth ſey dringend. Gut, Schicken Sie mir die Triks, ich will Ihre Juwelen einlöſen und ſie Ihnen einhändigen laſſen. So können Sie wenigſtens Ihres Mannes ungeſtüme Foderung befriedigen. Aber, wegen der übrigen ſechshundert Pfund Spielſchuld? — Nein, Madam; da muß ich erſt Ihren Entſchluß haben, ob Sie mit mir fortgehen wollen, oder nicht; ſonſt — leben Sie wohl! — Ich will ſehen, ob die Entfernung vermögend iſt, Sie mir aus dem Gedächtniſſe zu tilgen.

Mad. Freemann Ich muß aber die ſechshundert Pfund morgen früh haben!

Manley. Und ich Ihre Erklärung noch heute.

Mad. Freemann. Aber wiſſen Sie denn, ob ich heute allein ſeyn werde?

Manley. So viel weiß ich gewiß, daß Ihr Mann gegen Abend niemals zu Hauſe, ſondern auf ſeinem gewöhnlichen Spatziergange im Park iſt.

Mad. Freemann. Er hat mir aber einmal für allemal verboten, Leute bey mir zu ſehen.

Manley. Sie ſollen auch Niemanden bey ſich haben, ſondern ich will bey Ihnen allein ſeyn, um unſere Flucht mit Ihnen zu verabreden.

Mad. Freemann. Unſere Flucht? Sie ſind mir verhaßt! ein Abſcheu!

Manley. Das kann Ihnen Ihr ſanftes Herz unmöglich ſagen! Dieß vergilt nicht Liebe mit Haß.

Mad. Freemann. Manley!

Manley. Nun, Madam?

Mad. Freemann. Zu was wollen Sie mich verleiten?

Manley. Zu einer Sache, die jede andere Perſon unter Ihren Umſtänden mit beiden Händen ergreifen würde.

Mad. Freemann. Sie ſpotten noch meiner?

Manley. Heißt das Spotten, Ihnen Rettung für itzt und für Ihre ganze Lebenszeit anbieten? . . .

Doch ich höre Jemand ... nun! ſoll ich gegen Abend Ihre Entſchließung abholen?

Mad. Freemann. Nein, ſage ich.

Manley. Ich Unglücklicher! — So leben Sie wohl! —

(Er thut, als ob er gehen wollte.)

Mad. Freemann. Manley! wann wollen Sie mir meinen Schmuck einhändigen laſſen?

Manley. So bald mir Frau Triks ſagen wird, daß ich Sie gegen Abend beſuchen ſoll.

Mad. Freemann. Verdammter Freund, fort! mir aus den Augen! — (Er geht fort, ſie ſchreyt ihm nach) aber ... Manley, halten Sie das Geld bereit!

Manley (in der Scene.) Es liegt ſchon in meinem Schreibepulte.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Madam Freemann (allein.)

Was thue ich! — was? was? mich ihm ergeben?

— Verfluchtes Spiel! Abgrund alles meines Unglücks! . . . Und wär ich es allein! Freemann, Freemann iſt der Unglückliche, den ich mit in Abgrund ziehe, der mich geliebt, den ich um das Seinige habe bringen helfen ... Aber iſt Er es nicht auch, der mich zur Verzweiflung bringt? — Ha; welch ein Satan mußte dem Verräther Manley ſagen, daß wir nicht verheurathet ſind! dieß giebt ihm volles Spiel — Ja, ja; für was kann er mich anders anſehen, als für eine niedrige Buhlerin, die ihre Ehre um Wolluſt oder Geld Preis giebt? Heiliges Ehegelübde, itzt ſehe ich, daß du noch etwas mehr, als Phantom der Politik für den Pöbel biſt! Hier iſt kein Band, woran ich Freemann halten kann: und — verſtößt er mich? Was kann ich, als mich in Manleys Arme werfen? — und der wird mich einem Dritten zuwerfen, und wo wird das Ende meines Elends ſeyn? . . . Doch verläßt mich Freemann, wie kann er mich lieben? — und liebt er mich nicht mehr, was wird mein Loos wieder anders ſeyn, als Elend? Bey dem allen wollte ich lieber die Strafe mit ihm theilen, ſo wie ich die Schuld mit ihm getheilt habe. — Itzt muß ich meine Juwelen ſchaffen, und auf den Abend — Geld haben! — Ja, ich muß —

Fünfter Auftritt.

Madam Freemann. Triks (kömmt aus einem Seitenkabinetchen.)

Mad. Freemann. Herr Triks! — ah! iſt ſeine Frau hier?

Triks. Nein, Madam!

Mad. Freemann. Laß Er ſie kommen, ich habe ihr was zu ſagen . . .

Triks. Kann ichs nicht ausrichten, Madam?

Mad. Freemann. Nein, ich muß ſie ſelbſt ſprechen.

Triks (bey Seite.) Ha; ich verſteh's ſchon.

(Madam Freemann geht ab. Triks geht an die Kabinetthür und ſchließt ſie auf.)

Heh! Herr Freemann, die Luft iſt rein!

Sechster Auftritt.

Triks. Freemann.

Freemann. Ich bin außer mir!

Triks. Nun, mein Herr! habe ich die Wahrheit geredt?

Freemann. Ey ich wollte, daß ihn der Henker holte!

Triks. Ah, ſo wünſchte ich, Ihnen nichts geſagt zu haben! Sie können ja thun, als ob Sie nichts wüßten.

Freemann. Er iſt ein Narr! Nunmehr muß ich Alles wiſſen —

Triks. Soll ich Ihnen das Kabinetchen auf den Abend aufſchließen?

Freemann. Ja, ich will ſehen, wie weit ſie der verfluchte Verführer treibt, und meine Rache nehmen! ſo nehmen ...

Triks. O, das verbitte ich gar ſehr! denken Sie, in was für ein Unglück dieß mich und mein Haus ſtürzen würde?

Freemann. Schade für ſein Haus! wenn Er auf Ehre hält, ſo muß Er keine ſolche Verführer in ſeinem Hauſe dulden.

Triks. Ey, ſo würde kein Haus in der Stadt mehr ſtehen bleiben! Bedenken Sie, wie viel ich von Manley bisher verdienet habe? wer würde mich dafür ſchadlos halten, wenn Sie . . .

Freemann. Ich? Ja, und wenn ich Ihm alles, was ich im Vermögen habe, dafür geben ſollte.

Triks. Ah zu viel! zu viel! ſo eigennützig bin ich nicht . . . Im Vertrauen, Sie könnten ſelbſt einen anſehnlichen Thaler Geld dabey gewinnen, wenn Sie z. E. den Herrn Manley bey Ihrer Frau Gemahlin in einer gewiſſen Vertraulichkeit überraſchten, ihm die Summe vorſchrieben, die Sie zur Genugthuung verlangten, und — Sie verſtehn mich wohl! — ein Auge dabey zudrückten, und ich wäre — auch mit der Hälfte zufrieden. Er iſt ein artiges, niedliches Männchen, das ſich gewiß vor einer Degenklinge ſo ſehr fürchtet, als ich mich vor dem Blitze. So — würde es Ihnen gar nichts koſten.

Freemann. Wie? glaube Er . . . (Stellt ſich als ob er ſich eines Beſſern beſonne) doch ſchon gut! ich will es überlegen, verlaß Er ſich darauf, Er ſoll nicht zu kurz kommen. Geh Er! mache Er ſeiner Frau weiß: ich würde gegen Abend über Land reiſen, und vor morgen Abends nicht wieder kommen. Man muß ſie ſicher machen.

Triks. Recht! die Madam ſoll es erfahren, ehe eine Viertelſtunde verſtreicht.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Freemann (allein.)

Ich weiß nun mein ganzes Unglück! aber ich will mich rächen — auf das entſetzlichſte will ich mich rächen: — die einzige Genugthuung, die ein Unglücklicher unter meinen Umſtänden nehmen kann. . . . Verfluchter Betrüger! Weg alle Menſchenliebe, alles Mitleid! Mit deinem Blute ſollſt du deine Beleidigung büßen! Meine Frau wäre tugendhaft genug zu widerſtehen: aber ſie müßte unter ihren Umſtänden kein Weib ſeyn, wenn ſie widerſtehen wollte. — Ich darf mich nicht ſehen laſſen — meine Wuth würde mich verrathen. . . . Manley, Manley! — Und ich konnte den Böſewicht lieben? fand ihn einem Engel ähnlich? — Ein Teufel im verkleideten Lichte! wie er — muß die Strafe ſeyn! — eine Hölle!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madam Freemann. Frau Triks.

Frau Triks. Ja, Alles, Alles, Madam, hat er eingelöſet; Alles giebt er Ihnen zurück: o der allerliebſte Herr! das iſt ein Liebhaber, der ſich ſehen läßt! — nun werden Sie ihm doch wohl nichts verſagen?

Mad. Freeman. Verſagen? genug Demüthigung für mich, daß ich es von ihm anzunehmen gezwungen bin, und — Manley könnte mit dieſem Opfer zufrieden ſeyn.

Frau Triks. Sie ſpaſen: eine Demüthigung? wer würde ſich nicht gern auf dieſe Art demüthigen laſſen!

Mad. Freemann Wer? niederträchtige Perſonen, bey denen der Eigennutz die Stelle der Ehre vertritt. O! ich bin tief gefallen, Frau Triks, ſehr tief! das verfluchte Spiel! . . . aber reiß ich mich dießmal heraus —

Frau Triks. Wunderlich, Madam! ſehr wunderlich! ein wenig mehr Gefälligkeit gegen den Herrn Manley, und Sie ſind geborgen. So jung und liebenswürdig! von Manley angebetet! — was heißen denn in Ihren Jahren einige kleine Galanterien; ah, Ihr Gemahl iſt zu klug, daß er nicht ein Auge zudrückt und ſich anderwärts ſeines Schadens zu erholen ſuchet; warum erlaubte er Ihnen ſonſt einen ſo freyen Umgang mit Herrn Manley?

Mad. Freemann. Warum? weil er glaubt, daß er ſich auf meine Tugend und jenes ſeine Rechtſchaffenheit verlaſſen kann.

Frau Triks. Thun Sie doch, Madam, als ob Sie ganz fremd in der Welt wären! Soll ich Ihnen den Lebenslauf der Damen erzählen, mit denen Sie umgehen?

Mad. Freemann. Die Ausſchweifungen anderer rechtfertigen keinen Menſchen: ich werde allezeit ſtrafbar, wenn ich ihnen hierinne und nicht in dem Guten nachahme.

Frau Triks. Hätte ich nicht ſo viel Ehrfurcht für Sie, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen, Sie auszulachen. Mit den ſchönen Sittenſprüchen könnte eine andere ehrliche Perſon, die nichts weiter, als ihr hübſches Geſichtchen hat, verhungern: aber . . . es iſt doch nicht Ihr Ernſt? ich kenne ſchon dergleichen Anfälle von Tugend; ſie gehen vorbey wie ein Fieberſchauer.

Mad. Freemann. Sehr unverſchämt! bedürfte ich nicht Ihren Beyſtand, ſo dürfte Sie mir nicht wieder unter die Augen . . .

Frau Triks. So? je nun, wenig Dank für guten Willen, gehört freylich auch zur Mode! aber ich meyne es doch mit Ihnen gut, ſonſt trüg' ich dem Herrn Manley gleich ſeine Geſchenke wieder zurück, mit dem Vermelden, daß er ſeiner Wege gehen könne. — Soll ich Madam? (Madam Freemann ſinnt nach.) — Nicht wahr, er mag verzweifeln, wenn er Luſt hat? — der arme Manley!

Mad. Freemann. Nein, ich will ihn ſehen

Mein Mann wird dieſen Abend nicht nach Hauſe kommen: — ſagte Sie nicht ſo?

Frau Triks. Freylich nicht! welch ein gefälliger Mann! Er läßt Ihnen Zeit, den armen Manley zu tröſten, . . . o die ſchöne Tröſterin! ich weiß gewiß, Sie werden ſich vergleichen, und ihnen allen wird geholfen ſeyn.

Mad. Freemann. Vielleicht irret Sie ſich! ich hoffe, Manley wird ſo beſcheiden ſeyn und . . .

Frau Triks. Und ſich glücklich ſchätzen, daß Sie ihm umſonſt und um nichts das Geld abnehmen wollen? nein, ſo einfältig iſt er nicht!

Mad. Freemann. Die Ausdrücke verbitte ich, Frau Triks! . . .

Frau Triks. Sehr trotzig, Madam! Wiſſen Sie auch, daß es gefährlich iſt, Perſonen zu beleidigen, die unſer Geheimniß in Händen haben?

Mad. Freemann. Mehr als zu wahr! Bald werde ich mich für verloren achten, daß ich Sie zur Vertrauten gemacht habe: allein noch habe ich Zeit zurück zu kehren, und es fehlt mir nicht an Muth, meinem Manne die ganze Sache zu entdecken, und ihn um Vergebung anzuflehen.

Frau Triks. Madam! . . .

Mad. Freemann. Verſieht Sie mich? Ganz gewiß.

Frau Triks. Und alſo wollten Sie mich und den armen Manley unglücklich machen?

Mad. Freemann. Aber mich ſoll ich durch Ihre Unbeſcheidenheit unglücklich machen laſſen? — Ich bin noch nicht ſo erniedriget, daß ich mir drehen laſſe.

Frau Triks. O tauſendmal um Vergebung! Wahrhaftig, was ich ſagte, meine liebſte Madam, gab mir bloß mein Eifer für Sie und für den Herrn Manley ein. Sie wiſſen ſelbſt, wie uneigennützig ich bey allen meinen Unterhandlungen geweſen bin.

Mad. Freemann. Ich will darüber den Herrn Manley nicht fragen. Genug von der Sache! aber . . . was hat Ihr Manley geſagt?

Frau Triks. Was? was? was man leicht errathen kann: daß er den Abend Ihre Entſchließung verlange, und ſonſt — ungeſäumt Briſtol verlaſſen werde.

Mad. Freemann. Gut, er mag kommen . . .

Frau Triks. Und ſiegen? O meine engliſche Madam Freemann! was für Freude! der gute Manley, wird vor Entzücken außer ſich ſeyn. Geſchwind, damit er ſich Ihnen zu Füßen werfe … wann wollen Sie Ihre Sachen wieder haben?

Mad. Freemann. Wenn ich ſie nur habe, ſobald mein Mann wieder nach Hauſe kommt!

Frau Triks. Das heißt, bezahlt! Wie mancher Mann käme gar nicht wieder nach Hauſe, wenn ihm die Abweſenheit ſo viel eintrüge!

Mad. Freemann. Genug, Frau Triks, verſpare Sie Ihre Betrachtungen! und mache Sie Manleyn nicht die mindeſte Hoffnung?

Frau Triks. Sie wollen ſich gewiß die Verbindlichkeit alleine zugeeignet wiſſen? meinethalben! wenn ich Ihnen nur beiderſeits behülflich ſeyn kann …

Mad. Freemann. Ich höre Jemanden — Ich bin für keinen Menſchen zu Hauſe.

(Geht in ihr Zimmer)

Zweyter Auftritt.

Frau Triks (allein.)

Vortreflich! ſind ſie nur erſt einig, dann ſollen ſie mir bluten. Ich will mich mit meinem Geheimniſſe ſo furchtbar machen, daß mir das Maul es zu verrathen immer offen ſtehen ſoll, wenn mir es Manley nicht mit Gelde ſtopft, und ſie ſeine Geſchenke mit mir theilet... Ha! Manley ſelbſt —

Dritter Auftritt.

Frau Triks. Herr Manley.

Manley. Nun, Frau Triks?

Frau Triks. Nun, Herr Manley?

Manley. Wie ſtehts? ſoll ich erſcheinen?

Frau Triks. Haben Sie dazu Muth genug? Sie ſehen entſetzlich jungfermäßig aus!

Manley. Der Muth ſitzt im Herzen und nicht im Geſichte.

Frau Triks. Wir wollen ſehen! man wird ſich noch mit einer Menge Bedenklichkeiten und Schwürigkeiten verſchanzen, aber ein guter Krieger kennt keine; ſie müſſen ihm den Sieg nur deſto mehr verſüßen: friſch, ohne Barmherzigkeit!

Manley. Aber . . .

Frau Triks. Aber ich kenne mein Geſchlecht. Die Madam wickelt ihre Vertheidigung in lauter Sittenſprüche ein, doch glauben Sie meiner Erfahrung: das ſind die erſten, die ſich ergeben! ſie komplimentiret, wie ein Arzt, der voller Verſicherung, daß er nichts nimmt, die Hand demüthig hinſtreckt.

Manley. Sollte Madam Freemann . . .

Frau Triks. Nun fangen Sie an, Staub zu erregen, da ich ſchon die Wolken, die ſie gethürmt, zerſtreut habe? fürs erſte, ſie nimmt Ihre Geſchenke an . . .

Manley. Weil ſie Geld braucht . . .

Frau Triks. Sie weiß aber Ihre Bedingungen?

Manley. Nur ſchlimm, daß ich vorher bezahlen muß.

Frau Triks. Ah; wenn man nicht bey dem Tauſche ſelbſt gewönne! Aber ſo ein liebenswürdiger junger Herr könnte wohl auch ein freywilliges Geſchenk von einer Dame fodern?

Manley. Sie hat ein glückliches Talent zur Verführung, Frau Triks! Dieß Gewerbe muß Ihr ſchon etwas eingetragen haben?

Frau Triks. Vielleicht — wenn ich nicht ſo uneigennützig wäre. Habe ich Ihnen noch einen Dreyer abgefodert?

Manley. Nein; Sie iſt aber ſo dienſtfertig, daß Sie jedem Luſt machet, Sie zu belohnen.

Frau Triks. Schade, daß nicht alle Menſchen ſo bereitwillig dazu ſind, wie Sie! . . . kurz, die Bedingung iſt ſo gut als angenommen. Weiter! Sie ſollen erſcheinen, man iſt ganz allein, alle Beſuche werden abgewieſen, der Mann iſt aufs Land gereiſet — verſtehen Sie nun, was man will verſtanden wiſſen? oder verſtehen Sie noch nicht genug, wie viel Sie mir verdanken?

Manley. Es verſteht ſich, daß ichs erkennen werde.

Frau Triks. Ich laſſe Alles auf Intereſſe ſtehen! Itzt will ich Ihnen keinen Augenblick mehr von Ihrem Siege rauben: denn der iſt Ihnen gewiß. — (Sie läuft an die Thüre vom Zimmer der Madam Freemann und rufet hinein:) Madam! Herr Manley iſt hier! — (Zu Manley.) Glück zu, Herr Manley! Sie werden gleich vorgelaſſen werden; — eine kleine Geduld! man läuft nur noch einmal vor dem Spiegel

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Manley (allein mit leiſer Stimme.)

Das ſchändliche Weib! — Arme Sophie! wie tief biſt du geſunken, daß du dein Schickſal in ſolche Hände gabſt! Du wärſt verloren, ſicher verloren, wäre ich, was du denkſt? — Ah, wie pocht mir das Herz! Kaum kann ich athmen, ſo iſt es gepreßt — mein Kopf — alles geht durch einander, — wie wird das ablaufen! was werde ich thun? — Zum Glück daß Freemann nicht hier iſt! Werde ich ihn noch einmal mein nennen, oder ... ha! ſie kömmt —

Fünfter Auftritt.

Manley. Madam Freemann.

Manley (küßt ihr die Hand.) Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, Madam! . . .

Mad Freemann. Ja, Herr Manley! weil ich es nicht habe vermeiden können. Ich bin Ihnen ſo viel Dank ſchuldig . . .

Manley. Und ſonſt nichts? ich verlange aber Ihre Gewogenheit.

Mad. Freemann. Meine Freundſchaft, wie ich Ihnen ſchon mehrmal geſagt habe, Herr Manley, und ein beſcheidner Mann läßt ſich damit begnügen! . . .

Manley. Aber nicht ein ſchmachtender Liebhaber, der in Ihrem Beſitze einzig glücklich ſeyn kann.

Mad. Freemann. So könnte jeder Räuber, wenn ihn nach eines andern Gute gelüſtete, ſeine Ränke entſchuldigen.

Manley. Wenn aber der Beſitzer nach einem

Gute nichts mehr fraget, es vernachläßiget, wäre es denn ein ſo groß Verbrechen, ſich in deſſen Beſitz zu ſehen?

Mad. Freemann. Das, hoffe ich, iſt noch nicht bey mir der Fall.

Manley. Nicht? — Ich aber ſehe ja, wie verächtlich Ihnen Freemann begegnet? Er fodert Ihren Schmuck zurück, will Ihre Schulden nicht bezahlen, unterſaget Ihnen alle Geſellſchaften: Sie ſollen nicht mehr ſpielen; heißt das nicht einer Dame das Liebſte von der Welt rauben? ſind das Proben von Liebe, von Zärtlichkeit?

Mad. Freemann. Es iſt wahr und mein Stolz iſt darüber ſehr beleidiget: allein, da ich glaube, daß er itzt nicht anders kann, ſo entſchuldiget ihn mein Herz. Noch mehr! vielleicht bin ich die erſte Urſache aller dieſer Folgen. — Ah! Sie wiſſen meine traurige Geſchichte nicht!

Manley. Sie ſind gegen Ihren Mann, wie Sie ihn zu nennen belieben, ſehr galant, Madam! Sie glauben, daß er nicht anders kann? Einem Manne von Talenten muß es nie an Mitteln fehlen, ſich zu helfen, ohne ſolche Ungerechtigkeiten gegen ſeine Geliebte zu begehen. Aber, er kann nicht anders; je nun, ſo denken Sie, daß Sie auch nicht anders können?

Mad. Freemann. Mein Gewiſſen ſagt mir das Gegentheil.

Manley. Hätte ich doch nicht geglaubet, daß Sie noch Gewiſſensſcrupeln unterworfen wären?

Mad. Freemann. Und ich nicht, daß Sie ſo leichtſinnig wären!

Manley. Sie lehrten mich dieſen Leichtſinn zuerſt; und ſoll ein getreuer Schüler nicht die Früchte ſeiner Aufmerkſamkeit genießen?

Mad. Freemann. Bald werden Sie mich lehren, mich ſelbſt zu haſſen? — Ich? Ihre Lehrerin in der Ungerechtigkeit? Ihre Verführerin?

Manley. Nicht anders! denken Sie nur ein wenig nach, Madam! Ehe ich in dieß Haus kam, ſpielte ich nie: Sie lehrten es mich. Die Gefälligkeit, womit Sie mich überhäuften, der Eifer, womit Sie meine Geſellſchaft ſuchten, erzeugte in mir den erſten Gedanken, daß ich Ihnen etwas mehr als gleichgültig ſeyn müßte, daß ich Ihnen — gefallen hätte?

Mad. Freemann. Viel Eigenliebe!

Manley. Das kann ſeyn: aber die Folge meiner Hochachtung für Sie! — Konnte ich Ihnen zutrauen, daß Sie es aus Eigennutz thäten, um von mir zu gewinnen?

Mad. Freemann. Alſo kann man ſich wohl keinen Freund zu ſeiner Geſellſchaft ohne ſtrafbare Abſichten wählen?

Manley. Nachdem das Verhältniß zweer Perſonen beiderley Geſchlechts gegen einander iſt. In Anſehung Ihrer und meiner, glaubte ich es beynahe nicht: vielleicht ſind es Vorurtheile.

Mad. Freemann. Ich fange an mich vor mir ſelbſt zu ſchämen.

Manley. Sie thaten mir die Ehre an, von mir öfters zu borgen, und dieß halte ich bey einem Frauenzimmer allezeit für den höchſten Grad der Vertraulichkeit, für ...

Mad. Freemann. Für Auffoderungen, nur heraus! Werfen Sie mir Ihre Wohlthaten alle vor: ach, welche Demüthigung!

Manley. Keine Vorwürfe, Madam! Mein ganzes Vermögen iſt Ihre: aber eine Rechtfertigung des Fortganges meiner Liebe! — Frau Triks, die Sie zur Unterhändlerin wählten, ſchmeichelte mir von Tage zu Tage mehr mit Ihrer Gewogenheit, ich möchte Liebe ſagen . . .

Mad. Freemann. Ein leichtſinniges Weib, und Sie hätten ihr nicht glauben ſollen . . .

Manley. Einer Perſon nicht glauben ſollen, die Sie zur Vertrauten gewählet? das wäre Mißtrauen in Ihre Klugheit und Aufrichtigkeit geweſen! Einer ſolchen Unverſchämtheit konnte ich mich, ohne Sie ſelbſt zu beleidigen, nicht ſchuldig machen!

Mad. Freemann. Und vermutheten Sie nicht, daß ſie es aus Eigennutz thun konnte?

Manley. Freylich wohl: denn dieſer Leute Freundſchaft gründet ſich bloß darauf. Aber die Vorſtellung, daß ihr Vorgeben wahr ſeyn könnte, war zu ſchmeichelhaft für mich — wenigſtens mußten Sie dieſelbe allezeit beſſer als ich kennen.

Mad. Freemann. Sie lehren mich meine Fehler fühlen — Ach! Manley!

Manley. Behüte der Himmel! Nichts als Entſchuldigungen meiner thörichten Einbildung! — Weiter! ich merkte die Gleichgültigkeit, die Entfernung von Ihrem Freemann? . . .

Mad. Freemann. Die Folgen ſeiner Vorwürfe!

Manley. Ja, das weiß ich nicht, ob er Ihnen dazu Gelegenheit gab, noch weniger hatte ich ein Recht zu fragen. — Kurz, Sie vermieden ihn und ſuchten mich auf. Sollte ich denn ſo gar verächtlich von mir denken, daß ich nicht einem Frauenzimmer Liebe einflößen könnte? — Sie wiſſen ja, was die Mannsperſonen für ſtolze Geſchöpfe ſind!

Mad. Freemann. Das ſehe ich leider!

Manley. Nun wenn Sie dieß ſehen, was meynen Sie? — Konnten alle dieſe Gedanken zuſammen genommen, in mir etwas anders, als die Begierde erzeugen, Sie wieder zu lieben, ſo wie ich von Ihnen geliebt zu ſeyn glaubte, und mich in den Genuß ſo vieler Reizungen zu ſetzen, die ſich mir ſelbſt anzubieten ſchienen?

Mad. Freemann. Ich bin ſtrafbar, ſehr ſtrafbar! aber, da ich meinen Fehler geſtehe, ſo hoffe ich . . .

Manley. Was Madam? daß ich mich von Ihnen will krank machen laſſen, um nie wieder geheilt zu werden, da Sie die Hülfe in Händen haben?

Mad. Freemann. Aber, Manley! . . .

Manley. Aber Madam . . . die Frau Triks hat Ihnen meine Bedingungen auf Ihre Foderungen entdecket, Sie haben meine Geſchenke angenommen . . .

Mad. Freemann. Aus Noth, aus Furcht vor dem Zorne eines beleidigten Mannes! — Wieder Vorwürfe!

Manley. Dieß ſetzt aber voraus, meine liebe Freemann, daß Sie auch jene eingehen, auf die ich ſie Ihnen gebe? —

Mad. Freemann. Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch!

Manley. Schließen Sie an meiner Stelle anders, und geben Sie ſich die Liebe, die ich habe? — Ich komme die Erfüllung derſelbigen zu fodern.

Mad. Freemann. In Wahrheit! Sie begegnen mir, wie der niederträchtigſten Kreatur, die ihre Gunſtbezeigungen an die Meiſtbietenden verkauft.

Manley. Nein, Madam, kein Handel! ſehen Sie es als eine Folge meiner Freygebigkeit an, und denken Sie, daß Freygebigkeit Erkänntlichkeit fodert. Sie müſſen doch auch ein wenig großmüthig ſeyn?

Mad. Freemann. Großmüthig! Sie müſſen nicht wiſſen, was großmüthig ſeyn heißt.

Manley. Ich glaube, auf Ihrer Seite nichts anders, als einen unglücklichen Liebhaber glücklich machen.

Mad. Freemann. Großmuth! auf Koſten der Tugend?

Manley. So wird meine Freygebigkeit wohl auch nicht weit her ſeyn. Nicht wahr, es ſind Spielſchulden, die Sie zu bezahlen haben?

Mad. Freemann. Verdammt ſey Ihre Freygebigkeit, wenn ich ſie mit meiner Ehre bezahlen ſoll!

Manley. Wie, Madam? Sie halten es wider die Geſetze der Ehre? aber als Sie Ihren Schmuck verpfändeten, um Ihre Begierde im Spiele zu befriedigen, als Sie mehr verloren …

Mad. Freemann. Hören Sie auf, Manley! glauben Sie, daß dieß der Weg iſt, einer Frau ihre Liebe abzugewinnen, wenn Sie ihr ihre Vergehungen vorhalten? — Ich bin durch das Gefühl derſelbigen ſchon beſtraft genug, und das größte Unglück, das ich vor mir ſehe, iſt, daß ich niemals werde im Stande ſeyn, ſie wieder gut zu machen, niemals wieder einen würdigen Mann auszuſöhnen, den ich beleidiget habe!

Manley. Ihn auszuſöhnen? — Wodurch? womit? Ich dächte, das könnte ihn ausſöhnen, was ich für Sie thue, und für Sie ſchon gethan habe. Hier iſt ein Bancozeddel auf die ſechs hundert Pfund Ihrer Spielſchuld: brauchen Sie mehr? — nur heraus! — Noch ſo viele Tauſend! Ihre Kleider, Ihre Juwelen ſind eingelöſet! die haben Sie wieder. Ihr Mann … ah, wenn Sie ihn nur nicht Mann nennten — kann ſie nehmen, zu Gelde machen, ſeine Rettung damit ſuchen, wann und wo er will: heißt das nichts? Aber — ſehn

Sie, liebſte Freemann, wie uns der Himmel ſelbſt begünſtiget! Er verreiſet gerade den Abend: läßt uns Zeit auch zu verreiſen, fortzugehen, ehe er unſere Entfernung gewahr wird! Ich opfre Ihnen für das Geſchenk Ihres Herzens einen großen Theil meines Vermögens — Alles auf! ... — Sie mir? — Nichts! — Können Sie mir verargen, wann ich entweder durch Ihre Hand will belohnet ſeyn — oder — daß ich, wenn Sie mir dieß Glück verſagen, Sie Ihrem Manne und mit ihm, Ihrem ganzem traurigen Schickſal überlaſſe? — Nun, nicht ein Wort mehr! ich gehe, liebſte Freemann, ſo weit mich mein Schickſal führet. Der Gram mag mich verzehren! Leben Sie — ſo glücklich, als Sie es unter Ihrer Lage ſeyn können und — geben Sie es ſich ſelbſt Schuld, wenn Sie es nicht ſo ſind, als ich Sie zu machen gedachte. (will abgehn.)

Mad. Freemann. Ah! Manley! — Soll ich Ihnen für Ihre Güte fluchen? mir fluchen? die Hochachtung, die ich für Sie habe, in Haß und Abſcheu verwandeln! ... Denn, wie werde ich Sie lieben können, wenn mir jeder Augenblick meinen Undank, meine Gelübde, meinen Meyneid verwirft — mir vorwirft, daß ich die Ehre, die Ruhe, die Glückſeligkeit eines edelgeſinnten Mannes zu Grunde gerichtet habe, der mich geliebt, der mich vielleicht noch liebt, oder deſſen Liebe ich wenigſtens durch meine Gefälligkeit und Ergebenheit wieder gewinnen könnte? den ich geliebt habe und ewig lieben werde, für . . . ich ſchäme michs zu ſagen! denn, wie werden Sie mit einer ſolchen Perſon, — wie wird ſie mit Ihnen glücklich ſeyn können? Soll ich mir nicht gnügen laſſen, ſchon Armuth und Verachtung über ihn gebracht zu haben? ihm noch treulos werden, und ihm nicht wenigſtens ſein Unglück ertragen helfen? Entſetzlicher Gedanke! je näher ich dem Abgrunde komme, deſto abſcheulicher wird er mir. . . . Ich geſtehe, daß Sie mein zu leichtſinniges Betragen kann verführet haben. Ich überſehe den Anfang und Fortgang meines fehlerhaften Betragens, den falſchen Schritt, den ich auſſerdem gethan habe und der vor den Augen der Welt noch verborgen iſt: ich ſehe ihn mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen. O Manley! Manley! — Sie denken nach? — Laſſen Sie ſich meine Seufzer, meine Thränen rühren! — Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! — Ich bin verloren, wo Sie ein Herz haben, das vor der Stimme der Ehre und der Tugend taub iſt; ich bin verloren, wenn Sie weiter in mich dringen — ja, ich bin verloren . . .

Manley (ſchlägt die Arme um ſie und weint.) O meine liebſte, verehrungswürdigſte Freundin! nein! Sie ſind nicht verloren: Sie haben geſiegt! ich bin . . .

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Freemann, (der mit dem bloßen Degen zum Kabinette heraus ſpringt und auf Manleyn zuläuft.)

Freemann. Stirb, verfluchter Verführer!

Hearty (kömmt zur Thüre herein und verläuft ihm den Weg.) Halt! was wollen Sie machen, Unglücklicher?

Freemann. Weg, weg Verräther! ich will der Treuloſigkeit den Lohn geben, den ſie verdienet!

(Er bemüht ſich den Hearty wegzuſtoßen.)

Hearty. Sie wiſſen nicht, was Sie thun, Unbeſonnener!

Manley. O Freemann, Freemann! kennen Sie Amalien nicht mehr?

Freemann. Amalien? — Was hör' ich!

Hearty. Ja, Amalien! denn Manley und ſie ſind Eine Perſon.

Mad. Freemann. Ich bin des Todes!

Freemann (tritt dem Manley näher.) Iſt es möglich? — Nein, nein, man will mich hintergehen (er ſieht ſie ſtarr an, als ob er noch zweifelte und läßt den Degen der Hand entfallen) … doch — was ſeh ich? — Himmel! —

Manley. Zweifeln Sie noch? kennen Sie dieß Bildniß, Freemann? (Sie zieht ſein Bildniß aus dem Buſen und zeigt es ihm.) —

Hearty. Sie ſehen die Tugend eines Engels, der Sie noch liebet, und Ihnen mit ſeinem Vermögen ſein Herz und ſeine Hand anbeut!

Freemann. Iſt's möglich? — Ja, Sie ſind es! Sie ſelbſt! — Von dem erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft an, hat mir es mein Herz geſagt! — aber, wie habe ich dieſe himmliſche Güte verdienet? — Ah! Sie erinnern ſich noch eines Unglücklichen, der Ihr Herz und Ihre Hand zu verſchmähen im Stande war? — nein, nein, ich kann Ihre Großmuth nicht ausſtehen: verfluchen Sie mich! mich drücket ohnedieß ſchon Ihr Fluch, und ich habe ihn verdienet!

Mad. Freemann (die ihre Angſt bisher bloß durch Mienen erklärt hat.) Alſo wollen Sie mir das Herz meines Freemanns rauben, grauſamer Manley? noch grauſamere Amalia! — O! was haben Sie mich ſchon ausſtehen laſſen!

Manley. Nein, liebſte Freundin. Danken Sie es Ihrer Standhaftigkeit und Tugend, daß es nicht geſchehen iſt! hätte ich Sie ſo leichtſinnig gefunden, wie mich Ihre Aufführung vermuthen ließ . . . ich wußte, wie ich Ihnen geſagt, daß Sie nicht auf eine geſetzmäßige Art an Freemann verbunden wären — vielleicht . . .

Hearty. Ah! was iſt das?

Freemann. Nein, Amalia, nein, ſo grauſam können Sie nicht ſeyn. Ehe will ich zu Ihren Füßen ſterben, ehe ich Sie mir zum zweytenmale entreißen laſſe! Lieber überlaſſen Sie mich dem Elende und der Verzweiflung, ja, ſtürzen Sie mich vollends in den Abgrund! Ich bin mit Sophien niemals verheurathet gewesen: wir haben gelebet, ſo — wie man in einer unordentlichen Welt zu leben gewohnt iſt: ſie hat mich durch ihre Spielſucht und Eitelkeit zu Grunde gerichtet? ſie mag dieß als die Strafe ihrer Schuld anſehen. Ich breche dieſe Feſſeln auf ewig entzwey . . .

Mad. Freemann. O Freemann! o Amalia!

Manley. Beruhigen Sie ſich, liebſte Freundin! — dieß gehört Ihnen zu. (Sie giebt ihr Freemanns Bildniß.) Sie haben ſeine Perſon ſo lange beſeſſen, und ich wäre die unwürdigſte Kreatur, wenn ich Ihnen den Mann entreißen ſollte, der Sie mir ehedem vorgezogen und Sie eben ſo unglücklich gemacht hat, als er es ſelbſt iſt. Sie waren mir keine Verbindlichkeit ſchuldig, als ſie mir ſein Herz raubten; er mag es aber als eine Strafe ſeines vorigen Leichtſinns anſehen, wenn es anders eine Strafe iſt, eine ſo liebenswürdige Perſon zu beſitzen, wie Sie ſind. Ich will ihn durch Sie glücklich machen; denn es kömmt bloß auf Sie an, tugendhaft und ſtandhaft zu ſeyn. Hier ſind auch die Juwelen, die ich durch die Triks gleich anfänglich von Ihnen erkauft habe! (Sie giebt ihr ein Schmuckkäſtgen.) Ihre Kleider ſind auch in guten Händen. Sie ſehen die Fehler ein, die Sie begangen haben . . .

Mad. Freemann. O ja, ich ſehe ſie ein, und finde keine Strafe zu hart, die ich nicht verdienet hätte! Aber Sie wecken zugleich meine Grosmuth auf! nein, Amalia, ich will büßen und Sie dürfen auf meine Koſten durchaus nicht unglücklich werden. Sie lieben Ihren Freemann noch, Sie haben das erſte Recht auf ſein Herz gehabt; ich war die Räuberin und gebe meinen Raub zurück. — Hier, Freemann! (ſie giebt ihm ſein Bildniß) von nun an entſage ich Ihnen, ſo ſchrecklich mir der Gedanke iſt! . . . Sie aber, großmuthiger Manley! geben Sie mir nur ſo viel, daß ich nothdürftig leben, meine Schaam in der Einſamkeit verbergen und mein Unglück beweinen kann.

Freemann (zu Amalien.) O welch ein Glück! Sie ſind die Meinige! wenn Sie nicht wären, ſo würde Sophie den Vorzug behalten, ſie verdient es: aber Sie haben die erſten Anſprüche auf mein Herz gehabt, Sie habe ich immer geliebt, und Sie werde ich ewig lieben. Mich binden weiter keine Verpflichtungen . . .

Manley. Keine Verpflichtungen, Freemann? —
(Sie geht geſchwind ab.)

Freemann. Wo eilen Sie hin, Amalia? Himmel! Sie entfliehen? — Hearty, helfen Sie mir ſie aufhalten!

Hearty. Gedulten Sie ſich! Amalia iſt ſo weiſe, ſo großmüthig: ſie geht gewiß nicht fort, ohne ihr Verſprechen zu erfüllen und ſie beide glücklich gemacht zu haben. Erſt heute habe ich erfahren, daß ſie ein Frauenzimmer iſt, und noch kein Augenblick iſt vorüber gegangen, da ſie mir nicht Anlaß zur Bewunderung gegeben.

Freemann. O wenn ſie ganz großmüthig wäre, ſo hätte ſie auch niemals wieder die Flamme aufwecken ſollen, die in meinem Herzen ſtets unter der Aſche gebrannt hat!

Hearty. Sie würden ſie nie haben kennen lernen, wenn Ihrer wütenden Eiferſucht anders wäre zu entkommen geweſen. Denken Sie, in welcher Gefahr Sie waren, den ſchrecklichſten Mord zu begehen, und lernen Sie dadurch Ihrer Heſtigkeit Einhalt thun. O! wie danke ichs der Vorſehung, die mein Auge über Ihre fürchterlichen Abſichten erleuchtete . . .

Freemann. Gott! noch hat meine Beſtürzung dieſe Gefahr in ihrem ganzen Umfange nicht überdenken laſſen! . . . Welch einem entſetzlichen Verbrechen haben Sie mich entriſſen! (er fällt den Hearty um den Hals.) . . . Ah, Hearty! meine ganze Seele fließt von Dankbarkeit über! . . . doch was ſeh ich? — Amalia? — ein Kind an ihrer Hand? —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Manley (mit einem kleinen Mädchen.)

Manley. Komm, meine liebe Betty, frage deinen Vater, ob er keine Verpflichtung hat, deine Mutter zu lieben, und gemeinſchaftlich mit ihr für deine Erziehung zu ſorgen? —

Betty. Dieß iſt mein Papa? — (Sie läuft auf Freemann zu: dieſer küßt ſie und iſt zum Weinen gerührt. Betty kehrt ſich zu Manley) und Sie ſind nicht meine liebe Mama? —

Manley. Nein, dieß iſt ſie — (ſie führet ſie zur Madam Freemann) und dieſer biſt du Liebe und Gehorſam ſchuldig. Sie hat dir das Leben gegeben, und dieſer ihr ganzes Geſchäfte wird künftig ſeyn, dich zur Frömmigkeit und Tugend anzuführen, und dir durch ihr Beyſpiel vorzuleuchten.

Mad. Freemann. Himmel! Sie tödten mich durch Ihre Güte, Madam!

Freemann. Ich bin außer mir! wo ſind Sie zu dieſem Kinde gekommen? . . . o Amalie! o Sophie! o meine Betty! . . . und ich ſoll Sie verlieren, Amalia?

Manley. Und Sie zweifeln noch? Wohl! damit Ihnen auch nicht der Gedanke, mich beſitzen zu können, übrig bleibe — (ſie geht auf den Hearty zu.) Hearty! ſo empfangen Sie meine Hand!

Hearty. Ich — Ihre Hand? — Ich bin des Todes — vor Freude — vor Verwunderung — vor Entzücken — Manley — Amalia — was thun Sie? ich bin kein Jüngling mehr . . .

Manley. Aber ein verehrungswürdiger Mann! Ich bin Ihnen eine Erkänntlichkeit ſchuldig, und womit könnte ich Sie ſonſt belohnen, als daß ich Ihnen ein ruhiges und glückliches Alter verſchaffe, ſo wie mir durch Sie einen ſichern Bürgen vor allen Stürmen, denen unſer Herz in dieſer Welt ausgeſetzt iſt. Wenn ich Ihnen nicht alle Liebe mitbringe, die Sie von einer Gattin erwarten können, ſo wird Ihnen doch meine Hochachtung alle Pflichten gewähren, die Sie von jener erwarten können. Helfen Sie mir Freemanns Sachen in Ordnung bringen; wir wollen alsdann auf Eins meiner Güter eilen, und unſere beiderſeitige Verbindung vor dem Altare heiligen!

Mad. Freemann. Nun, mein lieber Freemann! bleibt Ihr Herz ſo, wie Ihre Augen von mir abgewandt? Sie ſehen das Beyſpiel einer engliſchen Großmuth: ich ſchwöre Ihnen...

Freemann. Schwören Sie nicht! Ich müßte nicht werth ſeyn, ein menſchliches Herz zu haben, wenn ich an Ihrer Liebe zweifeln, oder ſie nicht mit Gegenliebe belohnen wollte. Die Bewunderung ſo vieler Güte macht mich ganz betäubt! mein Glück ſetzt mich in einen Himmel von Freuden. — Sie ſind die Meinige und ſollen es bleiben, und Amalia — iſt unſre Freundin!

Mad. Freemann. O Amalia! Itzt kann ich Sie ohne Furcht das erſtemal bey Ihrem wahren Namen nennen! — was für Dank — welche Erkänntlichkeit . . . laſſen Sie ſich meine Thränen ſagen...

Betty. Nein, weinen Sie nicht, meine liebe neue

Mama! aber dieſe gute Mama (auf Amalien zeigend) bleibt doch auch hier?

Hearty. Mein Gott! was für Glückſeligkeiten verbreitet nicht ein tugendhaftes Herz um ſich her!

Manley. Und was für eine Quelle unausſprechlicher Freuden ſind nicht Handlungen, durch die wir andre auf der Welt glücklich machen!

Ende.

Die
unerwartete Zuſammenkunft
oder
der Naturalienſammler.

In Einem Aufzuge.

Geſchrieben im Jahr 1764.

Omnia Caſtor emit, ſic fiet, vt omnia vendet.

MART.

Perſonen:

Herr von **Wahrmund**, ein Mann, der eine der erſten Stellen am Hofe bekleidet.

Herr von Buſch, ein Landedelmann.

Herr von **Wahrmund**, der Sohn, unter dem Namen Schafſtädt.

Fräulein Henriette, des Herrn von Buſch Tochter.

Hannchen, Fräulein Henriettens Kammermädchen.

Der Schauplatz iſt auf des Herrn von Buſchs Landguthe.

Erſter Auftritt.

Herr von Buſch. Herr von Wahrmund.

v. Buſch.

Eine ganz beſonders hohe Gnade, die mir Eure Excellenz durch die Ehre Ihres Beſuchs erweiſen! —

v. Wahrmund. Weg mit den Komplimenten, Buſch! Ich bin noch der alte Wahrmund. Dutze mich, wie vormals. Mein Stand hat mich nicht ſo verſchlimmert, daß ich die Jahre unſerer Kindheit vergeſſen hätte.

v. Buſch. Alſo, gnädiger Herr — weil du es ſo befiehlſt . . .

v. Wahrmund. Ich heiße nicht gnädiger Herr, ſondern Wahrmund.

v. Buſch. Alſo darf ich doch wohl hoffen, daß der kleine Zwiſt vergeſſen iſt, der uns vor einigen Jahren aus einander brachte?

v. Wahrmund. Nichts weniger; und ich bin unwilliger auf dich als jemals, weil die Urſache immer noch fortdauert.

v. Buſch. Aber, es war ja eine Kleinigkeit, Herr Bruder!

v. Wahrmund. Eine Kleinigkeit? ſich für ſechs tauſend Thaler ein Naturalienkabinet aufhängen zu laſſen, das nicht ſechs hundert werth war, und dazu eine Hypothek auf ſein Guth aufzunehmen?

v. Buſch. Ah! einen ſolchen Schatz von Inſekten, Muſcheln, Mineralien und Verſteinerungen?

v. Wahrmund. Ein Schatz für den, der es zu nützen weiß, für dich — ein Quark, und weniger als der, den könnteſt du wenigſtens auf dein Feld führen und damit düngen laſſen.

v. Buſch. Ey, ey, ey, Herr Bruder: ereifre dich nicht! Wenn du wüßteſt . . .

v. Wahrmund. Ich weiß alles: ich weiß, daß deine Thorheit ſeit der Zeit noch weiter gegangen iſt. Du haſt geſammelt, gekauft und geborgt, Verſuche angeſtellt, gebaut, ökonomiſirt, daß endlich deine Oekonomie ſelbſt darüber zu Grunde gegangen iſt.

v. Buſch. Ey, ey, ey, Herr Bruder, zu Grunde gegangen? Wie das? etliche mißlangene Verſuche —

v. Wahrmund. Verkehrte Verſuche, willſt du ſagen . . . du haſt ja ſo vortrefliches Holz erbauet, wie ich gehört habe?

v. Buſch. Ein mißlungener Verſuch, Herr Bruder! Das Getraide galt nicht. Bey der großen Holzverwüſtung war zu vermuthen, daß es mit der Zeit ſelten und koſtbar werden würde. Ich beſäete alſo meine Aecker mit Holz — o in funfzig Jahren...

v. Wahrmund. In funfzig Jahren! — Und indeſſen verhungerſt du, und möchteſt Eſel halten, die Diſteln wegzufreſſen? — O! ich weiß alle deine Thorheiten! ich weiß, daß du aus Teichen Wieſen, und aus Wieſen Teiche machen, das Waſſer den Berg hinauf leiten, und die Tannen und Fichten ins Thal pflanzen wollen, aus England Schafe kommen, und die deinigen verhungern laſſen, amerikaniſche Pflanzen geſetzt, und die herrlichen Fruchtbäume ausgerottet, Brennneſſeln geſäet, um Neſſeltuch zu machen, und deine ſchöne Leinwandsfabrik eingehen laſſen, fremde Eyer ausgebrütet, und kein Stück Federvieh auf dem Hofe gehabt: alles dieß weiß ich, und eben das hat mich geärgert, und eben deswegen habe ich dich ſeit ſo vielen Jahren nicht ſehen mögen, und würde es auch itzt nicht mögen, wenn ich nicht gehöret hätte, daß es mit dir ſo weit gekommen, daß du ſolche Thorheiten zu begehen beynahe nicht mehr im Stande biſt.

v. Buſch. Thorheiten, Herr Bruder? Ey, ey, ey, hart, ſehr hart! meine Anlagen, meine Collektionen — nu; ich denke, wenn du ſie nur ſehen wirſt —

v. Wahrmund. Nichts davon, wenn ich mich nicht ärgern ſoll! Du haſt Etwas von den Dingen durcheinander gehöret und geleſen, und nicht Verſtand genug, es wieder zu verdauen . . .

v. Buſch. Ey, ey, Herr Bruder! ſo mußt du von meinen Einſichten einen ganz falſchen Begriff haben. Ich weiß die Schmetterlinge und Raupen alle mit Linäiſchen Namen zu nennen, und in meinem Holzkabinet iſt keine Art . . .

v. Wahrmund. Und biſt du deswegen klüger? Das kann zur Noth ein Kind lernen: — doch ich will nichts davon wiſſen: mit einem Worte . . .

v. Buſch. Ey, ey, Herr Bruder, womit ſoll ich dir aber die Zeit vertreiben? . . . ah — ich habe einen jungen Bären, den könnten wir hetzen.

v. Wahrmund. Biſt du ein Narr? — Pfuy über die Menſchen! man muß ſchlimmer als ein Bär ſeyn, wenn man ſo grauſam ſeyn und ein Vieh martern kann. Schlag' ihn todt, und verkaufe die Haut, ſo haſt du noch etwas davon.

v. Buſch. Ich kriege doch nicht dafür, was er mich gekoſtet hat?

v. Wahrmund. Deſto ſchlimmer! hätteſt du dafür dein Geld den Armen gegeben.

v. Buſch. Ey, ey, Herr Bruder: aber dadurch hätte ich keinen Bären bekommen! — Nun, ſo erlaube mir wenigſtens, daß ich Einige meiner Nachbarn bitten und ein chineſiſches Feuerwerk auf den Abend abbrennen darf?

v. Wahrmund. Lebe wohl, Buſch! — Ich dachte, ich wollte mich von meinem Verdruſſe auf dem Lande erholen; ich ſehe aber, daß ich aus dem Regen in die Traufe gekommen bin. Eine feine Unterhaltung für vernünftige Menſchen! Bärhetzen, Feuerwerke — Kinderpoſſen, ärger als Kinderpoſſen! hier bin ich nichts nütze.

v. Buſch. Ey, ey, nicht ſo wunderlich, Herr Bruder! was willſt du denn? du darfſt nur befehlen.

v. Wahrmund. Ich will mir hier ganz überlaſſen ſeyn: allein ſeyn, wenn es mir gefällt, und dich ſehen, wenn es mir gefällt: fodern, was ich brauche, und keine Höflichkeit aufgedrungen haben: zu Mittage ſollſt du mir ein paar Gerichte und auf den Abend ein gut Bette geben. Meinen Wein und Tobak bringe ich mit. Willſt du das, ſo bleib' ich acht Tage hier, wo nicht...

v. Buſch. Ey, ey, Herr Bruder! — Aber dein Stand, dein Charakter . . .

v. Wahrmund. Was Stand, was Charakter! eben deswegen ging ich aufs Land, um deſſen Beſchwerlichkeit am Hofe und in der Stadt zu laſſen, mich von meinen Geſchäften zu erholen, noch mehr aber, mich von einigen Verdrüßlichkeiten zu zerſtreuen.

v. Buſch. Von Verdrüßlichkeiten? — Ey, ey, ey; doch nicht mit dem Hofe?

v. Wahrmund. Nein; man weiß am Hofe, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und er belohnet mich reichlicher, als ich es verdiene. Und wäre es nicht, ſo erwartete ich nichts weiter. Ich weiß, was der Hof iſt und habe es vorher gewußt: ich ſuche meinem Fürſten treu zu dienen und verachte die Schmeichler; behalten jene die Oberhand, und er ſchickt mich fort; ſo ſtraft er ſich, nicht mich: ich gehe, zufrieden, daß ich meiner Pflicht eine Genüge gethan: ruft er mich wieder, ſo komme ich, und ziehe das allgemeine Intereſſe dem meinigen, das Wohl anderer einer kleinen Privatrache vor. So gehe ich meines Weges fort, ohne mich ſtören zu laſſen. Aber, mein Sohn macht mir Streiche —

v. Buſch. Ey, ey, ey, dein Herr Sohn? Man ſagt aber gleichwohl ſo viel Gutes von ihm.

v. Wahrmund. Das kann ſeyn. Er iſt mir aber ungehorſam: und Gehorſam iſt eines Sohnes erſte Pflicht in Anſehung ſeiner Aeltern. Er iſt ſechs Jahre abweſend geweſen: er kommt nach Hauſe und ich freue mich, weil er etwas rechtſchaffenes gelernt hat. Ich will ihm ein Mädchen geben, die Verſtand, Rang und Vermögen hat: er will nicht, er hat ſich an eine andere gehängt, die nichts hat, die ich nicht kenne. Das letztere iſt ſo ſtrafbar, als das erſte. Ich hieß ihn mir aus den Augen gehen, ſchwur ihn zu enterben, und ich halte es, halte es gewiß. Der Bube ging: ein neues Verbrechen! Er hat ein Amt, das zwar noch nicht viel bedeutet, aber genug; dieß verband ihn zu bleiben, und kann ich ſeiner habhaft werden, ſo iſt er nicht ſicher, daß ich ihn an einen Ort bringen laſſe, wo ihm das Davonlaufen vergehen ſoll.

v. Buſch. Ey, ey, zu ſtrenge, gar zu ſtrenge! ein junger Menſch...

v. Wahrmund. Was junger Menſch? er hat Verſtand genug, zu wiſſen was recht iſt.

v. Buſch. Ey, ey, wie würde es meinem Ludolf gehen, wenn er dein wäre!

v. Wahrmund. Dein Sohn iſt ein lüderlicher Kerl, und du haſt ihn durch deine Nachſicht verderbt. Ein Glück, daß er unter den Truppen iſt: vielleicht jagt man ihm einmal eine Kugel durch den Kopf.

v. Buſch. Das wolle der Himmel nicht! . . . Doch darf ich eine Bitte wagen?

v. Wahrmund. Ohne Umſchweiſe! was willſt du?

v. Buſch. Daß dir meine Tochter aufwarten darf.

v. Wahrmund. Was iſt's für ein Mädchen?

v. Buſch. Sie iſt bey ihrer Baſe am Hofe erzogen . . .

v. Wahrmund. Keine Schule, die mir anſteht! vielleicht eine artige Närrin?

v. Buſch. Ey, ey, ich denke doch nicht. Widerſpräche ſie mir vollends nicht alle Augenblicke, ſo wär ſie ein gutes Kind.

v. Wahrmund. Sie widerſpricht, und iſt deine Tochter? Taugt nichts.

v. Buſch. Das ſag' ich auch. Immer hat ſie Etwas an meiner Haushaltung auszuſetzen. Wo ich einen Verſuch mit morgenländiſchen Getraide mache, da ſoll ich Flachs hinſäen: aus meiner Maulbeerplantage will ſie einen Obſtgarten gemacht wiſſen, für meine Pfaue und Perlenhuhner will ſie Gänſe und Enten halten: iſt das nicht raſend?

v. Wahrmund. Sie muß mehr Verſtand als der Vater haben. Ich will ſie ſehen. Itzt will ich ins Hölzchen gehen —

v. Buſch. Ah da wirſt du viel Neues finden. Einen Teich mit vierzehnerley Arten fremder Waſſervogel: eine Grotte mit ausländiſchen Baumrinden und Muſcheln . . .

v. Wahrmund. Ich gehe nicht hin. — Daß ich mich ärgerte? Ich werde doch aber ausweichen können? Deine Tochter will ich ſprechen, wann ich zurück komme —

Zweyter Auftritt.

Herr von Buſch (allein.)

Unausſtehlich! Immer noch der alte Wahrmund! Nicht ſo viel Neugier zu haben ... Ich dachte, der Hof würde ihn ein wenig gebeſſert haben? — Hätte er nur meine Sachen erſt geſehen, vielleicht hätte er mir einen kleinen Vorſchuß gethan! — Und die ſchönen Sachen, die ich noch im Kopfe habe! —

Dritter Auftritt.

Herr von Buſch. Hannchen.

v. Buſch. Ah, wo iſt meine Tochter?

Hannchen. In ihrem Zimmer, gnädiger Herr.

v. Buſch. Sind die Raupen gefüttert und die Schmetterlinge nach meinem Verzeichniſſe ausſortiret?

Hannchen. Mit den verwünſchten Raupen! es wäre kein Wunder, man würde ſelbſt darüber zur

Raupe. Die vorige Woche haben wir Schneckenhäuſer und Steinchen ausgeleſen: nun die Schmetterlinge; das nächſtemal werden wir an die Kröten- und Schlangen kommen, und endlich . . .

v. Buſch. Halts Maul! Ihr . . . Ruft mir meine Tochter!

Hannchen. Sie hat nicht Zeit, gnädiger Herr!

v. Buſch. Sie muß Zeit haben, wenn ich will — warum hat ſie nicht Zeit?

Hannchen. Mein Vetter, — Sie kennen ja den Herrn Schafſtädt? — der iſt aus der Stadt hier, und hat ihr einige neue Muſikalien mitgebracht, die er ihr vorſpielt.

v. Buſch. Euer Vetter iſt ein Lümmel, daß er ſich nicht zuerſt bey mir meldet.

Hannchen. Gewiß; weil er die Schubſäcke nicht wie das letztemal voll Polypen und Ottergezüchte mitgebracht hat?

v. Buſch. Alſo hat er nichts?

Hannchen. Vielleicht — einen Wurm im Kopfe; in Taſchen, die ich ausgeleeret, waren nichts, als gebrannte Mandeln und Makronen.

v. Buſch. Je, daß ſie alle hätten zu Eydexen werden müſſen! (Hannchen ſprudelt.) Sagt ihm, er ſoll zu mir kommen. Er verſprach mir letztens ein fremdes Vogelneſt und Saamen von einer ſeltnen Baumwolle.

Hannchen. Und das gnädige Fräulein — ſoll ſie auch mitkommen?

v. Buſch. Nein: ſie ſoll hier den Herrn geheimden Rath von Wahrmund erwarten, der ſie ſprechen will. — Ich bin in meinem Kabinette —

(v. Buſch geht ab.)

Vierter Auftritt.

Hannchen. Henriette. Schafſtädt.

Hannchen. Ah! wie gerufen! Ich habe für Sie Beide Befehle: Sie, gnädiges Fräulein, ſollen hier den alten Herrn von Wahrmund erwarten, und Sie mein Herr Vetter, ſollen dem Herrn von Buſch etwas von einer ſeltnen Baumwolle vorſagen; — vermuthlich, will er neue Perüken daraus ſpinnen laſſen.

Schafſtädt. Ach! ſag' Sie nur — ſag' Sie, ich ſey wieder fort. . . . O! wenn mich mein Vater hier überfiel —

Hannchen. Und der Herr von Buſch — wenn Sie der überfällt! Was dann?

Schafſtädt. Was — was Sie will. — Ich weiß vor Angſt nicht . . .

Henriette. Geh! gieb Achtung, daß uns hier niemand überfällt.

Hannchen. Schwitzen Sie Ihre Angſt nur ein wenig bey der Fräulein aus; ich will indeſſen für Sie denken. . . . Herr Vetter, Herr Vetter, wie wird das ablaufen! —

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Henriette. Schafſtädt.

Henriette. Nicht anders, ich bin äußerſt unwillig auf Sie? Er iſt wahr, ich liebe Sie: Aber ohne Einwilligung Ihres Herrn Vaters iſt an keine Verbindung zu denken. Sie ſchmeichelten mir unaufhörlich damit, und itzt zittern Sie vor ihm, da er uns die unerwartete Ehre ſeines Beſuchs giebt: Was ſoll ich denken? — Ihre Verkleidung hat mir ohnedieß ſtets mißfallen. Ich haſſe den Betrug, und ſchäme mich, ſo oft Ihrer gedacht wird.

Schafſtädt. Machen Sie mich nicht noch unglücklicher, Henriette, als ich ſchon bin! Sie wiſſen nicht mein ganzes Unglück, und was ich von einem Vater, wie der meinige iſt, zu fürchten habe?

Henriette. Er iſt alſo nicht der, wie Sie mir ihn immer geſchildert, oder — Sie haben mich betrogen?

Schafſtädt. Keines von beiden! Nur itzt handelt er nicht ſo, wie ich es von ihm erwartete. Im Grunde iſt er ein gütiger, gerechter und großmüthiger Mann: aber heftig, ſtreng und jachzornig.

Henriette. Und Sie konnten alſo von ihm erwarten, daß er Ihre Liebe billigen würde?

Schafſtädt. Das konnte ich. Da ich mich allezeit bemüht habe, ſeine Vorſchriften aufs genaueſte zu erfüllen, ſo war er auch meinen Wünſchen niemals zuwider. Er legte mir immer viel Arbeit auf, und ſchrieb mir Geſetze vor, die vielleicht jeden andern jungen Menſchen würden empört haben: ich ertrug ſie geduldig; dafür verſagte er mir auch nichts, und belohnte mich immer reichlich. Sollte ich wohl glauben, daß er mich in dem, was das höchſte Glück des Lebens ausmacht, unglücklich wiſſen wollte?

Henriette. Er weiß alſo, daß Sie mich lieben?

Schafſtädt. Daß ich liebe, weiß er; aber nicht wen? Vor drey Tagen ließ er mich Abends zu ſich rufen, und ſagte mit einer ſehr gebietheriſchen Miene zu mir: »Karl, es iſt nunmehr Zeit, daß du dich »verheurathest! Ich habe eine Parthie für dich ge»wählet, die dir in allem gleich iſt, auch ſchon mit »dem Vater des Mädchens geſprochen, und ich ver»lange deine Einwilligung.«

Henriette. Und Sie hatten nicht Muth genug, ſich ihm zu widerſetzen, und willigten ein?

Schafſtädt. Gott bewahre mich! — Ich entſchuldigte mich mit der wenigen Neigung, die ich hätte, mich noch zu verheurathen. Er antwortete mit einer Stimme, die mich auf einmal aus meiner

Faſſung brachte; »Du mußt! Ich will: ich habe be»reits für dich geworben, und du kannſt dich bereit »halten, morgen deiner Braut aufzuwarten.«

Henriette. Trauriges Urtheil für mich!

Schafſtädt. Ich entſchloß mich, ſo beſtürzt ich war, ihm die wahre Geſchichte meiner Liebe zu entdecken, und warf mich zu ſeinen Füßen. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, gerieth in die äußerſte Wuth, drohte mich zu enterben, und verbot mir, ihm jemals wieder unter die Augen zu kommen. Wäre ich nicht fortgeeilet, ſo hätte er ſich ſicher an mir vergriffen. — Bedenken Sie meinen Zuſtand, meine Verzweiflung! Ich ſetzte mich zu Pferde, floh hieher . . .

Henriette. Und wozu? Gehen Sie unverzüglich zurück! gehorchen Sie Ihrem Vater und — überlaſſen Sie mir es allein — unglücklich zu ſeyn!

Schafſtädt. Wie, Grauſame? ich ſollte...

Henriette. Ja, Sie ſollen mich die gerechte Strafe unſerer Unbeſonnenheit tragen laſſen, einem Vater ſeinen Sohn wiedergeben, der ſeinen Unwillen mit Recht verdiente und — heurathen.

Schafſtädt. Nimmermehr! Heurathen will ich — aber Sie, Sie.

Henriette. Mich? Und Sie erwarten ...

Schafſtädt. Alles, alles von Ihrer Zärtlichkeit, oder Sie liebten mich nie.

Henriette. Freund! Freund! Wollte der Himmel, es wäre ſo!

Schafſtädt. Iſt es nicht, ſo fliehen Sie mit mir?

Henriette. Nein, Wahrmund, meine Ehre iſt alles, was ich habe und ich werde zu den Vorwürfen, die ich mir mache, Ihnen vor Ihres Vaters Einwilligung zu viel Gewalt auf mein Herz eingeräumt zu haben, nicht noch den ſchrecklichen hinzufügen, daß ich den einzigen Sohn eines Mannes zur Flucht verleitet habe, welcher Erbe ſeines Ranges und Vermögens, — ſein Stolz war, und die Stütze ſeines Alters ſeyn ſollte.

Henriette. Aber Henriette! dieſer Vater, wird ſich gewiß beſänftigen laſſen, wann die Sache geſchehen iſt.

Henriette. Oder vielmehr Recht und Geſetze zu

Hülfe rufen, mich verfolgen und wo er meiner habhaft wird, die Hintanſetzung ſeines väterlichen Anſehens aufs ſtrengſte an mir ahnden, indem er mich einer Beſchimpfung ausſetzen wird, die ärger als der Tod iſt. — O ich zittere! wer weiß, warum er hieher kömmt? warum er mich zu ſehen verlangt? Seit ſechs Jahren hat er meinen Vater nicht beſucht; ja ich weiß, daß er auf dieſen wegen ſeiner ſeltſamen Verſchwendung äußerſt erzürnt iſt. Vielleicht hat er von den heimlichen Beſuchen ſeines Sohnes gehört, vielleicht . . .

Schafſtädt. Sie ſetzen mich in ein ſolches Schrecken ... Aber, liebſtes Fräulein! könnten wir nicht zu Ihrer Baſe...

Henriette. Nein, Wahrmund. Beſſer, Eins von uns wird unglücklich, als Beide; und natürlich ich, als Sie. Ich werde alsdann wenigſtens die Beruhigung haben, Sie, mit Aufopferung meiner Liebe, Ihrem Vater wieder gegeben, Sie glücklich gemacht zu haben!

Schafſtädt. Und Sie glauben, daß ich ohne Sie glücklich ſeyn könnte? — Lieber tauſend Martern...

Henriette. Was wollen Sie ſonſt?

Schaffſtädt. Was? was? — Ich will . . .

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Hannchen.

Hannchen. Fort! fort! aus einander! — Seine Excellenz, der Herr Wahrmund! — Geſchwind verſteckt!

Schaffſtädt. Himmel! Wohin?

Henriette. Schaffe Rath, Hannchen! . . .

Hannchen. Geſchwind, Herr Vetter, in meine Kammer! — unters Bette, oder zum Fenſter hinaus! —

(Sie ſchiebt ihn zu einer Thür hinein.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Wahrmund. Henriette.

v. Wahrmund. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Fräulein. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehöret.

Henriette. Sehr ſchmeichelhaft für mich! Ich ſehe es für die größte Ehre an, die meinem Vater und unſerm Hauſe wiederfahren konnte.

v. Wahrmund. Keine Komplimente! Ich ſage die Wahrheit. Zwar habe ich niemals ſonſt Etwas von Ihnen gehöret, als was mir Ihr Vater — zu Ihrem Nachtheile, wie er glaubte, geſagt hat: aber das gab Ihnen auf einmal in meinen Augen einen großen Werth.

Henriette. Zu meinem Nachtheile? — Womit könnte ich meinen Vater beleidigt haben? Indeß — ein Glück für mich, wenn Sie günſtiger von mir urtheilen!

v. Wahrmund. Nichts von Glück! Ein Glück für Sie, wenn Sie das Lob verdienen!

Henriette. Aber ein Glück, von Perſonen von Ihrem Range hochgeſchätzet zu werden.

v. Wahrmund. Der Rang iſt nichts. Es giebt Pöbel dem Herzen nach unter den Vornehmen ſo gut, als unter den Geringen. Jener iſt deſto verachtungswürdiger, je weniger er Urſache hätte, pöbelhaft zu denken, und jemehr er Kunſtgriffe brauchet, es vor der Welt zu verſtecken.

Henriette. So laſſen Sie mich ſagen, gnädiger Herr, Perſonen von ihrer bekannten Tugend.

v. Wahrmund. Was ich nicht bin, bemühe ich mich zu werden. — Ihr Vater hat mir geſagt, daß Sie mit ſeiner Haushaltung nicht zufrieden ſind, Beweiſes genug von Ihrem guten Verſtande!

Henriette. Wer ſollte damit zufrieden ſeyn können, gnädiger Herr? Er hat viel Geld auf ſein Kabinet verwandt, das, wenigſtens für ihn, auch nicht von dem geringſten Nutzen iſt. Er ſtellt Verſuche an, wo ihm die Natur offenbar zuwider iſt, und verſchmaht, was ſie ihm freywillig darbeut. Ich habe mir ſeit meiner Zurückkunft vom Hofe alle erſinnliche Mühe gegeben, unſere Haushaltung nur ein wenig wieder in Ordnung zu bringen, um nicht die nöthigſten Dinge, die wir im Ueberfluße haben könnten, unſern Nachbarn abzukaufen, allein . . .

v. Wahrmund. Ich weiß, daß Ihr Vater nicht klug iſt: er wird es mit Schaden werden.

Henriette. Wenn er nur nicht den Schaden zu ſpäte fühlt. Ich würde meinen Vater nicht beſchämen: aber Sie gnädiger Herr, ſind ſein Freund, und im Stande durch Ihr Anſehen . . .

v. Wahrmund. Gut, ich will ſehen, was ich über ihn vermag. Sie will ich bitten, Fräulein, daß Sie zu Mittage keinen Biſſen mehr machen, als Sie gewöhnlich haben: durchaus nicht mehr, wenn Sie wollen, daß ich einige Tage hier bleiben ſoll!

Henriette. Ich werde Ihren Befehl aufs ſtrengſte befolgen, gnädiger Herr.

v. Wahrmund. Alſo halten Sie ſich nicht für zu vornehm, ſich um die Küche zu bekümmern?

Henriette. Vielmehr für meinen großen Beruf und ich danke es meiner Baſe, die mich erzog, daß ſie mich auch zu häuslichen Geſchäften anhielt. Bey unſerer verfallenen Wirthſchaft ſehe ich es für eine größere Wohlthat an, als wenn ſie mich bloß in den Künſten einer artigen Welt hätte unterrichten laſſen.

v. Wahrmund. Brav! brav! Alſo hat es Ihnen wohl auch nicht am Hofe gefallen?

Henriette. Ich bin nicht unzufrieden, gnädiger Herr, daß ich ihn geſehen habe. — Es bleibt immer für ein junges Mädchen vom Stande die beſte Schule der feinen Sitten, der Weltkenntniß und einer gewiſſen Klugheit, zumal wann man beſtimmt iſt, einmal ſelbſt am Hofe, oder an einem großen Orte zu leben. Und in ſo fern hätte ich es wohl entbehren können.

v. Wahrmund. Aber, wie weh hatt' es Ihnen denn gethan, ſolch einen glänzenden Ort mit Ihrem Dorfe zu vertauſchen?

Henriette. Nicht einen Augenblick, gnädiger Herr: denn der Hof iſt auch ein gefährlicher Ort für die meiſten meines Geſchlechts. Ich habe ihn geſehen, um die Eitelkeiten und Thorheiten deſſelben zu verachten. Immer zog ich die Stille dem Geräuſche vor und es iſt keine Prahlerey einer affektirten Empfindſamkeit, wann ich verſichere, daß mich die unſchuldigen Freuden des Landlebens und die kleinen Beſchäftigungen des Hausweſens für die weit glänzendern, die ſich dort anbieten, ſchadlos halten. — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, meiner Schwatzhaftigkeit! Ich bemerke itzt erſt, daß ich von mir ſelbſt geredet habe.

v. Wahrmund. Nein, nein: Sie urtheilen richtig, und das höre ich gerne! Man iſt von Ihrem Geſchlechte der Thorheiten zu gewohnt, als daß es einen ehrlichen Mann nicht freuen ſollte, auch ſo vernünftige Geſchöpfe unter ihnen zu finden. — Sie ſind ſchön … (ſie verneigt ſich.) nun, nun, Ihnen kann man's ſagen: denn Schönheit ohne Verſtand und Tugend iſt nichts, und ohne die letzten, würde ich Sie nicht ſchön gefunden haben. Hat ſich niemals eine Parthie für Sie gezeiget?

Henriette. Ich kann ohne Eitelkeit ſagen, daß es mir nicht daran gefehlt: allein der Gedanke, daß mein Vater bey einer Haushälterin ſich vollends ganz überlaſſen ſeyn würde, daß dergleichen Leute eine unbedächtige Verſchwendung ihres Nutzens wegen mehr zu befördern, als zu hindern pflegen, daß ich durch mein Bitten ihn von gewiſſen ſeltſamen Einfällen noch zurücke halten könnte, oder als Tochter ſo viel Gewalt hätte, unter der Hand ſelbſt mehr für ſeinen Vortheil zu thun: dieſer Gedanke hielt mich zurück, noch einer Anwerbung Gehör zu geben.

v. Wahrmund. Vortreflich, Fräulein! Sie verdienen einen braven Mann: ich will ſehen, daß ich Ihnen einen verſchaffe.

Henriette. Ach! meines Vaters traurige Umſtände — Es kann Ihnen nicht verholen ſeyn, daß er große Schulden auf ſeine Güter gehäuft...

v. Wahrmund. Es verſteht ſich, daß es ein Mann ſeyn müßte, der nichts braucht, der Ihrem Vater ein wenig den Daumen aufs Auge ſetzte, und ihn Wirthſchaft lehrte. Seine Schulden wären in einigen Jahren abzuſtoßen, wenn man ihn wieder in ein vernünftiges Gleis bringen könnte.

Henriette. Ich zweifle, ob er einem Schwiegerſohne ſo viel Gewalt über ſich einräumen würde!

v. Wahrmund. Ha, wenn er die Gewalt der Gläubiger fühlen wird, ſo wird er ſich ſchon geben. — Ihr Umgang gefällt mir, Fräulein! Kommen Sie, begleiten Sie mich in Garten!... aber — haben Sie ſonſt Etwas zu thun? frey heraus! es muß durchaus Niemand von mir in ſeiner Arbeit geſtöret werden.

Henriette. Nichts, gnädiger Herr; der Mittagstiſch iſt beſorgt. Ich kenne Ihre Geſinnungen über die Schwelgerey der Tafel, und habe darnach ſchon meine Anſtalten gemacht: ein Glück für mich, daß ich einige Augenblicke Sie zu unterhalten gewürdiget werde.

v. Wahrmund. Nun, ſo kommen Sie — geben Sie mir Ihren Arm.

(Er führt ſie ab.)

Achter Auftritt.

Schafſtädt. Hannchen.

Hannchen. Ah; wie leicht iſt Ihnen das Herz, daß Sie frey wieder Odem ſchöpfen können? — Das muß ein böſer Vater ſeyn.

Schafſtädt. Gut, wenn er gut iſt, aber böſe, ſehr böſe, liebes Hannchen, wenn er aufgebracht wird! Ein Wort von ihm lähmet mir die Zunge. Schaffe Sie mich nur fort!

Hannchen. Aber, was haben Sie ihm denn, oder er Ihnen gethan?

Schafſtädt. Er will mich verheurathen!

Hannchen. Verheurathen? Je, Sie wollen uns ja heurathen? — haben Sie ihm das nicht geſagt?

Schafſtädt. Hätte ich ihm das geſagt: ich glaube . . .

Hannchen. Zum Henker! er muß es aber doch erfahren? denn Sie werden uns nicht für Perſonen halten, die ſich unter der Hand, oder auf Tagzeiten verheurathen?

Schafſtädt. Freylich: aber er muß nur erſt beſänftiget werden, oder — Fräulein Henriette muß mit mir fortgehen.

Hannchen. Herr Vetter, mit aller Ehrfurcht von Ihnen geſprochen! Sie ſind nicht geſcheut. Denken Sie, daß wir einen Landſtreicher heurathen wollen? Allerliebſt! Sie können die Kunſt, Verſteinerungen für meinen Herrn zu baken, um unter ſeinem Schutze Ihre Liebeshiſtorie zu ſpielen: wollen Sie nicht lieber gar als ein Quackſalber mit meiner Fräulein und mir auf den Märkten herum ziehen? —

Schafſtädt. Und Sie kann ſo grauſam ſeyn, meiner noch zu ſpotten, liebes Hannchen? Ich habe Kopf und Hand, mein Brod auswärts zu ſuchen: kann arbeiten, Dienſte nehmen . . .

Hannchen. Ey, ein herrliches Leben, eine Soldaten Frau! — Können Sie Gold machen?

Schafſtädt. Nur Zeit . . .

Hannchen. Zeit, bis wir alt werden, und die Luſt zum Heurathen uns vergeht? Nein, nein, ohne Barmherzigkeit, fort! Wir haben Junker genug in der Nachbarſchaft: Herr von Hagel, Baron Heuſchrecke, Landkammerrath Pferdewitz...

Schafſtädt. O, mein liebſtes Hannchen! um alles in der Welt willen, rede Sie der Fräulein zu! Mein Vermögen, mein Leben...

Hannchen. Ihr Vermögen? — Sie haben ja nichts; und Ihr Leben? Wären Sie noch ein rares Thier, ſo fütterte Sie mein Herr zu Tode und ließ Sie darnach wenigſtens für ſeine Kunſtkammer ausſtopfen . . .

Schafſtädt. Himmel, wer kömmt? O wär es mein Vater . . .

Hannchen. Es iſt mein Herr. — Er hat Sie nun ſchon geſehn: es hilft nichts, Sie müſſen bleiben. — Schlimm für Sie, wenn Sie nichts mitgebracht haben!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Buſch.

v. Buſch. Aha, Herr Schafſtädt! Schön, daß Er uns einmal wieder beſuchet! — Nun; was bringt Er mit? — Nichts Neues für mein Kabinet?

Hannchen. Ich hab's Ihnen ſchon geſagt, gnädiger Herr, mein Vetter hat nichts. Ich habe ihn ſchon recht ausgehunzt!

Schafſtädt. Ein paar Kleinigkeiten! Aber Sie haben ſolche Reichthümer . . .

v. Buſch. Ja, freylich mein Kabinet iſt ſchon der Rede werth, und ich wette, wann ich ſterbe, daß ſich zehn Akademien um den Erkauf zanken. Wenigſtens muß es ſo gut, als Hans Sloane ſeines in London ſeyn . . . doch laß Er ſehen!

Schafſtädt. Hier habe ich noch Etwas von meinen Reiſen. Ein Stückchen eines gewiſſen orientaliſchen Holzes . . . Sie ſehen, es iſt ſchwarz geſprenkelt? (Er giebt ihm ein Stückchen.)

v. Buſch (der es ſehr aufmerkſam beſieht.) Ey, ey! — Ein curioſes Stück!

Hannchen. Wahrhaftig, ſchön! — Wo iſt dieſe Art von Holz zu haben?

v. Buſch (beriecht es.) Es riecht wie Tinte, und ſcheint ſehr weich zu ſeyn. — Wie nennt man dieß Holz?

Schafſtädt. Die Hebräer nennen es Kadarchur, die Griechen Levkomelan.

v. Buſch (leckt daran.) Ich muß ihm doch den Geſchmack abgewinnen!

Schafſtädt. Ums Himmels willen! man glaubt, die Tyger, die es ſehr gern belecken, bekommen die ſchwarzen Flecke davon.

Hannchen. Pfuy, gnädiger Herr! wenn Sie welche bekämen, für was könnte Sie nicht einmal Ihr Jäger anſehen?

v. Buſch. Die Sache bringt mich auf einen artigen Einfall. Erinnern Sie ſich Jakobs bunter Heerde?

Hannchen. Das fehlt uns noch, daß er die Bibel aus dem Holze erkläret!

v. Buſch (nimmt ein Schreibtäfelchen heraus.) Ich muß mir doch die Namen aufſchreiben, damit ich es in meinen Catalogus eintragen kann. — Hat Er nichts weiter?

Schafſtädt. Ein Stückchen Wurzel einer Pflanze, die im rothen Meere wachſen ſoll, und ihm vielleicht den Namen giebt: (er giebt ihm ein Stückchen rothgefärbtes Holz) ſie heißt Erydra Riza.

v. Buſch. Ey, ey, ey, mein guter Freund! Wie iſt Er dazu gekommen? Gewiß einmal ſo ein bischen per fas et nefas aus dem Kabinette eines großen Herrn? — Deſto beſſer! ſonſt kriegt' ich ſie nicht. —

Hannchen. Wenn Sie aber der große Herr darüber hätte bey dem Kopfe nehmen und hängen laſſen? — An einem ſolchen Bettel wollte ich mich auch vergreifen.

v. Buſch. Schweig! Du redeſt, wie du's verſtehſt! Die Namen alſo?

Schafſtädt. Kadarchur . . .

v. Buſch. Noch einmal! Karchur?

Schafſtädt. Kadarchur.

v. Buſch (ſchreibt.) Kadarchur und Erydra Rija! — Nichts weiter? Nichts von ſeltnen Erfindungen?

Schafſtädt. Nein, gnädiger Herr! ich habe zwar ſo Etwas beſchrieben geleſen …

v. Buſch. Nun? Zum Beyſpiel!

Schafſtädt. Eine Art von Taſchenöfen …

v. Buſch. Ey, ey, ey, das Modell muß ich haben!

Hannchen. Das wäre ja unvergleichlich! da gieng ich noch am erſten gern in die Kirche.

Schafſtädt. Ferner: von einem Luftſchiffe, das durch Ochſenblaſen ſeinen Schwung erhält.

v. Buſch. Ey, ey! Ja, das ſehe ich ein, wie das zugeht. Vermuthlich füllt man ſie mit Wind: das ſehe ich ein.

Hannchen. Wenn's aber auf den Wind ankäme, ſo dächte ich, müßte Manches von uns fliegen können.

v. Buſch. Ah! hat Er ſich nicht die Zubereitung gemerkt? Es wäre um eine kleine Probe?

Schafſtädt. Nicht ſo recht, aber ich will mir die Monatsſchrift wieder geben laſſen, worin ich es geleſen habe.

v. Buſch. Gut; ich bin mit dem zufrieden, und damit Er ſieht, daß ich erkenntlich bin, ſo will ich noch heute an ſeinem Glücke arbeiten.

Schafſtädt. O zu viel Gnade! Ich verlange keines, und bin mit meinem Gegenwärtigen vollkommen zufrieden.

v. Buſch. Iſt er es, ſo bin ich es nicht. Verdienſtvolle Leute muß man hervorziehen. Es bietet ſich dazu eine vortrefliche Gelegenheit an. Ich habe heute einen Beſuch von einem meiner alten Freunde, dem geheimden Rath von Wahrmund erhalten, der viel, ſehr viel bey Hofe gilt.

Schafſtädt (ängſtlich bey Seite.) Himmel!

Hannchen. Mein Vetter iſt ein bischen blöde! er wird ſich die Gnade verbitten...

v. Buſch. Ey, ey; das ſteht nicht fein für einen jungen Menſchen! Ich muß und will Ihn demſelben präſentiren. Solche Gelegenheiten kommen nicht wieder: er kann Ihm zu einer Sekretair- oder wenigſtens Kopiſtenſtelle verhelfen.

Schafſtädt (heimlich zu Hannchen.) Ich bin des Todes! — helf Sie mir fort, Hannchen!

Hannchen. Gnädiger Herr! er ſagt, daß er nicht ſchreiben könne.

v. Buſch. Halt's Maul! wollt Ihr eurem Vetter ſelbſt im Lichte ſtehen? — Als ob ich nicht genug von ihm geleſen hätte.

Schafſtädt. Erlauben Sie, gnädiger Herr! nur itzt kann ich nicht bleiben …

v. Buſch. Er muß und ſoll. Sein Glück liegt mir zu ſehr am Herzen. —

Hannchen. Aber, gnädiger Herr! Wer wird denn den Leuten ihr Glück aufdringen? — Mein Vetter mag und will kein Glück haben.

v. Buſch. So muß er. Ich kann nicht undankbar ſeyn … (Man hört Jemanden kommen.) Stille! ſtille! Ich glaube, mein vornehmer Freund kömmt! —

Schafſtädt. Hannchen, ſteh Sie mir bey!

(Hannchen nimmt ihn bey der Hand und will ihn geſchwind in ihre Kammer ziehen. Herr von Buſch hält ihn beym Rocke.)

v. Buſch. Er ſoll und muß bleiben … Verzweifeltes Mädchen! Wollt Ihr ihn loslaſſen? hat er

Zeit in eurer Kammer zu bleiben, ſo hat er ſie auch hier.

Hannchen. Sie wiſſen viel, gnädiger Herr! Sie ſehen ja, daß er nicht geſcheut iſt …

(Sie reißen ſich endlich los, und fahren zur Kammer hinein; der Herr von Wahrmund kömmt, und wird noch etwas davon gewahr.)

v. Buſch. Das muß er ſeyn! dergleichen Blödigkeit habe ich doch mein Lebtage bey keinem jungen Menſchen geſehen. — Nun, ich will ihm auch wider ſeinen Willen dienen! —

Zehnter Auftritt.

Herr von Buſch. Herr von Wahrmund.

v. Wahrmund. Hahaha; was war denn das für ein ſeltſamer Kampf?

v. Buſch. Ein toller junger Menſch! Er hat viel Einſichten in die Naturgeſchichte, iſt ausnehmend geſchickt, und dabey ſo entſetzlich blöde — das muß man ſich gar nicht verſtellen. Ich wollte mir die Freyheit nehmen, ihn deiner hohen Vorſorge zu empfehlen: er wollte aber durchaus nicht. Er hat mein Kabinet ſchon mit manchem ſeltnen Stückchen bereichert; und er mag wollen oder nicht, ſo mußt du ihn ſehen.

v. Wahrmund. Huy, ein Betrüger, der ſich von mir nicht die Maske will abreißen laſſen!

v. Buſch. Behüte der Himmel! mich? mich? — Sieh einmal die ſeltnen Holzarten an, womit er mich nur erſt beſchenkt hat! das iſt Tygerholz und — das hier die Wurzel einer Pflanze aus dem rothen Meere.

(Er giebt ihm die beiden kleinen Stückchen Holz. — Wahrmund nimmt ſie, ohne ein Wort zu ſagen, beſieht ſie, zieht ein Meſſer aus der Taſche und zerſpaltet es.)

v. Buſch. Himmel! was machſt du? — Ich bin verloren . . .

v. Wahrmund. Weil er ein Betrüger iſt und du ein Narr biſt, der ſich betrügen läßt? Sieh her, das iſt ein Stückchen Lindenholz, mit Dinte befleckt — und das — ein bischen Veilchenwurzel mit Braſilienholz gefärbt. — Da trage ſie in dein Kabinet!

vermehre die Pröbchen deiner Thorheit und Unwiſſenheit!

v. Buſch. Der Schelm! der Betrüger! — Ah, war es darum, daß du ſo blöde warſt? — Ich muß ihn herausholen . . . Hannchen!

v. Wahrmund. Er verdient gezüchtiget zu werden: aber itzt habe ich nothwendigere Dinge mit dir zu reden . . .

v. Buſch. Nein, nein, der Spitzbube möchte mir entwiſchen. Ah, hilf mir doch die übrigen Sächelchen, die ich von ihm habe, auch unterſuchen!

v. Wahrmund. Liegt dir daran mehr, als an mir, ſo leb' wohl!

(Er will gehen.)

v. Buſch. O nimm es doch nicht übel, gnädiger Herr Bruder! . . . aber der Schelm . . . gut, daß eiſerne Gitter vor dem Fenſter ſind!

v. Wahrmund. Nicht ein Wort mehr! Du kenneſt mich. Ich bitte nicht zweymal. Itzt hör' auf mich. Ich habe dir etwas Wichtiges vorzutragen . . .

v. Buſch. Ah, ich will ihn ſchon kriegen! Ich habe mich geärgert . . .

v. Wahrmund. Zum zweytenmale; Buſch! Willſt du mich hören oder nicht?

v. Buſch. Ich höre, ich höre.

v. Wahrmund. Haſt du deine Tochter Jemanden beſtimmt? oder hat ſie für Jemand Neigung?

v. Buſch. Meine Tochter . . . der verdammte Kerl! . . . ja, meine Tochter? — Ich denke nicht: ſeit ſie vom Hofe weg iſt, hat ſie kaum eine Mannsperſon geſehen.

v. Wahrmund. Alſo — willſt du ſie verheurathen?

v. Buſch. Lieber heut als morgen. Sie macht mir ohnedieß lauter Unordnung in meiner Oekonomie, und es geht kein Tag ohne Zank zwiſchen uns vorbey.

v. Wahrmund. Ein geſcheutes Mädchen, geſcheuter, wie du! Ich hätte ſchon Luſt ſie zu heurathen . . .

v. Buſch. Ey, ey! du, Herr Bruder? — Ich! einen ſo vornehmen und angeſehenen Schwiegerſohn? Iſt das möglich?

v. Wahrmund. Es iſt möglich, weil ich es Willens bin.

v. Buſch. Aber? — Ein armes Landmädchen und du! —

v. Wahrmund. Zu was die Fragen? Du kennſt mich. Ich überlege niemals eine Sache lange, um einen Entſchluß zu faſſen. Genug, das Mädchen iſt über Ihre Jahre und ihr Geſchlecht vernünftig; ſie liebt Stille, Häuslichkeit, und gute Ordnung. Es iſt wahr, wir ſind einander an Jahren ganz ungleich: aber die Jahre thun nichts: manche Frau iſt in ihrem funfzigſten eine Närrin, eitel und verbuhlt. Meine Abſicht iſt nicht, mit ihr zu tändeln. Ich verlange eine gute, vernünftige Haushälterin in ihr: ſie kann für die Wirthſchaft ſorgen, und — wenn ich's verlange, mich auf eine angenehme Art unterhalten: das kann ſie. Bisher that dieß letzte mein Sohn; dieß fällt nunmehr weg, und ich muß eine Geſellſchaft im Hauſe haben. Ich kenne mich und meinen Charakter: ich bin ernſthaft, heftig, ſtrenge, und würde, mir allein überlaſſen, bald ein Menſchenfeind werden. Iſt ſie es zufrieden, und du? — gut.

v. Buſch. Ey, ey, ich bin auſſer mir, über die Gnade, über die Ehre, da ich nicht weiß . . .

v. Wahrmund. Ich aber weiß, daß es von ihrer Seite allezeit ein Opfer iſt. Es würde thöricht ſeyn, wenn ich glauben wollte, daß ihr ein junger Mann mit den Vortheilen, die ſie von mir zu gewarten hat, nicht lieber, als ich, ſeyn ſollte. Ich weiß auch, daß ſie in mir mehr einen Vater als Mann lieben muß: aber ich bin auch ſo billig, nichts weiter von ihr zu verlangen . . .

v. Buſch. O! ſie wird über ein ſo ganz unerwartetes Glück . . .

v. Wahrmund. Laß mich ausreden! — Für dieſes Opfer ſoll ſie nicht nur ihre reichliche Verſorgung bey mir finden, dieß wäre nichts; ſondern, wenn ſie ſich unter dem Charakter meiner Frau ſo aufführet, wie ich erwarte, mit Ausſchluß einiger Legate, Erbin meines ganzen Vermögens werden. Ich enterbe meinen Sohn ſeines Ungehorſams wegen, das iſt beſchloſſen: er behält allezeit durch das, was ich ihm nicht entziehen kann, ſo viel, daß er reichlich leben kann. Sterbe ich bald, ſo kann ſie ſich mit meinem

Vermögen einen Mann wählen, wie ſie ſelber will: denn ich verlange nicht die Natur zu zwingen. — Rede mit ihr: ich habe ſie nicht gleich überraſchen wollen, aber ich will noch vor Tiſche meiner Sache gewiß ſeyn. Ich kann keinen Aufſchub leiden: . . . doch zwinge ſie zu nichts. Man muß jedem ſeine Freyheit laſſen. Ich weiß, daß ich viel verlange: alſo werde ich auch ohne Widerwillen eine abſchlägliche Antwort anhören. Ich will dir ein wenig Zeit laſſen; werde aber augenblicklich wieder hier ſeyn —

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Herr von Buſch (allein.)

Nun, das heißt Glück! . . . aber der ſchelmiſche Schafſtädt! — Der Schurke muß heraus, und wenn er unter zehn Schlöſſern ſtäck. (Er geht nach Hannchens Kammer.)

Zwölfter Auftritt.

Herr von Buſch. Henriette.

Henriette (ein wenig erſchrocken, da ſie ihn an der Thüre ſieht) Gnädiger Papa, gnädiger Papa! Welche Zeit befehlen Sie zu ſpeiſen?

v. Buſch. Nichts itzt von Eſſen! Denke das Glück . . . aber über die Schelmereyen des Schafſtädt! — nein, die ärgern mich, daß ich berſten möchte!

Henriette. Was hat er denn gethan? oder — wie reimen ſich die zu meinem Glücke?

v. Buſch. Wie — wie der Herr von Wahrmund zu dem Betrüger.

Henriette (bey Seite.) Himmel! bin ich verrathen?

v. Buſch. Nun, erſchrecken mußt du nicht! Freylich ſo ein Glück konnte dir im Traume nicht einfallen, — ha! eine Geheimderäthin — Nicht wahr? das klingt! Frau Geheimderäthin!

Henriette (äußerſt betreten.) Ich verſtehe Sie nicht!

v. Buſch. So höre und brüſte dich! — (Räuſpert ſich.) Der Herr von Wahrmund, dieſer Mann, der ſo hoch bey Hofe angeſchrieben iſt, ſo angeſehene Aemter begleitet, ſo reich iſt, eine Excellenz verlangt dich — zur Gemahlin . . . Wie? du entfärbſt dich? — Freylich ein ſo außerordentliches Glück, eine ſolche Gnade . . .

Henriette. Der Herr von Wahrmund?

v. Buſch. Kennſt du einen andern dieſes Namens?

Henriette. Sie ſcherzen, gnädiger Papa! ein Mann von ſeiner Klugheit, von ſeinen Jahren?

v. Buſch. Eben, weil er klug iſt, und dich für klüger hält, als du biſt, ob du gleich oft ſuperklug biſt; ſo glaubt er, daß du eine Parthie für ihn ſeyſt.

Henriette. Aber, gnädiger Papa — bedenken Sie nur . . .

v. Buſch. Aber gnädige Fräulein Tochter! Nicht wahr, Sie kömmt wieder mit Ihrer Superklugheit und will es beſſer wiſſen?

Henriette. Ich ſehe es allerdings für eine Ehre an: und die zu gütige Meynung des Herrn von

Wahrmund ſchmeichelt mir. Ich wurde mir aber allezeit ausbitten...

v. Buſch. Ey, was? was? Er läßt dir nichts auszubitten übrig. Du ſollſt Erbin ſeines ganzen Vermögen ſeyn und nach ſeinem Tode heurathen, wen und wie du willſt. Nu, du wirſt mir doch dann einen Thaler Geld vorſchießen? Ey! da ſollen Sammlungen angelegt, da Verſuche gemacht werden!

Henriette. Er iſt viel zu vernünftig, als daß er mir nicht Zeit laſſen ſollte...

v. Buſch. Nichts! Er wird gleich hier ſeyn. Vor Tiſche muß noch alles ſeine Richtigkeit haben— Ich geh', um ihm das Jawort zu bringen...

Henriette. Liebſter, beſter Papa! Laſſen Sie mich ihn nur wenigſtens zuvor ſelbſt ſprechen!

v. Buſch. Das ſollſt du: aber gleich das Jawort geben, ſo bald er kömmt. Er läßt nicht mit ſich ſpielen, und hat einen verwetterten Kopf . . . Ha, eben fällt mir der bübiſche Schafſtädt wieder ein. Da wir allein ſind, will ich ihn doch herausholen. — (Er will in Hannchens Kammer, ſie iſt aber verriegelt.) Heh! aufgemacht! — heraus Betrüger! — ich will dich lehren . . . (er rüttelt an der Thüre, und verſucht ſie aufzumachen.)

Henriette (bey Seite in großer Unruhe.) Gott! was fang' ich an — der Vater deß, mit dem ich ein heimlich Liebesverſtändniß habe — verlangt mich zur Frau? Die Strafe, daß ich mich bemühe, beſſer zu ſcheinen, als ich bin!

v. Buſch (immer fort an der Thüre.) Hanne, Hanne; mach' auf! oder . . .

Henriette (vor ſich.) Soll ich mich zu ſeinen Füßen werfen; ihm meinen Fehler entdecken und mein Urtheil erwarten? — wie beſchämt! wie gedemüthiget!

v. Buſch. Wo ich hineinkomme, ſo ſey dir mit deinem Vetter der Himmel gnädig! Mein Kutſcher ſoll ihn und dich zum Hauſe hinaus karbatſchen.

Hannchen (drinnen.) Wir wären alſo wohl große Narren, wenn wir aufmachten, gnädiger Herr!

v. Buſch. Nun, ich will ihm nichts thun, ich verſpreche euch's . . .

Henriette. Liebſter Papa! der Herr von Wahrmund wird Sie erwarten . . .

Hannchen. Gnädiger Herr! alleweile rufet der

Gärtnerjunge zum Fenſter herauf, daß einer von den Arbeitern eine wunderſchöne Raupe auf einem Brombeerſtrauche entdecket habe.

v. Buſch. Iſts wahr, oder wieder ein ſchelmiſcher Einfall von euerm Herrn Vetter?

Hannchen. Gewiß und wahrhaftig.

v. Buſch. Nun ſo muß ich geſchwind fort . . . aber ich will euch ſchon herauskriegen, und wenn ich die Thüre mit dem Beile aufſchlagen ſollte.

(Er will weggehen.)

Henriette. Gnädiger Papa! ſuchen Sie ja um alles in der Welt willen dem Herrn von Wahrmund ſeinen Entſchluß auszureden! ſagen Sie ihm alles mögliche Böſe wider mich...

v. Buſch. Biſt du nicht geſcheut? Einen ſolchen Mann auszuſchlagen? Nichts; er hat meine Einwilligung und mithin auch die deinige —

(Geht ab.)

Henriette. Ach! mein Vater! —

Dreizehnter Auftritt.

Hannchen. Henriette. Schafſtädt.

Schafſtädt. Ich bin in Todesangſt, meine liebſte Henriette! der unglückſeligſte Menſch unter der Sonne! verrathen, verloren, von meinen Vater verſtoßen, enterbt! und alles wollte ich mit Gelaſſenheit ertragen: aber, daß er mir das, was mir das Liebſte auf der Welt, rauben will, das überlebe ich nicht!

Henriette. Sie haben alſo gehört, was mit uns vorgeht? — Und was haben Sie mit meinem Vater vorgehabt?

Hannchen. Die verwünſchten Hölzerchen! ich wollte, daß Sie mit ſamt Ihren ſchönen Naturalien am rothen Meere ſäßen, und Erydra Riza graben müßten!

Schafſtädt. Hat Sie mich nicht ſelbſt dazu verleitet?

Henriette. Sind Sie endlich entdeckt worden?

Hannchen. Der böſe Geiſt muß Ihren Vater nach ſechs Jahren da herführen! Wenn's Glücke wohl will, ſo komme ich noch drüber ins Spinnhaus. Der Mann verſteht vollends gar keinen Spaß?

Henriette. Bin ich weniger unglücklich, als Sie? — Meinen Vater beleidige ich: ja ich bin in Gefahr, einem ewigen Verdruſſe, und einer immerwährenden Schande ausgeſetzt zu werden, wenn die Maskerade entdeckt wird. Hätten Sie lange Anſtalt gemacht, und auf eine rechtmäßige und anſtändige Art um mich geworben, ſo wäre unſer Schickſal wenigſtens ſo entſchieden worden, daß Sie nicht ſich und mich zugleich unglücklich gemacht hätten!

Hannchen. Und ich? wo ſind alle die güldnen Berge, die mir für meine Vermittelung verſprochen worden? zerſplittert, wie Ihr Tygerholz! Was wirds erſt werden, wenn man die verſteinerten Kaninchen und Schwalben beſichtigen wird?

Schafſtädt. Ah! überhäufen Sie mich nicht noch mit Ihren Vorwürfen, wenn ich nicht zu Ihren Füßen ſterben ſoll.

Hannchen. Immer geſtorben! ſo ſind wird der Marter los.

Henriette (die voller Unruhe hin und her gegangen.) Ich muß das ärgſte abwarten! — Ey ſey darum! Ich will meinen Fehler geſtehen und dafür büßen.

Schafſtädt. Verrathen Sie mich nur nicht meinem Vater! — Sie kennen ſeinen Ungeſtüm, ſeine Strenge nicht!

Hannchen. Ey nicht doch! uns mag man die Haut über den Kopf ziehen? Ein artiger Liebhaber! — Wäre es mir nicht ums gnädige Fräulein geweſen, ſo wäre gewiß der Miſſethäter ſchon ausgeliefert. Wir ſollen die Kaſtanien herauslangen, damit ſich der Herr die Pfote nicht verbrennt?

Schafſtädt. Ach, mein liebes Hannchen! wie kann Sie ſo grauſam ſeyn . . .

Henriette. Schweigt!

Hannchen. Wahrhaftig es ſchweigt ſich! Mein Herz pocht mir ſo gut als das Ihrige. Mit gefangen, mit gehangen . . . Stille!

(Man hört Jemanden kommen.

Henriette. Geſchwind, verbergen Sie ſich! —

(Schafſtädt und Hannchen fahren ſchnell in die Kammer.)

Vierzehnter Auftritt.

Herr von Wahrmund. Henriette.

v. Wahrmund. Nun, mein liebes Fräulein? Ihr Herr Vater ſagt mir alleweile, daß er Ihnen meinen Entſchluß entdeckt habe. Vielleicht ſcheint Ihnen dieſer übereilt: aber ich bin nun ſo. Jede Verzögerung iſt mir in Tod zuwider. Sie ſind ein vernünftiges Mädchen: das beweiſen mir Ihre Worte und Handlungen. Ich verlange nicht, daß Sie mich mit der Heftigkeit lieben ſollen, als wenn ich noch ein reizender, junger Menſch wäre. Die Natur läßt ſich nicht zwingen. Ich weiß die Verſchiedenheit unſers Alters. Meine Abſicht iſt bloß meiner Haushaltung eine vernünftige Perſon vorzuſetzen; und was kann ich dieſer für einen würdigern Charakter geben, als wenn ich meine Rechte und meine Titel mit ihr theile? Dieſe kann eine junge Frau bey einem alten Manne behaupten. Es kömmt nur darauf an, daß ſie ſich keiner Ausſchweifungen überläßt. Sie hat Pflichten genug auszuüben: ſie kann eine gute Hausmutter und eine liebenswürdige Geſellſchafterin ſeyn. Und daß Sie dieß ſeyn können, wenn Sie nur wollen, das ſagt mir Alles, was ich von Ihnen geſehen habe. — Nun; was meynen Sie dazu? — Keine Verſtellung!

Henriette. Ich erkenne Ihre gütige Geſinnung mit dem innigſten Dank. Ich glaube, Sie haben Recht; aber darf ich Ihnen meine Bedenklichkeiten eben ſo freymüthig entdecken?

v. Wahrmund. Frey! ohne Zurückhaltung!

Henriette. Sie beſtimmen mich zu einer Art von Haushälterin: Sie glauben, daß ich dießfalls einige Verdienſte beſitze; Sie ſehen aber, in was für Umſtände meinen Vater ſeine ſeltſame Liebhaberey geſetzt hat? Er kann eben das von mir als Tochter verlangen, was Sie, gnädiger Herr, von mir unter dem Charakter Ihrer Gattin erwarten. Soll ich ihm den Beyſtand, die Hülfe entziehen, die ich ihm, auch vielleicht wider ſeinen Willen leiſten kann? — Ich denke immer, es iſt Pflicht...

v. Wahrmund. Dieſe würde es ſeyn, wenn es ein Mittel wäre ihn zu retten.

Henriette. Aber doch wenigſtens ein Mittel, ihn zurück zu halten, daß er nicht weiter geht; Eins und das Andere wieder gut zu machen, was er verderbt, und . . .

v. Wahrmund. Ich habe dafür noch ein ſicherer Mittel. Es wird nur auf Sie ankommen, wenn Ihres Vaters Sachen wieder in einen ordentlichen Gang ſollen gebracht werden. Dieſe ſtehn ſo ſchlimm, daß es vielleicht bald mit ſeinen Gütern zu einem Concurs kommen muß. Ich will die Bezahlung ſeiner Schulden übernehmen: er ſoll mir auf ſechs Jahre nur die Verwaltung derſelbigen überlaſſen. Ich weiß den Anſchlag, und was ſie eintragen, wenn ſie gehörig genützt werden.

Henriette. Aber wovon ſoll er indeſſen leben?

v. Wahrmund. Dafür ſorge ich. Es ſoll ihm etwas Gewiſſes ausgeſetzt werden: will er damit tändeln, ſo mag er tändeln: kurz, er ſoll nicht darben, ſoll ehrbar davon leben können.

Henriette. Ihre Güte rühret mich aufs lebhafteſte!

v. Wahrmund. Die Ihrige wird noch größer ſeyn, wenn Sie mir Ihre Hand geben. Ich weiß es; es iſt nichts geringes, wenn ein Mädchen von zwanzig Jahren, (Sie ſind doch wohl nicht viel älter?) ſich entſchließen ſoll, einen Mann von ſechs und funfzig zu heurathen. So alt bin ich. Zur Vergeltung vermache ich Ihnen mein Vermögen...

Henriette. Gnädiger Herr! ...

v. Wahrmund. Nicht anders. Sie können auch glauben, daß meine Entſchließung feſt iſt, ſobald Sie es verdienen; und dafür iſt mir Ihr Herz Bürge.

Henriette. Mein Herz, gnädiger Herr — fließt von Danke für Ihre großmüthigen Geſinnungen über: aber, würde ich das annehmen können, ohne ungerecht zu ſeyn? haben Sie nicht einen Sohn?

v. Wahrmund. Ich habe ihn: allein er iſt ein unwürdiger, ungehorſamer Menſch. Er hat meinen Fluch, und ich kann ihn nicht beſſer beſtrafen...

Henriette. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, womit er ſo ſehr Ihren Zorn auf ſich zugezogen hat?

v. Wahrmund. Ich habe ihn auf eine anſtändige Art verheurathen wollen: er hat nicht gewollt. Noch mehr! Er hat ſich wider mein Wiſſen und Willen mit einer andern Perſon verſprochen...

Henriette. Strafbar, ſehr ſtrafbar! Aber ein junger Menſch kann fehlen, und wenn er ein ſo edles Herz als ſein Vater hat, welches kaum fehlen kann, ſo wird er es gewiß thun. Haben Sie ihm Zeit gelaſſen, ſeinen Fehler einzuſehen und zu bereuen?

v. Wahrmund. Nein, aber befohlen, mir aus den Augen zu gehen. Er iſt mir buchſtäblich gefolget, hat die Stadt verlaſſen…

Henriette. In der That, darin that er nicht wohl, ein ſo menſchlicher Fehler mir auch das erſte zu ſeyn ſcheint.

v. Wahrmund. Und Sie können das vertheidigen? Soll ein Sohn nicht gehorchen, wenn ihm ſein Vater etwas auferlegt, oder kann er glauben, daß ich in meiner Wahl nicht auf ſein Beſtes geſehen habe?

Henriette. Ganz gewiß! Aber gnädiger Herr, folget unſer Herz allezeit den Befehlen unſers Verſtandes? Ihr Herr Sohn, wie ich gehöret, iſt zuvor etliche Jahre gereiſet: er wußte Ihre gütigen Abſichten nicht: wie leicht war es möglich, daß eine würdige Perſon auf ſein Herz Eindruck machte;

daß er liebte, eh' er die Folgen davon einſah; daß er wenigſtens Zeit braucht, jene wieder vergeſſen zu können, wenn ſein Vater unerbittlich war.

v. Wahrmund. Es iſt wahr, ich hätte ihm Zeit laſſen können: aber ich hatte ſeinem beſtimmten Schwiegervater mein Wort gegeben: die Sache litt keinen Aufſchub. Dieſer hatte in Angelegenheiten des Hofs, den dritten Tag darauf, eine Reiſe vor; es mußte alſo gleich abgethan werden —

Henriette. Geſetzt aber, Ihr Herr Sohn hätte ſeiner Geliebten auch ſein Ehrenwort gegeben?

v. Wahrmund. Das ſoll er nicht ohne meine Einwilligung.

Henriette. Wenn aber der Fehler begangen war; würden Sie ihn, gnädiger Herr, nicht für eine niedrige, leichtſinnige Seele halten, wenn er Eydſchwüre und Verſicherungen gebrochen, auf das erſte Wort ſein Herz einer Andern gäbe, oder aus einem blinden Gehorſam ſich ſowohl als das arme Mädchen unglücklich machte?

v. Wahrmund. Unglücklich? Die Wahl, die ich für ihn gethan, war in jeder Abſicht anſtändig; und endlich — verdienet eine ſolche Kreatur, die junge Leute verführet, ohne Wiſſen ſeiner Aeltern ſich verſpricht . . .

Henriette. Kennen Sie dieſelbige?

v. Wahrmund. Nein, und ich mag ſie nicht kennen.

Henriette. Geſetzt aber, es wäre ein gutes rechtſchaffenes Mädchen, der man in Abſicht ihrer Familie keinen Vorwurf machen könnte, der Ihr Sohn, unter der Hoffnung der Einwilligung ſeines würdigen Vaters, einige Hoffnung zu einer nähern Verbindung gemacht, deren Neigung Ihr Herr Sohn durch ſeine guten Eigenſchaften gewonnen, die nicht ſeine Verhältniſſe und Verbindlichkeiten im ganzen Umfange kannte . . .

v. Wahrmund. Ach! Wäre es eine ſolche Perſon geweſen ... allein ich kenne die Geſchöpfe ſchon, die ſich an junge Leute hängen: Sie taugen ſelten viel: denn wo Vorſicht und Klugheit fehlen, da iſt's auch mit den übrigen nicht richtig.

Henriette. Sollte dieß nicht eine Ausnahme leiden, gnädiger Herr? Die Erfahrung giebt erſt Klugheit, und wie oft fehlet es nicht daran jungen Perſonen! Iſt das Herz eingenommen, ſo läßt ſich der Verſtand leicht einſchläfern, ergreifet alle kleine Wahrſcheinlichkeiten, machet' ſie zu Gewißheit, und ſchmeichelt ſich in ſeinen Wünſchen nur allzuleicht mit der Erfüllung. In dem Anfalle eines heftigen Widerwillens ſehen wir an einer Perſon nichts, als was ihr nachtheilig iſt.

v. Wahrmund. Sie haben Recht! Ich ſehe, wohin Sie wollen. Ich habe einen Fehler begangen, und ſchäme mich niemals es zu geſtehen. Allerdings hätte ich meinen Sohn erſt fragen ſollen, wer der Gegenſtand ſeiner verkehrten Liebe wäre, und dann noch allezeit mit ihm ſo verfahren können, wie ich es gethan habe.

Henriette. Wenn das Herz des jungen Mädchens großmüthig und edel genug iſt, ſo hätten Sie dieſelbe vielleicht ſelbſt zur Mittelsperſon machen können, Ihren Herrn Sohn an ſeine Schuldigkeit zu erinnern.

v. Wahrmund. Es reuet mich! Ich will meinen Fehler wieder gut zu machen ſuchen, ſobald er den ſeinigen bereuet.

Henriette. Er würde alſo auch nicht enterbet werden? — Nein, das würden Sie unmöglich über Ihr großmüthiges väterliches Herz bringen können!

v. Wahrmund. In Wahrheit, Fräulein, jemehr ich Sie höre, deſto mehr bewundre ich Ihren feinen Verſtand und Ihr edles Betragen. Aber, wie ſollte ich Ihnen dann das Geſchenk Ihrer Hand vergelten? Ich habe zwar Vermögen genug, das Ihnen zu Behauptung der Würde übrig blieb, die ich mit Ihnen zu theilen gedenke. Aber, nichts ſcheint mir hinreichend zu ſeyn . . .

Henriette. Ey gnädiger Herr! Wie ſehr müßten Sie mich verachten, wenn Sie glauben könnten, daß ich mein Herz um Ehre und Reichthümer zu verkaufen fähig wäre? Wie ſchlecht würden Sie ſich bey Ihrer Wahl vorſehen, wenn ich bloß in der Hoffnung, vornehm und groß zu werden, oder nach Ihrem Tode dadurch junge Buhler anzulocken, Ihnen meine Hand anböt? Nein, bey ſolchen Geſinnungen würde ich nicht auf die Ehre, Ihre Liebe und Hochachtung zu beſitzen, ſondern auf den Titel und das Geld ſtolz ſeyn, ich würde nur mir, und nicht Ihnen, zu gefallen ſuchen, oder höchſtens aus bloßem Zwang, aus Gewinnſucht gefällig ſeyn. Ja, Ihr Leben ſelbſt — entſetzlicher Gedanke! würde bey einer ſolchen Frau nicht ſicher ſeyn.

v. Wahrmund. Ich ſchäme mich, Fräulein, daß Sie edler und uneigennütziger denken, als ich. Mein Anerbieten ließe ſich zwar wohl entſchuldigen; ich ſehe aber doch die Gefahr ein . . . Wie aber? Würden Sie alsdann meinen Antrag bloß in Abſicht auf meine Perſon annehmen können, wenn dieſe Vortheile wegfielen?

Henriette. Ja, ich würde es, ich ſchwöre Ihnen, wenn — ach! wenn mein Herz frey wäre!

v. Wahrmund. Wie? — Alſo iſt Ihr Herz nicht frey? — Ihr Herr Vater hat mir aber gleichwohl geſagt . . .

Henriette. Ich zittere, gnädiger Herr! Ach! nunmehr werden Sie auf mich zürnen, mich verachten . . .

v. Wahrmund. Keines von beiden. Nein; ich kann keinen Zwang leiden. Ich habe Ihnen die Urſachen meines Antrags frey entdeckt, Sie thun ein Gleiches. Gut; ich bin kein verliebter Geck, und nehme mein Wort ſo ruhig wieder zurück, als ich es gegeben habe. Kommen Sie: wir wollen zu Ihrem Vater gehn! Ich ſchätze Sie deswegen doch hoch.

Henriette. Nur noch ein Wort, gnädiger Herr! Ich bedarf Ihres Fürſpruchs, Ihres Beyſtandes: werden Sie mir wohl denſelbigen verſagen?

v. Wahrmund. Wie das? Ohne Zurückhaltung!

Henriette. Ich bin nicht ſo uneigennützig bey der Vertheidigung Ihres Herrn Sohnes geweſen, als Sie wohl geglaubt haben!

v. Wahrmund. Wie! ſollten Sie wohl ...

Henriette. Ja; ich habe gerade den Fehler begangen, den Sie an ihm ſo hart beſtrafen wollten. Meine Geſchichte iſt die Seinige. — Als ich am Mecklenburgiſchen Hofe bey meiner Tante lebte, ging ein junger vornehmer und reicher von Adel bey uns aus und ein, den ſeine guten Eigenſchaften eben ſo liebenswürdig, als ſeine äußerliche Perſon machten. Ich war damals achtzehn Jahr alt. Er gewann meine Neigung durch ſeine Großmuth, ſeine edlen Geſinnungen, ſeinen Verſtand und feinen Geſchmack, ehe ich es ſelbſt bemerkt hatte.

v. Wahrmund. Nun?

Henriette. Er trug mir ſeine Herz an. Ich wieß ihn zuerſt auf die Einwilligung ſeiner Aeltern. Er ſchilderte dieſe ſo großmüthig, ſo liebenswerth, daß er mir endlich die Hoffnung abgewann, ſie würden einwilligen können, ungeachtet ich ihm auch nicht den kleinſten Umſtand in Anſehung meines Vermögens verheelte.

v. Wahrmund. Ah, kein Wunder! Sie beſitzen in Ihrer Perſon mehr Schätze, als wenn Sie eine Welt voll Reichthümer beſäßen. Weiter!

Henriette. Ich gab meiner Tante von allem Nachricht. Sie unterſtützte aber den jungen Menſchen, und gab mir den Rath, daß ich eine ſolche Parthie nicht dürfe aus den Händen gehen laſſen, wofern ich einige Neigung zu ihm hätte; ich ſollte ihm meine Hand verſprechen, ſobald er die Einwilligung ſeiner Aeltern hätte. Ich that es, und dieß war mein Fehler, ein unverzeihlicher Fehler! Ich verſprach mich mit ihm, ohne jene abzuwarten. Ich ſah nicht ein, daß ſich mit unſerm Herzen nicht ſpielen läßt, und daß man es geben und zurücke nehmen kann, wie es uns ſelbſt einfällt.

v. Wahrmund. Und haben ſeine Aeltern nicht eingewilliget? Sie müßten die unvernünftigſten . . .

Henriette. Halten Sie ein, gnädiger Herr! — ſie kannten mich nicht, und würden alſo eben ſo viel zu ihrer Rechtfertigung für ſich haben, als Sie in Anſehung Ihres Sohnes. — Aber ich rede itzt bloß von meinem Verbrechen. Ach! ich habe meinem Vater auch nichts davon geſagt. Er ſieht itzt die Vortheile vor ſich, die Ihr großmüthiges Anerbieten ihm und mir verſchaffen würde. Er wird meine Weigerung für einen Aufruhr wider ſich, für Ungehorſam, Hartnäckigkeit, Eigenſinn und Undank anſehen, er wird mich eben ſo beſtrafen, wie Sie Ihren Herrn Sohn beſtrafen, ich werde unglücklich ſeyn, ohne Sie glücklicher zu machen!

v. Wahrmund. Das ſoll er bleiben laſſen. Ich ſage ihm, daß ich mich anders beſonnen und freywillig abgegangen bin . . . Aber wer iſt der junge Menſch? wer ſeine Aeltern? — Vielleicht kann ich etwas bey der Sache thun. Ob er Ihre Liebe verdient, frage ich nicht. Sie können nicht ſchlecht wählen.

v. Wahrmund. O, gnädiger Herr! wenn Sie das thun wollten! ewig, ewig würde ich Sie dafür ſegnen. — Ach! er iſt — hier im Hauſe!

v. Wahrmund. Und Ihr Herr Vater weiß nichts davon? das gefällt mir nicht.

Henriette. Ich bin eben ſo wenig damit zufrieden. Er hat es aus Furcht vor ſeinen Aeltern gethan und ſich unter einer Verkleidung ins Haus geſchlichen, ehe ich ein Wort davon gewußt; er hat meinem Vater ſeine Schwäche abgemerkt, und ſich dadurch einen Zutritt verſchaft. Ich habe es ihm mit dem heftigſten Unwillen verwieſen, ihn zu wiederholtenmalen das Geſicht und das Haus verboten: aber — ach! ich geſtehe Ihnen meine Schwachheit! ihn zu verrathen iſt mir unmöglich geweſen. Seyn Sie mein Rathgeber und Fürſprecher! Soll ich ihn nicht mehr ſehen? den Augenblick ſoll er mir aus den Augen gehen; ich will meinem Herzen Gewalt anthun, und ſollte es mir das Leben koſten.

v. Wahrmund. Huy, daß das der große Naturalienkenner iſt, den mir Ihr Herr Vater ſo kräftig empfohlen hat? Er muß wenigſtens kein Dummkopf ſeyn: ich will ihn ſehen. Womit beſchäftiget er ſich? — hat er ſtudiret? Iſt er in einem Amte, oder lebt er auf dem Lande? —

Henriette. Gnädiger Herr! Er wird Ihnen alles ſelbſt am beſten ſagen können . . . O! Wenn ich nur nicht durch meine allzugroße Dreuſtigkeit Ihre Gewogenheit verliere! — Aber — Sie ſollen mein Richter ſeyn!

v. Wahrmund. Wo iſt er?

Henriette. Er ſoll gleich erſcheinen . . .

(Sie geht in Hannchens Kammer.)

Funfzehnter Auftritt.

Herr von Wahrmund allein.

Ich bin neugierig den Burſchen kennen zu lernen! Des Mädchens Beſcheidenheit und Klugheit läßt mich vermuthen, daß er kein ſchlechter Kerl ſeyn muß. — O wäre mein Sohn ſo vernünftig in ſeiner Wahl geweſen! —

Sechzehnter Auftritt.

Herr von Wahrmund. Henriette. Schafſtädt und Hannchen.

(Henriette bringt den verkleideten jungen Herrn von Wahrmund an der Hand geführet: ſie werfen ſich beide dem Alten zu Füßen.)

Schafſtädt. Ach! mein Vater! —

Henriette. Gnädiger Herr! — haben Sie Mitleid! —

v. Wahrmund. Was ſehe ich? — Mein Sohn? — Biſt du es, oder irre ich mich? — Ah, ich verſtehe das ganze Räthſel. — Laßt euch umarmen, meine Kinder! Ich bin glücklich, außerordentlich glücklich, und danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie mich ſo glücklich machen. — Dein Fehler, Karl, iſt vergeſſen: vergieb mir meine Hitze! Ich will mich in Zukunft niemals mehr von ihr übereilen laſſen. Wie ſehr hätte ich itzt mir und dir dadurch ſchaden können! — Dem Himmel ſey Dank, daß ich an eine ſo gute Perſon gekommen bin, wie Henriette iſt. — Nun, Fräulein, werden Sie mich doch als Vater lieben, da Sie mich, als Mann, höchſtens nur hätten hochſchätzen können? — Welch Entzücken für mich!

Henriette. Ich ſterbe vor Freuden, vor Dank und Liebe, verehrungswürdigſter, beſter Mann!

Schafſtädt. Und ich, mein Vater, bin über Ihre Güte ſo beſchämt, daß ich kaum die Augen aufſchlagen kann!

von Wahrmund. Ich preiſe die Fürſehung, daß ich deine Braut auf eine ſo ſeltſame Art kennen lernen. Ohne dieſen Zufall würdeſt du nie meine Einwilligung bekommen haben! Du magſt nun ſehen, wie du den Herrn von Buſch ausſöhnſt. Deine Betrügerey verdiente wohl noch eine Strafe!

Schafſtädt. Laſſen Sie mich die Liebe entſchuldigen! Es war das einzige Mittel, wodurch ich, ohne verrathen zu werden, auf dieſem Schloße erſcheinen konnte? Ich gab mich für den Vetter dieſes Mädchens aus . . .

Hannchen. Ja, gnädiger Herr! Ich habe große Verdienſte um den Herrn Vetter.

v. Wahrmund. Ich dachte mir's. Eigentlich ſteht auf dieſe Verdienſte das Zuchthaus. Da ich mit der Sache zufrieden bin, ſo mag's gehen. Die Abſicht bey ſolchen Kreaturen iſt aber doch nur Eigennutz.

Hannchen (auf die Seite zum Herrn Schafſtädt.) Ein herrliches Trinkgeld!

Schafſtädt (zu ſeinem Vater.) Schon vor einigen

Jahren, gnädiger Papa, als ich verſchiedene Höfe in Deutſchland beſuchte, hatte ich das Glück, Henrietten kennen zu lernen...

v. Wahrmund. Ich weiß die Geſchichte. Seyd glücklich meine Kinder und liebt einander!

Henriette. O! wie ſollten wir es nicht ſeyn, da wir einen ſolchen Mann zum Vater haben!

(Sie wollen abgehen: indem kömmt Herr von Buſch mit zween Bedienten, wovon der Eine eine Axt und der andere einen Prügelkraut.)

Schafſtädt. Stehen Sie mir bey, gnädiger Papa! Ich ſehe, dieſe Zurüſtungen gehen mich an, und wo Sie ſich nicht ins Mittel ſchlagen...

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Buſch.

v. Buſch (im Hereintreten.) Ich will ſchon den Schelm bezahlen. Ah, biſt du da, Bürſchchen? gut, daß ich den Schlüſſel nicht brauche?

(Er weiſt auf die Art.) Wie hälts mit dem verſteinerten Froſche und Krebſe? heh?

(Er zieht ein paar ſolche Figuren heraus; Herr von Wahrmund herzlich lachend, nimmt ſie und zerreibt ſie.)

v. Wahrmund. Und das hielteſt du für Verſteinerungen?

Henriette. Ach! gnädiger Papa!

v. Buſch (zu Henrietten.) Was Papa? . . . (Zum Herrn von Wahrmund.) Und warum nicht? Ich dächte doch, ſie ſähen einem Froſche und Krebſe ähnlicher, als einem Elephanten?

v. Wahrmund. Nun, ſo verdienſt du betrogen zu werden. Dein Kabinet mag große Seltenheiten enthalten!

v. Buſch. Fort mit ihm, Töffel und Johann! Gerbt mir dem Burſchen das Fell brav aus. Ich will dich lehren . . .

(Sie wollen zugreifen.)

Hannchen. Ach! mein armer Herr Vetter . . .

v. Buſch. Warte, ich will dich auch bevettern.

Bald ſoll die Reihe an dich kommen. Ich habe dir noch die Raupe anzuſtreichen.

Henriette (ſtößt die Bedienten zurück.) Halt! — Geht eurer Wege . . .

Schafſtädt. Liebſter Vater, machen Sie meiner Angſt ein Ende!

v. Buſch. Was? was? Vater? — Iſt der Kerl verrückt? — Was iſt das für Manier, Henriette, daß du mir die Bedienten fortſchickſt? Hätte ich nicht zu viel Ehrfurcht für den Herrn Bruder; (auf Wahrmunden zeigend.) Tochter und Mädchen und Vetter, alles ließ ich heute ins Narrenhaus ſtecken. . . . (Herr von Wahrmund lacht aus vollem Halſe.) Aber mit ſchuldiger Ehrfurcht, Herr Bruder! du lachſt? —

v. Wahrmund. Wer ſollte nicht, Buſch? Ich wette, du verſagſt mir die Bitte nicht, und giebſt dem jungen Naturaliſten die Fräulein zur Frau? dein Naturalienkabinet ſoll gewiß dabey beſſer beſtehen.

Schafſtädt. Verſagen Sie uns nicht Ihre Einwilligung, gnädiger Herr! Sie werden mich zum glücklichſten Menſchen machen. Ich will Ihnen mein Verbrechen tauſendmal abbitten …

v. Buſch. Nein; ſagt mir! — Habe Ihr mich zum Beſten? ich dachte, du wollteſt uns die Gnade anthun, und ſie heurathen? Und der Kerl . . .

v. Wahrmund. Es wird dir doch wohl gleichviel gelten, ob ich oder mein Sohn?

v. Buſch. Dein Sohn? — Nein; im Ernſte? — Seit wann … Ich dachte er wäre davon gelauſen, und du wollteſt ihn enterben?

Henriette. Ach, gnädiger Papa! Ein kleiner Betrug — und ich ſchäme mich, daß ich Antheil daran gehabt habe. Es iſt allerdings der junge Herr von Wahrmund. Unter dieſer Verkleidung hat er ſich ins Haus geſchlichen, nachdem er ſich ſchon längſt meine Liebe eigen gemacht. Sein Herr Vater hat ihm verziehen, und giebt ſeine Einwilligung zu unſerer Heurath: thun Sie desgleichen!

v. Wahrmund. Ja, Bruder; das wünſche ich.

Es ſoll dein Schade nicht ſeyn, wenn du willſt und meinem Rathe folgen wirſt.

v. Buſch. Sie werden mein Verfahren nicht übel nehmen, Herr von Wahrmund! aber — es war gleichwohl keine hübſche Sache mit Ihrem Kadarchur und Ihrer Erydra Riza.

Schafſtädt. O! ich bin mehr als zu beſchämt und will mich, ſo lange ich lebe, beſtreben . . .

v. Buſch. Nur nicht wieder ſolche Verſteinerungen zu backen. Sie werden auch nun ſo gut ſeyn, mein Herr Schwiegerſohn, und mir Ihren Miſt, womit Sie mein Kabinet beehret haben, ausräumen helfen.

v. Wahrmund. Wirf den ganzen Bettel weg, und ſey wieder ein ordentlicher Hauswirth! — Doch, nunmehr will ich eſſen. Wir reden davon weiter!

Henriette. Kommen Sie gnädiger Herr, es wird alles fertig ſeyn. O welch ein glücklicher Tag für mich!

Schafſtädt. Der glücklichſte meines Lebens!

(Küßt ihr die Hand.)

v. Buſch. Ihr habt mir heute garſtige Streiche geſpielt. Hätte ich meine Tochter nicht ſo gut an Mann gebracht —

v. Wahrmund. Ich denke, ich will dir noch größere Dienſte leiſten, wenn du klug ſeyn willſt!

(Sie gehen ab.)

Hannchen. An meine Vergeltung denkt Niemand. Undank bleibt wohl der Welt Lohn!

Ende.

Der
Projektmacher.

In fünf Aufzügen.

Geſchrieben im Jahr 1766.

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

HORAT.

Perſonen:

Herr von Wittſtock, ein reicher Patrizier.
Herr Kronſtädt, bisheriger Geſandtſchaftsſekretair.
Herr Brempel, Iſabellens Vater, ein alter Politiker, der den Titel Staatsrath führet.
Herr Brempel, deſſen Sohn.
Johann, Bedienter des Herrn von Wittſtock.
Lafleur, Kronſtädts Bedienter.
Andreas, eben deſſelben Bedienter.
Iſabelle, des alten Brempels Tochter.
Hannchen, Iſabellens Mädchen.
Gräfin von Moos, ein Wäſchermädchen.

Der Schauplatz iſt in Brempels Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kronſtädt. Brempel der Sohn.

Kronſtädt.

Ich bin des Todes! deine Schweſter verlobt?

Brempel d. S. Nun? Sollte ſie deinetwegen eine alte Jungfer werden? Wer Henker konnte glauben, daß du mit deiner romanhaften Liebe noch nach drey Jahren würdeſt angeſtochen kommen?

Kronſtädt. Ah! als ob ich bey meiner Abreiſe nicht alles mit dir verabredet, dich nicht um ſchleunige

Nachricht gebeten hätte, ſo bald ſich eine annehmungswürdige Parthie für ſie zeigte?

Brempel d. S. Freylich wohl; aber beſſer, du hätteſt die Sache mit ihr ſelbſt vorher richtig gemacht?

Kronſtädt. Konnte ich das, als ein junger Menſch, der damals weder Amt noch Vermögen hatte, ohne mich in Verlegenheit zu ſetzen und ohne ſie zu beleidigen?

Brempel d. S. Oha! ſie zu beleidigen! du magſt das andere Geſchlecht ſchön kennen? Solchen moraliſchen Thieren muß es ſo gehen. Aus allzugroßer Beſcheidenheit wagteſt du nicht, das Maul aufzuthun, aus zu jungfräulicher Bedenklichkeit wagte ſie es nicht, dir ein Bekänntniß abzulocken: aus Ehrerbietung haſt du es nicht gewagt, ihr zu ſchreiben, und aus Verzweiflung hat ſie ihre Hand einem Andern gegeben: und ich — zum Henker, ich hätte einen Meyneid am menſchlichen Herzen zu begehen geglaubt, wenn ich dir geſchrieben: »Bruder! meine Schweſter iſt im Begriff, ihren Hals ins Ehejoch zu beugen, komm, ſpann dich mit ein!« ha, hätte ich gedacht, er muß dich für einen Narren halten, oder ſelbſt einer ſeyn.

Kronſtädt. Ganz gewiß einer, daß ich einen, wie du biſt, zur Mittelsperſon wählte. — Schrieb ich dir aber nicht mehr als einmal, ohne eine Antwort zu erhalten?

Brempel d. S. Ja, mit dem Schreiben: das iſt bey mir ein ſehr ſichrer Weg! Sieh nur, wie die Sache ging. Vor deiner Abreiſe ſeufzteſt du ihr zwey Jahr vor, ohne ihr ein Wort zu ſagen. Als du fort warſt, entdeckte ich ihr, warum du geſeufzt und nun ſeufzte ſie dir nach.

Kronſtädt. Ach! und mir nicht ein Wort davon?

Brempel d. S. Es kamen Freyer, die wurden fortgeſchickt; was brauchte ich dir da zu ſchreiben? Mein Vater glaubte mich klug zu machen und ſchickte mich voriges Jahr nach Straßburg. Indeſſen führt das Unglück einen Kerl her, der meinem Vater den Kopf verrückt. Alles ſtürmt in Iſabellen: ſie muß, ſie mag wollen oder nicht: die Verlobung iſt vorbey, die Ringe gewechſelt, die Hochzeit angeſetzt, und es fehlt nichts, als — daß du dazwiſchen kömmſt. Wär ich hier geweſen, ſo hätte ich dir doch vielleicht einen Wink gegeben.

Kronſtädt. Und iſt der Bräutigam ihrer Liebe werth?

Brempel d. S. Ein Narr in Folio, wie keiner ſeyn muß.

Kronſtädt. Und Iſabelle hat ſich entſchlieſſen können…

Brempel d. S. Der Burſch hat Geld! ſie brauchte einen Mann; auf dich gab ſie die Rechnung auf; Wittſtock kam ihr in Wurf … hör, wenn du ihn ſehen wirſt! es iſt dir ein Projektmacher, und er glaubt, der witzigſte Kopf auf dem Erdboden zu ſeyn, dabey dumm und dreuſt wie ein Marktſchreyer. Stets findet er was an der Regierung zu tadeln, macht Projekte, den Staat umzuſchmelzen, ſetzt Kaiſer und Könige ab, und macht Beſenbinder und Kohlenbrenner zu geheimden Räthen; gräbt Kanäle durch den Mittelpunkt der Erde zu den Antipoden, leget Poſten von einem Planeten zum andern an… letzthin hat er dem Magiſtrat ein Projekt übergeben, wie man die Pleiß ſchiffbar machen und die Holländer und Engländer um ihre ganze Handlung nach Oſt- und Weſtindien bringen könnte. Itzt hat ſich der Narr einfallen laſſen, der Regierung ein Projekt zu überſenden, wie ſie ſich aus allen Schulden reißen und in ein paar Jahren ſo reich werden ſoll, daß ſie das ganze deutſche Reich käuflich an ſich bringen kann. Er wartet mit Verlangen auf ein Reſcript, und auf keine geringere Belohnung, als daß er mit nächſtem als erſter Miniſter das Ruder des Staats führen werde.

Kronſtädt. Und Iſabelle, o die liebenswürdigſte Iſabelle! ...

Brempel d. S. — Hat ſich entſchließen können, dem Schafkopf ihre Hand zu geben? nicht wahr, das iſt doch der Refrain? Und meiner: »Er hat Geld.« Iſabelle hat ſich geſperret: aber zu fromm das vierte Gebot zu vergeſſen, hat ſie endlich ja geſagt. Vielleicht, wenn ihr ein Fünkchen von Hoffnung geleuchtet, daß du wieder kommen würdeſt, hätte ſie es überſchlagen und das väterliche Geheiß zurück geſchnellet; aber nun iſt es zu ſpät.

Kronſtädt. Und iſt alſo für mich nichts übrig, als dir und mir Vorwürfe zu machen, zu verzweifeln —

Brempel d. S. Oho! Nur nicht gehangen! … Höre, Brüderchen? hätteſt du Muth genug, mich in meinen Betrügereyen zu unterſtützen?

Kronſtädt. O! wenn du mir helfen könnteſt! — mein Leben, mein Vermögen . . . worauf kömmt es an?

Brempel d. S. Wittſtock heurathet meine Schweſter gewiß mehr aus Stolz, als aus Liebe. Sie paſſiret in der Stadt für ein Mädchen vom Verſtande. Man ſagt ihm, daß er einen klugen Streich mache und darauf thut er ſich etwas zu gute. Wenn wir ihm nun ein Menſch in den Wurf brächten, durch die er glaubte zu hohen Ehrenſtellen zu gelangen, oder ſeine abgeſchmackten Staatsprojekte ausführen zu können, vielleicht ſagte er ihr den Kauf wieder auf…

Kronſtädt. Sollte er das?

Brempel d. S. Es kommt auf einen Verſuch an. Denn das ſiehſt du wohl, daß meine Schweſter nicht mit Anſtand brechen kann. — Weißt du was? Ich kenne dir ein Wäſchermädchen, ein verſchmitztes

Rabenaas; wir wollen eine Gräfin aus ihr machen: es wird dir auf ein paar Louisd'or nicht ankommen: du haſt doch wohl ein paar Bediente mit?

Kronſtädt. Ja, meinen alten Andreas, und noch einen Friſeur, aus dem man ſeiner Eitelkeit wegen leicht einen Kammerdiener ſchnitzen könnte.

Brempel d. S. Gut! leih' mir Einen. Sie hat einen lüderlichen Jungen zum Bruder; den ziehen wir als Läufer an. O ich möchte vor Freude närriſch werden, einen ſolchen Streich zu unternehmen. Sonſt ſpielte ich immer dergleichen meinem Vater, wenn ich Geld brauchte; aber der iſt mir itzt zu gewitzigt!

Kronſtädt. Und ſollte Wittſtock ſo leichtgläubig ſeyn, und für den Beſitz eines ſo liebenswürdigen Mädchens als Iſabelle ...

Brempel d. S. Je närriſcher, deſto beſſer! du mußt noch nie einen Projektmacher gekannt haben: die unmöglichſten Dinge halten ſie allezeit für die thunlichſten.

Kronſtädt. Aber was ſoll ich dabey für eine Rolle ſpielen? Betrügereyen waren niemals meine

Sache, und ich würde gewiß den Krahm verderben . . .

Brempel d. S. Du darfſt nur meiner Schweſter deine Liebe verpinſeln, ihr durchaus nichts von dem Betrug entdecken, (denn nach ihrer weiſen Sittenlehre würde ſie dieß für eine hängenswerthe Verrätherey halten) der Gräfin, (ich meyne Wäſcherlieschen,) ein Logis im blauen Löwen miethen, und eine genaue Freundſchaft mit deinem Nebenbuhler anfangen: das wird dir doch nicht ſchwer werden? Du biſt Geſandtſchaftsſekretär geweſen. Schneide alſo brav auf von deiner Bekanntſchaft mit den tiefſten Geheimniſſen der Kabinetter, von deinen Einflüſſen an allen europäiſchen Höfen, von deiner ausgebreiteten Correſpondenz. Bitte ihn demüthig um ſeinen hohen Schutz: Kurz, ſey ein Narr, um ihn dazu zu machen; mich aber laß den Sturm regieren, der ihn zu Boden werfen ſoll.... Vor allen Dingen deine Börſe!

Kronſtädt. Aber, wirklich Bruder! ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. In allen meinen Handlungen ging ich immer den geraden Weg... (er giebt ihm die Börſe) da!

Brempel d. S. (greift zu.) Da! das war gewiß der letzte Odem, den dein Gewiſſen ſchnappte. . . . Still! Er ſelbſt. Ich muß dich präſentiren — bekräftige Alles, was ich von dir ſage. —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Wittſtock. Johann.

v. Wittſtock (im Herausgehen zum Bedienten.) Biſt du auf der Poſt geweſen?

Johann. Ja Herr, ſie iſt aber noch nicht da: der garſtige Weg . . .

v. Wittſtock. So gehe noch einmal, und merks ja recht! Es muß ein Reſcript an mich mit dem geheimen Kabinetsſiegel kommen!

Johann. So laufe ich nun heute von früh fünfen an, von der Poſt hin und her, wie ein Schulpferd, — und ich ſage Ihnen, es wird nimmermehr kommen.

v. Wittſtock. Wie? was? den Augenblick... (er thut als ob er erſt Brempeln gewahr würde) Unterthäniger Diener, Herr Bruder...

Brempel d. S. Kann man vorkommen, mein Herr von Wittſtock?

Johann (kömmt zurück.) Aber, wenn nun nichts da iſt?

v. Wittſtock. Zum Henker! es muß da ſeyn, geh oder . . . (Johann geht brummend ab.) O nehmen Sie es doch ja nicht übel, Herr Schwager! Ich weiß kaum, wo mir der Kopf ſteht. Ich habe heute nach London einen Vorſchlag geſchickt, das Seewaſſer ſüß zu machen. Der Miniſter verlangt über gewiſſe Angelegenheiten meinen guten Rath, und die reutende Poſt nach Frankfurt wartet noch auf ein Packet von mir . . .

Brempel d. S. Ich kann wiederkommen, und wollte Ihnen nur hier dieſen guten Freund präſentiren, der eben erſt von ſeiner Geſandtſchaft zurück kömmt und Ihnen mit allerhand wichtigen Nachrichten aufwarten kann. Er hat den Miniſter Pitt, den Herrn von Argenſon und alle Miniſter groß und klein geſprochen.

v. Wittſtock. Von einem Geſandſchaftspoſten?

Brempel d. S. Freylich; nachdem er als Legationsſekretair bey unſerer Geſandſchaft in Verſailles geweſen, hat er von da eine Reiſe über Calais nach London gethan, und kömmt itzt von daher zurück.

v. Wittſtock. Ah! die Poſt mag warten! die Ehre eines ſolchen Beſuchs geht allem vor. Was machen die guten Leute dort? Pitt iſt ein großer Mann und nach meinem Sinne. Man hätte ihm durchaus die Regierung in Staatsſachen nicht nehmen ſollen. O über den letzten Frieden! Ja, wenn man meinem Plane in den Frankfurter Zeitungen gefolget wäre!... Im Vertrauen, ich ließ ihn hineinrücken, haben Sie nichts davon gehöret?

Brempel d. S. (heimlich zu Kronſtädt.) Ich habe das Meinige gethan. (Laut.) Kronſtädt! der Herr Bruder weiß Verdienſte zu ſchätzen, und du magſt dich durch dieſe ihm ſelbſt zu empfehlen ſuchen. — (Zu Wittſtocken ins Ohr.) Er iſt auch ein Autor — Adieu, Freund! (heimlich zu Kronſtädt) ich gehe zur Gräfin — (Zu Wittſtock.) A propos! Herr Bruder, haben Sie nichts von der Gräfin gehört, die im blauen Löwen angekommen iſt? ihr Läufer hat nach Ihrer Wohnung gefragt?

v. Wittſtock. Wie? nach mir? eine Gräfin? hum, gewiß ein Auftrag vom Hofe! Ich muß geſchwind hingehen. . . . (Zu Kronſtädt.) Mein Herr, Sie nehmen mir es doch nicht übel: Sie ſehen aber die Nothwendigkeit ...

Kronſtädt. Es ſollte mir Leid thun...

Brempel d. S. Sie werden ſie itzt nicht treffen, Herr Bruder. Der Läufer ſagte, ſie ſey bey der Fürſtin von Nimmer, die hierdurch ins Bad geht, und habe erſt in ein paar Stunden den Wagen wieder hin beſtellt.

v. Wittſtock. Sehr ärgerlich! unfehlbar hat ſie Depeſchen an mich . . . O, wenn Ihnen etwa unterweges mein Bedienter begegnen ſollte, . . . er ſoll auf der Hut ſeyn, und mir gleich Nachricht geben, wann ſie wieder nach Hauſe kömmt. —

Brempel d. S. Gut, gut; .. Noch eins! Herr Bruder, führen Sie doch meinen Freund bey meiner Schweſter ein: ſie hat ihn zwar ſchon ſonſt gekannt, aber Ihre Empfehlung ...

(Geht ab.)

v. Wittſtock. Ich werde ihm ſeinen Aufenthalt auf alle mögliche Art angenehm zu machen ſuchen: verlaſſen Sie ſich darauf!

Dritter Auftritt.

Kronſtädt. Herr von Wittſtock.

v. Wittſtock. Ja, mein Herr, ich fragte Sie wegen des Friedensprojekts . . .

Kronſtädt. Ich erinnere mich, in Paris davon gehört zu haben. Man hatte es in die franzöſiſche Zeitung überſetzt, und als ich dem Marquis von Mirabeau aufwartete . . .

v. Wittſtock. Marquis de Mirabeau? — ein guter Mann! in ſeinem Menſchenfreunde ſind zwar viele Dinge nicht nach meinem Kopfe, und ich habe auch deswegen ſein Syſtem unter dem Titel: Der wahre Menſchenfreund, verbeſſert: (es liegt noch unter meinen Papieren) aber ich ſehe doch daß er denkt — nun, und dieſer?

Kronſtädt. Bewunderte das Projekt, und war ſehr mit den kriegenden Mächten unzufrieden, daß ſie nicht darauf geachtet.

v Wittſtock. Die Großen — ja, wenn ſie die Zeitungen läſen? Mich wundert nur, daß nicht lange ein allgemeiner Aufruhr in Europa entſtanden iſt, und daß man alle Fürſten des Throns entſetzet hat. Ohne eine ſolche Revolution wirds auch nicht beſſer — aber Mirabeau muß noch mehr Verſtand haben, als ich ihm zugetrauet. Ich werde ihm mit nächſtem in einem Briefchen meine Erkänntlichkeit bezeigen.

Kronſtädt. Das thun Sie doch! Aber wie war es möglich, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht längſt zu den höchſten Ehrenſtellen emper hub?

v. Wittſtock. Es wird ſich geben! Ich habe bisher Bedenken getragen, den kleinen Schriften, die von mir herausgekommen ſind, meinen Namen vorzuſetzen. Ich denke immer, man muß ſchon einen gewiſſen Charakter haben, wenn es Eindruck machen ſoll — O zu Tode hätte ich mich bisweilen lachen mögen, wenn man man ſich die Köpfe über den Verfaſſer zerbrochen hat!

Kronſtädt. Ihr Name iſt aber ja weit und breit bekannt?

v. Wittſtock. Ja ja, unter Leuten vom Verſtande — Ein Mirabeau, Rouſſeau, Pitt, und dergleichen, aber — oft herrſcht auch eine kleine Eiferſucht — wer kann alle Urſachen wiſſen? — doch noch Einmal — es wird ſich geben. Mir liegt hauptſächlich das Wohl meines Vaterlandes am Herzen. Im kurzen hoffe ich, ſolls damit anders ausſehen!

Kronſtädt. So? O wie wünſche ich ihm in Voraus dazu Glück!

v. Wittſtock. Nicht anders! ich habe dem Hofe ein Projekt übergeben, nachdem wir in kurzem eine ganz andere Figur machen wollen. Es kömmt itzo alles darauf an, daß wir Geld kriegen. Nach meinem Plane müſſen alle Miniſter abgeſchaft werden, ein einziger iſt genug: das muß aber freylich ein Kopf ſeyn, ein Kopf . . .

Kronſtädt (mit einem viel bedeutenden Lächeln.) O ich wußte wohl . . .

v. Wittſtock. Sie ſcherzen mit Ihrem Diener! Freylich ein Kopf, der alles überſieht, durch den alles geht! Wie viel könnte man aber nicht erſparen, wenn die übrigen Penſionen alle eingezogen würden? — Die Tafel — Sie wiſſen, wie viel dieſe Geld wegnimmt! Ja, da könnte ich mir nicht helfen, der Hof mußte ſich eine Zeitlang aus dem Traiteurhauſe ſpeiſen laſſen: das meiſte wird ohnedieß verſchleppt oder von Bedienten gefreſſen.

Kronſtädt. Recht! und wo der Hof ſpeiſet, könnten ſich die Geſandten auch gefallen laſſen . . .

v. Wittſtock. Was Geſandten? — werden alle abgeſchaft. Geſandtſchaften koſten Geld, und was helfen ſie, als daß hin und hergeſchrieben wird, was vorgeht? Eine Parthie Zeitungen dafür mehr gehalten . . . über den Punkt werde ich mich einmal in einer beſondern Schrift erklären — Die großen prächtigen Gemälde- Antiken- Kupferſtich- und Münzſammlungen, Statüen und was des Dings mehr iſt, werden zu Gelde gemacht. Was nützen die Bilderchen? ich kenne Maler im Lande, die mir eine ganze Decke um fünf Thaler beſchmieren, und um zwey Thaler einen Herkules in Lebensgröße malen. — Sehen Sie, ſo verfahre ich durch alle Klaſſen. Auf die Handlung habe ich insbeſondre mein Augenmerk gerichtet. Alle auswärtige Produkte müſſen uns die Fremden um den achten Theil geben, und die unſrigen ſchlage ich ihnen um einen entſetzlichen Preis an. O da muß jährlich eine Summe zuſammen kommen! Hundert Millionen . . . was hundert? Ich ſage Ihnen, in kurzer Zeit müſſen alle Nationalſchulden abgeſtoßen ſeyn, und wir alle Mächte in Europa überſehen.

Kronſtädt. Ich erſtaune über Ihre Einſichten, ob ich Sie gleich bedaure . . .

v. Wittſtock. Wie? warum?

Kronſtädt. Wie viel zieht man ſich durch ſolche Neuerungen nicht Feinde zu!

v. Wittſtock. Ah, gegen ſie wird mich der Hof ſchützen. Wenn man einen gewiſſen Poſten bekleidet, ſo läßt man ſchreyen, und ſetzet ſich drüber hinweg! Der Erfolg wird ſchon zeigen, daß ich es mit Herrn und Lande ehrlich meyne.

Kronſtädt. Aber, um Vergebung! Ich habe von Herrn von Brempel gehöret, daß Sie ſich mit deſſen Schweſter verheurathen werden? Erlaubt das Ihnen die Staatsklugheit bey ſo großen Ausſichten —

v. Wittſtock. Ich weiß, was Sie ſagen wollen? Iſabelle hat Verſtand, ſie wird ſich in jedem Poſten behaupten, und dieß iſt der größte Beweis meiner Liebe, den ich ihr geben kann. Freylich könnte ich dann Parthien thun, die mich mit den größten Familien im Lande in Verbindung brächten: aber, man dächte dann doch wohl, daß ich einer Schürze mein Glück verdankte.

Kronſtädt. Großmüthig! edel! O daß ich mich Ihrer Protektion erfreuen dürfte.

v. Wittſtock. Zweifeln Sie nicht daran! Ich ſehe, daß Sie es verdienen. Da Sie ſchon, wie mir mein Schwager ſagte, an einem Hofe gearbeitet haben, ſo werden Sie vermuthlich auch die Feder zu führen wiſſen? Gut; ich will Ihnen bisweilen meine Einſichten mittheilen, und Sie ſollen ſie einkleiden: die verdrüßlichſte Arbeit für mich! Ich bin ſtets der Ideen zu voll. Schon lange gehe ich mit einem Projekte um, wie man dem andern ſeine Gedanken ohne viel Plauderns zu verſtehen geben kann: kurz, eine allgemeine Sprache zu erfinden, ſo daß der dümmſte Hottentotte den klügſten Deutſchen verſieht . . . doch davon ein andermal! . . . ha, meine Braut!

Kronſtädt (bey Seite.) O wie ſchlägt mir das Herz! . . . und ſo ein Narr . . .

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Iſabelle.

Iſabelle (bey Seite, ſehr betreten.) Was ſehe ich? Kronſtädt!

v. Wittſtock. Ich ſtelle Ihnen hier einen Mann vor —

Iſabelle. Sie hier, Herr Kronſtädt!

Kronſtädt. Und Sie kennen mich noch, liebenswürdige Iſabelle?

Iſabelle. Das möcht' ich Sie fragen, mein Herr? Ich glaubte längſt von Ihnen vergeſſen zu ſeyn!

Kronſtädt. O ſo könnte ich Alles vergeſſen haben, was nur der Bewunderung und Liebe werth iſt!

v. Wittſtock. Alſo kennen Sie einander?

Schön! (Auf die Seite zu Iſ.) Nicht wahr, ein geſcheuter Mann? O laſſen Sie ſich einmal erzählen, was ihm der Marquis von Mirabeau von mir geſagt hat!

Iſabelle (zu Kronſtädt ein wenig ſpöttiſch.) Ja, die Proben haben mich davon überzeugt.

v. Wittſtock (zu Kronſtädt.) Aber, was ſagen Sie zu meiner Wahl?

Kronſtädt. Daß ſie Ihrem Verſtande viel Ehre macht, (ſpöttiſch) ſo wie die Wahl Ihrer Perſon dem Verſtande der Mademoiſelle.

Iſabelle. Ich weiß wohl, daß ich nicht Urſache habe, auf meinen Verſtand ſtolz zu ſeyn...

Kronſtädt. O gewiß ſo ſehr als auf Ihren Geſchmack!

v. Wittſtock. Ah! ein zu ſchmeichelhaftes Kompliment für mich.

Iſabelle. Ich verſtehe es: glaube aber doch noch von dem erſten ſo viel zu haben, daß — ich es Ihnen itzt nicht beantworte. — Darf ich fragen, was Sie itzt für Geſchäfte wieder zu uns bringen?

Kronſtädt. Keine andere, als die Begierde Ihres Herrn Bräutigams Verdienſte zu bewundern.

v. Wittſtock. Zu viel Ehre! zu viel Ehre, mein Herr Kronſtädt! (Zu Iſabellen.) Nicht wahr, ein Mann von großen Einſichten? — Ich habe auch ſchon eine vertraute Freundſchaft mit ihm errichtet. Sind Sie mit dem Freunde zufrieden, der unſer Kleeblatt ausmachen ſoll?

Iſabelle. Nicht ganz; jeder Andrer würde ein ſolch Kompliment nicht für Schmeicheley, ſondern für Spötterey aufgenommen haben.

v. Wittſtock. Haha; ich glaube Sie ſind ein bischen pikirt, liebe Braut? In der That, Herr Kronſtädt; für einen Mann, der an Höfen geweſen, war es wohl ein wenig ungalant, einem Frauenzimmer unter die Augen zu ſagen, daß er nicht Ihretwegen — bloß Ihretwegen hieher gekommen: ihre Schönheit, ihre Artigkeit zu bewundern, einem andern den Beſitz Ihres Herzens ſtreitig zu machen? hahaha! nicht wahr?

Kronſtädt. Ein neuer Beweis Ihrer Scharfſichtigkeit. In der That verdienen Sie meinen verbindlichſten Dank, daß Sie mich gelehrt haben, was ich in Zukunft Mamſell Iſabellen bey gleicher Veranlaſſung ſagen muß. Ja, Iſabelle, Ihre Schönheit zu bewundern, Sie anzubeten, und jedem Andern den Sieg Ihres Herzens ſtreitig zu machen.

(Herr von Wittſtock lacht voller Zufriedenheit.)

Iſabelle (bey Seite.) Welche Verlegenheit! . . .

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hannchen.

Hannchen. Ihr Bedienter, Herr von Wittſtock . . .

v. Wittſtock (bey Seite.) Huy, daß die Poſt da iſt . . . was will er?

Hannchen. Der jüngere Herr von Brempel läßt Ihnen wiſſen, daß die Gräfin . . .

v. Wittſtock. Ah! ich weiß ſchon. — Vergeben Sie . . .

Iſabelle (führt ihn bey Seite.) Sie werden mich doch nicht hier allein laſſen wollen.

v. Wittſtock. Warum nicht? Bey meinem Freunde? er wird Ihnen von mir allerhand zu erzählen wiſſen: fragen Sie einmal, was er in fremden Ländern von mir gehöret hat?

Iſabelle. Und Sie glauben . . .

v. Wittſtock. Wie ſehr man mein Friedensprojekt bewundert!

Kronſtädt. Iſt Ihnen meine Gegenwart ſo zuwider, Mademoiſelle?

v. Wittſtock. Poſſen! Eine Ziererey von jungfräulicher Etikette — Auf baldiges Wiederſehen, mein Engel! Adieu, Herr Legationsſekretair! —

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Kronſtädt. Iſabelle. Hannchen.

Iſabelle (zu Hannchen.) Geh und ſage dem Papa, Herr Kronſtädt ſey hier!

Kronſtädt. Sag' Sie ihm lieber, daß ich ihm aufwarten würde. . . . O! Mademoiſelle, darf ich

Sie denn nicht auf einen Augenblick allein unterhalten?

Iſabelle (zu Hannchen.) Nun, ſo bleib!

Hannchen. Herr Kronſtädt wünſcht Sie aber allein zu ſprechen?

Iſabelle. So geh und mache meine Sachen zurecht! Du weißt, daß wir dieſen Mittag weggebeten ſind —

(Hannchen geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Kronſtädt. Iſabelle.

Kronſtädt. Das heißt, Mademoiſell, ich begehe eine Unhöflichkeit, wenn ich Sie zurückhalte. O! bin ich Ihnen ſeit meiner Abweſenheit ſo verhaßt geworden, daß Sie mir nicht eine kurze Unterredung vergönnen wollen, da ich bloß Ihretwegen hieher komme?

Iſabelle. Meinetwegen, Herr Kronſtädt? Wahrlich, eine Ehre, die ich nie erwarten konnte, da Sie ſeit fünf Jahren nichts von ſich hören ließen?

Kronſtädt. Traurig genug für mich, daß Ihr Herr Bruder Ihnen nichts von mir hören laſſen, mich ſo lieblos hintergangen und Ihnen meine Geſinnungen nicht entdeckt.

Iſabelle. Das hat er — mich Ihres Andenkens verſichert, und vermuthlich wird er Sie auch dießfalls von meiner Dankbarkeit verſichert haben.

Kronſtädt. Aber nicht, daß ich Sie liebte, daß mein ganzes Beſtreben dahin ginge, mir den Beſitz Ihres Herzens zu verſchaffen? . . . verzeihen Sie einem Bekänntniſſe, aus dem ich nicht länger ein ein Geheimniß zu machen brauche.

Iſabelle. Sagen Sie lieber, ein Bekänntniß, das mich beym einen gegenwärtigen Verhältniſſen beleidigen ſollte; inzwiſchen will ich unſrer alten Freundſchaft etwas vergeben. — Geſetzt, mein Bruder hätte mir auch ſo was vorgeſchwatzt? Was weiter?

Kronſtädt. Ach! daß Sie den unglückſeligſten Menſchen vor ſich ſehen, deſſen Wünſche und Hoffnungen auf einmal vernichtet ſind, den Sie der Verzweiflung nahe bringen!

Iſabelle. Wär es meine Schuld, Herr Kronſtädt, und hätten Sie da nicht eine andere Veranſtaltung treffen ſollen?

Kronſtädt. Freylich lehrt es mich der Erfolg. Aber zu viel Vertrauen auf Ihren Herrn Bruder hat mich verführt. Meine Abſicht war, ſobald ich ein Amt und ein zureichendes Vermögen hätte, Ihnen mein Herz und meine Hand anzubieten. Inzwiſchen bat ich ihn, bey dem geringſten Antrage, der Ihnen geſchehen könnte, mir ſchleunige Nachricht zu geben; dieß hat er nicht gethan. Izt da ich nach meinem aufgegebenen Geſandtſchaftspoſten durch den Tod meines Vaters große Güter erhalten, da ich auf Flügeln der Liebe hieher eile, mein Glück zu vollenden, finde ich Sie mit einem Andern verſprochen? Schließen Sie aus der Größe meiner Hoffnung auf die Gewalt meines Schmerzes!

Iſabelle (beſtürzt.) In der That — Herr Kronſtädt — wenn dem alſo iſt — ſo muß ich Sie beklagen!

Kronſtädt. Und weiter nichts?

Iſabelle. Was ſonſt? — Geſetzt, ich hätte Neigung für Sie gehabt? — meine Hand iſt vergeben!

Kronſtädt. Unwiederbringlich?

Iſabelle. Unwiederbringlich! Soll ich eine Niederträchtigkeit begehen und mein Wort zurücknehmen, wenn ich auch an dem Manne, dem ich es gab, gewiſſe Schwachheiten wahrnähme, die mir mißfielen?

Kronſtädt. Schwachheiten? Ah, ein Mann wie Er, und eine Iſabelle!

Iſabelle. Nichts von ihm! Es verräth viel Selbſtliebe, wenn Sie glauben, daß Sie ſich nur zeigen dürfen . . .

Kronſtädt. Nein, dichten Sie mir keinen haſſenswürdigen Stolz an! Ohne Rückſicht auf mich, würde ich mich allezeit über eine ſolche Wahl wundern.

Iſabelle. Vielleicht — wundere ich mich ſelbſt! Doch — Fehler laſſen ſich beſſern, wenn nur das Herz gut iſt.

Kronſtädt. Nimmermehr ſolche! Soviel ich Ihnen Gewalt über das ſeinige zutraue, ſo beſitzt er zu viel Eitelkeit . . .

Iſabelle. So muß ich mein Unglück mit Geduld ertragen, und mich mit der Ueberzeugung beruhigen, daß ich den Willen meines Vaters erfüllt habe. Kurz und gut, mein Wort iſt gegeben.

Kronſtädt. Wenn er aber das ſeinige zurück nähme?

Iſabelle. Dieß wird nie geſchehen.

Kronſtädt. Aber eine geſcheiterte Liebe hält ſich auch an einen Halm von Hoffnung: laſſen Sie mich den ſchmeichelhaften Fall ſetzen, er nähme es zurück! dürfte ich dann . . .

Iſabelle. Selbſt dann kann ich mich unter meinem itzigen Verhältniſſe zu nichts anheiſchig machen, und Sie ſelbſt müßten mich verachten, wenn ich ſo leichtſinnig mit meinem Herzen umginge.

Kronſtädt. So erlauben Sie mir wenigſtens, daß ich Ihnen während meines Aufenthalts zuweilen aufwarten darf: eine Güte, die Sie mir ja ſonſt nicht verſaget haben?

Iſabelle. So lange ſichs mein Bräutigam wird gefallen laſſen, gut! Nur — daß der Inhalt Ihrer Geſpräche künftig von etwas Anderm iſt!

Kronſtädt. Eine ſchreckliche Bedingung, wenn der Mund die Gebote eines Herzens unterdrücken ſoll, daß ganz von Liebe überfließt. — Doch, ich will Sie nicht länger beunruhigen. — Ach, Iſabelle! wie troſtlos ſchicken Sie mich fort!

(Küßt ihr die Hand und geht ab.)

Achter Auftritt.

Iſabelle (allein.)

O wenn er wüßte, wie troſtlos er mich zurückeläßt! — Der grauſamſte Zufall! — warum traute ich nicht meinem Herzen? ſagte mir dieß nicht, daß Kronſtädt der einzige wäre, durch den es glücklich werden könne? und einem Thoren — wie ſchäme ich mich vor Kronſtädten — vor mir ſelber! . . . einem Thoren überlaß' ich mich: Pflicht, Gewiſſen, Wohlſtand — welche Feſſeln, und wie kann ich ſie zerbrechen!

(Geht höchſt niedergeſchlagen ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Andreas. Hannchen.

Andreas. Ja, wie Sie ſieht! mit Leib und Seele wieder hier, mein liebes Hannchen! aber wenn ich Ihr meine Reiſen erzählen ſollte, Ihr die großen Städte, Frankreich, Holland, Schwaben, Neapolis, Rom, Italien und tauſend andre mehr vorrechnen, die Gefahren zu Waſſer und zu Lande, zu Pferde und zu Fuße, unter Galgen und in Pfützen beſchreiben ſollte —

Hannchen. Schade! daß Er nicht dabey umgekommen iſt; ſo hätte ich wenigſtens durch meine Betrübniß einen Beweis geben können, wie viel ich, auch in der Entfernung, Antheil an ſeinem Schickſale genommen habe!

Andreas. Ich kenne Ihr gutes Herz, und um Ihr dieſe herzbrechende Betrübniß zu erſparen, ſo bin ich lieber dem Galgen und den Pfützen entgangen.

Hannchen. Zur Noth kann man Ihm auch in ſeinem Vaterlande damit aufwarten . . . aber nun Scherz bey Seite, was wollt Ihr hier?

Andreas. Ja, das ſind Geheimniſſe —

Hannchen. Geheimniſſe, die ich mit dem erſten Augenblick eurer Erſcheinung durch und durch geſehen habe.

Andreas. Deſto ſchlimmer! Nun laß Sie hören?

Hannchen. Sein Herr liegt am Liebesfieber krank, und meine Jungfer ſoll ihn heilen.

Andreas. Und wenn dem alſo wäre?

Hannchen So muß der Kranke krepiren, oder das Herz haben nicht mehr krank zu ſeyn.

Andreas. Ein ſchöner Troſt für unſre Treue, die Wind und Wetter, Bergen und Seen widerſtanden, und ſo felſenhart iſt, daß die Blitze aller ſchönen Augen in Frankreich und Welſchland ſich daran den Kopf zerſtoßen haben, um vor Iſabellens Blicken zu zerſchmelzen. — Das iſt wahr! Ihr ſeyd liebe Geſchöpfe, auf die man ſich verlaſſen kann.

Hannchen. Und Ihr ſehr närriſche Geſchöpfe! warum ſeyd Ihr nicht vor eurer Reiſe geſchmolzen? glaubt Ihr, daß keine andere ſolche Geſichter in der Welt mehr übrig, als Ihr, oder daß wir ſolche Mißgeburten ſind, die alle übrige Geſchöpfe eurer Art verſcheuchen?

Andreas. Wir kannten zu ſehr unſern Werth!

Hannchen. Und Andre den unſrigen!

Andreas. Im Grunde hat Sie Recht. Mein Herr verdient, daß er mit ſeiner ewigen Vorſicht geſtolpert iſt: aber da er nun einmal liegt, und zappelt, ſo verdient er doch, daß man ihm aufhilft.

Hannchen. Wie? das Jawort iſt gegeben — die Verlobung vollzogen . . .

Andreas. Aber noch nicht die Hochzeit; und ſo lange der Vogel nicht im Kefich ſteckt, kann er ja wohl noch entwiſchen.

Hannchen. Es entwiſcht ſich gut, wenn man ihn am Faden hält.

Andreas. Hör Sie Hannchen! iſt der Bräutigam ſehr freygebig? z. E. wie bezeigt er ſich gegen die Mamſel Kammerjungfer?

Hannchen. Sehr großmüthig, wenn Projekte gangbare Münze werden. Mit nächſten ſoll ich Stadthalterin auf einer Inſel werden, nur weiß er noch nicht, auf welchem Meere ich ſie haben ſoll. Schwerlich aber werde ich ſie antreten.

Andreas. Vermuthlich weil keine Männer da ſind?

Hannchen. Freylich wohl: denn ich möchte gleichwohl meine Herrſchaft auch auf meine Nachkommen fortpflanzen. Das einzige Reelle, das ich von ihm habe, iſt ein Dukaten, den er mir gab, als ich ihm meiner Mamſell Bildniß überbrachte.

Andreas. O mein Herr hätte da wenigſtens ein Dutzend gegeben. . . . Wie? wenn wir ein Projekt machten, um den gnädigen Herrn aus dem Sattel zu projektiren? würde Sie uns wohl hinderlich ſeyn?

Hannchen. Beförderlich mit Händen und Füßen, ſobald man erkenntlich iſt.

Andreas. Ah, wenn's darauf ankömmt, ſo wird ſich fürs Erſte die Börſe meines Herrn wie ein Strohm über Sie ergießen. Zweytens — hat er mir verſprochen, mir ehſtens die Verwalterſchaft auf ſeinen Gütern zu geben — verſteht Sie wohl?

Hannchen. Wirds der Mühe werth ſeyn, daß man eine Stadthalterſchaft damit vertauſcht?

Andreas. Das dacht' ich! Sie rechnet ja ſehr auf die Nachkommenſchaft?

Hannchen. Wie jung, mein lieber alter Andreas, iſt Er denn?

Andreas. Der Kalender meines Geburtstages iſt verloren gegangen. Es kömmt auf die Probe an, und bey Ihr mag man wohl eine gute Feuerprobe auszuhalten haben? — Aber woran hängt's denn nun?

Hannchen. Woran? auf Iſabellens Seite, am Wohlſtand, und an dem Gedanken einer kindlichen Pflicht.

Andreas. Und kann eine alte Liebe die nicht durchlodern?

Hannchen. Vielleicht: denn Iſabelle iſt des jungen Projektnarren im Grunde herzlich ſatt. Da iſt aber noch ein alter von Papa vorhanden: der möchte noch gern etwas in der Welt vorſtellen, und glaubt der größte Staatskundige auf dem Erdboden zu ſeyn. Er hat ſich in ſeiner Jugend den Titel eines Staatsraths gekauft, und kann bis dieſe Stunde noch nicht begreifen, warum ihn der Hof nicht ſeit der Zeit zum geheimden Rathe gemacht hat. Er ſchimpft deswegen ſtets auf den Hof. Der Herr Schwiegerſohn hat mit geſchimpft, dieß war das erſte Band ihrer Freundſchaft. Nun hat er ihn beredt, daß er ſelbſt mit nächſtem erſter Miniſter werden wird, und dann will er ihn zum Präſidenten von allen Collegien machen. Wie man ihn dieſer Würde entſetzen will, ſehe ich itzt noch nicht.

Andreas. Je nun, wenn man einen alten Baum nicht ausreiſſen kann, ſo ſägt man ihn ab. . . . Ah! — Ihre Mamſell. Ich habe über unſere angenehme Unterhaltung ganz vergeſſen, daß mich der junge Herr von Brempel hieher geſchickt hat, meinen Herrn aufzuſuchen.

Hannchen. Ha! weiß die lüderliche Fliege ſchon, daß Ihr hier ſeyd? . . .

Andreas. Allerdings; ich muß doch der Mamſell gleich meine Ehrerbietung bezeigen —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Iſabelle.

Iſabelle (zu Hannchen.) Wo ſteckſt du? ſchon eine halbe Stunde warte ich deiner.

Hannchen. Vergeben Sie! Hier dieſer alte gute Freund hat mich von ſo intereſſanten Dingen unterhalten . . .

Iſabelle. Das iſt ja wohl Andreas?

Andreas. Zu dienen: ein treuer Bedienter des beſten Herren, der ſich Ihnen zu Füßen legt.

Iſabelle. Er ſuchet ihn vielleicht?

Andreas. Nicht anders, und da ich ihn nicht fand, wollte ich mir wenigſtens das Glück nicht verſagen, diejenige zu ſehen, deren Namen mein Herr die Echos von den entfernteſten Klippen ſeufzen gelehrt!

Hannchen. Was ſagen Sie zu des Herrn Andreas Beredſamkeit, Mamſell?

Iſabelle. Die Klippen werden ihn ſchon wieder verlernen, mein guter Andreas!

Andreas. Das wird uns wenig helfen, wenn wir ihn in unſerm Herzen mit herumtragen! Mein Herr wird ihn doch ſo oft ausrufen, daß ſich in kurzem ſeine Lunge verzehren wird, wenn man ihm nicht hilft.

Iſabelle. Ich wünſchte, daß ich's könnte! aber nun . . .

Hannchen. Ja nun wünſchten wir, daß Er ſeiner Wege ging. Es ſchadt nichts, wenn auch einmal zu Ehren unſers Geſchlechts eine zweybeinige Kreatur ſich den Kopf zerſtößt; es iſt ohnedieß aus der Mode gekommen.

Iſabelle (zu Hannchen.) Ein wenig höflicher, bitte ich mir aus!

Andreas. O! daß ich in Ihnen nicht meine gebietende Frau in Zukunft verehren ſoll, um zu ſehen, wie man ſolchen naſeweiſen Kammermädchen Lebensart lernt? Ich gehe durchdrungen von der tiefſten Ehrfurcht, um meinem Herrn zu Hauſe ſeufzen zu helſen, oder den letzten Dienſt zu leiſten, wenn er nicht mehr ſeufzen kann. — Leben Sie glücklicher als wir!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Iſabelle. Hannchen.

Iſabelle. Der Narr mit ſeinen Poſſen!

Hannchen. Ja wohl, hat mir da einen Verweis von Ihnen zugezogen? Dauerte mich nicht der arme Herr Kronſtädt!

Iſabelle. Wer kann ihm helfen?

Hannchen. Das wiſſen Sie beſſer als ich.

Iſabelle. Kann ich Geſchehenes ungeſchehen machen?

Hannchen. Aber was noch geſchehen kann, verhindern?

Iſabelle. Ihr ſchwatzt wie Ihr es verſteht!

Hannchen. Freylich — heißt mich mein Verſtand das zu wählen, was mir am beſten gefällt.

Iſabelle. Wer ſagt euch, daß mir Kronſtädt beſſer, als Wittſtock gefällt?

Hannchen. Ihre Unruhe, Ihre Seufzer, Ihr . . .

Iſabelle. Meine Unruhe?

Hannchen. Ja! noch mehr die Wage, auf der ich in meinem Kopfe ſchon beide gegen einander aufgezogen.

Iſabelle. Sie möchte wohl nicht richtig ſeyn.

Hannchen. Ah! ſehr richtig: und Sie, Mamſell, ſind viel zu fein, als daß Sie es nur wagen ſollten, ſie gegen einander abzuwägen: denn der andere würde gewiß ſo in die Luft geſchnellet werden, daß er leicht, wann er herunter fiel, in Gefahr wäre, den Hals zu brechen.

Iſabelle. Ich bitte, beſcheidner! Es iſt wahr, Kronſtädt hat Verdienſte, die Wittſtock nicht hat; aber . . .

Hannchen. Aber Ihr Herr Bräutigam hätte welche, die Herrn Kronſtädt fehlten? — Das müſſen ſcharfſichtige Augen ſeyn, die ſie entdecken! Laſſen Sie ſehen, Mamſell? Herr Kronſtädt iſt beſcheiden, Herr von Wittſtock? (ironiſch) auch, und zwar in einem ſehr hohen Grade, wenn Sie befehlen. — Herr Kronſtädt — treu und beſtändig: nach fünf Jahren, o Wunder unſrer Zeiten! nach fünf Jahren noch zu brennen! —

Iſabelle. Hört auf mit Euerm Geſchwätze!

Hannchen. Können Sie Verdienſte nicht leiden? — Was den Verſtand anbetrift? — Herr Kronſtädt . . . doch, hier möchte ich freylich zu kurz kommen: denn was ſich der nicht im Traume würde einfallen laſſen, ſind beym Herrn von Wittſtock geſchehene Dinge: und ich ſehe im Voraus, daß er ſich noch zum Throne — in Schlaraffenland aufſchwingt.

Iſabelle. Schweigt ſag' ich: meine eigne Ehre verbindet mich, ſeine Fehler zu verbergen, und ich wünſchte für meine Ruhe, daß ich ſie mir ſelbſt verbergen könnte.

Hannchen. Aber — Scherz bey Seite! So lange noch nicht die entſcheidende Ceremonie vorbey iſt . . .

Iſabelle. Rechtſchaffenen Seelen gilt ihr Wort mehr, als alle Ceremonie!

Hannchen. Alſo iſt es dieſer ihre Pflicht, ſich unglücklich zu machen?

Iſabelle. Das würde ich ſeyn, wenn ich meiner Pflicht entgegen handelte. Ich werde Kronſtädten aufs äuſſerſte fliehen.

Hannchen. Ein gutes Zeichen für ihn! Sie fürchten Ihren Feind?

Iſabelle. Ich bin ihm und mir dieſe Vorſicht ſchuldig; und Euch unterſage ich, ihn nicht zu erwähnen!

Hannchen. Sehr gut, wenn Sie Ihr Herz ſtatt meiner nicht an ihn erinnert.

Iſabelle. Ich werde meinem Bräutigam ſogar ſeine Abſichten entdecken, damit er auf ſeiner Hut ſey.

Hannchen. Recht ſo! Es iſt auch wahr. Was geht mich Kronſtädt an? Wie herrlich wird das ſeyn! Von Kammerdienern, Mohren, Läufern und Heyducken umgeben … ich werde doch alsdann Ihre erſte Kammerfrau? . . . Doch, ſieh da! Er ſelbſt! nun geſchwind ihm die Entdeckung gemacht!

Vierter Auftritt.

Iſabelle. Hannchen. Herr von Wittſtock.

Iſabelle. Was denken Sie, Freund, daß Sie mich mit einem jungen Manne allein laſſen, der nicht ohne Urſache hier iſt?

v. Wittſtock. Es gehen wichtige Dinge vor, Mademoiſelle! wichtige Dinge!

Hannchen. Huy! ſein Kopf hat wieder von Projekten Wehen.

Iſabelle. Für einen Bräutigam muß nichts wichtiger ſeyn, als die Angelegenheit ſeines Herzens!

v. Wittſtock. Der ganze Hof iſt meinetwegen in Aufruhr!

Iſabelle. Was geht uns der Hof an? Sie wiſſen, daß mich Hofneuigkeiten ſehr wenig intereſſiren: und daß ich die Stille liebe.

v. Wittſtock. Aber, über das allgemeine Beſte muß uns nichts gehn, und wenn man im Stande iſt etwas beyzutragen, ſo muß ein rechtſchaffner Patriot ſeine Talente leuchten laſſen, und wenn es auch auf Koſten ſeiner Ruhe und Glückſeligkeit geſchähe.

Hannchen. Ja wohl, wenn man auch in Gefahr wäre, ſich die Flügel zu verſengen.

Iſabelle. Herr von Wittſtock, lieben Sie mich wahrhaftig, ſo entſagen Sie dieſen Grillen ...

v. Wittſtock. Grillen? Grillen? Sie werden ſehen, ob es Grillen ſind? O wenn Sie wiſſen ſollten, was mir die Gräfin von Moos entdeckt hat!

Hannchen. Iſt ſie etwa die Gemahlin des Prinzen vom Berge Libanon, mit dem Sie das Projekt machten, die ottomanniſche Pforte zur Vaſallin des deutſchen Reichs zu machen, und dem Sie ſo großmüthig hundert Louisdor zur Reiſe nach der Türkey geliehen?

v. Wittſtock. Ich will mein Geld gewiß auf Wucher gegeben haben, wenn nur das Projekt zur Reiſe kömmt . . .

Hannchen. Und er wieder von Todten erwachen wird? denn die ganze Welt ſagt, daß er in Berlin ſey gehangen worden.

v. Wittſtock. Ich bitte, mit mehr Ehrfurcht von meinen Freunden zu ſprechen.

Iſabelle. Es iſt wahr; Sie bekümmern ſich um alles, was außer Ihnen iſt; an ſich ſelbſt aber, die erſte Pflicht eines weiſen Mannes, denken Sie gar nicht. Es geht Ihnen, wie den Goldmachern, die auf den künftigen Gewinſt rechnen, und darüber an den Bettelſtab gerathen.

v. Wittſtock. Dumme Teufel! Ich ſollte es unternehmen, wir wollten ſehen...

Hannchen. Ja: das hat uns noch gefehlt. Ein gewiſſer Midas ſoll auch einmal Gold gemacht haben, aber es iſt ihm ſchon bekommen.

Iſabelle. Schweigt!

v. Wittſtock. Jungfer Hannchen iſt ſehr verwegen, und ich wundere mich...

Iſabelle. So machen Sie ſich nicht lächerlich. Man iſt nicht im Stande, mit Ihnen das geringſte ernſthaft zu verabreden. Stets iſt Ihre Einbildungskraft geſchäftig . . .

v. Wittſtock. Lächerlich? das muß ich geſtehen, ein ſehr ſchmeichelhafter Ausdruck von einer Braut!

Iſabelle. Vergeben Sie meiner Empfindlichkeit: aber, in dem Augenblicke, da ich Ihnen einen Beweis von meiner Offenherzigkeit zu geben gedachte, würdigen Sie mich nicht der geringſten Aufmerkſamkeit, und ſchwatzen mir vom Hof und einer Gräfin vor —

v. Wittſtock. Ja, die Gräfin — eine Dame vom engliſchen Verſtande! Mit welcher Aufmerkſamkeit ſie mich anhörte!

Iſabelle. Und ich ſage Ihnen, wenn Sie mich nicht hören wollen . . .

v. Wittſtock. Nun, ich höre, ich höre, reden Sie, Mamſell.

Iſabelle. So muß ich Ihnen ſagen, mein Herr, daß Ihre Wahl, Herr Kronſtädten unter die Zahl Ihrer Freunde aufzunehmen, ſehr unbedachtſam war.

v. Wittſtock. Wieder was Neues! ein ſo allerliebſter, geſcheuter Menſch! Alſo glauben Sie, daß mir ſeine Bekanntſchaft bey der Welt Schande machen werde?

Iſabelle. Nein, wahre Ehre: aber er iſt ein alter Liebhaber von mir —

v. Wittſtock. Vortreflich! welch ein Triumph für meinen Verſtand, daß er mir weichen muß!

Hannchen. Recht, recht, gnädiger Herr! zumal da er fünf Jahre von uns entfernt war.

v. Wittſtock. Ha, daß es ihm doch einfiele, mich bey Ihnen zu verdrängen! O da ſollten Gegencoups gemacht werden!

Iſabelle. Wohl, Ihr Wunſch iſt erfüllt! Er hat mir erkläret, daß er mich noch eben ſo heftig, als vormals, liebe; daß er in Verzweiflung ſey, nachdem er gehört, daß Ihnen meine Hand beſtimmt iſt.

Hannchen (bey Seite.) Nun das iſt auch eine Treuherzigkeit, die verdiente, daß ſie den Narren am Halſe behielte.

v. Wittſtock. Huy, ein Beweis ſeines Witzes. Gewiß wollte er Sie auf die Probe ſtellen? Wir ſind Herzensfreunde! . . . Ah, meine liebe Braut, ein Projekt! ſtellen Sie ſich nur wieder, als wenn Sie ſterblich in ihn verliebt wären . . .

Iſabelle. Sie wären werth, daß ich es thäte. Unerträglich! Glauben Sie, daß Sie allein der Mann ſind, dem alles weichen müſſe, und daß Ihnen kein Nebenbuhler gefährlich werden könne, nicht einmal einer, dem Sie doch ſelbſt ſo viel Verdienſte zuſchreiben?

Hannchen. Der gnädige Herr hat Recht. Findet auch eine Vergleichung zwiſchen ihm und Herrn Kronſtädt ſtatt?

v. Wittſtock (lächelt zufrieden mit ſich ſelbſt.) Freylich; die Gefahr iſt groß! . . . Aber zum Spas, Mamſell, zum Spas . . .

Iſabelle. Alſo wollen Sie mit einem ehrlichen Manne Ihren Spas treiben, den Sie Ihren Freund nennen?

v. Wittſtock. Wenn er aber den Spas anfängt? — O laſſen Sie mich nur!

Hannchen (heimlich zu Iſabellen.) Je zum Henker! ja, ſo laſſen Sie ihn doch! vielleicht fängt er ſich in ſeinen eigenen Projekten . . . Ha! Herr Kronſtädt . . .

(Iſabelle will gehen.)

v. Wittſtock (zieht ſie zurück.) Nein, Sie müſſen bleiben, liebſte Braut! Ich habe Ihnen beiden etwas vorzutragen.

Iſabelle. Wir ſind aber dieſen Mittag beym Herrn Doktor Falke zu Gaſte?

v. Wittſtock. Eben darum.

Iſabelle (zu Hannchen.) Geht! ich werde gleich kommen, daß Ihr mich vollends ankleidet.

Fünfter Auftritt.

Iſabelle. Herr von Wittſtock. Kronſtädt.

Kronſtädt. Verzeihen Sie, Mademoiſelle, daß ich Sie ſchon wieder unterbreche. Ich ſuchte Ihren Herrn Bräutigam.

Iſabelle. Alſo habe ich hier nichts weiter zu thun.

v. Wittſtock. Bleiben Sie, ich weiß ſchon, was es betrift. Nicht wahr? Herr Doktor Falke hat Sie dieſen Mittag zu unſerer Geſellſchaft eingeladen? hahaha.

Kronſtädt. In der That; und ich weiß nicht, wem ich das Glück verdanke!

v. Wittſtock (lachend) Wem? hahaha: und das errathen Sie nicht?

Kronſtädt. Ah! von Ihrer Politeſſe konnte ich es freylich allein erwarten. Wie ſehr verpflichten Sie mich! Die Ehre Ihrer Geſellſchaft . . .

v. Wittſtock. Es thut mir leid, daß ich ihrer nicht theilhaftig werden kann

Iſabelle. Wie? Sie gehen nicht mit?

v. Wittſtock. Nein, Herr Kronſtädt wird Sie hinbringen, und meine Stelle vertreten.

Iſabelle. Aber, was wird der Doktor, was mein Vater ſagen?

v. Wittſtock. Beide ſind unterrichtet, und ich habe mir es eben bey dem erſten zur Gefälligkeit ausgebeten.

Iſabelle. In der That vergeſſen Sie, was in ſolchen Fällen der Wohlſtand fodert.

v. Wittſtock. Der Wohlſtand? doch wohl — daß ich dem Befehle der Gräfin, von der ich Ihnen geſagt, folge? Dieſe hat mich gebeten, den Mittag mit ihr ganz allein auf der Serviette zu ſpeiſen. Ganz allein — bedenken Sie!

Kronſtädt. Ganz allein? Ah, vermuthlich wird ſie Ihnen da ſehr wichtige Dinge vorzutragen haben?

v. Wittſtock. Sehr wichtige, ganz gewiß! Unfehlbar betrift es mein Glück!

Iſabelle. Und das Glück mit mir zu ſeyn gilt Ihnen nichts?

Kronſtädt. Kränken Sie nicht meinen Freund! Indem er ſein Glück zu machen denkt, ſucht er gewiß das Ihrige.

v. Wittſtock. Vortreflich — Ja, ſo iſts: und wenn zwo Pflichten zuſammenſtoßen, muß die mindere der größern weichen.

Iſabelle. Ich verſichere Sie aber, daß, wenn mich heut ein Prinz gebeten, ich nicht gekommen wäre, da ich mein Wort gegeben habe.

v. Wittſtock. Nicht mehr als billig! Frauenzimmer haben keine Staatsgeſchäfte. Aber eine Gräfin, die vom Hofe kommt!

Iſabelle. Ja, die Eitelkeit, ſagen zu können, daß Sie mit einer Gräfin geſpeiſt — das wird wohl die wichtige Sache ſeyn.

Kronſtädt. Vergeben Sie, Mademoiſelle! was für Einfluß eine Dame an den Höfen hat, weiß ich zu gut. Ohne eine gewiſſe Marquiſe würde da, wo ich herkomme, mancher nicht Feldherr oder Staatsminiſter geworden ſeyn: und ſie war der einzige **Kanal**, wenn man im Glückshafen einſchiffen wollte.

v. Wittſtock. Schön! ſchön! Unfehlbar führt er mich auch dahin!

Iſabelle. Und Sie ſehen nicht, daß ſich Herr Kronſtädt Ihrer Schwachheit bedienet?

v. Wittſtock. Meiner Schwachheit? meiner Schwachheit, — Herr Kronſtädt? was iſt meine Schwachheit?

Kronſtädt. Bey einem ſo zärtlichen Geſchlechte würde es freylich Schwachheit, große Schwachheit ſeyn, wenn ſie den Stolz über die Liebe ſiegen ließ; bey dem unſrigen aber Kleinmuth, wenn im Kampfe zwiſchen Ehre und Liebe die letzte triumphirte. Und welch ein Kampf hier zwiſchen einer liebenswürdigen Braut und dort einer hochgebornen Gräfin? — Freylich, ein harter! aber der Stolz war immer der glorreiche Fehler der Götter, Helden und Patrioten, wenn es ja den Namen verdient.

v. Wittſtock. Unvergleichlich! der glorreiche Fehler der Götter, Helden und Patrioten! Die Ehre muß bey den großen Seelen über alles gehen.

Iſabelle (aufgebracht.) Machen Sie was Sie wollen! gehen Sie zu Ihrer Gräfin! laſſen Sie Ihren Verſtand bewundern und ſich Ihren vermeynten Freund hier brav auslachen; ich werde mich darnach richten.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Kronſtädt. Herr von Wittſtock.

v. Wittſtock. Auslachen? Sie mich auslachen? Hahaha.

Kronſtädt. Sie können vielmehr lachen — glückſicher Mann! dieſe ſchöne Eiferſucht war mehr werth, als die feurigſte Liebeserklärung.

v. Wittſtock. Ueber die kleine boshafte Kreatur! Sie mich auslachen? — Sollten Sie wohl glauben, mein Freund, daß ſie mich ſogar bereden wollte, Sie wären in ſie verliebt? Aber ich merk's wohl: ihre Eitelkeit verlangt, daß ich, wie ein ſüßes, ſchmachtendes Herrchen an ihrer Kette ſtets hinter ihr herlaufen und ihr vorſeufzen ſoll: ja das wäre ſchön für einen Mann von meinem Anſehn und Verſtande.

Kronſtädt. Auch eine Schwachheit der Frauenzimmer, wie der Stolz einer der unſrigen! Sobald ſie glauben, unſer Herz ſey in ihrer Gewalt, ſo ſoll man ſich um ſie herdrehen, wie der Mond um die Erde!

v. Wittſtock. Richtig; aber ich habe auch mit andern Planeten zu thun. Komme ich vollends in die Geſchäfte, ſo wird das gute Kind gar oft allein ſeyn müſſen!

Kronſtädt. Gleichwohl, da mich Iſabelle nicht würdig genug fand, ſie ſtatt Ihrer hinzubegleiten: hätten Sie ihr dieſe Gefälligkeit wohl verſagen ſollen?

v. Wittſtock. Allerdings mein lieber Kronſtädt. Urtheilen Sie ſelbſt! Die Gräfin von Moos, eine Dame vom erſten Range, entdeckt mir, daß das Anſehn, das mein Projekt bey Hofe verurſacht, ſie hieher getrieben, mich zu ſehen, und mich über eine Sache zu Rathe zu ziehen, die für ſie von äußerſter Wichtigkeit ſey. Sie will deswegen mit mir ganz allein ſpeiſen. Kann ich es ihr mit Anſtande abſchlagen?

Kronſtädt. Nein; in dem Falle! — Man weiß nicht die Verbindungen, in der eine ſolche Dame bey Hofe ſteht!

v. Wittſtock. O! in der größten. Sie ſagt mir, daß die Königin nie an einen geheimen Ort ohne ſie ginge, und alle Abende mit ihr ſpiele. Welch einen Nachtheil könnte ein falſcher Rapport von ihr dort meinem Projekte zu der großen Staatsveränderung bringen!

Kronſtädt. Und wie wenig, wenn Sie denn auch nicht zum Herrn Falke kommen?

v. Wittſtock. Recht; er kann mir nichts helfen, und meine Braut ... ja, äußerſt bin ich auf ſie pikirt. Eine verzweifelte Ratte, daß ſie von meinen Projekten nichts hören will, und ſo wenig Ehrliebe hat, daß ſie mich lieber von den Stufen der Ehre, die ich zu erſteigen gedenke, zu ſich in den Staub herabzöge.

Kronſtädt. Eine ſeufzende Schäferin — der man dieſe Denkungsart vergeben muß! . . . Ha, Ihr Herr Schwiegervater der Herr Staatsrath Brempel!

v. Wittſtock. Ich will Sie gleich vorſtellen: dann können Sie zu meiner Braut gehen und, wenn ſie fertig iſt, ſie hin zum Herrn Doktor Falke begleiten.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Brempel der Vater.

v. Wittſtock. Dieß hier, Herr Papa, iſt einer meiner beſten Freunde.

Brempel d. V. Je, Herr Kronſtädt? wir kennen ja auch noch einander? willkommen hier zu Lande! Nun, das iſt mir lieb. Was ſagen Sie zu der Wahl, die ich hier in dem Herrn gethan habe? Eine ſchwere Sache, unter ſo vielen Procis einen Schwiegerſohn zu wählen! Aber die Klugheit iſt die beſte Minerva.

Kronſtädt. Ah, dieſe Wahl macht Ihrem Verſtande Ehre, und ich wünſche Ihnen von Herzem Glück!

v Wittſtock (zu Brempeln auf die Seite.) Ein junger Mann von großer Weltkenntniß! Ich habe ihn geprüfet. Er iſt bereits drey Jahre in Staatsgeſchäften, als Legationsſekretair gebraucht worden.

Brempel d. V. Bravo! Staatskenntniß, Politik — ein großes Studium! Ich habe mich auch ein wenig darin umgeſehen, und viele Supplemente zu Lünigs Reden, die man an große Herren bey verſchiedenen Gelegenheiten halten könnte, ausgearbeitet. O die hätten Sie gut an Höfen nützen können, wenn ich es gewußt hätte! haben Sie noch Luſt, ſie abzuſchreiben? — Sie ſollen ſehen, daß ich ein wahrer Freund von Ihnen bin.

Kronſtädt. Man drücket ſich itzt an Höfen ſehr kurz aus, und meiſtens franzöſiſch.

Brempel d. V. Ein Beweis der Verderbniſſe unſerer Höfe! Zu Tacitus Zeiten wußte man davon nichts.... Herr Schwiegerſohn, wenn es dahin kömmt, (Sie wiſſen ſchon,) ſo ſollen alle franzöſiſche Köche geſpießet, allen Sprachmeiſtern die Zunge ausgeſchnitten werden, wenn ſie nicht deutſch lernen wollen, und wer am Hofe und in der Stadt ein Wort franzöſiſch ſpricht, ſoll Landes verwieſen werden. An Höfen franzöſiſch zu reden!

v. Wittſtock. Ich werde dafür ſorgen, Herr Papa! Man muß ein Exempel ſtatuiren, und ſobald ich Zeit habe, werde ich ein Projekt aufſetzen, vermöge deſſen der franzöſiſche Hof ſelbſt ſoll gezwungen ſeyn, deutſch zu reden.

Kronſtädt. Der Mißbräuche ſind freylich viel! Ich will Sie aber itzt nicht länger unterbrechen, da ich dieſen Mittag das Glück habe, mit Ihnen beym Herrn Doktor Falke zu ſpeiſen.

Brempel d. V. Gut; ich werde viel zu fragen haben. Der ſpaniſche Hof iſt immer noch in meinen Augen der klügſte geweſen, wenigſtens hielt man ſonſt noch daſelbſt etwas auf Höflichkeit. In Wien iſt man ſehr von der alten Gewohnheit abgewichen, und ſetzt, wie ich leider! höre, die Ceremonien ganz aus den Augen. Mein Großgroßvater war ein großer Thor! der Kaiſer Leopold wollte ihn ſchon in Baronſtand erheben, weil er ihm immer gute eingemachte Nüſſe ſpedirte, und der einfältige Mann blieb ein Krämer — nun, nicht immer alſo!

Kronſtädt. Ich habe die Ehre, Sie bald wieder zu ſehen! (Im Weggehen.) Iſt doch das ganze Haus zum Narren geworden —

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Herr von Wittſtock. Brempel der Vater.

v. Wittſtock. Es gehen wichtige Dinge vor, Herr Papa, wichtige Dinge!

Brempel d. V. Sind Nachrichten da, wie der Hof Ihr Projekt aufnimmt? Es ſind mir noch viele Mißbräuche eingefallen, die man abſchaffen muß.

v. Wittſtock. O das wird ſich geben: Alles nach und nach!

Brempel d. V. Ja ja, freylich war Rom nicht in einem Tage gebaut. Zur Sache!

v. Wittſtock. Es iſt itzt eine Gräfin hier, die mich verſichert, daß mein Projekt viel Aufſehens bey Hofe mache. Sie hat mich gebeten, dieſen Mittag mit ihr zu ſpeiſen. Sie bedarf auch in einer gewiſſen Sache, die ſie mir noch nicht entdeckt hat, meines Raths. Ich ſchlug ihr vor, daß Sie dieſelbe mit debattiren ſollen, und ſie wird gleich nach aufgehobener Tafel hier erſcheinen.

Brempel d. V. Behüte der Himmel! Die Höflichkeit erfodert, daß wir ihr aufwarten! . . . Sie werden alſo nicht zu Herrn Doktor Falken kommen? — Ich kann es auch abſagen laſſen.

v. Wittſtock. Sie hat ſolches aus politiſchen Urſachen verbeten.

Brempel d. V. Ja, wenn das iſt?

v. Wittſtock. Es würde ohnedieß zu viel Aufſehens machen, wenn Keiner von uns hinkäme, und meine Braut würde Schwürigkeiten machen, allein zu gehen.

Brempel d. V. Recht, Herr Schwiegerſohn: und ich liebe Ihren Verſtand!

v. Wittſtock. O ſeit ich vollends die Gräfin geſehen habe! (eine Perſon von engliſchem Verſtande!) ſeit dem öffnen ſich mir Ausſichten ... Ey! ey! Herr Papa, das wird zu reformiren geben, wenn wir ins Kabinet kommen! Ich habe der Gräfin ſchon entdecket, daß itzt Ihr Augenmerk die Policey, die Handlung und das Ceremoniel iſt; die Gräfin iſt mit dem letzten gar nicht zufrieden.

Brempel d. V. Es ſoll anders werden! Ich will mich noch vor Tiſche auf eine kleine Rede vorbereiten, die ich bey der Ehre ihres Beſuchs halten will. Gehen Sie nur immer wieder hin; ſagen Sie ihr, daß ich von politiſchen Sachen einen ſchönen Vorrath habe.

v. Wittſtock. O Sie weiß ſchon, und ich zögere nicht einen Augenblick.

(Sie gehen ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Brempel der Sohn. Hannchen.

Brempel d. S. Alſo iſt Kronſtädt ſtatt meines Schwagers mit meiner Schweſter zum Doktor gegangen? hahaha!

Hannchen. Nicht anders! Es koſtete viel Mühe, die Mamſell zu bereden: aber endlich auf mein Zureden und Kronſtädts demüthiges Bitten that ſie dem Wohlſtande doch die Gewalt an.

Brempel d. S. Und Wittſtock?

Hannchen. Der hat eine Gräfin aufgegabelt: Gott weiß, wer ſie ſeyn mag: aber ſein Kopf iſt ſo von ihr voll . . .

Brempel d. S. Hahaha! ich habe die Ehre ſie zu kennen.

Hannchen. Sie? Nun, ſo mag ihre Grafſchaft nicht weit her ſeyn. Herr Brempel, Herr Brempel! — dahinter ſteckt Etwas!

Brempel d. S. Narr! was? als ob ich nicht Baroneſſinnen, Gräfinnen, Herzoginnen und Erzherzoginnen machen könnte? Sie darf mir halbweg ein gut Wort geben...

Hannchen. Ich glaube, der Herr Schwager ſteckt Sie an? denn der projektirt ſich noch entweder zum Kabinetsminiſter oder an den Galgen. — Theilen Sie denn auch Grafſchaften aus?

Brempel d. S. Albernes Thier! Muß man denn Grafſchaften haben, um Graf zu ſeyn?

Hannchen. Das dachte ich. Sie würden mir ſonſt wenigſtens meinen Gulden wiedergeben, den ich Ihnen ſchon vor vierzehn Tagen zu einem Haarbeutel geliehen habe?

Brempel d. S. Pfuy, einen Mann, der ſolche Charaktere vergiebt, an eine Lumpenſchuld, wie die, zu erinnern — hier — nehm Sie! (er giebt ihr aus der Börſe, die ihm Kronſtadt gegeben.)

Hannchen. Was zum Henker! Ein Dukaten? das geht nicht von rechten Dingen zu!

Brempel d. S. Glaubt Sie nun bald, daß ich eine Gräfin machen kann? . . . doch wie ſtellt ſich meine Schweſter gegen Kronſtädt? hat ſie wieder Feuer gefangen?

Hannchen. Ich blaſe die Funken auf, ſoviel ich kann, und ihr Gewiſſen löſcht, wo es kann. Ich denke aber doch, wenn die Flamme nur einmal Gewalt gewinnet, ſo ſoll alles nichts helfen. Vielleicht thut die Gaſterey des Herrn Doktor Falke noch ein bischen Zunder dazu.

Brempel d. S. Nu, ich will auch hingehen und brav zuſchüren, ſo verdrüßlich mir die Geſellſchaft iſt: denn ich ſtelle mir im Geiſte die ſchöne Unterhaltung vor. Der Doktor meckert fade Komplimente über das ſchlechte Traktament her, Kronſtädt ſeufzt, Iſabelle predigt, und mein Vater ſchlichtet Staatshändel. Ich muß aber meinen Fehler bey Kronſtädten wieder gut machen: er hat brav geerbt und meine Freundſchaft für ihn . . .

Hannchen. Ah; herzbrechend! es geht mir ein Licht auf.

Brempel d. S. Schweig Mädchen! Wenn die Gräfin zu meinem Vater kömmt, ſo mache mir ja nicht mit deiner Naſeweisheit einen dummen Streich! Du weißt, was man Perſonen vom Range ſchuldig iſt.

Hannchen. Auch Gräfinnen von Ihrer Fabrik?

Brempel d. S. Stille! ihr Kammerdiener!

Hannchen. Verzweifelt, ein Kammerdiener?

Brempel d. S. Pack Sie ſich!

Hannchen. Und ich habe Luſt hier zu bleiben.

Brempel d. S. Willſt du . . .

(Sie lauft fort, bleibt aber in der Scene ſtehen, wo ſie auch Brempel bemerkt.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Lafleur.

Brempel d. S. Was bringt Er?

Lafleur. Meine Gräfin und Herr von Wittſtock laſſen fragen, ob Herr Staatsrath Brempel nach Hauſe iſt?

Brempel d. S. (heimlich zu ihm.) Sachte! Da iſt ein kleiner Teufel von Mädchen, die uns behorcht — wie geht unſere Sache?

Lafleur (auf die Seite.) Herrlich! Lieschen iſt ein verſchmitztes Rabenaas! ich dachte, nur in Frankreich könnte man ſolche Komödien ſpielen; aber ſie verdiente dort geboren zu ſeyn. Alle Grafen und Gräſinnen ſind entweder von Urenkeln oder vom Großgroßvater mit ihr verwandt: ſie ſitzt am Ruder aller Geſchäfte und rudert den armen Herrn von Wittſtock ſo in den Wolken umher, daß er alle Sterne unter ſeinen Füßen ſiehet, und ſo viele Donnerkeile auf die europäiſchen Staaten herab ſchickt, daß man überall auf Ruinen von Prinzen oder Miniſtern tritt.

Brempel d. S. Hahaha!

Lafleur. Itzt hat ſie ihm die wichtige Angelegenheit ihres Heurathsgeſchäftes vorgetragen, worüber Herr Brempel mit in den geheimen Rath ſoll gezogen werden. Es iſt zum todtlachen, was er für Projekte macht, ſie von ihrer vorgegebenen Verbindung zu befreyen! Ich ſoll itzt eben ſehen, ob Ihr Herr Vater wieder zu Hauſe iſt, um ſie zu melden.

Brempel d. S. Ich will ihn gleich herſchicken: nehme Er ja bey meinem Vater ein recht feyerlich Geſicht an. Gegen] Seinen Herrn laß' Er ſich nichts merken! er hat ein Gewiſſen, wie ein Nadelöhr.

Lafleur. O ich kenne ihn. Er hat mir ſchon ſcharf eingebunden, daß, wenn unſere Betrügereyen die erlaubten Gränzen überſchritten, ichs ihm entdecken ſolle. Zu gutem Glücke hat er die Gränzen nicht geſteckt, und ich kann alſo ſo weit ſpringen, als ich will.

Brempel d. S. Du biſt ein braver Junge! O wie wollte ich meinen Vater bey der Naſe herum führen, wenn ich dich zum Feldwebel hätte! . . . nun vertreib' Er ſich die Zeit, bis mein Alter kömmt —

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Lafleur. Hannchen, (die hinter der Scene hervor tritt.)

Lafleur. Ha! wie beſtellt! . . . Vermuthlich, meine Schöne, gehören Sie hier ins Haus? darf ein unterthäniger Diener Sie durch ſeine Wenigkeit . . .

Hannchen. Seine Wenigkeit dürfen.

Lafleur. Eigentlich heiße ich Herr Blume! In meinen franzöſiſchen Campagnen aber habe ich mir den Namen Lafleur erworben.

Hannchen. Ohne Zweifel die, die er mit der Frau Gräfin gemacht hat, in deren Dienſten Er iſt?

Lafleur. Behüte der Himmel! wollen Sie die Narben ſehen, die ich in der Schlacht bey Dettingen erhalten?

Hannchen. Narben? ich dachte, Sein Dienſt gäbe nur blaue Flecke. Itzt dient Er alſo . . .

Lafeur. Bey Ihro Excellenz, der Frau Gräfin . . .

Hannchen. Ha, theilet Er etwa die Titel aus, zu denen Herr Blemper die Graſſchaften vergiebt?

Lafleur. Was meynen Sie damit? Meine Gräfin hat mir die Gnade angethan, mich zu ihrem Kammerdiener zu ernennen, und die Kammerdiener heißen in unſern Lande nicht Er, ſondern Sie.

Hannchen. Alſo mein Herr Sie, Herr Blume, Herr Lafleur', Herr Kammerdiener und Eure Wenigkeit, was wollen Sie hier?

Lafleur. Sehr ſpashaft! — Meine Gräfin . . .

Hannchen. Heißt ſie etwan mit dem Vornamen Lieschen?

Lafleur (bey Seite.) Verfluchte! . . . Allerdings Eliſabetha, Franziska, Ludovica, Catharina, Alexandrina, Brigitta . . .

Hannchen. Marcibilla, Cunigunda, et caetera, et caetera —

Lafleur. Von Moos.

Hannchen. Von Moos? alſo hinterm Zaune her? — Und was will denn dieſe Frau Eliſabetha et caetera, et caetera?

Lafleur. Herr von Wittſtock, dieſes Protocoll der Weisheit und der Staatswiſſenſchaft, hat die Gnade bey meiner Gräfin auf der Serviette zu ſpeiſen, und ſie von ſeinen Projekten zu unterhalten. . . . O wie viel hab ich die Zeit über, da ich hinter ihrem Stuhle ſerviret, ſeine Einſicht zu bewundern, Gelegenheit gehabt! — Dieſe Beide ſchicken mich her, Erkundigung einzuziehen, ob der Herr Staatsrath...

Hannchen. Ob der auch ein Schöps, wie ſein Schwiegerſohn ſeyn und ſich von euch will betrügen laſſen? Nein, Herr Kammerdiener. Ich bin meines Herrn Mamſell Tochter hochbetrautes Kammermädchen, und meine Ehrlichkeit geht ſo weit, daß, wenn ich in meiner Gerichtsbarkeit Spitzbuben antreffe, ich ſogleich nach den Häſchern ſchicke.

Lafleur. Bedenken Sie, Mamſell, was Sie ſagen — die Ahndung, deren Sie ſich ausſetzen!

Hannchen. Und bedenken Sie, daß wenn man einen armen Narren, wie Herrn von Wittſtock, zum Beſten hat ...

Lafleur. St! St! Ums Himmelswillen! es möchte jemand horchen, und Sie könnten ſich ein unüberſehliches Unglück zuziehen! Meine Gräfin hat edlere Abſichten . . .

Hannchen. Wir kennen ſie. Kurz und gut, Herr Lafleur! die Karte iſt verrathen, und wo Sie mir nicht die Wahrheit geſtehen, ohne Barmherzigkeit nach den Häſchern!

Lafleur. Aber, ich bin auch meiner Gräfin Barbier . . . verzweifelt! Friſeur, wollte ich ſagen.

Hannchen. Ha; ſie braucht ihn gewiß, ſie zu friſiren und andere Leute zu barbiren?

Lafleur (nach einem kleinen Nachſinnen.) Ich ſehe, wir verſtehen uns! Können Sie ſchweigen, meine Prinzeßin?

Hannchen. Das fragt man keinen Richter, wenn man im Verhör iſt. Heraus alſo! Wem dient Er?

Lafleur. Eigentlich — meinem Herrn.

Hannchen. Und der iſt?

Lafleur. Herr Legationsſekretair von Kronſtädt.

Hannchen. Und die Gräfin?

Lafleur. Iſt Herrn Brempels Gemächte.

Hannchen. Und was habt Ihr mit Wittſtocken vor?

Lafleur. Eigentlich ... o der Herr Staatsrath! Ums Himmels willen! verrathe Sie mich nicht! Ich verſpreche Ihr ...

Hannchen. Das braucht Er nicht: itzt kann ich Bedingungen machen. Die Inquiſition wird nach Gutbefinden fortgeſetzet!

Vierter Auftritt.

Lafleur. Hannchen. Brempel der Vater.

Hannchen. Hier habe ich die Ehre, Ihnen den Herren Kammerdiener von Ihro Excellenz der Frau Gräfin Eliſabetha, Franciska, et caetera, et caetera von Meos vorzuſtellen.

Brempel d. V. Ha! ich merke ſchon ſein Begehren. Ich ſoll die Gnade haben ...

Lafleur. Viel Gnade für uns, wenn Sie meiner Gräfin erlauben wollen, ſich an dem Glanze Ihrer Weisheit zu erwärmen. Sie wird mit Ihrem Herrn Schwiegerſohne augenblicklich hier ſeyn.

Brempel d. V. Ich lege mich ihr zu Füßen. — (Zu Hannchen.) Ein beredter Menſch!

Hannchen. So geſchwätzig, wie eine Aelſter.

Brempel d. V. (zu ihr auf die Seite.) St! die Vergleichung iſt ehrenrührig!

Lafleur. Wir vergeben bey Hofe einer Dame alles.

Brempel d. V. Es iſt nur meiner Tochter Mädchen, und Er weiß, mein Freund . . .

Lafleur. Daß ſie alſo wenigſtens zu einem Geſchlechte gehöret, das bey Hofe großen Einfluß hat. Als ich in Frankreich war . . .

Brempel d. V. Stille, ſtille! man muß Staatsgeheimniſſe nicht ausſchwatzen. Die Verſchwiegenheit . . .

Lafleur. Ja wohl, die Verſchwiegenheit! wir ſagen uns bey Hofe ſelbſt ins Ohr, wenn der König ausſtreuet.

Hannchen. Vermuthlich aber läßt man doch erſt den Leuten die Augen verbinden? ... Heh! eine Kutſche . . . Gewiß die Frau Gräfinn Eliſabetha et caetera, et caetera.

Brempel d. V. Könnt Ihr nicht Ihro Excellenz zuſetzen? — Geſchwind nehmt mir den Stock ab, und unterhaltet inzwiſchen den Herrn Kammerdiener!

(Läuft fort.)

Fünfter Auftritt.

Hannchen. Lafleur.

Hannchen. Der Himmel ſey euch gnädig, wenn die Komödie übel abläuft! Ich merke eure ganze Schelmerey.

Lafleur. Wieder ſehr ehrenrührig! Staatsangelegenheit, wollen Sie vermuthlich ſagen, meine Schöne? Ich ſehe wohl, ohne Beſtechung gehts nicht. Wie? wenn wir Ihr den wichtigen Poſten der Bewahrerin des Archivs der Geheimniſſe unſers Hofs anvertrauten?

Hannchen. O! ich habe den Schlüſſel zu allen! Herr Kronſtädt, Herr Brempel, Lieschen, das verſchmitzte Rabenaas, oder mit Reſpect zu ſagen, die Frau Gräfin von Moos . . .

Lafleur. St! ſie kommen!

Sechſter Auftritt.

Brempel der Vater. Herr von Wittſtock. Gräfin von Moos. (Ein Läufer trägt ihr die Schleppe.)
Die Vorigen.

Brempel d. V. Stühle, Stühle für Ihre Excellenz! . . . Die hohe Gnade, womit Eure Excellenz . . .

Gräfin. Sie werden es nicht übel nehmen, mein Herr Staatsrath . . .

Brempel d. V. Meine Haus und meine Wenigkeit . . .

Gräfin. Daß ich Sie in Ihren wichtigen Geſchäften . . .

Brempel d. V. Zu beehren geruhen . . .

Gräfin. Unterbreche. Aber der Geruch des Ruhms, womit Sie und Ihr wertheſter Herr Schwiegerſohn . . .

v. Wittſtock. Zu viel Herablaſſung, meine gnädige Frau!

Brempel d. V. Bezeichnen dieſen Tag mit einem weißen Steine für mich …

Gräfin. Den ganzen Hof erfüllt haben. Das glorreiche Projekt …

v. Wittſtock (zupft Herrn Brempeln, heimlich.) Herr Schwiegerpapa, ſie meynt meines, das ich nach Hofe geſchickt …

Gräfin. Hat uns eine ſo hohe Idee von den ſeltnen Talenten des Herrn Vaters und Herrn Sohns …

v Wittſtock (zupft die Gräfin.) Mein Schwiegervater hat bloß approbiret.

Brempel d. V. Nur approbiret, Ihro Excellenz.

Gräfin. Ihre Verdienſte ſind aber dem Hofe zugleich ins Gedächtniß gekommen. Man hat gefraget, wer iſt der Mann, der groſze Mann? und man hat vernommen …

Brempel d. V. Ich habe es nur gewagt, die politiſchen Schwären, an denen wir krank liegen, aufzuſtechen, und der Herr Sohn …

Gräfin. Hat das Pflaſter erfunden? Glückſicher Arzt! Ich ſehe eine neue Welt voll Wunder . . .

v. Wittſtock. Man muß freylich bis auf die Wurzel gehen, wenn der Staat ſoll heil werden.

Brempel d. V. Bis auf die Wurzel; wie ich dieſes in meiner politiſchen Staatsapotheke zeigen werde.

v. Wittſtock (zur Gräfin.) Ich mache die Anmerkungen dazu, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ein Unglück, wenn wir itzt die Augen verſchließen, und die Stimme der Weisheit . . .

Brempel d. V. Sie thun einem kleinen Projekte . . .

v. Wittſtock. Vergeben Sie, es war zwey Alphabet ſtark!

Gräfin. Die Beſcheidenheit nennet es klein, aber die moraliſche Größe (die Bedienten lachen und machen einander höhniſche Geberden zu . . . heimlich zu Wittſtocken) Schaffen Sie doch das Geſindel weg.

v. Wittſtock (zu den Bedienten.) Man laſſe uns allein!

Gräfin. Kammerdiener! da nehmt meine Mantille. . . . Verzeihen Sie! es iſt mir ein wenig warm.

(von Wittſtock nimmt ſie, die Bedienten gehen ab.)

v. Wittſtock (zu Brempel d. V.) Was ſagen Sie zu der unüberſchwenglichen Güte, zu der Majeſtät?

Brempel d. V. O bezaubernd!

Gräfin. Setzen Sie ſich, meine Herren, ſonſt muß ich auch aufſtehen!

Brempel d. V. Die Ehrerbietung...

v. Wittſtock. Aber der hohe Befehl, Herr Papa . . .

Gräfin. Ja ja, ich will es.

Brempel d. V. Es würde alſo Ungehorſam ſeyn . . .

Gräfin. Der Herr Sohn weiß ſchon, was mich hieher bringt.

v. Wittſtock. Ich erkenne, gnädige Gräfin, das hohe Vertrauen, mit demüthigſten Dank. — Soll ich die Sache in Vertrag bringen?

Gräfin. Der Ruf Ihrer beiderſeitigen Weisheit, die Projekte des Herrn von Wittſtock, von denen der

Hof voll iſt, haben mich hieher gezogen, um mich Ihres Raths in einer Sache zu bedienen, wo ein kluges Projekt nöthig iſt, mich heraus zu ziehen.

Brempel d. V. Ich werde jeden Stein bewegen, um Eure Excellenz nach meinem Vermögen beyzuſtehen.

v. Wittſtock. Die Sache iſt folgende...

Gräfin. Laſſen Sie mich erzählen, Herr von Wittſtock. Ihre Weisheit gewinnet dadurch Zeit, einem Projekte nachzudenken. — Ich habe das Unglück, durch das Zureden meiner Familie an einen Narren verſprochen zu werden. Seitdem zeigt ſich mir ein anderer mehr würdiger Gegenſtand, (ſie ſieht Wittſtocken von der Seite ſehr zärtlich an) mit dem ich allein glücklich zu leben glaube. Seine hohen Einſichten in die Verfaſſung des Staats würden zugleich dem Hofe eine große Stütze ſeyn, und ob er gleich itzt eine bloße Privatperſon iſt, ſo hoffe ich doch ihm durch mein Anſehen bald eine der erſten Ehrenſtellen zu verſchaffen.

Brempel d. V. Ich ſehe den ſtatum cauſſae ſchon ein. Sagen Sie ſich von dem erſten los und heurathen Sie den letzten.

v. Wittſtock. Dieß iſt leicht geſagt, Herr Papa! aber der Bräutigam iſt von einer hohen Familie, und der Frau Gräfin Excellenz möchte dieſe nicht gern beleidigen, und ſich weitläuftigen Verdrüßlichkeiten ausſetzen.

Gräfin. Richtig! die Familie kann mich gerichtlich belangen, da eine feyerliche Verſprechung vorher gegangen. Wie würde aber nicht mein Anſehen und meine Ehre dabey leiden? was würde der Hof dazu ſagen?

Brempel d. V. So, ſo. Freylich: a ſponſalibus non licet recedere et datur inde contra refractarios actio.

Gräfin. Ich möchte aber gern dieſer Heurath entgehen, ohne daß die Schuld auf mich zurück fiele?

v. Wittſtock. Sollte man den Gegenpart nicht durch eine Mittelsperſon bereden können?

Gräfin. Hartnäckiger machen, wollen Sie ſagen, und wo er meine anderweitigen Abſichten merkt, geht er am wenigſten ab.

Brempel d. V. Sie wiſſen nicht, meine gnädige Gräfin, ob er, der Bräutigam, vorher etwan mit einer andern vornehmen Dame Vertraulichkeit gepflogen. — (lächelnd) wie ſo bisweilen zu geſchehen pfleget? (Eure Excellenz werden mich wohl verſtehen.) Alsdann könnten Ihnen vielleicht die Rechte zu ſtatten kommen: diſſoluuntur enim interdum, ſi ſponſus ſponſaue ante vel poſt ſponſalia cum alia perſona concubuerit.

Gräfin. Weiß ich nicht, weil er mich nicht dazu genommen: aber vielleicht! — denn er iſt lange Kammerherr geweſen, und dieſe Herren kennen die Geheimniſſe ihres Amts nur allzu gut.

v. Wittſtock. Gefunden! gefunden Eure Excellenz! Es wird Ihnen leicht werden, ſich mit ihm zu zanken. Vielleicht kündiget er Ihnen bey dieſer Gelegenheit den Kauf auf.

Brempel d. V. Vortreflich! denn die Lehrer der Rechte ſagen auch, daß man zurück gehen könne, ſi inter ſponſum et ſponſam interuenerint inimicitiae irreconciliabiles: Sie geben alsdann die Sachen einander wieder, und bey hohen Perſonen wird das Conſiſtorium es nicht wagen ſich darein zu mengen.

Gräfin. Weisheit über Weisheit! vortreflich, mehr als vortreflich!

Brempel d. V. Wenn man der Staatsſachen ein wenig kundig iſt, ſo kann man ſich aus allem helfen.

v. Wittſtock. Mit Erlaubniß, Herr Papa, ich bin zuerſt auf dieſes Projekt gefallen.

Brempel d. V. Aber, Herr Sohn, ich habe es mit Rechtsgültigen Gründen unterſtützt.

v. Wittſtock. O Ihr Grund drückt bloß im Lateiniſchen aus, was ich zuvor deutſch geſagt hatte.

Brempel d. V. Mit nichten, Herr Sohn. Ich kann Ihnen hierzu Bücher citiren ...

Gräfin. Beruhigen Sie ſich, meine Herren! Ich danke Ihnen beiden. Der Herr Staatsrath iſt ſchon ſo gütig und ſetzt mir die Rechtsgründe weitläuftig auf, deren ich mich bedienen muß, und Herr von

Wittſtock hilft mir indeſſen ein Projekt ausfindig machen, wie ich ich den Zank einleiten kann. Ich werde gegen beide Theile mich dankbar erzeigen.

Brempel d. V. O wir ſind durch das hohe Vertrauen mehr als zu belohnt.

v. Wittſtock. Ja, gnädige Gräfin! Wir thun alles aus Liebe fürs Vaterland und für den Ruhm.

Gräfin. Edelmüthige Seelen! vergebens ſucht man ſolche Geſinnungen in der großen Welt. Meine gnädige Herrſchaft ſoll ſie erfahren und Ihnen zu ſeiner Zeit dafür danken.

v. Wittſtock. O Herr Schwiegervater, welch ein Lob aus einem ſo holdſeligen Munde!

Brempel d. V. Ja, ich will gleich eine Staatsſchrift aufſetzen, Rechtsgründe für dieſe Sache anführen, und ſie mit Beyſpielen aus der alten und neuern Geſchichte beweiſen: ich habe bald die Gnade Eure Excellenz wieder aufzuwarten.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin. Herr von Wittſtock.

v. Wittſtock. Mein Projekt iſt ſchon fertig.

Gräfin. So geſchwind?

v. Wittſtock. Ein Genie braucht kein langes Kopfbrechen. Wie, wenn Eure Excellenz in einem Briefe Ihrem Bräutigam Vorwürfe machten, daß er mit einer andern Dame ſchon gethan, und ihm ſeine Geſchenke zurück ſendeten? In der Hitze giebt er vielleicht eine heftige Antwort, und Eure Excellenz auch die Ihrigen wieder, und Sie ſind frey.

Gräfin. Vortreflich, mein liebſter Wittſtock! o ich muß Sie umarmen. — (Sie ſpringt auf ihn los, und drückt ihn, daß er an zu ſchreyen fängt.)

v. Wittſtock. O! Eure Excellenz!...

Gräfin. Was fehlt Ihnen?

v. Wittſtock. Vergeben Sie! die Halsbinde drückte mich ein wenig. . . . (Bey Seite.) Ich glaube gar, ſie iſt in mich verliebt? welch ein Glück!

Gräfin. Ich muß Ihnen gleich einen Brief diktiren. Sie ſind ſchon ſo gütig und ſchreiben ihn; nicht wahr?

v. Wittſtock. Ich bin zu Ihrem hohen Befehl. — (Er geht an die Thüre und ruft hinaus.) Schreibezeug und Papier herein! (Hannchen bringt welches und ſieht ſie beide ſehr nachdenklich an. Wittſtock zieht eine Schnupftabacksdoſe heraus und ſchnupfet.)

Gräfin. Darf ich? ... Ha! was iſt das für ein Bildniß? Erlauben Sie doch! (Sie nimmt die Doſe.)

v. Wittſtock (bey Seite.) Sie entfärbt ſich ganz. ... Das Bildniß meiner Braut.

Gräfin. Glückliche Perſon! — (Indem ſie ſich ſtellt, als ob ſie dieſelbe ihm wiedergeben wollte, läßt ſie ſie fallen, raffet ſie aber geſchwind wieder auf.) O Herr von Wittſtock! was habe ich gemacht! die Doſe hat einen Riß bekommen.

v. Wittſtock. Eine Kleinigkeit, Ihro Excellenz!

Gräfin. Nein, nein, ich gebe ſie Ihnen nicht ſo wieder! ich muß ſie einhändigen, wie ich ſie bekam. Ich habe ohnedieß noch keine Gelegenheit gehabt, Ihnen meine Erkänntlichkeit zu bezeigen.

v. Wittſtock. O ich bitte, Eure Excellenz . . . (Bey Seite.) Da wird gewiß eine goldne, mit Brillianten beſetzte Doſe paſſiren.

Gräfin (ſteckt ſie ein.) Ich muß meinen Willen haben. . . . Itzt ſchreiben Sie, wenn es Ihnen gefällt.

(Wittſtock ſetzt ſich zum Schreiben.)

v. Wittſtock. Ich bin zu Befehl — (Die Gräfin will anfangen zu diktiren.) Soll ich nicht etwann »mein Herr« drüber ſetzen?

Gräfin. Nein; mein Sekretair ſchreibt ihn ſo erſt ab.

»Ich höre mit Verwunderung, daß Sie mich verſchmähen, ungeachtet — Sie mir doch eine ewige »Treue — geſchworen haben! — Sie lieben eine andere »Perſon. — Schon längſt hätte ich es aus Ihrer Vernachläßigung und Kaltſinnigkeit ſchließen ſollen. — Ich »bin es zufrieden. — Ich will aber mein Herz nicht wegwerfen. — Es giebt Perſonen, die deſſen »Werth beſſer werden zu ſchätzen wiſſen. — Ich »ſchicke Ihnen alſo alle Ihre Geſchenke — wieder

»zurück — und ſpreche Sie — von aller Verbindlichkeit los. —«

(von Wittſtock wiederholet allezeit die letzten Worte: ſie bemerkt, indem er ſchreibt, einen Ring, den er am Finger hat.)

Gräfin. Glauben Sie, Herr von Wittſtock, daß es ſo angeht?

v. Wittſtock. Unvergleichlich! ich wüßte es nicht beſſer zu machen.

Gräfin. Sehr ſchmeichelhaft! . . . ah! a propos, wie heißen Sie denn mit Ihrem ganzen Namen?

v. Wittſtock. Johann Amadeus von Wittſtock.

Gräfin. Johann Amadeus von Wittſtock. — Schön! Schön! wer würde nicht wünſchen, ihn mit dem ſeinigen vertauſchen zu dürfen!

v. Wittſtock (bey Seite.) Nicht anders! o wer es wagen dürfte! —

Gräfin. Schreiben Sie mir doch dieſen treflichen Namen auf. — Nur indeſſen hieher! — Ich muß es ja ohnedieß kopiren laſſen, und alsdann meinen

Namen drunter ſetzen — (Sie läßt ihn ſeinen Namen unten am Briefe hinſetzen) Ich weiß nicht, wie mir wird — ganz finſter vor den Augen — reichen Sie mir doch Ihre Hand — — (ſie nimmt ihn bey der Hand, wo er den Ring am Finger hat) ah! ah! —

v. Wittſtock (bey Seite.) Sie reißt mir wahrhaftig den Finger ab, ich muß nur den Ring fahren laſſen. . . . Soll ich Jemanden zu Hülfe rufen, Ihro Excellenz?

Gräfin. O nein — Sie ſind ja bey mir? Es geht ſchon wieder vorüber. . . . (Sie zieht ihm den Ring ab und läßt ihn in die Schnürbruſt fallen.) O weh! was ließ ich fallen —

v. Wittſtock. Unfehlbar den Ring! ich ließ ihn in Eure Excellenz Händen.

Gräfin. Vergeben Sie, Herr Johann Amadeus von Wittſtock . . . ſüßer Name! Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn: wenn mich meine Kammerfrau ausſchnüret, wird er ſich ſchon finden.

v. Wittſtock. Er iſt nur zu beneidenswürdig, Ihro Excellenz!

Gräfin. Loſer Schelm! ich vergebe es Ihnen Ihres Witzes wegen.

v. Wittſtock. Hahaha, das iſt bisweilen mein Fehler!

Gräfin. Ich werde nunmehro nach Hauſe eilen, um Ihr vortrefliches Projekt auszuführen. . . . Wie glücklich, daß ich Sie kennen gelernt! — Am Hofe werden wir einander oft ſehen.

v. Wittſtock. Und da hoffe ich, ſoll mein Verſtand erſt recht wirkſam ſeyn. — Mein Schwiegervater wird doch zuvor die Gnade haben . . . Er ſelbſt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Brempel der Vater.

Brempel d. V. Hier ſind meine Gedanken! doch nur in Eil! Ich werde aber, wenn dieſe Eure Excellenz nicht mißfallen, ſie weiter auseinander ſetzen, verſchiedene Schriften darüber nachleſen, und die gehörigen Citata beybringen.

Gräfin. Sehr gütig! O was für eine reizende Geſtalt würde der Staat nicht unter ſolchen Händen bekommen! Der Schwiegerſohn machet Projekte, und der Schwiegervater beweiſt ſie mit politiſchen Gründen — unvergleichliche Leute!

v. Wittſtock (zu Brempeln.) Ja, Sie ſollten mein Projekt gehöret haben!

Brempel d. V. Und Sie meine Schrift leſen! Wahrhaftig, wir werden das Oberſte zu unterſt kehren, wann wir an unſrer rechten Stelle ſtehen.

Gräfin. Ich bitte mir heut' Abends oder Morgen die Ehre Ihrer Geſellſchaft bey der Tafel aus: denn ich erwarte meinen Bagagewagen alle Augenblicke. Sobald ich an Hof komme, ſoll für Sie ein beſonderer Orden geſtiftet werden.

von Wittſtock. Eine glückliche Erfindung, Leute von großen politiſchen Einſichten zu beehren!

Gräfin. Vor itzt leben Sie wohl. Der Juwelirer wird zu Hauſe meiner warten.

v. Wittſtock. Wir haben die Gnade, Sie an den Wagen zu begleiten.

(Brempel der Vater fähet zu, und führet ſie mit vieler Ceremonie fort.)

v. Wittſtock (der ein wenig zurücke bleibt.) Je, daß du den Hals brechen müßteſt!

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iſabelle. Kronſtädt.

Iſabelle. Ich ſage Ihnen ja, daß wenn ich nicht meine Hand vergeben hätte, Sie derjenige wären, der vorzüglich darauf einigen Anſpruch machen könnte. Iſt Ihnen dieß nicht genug, Herr Kronſtädt?

Kronſtädt. Genug? wenn das ein Troſt iſt, in Himmel ſehen zu dürfen, ohne hinein zu kommen. Bin ich weniger unglücklich?

Iſabelle. Und ich? Kann ich anders?

Kronſtädt. O ja; ſeyn Sie eben ſo leichtſinnig, als Wittſtock. Welche Gleichgültigkeit! Er rennt nach ſeinen Projekten umher und ſucht jede Gelegenheit auf, wo er nur etwas anders, als Sie ſelbſt findet.

Iſabelle. Aber, Herr Kronſtädt, iſt das edel, einen Menſchen, der Glück und Unglück mit mir theilen ſoll, bey mir verhaßt zu machen?

Iſabelle. Das thut er, nicht ich. Verdiente er Sie, ſo würde ich bey der erſten Nachricht Ihrer Verbindung meine Hoffnung aufgegeben und meine Beruhigung darin gefunden haben, daß ich Sie an der Seite eines würdigen Mannes glücklich ſähe; aber . . .

Iſabelle. Aber, ſprechen mich alle dieſe Betrachtungen von meiner Verbindlichkeit und Pflicht los?

Kronſtädt. Die Verbindlichkeiten gegen Andere, heben nicht die gegen uns ſelbſt auf, und eine der erſten iſt, ſich ſelbſt ſo glücklich zu machen als möglich.

Iſabelle. Nur nicht auf Koſten der Redlichkeit und der Pflicht.

Kronſtädt. Der Redlichkeit? wenn Sie ſich von einer Perſon zu befreyen ſuchen, mit der Sie nicht glücklich ſeyn können? Hätten Sie ihm am Altare Liebe und Treue geſchworen, ſo würde ich der erſte ſeyn, der Sie an Ihre Pflichten erinnerte, und wenn er noch abgeſchmackter als Wittſtock wäre.

Iſabelle. Aber die Geſetze erlauben es nicht, von einem Kontrakte in irgend einem andern Geſchäfte abzugehen, wenn auch in der Folge Eines der beleidigte Theil wäre.

Kronſtädt. Jedes Geſetz leidet Ausnahmen; zumal, wo die Folgen ſo traurig ſeyn können. Und endlich, wo verbieten ſie einen Kontrakt wieder aufzuheben, wenn gegenſeitige Einwilligung da iſt?

Iſabelle. Habe ich die? oder auch meines Vaters Einwilligung? und da dieß nicht iſt, ſoll ich meinem Vater ungehorſam ſeyn und mir den Tadel der ganzen Stadt zuziehen? Den erſten Tag, daß wir einander wieder ſehen, ſoll ich Ihnen die Hand geben, da die Welt nicht weiß, ob ich Sie jemals vorher gekannt? Wird nicht Jederman glauben, daß mich Ihr Reichthum geblendet habe? werde ich nicht für leichtſinnig, eigennützig, abgeſchmackt und niederträchtig in den Augen jedes Rechtſchaffenen ſcheinen?

Kronſtädt. Auch, wenn Sie Wittſtecks Thorheiten erfahren, und der Erfolg zeigen wird, daß ich dieſes Herzens durch meine Zärtlichkeit und Treue würdiger war, als Er? Ja, liebſte Iſabelle...

Iſabelle. Umſonſt! Mein Entſchluß iſt gefaßt, und kurz, wo Sie Ihrer Liebe wieder erwähnen, ſo ſeh ich Sie nie wieder. Rechnen Sie übrigens auf meine Erkänntlichkeit und Freundſchaft.

Kronſtädt. Grauſamer Entſchluß! o Iſabelle...

Iſabelle. Es kömmt jemand, verlaſſen Sie mich.

Kronſtädt. Erlauben Sie immer...

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Wittſtock.

v. Wittſtock. Schon wieder hier? Ich dachte, euch noch bey Doktor Falken zu überfallen und hatte ein recht artiges Projektchen.

Iſabelle. Weit artiger, Sie wären mit uns hingegangen.

v. Wittſtock. Wieder das alte Lied! Aber, Freund!

ſagen Sie, konnte ich einer Gräfin, die meinetwegen hieher kömmt, meinetwegen einen Orden ſtiften will, die . . . doch ich bin kein Narr, daß ich Ihnen unſre Geheimniſſe entdecke.

Iſabelle. Mit Ihrer Gräfin! Sie wollen ſich gewiß Jedermann zum Gelächter machen?

v. Wittſtock. Jedermann zum Gelächter? mit meiner Gräfin? — Ein Glück, daß Sie meine Braut ſind!

Iſabelle. Ah: ich werde die allerliebſte Gräfin doch noch kennen lernen?

v. Wittſtock. Das ſollen Sie: ich habe ſchon ein Projekt dazu gemacht.

Iſabelle. Wieder ein Projekt?

v. Wittſtock. Ich werde ſie heute in die Komödie führen; und Sie dürfen mit Herrn Kronſtädt nur die Loge gerade gegen über nehmen, ſo können Sie ſehen, wie vertraut wir mit einander umgehen!

Kronſtädt. Herrlich! ſind Sie es zufrieden, Mademoiſelle?

Iſabelle. So? Alſo ſoll Ihre Braut in der Loge gegen über zuſehen, wie Sie in der andern bey einer fremden Perſon herum faſeln? ſchöner Einfall!

Kronſtädt. Aber Mademoiſelle ...

Iſabelle. Aufrichtig, Herr Kronſtädt! Würden Sie mit Ihrer Braut ſo umgehen?

v. Wittſtock. Ja, — aufrichtig, Herr Kronſtädt!

v. Wittſtock. Wie kann ich das beſtimmen, wenn ich nicht weiß, was Sie mit dieſer Gräfin verhaben.

v. Wittſtock. Das wollte ich Ihnen zwar anvertrauen: aber ...

Iſabelle. Aber ich mag nichts wiſſen: und weiß genug, um zu wiſſen, wie wenig Werth ich in Ihren Augen habe.

v. Wittſtock. Unausſtehlich! Sie trauen mir doch Verſtand zu, Herr Kronſtädt? hat nicht der Marquis de Mirabeau von mir geredt?

Kronſtädt. Eine Frage! Ein Mann, der ſoviel Projekte macht, muß wohl welchen haben?

v. Wittſtock. Da hören Sie es! Der Ausgang wird zeigen...

Iſabelle. Ja, ja, er wird — und ich werde auch — wenn Sie nicht bald ſo viel Verſtand zu haben aufhören.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kronſtädt. Herr von Wittſtock.

v. Wittſtock. Verflucht! wenn ich nicht ſoviel Verſtand zu haben aufhöre? Deinetwegen wahrlich nicht, ſuperkluges Bräutchen? Nein, daraus wird nichts: ich bin nicht dein Schatten. — Verſtand zu haben aufhöre? denken Sie einmal!

Kronſtädt. Alſo ſollen Sie Verſtand zu haben aufhören, wenn Sie ihr gefallen wollen? Wunderliche Foderung!

v. Wittſtock. Ha; ich merks wohl, damit die Welt glaube, ſie habe deſto mehr, ſoll ich ein Narr ſeyn? Weltkenntniß, Politeſſe, alles aus den Augen ſetzen?

Kronſtädt. Und den Verſtand verläugnen neben einer Gräfin in einer Loge zu ſitzen und ſeine Braut allein zu laſſen!

v. Wittſtock. Die Folge einer bürgerlichen Erziehung! Was ſie nicht begreifen kann, ſteht ihr nicht an. O da ſollten Sie die Gräfin von Moos hören! Was ich ſage, bewundert ſie: warum? ſie überſieht das Ganze. Und wenn ſich Iſabelle auf den Kopf ſetzte, ſo kann und muß ich mit der Gräfin in die Komödie gehen. Mein Glück, das Glück des Vaterlandes hängt davon ab.

Kronſtädt. Ich wollte drauf wetten, ſie hielt dieſe Gräfin für ein Geſchöpf Ihrer Einbildungskraft.

v. Wittſtock. Sie ſoll ſchon anders denken, wenn ſie den Laufer hinter uns wird hergehen ſehen. Ueberhaupt — glauben Sie nicht, daß es ein recht Aufſehen im Schauſpielhauſe geben wird?

Kronſtädt. Das verſteht ſich! Die Welt denkt Wunder! was es für Geheimniſſe giebt, wenn Perſonen von Stande uns einer gewiſſen Vertraulichkeit würdigen.

v. Wittſtock. Und die haben wir! geben

Sie nur Achtung; wie viel wir einander werden ins Ohr zu ſagen haben. . . . Ha! mein Schwager! Er läuft überall herum, ich bin neugierig, ob er etwas von der Gräfin gehöret hat? unfehlbar iſt ſchon die ganze Stadt davon voll. —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Brempel der Sohn.

Brempel d. S. Sieh da, Herr Schwager! Ey, ey, der Doktor Falke iſt recht böſe, daß Sie nicht gekommen ſind.

v. Wittſtock. Ich dächte, wenn man ſo triftige Entſchuldigungen hätte . . .

Brempel d. S. Nein, ſagen Sie mir nur, was zwiſchen Ihnen und der Gräfin im blauen Löwen vorgeht? Wo ich hinkomme, ſchwatzt man davon.

v. Wittſtock. Das bindet man nicht Jedem auf die Naſe: verſtehn Sie wohl, Herr Bruder?

Brempel d. S. O ich reſpektire auch Ihre Geheimniſſe! Ich ſehe wohl ein —

v. Wittſtock. Was Sie immer nicht ſehen wollten, wenn ich von meinen Projekten ſprach; nicht wahr?

Kronſtädt. Wo wollten ſolche Burſche, deren ganzes Projekt ein Glas Wein und ein hübſches Mädchen iſt, auch davon Etwas verſtehen?

v. Wittſtock. Recht ſo, recht, Herr Kronſtädt! und wer kann dafür, wenn auch bisweilen die klügſten Projekte fehlſchlagen? Das Verdienſt dringt doch einmal durch.

Brempel d. S. Das ſeh ich. Machen Sie mir nur nicht mit der Gräfin ein Projekt, meine arme Schweſter ſitzen zu laſſen. Solche Vertraulichkeiten taugen nicht den Henker!

v. Wittſtock (ſehr zufrieden lächelnd.) Könnte ich dafür, wenn ich der Gräfin gefiele? aber alsdann ſollte erſt meine Braut ſehen, daß ich großmüthig ſeyn kann.

Kronſtädt. Aber Ihr Glück bey Hofe? — Leider werden da die meiſten Heurathen aus Staatsabſichten geſchloßen!

Brempel d. S. Eine ſeltne Großmuth, wenn man durch Aufopferung eines Bürgermädchens dem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten könnte!

v. Wittſtock. Ah; würde die Gräfin nicht allezeit meine Denkungsart bewundern müſſen? Denket ſie ihrem hohen Stande gemäß, wie ich überzeugt bin, ſo würde dieß ihre Hochachtung vermehren.

Kronſtädt. Schön! ſchön!

Brempel d. S. (ſpöttiſch.) Ja, ſchön! Ihr müßt die Weiber ſchön kennen. — Eine Gräfin mit einem Korbe, hahahaha — würde die nicht Ihre Großmuth bewundern!

v. Wittſtock. Schreyen Sie doch nicht ſo entſetzlich! Sie könnten Zeugs unter die Leute bringen.

Brempel d. S. Als ob nicht ſchon im ganzen blauen Löwen davon geredt würde.

Kronſtädt. Man verliebt ſich nicht ſo ſchnell! Staatsſachen können ſie vielleicht vermuthen?

Brempel d. S. Der Henker traue! Ich werde immer meine Schweſter auf einen ſolchen Fall vorbereiten. Folgt das ärgſte . . .

v. Wittſtock. Ja, das fehlt mir noch! Sie iſt ſo ſchon erbittert genug.

Brempel d. S. Erholen Sie ſich bey der Gräfin!

v. Wittſtock. Aber nein; im Ernſte, Herr Bruder! redt man wirklich ſo viel in der Stadt davon? es wäre mir doch ärgerlich: denn die beſten Projekte werden durch ſolche Plaudereyen verdorben.

Brempel d. S. Nun dann, ſo ſeyn Sie ohne Sorgen! Kein Menſch: es war bloß Scherz . . . (auf die Seite zu Kronſtädten.) Ich muß ihn wieder demüthigen.

v. Wittſtock. Kein Menſch? aber doch die ganze Stadt: ah! endlich — ich bin über ſolche Urtheile weg.

Kronſtädt. Und wenn nicht überall davon geredt würde, woher wüßteſt du denn ſo viel kleine Umſtände vom Herrn von Wittſtock und der Gräfin?

v. Wittſtock. Hahaha, gefangen, mein lieber Brempel!

Brempel d. S. Ich ſehe wohl, mit euch iſt kein Auskommen. — Kronſtädt, ich habe dir einen Brief zu geben, willſt du mit in mein Zimmer kommen? — Sie haben immer zu viel Geſchäfte, Herr Bruder, als daß ich Sie auch einladen dürfte.

v. **Wittſtock.** Allerdings wär es mir itzt unmöglich. Sie ſollen es erfahren, Herr Kronſtädt, ob ich mit der Gräfin noch in die Komödie komme.

(Kronſtädt und Drempel gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Herr von Wittſtock (allein.)

Nicht anders; die Gräfin liebt mich! Ihre Reden, ihre Blicke, ihre Ohnmacht — Selbſt die Geſchichte mit einem Liebhaber, von dem ſie ſich gern losreißen möchte . . . was würde ich thun? — Iſabelle liebt mich auch zum raſend werden, das ſeh' ich aus ihrer Eiferſucht: ſie würde mich nicht losgeben wollen, und ich . . . aber eine ſolche Parthie auszuſchlagen? Der Hof wird ſich drein legen, und dann — brauche ich eine andere Rechtfertigung? Solche kleine Liebesheurathen müſſen Staatsabſichten weichen. Ein paar Tage noch — und dann werde ich eine förmliche Erklärung thun. . . . Ha! der Gräfin Kammerdiener.

Sechſter Auftritt.

Herr von Wittſtock. Hannchen. Lafleur.

Lafleur. Zum Henker, iſt meine Herrſchaft ſchon fort?

v. Wittſtock. Schon ſeit einer Stunde!

Hannchen. Ey, ey, Herr Lafleur, ſonſt Monſieur Blume genannt, das wird ein ſchönes Donnerwetterchen ſetzen!

Lafleur. Schon gut, ich weiß zu wem ich meine Zuflucht nehme! Nicht wahr, gnädiger Herr, Sie bitten für mich? ein gut Wörtchen von Ihnen — o was vermag das nicht!

v. Wittſtock. In ſo kurzer Zeit, als ich die Gnade gehabt habe, ihr aufzuwarten, erhält man keine ſolche Gewalt.

Lafleur. Und doch weiß ich, daß Sie ſchon mehr als alle Prinzen, Grafen, Prälaten und Herren, die ihr am Hofe die Aufwartung machen, über ſie haben. Des Geredes iſt heute kein Ende geweſen: »Habt Ihr »Herrn von Wittſtock geſehen? iſt Herr von Wittſtock »zu Hauſe? das muß ich geſtehen, einen Mann von »ſeiner Klugheit hab ich wenig geſehen. Was für »eine Figur würde er nicht am Hofe machen! Was »für Dienſte könnte das Land ſich von ihm verſprechen! Schade daß ihm die Geburt verſaget, was er »ſeinen Verdienſten nach ſeyn müßte! doch — heut zu »Tage läßt ſich ja Alles gut machen.

(von Wittſtock lächelt.)

Hannchen. Glauben Sie ihm nicht ein Wort! er lügt, wie ein Vogel fliegt. Er hat mir das Zeug ſchon drinne weißmachen wollen, aber ich bin zu geſcheut.

v. Wittſtock. Sehr ungeſcheut, Jungfer Hannchen! . . . Sey Er ruhig! Sein langes Auſſenbleiben ſoll ihm gewiß von der Frau Gräfin Excellenz verziehen werden.

Hannchen. Nun; kann ichs doch wohl meiner Mamſell ſagen, daß Sie ſich ſo gern von fremden Damen bewundern laſſen!

Lafleur. Ha, die wirds wohl meiner Gräfin verbieten können, daß ihr der Herr gefällt? Ihr zum Poſſen ſage ich, daß ſie von ihm bezaubert iſt.

v. Wittſtock. Recht ſo, recht ſo! Er iſt ein treuer, ehrlicher Diener. Ich werde es bey der Frau Gräfin zu rühmen wiſſen … das Jüngferchen iſt etwas naſeweis.

Hannchen. Gut, gut, meine Mamſell ſoll alles erfahren. O man macht mich nicht dumm! Das iſt ein Spektakel mit der Excellenz. Sie laſſen ſich nicht mehr ſehen, und geſchieht es, ſo iſt es um von der hochgebornen Frau Gräfin zu reden! indeſſen ſitzt meine arme Mamſell …

v. Wittſtock. Will Sie das Maul halten? Sie kann uns alle ins Unglück bringen.

Lafleur. Ja ja, wenn das Mamſellchen den Tag über wird das Rädchen drehen oder Federn ſchließen müſſen . . .

Hannchen. So wird der Herr Kammerdiener wenigſtens Schutt und Steine zum Feſtungsbaue zuführen.

v. Wittſtock. Den Augenblick ſoll ſie meine Braut aus dem Dienſte jagen, verlaß' Er ſich drauf.

Hannchen. Mich? aus dem Dienſte? Hahaha! Ich wills der Gräfin unter die Augen ſagen. Uns unſern Bräutigam abſpänſtig zu machen! iſt das Manier?

v. Wittſtock. Er ſieht, das Mädchen iſt toll.

Lafleur. Ihre Excellenz ſoll alles erfahren; man wird Ihr ſchon das Maul zu ſtopfen wiſſen. — (Heimlich zu Hannchen.) Immer mehr her!

Hannchen. Das wollen wir ſehen! Ich mache mir aus der Gräfin nicht ſo viel, und wenn ſie ſo viel Kammerdiener hätte, als Tage im Jahre ſind. Sich in Herrn von Wittſtock zu verlieben? wahrhaftig, ſehr gräflich!

(Wittſtock läuft voller Angſt umher.)

Lafleur. Sehr gräflich? In einen ſolchen Staatsmann, einen ſo gelehrten Herrn? Ich bin heute vor Erſtaunen verſtummt, als er bey Tiſche meiner Gräfin erzählte, was er in Pohlen für Einrichtungen treffen würde, wenn er König wäre.

v. Wittſtock. Fort, ſage ich, fort, oder…

Hannchen. Nun, nun, meine Mamſell ſoll alles haarklein erfahren, und wenn die Frau Gräfin ſich wieder in unſerm Hauſe blicken läßt, ſo weiß ich ſchon was ich thue . . .

(Läuft fort.)

Siebenter Auftritt.

Lafleur. Herr von Wittſtock.

Lafleur. Sie ſehen, gnädiger Herr, wie man meiner Herrſchaft mitſpielet: Sie werden mirs verzeihen, wenn ich ſie davon unterrichte; das ſind Majeſtätsbeleidigungen.

v. Wittſtock. Sie ſoll unverzüglich aus dem Dienſte.

Lafleur. Dadurch wird der Fehler nicht gut. Sie hat mich ſchon drinne beſchimpft! das habe ich verſchmerzt; aber meine unvergleichliche Gräfin . . .

v. Wittſtock. Ich bitte um meinetwillen . . .

Lafleur. Ein gewiſſenhafter Bedienter darf ſolche Dinge nicht verſchweigen.

v. Wittſtock (greift in die Taſche.) Nun, Herr

Lafleur! Es iſt ein unbeſonnen Ding. Meinethalben möchte man ſie hängen, aber um der Ehre unſers Hauſes willen, vergeß' Ers bey einem Glaſe Wein!

Lafleur. Gut! aus beſonderer Hochachtung für Sie — aber, es koſtet viel Ueberwindung!

v. Wittſtock. Nun, ich will auch zu ſeiner Zeit bey Ihro Excellenz für Sein Beſtes ſorgen.... Ob ſie wohl itzt zu Hauſe iſt?

Lafleur. Ich will nachſehen, und ſchleunig Antwort bringen.

(Sie gehn ab.)

v. Wittſtock. Gut, gut!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iſabelle. Hannchen.

Iſabelle. Sagt mir nichts mehr von der närriſchen Aufführung meines Bräutigams! Eh' ich mit ihm verſprochen war, war er mir gleichgültig, nun wird er mir verhaßt.

Hannchen. Ha, ſeit Sie Herrn Kronſtädten wieder geſehen haben: — nicht wahr?

Iſabelle. Ach!

Hannchen. Freylich, ein ſeltſamer Contraſt! die Vernunft und die Narrheit — zwey allerliebſte Gegenbilder! eine hübſche Gruppe, wenn ſie gar in Ihnen zuſammen ſollten verheurathet werden! Ich zwar, wollte mir wohl helfen...

Iſabelle. Und wie?

Hannchen. Ein Narr — welch ein bequeme Mittelsperſon zu einem vergnügten Leben für eine Frau! Sie ſpielt immer den Herrn, und kann ſich auf ſeine Koſten ſchaffen was ſie will. Begeht ſie Thorheiten, ſo rechtfertigen ſie allezeit die Narrheiten ihres Mannes. Iſt er hingegen zu klug, ſo hat ſie an ihm einen ſtrengen Hofmeiſter und an der Welt einen unerbittlichen Richter.

Iſabelle. Eine Sittenlehre für lüderliche und nichtswürdige Weiber!

Hannchen. Ey ey, Mamſell, nicht zu viel geredt! Sie gerathen wenigſtens mit dem Drittel der Stadt in Krieg, und ein Weiberkrieg iſt gefährlicher als mit den Türken ſelbſt: wenigſtens iſt da nie Friede zu hoffen.

Iſabelle. Und wenn die ganze Stadt wider mich wäre, ſo werde ich allezeit denken, daß ein Mann der Stolz ſeiner Frau und ihre Ehre die ſeinige ſeyn muß.

Hannchen. So können Sie leicht im Voraus den Ueberſchlag machen, was für Thorheiten auf Ihre Rechnung kommen werden . . . Mit aller Ehrfurcht geſprochen, die Stadt rechnet es Ihnen ſchon itzt für keine große Weisheit an, daß Sie ſich mit Herrn Wittſtock verſprochen haben.

Iſabelle. Der Gehorſam gegen einen Vater kann auch keine Schande ſeyn.

Hannchen. Ja, ja, und ein bischen Ungehorſam für einen ſo poßierlichen Vater würde ſogar Ehre ſeyn.

Iſabelle. Nichts Nachtheiliges von meinem Vater, das bitte ich mir aus: ein Vater hat niemals Unrecht.

Hannchen. So wünſche ich mir Glück, Sie nicht zur Mutter gehabt zu haben. Wehe den armen Kindern, die da kommen ſollen!

Iſabelle. Macht mich mit euern Albernheiten nicht noch verdrüßlicher, als ich es ſchon bin!

Hannchen. So wollen wir Herrn von Wittſtock kurz ſagen: Sie ſind ein Narr, gehen Sie weiter und wählen ſich Ihres gleichen.

Iſabelle. Und ſetzte mich durch einen ſolchen Leichtſinn dem Tadel aller edlen Seelen aus?

Hannchen. Nun ſo nehmen Sie ihn, helfen ihm Projekte machen, und ſchicken Kronſtädten fort!

Iſabelle. Ihr ſolltet mich tröſten, und martert mich!

Hannchen. Kann ich anders? Man weiß nicht, wie man mit Ihnen dran iſt? meine Projekte gelten ja nichts! . . . Doch, ein Troſt! vielleicht leiſtet Ihnen dieſe hochgeborne Gräfin einen unerwarteten Dienſt! ich bin mit ihrem Kammerdiener vertraut geworden, und der — im Vertrauen! mit ſamt ſeiner Frau Gräfin ſcheinen mir von Einer Fabrik.

Iſabelle. Wie? ſollte ein Betrug darhinter ſtecken? ſo muß man den armen Wittſtock nicht . . .

Hannchen. Nicht? Was denn nicht? — daß ich nichts weiter weiß?

Iſabelle. O Ihr wißt, Ihr wißt — das ſagt mir der Wink, den Ihr mir gabt. Sprecht!

Hannchen. Nun gut! ich weiß, daß Herr Wittſtock ſich einbildet, ſie ſey ſterblich in ihn verliebt, daß er ein großes Glück durch ſie zu machen denkt, daß er . . . daß er nicht geſcheut iſt: da haben Sie alles, was ich weiß!

Iſabelle. Ha, ein Betrug, ſagtet Ihr? Sollte ſie eine Betrügerin ſeyn?

Hannchen. Ey, Sie können ankommen, wenn das der Herr Bräutigam hört. Schon ein kleines Naſerümpfen hat mir beynahe die Ohren gekoſtet! doch was ſchadets? ſie ſey was ſie wolle! Ich habe meine Unſchuld gerettet. Sie heurathen Herrn von Wittſtock, er projektiret Sie zu einer großen Frau, ich werde aus dem Dienſte gejagt, weil ich die Gräfin geſchimpft habe: aber ich bin ruhig; Kronſtädts Bedienter wird Verwalter, ich Frau Verwalterin: damit iſt das Lied von Ende.

Iſabelle. Und Ihr wolltet mich verlaſſen, wenn ich ja ſo unglücklich ſeyn und keinen Ausgang finden ſollte? Ah, meine Verlegenheit, mein Schmerz . . . Hannchen!

Hannchen. Sie zwingen mich zum Mitleiden! ſeyn Sie ruhig! es geſchehen bisweilen Dinge . . . halt! wer klopfet?

(Sie geht hinaus.)

Zweyter Auftritt.

Iſabelle (allein.)

Ja, ich kann es mir länger nicht verbergen: ich liebe Kronſtädten und — Wittſtock? — ach! je mehr ich ſeine Thorheiten in der Nähe ſehe, deſto mehr fange ich an ihn zu haſſen. Meine Eitelkeit wird beſtraſet; unverzeihliche Eitelkeit unſers Geſchlechts, wenn man ſich Verſtand genug zutrauet, einen Narren oder einen Böſewicht beſſern zu können! o daß nur die Strafe ſo lange, meine ganze Lebenszeit dauern ſoll! . . Mein Mädchen hat Recht. Ich hätte meinen Vater durch mein Flehen zu erweichen ſuchen ſollen: itzt iſt er mehr als jemals eingenommen . . .

Dritter Auftritt.

Iſabelle. Hannchen.

Hannchen. Heh! Mamſell, Triumpf! Eine Zeitung, die mehr als alle Zeitungen, mehr als alle Projekte, für Sie vielleicht mehr als die ganze Welt werth iſt!

Iſabelle. Nun?

Hannchen. Hier — Ihr ganzes Glück in der Schürze! Was geben Sie mir, wenn ich Sie hinein gucken laſſe?

Iſabelle. Ich dächte, wir wären nicht gewohnt mit einander zu ſcherzen?

Hannchen. Freylich, Sie mehr gewohnt auf mich zu ſchmälen! deſto lieber aber möchte ich einmal ein gut Wörtchen von Ihnen haben.

Iſabelle. Nun, gern; wenn Ihr einen Troſt für mich habt —

Hannchen (in einem richterlichen Tone.) Ich ſpreche Sie hiemit von allen Verbindlichkeiten gegen Ihren Bräutigam los: wählen Sie mit völliger Freyheit, wie es Ihrem kleinen verliebten Herzen gut däucht: heurathen Sie Herrn Kronſtädt — Nu? iſt das nicht Troſt?

Iſabelle. Geſchwind geſagt! aber . . .

Hannchen. Kraft dieſes mit eigner Hand und Petſchaft beſiegelt . . . (Sie giebt ihr die Doſe, die ſie eröffnet, nebſt einem Briefe.)

Iſabelle. Was? die Doſe, die ich Wittſtocken geſchenkt — auch mein Ring drinne? geſchwind, laß ſehen, was der Brief enthält!

Hannchen. Der mündliche Vortrag lautet folgender maßen: »Herr von Wittſtock laſſe ſich Ihnen empfehlen, und ſchicke Ihnen hiedurch Ihre Geſchenke wieder zurück: der Brief beſage ein Mehreres.«

Iſabelle (die den im dritten Aufzuge befindlichen Brief indeſſen geleſen.) Ich bin vor Verwunderung — vor Beſtürzung außer mir!

Hannchen. Und doch wohl auch vor Freude? o die Gräfin muß eine allerliebſte Dame ſeyn!

Iſabelle. Unbegreiflich! Sollte es wahr ſeyn? — Zwar Wittſtocks Hand — doch ohne Aufſchrift und Unterſchrift — ſein bloßer Name. — Wie ein landesherrlicher Befehl! Gut; ich bin es zufrieden — entzückt, o mein liebes Hannchen, ſo entzückt, daß ich — daß ich immer noch an der Wahrheit zweifle.

Hannchen. Liebes Hannchen — O damit ich vollends allerliebſt werde, noch ein Wörtchen vom Herrn Kronſtädt! Wird Ihr ſprödes Herz ihm länger widerſtreben?

Iſabelle. Ah, ihm gehörte es längſt, und aus den unausſprechlich ſüßen Empfindungen der Freude, der Liebe, des Entzückens, die es itzt durchſtrömen, ſchließt, wie unglücklich ich würde geweſen ſeyn . . .

Hannchen. Und wie glücklich itzt! Kein Wunder! Wenn eine eingeſperrte Flamme Luft kriegt, ſo fährt ſie bis an die Wolken.

Iſabelle. Geſchwind, holt mir den Schmuck, den mir Wittſtock gegeben; — ohne Zeitverluſt, ruft meinen Vater! —

Hannchen. Heh! Poſtillion, fahr zu, daß wir bald an Ort und Stelle kommen! . . . Halt! er ſelbſt! Erlauben Sie, daß ich noch hier bleibe und in Ihre Seele rede, wenn ſeine väterliche Autorität Sprünge machen will.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Brempel der Vater.

Brempel d. V. Ueber den Erz . . . ich hätte bald etwas geſagt! — mir ſo zu begegnen?

Hannchen. Huy! daß er Ihm ſelbſt ſchon den Kauf aufgeſaget hat!

Iſabelle. Was fehlet Ihnen, liebſter Papa?

Brempel d. V. Der Schl — dein Bräutigam! ich hätte bald was geſagt.

Iſabelle. Ich erſtaune! Nun?

Brempel d. V. Wenn ich ihn nicht mit meinen Einſichten unterſtützet hätte, ſo wollte ich ſehen, wie es mit ſeinen Projekten ausſähe.

Hannchen. Ja wohl! Er thut ſtets, als ob ſeine Maulwurfsaugen ſo weit, als Ihre Luchsaugen reichten.

Brempel d. V. Sieh mir einmal den Tauſendſaſa an! Die Gräfin von Moos begehret in einer gewiſſen Angelegenheit einen guten Rath. Ich gebe ihr ihn erſt ſummariſch: nachdem ſie fort iſt, führe ich alles methodiſch und analytiſch aus — unterſtütze es durch die feinſte Politik. Vor einer halben Stunde geb' ich ihm meinen Aufſatz: er ſagt, die Gräfin brauche ihn nicht, er habe ſchon ſein Projekt ſo eingeleitet, daß man keines Geſchmieres brauche. Ich demonſtrire ihm, daß er zwar Verſtand zu einem Projekte, aber keine Erfahrung habe. Wir diſputiren darüber pro und contra; endlich ſaget der naſeweiſe Burſch, die Gräfin brauche des Bettels nicht! Meine Schrift einen Bettel zu nennen? einen Bettel? —

Iſabelle. Unbeſcheiden genug!

Hannchen. Unbeſcheiden? ſchrecklich, himmelſchreyend! von Ihren Ausarbeitungen zu ſagen, es ſey Bettel, und er wolle ſeine Projekte ohne Sie ausführen? Ich wollte drauf wetten, daß er alle ſeine Projekte aus Ihrer politiſchen Apotheke hergeholet hat.

Brempel d. S. Sicher, Hannchen; — Staatsapotheke, wollt Ihr ſagen! — Wenn ich ihn nicht deinetwegen ſchonte, Iſabelle; ich glaube . . .

Iſabelle. Meinetwegen, lieber Papa? Beruhigen Sie ſich. Da ſehen Sie, wie er mit mir umgeht! — (Sie giebt ihm den Brief zu leſen) Wenn ich gleich das verächtlichſte Geſchöpf von der Welt wäre.

Hannchen. Ja, hätte ich ihn hier, die Augen kratzte ich ihm aus.

Brempel d. V. Ich erſtaune! Er? meiner Tochter den Korb? Nicht anders; die verwünſchte Gräfin hat ihn närriſch gemacht! aber er ſoll und muß dich nehmen; und wenn er neun und neunzig Projekte hätte! Die Geſetze werden mir beyſtehen.

Hannchen. Wie? Sie wollten Ihre einzige Mamſell Tochter einem Narren aufdringen?

Iſabelle. Einem Menſchen, der mich unglücklich machte, lieber Papa?

Hannchen. Sehr unpolitiſch!

Brempel d. V. Aber ſoll ich das Glück aufgeben, das ich in Händen habe?

Iſabelle. Ein Glück! ſeine Chimären?

Brempel d. S. Nein nein, die Gräfin...

Hannchen. Und Sie ſehen nicht, daß eben dieſe Gräfin ihm den tollen Gedanken in den Kopf geſetzt hat, als ob ſie in ihn verliebt ſey? Ich will Ihnen ein größeres Glück für die Mamſell vorſchlagen, wenn Sie mich hören wollen.

Brempel d. V. Ihr?

Hannchen. Ja, ich. Glauben Sie nicht, daß ein artiger, wohlgemachter, vernünftiger Mann . . .

Brempel d. V. Macht er Projekte?

Hannchen. Ja: ſein Projekt iſt, die Mamſell in den Beſitz eines Vermögens von hundert tauſend Thalern zu ſetzen, und mit ihr auf ſeinen Rittergütern ein vergnügtes und glückſeliges Leben zu führen, Ihnen ein Dutzend liebenswürdige Enkelchen zu verſchaffen —

Iſabelle. Seyd nicht unverſchämt!

Brempel d. V. Das Projekt läuft aber nicht in die Politik?

Hannchen. O dem Staate iſt an einem guten Bürger mehr, als an hundert politiſchen Träumereyen gelegen.

Brempel d. V. Verderbt durch eure Läſterungen nicht, was Ihr vorhin bey mir gut gemacht habt.

Iſabelle. Ich muß Ihnen die ganze Sache entdecken, liebſter Papa, und um meiner eignen Wohlfahrt willen, in der Sie gewiß einen Theil der Ihrigen finden, flehe ich zu Ihnen, die Sache zu meinem Beſten zu entſcheiden. Herr Kronſtädt, ein Mann, deſſen Verdienſte und Vermögen Sie kennen, iſt mit dem Vorſatze hergekommen, mir ſeine Hand anzubieten . . .

Brempel d. V. Herr Kronſtädt?

Iſabelle. Er war in Verzweiflung, als er hörte, daß die meinige vergeben ſey. Wittſtock ſaget ſich auf die niederträchtigſte Art von mir los, und die Welt würde mich gewiß für ein ſehr verächtliches Geſchöpf halten, das in Verlegenheit wäre, einen Mann zu finden, wenn ich meine Sache durch gerichtliche Gewalt erzwingen wollte. Was könnte für mich rühmlicher ſeyn, als daß gleich ein anderer Mann, der am Vermögen, ſo wie am Verſtande Wittſtocken weit überlegen iſt, der ſich ſchon längſt durch ſeine guten Eigenſchaften meine Hochachtung erworben hat, den Beſitz meines Herzens wünſchet, das man ſo leichtſinnig wegwirft?

Brempel d. V. Ein wichtiger Umſtand! die Sache läßt ſich hören!

Hannchen. Ein Mann, der ſchon in öffentlichen Staatsangelegenheiten drey Jahre an Höfen gebraucht worden, da der Herr von Wittſtock bloß ſich unter Irrwiſchen herumtummelt.

Iſabelle. Für mich würde es ein gedoppelter Troſt ſeyn! Dieſe Sache wird die Augen der ganzen Stadt auf mich ziehen; durch dieſe Entfernung entziehe ich mich ihr.

Brempel d. V. Aber, du weißt nicht, durch welch Projekt ſich Wittſtock einen Weg zur höchſten Ehrenſtelle bahnet.

Hannchen. Nicht zu einem Schuhputzer bey Hofe, ſo wahr ich ſonſt die erſte Hofdame zu werden gedenke.

Iſabelle. Und wenn es ſo wäre, lieber Papa: würden wir alsdann nicht weit weniger im Stande ſeyn, ihn durch die Geſetze zu zwingen? würde er nicht thun können, was ihm beliebte?

Brempel d. V. Nein, weil es alsdann ſeine Pflicht wäre, über die öffentlichen Geſetze zu wachen!

Hannchen. Ah, als ob die Großen ſich nicht am meiſten über dieſe hinwegſetzten! Und würden wir, die wir ſie hofmeiſtern, es beſſer machen?

Brempel d. V. Ehe ich mich entſchließe, muß ich Wittſtocken verhören. Er muß mir den Urheber dieſer Verbrechen geſtehen: und wenn es eine Gräfin wäre, ſo kann hiezu Recht und Gerechtigkeit nicht ſchweigen.

Hannchen. Heh der Thäter ſelbſt! über die dreiſte Projektmachermiene, mit der er einhertritt!

Iſabelle. Geſchwind, Hannchen! holt mir ſeine Geſchenke!

Vierter Auftritt.

Brempel der Vater. Iſabelle. Herr von Wittſtock.

Brempel d. V. Und Sie wagen es, nach den Beleidigungen, die Sie mir und meiner Tochter angethan haben, dieſe Schwelle zu betreten?

v. Wittſtock. Ey! was geht meiner Braut die

die Sache der Gräfin an? Hab ich mich übereilt, ſo haben Sie es an mich gebracht, da Sie mein Projekt für nichtsbedeutend, für ſchlecht ſchalten, da doch Ihre Excellenz es ſo wohl ausgedacht, ſo ſchon fanden.

Brempel d. V. Und haben Sie nicht meine Schrift einen Bettel geheißen? einen Bettel! wiſſen Sie, was ein Bettel iſt?

v. Wittſtock. Was kann ich dafür, daß man mein Projekt ohne Ihre Gründe ſchon für tüchtig hält? Ich komme itzt nur, die Mamſell zu fragen, ob ſie noch in die Komödie gehen wird.

Brempel d. V. Wie? nach der Beſchimpfung . . .

Iſabelle. Was haben Sie darnach zu fragen, Herr von Wittſtock? Wir haben nichts weiter mit einander zu thun! So niederträchtig Ihre Begegnung iſt, ſo willkommen iſt ſie mir geweſen. Ich habe ſie nie geliebt: die Ehrerbietung, die ich meinem Vater ſchuldig war, der Gehorſam allein . . .

v. Wittſtock. Was zum Henker fällt Ihnen ein?

Iſabelle. Und Sie fragen noch in einem ſo unartigen Tone?

Brempel d. V. Ja, als ob er noch Recht übrig hätte! Iſt meine Tochter auch ein Bettel?

(Hannchen bringt den Schmuck und giebt ihn Iſabellen.)

Iſabelle. Können Sie läugnen, daß dieß Ihre Hand iſt? daß ich Ihnen dieſe Doſe und dieſen Ring gegeben habe? —

Hannchen (bey Seite.) Ich muß ihn nicht zum Worte kommen laſſen, ſonſt iſt die Karte verrathen.

Brempel d. V. Reden Sie ein Wort! können Sie es läugnen, daß Sie es wieder zurück geſchickt haben?

Hannchen. Und noch dazu mit einem Komplimente, das man allenfalls einer abgeſetzten Jungfer Muhme, aber nicht uns geben kann?

v. Wittſieck. Ja, aber . . . (bey Seite) was ſoll das bedeuten? Laſſen Sie mich den Brief ſehen.

Hannchen. Ey nicht doch, damit er die

Sache leugnen kann, wenn ſein Projekt zu Waſſer wird?

Brempel d. V. Nein, er ſoll wider Sie zeugen, und ich werde Anmerkungen dazu machen, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen ſoll.

v. Wittſtock. Alles ſchändliche Verleumdungen! wiſſen Sie, daß die Gräfin . . .

Hannchen. Da haben wir's! Die Gräfin . . .

v. Wittſtock. Dieſen Mittag . . .

Hannchen. Morgen oder Mittags! Gehen Sie hin, Verräther, laſſen Sie ſich heurathen: wir laſſen uns keinen Korb geben.

v. Wittſtock. Laſſen Sie mich doch zum Worte kommen!

Iſabelle. Sie haben mir in dieſem Briefe meinen völligen Abſchied gegeben: und ich gebe Ihnen den Ihrigen: hier ſind Ihre Geſchenke . . .

v. Wittſtock (bey Seite nachdenkend.) Huy! gewiß ein Weg, den die Gräfin erfunden, mich loszumachen, um mich allein zu beſitzen! (Laut.) Aber noch einmal . . .

Hannchen. Noch zehnmal. Murmeln Sie wie Sie wollen. Wir haben Ihren Brief verſtanden.

Brempel d. V. (zupft Iſabellen. Heimlich.) Uebereile dich nicht, Töchterchen! . . . Aber Herr von Wittſtock, wider das, was wir mit eignen Augen ſehen, läßt ſich nichts einwenden. Haben Sie etwa ein Projektchen . . .

Hannchen. Ja, ein Projektchen, uns bey der Naſe herum zu führen. (Heimlich zu Iſabellen.) Dringen Sie ihm ja ſeine Geſchenke wieder auf.

Iſabelle. Nehmen Sie, oder . . .

Hannchen. Oder ich werfe ſie gleich auf die Gaſſe und erkläre ſie für vogelfrey.

Brempel d. V. Nur nicht ſo übereilt! Widerrufen Sie wenigſtens, daß meine Schrift ein Bettel iſt, ſo will ich meiner Tochter zureden . . . (Er will ſeiner Tochter noch nicht den Schmuck Wittſtocken geben laſſen.)

v. Wittſtock (fährt zu und nimmt den Schmuck.) Und ich laſſe mich nicht für'n Narren halten, und werde mich auf eine Art rächen, die Ihnen theuer ſoll zu ſtehen kommen. Ich will die Gräfin heurathen, und einen Befehl auswirken, daß Sie Stadt und Land räumen ſollen. Vom Hofe aus ſoll es in einem großen Patente erkläret werden, daß Ihre Schrift dummes Zeug, ein Bettel iſt, und der Nickel hier (auf Hannchen weiſend) ſoll mit nächſtem auf dem Soldateneſel reiten müſſen.

(Er läuft davon.)

Fünfter Auftritt.

Brempel der Vater. Iſabelle. Hannchen.

Hannchen. Ich habe alſo die Ehre, Sie zu Eſel zu begleiten, wann Sie Stadt und Land räumen müſſen. O ich muß geſchwind laufen und dem Herrn Projektmacher noch eins auf den Weg geben!

Iſabelle. Bleibt! Dem Himmel ſey Dank, daß ich des ungezognen Menſchen los bin. – Mein Herz iſt vor Freuden außer ſich = = = Aber was fehlet Ihnen, lieber Papa?

Brempel d. V. (ſteht mit eingeſchlagenen Armen und ſchüttelt immer den Kopf.) Ey, ey, ey! wenn ſeine

Projekte gelingen ſollten, wie ſchlimm für uns, wie ſchlimm! man hätte ihm glimpflicher begegnen ſollen: er wird der Gräfin alles hinterbringen.

Iſabelle. Seyn Sie ruhig, lieber Papa! Da ſehen Sie, was ſolche Projektmacher und Tadler der weiſeſten Regierungen für Geſchöpfe ſeyn würden, wenn ſie irgend einige Gewalt in die Hände bekämen. Wittſtock beleidiget uns auf die gröbſte Art, und droht uns gleichwohl mit Feuer und Schwert, weil Sie ihn nicht für den klügſten Menſchen halten, und ich nicht in ſein Verlangen willige.

Trempel d. V. Die Gräfin liegt mir nur im Kopfe! ich kann dir eine ganze Menge Beyſpiele erzählen, daß manche Hofdame an ſchrecklichen Verwüſtungen von Städt' und Leuten Schuld geweſen. Thais machte, daß Alexander die Stadt Perſepolis in Brand ſteckte; Delila . . .

Hannchen. O kein Zweifel! eine Thais kann wohl einen Alexander zum Narren machen; aber Wittſtock einen . . .

Iſabelle (heimlich zu ihr.) Stille! Ihr vergeßt, daß Ihr mit meinem Vater ſprecht!

Hannchen. Und die Gräſin? hahaha, ich denke, ich denke . . .

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Kronſtädt. Brempel der Sohn.

Hannchen (ſeitwärts zu Iſabellen.) Nun? wie wird Ihnen?

Kronſtädt. O! darf ich glauben, meine theuerſte Iſabelle, was uns Wittſtock unter vielen Verwünſchungen eben ankündiget? Darf ich hoffen, einer der glücklichſten Menſchen von der Welt zu werden!

Brempel d. S. Küß mir die Hand, Schweſterchen, und bedanke dich, daß ich dir von dem größten Narren in der Welt geholfen habe!

Iſabelle. Du? bald ſollte ichs nicht glauben, da du noch da biſt. — Ja, Herr Kronſtädt, ich bin frey, und kann die Erklärung, die ich Ihnen vorhin von der Verfaſſung meines Herzens gegeben habe, nicht zurück nehmen. Sie müſſen ſich nunmehr an meinen Vater wenden, dem ich die Entſcheidung meines Schickſals ganz überlaſſe.

Kronſtädt. Herr Staatsrath! ich liebe Ihre Mademoiſelle Tochter; unausſprechlich liebe ich ſie. Ich habe in der Abſicht, ihr mein Herz und meine Hand anzubieten, dieſe Reiſe gethan. Sie können ſich von meinem Zuſtande leicht eine Vorſtellung machen, als ich meine Wünſche durch die Verbindung mit Herrn von Wittſtock vereitelt ſah! Er giebt dieß Glück auf. Werden Sie mich wohl für würdig halten mir ſeine Stelle abzutreten?

Brempel d. V. Sehr gut, Herr Krenſtädt . . . (bey Seite) die verwünſchte Gräſin! . . . Sie werden mir einige Bedenkzeit . . . (bey Seite) wenn Wittſtock noch durch ſeine Projekte ein großer Mann würde! . . . geſtatten. Die Behutſamkeit . . . (bey Seite) was kann ein Staatsfehler nicht für gefährliche Folgen haben! . . . erfodert . . .

Brempel d. S. Sie fürchten ſich doch nicht vor der Gräſin, Papa?

Hannchen. Wenns Glück wohl will, iſt ſie ein Wäſchermädchen.

Brempel d. V. Wie? was? Ein Wäſchermädchen? Nein, nein: ich habe ſie geſehen, und meine Augen ſind zu ſcharfſichtig, als daß ſie nicht den Stand eines Wäſchermädchens von einer Gräfin ſollten zu unterſcheiden wiſſen? Du biſt ein Narr, mein Sohn; und das Mädchen hier, eine Närrin!

Iſabelle. Gräfin oder nicht! glauben Sie, daß ich nach einer ſolchen Begegnung Wittſtocken mir werde aufdringen laſſen? Sie haben meinen Gehorſam genug geprüft, aber nunmehr . . .

Brempel d. S. Bey meiner Seele, Papa! Hannchen hat's errathen. — Ich kenne dieſe Gräfin, weiß, von welchem Gepränge ſie iſt. Vielleicht iſt ſie itzt über alle Berge!

Brempel d. V. Wie, du Böſewicht? du hätteſt wieder einen deiner alten gottloſen Streiche geſpielt? die Gräfin wär eine Betrügerin? Aufs Zuchthaus laß ich dich ſetzen und — aus eurer Heurath wird nichts. Ich muß mit Wittſtocken hinter die Sache kommen. Ich vergebe ihm alles: Ihr habt ihn verführet und es ſteht mein Fluch darauf. Fußfällig will ich ihn um Vergebung flehen, und euch alle . . .

Iſabelle. Liebſter Papa! — Bruder, was haſt du angefangen!

Brempel d. S. (bey Seite.) Seyd ruhig! es wird ſich alles geben.

Kronſtädt. Wie traurig, Iſabelle! In dem Augenblicke, da ich auf dem Gipfel meiner Glückſeligkeit ſtand ... Herr Staatsrath! —

Brempel d. V. Sie werden mir es nicht übel nehmen, Herr Kronſtädt. Aber Gerechtigkeit und Ordnung ſind die Grundfeſten eines Staats, mithin auch einer Familie, die das Bild eines Staats im Kleinen iſt.

Brempel d. S. Ich weiß nicht, was Sie wollen, lieber Papa? ich ſage, vielleicht iſt es mit dieſer ganzen Gräfin ein Betrug: denn die Wahrheit zu ſagen, Wittſteck iſt eines jeden Narr und alſo kann er auch wohl der Narr einer Gräfin ſeyn!

Iſabelle. Ich bin des Todes!

Hannchen. Muth gefaßt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Wittſtock.

Brempel d. V. Herr von Wittſtock, ich bitte tauſendmal um Vergebung wegen meiner vorigen Uebereilung.

v. Wittſtock. Unerhört! Die Gräfin iſt entweder eine Spitzbübin oder der Teufel ſelbſt. Sie iſt über alle Berge und kein Menſch will in dem Gaſthofe etwas von ihr hören noch wiſſen; ſie hat mich um den Ring und die Doſe meiner Braut gebracht . . .

Brempel d. V. Das wäre!

Iſabelle. Halt, Herr von Wittſtack! Sie thun ihr unrecht: Ring und Doſe ſind in meiner Hand, und Sie ſelbſt haben ſie mir ja zurück geſchickt? Aber Sie mögen ein Betrüger ſeyn, und nun, da die Gräfin verſchwunden iſt, ſo glauben Sie mich zu überliſten?

Brempel d. S. Herr von Wittſtock unterſtehen

Sie ſich nicht, nach der Beſchimpfung, die Sie meiner Schweſter angethan haben, noch eine Anfoderung zu machen, oder wir brechen einander die Hälſe.

Brempel d. V. Wie, ihr gottloſen Kinder? unterſteht euch meinem Schwiegerſohne ſo mitzuſpielen? nimm dich in Acht, Bube, daß ich dir nicht den Hals breche!

v. Wittſtock. Aber, Mamſell, die Gräfin hat mir den Brief dictirt. Ich glaubte . . .

Hannchen. Alſo laſſen Sie ſich von der erſten Buhlſchweſter die Briefe diktiren, wodurch Sie einer liebenswürdigen Braut den Korb geben?

Lezter Auftritt.

Die Vorigen. Johann, (der ſich ganz aus dem Athem gelaufen hat, bringt ihm ein Papier, wie ein Reſcript zuſammen gelegt.)

Johann. Endlich — bringe ich — Ihnen das ver — wünſchte Ding, um das — ich mir ſeit acht Tagen — die Schwindſucht — an Hals gelaufen habe.

v. Wittſtock. Ha! nun triumphire ich! Süß iſt die Rache. Wiſſen Sie denn, Mamſell, daß ich Sie nicht mag: der Charakter, den mir dieß Blatt Papier mitbringt, wird es mir gewiß nicht erlauben, mich mit einer Bürgerstochter einzulaſſen: aber um Ihnen zu zeigen, was Sie hätten werden können, ſo ſollen Sie wenigſtens den Inhalt erfahren.

Brempel d. V. O Herr von Wittſtock! lieber Herr von Wittſtock! Eure Gnaden! laſſen Sie es mich micht entgelten! Sie ſehen, ich bin unſchuldig: Sie wiſſen, was Sie mir verſprochen haben, und mein väterliches Anſehen . . .

v. Wittſtock. Die vorigen Bedingungen ſind nicht mehr, und ich bin zu nichts weiter verpflichtet. — Herr Kronſtädt, leſen Sie es ab! Sie ſind mein guter Freund, und nehmen gewiß an meinem Glücke Theil!

Brempel d. V. Ihr guter Freund? wiſſen Sie nicht, daß er . . .

v. Wittſtock. Er! Er! geht mich nichts an! — Sie ſollen itzt hören.

Brempel d. S. (zu Kronſtädten heimlich.) Lies, Bruder, ein Werkchen von mir! Johann iſt von deinem Gelde beſtochen.

Kronſtädt. Weil Sie ſo befehlen: — Wir von Gottes Gnaden et caetera et caetera.

v. Wittſtock. Dieß iſt die gewöhnliche Formel, worin man die Gnade des Hofs anzukündigen pflegt.

Kronſtädt. Nachdem du, Wittſtock . . .

v. Wittſtock. Der Stilus Curiae! Sonſt würde man es nicht wagen, mich Du zu heißen.

Brempel d. V. Richtig, Herr von Wittſtock!

Kronſtädt. „Dich kühnlich erfrechet . . .“

v. Wittſtock. Was Henker leſen Sie?

Kronſtädt. „Durch die unverſchämteſten Grobheiten und Unbeſonnenheiten . . .“

v. Wittſtock. Unmöglich an mich? Laſſen Sie ſehen!

Kronſtädt. Sie, ſind leider! ausdrücklich genannt — „die weiſeſten Männer, die am Ruder „des Staats ſind, zu tadeln, ja der geheiligteſten „Perſonen ſelbſt nicht zu ſchonen, und durch ein

»ſo genanntes höchſt abgeſchmacktes Projekt dich wider »die Majeſtät zu empören.« . . .

v. Wittſtock. O Herr Staatsrath! Sie wiſſen, ob ich das gethan habe?

Brempel d. V. Wohl mir, daß ich wenigſtens zu dem Projekte nichts von dem meinigen hinzugethan habe.

v. Wittſtock. Aber mich doch dazu verleitet!

Kronſtädt. Soll ich weiter leſen, Herr von Wittſtock?

v. Wittſtock. Ach! ich weiß vor Angſt nicht . . .

Kronſtädt. »Also wird dir hiermit noch aus be»ſondern Gnaden zuerkannt, weil man die Vermu»thung hat, daß du nicht richtig im Kopfe biſt, und dein »Verbrechen mehr eine Folge deiner Dummheit, als »Bosheit iſt, binnen acht Tagen das Land zu räu»men . . .«

v. Wittſtock. Ich bin des Todes! wo flieh' ich hin? . . . Herr Brempel!

Brempel d. V. Fort aus meinem Hauſe! einen Verläumder? einen Beleidiger der Majeſtät? nicht einen Augenblick ... Herr Kronſtädt, hier haben Sie meine Tochter!

Kronſtädt. O meine Iſabelle! ich ſterbe vor Freuden.

Iſabelle. Meine Wünſche ſind erfüllet; ſo ſehr ich Herrn von Wittſtock bedaure.

v. Wittſtock. O die verfluchten Projekte! — (Zu Kronſtädt.) Lieber Freund! rathen Sie! helfen Sie mir!

Kronſtädt. Seyn Sie ruhig! Geben Sie die Thorheit, Projekte zu machen, von nun an, auf. Gehen Sie eine Zeitlang mit mir auf meine Güter. Sie ſind da ſicher. Man wird Ihre Verwegenheit vergeſſen, und Sie werden, wann Sie von dieſer Schwachheit geheilet ſind, vielleicht mit Ehren wieder erſcheinen können.

Drempel d.V. Wie? Sie wollten ...

Kronſtädt. Die kleinſte Vergütung, die ich Herrn von Wittſtock für den Verluſt Iſabellens ſchuldig bin.

Iſabelle. Ich ſchätze Sie dieſer Großmuth wegen deſto höher.

v. Wittſtock. Ich danke Ihnen auf den Knieen . . .

Kronſtädt. Was wollen Sie machen?

Brempel d. V. O ich will dem Himmel auf den Knien danken, daß er mich von der Gefahr, einen Projecktmacher zum Schwiegerſohne zu haben, befreyet hat!

Brempel d. S. Es lebe der Witz!

Hannchen (Ein wenig auf die Seite.) Nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Sie ſich nicht ſelbſt damit an Galgen bringen. Untergeſchobene Befehle? . . . doch ich ſchweige: das iſt wohl das erſtemal, daß Ihre Betrügereyen etwas Gutes geſtiftet haben.

Ende.

Walder.

In Einem Aufzuge.

Geſchrieben im Jahr 1769.

Perſonen.

Dolmon, der Vater.

Dolmon, älteſter Sohn, unter dem Namen **Walder**.

Dolmon, jüngſter Sohn.

Sophie, Walders Frau.

Dorchen und **Hannchen**, Walders und Sophiens Töchter.

Chriſtel, ein junger Burſch, Sohn eines Pachters.

Die Handlung geht vor einer kleinen Bauernhütte vor: gegen über ein Hölzchen.

Nach dem komiſchen Singſpiele Silvain, von Herrn Marmontel.

Erſter Auf

Walder (in einer ländlichen J [illegible], ein Gewehr in der Hand.) (S

Sophie.

Sage mir, lieber Mann, was dir fehlt? du haſt Etwas auf dem Herzen, und willſt mirs nicht geſtehen.

Walder. Nichts, nichts, liebe Frau. Ich bin nicht recht aufgeräumt, und will ein wenig auf die Jagd gehen: vielleicht verliert ſichs.

Sophie. Nicht aufgeräumt? Freylich wohl, das weiß ich: aber die Urſache — die wollte ich gern wiſſen und ſie — beynahe errathen!

Walder. Nun, welche?

Sophie. Nicht wahr? da du itzt im Begriff biſt, deine Tochter einem bloßen Pachters Sohne zu geben, ſo fällt dir deine Herkunft, und das Vermögen ein, das du haſt müſſen im Stiche laſſen? — Ach! wie viel koſte ich dir, liebſter Freund!

Walder. Weit weniger, als du werth biſt, gutes Kind. Du biſt mir mehr als Stand und Reichthümer, und haſt mir noch nie Urſache gegeben, meine Entſchließung auch nur auf Einen Augenblick zu bedauern. Ich habe dich ohne Einwilligung meines Vaters geheurathet: das iſt mein einziger Fehler. Er hat mich dafür mehr als zu ſehr beſtraft; mich enterbt, verbannt, dem Elende überlaſſen. Aber wäre er auch noch zehnmal ſtrenger geweſen, ſo würde ich doch den Feſſeln niemals entſagt haben, die mich an dich verbinden. Ich liebe ſie, ich verehre ſie, und ewig werden ſie mir liebens- und verehrungswürdig ſeyn.

Sophie. O ich weiß, daß du mich liebſt, der beſte Mann von der Welt biſt! aber dieſe Heurath . . .

Walder. Dieſe Heurath, die wir mit unſerer

Tochter vorhaben, bereue ich eben ſo wenig. Was heißt die Geburt? giebt ſie eine größre Würde, ein größer Recht, als die Würde und Rechte der Dankbarkeit? Ich bin dieſen rechtſchaffenen Leuten alles ſchuldig. Da meine Hände noch nicht von der Arbeit abgehärtet waren, arbeiteten ihre großmüthigen Hände unſere Felder um: verſüßten uns unſere Mühſeligkeiten, und waren unſer einziger Troſt.

Sophie. Ja gewiß, das waren ſie!

Walder. Ich, meine Kinder, und du waren unbekannt, von aller Welt verlaſſen, ungeſchickt, unſer Brod durch Handarbeit zu verdienen, und ohne ſie hätten wir umkommen müſſen. Ihre Sorgen, ihr unverdroſſener Beyſtand, war das Einzige, was uns erhielt. Bey ihnen allein fand ich Mitleid, und ein Mitleid, deſſen ich mich nicht ſchämen durfte, ein ſo zärtliches, ein ſo edles, das der wahren Freundſchaft ſo nahe kam, daß mein Herz ſich leicht dabey verkennen mußte.

Sophie. Wie wahr, liebſter Mann! Ganz gewiß können wir ihnen ihre Treue niemals genug vergelten. Aber laß mich nicht in meiner Unruhe.

Es muß dir alſo noch was anders auf dem Herzen liegen; geſteh mir es immer! Du verbirgſt ja ſonſt nichts vor mir, und ſeit ſechzehn Jahren bin ich deiner Vertraulichkeit ſo gewohnt . . . liebſt du mich nicht mehr?

Walder. Ich dich nicht lieben?

Sophie. Nun, wenn du das thuſt, wie kannſt du vor mir ein Geheimniß haben? Selbſt die Schmerzen ſind ſüße, wenn man ſie mit demjenigen theilen kann, was man liebt. Wie oft habe ich nicht deine, du meine Thränen getrocknet, und bin ich oder du deswegen unglücklicher geweſen?

Walder. Aber — Aber, es iſt auch grauſam, dasjenige zu betrüben, was wir lieben, zumal wenn es nicht zu ändern iſt.

Sophie. Ach! betrübe mich lieber, als daß du mir etwas verbirgſt. Die Ungewißheit iſt oft ſchrecklicher, als das Aergſte, was wir erfahren können.

Walder. Du willſt? — Es ſey! Du weißt, was wir in dem vorigen Beſitzer dieſer Güter für einen Herrn hatten! Gerecht, gütig, voller Menſchenliebe und Wohlwollen, unterſtüzte er den armen Landmann nach Kräften: »Ihr ſeyd alle meine Kinder,« ſagte er, »und ich will, daß Ihr die Früchte in Ruhe einärntet, die Ihr geſäet habt. Das Wild verwüſtet eure Felder: künftig ſollt Ihr nicht mehr entwaffnet ſeyn. Jeder hüte ſein Feld, und vertheidige es, ſo gut er kann! Ich trete euch allen einerley Rechte ab, und hier ſollt ihr von Niemand abhängen, als von Gott und den Geſetzen« — So dachte dieſer verehrungswürdige Mann.

Sophie. O der vortrefliche Herr! Nie hat er ſeines gleichen gehabt!

Walder. Wir haben ihn verloren . . .

Sophie. Ach! ich fühle wie du, daß ſein Verluſt ein wahres Unglück für uns iſt.

Walder. Ganz gewiß, und für mich, liebſte Sophie, mehr, als für irgend einen Menſchen. — Weißt du, wer hier ſein Nachfolger iſt? —

Sophie. Wer?

Walder. Mein Vater!

Sophie. Dein Vater?

Walder. Nicht anders. Er hat es ſeinen Erben abgekauft, und tritt den Beſitz davon meinem Bruder ab. Dieſen habe ich zwar nur ganz klein gekannt: aber, wie ich höre, misbrauchet er die Güte meines Vaters auf die unwürdigſte Art und verbittert ihm ſein Alter. Das ganze Dorf fürchtet in ihm einen Tyrannen, ſo ſtolz ſoll er ſeyn. Er kömmt mit einem großen Gepränge hier an, befiehlt, drohet, ja man ſagt ſogar, daß er verbieten werde mehr zu jagen.

Sophie. Ach! wie wirds uns gehen!

Walder. Wie Gott will. — Du ſiehſt, meine liebſte Sophie, ich bin ſchon wieder ruhig. Gehts nicht hier — die Welt iſt ja groß genug.

Sophie. O gewiß; und gute Menſchen, wie du, finden wieder gute wohlwollende Menſchen. Aber die Heurath mit unſerm Dorchen — ſoll denn die noch vor ſich gehen?

Walder. Nicht anders! — Laß dich gegen unſre Freunde ja nichts von unſerm Kummer merken. Nichts müſſe fehlen, was eine rechtſchaffene Armuth gewähren kann. Ich will ſehen, daß ich dir einen kleinen Braten in die Küche verſchaffe.

Sophie. Und ich will alles ſo gut machen, als mir möglich iſt. Du wirſt aber doch bald wieder kommen?

Walder. Unfehlbar. Ich werde nicht über ein paar Schritte zu gehen brauchen.

(Sie geht ins Haus.)

Zweyter Auftritt.

Walder (allein, der ſie mit ſeinen Augen begleitet.)

Was giebt die Liebe nicht für Muth! Ich darf ſie nur ſehen, ſo bin ich auch wieder ruhig. Arbeit und Dürftigkeit, alles hat das gute Weib mit mir ausgeſtanden, und nicht einen Augenblick nur eine verdrüßliche Miene darüber gemacht. — Aber nun; ſoll ich hier bleiben? Nein — je weiter von hier, deſto beſſer. Alles würde mich hier verrathen und den erſten Augenblick würde ich erkannt ſeyn. Den Schmerz und die Schande will ich mir doch erſparen. — Der Anblick eines erzürnten Vaters, der Stolz eines nichtswürdigen Bruders . . . Aber freylich, dich zu verlaſſen, du kleines Holz, das ich pflanzte, du wohlthätiges Feld, das ich anbaute, du niedrige Hütte, die ich bewohnte, und die mir ein Aufenthalt der Liebe und Ruhe war? — Wie weh, wie weh wird mir das thun!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie. Dorchen. Hannchen.

(Dorchen bringt zwey Stühle, einen für ihre Mutter, den andern für ihre Schweſter: ſie ſetzt ſie in Schatten des Geſträuchs.)

Sophie (zu Dorchen.) Recht hübſch! recht artig! gewiß wirſt du ihm ſo gefallen.

Hannchen. Und wie denn ich, liebe Mutter?

Sophie (zu Hannchen.) Auch gut. (Zu Dorchen.) Wir wollen uns ſetzen, und indeſſen von deinem Bräutigam ſchwatzen: denn der wird nicht lange außen ſeyn. — (Sophie und Dorchen ſetzen ſich, Hannchen bleibt ſtehen. Zu Dorchen.) Du ſollſt nun, meine Tochter, die Gefährtin eines Mannes und eine Hausmutter werden. Hier iſt vor allen Dingen nöthig . . (zu Hannchen.) Ah, ich dächte, mein Kind, du gingſt deiner Wege. Was ich ihr zu ſagen habe, geht dich wenig an: die Zeit wird dir nur dabey lang werden.

Hannchen. Warum, liebe Mutter? was ſie wiſſen ſoll, muß ich doch auch einmal lernen. Beſſer itzt, als darnach! dann kann ich euch der Mühe überheben.

Sophie. Gut; ſo bleib! . . . Dein Vater, liebes Dorchen, hat eine ſehr gute Wahl für dich getroffen. Eine ehrliche Familie, ein liebenswürdiger junger Burſch, der dich auch ſehr zu lieben ſcheint: alles dieß verſpricht dir ein glückliches Schickſal. Aber laß es dich nicht blenden! Das Glück iſt wandelbar, und oft ſo vorübergehend, wie eine ſchöne Blume: ein Mehlthau, ein Sturm, und ſie iſt dahin.

Hannchen. Ach! das habt Ihr uns ſchon oft geſagt, Mutter, wann ich und meine Schweſter uns auf unſre Schönheit Etwas zu gute thaten!

Sophie. Glaube auch nicht, mein Kind, daß du lauter glückliche Tage haben wirſt. Der ſchönſte hat immer noch ſeine Wolken.

Ein Mann iſt nicht allezeit morgen, was er heute war: doch die Liebe vermag alles, verſüßt alles. Gehorſam, Gefälligkeit, Sanftmuth, ſind die Waffen einer tugendhaften Frau, wodurch ſie alles überwinden und auch das unempfindlichſte Herz feſſeln kann.

Hannchen. Ah! das will ich mir ſchon merken, liebe Mutter: denn es wird doch an mich auch die Reihe kommen? Und wenn dann mein Mann recht böſe ſeyn wird, ſo will ich nicht mit ihm zanken; nein, ich will ihn ſo liebkoſen, ihm ſo ſchmeicheln ... meine Schweſter aber — o, die wird gewiß nicht ſo gefällig ſeyn.

Sophie. So? und warum nicht?

Hannchen. Der arme Chriſtel! noch geſtern haben ſie ſich mit einander gezankt.

Sophie (ſteht auf.) Gezankt?

Dorchen. Das alberne Mädchen weiß nicht, was ſie redt.

Hannchen. Ah, ich weiß gar wohl, was ich rede: es iſt doch wahr.

Dorchen. Glaubt es nicht, liebe Mutter!

Wir ſind als die beſten Freunde aus einander gegangen.

Hannchen. Ja freylich wohl, als die beſten Freunde, weil er ſo gut iſt, und gleich nachgiebt, gleich wieder vergißt.

Sophie. Nun, was habt Ihr denn zuſammen gehabt?

Dorchen. Je, da Chriſtel geſtern Abend vom Felde kam, ſuchte er mich, wie gewöhnlich, auf. Er, meine Schweſter, und ich, gingen alsdann fünf bis ſechsmal den Garten auf und nieder. Darnach, liebe Mutter, ſetzten wir uns; und darnach...

Hannchen. Und darnach, und darnach! was das nun für Umſtände ſind! Darnach ſchwatzte er ihr von ſeiner Liebe vor, und wollte wiſſen, ob ſie ihn wieder liebe? Er verlangte alſo nur die drey Wörtchen von ihr zu hören: ich liebe dich, und ſagte: „ſein ganzes Glück, ſein Leben hinge davon ab.“ Solltet Ihr wohl glauben, liebe Mutter, daß meine Schweſter ihm den Gefallen that?

Dorchen (lachend.) Hahaha.

Hannchen. O! ich habe wohl Unrecht?

Dorchen. Ey freylich wohl, biſt du klüger als ich?

Hannchen. Wenigſtens ſo klug, daß ich das nicht für ein Geheimniß halte, was ich mit jedem Augenblicke ſehen kann, und er ſehen muß, wenn er nicht blind iſt.

Sophie. Ey, ey, Hannchen! du geſehen! Was ſiehſt du denn, oder haſt du geſehen?

Hannchen. Das, was ſie ihm hartnäckig verſchwieg, ſo ſehr er ſie auch darum bat?

Sophie. Und das iſt?

Hannchen. Je nun, ſo bald Chriſtel nicht da iſt, hängt ſie das Köpfchen, iſt ſie traurig! Er kömmt, und ſie wird wie ein Scharlach roth, ſchlägt die Augen nieder, und kann kaum ein Wort hervorbringen. Ich pflücke ihr einen Strauß von ſchönſten Roſen und Veilchen; er iſt zerrupft, ehe ichs mich verſehe: Chriſtel bringt ihr einen — und wenns Maslieben und Vergiß mein nicht, wären, da heißts: »Schweſterchen, ſieh einmal, was für allerliebſte »Blumen!« Unverzüglich werden ſie auf den Kopf, oder an Buſen geſteckt, und ich glaube gar, ſie ſetzte ſie Abends in Waſſer, wenn ſie da nicht verwelkt wären.

Dorchen. Sagt mir nur, liebe Mutter, wie Ihr das Zeug anhören könnt!

Sophie. Laß ſie nur, ich hör's nicht ungerne. — Nun, weiter, Hannchen!

Hannchen. So hat ſie ſtets nur mit ihm zu thun: denkt ſtets an ihn, redt ſtets von ihm, es mag regnen oder die Sonne ſcheinen. Iſt der Tag ſchön; ſo iſt ers nur Chriſtels wegen. Regnet es; da iſt eine Noth: ach! der arme Chriſtel! wie wird er auf dem Felde naß werden! — Gerade, als ob der ganze Regen nur auf ihn herab fiel.

Sophie. Nun, Dorchen! iſt das alles wahr? — — Du ſchlägſt die Augen nieder?

Dorchen. Je nun —

Sophie. Je nun; ſo wär's nichts weiter, als was wir wünſchen — daß du ihn liebſt, daß dein Herz mit unſrer Wahl übereinſtimmt.

Dorchen. Und wer ſollte ihn nicht lieben, Mutter? Sein ganzes Beſtreben iſt ja, euch nur zu gefallen. Und meinen Vater — o wie er den liebt, wie er den verehrt! Nur dadurch hat er mich gerührt. Und da ich ſah, daß er euch gefiel, wie konnte er mir misfallen? Ihr nanntet ihn Sohn; Ach! dachte ich: wenn er ihr Sohn ſeyn ſoll, ſo muß ich wohl ſeine Frau werden.

Hannchen. Nun, und das ihm nicht ſagen zu wollen, da er ſo herzlich drum bat?

Sophie. Sey ruhig, Hannchen! Wenn er alles das ſah, was du geſehen haſt, ſo wird er ſie auch ziemlich verſtanden haben. Immer beſſer, die Mädchen ſind zu zurückhaltend, als zu vorwitzig: merke dir das Hannchen! — Du aber Dorchen, freue dich! Chriſtel verdient deine Liebe, ſo wie er meine und deines Vaters Freundſchaft verdient hat. Durch jene ſind wir auch nur vermögend dieſe zu belohnen, und durch das Geſchenk deines Herzens entledigeſt du uns einer Schuld, die wir ſonſt nie hätten abtragen können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtel.

Chriſtel. Ah! wie ſchön, daß ich euch alle hier beyſammen antreffe! Das ganze Dorf beneidet mich — Jedes möchte mein Mädchen gern auch haben, und ſie ſoll ich beſitzen, auf ewig beſitzen?

Sophie. Alſo biſt du nicht mehr böſe auf ſie?

Chriſtel. Ich? worüber?

Sophie. Daß ſie dir nicht hat ſagen wollen, wie ſehr ſie dich liebt?

Chriſtel. Ey, da hatte ich unrecht, und nicht ſie. Hätte ich ihrer Unſchuld und Schamhaftigkeit nicht ſchonen ſollen? Eben darum muß ich ſie nur noch mehr lieben.

Hannchen (vor ſich.) Ha, wieder was gelernt! Gut, daß ich das auf die Zukunft weiß.

Sophie. Ey, das iſt auch die Nachſicht zu weit getrieben, Chriſtel. Wiſſe alſo, daß Dorchen auch dich liebt! Hat ſie dirs nicht ſagen wollen, ſo will ich dirs ſagen: Dorchen liebt dich, liebt dich vielmehr, als ſie es auszuſprechen vermag. (Dorchen ſchlägt die Augen nieder und erröthet.) — Siehſt du, wie ſie roth wird?

Chriſtel. Sie liebt mich? Himmel! ſie liebt mich! (Er faßt ſie bey der Hand, und ſieht ſie zärtlich an.) O Dorchen! iſt es wahr, was mir deine Mutter ſagt?

Dorchen (ſchlägt die Augen nach ihm auf, mit einem Seufzer.) Ah, lieber Chriſtel! —

Sophie. Ganz gewiß. Ich rede in ihre Seele.

Hannchen. Und ich habe es ſchon lange gemerkt.

Chriſtel. O mein engliſches Dorchen! du liebſt mich alſo? — Wie glücklich! Wie unausſprechlich glücklich!

Sophie. Und wie glücklich, daß ich euch, meine guten Kinder, vereinigen ſoll = = = Aber wo iſt dein Vater? wird er nicht bald zu uns kommen?

Chriſtel. Mein Vater — ah! er iſt ganz böſe.

Sophie. Doch nicht auf uns?

Chriſtel. Je nun, beynahe. Er hat die Eheſtiftung geleſen: ſie gefällt ihm nicht, und er iſt zum Gerichtsverwalter gelaufen, damit er ſie ändere.

Sophie. Und warum denn das?

Chriſtel. Weil uns Walder Unrecht gethan.

Sophie. Mein Mann?

Dorchen. Unſer Vater euch Unrecht?

Chriſtel. Ja wohl. Iſt das billig? Ohne uns ein Wort davon zu ſagen, beraubt er ſich ſeines wenigen Vermögens, damit er ſeiner Tochter eine Mitgift geben kann?

Sophie. Und iſt das unbillig?

Chriſtel. Ja, — und nicht freundſchaftlich! Wir haben uns ſo geſchämt — Wäre er reicher, als mein Vater, ſo möcht's ſeyn: Aber ſich des Seini zu berauben, da wirs nicht brauchen? — Oder ſoll ich dafür noch bezahlet werden, daß ich ſo glücklich werde, als ich es in der Welt nur werden kann? Bringt ſie mir nicht zur Mitgift Schönheit und Tugend mit? Und ihr Herz — welch ein Reichthum! das will ich, und von dem Uebrigen Nichts, und der ganze Artikel iſt weggeſtrichen.

Sophie (gerührt.) Meine Tochter!

Dorchen. O Mutter!

Chriſtel. Dem Himmel ſey Dank! ich bin jung und ſtark. Unſre Felder ſind gut: Die Erde belohnt ihren Arbeiter. Was wollen wir mehr? behaltet das Biſchen, was Ihr habt, für die kleine Schweſter!

Hannchen. Der liebe Bruder!

Chriſtel. Genug, es ſoll meiner Frau an nichts fehlen.

Dorchen. Chriſtel! wie kann ich dir eine ſolche Liebe vergelten? und was kann mir bey einem ſolchen Herzen zu wünſchen übrig bleiben!

Hannchen. Wenn es viel ſolche giebt, ſo ſollte einem beynahe die Zeit lang werden, bis man groß wird.

Dorchen. Aber die viele Arbeit . . .

Chriſtel. Die wird unſre Speiſe deſto mehr würzen und unſere Ruhe deſto ſanfter machen.

Sophie. Recht, Chriſtel! Die Laſt, die die Liebe theilt, iſt leicht zu tragen.

Chriſtel. Ja wohl! eine frohe Stunde des Abends bey dir, wird mir ganze mühſame Tage voll Arbeit vergeſſen machen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Walder und etliche Jäger.

Walder (mit ſeinem Gewehr.) Geht hinein, meine Kinder! und — fürchtet euch vor nichts.

Sophie. Was geht vor, liebſter Mann?

Dorchen. Ach mein Vater! was wollen dieſe Leute?

Hannchen. Doch nichts Böſes?

Walder (zu Chriſteln.) Führe einmal meine Mädchen hinein, Chriſtel!

Sophie. Gewiß Leute des neuen Herrn! ich zittere.

Dorchen (zu Hannchen.) Er ſcheint unwillig zu ſeyn.

Chriſtel. Will euch jemand etwas zu Leide thun?

Walder. Ja, dieſe Burſche . . . . . doch laß mich, und ſetze dich nicht der Gefahr aus.

(Chriſtel läuft ins Haus, und kömmt mit einem Beile wieder heraus. Die Jäger, von denen jeder ein Gewehr hat, ſtellen ſich ans Holz: Walder und Chriſtel auf die Seite des Hauſes. Die Mutter und Töchter ſtehen in der Mitte des Theaters.

Einer der Jäger. Unverzüglich! das Gewehr her!

Ein Anderer. Gieb! oder . . .

Sophie. Ich bitte euch, guten Leute . . .

Dorchen. Mit Thränen bitten wir euch . . .

Hannchen. Ihr werdet doch nicht ſo unbarmherzig ſeyn . . .

Einer der Jäger. Das Gewehr her! ſage ich!

Walder. Und ich ſage euch, daß es nicht geſchehen wird.

Chriſtel. Der erſte, der uns zunahe kömmt, kriegt Eins vor'm Kopf.

Sophie. Ach! ſchießt nur nicht, ich bitte euch!

Einer der Jäger. Wie! Du willſt dich widerſetzen?

Walder. Nein, aber mich vertheidigen.

Chriſtel (zu Waldern.) Und ich werde euch beyſtehen. Unterſtehe ſich Einer und komme Einen Schritt näher!

Sophie. Erbarmt euch doch ſeiner armen Kinder!

Einer der Jäger. Ey! was gehn uns ſeine Kinder an. Er ſoll das Gewehr hergeben. (Er will auf ihn losgehen.)

Walder. Wagt es nicht! oder . . .

Sechster Auftritt.

Dolmon der Sohn, und die Vorigen.

Dolmon d. S. Ah! habt ihr ihn? . . . (zu den Jägern.) Nun, Kerle, warum greift Ihr nicht zu?

Walder. Halt, junger Menſch! — Wo ſich einer dieſer Leute an mir vergreift, ſo ſehen Sie ſich vor.

Dolmon d. S. Ich mich vorſehen? — Wer giebt dir denn das Recht hier zu Jagen?

Walder. Die Natur, die nicht verlangt, daß wir unſere Aernte, die Früchte unſers ſauern Schweißes und einer langen Mühe, den wilden Thieren zum Raube überlaſſen. Verbietet es der neue Beſitzer dieſer Güter, ſo werde ich der erſte ſeyn, der gehorchet.

Dolmon d. S. Gut, ſo kann es dir genug ſeyn, wenn ich, ſein Sohn und ſein Erbe, es verbiete.

Walder. Sie? ſein Erbe?

Dolmon d. S. Ja, kennſt du mich noch nicht?

Walder. O! Nunmehr nur allzugut, nach dem, was mir der Ruf von Ihnen geſagt hat!

Dolmon d. S. (mit einem gebieteriſchen Tone.) Ha, du ſollſt mich noch beſſer kennen lernen.

Walder. Ich zweifle nicht. Itzt aber bitte ich, etwas gelinder zu reden. Sie wiſſen noch nicht, wer wir ſind. Seyn Sie klüger und ſanftmüthiger, und verachten Sie nicht Leute, die vielleicht ſo viel — ich will nicht ſagen, mehr werth ſind, als Sie.

Dolmon d. S. Wie? mehr werth als ich? Dieſe Verwegenheit ſoll dir theuer zu ſtehen kommen! Gleich wird mein Vater hier ſeyn...

Walder (bey Seite.) Himmel! ſein Vater!

Dolmon d. S. Und der ſoll dich lehren, was es heißt, ſeinem Sohne den Gehorſam auf deſſen Gebiete verweigern.

(ab mit den Jägern.)

Siebenter Auftritt.

Walder. Sophie. Dorchen. Hannchen. Chriſtel.

Walder (bey Seite.) Hörteſt du, liebſte Frau? mein Vater hier! was wird aus mir werden! — (zu ſeinen Töchtern) Geht hinein, meine Kinder! (Dorchen und Hannchen gehen hinein.) Und du, guter

Chriſtel, warte bis ich dich rufen laſſe. (Chriſtel geht nach der andern Seite zu, er folgt aber mit ſeinen Augen dem jungen Dolmon und den Jägern.)

Achter Auftritt.

Walder. Sophie.

Walder. Was fange ich an? Mein Vater hier! mein Vater! — Wo werde ich mich verbergen, Sophie?

Sophie. Ach! ohne Zweifel wird er dich meinen Armen entreißen: denn ich habe dich den Seinigen entriſſen! doch ſein Zorn treffe mich, wenn er dir nur vergiebt, wenn du nur glücklich biſt.

Walder. Ich glücklich? ohne dich? nimmermehr! Will er ein Opfer haben, ſo muß ich es ſeyn: denn es war mein Verbrechen, daß ich dich liebte.

Sophie. Du oder ich: gleichviel! Ich leide noch mehr, wenn du leideſt. Wenn einmal dieß ſüße Band ſoll getrennt werden . . .

Walder. Getrennt? nichts, als der Tod ſoll es, kann es. Mein Vater war ſonſt nicht unempfindlich: vielleicht läßt er ſich unſre Thränen rühren.

Sophie. Wenn aber ſeine drohende Stimme ſagt: gehorche! Was dann?

Walder. So ſoll ihm meine ächzende Stimme antworten: unmöglich! Ich habe es heilig beſchworen, ich werde, ich will es halten, und nichts ſoll mich davon abwendig machen.

Sophie. O mein liebſtes Leben! Kann man der Stimme eines erzürnten Richters widerſtehen?

Walder. Als ob ich der nicht ſchon widerſtanden hätte! doch er iſt auch mein Vater, und vormals — ach! ein ſehr liebreicher, gütiger Vater.

Sophie. Und wann er dich nun mit dieſen Waffen der Liebe und Güte angreiſt: wann er dich bittet, wann er fleht! Du haſt ihn ſeit ſo langen Jahren nicht geſehen? wird ihm dein ſanftes Herz die Bitte der Liebe verſagen können?

Walder. Vielleicht nicht, wenn ich nicht dich, nicht meine Kinder hätte. Aber Ihr! ... o man muß nicht die Glückſeligkeit einer ſolchen Ehe, einer ſolchen Zärtlichkeit und Treue in einer ſo geliebten Gattin, wie du biſt, gefühlet haben, wenn man an ſeiner Standhaftigkeit zweifeln kann. Unſere Liebe war unſchuldig, und der Himmel beſchützet die Unſchuld.

Sophie. O daß er es thun möchte! . . . Aber, liebſter Mann, warum willſt du dich einem ſo harten Kampfe ausſetzen? Laß mich ihn zuerſt ſehen; er kennt mich nicht: vielleicht . . .

Walder. Meinethalben; vielleicht — vielleicht läßt ſich das väterliche Herz noch eher durch dich rühren, wenn er einen verkannten Werth ſieht . . .

Neunter Auftritt.

Chriſtel. Walder. Sophie.

Chriſtel. Ach! wie wird es uns gehen, lieber Walder! nun kömmt auch der Alte: und ſollte der beſſer ſeyn als ſein Sohn?

Walder. Alſo haſt du ihn geſehen?

Chriſtel. Freylich wohl, und er ſah mir noch fürchterlicher aus, als jener. Eine ſo traurige, finſtre Miene . . . Dort unten war's, daß ich ihn gehen ſah: hören konnte ich nichts, dazu war ich zu weit von ihm entfernet; aber ſehen — alles. Sein Sohn ſprach mit ihm, und ſo ſtund er — (er macht hier die Stellung des Vaters nach) und hörte ihm zu. Er ſchickte darauf den jungen Menſchen nach dem Schloße, wie ich aus ſeinen Geberden muthmaſete, und er ſelbſt nahm den Weg ganz allein hieher.

Walder. Alſo kömmt er hieher?

Chriſtel. Ja, und ich hätte geglaubt, er müſſe ſchon hier ſeyn: doch alte Füße laufen nicht, wie meine Rehfüße.

Walder. Geh, lieber Chriſtel, laß uns allein!

Chriſtel. Warum denn? Ich dächte, wenn zween für Einen Mann ſtehen . . .

Walder. Hier kömmt es auf kein Verfechten an. Folge mir! Geh zu meinen Kindern. Ich komme gleich nach.

(Chriſtel geht ins Haus.)

Zehnter Auftritt.

Sophie. Walder.

Walder. Ach Sophie! welch ein Kampf! ich bin außer mir!

Sophie. Faſſe Muth, lieber Walder, und laß mich. —

Walder. Ich muß, wenn ich auch nicht wollte. Ich würde — entweder verſtummen, oder in der Heftigkeit des Schmerzes vergeſſen, daß ich Sohn bin.

(Geht hinein.)

Eilfter Auftritt.

Sophie (allein.)

Und ich! was ſoll ich thun? was erwarten? wird er die ſchonen, die ſeinen Sohn zum Aufrührer gemacht, ihn ſeiner Liebe entriſſen, und über ſein graues Haupt ein ſolches Unglück gebracht hat? — Und was werde ich ſagen können? daß ich jung war, ein fühlendes Herz hatte, daß er mich, ich ihn liebte? Welche

Entſchuldigung bey einem erzürnten Vater! ... Doch, er ſtrafe mich! er räche den Kummer ſeines Alters an mir: o daß er nur meiner armen Kinder ſchonte! —

Zwölfter Auftritt.

Sophia. Dorchen. Hannchen.

Sophie. Ah! was wollt Ihr?

Dorchen. Der Vater ſchickt uns her, liebe Mutter: ach! er iſt ſo traurig, ſo niedergeſchlagen ...

Hannchen. Er wollte uns nicht ſehen laſſen, daß er weinte: aber ich ſah es gar wohl, wenn er gleich das Schnupftuch verhielt.

Dorchen. Sollte ihm ein neues Unglück begegnet ſeyn?

Sophie. Wenigſtens hat er es zu fürchten, meine Kinder. Sein und unſer neuer Herr wird in dem Augenblicke hier ſeyn, und zum Unglück das erſtemal ein Richter in ihm. (Zu Hannchen.) Unſer ganzes Schickſal hängt von ihm ab. Umfaßt ſeine Knie und fleht ihn um Mitleid an.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Dolmon der Vater.

Sophie, Dorchen und Hannchen. Ach! gnädiger Herr!

Dolmon d. V. Ha, vermuthlich ſeyd Ihr die Familie dieſes verwegnen Jägers?

Sophie. Ich bin deſſen Frau.

Dorchen. Und ich ſeine älteſte Tochter.

Hannchen. Und ich ſeine jüngſte.

Sophie. Iſt er ſtrafenswürdig, gnädiger Herr, ſo vergeben Sie ihm um meiner Kinder willen! Er iſt Vater, Ehegatte, unſer Erhalter und Beſchützer.

Dolmon d. V. Wißt Ihr aber, wie weit ſeine Unverſchämtheit gegangen? Es war ihm nicht genug, ſich zu widerſetzen, er hatte ſo gar die Kühnheit meinem Sohne zu drohen, ihm zu ſchmähen!

Sophie. Ihr Zorn ſcheint gerecht zu ſeyn, gnädiger Herr; allein, hören Sie uns, ehe Sie uns richten. Es iſt auf ſeiner Seite mehr Unwiſſenheit, als Verbrechen, wenn er Sie beleidigte. Die Jagd war, ehe Sie es verboten, erlaubt: in dieſer Meynung ging mein Mann . . .

Dolmon d. V. Das iſt ſeine geringſte Beleidi[illegible].

Sophie. Ach! ich weiß es. Er ſollte ſanfter, demüthiger in ſeinem Unglücke ſeyn, und ſich mit weniger Hitze vertheidiget haben. Aber ſein Fehler iſt von der lebhafteſten Reue begleitet. Ich kenne ihn: er würde itzt ſein Leben hingeben, wenn er es ungeſchehen machen könnte.

Dolmon d. V. Ich muß geſtehen, meine gute Frau: alles ſetzt mich an euch in Verwunderung. Eure Miene, euer Betragen, eure Ausdrücke... Ihr ſeyd unmöglich hier auf dem Lande gebohren und erzogen — (Sie ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt. Nach einer kleinen Pauſe.) Dieß Stillſchweigen bekräftiget es mir, Ja, ganz gewiß. Alles kündiget in euch eine Perſon von einer edlern Herkunft an. Nicht wahr?

Sophie. Ich kann es nicht läugnen, gnädiger Herr.

Dolmon d. V. Welch ein Schickſal hat euch zu dieſer Entfernung von der Welt gebracht?

Sophie. Ein Unglück, das ich vielleicht nicht verdiente! Aber in dieſer niedrigen Hütte, in die es mich verwieſen, fand ich Zufriedenheit und Freude, und ich würde ſie aufs neue darinne finden, wenn ich ſo glücklich wäre, Ihren Unwillen zu beſänftigen.

Dolmon d. V. Davon iſt itzt nicht die Rede, ſondern von dem Unglücke, das euch betraf . . .

Sophie. O dieß iſt vergeſſen, gnädiger Herr! Wenn Sie ſich daſſelbe rühren laſſen, und meinem Manne vergeben, dann werde ich ſelbſt nicht Urſache haben, mich über irgend Etwas zu beklagen. Das Glück iſt überall: ſeine Quelle liegt in unſerm Herzen. Ich genieße hier der ſüßeſten Zufriedenheit. Mein Mann, meine Kinder ſind für mich eine Welt. Er, der ſein hartes Schickſal mit Standhaftigkeit erträgt, hat großmüthige Freunde gefunden. Sie haben ihn unterſtützt. Zeit, Bedürfniß, Gewohnheit haben ſeine Hände zur mühſamſten Arbeit gehärtet. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, meine Kinder ſo gut als möglich zu erziehen. Zärtliche Sorgen, mit ein wenig Unruhe vermiſcht, eine ununterbrochene Ruhe, ein erquickender Schlaf, eine ſanfte und ungeſtörte Heiterkeit beym Anbruche des Morgens, das ſind unſere Freuden in dieſer Einſamkeit. Es giebt vielleicht lebhaftere, aber gewiß nicht reinere in der Welt.

Dolmon d. V. Ah! Mit Wahrheit ſagt Ihr, daß Ihr nicht Urſache habt euch zu beklagen: und ich ſelbſt könnte euch beneiden.

Sophie. Sie uns?

Dolmon d. V. Nicht anders. Ihr allein genießt der wahren Glückſeligkeiten des Lebens. Ihr regieret in den Herzen, die Ihr gebildet habt; Ihr liebet eure Kinder; Ihr ſeyd von ihnen geliebt. Ich? — ich habe auch Kinder; aber — bin ein unglücklicher Vater! das eine iſt für mich verloren, das Andere meiner Liebe unwürdig — Ja, ich habe viel Kummer!

Sophie. O daß wir Ihnen denſelben abnehmen, oder mit Ihnen theilen könnten!

Dolmon d. V. Umſonſt! doch ich werde ihn wenigſtens dadurch zu lindern ſuchen, daß ich euch Gutes thue. Eure Töchter, wie ich ſehe, nähern ſich dem Alter, wo man eine Verſorgung wünſchet. Denkt Ihr ſie etwa hier im Dorfe zu verheurathen?

Sophie. Ja, gnädiger Herr. Die älteſte iſt bereits verſprochen. Der Sohn eines unſerer Nachbarn, der uns viel zu Gute gethan, wird ſie heurathen. Ohne die itzt erſt vorgefallene traurige Begebenheit, würde der heutige Tag ihr Hochzeittag geweſen ſeyn. Mein Mann war eben ausgegangen, ein kleines Wildpret dazu zu ſchießen.

Dolmon d. V. Und ich ſollte einen ſo fröhlichen Tag ſtören? — Verzeiht mir, meine gute Frau! Ich habe Unrecht gethan, daß ich einen jungen hitzigen Menſchen angehört, deſſen Kopf ich kenne. (Zu Dorchen.) Ich will deine Ausſtattung über mich nehmen, meine Tochter.

Sophie. Sie, gnädiger Herr? . . .

Dorchen. Ach, gnädiger Herr!

Hannchen. Und die meinige, gnädiger Herr? . . .

Dolmon d. V. (zu Hannchen.) Auch für dich will ich ſorgen, liebes Kind, ſo bald du ſo alt als deine Schweſter ſeyn wirſt.

Hannchen. Es ſoll nicht an mir liegen, daß ich es nicht bald ſeyn werde.

Dolmon d. V. Du haſt mein Wort.

Hannchen. Und Sie meinen Dank.

Dolmon d. V. Ja, ich will ihr Vater ſeyn.

Sophie (außer ſich vor Freuden.) Ach! meine Kinder! . . . (ſie fallen ihm zu Füßen.)

Dolmon d. V. (der ſie aufhebt.) Zu viel, zu viel für eine ſo geringe Wohlthat! (bey Seite) Ihre Empfindſamkeit preßt mir Thränen aus! (zu Sophien.) — Ich will euren Mann ſprechen.

Sophie (zitternd.) Gott! meinen Mann? nein, niemals wird er es wagen.

Dolmon d. V. Holt ihn her: und ſeyd außer Sorgen. Ihr ſeht, daß ich bereit bin, ihn mit Freundlichkeit und Güte aufzunehmen.

(Sophie geht ins Haus.)

Vierzehnter Auftritt.

Dolmon der Vater. Dorchen. Hannchen.

Dorchen. Aber, gütiger, lieber Herr! Sie werden uns doch die Ehre erweiſen, und bey unſerer Hochzeit ſeyn?

Dolmon d. V. Ohne Zweifel, wenn ich dazu eingeladen werde. —

Dorchen. Ey; das verſteht ſich. Ich werde darüber vor Freuden auſſer mir ſeyn.

Hannchen. Und auch ich!

Dolmon d. V. Ihr liebt mich alſo, meine Kinder?

Hannchen. Das iſt auch eine Frage!

Dorchen (neiget ſich.) Ach ja! von ganzem Herzen.

Dolmon d. V. Ihr würdet es alſo wohl nicht ungerne ſehen, wenn ich bey euch bliebe?

Dorchen. Noch ſchöner!

Hannchen. Ja, kommen Sie und wohnen bey uns. Sie glauben nicht, wie ſehr wir hier einander lieben; und es iſt doch gewiß recht hübſch, zu lieben und geliebt zu werden.

Dolmon d. V. Ganz gewiß. Gut, ſo will ich kommen und bey euch wohnen. Aber werde ich denn auch von allen den übrigen eben ſo geliebt ſeyn, als Ihr mich zu lieben ſcheint?

Dorchen. O! unſer Vater iſt ſo gut . . .

Hannchen. Und unſre Mutter . . .

Dorchen. Und Chriſtel . . .

Hannchen. Was das eine will, will auch das andre.

Dorchen. Kein Zank, kein Eigenſinn, kein Widerwille . . .

Dolmon d. V. Ah, die engliſchen Kinder! — welche Freude! welche Unſchuld! — Aber gewiß! der Himmel giebt ſie nur ſolchen armen Leuten, denen er andere Glücksgüter verſagt hat. Wie gern, wie gern gäbe ich alles, was ich habe, dafür!

Hannchen. Warum ſeufzen Sie?

Dorchen. Vielleicht fallen wir dem Herrn zur Laſt, meine Schweſter!

Dolmon d. V. Nein, nein, meine Kinder!

Dorchen. Fehlt Ihnen was?

Hannchen. O! es muß Ihnen nichts fehlen. (Sie küſſen ihm die Hände.)

Dolmon d. V. Wie rührt Ihr mich, meine guten Kinder! . . . Ach! Ihr liebkoſet mich?

Hannchen. Ich ſehe Thränen von Ihren Wangen fließen? — O! laſſen Sie mich ſie abtrocknen. (Sie will ihm mit ihrer Schürze die Thränen abwiſchen.)

Dolmon d. V. Beſtes Mädchen! — (Stammelnd. Nein, ich kann nicht ausſprechen, was in meinem Herzen vorgeht. — Ich fühle ein Vergnügen, ſie zu ſehen — eine Wolluſt, ſie zu hören! — Vergebens widerſetze ich mich! Eine ſo zärtliche — eine ſo reizende Empſindung habe ich in meinem Leben nicht gehabt — Ah! — (Er umarmt ſie.)

Lezter Auftritt.

Die Vorigen. Walder. Sophie.
Chriſtel.

Walder. Himmel! was ſehe ich? — mein Vater umarmt meine Kinder?

Dolmon d. V. Gott! mein Sohn!

Walder (der ſich vor ihm nieder wirft.) Hier ſehen Sie ihn zu Ihren Füſſen, dieſen aufrühriſchen Sohn . . . Meine Frau, meine Kinder, kommt, umfaßt mit mir ſeine Knie.

Dolmon d. V. (zärtlich.) Ach! Unglücklicher! du hier?

Sophie. Ich allein bin ſtrafenswürdig.

Dolmon d. V. Wie? das iſt deine Frau?

Walder. Ja, ſie iſts, und die beſte ihres Geſchlechts. Strafen Sie den Vater und den Gemahl. Verzeihen Sie nur den armen Mädchen und der zärtlichſten Gattin! Sie ſind unſchuldig.

Dolmon d. V. Steht auf! — dieß deine Frau? dieß deine Kinder? Gott! — (Er umarmt die Mutter.) Tochter! edles Weib! ah, daß ich dich nicht eher gekannt! o der vielen glücklichen Stunden, die ich dadurch verloren, um ſo viel traurige an ihre Stelle zu ſetzen. — (Er umarmt die Töchter.) Und ihr, herrliche Mädchen! o daß ich euch nicht auf meinem Schooße erzogen habe! — (Er umarmt ſeinen Sohn.) So ſey denn dieß die Strafe für einen ſechzehnjährigen Kummer!

Walder. Ach! mein Vater!

Dolmon d. V. Dir iſt vergeben. Ich fühle, daß unſere Herzen mit einander Eins ſind! — Aber wer iſt der junge Menſch?

Walder. Einer meiner Freunde, der Sohn eines Vaters, dem ich alles hier ſchuldig bin, und dem ich verſprochen . . . aber erinnern Sie ſich, daß ich nie Ihr Angeſicht wieder zu ſehen glaubte — dem ich verſprochen . . .

Chriſtel (traurig) Ihr habt nichts verſprochen, mein guter Walder! Ich darf weiter keine Anſprüche machen. — Wenn mich mein Dorchen beklagt — ſo bin ich zufrieden.

Dolmon d. V. Sie ſollen für die Dienſte, die ſie dir geleiſtet haben, reichlich belohnet werden. Ich übernehme die Schuld . . .

Walder. Nein, mein Vater. Ich werde mich niemals im Glücke desjenigen ſchämen, der mich in meinem Unglücke aufrecht erhielt, und mir daſſelbe verſüßte. In dem Zuſtande, worin ich mich mit dieſer Familie befand, war ſeine Hand, die er meiner Tochter bot, Ehre für mich, und Glück für meine Tochter. Chriſtel hat mein Wort, und ihr Herz iſt eine Belohnung, die er verdienet hat. Erheben Sie dieſen jungen Mann mit ſeiner rechtſchaffenen Familie bis zu ſich. — Ach, mein liebſter Vater! Ja; — noch dieſen einzigen Beweis Ihrer Großmuth! —

Dolmon d. V. Es ſey! Mein zärtliches Vaterherz giebt nach. Deine Erkänntlichkeit zwingt auch meine Vorurtheile, ihre Rechte zu verehren. — Komm, Chriſtel! (Er nimmt ihn bey der Hand und führet ihn ganz verſtummt vor Freude zu Dorchen, und legt ihre Hände in einander. Beide küſſen Daimons ſeine und drücken ſie an ihr Herz.) Es iſt bisweilen gut zu zeigen, daß die bloße Tugend weit mehr werth iſt, als Geburt und Adel.

Ende des zweyten Theils.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

13 Von Hayley.

Philos. Ethica popul. 2209.

Ein
philoſophiſcher, hiſtoriſcher und moraliſcher
Verſuch
über
# die alten Jungfern.

Von
einem Freunde der Schweſterſchaft,
aus dem Engliſchen.

Erſter Band.

To unfold the ſage
And ſerious Doctrine of Virginity. *Milton's* Comus.

Περι τωνδε κορων εν τοις θαλαμοις γηρασκουσων ανιωμαι.
Aristophanes.

Nemo apud nos, qui idem tentaverit; nemo apud Graecos, qui vnus omnia ea tractaverit. — Res ardua, vetuſtis nouitatem dare, nouis auctoritatem, obſoletis nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae ſuae omnia. Itaque, etiam non aſſecutis, voluiſſe, abunde pulchrum atque magnificum eſt.
Plinii Hiſt. Nat. Praefatio.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1786.

Vorrede

des deutſchen Ueberſetzers.

Wenn der Ueberſetzer dieſes philoſophiſchen, hiſtoriſchen und moraliſchen Verſuchs über die alten Jungfern ſich nicht zu ſehr ſchmeichelt; ſo hofft er gewiß bey der ehrwürdigen Schweſterſchaft dieſes Standes unter ſeinen lieben Landsmänninnen durch eine Ueberſetzung deſſelbigen einigen Dank zu verdienen. Denn, wie zahlreich dieſelbe in ihren Gliedern auch in unſerm deutſchen Vaterlande iſt, braucht er wohl keinem, der geſunde Augen hat, und nur einen Blick um ſich her wirſt, zu ſagen: ja Viele wollen ſo gar ahnden, daß ſich die Anzahl derſelben in der Zukunft, leider! mehr vermehren, als vermindern werde. Die Veranlaſſung zu dieſer Beſorgniß gründet ſich auf mancherley Urſachen, die wohl einer genauen Prüfung werth wären. Vielleicht würde dadurch, wo nicht das ganze ſchöne Geſchlecht, (denn dieſe Vermuthung wäre zu kühn) doch wenigſtens ein und das andere Glied deſſelbigen aufmerkſam gemacht werden, ſie wohl zu beherzigen, darüber nachzudenken, und das Seinige nach allen Kräften beyzutragen, (wofern es nicht ausdrücklich in den Orden der alten Jungfern mit der Zeit einzutreten wünſcht,) damit die Anzahl derſelben ſich eher verminderte, als vermehrte. Allem Anſcheine nach wird der Leſer wohl nicht auf den Verdacht gerathen, daß eine von dieſen Urſachen die große Heiligkeit unſerer Jungfern iſt. Von den Gelübden, Ihre Jungfrauſchaft mit ins Grab zu nehmen, um ſich dadurch eine deſto höhere Stufe im Himmel zu erwerben, oder unter die Heiligen verſetzt zu werden, ſind ſie ſelbſt in den Ländern, wo man die heiligen Jungfern nach dem Calender zu tauſenden verehret, und die einen ziemlich großen Platz im Himmel einnehmen, ziemlich zurück gekommen: auch ſind ihre Seelſorger, Dank ſey es ihrer beſſern Einſicht in die apoſtoliſchen Ausſprüche! ſo entfernt von dem heiligen Eifer unſerer erſten Kirchenväter, der grauen Jungferſchaft Anhänger und Proſelyten anzuwerben, daß ſie vielmehr die erſten und betriebſamſten ſind, dem Eheſtande Recruten zu verſchaffen, und den erſten göttlichen Eheſegen, den die Natur des Menſchen ſo ſehr zuſagt: „Seyd fruchtbar und mehret euch!“ zu befördern: was mag alſo denn die Urſache des großen Zuwachſes von alten Jungfern in unſern

Tagen ſeyn? Eine Frage, deren Erörterung unlängſt in einem Club guter Freunde aufs Tapet kam. Unter mancherley Urſachen, die angeführet wurden, die ich aber mit Stillſchweigen übergehen will, weil ſie mehr die Lage einzelner Perſonen, als das ganze Geſchlecht angiengen, brachte ein alter Junggeſell das Journal der Moden aus dem Schubſacke, ſchlug mit der Hand darauf, und ſchrie: „Da ſehen ſie, das iſt die Urſache, warum es bey uns ſo viel alte „Jungfern giebt, und in der Zukunft „noch mehr geben wird, ſo wie es mich „zu einem alten Junggeſellen gemacht „hat!“ Wir lachten darüber, und ich, ein Beweibter, ſagte: wie er einer ſo unſchuldigen, artigen Schrift, die Künſte, Gewerbe und Geſchmack beförderte, wovon die Verfaſſer brave Ehemänner wären, denen es gewiß nicht in Sinn käme, dem Eheſtande einen Schlagbaum vorzuziehen, einen ſo kränkenden Vorwurf machen könnte? Freylich, verſetzte er, ſo wie man es dem Tubal, dem Erfinder des Eiſens und unſern Meſſerſchmidten, nicht zurechnen wird, wenn Leute Luſt haben, ſich die Kehlen abzuſchneiden. Indeſſen bat er uns, daß wir ihn begleiten möchten, und führte uns, (es war in der Oſtermeſſe) in Auerbachs Hof. „Hier,“ ſagte er, „folgt mir in dieß Gewölbe, welchem eine der berühmten Modehändlerinnen aus Paris vorſteht, und gebt wohl Achtung!“ Wir befolgten ſeine Anordnung, fanden den ganzen Laden von Damen und Fräuleins, Desmoiſellen, Jungfern und Jüngferchen, gedrungen voll, und dieſe unter ganzen Bergen von Hüthen, Hauben, Blumenkränzen und Bändern geſchäftig, wobey Namen genannt wurden, die auch die größten Etymologen nicht hätten enträzeln ſollen. Es flogen dabey die Ducaten und Louisd'ors nach Herzensluſt aus den zuſammenſchrumpfenden Beutelchen. — „Nun" ſagte er, nachdem wir lange genug zugeſehen und zugehört hatten, „habt ihr die Summen überrechnet, die hier für Flor, Hauben und Hüthe, zurück bleiben? Folgt nun dieſen Damen weiter in jenes Stoffgewölbe, in jenen Bandladen, in jenes Uhrgewölbe, zu jenem Juwelirer, zum Schneider, zum Schuſter, zum Friſeur. — Für den Henker! wer kann es da wagen, ein Mädchen zu heurathen, wenn er ein ehrlicher Kerl bleiben, andere Leute nicht betrügen, oder wann er ſtirbt, ſeine Wittwe und Kinder nicht in Schulden und Elend laſſen will? Wer heut zu Tage eine Frau nimmt, muß entweder den Verſtand verloren, oder einen unermeßlichen Schatz gefunden haben, oder ſich mit ſeiner Frau in ein wüſtes Eyland flüchten, wohin ihm keine wird folgen wol-

wollen. — Vor Zeiten ſchwuren ſie in einer frommen Schwärmerey, an den Altären der heiligen Jungfrau, ihr nachzuahmen, und ihre Jungferſchaft für eine andere Welt aufzubewahren: jetzt huldigen ſie der Göttin der Mode, die ſich den Junggeſellen ſo furchtbar, als der böſe Geiſt macht, der ſonſt die heiligen Jungfrauen zur Uebertretung ihrer Gelübde zu reizen ſuchte, daß ſie ſich nicht mehr an eine Jungferſchaft unter den Bedingungen der ehelichen Gelübde wagen, wenn ſie halbweg bey Beſonnenheit bleiben, oder ſich in den Tempel dieſer Göttin unter ihren Prieſterinnen nur einmal mit eingeſchlichen, mit ihren Geheimniſſen ein wenig bekannt gemacht, und den künftigen Aufwand zu dem, was ihre Beutel vermögen, berechnet haben. Fragt nun noch, wo die alten Jungfern herkommen?“ —

Doch, was für ein unglücklicher Einfall bringt mich auf dieſe Frage? Mag es doch der alten Jungfern viel oder wenig geben, oder die Urſache davon ſeyn, welche ſie wolle? Was geht das den Ueberſetzer an?

Bey dem folgenden Buche iſt es nicht die Abſicht, eine Unterſuchung anzuſtellen, warum dieſe Schweſterſchaft ſo zahlreich iſt, und täglich mehr überhand nimmt, oder der Vermehrung abzuhelfen; ſondern wie der Verfaſſer ſagt: „Die Herbſtſchönheiten gegen alles Unrecht, das man ihnen zufügen kann, zu „ſchützen, und, wo möglich, ſie in einen „Stand der Ehre, Zufriedenheit und „des Troſtes zu verſetzen,“ — und daß er dieſe vollkommen erreichet habe, glaubt der Ueberſetzer ſeinem Urtheile nach, ob es gleich hier auf das Urtheil der veralteten eheloſen Schönen mehr, als auf ſein eigenes ankömmt.

Der

Der engliſche Verfaſſer hofft, daß es künftig unter dem Namen des **Handbuchs der alten Jungfern** ſoll bekannt werden: vielleicht könnte man mit einer gewiſſen Anwendung jener Beywörter, womit man im bürgerlichen Leben drey Stände zu benennen pflegt, es durch den noch bedeutlichern Titel: **Lehr- Wehr- und Nährbuch der alten Jungfern** bezeichnen. Ein Lehrbuch, in ſo fern es gar herrliche Lebensſitten und Verhaltungsregeln für dieſen Stand enthält: ein Wehrbuch, ſubjektiviſch und objektiviſch, da es in gewiſſermaßen auf einer Seite eine Rüſtkammer voll brauchbarer moraliſcher Waffen für die guten Mädchen wird, und auf der andern ſie auch gegen die Anfälle fühlloſer Witzlinge in Schutz nimmt, die ſich ſo gern über dieſen Orden luſtig machen: ein Nährbuch, voller Nahrung für den Geiſt und das Herz, in angenehmen Erzählungen, in der Geſchichte ihres eigenen Ordens durch alle Perioden und Zeitalter, und der menſchlichen Verirrungen und Vorurtheile; und mithin weit kräftiger, als ſo manche ſchale Romane und Komödien, die bey den alten Jungfern oft mehr Hunger und Durſt nach den entzogenen Freuden des ehelichen Lebens erregen, als ſie über den Mangel deſſelbigen beruhigen könnten, und nichts als die Reue unerfüllter Wünſche zurück laſſen.

Der engliſche Verfaſſer, Herr Hayley, (wie man mit Wahrſcheinlichkeit ſagt,) iſt einer der vortrefflichſten Schriftſteller, und der erſten Dichter ſeiner Nation; man kann alſo ſchließen, wie geſchmackvoll ſein Werk, und wie elegant die häufig von ihm eingeſchobenen poetiſchen Ueberſetzungen und Gedichte ſind. Der deutſche Ueberſetzer hat es gewagt, was er von Gedichten in jeder Sprache fand, ebenfalls poetiſch zu überſetzen,

und

und ſich bey den griechiſchen und römiſchen Dichtern ſelbſt mehr an die Originale, als an Herrn Hayleys Ueberſetzung zu halten, da man in einer Ueberſetzung aus einer Ueberſetzung endlich leicht das Original, zumal bey dem metriſchen Zwange, verkennen kann; und wie glücklich wird er ſich ſchätzen, wenn er nur den zehnten Theil der Anmuth des Originals, in Abſicht auf das Ganze, erreicht hat. —

Die Zueignungsſchrift des Verfaſſers an eine berühmte Landsmännin und Schriftſtellerin von ihm, ſcheint ihm noch ein Plätzchen zu verdienen. Hier iſt ſie.

An
Miſtreß Eliſabeth Carter.

„Wertheſte Madam,

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Verehrung bezeige, ſo wie die Alten ihrer dreyfachen Diana zu thun pflegten, und dieß unter dreyerley verſchie-

„denen

„denen Charakteren, als einer Dichterin, als einer Philoſophin, und als einer alten Jungfer."

„Ob ſchon der letzte Name, nach gemeiner Schätzung, unter den zwey vorhergehenden ſteht, ſo muß ich doch geſtehen, daß es vorzüglich die Würde iſt, mit welcher Sie den letzten dieſer Titel behaupten, der mir den Wunſch erpreßt, Sie, als die Beſchützerin dieſer kleinen Bändchen anzuſehen, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzulegen."

„Ihre Tugenden und Ihre Talente veranlaſſen mich, Sie als die Präſidentin der keuſchen Schweſtergemeinde zu betrachten, deren Intereſſe ich in folgendem Werke zu befördern geſucht habe."

„Wenn Sie glücklicher Weiſe glauben, daß meine Arbeit meiner Abſicht entſpricht: ſo bin ich gewiß überzeugt, daß Sie dieſelbe mit Dank in Ihren eh-

„ren-

„renvollen Schuß nehmen werden. —
„Finden Sie aber auch, daß ich wie andere
„philoſophiſche Projektmacher mehr
„guten Willen, als Kräfte gehabt habe;
„ſo zweifle ich auch dann noch nicht, daß
„die liebreiche Verfaſſerin der ſchönen
„Ode an die Weisheit, die getreue und
„vortreffliche Ueberſetzerin des Epiktets,
„meiner guten Abſicht vollkommen Gerechtigkeit
„wiederfahren laſſen, und mit
„einer gefälligen, guten Laune dieſe aufrichtige
„Verehrung annehmen werde,
„von

„Ihrem

„eifrigen Bewunderer und
„gehorſamſten Diener,

„dem Verfaſſer.“

Inhalt
des erſten Bandes.

Vorrede des deutſchen Ueberſetzers.

Einleitung. Seite 1.

Erſter Abſchnitt.

Ueber die beſondern Fehler der alten Jungfern.

Kapitel I. Ueber den Zuſtand der alten Jungfern und das Betragen gegen dieſelbigen überhaupt 11.

Kapitel II. Ueber die Neugierde der alten Jungfern 32.

Kapitel III. Ueber die Leichtgläubigkeit der alten Jungfern 48.

Kapitel IV. Ueber die Ziererey der alten Jungfern 70.

Kapitel V. Ueber den Neid und die Mißgunſt der alten Jungfern 103.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber die beſondern guten Eigenſchaften der alten Jungfern.

Kapitel I. Ueber die Kunſtfähigkeit der alten Jungfern 149.

Kapitel II. Ueber die Geduld der alten Jungfern 187.

Kapitel III. Ueber die Mildthätigkeit der alten Jungfern 225.

Einleitung.

Nach dem Maaße, daß ein aufgeklärtes Wohlwollen und die wahre Philoſophie Fortgang gewonnen, liegt auch den Schriftſtellern das Beſtreben ob, ihre Feder zu einem Werkzeuge eines weſentlichen Dienſtes für die menſchliche Natur zu machen.

Mancher hohe Moraliſt, der den ganzen Kreis der vernünftigen Schöpfung umfaßt, findet in dem Entwurfe, dem Menſchen überhaupt eine wichtige Wohlthat angedeyen zu laſſen, ein Vergnügen: andere aber, die ihren Ehrgeiz auf einen engern Wirkungskreis einſchränken, laſſen ſich damit genügen, daß ſie zum Gegenſtande ihrer Aufmerkſamkeit eine einzelne Claſſe von Sterblichen wählen, die vermöge ihrer Lage beſondern Fehltritten ausgeſetzt iſt, oder unter beſondern und unverdienten Bedrückungen ſeufzt. Herr von Alembert, ein berühmter franzöſiſcher Philoſoph, hat einen wohlwollenden und vortrefflichen Verſuch über die unglücklichen Geſchöpfe, die Schriftſteller geſchrieben: und ein beobachtender, unermüdeter Philantropiſt unſers eigenen Landes *), hat mit eben ſo viel Menſchenliebe, als Schicklichkeit eine Abhandlung über die Schorſteinfeger heraus gegeben. Für ſo unähnlich man auch die reſpectiven Uebel dieſer verſchiedenen Leidenden halten mag,

ſo

---

*) Der liebenswürdige Reiſebeſchreiber, Herr Hanway, deſſen Feder ein halb Jahrhundert für den Dienſt der Menſchheit geſchäfftig geweſen.

ſo werden wir doch bey einer genauen Prüfung eine auffallende Aehnlichkeit, ſo wohl in den Dienſten finden, die ſie leiſten, als in den Drangſalen, die ſie dulden. Es iſt das Geſchäffte eines Autors, wenn er ſein Handwerk verſteht, die ſchwarzen, beißigen Theilchen, die ſich in dem Behältniſſe des Gehirns anlegen, wegzufegen, und dem Perikranium ſeines Leſers den Grad von Reinigkeit und Sauberkeit zu verſchaffen, den der Kehrbeſen des Schorſteinfegers dem Hauſe ſeines Beſitzers gewähret. Die Belohnungen, die dieſen Kameraden im Dienſte der Menſchheit gewöhnlich zu Theil werden, ſtehen auf gleiche Weiſe mit der Wohlthat, die ſie der Welt durch ihre Arbeit leiſten, eben ſo wenig im Verhältniſſe. Beyder Schickſal iſt bitter. Denn das Beißige des Rußes an ſich, kann in Vergleichung der Unruhen und Demüthigungen, als Süßigkeit angeſehen werden, welche das unglückliche Geſchöpf umgiebt, das ſein armſeliges, zweydeutiges Leben von den Arbeiten ſeiner Feder zieht. Man iſt daher ganz gewiß den menſchenfreundlichen Verſuchmachern in Frankreich und England, die ſich bemüht haben, die ſo ſchwer drückende Laſt, die dieſen beyden Claſſen von Menſchen auf den Schultern liegt, zu erleichtern, vielen Dank ſchuldig: doch gefalle ich mir in dem Gedanken, daß ich beydes, den engliſchen und franzöſiſchen Philantropiſten, übertreffen will, indem ich meine ſchriftſtelleriſchen Bemühungen einer Gattung von Weſen widme, die mir noch höhere Anſprüche auf die Hochachtung und den Schutz eines unternehmenden Weltweiſen zu haben ſcheinen: ich meyne die Schweſterſchaft der alten Jungfern: eine Schweſterſchaft, die vielleicht eben ſo viel unverdiente Drangſale zu erdulden hat, als die beyden obgemeldeten

deten leidenden Brüderſchaften, und zwar noch ohne den lindernden Troſt, den ſie gemeinſchaftlich durch die Vorſtellung erhalten, daß, ſo ſchlecht auch ihre Belohnung ſeyn mag, ſie doch eine nützliche und unentbehrliche Rolle in den ſo verwirrten Auftritten des menſchlichen Lebens ſpielen.

Ich widme mich alſo mit einer neuen Art von Donquixotismus dem Dienſte der alten Jungferſchaft. Meine Abſicht in dem gegenwärtigen Werke iſt, dieſe Herbſtſchönheiten gegen alles Unrecht, das man ihnen zufügen kann, zu vertheidigen, und wo möglich, ſie in einen Stand der Ehre, Zufriedenheit und des Troſtes zu verſetzen. — Ich will mit einigen wenigen Anmerkungen über die ausnehmende Grauſamkeit und Ungerechtigkeit der ſpöttiſchen Verachtung den Anfang machen, die ſo reichlich über die alten Jungfern überhaupt ausgeſchüttet wird, und auf die Folgen, die eine ſolche

Behandlung haben muß, nämlich ſie zu kränken, zu verbittern, und ihren Charakter herab zu würdigen. Ferner will ich die beſondern Fehler anzeigen, die dieſem Stande vornehmlich eigen ſind; aber auch bey den beſſern Eigenſchaften verweilen, die er zu begünſtigen pflegt. Dann will ich eine allgemeine Ueberſicht von den verſchiedenen Arten des Nachtheils oder der Ehre nehmen, die das Loos der alten Jungfern in den verſchiedenen Zeitaltern der Welt geweſen: und wann ich endlich den gegenwärtigen Zuſtand der Schweſterſchaft werde geprüft haben, werde ich mit Nutzanwendungen des Troſtes und des guten Rathes ſchließen.

Nachdem ich nun den Inhalt meines Verſuchs dargelegt habe, ſo ſey mir erlaubt, die alten Jungfern, für deren Waffenträger ich mich hiermit erkläre, zu verſichern, daß ich mich äußerſt beſtreben

ben werde, ihnen ſowohl Vergnügen als Unterricht zu verſchaffen.

> Vom Ernſten hoff' ich ſo zum Luſtigen,
> Und von dem Heiterem zum Ernſten fortzuſchreiten.

Und, wenn meine Kräfte meinen Wünſchen gleich kommen, ſo ſchmeichle ich mir ſelbſt, daß mein wohlwollendes Werk von ihnen ſo ſehr ſoll begünſtiget werden, daß es zu ſeiner Zeit unter dem noch ſchmeichelhaftern Namen, des **Handbuchs der alten Jungfern**, ſoll bekannt ſeyn.

Da die Wirkung eines guten Rathes meiſtens in gleichem Verhältniſſe mit der Achtung ſteht, die man für ſeinen Verfaſſer hat, ſo erlaube man mir, doch ohne mich deswegen einer Eitelkeit zu beſchuldigen, daß ich noch etwas weniges von meinem uneigennützigen Verfahren bey Abfaſſung dieſes Verſuchs ſage. Wollte ich eben die Zeit und Mühe zum

Beſten anderer leidenden Geſellſchaften, namentlich die, von unſern verworfenen Befehlshabern oder abgeſetzten Miniſtern, verwenden, ſo würde es mir nicht ſchwer halten, (die Sache mag noch ſo widerſinnig ſcheinen, als ſie will) entweder eine Stelle oder einen jährlichen Gehalt durch eine ſolche Arbeit zu gewinnen: denn es ſcheint eine Staatsmaxime zu ſeyn, ſolche öffentliche Staatsbedienten, die vorzüglich mit dem öffentlichen Abſcheue belaſtet ſind, wieder mit Stellen zu verſorgen, und ie tiefer ein abgedankter Staatsmann in Verachtung ſinkt, deſto höher wird er, wie man ſieht, an zunehmender Gewalt ſteigen. Aber in gegenwärtigem Falle kann ich keine ſolche Ausſicht haben, die meine Feder in Gang brächte: denn ob man gleich von den Perſonen, für die ich ſchreibe, nicht ſagen kann, daß ſie die vorzügliche Gunſt des Publikums beſitzen; ſo betheure ich

doch

doch aufs feyerlichſte, daß mir die Erwartung nicht in Sinn kömmt, als ob irgend eine von ihnen in dem Kabinete irgend eines Potentaten, oder erſten Miniſters in allen Königreichen von Europa den Zutritt, oder irgend einen Einfluß auf die vereinigten Staaten von Amerika haben würde.

Noch ein Wort über mein Titelblatt, und damit will ich meine Einleitung beſchließen. — Ich fürchtete anfangs, der Titel **Eines Verſuchs über die alten Jungfern** möchte, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Titel eines Werks, das unſere ganze Nation in eine Gährung brachte, als ein gewiſſes Privatindecorum zum Werkzeuge einer öffentlichen Aergerniß gemacht wurde, einige wenige delikate Leſer an ſich locken. Doch habe ich ſeit dem überlegt, daß, wenn ſich ein ſolcher betrogen findet, er, (denn Leſer dieſer Art müſſen doch wohl männlichen Geſchlechts ſeyn) er ſich für ſeine laſterhafte Erwartung durch den Verluſt des wenigen Geldes, daß ihm dieſe Blätter koſten werden, wird beſtraft ſehen. Ganz gewiß aber wird er ſich betrügen, da der einzige Zweck dieſes Verſuchs ſeyn wird, den Umlauf gutherziger Geſinnungen, und einer guten Laune in Körpern zu befördern, bey denen man eine öftere Stockung vermuthet. Dieſes heilſame und lobenswürdige Vorhaben werde ich bald durch ein ſehr ernſthaftes, bald durch ein lächelndes Geſichte zu bewirken ſuchen; doch ſo, daß ich nie die Gränzen der Beſcheidenheit und der guten Sitten überſchreiten werde.

Ein Verſuch
über
# die alten Jungfern.

Erſter Abſchnitt.
Die beſondern Fehler alter Jungfern.

Erſtes Kapitel.
Ueber die Lage der alten Jungfern, und das Betragen gegen dieſelbigen überhaupt.

Ich wünſchte wohl das Beyſpiel der alten Philoſophen nachahmen zu können, die ein neues ausgearbeitetes Werk mit irgend einer wichtigen Worterklärung anfangen, um ſich vor den kleinen Einwendungen in Sicherheit zu ſetzen, die ſo oft aus Zweydeutigkeit und Mißverſtändniß entſtehen. — Solchen

chen Einwürfen aber fürchtete ich ausgeſetzt zu ſeyn, wenn ich nicht den Perioden deutlich zu beſtimmen ſuchte, wann dieſer Stand ſeinen Anfang genommen, den ich zum Inhalte eines moraliſchen Verſuchs gewählet habe: und in dieſer Furcht war ich im Begriff, eine alte Jungfer, als eine unverheurathete Weibsperſon zu definiren, die ihr vierzigſtes Jahr zurück gelegt hat. Obgleich müßige Witzlinge meine Erklärung für zu ſchwankend, als daß ſie nach der ſtrengſten Philoſophie ſollte abgefaßt ſeyn, würden getadelt haben; ſo bin ich doch überzeugt, daß jeder nüchterne Leſer ſie für unſern gegenwärtigen Zweck beſtimmt genug würde gefunden haben.

Doch ach! eben ſo ſehr fürchte ich, daß jede wohlwollende Perſon, die ein Werk anfängt, um ſich einen gewiſſen Theil ihrer Gattung geneigt zu machen, mit unerwarteten Schwürigkeiten, ſo wie ſie fortſchreitet, könne überraſcht werden. Gleich beym Anfange meiner gegenwärtigen Arbeit iſt mir eine dergleichen unerwartete, und ſo beunruhigende Verlegenheit aufgeſtoßen, daß ich es für meinen eigenen

Vortheil für zuträglich halte, wenn ich meinen Leſern eine aufrichtige Erzählung davon mache. Dieſe Verlegenheit entſtund aus meinem Verlangen, auf eine unwiderlegliche Art die Epoke der alten Jungferſchaft zu beſtimmen: ein Ausdruck, deſſen ich mich in der That ohne alle Autorität, auf die ich mich berufen könnte, bediene: da ich aber über einen neuen Zweig der Philoſophie ſchreibe, ſo ſey es mir auch erlaubt, mich des philoſophiſchen Privilegiums zu bedienen, ſolche neue Wörter zu machen, als mein Originalwerk erfodern mag. — Doch, ich fahre in der Erzählung meiner Verlegenheit fort. Bey dem Umgange mit Leuten von jedem Alter, hauptſächlich des weiblichen Geſchlechts, bemerkte ich, daß ſie ſehr unbeſtimmte und mißhellige Begriffe von dieſer Epoke hatten, die ich durch ihre Hülfe zu berichtigen ſuchte. Die jungen Frauenzimmer von zwanzig Jahren wollten alle ihre unverheuratheten Freundinnen, die ihr dreyßigſtes Jahr zurück gelegt hatten, durchaus für alte Jungfern gehalten wiſſen: die von dreyßig ſetzten ſie auf fünf und vierzig zurück, und eini-

einige Damen von funfzig überzeugten mich; wie verſchieden ſie dachten, indem ſie andere, die drey oder vier Jahre jünger, als ſie ſelbſt waren, mit dem kindiſchen Namen der Mädchen belegten: und daraus ſchloß ich, daß ſie die Epoke, von der ich rede, wenigſtens auf das Alter von ſechzig legten. Da ich es unmöglich fand, aus ſo verſchiedenen Stimmen in der weiblichen Welt eine übereinſtimmende und genugthuende Meynung heraus zu ziehen, ſo nahm ich meine Zuflucht zu den tiefſten Philoſophen von meiner Bekanntſchaft: aber ach! meine Verlegenheit wuchs deſto mehr, ie mehr ich Perſonen darüber zu Rathe zog. Einer dieſer gelehrten Herren, der zum Unglück für ſeine eigene Glückſeligkeit eben ſo viel Zweifelſucht, als Gelehrſamkeit beſaß, machte einen Verſuch, mein ganzes philoſophiſches Werk in der Geburt zu erſticken, indem er behauptete, daß alte Jungfern durchaus Undinge, Nonentitäten wären: und foderte mich ſpöttiſch auf, einen ſcientifiſchen Beweis für ihre Exiſtenz zu führen. Ich überließ dieſen leichtfertigen Skeptiker dem vollen Genuſſe ſeiner eige-

eigenen ſarcaſtiſchen Laune, und zog einen berühmten Arzt von einem entgegen geſetzten Charakter zu Rathe, der vor kurzem ein liebenswürdiges Frauenzimmer von drey und vierzig Jahren geheurathet hat, und zu Folge dieſer Vereinigung, von ihr gerade zu der Zeit zu einem glücklichen Vater eines feinen Jungen war gemacht worden. Dieſer weit aufrichtigere Gelehrte beſtritt mich ſehr nachdrücklich, daß ich ledigen Frauenzimmern von vierzig den Namen alter Jungfern gegeben: denn er behauptete, daß jedes weibliche Geſchöpf für ein Glied des jugendlichen Standes ſollte gehalten werden, ſo lange ſie vermögend wäre, einen Mann ſo glücklich zu machen, als er durch die ſeinige wäre gemacht worden. Ich fühlte das ganze Gewicht eines ſo lebendigen Beweiſes, das dieſer ſo gründliche Logiker wider mich anführte. In dieſer Verlegenheit beſchloß ich, meine philoſophiſche Genauigkeit meiner Politeſſe aufzuopfern, und anſtatt alſo den Anfang mit einer bejahenden Beſchreibung zu machen, will ich lieber dem gefährlichen Geſchäffte ausweichen, eine beſtimmte Linie für den

An-

Anfang der Epoke der alten Jungferſchaft zu ziehen: ſondern da ich bemerkt, daß die Welt überhaupt ſtatt der kräftigen gutherzigen Sinnesart meines Freundes, des Arztes, immer die unverheuratheten Frauenzimmer von vierzig mit dem unwillkommenen Titel der alten Jungfern belegt, lieber dieſem allgemeinen Vorurtheile in gewiſſermaßen bey einem ſolchen Dilemma nachgeben, wo weder weiblicher Witz noch männlicher Verſtand mir eine genugthuende Richtungslinie anweiſen konnten.

Man bemerke alſo, daß ich durch mein Verfahren bey dieſem ſo kützlichen Punkte, mich auf eine edelmüthige Art der guten Mädchen, für die ich ſchreibe, ſelbſt auf die ſchmerzliche Gefahr ihres Mißfallens, annehme: denn, wenn ſie behaupten ſollten, was ich doch nicht zuzugeben Willens bin, daß ein lediges Frauenzimmer von vierzig, nicht mit der ſtrengſten Schicklichkeit eine alte Jungfer könne genannt werden; ſo iſt doch große Gefahr da, daß ſie dergleichen in dem gehörigen Fortſchritte der Zeit werden wird: wenn ſie alſo auch nicht ein erklärtes Mitglied der Schweſterſchaft iſt, ſo kann ſie doch als eine Novize angeſehen werden, und als eine ſolche gehen ſie doch ungezweifelt alle die heilſamen Warnungen an, die ich dieſem verſpotteten, und doch ſo ehrwürdigen Orden gebe.

Ich bitte alſo meine ſchönen, noch unverehlichten Freundinnen, alsdann, wann ſie in dem Alter ſind, wo ſie ſich ſelbſt für vierzig ausgeben, ſich ſo anzuſehen, als ob ſie, wo nicht ſchon unter der Thüre, doch wenigſtens auf der Schwelle ſtünden, die zu dieſer Gemeinde, von der ich ſchreibe, führet. Ich erſuche ſie, zu beherzigen, welche Eigenſchaften, und was für eine Aufführung ſich für den Charakter am meiſten ſchicken, zu dem ſie ſich vorbereiten; was ſie am wirkſamſten vor dem Lächerlichen und den Vorwürfen ſchützen, die Anfechtungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, mindern, und ihnen den meiſten Troſt gewähren kann. Dieß ſind wahrhaftig Punkte, welche ſie zu ihrem eigenen Vortheile ſtudieren müſſen: es iſt aber mein Ehrgeiz, ihnen zu Erreichung einer ſo nützlichen Kenntniß behülflich zu ſeyn, und wofern mich nicht die Art von wohlwollender Täuſchung hintergeht, der ein Philoſoph ganz beſonders ausgeſetzt iſt, ſo werden ſie ſich ſelbſt durch ein fleißiges Leſen dieſer kleinen Bändchen weiſer und glücklicher machen können.

Wir wollen alſo einen Blick auf die Umſtände werfen, die ſich meiſtentheils bey einer alten Jungfer zu der Zeit finden, wann ſie zuerſt dieſen Namen erhält. Hat ſie eine feine Erziehung erhalten — und mit dieſen rede ich hier — ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie die lebhaften Jahre ihrer Jugend in der gemächlichen Behauſung eines reichen Vaters zugebracht hat, und nunmehr ihren Wohnplatz in einem engen Quartiere einer kleinen Landſtadt aufſchlagen muß, wo ſie mit der Bedienung einer einzelnen Magd vorlieb zu nehmen, und von der Rente von ein oder zwey tauſend Pfund jährlich zu leben genöthiget iſt, die ihr mit Widerwillen, und vielleicht ſehr unordentlich von einem geizigen oder verſchwenderiſchen Bruder bezahlet werden, der einen ſolchen Gehalt als einen drückenden Abzug von ſei-

ſeinem väterlichen Vermögen anſieht. Dieß iſt nur allzu oft die Lage, in der ſich die unverheuratheten Töchter unſerer engliſchen Standesperſonen befinden. Einen ſo unveränderten Zuſtand aber mit der Heiterkeit und Zufriedenheit zu ertragen, die wirklich verſchiedene dieſer ſchönen Leidträgerinnen beſitzen, dazu gehört eine edelmüthige Standhaftigkeit, oder vielmehr Würde der Seele; eine Eigenſchaft, die viele große Männer unter gleichen veränderten Glücksumſtänden nicht bewieſen haben, und die mithin dieſen zärtlichern Beſitzerinnen doppelte Ehre machen ſollte: zumal, wann wir noch hinzu ſetzen, daß die Demüthigungen, die mit ihren ſo ſehr geſunkenen Glücksumſtänden verbunden ſind, noch um ein großes durch ihre fehlgeſchlagene Erwartung in dem großen Gegenſtande der weiblichen Hoffnung muß verbittert werden. Ohne im mindeſten der weiblichen Delikateſſe zu nahe zu treten, können wir doch mit Recht voraus ſetzen, daß es der natürliche Wunſch und die Erwartung jedes liebenswürdigen Mädchens iſt, glücklich verheurathet zu werden, und daß eine ſolche fehlgeſchlagene Erwartung, — die Urſache mag ſeyn, welche ſie wolle, — unvermeidlich manche unangenehme und niederdrückende Empfindung erregen muß:

Denn wer, der kalten Jungfrauſchaft ein Raub,
Gab je der Heurath ſüße Hoffnung auf?
Entſagte gern dem künftgen Hochzeittag,
Und warf den Blick nicht ſchmachtend hinter ſich?

wenn es mir anders erlaubt iſt, eine berühmte Stelle eines mit Recht bewunderten Dichters zu parodiren, der ſich ſelbſt, (ob ich gleich nichts durch dieſen Ausdruck ſeinem Genie oder ſeinen Tugenden etwas entziehen will,) eine alte Jungfer in Beinkleidern nannte, oder in ſeiner eigenen ſtarken poetiſchen Sprache

Ein einſam Bienchen ohne Stock
Voll aufbewahrter Süßigkeiten.

Eine alte Jungfer kann in der That ſehr oft nicht nur als eine einſame Biene, ſondern auch als eine Biene in den finſtern und kältenden Tagen angeſehen werden, wann die Abreiſe der Sonne ihrem ganzen lebhaften Umherflattern

flattern ein Ende macht, und ihr bloß noch die Kraft, ſchwerfällig zu einem Stande der Schwachheit und Muthloſigkeit hin zu kriechen, übrig läßt. Iſt ihr Herz vorzüglich von der Natur gemacht, die liebesvolle und herzentzückende aller menſchlichen Verbindungen zu wünſchen und zu ſchmücken, ſo wird ſie das grauſame Schickſal, das ihr der Weg dazu verſchloſſen hat, um ſo viel mehr fühlen, und ſo hart ihr daſſelbe ſchon an ſich ſcheint, ſo wird ihr Elend ſehr oft nach dem Maaße der Verdienſte ſteigen, die ihr gerechte Anſprüche auf dieſe Glückſeligkeit gaben. Ein Weſen von einer glühenden Empfindſamkeit braucht ein gehöriges Feld, wo es alle ſeine edelmüthigen Gefühle äußern, und um ſich her verbreiten kann: und wann ihr dieß verſaget iſt, ſo wird eine ſolche Verdämmung das Aergſte aller Uebel, eine Art von Stockung, ſo wohl im Herzen als in der Seele, ja eine Unordnung verurſachen, für die die Sprache keinen Namen findet, und die, da es ein Zuſammenfluß von geiſtiger und körperlicher Krankheit iſt, weit ſchrecklicher zu ertragen und weit ſchwerer zu heilen wird, als irgend eine beſtimmte Krankheit, beydes, an Seele und Leibe. Eindrücken dieſer Art, ſchreibe ich die außerordentliche Begebenheit zu, die uns Plutarch in ſeinen moraliſchen Verſuchen aufbehalten, und deſſen auch zween ſeiner neuern liebenswürdigen Miteiferer in der Sittenlehre, Montaigne und Addiſon, gedacht haben, ich meyne den Selbſtmord der mileſiſchen Jungfrauen. Dieſe unverheuratheten armen weiblichen Geſchöpfe zu Miletus hatten eine ſolche Begierde zu ſterben, daß ſie nicht eher vom Selbſtmorde konnten abgehalten werden, als bis ein Geſetz ausgebracht wurde, welches den Abſcheu vor dem Leben dadurch überwältigte, daß man die Schrecken der Schamhaftigkeit durch die Verordnung aufweckte, daß der Körper einer jeden, die ihrer Exiſtenz ein Ende machte, in den Straßen ihres Geburtsortes nackend zur Schau ſollte ausgeſtellt werden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß dieſe unglücklichen Opfer der Verzweiflung den Perioden des menſchlichen Lebens erreicht hatten, von dem ich rede, weil Plutarch, da er von den Perſonen ſpricht, die ſie von ihrem

ſchreck-

ſchrecklichen Vorhaben abzuziehen ſuchten, bloß von ihren Vätern, Müttern und Freunden, redet. Daraus können wir ſicher ſchließen, daß keiner von dieſen Mädchen ein Liebhaber zurück blieb, ein Umſtand, den, wie ich glaube, die Aerzte für zureichend halten werden, als die ſichere Urſache ihres Todes anzugeben, ohne daß ſie ihn, wie Plutarch zu äußern ſcheint, einer anſteckenden Krankheit, die aus einer faulen Luft herrührte, zuzuſchreiben brauchen: denn ſonſt müßten die verheuratheten Männer und Weiber zu Miletus wahrſcheinlicher Weiſe davon ebenfalls ſeyn angeſteckt worden*). Freylich iſt es wahr, daß die Jahrbücher der neuen Geſchichte ſchwerlich einen ſo authentiſchen und traurigen Beweis der verzweifelnden Jungferſchaft

dar-

---

*) Meine Muthmaßung wird durch die Meynung des gelehrten Sennerts beſtätiget, der ein medeciniſches Syſtem in 2. ungeheuren Foliobänden heraus gegeben, in dem er ein Kapitel der intereſſanten Beſchwerung gewidmet, **die Melankoley der Jungfern und Wittben.** Vid. Sennerti Practicae, Lib. IV. Pars II. Sect. 3. cap. 6.

darbieten, und vielleicht werden auch manche erbitterte alte Jungfern die Schlußfolge, die ich aus der Erzählung des Plutarch gezogen habe, mit großem Unwillen tadeln. Es iſt aber das Unglück ſolcher aufgebrachten Frauenzimmer, daß ſie ihre Freunde für ihre Feinde halten, und mithin einen Ausdruck des Mitleids für die Leidenden ihrer Schweſterſchaft als eine Beleidigung ihrer ſelbſt anſehen — denn ſie, ihrer Seits, thun ſich was darauf zu gute, wenn ſie erklären können, daß ſie den Stand einer alten Jungfer für den allertröſtlichſten im menſchlichen Leben halten: es, iſt der Stand ihrer Wahl, den jedes weiſe Frauenzimmer wählen ſollte. Ich ſehe indeſſen alle ſolche Erklärungen für eine Art ſchlecht erbauter Schutzwehre an, die ein mißverſtandener Stolz aufgeworfen hat, um eine ungemächliche Lage dahinter zu verſtecken. Ich würde daher allen meinen ſchönen Freundinnen von einer ſanftern Gemüthsart rathen, ſich aus dem unhaltbaren Werke heraus zu ziehen, um ſich durch eine edlere Art von Vertheidigung in Sicherheit zu ſetzen. Die alte Jungfer, die vervorgiebt, daß ſie nie zu heurathen wünſche, liefert die ſtrengſte Satyre gegen ihr eigen Herz. Wie ganz leer von Zärtlichkeit und von jedem liebesvollen Eindrucke muß das weibliche Geſchöpf ſeyn, die niemals in ihrem Leben wünſchte, die Pflichten eines Standes zu übernehmen, oder deſſen Freuden zu genießen, zu dem alle menſchliche Weſen durch die Stimme der Natur und der Vernunft eingeladen werden! In der That iſt eine ſo gänzliche Leerheit von einem ſo unſchuldigen, oder vielmehr lobenswürdigen Begehren, kaum möglich; und die alte Jungfrau, die dieſe Sprache führt, trägt gewiß nach Jedermanns Gedanken die unangenehme Maske der Heucheley. Ich würde daher ſehr wünſchen, daß, wenn ſie Veranlaſſung hat, von dem hochzeitlichen Stande zu ſprechen, ſie es mit der **geheimnißvollen Ehrerbietung** thun möchte, mit der die erhabenſten Dichter ſie, wie billig, behandelt haben; um ihre eigene Ausſchließung von demſelbigen nicht als eine Folge ihrer Wahl, die aus einem kalten und unvernünftigen Abſcheue vor dieſem Stande entſprungen, überhaupt darzuſtellen, ſondern als eine

Folge ſolcher unzuſammenſtimmender Vorfälle, die ſo häufig die Pfade des menſchlichen Lebens verwirren, und ſelbſt die würdigſten Menſchen in Lagen verſetzen, die ſehr weit von derjenigen entfernt ſind, die ſie ſelbſt würden gewählt haben; wenn es auf ſie angekommen wäre. Um ſo viel mehr aber liegt es mir am Herzen, dieſe herbſtlichen Mädchen vor dem falſchen Stolze und der übelverſtandenen Delikateſſe zu warnen, weil ich überzeugt bin, daß dieſe zu vielen ſchmerzhaften Gefühlen Anlaß giebt, denen ſie ſich dadurch ausſetzt. Denn indem ſie ſich dadurch den Verdacht der Ziererey zuzieht; ſo fodert ſie den, ob gleich plumpen, doch zerreißenden Scherz auf, wodurch ſie ſo oft und ſo unhöflich angegriffen wird. Hat ſie aber ſo viel Gewalt über ſich, zuzugeben, daß die alte Jungferſchaft überhaupt ein Stand iſt, der Mitleidens und Schutzes bedürftig iſt, ſo kann ſie ihn unter ſolchen Geſinnungen derſelben weit entbehrlicher machen, als er ſie wirklich ſonſt braucht. Aber der verfeinerte Stolz und das Vorurtheil, das ich gern wegſchaffen möch-

möchte, hat bey vielen von der Schweſterſchaft ſo tiefe Wurzel gefaßt, daß ich mich nicht wundern werde, wenn einige von ihren grämlichern Mitgliedern wider dieſe wohlmeynende Erläuterung ihrer Sache losziehen, und es ſogar als ein Pasquill gegen ihre Gemeinſchaft verdammen. Mich aber doch, ſo viel als möglich, wider einen ſo gewaltthätigen Vorwurf zu ſchützen, will ich den kleinen Vorfall erzählen, der mich zu dieſer freundlich geſinnten Abhandlung verleitet.

Mein gutes Geſchick fügte es, daß ich bey einer intereſſanten Unterhaltung zwiſchen einer lebhaften, verheuratheten Dame, die aber die Laſt einer zahlreichen Familie fühlte, und die ich Euphraſien nennen will, und einer ſehr liebenswerthen, doch ſchon ältlichen Demoiſelle, gegenwärtig war, die Maranthe heißen mag. Nachdem ſie mit vieler Lebhaftigkeit und guter Laune über die verſchiedenen Vorzüge und Beſchwerden ihres gegenſeitigen Standes geſprochen, ſagte Euphraſia: „Wenn Ihr alten „Jungfern ein richtiges Gefühl von euern Vor„zügen hättet, ſo würdet Ihr die glücklichſten

„Ge-

„Geſchöpfe auf Erden ſeyn.“ — „O gewiß nicht,“ verſetzte die verſtändige und warmherzige Maranthe. „Ich gebe zwar zu, „daß eine Frau ihre große Laſt von Leiden zu „tragen hat: aber die alte Jungfrau iſt wie „ein, vom Blitz verſengter Baum, der in der „Mitte eines Gemeinangers ſteht.“ — Die Stärke dieſes Gleichniſſes und der pathetiſche Ton, mit dem es von einem ungemein empfindſamen Frauenzimmer geſagt wurde, deren Verſtand dabey ſehr ausgebildet war, machte einen ſehr tiefen Eindruck, ſo wohl auf meine Einbildungskraft, als auf mein Herz. Der Gedanke begleitete mich in meine einſamen Stunden, wo ich dem Zuſtande der alten unverehlichten Frauenzimmer weiter nachdachte, und in meinen philoſophiſchen Träumereyen ſagte ich hier zu mir ſelbſt: Was kann ich für dieſen verſengten Baum wohl thun? Freylich kann ich ihn nicht verpflanzen, und ihm Blüten verſchaffen: wie aber, wenn ich es wenigſtens verſuchte, einen kleinen Zaun um ihn her zu ziehen, der ihm etwas von ſeinem vernachläßigten Anſcheine benimmt, und die wilden Eſel, die ihm zu nahe kom-

kommen, abhält, daß ſie ihn nicht ſchlagen und verwunden, wie ſie öfters in den muthwilligen Sprüngen ihrer plumpen Lebhaftigkeit zu thun pflegen.

Die Beſchwerden dürftiger Glücksumſtände, und die demüthigende Verachtung, mit der der Arme gewöhnlich behandelt wird, ſo weh er auch einer edlen Seele thut, iſt doch vielleicht nicht ſo ſchmerzhaft, als die pöbelhafte und ſchimpfliche Spötterey, der eine alte Jungfer immer ausgeſetzt iſt. Gewohnheit und kluge Sparſamkeit lehren ſie vielleicht, mit geringen Einkünften zufrieden zu ſeyn, und ein edler, auf Verdienſte gegründeter Stolz, iſt das natürlichſte Mittel, ſie wider die Angriffe der Verachtung zu ſchützen: aber gegen ihren bitterſten und unruhigſten Feind, die unausgeſetzte Unverſchämtheit des unartigen Kitzels, ſie überall lächerlich zu machen, ſcheint es ihr ganz an angemeſſenen Vertheidigungswaffen zu fehlen. Wie oft ſeufzet die liebenswürdigſte alte Jungfer nicht unter den ungezogenen Späßchen eines unfühlenden groben Kaufmanns, oder des bäueriſchen Landjunkers, die nie ermangeln,

über

über die Veränderungen ihres Geſichts Anmerkungen zu machen, Wunder über Wunder auszurufen, warum ſie keinen Mann bekommen? und mit gleicher Feinheit des Gedanken und des Ausdrucks ihr einen ſehr liebreichen Wink geben, daß, wenn ſie nicht bald dafür ſorgt, ſie der Welt entſchlüpfen werde, ohne der Abſicht ihrer Schöpfung eine Genüge zu thun!

Da ich von ganzem Herzen wünſche, daß dieſe Schweſterſchaft in Zukunft weniger von ſolchen unartigen Spaßvögeln möge angefochten werden, ſo will ich nur bemerken, daß Scherze dieſer Art aus einem ſehr undenkenden Kopfe, und einem ſehr harten Herzen kommen müſſen. Wir können wenigſtens mit einigem Grunde von Vernunft und Billigkeit über die unmäßige Neugier und Ziererey einer alten Jungfer ſpotten, auch ihre Zudringlichkeit und Schmähſucht züchtigen; aber uns über die alte Jungfer aufzuhalten, bloß weil ſie ihren Jahren nach einen Anſpruch auf dieſen Titel hat, das widerſpricht nicht nur einem guten Herzen und allen guten Sitten, ſondern iſt eine

eben

eben ſo muthwillige und boshafte Art von Grauſamkeit, als die, wenn man über körperliche Gebrechen eines unglücklichen Weſens lacht, die es entweder durch einen Zufall bekommen, oder es von ſeiner Geburt an verunſtaltet haben. So gerecht und in die Augen fallend dieſer Gedanke ſcheinen muß, ſo fällt er doch Spaßmachern von einer gewiſſen Klaſſe nicht ein, die, weil ſie hier und da eine lächerliche alte Jungfer gefunden haben, gleich die ganze Schweſterſchaft zu einem beſtändigen Gemeinorte ihrer Spötterey machen. Vielleicht mögen auch die eigenthümlichen Fehler, die man insgemein den alten Jungfern Schuld giebt, von ihrer beſondern Lage, und aus der ungerechten Behandlung entſtehen, womit die Welt gegen ſie verfährt: eine Bemerkung, die, wenn ich ihren Charakter in einem beſſern Lichte zeige, vielleicht eine Veranlaſſung ſeyn wird, künftig ihnen mit mehr Schonung zu begegnen. Doch, da ich dieſe Fehler mehr aus einander zu ſetzen gedenke, ſo will ich jedem ein beſonder Kapitel widmen.

Zweytes Kapitel.

Ueber die Neugierde der alten Jungfern.

Die menſchliche Seele iſt ſehr thätig, und wann ihre Kräfte nicht durch die theilnehmenden Sorgen, oder geſchmackvolle Beſchäfftigungen des häuslichen Lebens zur Aeuſſerung aufgerufen werden, ſo verwickelt ſie ſich leicht in eitle Beſtrebungen und nichtswürdige Nachforſchungen. Das Frauenzimmer, das wenig oder nichts zu beſorgen hat, zumal wenn ſie unglücklicher Weiſe ſich nicht zu den angenehmen Beſchäfftigungen der Nadel, der Zeichnung, der Muſik oder der Litteratur, gebildet hat, ſieht ſich oft genöthiget, ihre Gedanken umher wandern zu laſſen, und wird dadurch endlich aus Gewohnheit eine Art von beſtändigem Spion des Betragens ihrer Nachbarn. Daher iſt die Neugier einer alten Jungfer beynahe zum Sprüchworte geworden: und da ich es als eine der Schwachheiten betrachte, die das Meiſte zur Herabwürdigung des Charakters bey-

beygetragen, ſo will ich ſie nach der wohlverdienten Strenge behandeln.

Die neugierige alte Jungfer iſt ein unruhiges Weſen, deſſen unerſättlicher Durſt nach Neuigkeit eine unaufhörliche Plage ſo wohl für ſie, als ihre Bekannten iſt. Ihre Seele ſcheint beſtändig in einem ſchwindelnden Kreiſe, in ihre Augen, Ohren, und nach ihrer Zunge zu fliegen: ſie ſcheint von einer ſchwärmeriſchen Begierde zu brennen, alles ſehen zu wollen, alles hören zu wollen, was nur kann gehöret werden, und mehr Fragen thun zu wollen, als Lippen irgend ausſprechen können. Dieſe wüthende Aengſtlichkeit, immer was Neues zu erfahren, iſt eine Art von geiſtigem Fieber: und entſteht, ſo wie andere Fieber durch die üble Gewohnheit einer vernachläßigten Mäßigkeit, durch die wenige Herrſchaft, die man in frühern Jahren über ſeine Zunge zu gewinnen ſucht, indem man ihr jede nachforſchende und unbeſcheidene Anfrage erlaubt. Die Aufſeherinnen der weiblichen Jugend können alſo ihre jungen Zöglinge nicht genug vor der gefährlichen Gewohnheit warnen, unnütze und unbedeutende Fragen zu thun: denn eine alberne Neugier iſt, wenn ſie auch gerade kein Laſter iſt, doch vielleicht die beleidigendſte Schwachheit unter allen: und wenn ſie in dem Gemüthe einer alten Jungfer Wurzel gefaßt, am ſchwerſten wieder auszurotten, und zu überwältigen. Denn eine ſolche Neugierde iſt eine Art von gierigem Ungeheuer, das über ſeinem Raube hängt

„Als ob ſein Hunger ſich vermehrte,
„Durch das, was ſich zur Sättigung ihm beut.

Wenn etwas dieſen ungezähmten Geiſt eines unverſchämten Nachforſchens in einer alten neugierigen Jungfer bändigen kann: ſo muß es die Ueberzeugung von einer Wahrheit ſeyn, mit der ich ſie ohne Zurückhaltung bekannt machen will, und die ſie durch ihre eigene Erfahrung wird beſtätiget finden: nämlich dieſe — daß unter allen Eigenſchaften, die den natürlichen Reiz eines Frauenzimmers vermindern, und ihm entgegen arbeiten, dieſe Schwachheit, von der ich rede, gerade diejenige iſt, die unſer Geſchlecht am meiſten fürchtet und verabſcheuet.

ſcheuet. Ich habe einen ſehr liebenswürdigen Mann gekannt, der, ob er gleich keine Fehler zu verheelen hatte, ſich doch vor einer neugierigen alten Jungfer ſo ſehr fürchtete, als ob er in Gefahr wäre, von einer Klapperſchlange gebiſſen zu werden: und ich habe bemerkt, daß dieſer Charakter faſt auf alle Mannsperſonen, wie ein Gegenſtand der Antipathie wirkt. Es giebt übrigens eine Rotte leichtſertiger und dreuſter Buben, die dieſe zudringliche Spürſucht einer alten Jungfer zu einer beſtändigen Quelle des Muthwillens machen. Sie ſpielen mit der Neugier einer alten Jungfer ſo unbeſonnen leichtſinnig, wie ein munterer Schulknabe bisweilen mit einer Nadder ſpielt. Ich kenne einen luſtigen Kauz von dieſer Laune, der in einer Landſtadt lebt, und da ihn lange zwey äußerſt neugierige Jungfern, die ihm gegen über wohnten, durch ihren nachſpürenden Geiſt plagten, es ſo anzulegen wußte, daß er dieſe ärgerliche Forſchſucht zu einer immerwährenden Veranlaſſung luſtiger Begebenheiten machte. Anfänglich quälten ſie ihn durch ihr unaufhörliches Gucken und Nachſpüren in je-

dem

dem kleinen Artikel ſeiner häuslichen Angelegenheiten ſo ſehr, daß er, ob er gleich von einer ſehr ſanften und menſchenfreundlichen Gemüthsart war, ſich doch äußerſt darüber ärgerte, und ſie kaum erwähnen konnte, ohne in den heftigſten Ausdrücken auf ihre Neugierde loszuziehen. Doch fieng er in der Folge an, der wahren Beſchaffenheit und Gewalt dieſer ungeordneten Leidenſchaft nachzudenken, die zwey vernünftige Geſchöpfe bey ihrem zunehmenden Alter antreiben könnte, eine ſo unermüdete Geſchäfftigkeit für die nichtswürdigſten Dinge zu äußern. Er machte ſichs alſo zum Vergnügen, durch tauſenderley Ränke, die er ſich ausſann, dieſe alberne Neugier in ihrem ganzen Umfange auf die Probe zu ſtellen, wozu ihm ihr ungeſtümes Beſtreben, Alles zu wiſſen, was in ſeinem Hauſe vorgieng, und die Geſchichte jeder Perſon, die bey ihm aus und eingieng, unzählige Gelegenheit gab, ihre Neugierde in Odem zu ſetzen. Ein umſtändlich Verzeichniß ſolcher Ränke mit ihren Folgen würde eine zu lange Epiſode für dieß kleine Werkchen ausmachen. Ich will

alſo

alſo nur einen von ſeinen Kniffen erzählen, die ihm einen Hauptſpas machten, und die er durch die drollige Benennung, des Angelus **alter Mädchen in der Mitternachtſtunde** zu bezeichnen pflegte. Da in dem **wohlerfahrnen Fiſcher**, wie ich glaube, dieſer Art zu fiſchen wohl ſo wenig, als in ſonſt einem Buche, das ſich mit dieſer beluſtigenden Kunſt beſchäfftiget, gehandelt wird; ſo muß ich davon eine zureichende Erklärung geben. Mein Freund verfuhr alſo bey dieſer neu erfundenen Beluſtigung folgendermaßen. So bald die Glocke Zwölfe geſchlagen, ſo vermummte er ſich auf eine unkennbare Weiſe, glitſchte zu einer Seitenthüre hinaus, die auf eine andere Straße führte, kam denn an die Vorderthüre ſeines Hauſes, und ſchlug mit dem Klopfer ſtark an. Seine gegen über wohnenden alten Forſcherinnen waren ihrer Schwachheiten wegen genöthiget, ſehr früh zu Bette zu gehen: da aber die Neugier ſelten einen tiefen Schlaf hat, ſo lockte die Hoffnung einer nächtlichen Entdeckung allezeit gewiß eine oder die andere, oder auch wohl beyde an ihr

Fenſter. Befanden ſie ſich ſo ziemlich leidlich, ſo zogen ſie geſchwind das Schößchen auf, und ſtreckten ihre ſcharfen Geſichter ſo weit auf die Gaſſe hinaus, als es nur mit Sicherheit geſchehen konnte: denn keine traute ſelbſt der andern ihrer Erzählung genug, und beyde ſchmachteten mit gleicher Begierde nach einer eigenſichtigen Beſchauung des Gegenſtandes, der ihre Neugierde reizte. Dazu aber konnten ſie es gleichwohl nie ganz bringen; denn ihr ſchöckerhafter Nachbar, ob gleich eine große Lampe vor ſeinem Hauſe brannte, ließ doch wenig oder nichts von ſeiner Geſtalt ſehen, ſondern ſchlenderte eine lange Weile in der Straße hin und her, um die alten Frauenzimmer in die hitzigſte Erwartung, was weiter kommen würde, zu verſetzen. Dieſen Spas wiederholte er, zur Unterhaltung etlicher Gäſte, die er darauf bat, mit verſchiedenen kleinen Veränderungen, und jede Wiederholung veranlaßte einen neuen Scherz. Jemehr die alten Jungfern einen Blick von der vermummten Perſon erhaſchten, deſto gieriger wurden ſie, den Namen und die Abſicht ſeines Geſchäfftes ausfündig zu machen. Voltärens Mann mit der eiſernen Maske kann keine ungedultigere Veränderungen oder ſeltſamere Vermuthungen erregen. Bald glaubten ſie, dieſer nächtliche Beſucher ſey der Liebhaber eines artigen Kammermädchens: bald fiel ihr Verdacht auf die ſchöne Frau vom Hauſe, die in der That jede liebenswürdige Eigenſchaft beſaß,

„Zum Neid das weibliche Geſchöpf,
„Zur Luſt das männliche zu reizen:“

doch kamen ihrem Verſtande und ihrer Schönheit ihre Unſchuld und ihr gutes Herz gleich, wo ſie nicht davon noch übertroffen wurden. Sie that oft ihrem Manne wegen dieſer grauſamen Beluſtigung Vorſtellung, und betheuerte, daß es noch den armen alten Jungfern das Leben koſten würde, indem er ſie halb nackt in die feuchte Nachtluft zöge. Er behauptete hingegen, daß die Neugier einer alten Jungfer eine ſo feurige Leidenſchaft wäre, daß ſie von ihr durch und durch entflammt, ohne Gefahr, ſich zu erkälten, ihren welken Körper den ungeſundeſten nächtlichen Dünſten ausſetzen könnte. Der Ausgang bewies, wie ſehr er ſich geirrt: denn da er immer ſeine Schöckerey fortſetzte, und es als ein wahres Faſtnachtsſpiel ſelbſt zu einer Zeit trieb, wo es gewaltig ſchneyete, ſo blieb die älteſte und ſchwächſte der beyden alten Schweſtern, vielleicht durch die Hoffnung einer Entdeckung gereizt, zu der ihr das vermehrte Licht des gefallenen Schnees verhelfen könnte, ſo lange im Fenſter liegen, daß ſie ein heftiges Flußfieber bekam, welches ſie auf viele Monate ans Bette feſſelte. So heftig auch ihre Schmerzen waren, ſo verringerten ſie doch nicht die Neugier, die ſie veranlaßt, wenn ich anders dem Zeugniſſe meines Freundes glauben darf. Ja, er verſicherte mich aufs theuerſte, daß er einmal dieß alte wunderliche Geſchöpf durch ihre Schößchen um Mitternacht gucken ſehen, ob ſie gleich noch nicht den vollkommenen Gebrauch ihrer Glieder wieder erlangt, und ſich daher ſo gar genöthiget geſehen, ſich auf den Arm ihrer Schweſter zu ſtützen. — Was für eine nützliche und liebenswürdige Perſon würde dieß unglückliche Frauenzimmer geweſen ſeyn, wenn die Thätigkeit ihrer Seele eine lobens-

wür-

würdigere Richtung bekommen hätte. Allein, ich fürchte, dieſe häßliche Neugier, wenn ſie einmal die ganze Seele in Beſitz genommen, gehört unter die unheilbarſten Gemüthskrankheiten: und ich beſchwöre daher die Schweſterſchaft, für die ich ſchreibe, ſich ja vor den erſten Anfällen dieſer Krankheit durch alle mögliche Vorſicht zu hüten. Vielleicht iſt der früheſte und fürchterlichſte Anfall davon die ſchon gemeldete Gewohnheit, immer nach Dingen zu fragen, die uns wenig oder nichts angehen. Wenn ſie nur bedenken wollten, daß die gewöhnlichſte und natürlichſte Frage durch die Gierigkeit, mit der ſie vorgebracht wird, oder durch die beſondere Lage des Nachfragers unſchicklich und lächerlich wird: eine Anmerkung, zu der mir folgender poſſenhafter Vorfall Gelegenheit giebt. — Da ich mich dieſer Tage nach einem meiner alten Bekannten in dem Gerichtshofe erkundigte, hörte ich, daß er eben vom Lande wieder zurück gekommen ſey, wo er ſich einige Wochen bey ſeiner neuerlich verheuratheten Schweſter aufgehalten hatte. Da ich an ſein Zimmer klopfte, war er eben

im

im Begriff, bey einer Familie von fünf ältlichen ledigen Frauenzimmern, denen er ſogleich nach ſeiner Zurückkunft einen Bericht von ſeinem ländlichen Geſchäffte verſprochen, einen Beſuch abzuſtatten. Da ich gleiche Hochachtung für dieſe guten Perſonen hatte, ſo ließ ich es mir gefallen, meinen Freund dahin zu begleiten. Es iſt ein Häufchen liebenswürdiger Geſchöpfe, die zuſammen in der ſchweſterlichſten Eintracht leben. In der That hat die Natur ſich eben nicht ihrer feinſten Kunſt bey ihrer Bildung bedienet: indeſſen iſt ihnen ihre Schönheit reichlich durch andere gute Eigenſchaften erſetzt worden. — Ihr Verſtand, obgleich nicht glänzend, iſt doch ſehr ausgebildet, ihr Herz wohlthätig, und ihre Glücksumſtände gemächlich. Ob gleich alle fünfe ganz wohl in die Claſſe der alten Jungfern können gerechnet werden, ſo ſind ſie doch von den Fehlern ziemlich frey, die ſonſt dieſer Gemeinſchaft beygelegt werden, den einzigen ausgenommen, der den Inhalt des gegenwärtigen Kapitels ausmacht, wiewohl ſelbſt ihre Neugier noch von der verzeihlichſten Art iſt: denn

ob

ob ſie gleich bisweilen beſchwerlich fällt, bisweilen auch lächerlich iſt, ſo verräth ſie doch nicht leicht Bosheit. — Doch wieder auf ihre Geſchichte zu kommen! Als wir in ihrer kleinen, doch bequemen Wohnung ankamen, fanden wir die Aebtiſſin dieſes kleinen Kloſters, oder auf gut Deutſch, die älteſte Schweſter dieſer Familie, in dem Beſuchzimmer allein. Unter den Komplimenten, die ſie meinem Freunde machte, ermangelte ſie nicht, auch nach ſeiner kürzlich verheuratheten Schweſter ſich zu erkundigen, und fragte dann auch mit einem Anſcheine von großer Theilnehmung, ob ſie vielleicht guter Hoffnung wäre? Da ſie kaum erſt ſeit drey Monathen Hochzeit gehabt, ſo antwortete mein Freund etwas ernſthaft, daß er es in der That nicht wiſſe: aber kaum glaube. Nun erſchien die zwote Jungfer, und that wenig Augenblicke darauf dieſelbe Frage: die mein Herr Advocat ſehr ſanft ebenfalls verneinend beantwortete. Die drey jüngern Schweſtern traten bald darauf zugleich hinein, worauf die älteſte auf ihn zugieng, eben ſo ſich nach dem neuen Ehepaare, das er beſucht, erkundigte, und ehe ein paar Minuten verfloſſen, mit derſelben Frage, die er ſchon zweymal beantwortet hatte, aufgezogen kam. Er behielt dem ungeachtet ſeine ernſthafte Miene bey, und beantwortete ſie mit derſelben Heiterkeit, wie vorher: aber zum Unglücke hatten die beyden jüngſten unter dem Geräuſche, das wir mit den Stühlen zum Sitzen machten, nicht die wichtige Antwort deutlich genug gehöret. Da ſie aber dießfalls vollkommen unterrichtet ſeyn wollten, und es vielleicht für ſchicklicher hielten, ſich bey einer weiblichen Perſon, die es gehört, dießfalls Erkundigung einzuziehen, als nochmals die Frage an ihn zu wiederholen; ſo flüſterten beyde zu gleicher Zeit in die beyden entgegen geſetzten Ohren ihrer Schweſter: „Iſt ſie ſchwanger?“ Die Frage war zwar bloß an dieſe gerichtet, aber die Hitze ihrer Neugier machte ihr Gepispere hörbar. Die Frage: „Iſt ſie ſchwanger?“ ſo von zwey Stimmen zu gleicher Zeit wiederholt wurde, ſchien, wie eine Fallthüre von zwo verſchiedenen Seiten, und der gierige Ton in den ſonderbaren Figuren, die ſie hervor brach-

ten,

ken, machte einen wirklich komiſchen Anblick, ſo daß ich in ein unwiderſtehlich lautes Gelächter ausbrach. Mein Freund aber, der Advocat, der mehr Gewalt über ſich beſaß, antwortete ungeſäumt: O meine lieben Damen, da Sie ſo viel großmüthigen Antheil an der Vermehrung der Welt nehmen, ſo wünſche ich von ganzem Herzen, daß Sie auch das Ihrige zu einem ſo edeln und nöthigen Geſchäffte beytragen mögen! Die drey älteſten Frauenzimmer nahmen dieſe ſchleunige Antwort meines Freundes mit einer ziemlich ernſthaften Miene auf, da ſie es vermuthlich als eine Art von Spötterey über ihre ungeſtüme Neugierde oder für einen augenſcheinlich vergebenen Wunſch anſahen: in den Augen der jüngern Schweſtern aber, welche ſich bloß für Novizen in dem ehrwürdigen Orden anſahen, bemerkte ich einen Blitz von plötzlicher und ungewiſſer Freude, ſo wie ſich ungefähr das Geſicht einer Perſon aufzuheitern pflegt, die von einer ſchmeichelhaften, aber ſehr unwahrſcheinlichen Prophezeihung überraſcht wird.

So geringfügig es auch ſcheinen mag, ſo habe ich mich doch gedrungen gefühlt, den erzählten Vorfall hier einzurücken, da ich bey verſchiedenen Gelegenheiten bemerkt habe, daß unter allen Fragen, die im gemeinen Leben die neugierigen alten Jungfern zu thun pflegen, keine ſo oft vorkömmt, und mit mehr Eifer gethan wird, als ſolche, die die Schwangerſchaft ihrer gemeinſten Bekannten betrifft. Da ich fürchte, daß die Schweſterſchaft, die auf einem ſo ſchlüpfrigen Boden einhergeht, oft dadurch muthwilligen Poſſenreißern zu boshaften Scherzen Anlaß giebt; ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ſich eine liebenswürdige, ob gleich alte Jungfer, ſich durch vorgedachte Anekdote möchte warnen laſſen, und nicht zu ſolchen Angriffen Blöße geben: und ſich daher mit dergleichen Erkundigungen lieber an Perſonen ihres Geſchlechts und unter vier Augen wenden möchte: ſo wie ich ſie übrigens verſichere, daß meine Abſicht bloß dahin geht, ihren Nachforſchungen eine gehörige Richtung zu geben, aber deswegen nicht ihr unſchuldiges

ges Verlangen, zu wiſſen, was in der Welt vorgeht, zu unterdrücken.

Die Befriedigung der Neugier, ſelbſt in nichtsbedeutenden Dingen, iſt ohne Zweifel angenehm, und da ich weit entfernt bin, die dürftigen Freuden der alten Jungfern einzuſchränken; ſo wollte ich vielmehr wünſchen, daß ſie ihrer Neugierde in allen ſolchen Dingen eine Genüge thun möchten, wodurch die Ruhe anderer nicht geſtöret wird, oder die ſie den empfindlichen Demüthigungen der Verachtung oder des Lächerlichen ausſetzen könnten.

Drittes Kapitel.

Ueber die Leichtgläubigkeit der alten Jungfern.

Zu den Zeiten des Addiſons wurde Leichtgläubigkeit und Aberglaube mit unter die auffallendſten charakteriſtiſchen Züge einer alten Jungfer gerechnet. Dieſes lehrt uns das vortreffliche Blatt dieſes reizenden Moraliſten über die abgeſchmackteſte und erniedrigendſte der menſchlichen Thorheiten.

„Eine alte Jungfer," (ſagt der Zuſchauer) „die mit Vapeurs heimgeſucht wird, veranlaßt eine Menge Unruhen dieſer Art unter „ihren Freunden und Nachbarn. Ich kenne „eine alte jungfräuliche Baſe von einer großen „Familie, die eine ſolche veraltete Sybille iſt, „und von einem Jahre zum andern von Ahndungen und Prophezeihungen überfließt. Beſtändig ſieht ſie Erſcheinungen, und hört „Todtenuhren: und gerieth vor ein paar Tagen über den großen Haushund, der im „Stal-

„Stalle an zu heulen fieng, als ſie heftiges „Zahnweh hatte, in ein Schrecken, das ihr „alle Beſonnenheit raubte.“

Ich muß übrigens zur Ehre der Vernunft und Philoſophie, und zum Ruhme ihres liebenswürdigen und glücklichen Sachwalters, des großen, von mir angeführten Verfaſſers ſagen, daß die abergläubiſchen Thorheiten in unſerm Lande ziemlich nachgelaſſen haben. Eine ſolche antike Sibylle, wie ſie Addiſon vermuthlich nach dem Leben ſchildert, ſollte, wie ich glaube, itzt ſehr ſchwer unter uns zu finden ſeyn. Wenn ich die Leichtgläubigkeit unter die auszeichnenden Schwachheiten der alten Jungfern rechne, ſo meyne ich eine ſolche, die derjenigen, über die er mit ſo viel Recht geſpottet hat, gerade entgegen geſetzt iſt. Ich meyne eine Leichtgläubigkeit, die ſich mehr mit körperlichen, als mit geiſtigen Dingen beſchäfftiget, die an die unmateriellen einer andern Welt gar nicht denket, ſondern ſich bloß an die weſentlichſten lebenden Körper der Erde hängt, die ſie bewohnt. Die leichtgläubige alte Jungfer unſers gegenwärtigen Zeitalters ſieht alſo nicht ſo wohl Erſcheinungen in luftleerem Raume; ſondern ſieht in jeder Mannsperſon, die ſie höflich grüßt, einen Liebhaber, hört nicht mehr Todtenuhren, ſondern in jedem gemeinen Complimente, das ihr von ungefähr gemacht wird, wenigſtens einen Wink, wo nicht einen Heurathsantrag. So habe ich einige unglückliche Frauenzimmer wegen einer ſehr ernſthaften Mißdeutung der allergemeinſten unbedeutendſten Höflichkeit in den beweinenswürdigſten Zuſtand verſetzt geſehen.

Indeſſen muß ich hiebey bemerken, daß die alte leichtgläubige Jungfer ſelten durch den Verluſt eines eingebildeten Liebhabers gerührt wird. Sie iſt, überhaupt genommen, eine höchſt geſchäfftige Architektin, und in der ſinnreichen und glücklichen Kunſt, Schlöſſer in die Luft zu bauen, ſo erfahren, daß, ſobald ein ſolches Gebäude verliebter Täuſchung umgeworfen wird, ſie an deſſen Stelle gleich ein anderes errichtet. Ihr Leben iſt ein Schauſpiel von einer beſtändigen und immer abwechſelnden Hoffnung, und da die Hoffnung eine der lebhafteſten Leidenſchaften iſt, ſo iſt ihr

Ge-

Gemüth immer heiter. Ihr Kopf kann mit den Raritätenkäſten verglichen werden, die mit glänzenden und immer einander folgenden Bildern von einerley prächtigem Gegenſtande angefüllet ſind. Das erſtemal, das man hinein guckt, ſieht man einen Tempel des Hymen: das Gebäude verſchwindet ſogleich, zeigt aber an deſſen Stelle einen Platz von einem noch reizendern Anblick, es mag nun der Tempel ſelbſt, oder ein entzückender Zugang ſeyn, der daſſelbe edle Gebäude zum Hintergrunde hat. Die alte Jungfer hat den ganzen Kopf von Liebesgeſchichten auf den erſten Anblick voll: ſie weiß ſich, ſo wohl aus der wirklichen, als aus der Romanenwelt, tauſend Beyſpiele von Frauenzimmern zu erinnern, die eine plötzliche und äußerſt glückliche Eroberung durch den kleinen und ſehr natürlichen Umſtand, daß ſie zum Fenſter hinaus geguckt, gemacht haben, und überläßt ſich dann mit Leib und Seele dieſem Lieblingsgedanken. Ich kenne eine lebhafte alte Jungfer dieſer Art, die, ſo oft als der Lord Mayors Tag wieder kömmt, ſich allezeit in ein, ſehr in die Augen fallendes Fenſter

ſter pflanzet, und ſo wie ſich der feyerliche Aufzug ihrem Geſichte nähert, von der Hoffnung entbrennt, einen Aldermann oder Sheriff zu verwunden. In der That ſieht ſie ſich ſolche Gelegenheiten aus, als ob ſie in ihrem Innerſten überzeugt wäre, daß das unaufhörliche Feuer ihrer Augen unter dem vorbey ziehenden Haufen eine ſchreckliche Niederlage machen würde; ob ich gleich überzeugt bin, wenn wir ihre Abſicht annehmen, daß ſie an dem metaphoriſchen Morde irgend eines Menſchen vollkommen unſchuldig iſt, ſo wie der ehrliche geharniſchte Mann, der einen Theil von der Cavalcade ausmacht, ſich kein Tröpfchen Blutvergießen vorzuwerfen hat. So fruchtlos auch bisher die Probe abgelaufen iſt, ſo iſt ſie doch feſt überzeugt, daß ihr Schickſal es ſo will, einen unbekannten Liebhaber durch die anmuthige Stellung im Fenſter, zu feſſeln: und ich weiß von guter Hand, daß ſie zur Zeit des ungeſtümen Auflaufs, der unſere Hauptſtadt in Brand zu ſtecken drohte, einen groſſen Theil verſchiedener Nächte in dieſer Stellung zugebracht. In dem Augenblicke, wann

Andere weibliche Geſchöpfe von ihrer Nachbarſchaft unter den ſchrecklichſten Vorſtellungen von Mord und Brand aus ihren Betten ſprangen, ſah man dieſe glückliche Schöne in der ruhigſten Stellung an ihrem offnen Fenſterflügel voll von der belebenden Hoffnung lauſchen, daß ſie irgend einen heldenmüthigen Ritter an der Spitze dieſer ſoldatiſchen Partheyen, die durch die Straßen ſtrotzten, entflammen würde. Ihre Nachtkleidung war mit ganz beſonderer Nettigkeit zu dieſer Abſicht ausgeputzt, und ſie hat ſich ſeit dem mit der gewiſſen Ueberzeugung geſchmeichelt, daß ſie einen ſehr tiefen Eindruck auf das Herz eines gewiſſen Hauptmanns gemacht habe, welcher ihr damals die Hand küßte, und nach ihrer Vorausſetzung von einer weitern Liebeserklärung bloß durch einen ſtolzen und unbiegſamen alten Pair von Vater abgehalten worden.

Eine leichtgläubige alte Jungfer, die zum Unglücke reich iſt, iſt noch einer beſondern Gefahr ausgeſetzt, ich meyne die ſehr ernſthafte Gefahr, die ſie von den wachſamen, dienſteifrigen Herrn, Glücksjäger genannt, zu beſorgen hat, welche ſich für berechtiget halten, unter dem Charakter eines Bräutigams ein reiches und betrogenes Mädchen zu plündern. Eines der unglücklichſten Beyſpiele, (und wollte der Himmel, daß ich ſagen könnte, das Einzige!) das ich von einer ſo unglücklichen Leichtgläubigkeit jemals gekannt, war die unglückliche Flaccilla.

Dieſe Flaccilla war eine gutherzige alte Jungfer, die in ihren ſpäten Jahren ein groſſes Vermögen erbte, und von ihrer Kindheit an eine romanhafte Einbildungskraft beſaß. Nun brachte ſie einige Herbſtmonate auf dem Rittergute eines Edelmanns zu, mit dem ſie einigermaßen verwandt war. Dieſer hatte erſt ſeit kurzem einen ſtattlichen und kühnen Irländer in Dienſte genommen, der, ob er gleich noch nicht dreyßig Jahr alt war, doch ſchon mancherley Abwechslungen des menſchlichen Lebens zurück gelegt, und die thätigen Rollen eines reiſenden Bedienten, eines gemeinen Soldaten, eines herum ziehenden Komödianten geſpielt hatte, ehe er dieſen

neuen

neuen Poſten betrat. Der feurige Patrik errichtete bald mit der Flaccilla, ſchönen Kammerjungfer, eine vertraute Bekanntſchaft, die ihn in ihren müßigen Augenblicken vor den wunderlichen Launen ihrer Lady auf eine kurzweilige Art unterhielt. Der witzige Hiberner, der ſein Vergnügen auf die Schwachheiten des Mädchen gründete, beſchloß nunmehr, ſein Glück auf die Schwachheiten ihrer Gebieterin zu bauen. So bald er in ſeinem neuen grünen Rocke prangte, überfiel er die zarte Flaccilla allein an einſamen Flecke ihres geliebten Wäldchens, den ſie aufſuchte, um recht ruhig einen neuen Roman zu verſchlingen. Patrik brachte ſie gar bald dahin, daß ſie die träumeriſche Erzählung für einen anziehendern Roman fahren ließ. Kurz, er machte ihr weiß, daß er der Sohn eines Irländiſchen Pairs unter verſteckten Kleidern ſey, und ſich der gegenwärtigen Erniedrigung bloß unterzogen habe, um das entzückende Glück, deſſen er izt theilhaftig würde, zu genießen, ſich ihr nämlich zu Füßen zu werfen. Der dreuſte Betrüger ſpielte ſeine Rolle mit Geſchicklichkeit und Glück. Das

Frauenzimmer willigte in eine Entführung — ward verheurathet, und höchſt unglücklich gemacht, ehe noch die Thätigkeit ihrer Freunde ihr ihren Irthum benehmen konnten. Alles, was ſie noch für ſie zu thun vermochten, war, daß ſie den geſcheuten Patrik dahin brachten, daß er ſein Weib verließ, damit ſie über ihre leichtgläubige Unbeſonnenheit nachdenken, und mit Koſten ihres Vermögens ihre künftige Ruhe wieder erkaufen möchte. Einen nicht geringen Antheil davon war ſie in der That glücklich genug wieder zu gewinnen, und beyzubehalten: indeſſen hatte ihre Geſundheit und Zufriedenheit gewaltig durch dieſe unglückliche Begebenheit gelitten, und ihre letzten Jahre wurden ihr durch eine fruchtloſe Reue über ihre abgeſchmackte Leichtgläubigkeit ſehr verbittert.

Da die Art von Leichtgläubigkeit, von der ich hier rede, ſich oft auf eine ſtolze und übelverſtandene Eitelkeit gründet, ſo iſt ſie unſtreitig ein geſchickter Gegenſtand für die komiſche Satyre, und iſt auch daher der Geiſel unſerer neuern dramatiſchen Schriftſteller nicht entgangen.

gen. Die ſehr witzige kleine Komödie von zween Auftritten, die den Titel führet: die alte Jungfer, ſchildert eine ſolche Leichtgläubigkeit auf eine ſehr lächerliche und lebhafte Art: und da dieſe Schwachheit nicht leicht auf eine witzigere und empfindlichere Weiſe kann angegriffen werden, ſo will ich ſie lieber aus einem entgegen geſetzten Geſichtspunkte betrachten, und zeigen, daß ſelbſt dieſe Schwachheit, ob ſie gleich äußerſt abgeſchmackt iſt, doch mehr unſere Nachſicht und Mitleid, als Verachtung und Spott verdienet. Statt daß ſie eine ärgerliche Geburt des Stolzes und der Eitelkeit ſeyn ſollte, iſt ſie ſehr oft bloß das Kind der Einfalt und des Wohlwollens: ſie entſteht oft einzig aus dem höchſt natürlichen und ſelbſt liebenswürdigſten der menſchlichen Wünſche, dem Wunſche geliebt zu werden: und hat ſie einen ſolchen Urſprung, wer ſollte nicht das Kind ſeiner Mutter wegen lieben? Da die Hoffnung eine der mächtigſten von unſern täuſchenden Leidenſchaften iſt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn die ſo billige und lobenswürdige Hoffnung, einen Mann zu finden,

den, gerade die empfindſamſten Frauenzimmer am erſten zu dem irrigen Glauben verführt, ihn gefunden zu haben. Wie oft hintergeht ſich nicht der Philoſoph in weit aufgeklärtern Dingen, und wo ihm das Stillſchweigen ſeines Herzens keine ſo gute Entſchuldigung für ſein verwirrtes Urtheil anbeut! Dieſen leichten Glauben habe ich bey einigen ältlichen Jungfern ſo vollkommen frey von jedem andern Flecken gefunden, daß mir bloß der Spott weh that, dem er ausgeſetzt war: denn ich ſah ihn mit ſolchen Geſtalten vereiniget, daß ich ihn, ſtatt ihn als eine menſchliche Schwachheit zu verlachen, für ein großes Geſchenk des Himmels anſah, wodurch er das Unglück der Häßlichkeit vergüten wollte. Freylich läßt ſich nicht von jungen unbeſonnenen Leuten erwarten, daß ſie es in einem ſo ernſthaften Lichte betrachten; aber, um ſie vor der Gefahr, ſie mit einer ſo unabſichtigen Grauſamkeit zu behandeln, die ſie hinterdrein bereuen könnten, doch zu warnen, will ich die kurze Geſchichte eines Frauenzimmers erzählen, deren Schickſal ſo ſonderbar, als ihre Perſon unglücklich

war,

war, und das ſie ihrem Charakter nach ſo wenig verdiente.

Henriette Aspin war die jüngſte von vier Schweſtern, die in ihrer Kindheit die Ausſicht auf ein Leben hatte, welches ihr jeden Vortheil verſprach, den nur Schönheit und Reichthum gewähren können. Allein, das Verhängniß ſchickte es anders. Die Verſchwendung ihres Vaters verringerte jeder ihr Erbtheil, und die kleine Henriette hatte das Unglück, daß ſie noch überdieß perſönliche Ungemächlichkeiten trafen. Durch einen Fall, an dem ihre Amme Schuld war, und den ſie verheimlichte, wurde ſie ſehr ungeſtalt: und das Unglück dieſes Zufalls ward noch durch die ſchreckliche Krankheit vermehrt, die vor der glücklichen Einführung der Blattereinimpfung ſo manche Schönheit verwüſtete. Ihr Geſicht und ihre ganze Perſon wurde durch dieſelbe aufs ſchrecklichſte entſtellt: inzwiſchen beſaß ihre Seele die ſchätzbarſten geiſtigen Vorzüge, und ihr Herz jedes edle Gefühl. Sie hatte viel Freunde: indeſſen hatte ſie ihr vierzigſtes Jahr zurück gelegt, ohne daß ſich ein einziger Lieb-

Liebhaber gemeldet hatte: gleichwohl ſipperte das phantaſtiſche Geliſpel dieſer bezaubernden Leidenſchaft immer in ihrem Ohre: denn bey alle ihrem gründlichen und glänzenden Verſtande hatte ſie einen großen Theil von dieſer leichtgläubigen Schwachheit. Da es mit ihr auf die funfzig losgieng, ihre Einkünfte nicht ſonderlich waren, und ſie mithin ſich nicht in der angenehmſten Lage befand, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu ihrer vorzüglich geliebten Schweſter, die an einen gutherzigen Mann von einem gemächlichen Auskommen verheurathet war. Dieſer, ob er gleich verſchiedene Kinder hatte, erlaubte ſeiner Frau mit Vergnügen, ihrer unglücklichen Schweſter dieſe Freyſtatt zu gewähren, und ihr alle nur mögliche Freundſchaft zu erweiſen.

Gute wohlwollende Thaten bleiben ſelten unbelohnt. Henriettens gefällige Gemüthsart, die mit ſo vielem Witz und ſo vieler Lebhaftigkeit verbunden war, trug nicht wenig bey, die abnehmende Geſundheit ihrer Schweſter wieder herzuſtellen, und gab dem ganzen Hauſe, worinne ſie ſo liebreich aufgenommen wur-

wurde, ein neues Leben. Sie machte ſich bey jedem Gliede deſſelbigen beliebt: aber ihr zweyter Neffe, Namens Eduard, wurde ihr vorzüglicher Günſtling, und vergalt ihr ihre Partheylichkeit mit mehr Hochachtung und Zärtlichkeit, als Neffen ſonſt für ihre alten Tanten zu haben pflegen. In der That war eine auffallende Aehnlichkeit in ihren Charakteren; denn beyde beſaßen unendlich viel Witz bey außerordentlicher Großmuth und Gutherzigkeit. Henriette hatte ein ſehr ſcharfes Auge für die Schwachheiten eines jeden andern Charakters außer ihrem eigenen, und beſaß zugleich die Kunſt, ſie mit einer ſo zärtlichen und heilſamen Fröhlichkeit zu behandeln, daß ſie ihren Neffen, deſſen Gemüthsart verliebt und eitel war, vor tauſend Thorheiten bewahrte, zu denen ihn ſeine ſchwindelnden Leidenſchaften ſonſt würden verleitet haben: und was ihr noch mehr Ehre machte, ſo ermangelte ſie nie, wenn er ſich eine jugendliche Thorheit hinreißen laſſen, ihm ſo wohl im Stillen durch guten Rath, als durch ſolche kleine Summen beyzuſtehen, die ſie von ihrem dürftigen Einkommen immer

zu

zu den edelmüthigſten Abſichten aufgeſpart hatte. Durch eine letzte Wohlthat dieſer Art hatte ſie ihren Neffen in den Stand geſetzt, ſeine goldne Uhr wieder einzulöſen, die Eduard, der ſich ſehr vor ſeinem Vater fürchtete, verſetzt hatte, um ein armes unglückliches Mädchen den Händen der Schergen zu entreißen.

Es war beynahe nicht möglich, eine Tante von einem ſo zuvorkommenden Charakter nicht zu lieben; auch liebte Eduard, der von Natur in ſeinen Leidenſchaften ſehr feurig war, ſie von ganzem Herzen: ſein ſcharfes Auge aber merkte bald ihre Schwachheit, und ſein munterer Geiſt reizte ihn oft, ſeinen Spott damit zu treiben. Indeſſen hatte er dieß bis hieher auf die unſchuldigſte Art gethan: allein, es eräugete ſich ein Umſtand, der die Gefahr dieſer ſo gewöhnlichen Spasmacherey in allen traurigen Folgen zeigte. Eduard war, als ein jüngerer Bruder zur Arzneykunſt beſtimmt. Er hatte zu Edinburg ſtudiert, und als er von daher nach London zurück kam, hatte er einen mediciniſchen Freund mitgebracht, der von Geburt ein Savoyard, und Willens war, ſich als Arzt in Turin feſtzuſezuſetzen. In der Freude ſeines Herzens ſagte Eduard zu ſeiner Tante, daß er einen Mann für ſie mitgebracht hätte, und machte ein gewaltiges Aufheben von den vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Freundes. Der Savoyard war ausnehmend höflich, und bezeigte der Miß Aspin, (denn da ſie noch nicht funfzig erreicht hatte, nahm ſie noch nicht den Titel Miſtreß an,) bezeigte dieſer, ſage ich, entweder aufgemuntert durch ihren heiteren Umgang, oder vom mediciniſchen Mitleiden wegen ihrer auffallenden Mißgeſtalt gerührt, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Dieſe war mehr als zu hinreichend, die leichtgläubige Henriette zu überzeugen, daß ihr Neffe es ernſtlich meynte. Sie ward in dieſer Täuſchung durch die Worte, die er eines Abends zu ihr ſagte, unglücklicher Weiſe noch beſtärkt: „Mein Freund, „liebe Tante, wird England auf den Montag „verlaſſen: denken Sie auf Ihrem Kopfküſſen „nach, ob Sie Luſt haben, mit ihm über die „Alpen zu gehen, und Ihr Leben bey ihm zu„zubringen: und dann laſſen Sie mich noch „vor Ende der Woche Ihren Entſchluß wiſ„ſen.“

„ſen.“ — Der ſchäckernde Eduard ließ ſich nicht einfallen, daß dieſe leeren Worte eine ſo unglückliche Folge haben ſollten: denn die Geſundheit ſeiner Baſe war ſo beſchaffen, daß er ſeinen Vorſchlag, über die Alpen zu gehen, für eben ſo widerſinnig hielt, als wenn er ihr eine Reiſe nach dem Monde vorgeſchlagen hätte: allein eine ſtarke raſche Jugend ſollte wiſſen, daß ſie ſelten die Wünſche, Gedanken und Gefühle der Schwachheit richtig zu ſchätzen im Stande iſt! — Kaum war die arme Henriette in ihr Schlafzimmer getreten, als ſie über die Gefahr, die Alpen zu überſteigen, und über den Zuſtand ihrer Geſundheit mit ihrem vertrauten Mädchen in einen heftigen Streit gerieth. In dieſem Kampfe ſpielte ihr Herz ſo wohl, als ihre Einbildungskraft, die Rolle eines ſehr geſchickten Advocaten, und vertheidigte eine ſchlechte Sache durch tauſenderley ſcheinbare Gründe zu ihrem Vortheile, die ihren ganzen Verſtand niederwogen, ob gleich nicht das geſündere Urtheil der Molly, die es bey dieſer Gelegenheit mit der Gegenparthey hielt. Dieß ehrliche Mädchen, die einen wirk-

wirklichen Liebhaber in England beſaß, hatte vielerley Gegengründe, ihrer Gebieterin den tollen Einfall zu widerrathen, ſich in einem fremden Lande nieder zu laſſen: und ſie legte ihr ſo viel abſchreckende Urſachen gegen den Uebergang über die Alpen vor, als wohl kaum dem Sohne des Hamilkar von ſeinen Karthaginenſiſchen Freunden waren vorgetragen worden, da der Uebergang über dieſe fürchterlichen Gebürge zuerſt in Vorſchlag kam. Der Streit wurde von beyden Seiten ſehr hitzig, und dauerte einen großen Theil der Nacht durch. Die belebte Henriette ward durch dieſes Geſpräch ſchrecklich abgemattet, aber ſelbſt durch die dringendſten Beweiſe ihrer Gegnerin nichts weniger, als überzeugt. Sie glaubte ſo gar, daß die Reiſe ein ſicheres Mittel für ihre aſthmiſchen Zufälle ſeyn würde. Ihr Verlangen nach dem Glücke der Ehe war ſo wirkſam, als der Eſſig des Hannibal, und die Alpen ſchmelzten vor ihm hinweg. Beym Anbruche des Tages war ſie feſt entſchloſſen, dem liebenswürdigen Savoyarden zu folgen. Die Beruhigung ihres Gemüths, die durch dieſe Entſchlieſſung hervor gebracht wurde, verſchaffte ihr einen kurzen Schlummer: doch weit gefehlt, daß ſie ſich dadurch erquickt fühlte, ſo fand ſie vielmehr, daß ihr unglücklicher Körper durch die Unruhe ihres Geiſtes und den Mangel ihres gewöhnlichen Schlafes ſo viel gelitten, daß ſie beym Frühſtücke zu erſcheinen nicht vermögend war. Dieß war übrigens ein Umſtand, der zu oft vorkam, als daß er die Familie hätte beunruhigen ſollen: denn, ob ſie gleich ihre Heiterkeit nie leicht verließ, ſo wurde doch ihr bischen Kraft dadurch ſehr geſchwächt, und ihr Odem ſchien oft auf dem Punkte, ihren kleinen verwachſenen Körper zu verlaſſen. Gegen Mittag kam ihre Schweſter, um ſich nach ihrer Geſundheit freundlich zu erkundigen. Es war ein warmer Frühlingstag: gleichwohl war Henriette ſo erfroren, daß ſie auf einem kleinen niedrigen Stuhle an dem Kamin vor einem großen Feuer ſaß. Ihre Füße waren auf eine ſeltſame Art in einander geſchlungen, und ſie hielt, vorwärts gelehnt, und ihren Ellbogen auf ihr Knie geſtützt, den Kopf mit ihrer rechten Hand. Auf die liebreichen Fragen

ihrer

ihrer Schweſter gab ſie keine Antwort, fuhr aber von ihrem Traume auf, gieng mit anſcheinender Schwürigkeit queer über die Stube, ſank unter den Worten, die ſie mit ſchwacher und gebrochener Stimme ausſprach: „Nein, ich werde nie über die Alpen kommen,“ auf ihr Bette, und gab, ohne irgend eine convulſiviſche Bewegung, mit einem tiefen Seufzer ihren Geiſt auf. Ob die ſo ſehr geſchwächten und mangelhaften Organe ihres Lebens durch die Zeit vollkommen abgenutzt waren, oder ob der Kampf von verſchiedenen Neigungen, die ihren Geiſt die ganze Nacht durch beſtürmt, ihrem Daſeyn ein Ende machten, das weiß der allſehende Urheber der Welt allein. Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß ihr Tod und die beſondern Umſtände, die damit verbunden waren, unter ihren Verwandten, eine große Betrübniß verurſachten. Da ſie ohne die geringſte convulſiviſche Bewegung ſtarb, ſo konnte ſich ihre Schweſter gar nicht bereden, daß ſie todt wäre: und da dieſe gute Frau auf das muthwillige Geſchwätz ihres Sohnes Eduard wenig Achtung gegeben, ſo konnte ſie eben ſo wenig begreifen, was Henriette mit ihren letzten Worten hätte ſagen wollen, bis ihr getreues Dienſtmädchen ihr einen aufrichtigen und umſtändlichen Bericht von der nächtlichen Unterredung erſtattete, die zwiſchen ihr und ihrer abgeſchiedenen Herrſchaft vorgefallen war. Da ihr Neffe Eduard mein vertrauter Freund war, und ich ſeine Hochachtung für dieſes ſonderbare kleine Geſchöpf kannte, ſo eilte ich im erſten Augenblicke zu ihm, da ich von ihrem Tode hörte. Und hier fand ich ihn unter dem heftigſten Eindrucke des neuen Schmerzes, und mitten unter den eignen Vorwürfen, die einer edlen Seele bey einer ſolchen Gelegenheit natürlich ſind. Ich ſuchte ihn durch die Bemerkung aufzurichten, daß der Tod, den man vielleicht nie als ein Uebel betrachten ſollte, gewiß bey einer Perſon, deren körperliche Schwachheiten ohne Zweifel eine Quelle von unaufhörlichen Leiden müſſe geweſen ſeyn, für ein wahres Glück könne gehalten werden. Ach! mein lieber Freund, verſetzte er, weder mein Herz noch mein Verſtand beſtätiget dieſen Gedanken, durch den Sie mich ſo liebreich aufzurichten

richten ſuchen. Es iſt wahr, ihre Geſtalt war traurig, und ihre Geſundheit äußerſt ſchwächlich: aber ſie hatte einen ſo feinen Geſchmack, daß ſie alle wahre Freuden, die nur eine geiſtvolle und ausgebildete Seele kennt, auszufinden wußte, und noch weit mehr Gefühl für jene höhern Vergnügungen, die eben ſo wohl der Beweis als die Belohnung eines wohlwollenden Herzens ſind. Es iſt wahr, ſie hatte ihre Schwachheiten, aber welches Recht hatte ich, darüber zu ſpotten? gerade mir hätten ſie vorzüglich heilig ſeyn ſollen: denn was hatte ſie nicht für die meinigen für eine edelmüthige Nachſicht. Arme Henriette! Ich habe deine ſchwache, aber nicht unliebliche Exiſtenz, durch die unbeſonnenſte Grauſamkeit ſchändlich verkürzt. Aber dein Andenken ſoll mir ewig theuer ſeyn; und wie ſehr wünſchte ich, daß ich der Welt ein Beyſpiel ſeyn möchte, wie gefährlich grauſam es iſt, mit der Leichtgläubigkeit jedes Weſens, das dir ähnlich iſt, zu ſcherzen!

Viertes Kapitel.

Ueber die Ziererey der alten Jungfern.

Unter die Reihe der Schwachheiten, die diejenigen, denen ſie ankleben, am meiſten dem Gelächter und der Verachtung ausſetzen, gehört mit Recht auch das, was wir Affectation oder Ziererey nennen. Sie nimmt tauſenderley verſchiedene Geſtalten an: allein, ſie mag erſcheinen in welcher ſie will, ſo erwirbt ſie ſich nicht nur dadurch nicht die Liebe und den Beyfall, nach dem ſie ſo ängſtlich ſtrebt, ſondern macht, wie man gar oft bemerkt hat, ſelbſt Jugend und Schönheit ekelhaft. Was für eine Wirkung muß ſie erſt haben, wann ſie ſich unſerm Geſichte in der ſteifen Figur und mit den harten Zügen einer veralteten Jungfer aufdrängt? Doch vielleicht iſt mit der Lage einer alten Jungfer ganz beſonders der Hang zu dieſer Schwachheit verbunden, erzeuget und nähret ſie vorzüglich. Denn, findet ſie, daß ihre natürlichen Reize in der kurzen

kurzen Zeit ihrer Blüte nicht eine ſo glückliche Wirkung gehabt haben, als ſie hätte wünſchen können, ſo geräth ſie leicht in Verſuchung, entweder ſolche Grazien, die ſich ihr entziehen, zu affektiren, oder auf ſolche Annehmlichkeiten Jagd zu machen, die ſich ihren Gedanken nach für ihr reiferes Lebensalter ſchicken. Ein genauer Beobachter wird mancherley verſchiedne Arten von Affectation in dieſem einzelnen Charakter entdecken; ich will mich aber bloß auf drey einſchränken, die ich bey der Schweſterſchaft ganz beſonders bemerkt habe; und dieſe ſind eine Affectation oder Miene von Jugend, eine Affectation einer gewiſſen richterlichen Wichtigkeit, und eine Affectation einer ausnehmenden Empfindſamkeit. Die erſte, wo nicht die lächerlichſte, iſt meinen Gedanken nach die gemeinſte. Wir treten nicht leicht in einen Verſammlungsſaal, ohne viel Jungfern von dieſem Schlage zu finden, die mit dem ſchweren Flügel des Roßkäfers die flatterhaften Bewegungen des Schmetterlinges nachahmen. Die ſanftherzige alte Jungfer, die das Alter für das größte Hinderniß der zärtlichen

Verbindung anſieht, die immer noch den Gegenſtand ihres gerechten Verlangens ausmacht, geräth leicht in die Verſuchung, jedes Mittel zu ergreifen, wodurch ſie die Annäherung dieſer unerbittlichen Macht zu verheelen denkt. Allein, das Alter iſt ein eiferſüchtiger Tyrann, und jedes Beſtreben der alten Jungfer, die Welt zu überreden, daß es ſie nichts angehe, dient zu weiter nichts, als daß ſie ſeine Herrſchaft mit deſto mehr Strenge fühlt. Ich bitte daher die Schweſterſchaft, zu überlegen, daß jedes unüberlegte und unzeitige Beſtreben, zu gefallen, einen allgemeinen Ekel verurſacht. Ich rathe ihnen alſo, jede Art von perſönlicher Verzierung zu vermeiden, welche die Mode nur auf irgend einige Art der Jugend zugeeignet hat, und ganz vorzüglich den Gebrauch der bunten Bänder, für die ſie eine ganz beſondere Vorliebe haben. Einer meiner Bekannten, ein loſer Vogel, ſagt, daß, wenn er eine alte Jungfer mit Verzierungen von einer dieſer Farben erblickt, er ſie für ein Schiff anſieht, das Hülfsloofungen giebt, und jeden kühnen Abentheurer zu einer ſchleunigen Rettung herbey ruft: doch, da das

grau-

grauſame Geſchlecht der Männer einen traurigen Zuſtand dieſer Art ohne den geringſten Partikel von großmüthigem Mitleiden anſieht, ſo wird die bunte Fahne bey dieſen Gelegenheiten meiſtentheils umſonſt aufgeſteckt. In der That iſt die jugendliche alte Jungfer, wenn ich mich anders dieſes Ausdrucks bedienen darf, für ihren wahren Vortheil ſo ganz blind, daß ſie ſich oft ſelbſt zu dem Stande verdammt, den ſie zu vermeiden denkt, indem ſie die natürlichen Reize, deren ſie ſich noch mit Glück bedienen könnte, für die erkünſtelten Reizungen, die ſie gern erlangen möchte, eintauſcht. Cosmelia iſt, wie ich fürchte, ein Beweis von dieſer traurigen Wahrheit. Dieß Frauenzimmer hat das Unglück gehabt, alle die Vortheile zu verlieren, die man von vorzüglichern Eigenſchaften erwarten kann. Durch ihr ganzes Leben ſchien ſie immer die Vorzüge, die ſie beſaß, zu verachten, und beſtrebte ſich, ihre Herrſchaft durch ſolche zu gründen, die ſie nicht hatte. In der Jugend war ihre Perſon und ihre Geſtalt auſſerordentlich hübſch: aber in ihrem neunzehnten Jahre ward ſie eine ſchöne Pedantin, deren Zunge der Wirkung ihrer Augen beſtändig entgegen arbeitete. Sie vernachläßigte alſo ihren Anzug bis zum Ekel, um ſich ſelbſt mit einem abgeſchmackten Fleiße der Erlernung der Sprachen zu widmen. Dieſer ward ſie auch mächtig; aber die große Folge von ihrer Gelehrſamkeit war, daß ſie ihre jungen Bekannten von ſich ſcheuchte, und einen alten Sprachgelehrten durch ihre vertrauliche Bekanntſchaft mit den Dialekten Griechenlands in Erſtaunen ſetzte.

Cosmelia iſt nunmehr ſieben und vierzig Jahr. Sie hat ſich durch den langen Umgang mit den beſten alten und neuen Schriftſtellern große Kenntniſſe erworben, und ihre Perſon iſt noch ſehr hübſch. Aber ihre Schönheit und Gelehrſamkeit wird durch ihre Wuth, itzt jung zu ſcheinen, ganz unkräftig. Nunmehr bemüht ſie ſich, mit noch mehr Ziererey ihre Kenntniſſe zu verbergen, als ſie vormals anwandte, ſie auszukramen. Ungeachtet ihrem frühzeitigen Hange zur Pedanterey, beſitzt ſie in dem zärtlichen Briefſtyl ſo viel Grazie, als eine Sevigne; allein ſie bedient ſich

dieſes

dieſes angenehmen Talents äuſſerſt ſelten; denn ſie glaubt zum Unglücke, daß in ihren gegenwärtigen Lebensperioden eine glatte Haut ihrer Sorge und Auſſtutzung mehr werth ſey, als eine lebhafte Einbildungskraft.

Statt alſo geſchmackvolle Briefe zu ſchreiben, die ihren Freunden ein wahres Vergnügen machen würden, giebt ſie alle ihre Correſpondenten auf, und wendet einen groſſen Theil ihrer Zeit auf die weit intereſſantere Beſchäfftigung, ihre Stirn mit einer ſchmierigen Feder zu ſchmücken. Ob ihr gleich die Bücher einen groſſen Zeitvertreib gewähren könnten, ſo vermehrt ſie doch itzt die ihrigen nicht mit einem einzigen Bande: ſondern verſchwendet ſo viel Geld, als zureichend wäre, ſich eine recht feine Bibliothek anzuſchaffen, auf alle mögliche Waſchwaſſer, die eine ſehr feine Haut machen, oder dieſelbe erhalten ſollen. Sie lieſt daher alle Ankündigungen neuer Geſichtsſalben mit ſo vieler Begierde, als die alte Jungfer die Heurathsliſten durchläuft. Da ſie ſchon alles verſucht, was die Zeitungsblätter von der Roſenmilch bis auf den Olympiſchen

ſchen Thau angeprieſen haben, und ſie gleichwohl immer gefunden, daß die Wirkung ihren Erwartungen keine Genüge gethan, ſo geräth ſie oft in Verſuchung, ſelbſt welche zu erfinden, und heftet ihre Blicke auf ihr kochendes kleines Töpfchen mit eben ſo vieler Begierde und Angſt, als der Alchymiſt über den Tiegel, der das vermeynte Gold hervor bringen ſoll; und ich möchte hinzuſetzen, mit gleichem Glücke: denn ob Mittel dieſer Art wenig oder keine Wirkung an und für ſich ſelbſt haben, oder ob ihre wüthende Leidenſchaft für eine reine Haut die ſtärkſte Schminke unkräftig macht, das weiß ich nicht: genug, ſie ſcheinen ihr alle fehl zu ſchlagen, und ſtatt ſich dadurch ſchöner vorzukommen, ſo wird ſie täglich mit ihrem Geſichte unzufriedener. Solche Verſuche aber, die ſie verleiten, deſto öfter in Spiegel zu gucken, verdoppeln in ihr je mehr und mehr die ſchmerzhafte Furcht, daß ſie nicht ſo jung ausſehen möchte, als ſie zu ſcheinen wünſcht. Dieſe Furcht ſcheucht ſie wie ein böſer Geiſt, und verſchlingt alle natürliche Anmuth, ſo wohl von ihren Worten, als von ihren Handlungen.

Sehr oft und in den Augenblicken, wo ſie eine kleine Geſellſchaft von Freunden durch ihre mannichfaltigen Talente bezauberte, kömmt, wie ich mit eignen Augen geſehen habe, dieſe unglückliche Schwachheit jähling zum Vorſcheine, und nimmt den Zauber von Vergnügen in einem Augenblicke weg: ſo daß die Perſonen, die ſie eine Zeitlang mit der größten Bewunderung angeſehen und gehört hatten, ſie mit einer ſeltſamen Vermiſchung von Mitleid und Hohngelächter betrachteten, deſſen Ausbruch bloß die Achtung für ihr Geſchlecht und ihren Charakter zurück hielt. Dieſe drückende Furcht, nicht mehr für jung gehalten zu werden, die immer ihrer Einbildungskraft gegenwärtig iſt, verrieth ſich einen dieſer Tage auf eine ganz ſonderbare Art, als ſie zu einem Bilde für einen Verwandten ſaß. Als ſie ihr Auge nach dem erſtenmale Sitzen auf die Skizze warf, in der der Maler, um ſich der Aehnlichkeit zu verſichern, eine beſondere Genauigkeit bey dem Umriſſe beobachtet, ſtieg ihre Unruhe bis zur Todesangſt: ſie fürchtete, daß alle Beſchauer ihres Bildniſſes die ſchrecklichen Worte, ſie-

ben

ben und vierzig in jedem ihrer Geſichtszüge leſen würden. Dieſer Gedanke nagte in ihrer Seele ſo ſehr, daß, als ſie zum zweytenmale den Stuhl zum Sitzen beſteigen mußte, ſich in ihren Zügen ein ſichtbarer Schrecken äußerte, als ſelbſt die liebenswürdigen Opfer, Anne Boleyn, und die Schottiſche Königin ſollen gezeigt haben, als ſie das Schaffot beſtiegen. Denn ob gleich ihr Kopf ſitzen blieb, ſo ſah ſie ſich doch ſo an, als ob ſie in effigie den köſtlichſten Theil deſſelben, das iſt, den erdichteten Ausdruck von Jugend verlöre, den ſie zu erhalten unaufhörlich gearbeitet hatte: und ihre Furcht vor dieſem Verluſte ſtieg zu einer ſo erſtaunenden Höhe, daß ſie gewiß hyſteriſche Zufälle würde bekommen haben, wenn ſie nicht noch zur rechten Zeit durch einen Blick auf das Bild eine glückliche Verbeſſerung wahrgenommen hätte. Des Künſtlers ſcharfſichtiges Auge hatte ihre Schwachheit bemerkt, und da er ſie in ihrer Blüte genau gekannt, ſo rufte er die Erinnerung der vorigen Zeit zu Hülfe, und gab, ſo wie er fort fuhr, ihrem Geſichte eine ſo jugendliche Miene, daß ſie ſich zu dem Roſenkranze und den übrigen jugendlichen Verzierungen ſchickte, mit denen ſie ihre Copie auszuſchmücken ſich erbot. Ihr Entzücken vermehrte ſich mit der zunehmenden Schönheit des Bildes, das ſo jung und liebenswürdig ward, als ſie zum letztenmale ſaß, daß ſie ihr eigen Bild mit einer ſo kindiſchen, entzückenden Gefälligkeit anſah, daß ſie den Namen eines alten Narciſſus im Fiſchbeinrocke davon trug.

Ich habe mich bey dieſer Schwachheit Cosmeliens länger aufgehalten, weil ſie den Glanz eines aufgeklärten Verſtandes und eines warmen wohlwollenden Herzens überſchattet: ſie iſt eine Art von Krankheit, die, ſo traurig ſie in ihren Wirkungen iſt, wenn man ſie einreiſſen läßt, doch gegenwärtig durch eine leichte Cur könnte geheilet werden. Sie muß nur nicht mehr an ihr Alter denken, und die Vorſtellung derſelben wird auf die Einbildung aller übrigen keinen unangenehmen Eindruck machen. Wenn ſie es nur einmal vergeſſen könnte, daß ſie vierzig Jahr alt iſt, ſo würde ſie tauſenderley Reize zeigen, über die es Jedermann vergeſſen würde, deſſen Erinnerung an

einen

einen ſo unangenehmen Umſtand ſie doch vorzüglich zu verdrängen wünſcht. Sie mag die geſuchte Affectation der Jugend wegzuſchaffen ſuchen, und ſie wird ſich mit eigenthümlichen Kräften ſowohl Hochachtung als Liebe zu erwerben, reichlich verſehen finden: denn wenn einem proſaiſchen Schriftſteller anders einen Vers von Pope zu ſeiner Abſicht zu verändern erlaubt iſt, ſo können wir verſichern, daß Cosmelia

> Durch Nichts uns Ekel macht, als durch die Wuth
> Uns zu bezaubern.

Dieß iſt aber keinesweges der Fall bey der zwoten Art von Affectation, die ich ſo oft bey der Schweſterſchaft vorgefunden zu haben glaube, und hier betrachten will: ich meyne die Affectation einer richterlichen Wichtigkeit. Die affectirte alte Jungfer von dieſem Charakter, ſtatt daß ſie ſich bemühen ſollte, leichter und fröhlicher zu ſcheinen, als ihr die Zeit erlaubt, nimmt die ganze Würde eines höhern Alters an, und überſchaut und richtet die Welt mit der Strenge eines Cato. Dieſer tadelſüchtige Geiſt, von dem ich itzt ſpreche, iſt vom Neide oder einem bösartigen Gemüthe, von denen ich im folgenden Kapitel zu reden gedenke, ganz verſchieden. Ich kann die verſchiedenen Eigenheiten dieſer Ziererey nicht deutlicher ins Licht ſetzen, als durch eine kleine Beſchreibung der Altamira, da ſie das auffallendſte Beyſpiel der Schwachheit iſt, die ich hier vor mir habe. Altamira iſt ein langes Frauenzimmer von zwey und vierzig Jahren, hat ein hageres und blaſſes Geſicht, und einen eben ſo langen und magern Hals, als Cicero, dem ſie ebenfalls, obgleich nicht an Kraft und Zierlichkeit, aber an Fülle und Strohm in ihren Reden gleicht: da ſie zum Unglück einen Advocaten zum Vetter hat, ſo hat ſie von ihm gelernt, über die wahren und eingebildeten Fehler ihrer Bekannten mit aller der Formalität und Zuverſicht eines Rechtsgelehrten zu ſprechen. Oft ſieht man ſie in einer groſſen Geſellſchaft ihren ganzen langen Nacken vorſtrecken, und eine entfernte Dame über die aller kleinſten Umſtände einer vermeynten Intrigue ausfragen, oder auf die unregelmäſſige

Aufführung der oder jener Perſon losziehen, die im Vorbeygehen erwähnt wurde, und von deren wahren Charakter ſie wenig oder nichts wußte. Wenn man ſie in dieſer Stellung ſieht, ſo kann man ſich nicht enthalten, ſie mit einer armſeligen Gans auf einem Gemeinanger zu vergleichen, die jeden Vorübergehenden ohne alle Auffoderung, ohne irgend eine Abſicht, ihn zu verwunden, und wahrſcheinlicher Weiſe ohne zu wiſſen warum, anziſcht, ſondern bloß um ihre alberne Geſtalt zu zeigen, und den Mißklang ihrer Stimme hören zu laſſen.

Neid und Mißgunſt ſind ſolche geſchäfftige Triebfedern, daß wir uns nicht wundern dürfen, wann Perſonen unter ihrem Einfluſſe ſich durch das Ausposaunen der Schwachheiten ihrer Bekannten gütlich thun: aber Altamira iſt weder neidiſch noch boshaft: ſie iſt außerordentlich groß, und zum Unglücke glaubt ſie, ein großes Frauenzimmer ſey das ſchönſte weibliche Produkt der Natur: an kleinen Perſonen ſieht ſie nichts, was beneidenswerth wäre, und blickt auf ſie wie auf Pygmäen mit einer Art von wohlgefälliger Verachtung herab. Die beſondere Länge ihrer Figur verleitet ſie zu der übel verſtandenen Würdigung ihres Geſchlechts: aber die höhere Größe ihrer Einbildung macht ſie der unſrigen vollkommen gleich. Es ſcheint ihr nicht einzufallen, daß die Annehmlichkeiten und Talente eines Mannes von ſeinem Wuchs und ſeiner Statur abhängen: ſie iſt alſo auch weit davon entfernt, einen von ihren männlichen Bekannten zu verachten, weil er kleiner iſt als ſie, und iſt ſo gutherzig und herablaſſend, daß ſie auch den Gruß des kleinſten Männchens erwiedert.

Anfänglich ſchrieb ich die beleidigende Affectation ihrer richterlichen Würde einer bloßen Gewohnheit zu, ihre Rednerkünſte zu zeigen, die ſie zufälliger Weiſe von ihrem Vetter, dem Advocaten, annahm; oder noch einem edlern Zwecke, nämlich der warmen Bewunderung der Tugend, die ihren Beſitzer nicht ſelten zu lebhaften, obgleich unbeſonnenen Schmähungen auf die vermeynten Anhänger des Laſters verleitet: doch mein Freund Sophronius, der ſo gern jedem kleinen Zuge eines Charakters nach-

nachſpüret, und ſehr ſpöttiſch in ſeinen Anmerkungen über das andere Geſchlecht iſt, benahm mir meinen Irrthum. In unſerer Unterredung über die Schwachheit der Altamira, ſagte mein Freund: „Sie müſſen gewiß ſehr wenig auf die menſchliche Natur geachtet haben, wenn Sie im Ernſte glauben können, daß der Altamira unaufhörliche Schmähungen auf Zerſtreuung und Unenthaltſamkeit, von der Reinigkeit und richtigen Schätzung der Seele herkommen, welche die Schönheit und Wohlthätigkeit aller gemäßigten Tugenden fühlt, und ſich darüber freut, wann ſie ſie irgendwo findet. Wenn Sie ihren Charakter genauer prüfen, ſo werden Sie bald entdecken, daß Sie der Wahrheit näher kommen, wenn Sie ſich von ihr gerade das Gegentheil vorſtellen. Sie deklamirt unaufhörlich gegen die Künſte der Unenthaltſamkeit, weil ſie unter der Maſke dieſer Declamation ſich die Freyheit verſchafft, ihre Einbildungskraft mit den unzüchtigen Bildern zu unterhalten, bey denen ſie ſo gern verweilet; und das können Sie mir glauben, es es giebt mehr Prediger ihres Ordens, die dieſelbige Abſicht haben.“

Ob Sophronius ganz Recht in dieſer ſarcaſtiſchen Cenſur hat, will ich nicht beſtimmen: doch glaube ich, daß ſeine Bemerkung der Schweſterſchaft ſehr dienlich, und eine Warnung für ſie ſeyn kann, daß ſie nicht ihre Rednerkunſt auf eine ſo unbändige Art, wie Altamira ausüben, indem ſie daraus ſehen, welcher Deutung ſie ſich ausſetzen.

Doch ich verlaſſe dieſe affektirte Sittenrichterin, um eine Affektation zu beleuchten, die von einer ſanftern und einſchmeichelndern Art iſt, ich meyne die Affektation einer außerordentlichen Empfindſamkeit. Die alte Jungfer geräth oft in Verſuchung, dieſe übertriebene Feinheit des Gefühls anzunehmen. Ich kenne eine zarte Jungfer von ſechs und vierzig, die, weil ſie in verſchiedenen Gedichten und Romanen geleſen hat, daß ein Frauenzimmer in Thränen unwiderſtehlich iſt, ſich einen unaufhörlichen Waſſerſchatz in der Nachbarſchaft ihrer Augen geſammelt hat, und, um eine Eroberung in jeder neuen Bekanntſchaft zu machen, dieſe zwey glänzenden Springwaſſer ſo leicht ſpielen läßt, als ein franzöſiſcher Gärtner, der jeden Fremdling mit ſeinem vorzüglichſten Jet d'eau bewillkommet. Das Frauenzimmer hat vor dem Gärtner noch den Vorzug, daß ſeine Waſſerkunſt nicht leicht durch einen Zufall verſtopft wird: zu allen Zeiten iſt ſie im Stande, ſie ſpringen zu laſſen, und die Gelegenheit dazu herbey zu führen: ſie zieht eine verwelkte Blume aus dem Sträuschen in ihrem Buſen, und läßt eine zärtliche Thräne unter der Bemerkung darauf fallen, wie vorübergehend die Schönheit der Blumenwelt iſt: oder, findet ſich zum Weinen keine Gelegenheit, ſo ſchwatzt ſie von ihrem eigenen zärtlichen Herzen, und bringt Thränen hervor, bloß durch den Gedanken, wie leicht es ihr wird, ſie hervor zu bringen.

Dieſe Ziererey aber äußert ſich nicht bloß durch häufige Thränen: ſie hat noch viele andere Bächelchen, dergleichen alle die kleinen Mienen und Vorſtellungen der Sprödigkeit ſind, die aus derſelben Quelle fließen. Ich will mich indeſſen nicht auf eine beſondere Prüfung der-

derſelbigen einlaſſen, ſondern mich nur auf eine einzelne Betrachtung dieſer Schwachheit in einer ihrer wunderlichſten Geſtalten einſchränken: ich meyne eine widerſinnige Zärtlichkeit für einen unvernünftigen Theil der Schöpfung. Wenn die alte Jungfer keinen wahren oder eingebildeten Liebhaber hat, für den ſie dieſe affektirte Zärtlichkeit auskramen kann, ſo begnügt ſie ſich bisweilen, einen Schooshund, einen Papagey, oder einen Affen zum Gegenſtande ihrer Liebkoſungen zu machen; oder, wenn ſie nicht Einen unvernünftigen Gefährden für einen zureichenden Subſtituten des edlen, mit Vernunft begabten Geſchöpfes hält; ſo ſammelt ſie eine Gruppe von Thieren, und verſchwendet an ſie die zärtlichen Liebkoſungen, die ſie an einen Mann zu verſchwenden keine Gelegenheit hat.

Orniphila iſt ein Frauenzimmer, die ihre Bekannten mit einem koſtbaren Aufwande dieſer Schwachheit unterhält: denn zum Unglück beſitzt ſie ein ſo groſses Vermögen, daß ſie ihrer ausſchweifendſten Laune eine Genüge thun kann. Orniphila war in ihrer Jugend ſehr reizend, und da ſie eben ſo viel Vermögen, als Schönheit zum Erbtheil hatte, ſo würde es ihr an einer vortheilhaften Heurath nicht gefehlet haben, wenn nicht eine übertriebene Ziererey von Empfindſamkeit ſie mehr zu einem Gegenſtande des Lächerlichen, als der Begierde gemacht hätte. Sie hatte das Unglück, ſich einzubilden, daß die wahre Delikateſſe in einer anſcheinenden Schwachheit der Nerven beſtünde, und affektirte in der Geſtalt einer Amazone die Furchtſamkeit einer Feenprinzeſſin. Kein Geiſt kann bey dem Krähen eines Hahns mehr erbeben. Bey dem plötzlichen Getös einer Trommel gerieth ſie in eine Art von Verzuckung: und wünſchte ſehr oft, daß ſie der Himmel in einen ruhigern Planeten möchte verſetzt haben, wo die Luft durch keinen ſtärkern Klang, als durch die Töne der Nachtigall verwundet würde. Dieſe ſanfte Gemüthsart aber verleitete, wie ſie wohl wünſchen mochte, doch keinen ſympathetiſchen Hirten, ſie mit dem ſchmeichelnden Geliſpel der Liebe zu unterhalten. Sie wurde eine alte Jungfer: und als ſie ſich den vierzigen näher-

te

te, und wahrnahm, daß es ihr an Etwas fehlte, das ihr liebkoſen könnte, ſo fieng ſie an, ſich mit einer Heerde Thiere zu verſorgen, die ſich ſo ſehr vermehrt haben, daß ihr Haus einer kleinen Arche ähnlich iſt, ob ich gleich überzeugt bin, daß ſie dadurch das Leben der mancherley Geſchöpfe, die ſie zuläßt, mehr zerſtöret, als erhält. Ob ſie durch die Vernachläßigung, die ſie von Seiten der Menſchen erfahren, beleidiget worden, oder ob eine wirkliche Leidenſchaft für die Thiere unſere Achtung für unſere eigene Gattung vernichtet, möchte hier die Frage ſeyn: ſo viel aber iſt gewiß, daß ihre Liebe für Vögel, Hunde und Affen, die vielleicht aus einer angenommenen Zärtlichkeit zu einer wirklichen geworden, Orniphilen für das Verdienſt der menſchlichen Natur ganz unempfindlich gemacht hat. Sie giebt einen Abſcheu vor Kindern vor, weil ſie durch ihr Lärmen geſtöret würde: und doch ſtimmt ihre Ziererey ſo wenig mit ſich ſelbſt überein, daß ſie zu ihrem beſtändigen Begleiter, und ſo gar zu ihrem Schlafgeſellen, einen großen, knurrigten, pommeriſchen Hund gewählt, deſſen unaufhörliches Gebelle weit unangenehmer in die Ohren ſchallt, als das größte Lärmen eines Kindes, das iemals in einer Wiege kreiſchte. Sie hat eine Menge Neffen und Nichten, denen bisweilen ein kleines Geſchenke ſehr willkommen ſeyn würde: aber Orniphila würde keine Krone hergeben, um eines dieſer Kinder mit einem Spielwerke zu erfreuen; dafür wirft ſie eine Guinee für eine kleine Frucht aus einem Treibhauſe weg, um ihrem alten geſchwätzigen Papagey eine leckerhafte Ehre zu erweiſen. — Unſere Schwachheiten, ſo wie unſere Laſter, ſind eine reiche Quelle von Schmerz und Unruhe, und ich bin ein Augenzeuge von einer nachdrücklichen Strafe geweſen, womit ein Zufall die unartige Schwachheit der Orniphila züchtigte. Da ſie mir die Ehre anthut, mich unter ihre entfernten Verwandten zu zählen, und glaubt, daß ich ein wenig in der Naturgeſchichte bewandert ſey, ſo ließ ſie mich letzthin ſehr dringend zum Thee einladen, weil ſie mich gern über einen neuen fremden Vogel zu Rathe ziehen wollte, der ihr eben von einem ihrer Clienten war überreichet

chet worden. Es war mir ſehr erfreulich, zwey ihrer Nichten mit ihrem Bruder zu finden, die ſie an ihrem Theetiſche zugelaſſen. Die Mädchen, ſchon erwachſene Frauenzimmer, waren im Begriffe, eben aus ihrer Erziehungsſchule zu ihren Aeltern aufs Land zurück zu gehen. Der Knabe, ein lebhafter Burſche von dreyzehn Jahren, war eben von Eton gekommen, um ſeine Schweſtern zu escortiren, und ſchien ſich nicht wenig über die wunderlichen Einfälle ſeiner Baſe luſtig zu machen. Sie iſt aber immer wie eine Circe von Thieren umgeben. Einige kleine zahme Vögel, die uneingeſperrt im Zimmer herum flattern, ruhen gewöhnlich auf ihrer Schulter oder ihrer Haube aus: der fette Pommer, wenn er nicht umher ſchnarcht, liegt zu ihren Füßen: und ein großes Eichhörnchen guckt nach Gelegenheit aus ihrem Schubſacke, da ihm unter ihren Poſchen eine Art von Bankethaus anzulegen erlaubt iſt: unter allen Geſchöpfen aber, die gewöhnlich in ihrem Zimmer ihre Reſidenz aufſchlagen, fällt ein ſehr großer und prächtiger, aber ſehr boshafter Indianiſcher

Ra-

Rabe in die Augen. Die beyden Mädchen hatten das ſchöne Gefieder dieſes Vogels mit großer Bewunderung betrachtet, welches er zu erwiedern ſchien: denn durch eine Verzierung von Blumen, die ſie in ihrer Haube trugen, gelockt, that er jähling aus ſeinem Stande einen Sprung auf den Kopf der älteſten. Das arme Mädchen war äußerſt erſchrocken, und ihr Bruder eilte mit vieler Gutmüthigkeit, ihr zu helfen, herbey. Anfänglich ſuchte er den Vogel in Güte wegzubringen: aber dieſer wollte ſeinen Raub durchaus nicht fahren laſſen, und riß in einem darauf folgenden Kampfe ſeinem Gegner den Nagel von dem Daumen. In der Angſt, die der heftige Schmerz dem jungen Etonier verurſachte, ſammlete er alle ſeine Kräfte, und drehte ſeinem Feinde, ohne nur daran zu denken, was ſeine Tante dabey fühlen würde, den Hals um. Orniphila, der die Wunde ihres Neffen wenig zu Herzen nahm, gerieth in die äußerſte Wuth, als ſie den erblaßten Körper ihres Lieblingsvogels ſah: ließ ihre Gäſte machen was ſie wollten, und ſich von ihren Leuten ſogleich zu Bette brin-

bringen: denn ihr Gram machte ſie unfähig, ſich nur in einiger Faſſung zu erhalten. Ich habe ſie ſeit der Zeit nicht geſehen, und nichts ſoll mich ſo weit bringen, ſie wieder zu beſuchen, da ich zumal höre, daß ſie, ſtatt ihr übles Betragen wieder gut zu machen, den nächſten Morgen ihren Notar rufen, und den Namen des muthigen Jünglings, der ihren unauslöſchlichen Haß dadurch erregt, daß er die Welt von ihrem bösartigen Vogel befreyet, aus ihrem Teſtamente auskratzen laſſen. Wofern ſie aber dieß kleine Buch ihrer Aufmerkſamkeit würdigen ſollte, wie ich hoffe, ſo wird ſie vielleicht dadurch zur Ueberzeugung gebracht, ihre Ungerechtigkeit bereuen, und das Legat, das ſie ihm ſo übereilt entzogen, verdoppeln.

Und hier will ich Gelegenheit nehmen, meiner alten Bekannten, der Peträa, die viele Perſonen für ein Muſter der verfeinerten Affektation halten, von der ich hier rede, und die ſich mit einem Herzen, härter als Marmor, einer ausnehmenden Empfindſamkeit rühmet, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Peträa iſt beſtändig mit einer Tragödie oder einem Romane beſchäfftiget, die ſie mit einem wahren Heißhunger und unter Thränengüſſen verſchlingt. In dieſen Augenblicken ſollte man ſie für die Tochter des Mitleids mit immer offnen Händen halten: ſo bald aber das Ideal ihres Helden oder ihrer Heldin, deren Leiden ihren Buſen mit ſympathetiſchen Convulſionen erfüllt, ins wirkliche Leben aufſchößen, und die mitleidende Peträa um fünf Schillinge bäten, ſo würde es mit ihrer Sympathie gleich ein Ende haben: ihr offenes Herz würde ſich gleich zuſammen ziehen, und ſich ſo feſt in einander drücken, als ihre Börſe. Indeſſen iſt die Zärtlichkeit der Peträa doch keine bloße Ziererey, wie ich vormals irrig glaubte. Nachdem ich ſie mit Aufmerkſamkeit geprüft habe, ſo bin ich überzeugt worden, daß ihre zarten Gefühle ächt ſind, und daß ihr wahrer Charakter, der Charakter der Menſchenliebe, ſich ſelbſt in ihrer natürlichen Farbe zeigt, ſo bald er nicht vom Geiz, dieſer kalten und finſtern Leidenſchaft, überſchattet wird, die ſich nicht nur über ein alterndes Leben leicht hinzuſtehlen pflegt, ſondern auch im eheloſen Stande noch mehr ihre Gewalt äußert, als im verheuratheten! In dieſer meiner Meynung von Petraen ward ich durch folgenden kleinen Vorfall beſtätiget. — Als ich eines Tages ihr einen Beſuch abſtattete, kam ein Geiſtlicher, den wir beyde als einen wahrhaften und tugendhaften Mann hoch ſchätzen. Er erzählte eine Geſchichte von einem beſondern Unglücksfalle, die eben eine, uns nicht unbekannte Familie, betroffen hätte. Die Umſtände wurden erzählt, und das Frauenzimmer ſehr gerührt: allein, bey dem Beſchluſſe ſeiner Geſchichte gab der gute Mann einen mitleidigen Wink zu einer Subſcription von fünf Guineen, und die hervor ſchießenden Thränen verſiegten in der Petraa Augen unverzüglich. Ihre Stirne zog ſich zuſammen: ihre Lippen blaß und zitternd, fiengen an Zweifel über die Würdigkeit zu murmeln, die ſie eben erſt eingeräumt: ſie hielt hierauf eine widerſinniſche Rede über die vielen Betrügereyen, und wie billig es wäre, daß Leute für ihre Unvorſichtigkeit büßen müßten.

Der empfindſame Geiſtliche bemerkte den Felſen, an dem ſeine liebreichen Hoffnungen itzt ſcheitern würden: und indem er ihm mit großer Geſchicklichkeit auszuweichen ſuchte, zeigte er ihr einen Weg an, auf welchem ſie durch ihr Gewicht und ihre Theilnehmung der unglücklichen Familie, ohne einen Schilling zu verwenden, zu Hülfe kommen könnte. Nunmehr öffnete ſich wieder das Herz der Petráa; ſie verſprach von ganzem Herzen ihren Beyſtand, und gieng glücklich in dem vorgeſchlagenen Plan ein, ob er gleich mit viel Schwürigkeiten verbunden war: dieſe aber überwand ſie, ſich immer gleich mit einer wohlwollenden Heiterkeit und einem liebreichen Vergnügen.

Noch kann ich dieß Kapitel nicht ohne einige Anmerkungen über eine Gattung dieſer Schwachheit beſchließen, da ſie meine beſondere Aufmerkſamkeit verdienet, und zwar nicht nur deswegen, weil ſie den alten Jungfern vorzüglich eigen iſt, ſondern weil ſie auch ſolchen gutgeſinnten Schriftſtellern, wie ich bin, ſehr nachtheilig ſeyn kann, die, ſo bald ſie Gegenſtände von ausnehmender Delikateſſe behandeln, ſich alle den Aergerniſſen und Grimaſſen einer ſprödeſüchtigen Mißdeutung ausſetzen.

Ich meyne die Ziererey einer übertriebenen Delikateſſe, ſowohl in Gedanken als Worten. Viele züchtige und zimperliche Jungfern werden durch dieſe Schwachheit in eine ſehr lächerliche Verlegenheit verſetzt. Sie entdecken in den unſchuldigſten Ausdrücken Unzüchtigkeit, und verzerren dann ihre ſteifen Geſichtszüge über die ſchreckensvolle Grobheit ihrer eignen falſchen Vorſtellung: ſie geben das Beyſpiel auf eine ſehr einleuchtende Art zu der Behauptung Swifts, daß Zärtlinge immer voll von den ſchmutzigſten Ideen ſind. In der That kann der Kopf einer ſo zartfühlenden alten Jungfer recht ſchicklich mit dem ſchmutzigen Gefäße verglichen werden, in welchem nach dem Ausdrucke des Horaz, das reinſte Getränke unverzüglich ſauer wird. Frauenzimmer von dieſer Gattung ſehen ein Wort von der unſchuldigſten Bedeutung für unzüchtig an, und die

Sprache der Religion ſelbſt, ſchickt ſich nach ihrer Meynung bloß für ein lüderliches Haus.

Das vollkommenſte Muſter dieſes gemeinen Charakters, der überdelikaten alten Jungfer, deſſen ich mich nur erinnern kann, iſt eine Lady, die ſchon ſeit einigen Jahren unter dem Namen der Miß Delia Dainty bekannt iſt. Wegen ihrer unübertrefflichen Delikateſſe hat ſie ſich das ſeltne Freyheitsrecht erworben, den Namen Miß bis in ihr ſiebzigſtes Jahr beyzubehalten. Die außerordentliche Zartheit ihrer Ideen zeigte ſich in ihrem zwey und dreyßigſten Jahre bey folgendem kleinen Vorfalle. — Ihr Vater, ein reicher, ehrlicher, aber roher Landjunker, erbte von einem geſchmackvollen Oheim ein ſchönes Haus mit etlichen vortrefflichen Bildſäulen. Aus Hochachtung für die Damen, die dieß Wohnhaus beſuchten, ließ der vorige Beſitzer deſſelbigen, ein Mann von den feinſten Sitten, über jeden Theil ſeines Marmorſchatzes, einen kleinen Schleyer ziehen, wo er glaubte, daß die zu große Freyheit der alten Kunſt für die züchtigen Schönen ſeiner Nachbarſchaft eine unangenehme Ueberraſchung

ſchung ſeyn könnte. Als der Vater der Miß Dainty dieſe Schätze in Beſitz hatte, blieben dieſe Bildſäulen in dieſem ſittſamen Zuſtande: und man hätte glauben ſollen, daß die Beſcheidenheit ſelbſt nicht mehr hätte verlangen können: Delia aber, die dieſe feinen Werke des Alterthums mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit prüfte; entdeckte ein ſchönes marmornes Windſpiel ohne Schleyer. Da das Thier in einer ruhigen Stellung ſaß, ſo war ſeinem letzten Herrn nicht der Gedanken eingekommen, daß ein Auge durch ſeinen Anblick könnte beleidiget werden: allein, ſo ruhig auch dieß Geſchöpf da ſaß, verletzte es doch die keuſchen Augen der Delia, und ihre ausnehmende Delikateſſe gab ihr ein, ihm ein Schürzchen von Papier zu machen. Der ehrliche Squire, ihr Vater, wurde bald den ſeltnen Aufputz ſeiner Lieblingsſtatue gewahr, und zog ſeine Tochter mit ihrer neuen Erfindung, daß ſie einem Hunde Hoſen angezogen, ziemlich plump auf. Man erzählte damals, daß der bedächtige Ritter ſeinem Kaplan, einem ſcherzhaften Manne, mit dem er einen ſehr vertraulichen Umgang, und beſtändig ſeinen Spas hatte, ſeine Tochter ſo gleich mit einem ganz anſehnlichen Heurathsgute anbot. Die Geſchichte aber geht noch weiter, und ſagt, daß der Geiſtliche, der gewohnt war, ſeinem Patron Spas mit Spas zu vergelten, ihm für die Ehre dankte, und ſie ſehr höflich von ſich ablehnte, unter der Erklärung, daß er mit einem ſo delikaten Frauenzimmer nicht zu recht kommen möchte, weil er fürchtete, daß, da ſie von ihrem Hunde ſo viel Anſtand foderte, ſie ſchwerlich ihrem Manne erlauben würde, mit unbedeckter Naſe zu gehen.

Ich will für die Wahrheit dieſer Anekdote nicht ſtehen: ſo viel aber iſt gewiß, daß Miß Dainty bloß deswegen unverheurathet geblieben, weil ſie bey jeder Gelegenheit ihre übertriebene Delikateſſe geäußert, und in ihrem richterlichen Tadel über den Vortrag der Geiſtlichen ſo weit gegangen, daß ſie behauptet, ſie bedienten ſich der unbeſcheidendſten Anſpielungen ſelbſt auf der Kanzel. Dieſer wunderlichen Empfindſamkeit zu Folge ſoll ſie einmal ihre Abigail zu dem jungen Geiſtlichen ihres Kirchſpiels mit einem ſehr ernſtlichen Ver-

Verweiſe geſchickt haben, weil er ſich in ſeiner letzten Predigt des Worts fleiſchlich bedient habe, und ihm verbieten laſſen, ihre Ohren niemals wieder durch einen ſo groben Ausdruck zu beleidigen. So wollte ſie, (und dieß geſchah, wie ich glaube, in ihrem drey und vierzigſten Jahre,) die wohlthätige Subſcription zu Fortpflanzung der chriſtlichen Lehre nicht unterſchreiben, weil die Vorſteher dieſes frommen und edlen Inſtituts ſich nicht geſchämet, durch einen ſo groben Ausdruck! als **Fortpflanzung** iſt, jedes keuſche und zarte Ohr zu beleidigen. Der Geiſtliche, der ihr bey dieſer Gelegenheit den Antrag gemacht, fand ſich durch eine ſolche Verweigerung ſo ſehr beleidiget, als beluſtiget, und da er einen groſſen Antheil von ſatyriſcher Laune beſaß, ſo hielt er es für nicht unſchicklich, ihre liebloſe Delikateſſe durch ein Sinngedichte zu züchtigen, das ſehr geſchwind unter allen ihren Bekannten umher gieng.

Mit dieſem kleinen, noch nicht bekannten Spottgedichte will ich das Kapitel beſchlieſſen.

Sinngedichte
auf Miß Delia Dainty.

Die keuſche Delia, ſo iſts beſchloſſen
Im Buch, das unſer aller Schickſalsloos
Enthält, muß einſt als alte Jungfer ſterben;
Und wenn ſelbſt Hymen Hand an ſie gelegt,
So hätt' er den Entſchluß nicht ändern können.
Denn, nähm' ſie auch ein Band der Heurath an,
So iſt ihr Ohr ſo zart, ihr Thun ſo züchtig,
Daß, gieng ſie am Altar, als Braut; ſo würde,
Eh noch die Kirch' ihr keuſches Band geknüpft,
Sie jenen reinen Spruch des Eheſegens
Verdammen, und aus vollem Halſe ſchreyn:
Unheilger Prieſter halt! du ſprichſt unzüchtig.

Fünftes Kapitel.

Ueber den Neid und die Mißgunſt der alten Jungfern.

Bis hieher habe ich bloß die Schwachheiten der alten Jungfern, wodurch ſie ſich lächerlich machen, betrachtet: itzt will ich von ernſthaftern Fehlern reden, von Eigenſchaften, die ihre unglücklichen Beſitzerinnen zu Gegenſtänden der Verabſcheuung machen. Man glaubt durchgängig, und ich will hoffen, daß es nur ein Vorurtheil des Pöbels iſt, daß alte Jungfern ganz vorzüglich von Neid und Mißgunſt gequält werden: und dieſe allgemeine Meynung mag wohl an der übertriebenen Härte Schuld ſeyn, die ſie oft ertragen müſſen, und wo ſie nach der Beobachtung eines großen Moraliſten durchgängig, als der „Auswurf der Welt“ behandelt werden. In der That würden ſie auch wenig Mitleid und Hochachtung verdienen, wenn ſie ſich durch ſo verabſcheuungswürdige Züge in ihrem Charakter auszeichneten: allein, ich bin feſt überzeugt, daß in dem Kreiſe von eines Jeden Bekannten ſich viele Perſonen dieſes Ordens finden werden, die nicht nur frey von oberwähnten Laſtern ſind, ſondern ſogar mit den gerade entgegen geſetzten Tugenden vorzüglich prangen. Wenn man von alten Jungfern überhaupt ſpricht, und es nicht zu läugnen iſt, daß ſie neidiſch ſind, ſo kann ich doch zur Rechtfertigung der Schweſterſchaft ſagen, daß ſie es nicht mehr und nicht weniger ſind, als jede andere Claſſe von Weſen, die mit ihnen in gleichen Verhältniſſen ſtehen. Durch jedes Zeitalter hat man von den ſchönen Künſten bemerkt, daß der Neid bey dem Haufen ungeſchickter Miteiferer nicht außen bleibt. In der Malerey und in der Bildhauerkunſt, in der Muſik, wie in jedem Zweige der Litteratur, ſind die herrlichſten Werke des mit Recht geprieſenen Genies von der neidiſchen und mißgünſtigen Tadelſucht der verunglückten Eitelkeit angefochten worden. Nun aber können die vom ſchönen Geſchlechte als Zöglinge der wichtigſten und feinſten aller Künſte, der Kunſt zu gefallen, angeſehen

und

und mithin die alte Jungfer unter die Zahl der unglücklichen Künſtler gerechnet werden, wann ihr das Schickſal die güldene Kette des Hymen, dieſen ehrenvollen Preis verſaget, den ſie wahrſcheinlicher Weiſe durch alle mögliche Kunſtgriffe zu erhalten geſucht, und den gemeiniglich ſelbſt jeder mittelmäßige Schüler in der Kunſt erhält, die ſie mit ſo vielem Eifer getrieben haben.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, hat die alte Jungfer meiſtens noch einen vernünftigern Grund zur Unzufriedenheit und Schmähſucht, als nimmermehr der vernachläßigte Maler oder Dichter. Der Beyfall der Welt iſt oft nicht übel angebracht. Die Lorbeerkränze, die die größte Aufmunterung, und ſehr oft die einzigen Belohnungen des großen Geiſtes ſind, werden oft durch die Hand der Gerechtigkeit ſelbſt ausgeſpendet: aber die Kränze des Hymen vertheilt nicht ſelten Eigennutz, Ehrgeiz und Eigenſinn. Der gekränkte und dürftige Künſtler, der ſeinen Unmuth gegen ſeinen glücklichen und reichen Nebenbuhler ausläßt, macht ſich gemeiniglich der

Ungerechtigkeit und Schmähſucht auf Talente und Fleiß, die die ſeinigen weit überſteigen, ſchuldig: aber die alte Jungfer, die ſich zu neidiſchen Ausdrücken gegen die Vortheile und den Glanz der verheuratheten Dame verleiten läßt, hat oft einen gerechtern Anſpruch auf dieſe Vortheile und dieſen Glanz, als die glücklichſte Perſon, die ſie in deren Beſitze ſieht.

Wir wollen dieſe Vergleichung noch ein wenig fortſetzen, und ſie wird noch mehr zum Vortheile der alten Jungfern ausfallen.

Der ſchlechte Künſtler wird ſelten durch ein demüthigendes oder verächtliches Betragen eines erhabenen Gegners verwundet. Das wahre Genie beſitzt einen gewiſſen Edelmuth, der mehr geneigt iſt, mit Kränkungen Mitleid zu haben, und den Nothdürftigen zu unterſtützen, als der Schwäche und des Unvermögens ſeiner unfähigen Mitwerber zu ſpotten. Er iſt gerade das Gegentheil von der unglücklichen alten Jungfer. Ihr einſamer Kummer und ihre neugierige Unwiſſenheit, ſind immer ein Gegenſtand der ſtolzen Weisheit und der hochmüthigen Wichtigkeit vieler glück-

glücklichern Frauenzimmer, die in den glänzenden und ehrenvollen Geheimnissen, für die sie unglücklicher Weiſe ein Fremdling iſt, eingeweiht ſind.

Aus dieſer vorgängigen Ueberſicht ihrer beſondern Mühſeligkeiten und Anfechtungen wollte ich ſogar behaupten, daß eine kleine Farbe von Neid dieſer Schweſterſchaft weit mehr zu verzeihen iſt, als irgend einer Claſſe von andern Weſen.

Ich will mich deswegen hier nicht zu einem Vertheidiger des Neides aufwerfen, wenn ſie ihren giftigen Einfluß äußert, und in eine geſchäfftige Bosheit ausbricht. So bald ſie zu der Höhe ſteigt, ſo iſt es das abgeſchmackteſte und haſſenswürdigſte aller Laſter: abgeſchmackt, weil ſie ein Vergnügen in der Quaal ſucht, und haſſenswürdig, weil ſie eine Feindin von aller geſellſchaftlichen Freude iſt. Ganz gewiß verdient ſie kein Quartier, wo man ſie findet, und am allerwenigſten bey dieſer Schweſterſchaft, weil man kein, an ſich abſcheulicher und verderblicher Geſchöpf für alles, was ſie umgiebt, auf Erden finden kann, als die geſchäffſchäfftige und dienſtfertige alte Jungfer, die ſich dieſe bösartige Leidenſchaft jemals nur hinreißen läßt.

Der Neid iſt eine Krankheit, die in eitlen, kleinen und unausgebildeten Seelen, am meiſten herrſchet: und ich habe bemerkt, daß die Neidiſchſten unter den alten Jungfern meiſtens Perſonen ſind, die ſich in ihrer Jugend mit den ſtolzeſten Erwartungen ſchmeichelten, ſie mochten nun Vorzüge der Perſon oder des Reichthums zur Abſicht haben. So wie der feinſte Burgunder, wann er verdirbt, den ſchärfſten Eſſig giebt, ſo wird die verjährte Schönheit meiſtens die ſchärfſte und beißendſte alte Jungfer: ihre Mißgunſt ſteht bey abnehmendem Alter mit dem ſtolzen und eingebildeten Werthe im Verhältniſſe, den ſie, zu eitel auf ihre jugendlichen Grazien ſetzte. Die Vernachläßigung, die dieſe erlitten, iſt eine Kränkung, die unaufhörlich in ihrem Buſen nagt, und weswegen ſie ſich an der Welt auf alle mögliche Weiſe zu rächen ſucht: ſie beſitzt die ganze rachſüchtige Bösartigkeit der Juno, und möchte gern die ganze Welt in Uneinigkeit und Elend

Elend ſtürzen, weil ſie glaubt, daß ihr die Huldigung entzogen worden, die man, wie ſie glaubte, ihrer gebietenden Schönheit ſchuldig war.

Es iſt zwar kein Ort, wo ein Weſen von einer ſo raſtloſen Natur nicht mit einer friedeſtörenden Wirkung ihre boshafte Geſchäfftigkeit äußern ſollte. Doch iſt eine Landſtadt, der eigenthümliche Schauplatz einer alten Jungfer, ein Schauplatz, wo ſie oft eine thätige und dreuſte Bosheit verübt, die nicht tief unter derjenigen ſteht, die Milton ſo fein zu einem charakteriſtiſchen Zug des Satans gemacht hat? Iſt ſie reich, ſo beeifert ſie ſich, es dem Erzfeinde ſo wohl an Würde, als an Bitterkeit zuvor zu thun, und hat ein glänzendes Pandämonium für die untergeordneten Geiſter, die die leichten Diener ihres hölliſchen Vergnügens ſind. Die Geſchäfftigkeit aber dieſer Verſammlung iſt nicht geringer, als des Miltoniſchen Pandämoniums ſeine, einen hinterliſtigen Krieg wider den Himmel anzuzeddeln, indem ſie die liebenswürdigen Werke der Schö-

Schöpfung angreift, und die Glückſeligkeit der Unſchuld und Schönheit zu zerſtören ſucht.

Die neidiſche alte Jungfer iſt eine vollkommene Gelehrte in der ſchwarzen Kunſt der Verläumdung; und, ſo bald ſie Reichthum und Witz zugleich beſitzt, kommen alle die Uebel, die die Unwiſſenheit der finſtern Zeitalter der Zauberey zuſchrieb, mit denen in keine Vergleichung, die ihr böſer Geiſt hervor zu bringen vermag. Ihre Zunge iſt mit einem zernagenden Gifte bewaffnet, und, durch deſſen hinterliſtigen Gebrauch freut ſie ſich, die Bande einer alten Freundſchaft aufzulöſen, die ſanfteſten Feſſeln des Hymen in den Augenblicken, wo ſie ſollen geſchloſſen werden, zu zerreißen, und alle Quellen geſelliger Freuden zu vergiften.

Mit Recht kann man ſie für eine wahre Zauberin halten, die an boshafter Gewalt die ſchrecklichſten aller fabelhaften Zauberer übertrifft. Indeſſen iſt es nicht ſo leicht, eine vollkommene Beſchreibung von den mannichfaltigen Zauberkünſten zu liefern, durch die ſie ihre Bosheit unaufhörlich zu befriedigen ſucht.

Ihre Lieblingsmittel, Unheil zu ſtiften, welche auch ſelten fehlſchlagen, ſind anonyme Briefe, dieſe hinterliſtigen Stöhrerinnen des häuslichen Friedens, die unter dem falſchen Vorwande einer freundſchaftlichen Theilnehmung an dem Glücke derſelben Perſonen, geſchrieben werden, im Grunde aber die Abſicht haben, ſie zu ängſtigen und zu quälen. Durch die ſchlaue Verfertigung ſolcher Briefe wird ein liebenswürdiges und unſchuldiges Mädchen von einem harten und getäuſchten Vater oder Mutter ihrer Freyheit beraubt: ein Liebhaber läßt ſich zum Mißtrauen gegen die Treue ſeiner Geliebten verleiten, und die ſchönſten Blüten der zärtlichſten Zuneigung werden plötzlich durch die Hand dieſes tückiſchen Neides herabgeſchlagen, der immer im Finſtern umher ſchleicht, und mithin ſelten durch eine vollkommene Entdeckung beſtraft wird.

Es giebt aber tauſenderley niedrige Arten der Verläumdung, die durch die ſinnreiche Scharfſicht der ſarcaſtiſchen alten Jungfer einen erſtaunenden Einfluß erhalten. Ich habe eine ſo bösartige Hexe dieſer Art gekannt, die, ohne eine Sylbe hervor zu bringen, durch einen bedeutungsvollen Seitenblick und ein ſchlaues Kopfſchütteln, einen unbeſcholtenen Namen befleckte. Dieſe Perſon beſaß in der That eine ganz auſſerordentliche Bitterkeit, und da eine Anekdote aus ihrem Leben einigen von ihrer Schweſterſchaft zu einer nützlichen Lehre dienen kann, ſo will ich meine Leſer mit ihr, unter dem Namen Miſtreß Winifred Wormwood, bekannt machen.

Miſtreß Wormwood war die Tochter eines bäueriſchen Kaufmanns, der durch das Glück eines vortheilhaften Handels mit mancherley Waaren ein ungeheures Vermögen zuſammen brachte. Seine Familie beſtund aus drey Töchtern, und Winifred war die älteſte. Schon lange vor ihrem zwanzigſten Jahre war ſie von Liebhabern umringt: wovon einige durch die glänzende Ausſicht auf ihr zu erwartendes Erbtheil, andere auch wirklich von ihren perſönlichen Annehmlichkeiten gezogen wurden: denn ihre Perſon war artig, und ihre Artigkeit von einer beſondern Lebhaftigkeit

beſeelt.

beſeelt. Herr Wormwood wurde durchgängig für einen guten Vater und einen ehrlichen Mann gehalten, und in der That würde er dieſe ehrenvolle Benennung verdient haben, wenn es nicht eine Entweihung der Sprache wäre, ſie einem engen und eigennützigen Herzen zu geben. Er erlaubte ſeinen Töchtern manchen koſtbaren Zeitvertreib, weil es ſeinem Stolze ſchmeichelte: aber ſein Herz war bloß von den Vortheilen ſeines ausgebreiteten Handels aufgeſchwollen: er kehrte ſich mit einer verweigernden Grobheit von jedem Antrage weg, wo er ſein Kapital zu vermindern genöthiget war, und hielt ſeine Töchter für unvernünftig, ſo bald ſie ein dauerhafter Vergnügen wünſchten, als das war, ihres Vaters Pracht und Reichthümer vermehrt zu ſehen. Seine beyden jüngern Kinder, die von ihrer verſtorbenen Mutter eine ſehr zarte Geſundheit geerbt hatten, ſchmachteten und ſtarben frühzeitig weg, und man gab den Tod der einen, nicht ohne große Wahrſcheinlichkeit einer fehlgeſchlagenen erſten Liebe Schuld, die mit vieler Härte war begleitet geweſen. Die feurige Winifred, deren Herz keine wahre Zuneigung kannte, überwand den Kummer, viel Anwerber abgewieſen zu ſehen, und durch den unſinnigen Geiz ihres Vaters verleitet, gewöhnte ſie ſich zu lauter Kunſtgriffen und Intriguen. Da ſie einen guten Antheil von lebhaftem und ſcharfſichtigem Witz bey einer tiefen Heucheley beſaß, ſo war es ihr leicht, ihrem hartherzigen Vater zu gefallen und ihn zu hintergehen. Er ſchwatzte alſo unaufhörlich von ſeiner Tochter Klugheit, und hielt ſie gerade zu der Zeit für ein Wunder der Zucht und Ehrbarkeit, wo ſie ſich den Verdacht einer Aufführung zuzog, die, wenn ſie erwieſen wäre, ſie nichts weniger, als zu der Stelle geſchickt machen würde, die ſie in dieſem Verſuche einnimmt. Man ſagt nämlich, daß ſie mancherley Romane geſpielt habe, von denen ihr Vater nichts erfahren; allein, unter den vielen Liebhabern, die für ſie im Stillen ſeufzten, konnte ſie doch kein einziger zu einer Heurath bewegen, ja, zum Erſtaunen des ganzen Publicums erreichte die Erbin des Herrn Wormwood ihr ſieben und dreyßigſtes Jahr, ohne ihren Namen zu ändern. Gerade, da ſie zu dieſem reifen Alter gelangt war, nahm der alte reiche Papa ſeinen Abtritt aus der Welt, wo er eine ſo geſchäfftige Rolle geſpielt hatte, zufrieden, daß er ein großes Vermögen als ein Denkmal ſeines Fleißes verließ; aber ohne jene höhere Beruhigung, die ein edlerer Vater würde gefühlet haben, wenn er ſeine Tochter, auf eine glückliche Art verſorgt, in der Welt zurück gelaſſen hätte. Er erhielt indeſſen von der Heucheley ſeiner Winifred, was er nicht von ihrer Liebe erhalten konnte, nämlich die Ehre unter Ergießung vieler Thränen beklagt zu werden. Sie zeichnete ſich durch alle die feinen Abſtufungen des kindlichen Kummers aus: gelangte aber zur gehörigen Zeit wieder ganz zu ihrer natürlichen Gemüthsheiterkeit, der ſie ſich nunmehro in vollem Maaße überlaſſen konnte, da ſie die einzige Beſitzerin einer prächtigen Wohnung, ungefähr eine halbe Stunde von einer volkreichen Stadt, und vermögend war, ſie mit allen Künſten der Schwelgerey auszuſchmücken: denn ihr Erbtheil war ſo groß, daß ſie den größten Aufwand eines ländlichen Glanzes beſtreiten konnte. Miß Wormwood, hoffte nun jeden ſchmucken und angeſehenen Ritter zu ihren Füſſen zu ſehen. Sie verſprach ſich dabey keine geringe Luſt, mit ihren Bewerbungen zu ſpielen, ohne daß ſie ſich vor einem tyranniſchen Ehemanne zu fürchten brauchte, da ſie Vorſicht von ihrem Vater gelernet hatte, und heimlich entſchloſſen war, ihr Geld nie einem Manne anzuvertrauen: ein Entſchluß, der um ſo viel klüger war, da ſie von einem ſo gefährlichen Herrn viel zu fürchten, und ſehr wenig zu lernen hatte. Die gutherzige Stadt, in deren Nähe die reiche Winifred wohnte, wies ihr ſehr gefällig nicht weniger als zwanzig lebhafte Stutzer zu ihrer Wahl an: aber zur Schande oder vielmehr zur Ehre dieſer jungen Herren, waren ſie entweder zu furchtſam, oder zu ehrlich, die erſten Schritte zu thun. Der Ruf von ihrem jugendlichen Muthwillen, und die Furcht vor ihrem beißenden Witz, hatte mehr Kraft zurück zu ſtoßen, als ihre Perſon und ihr Reichthum Kraft anzuziehen. Nach zurück gelegtem funfzigſten Jahre nahm ſie den ernſthaften Namen einer Miſtreß an, doch ohne die Würde eines Weibes, und ohne einen einzigen Heurathsantrag von der Zeit an zu erhalten, wo ſie zu dem Beſitze eines ſo groſſen Vermögens kam.

Ob dieſe kränkende fehlgeſchlagene Erwartung ihrem Gemüthe eine ſo auſſerordentliche Bitterkeit gegeben, oder ob Bosheit ſchon ein früher Zug in ihrem Charakter war, will ich nicht entſcheiden, genug, von dieſem Herbſte oder Winter ihres Lebens an, machte ſie es zu ihrem gröſten Vergnügen, ſich mit den feinſten Streichen einer ſinnreichen Bosheit zu beſchäfftigen, und jeden viel verſprechenden Keim von Liebe und Glückſeligkeit, den ſie in dem weiten Zirkel ihrer Bekanntſchaft entdeckte, zu zerſtören. Sie ſchien von einer beſtändigen Furcht gepeiniget zu werden, daß Jugend und Schönheit ſich jener Glückſeligkeit verſichern möchten, die, wie ſie wohl ſah, ihr ſelbſt Witz und Reichthum nicht verſchaffen konnten: daher bewachte ſie mit einem durchdringenden Auge alle liebenswürdige junge Madchen in ihrer ganzen Nachbarſchaft, und erſchlich ſich nicht ſelten vieler ihr Vertrauen, damit ſie alle Geheimniſſe ihrer Liebe ausſpüren, und ſie in der Blüte erſticken möchte. Durch den großen Glanz, mit dem ſie lebte, und durch die bezaubernde Heiterkeit ihres Umgangs ward es ihr ſehr leicht, die junge und liebenswürdige Welt an ſich zu ziehen. Und in der That beſaß ſie darinne eine ganz außerordentliche Geſchicklichkeit, ob ſie ihren Geiſt gleich nie durch das Leſen guter Bücher ausgebildet, oder ihn bereichert hatte, da Herr Wormwood außer ſeinen Rechnungsbüchern wenig auf dieſe Waare hielt: und ſeine Tochter ihre frühern Jahre zu ſehr mit Betrügereyen und Intriguen zugebracht, als daß ihr Zeit oder Luſt zu einer Liebe für nützlichere Kenntniß übrig geblieben war. Sie las alſo ſehr wenig, kannte keine andere, als ihre Mutterſprache: allein ein glänzender Verſtand und ein leichter immer fertiger Witz gab ihr beſtändig eine blendendere Materie zur Unterhaltung, als ihr das Bücherleſen hätte gewähren können. Sie empfahl ſich hauptſächlich der jungen unerfahrnen Welt durch den einſchmeichelnden Zauber der Kunſt lächerlich zu machen, und ihre Unterredung

dung mit ſchlüpfrigen Winken, aber auf eine ſo feine Art zu würzen, daß ſelbſt die Ernſthaftigkeit nichts darwider einzuwenden wußte: ſie hatte die ſonderbare Geſchicklichkeit, über die unzüchtigſten Bilder einen ſo zarten und zweydeutigen Schleyer zu ziehen, daß ſie Neugier und Aufmerkſamkeit reizte, ohne Furcht und Ekel zu erregen. Ihre bösartige Geſinnung wußte ſie ſtets unter der Maske der Luſtigkeit zu verbergen, und ihrer Bosheit durchaus den ſchönen Anſtrich zu geben, der ſo ſchwer zu erreichen iſt, und ſo kräftig in den Worten der Lady Macbeth empfohlen wird:

> Dein Auge, deine Hand und deine Zunge
> Bewillkomm' ihn! Wie die unſchuld'ge Blume,
> So ſey dein Blick: doch drunter ſey die Schlange!

Mit welchem Glück ſie dieſe gefährliche Lehre ausübte, wird der Leſer aus folgender Begebenheit erſehen. —

Miſtreß Wormwood war gewohnt, die freundſchaftlichſte Fürſorge für die weibliche Jugend vorzugeben, und die höchſte Bewunderung für Schönheit zu äußern: ſie wünſchte, daß man ſie für die größte Beſchützerin derſelben halten möchte, weil dieſe Vorſtellung ihr die beſten Gelegenheiten an die Hand gab, ihre unausſtehliche Einbildung ins geheim zu kränken. Mit einer ganz beſondern Verfeinerung in der Bosheit beförderte ſie erſt dieſe ſo angenehmen Heurathsentwürfe, womit ſich junge und ſchöne Perſonen ſo gern beſchäfftigen. Das höchſte Vergnügen aber, das ihre ſinnreiche Bosheit ſich nur ausdenken konnte, beſtund in der Qual irgend eines liebenswürdigen unerfahrnen Mädchens, wo ſie mit den zärtlichen Leidenſchaften eines offenen unargwöhniſchen Herzens ſpielen konnte.

Der Zufall führte ihr einen ſehr reizenden Gegenſtand für ein ſolch teufliſches Vergnügen in der Perſon der Amalie Nevil zu, die Tochter eines braven und vortrefflichen Officiers, der beym Ende eines mühſamen und Ehrenvollen Lebens, das er aber in ſehr dürftigen Umſtänden beſchloß, dieß unglückliche Kind der Fürſorge einer unverheuratheten Schweſter überließ. Dieſe Tante gehörte aber zu den alten Jungfern, die ſchon allein die Schweſterſchaft von allen Vorwürſen des Lächerlichen und des Verachtungswürdigen hätte retten können. Sie war in ihren frühern Tagen mit einem würdigen Jünglinge in-Verbindung geweſen, der unglücklicher Weiſe ſein eigen Leben verlor, indem er das Leben ſeines theuren Freundes, ihres Bruders, hatte retten wollen: ſie widmete ſich ſeinem Andenken mit der zärtlichſten, reinſten und ſtandhafteſten Liebe: ſchlug verſchiedene vortheilhafte Heurathsanträge aus, ob gleich ihre Einkünfte ſo geringe waren, daß ſie die Noth zwang, ihr ganzes Vermögen für eine jährliche Rente, kurz vor der unglücklichen Begebenheit zu verkaufen, die ſie zu der einzigen Aufſeherin der armen Amalia machte. Dieß liebenswürdige, aber unglückliche Mädchen, war bey dem Tode ihres Vaters vierzehn Jahr alt. Sie fand in dem Hauſe ſeiner Schweſter die liebreichſte Aufnahme, und eine Verwandtin, deren Herz und Seele eben ſo geſchickt, als bereitwillig war, den Charakter dieſer reizenden Waiſe zu bilden, die von der Natur eben ſo ſehr begünſtiget, als vom

Glücke vernachläßiget war. Amaliens Schönheit war ſo auffallend, und die Vorzüge ihres lebhaften Verſtandes fiengen an, ſich auf eine ſo reizende Art zu entwickeln, daß ihre zärtliche Tante den Gedanken nicht ertragen konnte, ſie zu einem niedern Stande zu beſtimmen. Sie gab ihr alſo eine feine Erziehung, in der ſchmeichelhaften und edelmüthigen Hoffnung, daß ihre ſo mannichfaltigen Annehmlichkeiten den gänzlichen Mangel an Vermögen erſetzen könnten, und ſie der entzückenden Freude genießen würde, ihre geliebte Amalie durch eine Heurath glücklich zu ſehen, ehe ihr Tod ihre liebenswürdige Mündel in die Armuth verſetzen würde, die ihr einziges Erbtheil war. — Der Himmel beſchloß es aber anders. Dieſe vortreffliche Perſon, nachdem ſie die Pflicht einer zärtlichen Mutter bey ihrer armen Nichte erfüllet hatte, ſtarb, ehe Amalia noch das zwanzigſte Jahr erreicht hatte. Das unglückliche Mädchen war nun ohne alle Hülfe, und, bey einem blutenden Herzen über den Verluſt der gütigſten Beſchützerin, dem größten Mangel ausgeſetzt. Eine verwittwete Dame von ihrer Bekanntſchaft, nahm ſie in den erſten Augenblicken ihres Jammers liebreich auf, und ſchlug ein paar ihrer reichen Freundinnen vor, daß ſie Amalien wechſelsweiſe bey ſich behalten ſollten: unter dieſe theilte ſie das Jahr, ſo daß ſie bey einer jeden vier Monat blieb. Kaum hörte Miſtreß Wormwood von dieſem Vorfalle, als ſie ſogleich, da ſie gern mit Handlungen einer ſcheinbaren Wohlthätigkeit, fälſchlich Liebe des Nächſten genannt, pralte, ſich ausbat, unter den freywilligen Vormünderinnen der armen Amalia auch zugelaſſen zu werden. Alle Parthien ließen ſich dieſen Vorſchlag gern gefallen, und man ward einig, daß Amalia, ſo lange ſie ledig blieb, allezeit das letzte Viertel Jahr bey Miſtreß Wormwood zubringen möchte. Dieſe liebenswürdige Waiſe hatte ein ſo empfindſames Herz, daß ſie für den Schutz, den man ihr gewährte, durch den man ſie aber alle Drangſale der Abhängigkeit aufs ſchärfſte fühlen ließ, äußerſt dankbar war. Ihre Schönheit zog bald eine Menge Bewunderer herbey, unter denen aber viele, die auf ihre Armuth rechneten, ſie mit einem ungezogenen Leichtſinne behandelten, der ihrem edlen

Herzen ſehr ſchmerzte. Ihre Perſon, ihre Seele, ihre Sitten, alles wurde von Mannsperſonen bewundert: aber keiner verlangte ſie zur Frau. „Amalia,“ ſchrien ſie, „iſt ein reizendes Geſchöpf: aber wer kann zu unſern „Zeiten ein artiges, ſtolzes Mädchen heurathen, die von Wohlthaten lebt?“ Ob man gleich einen ſo vorſichtigen Ausruf nicht in ihrer Gegenwart that, ſo fieng ſie doch bald an, ſeinen Einfluß zu merken, und litt nicht wenig durch die quälende Furcht, dieſen Freunden, durch deren Großmuth ſie unterhalten wurde, ewig zur Laſt zu fallen: tauſendmal wünſchte ſie, daß ihre zärtliche Tante, ſtatt ihren Geiſt durch eine gefährliche Verfeinerung auszubilden, ſie in jeden andern Stand des Lebens hätte verſetzen mögen, wo ſie ſich ſelbſt durch ihrer eigenen Hände Arbeit hätte erhalten können: bisweilen unterhielt ſie ſich auch mit dem Einfalle, ob ſie nicht einen Verſuch zu dieſer Abſicht wagen könnte? In dieſem Gedanken war ſie Willens, ihren Namen zu ändern, und ſich als Schauſpielerin auf ein öffentlich Theater zu begeben: doch dieſe Idee, die ein edler Stolz ihr eingab, ward wieder von ihrer Beſcheidenheit unterdrückt: und ſo brachte ſie die koſtbarſte Zeit ihrer Jugend unter dem immerwährenden gramvollen Wunſche, ihre Lebensart zu ändern, und unter der Ungewißheit hin, wie ſie ſolches bewerkſtelligen ſollte.

Es waren nunmehro ſeit dem Tode ihrer Tante beynahe zwey Jahre, ohne die mindeſte Ausſicht auf eine eheliche Verbindung, verfloſſen, und ſie trat nun den zweyten Perioden ihres Aufenthaltes bey Miſtreß Wormwood an. Amaliens Verſtand war ſo groß, als ihre übrigen Talente: ſie fieng alſo an, in alle die ſchlauen Verſtellungen ihrer gegenwärtigen Wirthin einzudringen, und ihren wahren Charakter zu durchſchauen. Dieſe Lady hatte bemerkt, daß, wann ſich Miß Nevil bey ihr befand, ihr Haus von jungen Herren weit voller war, als zu jeder anderer Zeit. Dieß war auch nicht zu läugnen. Zum Unglück vergaſſen dieſe Beſucher auch nicht ſelten, über das Anſchauen des liebreizenden Geſichts der ſchönen Amalia die witzigen Einfälle der Miſtreß Wormwood zu beklatſchen: ein Umſtand, der

zurei-

zureichend genug war, in dem vernachläßigten Witzling den bitterſten Neid und Haß mit aller möglichen Bosheit zu erregen. Im Grunde verabſcheute alſo Miſtreß Wormwood ihren liebenswürdigen Gaſt mit einer unverſöhnlichen Bitterkeit: doch beſaß ſie die beſondere Kunſt, ihren Abſcheu in die Sprache der Schmeicheley einzukleiden, und verſtund die Wahrheit von Popes Grundſatz:

„Am meiſten ſchadet mir, wer mich am meiſten lobt.“

Sie machte daher den Gebrauch verſchwenderiſcher Lobeserhebungen zu einem Werkzeuge ihrer Bosheit gegen Amalien. Sie hielt ſich über den Geſchmack jedes neuen Ehemannes auf, und machte ſeine Wahl unter der Verſicherung lächerlich, wie ſehr ſie überzeugt ſey, daß er ein Thor wäre, daß er nicht das liebenswürdigſte unter allen jungen Mädchen in der Welt geheurathet habe. Zu mehr als einem jungen Herrn ſagte ſie: Sie müſſen Amalien heurathen, und da die wenigſten Mannsperſonen ſich gern zu einer Heurath zwingen laſſen,

ſen, ſo iſt es leicht möglich, daß ſich einige durch die verrätheriſche Uebertreibung ihres Lobes von einem Antrage abſchrecken ließen. Ihrer Bosheit aber that die Bemerkung, daß Amalia keine Ausſicht auf eine Verbindung habe, noch lange keine Genüge. Um dieſe noch beſſer zu befriedigen, beſchloß ſie, das unglückliche Mädchen mit den Hoffnungen einer ſo freudigen Begebenheit zu unterhalten, und dann plötzlich alle dieſe glänzenden Erwartungen in Spott und Schande zu verkehren. Ein Zufall brachte ihr den Herrn Nelſon in den Weg, als einen Mann, deſſen Namen ſie ohne alle Gefahr zu dem Werkzeuge ihres tückiſchen Vorhabens, und mit der größten Zuverſicht eines glücklichen Erfolgs brauchen könnte, da ſie zumal bemerkte, daß Amalia für ihn eine vorzügliche Achtung hatte. Herr Nelſon war ein junger Mann, der, da er viel ſonderbaren Begebenheiten ausgeſetzt geweſen, ſich einen ſehr ſonderbaren, aber doch liebenswürdigen Charakter eigen gemacht. — Er trieb in ſeinen frühen Jahren einen vortheilhaften Handel, und war auf dem Punkte, ſich mit einem ſehr ſchönen jungen Frauenzimmer zu verheurathen, als das Haus, worinne ſie ſich aufhielt, vom Feuer verzehrt wurde. Ein groſſer Theil ihrer Familie, und unter dieſer auch die beſtimmte Braut, ward in Ruinen begraben. Herr Nelſon verlor, indem er des Gegenſtandes ſeiner brennenden Liebe durch einen ſchrecklichen Unglücksfall verluſtig ward, auf einige Zeit den Gebrauch ſeines Verſtandes: und, ſo bald er ſeine Geſundheit und Beſonnenheit wieder erlangte, blieb er doch immer in einer tiefen Schwermuth verſenkt, bis ſeine herzinnige Aufopferung für ihr Andenken ſeiner Phantaſey einen ſonderbaren Plan der Wohlthätigkeit eingab, in deſſen Ausführung er einen großen Theil ſeiner vorigen Gemüthsruhe wieder fand. Dieſer Plan beſtund darinne, daß er weibliche Gegenſtände des Mitleidens aufſuchte, die durchs Feuer in traurige Umſtände waren verſetzt worden. Da er ein ſehr großes Vermögen beſaß, und ſein eigener Privataufwand ſehr gering war, ſo war er im Stande, vielen unglücklichen Perſonen in dieſer Verfaſſung aufzuhelfen: und ſeine wohl-

wollen-

wollende Einbildungskraft fand eine ungemeine Süßigkeit in dem Gedanken, daß er in dieſen ungewöhnlichen Handlungen der Wohlthätigkeit von dem liebenswürdigen Engel geleitet würde, der in den Flammen umgekommen war. Herr Nelſon beſuchte ſehr oft eine verheurathete Schweſter, die in derſelben Stadt wohnte, wo ſich Miſtreß Wormwood aufhielt. So befand ſich auch ebenfalls eine liebenswürdige, ältliche Witwe daſelbſt, für die er eine ganz beſondere Hochachtung hatte. Dieſe Dame, Namens Melford, war von ihrem Manne in ſehr dürftigen Umſtänden hinterlaſſen worden, und da ſie ſich damals in London befand, ſo hatte ſie ein neues Unglück von derſelben Art betroffen, die Herrn Nelſons immer aufmerkſame Wohlthätigkeit auf ſich zog. Er erſetzte ihr noch mehr, als das, was ſie durchs Feuer verloren hatte, und ſuchte ihr einen Wohnplatz in der Nachbarſchaft ſeiner Schweſter auf. Miſtreß Melford war eine vertraute Freundin von Amaliens Tante geweſen, und war es itzt eben ſo ſehr von der liebenswürdigen Waiſe, die ſie ſehr oft beſuchte, ob ſie gleich nie unter ihrem Dache gewohnt. Herr Nelſon hatte Amalien oft bey Miſtreß Melford geſehen; er bezeigte ihr alſo eine vorzügliche Achtung, ſo oft er Miſtreß Wormwood beſuchte: ein Umſtand, auf den die letztere ihr niederträchtiges Vorhaben gründete. Sie war von Herrn Nelſons ſonderbarer Geſchichte vollkommen unterrichtet, und glaubte ſo wie ſeine übrigen Bekannten ſicher, daß keine Reizungen iemals ſo anziehend für ihn ſeyn würden, ihn wieder auf Heurathsgedanken zu bringen: doch hielt ſie es für möglich, daß Amalien die Hoffnung könnte beygebracht werden, als ob ihre Schönheit ſeine Entſchlieſſung erſchüttert habe. Durch nichts aber konnte ihrer Meynung nach das arme Mädchen mehr gedemüthiget werden, als ſich wegen einer ſo eitlen Erwartung verſpottet zu ſehen.

Miſtreß Wormwood fieng alſo auf eine ſehr ſchlaue Art an, ſich merken zu laſſen, daß Herr Nelſon bey ſeiner vorzüglichen Höflichkeit für Amalien beſondere Abſichten habe: erhub ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften bis in Himmel, und bezeigte ihr größtes Vergnügen in der Aus-

Ausſicht auf eine ſo vortreffliche Parthie. Dieſe kleinen Kunſtgriffe hatten inzwiſchen keine Wirkung auf die natürliche Beſcheidenheit und das Mißtrauen Amaliens. Sie fand in der gewöhnlichen Höflichkeit eines geſitteten Mannes von ſieben und dreyßig Jahren nichts, was dieſe Vermuthung hätte rechtfertigen können: ſie hatte mit Herrn Nelſons Unglück Mitleid, bewunderte ſein gefälliges und einnehmendes, obgleich ernſthaftes Weſen, und verehrte ſeine Tugenden: allein, da ſie überzeugt zu ſeyn glaubte, wie es denn auch wirklich ſo war, daß bloß das liebreiche, obgleich ſonderbare Beſtreben, Verunglückte von obbemeldeter Art aufzuſuchen, ſeine ganze Seele ausfüllte, ſo hatte ſie auch nicht Einen Gedanken, als ob er für ſie eine Zuneigung gewonnen. Miſtreß Wormwood war indeſſen entſchloſſen, ihre Lieblingsmaſchine ſpielen zu laſſen, das iſt, einen Brief nachzumachen. Sie hatte ſich in ihrer Jugend das ſo gefährliche Talent erworben, jede Hand, die ſie nur wollte, nachzumachen, und ihre Schadenfreude hatte ihr viel Uebung in dieſer gefährlichen Kunſt verſchafft. Nachdem ſie alſo vorläufig den Herrn Nelſon auf eine Schaale Thee eingeladen, ſchrieb ſie in ſeinem Namen an Amalien, und zwar mit der genauſten Nachahmung ſeiner Hand. Der Inhalt des Briefchens war: daß er ſich ſelbſt das Vergnügen verſchaffen wollen, den Nachmittag bey Miſtreß Wormwood zuzubringen, wobey er ſich während des Abends eine geheime Unterredung mit Miß Nevil zur Gewogenheit ausbat, und zugleich auf die feinſte und zweydeutigſte Art eine brennende Abſicht auf ihre Hand und ihr Herz verrieth. Miſtreß Wormwood wußte es ſo zu karten, daß Amalie dieß Briefchen nicht eher, als gerade um Tiſchzeit erhielt, damit ſie es ihrer Freundin und Vertrauten, der Miſtreß Melford, nicht zeigen, und durch ſie den Betrug vor der Stunde ihrer abſichtlichen Demüthigung entdecken möchte.

Amalia ward blutroth, als ſie das Billet las, und gab es in der erſten Ueberraſchung einer unargwöhniſchen Unſchuld der wachſamen Miſtreß Wormwood; dieſe brach in Ausdrücke der heftigſten Entzückungen aus, wünſchte ihrer erröthenden Mündel zu ihrer Eroberung Glück, und frohlockte in ihrer eigenen prophetiſchen Scharfſicht. Sie ſetzten ſich zur Mahlzeit nieder: aber Amalie konnte kaum einen Biſſen hinter bringen: ihre ganze Seele war in einer tumultuariſchen Bewegung von Freude und Erſtaunen. Die boshafte Betrügerin frohlockte über ihre Verwirrung, und ließ ihr nicht einen Augenblick Zeit, ſich auf ihr Zimmer zu begeben, um ihre aufwallenden Lebensgeiſter ein wenig zu beruhigen. Es kamen einige Beſuche zum Theetiſche, und endlich trat auch Herr Nelſon herein. Amalie zitterte, und ward bey ſeiner Annäherung im ganzen Geſichte roth. Das Geſchäffte des Theetiſches, dem ſie vorſtund, half ihr ein wenig aus ihrer Verlegenheit. So viel natürliche Anmuth ſie ſonſt in Allem hatte, was ſie that, ſo gab doch die gegenwärtige Unruhe, in der ſie war, allen ihren Bewegungen ein gewiſſes ſchiefes Weſen. Sie begieng mancherley kleine Verſehen beym Einſchenken des Thees; und ließ ſo gar ihrer zitternden Hand eine Schaale entfallen, welche zerbrach: indeſſen war Herr Nelſon viel zu artig, als daß er ihr über dieſe kleinen Vorfälle nicht tauſenderley gefällige und angenehme Dinge hätte ſagen ſollen, die, ſtatt ihre Verlegenheit zu vermehren, vielmehr die gegenſeitige Wirkung hervor brachten, ſo daß der Aufruhr ihrer Seele ſich nach und nach zu einer ruhigen und gefaßten Freude ſetzte. Sie wagte es ſo gar, nach Herrn Nelſon ihre Augen aufzuſchlagen, und glaubte in ihnen einen Ausdruck von Zärtlichkeit zu finden, der allen ihren Leiden ein glückliches Ende verſprach. Bey dem Gedanken, Elend und Abhängigkeit für Zufriedenheit und Ehre, als die Frau eines ſo liebenswürdigen Mannes einzutauſchen, erweiterte ſich ihr Herz in der unſchuldigſten und dankbarſten Freude. Dieß drückte ſich ſelbſt auf ihrem Geſichte aus, und gab allen ihren Zügen einen ſo ſtrahlenden Glanz, daß ſie tauſendmal ſchöner, als jemals ausſah. Miſtreß Wormwood ward dieſe Erhöhung ihrer Reize gewahr, erblaßte über den Anblick, und beſchloß, den Glanz einer ſo unerträglichen Schönheit bald nieder zu ſchlagen, und dem Triumph ihrer getäuſchten Klientin bald

ein

ein Ende zu machen. Sie machte alſo mit einigen wenigen boshaften und ſpöttiſchen Anmerkungen über die Eitelkeit ſchöner junger Mädchen und die Hoffnungen den Anfang, mit denen ſie ſich bisweilen von einem eingebildeten Liebhaber ſchmeichelten: da ſie aber ſah, daß dieſe Anmerkungen nicht die abſichtliche Wirkung hatten, ſo nahm ſie die Gelegenheit, Amalien ins Ohr zu flüſtern, daß ſie ja nicht ſolche Schlöſſer in die Luft bauen ſollte: denn das Billet, das ſie erhalten, wäre ein bloß nachgemachtes, und weiter nichts als ein Spaß. Amalia ſchauderte, und ward leichenblaß. Erſtaunen, fehlgeſchlagene Hoffnung und Unwillen, alles vereinigte ſich, ſie nieder zu drücken. Sie wand ihre äußerſten Kräfte an, ihre Empfindungen zu verbergen: aber der Sturm in ihrem Buſen war zu heftig, als daß er verheelet werden konnte. Die Thränen, die ſie vergebens zu unterdrücken ſuchte, brachen hervor, und ſie ſah ſich genöthiget, das Zimmer in einer ſichtbaren Unruhe zu verlaſſen. Herr Nelſon äußerte einigen Kummer darüber, ward aber mit ſeinen liebreichen Fragen durch die warnende Antwort der Miſtreß zurück gewieſen, die bey dieſer Gelegenheit ſagte: Miß Nevil ſey zwar ein ſehr liebenswürdiges Mädchen, hätte aber ihre eignen Launen, und wäre im Stande, die unſchuldigſten Scherze ihrer Freunde ſehr übel auszulegen. Da Herr Nelſon ſah, daß Amalie nicht zurück kam, und glaubte, daß ſeine Entfernung etwas dazu beytragen könnte, die unterbrochene Eintracht des Hauſes wieder herzuſtellen; ſo beurlaubte er ſich bey guter Zeit von Miſtreß Wormwood, die ſogleich nach Amaliens Zimmer flog, um wie ein Feind über das liebenswürdige Opfer ihrer ſo glücklich ausgeführten Bosheit zu frohlocken. Sie fand aber die Perſon nicht, deren ſie zu ſpotten ſo begierig war. Amalia hatte ſich zwar anfänglich auf ihre Stube begeben, und da eine ſehr traurige halbe Stunde zugebracht: denn ſo ſehr ihr auch die verrätheriſche Grauſamkeit der Miſtreß Wormwood wehe that, ſo kränkte ſie doch weit mehr ihre Leichtgläubigkeit, die ſie mit der, einer zärtlichen Seele ſo natürlichen Strenge, ſo bald ſie ſich ſelbſt richtet, verdammdammte. Sie würde unverzüglich nach Troſt zu ihrer Freundin, der Miſtreß Melford, geflohen ſeyn: aber ſie hatte Urſache zu glauben, daß dieſe Dame auf einen Beſuch aus wäre, und ſuchte ſich alſo einen einſamen Spaziergang auf, um ſich von ihrer Unruhe wieder zu erholen: doch Abends ſpät, wo ſie ſie wieder zu Hauſe zu finden hoffte, eilte ſie zu ihr, und traf ſie auch ihrer Erwartung gemäß. Die Augen des liebenswürdigen Mädchen verriethen ihrer alten würdigen Freundin ſogleich ihren Kummer, und ſie rief ihr bey ihrem erſten Anblicke ſogleich mit ihrer gewöhnlichen Zärtlichkeit zu: „Guter Gott! worüber weint denn mein liebes Kind?“ — „Weil ich,“ verſetzte Amalia mit gebrochener Stimme, indem ein neuer Strohm von Thränen aus ihren Augen brach, — „weil ich ein albernes Mädchen „geweſen bin.“ — Miſtreß Melford ward im Ernſte unruhig, und bezeigte ihr ihre mütterliche Sorgfalt auf die liebreichſte Art. Amalia zog das unglückliche Papierchen hervor. — „Hier,“ ſagte ſie, „iſt ein Brief, den Miſtreß Wormwood im Namen ihres vortreffli-

„chen Freundes geſchrieben, und ich bin ſo ein„fältig geweſen, ihn für wahr zu halten.“ Die zärtliche Melsford, die im erſten Schrecken ein weit größer Unglück gefürchtet, war ſehr beruhiget, die Wahrheit entdeckt zu haben, und ſagte ihr, ſie zu tröſten, viel Schmeichelhaftes vor. „O, glauben Sie nicht,“ verſetzte Amalie, „daß ich auf eine ſo unbeſonnene Art „in Herrn Nelſon verliebt bin, ob ich ihn „gleich für den angenehmſten und vortrefflich„ſten Mann von der Welt halte, und Ihnen „gern geſtehen will, daß ich es in der That „für das glücklichſte Loos in der Welt würde „gehalten haben, eine Freyſtatt in den Armen „eines ſo gütigen und großmüthigen Be„ſchützers vor dem Elende meiner gegenwärti„gen Abhängigkeit gefunden zu haben.“ — „Dieſe Arme ſind auch itzt ausgeſtreckt, Sie „zu umfaſſen,“ ſagte eine Stimme, die ſich hören ließ, ehe noch der Sprecher erſchien. Amalia fuhr bey dem Klange dieſer Worte zuſammen, und ihr Erſtaunen wurde nicht um ein Geringes vermehrt, als ſie Herrn Nelſon ſelbſt erblickte, der aus einem angränzenden Zimmer heraus-

heraus trat, und die liebenswürdige Waiſe in einem Entzücken von Zärtlichkeit und Freude umarmte. Amalie, ganz Gefühl für die wahre Beſcheidenheit, ward auf einige Minuten durch dieſe Ueberraſchung weit empfindlicher niedergedrückt, als ſie es durch ihre vorige Demüthigung geweſen war. Sie glaubte, ſie müſſe in die Erde ſinken, wann ſie daran dachte, daß ſie dem Manne ein Geheimniß entdeckt hatte, das ſie vor ſeinen Augen am meiſten zu verbergen geſtrebt hatte. Im erſten Tumulte dieſer delikaten Verwirrung ſank ſie auf einen Stuhl, und verſteckte ihr Geſichte hinter ihr Schnupftuch. Nelſon beſorgt, daß er ihren Kummer vermehren möchte, ergriff voll Ehrerbietung und Liebe eine ihrer Hände, und drückte ſie einmal über das andere an ſeine Lippen, ohne ein Wort zu ſagen. Die gute Miſtreß Melford, eben ſo ſehr erſtaunt, aber in weniger peinlichen Verlegenheit, als Amalie, ſah dieſen unerwarteten Auftritt mit der Art von Freude an, die geneigter zum Weinen als zum Sprechen iſt: — Doch, ich will dieſe kleine Geſellſchaft, in ihr Stillſchweigen verſenkt,

ſenkt, ſich ſelbſt auf einige Augenblicke überlaſſen, und zur Erzählung der Vorfälle eilen, die dieſe Begebenheit veranlaßten.

Herr Nelſon hatte die beißende Spötterey der Miſtreß Wormwood gegen Amalien bemerkt, und ſo bald er ſeinen ſo unangenehmen Beſuch geendiget, eilte er zu der würdigen Miſtreß Melford, ihr von dem, was vorgefallen war, Rechenſchaft zu geben, und mit ihr einen beſſern Plan zur Unterhaltung dieſes liebenswürdigen gekränkten Mädchens zu verabreden. „Ich kenne,“ ſagte er, „einige brave „und reiche Officiere, die mit der Miß Nevil „Vater gedienet haben, und ſeiner oft mit vie„ler Hochachtung erwähnen, und ich bin über„zeugt, daß ich eine anſehnliche Subſcription „für ihren Unterhalt unter ihnen zuſammen „bringen will. Wir wollen ihr dadurch eine „jährliche Rente zu verſchaffen ſuchen, die ſie „in Stand ſetzt, ſich einem ſo boshaften Schu„tze zu entziehen, eine kleine eigene Heimath „zu haben, und eine Dienſtmagd unterhalten „zu können.“ — Miſtreß Melford entzückte dieſer Gedanke: und da ihr alle ihre eignen

Verbindlichkeiten, die ihr dieſer wohlthätige Mann auferlegt, dabey einfielen, ſo fieng ſie an zu weinen, und ſeine Großmuth zu preiſen. Jähling ſah ſie Amalien durch das Fenſter, das nach der Gaſſe zugieng, wo ſie wohnte, in der Entfernung kommen. „Dem Himmel „ſeys gedankt,“ ſchrie ſie, „hier kömmt unſer „armes Kind, um Ihre außerordentliche Güte „von Ihnen ſelbſt zu hören, und Ihnen dafür „zu danken.“ Nelſon, der ſichs zur Freude machte, das Gute in der Stille zu thun, drang der alten Dame das Verſprechen ab, es geheim zu halten: und der beſte Theil ſeines Plans war, daß Amalie nie die Perſonen ſollte kennen lernen, denen ſie ihre Unabhängigkeit würde zu danken haben. „Es iſt mir immer Angſt,“ ſagte Nelſon, „daß, wenn „mich Miß Nevil den Abend hier ſehen ſollte, „mich Ihre Blicke und Geberden verrathen „werden, da ich Sie, meine alte würdige „Freundin, nur zu gut kenne.“ — „Gut,“ ſagte die alte entzückte Dame, „ich will Ihrer Delikateſſe ſchonen. Amalie wird wahrſcheinlicher Weiſe nicht über zehn Minuten

„hier bleiben; während der Zeit können Sie „in meinem großen Garten ein wenig ſpazieren gehn. Ich will ihr nicht ſagen, daß ſie „hier ſind, und, ſo bald das gute Mädchen ſich „wieder entfernt, kommen, und Ihnen von „allen Umſtänden ihrer neuen Unruhe, in die „ſie wird verſetzt werden, Bericht erſtatten.“ — „Vortrefflich ausgedacht!“ rief Nelſon, und begab ſich in ein kleines Hinterſtübchen, das durch eine Glaßthüre in ein länglich Fleckchen Garten führte, das mit den lieblichſten, obgleich nicht koſtbarſten Blumen, ausgeſchmückt war, die der Miſtreß Melford Zeitvertreib und Lieblingsgeſchäffte ausmachten. Nelſon, nachdem er in dieſem Duodezgarten ein paarmal auf und nieder gegangen war, fand die Abendluft auffallend kalt, gieng alſo in das Stübchen wieder zurück, und wollte hier abwarten, bis Amalia fort wäre: doch da die Scheidewand zwiſchen den beyden Stuben ſehr dünne war, ſo hörte er das ganze zärtliche Geſtändniß Amaliens, und überfiel ſie, durch einen unwiderſtehlichen Trieb zu ihr hingeriſſen, auf die ſchon beſchriebene Art.

Miſtreß Melford war die erſte, die ſich von der Art einer ohnmächtigen Entzückung, in die unſere kleine Geſellſchaft durch die allgemeine Ueberraſchung war verſetzt worden, wieder erholte: ſie ſuchte alſo das zärtliche Paar, in deren Vereinigung ihr warmes Herz ſo ſehr frohlockte, zu dem ruhigen und fröhlichen Beſitze ihrer Geiſteskräfte zurück zu bringen, die ſie auf einige Zeit in ihrer gegenſeitigen Verwirrung ganz verloren hatten. Der freudige Beyfall ihrer Freundin, und die Verehrung ihres Liebhabers, lehrten die mißtrauiſche Amalie bald von ſich ſelbſt weniger nachtheilig denken. Die warmherzige Miß Melford erklärte, daß dieſer unerwartete Vorfall ein Werk des Himmels ſey. „Das,“ verſetzte der zärtliche Herr Nelſon, „will ich gern zugeben: doch müſſen „Sie mir auch einräumen, daß der Himmel „unſere gegenwärtige Glückſeligkeit durch die „blinde Betriebſamkeit eines Feindes hervorgebracht hat: und da unſere liebe Amalie einen zu ſanften Geiſt hat, als daß ſie ſich „über den Anblick freuen ſollte, die Bosheit „eines Teufels auf ihn ſelbſt mit der verdien-

„ten Qual zurück fallen zu ſehen, ſo bitte ich „mir aus, daß ſie nicht wieder zur Miſtreß „Wormwood zurückkehrt, und wenn es auch „nur auf eine einzige Nacht wäre." Amalie führte zwar die Pflicht der Dankbarkeit an, die ſie ihr für ihre vorigen Verbindlichkeiten ſchuldig wäre, und wünſchte einen friedlichen Abſchied von ihrer Gönnerin zu nehmen: aber endlich gab ſie doch den dringenden Bitten des Herrn Nelſons nach, und blieb einige Wochen bey der Miſtreß Melford, bis ſie mit dem Manne ihres Herzens am Altare vereiniget ward. Nelſon genoß des zwiefachen Entzückens, die Liebe eines Engels zu belohnen, und die Bosheit eines böſen Feindes zu beſtrafen. Er kündigte in Perſon ſeine vorhabende Heurath mit Amalien der Miſtreß Wormwood noch denſelbigen Abend an, wo dieſe verrätheriſche alte Jungfer ſich die ſo ſüße Hoffnung gemacht, ihre junge Mündel recht zu verſpotten. Sie erwartete ſie alſo eben zu der Zeit mit der größten Ungeduld, wo Nelſon kam, ihr zu ſagen, daß Amalie nie wieder zurück kehren würde.

Das

Das Erſtaunen und die Aergerniß der Miſtreß Wormwood gieng beynahe bis zur Raſerey. Sie zermarterte ihr boshaftes und Ränke volles Gehirn Tag und Nacht mit Anſchlägen, die Heurath zu zernichten, und brachte zu der Abſicht eine Geſchichte in Umlauf, die mir die Beſcheidenheit ſelbſt zu erzählen verbeut. Ihr Kunſtgriff aber ward entdeckt und verlacht. Amalie wurde nicht nur verheurathet, ſondern ward eine der bewunderndſten, geliebteſten, und glücklichſten Geſchöpfe auf Erden: eine Sache, die an dem Herzen der Miſtreß Wormwood ſo unaufhörlich nagte, daß ſie in eine jählinge Abzehrung verfiel, woran ſie einige Monate darnach ihr Unheilſtiftendes und unglückliches Leben aufgab: ein merkwürdiges Beyſpiel, das die ſchlaueſte Bosheit ſehr oft ein Werkzeug wird, dem Gegenſtande ihres Neides gerade das Glück zu verſchaffen, das ſie zu hintertreiben arbeitet.

Wenn die neidiſche, bösartige alte Jungfer eine Leidenſchaft für die Poeſie hat, und etliche Reime zuſammen flicken kann, ſo läßt ſie ihre Bosheit oft in einem elenden Pasquill aus. Ich habe wenigſtens vormals eine alte Jungfer gekannt, die von ihrer üblen Laune zu einer ſo gefährlichen Art von Autorſchaft verführt wurde, und ihr Schickſal war auch ſo, daß es jede reimende Schweſter von einer ſatyriſchen Versmacherey hätte abſchrecken können. Die veraltete Pasquillantin, ſtatt dem unſchuldigen und heitern Mädchen, die ſie zur Heldin ihres wehvollen Geſanges machte, Schaden zu thun, that ſich den meiſten: wirklich ſpielte ſie die alte Fabel des Orpheus gerade umgekehrt: denn, ſtatt daß ſie die ganze Schöpfung durch den Wohlklang ihrer Leyer an ſich zog, ſcheuchte ſie alles von ſich weg: bis ihr die Einſamkeit, die ſie ſich erſungen, ſo unausſtehlich ward, daß ſie die Stadt, wo ſie von Jugend auf gewohnt hatte, verlaſſen, und ſich weit ins Land hinein flüchten mußte.

Ich will dieß lange Kapitel mit der Anmerkung eines berühmten griechiſchen Philoſophen ſchließen, der vielleicht mehr Einfluß hat, den Neid unter der Schweſterſchaft auszurotten, als alle die Bände, die über dieß mächtige und verderbliche Laſter ſind geſchrieben worden. „So

„wie

„wie der Roſt das Eiſen verzehrt," ſagt Antiſthenes, „ſo verzehrt der Neid den Neidiſchen." Kein glücklicher Beyſpiel zur Erläuterung der ſchädlichen Wirkung, die dieſe verzehrende Schwachheit hervor bringt, kann, däucht mir, kaum erdacht werden. Es giebt keine Leidenſchaft, die das menſchliche Gottesgeſicht ſo häßlich entſtellt, und ich kann meine ſchönen Leſerinnen verſichern, daß, wann man den Roſt des Neides ſich den Geſichtszügen nur einige Zeit einfreſſen läßt, keine Reinigung in der Welt hilft, ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben. Ich bitte daher jede alte Jungfer, die eine neidiſche Bewegung aufſteigen fühlt, wohl zu beherzigen, was ſie auf ihrem Geſichte für eine ſcheußliche Wirkung haben wird, und dagegen zu bedenken, wie viel ihre Mienen und Geberden gewinnen werden, ſo bald ſie ſich zu ihrer Gutmüthigkeit wieder faßt.

Da ich nun über die beſondern Fehler und Mängel der Schweſterſchaft meine Gedanken ziemlich weitläuftig geſagt habe: ſo will ich den folgenden Theil dieſes Bandes der angenehmern Betrachtung ihrer liebenswürdigen Eigenſchaften widmen: denn lobenswürdige Eigenſchaften haben ſie, die, ſo wie ihre Schwachheiten ihnen beſonders eigen ſind: und ein Schriftſteller, der entweder das ganze weibliche Geſchlecht, oder auch nur eine Claſſe davon, einem blinden und unbeſtimmten Tadel unterwirft, kömmt mir eben ſo abgeſchmackt vor, als wenn jemand eine Ananas eine ſehr häßliche Frucht nennen wollte, weil er von ungefähr bloß einmal in ein Stückchen Schale gebiſſen, die auf ſeinen Lippen eine Blaſe hinterließ.

Ende der erſten Abſchnitts.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber die beſondern guten Eigenſchaften der alten Jungfern.

Erſtes Kapitel.

Ueber die Kunſtfähigkeit der alten Jungfern.

Mittlerweile daß andere Alterthumsforſcher ihre Kräfte zu Aufſuchung alter Ruinen von Gothiſcher Bauart, oder einigen Ueberbleibſeln der Druiden ſorgfältig angewendet haben, bin ich das Königreich durchſtrichen, um ſeltſame Charaktere in der Schweſterſchaft alter Jungfern aufzuſuchen, und ſo oft ich nur von einer neuen Seltenheit für dieſe Claſſe Nachricht erhalte, ſo lege ich alle übrigen Geſchäffte bey Seite, um mit einer unermüdeten Aufmerkſamkeit eines wahren Antiquarius ſie zu ſtudiren.

So bald ich bey einer friſchen alten Jungfer eingeführet werde, ſetze ich mich philoſophiſch hin, und ſuche durch die Incruſtation der kleinen Sonderbarkeiten, die ein langes Leben vom eheloſen Stande hervor gebracht, ihren ächten Charakter, die wahre Verfaſſung ihres Herzens und die genaue Höhe ihres Kopfes zu entdecken.

Habe ich nun eine genaue Zeichnung von dieſer Antiquität in ihrem gegenwärtigen Zuſtande genommen, ſo unterſuche ich, was ſie in ihrer Jugend mag geweſen ſeyn; und habe ich denn meine Vermuthungen über dieſen Punkt gefaßt, ſo ziehe ich daraus Folgen, was ſie wahrſcheinlicher Weiſe für eine Frau würde geworden ſeyn, und ſuche mich zu belehren, ob ſie mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande zufrieden oder unzufrieden ſeyn mag.

Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Geſchmack. Ob meine Betrachtungen einen Vorzug vor den modemäßigen Antiquaren ihren verdienen, oder nicht, das iſt ein Punkt, den ich der Welt zu entſcheiden überlaſſe. So viel aber muß ich doch ſagen, daß, wenn die Societät der Alterterthumsforſcher meine Bemühung für wichtig genug hält, um mir einen Zutritt zu ihrer Geſellſchaft zu vergönnen, ich ihre Archäologie mit Skizen von manchem vernachläßigten ſchönen Ruin würde bereichern können, der bis hieher ihren Nachforſchungen entgangen war.

Mit einigen dieſer Skizen werde ich meine eigenen kleinen Bändchen verzieren: die übrigen aber will ich in meinem kleinen Privatcabinette aufbewahren, bis ich meinem Vaterlande einen noch lebhaftern und leidenſchaftlichern Geſchmack für den beſondern Zweig von Kunſtkenntniß beygebracht habe, die ich itzt zum erſtenmale dem erleuchteten Publico vorlege, und, wie ich hoffe, mehr in Mode bringen will.

In den vielen Jahren eines tiefen Nachdenkens, das ich auf das Studium der alten Jungfern verwandt, ehe ich noch dieſen mühſamen, und, wie ich nicht zweiſle, unſterblichen Verſuch zu Papiere gebracht habe, bemerkte ich, daß der beſſere Theil der Schweſterſchaft ſich durch drey liebenswürdige Eigenſchaften auszeichnete — Kunſtgeſchicke, Geduld und Mitleid. Jeder von dieſen will ich ein beſonder

Kapitel einräumen, und wie der ſcharfſinnige Ariſtoteles bey der Eintheilung eines Subjekts von weniger Wichtigkeit ſagt: „Das Erſte „für das Erſte.“

Kunſtgeſchicke kann in der That als ein charakteriſtiſcher Zug des ſchönen Geſchlechts überhaupt angeſehen werden: aber es giebt mancherley Umſtände, die alle dahin abzielen, dieſe Eigenſchaft bey einer verheuratheten Dame zu ſchwächen und zu vermindern, und eben ſo mannichfaltige, die wieder dahin gehen, ſie bey einer alten Jungfer zu ſtärken und zu vermehren. Die erſte kann mit einem fett gemäſteten, unthätigen Prälaten verglichen werden, der, wann er nun den Gegenſtand ſeines Beſtrebens erreicht, und von der ceremoniöſen Würde ſeines Poſtens ſtrotzt, die fernere Bearbeitung der geiſtlichen Talente, die ſie ſchmücken ſollten, zu vernachläßigen pflegt: die letztere gleicht dem Geiſtlichen, dem das Glück keine Präbende gegeben, der ſeiner demüthigen Lage bewußt, die Nachtheile deſſelbigen durch die Erwerbung und Aeußerungen dieſer Vollkommenheiten zu überwinden ſucht, die, wann ſie ihn auch zu keinem höhern Range erheben, ihm, da er unbewürdet iſt, doch wenigſtens ſo wohl Aufmerkſamkeit als Hochachtung zuziehen können.

Nichts hört man öfter, als Klagen über verheurathete Frauenzimmer, daß ſie die Kunſtgeſchicklichkeiten vernachläßigt haben, durch die ſie ſich in ihrer Jugend hervor thaten. So wird zum Beyſpiel der Flügel und der Pinſel, dieſe angenehmen reizenden Beluſtigungen des weiblichen Lebens, in dem zweyten und dritten Jahre ihrer Ehe meiſtens vergeſſen: ſelbſt eine liebliche Stimme, dieß entzückende Geſchenk der Natur, wird unter den Geſchäfften oder Zerſtreuungen, die der Feyerlichkeit des Hymen folgen, ſo oft hintangeſetzt, daß ich mehr als einen Mann ſeiner Frau habe Vorwürfe machen hören, daß ſie jedes Leibliedchen vergeſſen, das in ihren jungfräulichen Tagen ſo viel beytrug, ihr ſeine Liebe zu gewinnen.

Nun aber iſt bey den klügern und gutartigern alten Jungfern der Fall gerade umgekehrt. Nie habe ich noch eine gefunden, die, wenn ſie ihre Geſundheit und Kräfte beybehalten, eine einzige Kunſtgeſchicklichkeit aufgegeben, wodurch ſie jemals einigen Beyfall erhielt, oder ein angenehmes Talent vergraben hätte.

Die viele Zeit, und die Entfernung von allen den beſchwerlichen Haushaltungsſorgen, deren eine alte Jungfer gewöhnlich genießt, ſind allerdings geſchickt, den Fortgang in ihren Kunſtfähigkeiten zu befördern: und die Beſchäftigungen mit Kunſtwerken tragen nicht weniger viel dazu bey, das natürliche Wohlwollen des Herzens zu vermehren, und mancher würdigen alten Fräulein von feinen Sitten und gemächlichen Umſtänden einen großen Grad der Glückſeligkeit zu gewähren, indem ſie das Gemüthe von eiteln, ränkevollen und tadelſüchtigen Gedanken abziehen.

Die Wahrheit dieſer Bemerkung kann ich durch das Beyſpiel der ältlichen Tochter des D. Coral, eines Frauenzimmers, deren Aufführung ſo ſonderbar und liebenswürdig geweſen, aufs kräftigſte beweiſen, und ich glaube daher, meinem Leſer keinen übeln Dienſt zu erweiſen, wenn ich ſo wohl ihre, als ihres Vaters kleine Geſchichte hieher ſetze. — Dr. Co-

Coral ſtudirte die Arzneywiſſenſchaft, und nahm den Gradum in derſelben an. Allein, da er mehr Leidenſchaft für das Seltene in der Natur, als für das Nützliche hatte, ſo gab er den Arzt für den Naturforſcher auf. Die Gegend, wo er ſich aufhielt, bemerkte bald, daß der Doctor geneigter war, die Adern der Erde zu unterſuchen, als den Kranken den Puls zu befühlen. Seine Kundſchaft kam alſo bald in Verfall: zum Glücke aber hatte er ein ſo großes Vermögen mit ſeiner Frau bekommen, daß er von ſeiner Heilungskunſt nicht zu leben brauchte. Dieſe war eine Perſon von einem ſanften und gefälligen Charakter, aber einer ſchwächlichen Geſundheit, und ſtarb im Kindbette, wo ſie ihm eine einzige Tochter, Namens Theodora, hinterließ. Der Doctor war kein Mann von hitziger Leidenſchaft, und es fiel ihm nicht ein, wieder zu heurathen, obgleich eine Foſſilienſammlerin ihn einmal von ſeiner ſchwachen Seite angriff, und zu einer zwoten Heurath durch den ſchlauen Wink ankirren wollte, daß die Vereinigung zweyer Cabinette den Werth beyder erhöhen würde.

In der That hatte er keines ehelichen Beyſtandes groß nöthig; denn, da er ſelbſt ein ſehr thätiger Geiſt war, ſo entledigte er ſich nicht nur der gemeinen Pflichten des Lebens, die einem Hausvater obliegen, ſondern er war auch eben ſo geſchickt, als bereitwillig, alle die kleinen häuslichen Angelegenheiten, die ſonſt insgemein zum weiblichen Gebiete gehören, anzuordnen, und zu vollziehen. Seine Geſchäftigkeit, ob er gleich aus Mangel eines großen Verſtandes ſie auf Kleinigkeiten verwandte, erhielt ihn doch immer ſehr heiter. In der That war er oft dienſtfertig, und immer wohlwollend. Ob er gleich ſeine Praxis bey den Reichen aufgegeben hatte, ſo war er doch voller Eifer, den leidenden Armen mit jeder Art von Hülfe beyzuſpringen. Er war gütig und nachſichtig gegen ſeine Leute, und ſo verliebt in ſeine kleine Tochter, als ein Naturalienſammler es nur für ein lebendes und gewöhnliches Naturprodukt ſeyn kann. Theodora entdeckte ſchon in ihrer Kindheit einen ſehr feinen Verſtand bey einer vorzüglich ſanften Gemüthsart. So wie ſie heran wuchs, verrieth ſie ein außerordentdentliches Geſchicke für den Pinſel, und machte ſich bey ihrem Vater ganz beſonders beliebt, indem ſie ihn mit einer ſehr genauen und geiſtvollen Zeichnung von drey der koſtbarſten Stücke aus ſeinem Cabinette überraſchte: ein Compliment, daß das Herz des alten entzückten Naturalienſammlers ſo erwärmte, daß er ihr 5000 Pfund an ihrem Hochzeittage einzuhändigen verſprach. Daß er es im Stande war, daran zweifelte niemand: denn, ob er gleich anſehnliche Summen auf eine Menge nichtswürdiger Dinge verwandt hatte, ſo war er doch in den gewöhnlichen Artikeln des Aufwandes ein ſo vortrefflicher Haushalter, daß er ſein Vermögen eher vermehrt, als verringert hatte: und dieſer Umſtand machte auch, daß man ihn für noch reicher hielt, als er wirklich war. Theodora hatte nun das neunzehnte Jahr erreicht, und ob ſie gleich keine Schönheit war, ſo machte ſie doch eine artige Figur, und auf ihren Geſichtszügen war eine empfindſame gute Seele beſonders ausgedrückt. Sie liebte ihren Vater ſo zärtlich, daß ſie ſogar eine partheyiſche Verehrung für ſein wunderliches Steckenpferd hatte. Dieſe eigene Geſinnung trug nicht wenig zu ihrer gegenſeitigen Glückſeligkeit bey, und machte unſer ſanftes und verſtändiges Demoiſellchen weniger begierig, als es ſonſt junge Mädchen von dem Stande zu ſeyn pflegen, dem Gefängniſſe eines alten grillenhaften Vaters zu entwiſchen. Indeſſen, ſo glücklich ſie auch war, ließ ſie doch die Beſuche eines Liebhabers zu, der ſich bey dem Dr. Coral ebenfalls in Gunſt zu ſetzen wußte. Dieſer Liebhaber war ein gewiſſer Blandſord, ein junger Mann von feinem Verſtande und artigen Sitten, ein Banquier in London, den man auch für reich hielt. Er war mit Miß Coral in einer geſellſchaftlichen Verſammlung bekannt worden, und hielt bald darauf förmlich um die Ehre ihrer Hand an. Der Doctor, der außerordentlich freymüthig in allen Geldangelegenheiten war, ſagte dem jungen Herrn offenherzig, was er für ſeine Tochter zu thun Willens ſey, und erklärte zugleich, daß er ſie ganz ihrer eigenen Willkühr überließ: inzwiſchen aber, da er theils, wegen der guten Meynung, die er ſelbſt vom Herrn Bland-

Blandford gefaßt, theils auch vielleicht aus einigen Ausdrücken des Beyfalls, die ſeiner Tochter entfallen wären, ganz gewiß vermuthete, daß ſeine Heurath zu Stande kommen würde: und er hiernächſt ſehr lebhaft in allen ſeinen Handlungen war, ſo machte er ſchon die 5000 Pfund für den Bräutigam zurechte, ehe noch die Verbindung wirklich beſchloſſen war. Theodora war ohne Zweifel für den Herrn Blandford ſehr eingenommen: inzwiſchen ob es ihr wirklich weh that, einen ſo gütigen Vater zu verlaſſen, oder ob ſie es für zu gefährlich hielt, einen Mann zu nehmen, den ſie nur ſeit ſo kurzer Zeit kannte, weiß ich nicht: genug, ſie hielt ihr entſcheidendes Jawort noch unter dem Vorwande zurück, daß ſie ſich ſelbſt zum Heurathen noch für zu jung hielt. Blandford ſah dieſe Antwort bloß für eine ſchamhafte Einleitung zu einer völligen Uebergabe ihrer Perſon an, und ſetzte ſeine Angriffe mit unermüdetem Eifer fort. In dieſer ſehr kritiſchen Lage ward Dr. Coral durch einen Brief zu einem Freunde abgefordert, der ihm den Tod eines Bruderſammlers von Kunſt und Natur-

produk-

produkten mit einem Winke ankündigte, daß er durch den Ankauf eines ſehr anſehnlichen Kabinets von den gröſsten Seltenheiten ſich ſehr werde bereichern, und, wenn er nicht einen Augenblick ſäumte, ſolches durch einen Privathandel werde bewerkſtelligen können. Zu dieſer Abſicht legte er ihm ein Empfehlungsſchreiben an die Teſtamentsvollzieher des verſtorbenen Sammlers bey. Einer ſolchen Verſuchung konnte Dr. Coral nicht widerſtehen. Ohne auf die Rückkehr ſeiner Tochter zu warten, die für dieſen Abend zu einem Beſuche ausgegangen war, warf er ſich ſogleich in eine Poſtchaiſe, und reiſete die ganze Nacht, um die Wohnung ſeines abgeſchiedenen Naturalienbruders den folgenden Tag zu erreichen. Er wurde von einem Verwandten des Verſtorbenen ſehr freundlich aufgenommen, und überſah mit gierigen und bewundernden Augen die unzähligen Raritäten, nach deren Beſitze er ſchmachtete. Doch, da die Sammlung ſehr mannichfaltig und ausgebreitet war, ſo zitterte er, wann er an die Summe dachte, welche die Eigenthümer für einen ſo unvergleichlichen Schatz fordern

dern würden. Das Entzücken, das ſich in ſeiner ganzen Geſtalt äuſerte, als er ihn überſah, bewies zur Genüge, daß er ein hohes Gefühl von deſſen Werth hatte, und benahm ihm den Gebrauch der tiefen und ſchlauen Kunſt, die mit ſo vieler Ehre von den klügſten Perſonen in jedem Poſten des Lebens ausgeübt wird, ich meyne die Kunſt, die Sachen herunter zu ſetzen, welche man zu kaufen denkt. Dr. Coral, nachdem er die meiſten von den vornehmſten Artikeln mit einer großmüthigen Bewunderung erhoben, fragte er mit dem Grade von Stockung, welche durch die Aengſtlichkeit hervorgebracht wird, ob man einen Preis auf die ganze Sammlung feſtgeſetzt habe? Der Mann, der ihn begleitete, machte ein gewaltiges Aufhebens von der vielen Mühe und den groſſen Koſten, mit der ſein verſtorbener Vetter dieſe unſchätzbare Sammlung zuſammen gebracht, und beſchloß ſeine beredte Chrie mit ihrem Lobe, indem er den Doctor zugleich unterrichtete, daß er durch eine ſchleunige Bezahlung von 3500 Pfund zu dem glücklichen Beſitze des Ganzen gelangen könne. Der Doctor wurde durch

Meldung dieſer Summe mehr aufgemuntert, als abgeſchreckt: denn fürs erſte war der Preis wirklich ſehr mäßig: zweytens war er zu ſeinem Troſte ſich bewußt, daß er das Vermögen habe, ſich ſogleich dieſer ſo mannichfaltigen Quelle von Freuden zu verſichern. Aber der Troſt, der aus dieſer Verſicherung entſprang, ward ſo gleich von dem Gedanken niedergeſchlagen, daß alle ſein baares Geld zur annähernden Hochzeit ſeiner Tochter beſtimmt ſey: und da ſeine väterliche Liebe, im Kampfe mit ſeiner Leidenſchaft für ſeine Kunſtliebhaberey ein wenig die Oberhand behielt, ſo war er größtentheils entſchloſſen, alle Gedanken vom Erkaufe fahren zu laſſen. Zum Unglück ſah er die koſtbaren Seltenheiten noch einmal durch, und hier fiel ihm ein Stück in die Augen, das von ungefähr auf die Seite geſchoben, und bey der erſten Muſterung war überſehen worden. — Durch dieſen zufälligen Aufſchub wurde vielleicht der gegenwärtige Eindruck auf ihn deſto ſtärker: ſo viel iſt gewiß, daß dieſe hinzugekommene Seltenheit mit einer ganz erſtaunenden Gewalt auf die hin und her ſchwankende

Wage ſeines Gemüths fiel, und ſeine kluge und väterliche Entſchließung auf einmal in die Höh ſchnellte. Er ergriff alſo geſchwind eine Feder, die in einem ungeheuer ſchweren Dintenfaſſe von einer ſeltnen und antiken Form bereit lag, und ſchrieb ſogleich eine Anweiſung an ſeinen Banquier auf 3500 Pfund.

Bey dieſer Stelle meines kleinen Werkes ſehe ich im Voraus, daß manche ehrliche alte Demoiſelle, die es ihren Gefährtinnen vorlieſt, hier eine augenblickliche Pauſe machen, und ein brennendes Verlangen äußern wird, zu wiſſen, was dieß für eine ſonderbare Seltenheit ſeyn konnte? Wann ich ihr nun ſage, daß es ein kleines Büchschen war, das ein uneßbares Produkt von einem Baume enthielt; ſo kann ſie ſich vielleicht einbilden, daß es ein Nips von demſelben Apfel war, der unſre unbedachtſame Großmutter verſuchte. — In der That kann man behaupten, daß Eva den Orden der Raritätenſammler ſtiftete, da ſie unter den vielen Perſonen, deren man ſich erinnern kann, die erſte geweſen, die ſich ſelbſt und ihre Familie durch ihre Liebe für Seltenheiten ins Verderben geſtürzt hat.

Doch wieder auf ihren ächten Abkömmling, den großen Naturkundigen, Doctor Coral, zu kommen! Dieſer überlegte, daß, wenn er ſich die gegenwärtige Gelegenheit entwiſchen ließe, es ihm nie leicht wieder glücken würde, dieſes ſo wunderſeltſamen Naturprodukts theilhaftig zu werden, nach deſſen Beſitze er ſo lange gedürſtet, und das itzt vor ihm ſtund.

Damit ich aber meine ſchönen Leſerinnen nicht mit einer längern Erwartung quäle, ſo will ich Ihnen dann geradezu ſagen, daß das obbemeldete kleine Büchsschen ein Pflanzengift enthielt, das mit der äußerſten Lebensgefahr von dem berühmten Upasbaume von der Inſel Java war geſammelt worden. Ein holländiſcher Wundarzt hat dieſe unſchätzbare Koſtbarkeit von dem Sultan zu Java ſelbſt, als einen Theil ſeiner Belohnung erhalten, nachdem er der begünſtigten Schönheit in dem königlichen Serail das Leben erhalten; und der Wundarzt hatte bey ſeiner Zurückkunft in Europa es

dank-

dankbar dem verſtorbenen Kunſt- und Naturſammler überreicht, der der großmüthige Patron ſeiner Jugend geweſen war.

Dr. Coral brannte von der heftigſten Begierde, mancherley Erfahrungen mit dieſem ſeltenſten Gifte anzuſtellen, ohne nur daran zu denken, daß er ſeine Tochter um einen Mann bringen könnte. Er nahm alſo dieſe unſchätzbare kleine Büchſe nebſt noch einigen koſtbaren und tragbaren Artikeln, die ſich in ſeiner neuen Eroberung befanden, gab die nöthigen Verordnungen wegen einiger wichtigen Münzbehältniſſe und andern mehr laſtenden Raritäten, und ſtieg in ſeine Poſtchaiſe mit der triumphirenden Feyerlichkeit ſeiner Seele, die bloß ein ſo glücklicher Sammler ſich vorzuſtellen vermag.

Da der Doctor ſich über ſeinen geſchloſſenen Kauf eben ſo ſehr, als über den Beſitz einer Seltenheit in Gedanken freute, ſo beſchäfftigte er ſich auf ſeiner Hinreiſe mit weiter nichts, als mit mancherley Anſchlägen, wie er mit ſeinem großen Schatze zu Werke gehen wollte. Sein Plan war, daß er die vorzüglichſten Artikel ausleſen, und durch einen klugen Verkauf der übrig bleibenden, meiſtens die ganze Summe daraus wieder löſen wollte, die er ſo ſchnell verwendet hatte. Da er eine ſehr hohe Meynung von ſeinem großen Verſtande in dergleichen Dingen hatte, ſo ſchien ihm nichts leichter zu ſeyn, und unter dem lebhaften Einfluſſe dieſer ſüßen Gedanken kam er an ſeiner Hausthüre an. Die zärtliche Theodora flog ihm begierig entgegen, da ſie über ſein langes Außenbleiben nicht ein klein wenig war beunruhiget worden. Sein heiteres Anſehen entriß ſie bald aller ihrer Aengſtlichkeit, und ſie gieng mit ihm ſehr freudig in das Beſuchzimmer, wo ſie eben den Thee für eine weibliche Verwandte, und den ämſigen Herrn Blandford zubereitet hatte.

Der Doctor, der wie alle geſchäfftige Menſchen gar zu gern von allem ſchwatzte, was er nur that, da er niemals etwas zu thun glaubte, deſſen ſich ein Mann ſchämen darf, fieng ſo gleich an, die Geſellſchaft mit ſeiner Geſchichte zu unterhalten; mit Entzücken pries er ſeinen glücklichen Kauf, und gab zu verſtehen, daß er ihm viel Geld koſte; doch erwähnte

er

er nichts von ſeinem unverdauten Plan, wie er ſich ſelbſt wieder bezahlt machen wollte.

Da er indeſſen bemerkte, daß ſeine Erzählung eine ſehr auffallende und düſtre Veränderung in dem Geſichte des Herrn Blandfords hervor brachte; ſo zog er den Herrn mit ſich in ſeine Studierſtube, und verſicherte ihn ſehr offenherzig, daß dieſer neue und koſtbare Handel keinen weſentlichen Unterſchied in ſeiner Tochter Mitgift machen ſollte: wobey er ihm ſeine Abſicht erklärte, daß er nämlich durch den Verkauf von einem Theile der Sammlung das Geld wieder heraus zu bringen gedächte: da inzwiſchen die Sache nicht ſogleich geſchehen könne, ſo wolle er ihm mittlerweile eine Verſchreibung auf vier tauſend Pfund zur Vergütung geben, und zu ſeiner Zeit richtige Zahlung des Kapitals nebſt vollem Intereſſe leiſten.

Herr Blandford war einer von den Glücksrittern, die, wenn ſie am Abgrunde eines Bankerotts ſtehen, den Schauder ihrer wirklichen Furcht unter dem erdichteten Herzklopfen der Liebe ſchlau zu verbergen wiſſen, und ſich vor dem Falle in einen fürchterlichen Abgrund dadurch zu retten ſuchen, daß ſie geſchwind nach der Hand der erſten mitleidigen Jungfrau oder Wittwe greifen, die ſie von ungefähr erreichen können. So war er auch ein großer Projektmacher in Behandlung der baaren Münze, und hatte ſchon manches herrliche Schloß auf die zu erwartende Ausſtattung der Miß Coral in Gedanken erbauet: aber die kleine Giftbüchſe, die der Doctor mit nach Hauſe gebracht, verwandelte ſeine Tochter in Herrn Blandfords Augen in eine zweyte Pandora: und da dieſer Herr die ganze Liſt des Prometheus beſaß, ſo beſchloß er, wie der behutſame Sohn des Japetus mit dem Frauenzimmer, die ihm als Braut angeboten wurde, nichts weiter zu thun zu haben, weil er die Uebel, die in ihre Mitgift eingeſchloſſen waren, vorher ſah.

Herr Blandford hielt es bey dieſer Gelegenheit für ſchicklich, die Politik derjenigen nachzuahmen, die, um ihre eigene niederträchtige Abſicht zu verbergen, eine andere Perſon der Niederträchtigkeit beſchuldigen. Er warf alſo dem Dr. Coral vor, daß er ſeine ſo gerechten Erwartungen auf eine ſchändliche Weiſe hinter-

hintergangen hatte, und da er dieß Lied aus dem Schlüſſel angeſtimmt, ſo lief er die ganze Tonleiter des höchſten und künſtlichſten Unwillens durch. Dieß brachte den ehrlichen Kunſtkenner ſo auf, daß er immer lauter und lauter wurde. Die arme Theodora hörte das ungewöhnliche Geſchrey ihres Vaters, da ſie bey der Thüre ſeiner Studierſtube vorüber gieng, und gieng aus einem jähen Antriebe kindlich zärtlicher Furcht ins Zimmer, wo ſie die beyden Herren im heftigſten Zanke antraf. Herr Blandford ergriff ſogleich die Gelegenheit, ſeiner Gebieterin ein ewiges Lebewohl zu ſagen, und indem ſie vor Erſtaunen ganz ſtarr da ſtund, machte er mit einer ſpöttiſchen Höflichkeit einen tiefen Bückling, glitſchte zum Hauſe hinaus, und verließ Tages darauf die Stadt, die den liebenswürdigen Gegenſtand ſeiner vorübergehenden Huldigung in ſich faßte.

Die Annäherung oder Verunglückung einer erwarteten Heurath iſt in jeder Landſtadt immer der Lieblingsinhalt des allgemeinen geſellſchaftlichen Geſprächs, und der Zwiſt des Herrn Blandfords mit Miß Coral wurde brav durchgedroſchen. Das getrennte junge Paar ward durchgängig bemitleidet, und das ganze Gewicht der Vorwürfe des Volkshaufen fiel auf den Kopf des armen Naturkundigers. Da er ein Mann war, der ſich vermöge ſeiner eigenen Liebhaberey den Spiel- und andern gemeinen Geſellſchaften entzog, ſo ergriffen dieſe kleinen Stadtpartheyen ſehr eifrig dieſe Gelegenheit, ſeinen Charakter anzugreifen: als ein Mann von beſonderer Laune ward er, und vielleicht mit einigem Rechte, lächerlich gemacht: als ein Mann voller Wohlwollen und thätiger Menſchenliebe, war er ein Gegenſtand vieler heimlichen Mißgunſt und Bosheit, und wurde mithin ſehr ungerecht herabgeſetzt. Die guten Leute, die ihn bey der gegenwärtigen Gelegenheit anklagten, machten ſich kein Bedenken, ihn ſogar gegen ſeine Tochter als ein widernatürliches Ungeheuer vorzuſtellen, der für eine Muſchelſchale das Glück ſeines Kindes aufgeopfert hätte. Auch ward das kleine Büchschen mit dem Gummi vom Upasbaume nicht vergeſſen. Eine Dame von beſonderer Lebhaftigkeit verſicherte, daß, wenn ihr Vater ſie um um einen ſo hübſchen Mann einer ſolchen Rarität wegen gebracht hätte, ſie in Gefahr geweſen wäre, dem alten Krüpel in ſeinen Verſuchen des Giftes zuvor zu kommen, und heimlich die erſte Probe damit an ihm zu machen. Zu gutem Glücke beſaß Theodore ſo viel Sanftmuth und Reinigkeit des Herzens, daß alle Bemühungen, ſie wider ihren Vater, aufzubringen, ihre kindliche Liebe für ihn nur noch vermehrten. Mit einer anſtändigen Würde wies ſie alle diejenigen zurück, die ſie durch boshafte Anmerkungen über ſein Betragen beleidigten: und da ſie wahrnahm, daß ihm der letzte Vorfall und der Commentar der Nachbarn über denſelben ſehr zu Herzen gieng, ſo äußerte ſie alle ihre Kräfte auf das zärtlichſte, ihm ſeinen Kummer zu benehmen. „Es iſt wahr,“ ſagte ſie, da ſie von ſeinem neuen Handel ſprach, „es iſt wahr, daß ich „anfieng, für Herrn Blandford eine partheyi„ſche Hochachtung zu fühlen: aber ſein unarti„ges Betragen hat meine Vorſtellung von ſei„nem Charakter ſo verändert, daß ich den Um„ſtand, der uns trennt, für die glücklichſte Be-

„geben-

„gebenheit meines Lebens anſehe. Ich bin
„dadurch einem augenſcheinlichen Elende ent=
„gangen, ſtatt eine erwünſchte Verſorgung
„zu verlieren, und habe Urſache, für die=
„ſen Schutz dankbar gegen die Fürſehung zu
„ſeyn, wenn mir der Himmel ferner das Ver=
„mögen verleiht, das er mir bisher geſchenkt,
„meines lieben Vaters Glück zu befördern."

Indem ſie dieſe vernünftigen und zärtlichen Geſinnungen äußerte, bekräftigten einige hervorbrechende Thränen die Wahrheit derſelbigen. Sie ſchmelzten den guten Doctor, und verwandelten ſeinen Kummer in einen liebesvollen Stolz und in ein herzinniges Entzücken. Wie richtig Theodorens Bemerkung war, zeigte ſich bald darnach auf eine ſehr einleuchtende Art durch Blandfords Schickſal, der ſich in alle gefährliche Kniffe des Wechſelhandels einließ, und endlich mit allem Anſcheine von Betrügerey bankerott machte, ſo daß ſich das Mitleid, das man ſonſt mit ſeinem Unglücke würde gehabt haben, in Abſcheu vor ſeiner Verrätherey verlor. Dr. Coral, der durch die unbeſeelten Wunder der Natur, die er ſtudirte, die natürliche Frömmigkeit ſeines Herzens vermehrt hatte, dankte Gott brünſtig, daß er ſein Kind der Gefahr entriſſen. Die zärtliche Theodora wurde in der partheylichen Liebe für das Haus ihres Vaters immer mehr befeſtiget. Sie fand ein ſüßes und ſympathetiſches Vergnügen, ihm bey ſeinen Phantaſien beyzuſtehen, wußte der Aufſtellung und Anordnung aller der Seltenheiten, die er beyzubehalten beſchloß, einen Anſtrich von einem ungemein guten Geſchmacke zu geben, und baute durch eine immerwährende Aufmerkſamkeit auf die Ruhe und Zufriedenheit ihres Vaters, ihre eigene Glückſeligkeit. Da ihre Heiterkeit und ihre Freuden ſich auf die reinſte und dauerhafteſte aller menſchlichen Neigungen gründeten, ſo genoß ſie viele Jahre hindurch derſelben ohne alle Verminderung. Ich würde viele Seiten mit einem Verzeichniſſe ihrer artigen Arbeiten und Erfindungen anfüllen können, mit denen ſich Theodora zu beſchäftigen, und ihren Vater zu ergötzen ſuchte: genug, da ſie immer mit wohlthätigen und geſchmackvollen Arbeiten ihre Zeit ausfüllte, ſo war ſie nie unzufrieden, und unvermerkt zu einer alten Jungfer geworden, ohne daß ihr der Wunſch nach dem ehrenvollen Titel einer Frau eingefallen war. Ihr gütiger und ſanfter Vater hatte ſich ſelbſt durch ſeine ununterbrochene Mäßigkeit, Thätigkeit, und was vielleicht noch heilſamer iſt, durch ein allgemeines Wohlwollen, vor allen den beſchwerlichen Schwachheiten des Alters bewahret: und hat noch itzt in ſeinem 87ſten Jahre den Gebrauch aller ſeiner Kräfte: und hat er auch nicht das Vergnügen, eine zahlreiche Gruppe von Abkömmlingen um ſich her zu ſehen, ſo findet er doch ein unendliches Vergnügen auch in der einzigen tugendhaften und glücklichen Tochter, die ihm aufs zärtlichſte ergeben iſt, und keine gröſſere Freude kennt, als diejenige, die aus ihrer gegenſeitigen Liebe entſteht.

In dem letzten Beſuche, den ich bey dieſen zwey liebenswürdigen und eigenen Perſonen abſtattete, begleitete mich ein Freund, der von ſehr luſtiger Gemüthsart iſt, und ſich gar zu gern über jede Sonderbarkeit, die ihm im menſchlichen Leben aufſtößt, luſtig macht. Als wir das Haus wieder verließen, ſchloß mein Begleiter einige wenige luſtige Anmerkungen, die er über dieß Frauenzimmer machte, mit folgender Stelle aus dem de la Bruyere: „La „Fille d'un curieux eſt une rareté dont l'envie „ne prend point de ſe charger: elle viellit à „côté d'un Cabinet, & merite, enfin, d'y „avoir place au rang des antiques.“ — „Die „Tochter eines Raritätenſammlers iſt eine „Seltenheit, nach deren Beſitz ſich niemand „reißt. Sie veraltet an der Seite eines Cabinets, und verdient am Ende eine Stelle unter den Antiken einzunehmen.“

„Ich ſtehe Ihnen dafür,“ verſetzte ich, „daß die Tochter meines alten Freundes, des „Dr. Coral, die Hauptſeltenheit in ſeiner „Sammlung iſt, und zwar eine ſolche, die „ich mit immer neuem Vergnügen und zunehmender Hochachtung betrachte. In der „That iſt ſie eine ſo große Seltenheit, daß ich „ſo gar viele an ihrer Exiſtenz habe zweifeln „hören: ſie iſt nämlich eine vergnügte alte „Jungfer. Eine ausnehmende kindliche „Zärtlichkeit, und eine geſchäfftige und ge-

„ſchmack-

„ſchmackvolle Kunſtfähigkeit, ſind die auf-
„fallendſten Eigenſchaften in ihrem ſo unge-
„wöhnlichen Charakter: dieſe haben Sie zur
„Wonne und zur Aufrechthaltung eines güti-
„tigen, aber wunderlichen alten Vaters ge-
„macht, und ſie bey dem ruhigen und heitern
„Gemüthszuſtande unter ſolchen Umſtänden er-
„halten, die von vielen ihres Geſchlechts als
„äußerſt drückend würden angeſehen werden:
„kurz, ſie haben Sie in Stand geſetzt, ihren
„Schweſtern ein Beyſpiel zu geben, daß man
„ein nützliches und ſehr glückliches Leben füh-
„ren könne, ohne an den ehelichen Würden
„und Freuden Theil zu nehmen, die man
„fälſchlich zum Glücke des weiblichen Ge-
„ſchlechts für unentbehrlich hält.“

Der Zuſtand einer herbſtlichen Jungfrau iſt Kunſtfertigkeiten ſo günſtig, daß die Göttin der Künſte bey den Alten ſelbſt eine alte Jungfer war; und, wenn in den Tagen des Alterthums ein Genie aufgeſtanden wäre, das ſich ſo wie ich, für die keuſchen und ältlichen Prieſterinnen der Minerva beeifert hätte, es uns unfehlbar eine unſchätzbare Geſchichte der Schweſterſchaft und ein umſtändliches Verzeichniß aller ihrer mannichfaltigen Kunſtwerke mit allen ihren ſinnreichen Erfindungen würde hinterlaſſen haben. Aber zur Schande der vergangenen Zeitalter und zur Ehre dieſes meines Originalverſuchs muß ich ſagen, daß ich der erſte Schriftſteller bin, der ausdrücklich dieſen auserleſenen und verdienſtvollen Gegenſtänden einer philoſophiſchen Aufmerkſamkeit, eine litterariſche Arbeit gewidmet hat. Zwar ſind die Schriftſteller des Alterthums keinesweges für die Schönheit oder das Verdienſt dieſes lieben Geſchlechts unempfindlich geweſen, und es würde mir ein leichtes ſeyn, verſchiedene Seiten mit einem bloßen Verzeichniſſe verſchiedener Schriften anzufüllen, die zum Lobe der Frauenzimmer verfertiget worden. Die wüthende Amazone, die heldenmüthige Matrone, die ſchmachtende Poetin, und die wollüſtige Buhlerin, alle haben in den Werken verſchiedener alten Schriftſteller ihren unſterblichen Platz gefunden: aber ſelbſt der ſanfte und gefällige Plutarch, der ausdrücklich zur Ehre des ſchönen Geſchlechts geſchrieben, hat doch vergeſſen, die geduldige, kunſtreiche alte Jungfer zu preiſen, ein Charakter, deren ſtille und nützliche Tugenden ihr einen ganz vorzüglichen Anſpruch auf einen philoſophiſchen Panegyrikus ſollte gegeben haben.

Athenäus hat uns viele ſeltene und angenehme Umſtände, die berühmten Freudentöchter, Aspaſien, Phrynen und Lais betreffend, hinterlaſſen: der letzten wurde ſogar ein Denkmal an dem Ufer des Fluſſes Peneus errichtet, wovon die Aufſchrift noch bis itzt erhalten worden. Die eiteln und wollüſtigen Griechen, die dieſe Ehre einer ſtolzen und raubſichtigen Buhlſchweſter erzeigten, überließen hingegen, wie ich fürchte, dem verzehrenden Holzſtoße des Leichenbegängniſſes ſo manche ſanftmüthige und kunſtreiche veraltete Jungfrau, ohne daß ſie ihren Verluſt beweint, oder das Andenken ihrer Kunſtgeſchicklichkeiten aufbehalten hätten. Doch über dieſen Punkt gedenke ich in einem folgenden Bande mehr zu ſagen, wo ich eine allgemeine Ueberſicht von der Behandlung geben will, denen die alten Jungfern zu verſchiedenen Zeitaltern und in verſchiedenen Weltgegenden ausgeſetzt geweſen. Ich will mich alſo itzt bloß auf die Materie, die ich hier vor mir habe, einſchränken, das iſt, auf die Kunſtgeſchicklichkeit der Schweſterſchaft.

Die Künſte der Muſik, der Malerey, und der Poeſie, dieſe allgemeinen Verſüßerinnen des menſchlichen Kummers, ſind der alten Jungfer ganz vorzüglich nützlich. Jede dieſer drey bezaubernden Schweſterkünſte hat eine Kraft, die raſtloſe lange Weile zu verſcheuchen, die ein einſames Leben ſo leicht hervor zu bringen pflegt? Jede iſt im Stande, die Krankheiten, denen ein weibliches Geſchöpf ganz beſonders unterworfen iſt, wann das Herz leer und der Geiſt unbeſchäfftigt bleibt, zu lindern, ja gänzlich zu heben.

Als zu den geſchäfftigern und weniger kränkelnden Tagen des Alterthums eine griechiſche Dame, von Argos gebürtig, Namens Teleſilla, unter einem ſehr ſchwächlichen Geſundheitszuſtande ſchmachtete, fragte ſie das Orakel, wie ſie ſich helfen ſollte? Die Antwort war, daß ſie ſich ſelbſt den Muſen widmen möchte, mit der gewiſſen Verſicherung, daß ſie in ihnen die beſten Aerzte finden würde. Sie gehorchte dieſem göttlichen Rathe, und ward ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß ſie ſich nicht nur die größte Ehre durch verſchiedene vortreffliche Gedichte erwarb, ſondern auch in Stand geſetzt wurde, durch eine außerordentliche Aeußerung des Heldenmuthes, ihr Vaterland dem Untergange zu entreißen. Als Argos nämlich, zu einer Zeit, da ihre Krieger in der Entfernung zu thun hatten, von den Spartern angegriffen wurde, verſammelte Teleſilla ihre Landsmänninnen, foderte ſie zur Vertheidigung ihrer Vaterſtadt auf, und war ſo glücklich, daß ſie die Feinde rühmlich zurück ſchlug, ob gleich zween Könige von Sparta, Kleomenes und Demaratus, ſie anführten. Ob Teleſilla unter dieſen Umſtänden eine alte Jungfer war, oder nicht, hat der ehrliche Plutarch, der ihre Thaten in ſeiner Abhandlung über die Tugenden der Weiber erzählet, uns mitzutheilen vergeſſen. Statt daß wir uns aber auf kritiſche Muthmaßungen über einen Punkt einlaſſen wollen, der ſo ſchwer zu entſcheiden iſt, will ich mir genügen laſſen,

allen

allen meinen ſchönen Leſerinnen zu rathen, wenn ſie, wie Teleſilla, unter einer ſchwächlichen Geſundheit, die für eine Krankheit weder einen eigenen Namen, noch ein Mittel hat, leiden ſollten, ihrem glücklichen Beyſpiele zu folgen, ihre eigene Cur zu unternehmen, und ſich den Muſen zu widmen: oder mit andern Worten, ihre kleinen Krankheiten in einem anhaltenden Fleiſſe, den ſie auf eine feine und weiliche Kunſt wenden, zu deren vorzüglichen Erlernung ſie Natur und Erziehung vorbereitet haben, zu vergeſſen und zu vertreiben. Unſer eigenes Zeitalter und unſer Land, kann mir mehr als einen vorzüglichen Beweis an die Hand geben, daß die Göttinnen des Parnaſſus den keuſchen und reifern Dienerinnen der Minerva außerordentlich günſtig ſind. Ich will der philoſophiſchen und poetiſchen Lady, der ich dieſe Bände zugeeignet habe, gar nicht einmal erwähnen. Man verſichert mich auf eine ſehr wahrſcheinliche Weiſe, daß noch zwo der erſten Dichterinnen unſers Volks *) allem Anſchei-

---

*) Vermuthlich Miß Seward und Miß Hannah Moore. Anm. d. Ueberſetz.

ne nach ſehr ehrenvolle Mitglieder dieſer Schweſterſchaft, in deren Dienſt ich ſchreibe, werden möchten; und es vermehret die Verbindlichkeiten, die dieſe ſchönen und reizenden Schriftſtellerinnen der litterariſchen Welt auferlegen, daß ſie, ob ſie gleich, wie man mich verſichert, mit körperlichen ſo wohl als geiſtigen Reizen, ausgeſchmücket ſind, ſie doch die anlockenden feyerlichen Gelübde des Hymen verweigert haben, um ſich mit einem ungetheilten Eifer dem glorreichen, obgleich weniger anziehenden Dienſte des Apollo und der neun Schweſtern zu widmen.

Da ich mit ſo vieler Wärme die Kunſtbeſchäfftigungen der ganzen Gemeinheit herbſtlicher Jungfrauen empfehle, ſo kann ich nicht der Hochachtung vergeſſen, die wir den Arbeiten der Nadel ſchuldig ſind, dieſem ganz eignen Gebiete des ſchönen Geſchlechts, auf die unſere Vorfahren ſehr weislich einen ſo großen Werth ſetzten. Wenn die Damen unſerer Zeit nicht mit der anhaltenden Aemſigkeit, wie unſere Großmütter arbeiten, ſo haben ſie glücklicher Weiſe die Fertigkeit erlanlanget, viel anmuthigere Werke zu verfertigen. Die vielen vortrefflichen Werke, die wir ſeit einiger Zeit durch die Nadel erhalten haben, werden ohne Zweifel unſere ſchönen Landsmänninnen ermuntern, bey einem Zweige der Kunſt zu beharren, der ihnen ganz beſonders eigen iſt, und wobey ſie nicht durch die eiferſüchtige und ſtolze Nebenbuhlerſchaft des Mannes können gedemüthiget werden.

In der That hat die Nadel einen großen Vorzug vor dem Pinſel und der Lyra. Sie iſt nicht bloß das Werkzeug der Verzierung und des Zeitvertreibes. Sie dienet ſo wohl zu den gewöhnlichſten, als den verfeinertſten Abſichten, und befördert eben ſo wohl den Nutzen als das Vergnügen. Indem ich der Schweſterſchaft alle Kunſtarbeiten empfehle, ſo muß ich nothwendig meine ſchönen Leſerinnen bitten, den Vorzug denen zu geben, die ihnen ganz beſonders anſtändig ſind. Wenn ein würdiges Fräulein Fähigkeiten zur Tonkunſt hat, ſo wähle ſie vorzüglich ſolche angenehme Inſtrumente, die ſich für ihr Geſchlecht ſchicken, und vermeide das Beyſpiel eines gewiſſen engliſchen Frauenzimmers, die ich vor einigen Jahren die unweibliche Kunſtgeſchicklichkeit des Trommelſchlagens unter ihren Freundinnen ausüben ſah. Die jungfräuliche Schweſterſchaft hat, in Anſehung der Mißbilligung jeder weniger anſtändigen Kunſt, das große Anſehen ihrer hohen Schutzpatronin, der Minerva, vor ſich. Man erzählt uns, daß, als dieſe weiſe Göttin ſich ſelbſt auf einer Pfeife ſpielen ſah, die ſie eben erfunden hatte, ſie über die Verzerrung, die dieß in ihrem Geſichte hervorbrachte, ſo ſehr erſchrack, daß ſie voller Unwillen ihre, obwohl neue und ſinnreiche Erfindung in den Waſſerſpiegel warf, der ihr die zurückgeworfenen Lichtſtrahlen von ihren eigenen gefleckten Wangen darſtellte.

Uebrigens kann es große und außerordentliche Gelegenheiten geben, wo die rechtſchaffene alte Jungfer ſich eine ausgezeichnete Ehre erwerben kann, wann ſie ihren Witz auch auf Koſten der Grazien äußert. Von dieſer wichtigen Wahrheit iſt folgendes ein merkwürdiges Beyſpiel, womit ich gegenwärtiges Kapitel beſchließen will. Ein Geſchichtſchreiber aus

dem

dem finſtern Zeitalter, deſſen Name mir entfallen iſt, erzählt, daß zwo vornehme Jungfrauen, die in einer belagerten Stadt eingeſchloſſen waren, ſich unendlich wegen einer unanſtändigen Behandlung ängſtigten, wenn der ſiegreiche Feind den Ort einnähme. Ihr Witz aber gab ihnen ein glückliches, obgleich unreines Mittel ein, wodurch ſie ihre Keuſchheit in Sicherheit ſetzten. Sie bedeckten nämlich ihre Buſen mit Stückchen von verfaultem Hühnerfleiſch. Die Folge war, daß der ungeſtüme Soldat, der ſie in ſeine Arme riß, durch die Vorſtellung von einer peſtilenzialiſchen Seuche zurück prallte, und ſie alſo glücklich der Gewalt, die ſie fürchteten, entgiengen, weil man ſie weniger für Gegenſtände der Begierde, als des Abſcheues hielt. Daß dieſe tugendhaften, obgleich betrügeriſchen Frauenzimmer, Jungfern waren, weiß ich zuverſichtlich: ob ſie aber alte Jungfern waren oder nicht, das muß ich den Vermuthungen des ſcharfſinnigen Leſers überlaſſen, da ich dieſe Anekdote aus dem Gedächtniſſe erzähle.

◆ ◆ ◆

Zweytes Kapitel.

Ueber die Geduld der alten Jungfern.

Ich erinnere mich, von einem unlängſt verſtorbenen groſſen Zergliederer gehört zu haben, daß er in einer akademiſchen Abhandlung über den weiblichen Körper geſagt habe, es ſchiene die Natur grauſam gehandelt zu haben, als ſie ein weibliches Weſen hervorgebracht. Dieſe Bemerkung kann in der That der Ausruf einer verfeinerten Empfindſamkeit geweſen ſeyn, wann er nämlich den verſchiedenen Krankheiten nachgedacht, denen ein Geſchöpf von ſo zarten Organen unvermeidlich ausgeſetzt ſeyn muß. Wenn wir inzwiſchen die menſchliche Exiſtenz in einem weitern Umfange betrachten, ſo werden wir nichts weniger, als Urſache finden, die Güte ihres weiſen und liebreichen Urhebers zu tadeln. Wenn die Zartheit dieſes Geſchlechts ihnen leicht Schmerz und Krankheit zuziehen muß, ſo müſſen wir auch bedenken, daß ihre Neigungen,

gen, ihre Freuden und ihre Glückſeligkeit aus eben derſelben anziehenden Eigenſchaft entſtehen. Ein weiblich Geſchöpf iſt ein Weſen, um mich des kräftigen und zierlichen Ausdrucks eines Dichters zu bedienen:

> Durch Mangel fein und liebenswürdig
> ſchwach.

Vielleicht iſt kein Reiz, durch den ſie ſich wirkſamer der zärtlichen Bewunderung und der dauerhaften Liebe des härtern Geſchlechts bemächtiget, als ihre vorzügliche Duldſamkeit, ihre ſanfte und gefällige Ergebung in die gemeinen Uebel des Lebens. Dieß iſt aber nicht der einzige Vortheil, den ſie von ihrer ſanftmüthigen Tapferkeit herleitet: es iſt der Vorzug dieſer liebenswürdigen Tugend, daß ſie den Druck aller dieſer unvermeidlichen Uebel erleichtert, die ſie freudig erduldet. Der Bau des Mannes kann mit der ſtammhaften Eiche verglichen werden, die oft zerſplittert wird, weil ſie dem Ungewitter trotzt; da hingegen die geſchmeidige Weide, die ſich im Sturme biegt, ſeiner Gewaltthätigkeit entgeht.

Die genauen Beobachter der menſchlichen Natur werden leicht zugeben, daß die Geduld ein vorzüglich charakteriſtiſcher Zug des ſchönen Geſchlechts iſt. Zu welch erſtaunender Höhe und Erhabenheit dieſe Tugend von Geſchöpfen des allerfeinſten Gewebes getrieben worden, zeigen die größten Beyſpiele in der Geſchichte der vielen jungfräulichen Märtyrer, die in den erſten Tagen des Chriſtenthums den grauſamſten und ſchrecklichſten Todesqualen ausgeſetzt waren. Dieß kam auch nicht allein aus chriſtlichem Eifer, welcher Weibsperſonen die Kraft gab, den allerhärteſten Verfolgungen mit der unüberwindlichſten Standhaftigkeit Trotz zu bieten. Der heilige Ambroſius, in ſeinen ausgearbeiteten und frommen Abhandlungen über die Jungfrauen, erzählt die Entſchließung einer ſchönen Schülerin des Pythagoras, die, als ein Tyrann hart in ſie ſetzte, die Geheimniſſe ihrer Sekte zu offenbaren, ihre Zunge zerbiß, und ſie ihrem Unterdrücker ins Geſichte ſpie, um ihn zu überzeugen, daß keine Qualen vermögend ſeyn würden, ſie zu einem ſo unwürdigen Bruche ihres Gelübdes zu brin-

bringen. Zufolge der glücklichen Veränderungen, die in der Welt durch den Fortgang der gereinigtern Religion Statt gefunden, iſt der unbiegſame Geiſt des zarten Geſchlechts, ſolchen unmenſchlichen Prüfungen nicht länger ausgeſetzt. Wenn aber die Erde glücklich von den böſen Geiſtern der Tortur und des Aberglaubens befreyet iſt; wenn Schönheit und Unſchuld auch nicht mehr gefährt ſind, auf den Scheiterhaufen geſetzt zu werden, ſo ſind, wie ich fürchte, doch noch im weiblichen Leben Lagen genug übrig, die ſo viel Geduld und Großmuth erfodern, als vormals unter den brennenden Qualen des jungfräulichen Märtyrers geäußert wurden. Sehr richtig haben diejenigen, die die menſchliche Natur ſtudiret haben, bemerkt, daß es weit ſchwerer iſt, aufgehäufte kleine Unglücksfälle zu ertragen, als einen einzigen von der ſchreckenvollſten Größe. Iſt dieſer Satz wahr, wie ich glaube, daß er es iſt, ſo glaube ich Gründe genug zu haben, wenn ich behaupte, daß die arme unglückliche Jungfer der gegenwärtigen Zeit ein Geſchöpf iſt, das eben ſo viel Recht zu unſerm Mitleiden hat,

als

als es die weiblichen Opfer vormals hatten, die zu den Zeiten der Verſolgungen mit Qualen und Tod belegt wurden. Stutzt mein Leſer, oder lächelt über eine Vergleichung zweyer Märtyrer, deren Verhängniß einander ſo ungleich ſcheint, ſo bitte ich ihn, nur den Gemüthszuſtand, den wir vernünſtiger Weiſe dieſen verſchiedenen Gegenſtänden des Mitleids zuſchreiben, aufmerkſam zu beherzigen. Während der Qualen eines jungfräulichen Märtyrers iſt die Hitze des Enthuſiasmus, und eine Leidenſchaft für einen religiöſen Ruhm hinreichend, der Seele in dem Maaße neue Kraſt zu geben, als heſtige Qualen dem Körper zugefüget werden: aber wo ſollen die begeiſternden Ideen, die Standhaftigkeit einer weit unglücklichern alten Jungfer aufrecht zu erhalten, herkommen, die von einem Stande des Ueberfluſſes und des Vergnügens zur Armuth und Verachtung herunter geſetzt wird? die in einen Zuſtand verſetzt wird, der ihren Wünſchen gerade entgegen ſteht, unfreundlich für ihre Talente, und beydes der Geſundheit ihres Körpers und ihrer Seele verderblich iſt? Einen ſolchen

Zuſtand mit einer gelaſſenen und heitern Großmuth zu ertragen, ſcheint mir eine von den höchſten Aeußerungen der menſchlichen Standhaftigkeit zu ſeyn; und ich habe daher meine arme Freundin Conſtantia immer für einen Charakter von eben ſo viel wahrem Heldenmuthe und ſo ächter Frömmigkeit gehalten, als die berühmte heilige Agnes, oder ſonſt eine von den heroiſchen weiblichen Heiligen aus dem großen römiſchen Kalender.

Conſtantia war die Tochter eines Kaufmanns, der frühzeitig mit ein paar ſchönen kleinen Mädchen zum Wittwer ward, und dieſen eine ſehr galante und koſtbare Erziehung gab. Gerade da Conſtantia das Alter von 21 Jahren erreicht hatte, trug ſichs zu, daß ſich um ihre Schweſter, die ein Jahr älter war, ein Mann bewarb, den man ihr an Rang und Vermögen gleich ſchätzte, und der ihr nicht mißfiel. Eben ſo war auch er nicht ohne Zuneigung für ſeine Gebieterin, ob er ſich gleich noch durch eine größere Aufmerkſamkeit für ihre Mitgift auszeichnete. Dieſer kluge Liebhaber erklärte alſo dem Vater,

daß

daß er ein eifriger Bewunderer ſeiner älteſten Tochter, und eben ſo glücklich in ihrer guten Meynung für ihn ſey: daß er ſie aber auf keine Weiſe heurathen könne, wofern er nicht zur Zeit ſeiner Verbindung eine gewiſſe Summe erhielt, die er beſtimmte. Der ehrliche Kaufmann ward durch dieſe Erklärung ganz aus ſeiner Faſſung gebracht, da er ſich beſtändig mit der Ausſicht auf eine ſehr vortheilhafte Heurath geſchmeichelt hatte. Er antwortete inzwiſchen mit Gelaſſenheit und Aufrichtigkeit. Nach einigen allgemeinen Complimenten ſagte er, daß er ſich zwar glücklich würde geſchätzt haben, wenn er ſein gutes Mädchen mit einem angeſehenen Manne, dem ſie geneigt zu ſeyn ſchien, hätte verſorgen können: er ſähe ſich aber zu ſeinem Leidweſen genöthiget, ſeinen, des Bewerbers Antrag zurück zu weiſen, da er außer Stande ſey, die verlangten Bedingungen einzugehen, wenn es nicht mit einem weſentlichen Nachtheil für ſeine jüngſte Tochter geſchehen ſollte. Der behutſame Anwerber nahm alſo einen förmlichen Abſchied, und gieng ſeiner Wege. Der rechtſchaffene Vater ſtattete ſeiner älte-

älteſten Tochter in einer geheimen Unterredung mit ihr, einen vollſtändigen und getreuen Bericht von ſeinem Verfahren ab, und ſie gab ſeiner gerechten Entſcheidung vollkommenen Beyfall, ob ſie gleich ihren eigenen Verluſt ſo empfindlich fühlte, daß das Haus bald ein Auftritt eines allgemeinen Kummers war. Conſtantia, als ſie ihre Schweſter in Thränen fand, wollte ſie nicht eher verlaſſen, als bis ſie ihr die Urſache ihrer Betrübniß entdeckt hätte. So bald das geſchehen war, flog ſie zu ihrem Vater: dankte ihm für ſeine väterliche Rückſicht auf ihren Vortheil, beſchwur ihn aber in den dringendſten und edelſten Vorſtellungen; daß er nicht eine mißverſtandene Zärtlichkeit für ſie eine Quelle ihres allgemeinen Unglücks möchte werden laſſen. Sie erklärte ſich mit aller der edelmüthigen Wärme und Aufrichtigkeit einer jungen liebesvollen Seele, daß ſie das Geld nur in ſo fern ſchätze, als es ſie in Stand ſetzte, diejenigen glücklich zu machen, die ſie liebte; und daß, ihr künftiges Schickſal möchte ſeyn wie es wollte, ſo würde die Freude, ihrer Schweſter Glück geſichert zu haben, ihr tauſendmal mehr werth ſeyn, als irgend ein Erbtheil, das ihr zuwachſen könnte. Sie ſetzte vieles über ihrer Schweſter zärtliche Geſundheit und über die Gefahr hinzu, wenn ſie ihre bereits eingewurzelte Neigung unterdrücken ſollte. Kurz, ſie fochte für die aufgehobene Heurath mit ſo viel ächter pathetiſcher Beredtſamkeit, daß ſie ihr Vater mit Thränen der Entzückung und Bewunderung umarmte: allein, je mehr er ihre Großmuth bewunderte, deſto mehr hielt er ſich für verbunden, ihr Begehren zu verweigern. Er entſetzte ſich vor dem Gedanken, ein ſo edelgeſinntes Mädchen zum Opfer des Glücks ihrer Schweſter zu machen, ſo ſehr ſie ſich auch ſelbſt dazu zu machen begehrte, und ſchmeichelte ſich, daß die Liebe ſeiner älteſten Tochter, die der zärtliche Eifer Conſtantiens ihm in einem ſo ernſthaften Lichte vorgeſtellet, durch Zeit und Nachdenken leicht verlöſchen würde. In dieſer Hoffnung aber hintergieng er ſich gewaltig. Das arme Mädchen that ſich zwar Gewalt an, eine Entſchließung vorzugeben, die ſie aber nicht auszuhalten vermögend war. Con-

ſtan-

ſtantia war über den Gedanken, daß es einer Schweſter, die ſie ſo zärtlich liebte, das Leben koſten könne, ganz außer ſich, und erneuerte ihr Flehen bey ihrem Vater mit einem ſo unwiderſtehlichen Ungeſtüm, daß er, von der beſondern Lage ſeiner zwey liebenswürdigen Kinder gerührt, und durch einige neue Ausſichten von Handlungsgewinnſt, endlich den Entſchluß faßte, der großmüthig dringenden Bitte Conſtantiens nachzugeben, obgleich nicht ohne eine kleine Beſorgniß, daß ſie einſtens dadurch der Dürftigkeit könnte ausgeſetzt werden.

Der kluge Liebhaber ward alſo zurück gerufen, und durch ſeine Wiederkehr die verfallene Geſundheit ſeiner Geliebten wieder hergeſtellet. Alle Schwürigkeiten wurden durch die verwilligte Summe, die er begehrte, gehoben. Der Tag zur Hochzeit ward angeſetzt, und Conſtantia, nachdem ſie jeden ausgeſetzten Schilling ihres Vatertheils hergegeben, führte ihre Schweſter mit einem frohlockendern und fröhlichern Herzen in die Kirche,. als wann ſie die Braut ſelbſt geweſen wäre, die nunmehr aus dem Stande der Niedergeſchlagenheit und

Verzweiflung zu dem Beſitze des Mannes gelangte, den ſie liebte. Aber die Freude, die Conſtantia aus einer Begebenheit ſchöpfte, die ſie auf eine ſo edle Weiſe befördert hatte, ward ſehr bald in Angſt und Traurigkeit verwandelt. In einem Beſuche von einigen Wochen entdeckte ſie bald, daß ihr Schwager, wenn man ihm auch den Charakter eines ehrlichen und gutgeſinnten Mannes nicht ganz abſprechen konnte, doch nichts weniger als das ſeltene und unſchätzbare Talent beſaß, den Gegenſtänden ſeiner Achtung Glück mit zu theilen. Ob er gleich bey der erſten Bekanntſchaft ein Mann von einem ausgebildeten Verſtande und einem gefälligen Betragen zu ſeyn ſchien, ſo überließ er ſich doch unter ſeinem eigenen Dache einer mürriſchen Widerſprechſucht, und einer Heftigkeit über kleine häusliche Angelegenheiten, die dem lebhaften Gefühle Conſtantiens ſehr peinlich waren, indem dieſe nach der ausnehmenden Empfindſamkeit ihrer Nerven eine ungewöhnliche Delikateſſe in ihrer Denkungsart und ihren Sitten beſaß. Inzwiſchen bemerkte ſie mit großer Zufriedenheit, und nicht weniger Verwunderung, daß ihre Schweſter durch dieſe reizbare Schwachheit ihres Mannes weniger beleidiget wurde. Zu gutem Glücke für ihre Ruhe war ſie eine von den gutherzig liebenden Weibern, deren ſanfte, doch ſtandhafte Zuneigung, wie ein Tropfen geſchmolzenes Wachs, die Eigenſchaft hatte, ſich an alles zu hängen, auf was es von ungefähr fällt. Es iſt wahr, ſie nahm oft den empfindlichen, winſelnden Ton ihres Mannes an, und ihre häuslichen Zänkereyen giengen oft ſo weit, daß die arme Conſtantia bisweilen eine gänzliche Trennung unter ihnen fürchtete, und bisweilen ſogar wünſchte: aber ihr lebhaftes Schrecken legte ſich nach und nach wieder, da ſie bemerkte, daß, wenn ſie auch Abends nach Tiſche in einem noch ſo heftigen Wortkampfe ſcharmuzirten, ſie doch den nächſten Morgen gemeiniglich wieder einen ſehr zärtlichen Ton anſtimmten. Dieſe plötzlichen und häufigen Uebergänge vom Kriege zum Frieden und vom Frieden zum Kriege, konnten für die ſtreitenden Partheyen vielleicht ſehr unterhaltend; einem wohlwollenden Zuſchauer aber mußten ſie im-

mer

mer läſtig ſeyn. Conſtantia kürzte alſo ihren Beſuch ab, und reiſete unzufrieden und kummervoll fort. Indeſſen verbarg ſie großmüthig ihre Empfindlichkeit, und ſchmeichelte ſich mit der ſüßen Hoffnung, daß ſie in Zukunft, wann ſie wieder käme, in dem Hauſe mehr Ruhe finden würde, und ſich der Herr deſſelbigen in ſeiner Gemüthsart beſſern, oder ſie vielleicht eine angenehme Beſchäfftigung bey den, zu erwartenden Kindern vorfinden möchte. Aber ach! in dieſer ihrer zwoten Hoffnung ward die warmherzige Conſtantia noch ſchrecklicher hintergangen. Ihre Schweſter kam zwar zur beſtimmten Zeit nieder: es war aber ein ſchwächliches Kind, das bald darauf ſtarb. Die betrübte Mutter ſchmachtete eine Zeit lang in einem ſehr kränklichen Zuſtande, und ſank nach öftern verunglückten Erwartungen ins Grab. Der Wittwer ließ die gewöhnliche Zeit der Trauer unter dem geziemenden Anſtande vorüber gehen: ergriff aber die erſte Gelegenheit, ſich ſelbſt über ſeinen Verluſt zu tröſten, indem er ſich nach einer reichern Braut umſah, und da Menſchen von ſeiner vorſichtigen

gen Sinnesart wenig Vergnügen in dem Anblicke einer Perſon finden, der ſie große Verbindlichkeit ſchuldig ſind, die ſie aber nicht zu erwiedern denken; ſo hielt er es für zuträglich, mit Conſtantien alle Art von Gemeinſchaft aufzuheben. Sie hatte eine zu edle Seele, als daß ſie eine ſolche Vernachläßigung ſehr zu Herzen nehmen ſollte, und da ſie in der Zärtlichkeit ihrer erſten Betrübniß gewiß glaubte, daß ihre Schweſter noch leben würde, wenn ſie glücklicher Weiſe an einen Mann von einer liebenswürdigern Gemüthsart wäre verheurathet geweſen: ſo freute ſie ſich, daß ſie durch ſein undankbares Betragen von der peinlichen Nothwendigkeit befreyet wurde, einen Verwandten, den ſie in ihrem Herzen verachtete, heuchleriſche Höflichkeiten zu beweiſen. Der Tod ihrer Schweſter ſchlug ihr eine tiefe Wunde; aber dieſem Unglücke folgten bald noch größre Widerwärtigkeiten.

Die Umſtände ihres Vaters fiengen an, einen ſehr traurigen Gang zu nehmen. Seine Geſundheit und ſein Muth verließen ihn bey dem annähernden Schiffbruche ſeines Glücks. Von der Ausſicht eines Bankerots geängſtiget, und von dem Gedanken des traurigen Zuſtandes, in dem er ſein, ihn überlebendes Kind würde verlaſſen müſſen, bis in die Seele verwundet, warf er ſich den Mangel der väterlichen Gerechtigkeit beſtändig vor, daß er den heftigen Bitten der zu edelmüthigen Conſtantia hätte nachgeben können. Dieß unvergleichliche junge Frauenzimmer beſtrebte ſich inzwiſchen durch die exemplariſche Vereinigung der kindlichſten Zärtlichkeit mit einer wahren Tapferkeit, alle Leiden ihres Vaters zu lindern. Um ſeiner Seele einen heiterern Muth zu verſchaffen, äußerte ſie alle Kraft und Lebhaftigkeit ihrer eigenen. Sie ordnete alle ſeine häuslichen Ausgaben mit einer ſorgfältigen, aber ruhigen Sparſamkeit an, und machte ſichs ſelbſt zur größten Freude, wenn ſie ſich mancherley, ſelbſt nothwendige Artikel der Ausgabe, ſie mochten Putz oder einige Ergötzlichkeiten betreffen, verſagen konnte. Der ehrliche Stolz und das Vergnügen, das er in der Betrachtung ihres ſo liebenswürdigen Charakters fand, machten, daß der gute alte Mann eine Zeit lang über Krankheit, Schrecken und Unglück ſiegte. Unter Conſtantiens Beyſtande kämpfte er einige Jahre mit ſeiner Handlungsverlegenheit. Endlich kam doch die traurige Stunde, die er ſo ängſtlich fürchtete. Der Bankerot brach aus, und er beſchloß, nach Frankreich zu gehen, mit einer ſchwachen Hoffnung, ſeinen verfallenen Glücksumſtänden durch einige Verbindungen, die er in dieſem Lande gemacht hatte, wieder aufzuhelfen. Er konnte aber den Gedanken nicht aushalten, Conſtantien in einem ſo dürftigen Zuſtande unter Fremde zu bringen, und beſchloß alſo, ſie unter dem Schutze einer Baſe, der Miſtreß Braggard, die eine Wittwe war, zu hinterlaſſen, und, da ſie ein ſehr gemächliches Auskommen und einen vorzüglich ökonomiſchen Geiſt beſaß, in einer Landſtadt eine ganz anſehnliche Figur machen konnte. Miſtreß Braggard war eine von den guten Weibern, die, wenn ſie aufs pünktlichſte in die Hauptkirche gehen, ein unwiderſprechliches Recht zu erhalten vermeynen, nicht nur von ihren exemplariſchen Tugenden laut zu reden, ſondern auch in und außer dem Kreiſe ihrer Bekanntſchaft mit dem Betragen und Charakter jeder andern Perſon ſo frey zu verfahren, als es ihnen nur gut däucht. Da ſie von Jugend auf einer dauerhaften Geſundheit genoſſen, und dieſer keine thörichte, zärtliche Ausſchweifung der Liebe oder des Kummers nachtheilig geweſen, ſo war ſie in dem vier und funfzigſten Jahre ihres Alters alle den Geſchäfften und Getöſe der weiblichen Welt vollkommen gewachſen. Da ſie überdieß die Thätigkeit für ein großes Mittel, ſo wohl der Geſundheit als des Vergnügens, hielt, ſo war ſie ſtets, ſo wohl in ihren eigenen Angelegenheiten, als auch bisweilen in anderer ihren, außerordentlich thätig.

Sie ſah den Schlüſſel ihrer Vorrathskammer als den Zepter ihrer Herrſchaft an, und da ſie ihr Anſehen nie einem Miniſter, er mochte heißen wie er wollte, anzuvertrauen Willens war, ſo ſuchte ſie durch die Geſellſchaft ihrer Nichte nichts weniger als eine Gehülfin in der Verwaltung ihres Hauſes zu bekommen. Indeſſen war ſie bereitwillig, die unglückliche Conſtantia wegen des Vergnügens,

das

das ſie von ihr einzuärnten hoffte, aufzunehmen; zwar kein ſolches, das ihr die ungewöhnlichen Reize von Conſtantiens Unterhaltung zu gewähren vermögend waren, ſondern weil ſie zu Jedermann, der ſie beſuchte, alle Augenblicke ſagen konnte, wie ſehr ſie ſich des armen Mädchens angenommen!

So ſchmerzlich als dieſe Wiederholung einer ſo feinen, empfindſamen Seele ſeyn mußte, ſo ertrug ſie doch Conſtantia mit einer beſcheidenen Unterwürfigkeit. Es fanden ſich noch andere Umſtände in ihrer gegenwärtigen Lage, die ihr noch weit weher thaten. Miſtreß Braggard beſaß die äußerſte Verachtung, und eine faſt angeborene Antipathie vor Leſen und Muſik, den Lieblingsbeſchäfftigungen Conſtantiens, und in der That den einzigen Unterhaltungen, durch die ſie ihre Gemüthsunruhe unter dem Drucke ihrer mannichfaltigen Leiden zu lindern hoffte. Ihr Vater hatte aus zärtlicher Fürſorge ſie mit ihrem lieben Clavier, und einer kleinen, aber wohlgewählten Büchersammlung verſehen. Allein, ſtatt daß dieſe Quellen eines tröſtlichen Zeitvertreibes ſeyn ſollten,

ten, wie er ſich nach ſeiner Liebe eingebildet, ſo dienten ſie zu weiter nichts, als die Unruhen der armen Conſtantia zu vermehren, da ſie ſelten zu ſingen oder zu leſen wagen konnte, ohne eine ganze Fluth von Scheltworten auf die muſikaliſchen und gelehrten Frauenzimmer aus ihrer Tante Lippen heraus ſtürzen zu ſehen.

Miſtreß Braggard ſchien überzeugt zu ſeyn, daß alle nützliche Kenntniß, alles vernünftige Vergnügen, ſich bloß auf das geſellige Kartenſpiel einſchränke: und Conſtantia, die aus Grundſätzen, die ihr Dankbarkeit ſowohl als gutes Herz eingaben, ſich nach der Laune einer jeden Perſon zu richten wünſchte, der ſie Verbindlichkeit ſchuldig war, ſuchte auch hierinne das Vergnügen ihrer Tante aufs äußerſte zu befördern. Doch, da ſie theils keinen Geſchmack am Spiele fand, bisweilen aber auch nicht heiter genug war, um ihm ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen, verlor ſie meiſtentheils, ein Umſtand, der ihr immer eine ſehr ſcharfe Predigt von der alten aufmerkſamen Lady zuzog, die ihr erklärte, daß eine Nachläßigkeit von dieſer Art bey einem Mädchen unverzeihlich wäre, wo eine Freundin zum Spiele das Geld hergeben müßte. Die arme gekränkte Constantia brach über die Bitterkeit, oder vielmehr Plumpheit dieſes Vorwurfs, in Thränen aus, und es folgte ein ſehr trauriges Geſpräch, in welchem ſie das ganze Unglück fühlte, von der prahleriſchen Wohlthätigkeit einer Verwandtin abzuhängen, deren Herz und Seele nicht in der mindeſten Verwandtſchaft mit der ihrigen ſtund. Das Geſpräch endigte ſich mit einem Vergleiche, vermöge welchem Conſtantia die Erlaubniß erhielt, den Karten auf immerdar zu entſagen, doch unter der Bedingung, die ſie ſelbſt vorſchlug, daß ſie nie den Flügel wieder anrühren wollte, indem der Klang dieſes Inſtruments der Miſtriß Braggard eben ſo unlieblich, als der Anblick des Spieltiſches ihrer unglücklichen Nichte war.

In dieſem Zuſtande einer unverdienten Züchtigung, unglücklich in ihrer eigenen Lage, und für das Schickſal ihres Vaters äuſerſt geängſtiget, brachte Conſtantia ziemlich lange zu. Da ſie endlich ſah, daß keine Hoffnung zu ſeiner Rückkehr nach England vorhanden war, ſchrieb ſie ihm einen ſehr zärtlichen und rührenden Brief, worinne ſie ihm alle ihre Leiden ſchilderte, und ihn um ſeine Einwilligung anflehte, ihre Baſe verlaſſen, und durch Unterricht junger Frauenzimmer in den Anfangsgründen der Muſik ihren Unterhalt auf eine, für ſie ruhigere Art, erwerben zu dürfen. Auf dieſe kindliche Bitte erhielt ſie eine ganz unerwartete und ſehr niederſchlagende Antwort, die mir ein Zufall wenig Jahre nach dem Tode des unglücklichen Vaters, der ſie ſchrieb, in die Hände führte.

Von ungefähr trug ſichs zu, daß mich ein Freund erſuchte, daß ich ihm eine geſchickte weibliche Perſon von dürftigen Umſtänden, und ungefähr mittlerm Alter, aufſuchen möchte, die bereit wäre, einer Dame von großem Vermögen und einem vortrefflichen Charakter, die das Unglück gehabt, den Gebrauch ihrer Augen zu verlieren, zur Gefährtin zu ſeyn. So gleich fiel mir Conſtantia ein. Meine Bekanntſchaft mit ihr fieng ſich vor der Heurath mit ihrer Schweſter an, und die ungewöhnliche Großmuth, die ſie bey der Gelegenheit äußerte, machte mich äußerſt begierig, eine dauerhafte Freundſchaft mit einer ſo edlen Seele zu errichten: doch, da wir in einer ziemlichen Entfernung von einander lebten, ſo unterhielten wir dieſelbe wenigſtens durch einen ordentlichen Briefwechſel. Zu der Zeit, da ich von meinem Freunde obbemeldeten Auftrag erhielt, hatte mich Conſtantia eben von ihres Vaters Tode unterrichtet, und daß ſie keinen Weg vor ſich ſähe, wie ſie ſich der Lebensart entreißen wollte, von der ich wüßte, wie nachtheilig ſie ihrer Ruhe und Zufriedenheit wäre. Ich ſchloß daher, daß ich ſie gewiß ſehr bereitwillig finden würde, den Vorſchlag, den ich ihr mittheilen wollte, zu ergreifen, und wollte ihr, alſo in Perſon einen Beſuch abſtatten, weil ich mir es zur Freude machte, der Ueberbringer einer ſo willkommenen Nachricht ſelbſt zu ſeyn. Es waren viele Jahre vergangen, ſeit wir einander nicht geſehen, und es waren Jahre, die weder der Geſtalt nach den Sitten meiner unglücklichen Freundin vortheilhaft ſeyn konnten. Die Wahrheit zu geſtehen, bemerkte ich auch eine augenſcheinliche Veränderung in beyden.

den. Auch glaube ich, daß es für das vollkommenſte Frauenzimmer in der Welt unmöglich geweſen ſeyn würde, in einer ſolchen Geſellſchaft zu leben, wie die, zu der Conſtantia beſtändig verdammt war, ohne einen großen Theil von ihren äußerlichen Annehmlichkeiten zu verlieren. Meine Freundin kam mir wie eine ſchöne Bildſäule vor, die lange Wind und Wetter ausgeſetzt geweſen. Die ſchöne Politur war weg, aber jene höhere Vortrefflichkeit, die ihr keine Witterung benehmen konnte, war geblieben. In der That fiel mir die neue ungewöhnliche Rauhigkeit ihrer Sprache und des Tons in ihren Complimenten ungemein auf: doch fand ich gar bald, daß, ob ſie gleich in ihrem Aeußerlichen verloren, ſie doch noch immer die ganz Seelenvolle Zärtlichkeit und feine Empfindſamkeit ihrer vorigen Tage beſaß. Sie pries die unverhoffte Verbindlichkeit meines Beſuchs mit der herzinnigen überſtröhmenden Ergießung von Dankbarkeit, mit welcher die liebenswürdigen Unglücklichen geneigt ſind, kleine Gefälligkeiten eines Freundes anzuſehen. In der That wünſchte ich ihr beyſtehen zu können.

nen, und glaubte auch gewiß, daß mir itzt das Glück die Gelegenheit dazu in die Hand gegeben: allein es fanden ſich Hinderniſſe, die ich nie gefürchtet hatte. Die erſte Antwort Conſtantiens auf meinen Vorſchlag zu ihrer neuen Veränderung war ein ſtiller, aber viel bedeutender Thränenſtrohm, der ſich über ihre Wangen ergoß. Dieſem gab ich eine ganz falſche Auslegung: denn da ich das ganze Elend ihrer gegenwärtigen Lage kannte, ſo bildete ich mir ein, daß es Thränen der Freude wären, die durch eine plötzliche Ausſicht auf die unerwartete Befreyung von einem Stande der ſchmählichſten Abhängigkeit erpreßt würden. Sie benahm mir aber meinen Irrthum, indem ſie mir zween Briefe in die Hand gab, die ſie aus einer kleinen Brieftaſche zog. „Hier,“ ſagte ſie, „leſen ſie die Urſache meiner Thränen, und warum mir nichts übrig „bleibt, als Sie wegen Ihrer liebreichen Geſinnung zu ſegnen, ohne daß ich in meinem „unglücklichen Zuſtande einen Vortheil daraus ziehen kann.“ — Sie fuhr immer fort zu weinen, und ich war voller Begierde, die geheime Urſache ihres Kummers zu wiſſen. Der erſte Brief alſo, den ich in meiner Hand hatte, enthielt ihre Bitte an ihren Vater, deren ich bereits gedacht habe: der zweyte ſeine Antwort, eine Antwort, die ich nicht leſen konnte, ohne an dem Leiden des Vaters und der Tochter Theil zu nehmen. Dieſer unglückliche Mann, ſo wohl in Anſehung ſeines Vermögens, als ſeiner Geſundheit, zu Grunde gerichtet, war ſeit einiger Zeit von einem eingebildeten Schrecken, dem peinlichſten, der in ein väterliches Herz nur kommen kann, geängſtiget worden, daß nämlich die hülfloſe Conſtantia, die er dem Glücke ihrer Schweſter durch ſeine Verſchuldung aufgeopfert, zu einem ſolchen Stande der tiefſten Armuth herabgeſunken ſey, daß ſie ihre Unſchuld und Tugend Preis geben werde. Unter dem Drucke dieſes Gedanken, der bis zum Wahnwitz gieng, hatte er ſeine Antwort auf ihr Anſuchen abgefaßt. Sein Brief war heftig, unzuſammenhängend und lang: allein der Inhalt war, daß, woferne ſie ihren gegenwärtigen Aufenthalt verließ, ſo lange ſie noch unverheurathet, und ihre re Tante noch am Leben ſey, ſie ſich dem Fluche ihres beleidigten Vaters ausſetzen würde, und dieſen kündigte er ihr in ſo heftigen Ausdrücken an, als nur die Sprache der aufgebrachteſten Leidenſchaften eingeben kann. Nachdem ich dieſen Brief geſchwind durchleſen hatte, ſuchte ich meine arme weinende Freundin damit zu tröſten, daß dieß ein wilder Ausbruch eines rechtſchaffenen, aber verwirrten Mannes ſey, deſſen unverdiente Drangſale ſeinen Verſtand verrückt hätten. „Mein Vater,“ verſetzte Conſtantia, „ruht nun in ſeinem Grabe, und vielleicht werden Sie es für abergläubiſch von mir halten, wenn ich auf dieſen ſeinen traurigen Brief achte: allein, er hat mir nie in ſeinem Leben einen Befehl auferlegt, den ihm ſeine Liebe nicht eingegeben, und ſo unglücklich ich bin, kann ich doch ſelbſt ſeiner Aſche nicht ungehorſam ſeyn.“ Ob Conſtantia dieß gleich unter tauſend Thränen ſagte, ſo ſprach ſie doch in dem Tone einer entſchloſſenen Märtyrerin. Ich ſtellte ihr alles vor, was mir Vernunft und Freundſchaft nur eingeben konnte, einen ihr ſo nachtheiligen Entſchluß zu erſchüttern: abe ich konnte keinen Eindruck auf ſie machen. Sie blieb feſt bey dem Buchſtaben und dem Geiſte des Verbots ihres Vaters ſtehen, und da ich ſahe, daß ſie einen edlen Stolz mit ihrer kindlichen Liebe verband, ſo konnte ich ihr nicht länger widerſtehen. Statt alſo ihr zu einem neuen Plane ihres Lebens Vorſchläge zu thun, bemühte ich mich, ſie mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande auszuſöhnen. „Vielleicht,“ erwiederte Conſtantia, „würde keine andere weibliche Waiſe, wenn ſie die Fürſehung dem gänzlichen Mangel, der Schande und dem Verbrechen, entriſſen, Urſache haben, ihren Zuſtand ſo ſehr zu beklagen: und, wann ich an das weit beweinenswürdigere Elend ſo vieler unglücklichen Geſchöpfe meines eigenen Geſchlechtes denke, deren Unglück mehr die Folge eines Zufalls, als eines vorſetzlichen Laſters geweſen; ſo bin ich auch geneigt, meinem eigenen Herzen Vorwürfe wegen der Klagen zu machen, die mir bisweilen, ich muß es geſtehen, in meiner Einſamkeit entwiſchen: indeſſen, wenn ich

„Ih-

„Ihnen eine getreue Abſchilderung von Allem „machen ſollte, was ich leide, ſo würden Sie „mir nach Ihrer Freundſchaft für mich zugeben „müſſen, daß das Mißvergnügen, mit „dem ich kämpfe, nicht den Namen eines „Verbrechens verdienet.“ Sie ließ ſich hier auf eine umſtändliche Erzählung mancher häuslichen Auftritte ein, und entwarf mir ein ſo ſtarkes Gemälde von einem, aller geſelligen Freuden beraubten Leben, das durch eine ſo unendliche Menge von niederſchlagenden Kümmerniſſen beſtürmt wird, daß ich nicht umhin konnte, ihr die größte Verwunderung über die Gelaſſenheit und Standhaftigkeit zu bezeigen, mit der ſie ihre Leiden ſo lange ertragen hätte. „In der That,“ ſagte ſie, „habe ich „viel gelitten: das Schlimmſte aber iſt noch „nicht vorüber, und ich fürchte, daß ich alles „Gefühl von Menſchlichkeit verlieren werde. „Ich kann an nichts Theil nehmen: und, um „Ihnen eine ſchmerzliche Wahrheit zu geſtehen, „ſo fühle ich ſelbſt itzt nicht, die unverdiente „Aufmerkſamkeit und Freundſchaft, von der „Sie mir den Augenblick einen überzeigenden

„Beweis geben, ſo wie ich ſoll.“ Ich wollte einen Verſuch machen, ihr dieſe traurigen Vorſtellungen wegzuſcherzen: aber ſie unterbrach mich, indem ſie mit einer ernſthaften, aber leiſen Stimme ſagte: „In der That iſt es ſo; „und ich kann Ihnen das, was ich fühle, bloß „dadurch ausdrücken, wenn ich Ihnen ſage, „daß mir nicht anders iſt, als ob mein Herz „in Stein verwandelt wäre.“ Dieſer kraftvolle Ausdruck und die ihm entſprechende Miene, mit der ſie dieß vorbrachte, ſetzten mich auf einige Augenblicke außer Stand, ihr zu antworten. In der That durchdrang es mich, wie eine klägliche Wahrheit, für welche verſchiedene Theile ihrer ſehr veränderten Geſtalt ein ſtarkes, obgleich ſchweigendes Zeugniß ablegten. In ihrem Geſichte, welches ſonſt wegen einer ſchönen Farbe und dem Seelenvollen Blick eines weiſen guten Herzens ſo anziehend war, erſchien itzt eine gelbliche Bläſſe, und eine zwar nicht bittere, doch geſetzte Niedergeſchlagenheit. Eben ſo hatten ihre Hände das blutloſe Anſehen, das weder die Wärme noch die Farbe eines lebenden Fleiſches verräth; — und

und doch war ſie in dem Augenblicke von jeder nennbaren Unpäßlichkeit ganz frey.

Die Erſcheinung der Miſtreß Braggard, die zum Zimmer herein trat, gab unſerm Geſpräche eine andere Wendung, ob ſie uns gleich wenig Troſt gewährte. Dieſe gute Frau erwies mir viel Achtung: allein, es war ein ſolch Gemiſch von pöbelhafter Würde und indelicater Spaßhaftigkeit in ihren Reden, daß ſie ſich bey mir eben nicht ſehr dadurch empfahl. Sie fragte mich, ob mir nicht die Veränderung ſehr in die Augen fiele, welche ſo wenige Jahre im Geſichte ihrer Nichte gemacht hätten, wobey ſie in ſehr niedrigen Ausdrücken einer plumpen Luſtigmacherey zu verſtehen gab, daß ſie den Verluſt ihrer hübſchen Farbe wohl ihrer Jungferſchaft möchte zu verdanken haben, und mit einer gezwungenen Miene von Freundlichkeit hinzu ſetzte, daß, da ſie einige ſehr reiche Verwandten in Jamaica hätte, ſie vielleicht in die Verſuchung kommen würde, das arme Mädchen nach Weſtiadien zu führen, um zu ſehen, ob etwas für ſie in warmen Ländern zu thun wäre. Ich ſah hier Conſtantiens bleiche Wangen über dieſe Sprache ihrer Tante erröthen, und da ihre Ausdrücke dem edlen Stolze der unglücklichen Conſtantia immer peinlicher wurden, daß ſie ſich ſelbſt der Thränen nicht länger erwehren konnte, ſo verließ ſie das Zimmer, kam aber nach wenig Augenblicken mit einer Miene von einem gefaßten Kummer und einer ſanften Standhaftigkeit wieder zurück.

Ich endigte bald meinen kränkenden Beſuch, und verließ die Stadt, wo Conſtantia wohnte, in einer Gemüthsart, wo ich mich mit dem Schickſale wegen ſeiner Ungerechtigkeit und Härte gegen meine liebenswürdige Freundin hätte zanken mögen. Es kam mir vor, als ob die Natur zur Abſicht gehabt hätte, daß eine liebesvolle Thätigkeit und ein fröhliches Wohlwollen die belebenden Triebfedern in Conſtantiens Exiſtenz hätten ſeyn ſollen: da aber das Verhängniß ſie in eine Lage verſetzt, die den liebenswürdigen Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens keine Nahrung gewährte, daß ſie wie eine Blume in einem unfreundlichen Boden verwelkte.

Meine

Meine Einbildung war von der Vorſtellung ihres Schickſals verwundet: die edelmüthige Conſtantia aber, die den Eindruck ſah, den ihre Leiden auf mich gemacht, ſchrieb mir einen Troſtbrief. Sie klagte ſich ſelbſt mit einer liebenswürdigen Ungerechtigkeit an, daß ſie mir die wenig gefälligen Eigenſchaften ihrer Muhme, und den unangenehmen Zuſtand ihrer Lage mit zu ſtarken Farben geſchildert hätte: ſchmeichelte mir mit dem Gedanken, daß mein Zuſpruch und guter Rath ihrem Gemüthe mehr Heiterkeit und Faſſung gegeben, und daß ich ſicher hoffen könnte, daß ſie die Zeit noch zu einer vollkommenen Philoſophin machen würde. In einigen wenigen Folgejahren erhielt ich verſchiedene Briefe von ihr, alle in dieſem tröſtenden Tone. Endlich bekam ich nachſtehendes Brieſchen:

Mein liebſter Freund,

„In wenig Tagen hoffe ich eine Reiſe in ein „entferntes Land anzutreten. Vor meinem Abſchiede wünſchte ich Sie mit einem intereſſanten Auftrage zu beſchweren: ich wünſchte aber

„Ihnen denſelben, da wo ich itzt noch bin, „mündlich ertheilen zu können. Da es das „letztemal iſt, daß ich Sie in dieſer Welt zu „ſehen, das Vergnügen erwarten kann, ſo „hoffe ich, Sie werden dieſe ängſtliche Bitte nicht verſagen

„Ihrer
„verbundenſten und
„dankbarſten
„**Conſtantia.**“

Ich glaubte wirklich, da ich das las, daß Miſtreß Braggard das Vorhaben, ihre Nichte nach Jamaica zu bringen, deſſen ſie erwähnt, ausführen wollte: doch, bey ein wenig Nachdenken ſahe ich wohl ein, wenn das der Fall wäre, daß es Conſtantia würde veranſtaltet haben, mich ſchicklicher bey ihrer Durchreiſe durch London zu ſprechen. Genug, ich gehorchte ihrer Auffoderung ſo ſchleunig, als ich nur konnte. Wenig Minuten nach meiner Ankunft in der Stadt ihres Aufenthalts ſagte mir der Wirth des Gaſthofes, wo ich abgeſtiegen war, daß meine arme Freundin der Sage nach gefährlich krank ſey. Dieß klärte mir auf einmal das Räthſelhafte ihres Briefchens auf. Ich eilte nach dem Hauſe der Miſtreß, und mitten in meiner Unruhe und Angſt für meine leidende Freundin, fand ich einigen Troſt, als ich ſah, daß wir in unſerer Unterredung nicht von einer hartherzigen Tante ſollten geſtöret werden, da dieſe Frau einen Beruf gefunden, ihrer hinſinkenden Beſchwerde ſich zu entziehen, und der Verbindung einer glücklichern Verwandtin beyzuwohnen, wo ſie noch durch die hochzeitliche Feyerlichkeit in der Entfernung auf dem Lande zurück gehalten wurde. Als ich in Conſtantiens Zimmer trat, entdeckte ich in ihren Augen einen Strahl einer fröhlichen Belebung, ob gleich ihr Körper ſo ausgetrocknet war, und ſie unter einer ſo niederdrückenden Schwachheit arbeitete, daß ſie ohne Hülfe nicht einen Augenblick aufrecht zu ſtehen vermögend war.

Nachdem ſie ihre Wärterin fortgeſchickt, ſchien ſie alle die wenigen Kräfte noch zu ſammeln, die ihr übrig waren, und redete mich folgendergeſtalt an:

„Seyn Sie, liebſter Freund, über eine Sache nicht unruhig, die, wenn Sie Sie auch nicht ſo bald erwarteten, Sie doch, nach Ihrer Freundſchaft für mich, wenn Sie darüber nachdenken, mit einem wahren, obgleich traurigen Vergnügen, anſehen werden. Sie ſind ſo gütig geweſen, oft meine Klagen anzuhören; vergeben ſie alſo, wenn ich Sie itzt rufen laſſen, damit Sie ein Zeuge von der ſtillen und andächtigen Freude ſeyn, mit der ich itzt auf das annähernde Ende aller meiner Leiden ſehe! Sie haben mich klagen gehört, daß der Himmel ſich beſonders grauſam bey dem Looſe erwieſen, daß er mir zugetheilet: doch fühle ich itzt, daß ich zu voreilig über die Fügung der Fürſehung geurtheilet habe. Wäre ich von den Freuden eines glücklichen häuslichen Lebens umgeben geweſen, ſo würde ich ſchwerlich die Annäherung des Todes in einem ſo heitern und tröſtlichen Lichte angeſehen haben, als er mir itzt erſcheinet. Mein voriges Murren ſoll mir hoffentlich vergeben werden, und ich unterwerfe mich nunmehro dem Willen des Allmächmächtigen mit dem freudigſten Gehorſam. Das Land, wohin ich gehe, iſt, wie ich hoffe und glaube, dasjenige, wo ich mit alle den verlorenen Gegenſtänden meiner zärtlichſten Liebe wieder ſoll vereiniget werden. Ich habe nur wenig Geſchäffte noch auf der Welt abzuthun — darf ich Sie bitten,“ — hier ſtockte ſie ein wenig, „der Vollzieher meines letzten Willens zu ſeyn?“ — „Mein Eigenthum,“ ſetzte ſie mit einem zärtlichen, doch ſchauderhaften Blicke hinzu, iſt alles in dieſer kleinen Stube, und wird Ihnen wenig Mühe machen: und ich werde noch einmal ſo ruhig ſterben, wenn Sie mir die tröſtliche Verſicherung geben, daß Sie mich an die Seite meines geliebten, unglücklichen Vaters wollen begraben laſſen.“ Die Rührung, in die ſie bey Erwähnung ihres unglücklichen Vaters verſetzt wurde, machte ihre Sprache höchſt undeutlich: doch bemühte ſie ſich, mir einige Privaturſachen, ihre Familie betreffend, warum ſie ſich dießfalls an mich gewandt, zu eröffnen. Ich hielt es für freundſchaftlich, ſie zu unterbrechen, indem ich

ſie

ſie überhaupt von meinem ſtandhaften Verlangen, Ihre Aufträge in allem zu erfüllen, verſicherte, zugleich aber die Anmerkung hinzuthat, daß, da ihre Krankheit bloß eine Folge von Kraftloſigkeit ſey, ich mir gewiß mit der Hoffnung, ſie nach und nach wieder hergeſtellt zu ſehen, ſchmeichelte. Allein, ſie ſah mir ſteif ins Geſichte, und ſagte, nach einer Pauſe von einigen Augenblicken: „Seyn Sie nicht ſo „unfreundlich, mir meine Wiederherſtellung zu „wünſchen: denn ich fülle itzt in der Welt einen Platz aus, der weit beſſer wird beſetzt werden, wann er von mir wird entledigt ſeyn.“ Die ruhige und pathetiſche Stimme, mit der ſie dieſe rührenden Worte des Shakeſpeare ausſprach, giengen mir bis in die Seele: ich konnte nichts darauf antworten, und eine unvorſetzliche Zähre floß über meine Wangen herab. Meine arme Freundin bemerkte es, und rief ſo gleich in einem zärtlichen Tone aus: „Sie „ſind ein guter, aber ſchwacher Sterblicher: „ich muß Sie von meinem Auftritte entfernen, „den Sie, wie ich hoffte, mit mehr philoſophiſcher Standhaftigkeit ertragen würden.

„Auch

„Auch ich fange an zu fühlen, daß es für uns beyde zu viel iſt. Finde ich mich morgen früh ein wenig ſtärker, ſo werde ich Sie wieder ſehen. Wenn man Ihnen aber den Zutritt bey mir verſagen ſollte; ſo werden Sie ja nicht böſe. Und nun — verlaſſen Sie mich — Nehmen Sie nicht Abſchied, ſondern geben Sie mir Ihre Hand. — Gott ſegne Sie!“ — Ich drückte ihre verwelkten Finger an meine Lippen, und verließ ihr Zimmer in einer ſtillſchweigenden Eile, wie ſie mir geboten hatte, weil ich, nach der Veränderung, die ich in ihrem Geſichte wahrnahm, fürchtete, daß ſie einer Ohnmacht nahe wäre. Den Morgen darauf ſchickte ſie mir ein paar Zeilchen, mit zitternder Hand geſchrieben, worinne ſie mich um Verzeihung bat, daß ſie mich nicht wieder ſehen könnte: es geſchähe aber aus Bewegungsgründen der Freundſchaft — Abends ſtarb ſie. Das war das Ende dieſer vortrefflichen und nützlichen Perſon, im 42ſten Jahre ihres Alters. Die Drangſale ihres Lebens, ſtatt ihr Gemüthe zu verbittern, hatten es vielmehr ſanfter gemacht, und verfeinert.

nert. — Lebe wohl! — du milde und liebesvolle Seele, wenn du in dem gegenwärtigen Wohnplatze deiner glücklichern Exiſtenz noch um die Dinge weißt, die unter dem Monde vorgehen, ſo verſchmähe dieß unvollkommene Andenken deiner Leiden und deiner Tugenden nicht! Und wenn dieſe Blätter einem armen und niedergeſchlagenen Mädchen in die Hände fallen ſollten, deren Schickſal dem deinigen gleich iſt — o daß ſie die Unruhe ihres Lebens beſänftigen, lindern, und ſie vorbereiten möchten, dem Ende deſſelbigen mit gleicher Frömmigkeit und Faſſung entgegen zu gehen!

Drittes Kapitel.

Ueber die Mildthätigkeit der alten Jungfern.

Wann die Natur einer alten Jungfer einen angebornen Hang zum Wohlwollen gegeben, und das Glück ſie mit Reichthum geſegnet hat, ſo iſt ihr Stand der Ausübung der Wohlthätigkeit äußerſt günſtig. Da ſie nicht von der Laſt der Haushaltungsſorgen und der mütterlichen Aengſtlichkeit gedrückt wird, die leicht die Freygebigkeit der verheuratheten Frau zuſammen ziehen, und in den Kreis einer einzigen Familie einſchränken kann, ſo wird ihre Güte und Freygebigkeit ein weites Feld finden, wo ſie ſich ſelbſt eine Genüge leiſten kann. Wenn unter den vielen Tugenden, die die menſchliche Natur erheben, irgend eine iſt, die einen Vorzug in den Augen des Himmels und der Erde hat, ſo muß es unſtreitig die Wohlthätigkeit ſeyn: und von der Wohlthätigkeit oder Liebe des Nächſten, in dem weitläuftigſten, Apoſtoliſchen Sinne derſelbigen, habe ich vormals das Glück gehabt, eines der ſonderbarſten und vollkommenſten Beyſpiele in der Perſon einer höchſtliebenswürdigen alten Jungfer zu kennen. Einer getreuen Beſchreibung dieſer Lady, unter dem Namen Charieſſa, will ich dieſes Kapitel widmen, überzeugt, daß nichts, was mir mein eigener Verſtand oder Einbildungskraft hierüber einzugeben vermögend wäre, meinen ſchönen Leſerinnen eine nützlichere Lehre zu ertheilen, als ſie in dem Charakter einer nun verſchiedenen Schweſter finden werden, die ein anſehnliches Vermögen und eine Wohlthätigkeit ohne Beyſpiel zur glücklichſten alten Jungfer machte, die jemals kann geweſen ſeyn.

Charieſſa war die jüngſte Tochter eines würdigen und thätigen Mannes, der, ob gleich ſein Name im letzten Willen eines ſehr reichen Vaters ſtund, doch in frühern Jahren ſeines Lebens mancherley Drangſale durch ſein ſehr dürſtiges väterliches Erbtheil erlitt. Sein Vater war von dem lächerlichen, oder vielmehr verabſcheuungswürdigen Familienſtolze angeſteckt,

ſteckt, durch den ſo viele Perſonen verleitet werden, ihre jüngern Kinder in der äußerſten Armuth zu laſſen, bloß aus der eiteln und abgeſchmackten Urſache, den älteſten Sohn groß zu machen; eine Urſache, die auch den alten Herrn, von dem wir reden, durch die Entdeckung eines Stammbaums in Kopf fuhr, wodurch er unglücklicher Weiſe ſeine Ahnen bis zu der Regierung Eduard des vierten hinauf leiten konnte, indem er da fand, daß einer ſeiner Vorfahren Oberſherif in der Gegend ſeines Aufenthalts geweſen wäre.

Da der Vater der Charieſſa alle die Uebel gefühlt hatte, die aus einer ungerechten Vertheilung des Eigenthums entſtehen, ſo beſchloß er, ſein Vermögen, ſo viel oder wenig er zuſammen bringen möchte, in gleiche Theile unter ſeine Kinder zu vertheilen. Durch eine ſehr vortheilhafte Heurath und viel unerwartetes Glück war er alſo im Stande, bey ſeinem Tode ſeinem Sohne und jeder ſeiner zwo Töchter ein gleiches Theil zu ſechzehn tauſend Pfund zu verlaſſen.

Der Sohn war in einem der erſten Handelshäuſer von London erzogen worden, und kam gerade zur Zeit, da ſein Vater ſtarb, von einer Reiſe vom feſten Lande wieder zurück, wo er ſeinen künftigen Briefwechſel feſtzuſetzen geſucht hatte, ehe er ſeine Handlung errichtete.

Kaum hatte er einige Jahre gehandelt, ſo ſtarb ſein Oheim, der älteſte Bruder ſeines Vaters, ohne Kinder, und ließ ihm das Familienguth unter der Bedingung, daß er ſein Gewerbe gänzlich aufgeben, und den alten Sitz der Trackums beziehen ſollte. Er gehorchte dieſer Vorſchrift, und gieng mit ſeiner Frau auf das Land, die, ob ſie gleich eine berühmte Schönheit war, doch viel Beſcheidenheit beſaß, und ſich lebenslang durch eine kluge Sorgfalt für ihre zahlreiche Familie hervor that.

Squire Trackum, wie wir ihn nunmehro nennen wollen, änderte ſeine Sitten mit ſeinem neuen Wohnſitze, und vertauſchte die ernſte Miene des wichtigen Kaufmanns mit der geräuſchvollen Spaßhaftigkeit der Landjunker, die ihn umgaben. In kurzer Zeit war er ſo ganz umgegoſſen, daß er bey ſeinem erſten

Stadtbeſuche ſeine alten Bekannten alle in Erſtaunen ſetzte, und viel von ſich zu reden machte: indeſſen behielt er ſeinen wahren Charakter bey. Er verbarg nunmehr unter der Maske einer bäueriſchen Luſtigkeit den nicht gemeinen Antheil von weltlicher Klugheit, den er vormals unter dem Mantel einer ernſthaften und feyerlichen Aufrichtigkeit verſteckt hatte: ſelbſt auf das Feld des ländlichen Vergnügens brachte er die unabläßige Aufmerkſamkeit auf den dabey zu gewinnenden Vortheil mit, wie er ihn ſonſt auf der Börſe zu äußern gewohnt war, und in dem Augenblicke, wo er einen Haſen verfolgte, berechnete er, wie er eine Tochter vortheilhaft anbringen, oder ein Vorwerg am beſten verpachten wollte. In einem der unbewachten Augenblicke einer wahren Offenherzigkeit, als ihn die Flaſche erwärmt, rühmte er ſich gegen einen vertrauten Freund, daß er noch nie zehn Minuten in irgend einer Geſellſchaft zugebracht, ohne nachgedacht zu haben, wie er von einem ſeiner Bekannten irgend einen Vortheil, es ſey im Gelde, oder auf eine andere Art, ziehen wollte.

Ehe noch der Squire ſeinen ländlichen Charakter annahm, hatte die Aelteſte ſeiner beyden Schweſtern, Erinnis, einen Mann aus einer entferntern Gegend geheurathet, der als ein Abkömmling einer alten Familie und als Beſitzer eines großen Guths in vielem Anſehen ſtund.

Die unverheurathete Charieſſa, deren Gemüthsart, vollkommen in Uebereinſtimmung mit ihrer gefälligen und artigen Perſon, lebhaft, großmüthig und unargwöhniſch war, hatte viel Liebe für die Frau und Kinder ihres Bruders, zu dem ſie auch ſelbſt ein ſo herzliches Vertrauen hatte, daß ſie ſich in allen wichtigen Punkten von ſeinem Urtheile und guten Rathe leiten ließ.

Der vorſichtige Squire, überzeugt, daß eine reiche alte unverehlichte Baſe ein herrliches Pfropfreiß für die jüngern Zweige eines ſehr fruchtbaren Hauſes ſey, hatte ſchon frühzeitig beſchloſſen, daß Charieſſa ihr Leben in einer eheloſen Glückſeligkeit zurück legen ſollte: zweifelte auch nicht, daß es ihm an hinlänglicher Klugheit fehlen würde, ſie durch den ſchlauen Vor-

Vorwand, wie freundſchaftlich beſorgt er ſey, daß ſie recht vortheilhaft möchte verheurathet werden, bey ihrer Jungferſchaft zu erhalten. Als er London verlaſſen, hatte er ſie beredet, ſich in einer Provinzialſtadt nahe bey Trackumhall niederzulaſſen, und, da er ſie alſo immer in Augen hatte, und immer darauf bedacht war, wie er den Einfluß, den er bereits über ihr offnes und wohlwollendes Herz erhalten, vermehren möchte, ſo bediente er ſich aller wirkſamer Mittel zu Erfüllung ſeiner Wünſche. Da Chariessa ſchon einen ſolchen Rang behauptet, wo die ehelichen Annäherungen mehr mit langſamen und feyerlichen, als mit einem feurigen und beflügelten Schritte zu geſchehen pflegen, ſo hatte der wachſame Squire immer hinlänglich Zeit und Gelegenheit, den Angriff eines jeden Mannes zu vernichten, den er einer Abſicht auf das Herz und die Hand dieſer geweihten Veſtalin ſchuldig, oder verdächtig fand. Durch die Betheurung gegen ſeine aufrichtige Schweſter, wie herzlich er wünſche, ſie recht gut verheurathet zu ſehen, und zugleich durch den Glauben, den man ihr von ſeiner

Scharfſicht in die wahren Charaktere der Menſchen beygebracht — eine Scharfſicht, die ledige Frauenzimmer ſich ſelten erwerben — brachte er die gutmüthige und leichtgläubige Charieſſa dahin, daß ſie alle Liebhaber aus demſelben ungünſtigen Lichte ſah, in welchem ſein Eigennutz und ſeine Schlauigkeit ſie ihr darzuſtellen wußte. Zufolge dieſes innigen Zutrauens auf ſeinen dienſtfertigen Rath, wies ſie drey Herren ab, an denen im Ganzen nichts verwerfliches war. Allein, der freundſchaftliche Eifer des wachſamen Squire's hatte entdeckt, daß ſie eines ſo vortrefflichen Geſchöpfs, als Charieſſa war, ganz unwürdig wären.

Die niedrigen Abſichten des Eigennutzes werden ſo oft mit dem ſchweren Zolle der Aengſtlichkeit in Anſehung der mannichfaltigen Gefahren, beſtraft, denen ſie gemeiniglich ausgeſetzt ſind. So gieng es auch unſerm klugen und gedeihlichen Squire. In der That triumphirte er, indem er jeden Anwerber in die Flucht ſchlug, ſo lange Charieſſa immer unter den Augen ſeiner unermüdeten Aufmerkſamkeit war: doch kamen gewiſſe Stunden, in denen ihn eine raſtloſe Furcht quälete, daß er über kurz oder lang doch alle Früchte ſeiner unedlen Arbeit verlieren könnte.

Ob ſie gleich der Perſon und Familie ihres Bruders äußerſt ergeben war, ſo hörte ſie deswegen doch nicht auf, ihre Schweſter Erinnis zu lieben und zu beſuchen: ſetzte ſich daher auch vor, ſie alle drey Jahr des Sommers in ihrer Behauſung zu beſuchen, die in einem ſehr entfernten Theile des Königreichs lag. Erinnis gehörte zu den außerordentlichen Weibern, die die Natur in einem Anfalle von Verkehrtheit dann und wann hervor bringt, wahrſcheinlicher Weiſe zu keiner andern Abſicht, als daß ſie ſich ſelbſt zur Laſt, und allen, die ſie umgeben, zur Qual ſeyn mögen. Erinnis beſaß, wie ihre Schweſter, Tugend und Schönheit, Reichthum und Verſtand: aber ſie beſaß bloß dieſe Vorzüge, um zu zeigen, daß, ſo ſchätzbar ſie auch ſind, ſie doch nicht zureichen, Glückſeligkeit zu gewähren, oder Hochachtung zu verſchaffen, wenn man nicht die edlern Segnungen eines menſchenfreundlichen Herzens und eines wohlgeordneten Verſtandes beſitzt. Sie war frühzeitig an einen gewiſſen Sir Gregory Gourd, einen ſanften und ehrlichen Baronnet verheurathet, der in einem ſchon etwas vorgerückten Lebensalter ſich auf den Rath ſeiner Freunde an dieß junge Frauenzimmer aus folgenden zwey Gründen verheurathet hatte: erſtlich, um eine Hypothek, die auf ſeinem Erbgute haftete, durch einen Theil ihrer anſehnlichen Mitgift abzuſtoßen: zweytens dem vornehmen Hauſe, deſſen Alterthum er mit einem ſelbſt gefälligen und zufriedenen Stolze betrachtete, einen männlichen Erben zu geben. Dem unglücklichen Ritter ſchlugen beyde ſo herrlich ausgedachte Entwürfe fehl. Zwar, was den erſten Punkt betraf, ſo ſtieß er eine Schuld von ſeinem Guthe ab: aber bald fand er ſich durch die große Verſchwendung ſeiner Frau in weit tiefere Schulden verwickelt. In Anſehung der zwoten Hoffnung, — ob er ſchon zu tief in das Thal der Jahre vorgerückt war, um eine ſolche Erwartung erfüllt zu ſehen, oder ob die Natur, die dem Herzen der Erinnis gewiß nicht viel mütterliche Zärtlichkeit eingeflößet,

ſehr

ſehr weislich beſchloſſen, daß ſie keine Mutter werden ſollte, werde ich nicht zu entſcheiden wagen: — genug, ſo viel iſt gewiß, daß, ſo ſehr er nach dieſem Glücke ſchmachtete, ſich doch nie eine Ausſicht darauf zeigte. Dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung aber, ſie mochte kommen, woher ſie wollte, war ein beſtändiger Zunder, ihre natürliche verächtliche Bösartigkeit ſo zu entflammen, daß ſie den armen demüthigen alten Ritter mit jeder erniedrigenden Beſchimpfung belegte, die nur ein herriſches Weib einem furchtſamen, ſchwachen Ehemanne, auferlegen kann.

Der außerordentliche Neid, den ihr die feine und blühende Gruppe von ihres Bruders Kindern erregte, trieb die verzweifelnde Erinnis an, ihre Zuflucht zur betrüglichen und gefährlichen Hülfe der Quackſalber zu nehmen: dieſe, angelockt durch die Verſchwendung, mit der ſie das, was nicht konnte erkaufet werden, zu bezahlen verſprach, fütterten ſie eine lange Zeit mit neuer Hoffnung, ihr durch ihre tauſend Künſte zu verſchaffen, was Ein für allemal ihr die Natur verſagte.

Dieſe ſchändlichen Quackſalberiſchen Arzneyen hatten nicht nur die ganze ſchlimme Wirkung ſtarker Getränke, ſo wohl auf ihr Geſicht als auf ihren Kopf; ſondern verleiteten ſie auch zu der Gewohnheit, bey allen unangenehmen Empfindungen des Leibes und der Seele, dieſe ſchmeichelhaften und falſchen Freunde eines unruhigen Geiſtes zu Hülfe zu rufen.

Ihre Leidenſchaften, von Natur heftig und bitter, wurden auf dieſe Art zu Anfällen von Wahnſinn entflammt: doch ſelbſt in den Augenblicken ihrer ausgelaſſenſten Abgeſchmacktheit und Ausſchweifung behielt ſie immer einen guten Antheil von heuchleriſcher Verſchlagenheit bey, und ſo plump und beleidigend ſie in ihrer Behandlung gegen alle ihre übrigen Verwandten war, ſo bezeigte ſie doch, auf eine faſt ekle Art, die zärtlichſte Liebe für ihre Schweſter Charieſſa. Dieſe Liebe war theils gegründet, theils nur vorgegeben. In der That beſaß Charieſſa einen ſo einnehmenden, ſo reinen, ſo erhabenen Geiſt von menſchenfreundlichem Wohlwollen in ihrem Charakter, daß ſie der Bosheit und Raſerey ſelbſt noch einen Theil von Liebe und Ehrerbietung einflößte. Allein dieſe Leidenſchaftliche Zuneigung der Erinnis für ihre Schweſter, entſtund hauptſächlich aus einem feilen Bewegungsgrunde. Obgleich Chariеſſa im Ganzen mit einer guten Geſundheit und friſchem Blute begabt war, ſo war ſie doch bisweilen gewiſſen fieberhaften Anfällen ausgeſetzt, in denen, wie man glaubte, ihr Leben gefährt ſeyn könnte; und Erinnis, die ungeheure Summen auf die öffentliche Schau einer ſehr ungeſchickten Pracht, ſo manche geheime Artikel von Ausgaben ungerechnet, verſchwendet hatte, war ſo gierig und raubſüchtig geworden, daß ſie mit alle dem Hunger des Geizes auf die verſchiedenen tauſend Pfund in der Zukunft ſah, die ihr unfehlbar zufallen müßten, wenn der gute Engel, Chariеſſa ſeine Flucht gen Himmel nähme. In ihren dümmſten Anfällen von Wahnwitz verlor ſie dieß erwartete Vermächtniß nie aus dem Geſichte. Chariеſſa, deren reine und edle Seele kaum zu glauben vermögend war, daß nur ein ſolcher Gedanke einem menſchlichen Herzen einfallen könnte, ließ ſich nicht nur iemals den geringſten

ſten Verdacht bey ihren verſchwenderiſchen Betheurungen von Zärtlichkeit in Sinn kommen, ſondern gab ihr eine beſondere und rührende Probe von ächter ſchweſterlicher Liebe und Vertraulichkeit, die ihr ihr eigen Herz eingab. Es überfiel ſie nämlich im Hauſe der Erinnis ein ſehr gefährliches Fieber. Nachdem ſie verſchiedene Tage bettlägerig geweſen war, ſagte ſie zu ihrem Arzte, als ſie ſich mit ihm allein befand, in einem ſehr ruhigen und gelaſſenen Tone: „Sagen Sie mir, Sir, ohne alle Zurückhaltung, glauben Sie, daß ich ſterben „werde?“ — Da ihre Krankheit eine gute Wendung bekommen, verſetzte er, „nein, gewiß nicht, mein liebes Fräulein.“ Worauf ſie in einem ſehr zärtlichen Tone ausrufte: „es „freut mich meiner lieben Schweſter wegen!“ Dieß war aber nicht der Ausruf einer ſchwachen Seele, die ſich vor dem Tode fürchtet, und dieſe Furcht unter der Maske der Liebe verbirgt. Chariessa war eine wahre Chriſtin, die dieſe Welt und die zukünftige in der Schale der Vernunſt und des Glaubens wohl abgewogen hatte, und zu jeder Zeit zu ihrer Auflöſung

löſung vollkommen vorbereitet war. Ihr Ausruf war der Ausbruch einer edelmüthigen und uneigennützigen Zärtlichkeit. Sie hatte die ſchlaue Erinnis während ihrer Krankheit einen ſo unmäßigen Kummer nachäffen ſehen, und glaubte ſo treuherzig an dieſe, ihre wohlverſtellte Betrübniß, daß ſie ganz frey von jedem ſelbſtſüchtigen Gedanken ſich voller Unſchuld die Freude vorſtellte, die ihre Schweſter über ihre unerwartete Geneſung empfinden würde.

Ob ſie nun gleich nach ihrer zärtlichen und unargwöhniſchen Gemüthsart alle die verſchwenderiſchen Liebkoſungen der Erinnis mit einer liebenswürdigen Leichtgläubigkeit für Ernſt annahm, ſo war ſie doch für die zu auffallenden Fehler ihrer Schweſter nichts weniger als blind: ſie fand aber immer eine großmüthige Entſchuldigung für ſie, die ſie ſogleich in Gegenſtände des zärtlichſten Mitleids verwandelte. Sie überredete ſich ſelbſt, daß das bleiche und verwilderte Anſehen in der veränderten Geſichtsbildung der Erinnis ganz von einer Krankheit in der Leber herrühre, und daß alle die wüthenden unſinnigen Ausbrüche ihrer

Hitze

Hitze entweder von dem innern Schmerze dieſer grauſamen Krankheit, oder von den hitzigen Arzneyen, die ſie nahm, herkämen. Unter dem Einfluſſe einer ſo günſtigen Vorſtellung ließ ſie ſich äußerſt angelegen ſeyn, nicht nur die beleidigenden Unordnungen in der Aufführung und in den Sitten der Erinnis zu rechtfertigen, ſondern auch nach ihren möglichſten Kräften alle die übeln Folgen ihrer eigenſinnigen und rachgierigen Laune wieder gut zu machen. Sie richtete den armen Ritter wieder auf, und ſprach ihm Troſt zu, wann ſie ihn durch die unſinnige Wuth ſeines Weibes in den peinlichſten Stand der Demüthigung herab gedrückt ſah: ſie tröſtete und belohnte das unſchuldige und unglückliche Geſinde, wann ſie von ihrer unruhigen und zänkiſchen Frau beraubt, und von ihr geſtoßen wurden: kurz, ſie bemühte ſich, einen gewiſſen Grad von Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlanſtändigkeit, in einer weitläuftigen Haushaltung unter der chaotiſchen Herrſchaft einer bösgeſinnten, wahnwitzigen Furie zu erhalten, und wer ſie nur in dieſer prüfungsvollen Lage ſah, fand in ihr ein wahres Bild der Liebe,

„die

„die alle Dinge glaubt, alle Dinge hoffet, und „alle Dinge duldet."

Ob gleich der friedfertige, ſanftmüthige Geiſt der Chariеſſa wenig Vergnügen in einem ſolchen Hauße, wie der Erinnis ihrem, finden konnte, ſo trieb ſie doch die mitleidige Liebe zu ihrer Schweſter, daß ſie die beſtimmte Zeit ihres Beſuchs allezeit beobachtete. Ihr Aufenthalt dauerte immer ſechs Monate, bisweilen auch wohl ſieben: ein Umſtand, der die quälende Furcht ihres entfernten Bruders Trackums allezeit nicht wenig vermehrte. Um ſo viel mehr ſah er ihrer Wiederkunft allezeit mit der Art von Freude entgegen, die einer fühlt, der einen Vogel kirrt, und dieſen, nachdem er bis an die Ecken eines weiten Zimmers geflattert war, leicht und willig wieder zur offenen Thüre ſeines Kefichs zurückkehren ſieht.

Chariеſſa fühlte übrigens nicht den geringſten Grad von Zwang. Sie ſtattete manche ſolcher Beſuche in der Entfernung ab, und kam eben ſo oft wieder nach Hauſe, ohne nur den geringſten Verdacht einer Unruhe zu wähnen, den ihre lange Abweſenheit allezeit zu erregen pflegte. In der That hätte ſich auch der furchtſame Squire der Angſt ſo mancher quälenden Zweifel und heimlicher unruhigen Nachforſchungen erſparen können, wenn er fähig geweſen wäre, das Herz und den Verſtand der Chariesſa richtig zu ſchätzen: dieß war er aber nicht im Stande; und ob er gleich wußte, daß man die prächtige, aber einſame Wohnung der Erinnis, wie die Höhle eines Wilden vermied, ſo zitterte er doch ſchon über den Gedanken der Liebhaber, die der unbewachten Chariesſa in dieſer prächtigen Einſamkeit aufſtoßen könnten. Er war verſichert, daß ein bäueriſcher Apotheker, und ein noch mehr bäueriſcher Pfarrer die einzigen öftern Beſucher in dieſem fürchterlichen Schloſſe waren; und doch, da er gar kein Vertrauen zur weiblichen Delikateſſe oder Klugheit hatte, und wußte, daß der Mann der Arzneykunſt und der Mann Gottes, beyde noch unverheurathet waren, und jeder öfter Gelegenheit haben könnte, mit Chariesſa allein zu ſprechen, fürchtete er gar ſehr, daß ſie und ihr Vermögen leicht ein Raub ſo ſchrecklicher Feinde werden könnten. Statt aber, daß dieß grundloſe

Schre-

Schrecken ſich durch die Zeit hätte vermindern ſollen, ſo nahm es vielmehr mit Chariesſens Alter zu. Der Squire hatte von den alten Jungfern ſehr grobe Gedanken: er war in ſeinem Herzen überzeugt, daß keine Jungfer, ſo bald ſie vierzig Jahr alt, und gänzlich ihr eigner Herr wäre, einen ehelichen Antrag, er möchte ſeyn, wie er wollte, ausſchlagen könnte: und da ſeine Schweſter dieſen entſcheidenden Perioden bey ihrem letzten Beſuche ihrer Schweſter erreicht hatte, ſo war ſein Muth nicht wenig geſunken, weil er zweifelte, ob ſie in dem Zuſtande der veſtaliſchen Reinigkeit, die er ihr ſo ſorgfältig zu erhalten wünſchte, zurück kommen möchte. Endlich ward er dieſer Furcht durch einen Zufall los, der, ob er gleich weit wahrſcheinlicher, als die gefürchtete Heurath der Chariesſa war, doch von der Einbildungskraft des entfernten Squire weit weniger vorher geſehen wurde. Dieß war der Tod der Erinnis, die eine gute Geſundheit durch die abgeſchmackteſte und ſchändlichſte Unmäßigkeit zu Grunde gerichtet, und ſo wie ſie gelebt, das iſt, im prächtigen Elende auch ſtarb. Die zarte Chariſſa ſtattete ihrer unwürdigen Schweſter die letzte Pflicht ab, und kehrte in einem ruhigen und frommen Zuſtande der Seele aus der Wohnung der freudenleeren Größe, deren Nichtigkeit itzt mehr als zu ſehr in die Augen fiel, zu ihrer ſtillen, friedlichen Behauſung zurück. Ihr Gemüthe war noch außerordentlich heiter, und ſie nahm einen zu liebreichen und tugendhaften Antheil an der allgemeinen Glückſeligkeit der Lebenden, als daß ſie einen erzwungenen Schmerz für ein ſchickliches Compliment hielt, das man den Verſtorbenen macht. Sie hatte zu deutlich eingeſehen, auf wie mannichfaltige Art Erinnis unglücklich geweſen war, als daß ſie ihre Aufloſung nicht für die glücklichſte Begebenheit hätte halten ſollen; und es gefiel dem Himmel, die lange, nachſüchtige Sorgfalt, die ſie für die körperlichen und geiſtigen Schwachheiten dieſer unglücklichen Verwandtin gehabt hatte, mit vielen Jahren einer ungeſtörten Zufriedenheit und der reinſten geſelligen Freude zu belohnen. Ich hatte öfters Gelegenheit, ihren intereſſanten Charakter um dieſe ihre Lebenszeit zu beob-

beobachten, und ich habe ſie verſchiedene Jahre lang für eine der glücklichſten Sterblichen gehalten. Ich will daher ein wenig bey den beſondern Umſtänden ſtehen bleiben, die dieſe Glückſeligkeit ausmachten, und dieſe unſchätzbare Gemüthsfaſſung genau prüfen, die ſie fähig machte, die ſeltenſte und ſchwer zu erwerbende aller menſchlichen Glückſeligkeiten zu erlangen, und ſich in ihrem Beſitze zu erhalten. — Chariëſſa war ungefähr zwey und vierzig Jahr alt, als ſie zu ihrem beſtändigen Sitze in ihrer eignen ruhigen und angenehmen Wohnung zurück kehrte. Sie liebte die Geſellſchaft, und ihr feines Vermögen ſetzte ſie in Stand, derſelben auf eine mäßige und vernünftige Art zu genieſſen, die ihrer Neigung am angemeſſenſten war. Da ſie verſchiedene richtige Bemerkungen über die verſchiedenen Lagen des weiblichen Lebens gemacht, ſo war ſie vollkommen überzeugt, daß ſie große Urſache hatte, mit ihrem eigenen ledigen Stande zufrieden zu ſeyn, und es eräugeten ſich auch keine Vorfälle, die ihr den Wunſch, ihn mit einem andern zu vertauſchen, erpreßt hätten. Ihr väterliches Vermögen war durch einige anſehnliche Vermächtniſſe vermehret worden, und ſie hatte ſo viel Einkünfte, daß dieſe bey einer klugen Anwendung nicht nur zu den gewöhnlichen Bedürfniſſen der Bequemlichkeit zureichten, ſondern ihr auch das erhabene Vergnügen gewährten, Glückſeligkeit über eine auserleſene Anzahl fleißiger Armen zu verbreiten. Sie hatte ein geräumliches und munteres Haus, das nach ihrer eigenen Phantaſie eingerichtet war, und eine Anzahl vernünftiger und aufgeweckter Dienſtboten, die ihrer Perſon mehr aus Zuneigung, als aus Eigennutz dienten: und der benachbarte Sitz ihres Bruders lieferte ihr eine junge blühende Familie, die ſie mit aller der zärtlichen Freude einer liebesvollen Verwandtin betrachtete.

Dieß waren die äußerlichen Umſtände, die das ihrige zu Charieſſens Glückſeligkeit beytrugen: Umſtände, die zwar an ſich ſehr wünſchenswerth, aber lange nicht zulänglich ſind, ein Frauenzimmer ohne jene edlern innern Güter glücklich zu machen, welches die wahren Schätze Charieſſens waren. Sie beſaß eine

reizen-

reizende Einfalt des Herzens, ein unerſchöpfliches Wohlwollen, und eine ungezwungene Frömmigkeit. Durch eine ſtandhafte, doch beſcheidene Ausübung dieſer bewundernswürdigen Eigenſchaften, verſchaffte ſich Charieſſa nicht nur mehr Glückſeligkeit, ſondern auch bey der Welt mehr Hochachtung und Aufmerkſamkeit, als einige andere Damen ihrer Nachbarſchaft, ob ſie gleich mehr Reichthum, Schönheit und Witz beſaßen. Man hatte vielleicht nie von Charieſſen eine ſehr witzige Antwort gehöret: indeſſen, — ſo viel Einfluß hat ein gutes Herz auf einen angenehmen geſellſchaftlichen Umgang — fand man in ihrem Umgange immer Vergnügen, und ihr Haus ward als der Aufenthalt einer menſchenfreundlichen Lebhaftigkeit fleißig beſucht. Ob gleich der fröhliche Periode ihres Lebens vorüber war, und ſie nie ihr Alter zu verheelen ſuchte, ſo machte ſie ſichs doch zu einer ausnehmenden Freude, die unſchuldigen Ergötzlichkeiten der Jugend zu befördern. Indeſſen war ſie eine allgemeine Freundin jedes Alters und Standes: ſelbſt die gemeinſten Bekanntſchaften Charieſſens, wenn ſie die geringſte Veranlaſſung hatten, ihren Beyſtand zu wünſchen, ſanden gewiß, ohne ihn erſt zu erflehen, eine eifrige Beförderin ihres Wohlſtandes und ihrer Zufriedenheit.

In einem gewiſſen Perioden des Lebens muthmaßeten einige unfreundliche Nachbarn, daß das ſchleichende Gift des Geizes ſie angeſteckt hätte, weil ſie plötzlich ihren Wagen abſchaffte, und ihre Wirthſchaft einzog, ohne die Urſachen einer ſo auffallenden Entſchließung bekannt zu machen. Indeſſen ſchaffte ſie ſich wenig Jahre darauf wieder Equipage an, und lebte auf den vorigen Fuß, und beynahe noch mit mehr Glanz, als jemals. Dieß machte die Nachbarſchaft noch aufmerkſamer, und dieſelben Leute, die ſie bey ihrer vorigen Veränderung des Geizes angeklaget, ſchrien nun, daß ſie entweder ein Wahnwitz von Verſchwendung angewandelt, oder daß ſie einen Mann dadurch anzulocken ſuchte. Indeſſen erfuhr man nach ihrem Tode durch die würdige Familie eines verſtorbenen Kaufmanns, daß ſie unter dem Verſprechen eines unverbrüchlichen

Geheimniſſes, während der Jahre, wo ſie ſich ſo ſehr einſchränkte, die ganze Hälfte ihres Einkommens ihm angewieſen; durch welche großmüthige Hülfe ſie ihn unter den ſchrecklichſten und unverdienteſten Unglücksfällen aufrecht erhalten, ihn in Stand geſetzt, ſein ſinkendes Glück wieder herzuſtellen, und ſeine Familie von dem drohenden Untergange gänzlich zu retten.

Ob ſie gleich von Natur ſehr lebhaft, und ihre Leidenſchaften heftig waren, ſo hat man doch nie gehört, daß ſie ſich nur einen Augenblick zu einer ungeſtümen Handlung hätte fortreißen laſſen. Die Stadt, wo ſie wohnte, war oft durch kirchliche und parlementariſche Streitigkeiten im Krieg. Bey dieſen unfreundlichen Zänkereyen machten auch die Verwandten der Chariessa öfters Parthey. Ihr freundſchaftliches Herz ermangelte auch nicht, an ihren Beſtrebungen lebhaften Antheil zu nehmen: doch machte ſie ihre Gegner niemals lächerlich, oder würdigte ſie durch ſolche hitzige und unedle Schmähungen herab, die bey ſolchen ſtürmiſchen Gelegenheiten oft aus dem Munde ſo man-

mancher ruhigen alten Jungfer, oder nüchternen Matrone zu ſtröhmen pflegen. Ihre Feindſchaft war ſo großmüthig, als ihre Freundſchaft; und wenn ſolche kleine ehrenrührige Geſchichtchen, die bey jeder Volksſtreitigkeit niedriger Weiſe zur Abſicht der gegenwärtigen Stunde ihr vorgebracht wurden, ſo hemmte ſie gleich ihren Umlauf, und zeigte das Abgeſchmackte davon, ob ſie gleich ihre Parthey begünſtigten. Dieſes edle Betragen blieb auch nicht unbelohnt. Charieſſa hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß ſie ſich ſelbſt die vollkommenſte Hochachtung und Zuneigung der heftigſten von der Gegenparthey erwarb. Vielleicht lebte nie ein weibliches Weſen, daß ſo allgemein und mit ſo vielem Rechte geſchätzt wurde: und einer wahrhaft liebenswürdigen Seele kann kein Zuſtand irrdiſcher Glückſeligkeit über den gehen, der aus unaufhörlichen und offenherzigen Beweiſen einer allgemeinen Liebe entſteht. Da ſie viele Jahre lang dieſes reinen und ſtillen Vergnügens genoſſen, fieng die zärtliche Charieſſa an, unter ihre natürliche Schwäche zu ſinken. Sie hielt eine

kur-

kurze, aber ſchmerzhafte Krankheit mit einer exemplariſchen Faſſung aus, und übergab am Ende derſelben ihren wohlthätigen Geiſt mit der ruhigen, heitern Frömmigkeit, mit der ſie gelebt, in die Hände des großen Vaters aller Liebe.

Der Einfluß ihrer Tugend hörte keinesweges mit ihrer ſterblichen Exiſtenz auf. Denn ob gleich ſchon zwölf Jahre ſeit dem Abſterben dieſer unvergleichlichen Perſon vorbey geſtrichen, ſo ſind doch ihre vortrefflichen Eigenſchaften noch bey alle denen im friſchen Andenken, die des Glücks ihrer Bekanntſchaft genoſſen haben: und niemand von ihnen geht leicht bey dem Hauſe, wo ſie gewohnt, vorbey, ohne den Verdienſten der Chariſſa einen Seufzer, oder einen Lobſpruch zu ſchenken.

Ohne Zweifel war es der warme und ächte Geiſt der Liebe, in dem ganzen bibliſchen Sinne des Wortes, welches dem einfachen Charakter dieſer vortrefflichen Perſon eine ſo große Wirkung gab. In der That ſchien es, als ob die Natur bey Bildung ihres Charakters hätte zeigen wollen, wie weit ihre Kräfte gien-

gen,

gen, ein eben ſo liebenswürdiges als glückliches Frauenzimmer zu ſchaffen, ohne irgend einen Beyſtand von der Kunſt zu borgen. Die verſchiedenen feinen, geſchmackvollen Kenntniſſe, die ſonſt beſonders ihrem Geſchlechte und Stande eigen ſind, waren Chariеſſen ganz fremd. Sie hatte kein Ohr für die Muſik, keinen Geſchmack für Malerey, keine Talente für ſehr künſtliche und artige Werke der Nadel; ſie beſaß keine große Bücherſucht, und war daher in der feinen Litteratur ſo wenig bewandert, daß ſie ſich oft in ihrem Geſpräche mancher gemeinen Provinzialausdrücke bediente: inzwiſchen erſetzte ihre Heiterkeit und geſunder Verſtand, verbunden mit einem guten Herzen, alle dieſe Mängel, ſo daß ihre Geſpräche weder ermüdend, noch ihre Geſellſchaft läſtig ward. Zwar hörte ich einſtens eine alte Jungfer aus ihrer Nachbarſchaft, die, ob ſie gleich weit reicher, doch nicht halb ſo geehrt war, die Anmerkung machen, daß Chariеſſa einen ſehr ſchwachen Verſtand habe: aber, wenn die Kunſt, alle kleine Arten von Eiferſucht, Argwohn und Afterreden gewöhnlicher

Menſchen zu vermeiden, ſich eine allgemeine Hochachtung zu erwerben, ohne daß man ſich der unedlen Ränke der Heucheley und Schmeicheley bedienet: wenn die Kunſt die unſchuldigſten und vernünftigſten Freuden mit Mäſſigung und Dank zu finden und zu genieſſen, wenn die Kunſt, ſeine weſentliche Pflichten ohne Pralerey, aufs genauſte zu erfüllen: kurz, wenn das Vermögen, die ſchätzbare, obgleich vorübergehende Glückſeligkeit dieſer Welt zu genießen, und ſich zu gleicher Zeit der ewigen und unſchätzbaren Glückſeligkeit einer künftigen zu verſichern zu wiſſen: wenn das, ſage ich, alles als ein Beweis von wahrer Weisheit angeſehen werden kann, ſo muß der Neid ſelbſt zugeben, daß Charieſſa eine der weiſeſten, ſowohl als der glücklichſten Frauenzimmer von der Welt war.

Ich habe mich mit beſonderm Vergnügen bey dem Charakter dieſer liebenswürdigen Perſon verweilet; nicht nur aus Freundſchaft für ihr Andenken; ſondern auch weil ich gewünſcht, daß ich manche würdige alte Jungfer zum Nacheifer dieſer wohlwollenden Heiterkeit er-

wecken

wecken möchte, die die Glückſeligkeit meiner abgeſchiedenen Freundin ausmachte. Kein Beyſpiel, dachte ich, könnte der Schweſterſchaft dargeſtellt werden, dem ſie mit größerer Leichtigkeit, oder mit einem höhern Vortheile folgen könnten. Zwar will ich gern zugeben, daß wenig alte Jungfern das gemächliche Auskommen der Charieſſa beſitzen: doch entſtund ihre Vortrefflichkeit nicht bloß aus äußerlichen Umſtänden: mit weit geringern Einkünften würde ſie dieſelbe großmüthige Glückſeligkeit des Geiſtes geäußert haben. Die Natur iſt für jeden Rang des Lebens gleich gütig. So wie ſie im Pflanzenreiche den gemeinſten Blumen den lieblichſten Geruch mitgetheilet hat, ſo hat ſie in der moraliſchen Welt auch die liebenswürdige Tugend, die am meiſten zur menſchlichen Glückſeligkeit beyträgt, ſo geſtellet, daß ſie der Reiche ſo gut als der Arme erreichen und bearbeiten kann. Das Wohlwollen kann man wie eine Roſe anſehen, die auf dem kleinen Beete eines Hüttenbewohners eben ſo ſchön und wohlriechend blüht, als in dem groſſen und prächtigen Garten des Vornehmen.

Die

Die Wahrheit der ächten Menſchenliebe darf nicht nach dem Gewichte deſſen, was ſie giebt, gewürdiget werden, und der Scherf der armen, alten Jungfrau ſo gut, als der dürftigen Wittwe, kann am wahren Werthe die glänzendſte Schenkung überſteigen. Die Liebe iſt ein Text, über den die erhabenſten Geiſter ſo oft und ſo vortrefflich geprediget haben: ſie iſt eine Tugend von ſo erkanntem Werth und Glanze, daß, mehr zu ihrem Lobe zu ſagen, eben ſo viel als ein Verſuch ſeyn würde

Verfeinert Gold zu vergülden,
Oder das Veilchen zu balſamiren.

Doch, nach alle den Vorzügen, die über dieſe Krone engliſcher Tugenden können geſagt werden, bleibt mir doch noch zu zeigen übrig, warum die Menſchenliebe als ein vorzügliches Eigenthum dieſer ſchönen und zärtlichen Gemeinde, zu deren Hirten ich mich, und wie ich hoffe, mit keinem beleidigenden Uebermuth aufgeworfen habe, muß empfohlen werden.

Das Unglück der alten Jungfern entſteht oft aus einer gewiſſen Leere des Herzens, die

nicht

nicht ſelten die natürliche Folge ihrer beſondern eigenen Lage iſt. Ich habe bisweilen den Buſen einer alten Jungfer als eine Art von Zelle angeſehen, in der das ämſige Bienchen die Menſchenliebe, alle ihre geſammelten Süßigkeiten aufbewahren ſollte: aber wann dieſe Biene unglücklicher Weiſe umkömmt, ehe ſie die gehörigen Blumen findet, die ihr ihren Reichthum abliefern ſollen, ſo kann die leere Zelle leicht die Wohnung der Drohne, Gleichgültigkeit, oder der Wespe Boshaftigkeit werden. Doch, damit ich mich weniger bildlich ausdrücke: — der Mangel eigenthümlicher Gegenſtände, die von dem Vorrathe von Zärtlichkeit ſollen genährt und unterhalten werden, den die Natur der weiblichen Seele ſelten verſagt, kann leicht die freudenloſe, unbefreundete alte Jungfer zu einer Unruhe ihrer Verwandten, und zur Laſt ihrer ſelbſt machen. Unter alle den verſchiedenen Arten von Mangel iſt der, der ſeinen Urſprung in dem Herzen nimmt, wie ich fürchte, der drückendſte. Die Qualen des Hungers und Durſtes, den man zu tilgen hoffte, ſind ohne Zweifel groß: aber ein weit beweinensnenswürdiger Schickſal, als des Tantulus ſeines würde dem Weſen zufallen, (wenn es anders ein ſolches Weſen geben kann,) das mit einer Seele voll großmüthiger und liebreicher Neigungen niemals in einer einzigen Handlung, oder Aeußerung der Großmuth und der Liebe, ſich eine Genüge thun könnte. Nun aber würde die einſame, doch wohlwollende alte Jungfer, die keinen Mann zu lieben, kein Kind an ihr Herz zu ſchließen, und vielleicht keinen Blutsfreund hoch zu ſchätzen hat, größtentheils in den fürchterlichen und traurigen Zuſtand verſetzt ſeyn, den ich mir vorſtelle, wenn nicht die Menſchenliebe, die ſelbſt den Mangel der zärtlichſten Verwandten zu erſetzen, und den Kinderloſen Kinder zu geben vermag — wenn, ſage ich, die Menſchenliebe nicht wäre, die vollkommen geſchickt, und eben ſo bereit iſt,

Die Leere, die die Bruſt beängſtigt, auszufüllen.

Die Menſchenliebe hat einen Vorzug, der ſie über die erhabenſten Leidenſchaften und Tugenden des menſchlichen Geiſtes erhebt. Ehrbegierde, Liebe und Freundſchaft, ſind nicht nur Demüthigungen und fehlgeſchlagenen Hoffnungen ausgeſetzt, ſondern können auch nicht ohne Hülfe der Zeit und des Glücks gedeyen. Aber die Menſchenliebe iſt auf keine Weiſe das Kind oder die Sklavin des Zufalls, und alle ihre Freuden ſind dauerhaft und gewiß. Es iſt zwar wohl möglich, daß ein Herz, das die Natur der zärtlichſten und erhabenſten Zuneigung fähig geſchaffen, die Wildniſſe des Lebens durchzuwandern, gezwungen iſt, ohne daß es weder der Süßigkeit der Liebe noch Freundſchaft theilhaftig wird. Aber eine liebevolle Seele, die auch auf das engſte und kahleſte Feld eingeſchränkt iſt, wird immer noch eine Menge von Gegenſtänden hervor zu rufen wiſſen, wo ſie ſich durch die heilſamſten und freudigſten Aeuſſerungen eine Genüge thun kann. Ich ermahne daher die einſamen alten Jungfern — die ich als Bewohner einer Wildniß betrachte, wo die Blumen der Liebe gänzlich verwelkt, und der Freundſchaft ihre ſehr dünne geſäet ſind — die Menſchenliebe zu ihrer beſtändigen

Lieblingsgefährtin zu machen. Diejenige, die es thut, wird in dem Vergnügen, das aus dieſer Wahl entſprießt, einen zureichenden und lebhaften Erſatz für alle die ungewiſſern Freuden, um die ſie der Eigenſinn des Glücks ſo grauſam gebracht hat, unausbleiblich finden.

Mit dieſer Ermahnung war ich Willens, das gegenwärtige Kapitel zu ſchließen, als ein alter Bekannter in meine Studierſtube trat, und mich mit einem angenehmen und nützlichen Beyſpiele von ächter Freundſchaft, bey Gelegenheit einer vollſtändigen und freyen Meynung über die erſt niedergeſchriebenen Blätter, die vor mir lagen, unterhielt. Nach einigen ſehr aufmunternden Lobſprüchen über das Unternehmen und den Zweck meines Werks überhaupt, durch die — ich muß es geſtehen — meiner Eitelkeit mehr geſchmeichelt wurde, als es einem Philoſophen geziemt, fuhr mein Freund folgendermaßen fort: — „Es „kömmt mir vor, als ob in dieſem Theile etwas fehle? Zeit und Zufall aber haben „mich in Stand geſetzt, dieſem Mangel abzuhelfen. Sie haben den liebenswürdigen

„Gliedern der Schweſterſchaft in manchen
„Punkten zwar reichlich Gerechtigkeit widerfahren
„laſſen. Sie haben die Falſchheit des
„gemeinen und unartigen Vorurtheils glücklich
„dargeſtellet, welches glaubt, daß jede alte
„Jungfer ein verunglücktes Geſchöpf iſt, das
„der Mangel von anziehenden Reizungen oder
„der Einfluß des Verhängniſſes wider ihren
„Willen in dieſen höchſt traurigen Zuſtand
„verſetzt hat. Sie haben im Gegentheil durch
„Beweis und Beyſpiel gezeigt, daß die alte
„Jungfrau ein heiteres und glückliches Geſchöpf
„ſeyn könne, zufrieden mit dem Stande,
„den ſie ſich mit Ueberlegung gewählt hat.
„Um aber ihrer Pflicht gegen dieſe beleidigte
„und liebenswürdige Gemeinſchaft, zu deren
„Sachwalter Sie Sich aufgeworfen haben, eine
„völlige Genüge zu thun, ſo bleibt Ihnen,
„dächte ich, noch übrig, einige Charaktere
„anzuführen, die ohne Einfluß des römiſch-katholiſchen
„Aberglaubens ſich ſelbſt aus den
„erhabenen und reinen Bewegungsgründen
„der Freundſchaft und Zuneigung dem jungfräulichen
„Leben gewidmet haben. Ich ſelbſt,“

fuhr mein Kunſtrichter fort, „habe das Glück „gehabt, zwey ausgezeichnete Beyſpiele von „einer ſo großmüthigen Aufopferung zu kennen, die doch von Ihnen angeführt zu werden verdienten, und ich würde mich freuen, „wenn ich die Charaktere meiner zwo Freundinnen in Ihrem wohlwollenden Verſuche „ſollte verewigt ſehen. Sie können Sie zur „Bewunderung Ihrer Leſer unter den Namen Angelica und Meletina einführen. So „ſehr ſie auch an uneigennütziger Tugend über „andere hervorragen, ſo werden doch etliche „Blätter zu dem Weſentlichen von der Geſchichte einer jeden zureichen.“

„Meletina iſt die vortreffliche Tochter reicher Aeltern. Ihre Mutter ſtarb, da ſie „noch ſehr jung war. Ihr Vater, ein Mann „voller Empfindung und einer edlen Seele, „widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner beyden „liebenswürdigen Kinder, der Meletina und „ihrem Bruder, die beynahe von gleichem Alter und gleich an allen vorzüglichen Fähigkeiten in der zärtlichſten Liebe für einander „aufwuchſen. Als Meletina in ihrem zwan-

„zigſten Jahre einſtens auf einem entfernten Beſuche bey einer weiblichen Verwandtin abweſend war, hörte ſie, daß ihr Vater, den ſie aufs zärtlichſte liebte, ſehr gefährlich krank geworden war. Das arme Mädchen eilte in der größten Angſt nach Hauße, die in den heftigſten Schmerz übergieng, als ſie bey ihrer Rückkunft ihren Vater todt, und ihren Bruder an einer ſehr bösartigen Krankheit bettlägerig fand, die er durch ſeine unaufhörliche Sorgfalt, welche er ſeinem verlorenen Vater geleiſtet, ſich zugezogen hatte. Man wandte alles Mögliche an, um Meletinen von ihrem Bruder zurück zu halten: aber kein Bitten noch Flehen vermochten Etwas bey ihr, den einzigen überlebenden Gegenſtand ihrer brennenden Zärtlichkeit zu verlaſſen. Sie verachtete den Gedanken ihrer eigenen Gefahr, und wartete den unglücklichen Jüngling, der ſeiner Sinnen beraubt war, mit einer ſo zärtlichen Sorgfalt, daß ſie ihm nicht zuließ, von irgend einer andern Hand, als der ihrigen, Etwas zu ſich zu nehmen, es mochte Speiſe oder Arzney ſeyn. Ihr reines Blut, oder

„der unmittelbare Schutz der Fürſehung bewahrten die großmüthige Meletina, daß ſie nicht angeſteckt wurde, und der Himmel ſchenkte ihrem ernſtlichen Flehen das Leben Ihres ſo gefährlichen kranken Bruders. Allein, ſeine Geneſung ſchien mehr zur Abſicht zu haben, ihrem Muthe eine größere Prüfung aufzulegen, als ihre Zärtlichkeit zu belohnen. Seine körperliche Geſundheit war wieder hergeſtellet, ſeine geiſtigen Kräfte aber waren zerrüttet. Die unglückliche Meletina fand, ſtatt eines lebhaften jungen Freundes und großmüthigen Beſchützers, in ihm bloß einen elenden, plauderhaften Dummkopf: deſſen Zuſtand um ſo viel trauriger war, da er zwar gänzlich ſeinen geſunden, glänzenden Verſtand verloren, doch aber alle ſeine wohlwollenden Neigungen beybehalten hatte. Ein beſonderer Umſtand, der ſich an ihm fand, rührte ſie außerordentlich, und vielleicht war dieſer an dem ſeltnen Opfer Schuld, das ſie ſeinem Unglücke zu bringen ſich entſchloß. Dieſer beſtund darinne, daß er nicht nur ein großes Vergnügen bey dem

„Anblicke ſeiner Schweſter äußerte, ob er gleich nicht vermögend war, ein vernünftiges Wort mit ihr zu ſprechen: ſondern wenn ſie ihn halbweg auf einige Zeit verließ, ſo fieng er an, durch viele wilde Geberden die äußerſte Angſt und Unruhe zu verrathen, und konnte nie dahin gebracht werden, Etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, als bis ſie wieder zugegen war. Man verſuchte es auf mancherley Art, ihn über dieſen Punkt zu beruhigen, um ſeine Schweſter von einer ſo unſchicklichen und peinlichen Laſt zu befreyen. Aber alles war umſonſt. Indeſſen ſetzten ſich zween mediciniſche Freunde, die viel Antheil an ihrer Geſundheit und Glückſeligkeit nahmen, vor, ihren armen wahnwitzigen Bruder von dieſem ſonderbaren Hange zu befreyen, und überzeugten ſie, daß ſie, ſowohl zu ihrem eigenen, als zu ſeinem Beſten, ſich einige ſchmerzhafte Mittel zu dieſer Abſicht ſollte gefallen laſſen. In der That ward auch ihr Verſtand durch ihre menſchenfreundlichen und klugen Beweiſe überzeugt: aber ihr Herz widerſetzte ſich bald, und nach zwey

„bis drey harten, aber unglücklichen Verſuchen, der hartnäckigen Zuneigung der einfältigen Bruderliebe eine andere Richtung zu geben, beſchloß ſie, ihn nicht mehr aufzubringen, ſondern ihre eigene Gemächlichkeit und Ruhe der Zufriedenheit des unglücklichen Menſchen ganz aufzuopfern. Sie fühlte ein zärtliches und trauriges Vergnügen in dem Gedanken, ſeine Glückſeligkeit und Ruhe befördert zu haben. Nun aber kam die Zeit, wo die Stärke und Reinigkeit ihrer ſchweſterlichen Liebe auf eine Probe ſollte geſetzt werden, die nicht leicht ein Frauenzimmer aushalten wird. Es war bereits ein Jahr und etliche Monate ſeit ihres Vaters Tode verſtrichen, als ein junger Officier von Stande und Vermögen, der einen tiefen Eindruck auf ihr junges Herz gemacht hatte, wieder nach England von einem auswärtigen Feldzuge zurück kam. Er war eben von einer Wunde wieder geneſen, die ihn eine Zeitlang entfernt gehalten, und kehrte nun mit der brennenden Hoffnung zurück, ſich für alle ſeine Mühſeligkeiten und Leiden durch den Be-

„ſitz ſeiner geliebten Meletina vollkommen belohnt zu ſehen. Sie nahm ihn mit aller der „Freymüthigkeit und Wärme einer aufrichtigen und tugendhaften Zuneigung auf. Nachdem ſie ſich aber einander eine lange und umſtändliche Erzählung von ihren vergangenen „Mühſeligkeiten mitgetheilt, beantwortete ſie „ſeinen brünſtigen Antrag zu einer ſchleunigen „Verbindung, durch die Erklärung, daß ſie es „für Pflicht hielt, ihrer ſchönen Ausſicht von „ehelicher Glückſeligkeit zu entſagen, und ſich „ganz ihrem unglücklichen Bruder aufzuopfern, der allein in ihrer unabläßigen Aufmerkſamkeit lebte: ſie erzählte ihm die mannichfaltigen Urſachen, die ſie zu einem ſo ſchmerzhaften Opfer bewegen könnten, mit aller der „einfachen, pathetiſchen Beredtſamkeit einer „engliſchen Tugend her. Ihr Liebhaber, der „die ſchmelzende Zärtlichkeit des Herzens beſaß, die oft den Heldenmuth begleitet, hörte alle ihre Beweisgründe mit einer ſchweigenden, aber leidenſchaftlichen Bewunderung „an, und ſtatt, daß er ihre Gedanken von „dem beweinenswürdigen Zuſtande ihres Bru-

„ders abzuziehen, ſich hätte beſtreben ſollen, erbot „er ſich vielmehr, ſeine eigene eifrige Bewerbung „aufzugeben, ſich mit ihr zu einem Plane „eines einſamen Lebens zu verbinden, und „einen gleichen Antheil an der Aufſicht dieſes „unglücklichen Menſchen zu nehmen, der einen „ſo gerechten Anſpruch auf ihr Mitleid und „ihre Fürſorge hatte. Dieſe edelmüthige Anerbietung „drückte die zärtliche Meletina vollends „ganz nieder. Auf ein Weilchen konnte ſie „dieſelbe bloß durch Weinen beantworten: aber „ihre Thränen waren zugleich ein Ausbruch des „Kummers und der Freude. Endlich verſetzte „ſie: „Mein vortrefflicher Freund, ich will „Ihnen itzt, wie zu allen Zeiten, mit meiner „gewöhnlichen Offenherzigkeit geſtehen, „daß Sie mir ausnehmend theuer ſind, und „daß ich den ungewöhnlichen Beweis, den „Sie mir von Ihrer reinſten Zärtlichkeit geben, „ſo fühle, wie ich ſoll: aber ich kann durchaus „nicht geſtatten, daß die Liebe und Großmuth „Ihres Herzens Ihrer Glückſeligkeit „und Ihrem Ruhme nachtheilig ſeyn ſoll. „Ich kann Ihre Frau nicht werden. Meine

„beſon-

„beſondere Lage fodert mich zu einem ſo ſchmerzhaften Opfer auf: aber große Opfer führen „große Belohnungen bey ſich. Ich fühle, „daß mich der edle Stolz unterſtützen wird, „den mir der Gedanke eingiebt, daß ich nicht „nur meiner Pflicht eine Genüge thun, ſondern daß ich mir auch Ihre zärtliche Hochachtung erwerben werde, die ich gewiß, ſo „wohl als meine eigene, zu verlieren würde „verdienet haben, wenn ich nicht mit feſter „Entſchließung Ihren großmüthigen Vorſchlag verweigerte.“ Der liebenswürdige „junge Soldat brauchte alle möglichen Gründe, die ihm die Wahrheit und Wärme ſeiner Leidenſchaft nur eingeben konnte, dieſelbe „zu erſchüttern. Meletina aber war unbeweglich, und Alles, was ihr Liebhaber von „ihr erhalten konnte, war ein Verſprechen, „daß, wenn ſie durch ihre Bemühung es mit „der Zeit ſo weit bringen könnte, daß ihr Bruder wieder zu ſeinem Verſtande käme, ſie den „Auftritt der allgemeinen Glückſeligkeit, die „dieſe freudige Begebenheit verurſachen würde, dadurch erſt vollkommen machen wollte,

„daß ſie unverzüglich die Hand annähme, die
„ſie itzt bloß aus den gerechten Bedenklichkeiten
„einer wahren Liebe ausſchlüge. Da ſie
„ihren ſo delikaten Zwiſt auf dieſe Art geſchlichtet,
„ſchieden ſie von einander. Der
„Officier gieng zu ſeinem Regimente: doch
„unterhielt er ſich, ungeachtet ſeiner militairiſchen
„Zerſtreuung, noch lange Zeit in ſehr
„zärtlichen Briefen mit der großmüthigen Meletina.
„Endlich aber — ob ſeine Leidenſchaft
„durch den Zweifel, iemals befriediget zu werden,
„ihn verführte, oder ob die Reinigkeit einer
„keuſchen Verbindung mit einem ſoldatiſchen
„Leben unvereinbar iſt, ſo lange ſie an einen gefährlichen
„und entfernten Dienſt gebunden
„war, weiß ich nicht, genug, er gerieth in einen
„ſehr verwirrten, unerlaubten Liebeshandel,
„der ihm wahrſcheinlicher Weiſe viele unruhige
„Jahre würde gekoſtet haben, wenn
„nicht das kriegeriſche Verhängniß ſeinem jungen
„Leben ein Ende gemacht hätte. Es
„gieng ihm nämlich eine Flintenkugel durch
„den Leib; doch lebte er noch lange genug, um
„einen rührenden Abſchiedsbrief an Meletinen

„zu ſchreiben, in dem er ihr ſeine Schwach„heiten geſtund, ihre engliſche Herzensreinig„keit erhub, und ſie bat, das zu thun, was „er ſelbſt that, daß ſie nämlich die Zeit und „Art ſeines Todes nicht als ein Unglück, ſon„dern als ein Glück betrachten ſollte. Meleti„na beklagte den im Tode, den ſie lebend ge„liebt, mit der treuſten Zärtlichkeit. Sie „betrauerte ihn wie einen Gatten, und, ob„gleich viele Jahre ſeit ſeinem Hintritte ver„floſſen ſind, ſo iſt doch bis dieſe Stunde ein „graues ſeidenes Kleid ihr beſtändiger Anzug. „Auch ſucht ſie darinne nichts beſonders. Denn „ihre Sorgfalt für ihren Bruder iſt immer die„ſelbe. Nie erſcheint ſie an öffentlichen Orten, „und iſt nicht leicht über zwo bis drey Stun„den hinter einander von ihrem Hauße abwe„ſend. Die Gewohnheit ſo wohl, als ihre „gefällige Gemüthsart, macht ihr die kleinen „kindiſchen Spiele, mit denen man ihren un„glücklichen Gefährten zu unterhalten ſucht, „zum Vergnügen: und, weit gefehlt, daß ſie „dadurch in einen Zuſtand der Trägheit oder „Unempfindlichkeit verfallen ſollte, beſitzt ſie

„eine

„eine ungemeine Delikateſſe in ihrem Betragen, und alle die Kraft und den Glanz eines „ausgebildeten Verſtandes. Sie iſt nun über „die funfzig; und ob gleich ihr Geſicht, wenn „ſie ſchweigt, die Miene einer ſanften und rührenden Schwermuth hat, ſo iſt ihre Unterhaltung doch lebhaft und heiter. Da ihr „Bruder gewohnt iſt, mit der Lerche aufzuſtehen und zur Ruhe zu gehen, ſo hat ſie die „langen Winterabende ganz für ſich: und zu „der Zeit nimmt ſie an dem geſelligen Vergnügen großen Antheil, indem ſie die Beſuche ihrer auserwählten Freunde annimmt. „Gegen dieſe iſt ſie äußerſt offenherzig, nicht „im mindeſten zurückhaltend, und findet ein „beſonders Vergnügen, über die außerordentlichen Vorfälle ihrer Jugend zu ſprechen. „Dieſer Zirkel iſt zwar klein, inzwiſchen hält „man ſichs doch zur Ehre, an der Freundſchaft Meletinens Theil zu haben, und diejenigen, die ſie beſitzen, genießen des Glücks, „vielleicht die ſonderbarſte und intereſſanteſte „alte Jungfer zu kennen.

„Wäre ja eine Perſon, die Meletinen noch „den Vorzug ſtreitig machen könnte, ſo wäre „es vielleicht die glücklichere Angelica, die das „Leben einer Veſtalin aus gleich liebenswür„digen Bewegungsgründen, ob gleich in ei„nem zufriedenen und fröhlichen Zuſtande „lebte.“

„Angelica war das einzige Kind eines ſehr „würdigen Mannes, der, nachdem er ſein „Weib verloren, und während der Kindheit „ſeiner Tochter ſelbſt ſtarb, ſie mit einem Ver„mögen von ungefähr tauſend Pfund jährlicher „Einkünfte, der Fürſorge ſeines vertrauten „Freundes, eines ſehr aufrichtigen und wohl„thätigen Mannes überließ, der bey einem „mäßigen Vermögen eine zahlreiche Familie „hatte. Angelica wuchs mit alle den Kin„dern ihres vortrefflichen Vormundes in der „größten Vertraulichkeit auf: allein, ihre vor„züglichſte Freundin war ſeine älteſte Tochter, „die wir Fauſtina nennen wollen. Sie war „mit der Angelica in einem Jahre geboren, „und beſaß dieſelbe ſanfte Gemüthsart mit „den Vorzügen eines ſchönen Geſichts und ei-

„ner

„ner majeſtätiſchen Perſon, auf welche Angelica keine Anſprüche machen konnte. Ihr „Wuchs war mehr unter der gewöhnlichen „Größe, und ihre Züge, ob ihnen gleich die „Beſcheidenheit einigen Reiz gab, und ein „lebhafter Verſtand ſie beſeelte, waren weder „ſehr regelmäßig noch ſehr fein: was aber ihre Aufführung betraf, ſo iſt die Frage, ob „es eine ſchönere weibliche Seele geben könne. „In ihrem drey und zwanzigſten Jahre, da „ſie immer noch in dem Hauße ihres Vormundes war, fand ſich ein ſehr großer Verehrer „von ihr in einem jungen, wohlgeſtalteten, „und ſehr geſitteten Manne, den wir Eumenes nennen wollen. Er beſaß zugleich den „vortrefflichſten Charakter, aber wenig Vermögen. Viele brave Leute, welche glaubten, daß er in der Angelica Geld verliebt ſey, „tadelten ihren Vormund, daß er ihm den Zutritt vergönnt, und wußten vorher, da Eumenes eine vorzügliche Achtung für die Angelica bewies, und oft mit ihr allein war, „daß der junge Herr bald mit der reichen Erbin durchgehen, und ſein Neſt bauen würde.

„Ihr Vormund, der ſein ganzes Haus mit „Liebe und Sanftmuth regierte, hatte zu viel „Vertrauen in ſeine Mündel, als daß er ſo „Etwas fürchtete. Er fieng vielmehr an zu „glauben, daß eine ernſthafte und gegenſeitige „Liebe in ihren beyderſeitigen Herzen Wurzel „gefaßt: und in dieſer Meynung ward er be„ſtätiget, da er ſah, daß in der Abweſenheit „ſeiner Tochter, die auf einige Wochen in der „Entfernung einen Beſuch gab, Eumenes „das Hauß mit ſeiner gewöhnlichen Aemſig„keit immerfort beſuchte, und an der Geſell„ſchaft der Angelica ein vorzügliches Wohlge„fallen fand. Der gute alte Mann aber be„trog ſich zum Theil in ſeiner Einbildung: „denn Eumenes ſuchte in der Angelica Geſell„ſchaft bloß die empfindſame und ſüße Freun„din ſeines abweſenden geliebten Gegenſtan„des auf: da er ihr aber ſeine Liebe noch nicht „entdeckt hatte, mißdeutete die ſanfte Angelica, „ſo gut als ihr Vormund, ſeine öftern Beſuche, „und faßte die zärtlichſte Zuneigung für ihn, „die ſie mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit „ihrer geliebten Fauſtina mitzutheilen gedach-

„te, ſo bald dieſe nur zurück kam. Von dieſem Entſchluſſe ward ſie zufälliger Weiſe „durch eine freudige Verwirrung abgezogen, „die ſie in den Mienen und in dem Betragen „der Fauſtina, entdeckte, die ſelbſt am Tage „ihrer Zurückkunft der Angelica einen Brief „in die Hand drückte, und ſie ſehr eifrig bat, „ihn in ihrem Zimmer zu leſen, indeſſen daß „ſie zu ihrem Vater flog, und mit ihm insgeheim überlegte, was er wohl enthalten möchte. Der Brief war von Eumenes: und enthielt eine feurige Erklärung ſeiner Liebe für „Fauſtinen, und einen ſehr romanhaften Plan, „ihre ſchleunige Verbindung zu erleichtern. „Wir überlaſſen es einer lebhaften weiblichen „Einbildungskraft, ſich vorzuſtellen, was Angelica bey dieſem Briefe müſſe empfunden „haben, und wollen nur ſo viel ſagen, daß „ſie alle Spuren ihrer eignen ſchmerzhaften „Bewegung zu vertilgen ſuchte, und ehe noch „Fauſtina ihre Unterredung mit ihrem Vater geendiget, zu dieſer ins Zimmer trat. „Sie fand ihre Freundin in Thränen, und der „gütige alte Mann gab ſich alle Mühe, ſeiner

„äußerſt

„äußerſt beunruhigten Tochter einigen Troſt
„einzuſprechen, indem er den Antrag als einen
„Scherz behandelte, und verſicherte, daß
„er in die Vereinigung der beyden Liebenden
„ſogleich einwilligen wollte, ſo bald ſie, ohne
„Furcht zu verhungern, einander heurathen
„könnten: dieß aber, ſagte er, möchte nach
„den Erwartungen des Eumenes wohl nicht
„eher, als ungefähr nach zwanzig Jahren geſchehen
„können. Die großmüthige Angelica
„warf ſich unverzüglich zur Beſchützerin des
„Eumenes und der Fauſtina auf. Sie bat,
„daß ſie unmittelbar eines durch das andere
„möchte glücklich gemacht werden, und um jedem
„väterlichen Einwurf gegen dieſe Verbindung
„zu begegnen, drang ſie darauf, die
„Hälfte ihres Vermögens ihnen abzutreten,
„mit dem Antrage, daß ſie einen Theil ihrer
„Familie ausmachen wollte.“

„Der Vormund der Angelica behandelte
„den Vorſchlag als lächerlich, ſo ſehr er ihn
„bewunderte. Eumenes und Fauſtina betrachteten
„ihn mit der ernſthafteſten Dankbarkeit,
„ob ſie gleich die großmüthige Aner-

„bie-

„bietung mit einer ſo edlen und aufrichtigen Entſchließung ausſchlugen, daß das brennende „Verlangen, das Angelica fühlte, ihr eigenes „Vermögen zu dem einzigen Mittel ihrer allgemeinen Glückſeligkeit zu machen, noch vermehrt wurde: aber alle ihre edlen Bemühungen wurden eben ſo edelmüthig zurück gewieſen, und alles, was ſie von ihrem Vormunde „erhalten konnte, war ein Verſprechen, daß er „den Liebenden geſtatten wollte, ihre Neigung „für einander zu unterhalten, und ſo bald einander zu heurathen, als Eumenes, der in den geiſtlichen Stand getreten war, eine Beförderung „würde erhalten haben, wobey er eine Frau ernähren könnte. Dieß war übrigens eine Erwartung, die der würdige Vater Fauſtinens zu „erleben, nicht das Glück hatte, indem er das „Jahr darauf ſtarb. Angelica, die nun keinen „Gegner in Anſehung des Gebrauchs ihres Vermögens mehr hatte, erneuerte ihre vormalige „großmüthige Anerbietung; ſie aber beharrten „eben ſo ſehr auf ihrer großmüthigen Verweigerung, obgleich einige Familienumſtände es beſonders dringend machten, ſich auch auf ein ge-

„ringes Einkommen, ſo bald als möglich, zu „verbinden. Allein, es eräugete ſich bald „ein glücklicher Umſtand, der ſie in Stand „ſetzte, ſolches zu thun, ohne daß ſie Gefahr „lieſen, der ökonomiſchen Klugheit ſo ſehr zuwider zu handeln. Eumenes erhielt eine der „anſehnlichſten Pfründen durch einen Edelmann, der ſie ihm, zufolge einer jugendlichen, „und beynahe vergeſſenen Freundſchaft mit ſeinem verſtorbenen Vater, gab. Dieſer unerwartete Glücksfall machte die Liebenden und „ihre ſympathetiſche Freundin vollkommen „glücklich. Die Heurath ward bald vollzogen. Angelica kaufte ſich ein angenehmes „Landguth, daß wenig Stunden von der Wohnung des ſich wohlhabenden Pfarrers lag, „der nach etlichen Jahren mit einer hoffnungsvollen Familie ſich umgeben ſah. Sie theilte die Glückſeligkeit ihrer Freunde, und trug „nicht wenig dazu bey, indem ſie ſehr oft in „ihrem Hauße war; und, wann ſie nach dem ihrigen wieder zurück kehrte, begleitete ſie immer eines oder zwey von dem Kleinen. Sie „fand in der Bildung junger Seelen ein aus-

„neh-

„nehmendes Vergnügen, und war auſſerordentlich dazu geſchickt. Sie verwarf verſchiedene Heurathsanträge, und ihre gewöhnliche Antwort war, daß ſie ihren Stand nie verändern wollte, weil ſie ſchon der höchſten Freude, die das menſchliche Leben gewähren kann, durch den Antheil, den ſie an der Erziehung der liebenswürdigen Kinder ihrer Freundin nähme, bereits theilhaftig würde. Eumenes und Fauſtina beeiferten ſich um die Wette, den Tugenden und Talenten dieſer vortrefflichen Perſon Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ihre Hochachtung wuchs mit den Jahren ihres vertrauten und freundſchaftlichen Umgangs mit ihr: ja, ſie hatte einige geheime Verdienſte, die ihnen nicht eher bekannt wurden, als bis ſie auf immerdar ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft beraubt wurden.

„Es ſind nunmehro ungefähr vier Jahre, daß die vortreffliche Angelica von einem epidemiſchen Fieber befallen ward, und in einem Alter von ſieben und vierzig Jahren in eine beſſere Welt übergieng. Nach ihrem

„letzten Willen wurde ihr ganzes Vermögen „zu gleichen Theilen unter Fauſtinens Kinder „vertheilet: und hier fand man in einem klei„nen Cabinette, wo ſie jenen niedergelegt hat„te, folgenden außerordentlichen Brief an „dieſe:

„Meine theuerſte Freundin,

„Da ich ſeit unſerer Kindheit Ihres ganzen „Vertrauens genoſſen habe, ſo halte ich mich „für verbunden, mich bey Ihnen zu rechtferti„gen, wenn ich verſchiedene Jahre hindurch, daſ„ſelbe durch Verſtellung und Täuſchung beloh„net habe. Erſchrecken Sie nicht über dieſes „ſeltſame Geſtändniß! — Doch, warum ſollten „Sie erſchrecken? Die Augenblicke, da Sie „ſolches Urſache gehabt hätten, ſind vorüber, „und Sie können itzt nichts als eine traurige „Zärtlichkeit für Ihre geliebte Angelica füh„len, wann Sie dieſen Brief leſen werden, „der Ihnen nicht eher in die Hände fallen „ſoll, als wann ſie ſelbſt nicht mehr ſeyn „wird: vielleicht erhalten Sie ihn nie, ob ich „es gleich hoffe. Ich bitte Gott, daß er Sie

„mich möge überleben laſſen, und in dieſer „tröſtlichen Erwartung will ich hier mein ganzes Herz ausſtröhmen laſſen.“

„Sie werden Sich erinnern, daß, als wir „durch die Bekanntſchaft des Eumenes zuerſt „belebt wurden, man mich oft, wegen ſeiner „Aufmerkſamkeit für mich, mit ihm aufzog. „Da dieſe zureichend war, die Eitelkeit eines „Mädchens irre zu führen, ſo darf ich mich „nicht ſchämen, Ihnen die Wirkung derſelben auf mich zu geſtehen. — Ich vergaß in „Ihrer Abweſenheit die Ueberlegenheit Ihrer „Reizungen, und überließ ihm mein Herz in „der leichtgläubigen Zuverſicht, daß er mir „das ſeinige zugedacht habe. Da ich inzwiſchen nie die Abſicht hatte, irgend eine „Schwachheit dieſes thörichten Herzens vor „meiner Fauſtina zu verheelen, ſo war ich eben „im Begriff, Ihnen den wahren Zuſtand desſelbigen zu eröffnen, als ſie mir zu meinem „Erſtaunen den wichtigen Brief mittheilten, „der die weiſere Wahl des Eumenes mir erklärte. Ja, meine Liebſte, ich ſage die weiſere Wahl, und will es beweiſen. Erinnern

„Sie Sich, daß ich itzt gleichſam aus dem
„Grabe rede, und Sie werden mich nicht im
„Verdachte einer Schmeicheley haben. —
„Doch, wieder auf den Herzbewerbenden Brief
„zu kommen, ſo will ich Ihnen geſtehen, daß
„ich einige Augenblicke, nachdem ich ihn erhalten,
„bitterlich weinte. Meine Empfindung
„war die, eines albernen Kindes, das
„zum erſtenmal ein Kartenſchloß gebauet, und
„es auf einmal umgeworfen ſieht. Aber mein
„Herz beſtrafte bald die Irrgänge meiner Einbildungskraft:
„ich fieng an, mit mir ſelbſt
„zu Rathe zu gehen, und mich zu fragen,
„warum ich mich darüber ſo ſehr kränkte?
„Was iſt mein Wunſch? Iſt es nicht der,
„den Eumenes zu ſehen, und ihn glücklich zu
„machen? und ſteht dieß nicht immer noch bey
„mir? Zwar nicht als ſeine Frau, da er ſehr
„weislich ein liebenswürdig Mädchen gewählet,
„die weit geſchickter iſt, dieſen Charakter
„zu tragen: aber doch, als die Freundin zwey
„unvergleichlicher Geſchöpfe, die für einander
„gemacht, und beyde mir gleich lieb und
„werth ſind. So ſchloß ich bey mir ſelbſt.
„Mein

„Mein wohlwollendes Herz und mein Stolz „fanden bey dieſem Selbſtkampfe ihre ganze „Nahrung, und gaben mir den Muth, ſo ge„gen Sie beyde zu handeln, wie ich gehan„delt habe. Es that mir ſehr weh, daß ich „meinen Lieblingsvorſchlag zu ihrer ſchleuni„gen Vereinigung, — ſoll ich ſagen, durch „ihre edle Denkungsart oder durch ihre falſche „Delicateſſe, ſo lange vereitelt ſah? Ich glau„be, ich nannte es damals bey dem letzten Na„men, da ich gänzlich überzeugt zu ſeyn glaub„te, daß ich unter Ihren Umſtänden die mir „gethane Anerbietung würde angenommen ha„ben. Indeſſen kam endlich die Zeit, wo ich „im Stande war, auf eine, Ihnen unbekann„te Art den Lieblingswunſch meines Ehrgeizes „zu erfüllen.

„Erlauben Sie mir, meine liebſten Freun„de, daß ich mich in dieſem Blatte rühmen „darf, daß ich das unſichtbare Werkzeug der „Glückſeligkeit war, das wir ſo viele Jahre „hindurch zuſammen genoſſen haben. Es „war die unſichtbare Hand Ihrer Angelica, „die Sie zu der glücklichen Frau des Eumenes

„mach-

„machte, indem ich ihm zu dem Dienſte verhalf, auf den ſeine Tugenden einen ſo gerechten Anſpruch hatten. Wie ich ſolches zu thun, und zugleich vor Ihnen zu verheelen vermochte, werden Sie aus den Papieren vollkommen erſehen, die ich, nebſt meinem letzten Willen und dieſem Briefe, in dieſem Cabinette hinterlaſſen werde. So lange, als dieſe Entdeckung Ihren edlen Stolz durch die Laſt einer eingebildeten Verbindlichkeit beleidigen konnte, nahm ich mir vor, ſie nie zu machen — Aber ſo ſeltſam iſt der menſchliche Stolz! Der Gedanke der Verbindlichkeit gegen einen Verſtorbenen beleidigt uns nicht leicht, und Sie müſſen ſich erinnern, wie ich ſchon geſagt habe, daß ich zu Ihnen aus dem Grabe rede. Durch dieß Verfahren thue ich zu gleicher Zeit ſo wohl Ihnen, als meinem eigenen Stolze eine Genüge: denn, ich will hier geſtehen, daß ich nach meinem Tode die reine und vollkommene Hochachtung, die Sie Ihrer lebenden Angelica im Verlaufe ſo viel glücklicher Jahre, die ich in Ihrer Geſellſchaft zugebracht, beyde erzeigt haben,

„ſehr

„ſehr gerne noch vermehren möchte. — Allein,
„indem ich ſo ſehr nach einem Zuwachſe Ihrer
„Liebe dürſte, ſo mag ich mich hüten, daß ich
„mit dieſer Liebe nicht in eine ſchmerzliche Uebertreibung
„verfalle. Ich kenne Sie beyde
„ſo gut, daß ich überzeugt bin, Sie werden
„gewiß, wann Sie dieſe Zeilen leſen, ausrufen:
„Mein Gott, welch ein edles Geſchöpf!
„einer ſolchen Aufopferung ihrer ſelbſt um unſertwillen
„fähig zu ſeyn! — Allein, ſo zärtlich
„dieſe Ausdrücke ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch
„nichts weniger, als richtig. Seyn Sie verſichert,
„meine lieben Freunde — und itzt
„ſpreche ich die Sprache der ſich ſelbſt gelaſſenen
„Vernunft — ich habe keines Opfers
„nöthig gehabt; ſtatt deſſen bin ich vielmehr
„durch eine lange und ernſthafte Ueberſicht des
„menſchlichen Lebens überzeugt worden, daß
„das eigennützigſte und ſinnlichſte Geſchöpf kein
„Syſtem wählen konnte, das mehr zu ihrem
„Privatintereſſe und eigenen Vortheile hätte gereichen
„können, als das meinige war. Sie
„werden mit mir hierinne übereinſtimmen,
„wann ich Ihnen einige meiner philoſophiſchen

„Bemerkungen mittheile. Ich will mit einer
„der wichtigſten den Anfang machen, die Sie
„in Verwunderung ſetzen wird: es iſt folgende
„— Ich bin vollkommen überzeugt, daß
„ich nicht glücklich geweſen ſeyn würde, wenn
„ich das, was ich vormals ſo herzlich wünſchte,
„geworden wäre — die Gattin des Eumenes.
„Hören Sie meine Gründe, und räumen
„mir ein, daß ich recht habe. So liebenswürdig
„er iſt, ſo iſt er von Natur ein
„wenig übereilt: und dieſer Umſtand würde
„zureichend geweſen ſeyn, uns unglücklich zu
„machen: denn geſetzt, ich wäre auch im Stande
„geweſen, ſeine Haſtigkeit mit derſelben gutherzigen
„Nachgiebigkeit der ſanften Fauſtina
„zu behandeln, ſo würde doch alle die gute Laune,
„die ich bey ſolchen Gelegenheiten meinem
„häuslichen Geſichte hätte geben können, ſehr
„langſam gewirkt haben, um bey ihm die oft
„ausbrechenden Funken der Reizbarkeit zu unterdrücken,
„die durch einen Zug ihres liebenswürdigen
„Lächelns im Augenblicke verlöſchen.
„Gewiß, meine Liebe, iſt es einer meiner Grundſätze,
„daß jede Mannsperſon von einer haſtigen

„gen Gemüthsart eine ſehr hübſche Frau haben
„ſollte: denn, obgleich Verſtand und ein
„gutmüthiger Charakter bey der Frau die weſentlichſten
„Heilungsmittel für dieſe männliche
„Schwachheit ſind: ſo können Sie doch
„ſicher glauben, daß ihre Wirkung zehnfach,
„durch das Herz dringende Licht eines ſchönen
„Geſichtes beſchleuniget wird. Zu dieſer Anmerkung
„ward ich durch einen empfindlichen
„Auftritt verleitet, der einſtens zwiſchen dem
„Eumenes und mir vorfiel. Er wurde einmal
„ſehr böſe auf mich, weil ich die Parthie
„ſeines Karls bey einem kleinen Streite zwiſchen
„ihnen nahm: und ob ich gleich dieß mit
„aller möglichen Gelaſſenheit that, ſo ſagte er
„doch, nachdem der Knabe das Zimmer verlaſſen
„hatte, mit vieler Heftigkeit zu mir,
„daß ich viel Liebe für das Kind, aber keine
„Freundſchaft für den Vater bezeigte. Der
„Ausdruck drang ſo tief bey mir ein, daß ich
„meiner ſelbſt nicht völlig mehr mächtig war;
„und, um ihn von der Wahrheit und Größe meiner
„Freundſchaft zu überzeugen, die er ſo ungerecht
„in Zweifel zog, würde ich ihm gewiß

„das

„das Lieblingsgeheimniß meines Lebens, das
„ich bis ans Ende meiner Tage unverbrüchlich
„zu bewahren beſchloſſen hatte, verrathen haben,
„wofern nicht die plötzliche Erſcheinung
„meiner geliebten Fauſtina mir alle die zärtlichen
„Urſachen zur Bewahrung dieſes Geheimniſſes
„aufgedrungen, und mich alſo mir
„ſelbſt wieder gegeben hätte. Ihr Lächeln
„zeigte mir itzt ihre große Ueberlegenheit über
„meine Beweisgründe: denn, beynahe ohne
„Hülfe der Worte, aber mit einer Süßigkeit
„in ihrer Geberde, die ihr ganz eigen iſt,
„ſöhnte ſie in wenig Minuten den übereilten
„Vater nicht nur mit dem armen Karl, ſondern
„mit der weit kindiſchern Angelica aus.
„Dieß, glaube ich, war das einzige mal, wo
„ich in Gefahr war, ein Geheimniß zu verrathen,
„welches ich mir, wie ich glaube, mit
„Recht als eine Pflicht auferlegt hatte: denn
„meine Vorſtellung über dieſen Punkt, da
„dabey auf gleiche Weiſe unſer wechſelſeitiger
„Stolz oder Delicateſſe, (ob es eine wahre
„oder falſche war, will ich nicht ausmachen)
„zu Rathe gezogen war, begünſtigte gewiß unſere

„ſere allgemeine Glückſeligkeit gar ſehr: wenigſtens
„bin ich, in Anſehung der meinigen,
„davon ganz überzeugt. In allen dieſen Augenblicken
„der Hypochondrie oder des Mißmuths,
„welchem, wie ich glaube, jeder
„Sterbliche mehr oder weniger unterworfen iſt,
„hat mich nichts ſo ſehr als der belebende Gedanke
„aufgerichtet, daß ich die unbekannte
„Schöpferin von meiner Freunde Glück geweſen
„bin. In dieſem Gedanken liegt etwas
„Himmliſches, das dem ehrlichen Stolze eines
„fühlenden Herzens außerordentlich ſchmeichelt.
„Doch, ſo ſehr ich mir auch in der
„Ueberſicht dieſes meines Verfahrens, das
„die Welt vielleicht als romanhaft verlacht,
„gefalle, ſo würde ich doch ſolches auf keine
„Weiſe einem andern Frauenzimmer unter
„meinen Umſtänden empfehlen: nicht, als ob
„ſie nicht eben ſo uneigennützig ſeyn könnte,
„als ich, ſondern weil ſie nicht in ihrer Freundin
„eine Fauſtina finden möchte: denn ich
„habe es nicht meiner eigenen Tugend zuzuſchreiben,
„ſondern den Tugenden meiner liebenswürdigen
„unnachahmlichen Freundin, die

„den Fortgang meines Entwurfs in jeder Abſicht begünſtiget hat. Wenn meine Fauſtina und Eumenes, ſo wie viele verheurathete Perſonen, unaufhörliche Auftritte von Näckerey und Zänkerey gehabt hätten, ſo würde ich ohne Zweifel, wie viele andere gute alte Jungfern, die von ſolchen ehelichen Kriegen Zeugen ſind, die Eitelkeit zu glauben gehabt haben, daß ich das Gemüthe des herriſchen Geſchöpfes weit beſſer würde behandelt haben, und mithin weit unzufriedener geweſen ſeyn, daß ich nicht ſein Weib geworden wäre: allein, damit ich den außerordentlichen Verdienſten meiner unvergleichlichen Fauſtina Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, ſo erkläre ich ihr hiermit feyerlich, daß ich ſeit ihrer Heurath, Sie und Ihren Eumenes niemals geſehen, oder an Sie gedacht habe, ohne vollkommen überzeugt zu ſeyn, daß ſie der Himmel, eins für das andere, gemacht habe. — Doch es iſt hohe Zeit, dieß ſonderbare Geſtändniß zu endigen, wobey ich mich vielleicht ſelbſt zu lange aufgehalten habe. Ich will nur noch den Wunſch hinzu thun, daß

„der Himmel meinen beyden Freunden, weit „über den Perioden hinaus, der meiner ſterblichen „Exiſtenz zugetheilt iſt, alle mögliche Geſundheit und menſchliche Glückſeligkeit verleihen „möge: und daß, wann ich ihrer Freundſchaft „auf Erden zu genießen aufhöre, Sie nach „Ihrer Liebe für mich, aller meiner Schwachheiten vergeſſen, und beyde immerdar eingedenk ſeyn mögen —

„Ihrer

„zärtlichen

„Angelica.

„Dieſe edle alte Jungfer äußerte in ihrem „letzten Willen, den ſie ſelbſt aufgeſetzt, noch „viel andere rührende Beweiſe ihrer wohlwollenden Seele. — Das Hauß, das ſie bewohnt, „vermachte ſie Fauſtinen, als ein kleines Legat, und bat ihre Freunde, es nach ihrem „Abſterben in Beſitz zu nehmen, damit Fauſtine nicht einer weit ſchmerzlichern Räumung „möchte ausgeſetzt ſeyn, wenn ſie ihren Ehegatten überleben ſollte. Da ſie wußte, daß „eine Willfahrung dieſer Bitte ihren Freunden empfindlich ſeyn würde, ſo hatte ſie es

„dar-

„darauf angelegt, ſie mit einer reizenden, obgleich traurigen Beſchäftigung zu unterhalten, indem ſie ſie bat, ihr eine Art von kleinem Denkmal unter der Geſtalt eines kleinen Tempels der Freundſchaft, auf einem Lieblingsfleckchen in dem Garten zu errichten.

„Nichts kann vielleicht der ungemeinen Großmuth der Angelica gleich kommen, als der zarte und unerzwungene Kummer, mit dem ihr Verluſt beweint wurde. Die kleinſte ihrer Foderungen wurde auf das heiligſte befolget, und die ganze Familie fand kein Vergnügen dem gleich, als wenn ſie ihrem Verdienſte Gerechtigkeit konnte wiederfahren laſſen, und ihren Verbindlichkeiten gegen ihre entſeelte Freundin, die ohne Beyſpiel waren, aller Welt bekannt machen.

„Dieß iſt die Geſchichte dieſer zwo alten Jungfern, die ich nunmehr meinen Leſern, unter der Gewährleiſtung der wohlwollenden Kritik, vorlege, der ich die Bekanntſchaft mit einer ſo intereſſirenden Tugend zu verdanken habe. Ich ſollte, meinen Gedanken nach, glauben, daß zwey Glieder einer

„ſo vorzüglichen Vortrefflichkeit allein zureichend wären, eine ganze Gemeinde zu adeln: „und ich ſchmeichle mir ſelbſt, daß der ſanfte „Glanz ihrer Charaktere einen hohen Grad „von Glorie auf die Schweſterſchaft werfen, „und ſie in der Hochachtung der Welt ſehr erheben wird. Vielleicht — wenn man eine „gehörige Chronik von alten Jungfern ſeit der „Schöpfung gehalten hätte, würde ſie uns „mehr ähnliche Beyſpiele von zärtlicher Großmuth darſtellen.

„Doch wie ich bereits bemerkt habe, hat „die Schweſterſchaft unglücklicher Weiſe keinen Herold gehabt, der ihre Vollkommenheit „verewigt hätte, es müßten denn einige fromme „alte Jungfern aus der römiſchen Kirche ſeyn, „denen es an hohen Lobpreiſungen nicht gefehlt „hat. Allein von dieſen und ihren ältern, mehr „vernachläßigten Schweſtern von ältern Zeiten, werde ich in dem folgenden Theile dieſes Verſuchs ſprechen. Da will ich, ſo „viel es meine Fähigkeiten zulaſſen, alle die „zerſtreuten Lichtſtrahlen, ſo viel mir nur „das Alter darbeut, zur Aufklärung meines

„ſo intereſſanten Gegenſtandes ſammeln. Um „daher mit den neugierigen Unterſuchungen „unſerer itzt lebenden berühmten Alterthums„forſcher zu wetteiſern, und in dem weiten Fel„de, das ich zu bearbeiten gewählet habe, kei„nen Buſch oder Geſträuche undurchſucht zu „laſſen, will ich im erſten Kapitel meines zwey„ten Bandes prüfen, ob es vor der Sündfluth „ſchon alte Jungfern gegeben habe.“

Ende des erſten Bandes.

Druckfehler.

S. 16. Z. 2. für ſondern l. und. Z. 7. lieber, will ich lieber. S. 21. Z. 8. der l. den. S. 55. Z. 4. vor l. von. S. 161. fragte er und l. er. S. 163. Höb l. Höhe.

Philos. Ethica popul. 2209.

Ein
philoſophiſcher, hiſtoriſcher und moraliſcher
Verſuch
über
die alten Jungfern.

Von
einem Freunde der Schweſterſchaft,
aus dem Engliſchen.

Zweyter Band.

To unfold the ſage
And ſerious Doctrine of Virginity. *Milton's* Comus.

Περι τωνδε κορων εν τοις θαλαμοις γηρασκουσων ανιωμαι.
Ariſtophanes.

Nemo apud nos, qui idem tentaverit; nemo apud Graecos, qui vnus omnia ea tractaverit. — Res ardua, vetuſtis nouitatem dare, nouis auctoritatem, obſoletis nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae ſuae omnia. Itaque, etiam non aſſecutis, voluiſſe, abunde pulchrum atque magnificum eſt.
Plinii Hiſt. Nat. Praefatio.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1786.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zweyter Band.

Dritter Abſchnitt.

Ueber die alten Jungfern in der alten Geſchichte.

Kapitel I. Muthmaßungen über die Exiſtenz alter Jungfern vor der Sündfluth Seite 1.

Kapitel III. Muthmaßungen über die alten Jungfern unter den Juden, Aegyptiern und einigen andern alten Völkern 42.

Kapitel III. Ueber die alten Jungfern in Griechenland 57.

Kapitel IV. Ueber die Veſtalen und andre alte Jungfern in Rom vor der chriſtlichen Zeitrechnung 103.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die alten Jungfern, von der chriſtlichen Zeitrechnung an.

Kapitel I. Ueber den ungeheuern Zuwachs der alten Jungfern von der chriſtlichen Zeitrechnung an 160.

Kapitel II. Ueber einige der früheſten chriſtlichen Schriftſteller, die der Jungferſchaft erwähnt haben — Tertullian — St. Cyprian. — Ueber die kanoniſchen Jungfern Seite 180.

Kapitel III. Ueber den Methodius, Biſchof von Olympus, und ſein Jungferngaſtmal 203.

Kapitel IV. Ueber die Heiligen, welche Lobreden auf die Jungferſchaft geſchrieben haben — der heilige Athanaſius 224.

Kapitel V. Ueber den heiligen Baſil, und ſeine Lobrede auf die Jungfrauſchaft 230.

Kapitel VI. Ueber den heiligen Gregorius von Nazianzo und ſein Gedicht zum Lobe der Jungfrauſchaft. — Ueber einige lateiniſche Dichter der finſtern Zeitalter, die ebenfalls darüber geſchrieben haben 240.

Ein Verſuch
über
# die alten Jungfern.

Dritter Abſchnitt.
Ueber die alten Jungfern in der alten Geſchichte.

Erſtes Kapitel.
Muthmaßungen über die Exiſtenz alter Jungfern vor der Sündfluth.

Ein holländiſcher Schriftſteller, den ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Unglücksfälle bekannt gemacht, hat in einer mehr gelehrten, als beſcheidenen Abhandlung zu beweiſen geſucht, daß es bey Erſchaffung unſerer erſten Aeltern die Abſicht des Himmels war, daß Eva ſelbſt eine alte Jungfer werden ſollte, und daß, wenn die Erbſünde durch den Ungehorſam unſerer gebrechlichen Mutter in die Welt gekommen, dieß nicht buchſtäblich zu verſtehen ſey, weil ſie nämlich von der geheimnißvollen Frucht gegeſſen; ſondern weil ſie den Pfad der jungfräulichen Reinigkeit verlaſſen habe. Dieſe phantaſtiſche Hypotheſe nahm ihren Urſprung nicht in der ſchweren holländiſchen Luft: ſondern es war ſchon der Gedanke einiger berühmter Kirchenväter; und der große lebende Geſchichtſchreiber des römiſchen Reichs *) in ſeinen ſpöttiſchen Anmerkungen über das Chriſtenthum, welche der einzige Flecken in ſeinem ſonſt unvergleichlichen Buche ſind, hat bemerkt, „daß es ihre Lieblingsmeynung war, daß, wenn „Adam in ſeinem Gehorſam gegen den Schö„pfer beharret wäre, er im Stande einer jung„fräulichen Reinigkeit würde gelebt und geſtor„ben ſeyn, und daß irgend eine harmloſe Art der „Vegetation das Paradies mit einem Geſchlech„te unſchuldiger und unſterblicher Weſen wür„de bevölkert haben.“ In einer Anmerkung zu dieſer Stelle unterrichtet uns der große Ge-

---

*) Herr Gibbon. Anm. des Ueb.

Geſchichtſchreiber, daß „Juſtin, Gregorius „von Nyſſa, Auguſtinus u. ſ. w. dieſer Meynung ſehr geneigt waren:“ aber er hat nicht die Vorſtellung, die ſich der letzte dieſer Väter über dieſen Punkt gemacht, mit ſeiner gewöhnlichen Genauigkeit bemerkt. Auguſtinus im vierzehnten Buche ſeiner Stadt Gottes läßt ſich auf eine lange und nicht ganz beſcheidene Art in eine Erörterung derſelbigen ein. Er verſichert, das Paradies würde nicht durch eine harmloſe Art der Vegetation, ſondern durch eine wirkliche Vermiſchung beyder Geſchlechter, doch ohne den Trieb einer wollüſtigen oder leidenſchaftlichen Begierde ſeyn bevölkert worden: und als einen Beweis, daß der Menſch dieſe vollkommene Herrſchaft über ſeinen unſchuldigen Körper würde gehabt haben, führt der ehrliche Vater und ſein gelehrter Commentator, Ludovicus Vives, die lächerlichſten und poßirlichſten Vorfälle an, die jemals ein vernünftiger Mann im Ernſte kann erzählet haben. Der neugierige Leſer findet dieſe außerordentlichen Anekdoten in einer ziemlich rauhen, aber deutlichen

Sprache auf der 498 Seite der Engliſchen Ueberſetzung des heiligen Auguſtins, vom Jahre 1620. Vielleicht ſollte ich, wie der heilige Vater, wenn er von weit unanſtändigern Dingen ſpricht, keuſche Augen um Verzeihung bitten, wenn ich ſie auf ſolche Wunder weiſe, die ein feines Gefühl leicht beleidigen können: allein, ich ſchmeichle mir ſelbſt, daß die liebreiche Schweſterſchaft mir das Ungeſittete von dieſer Geſchichte, des eifrigen Beſtrebens wegen, ihrer Neugierde eine Genüge zu thun, vergeben wird. So viel bin ich überzeugt, daß ich Ihnen eben ſo viel Vergnügen, als Unterricht verſchaffen werde, wenn ich ihnen zeige, wie ſeltſam Menſchen von dem ehrwürdigſten Charakter ſich durch unnütze Speculationen zu den größten Albernheiten haben verführen laſſen.

Vielleicht laufe ich, ohne die Heiligkeit eines Auguſtins itzt Gefahr, mich einem gleichen Vorwurfe auszuſetzen: allein, wenn eine Unterſuchung der Jungfrauſchaft vor der Sündfluth von mürriſchen oder zweifelſüchtigen Leſern für eine unnütze Speculation ſollte gehalten werden, ſo bitte ich, ſie doch zu erinnern,

daß

daß ich mir ausdrücklich vorgeſetzt habe, dem Beyſpiele der großen Alterthumsforſcher zu folgen, die durch ihre tiefen Unterſuchungen das gegenwärtige erleuchtete Zeitalter in Erſtaunen geſetzt haben. Die mühſamen Werke dieſer Herren zeigen augenſcheinlich, daß ſie zwey wichtige und verſchiedene Abſichten zu erreichen, ſich vorgeſetzt hatten. Die eine, und zwar die wichtigſte war, ihre große ausgebreitete Gelehrſamkeit zu zeigen: die zweyte und geringere, ihre Leſer zu belehren und zu vergnügen, welche ſo wie andere untergeordnete Abſichten oft der wichtigſten müſſen aufgeopfert werden. Nach der wunderbaren genauen Bekanntſchaft, die der gelehrte Bryant *) mit der Familie des Chus, dem Enkel des Noah, gezeiget hat, ſo kann man von jedem Schriftſteller, der ausdrücklich von einer alten Stiftung zu han-

---

*) Herr Jacob Bryant gab vor etlichen Jahren ein neues Syſtem oder neue Analyſe der älten Mythologie heraus, wo er manche Begebenheit aus der alten Welt, wo nicht wahr, doch ſehr ſinnreich und mit vieler Gelehrſamkeit zu erläutern ſuchte. Anm. des Ueberſ.

handeln ſich vorgenommen, vernünftiger Weiſe erwarten, daß er einige Rechenſchaft von allem, was nur darauf einige Beziehung hat, geben werde, es mag nun unmittelbar nach, oder lange vor der Sündfluth ſeyn; und die Ehrerbietung, die ich für die Schweſterſchaft habe, giebt mir den Ehrgeiz ein, ihnen zu zeigen, daß ich ſehr fleißig ſolche Urkunden aus dem vergangenen Zeitalter, ächte und unächte geplündert habe, die mir nur einiges Licht in der Geſchichte ihres ſo lange vernachläßigten, und doch ſo ehrwürdigen Ordens geben konnten. Indeſſen, da es ein hergebrachtes Freyheitsrecht der Schriftſteller iſt, ihre eigenen beſondern Verdienſte, ſo wie die beſondern Mängel ihrer Brüder anzuzeigen, ſo ſey es mir erlaubt, hier mich meiner eignen Aufrichtigkeit wegen beſcheiden zu loben, daß ich nicht das Alterthum dieſes intereſſanten Ordens, dem ſich meine Feder geweiht hat, auf Koſten der Wahrheit zu erheben geſucht habe: ein Fehler, den faſt alle meine antiquariſchen Brüder, wie ich fürchte, einer von den andern gelernt hat. Ich für meine Perſon wünſche der keu-

ſchen

ſchen Schweſterſchaft, daß man in allen Punkten, die ſie ſelbſt ſo wohl als andere angehn, Gerüchte von Thatſachen unterſcheiden möge.

Dieſen Grundſätzen zufolge, will ich Ihnen alſo erzählen, daß Eva ſelbſt einen religiöſen Orden von gewiſſen jungen Frauenzimmern ſoll geſtiftet haben, welche Jungfern zu bleiben beſtimmt waren, und das Feuer, das vom Himmel auf Abels Opfer gefallen, unverlöſcht erhalten ſollten. *) Dieſe keuſche Stiftung ſoll ſeinen Urſprung im 99ſten Jahre der Welt erhalten haben. **Ein Advokat der Exiſtenz** einer antediluvianiſchen Keuſchheit kann ſich auf einen Beweis von einem ſehr ehrwürdigen Anſehen berufen, nämlich auf keine geringere Perſon, als den Propheten Enoch, den ſiebenden in gerader Linie von Adam. In gewiſſen, von dieſem frühen Schriftſteller noch erhaltenen Fragmenten, wird erzählt, daß einige Perſonen zur Zeit dieſes gelehrten Patriarchen ſich ſelbſt einem jungfräulichen Leben gewidmet hatten: doch müſſen wir auch bemerken, daß, obgleich

---

*) St. Romuald Abrégé du Trésor Chronologique.

des Werks Enochs in der Epiſtel St. Juda gedacht wird, man doch die Aechtheit dieſer Fragmente durchaus in Zweifel ziehen will, und ob ſie gleich von einigen Vätern angeführt und vertheidigt werden, doch die meiſten neuern angeſehenen Schriftſteller, und beſonders der gelehrte Sir Walter Raleigh, im erſten Buche ſeiner Weltgeſchichte, ſie für eine Erdichtung anzunehmen geneigt ſind.

Die ſehr kurze Erzählung, die Moſes uns von den Begebenheiten vor der Fluth geliefert, hat die ſchwärmenden jüdiſchen Rabbinen und andere Schriftſteller der heiligen Geſchichte verführt, ſich mit Abfaſſung verſchiedener antediluvianiſcher Romane abzugeben. Unter die merkwürdigſten und unterhaltendſten gehört unſtreitig die Fabel von einer verliebten Vertraulichkeit unter den abgefallenen Engeln und den Töchtern der Menſchen, eine Fabel, die für eine lebhafte Einbildungskraft ſo reizend iſt, daß unſer göttlicher Dichter ſie auf eine ſehr ernſthafte Art, als einen Theil von Satans Antwort an Belial, im zweyten Buche

che des wieder gewonnenen Paradieſes eingeführet hat.

Ehe die Fluth ſich ergoß, warfſt du und dein
brünſtiger Haufen,
Gottes Söhne mit Unrecht benannt, die Erde durchſchwärmend,
Auf die Töchter der Menſchen wollüſtige
Blicke; und paarten
Sich mit ihnen, und zeugten ein ſündig Geſchlecht — —
Vers 169 u. ſ. w.

Wir müſſen bemerken, daß dieſer erhabene Dichter in ſeinem größern Gedichte mehr denn einmal auf dieſen unerlaubten Umgang

Zwiſchen dem Engel- und Menſchengeſchlecht
angeſpielet hat.

Da dieſer Gedanke ſich auf eine Mißdeutung folgender Stelle im ſechsten Kapitel und zweyten Verſe des erſten Buchs Moſis gründete: „da ſahen die Kinder Gottes nach den „Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, „und nahmen zu Weibern, welche ſie woll„ten:“ ſo iſt dieſe ſeltſame Geſchichte eine Zeit-

lang

lang ſehr ernſthaft geglaubt worden, und ein neuer, ſehr angeſehener Gottesgelehrter, Herr Heidegger, hat ſeiner fleißigen Geſchichte der Patriarchen eine Abhandlung beygefüget, worinne er aus der Schrift, aus der Vernunft, und aus der Natur der Engel beweiſt, daß dieſe ätheriſchen Geiſter, ſie mögen eine Geſtalt annehmen, wie ſie wollen, gänzlich unvermögend ſind, Kinder zu zeugen.

Wollten wir dieſe Fabel als eine ächte Geſchichte anſehen, ſo könnten wir einen ſehr ſtarken Beweis daher nehmen, um zu behaupten, daß es vor der Sündfluth keine alten Jungfern könne gegeben haben: denn, wenn die böſen Geiſter die Erlaubniß gehabt hätten, eine ſolche Gewalt über die weibliche Welt auszuüben, wo kann man glauben, daß eine hübſche Perſon ihre Keuſchheit würde erhalten haben, wann Menſchen und Geiſter ſich zur Vernichtung derſelbigen verbunden hätten.

Wenn wir aber dieſe fabelhafte Folgerung von dieſen lüderlichen Engeln verwerfen, und uns an eine richtigere Erklärung der Moſaiſchen falſchen Geſchichte halten; ſo wollen wir nun unterſuchen, was ſich mit größerer Zuverſicht über dieſen Punkt ſagen läßt. Die Familie des Seth wird uns als ein ordentliches und frommes Geſchlecht dargeſtellt: doch, da der Zuſtand der Welt einen ſchleunigen Zuwachs von Bewohnern erforderte, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine weibliche Perſon ſelbſt bey dieſem nüchternen Geſchlechte, ſo unvernünftig ſollte gehandelt haben, die Pflicht zu verweigern, auch das Ihrige zu dem wichtigen Geſchäffte beyzutragen, die weite wüſte Erde zu bevölkern. Wollte man annehmen, daß unter dieſer unſchuldigern Hälfte des Menſchengeſchlechts auf eine kurze Zeit eine ſo beſondere Heiligkeit oder Selbſtverläugnung ſtatt gefunden, ſo ward ſie bald durch den Einfluß der lüderlichſten Beyſpiele überwältiget. Die Reinigkeit der Sethiten wurde durch die Verſuchungen, die ſie unter den Kindern des Cain fanden, verdorben: und der Zuſtand der weiblichen Sitten in dieſen Perioden iſt in folgenden Zeilen des Milton kräftig beſchrieben:

— — — Du ſaheſt vorher ihn,
Jenen weiblichen Trupp, in blendender Schönheit,
Wie Göttinnen bezaubernd, und ſanft; und zierlich geſchmücket,
Aber von alle dem Guten entblößt, worinnen die Ehre,
Und vor allem der Wirthſchaftsruhm des Weibes beſtehet;
Bloß zur Wolluſt erzogen, und in dem feinſten Geſchmacke,
Zu gefallen geübt; zu ſingen, zu tanzen; mit Vortheil
Sich zu ſchmücken, die Zunge zu rollen und Blicke zu ſchießen.
Dieſer edlere Stamm von Männern, welche durch Tugend
Sich den rühmlichen Namen der Söhne Gottes erworben,
Werden unedel den Ruhm, den ihre Tugend verdiente,
Dem bezaubernden Reiz der Atheiſtinnen opfern,

Die ſie verführt: es ſchwimmen ietzt in Wolluſt und Freuden,
Die nur allzu geraum in kurzem zu ſchwimmen verdammt ſind;
Jauchzend lachen ſie, aber die Welt muß über ihr Lachen,
Eine Fluth von Thränen, dafür laut jammernd vergießen.

Verlorenes Paradies, 11tes Buch, 614 Vers.

Dieſe Zeilen mit dem vorigen aus dem wieder gewonnenen Paradies verglichen, geben einen überzeugenden Beweis, wie ſinnreich der groſſe Dichter die aller entgegen geſetzten Schrifterklärungen, ſo wie ſie ſich am beſten zu ſeinen poetiſchen Abſichten ſchickten, zu nützen pflegte.

Ich muß indeſſen geſtehen, daß, obgleich einige Zeilen in der, eben angeführten Stelle außerordentlich ſchön ſind: ſo ſcheint doch dieſem vortrefflichen Dichter in dem Schluſſe derſelbigen ſein Genie mit ſeiner Gerechtigkeit verlaſſen zu haben. Der kindiſche Ausdruck in den zwo letzten Zeilen iſt beſonders unglücklich, und die Behauptung, daß die weibliche Wolluſt die vornehmſte Urſache der Sündfluth geweſen, ſcheint unredlich und grauſam zu ſeyn. Inzwiſchen muß ich den edelſten Dichter dießfalls durch die Bemerkung entſchuldigen, daß er wahrſcheinlicher Weiſe durch ſeine Verehrung und Hochachtung für einen gelehrten und heiligen Charakter irre geführt wurde, da ſeine Beſchreibung aus den Annalen des Eutychius, dem Patriarchen von Alexandrien, geborgt zu ſeyn ſcheint.

Ob ich gleich dieß ſtrenge Urtheil über die erſten weiblichen Bewohner der Welt nicht unterſchreiben kann, ſo muß ich doch nach dem, was ich angeführt habe, glauben, daß ich dieß Kapitel nicht beſſer, als mit der Behauptung endigen kann, daß nach allem, was ſich nur durch ein ſorgfältiges Nachforſchen über dieſe ſehr tiefe und delikate Sache heraus bringen läßt, wir die ſtrengſte Urſache zu der Vermuthung haben, daß vor der Sündfluth nie eine alte Jungfer exiſtiret habe.

◆ ◆ ◆

Auf welche blinde und ungerechte Vermuthungen können wir armen Sterblichen nicht verfallen, wann wir den Zuſtand und Charakter unſerer entfernten Vorfahren ſchätzen wollen! — Eben hatte ich die vorhergehende Speculation über die Exiſtenz einer alten Jungfer vor der Sündfluth beſchloſſen, als ich auf eine angenehme Art durch ein Packet von einem gelehrten Freunde überraſchet ward, der in ſeinen Reiſen durch Europa und Aſia jeden antiquariſchen Span, der mir einiges Licht in meinen altjungfräulichen Nachforſchungen geben könnte, für mich zu ſammeln verſprochen hatte. Ob mir nun gleich die Gewogenheit, die ich von ihm ſo reichlich erhalten habe, beweiſt, daß ich mich in meiner muthmaßlichen Rechenſchaft über die antediluvianiſche Jungfrauſchaft gewaltig geirrt hatte, ſo mag doch, was einmal geſchrieben iſt, als eine Warnung für künftige Antiquare ſtehen bleiben, damit ſie nicht in ſolche übereilte Entſcheidungen verfallen.

Ich kann meinen Eifer für die Schweſterſchaft nicht beſſer beweiſen, als daß ich ihnen dieß auserleſene Stück antediluvianiſcher Geſchichte, welches meine Hypotheſe vernichtet, mit wahrer Freude vorlege, und ihnen auf Unkoſten meines eigenen hiſtoriſchen Scharfſinns ihre altväteriſche Ehre einräume. — Mein Freund, der gelehrte Reiſende, ſchreibt mir aus Spanien, welches er itzt auf ſeiner Rückkehr beſucht, daß, ſo bald er England wieder betritt, er das Tagebuch ſeiner Reiſe zum Drucke durchbeſſern will: und daß er daſelbſt in einem Supplemente verſchiedene andere alte Traktätchen, die er glücklicher Weiſe der Vergeſſenheit entriſſen, einrücken, die Umſtände, die ihn zu ihrer Entdeckung geführt, erzählen, und deutlich beweiſen will, daß das Fragment, womit er mich beſchenkt hat, von Enochs eigener Feder herrühren müſſe. Er verſichert mich zugleich, daß die Ueberſetzung, die er mir geſchickt, höchſt getreu ſey, und daß er aus unwiderſprechlichen Gründen darthun könne, daß dieß Fragment unter denſelben Schriften enthalten ſey, die der fromme Tertullian nach

nach ſeiner Anzeige gebraucht hat, und von denen der berühmte Poſtellus geſteht, daß er ſich deſſen in ſeinem fleiſsigen Traktat über den Urſprung der Dinge ohne Bedenken bedient habe.

Doch ich will nicht durch eine weitläuftige Vorrede dem Leſer die koſtbare und intereſſante moraliſche Geſchichte des gröſten Schriftſtellers, der vor der Sündfluth gelebt, länger vorenthalten.

* * *

„Und unter den drey und neunzig Töchtern
„Enochs war keine, gleich der Kunaza: *)
„ſie war ſchön, aber achtete ihrer Schönheit
„nicht:

---

*) **Anmerkung des Herausgebers.** Ich bin ſehr geneigt, anzunehmen, daß der Name dieſer intereſſanten Perſon Kunaza, in der Eil des Abſchreibers verſtellt worden, und eigentlich Kanaza ſollte geſchrieben werden, welches in der Arabiſchen Sprache bedeutet, etwas als einen Schatz niederlegen: eine Bedeutung, die dieß Wort leicht von der ſonderbaren Ge-

„nicht: ſie war leicht, wie das Reh; aber der Tanz erfreute ſie nicht.“

„Mit Mitleiden ſah ſie die an, die den vorüberfliehenden Freuden der Erde trauten.“

„Sie ſah, daß Liebe von Eiferſucht vergiftet, und die Ehe durch Zank verbittert wird. Ihre Seele war in himmliſche Betrachtung verliebt, und ſie ſagte zu ihrem Vater:“

„O mein Vater, laß mich als eine Jungfrau leben und ſterben! Leite mich durchs Leben durch das Licht deines Geiſtes, und lehre mich mit dir in den Wegen unſers Schöpfers wandeln.“

„Und ihr Vater freute ſich der Reinigkeit ſeines Kindes: aber die Verwandten der Kunaza ſpotteten ihrer Enthaltſamkeit.“

„Es

ſchichte des Mädchens erhalten konnte, deren Name es urſprünglich war — ſo wie man ſich im Engliſchen des Worts to hector (Trotz bieten) in Beziehung auf den alten Trojaniſchen Helden bedienet.

„Es iſt keine Pflanze, ſprachen ſie zu ihr, „die nicht Saamen trägt, und kein Thier, das „nicht Junge gebiert.“

„Du wirſt das einzige unfruchtbare Ge„ſchöpf auf Erden ſeyn: und wann du von „hinnen ſcheideſt, wird keiner ſeyn, der um „dich klaget.“

„Aber Kunaza achtete ihres Spottes nicht; „und in dem zweyhundert und ein und neun„zigſten Jahre ihres Alters, wies ſie den letz„ten Antrag zurück, der ihr zur Heurath „gethan ward.“

„Nun geſchah es zu der Zeit, daß die En„gel, die über die Erde wachen ſollten, ihrer „Pflicht vergaßen.“

„Sie ſahen, daß die Weiber ſchön waren, „und brannten von unreinen Begierden für die „Töchter der Menſchen.“

„Es gelang ihnen auf der Laufbahn ihrer „Unreinigkeit; und ſie machten die Erde zu ei„nem Schauplatze des Abſcheues.

„Sie zeugten eine Menge Rieſen, und „rühmten ſich ihrer Greuel.

„Denn Semiexas, der Fürſt der lüderlichen
„Engel, gebot zwanzigen ihrer Heerführer,
„vor ihnen zu erſcheinen:

„Und ſie verbanden ſich durch einen Eid,
„ſich in der neunten Nacht jedes neuen Jahres
„zu verſammeln, um die Thaten ihrer Unreinigkeit
„einander zu erzählen.

„Und ſie verſammelten ſich auf dem Gipfel
„eines Berges, der Hermoniim hieß, das iſt,
„der Berg des Eides.

„Aber der Mond verbarg ſein Haupt, und
„die Sterne weigerten ſich, Zeugen der Thaten
„ihrer Unreinigkeit zu ſeyn.

„Und ſie ſcheuten ſich der Finſterniß, die ihre
„Rede erzeugte, weil ihre Thaten böſe
„waren.

„Und Semiexas, ihr Fürſt, erzählte zuerſt
„das Böſe, das er gethan hatte.

„Und Atarkuph erzählte das Böſe, das er
„gethan hatte.

„Und Arakiel erzählte das Böſe, das er gethan
„hatte.

„Und Chababiel erzählte das Böſe, das er
„gethan hatte.

„Und Sapſik erzählte das Böſe, das er gethan hatte.

„Und von den zwanzig unreinen Geiſtern ſchwieg nur einer, und der eine ſchweigende war Pharmarus.

„Und ihr Fürſt Semiexas ward durch ſein Schweigen beleidiget, und gebot ihm zu ſprechen.

„Und Pharmarus ſah mit einem Blicke eines bittern Lächelns auf, und ſprach:

„Ihr ſeyd Geiſter eines niedern Ehrgeizes: Ihr begnüget euch mit dem Schatten des Sieges, wo Ihr keinen Widerſtand findet.

„Aber das iſt meine Freude, zu kämpfen mit dem widerſtrebenden Eigenſinne: ich freue mich, über das ſchöne Mädchen zu ſiegen, über das Mädchen von langem Verzug und von mannichfaltigen Ausflüchten.

„Und als er ſprach, erhub ſich in der Verſammlung der Engel ein geräuſchvoller Ausbruch von unüberſchwenglichem Gelächter.

„Der Berg ward bis auf den Grund durch das Getös ihres Lachens erſchüttert.

„Und Semiexas, ihr Fürſt, ſchrie: O
„Pharmarus, Erfinder der Zauberey! O du
„Künſtler ſchwarzer Thaten? Jſt wohl ſolch
„ein Mädchen auf der Oberfläche der Erde?

„Und Pharmarus antwortete und ſprach:
„O du Fürſt Brunſtathmender Engel, ich
„wundere mich nicht, daß du zögerſt, mir zu
„glauben.

„Denn du haſt noch kein Weiblein getroffen,
„das deiner Vollkommenheit zu widerſtehen
„vermochte. Die Schönheit des Weibes
„iſt vor dir gewichen, ſo wie die ſanfte Luft
„vor dem gebietriſchen Fittige des Adlers
„weichet.

„Aber höre, und ich will dir wunderbare
„Dinge mittheilen, die ich entdeckt habe unter
„den Töchtern der Menſchen.

„So wie wir ſelbſt nach den Lüſten der Erde
„ſchmachteten, wie wir brannten für die Nießbarkeiten
„der körperlichen Exiſtenz;

„So hat ein Weib ebenfalls den Ehrgeiz
„gehabt, ihre Natur zu verändern, und ſich
„ſelbſt in die Vollkommenheit eines Geiſtes zu
„kleiden.

„Ich

„Ich ſuchte die Umarmungen der Kunaza,
„die jungfräuliche Tochter des Enoch: allein
„obgleich die erſte Blüte der Jugend dahin iſt,
„ſo kehrte ſie ſich doch verächtlich von meinem
„Begehren.

„Sie hat den Freuden der Natur entſagt;
„hat beſchloſſen, ihre Jungfrauſchaft dem Grabe
„zu geben. Doch mit der Zeit ſoll ſie meinen
„Wünſchen zuſagen: denn ich habe die
„Schwachheit des Weibes ſtudirt.

„Ihrer Schwachheiten ſind viere; und ich
„will eine Erfahrung über den Einfluß einer
„jeden anſtellen.

„Ich will ihren Stolz aufwecken; und das
„allein kann ſie in Verſuchung führen, ſich
„mit dem Pharmarus zu vereinigen.

„Ich will ihren Geiz aufwecken; und ſie
„wird gierig ſeyn, gegen die glimmernde Beute
„der Erde ihre Schönheit auszutauſchen.

„Ich will ihre Begierde reizen; und die
„Kräfte ihres Widerſtandes ſollen hinwegſchmelzen.

„Ich will ihre Neugierde entzünden; und
„was iſt da, das nicht ein Mädchen, die nach

„einem Geheimniſſe dürſtet, dafür zu geben
„vermag?

„Ich ſchwöre bey der Liſt der Schlange, ſie
„ſoll meiner Leidenſchaft nicht entgehen.

„Ich will über die züchtige Verkehrtheit
„der Jungfrau triumphiren, oder dieß Erden-
„rund bis zu ſeinem Kern erſchüttern.

„Und der Fürſt Semleras antwortete und
„ſagte: Du haſt recht geredet, Pharmarus,
„du Erfinder der Zauberey! Deine Sprache
„iſt deiner ſelbſt würdig, du Künſtler in ge-
„heimen Ränken!

„Gehe! und ſey glücklich in deinen Anſchlä-
„gen! und wann wir uns nächſtens verſam-
„meln, ſo letze uns durch die Erzählung dei-
„nes Erfolgs.

„Er ſprachs, entließ die Verſammlung,
„und Pharmarus reiſte ab von ſeinen Ge-
„fährten.

„Er reiſte ab, ſein Böſes für ſich allein zu
„verarbeiten: denn er gedachte ſich deſſen in
„der nächſten Zuſammenkunft zu rühmen;
„aber er war verdammt, nie wieder mit ihnen
„zuſammen zu kommen.

„Und nun dachte er in der Einſamkeit den mancherley Ränken nach: äußerte alle Spitzfindigkeit ſeines Geiſtes, die Jungfrau zu überraſchen.

„Er nahte ſich ihr unter der Geſtalt eines Freundes; ward vertraut mit dem Mädchen unter der Maske eines Lehrers.

„Sie horchte begierig auf ſeine Kenntniß; ihr Verſtand weidete ſich an den Wundern, die er entdeckte: und es geſchah eines Tages, da Pharmarus mit ihr über die Wahrſagungskunſt ſich unterredete, daß er plötzlich ausrief:

„O Kunaza, noch haſt du zu lernen, daß dieſen Tag deine Schweſter Kezia einen jungen Enack (oder Rieſen) in die Welt gebracht hat.

„Die Wunder der Natur ſind würdig der Prüfung des Weiſen. Laß uns zum Gezelte deiner Schweſter eilen: laß uns zuſehen, wie ſie durch ihre Geburth das kleine Geſchlecht der Erde vermehrt hat.

„Und Kunaza ſtund mit dem Pharmarus auf, und eilte zu dem Gezelte ihrer Schweſter.

„Und ſah, daß alle Dinge ſo geſchehen wa„ren, wie Pharmarus der Kunaza vorher ge„ſagt hatte.

„Denn Kezia, die ſiebzigſte Tochter Enochs, „war von dem Semiexas, dem Fürſten der „lüderlichen Engel, ſchwanger geworden, und „hatte ihm einen Sohn geboren: und dieß „war der erſte Enak, der auf der Erde ge„boren ward.

„Und Kunaza beſah das Kind, und er„ſtaunte über ſeine Größe.

„Sie umarmte das Knäblein mit Verwunde„rung, und freute ſich über die Größe ſeiner „Gliedmaßen.

„Und übergab das Kind ſeiner Mutter „Kezia, und bemerkte das ſtolze Entzücken „der Mutter, indem ſie das Kind mit ihren „Augen maß.

„Und der erſte Verſuch des Pharmarus hub „an, in dem Buſen der Kunaza zu wirken; „und ihr Herz ſagte insgeheim zu ſich ſelbſt: „Wie lieblich muß es ſeyn, mit den Augen „einer Mutter das lächelnde Angeſicht eines „jungen Rieſen zu ſehen!

„Und

„Und Pharmarus las alle ihre innerſten Gedanken: deß frohlockete er, und wünſchte allein mit der Jungfrau zu ſeyn.

„Und er erhielt von der Kunaza, daß ſie ſich vom Gezelte ihrer Schweſter mit ihm entfernte, damit er ihr irgend ein verborgen Wunder der Schöpfung zeigen möchte.

„Und als er zur Seite des Mädchens gieng, fieng er an den Wunſch aufzufachen, den ſie gefühlt, die ſtolzen Freuden einer Mutter zu erfahren.

„Aber ihre Seele gieng mit ſich ſelbſt zu Rathe, und dieß waren die Gebote ihres Herzens:

„O Kunaza, gebrauche deiner Vernunft, und widerſtehe dem Stolze, der ſich auf Thorheit gründet!

„Von den drey und neunzig Töchtern deines Vaters iſt nicht eine, die nicht einen jungen Enack gebähren könnte.

„Kannſt du darauf ſtolz ſeyn, was ſelbſt die thörichtſte deines Geſchlechts geben kann? ein Werk, worinnen Thörinnen überlegen ſeyn können?

„O Ku-

„O Kunaza, biſt du durch deine Natur beſtimmt, die Schwachheit des Stolzes zu fühlen, ſo laß deinen Stolz wenigſtens auf einen verzeihlichern Triumph in der Vortrefflichkeit deines Geiſtes eingeſchränkt ſeyn!

„Und Pharmarus las dieſe unausgeſprochenen Worte in ihrer Seele; und er ſah, daß ſie nicht fallen würde durch den Einfluß des Stolzes.

„Und nun verſuchte er ſie durch Schätze zu reizen, und ſie zur Befriedigung ſeiner Begierde zu erkaufen.

„Er bot ihr ein Metall an, deſſen ſchimmernder Glanz die Sonne nachahmte; und einen Stein, deſſen Pracht mit dem Glanze ihrer Augen wetteiferte.

„O Kunaza, rief er aus, überlaß dich dem Pharmarus, und er wird machen, daß man dich die reichſte unter den Weibern nennt.

„Aber der ſchlaue Engel konnte auch nicht auf einen Augenblick die niedrige Leidenſchaft des Geizes in der edlen Seele der Kunaza erregen.

„Das Mädchen antwortete, und ſprach: der wahre Reichthum eines Weibes iſt Friede des Geiſtes, und ihr prächtigſter Schmuck iſt Beſcheidenheit und Sanftmuth.

„Und Pharmarus wunderte ſich über ihre Klugheit; und ward innerlich von einer groſſen Unruhe geängſtiget.

„Doch unterdrückte er das Murren ſeiner fehlgeſchlagenen Erwartung, und gieng ſchnell zu neuen Ränken gegen das Mädchen über.

„Und da er noch mit der Kunaza ſprach, blieb er ſchnell unter dem einladenden Schatten eines majeſtätiſchen Palmbaums ſtehen.

„Und ſagte: du verſtändiges Mädchen, die du in der Geſchichte der Erde dich freueſt, merke auf, und ich will dich in den geheimen Wundern unterrichten, die dieſen Baum betreffen.

„Aber bemerke ſeinen wohlthätigen Wachsthum; und bemerke die glücklichen Geſchöpfe, die in dem weiten Raume ſeines lang umher verbreiteten Schattens ſpielen!

„Und Kunaza überſchaute den Baum, und ſah, daß er in vorzüglicher Schönheit prangte.

„Der

„Der Boden unter ihm war blumenreich, „und wohlriechend, wie das Paradies: die „zärtlichſten und lieblichſten Thiere der Schö„pfung waren in ſeinem Schatten verſammelt, „und jedes Thier war mit ſeinem Gatten „glücklich.

„O Kunaza, ſagte der falſche und liſtige „Pharmarus, ich will dir nun die Glückſelig„keiten erzählen, die dieſem Flecke angehören.

„Du ſiehſt das erſte bräutliche Bette dei„ner Aeltern; hier war es, wo Eva zuerſt ſich „niederließ, als der Neid der Schutzgeiſter ſie „aus Eden vertrieb.

„Hier war es, wo ſie zuerſt mit den eheli„chen Freuden bekannt ward, und ſich für das „Paradies belohnt fühlte, das ſie verlaſſen „müſſen.

„Und der Engel der Vereinigung ſegnete „den Baum, unter dem die erſte Mutter ruhete.

„Er ſegnete den Baum und den ganzen Bo„den, der ſich umher darunter verbreitete:

„Er ſegnete alle die Geſchöpfe, die um ihn „her ſpielen: er verordnete, daß jede Tochter, „die unter ſeinem Schatten ſich legt, unaus-

„ſprechliche Freude fühlet, weit über die gemeine Freude ihres Geſchlechts.

„Doch dieſe Glückſeligkeit iſt von dem ſorgloſen Kindern der Menſchen lange vergeſſen: es iſt ein freudenvolles Geheimniß, mir allein aufbehalten, meiner Geliebten mitzutheilen.

„So ſprach der ſchlaue Pharmarus, und während daß er ſprach, goß er in die ſich verwundernde Jungfrau der Gelüſtung Mark und Bein durchdringende Flamme.

„Der Buſen der Kunaza fieng an ſich zu heben, und ihr Odem war plötzlich kurz.

„Und Pharmarus frohlockte in ſeiner Liſt, und war bereit, ſeinen Sieg zu vollenden.

„Und ein durchdringend Geſchrey ward in der Ferne gehört, und Kunaza fuhr auf von dem Schalle.

„Sie horchte, und das Geſchrey verdoppelte ſich, und Kunaza ſchrie: So wahr, als ich lebe, das iſt das Geſchrey einer Frau in der Noth!

„Und ſie hörte den Klang zum drittenmale, und ſagte: Wahrhaftig iſt das der Ausdruck des

„Schmerzes, der dem Weibe auferlegt ward, darum daß ſie auf den liſtigen Verſucher hörte:

„Es iſt eine Warnung für die ſchwache Kunaza. Ich danke dir, mein guter Engel: ich fühle, du haſt mich gerettet von der betrügeriſchen Liſt des Pharmarus.

„Und da die Jungfrau noch ſprach, ſprang ſie vorwärts, und eilte nach dem Orte, von wannen das Geſchrey herkam.

„Und Pharmarus begann ſie zu verfolgen: doch hielt er in ſeinem Beſtreben ſchnell an, und bedachte, daß der Einfluß ſeiner Verſuchung ſchon aus ihrem Körper gewichen war.

„Er ſchwärmte dann unzufrieden auf der Erde umher, und zerarbeitete ſich in finſtern Ränken, das Mädchen zu fahen.

„Und er ſandte ihr ſeltſame Geſchenke, von äußerſten Enden der Erde geſammelt, die Jungfrau wieder vom Gezelte ihres Vaters zu locken;

„Verſprach ihr, ſie mit allen verborgenen Wundern der Schöpfung zu unterhalten, und zog ſie durch eine magiſche Täuſchung in die tiefſten Winkel eines finſtern Waldes.

„Hier erſchien er ihr in aller ſeiner falſchen Größe, als der Zauberfürſt, dem alle Elemente, als ihrem Beherrſcher, gehorchen, und vor dem Licht und Finſterniß eins iſt:

„Deſſen Worte ſichtbar machen können, was unſichtbar iſt, und das Ding, welches nicht iſt, ſehen laſſen, als ein Ding, das da iſt.

„Und Kunaza wunderte ſich über ſeine Kräfte, und er faßte ſie bey der Hand, und ſprach:

„O du Mädchen von engliſchem Geiſte, die du ſo eifrig begehreſt, in die Geheimniſſe des Weltalls zu dringen!

„Horch auf! Gieb mir deine Liebe, und ich will deine fähige Seele mit der geheimnißvollen Kenntniß erfüllen, nach der dein Herz ſchmachtet!

„Du wirfſt mir vor, daß ich dich zu betrügen trachtete, und hältſt mir das Beyſpiel deiner Mutter Eva vor:

„Aber, ich will dir zeigen, daß du dich ſelbſt betrügeſt, wenn du Muth haſt, zu lernen, die ächte Wahrheit von den Todten.

„Sage mir, du engliſchſte unter den Töch„tern der Menſchen, ſoll ich die Erſcheinung „deiner erſten Mutter dir vor die Augen brin„gen? Soll ich die abgeſchiedene Eva aus dem „Grabe hervor rufen, um dir zu ſagen, was „wirklich ziemt, allen ihren Töchtern zu „thun?

„Und Kunaza erwog bey ſich, und ſagte: „Gern würde ich den abgeſchiedenen Geiſt des „erſten Weibes ſehen und hören.

„Und Pharmarus frohlockte, und ſagte: „Meine Seele freuet ſich deiner Gemeinſchaft, „o du großmüthigſte der Sterblichen!

„Und er ſtampfte mit ſeinem Fuße auf die „Erde; der Grund erbebte, und that ſich plötz„lich aus einander.

„Und aus der Spalte ſtieg ein dicker Rauch „auf, und dem Rauche folgte ein ehrwürdiges „Phantom:

„Und das Phantom hatte das Geſicht der „Eva; und es beugte ſein Haupt und ſprach:

„Täuſche dich ſelbſt nicht durch falſchen „Stolz, o meine Tochter! laß mich dich war„nen, nicht zu leben und zu ſterben in einer

„thö-

„thörichten Unwiſſenheit der Freuden, zu denen Genuß dein Körper gebildet worden!

„So ſprach das Phantom, und wartete „keiner Antwort, ſondern ſank wieder in die „Erde hinab.

„Und das Geſicht der Kunaza ward von „Verwirrung bedeckt; und ſie ſchämte ſich faſt, „daß ſie noch eine Jungfrau war.

„Und Pharmarus las ihre innerſten Gedanken, und frohlockte:

„Denn er ſah, daß ſeine Täuſchungen anfiengen, ſich ihrer Sinne zu bemächtigen; und „er fuhr fort, ſie weiter zu verſuchen.

„Er drückte ihre zitternde Hand, und rief: „du allein biſt würdig unter den Weibern, an „den tiefen Entdeckungen meines Geiſtes Theil „zu nehmen.

„O beſelige mich mit deiner Schönheit, Kunaza! und ich will dich mit einer wunderſamen Macht bereichern, die kein Sterblicher „außer dir beſitzen ſoll.

„Ich will dich fähig machen, den Raub „der Zeit zu hintergehen; und wann ſieben „Centurien über deinem Haupte weggerollet

„ſind

„ſind, ſollſt du noch ſo liebenswürdig ſcheinen, „als du in dem Augenblicke biſt.

„Ich will dich lehren, dich ſelbſt mit der „Schnelligkeit eines Gedanken unſichtbar zu „machen, und wann du nach deinem Wohlgefallen vorüber geheſt, in jedes Geheimniß zu „dringen, das du auszuſpähen wünſchſt.

„So ſprach der argliſtige Pharmarus: und „die Neugierde des Mädchens ward entflammt.

„Da waren viele Dinge, die ſie zu wiſſen „ſchmachtete; und in ihrem Herzen dürſtete „ſie nach einer übernatürlichen Macht.

„Und Pharmarus ſah, daß ſeine Verſuchung in ihrer Seele Eingang fand; und er „jauchzte im glücklichen Fortgange ſeiner Anſchläge.

„Er fuhr fort, in das Mädchen zu ſetzen, „und ihr Buſen empörte ſich von einem ungewiſſen Kampfe.

„Ihre Wangen errötheten wie die carmoiſinene Roſe: aber ſie zog ihr Haupt auf ihre „Schultern zurück, um die flammenden Augen des Pharmarus zu vermeiden.

„Und ſo wie die Fichte ſich beugt unter dem „vorüberrauſchenden Winde: ſo ward die Vernunft der Kunaza nieder gebeugt von dem „plötzlichen Stoße der Begierde.

„Sie zitterte in dem Kampfe der Leidenſchaften: aber ihr tugendhafter Geiſt erhub ſich „mit einer neuen Kraft, ſo wie der Baum ſich „erhebt von einem vorübergehenden Druck, „und gerade ſich zum Himmel ſpitzt, durch „deſſen Einfluß er gedeiht.

„Und die Seele des Mädchens gieng mit „ſich ſelbſt zu Rathe, und ſprach:

„O Kunaza, unterdrücke den ſchändlichen „Ehrgeiz, den die Argliſt in deinem Buſen „auffacht.

„Pharmarus mag dich wohl in Stand ſetzen, „jedes ſterbliche Auge zu täuſchen: aber den „Augen Gottes und ſeiner Engel zu entgehen, „— da iſt keiner, der dich das lehren kann.

„Wünſche denn nicht, eine übernatürliche „Kraft durch die Aufopferung eines größern „Gutes zu gewinnen; durch den Verluſt des „unſchätzbaren Frieden einer unſchuldigen „Seele.

„Und,

„Und, indem ihre Seele ſo mit ſich zu Ra„the gieng, entfloh jede böſe Luſt aus dem ge„reinigten Herzen der Jungfrau.

„Sie wandte ihr Geſicht zu dem Pharma„rus, ſah auf ihn mit einem verächtlichen Blicke „und ſprach:

„Weg von mir, unwürdiger Geiſt! die „Seele der Kunaza iſt bemächtiget, deine arg„liſtigen Künſteleyen zu verabſcheuen, und zu „verlachen.

„Du ſucheſt mich eines Schatzes zu berau„ben, den, wenn ich ſchwach genug wäre, ihn „von dir mir rauben zu laſſen, alle deine mäch„tigen Zauberkünſte der reuigen Trauernden „nicht wiedergeben könnten.

„Und die Wuth des Zorns und der fehlge„ſchlagenen Hoffnung fiengen an, in der Seele „des Pharmarus empor zu ſchwellen.

„Er warf einen wüthenden Blick auf die „Jungfrau und ſagte:

„Bey den Mächten der Finſterniß, du biſt „ſo ſchlau, als die Schlange ſelbſt. Hätte „Eva deine Argliſt beſeſſen, ſie hätte den Für„ſten der Verſucher zum Thoren gemacht.

„Aber

„Aber ich ſchwöre bey den Flammen, die „in mir brennen, du ſollſt meiner Umarmung „nicht entgehen: ich will dich zur ſtolzen Mutter eines jungen Rieſen machen.

„Und er ergriff die Jungfrau mit dem ungeſtümen Anfaſſen der ſchändenden Lüſternheit: und ſie ſchrie laut in dem tödtlichen „Schrecken der Angſt.

„Und auf den Klang ihres Geſchreyes ließ „ſich der Engel Gabriel auf die Erde herab: „Pharmarus ſah ihn, und ſchämte ſich auf „einen Augenblick.

„Dann aber erwachten alle ſeine böſen Leidenſchaften mit gedoppelter Wuth: und er „rüſtete ſich, mit Gabriel um den Beſitz der Kunaza zu kämpfen.

„Aber die Kräfte ſeines Widerſtandes welkten vor dem zurückſchlagenden Glanze, der „von dem ſtrahlenden Antlitze des beſchützenden „Geiſtes blitzte.

„Und Gabriel faßte ihn mit dem Arme der „Gerechtigkeit und Macht; und rief mit milder Würde dem Mädchen:

„O Kunaza! Du haſt einen guten Kampf „gekämpfet; und alle die getreuen Geiſter des „Himmels ſind deine Freunde.

„Wiſſe, daß der Seraph Uriel und ich vom „Throne Gottes geſandt ſind, die falſchen und „lüderlichen Engel zu ſtrafen, die ihre Natur „durch die Unreinigkeiten der Erde herabgewürdiget haben.

„Und zur Ehre deiner Tugend hat dein „Schöpfer, Kunaza, verordnet, daß dein Feind „Pharmarus, zuerſt ein Opfer der gerechten „Rache des Himmels fallen ſoll.

„Oeffne dich Erde! und kerkere in deine „Höhlen den verrätheriſchen Lehrer ein, der es „verſucht, die reineſte deiner Töchter zu „ſchänden!

„Die Erde öffnete ſich bis zur Mitte, auf „das Gebot des rächenden Engels, und ſchloß „hier mit einer Kette des ſtrafenden Feuers „* * *,“

Es thut mir ſehr leid, daß ich meinen Leſern ſagen muß, daß dieß unſchätzbare Fragment nicht weiter, als bis zu dem vorhergehenden abgebrochenen Urtheilsſpruche geht.

Denn ich bin überzeugt, daß jede Perſon von Gefühl, jeder wahre Freund der Jungfrauſchaft bedauren wird, daß wir nicht völlig mit dem endlichen Schickſale der intereſſanten Kunaza bekannt gemacht werden. Wir können übrigens zuverſichtlich verſichern, daß, nachdem ſie ſo glücklich allen niederträchtigen Kunſtgriffen des Fürſten der Zauberey widerſtanden, ſie nie durch die Stärke oder Liſt des Mannes fallen konnte. Ich bin alſo gewiß überzeugt, daß ihr Name und Charakter bey allen Völkern der neuen Welt die Ehre itzt erhalten werden, die ſie verdienen, und daß die Schweſterſchaft ganz beſonders nicht ermangeln wird, ſie als die urſprüngliche Präſidentin der alten Jungfern zu verehren.

Zweytes Kapitel.

Muthmaßungen über die alten Jungfern unter den Juden, Aegyptiern und einigen andern alten Völkern.

In den erſten Jahrhunderten nach der Sündfluth ſcheint es der Wunſch jeder einzelnen Perſon geweſen zu ſeyn, das ihrige zu dem großen Geſchäffte beyzutragen, die verwüſtete Welt wieder zu bevölkern. In einer Zeit, wo eine zahlreiche Nachkommenſchaft als ein wahrer Reichthum und ein beſonders Zeichen der göttlichen Gnade angeſehen wurde, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß irgend ein weiblich Geſchöpf ſich freywillig von dieſem beneideten Vorzuge ſollte ausgeſchloſſen haben. In der That ſcheinen die Hebräiſchen Weiber durch die lebhafteſte Begierde, die Zahl ihrer reſpectiven Familien vermehrt zu ſehen, getrieben worden zu ſeyn. Kinder wurden für einen ſo großen Schatz gehalten, daß verſchiedene Weiber der Patriarchen, deren Natur ihre Erwar-

tung

tung nicht erfüllte, ſehr willig der Unfreundlichkeit ihres eigenen körperlichen Zuſtandes dadurch abhalfen, daß ſie ihren Männern eine Magd zu legten. Unter allen Moſaiſchen Einrichtungen iſt keine Spur von einer Ordnung, weder unter den Männern noch den Weibern, die einem eheloſen Leben wären gewidmet geweſen: und ob gleich einige unter den Kirchenvätern, die ſich bemüht haben, in ihren Schriften die klöſterliche Jungfrauſchaft zu erheben, ſie von der Mirjam, der Schweſter des Moſes herzuleiten geſucht haben, unter der Behauptung, daß ſie als Jungfrau in ihrem hundert und drey und dreyßigſten Jahre geſtorben ſey: ſo iſt doch mehr Wahrſcheinlichkeit da, daß dieſe muſicaliſche Schweſter des Jüdiſchen Geſetzgebers an Hur, einen angeſehenen Mann vom Stamme Judas, verheurathet war. Der heilige Hieronymus, deſſen Eifer für die Keuſchheit ihn bisweilen über die Gränzen der nüchternen Vernunft hinaus geſetzt, iſt geneigt zu glauben, daß verſchiedene Frauenzimmer vor der chriſtlichen Zeitrechnung die Gabe der Prophezeihung von Gott zur Belohnung erhielten,

weil

weil ſie ein jungfräuliches Leben führten: — allein, es iſt merkwürdig, daß die berühmten hebräiſchen Prophetinnen verheurathete Weibsperſonen waren. Debora war das Weib Lapidoths; und der Hulda, deren Prophezeihung im zwey und zwanzigſten Kapitel des zweyten Buchs der Könige vorkömmt, wird nicht nur als des Weibes des Sallum gedacht, ſondern auch daß ſie in der Schule zu Jeruſalem gewohnt habe: ein hinlänglicher Beweis, daß die Jungfrauſchaft bey dieſen Frauenzimmern nicht erſoderlich war, die einen Theil dieſer heiligen Stiftung ausmachte. Die Heldin ſowohl als die Prophetin, konnten zu dem Ruhme ihres Volks das ihrige beytragen, ohne irgend einen Anſpruch auf dieſe keuſche Vollkommenheit zu machen. Jael, die in einem Triumphgeſange wegen der Niederlage des Siſſera geprieſen wird, war das Weib Hebers, des Keniters: und die edlere Judith, die ſich durch die Befreyung ihres Vaterlandes von dem Holofernes, den ſie umbrachte, unſterblich gemacht, war zu der Zeit ihrer That eine junge Wittwe. Durch die ganze Geſchichte der Juden von ihrem Vater Abraham bis zu ihrer gänzlichen Zerſtreuung kann ich mich nicht einer einzigen angeſehenen alten Jungfer erinnern: auch iſt es nicht wahrſcheinlich, das viel alte Jungfern bey einem Volke ſeyn konnten, wo jeder Mann die Freyheit hatte, ſo viel Weiber zu heurathen, als er ernähren konnte; und wo der weiſeſte ihrer Fürſten ſo ſchwach war, ſich mit einer häuslichen Laſt von vielen hundert Beyſchläferinnen zu beladen.

Da ſich die Aegyptier durch eine ſchwermüthige Gemüthsart und eine Leidenſchaft für eine dunkle Einſamkeit auszeichneten: ſo ſollten wir faſt auf die Vermuthung kommen, daß die Weiber des Landes die erſten waren, die ſich ſelbſt dem Zwange einer religiöſen Eheloſigkeit widmeten, wenn ſich nicht eine bemerkungswürdige Stelle in Herodotus fände, die dieſe Vermuthung nicht zu begünſtigen ſcheint. Indem er von Aegypten ſpricht, ſagt er ausdrücklich: „Kein Weib wird jemals weder einer „männlichen noch weiblichen Gottheit geweiht*): „der

---

*) Ιραται γυνη μεν ουδεμιη ουτε αρσενος θεȣ, κτλ

„der heilige Dienſt gehört bloß für die Männer." Inzwiſchen unterrichtet uns doch derſelbe brave Geſchichtſchreiber, daß die Weiber eine Hauptrolle bey den heiligen Myſterien dieſes ſchlauen Volks ſpielten: gewiß nicht, wie ſich wahrſcheinlich muthmaßen läßt, der Keuſchheit wegen; denn er ſagt: daß in dem Aegyptiſchen Tempel des Jupiters zu Theben, ſo wie in des Belus ſeinem zu Babel, eine Jungfrau für den Gott aufbewahret und von ihr geglaubt wurde, daß ſie mit der Gottheit ſelbſt in einem prächtigen Bette ſchlief, das zu dem Ende in dem höchſten Zimmer des Gebäudes zubereitet war. Aus dieſer Ceremonie und andern Umſtänden läßt ſich ſchließen, daß Aegypten eben nicht fruchtbar an alten Jungfern war. Leute von der ärmern Claſſe verkauften ihre weiblichen Kinder, um ſich ſelbſt dadurch einen Unterhalt zu ſchaffen: und wir können wahrſcheinlicher Weiſe nicht glauben, daß in einem ſolchen Lande viel alte Jungfern werden geweſen ſeyn, wo zween ihrer Monarchen, nach dem

---

ȣτε θηλεης· ανδρες δε παντων τε και πασεων. Herodotus, p. 120. ed. Weſſel.

dem von mir angeführten Geſchichtſchreiber, ihre eigne Töchter auf die öffentlichſte Weiſe Preis gaben: der erſte, um ſeinem erſchöpften Schatze wieder Zufluß zu verſchaffen, und der zweyte, um einen ſehr liſtigen Dieb zu entdecken *).

Dürfen wir alſo nicht erwarten, in Aegypten eine alte Jungfer zu finden, ſo werden wir noch weniger unter den Babyloniern auf eine ſolche Seltenheit ſtoßen. Dieß witzige Volk hatte ein glückliches Mittel erdacht, das Herodot ſehr billiget, zu hindern, daß ihre Frauensperſonen wegen Mangel perſönlicher Reize nicht einem eheloſen Leben ausgeſetzt ſeyn möchten. Es war nämlich bey ihnen gewöhnlich, daß ſie alle Jahre ihre mannbaren Jungfern zu einer öffentlichen Verſteigerung ausſtellten; die ſchönſten wurden für anſehnliche Summen verkauft, und das, dadurch gewonnene Geld unter diejenigen, die nicht geſucht wurden, auf eine ſol-

che

---

*) S. die unterhaltende Geſchichte des Rhampſinitus und ſeiner Tochter im zweyten Buche des Herodot.

che Art vertheilet, daß ſie auch dadurch zu Männern kamen. Eine ſolche bürgerliche Einrichtung iſt ſchon an ſich ſelbſt höchſt zureichend, zu verhindern, daß es nicht leicht alte Jungfern unter ihnen geben konnte: allein, ihre gottesdienſtlichen Ceremonien, wenn wir ſie anders glauben dürfen, zielen noch mehr dahin, ſolches zu bewirken, da es jeder Weibsperſon als eine Pflicht auferlegt war, Einmal in ihrem Leben die Umarmungen eines Fremdlings, in oder nahe bey dem Tempel ihrer Göttin Mylitta zuzulaſſen.

In Phönicien, wo Venus und Adonis hauptſächlich verehret wurden, gieng der vertraute Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern noch weiter. In der That finden wir bey verſchiedenen alten Völkern, daß die Aufopferung der weiblichen Keuſchheit für eine gottesdienſtliche Handlung angeſehen wurde. Perſonen vom höchſten Range unter den Armeniern, widmeten, wie uns Strabo erzählet, ihre jungfräulichen Töchter der Göttin Anaitis. Es war unter ihnen gewöhnlich, daß dieſe jungen Mädchen ſich eine anſehnliche Zeit im Dienſte

ihrer

ihrer Gottheit Preis gaben, und nachgehends ausgeſtattet wurden, da ſich keine Mannsperſon weigerte, eine Verbindung mit ſolchen heiligen Jungfrauen einzugehen *).

Die heidniſche Mythologie war gemacht, den verderbteſten Zuſtand der Sitten zu befördern; und bey einigen wollüſtigen Völkern des Alterthums ſcheint die Tugend der Enthaltſamkeit ganz unbekannt geweſen zu ſeyn. In Lydien, ſagt Herodot, iſt jedes Mädchen eine Buhlſchweſter. — Doch waren in den ſchwelgeriſchen Gegenden Aſiens einige religiöſe Verordnungen zu Bewahrung der Keuſchheit eingeführet. Der berühmte Dianentempel zu Epheſus hatte eine Anzahl heiliger Jungfrauen, und zu ihrer vollkommenen Sicherheit waren die Prieſter, deren Aufſicht ſie anvertrauet waren, alle Evnuchen. Inzwiſchen können wir

---

*) Τας θυγατερας οι επιφανεστατοι τȣ εθνȣς ανιερȣσι παρθενȣς, αις νομος εϛι, καταπορνευθεισαις πολυν χρονον παρα τῃ θεῳ, μετα ταυτα διδοσθαι προς γαμον· ȣκ απαξιȣντος τῃ τοιαυτῃ συνοικειν ȣδενος. Strabo, lib. XI.

wir doch nicht für gewiß behaupten, daß dieß Heiligthum viel alte Jungfern hervorbrachte: denn es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe jungen Prieſterinnen der Diana, wie die Veſtalinnen zu Rom, deren Geſchichte wir nachmals erzählen wollen, das Freyheitsrecht hatten, gegen ihr Mittelalter zu heurathen. Eben das mag auch aller Wahrſcheinlichkeit nach der Fall bey den religiöſen Jungfrauen in Perſien geweſen ſeyn, die nach einer Anekdote, die Juſtin erzählet, mit ganz beſonderer Heiligkeit bewacht wurden. — Darius, der Sohn des Artaxerxes, nicht zufrieden mit der königlichen Würde, zu der ihn ſein Vater erhob, verlangte noch von dieſem Monarchen, ſeine Geliebte, die Aspaſia. Der alte Fürſt, der nicht Luſt hatte, dieſe leidenſchaftliche Bitte ſeinem Sohne zu gewähren, und eben ſo ſehr fürchten mochte, ſie ihm zu verweigern, ſah ſich gezwungen, zu dem ſchmerzhaften Mittel, ſie vor einem ſo gefährlichen Nebenbuhler zu ſichern, ſeine Zuflucht zu nehmen, indem er ſie in dieſer Rückſicht zu einer Prieſterin der

Son-

---

*) Juſtin.

Sonne machte. Plutarch erzählt dieſe Begebenheit mit einigen Veränderungen: allein, auf eine Art, die ebenfalls zeiget, daß die Keuſchheit unter den Perſern in einer heiligen Freyſtatt ſehr genau bewahret wurde: doch war die Jungfrauſchaft, wie die Geſchichte hinlänglich beweiſet, nicht eine unumgänglich nöthige Erfoderniß zu dem Charakter einer Prieſterin. — Unter allen den Königreichen Perſiens trug vielleicht keines weniger als Perſien zu der Schweſterſchaft der alten Jungfern bey, indem die Perſer ſich durch eine eigene Ceremonie auszeichneten, welche aufs ſtärkſte beweiſt, daß beyde Geſchlechter ein eheloſes Leben, als einen Gegenſtand verabſcheuten, der ſolche Perſonen nicht nur zu Feinden der menſchlichen Freuden machte, ſondern ſie auch von der Glückſeligkeit, die ſie in einem künftigen Leben erwarteten, ausſchloß. Aus dieſer Vorſtellung nahm die ſeltſame Gewohnheit, die Todten zu verheurathen, ihren Urſprung. Sie mietheten nämlich einen Mann, oder ein Weib für jede Perſon, die in einem frühzeitigen Alter ehelos ſtarb. Dieſe wunderliche Art von Heurath ſoll in ſolchen Fällen, bald nach dem Begräbniſſe des Verſtorbenen durchgängig ſeyn gefeyert, und als ein wichtiger Paß zu den Gegenden der Glückſeligkeit ſeyn angeſehn worden.

Vielleicht mag es in Scythien, einige gute alte Jungfern gegeben haben, deren eheloſes Leben die Folge von einem zu zarten Körper, oder zu zärtlichem Herzen war; indem uns die Geſchichtſchreiber erzählen, daß keine Weibsperſon in dieſem marzialiſchen Lande heurathen durfte, als bis ſie mit ihrer eigenen Hand einen Feind in der Schlacht erlegt hatte.

Unter den kriegeriſchen Amazonen hat vielleicht eine ſehr verſchiedene Urſache eine gleiche Wirkung hervorgebracht. Da dieſe fürchterlichen Frauenzimmer es zu einem Ehrenpunkte ihrer Nation machten, ihre Herrſchaft ohne den wenigſt möglichen Beyſtand des andern Geſchlechts aufrecht zu erhalten; ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß diejenige für die wahreſte Amazoniſche Patriotin gehalten wurde, welche Jungfrauſchaft mit Tapferkeit verband. Ich muß zwar geſtehen, daß die verliebten Begebenheiten einiger Amazonenköniginnen, dieſe

Hypotheſe nicht begünſtigen: allein, wenn uns Quintus Curtius ſagt, daß Thaleſtris ſich vom Alexander eine Umarmung ausbat, und mehr Hitze *) bey ihrem verliebten Vergnügen äußerte, als der junge und wollüſtige Held ſelbſt, ſo dürfen wir auch nicht das unzüchtigere Betragen ihrer Vorgängerin auf dem Amazoniſchen Throne, die berühmte Pentheſilea vergeſſen, die an dem lüderlichen Hofe und in dem ausgelaſſenen Heere des Priamus, während der Belagerung von Troja, als eine Jungfrau lebte, und ſtarb. Sie ward, wie Quintus Calaber erzählt, von dem unbiegſamen Achilles erſchlagen; der übrigens, wie der Dichter ſagt, wünſchte, ſeine liebenswürdige Feindin lieber geheurathet, als getödtet zu haben. **) Das Beyſpiel dieſer tugendhaften Heldin überzeugt mich, daß, wenn es

---

*) Acrior ad Venerem foeminae cupido quam regis. *Quint. Curt. lib.* VI. cap. 5.

**) Καὶ δ' Αχιλευς αλιαστον εῳ ενετειρετο θυμῳ
Ουνεκα μιν κατεπεφνε, καὶ ουκ αγε διαν ακοιτιν.

Quintus Calaber. lib. I. v. 670.

unter dieſen alten Völkern, die die Griechen für Barbaren hielten, eine Anzahl alter Jungfern gegeben, ſolches unter dem Volke der Amazonen müſſe geweſen ſeyn. Ich weiß zwar wohl, daß Herr Bryant in ſeinen tiefgelehrten Unterſuchungen ſo gar die Exiſtenz dieſer Nation ſtreitig macht: allein, als ein Verfechter der Schweſterſchaft aller Zeitalter, kann ich dieſer Meynung eines ſonſt gelehrten Schriftſtellers nicht beytreten, noch den kühnen Alterthumsforſchern erlauben, eine ſo berühmte Gemeinſchaft zu vernichten, und in einem Augenblicke wenigſtens eine Million alter Jungfern ſo zu entjungfern.

Indem ich aber für das Daſeyn und die Keuſchheit dieſer weiblichen Krieger fechte, die von den Dichtern und Geſchichtſchreibern des Alterthums auf die lebhafteſte und umſtändlichſte Weiſe beſchrieben werden, darf ich ihre Nebenbuhlerinnen, ſo wohl an Tapferkeit als an Enthaltſamkeit, die Gorgonen nicht vergeſſen.

Dieſe waren nach dem Diodor von Sicilien ebenfalls eine weibliche Nation, und er erzählt

zählt uns, daß ſie mit den Amazonen in Lybien gränzten, und, aus Neid gegen ihre Nachbarinnen, oft in ihr Land feindliche Einfälle thaten, bis die mächtigern Amazonen, mit den ungeheuern Häuten der afrikaniſchen Schlangen bewaffnet, und von ihrer Königin Merina zur Schlacht geführet, die Gorgonen in einer harten Niederlage überwanden, wo ſie drey tauſend zu Gefangenen machten *).

Ich muß freylich geſtehen, daß es viel widerſprechende Meynungen in Anſehung dieſer noch zweifelhaftern Heldinnen, die Gorgonen gegeben. Einige Kunſtrichter finden in ihnen liebenswürdige junge Frauenzimmer, deren Schönheit ſo viel Eindruck machte, daß ſie jeden Beſchauer in ein unbewegſames Erſtaunen anhefteten: andere glauben, daß es fürchterliche alte Hexen waren, deren Häßlichkeit ſo ſcheußlich war, daß ſie Niemand ohne Schaudern anſehen konnte; und einige neuere Schriftſteller haben mit einer ſkeptiſchen Verfeinerung ihnen das menſchliche Weſen abgeläugnet, und geglaubt, daß es die berühmten Afrikani-

---

*) Diodor von Sicilien im 3ten B. 4. Kap.

ſchen Stutten wären, die von dem Südwinde, wie man ſagt, geſchwängert würden. Allein, um die alte Würde der Schweſterſchaft aufrecht zu erhalten, werde ich dem offenbaren Zeugniſſe deſſelben alten ehrwürdigen Griechen Paläphatus feſt anhängen, der ausdrücklich einen Traktat ſchrieb, um die poetiſchen Räthſel ſeines Landes aufzulöſen: und wo er deutlich ſagt, daß die drey prinzlichen Gorgonenſchweſtern, Stehno, Euryale und Meduſa, drey freywillige alte Jungfern waren *).

---

*) Κορας τρεις Σθενω, Ευρυαλην, και Μεδουσαν. Αυται μεν γαμαθαι ουδενι εβουληθησαν.
Palaephatus.

Drittes Kapitel.

Ueber die alten Jungfern in Griechenland.

In dieſen Zeitaltern, die mit dem Namen der heroiſchen beehrt werden, ſcheinen die Jungfern mit ſehr wenig Ehrerbietung behandelt worden zu ſeyn. Jeder Held ſcheint ſich ſelbſt zu den Liebkoſungen der gefangenen Mädchen für berechtigt gehalten zu haben, die entweder ſeine eigene Tapferkeit, oder das Kriegsglück in ſeine Gewalt gebracht: und der ehrwürdige Neſtor, in einem Alter von fünf und achtzig, verweigert nicht die ſüße Belohnung der alten Heldentugend, bey einer ſchönen, holden Jungfrau zu ſchlafen. Die warme enthuſiaſtiſche Bewunderung, mit der die feinſten Kunſtrichter den großen Geiſt des Homer betrachteten, hat einige von ihnen zu behaupten verleitet, daß ſeine Gedichte ſo wunderbar alles umfaſſend wären, daß ſie jeden Charakter enthielten, den nur das menſchliche Leben aufſtellen könnte. Man kann aber dieſes Lob für übertrieben anſehen: denn ganz ſicher finden wir weder in der Iliade, noch in der Odyſſee eine Schilderung, ja nicht einmal eine Skize von einer alten Jungfer. Vielleicht aber, da dieſer unſterbliche Dichter ſo umſtändlich getreu in ſeiner Zeichnung von Sitten und Gewohnheiten iſt, läßt ſich daraus ſchließen, daß es zu ſeiner Zeit dergleichen nicht gegeben habe: und in der That, iemehr wir über den religiöſen und politiſchen Zuſtand Griechenlandes nachdenken, deſto mehr Urſache finden wir, zu glauben, daß die Anzahl griechiſcher alter Jungfern zu allen Zeitpunkten daſelbſt ſehr unbeträchtlich müſſe geweſen ſeyn.

Die herrſchende Leidenſchaft der Griechen war, ihr Land zu vergrößern: und da ſie mit Recht Bürger, als den wahren Reichthum jedes Staats anſahen, hielten ſie es für eine der erſten patriotiſchen Pflichten, welche beyden Geſchlechtern obliege, die Republik durch die Vermehrung der Anzahl zu bereichern. Plato treibt dieſen Punkt ſo weit, daß er ſogar

ſagt:

ſagt: alle Perſonen ſollten, was den Punkt der Verehlichung anbetriffe, den Dienſt des Publikums ihrem eigenen Privatvergnügen vorziehen [*]). Eben dieſer groſſe philoſophiſche Staatsmann ſchlägt eine ſchwere Auflage auf diejenigen vor, die über das Alter von drey und dreyßig Jahren ehelos bleiben würden. Eine ſolche Taxe ſoll in Sparta üblich geweſen ſeyn, wo jede öffentliche Verordnung ganz beſonders dahin gieng, die Bevölkerung zu befördern.

„Ihre öffentlichen Tänze,“ (ſagt Plutarch) „und andere Uebungen der jungen nackenden Mädchen, im Angeſichte der jungen Mannsperſonen, waren Reizungen zum Eheſtande; und, um mich des Plato Ausdruck zu bedienen, zogen ſie ſo unumgänglich durch die anziehende Kraft der Liebe nach ſich, als ein geometriſcher Schluß aus den Vorderſätzen „fol-

---

[*]) Κατα παντος εις εϛω μυθος; γαμω· τον γαρ τη πολει δει συμφεροντα μνηϛευειν γαμον εκαστον, η τον ἡδιϛον αυτω. Plato de legibus, Lib. VI.

„folget. Um ſie noch mehr zu ermuntern, ſo „wurden diejenigen mit Merkmalen der Schande bezeichnet, die im Junggeſellenſtande beharrten: denn ſie durften die Uebungen der „nackenden Jungfern nicht mit anſehen, und „die obrigkeitlichen Perſonen zwangen ſie, entblößt in dem Winter um den Marktplatz umher zu gehen, und ein Lied auf ſich ſelbſt abzuſingen, worinne enthalten war, wie gerecht „ſie für ihren Ungehorſam gegen die Geſetze „beſtraft würden *).“

Athenäus erzählt uns, daß ſie noch eine weit härtere Strafe erleiden mußten, indem dieſe unnützen Diener des Staates an einem gewiſſen Feſte, um einen Altar geſchleppt, und von den Lacedämoniſchen Weibern geſchlagen wurden, damit ihr Stolz durch dieſe ſchimpfliche Behandlung möchte erweckt werden, und ſie geneigt machen, Männer und Väter **) zu werden.

In

---

*) Leben des Lykurgs in Langhorne's Plutarch.

**) Ἐν Λακεδαιμονι Φησι τους αγαμους αἱ γυναικες

In einem Lande, wo ſolche Gewohnheiten üblich ſind, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß viel Frauenzimmer die wichtigſte der öffentlichen Pflichten werden verabſäumet haben, um ſich ſelbſt die entehrende Ruhe eines eheloſen Lebens zu verſchaffen. In der That müſſen wir auch den griechiſchen Damen die Gerechtigkeit durch die Bemerkung wiederfahren laſſen, daß ſie wahrſcheinlicher Weiſe die aufrichtigſten Patriotinnen in dieſem Punkte mögen geweſen ſeyn. Ja es ſcheint durchgängig die herrſchende Geſinnung geweſen zu ſeyn, daß es die beſchimpfendſte Demüthigung und das gröſſte Unglück war, welches das Schickſal über das ſchöne Geſchlecht verhängen konnte, unverehlicht zu leben und zu ſterben.

O Strafbarkeit des mütterlichen Bettes!
Unglückliches Kind höchſt unglückſelger Aeltern!

Zu

κας εν εορτῃ τινι περι τον βωμον ελκουσι ραπιζουσιν, ινα την εκ του πραγματος υβριν φευγοντες, φιλοστοργωσι τε και εν ωρᾳ προσιωσι τοις γαμοις. Athenaeus, Lib. XIII.

Zu dem jungfräulichen, zum Sklaven-Stande
Bin ich verdammt [*]).

— — — — — — —
— — — — — — —

Ich ſchmecke nie das Glück der Ehſtandsfreuden!
Nicht Mutterfreuden in der Kinderzucht [**]).

— — — — — — —

Nein, Kinder, Gattenlos
Steig' ich Unglückliche ins Reich der Todten.

Dieß iſt die natürliche und pathetiſche Klage, mit welcher die intereſſante Antigone ſich zum Tode vorbereitet. — Dieſer große und kluge

---

[*]) Ιω ματρωαι λεκτρων
Αται, κοιμηματ' αυτογεννητα
Αμω πατρι δυσμορυ ματρος,
Οιων εγω ποθ' α ταλαιφρων εφυν.
Προς ους αραιος, αγαμος α —
Δ'εγω μετοικος ερχομαι.
Antigone vers. 875.

[**]) Και νυν αγει με δια χερων ουτω λαβων,
Αλεκτρον, ανυμεναιον, ουτε του γαμου
Μερος λαχουσαν, ουτε παιδειου τροφης.
Αλλ' ωδ' ερημος προς φιλων η δυσμορος,
Ζωσ' εις θανοντων ερχομαι κατασκαφας.
Vers. 928.

kluge Dichter läßt ſeine ſtolze Elektra gerade dieſelbige Geſinnung äuſſern. Denn, zu eben der Zeit, da ſie um ihren ermordeten Vater wehklaget, und auf die ſchrecklichſte Rache gegen ihre gebietriſche und ſtrafbare Mutter ſinnt, kann ſie ſich nicht enthalten, zu jammern, daß ſie

> Nicht Kinder, nicht
> Ein bräutlich Glück zu hoffen hat *).

So überwichtig war dieſer Gedanke in der Seele jedes griechiſchen Frauenzimmers. Euripides treibt es noch weiter, und legt ſeiner Elektra eine gleiche Sprache in den Mund. Ob er ſie gleich durch die Tyranney ihrer Verwandten als wirklich an einen ehrlichen Ackersmann verheurathet darſtellet, der aus Großmuth ſich ihres Bettes in Rückſicht auf ihren Rang enthielt.

Aus dieſen Beyſpielen können wir ſchließen, daß ein Griechiſch Frauenzimmer nicht leicht

eine

---

*) Ατεκνος
Ταλαιν', ανυμφευτος αιεν οιχνω.
Sophoclis Electra. v. 166.

eine Neigung äußern mochte, eine alte Jungfer zu werden; und in der That mochten auch ihre geheimen Wünſche hingehen, wohin ſie wollten; ſo machten doch die ungerechten Geſetze ihres Landes ſie ihren Verwandten ſo unterwürfig, daß es wenig oder gar nicht bey ihnen ſtund, ſich ihren eigenen Stand zu wählen. „Nichts, (ſagt der gelehrte Sir William Jones, da er von den griechiſchen Geſetzen, in ſo fern ſie das weibliche Geſchlecht betreffen, ſpricht,) nichts kann man ſich grauſamer vorſtellen, als den Stand von Unterwürfigkeit, in welchem die Weiber von den galanten Athenern gehalten wurden, die ſich ihrer Schutzgöttin, der Minerva, wohl rühmen mochten; aber gewiß auf keine Weiſe mit Recht einen Anſpruch auf den Schutz der Venus machen konnten. Alle unnöthige Feſſeln der Liebe, durch die die Mühſeligkeiten eines arbeitſamen Lebens ſo reichlich vergütet werden, aller Zwang der Ehe, durch die der Friede und die gute Ordnung der Geſellſchaft ſo ſehr befördert wird, ſind im höchſten Grade verhaßt: aber zu Athen, wo Künſte, Ge-

„Geſetze, Menſchenliebe, Gelehrſamkeit und „Religion ihren Urſprung ſollen erhalten haben, konnte ein Mädchen mit dem Gegenſtande ihrer Neigung geſetzmäßig nicht anders, als „durch die Einwilligung des Κυριος oder Oberaufſehers, der entweder ihr Vater oder Großvater, ihr Bruder oder ihr Vormund war, „vereiniget werden: die Herrſchaft über ſie wurde dann ihrem Manne übertragen, von dem „ſie gewöhnlich auf die Beſorgung aller kleinen „Angelegenheiten der häußlichen Wirthſchaft „eingeſchränkt wurde; und von da wurde ſie „vielleicht bey gewiſſen Gelegenheiten, ihres „Vermögens wegen, von einem zweyten Vetter, den ſie wahrſcheinlicher Weiſe verabſcheute, weggeriſſen. Und auch da hörte „vermuthlich ihre Abhängigkeit nicht auf: „denn wir können aus der Rede über den Vermögenszuſtand des Philoktemon ſchließen, „daß ſelbſt eine Wittwe in der Gewalt ihres „nächſten Verwandten war, ſo, daß er ſie entweder ſelbſt heurathen, oder nach ſeiner Neigung oder ſeinem Eigenſinne verheurathen „konnte. Noch mehr; ein Mann konnte ſein

„Weib, wie einen Theil ſeiner Güter, an je„den durch ein Vermächtniß abtreten, den „er zu ſeinem Nachfolger wählen wollte: auf „dieſe Art wurde die Mutter des Demo„ſthenes wirklich durch ein Teſtament an den „Aphobus, mit einer Mitgift von achtzig Mi„nen überlaſſen. Die Form eines ſolchen „Vermächtniſſes iſt in der erſten Rede wider „den Stephanus aufbehalten worden, und lau„tet folgendermaßen: „Dieß iſt der letzte Wil„le des Paſio, des Acharnäers. Ich gebe „mein Weib Archippe dem Phormio, mit ei„ner Mitgift von Einem Talente in Peparthe„tus, Einem Talente in Attika, einem Hau„ſe, hundert Minen werth, nebſt den weib„lichen Sclaven, den Verzierungen von Gol„de, und was ſonſt darinne ſeyn mag.“ — „Für alle dieſe Bedrückungen, unter denen „die Atheniſchen Weiber ſeufzten, ward ih„nen durch das Geſetz des Solon eine ſehr ge„ringe Vergütung angewieſen; daß nämlich „ihre Männer monatlich dreymal bey ihnen „ſchlafen ſollten. *)“

In

---

*) Jones Commentar über den Iſäus S. 177.

In einem Lande, wo die Weiber in jedem Perioden ihres Lebens in einer ſo traurigen Abhängigkeit lebten, daß ſie, wie jedes lebloſe Eigenthum konnten veräußert werden, müſſen ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach jeder Grauſamkeit und Bedrückung ausgeſetzt geweſen ſeyn. Wenn alſo auch Griechenland keinen Ueberfluß an freywilligen alten Jungfern hatte, ſo können wir doch glauben, daß einige liebenswürdige weibliche Geſchöpfe dieſes berühmten Landes, durch die Ungerechtigkeit eines tyranniſchen Verwandten oder Vormunds, in einem traurigen Zuſtande der Eheloſigkeit erhalten wurden. Wenn ein abergläubiſcher und feiger alter Vater etwa träumte, daß eine Enkelin ſeiner Ruhe nachtheilig ſeyn könnte, ſo ahmte er wahrſcheinlicher Weiſe der albernen Vorſicht des Akriſius nach, und ſperrte ſeine Tochter, wie die Danae, in eine unterirdiſche Wohnung mit einem eiſernen Bette ein; *) da Feigheit und Aberglaube

---

*) Καταγαιον οικοδομημα, επ' αυτο δε ην ο χαλκης θαλαμος. Pauſanias, p. 164.

durch die lehrreiche Geſchichte dieſer ſchönen Gefangenen nicht leicht werden klug geworden ſeyn, und noch itzt alte Männer müſſen belehret werden, daß weibliche Keuſchheit durch eine ſehr harte Einſchränkung mehr gereizt, als verwahret wird.

So häufig es inzwiſchen ſolcher Beyſpiele väterlicher Verfolgung unter den Griechen mag gegeben haben, ſo finden wir doch in der Geſchichte dieſes intereſſanten, eigenſinnigen Volks, viele Spuren davon. So erzählt uns Herodot eine artige Anekdote, aus der wenigſtens erhellt, daß die Aeltern ihre Kinder mit der fürchterlichen Bedrohung ſcheuchten, daß ſie ſtets Jungfern bleiben ſollten. Polykrates von Samos war auf ſeine Tochter böſe, daß ſie ſich einem Beſuche widerſetzte, den er dem edlen Perſer Orätes geben wollte, weil ſie durch einen fürchterlichen Traum war beunruhiget worden. Er bedrohte alſo ſein zärtliches, aber widerſpenſtiges Mädchen, daß, wenn er unverletzt zurücke käme, ſie auf lange Zeit eine Jungfer bleiben ſollte: ſie aber antwortet mit viel kindlicher Zärtlichkeit, wie ſehr ſie

wün-

wünſche, daß ſeine Drohung möchte erfüllt werden, weil ſie lieber noch einige Zeit länger *) eine Jungfer bleiben, als ihres Vaters gänzlich beraubt ſeyn wollte.

Wir können übrigens glauben, daß die älterliche Tyranney, eine Tochter eheles zu erhalten, nicht ſehr oft möge ſeyn ausgeübt worden, deſto mehr aber die, ſie zur Heurath einer Perſon zu zwingen, die ſie verabſcheute. Und vielleicht war in dem letzten Falle die größte Wahrſcheinlichkeit, daß ſie eine alte Jungfer ward, nicht ſo wohl aus einem Geiſte des Widerſpruchs, als vielmehr, weil das unglückliche verfolgte Mädchen kein Rettungsmittel, ſich vor einer verabſcheuten Heurath zu ſichern, übrig hatte, als den heiligen Altar irgend einer jungfräulichen Macht, die den ledigen Frauenzimmern in ihrem Elende eine Freyſtatt gewährte.

Daß ſolche Zufluchtsörter vorhanden waren, beweiſet eine Stelle aus der Kaſſandra

---

*) Πλεω χρονον. Herod. Lib. III.

des Lykophron, dieſem ſo ſonderbaren Gedichte, auf eine auffallende Art. Die Prophetin bricht mitten in ihren Unglücksfällen in folgende Erklärung ihrer künftigen Herrlichkeit aus.

Auch untern Sterblichen ſoll nicht mein Name
Vergeſſen, nicht in Lethens Finſterniß
Verloren ſeyn. Die Fürſten Dauniens
Und, die die Stadt des Dardanus, begränzt
Vom feuchten Sumpf, bewohnen, werden an
Des Salpes Ufern einen Tempel baun.
Hier werden die Jungfrauen, die das Joch
Der Ehe ſcheun, und Bräutigame fliehn,
Die ſtolz auf ihr hektoriſch Haar ſich brüſten *),
Und

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Kaſſandra perſönliche Eitelkeit an einem Manne für einen Flecken anſieht, der der Häßlichkeit nichts nachgäbe. Was das hektoriſche Haar

Und an Geſtalt, und an Geburt, nicht glänzen,
Mein Bildniß dann mit ihrem Arm umfaſſen,
Vor Hymens Tyranney der größte Schutz *).

Haar betrifft, ſo ſind die Gelehrten nicht einig, wie er es aufgeſtutzt; der ſinnreiche Herausgeber des Lykophron ſcheint aber ſehr gut bewieſen zu haben, daß der Trojaniſche Held die Mode eines Toupee in Gang gebracht.

*) Ου μην εμον νωνυμον ανθρωποις σεβας
Εϛαι, μαρανθεν αυθι ληθαιω σκοτω·
Ναον δε μοι τευξουσι Δαυνιων ακροι
Σαλπης παρ' οχθαις, οι τε Δαρδανον πολιν
Ναιουσι, λιμνης αγχιτερμονες ποτων.
Κοραι δε παρθενειον εκφυγειν ζυγον
Οταν θελωσι, νυμφιους αρνουμεναι
Τους Εκτορειοις ηγλαισμενους κομαις,
Μορφης εχοντας σιφλον, η μωμαρ γενους,
Εμον περιπτυξουσιν ωλεναις βρετας,
Αλκαρ μεγιϛον κτωμεναι νυμφευματων.
Lycophron, ver. 1126.

Ich halte es für ſchicklich, noch hinzu zu ſetzen, daß Kaſſandra, indem ſie den verfolgten Jungfrauen dieſe Freyſtatt verſpricht, eines Umſtandes gedenkt, der vielleicht den Einfluß ihres Schutzes verringern könnte: ſie erklärt ſich nämlich, daß ihre keuſchen Prieſterinnen ihre Geſichte mit einem mediciniſchen Waſchwaſſer entſtellen, und ſich ſelbſt in Furien verkleiden müßten. Ob ſie nach dieſer, ihrer Schutzpatronſchaft angehängten Bedingung noch viel oder wenig Jungfern in ihr Heiligthum werde bekommen haben, das iſt ein Punkt, den ich den Damen zu entſcheiden überlaſſe: übrigens aber doch noch bemerken will, daß keine meiner ſchönen Leſerinnen ſchickliche Richter in der Sache ſeyn können, außer ſolche, die von ſehr verhaßten Freywerbern ſind beſtürmt und verfolgt worden.

Aus dem vorhergehenden Theile dieſes Kapitels werden einige Leſer, die einen Hang zum Skepticismus haben, leicht auf den Zweifel gerathen, ob Griechenland jemals eine alte Jungfer hervor gebracht habe. Wenn aber das Zeugniß eines Dichters zugelaſſen ſeyn ſollte,

ſollte, ſo iſt die Frage unwiderſprechlich entſchieden. Daß der Charakter wirklich zu Athen exiſtirt hat, ſagt Ariſtophanes ausdrücklich in einem Verſe, den ich zum Motto dieſes Verſuchs gewählet habe, und den ich meinen Leſern zu Gefallen, itzt überſetzen, zugleich aber auch mich bemühen will, ſo viel Licht als möglich iſt, von ſeinem komiſchen Verfaſſer über das, was den wahren Zuſtand der attiſchen alten Jungfern betrifft, zu ſammeln.

In der Komödie, die den Namen Lyſiſtrata führet, nimmt ſich dieß lebhafte Frauenzimmer vor, ihr eigen Geſchlecht zu unterrichten, wie es zu einer unumſchränkten Herrſchaft über die Mannsperſonen gelangen, und ſie zugleich zu Beendigung der Kriege nöthigen ſolle, die Griechenland unaufhörlich zerrütteten. Da ſie ihr friedfertiges Mittel mit mehr Witz, als Beſcheidenheit vorträgt, ſo werden meine ſchönen Leſerinnen ungezweifelt meiner Delikateſſe vergeben, wenn ich mich nicht auf eine umſtändliche Erzählung deſſelbigen einlaſſe, und dieß um ſo viel mehr, da es zu unſerer gegenwärtigen Abſicht genug iſt, zu bemerken, daß Lyſiſtrata, nachdem ſie die Ungemächlichkeiten, die der Krieg den verheuratheten Frauenzimmern zugezogen, zu dem folgenden Ausſpruche eines uneigennützigen Mitleidens fortgeht:

> Doch unſre Klagen mögen ſchweigen! ich beklage
> Die Jungfern, die in ihren Kammern altern *).

Es iſt ſehr merkwürdig, daß, obgleich Lyſiſtrata die alten Jungfern, als Gegenſtände ihrer Bekümmerniß erwähnet, der Dichter ſich nicht einfallen läßt, eine alte Jungfer weder in dieſer Komödie, noch ſonſt in einem Drama auf die Bühne zu bringen, wo er noch weit mehr Gelegenheit hatte, dieſen Charakter mit aller ſeiner ausgelaſſenen Lebhaftigkeit zu ſchildern: ich meyne in der Komödie, die **weiblichen Redner** **)! Eine ſehr kurze Nach-

---

*) — — Καθ' ημετερον μεν εκτε.
Περι τωνδε κορων εν τοις θαλαμοις γηρασκουσων ανιωμαι.

**) ΕΚΚΛΗΣΙΑΖΟΥΣΑΙ.

Nachricht von dieſer witzigen, obgleich ungezogenen Arbeit, wird hinlänglich zeigen, daß eine alte Jungfer unter den Perſonen des Schauſpiels von einer ſehr komiſchen Wirkung würde geweſen ſeyn. Ariſtophanes hatte ohne Zweifel bey dieſer Komödie die Abſicht, die politiſchen Einfälle des Plato lächerlich zu machen, der in ſeiner Republik zu behaupten geſuchet, daß Eigenthum und Weiber gemein ſollten beſeſſen werden. Der Dichter ſtellt mit unendlich vieler Laune die poſſenhaften Uebel dar, die aus einem ſolchen Syſtem folgen würden. Die Weiber von Athen maßen ſich der Herrſchaft an; und Praxagora, die Heldin des Luſtſpiels, die die Ideen des Plato annimmt, giebt eine neue Anzahl von Geſetzen. Ich will bloß die anführen, die zu meiner Abſicht dienen. In einem dieſer Verordnungen wird geboten, „daß kein junger Mann die „Gunſtbezeigungen eines jungen Frauenzim„mers erhalten ſolle, bis er erſt die Neigungen „einer alten befriediget habe.“ Der neuere Leſer wird unfehlbar erwarten, daß der Dichter nach dieſem Vorfalle, ſogar ein Chor von alten Jungfern werde eingeführet haben; allein, ſo ungezogen auch ſonſt Ariſtophanes war, ſo hat er doch weit mehr Ehrerbietung für die Schweſterſchaft gehabt. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß er einige alte Frauenzimmer auf die Bühne bringt, und ſie ſehr geſchäfftig vorſtellt, ein, ihnen ſo günſtiges Geſetz zu ihrem Beſten geltend zu machen: allein, weit gefehlt, daß ſie unter dem Charakter alter Jungfern erſcheinen ſollten, da eine von ihnen ſehr deutlich zu verſtehen giebt, daß ſie auf dieſen Titel keinen Anſpruch macht.

Ich will dadurch keinesweges zu verſtehen geben, daß Ariſtophanes durch dieſe merkwürdige Behandlung, da er keine alte Jungfer aufſtellt, uns einen Verdacht beybringen wollen, daß es zu ſeiner Zeit keinen ſolchen Charakter gegeben habe. Der einzige Schluß, den ich daraus ziehen möchte, iſt der: daß die alten Jungfern zu Athen von der Geſellſchaft entweder gänzlich abgeſondert waren; oder mit einer ſolchen heiligen Ehrerbietung betrachtet wurden, daß ſelbſt der Ausgelaſſenſte unter den komiſchen Dichtern es nicht wagte, ſich

an

an ihnen zu vergreifen. Daß es ſolche Perſonen wirklich gegeben, beweiſt, wie ich glaube, die Rede der Lyſiſtrata mehr, als zur Genüge: doch fürchte ich, ihr Zuſtand, wie ſie zu verſtehen giebt, war hauptſächlich den öftern Kriegen unter den Griechiſchen Republiken zuzuſchreiben.

In wie fern die Weiber dieſes martialiſchen Landes ſich ſelbſt durch den ſtreitbaren Geiſt, der ihre Krieger immer in entfernten Schlachtfeldern zurück hielt, für vernachläßiget und hintangeſetzt hielten, davon haben wir ein merkwürdiges Beyſpiel in folgender ſehr ſonderbaren Anekdote, die Strabo erzählet.

„Um den Tod ihres Königes Teleklus zu rächen, der, als er nach Meſſena zu opfern gieng, erſchlagen wurde, bezogen die Lacedämonier die Meſſener mit Krieg, und vereideten ſich, daß ſie nicht eher wieder nach Hauſe kehren wollten, als bis ſie Meſſena weggenommen, oder daß ſie alle in dieſer Unternehmung ſterben wollten.

„Als ſie zu dem Ende abmarſchirten, ließen ſie bloß die ganz jungen und ganz alten Manns-

„perſonen zurück, um ihre eigne Stadt zu bewachen.
„Nach dem zehnten Jahre des
„Kriegs verſammelten ſich die Weiber, und
„ſchickten Abgeordnete ihres Geſchlechts an
„das Heer, den Männern Vorwürfe zu machen,
„daß ſie ſich nicht mit den Meſſenern
„verglichen: da dieſe, indem ſie ſtets in ihrem
„Lande blieben, immer fort Kinder zeugten: ſie
„hingegen, die ihre Weiber verwaiſt hinterlaſſen,
„lägen in einem feindſeligen Staate eingeſchloſſen,
„und liefen Gefahr, den Untergang
„ihres Vaterlandes wegen Mangel an Männern
„zu befördern. Die Lacedämonier, die
„immer noch ihren Eid heilig hielten, und
„doch auch die Vorſtellungen der Weiber vernünftig
„fanden, ſchickten die jüngſten und ſtärkſten
„ihrer Landsleute vom Heere, die durch ihre
„Rückkehr ihre Verbindlichkeit nicht verletzten:
„denn ſie waren noch Knaben, als ſie mit dem
„Trupp der jungen Männer von Hauſe abmarſchirten.
„Dieſer abgeſchickte Haufe
„wurde befehlichet, ſich mit den Jungfrauen
„von Lacedämon, alle mit allen zu verbinden,
„damit die Bevölkerung dadurch deſto mehr

„beför-

„befördert würde *). Denen nun, die aus „dieſer Verbindung erzeugt wurden, gaben ſie „den Namen, Partheneiai, Jungfernkinder.“

In

*) Προσεταξαν δε συγγινεσθαι ταις παρθενοις απασαις απαντας, ηγουμενοι πολυτεκνησειν μαλλον. Strabo. lib. VI.

Ich bin dem Strabo in dieſer ſonderbaren Geſchichte buchſtäblich gefolget. Allein, da dieſelbe auch von dem Juſtin mit einigen Veränderungen erzählt wird, ſo will ich ſeine Erzählung zum Vergnügen des neugierigen Leſers in dieſer Anmerkung hinzu thun. „His igitur moribus ita breui ciuitas (Lacedaemon) conualuit, vt cum Meſſeniis, propter ſtupratas virgines ſuas, in ſolenni Meſſeniorum ſacrificio bellum intuliſſent, grauiſſima ſe exſecratione obſtrinxerint, non priusquam Meſſenam expugnaſſent, reuerſuros; tantum ſibi vel de viribus ſuis, vel de fortuna, ſpondentes. Quae res initium diſſenſionis Graeciae, & inteſtini belli cauſa & origo fuit. Itaque cum, contra praeſumtionem ſuam, annis decem in obſidione vrbis tenerentur, In einem Staate, wo die Weiber eine ſo zärtliche, ſo patriotiſche, und ſo fruchtbare Vorſtellung ihren abweſenden Helden thun konn-

rentur, & querelis vxorum poſt tam longam viduitatem reuocarentur; ueriti, ne hac perſeuerantia belli grauius ſibi quam Meſſeniis nocerent - quippe illis quantum juuentutis bello intercidat, mulierum foecunditate ſuppleri; ſibi & belli damna aſſidua, & foecunditatem vxorum, abſentibus viris, nullam eſſe - itaque legunt iuuenes ex eo genere militum, qui poſt insjurandum in ſupplementum venerant, quibus, Spartam remiſſis, promiscuos omnium feminarum concubitus permiſere; maturiorem futuram conceptionem rati, ſi eam ſingulae per plures viros experirentur. Ex his nati, ob notam materni pudoris, Partheniae vocati.

Juſt. Lib. III. c. 4.

„Bey einem ſolchen Verhalten wurden in kur-
»zem die Einwohner Lacedämons ſo mächtig,
»daß ſie ſich, da ſie die Meſſener, welche ihre
»Jungfrauen entehret hatten, mit Krieg über-
»zogen,

konnten, läßt ſich wahrſcheinlicher Weiſe vermuthen, daß die Anzahl der alten Jungfern nicht ſehr groß könne geweſen ſeyn. Vielleicht war

„zogen, durch die nachdrücklichſten Eidſchwüre verbanden, daß ſie nicht eher zurückkehren wollten, bis ſie Meſſena würden erobert haben; ſo viel verſprachen ſie ſich von ihren Kräften oder von dem Glücke. Dieß war der Anfang der Uneinigkeiten Griechenlandes, und die Urſache und der Urſprung des innerlichen Krieges. Da ſie nun wider ihr Vermuthen zehn Jahre lang bey Belagerung der Stadt aufgehalten, und durch dringende Vorſtellungen ihrer Weiber, die ſo lange im Wittwenſtande gelebt, nach Hauße verlangt wurden: ſo befürchteten ſie, daß ſie durch die Fortſetzung des Kriegs ſich mehr Schaden, als den Meſſenern, zufügen möchten: denn da ſie im Kriege viel junge Leute verloren hatten: ſo ſollten dieſe durch die Fruchtbarkeit wieder ergänzt werden: ſie hätten aber im Kriege nicht nur beſtändigen Verluſt, ſonwar in dieſem Punkte, ſo wie in allen übrigen, was Delikateſſe und Verfeinerung anbetraf, Sparta offenbar weit unter Athen. Da das letztere durch den Schutz der jungfräulichen Göttin Minerva ſich vorzüglich auszeichnete, ſo können wir nicht ohne Grund glauben, daß ſie ihrer Schutzgöttin eine weit größere Anzahl alter unbefleckter Prieſterinnen werde geliefert haben.

Die mythologiſchen Beſchreibungen der griechiſchen Dichter gründen ſich doch über-

haupt

„dern ihre Weiber wären auch bey Abweſenheit ihrer Männer unfruchtbar. Daher ſuchten ſie Jünglinge von der Gattung zu Soldaten aus, die nach Leiſtung des Eids der Treue zur Ergänzung gekommen waren, ſchickten ſie nach Sparta, und erlaubten ihnen, ſich zu allen Weibern ohne Unterſchied zu halten: denn ſie waren der Meynung, dieſe würden deſto eher ſchwanger werden, wenn eine jede Frau mit mehrern Männern zu thun hätte. Diejenigen, welche von denſelben herſtammen, wurden des ihnen von den Müttern angehängten Schandfleckens wegen Parthenier (Jungfernkinder) genannt.“

haupt auf irgend eine hiſtoriſche Thatſache; und das Gedicht des Nonnus enthält eine ſehr merkwürdige Stelle, die mich vollkommen überzeugt, daß die Damen von Griechenland ſich ſchon in einem ſehr frühen und dunkeln Perioden ihrer Geſchichte, den Künſten der Minerva ſo eifrig überließen, daß ſie, den ſelbſt anlockendern Dienſt der Venus vernachläßigten, oder ihrem Opferdienſt entſagten, und die Welt wegen einer Nachkommenſchaft in Gefahr ſetzten. Da die Stelle, auf welche ich ziele, das Vorzügliche hat, daß ſie die Venus aus einem neuen Geſichtspunkte zeigt, ſo wird es vielleicht dem Leſer ein Vergnügen machen, wenn ich ſie der ganzen Länge nach herſetze. Nachdem uns der Dichter geſagt hat, daß Bacchus ſeinen Dienern ein Feſt gab, fährt er ſo fort:

*) Als bey der fröhlichen Geſellſchaft rund
Umher der Becher gieng, fieng Leukos, er,
Der durch ſich ſelbſt gelehrte Lesbier,
Das Lied von den Titanen an, wie ſie

---

*) Τοισι δε τερπομενοισι, &c.
Nonni Dionys. lib. 24.

Den Himmel einſt beſtürmt. Entzückt ſang er
Dann den Triumph des mächtgen Jupiters,
Und wie er in die finſtern, tiefen Höhlen
Des Tartarus den bärtigen Saturn
Verſchloß, als er ſein rächend Feuer ihm
Entwandt, und ſich, wiewohl vergebens, mit
Des Winters waſſerreichen Helm bedeckte.
Doch Lapethus, ein ſanft friedſamer Bürger
Von Cyprus, ſaß dem Kunſtgeübten Barden
Zur Seit', und gab die beſten Leckereyn
Ihm von dem Feſt, und foderte von ihm
Das ſüße Lieblingslied, in dem Cythere
Am Weberſtuhl beſchäfftiget, wetteifernd
Mit der blauäugigen Göttin der Künſte,
So reizend abgeſchildert wird. —
Gefällig hub er an zu ſingen, wie
Die Venus leidenſchaftlich für die Werke
Von Kunſtgeſchickten Händen eingenommen,
Minervens Schiff mit ungeübter Hand
Ergriff, und für den ſchweren Weberbaum
Der Liebesgötter leichten Ceſtus gab. —
Grob war der Faden, den die Königin
Von Paphos ſpann, und kaum von mindrer Stärke,

Als ein dick Seil, geflochten von der Weide,
Womit ein alter Zimmerer die Breter
Des neu erbauten Boots zuſammen ſplitzt.
Da ſaß ſie Tag und Nacht am Weberſtuhl
Minervens, und erfreute ſich, ſo fremd
Auch ihrer Hand es war, der neuen Arbeit.
Oft glättete ſie das geſpannte Blatt,
Und zog die tanzenden Gewichte gleich,
Und knüpft' und trieb ihr wachſendes Gewebe
Voll Eifer, es Minerven vorzuthun.
Auch war ihr Thun nicht eine Kleinigkeit:
Denn öfters riß der Eintrag des Gewebes
Von ſelbſt durch die ganz ungeheuren Fäden.
Zu Zeugen ihres doppelten Geſchäfftes
Nahm ſie die Sonn' und den verwandten Mond.
Ein Theil von ihrem luſtigen Gefolge
Tanzt ſpielend um ſie her: in flüchtiger
Bewegung drehete Paſiphae
Das ſchnelle Rad, indeſſen machte Pitho
Die rauhe Wolle glatt: Aglaja
Gab der neuen Königin den leichten Faden. —
Der Menſchen altes Leben nahm nun ab:
Die Harmonie, die durch der Hochzeitfreuden

Es ſonſt genährt, bejammerte
Die nun nicht mehr genützten Hymenäen.
Und hoffnungslos ſpannt' Amor von dem Bogen
Die unwirkſame Sehne, da er nun
Das unbebaute Feld des Lebens wüſt
Und unbepflanzet ſah. Es tönte nicht
Die ſanfte Flöte mehr, nicht mehr die Pfeife,
Und kein hochzeitlich Lied erſcholl nunmehr
Das Leben ward vermindert, und die Feſſel
Der Eh', die es erhielt, ward aufgelöſt.
Minerva ſah nun die geſchäfft'ge Venus.
Das Mitleid miſchte ſich in ihren Zorn: ſie ſah
Das grobe Werk der unerfahrnen Schönen
Und kündigt' es ſo gleich den Göttern an.
In Klagen brach ſie gegen Venus aus
Und ihren Vater Zevs, und ſprach erbittert:
Erhabner Jupiter! Die Ordnung, die
Du eingeführt, iſt nun verrückt; das Amt,
Vom Schickſal mir ertheilt, iſt nicht mehr mein.
Mein Loos, den Weberſtuhl reißt deine Tochter

Cyther' an ſich. Nicht unſre Herrſcherin
Die Juno, reißt Minervens Recht an ſich;
Die Schweſter und die Gattin meines Zevs.
Nein, ſie, der Wolluſt ſanfte Göttin iſt's,
Die die, mit Schild und Helm bewaffnete
Minerva ſo beleidiget. Wann ſtritt
Für deinen Himmel je die ſchwache Göttin?
Wie? oder wer ſind die Titanen, die
Ihr weicher Ceſtus niederſchlug, daß ſie
Mich, deine Kriegerin bekämpfen will? —
Diana ſprich: wann ſahſt du je Minerven
In deinem Hayn den Wurfſpieß ſchleudern? wann
Rief je ein Weib zu der Blauäugigen
Um Hülf' in Kindesnoth? — So ſprach ſie, und
Die Götter, des Olymps Bewohner kamen
Herbey, begierig hier Cytheren
Am Weberſtuhl zu ſehn. — Allein, erſtaunt
Sahn ſie das Werk der unerfahrnen Hand.
Die ungeſchickte Arbeit gieng umher,
Und lächelnd ſprach der ſpöttiſche Merkur:
„Dein iſt der Rocken! Venus überlaß
„Minerven deinen Ceſtus. Da dein Arm
„So fein das ſchnelle Schiff zu werfen weiß.

So nimm den Speer der Pallas und den
Schild. —
Ich weiß, warum die Venus ſo geſchickt
Den Faden zieht? o deine Liſt entgeht
Mir nicht! — Dein guter, lieber Freund, Herr
Mars
Wünſcht einen Bräutgamspelz von deiner
Hand.
Bereite dann dem Mars ein ſchön Gewand!
Doch ſticke nicht in dieß dein neues Werk
Den Schild in bunten Farben ein! Mit Waffen
Hat Aphrodite nichts zu thun: Nein, laß
Den Licht verbreitenden Herr Phaeton
Als Zeugen der geheimen Dieberey
Von deinem Ehbett ſehn: wo nicht, ſo male
Die alten Feſſeln; mit verſchämter Hand
Stell' in dem Gott den falſchen Ehmann
dar! —
Du, Amor, nimm du auch ſtatt deiner Waffen
Den Rocken, ſpinne dann für deine Mutter,
Die fleißige Cythere, brav die Wolle,
Daß ich den leicht beflügelten Kupido
Auch thätig ſeh'; ſein Bogen eine Spindel,
Sein Pfeil ein Faden; mit der goldnen Venus

Stick' uns in Gold den Mars: und ſtatt des
Schildes
Gieb ſeiner Hand das Schiff, und laß
Mit der geſchäfft'gen Königin der Schönheit
Ihn an dem Weberſtuhl recht herrlich weben.
Doch, Göttin, nein; weit beſſer wirf in
Wind
Mit deiner lieben Hand ſchnell deine Fäden!
Nimm deinen Ceſtus wieder vor, und ſorge
Aufs neue für die ſanften Ehſtandsfreuden!
Es leidet die Natur, und, es verliert
Die neugeborne Welt, indem du hier
An dem Gewande webſt. —
So viel der Götter
Nur waren, lächelten, als er dieß ſprach. —
Und ſie die Königin der Schönheit, ſie,
Die Pflegerin des menſchlichen Geſchlechtes
Warf ungeſäumt ihr halb vollbracht Gewebe
Von ſich, erwies Minerven ihre Achtung,
Und gieng nach ihrem Cyprus wieder heim. —
Die Lieb ertheilete in mancherley
Geſtalt aufs neu der reizenden Natur
Das Leben, und beſä't' im reichen Maaß
Die wohl gepflügte Wüſteney der Welt.

Dieß war das Lied des Dichters Leukos auf
Cytheren, die im Weben ungeſchickt
Mit der Beſchützerin der Künſte, Pallas,
In großem Kampf umſonſt wetteiferte.

Ich freue mich, daß ich dieſen philoſophiſchen Verſuch durch eine ſo ſchickliche Stelle aus demſelben Dichter, ſo wenig bekannt er iſt, aus welchem Herr Bryant in ſeinen tiefen Unterſuchungen ſo viel Licht gezogen, beleben und erläutern können. Ich habe den vorhergehenden Geſang faſt wörtlich aus dem Griechiſchen überſetzt: und ich ſchmeichle mir ſelbſt, daß meine aufrichtigen Leſer, die mit dem entſcheidenden Styl unſerer Antiquare bekannt ſind, mir einräumen werden, daß man es als einen einleuchtenden Beweis anſehen kann, daß ſich einſt in Griechenland eine Geſellſchaft ſchöner alten Fräulein verbündet, der ruhigen Arbeit des Weberſtuhls ſich ſelbſt, muthig zu widmen, ſtatt das weit wichtigere Geſchäfft zu befördern, ihrem Vaterlande neue Bürger zu ſchaffen. So augenſcheinlich dieſer Punkt aus dem obangeführten merkwürdigen Gedichte erhellet,

hellet, ſo wird es doch vielleicht die oberwähnten gelehrten Herren nicht wenig in Verlegenheit ſetzen, wenn ſie beſtimmen ſollten, in welcher Geſichtsperiode dieſe Fräuleins gelebt, und wie lange ſie bey ihrem gefährlichen Entſchluſſe mögen beharret ſeyn. Der Schluß des Geſanges macht mich zu glauben geneigt, daß ſie mit einer gewiſſen Geſellſchaft neuerer Damen unter der Aufſicht einer Seraphiſchen Präſidentin, Madonella genannt, viel Aehnliches mögen gehabt haben. Dieſer Dame Begebenheiten werden mit unendlich vieler Laune im erſten Theile **des Schwätzers** erzählet. *) Nachdem ſie ſich und ihre Geſellſchaf-

---

*) Der deutſche Ueberſetzer wird vielleicht ſeinen Leſerinnen keinen übeln Dienſt leiſten, wenn er ihnen die Geſchichte dieſer Madonella nach dem oberwähnten Wochenblatte des berühmten **Steele** erzählet, da es vielleicht in der wenigſten Händen iſt. Das Blatt enthält eine Spötterey über die platoniſchen Frauenzimmer, die bey einer groſſen Empfindſamkeit ſich

ſchafterinnen einem Leben von jungfräulicher Reinigkeit und Einſamkeit gewidmet, ward ſie ſchnell und auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe dahin

ſich über die Gewalt der Sinnlichkeit zu erheben ſuchten. Der Verfaſſer will zeigen, wie leicht ein feiner Schmeichler, der ſich nach ihrem Geſchmacke zu richten weiß, ſie verführen könne, und liefert bey dieſer Gelegenheit folgende Erzählung:

„Vor einigen Jahren vereinigte ſich ein Häufchen ſolcher Damen, die vom Stande waren, und ſich vornahmen, dieſes ſterbliche Leben hindurch Jungfern zu bleiben, ihr Vermögen in dieſer Abſicht zuſammen zu ſchießen, und ein Kloſter zu errichten. Sie ſuchten ſich zu ihrer Reſidenz einen ſehr angenehmen Ort aus, voll natürlicher Waſſerfälle, ſchattigter Gänge, reizender Lauben, und der Stifterinnen waren ſieben. Verſchiedene von unſerm Geſchlechte nahmen ſich die Freyheit, dieſe Wohnungen in einer abſichtlichen Strenge zu beſuchen: unter andern ein berühmter Rake, der dahin gebracht, einen ſehr thätigen Antheil an der ſo nöthigen Vermehrung der Welt zu nehmen.

Mei-

der ſeiner ernſthaften Miene nach eine Excellenz hätte vorſtellen können. Dieſer erſchien zuerſt. So bald er ein Dienſtmädchen in der Abſicht, ihm zu ſagen, daß dieß kein Ort für ihn und ſeine Gefährten ſey, auf ſich zukommen ſah, gieng mein gravitätiſcher Bube auf das Mädchen los, und ſagte: Gutes Kind! wenn eine von den Damen etwa hier auf dieſer Seite iſt, ſo ſage ſie es uns ja, damit wir auf die andere Seite des Gartens gehen. Wir ſind junge Leute, die England bereiſen; dann werden wir auch in fremde Länder gehen, wo ſchon einige von uns geweſen ſind. Hier machte er eine demüthige Verbeugung, und küßte das Mädchen, die nicht wußte, wie ſie ſich dabey benehmen ſollte. Er fuhr fort: Sie müſſen wiſſen, daß wir gern den Ehrgeiz mit uns nehmen möchten, um ſagen zu können, daß wir auch ein proteſtantiſches Kloſter in England

land

Meine Begierde, der Schweſterſchaft alle mögliche Ehre zu erweiſen, hat mich ſehr ſorgfältig gemacht, jede Attiſche alte Jungfer zu entdecken,

land haben: allein, Miſtreß Betty . . . Um Vergebung, verſetzte ſie, ich heiße Suschen . .: „O ſo bitte ich herzlich um Verzeihung!“ — Es iſt kein großes Unglück: ich habe wenigſtens eine Muhme, die Betty heißt. In der That, ſagte er, das iſt mehr, als ich zu wiſſen glaubte; ich ſprach bloß auf Gerathewohl: weil ſichs indeſſen ſo fügt, daß ich beynahe den Punkt getroffen, ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen dieſen Herren auch zu einem freundlichen Bewillkommungskuſſe darſtellen darf. Sein Freund näherte ſich, und ſo auch die übrigen, bis ſie alle ihren Kuß genommen hatten. Das arme Mädchen, das ſich auf einmal von den jungen Herren umringt ſah, wußte nicht, was ſie anfangen ſollte, da ſie nicht das Herz hatte, ſich durchzudrängen: und unſere platoniſchen Frauenzimmer guckten hier und da aus einem Winkel, erblaßt, zitternd cken, deren Name auf die Gemeinſchaft der Schweſtern einen Glanz werfen könnte: aber in den hiſtoriſchen Unterſuchungen, die ich zu dieſer

Ab-

zitternd und unwillig hervor. Rake merkte, daß ſie beobachtet wurden, fieng alſo an, Suschen von ihrer Lebensart zu unterhalten. Mittlerweile erſchien Madonella, ein Frauenzimmer, die ein ſehr ſchönes Buch über die Einſamkeit geſchrieben, und den Plan zu ihrer Stiftung entworfen hatte. Sie nahte ſich in der Halle, und Rake, der die ganze Würde ſeiner Miene und ſeines Anblicks kannte, gieng, als Deputirter von der Geſellſchaft, auf ſie zu. Sir, hub ſie an, es iſt meine Pflicht, dem Mädchen zu folgen, die ausgeſandt wurde, zu vernehmen, was für eine Urſache Fremde ſo verwegen macht, ſich in eine Einſamkeit zu drängen, welche wir, die wir dieſen Platz bewohnen, dem Himmel und unſern eigenen Gedanken gewidmet haben? Madame, verſetzte Rake mit einer Miene von einer großen Entfernung, worin ſich eine gewiſſe Gleich-

gültig-

Abſicht angeſtellt, bin ich nicht ſo glücklich geweſen, als ich es erwartete. Viele Griechiſche Damen ſind wegen ihrer Liebe für die Philoſophie berühmt

gültigkeit miſchte, und durch die er ſeine Verſtellung zu verſtecken wußte: Ihr großes Vorhaben hat in der Welt mehr Lärmen gemacht, als Sie es vielleicht Ihrer Abſicht nach wünſchen. Da wir aber Reiſende ſind, die viele Stiftungen dieſer Art geſehen haben, ſo waren wir neugierig genug, den Sitz patriarchaliſcher Frömmigkeit in ihrer erſten Anlage zu ſehen: denn bey dieſem Namen werden es künftige Jahrhunderte zur Ehre der Stifterinnen nennen. Ich habe der **Madonella** ganz vortreffliche und ſeraphiſche Rede über dieſen Inhalt geleſen. — O! erwiederte die Dame unverzüglich, wenn ich durch meine Schrift etwas könnte beygetragen haben, in Ihnen Gedanken zu Beförderung der geiſtigen und göttlichen Unterhaltung zu veranlaſſen, wie glücklich wollte ich mich ſchätzen. Er prallte ſogleich mit der tiefſten Ehrfurcht zurück, kam wierühmt worden, ich ſchloß daraus, daß ich in der Liſte derſelbigen ganz ſicher einige finden wollte, die eben ſo in der Keuſchheit, wie in der Ge-

wieder vorwärts und ſchrie: Alſo ſind Sie das bewundernswürdige Frauenzimmer? — Dürfte ich mich den Lippen nähern, die ſo heilige Dinge geäußert haben — hier küßte er ſie. Seine Freunde folgten ſeinem Beyſpiele. Die geweihten Schweſtern ſtunden drinne voll erſtaunender Erwartung, wo dieß hinaus laufen würde, die Madonella in der Geſellſchaft der jungen Herren, und ſie mit ihnen reden zu ſehen! Aber Rake gieng weiter. »Wir möchten, ſagte er, nicht gern Ihre Geſetze überſchreiten: aber dürften wir uns wohl die Freyheit nehmen, den Ort zu beſehen, den Sie Sich auf ewig zu dieſem Wohnplatze auserſehen haben? wir wollen gern nur ſolche Theile des Gartens beſuchen, wo die ſtrengen Geſetze, die Sie ſich ſelbſt auferlegt haben, einen Zutritt verſtatten. — Kurz und gut, Madonella erlaubte Raken, ſie zu der Geſell-

Gelehrſamkeit ſich als getreue Anhängerinnen der Minerva würden erwieſen haben. Herr Menage hat mit einem großen Aufwande von Gelehrſam-

ſchaft der Nonnen, nebſt ſeinen Freunden zu begleiten. Jeder nahm eine Schöne, nach gehöriger Erklärung bey dem Arme, und ſo ſpazierten ſie im Garten umher. Das Geſpräch fiel auf die Lilien, Blumen und Bäume, kurz, auf Vegetabilien: und **Rake** hatte die feyerliche Unverſchämtheit, als die ganze Geſellſchaft um ihn her ſtund, zu ſagen: wie er von ganzem Herzen wünſche, daß die Menſchen auch wie die Pflanzen aus der Erde wachſen, und unſere Seelen ſich nicht gezwungen ſähen, mit fleiſchfreſſenden Begierden nach der Fortpflanzung ſo wohl, als zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts ſich zu verunreinigen. Dieß ſagte er mit einer ſo leichten und dreuſten Zuverſicht, daß ihm **Madonella** antwortete: Sir, unter der Vorſtellung eines frommen Gedanken, betrügen Sie Sich ſelbſt, wenn Sie eine Anordnung wünſamkeit eine Geſchichte von allen weiblichen Philoſophen geſammelt, von denen nur einige Spuren in den Schriften der Alten gefunden werden. Ihre Anzahl ſteigt auf fünf und ſechzig: es iſt aber doch merkwürdig, daß, die heilige Catharina ausgenommen, nicht ein einziges Frauenzimmer in dieſem langen Verzeichniſſe zu finden iſt, die ihrer Jungfrauſchaft wegen wäre berühmt geweſen: und in wie fern dieſe

---

wünſchen, die mit der Fürſehung ihrer ſtreitet. Dieſe Begierden wurden uns zu ehrwürdigen Abſichten eingepflanzet, das Geſchlecht der Menſchen zu erhalten; aber auch unſere Keuſchheit deſto heldenmüthiger zu machen. — Das Geſpräch ward in dieſem himmliſchen Tone fortgeſetzt, und von beyden Seiten mit ſo vieler Behutſamkeit geführet, daß es eine zweyte, und wieder eine zweyte Zuſammenkunft veranlaßte; und ohne mich auf weitere Umſtände einzulaſſen, ſo war nicht eine Perſon unter ihnen, die nicht an dem Tage, zwölf Monate hinter her, Vater oder Mutter war. Anm. des Uebers.

wahr oder verdienſtlich war, könnte noch die Frage ſeyn, da dieß Frauenzimmer nicht ehelos lebte, ſondern die Frau des Philoſophen Iſiders war.

Da mir meine Hoffnung unter den alten weiblichen Profeſſoren der Philoſophie ſo fehl ſchlug, ſo dachte ich mit einem ſonderbaren Vergnügen nach, daß die, noch ehrwürdigern poetiſchen alten Damen, die Sibyllen, dieſen Mangel erſetzen würden: und unter allen alten Jungfern, die mir nur das Alterthum anbieten konnte, ſah ich ſie als ſolche an, die den gerechteſten Anſpruch auf den ehrenvollen Vorzug haben müßten, an der Spitze der Schweſterſchaft angeſtellt zu werden. Ich bildete mir ein, daß ihr Recht zu dieſem hohen Range durch einen Ausſpruch des heiligen Hieronymus vollkommen könne erhärtet werden, der in dem erſten Theile ſeiner beredten Schimpfrede gegen den Jovinian, wo er von ihnen ſpricht, ausdrücklich ſagt: „daß die Jungfer„ſchaft ihr charakteriſtiſcher Vorzug war, und „die Weißagungsgabe der Lohn ihrer Jung„fer-

„ſerſchaft *). Als ich aber die Geſchichte dieſer ehrwürdigen Damen mit der Genauigkeit, die ſie verdient, prüfte, entdeckte ich bald, daß der eifrige und großmüthige Heilige ihnen ein Verdienſt zugeeignet, das ihnen nichts weniger, als zugehörte. Der gelehrte Servatius Galläus, der die Welt mit einem dicken Quartbande über dieſe intereſſanten weiblichen Geſchöpfe erfreuet, zeigt den Irrthum des heiligen Hieronymus ſehr deutlich, und hält ſich über ihn als einen ſehr lächerlichen Verfechter auf, weil er für die Keuſchheit einer H — — ſtritte. Und wir dürfen uns auch eben nicht ſehr wundern, wenn die Leichtgläubigkeit des ehrlichen Heiligen lächerlich gemacht wird, da eine der Sibyllen, für deren Enthaltſamkeit er ficht, in einem ſehr merkwürdigen Verſe von ihr ſelbſt **) ſehr offenherzig geſteht, daß

---

*) Quid referam Sibyllas Erithraeam & Cumanam, & octo reliquas, nam Varro decem fuiſſe autumat. *Quarum inſigne virginitas eſt, & virginitatis praemium divinatio.*

Sanct. Hieron. adverſus Jou. p. 185.

**) Μυρια μεν μοι λεκτρα, γαμος δ' ουδεις εμεληθη.

ſie ſich vormals allen ſtrafbaren Ausſchweifungen einer lüderlichen Leidenſchaft überlaſſen habe.

Nach alle meinem mühſamen Eifer, die Geſchichte der alten Jungfern in Griechenland zu erforſchen, ſehe ich mich genöthiget, dieß Kapitel über ſie mit der beſcheidenen Unwiſſenheit eines griechiſchen Philoſophen zu beſchließſen, welcher ſagte: „Alles, was ich weiß, „iſt, daß ich nichts weiß. Auf die Jungferſchaft dieſer alten, und vielleicht idealen Frauenzimmer aber, läßt ſich folgendes Gleichniß eines großen neuern Dichters anwenden:

Wir ſuchen das Leben in Creaturen, die wir
zerſchneiden,
Und wir verlieren es mit dem Augenblick, wo
wir's entdecken.

Viertes Kapitel.

Ueber die Veſtalen und andere alte Jungfern in Rom vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Da ſich das römiſche Reich auf einen Raub gründete, und nicht weniger als ſechs und dreyßig Sabiniſche Jungfrauen, nach der Erzählung des ſehr genauen Dionys von Halikarnaß, mit Gewalt zu Weibern gemacht wurden: ſo können wir nicht erwarten, viel alte Jungfern in den frühern Zeiten der römiſchen Geſchichte zu finden. In der That wirkte in den erſten Zeitaltern der Republik der patriotiſche Ehrgeiz der Römer, und der ausdrückliche Buchſtabe des Geſetzes mit gleicher Gewalt einem eheloſen Leben entgegen. Cicero hat uns gleich zu Anfange ſeines dritten Buchs von den Geſetzen, die eignen Worte der Verordnung geliefert, nach welcher den Cenſoren geboten war, die Kinder jeder römiſchen Familie zu prüfen, und aufzuzeichnen;

aber ja Sorge zu tragen, daß kein Bürger ehelos bleibe *); und ein ſehr ſchätzbares Fragment, das Aulus Gellius uns aufbehalten, belehrt uns, daß die vornehmſten Senatoren zu Rom, die Ehe nicht als einen Stand des häuslichen Vergnügens, ſondern als eine öffentliche Laſt anſehen müßten, deren ſie ſich nicht entbrechen könnten, und die jeder Mann des gemeinen Beſten wegen zu tragen verbunden ſey. Da die Sache intereſſant iſt, und Aufmerkſamkeit verdienet, ſo will ich meinen Leſern nicht nur das Fragment vorlegen, auf das ich ziele, ſondern auch noch eine wichtige Stelle von dem Verfaſſer, der ihm in ſeinem vermiſchten und unterhaltenden Werke einen Platz vergönnet hat.

Das ſechſte Kapitel im erſten Buche des Aulus Gellius hebt ſich folgendermaßen an:

„Die Rede, die Metellus Numidicus, ein „Mann von Würde und Beredtſamkeit, in „ſeinem Cenſorate geliefert hat, um das Volk „zur Ehe zu ermahnen, wurde vor einer zahl„rei-

---

*) Equitum peditumque prolem deſcribunto: coelibes eſſe prohibento.

„reichen und gelehrten Verſammlung vorgeleſen.
„In dieſer Rede heißt es: Wenn
„es bey uns ſtünde, Ihr Römer, ohne
„ein Weib zu leben, ſo würden wir alle
„von dieſer Unruhe frey ſeyn wollen: allein,
„da die Natur es ſo gefüget, daß wir weder
„mit ihnen ſehr bequem leben, noch ohne ſie
„durchaus ſeyn können, ſo müſſen wir mithin
„mehr für die beſtändige Sicherheit, als für
„ein vorübergehendes Vergnügen ſorgen. Es
„ſcheint einigen, daß der Cenſor Metellus,
„deſſen Abſicht es war, das Volk zur Ehe
„zu ermahnen, kein ſolches Geſtändniß, die
„Unruhe und beſtändigen Verdrüßlichkeiten
„des ehelichen Lebens betreffend, hätte thun ſollen;
„denn, ſo ſcheint er es ſtatt ermahnen, vielmehr
„abmahnen und abſchrecken zu wollen.
„In ſeiner Rede, ſagen ſie, hätte er gerade
„einen entgegen geſetzten Weg wählen, und
„behaupten ſollen, daß die Ehe überhaupt keinen
„Verdrüßlichkeiten ausgeſetzt wäre, und
„daß, wenn ſie ja zu irgend einer Zeit dergleichen
„erzeugte, ſolche leicht und geringfügig,
„leicht zu überſtehen wären, und durch einen

„weit größern Antheil von Nutzen und Vergnügen vergütet würden: ja, daß dieſe Verdrüßlichkeiten ſelbſt weder allen gemein wären, noch in der Natur der Verbindung ſelbſt lägen, ſondern durch die Schuld und Ungerechtigkeit mancher Ehemänner veranlaßt würden. Aber Titus Caſtricius behauptete, daß Metellus wahr, und der Sache angemeſſen geſprochen hätte. Ein anders, ſagt er, iſts als Cenſor, und ein anders, als Redner zu ſprechen. Dem letztern erlauben wir, ſich betrüglicher und kühner, ſpitzſündiger und zweydeutiger Ausdrücke zu bedienen, wenn ſie nur einen gewiſſen Schein der Wahrheit und die Kraft haben, es ſey durch welchen Kunſtgriff es wolle, die Leidenſchaften der Zuhörer zu erregen. Er bemerkte überdieß, daß es einem Redekünſtler unanſtändig iſt, ſelbſt bey einer ſchlimmen Sache auch nur einen Theil ſeines Feldes unbeſetzt und unverfochten zu laſſen: aber in ſo fern er als Metellus redete, der zu dem römiſchen Volke mit der Heiligkeit des Charakters als ein Mann ſprach, deſſen Leben ſich durch aufge-

„häufte Ehrenſtellen auszeichnete, ſo ziemte es
„ihm, nichts zu ſagen, was nicht er ſelbſt, und
„alſo ſeine Zuhörer, für die ſtrengſte Wahr-
„heit hielten: und dieß um ſo viel mehr, da
„er über eine Sache redete, wo die Erfahrung
„jedes Tages jeden Mann in Stand ſetzte,
„zu urtheilen. Indem er alſo dieſe Unru-
„hen, die allen Männern bekannt wären, zu-
„gab, und durch dieß Geſtändniß ſich das Ver-
„trauen ſeiner Zuhörer erwarb; ſo überredete er
„ſie auch zuletzt leicht und geſchwind, den wich-
„tigen und weſentlichen Punkt, daß die Erhal-
„tung des Staats von dem überwiegenden Wer-
„the abhienge, den man auf den Eheſtand ſetzte.“

Ich will mich hier weiter mit Anmerkungen nicht aufhalten, die ich über die Beredtſamkeit des Metellus hinzuthun könnte — aus deſſen ehrlichem Geſtändniſſe wir ſo viel ſchlieſſen können, daß ſelbſt die geiſtvollſten unter den alten Römern nicht vollkommen im Stande waren, ihre Weiber zu regieren. — Ich will nur ſo viel bemerken, daß in den erſten Zeiten der Republik die Cenſoren ſehr pünktlich auf dieſen Theil ihres Amtes aufmerkſam geweſen zu ſeyn ſcheinen, der ſo ſehr dahin gieng, zu verhindern, daß keine alten Jungfern aufkamen. Valerius Maximus ſagt uns, daß die Cenſoren, Camillus und Poſthumius einen Impoſt auf die Bürger legten, die in einem eheloſen Leben alt geworden waren, und zu dem öffentlichen Schatze ſchlugen. Eben ſo erzählt Plutarch in ſeinem Leben des Camillus, daß, „da die Kriege viele Wittwen gemacht, er die eheloſen Mannsperſonen, theils durch Zureden, theils durch Bedrohung von Auflagen, dahin gebracht, dieſe Wittwen zu heurathen." — Aus dem letzten Umſtande ſollten wir ſchließen, daß es um dieſe Zeit zu Rom nicht viel heurathbare Jungfern müſſe gegeben haben; und in der That können wir glauben, daß in den thätigen, patriotiſchen Tagen der Republik ſchwerlich eine römiſche alte Jungfer würde zu finden geweſen ſeyn, wenn nicht die ſonderbare religiöſe Stiftung der veſtaliſchen Jungfrauen eine Art von Pflanzſchule für dieſe ehrwürdige Schweſterſchaft abgegeben hätte, der dieß Werk gewidmet iſt.

Da

Da ich voraus ſetze, daß meine ſchöne Leſerinnen mit dieſen höchſt intereſſanten Nonnen des Alterthums ſehr wenig bekannt ſeyn werden, obgleich ihr Name, der das Feuer überlebt, für deſſen ewige Dauer ſie beteten, noch immer in der Dichterſprache auf die neuern Damen von einer vorzüglichen Reinigkeit angewandt wird; ſo will ich hier die merkwürdige Geſchichte der Veſtalen einrücken, wie ſie von dem obgemeldeten vortrefflichen alten Geſchichtſchreiber, dem Dionyſius aufbehalten worden.

„Die Jungfrauen, die der Göttin dienen,
„waren urſprünglich viere. Dieſe wurden nach
„den, vom Numa eingeführten Geſetzen von
„Königen gewählet. Nachgehends aber we-
„gen ihrer vielfachen Geſchäffte wurden ſie auf
„ſechſe geſetzt, und ſo iſt es bis dieſen Tag ge-
„blieben. Sie leben im Tempel der Göttin,
„in welchen des Tages über Jedem der Zutritt
„frey ſteht: doch darf keine Mannsperſon des
„Nachts darinne bleiben. Dreyßig Jahr lang
„müſſen ſie unverheurathet bleiben, binnen
„wel-

„welcher Zeit ſie den Opferdienſt und andere, „durch das Geſetz verordnete Gebräuche ver„richten müſſen. Während der erſten zehn „Jahre iſt ihre Pflicht, ihren Dienſt zu er„lernen, die andern zehn Jahre, ihn zu ver„richten, und die letzten, ſie andere zu lehren. „Nach Ablauf dieſer dreyßig jährigen Friſt „ſteht es ihnen nach Belieben frey, zu heura„then *), mit Hinterlaſſung ihrer Schleyer „und

---

*) Gellius führt den Antiſtius Labeo, einen Mann von großer Gelehrſamkeit zur Zeit des Auguſtus, wegen verſchiedener Umſtände an, die die Veſtalen betreffen; unter andern, daß ſie nicht unter dem ſechsten Jahre, und nicht über dem zehnten Jahre zugelaſſen wurden. Vermuthlich, weil ſie durchaus Jungfern ſeyn mußten. — Die Wahl wurde auf folgende Art vollzogen. — Der Pontifex Maximus, oder oberſter Prieſter, wählte zwanzig Jungfrauen, die in einer Verſammlung des Volks loſeten, welche von ihnen an die Stelle der verſtorbenen Veſtale einrücken ſollte: und die Jung-

„und ihrer andern prieſterlichen Ehrenzeichen. „Einige, obgleich ſehr wenige, haben dieſes „gethan: doch iſt das Ende ihres Lebens nicht „ſo glücklich geweſen, daß es andere zur Nachahmung gereizt hätte, ſo daß die übrigen, „die ihre Unglücksfälle als ominös angeſehn, „Jungfrauen im Tempel der Göttin bis an „ihren Tod geblieben ſind: worauf die Prieſter zu Beſetzung ihrer erledigten Stelle eine „andere wählten. Sie genieſſen von ihrem „Lande verſchiedene Ehrenvolle Vorzüge, wodurch ihnen das Verlangen nach Kindern „und nach der Ehe benommen wird. Sie „ſind aber auch einer großen Strafe im Falle „eines Verſehens ausgeſetzt, die die Prieſter „nach den Geſetzen unterſuchen und beſtrafen „müſſen. Haben ſie geringere Verbrechen „begangen, ſo werden ſie von ihnen mit Ruthen

---

Jungfrau, auf die das Loos fiel, ward vom Pontifex Maximus angenommen.

Spelmans Anmerk. zu ſeiner Ueberſetzung der obigen Stelle aus dem Dionys.

„chen geſtrichen. Verletzen ſie aber die Ehre ihrer Keuſchheit, ſo werden ſie von den Prieſtern zum ſchändlichſten und ſchmählichſten Tode verdammet. Denn, indem ſie noch leben, werden ſie auf einer Bahre mit aller der Feyerlichkeit eines Leichenbegängniſſes unter den Wehklagen ihrer Freunde und Verwandten, die ſie begleiten, getragen. Wann man mit ihnen an das Thor Collina kömmt, ſetzt man ſie in eine unterirrdiſche Zelle, die inner den Mauern zubereitet iſt, in ihrem Begräbnißanzug, ohne irgend eine Grabſäule, Leichenformeln, oder andere gewöhnliche Feyerlichkeiten. Es giebt aber verſchiedene Anzeigen bey einer Prieſterin, die die heiligen Dienſte nicht mit Reinigkeit verrichtet: das Vornehmſte iſt die Erlöſchung des Feuers, welches die Römer vor allen andern Unglücksfällen fürchten, da ſie es, die Urſache ſey welche es wolle, als eine Vorbedeutung anſehen, welche der Stadt den Untergang droht; daher bringen ſie das Feuer wieder in den Tempel mit vielen Verſöhnungsgebräuchen. — Auch verdient erzählt zu werden, wie ſich die Göttin zum

„Beſten der Jungfrauen, die fälſchlich angeklaget
„worden, geoffenbaret hat. — Man
„erzählt, daß, als einſtmal das Feuer durch
„die Sorgloſigkeit der Aemilia verloſchen war,
„der man die Sorge dafür aufgetragen, die
„es aber wieder einer andern Jungfrau aufgetragen
„hatte, welche erſt neuerlich in ihre
„Zahl aufgenommen worden, und in ihren
„Pflichten erſt unterrichtet wurde, die ganze
„Stadt in die größte Beſtürzung gerieth, und
„daher von den Oberprieſtern eine Unterſuchung
„angeſtellt wurde, ob nicht ein Vergehen der
„Prieſterin an dem erloſchenen Feuer Schuld
„ſey. Hierauf, ſagen ſie, habe Aemilia,
„die unſchuldig, aber ganz außer ſich über
„das, was vorgegangen war, ihre Hand zu
„dem Altare ausgeſtreckt, und in Gegenwart
„der Prieſter und übrigen Jungfrauen, geſagt:
„O Veſta, Schutzgöttin dieſer Stadt,
„wenn ich beynahe die dreyßig Jahr über, die
„heiligen Dienſte, die ich dir ſchuldig bin,
„mit Heiligkeit und Gerechtigkeit geleiſtet,
„und meine Seele rein und meinen Körper unbefleckt
„erhalten habe, ſo erſcheine zu meinem
„Schutze,

„Schütze, und ſtehe mir bey, und laß mich
„nicht den ſchrecklichſten aller Tode ſterben:
„habe ich mich aber einer Gottloſigkeit ſchuldig
„gemacht, ſo laß meine Strafe die Schuld
„dieſer Stadt ausſöhnen!“ — Mit dieſen
„Worten riß ſie ein Stück von dem Schleyer
„ab, den ſie über ſich hatte, und warf ihn auf
„den Altar. Auf dieß Gebet ſoll aus der
„Aſche, die lange kalt geweſen, und nicht einen
„Funken Feuer enthalten haben ſoll, eine
„große Flamme durch den Schleyer erſchienen
„ſeyn: ſo daß die Stadt weder einer Verſöhnung,
„noch eines neuen Feuers von nöthen gehabt.
„— Doch das, was ich nun erzählen
„will, iſt weit wunderbarer, und gleicht mehr
„einer Fabel. — Man erzählt nämlich, daß
„Jemand eine von den Jungfrauen, Namens
„Tucia, fälſchlich angeklagt, und da man ihr
„nicht die Verlöſchung des heiligen Feuers
„Schuld geben können, er ſeine Anklage auf
„falſche Folgerungen geſtützt, die er aus wahrſcheinlichen
„Muthmaßungen und Zeugniſſen
„gezogen: daß die Jungfrau hierauf, da ſie,
„ſich zu vertheidigen, aufgefodert worden, bloß

„geſagt

„geſagt: ſie wolle die Anklage durch ihre Handlungen widerlegen. Hiermit rufte ſie die Göttin um Beyſtand an, und gieng nach der Tyber. Die Prieſter willigten ein, und die ganze Stadt begleitete ſie. Als ſie an den Fluß kam, war ſie ſo dreuſt, eine Sache zu unternehmen, die ſelbſt nach dem Sprüchworte für unmöglich gehalten wird. Sie ſchöpfte nämlich Waſſer in ein leeres Sieb, und trug es bis aufs Forum, wo ſie es vor den Füßen der Prieſter ausgoß. Hierauf, ſagt man, ſey ihr Ankläger, ſo viel Mühe man ſich auch gegeben, ihn aufzuſuchen, weder todt noch lebendig zu finden geweſen.“

Wenn einige dieſer verläumdeten Veſtalen ſo wunderbar erhalten worden, ſo ſcheinen einige mit der ſchrecklichſten Barbarey, trotz der günſtigen Umſtände, die man menſchenfreundlicher Weiſe als eine übernatürliche Erklärung ihrer Unſchuld deuten konnte, hingerichtet worden. In den rhetoriſchen Fragmenten des Seneca wird einer ſchönen Verbrecherin gedacht, die, da man ſie der Unreinigkeit überwieſen, zum Tode verdammt wurde, und zwar, daß ſie von dem Gipfel eines ſo hohen Felſen herab geſtürzet wurde, daß es ſelbſt für die ſchaudernd war, die im Stande der Sicherheit herab ſahen *). In dem Augenblicke, der vor ihrer Beſtrafung vorher gieng, rief ſie zur Veſta, daß ſie ſich ihrer Unſchuld annehmen möchte: und als ſie nun herabgeſtürzt wurde, kam ſie ohne allen Schaden auf den Boden. Aber ein Haufe unmenſchlicher Redner beſtund darauf, daß ſie wieder mußte zurück gebracht, und zum zweytenmale vom Felſen herab geſtürzt werden, weil ſie behaupteten, daß ihre wunderbare Erhaltung mehr ein Zeichen des Zorns, als des Schutzes der Götter ſey, indem ſie zur Abſicht hätten, nicht das Leben einer überzeugten Verbrecherin zu retten, ſondern ihre Quaal zu verlängern. Seneca ſagt uns nicht, ob ſie, dieſem grauſamen Beweiſe zu Folge, umgekommen: und in der That bin ich zur Ehre der menſchlichen Natur zu glauben geneigt, daß die ganze Geſchichte nichts

---

*) Erat altitudo montis etiam ſecure deſpicientibus horrenda.

nichts mehr, als die Erdichtung eines fantaſtiſchen Schwätzers iſt.

Doch, dem ſey wie ihm wolle, die Anekdote giebt uns einen auffallenden Beweis von der außerordentlichen Strenge an die Hand, mit der die Römer die Schwachheit einer Veſtale ahndeten. Doch, derſelbe Schriftſteller liefert uns über dieſen Punkt noch einen außerordentlichern Beweis: denn er liefert uns ein Stück von einer Criminalrede gegen eine Veſtale, die der Unzucht angeklaget wurde, nicht wegen einer offenbaren Handlung der Unenthaltſamkeit, ſondern weil ſie einen Vers geſchrieben, der ihr Gefühl für jenes Vergnügen, das verheurathete Schönen genießen, etwas lebhaft ausdrückte. Dieß ſeltne Stück herzbegeiſterter Poeſie iſt glücklich erhalten worden, und ich muß es meinen weiblichen Leſern mit einer Ueberſetzung vorlegen, ſo ſehr auch der Geiſt der fühlenden Dichterin wird verloren gehen, indem ich ihren einzelnen lateiniſchen Vers in folgende zween übertrage:

Ihr glücklichen Verehlichten! Ich will drauf ſterben, *)
Wenn es nicht lieblich iſt, ſich zu verehlichen!

Der ſtrenge Redekünſtler zieht auf das bitterſte gegen dieſe natürlichen Empfindungen eines zärtlichen Mädchens los. „Wie ausdrucksvoll,“ ſchreyt der Schwätzer, „iſt ihre „Sprache! wie augenſcheinlich fließt ſie aus „der innerſten Seele einer Perſon, die nicht „nur damit bekannt, ſondern auch davon entzückt iſt! — Die, die der Unzucht begehret, iſt derſelben ſchuldig, auch ohne die „That **).“

Ich muß übrigens darinne dem Seneca die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er die Sache auch von der entgegen geſetzten Seite betrachtet. „Wir geben zu,“ verſetzt der Vertheidiger dieſer poetiſchen Jungfrau, „daß „ſie

---

*) Felices nuptae! moriar niſi nubere dulce eſt.

**) Quam expreſſa vox, quam ex imis visceribus emiſſa, non expertae tantum, ſed delectatae. Inceſta eſt etiam ſine ſtupro, quae cupit ſtuprum.

„ſie ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht. „Sie hatte Kopf: wie konnte es alſo fehlen, „daß ſie nicht eine Cornelie, die Mutter der „Gracchen, oder die, die den Cato gebar, „beneiden ſollte *)!“ — Es wird uns nicht geſagt, was das Schickſal dieſer nachdenkenden Veſtale war: vielleicht aber war ſie, ſo wie ihre Schweſter, deren in der vorhergehenden Anekdote des Felſen gedacht wird, ein bloſſes Geſchöpf der Einbildung, und ihr Vergehen nur zu einer Rednerübung erfunden.

Ob nun zwar wohl unſere Menſchenliebe bey dieſer Vorausſetzung ihre Rechnung findet, ſo geben uns doch andere alte Schriftſteller die traurige Verſicherung, daß verſchiedene unglückliche Veſtalen wirklich das traurige Schickſal erlitten haben, lebendig begraben zu werden. Ich meines Theils, wenn ich ſolche Begebenheiten leſe, ſo fühle ich, daß der ganze Glanz der rö-

---

*) Vnum crimen vobis confiteor: ingenium habet. Quidni inuideat Corneliae, matri Gracchorum? Quidni illi quae Catonem peperit?

miſchen Herrlichkeit durch dieſe hölliſche Thaten eines barbariſchen Aberglaubens gänzlich verdunkelt wird. Doch muß ich zur Ehre der Republik noch bemerken, daß dieſe Strafe von dem ältern Tarquin eingeführet worden. Unter ſeiner Regierung wurde zuerſt ein unglückliches Opfer, deren Name Pinaria war, damit belegt. Ich will nicht alle die unglücklichen Mädchen her erzählen, die dieſes unmenſchliche Schickſal betraf: ſondern es bey der Anmerkung bewenden laſſen, daß nach der Berechnung des Abt Nadal (der eine weitläuftige Geſchichte der Veſtalen in den Nachrichten der franzöſiſchen Akademie geliefert hat,) von der Stiftung dieſer Jungfern unter dem Numa bis zu ihrer Aufhebung unter dem Theodoſius, einem Zeitraume von mehr als tauſend Jahren, man bloß auf jedes Jahrhundert ein einziges Opfer rechnen kann. Was die Zahl der ehrlichen und unverdächtigen alten Jungfern anbetrifft, die dieſe gottesdienſtliche Geſellſchaft binnen eben der Zeit hervorgebracht, das iſt ein Punkt, der eine ſo feine Rechnung erfodert, daß ich die Beſtimmung derſelbigen

unſern

unſern eignen unermüdeten Alterthumsforſchern überlaſſen will.

Wir können mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß, ungeachtet der unbedeutenden Ahndungen, durch welche nach der obbemeldeten Erzählung des Dionyſius manche der ältern Veſtalen vom Heurathen abgeſchreckt worden, einige dieſer überjährigen Prieſterinnen doch Luſt mögen bekommen haben, ihr Vorrecht zu nützen, und zu heurathen. In der That haben wir auch in einigen wenigen merkwürdigen Verſen des Prudentius, eines chriſtlichen Dichters, der von den Veſtalen ein Gemälde geliefert hat, welches gewiß mit mehr Eifer, als Artigkeit gezeichnet iſt, einen ſonderbaren Beweis. Da die Stelle merkwürdig iſt, und von den neuern Geſchichtſchreibern dieſer intereſſanten Frauenzimmer, der Länge nach angeführet wird, ſo will ich meinen ſchönen Leſerinnen eine poetiſche Ueberſetzung davon zu liefern ſuchen.

Laßt ſehn, wie weit nun die Unſträflichkeit
Von Veſta's Jungfraun geht, welch ein Geſetz

Den ganzen Ruhm der Züchtigkeit beſtimmt.
Als Kinder werden ſie in zarten Jahren
Verſchloſſen, eh der reifende Verſtand
Sie ſelber wählen ließ, und die Begier
Nach Keuſchheitsruhm und Liebe für die Götter
Der Eh' gerechtes Band verſchmähn ſie hieß.
Die eingeſperrte Schaam wird hier Altären,
Die ihre Bruſt verabſcheut, angelobt.
Die Unglückſeligen verſchmähen nicht
Die Luſt: die Luſt wird ihnen blos geraubt.
Und bleibt der Körper unberührt, ſo bleibt
Es nicht die Seel': auf ihrem Lager
Iſt keine Ruh für ſie: hier liegt und weint
Sie unverlobt, die ſchmerzhaft ſtille Wunde
Und den Verluſt der frohen Hochzeitfackel.
Die Hoffnung fächelt noch dieß Feuer auf:
Da ihr noch einſt die Kerze glimmen kann,
Ein feſtlicher willkommner Hochzeitſchleyer
Das graue Haar noch einſt bedecken kann. —
Sind ſie nunmehr die angelobten Jahre
Der unbefleckten Reinigkeit vorbey,
Alsdann verſchmäht das grau gewordne Alter

Der Jungfrauſchaft die Veſta. Als ſie noch
Des Lebens Lenz zur Liebe rüſtig machte,
Befruchtete kein Kuß ſie zu dem Glück
Der mütterlichen Zärtlichkeit. Veraltet
Buhlt ſie um einen Mann: ihr Heiligthum
Iſt nun vollendet, und ſie eilet
Von dem Altar, dem ihre Jugend diente.
Bringt Hymen nun die Runzeln welker Wangen,
Und lernt als Braut das kalte Bett ſich wärmen *).

Ob-

---

*) Quae nunc veſtalis ſit virginitatis honeſtas
Discutiam, qua lege regat decus omne pudoris.
Ac primum paruae teneris capiuntur in annis
Ante voluntatis propriae quam libera ſecta,
Laude pudicitiae ſeruens & amore deorum,
Juſta maritandi condemnet vincula ſexus.
Captiuus pudor ingratis addicitur aris;
Nec contempta perit miſeris, ſed adempta voluptas
Corporis intacti; non mens intacta tenetur.
Nec requies datur vlla toris, quibus innuba coecum

Vul-

Obgleich das Gemälde, das uns dieſer fromme Poet gegeben, das Anſehen einer ziemlich groben Malerey hat, ſo war es doch ohne Zweifel nach dem Leben gezeichnet. In einem Punkte glaube ich, daß er nur zu Recht hat: ich meyne in dem Unglücke, das er durchgängig den jungen Veſtalen zuſchreibt. Von der Zeit, und Art und Weiſe, wie ſie in dieſe heilige

Vulnus, & amiſſas ſuſpirat foemina taedas.
Tum quia non totum ſpes ſalva interficit ignem:
Nam reſides quandoque faces adolere licebit,
Feſtaque decrepitis obtendere flammea canis.
Tempore praeſcripto membra intemerata requirens,
Tandem virgineam faſtidit Veſta ſenectam.
Dum thalamis habilis intumuit vigor, irrita nullus
Foecundauit amor materno viscera partu.
Nubit anus veterana, ſacro perfuncta labore,
Deſertisque focis, quibus eſt famulata juuentus,
Transfert emeritas ad fulcra iugalia rugas,
Discit & in gelido noua nupta tepescere lecto.

Prudentius in Symmachum, v. 583.

lige Sclaverey geführt wurden, läßt ſich ſchlieſſen, daß ihnen ihre Feſſeln nicht ſehr lieblich ſeyn konnten, ſo bald ſie alt genug wurden, um das geſellige Leben kennen zu lernen, und die ganze Gewalt aller natürlicher Leidenſchaften zu fühlen. Die Römer ſcheinen auch die mannichfaltigen Leiden, unter denen dieſe liebenswürdigen Gefangenen ſeufzten, empfunden zu haben: indem ſie ihnen die Uebel ihres Zuſtandes durch eine öftere Vermehrung verſchiedener Ehrenvoller Vorzüge, die man jeder einzelnen Perſon aus dieſem heiligen Orden erwies, zu vergüten ſuchten. Selbſt der kaltblütige Auguſtus gab ihnen Merkmale ſeiner Gewogenheit, und ließ, wie uns der Geſchichtſchreiber Dio Caſſius erzählt, dieſe abgeſonderten Jungfern zu dem Genuſſe aller bürgerlichen Rechte, die von der Policey in Rom auf Mütter eingeſchränkt war. Unter den verſchiedenen Vorrechten, die eine Veſtale hatte, war eines, das einem fühlenden Herzen vorzüglich reizend ſeyn mußte: ich meyne das Vorrecht, einen Verurtheilten vom Tode zu retten. Die Römer verbanden mit der Perſon

ſon einer Veſtale einen ſolchen Begriff von Heiligkeit, daß, wenn ein Verbrecher auf ſeinem Wege zur Hinrichtung ſo glücklich war, einer von dieſen Jungfrauen zu begegnen, der bloße Anblick einer ſo reinen Perſon zureichend war, ſeine Schuld zu verſöhnen; und der glückliche Augenblick gab ihm ſogleich Leben und Freyheit zurück. Inzwiſchen mußte doch bey ſolchen Gelegenheiten die Prieſterin beweiſen, daß eine ſolche Begegnung eine bloße Wirkung des Zufalls war. Aber ſelbſt in den unruhigſten und blutigſten Tagen der Republik wurden einige Staatsverbrecher auf Fürbitte der Veſtalen vom Tode gerettet. Der rachſüchtige *Sylla* ſelbſt ſoll auf Fürſpruch dieſer mitleidigen Jungfrauen dem Cäſar das Leben geſchenkt haben, ſo ſehr er durch den Widerſtand dieſes muthigen und ehrgeizigen Jünglings war gereizt worden. Vielleicht ſchrieb man das heftige Beſtreben nach dem höchſten Pontificat, das Cäſar in der Folge äußerte, zum Theil aus der edlen Begierde her, ſeine Dankbarkeit dieſen heiligen Jungfrauen zu erweiſen, deren zärtlichen Fürſprache er das Leben verdankte:

denn

denn es war die Pflicht des Pontifex Maximus, dieſer weiblichen Geſellſchaft vorzuſtehen, mit jeder jungen Veſtale, die einen kleinen Fehler begangen, an einen geheimen Ort zu gehen, die ſchöne Verbrecherin auszuziehen, und ſie nach Verhältniß ihres begangenen Fehlers zu geiſſeln. Vielleicht war es in dieſem hohen Amte, wo ſich die berühmte Menſchenliebe dieſes gütigen Tyrannen am einförmigſten zeigte, und ſo ſehr das römiſche Reich eine gerechte Urſache hatte, wider ſeine angemaßte Gewalt zu murren, ſo können wir doch, wann wir den Charakter dieſes groſſen Mannes beherzigen, mit Recht ſchlieſſen, daß keine zärtliche Veſtale ſich ſehr unglücklich wird geprieſen haben, wenn ſie unter die Ruthe Cäſars fiel. In der That würde es für dieſe zarte Schweſterſchaft ein groſſes Glück geweſen ſeyn, wenn die nachfolgenden Kaiſer ſie mit demſelben ſanften Geiſte beherrſchet hätten, den dieſer höchſt freygebige und vollkommenſte aller Tyrannen bey ſolchen Gelegenheiten äußerte. Aber unter den vielen Ungeheuern, die dieſem außerordentlichen Uſurpateur in der Herrſchaft der römiſchen Welt folgten, waren einige, die ſich ordentlich der ganz abſcheulichen Grauſamkeit, ſelbſt eine unſchuldige Veſtale lebendig zu begraben, ſcheinen gefreut zu haben. Der jüngere Plinius erzählt eine Geſchichte dieſer Art, wo der Geiſt des liebenswürdigen Opfers in einem ſo intereſſanten Lichte erſcheint, daß ich die Geſchichte der Länge nach hier überſetzt einrücken will.

„Die Rache des Domitian tobte durchgängig
„mit der äußerſten Wuth, ſelbſt wo er
„keinen Schein von einer Veranlaſſung dazu
„hatte. Dieſer Kaiſer hatte ſich vorgeſetzt,
„daß Cornelia Maximilla, eine der veſtaliſchen
„Jungfrauen, lebendig ſollte begraben
„werden, bloß aus der unſinnigen Vorſtellung,
„daß dieſe Art von exemplariſcher Strenge
„ſeiner Regierung zu großer Ehre gereichen
„würde. Dem zu Folge berufte er unter dem
„Charakter als hoher Prieſter, oder vielmehr
„als ein geſetzloſer und grauſamer Tyrann
„das heilige Collegium zuſammen, und zwar
„nicht in dem Pontificaliſchen Gerichtshofe,
„wo es ſich gewöhnlich verſammelte, ſondern

„auf ſeiner Villa, nahe bey Alba: und hier
„verdammte er ſie wegen Uebertretung ihrer
„veſtaliſchen Gelübde durch einen eben ſo gottloſen
„Urtheilsſpruch, weil ſie nicht gegenwärtig
„war, und ſich alſo ſelbſt vertheidigen
„konnte, ſondern auch weil es bloß eine Wirkung
„der Leidenſchaft und Rache von ſeiner
„Seite war. Ja, er ſelbſt hätte die Strafe
„verdient, da er nicht nur ſeines Bruders
„Tochter zu Unehren gebracht, ſondern auch
„mit Schuld an ihrem Tode war: denn da
„dieſe Dame, als eine Wittwe ihre Schande
„gern verbergen wollte, ſuchte er ihr ein
„abtreibendes Mittel zu verſchaffen, welches
„ihr das Leben koſtete. Uebrigens waren die
„Prieſter ſchon geſtimmt, das Urtheil an der
„Cornelia ungeſäumt zu vollziehen. Als ſie
„dieſelbe nun auf den Richtplatz brachten, flehte
„ſie zur Veſta und den übrigen Göttern: und
„ſchrie unter andern Ausrufungen oft: Iſt
„es möglich, daß mich Cäſar für befleckt
„halten kann, da er unter dem Einfluſſe
„meiner heiligen Amtsverwaltungen
„geſiegt und triumphiret hat? Ob

dieß eine Schmeicheley oder Spötterey seyn ſollte? ob es aus einer Ueberzeugung ihrer Unſchuld oder Verachtung gegen den Kaiſer von ihr geſagt wurde, iſt ungewiß *); ſie fuhr aber mit dieſen Ausrufungen fort, bis ſie an den Richtplatz kamen, zu dem ſie wenigſtens als eine Verbrecherin gebracht wurde, ob ſie vielleicht gleich keine war. Als ſie hinunter in die unterirdiſche Höhle ſtieg, hieng ſich ihr Kleid an Etwas, das im Wege lag; indem ſie ſich nun umkehrte, um ſich davon los zu machen, bot ihr der Scharfrichter ſeine Hand, die ſie mit einigem Entſetzen verweigerte, gleich als ob ſie dieſelbige nicht, ohne ſich zu verunreinigen, anrühren könnte. So behielt ſie ſelbſt den Schein einer vollkommenen Keuſchheit bis zu dem letzten Auftritte ihres Lebens.

„Und ihre lezte Sorge war mit Anſtand zu
fallen **).

„Celer,

---

*) Domitian pflegte Triumphe zu feyern, nicht nur ohne Sieg, ſondern ſogar nach einer Niederlage.

**) Euripides, in ſeinem Trauerſpiele, der Hekuba.

„Celer, ebenfalls ein römiſcher Ritter, den man als ihren Liebhaber anklagte, beharrte die ganze Zeit über, da das Urthel an ihm auf dem großen Platze am Senatorhauſe vollzogen wurde, bey der Ausſage? „Was für ein Verbrechen habe ich begangen? Ich bin mir keines bewußt. *)

„Wenn die perſönliche Sicherheit dieſer unglücklichen Jungfrauen durch die Barbarey der heidniſchen Kaiſer ſo viel Gewalt litt, ſo iſt der keuſche Ruf der Schweſterſchaft nicht mit weniger Grauſamkeit und Ungerechtigkeit von dem ungeſtümen Eifer einiger chriſtlichen Schriftſteller behandelt worden. Wir haben bereits geſehen, mit welch einer ungeſitteten Verachtung der fromme Dichter Prudentius von der veſtaliſchen Reinigkeit ſpricht. St. Ambroſius, in ſeinem Traktate über die Jungfrauen, greift ſie noch heftiger an: „Wer kann es wagen, die Jungfrauen der Veſta oder die Prieſterinnen der Pallas gegen mich anzuführen? Was für

---

*) Plinius im eilften Briefe des vierten Buchs.

„eine Art von Reinigkeit iſt das, die nicht „von ſittlichen Grundſätzen, ſondern vom Alter abhängt? der, ſtatt daß ſie immerwährend ſeyn ſoll, ein beſtimmter Zeitraum vorgeſchrieben iſt? — Gewiß geht man mit „dieſer Tugend noch weit muthwilliger um, „deren Fall den ſpätern Lebensjahren angewieſen iſt: diejenigen, die der Jungfrauſchaft einen endlichen Perioden anweiſen, lehren ihre eigne Jungfrauen, daß ſie von der „Pflicht frey, und alles Vermögens der Beharrlichkeit beraubt ſind. Von welcher Art „Religion aber muß die ſeyn, wo den jungen „Mädchen geboten wird, keuſch, den alten „Weibern aber unkeuſch zu ſeyn? *)“

Der Antheil aber, den ich an dem Credit ſo mancher ehrlichen, obgleich unbekannten Veſtaliſchen alten Jungfrau nehme, verbindet mich, zu bemerken, daß der heilige Ambroſius uns eine ſehr unartige und unedle Vorſtellung von dieſer keuſchen Gemeinſchaft liefert. Doch ſo ſtrenge er gegen ſie war, ſo iſt

---

*) Quis mihi praetendit Veſtae virgines & Palladis

iſt ſeine Strenge noch für Gelindigkeit zu achten, wann ich ſie mit der unbarmherzigen Behandlung ſeines heiligen Bruders, des ungeſtümen heiligen Hieronymus ſeiner vergleiche. Dieſer fromme und heftige Vater der katholiſchen Kirche, ſcheint nicht nur alle heidniſche, ſondern auch alle ketzeriſche Jungfrauſchaft mit Stumpf und Stiel, wie man ſagt, ausrotten zu wollen: indem er ausdrücklich ſagt, daß die Jungfrauen, ſo wie ſie wenigſtens bey den verſchiedenen Ketzern, und hauptſächlich den Manichäern, genannt wür-

---

ladis ſacerdotes? Qualis illa eſt non morum pudicitia, ſed annorum, quae non perpetuitate ſed aetate praeſcribitur? Petulantior eſt talis integritas, cuius corruptela ſeniori ſervatur aetati. Ipſi docent, virgines ſuas non debere perſeuerare, nec poſſe, qui virginitatem finem dederunt. Qualis autem illa eſt religio, vbi pudicae adoleſcentes iubentur eſſe, impudicae anus.

Diui Ambroſii de Virginibus,
Lib. I.

würden, für H • • und nicht für Jungfern zu halten wären.

Indeſſen muß ich doch als einen Beweis von der Ehrlichkeit dieſes heiligen Eiferers hinzu ſetzen, daß, ob er gleich ein ſo erbitterter Feind von alten ketzeriſchen Jungfern in der vorhergehenden Stelle ſeines Briefes an die Euſtochium, die Tochter ſeiner Freundin Paula, über die Bewahrung der Jungfrauſchaft, zu ſeyn ſcheint: er doch in ſeiner Schimpfrede gegen den Jovian, der das außerordentliche Verdienſt einer vollkommenen Keuſchheit in Zweifel gezogen hatte, in eine feurige Lobrede auf die Jungfern der heidniſchen Welt ausbricht, und dieſen Titel nicht nur den Sibyllen, ſondern auch der Kaſſandra ſelbſt zugeſteht, ob dieſe unglückliche Heldin gleich, ſowohl von einer Gottheit als von einem Sterblichen gröblich gemiß-

---

*) Caeterum virgines, quales apud diuerſas haereſes, & quales apud impuriſſimum Manichaeum, eſſe dicuntur, ſcorta ſunt exiſtimanda, non virgines.

Sanct. Hieron. Epiſt. ad Euſtochium de Cuſtodia Virginitatis.

gemißhandelt, vom Apollo hintergangen, und vom Ajax genothzüchtiget werden.

Ich will mich bey einem groſſen Commentar über dieſe wenige Uebereinſtimmung in dem ungeſtümen und energiſchen heiligen Hieronymus nicht aufhalten, da ich Willens bin, in dem folgenden Theile meines Werks, nicht nur von dieſem berühmten Advocaten eines ehloſen Lebens, ſondern auch von verſchiedener andern Heiligen, deren fromme Arbeiten dieſem reizenden Inhalte, der Jungfrauſchaft ganz beſonders gewidmet geweſen, weitläuftiger zu reden.

Man darf ſich nicht wundern, wenn einige dieſer heiligen Schriftſteller, in der Hitze ihres Eifers mit der Ehre ſo wohl der jungen, als alten Jungfern der Heiden ſehr frey umgegangen ſind. Wir müſſen dieſen Unbeſonnenheiten einer übel verſtandenen Frömmigkeit vergeben: Aber, wann ein neuerer Kunſtrichter, der ſich ſelbſt auf ſeine Delikateſſe und ſeine Lebensart etwas zu Gute thut — wann ein Franzoſe aus dem galanten Jahrhunderte Ludwig des vierzehnten ſich ſo übereilen kann, allen

Jungfern der heidniſchen Welt ihre Ehre abzuſprechen, ſo halte ich es für meine Schuldigkeit, als der freywillige Waffenträger der beſchimpften Schweſterſchaft dieſen ſtolzen und ungezogenen Verbrecher hervor zu ziehen, und zu züchtigen. Der, der ſich eines ſo übeln Betragens ſchuldig gemacht, iſt Herr Morin, welcher im Jahre 1713. in der franzöſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften „eine „kritiſche Geſchichte des eheloſen Standes“ zum Vorſcheine gebracht. Im Beſchluſſe derſelbigen zieht dieſer eingebildete Autor nicht nur wider die ſterblichen Jungfern des Alterthums los, ſondern wagt es ſogar, die jungfräulichen Göttinnen zu entehren.

„Die Jungfrauſchaft,“ ſagt er, wurde „von ihnen für etwas Göttliches und Heiliges „gehalten. Die Griechen nannten diejeni„gen, die ſich dafür bekannten, Ημιθεος, „Halbgötter, oder den Göttern gleich: und „die lateiniſchen Wortforſcher leiteten das Wort „coelebs, ehelos, von coelum, der Him„mel, her — coelebs, himmliſch, gleichſam „als ob ſie dadurch zu verſtehen geben woll„ten

„ten, daß diejenigen, die im Cölibate lebten, himmliſche Weſen wären. Sie ſahen alſo dieſe Tugend als eine übernatürliche Grazie an

„Et plus quam ſoemina virgo!

„Jungfrau, ein weit höherer Titel als
„Weib!

„Sie glaubten, die Götter gewährten ihn bloß als einen ganz beſondern Vorzug. Wie könnten wir ſonſt die brünſtige Bitte der Daphne erklären, als ſie ſich ſelbſt auf dem Punkte ſah, ihre Jungferſchaft zu verlieren?

„Da mihi perpetua, genitor chariſſime, dixit,
„Virginitate frui! dedit hoc pater ante Dianae.

„O beſter Vater, laß mich immerdar
„Der Jungfrauſchaft genießen: dieß
„Verlieh Dianen ſchon der Vater Zevs.

„Was will uns die Verwandlung dieſes Mädchens in einen Lorbeerbaum anders ſagen, als daß die Keuſchheit von den Heiden für einen ſichern Freyheitsbrief zur Unſterblichkeit an-

„geſehen wurde, von welcher der Lorbeer das
„Sinnbild war? Dieß iſt die Meynung unſerer
„Mythologen. Trug ſichs aber zu, daß dieſer
„Schatz irgend einmal durch Ueberraſchung
„oder Gewaltthätigkeit verloren gieng, welch
„ein Lärmen! was für Verwirrung! welche
„Verzweifelung! — Meine geliebte Jungferſchaft!“
„ſagte das berüchtigte weibliche
„Geſchöpf Griechenlandes, „meine geliebte
„Jungferſchaft! was iſt aus dir geworden? —
„Die römiſchen Frauenzimmer hielten nicht
„weniger darauf. Kann etwas rührender
„ſeyn, als die Reue der Europa bey dem
„Horaz, nach der Begebenheit mit dem Jupiter?

„— — Pater, O relictum
„Filiae nomen! — —

„Mein liebſter Vater, was wirſt du ſagen?
„Was wirſt du von mir denken, wann du hören
„wirſt, daß ich die Schwachheit gehabt
„habe, die jungfräuliche Ehre aufzugeben?
„wann du hören wirſt, daß dieſe edlen Grundſätze
„der Religion und Frömmigkeit, die du

„mir ſo ſorgfältig eingeflößet haſt, alle einer
„wahnſinnigen Leidenſchaft Platz gemacht
„haben?“

„— — pietasque, dixit,
„Victa furore.

„Welch ein Unterſchied, große Götter! zwi-
„ſchen dem Zuſtande, worinnen ich war, und
„demjenigen, in den ich mich itzt verſetzt ſehe!“

„Vnde, quo veni!

„Nein,“ ſetzt ſie hinzu, „ein einzelner Tod
„reicht nicht zu; da muß mehr ſeyn: ein ewig
„Verderben muß es ſeyn, wodurch das Ver-
„brechen einer Jungfrau, die ſich verführen
„läßt, gebüßet wird?

„— — leuis vna mors eſt
„Virginum culpae. — —

„Kann zu unſern Zeiten etwas Stärkers
„geſagt oder gedacht werden? — Sie ſchwu-
„ren bey ihrer Jungfrauſchaft als bey einer
„Sache von einer ganz beſondern Heiligkeit:

„Vera cano, ſic vsque ſacras innoxia
lauras
„Veſcar, & aeternum ſit mihi virginitas.

Ich

„Ich künd'ge Wahrheit an, mein Lorbeer ſey
„Stets rein, und ewig meine Jungfrau-
ſchaft!“

„Dieß iſt der Schwur einer Sibylle, im Ti-
„bull. — Es war ein allgemeiner Grund-
„ſatz des Heidenthums, daß die Götter an
„der Keuſchheit Wohlgefallen hätten:“

„Caſta placent ſuperis.

„Ohne den Beyſtand einer Jungfrau fehl-
„te einem Opfer etwas. Sie fiengen ſie zwar
„ohne dieſe nöthige Mittelsperſon an, oder
„machten die Libation (libare); aber die Cere-
„monie konnte nicht ganz vollzogen werden,
„welches ſie durch das lateiniſche Wort litare
„ausdrückten. Sie waren überzeugt, daß die-
„ſe Tugend das iſt, was uns der Gottheit am
„nächſten bringt.

„Sie ſagten, daß ſo wie Gott ſich ſelbſt
„allein genug iſt, und in ſeinem eigenen We-
„ſen Alles findet, was ihm zur höchſten Se-
„ligkeit nöthig iſt; ſo auch die Jungfrauen,
„welche, ſtatt ihre Glückſeligkeit thörichter
„Weiſe im Beſitze anderer Geſchöpfe zu ſuchen,
„die-

„dieſelbe, ohne aus ſich ſelbſt zu gehen, in ihrer Reinigkeit, in ihrer Unſchuld und in ihrer Unbeflecktheit fänden *).

„Durchgängig behaupteten ſie, daß, wenn es der Gottheit eines Tages gefiel, ſich ſelbſt der menſchlichen Natur mitzutheilen, dieß bey keiner andern Perſon geſchehen könnte und ſollte, als bey einer Jungfrau: Decet enim naturam intactam, impollutam, puram, & vere virginem cum Deo conuerſari. **) Es iſt wahr, daß das nicht der Ausdruck eines Heiden, ſondern des Philo, eines Juden, iſt, welches nicht weniger merkwürdig iſt. — Macrobius ſagt beynahe daſſelbige in ähnlichen Ausdrücken: Nulli aptius jungitur μονας incorrupta quam virgini ***). Die unveränderliche Einheit einer Gottheit kann ſich mit keiner Creatur vereinigen, die ihr ſelbſt mehr entſpräche, als mit einer Jungfrau. — Wir wollen noch einen

„nen

---

*) Plotinus. Lib. V. cap. I.

**) Philo.

***) Macrobius in Somno ſcipionis.

„nen Platoniker *) uns die Grundſätze ſeiner „Sekte über dieß Syſtem des Lebens entwi„ckeln laſſen: — „Es macht einem Mäd„chen

---

*) „Naumachius. — Die franzöſiſchen Schriftſteller pflegen die Alten immer ſo anzuführen, daß ſie ihre Leſer mehr in Verlegenheit ſetzen, als unterrichten. Herr Morin hat bloß den Namen Naumachius zu dieſer ſonderbaren Ueberſetzung einer Stelle aus einem griechiſchen Schriftſteller, den er einen Platoniker nennt, hinzu gethan. Ich war lange Zeit nicht vermögend, dieſen dunkeln Sachwalter der Jungfrauſchaft zu entdecken: endlich fand ich, daß er einer von den vielen, obgleich unbekannten Dichtern, war, deren Fragmente uns Stobäus in ſeiner Sammlung aufbehalten hat. Die beſten Kunſtrichter, ſagt der gelehrte Fabricius, ſind der Meynung, daß Naumachius ein Chriſt war. In der That ſcheint es auch die angeführte Stelle unläugbar zu verrathen, die ich im Originale, nebſt einer poetiſchen Ueberſetzung beyfügen will.

Καλον

„chen Ehre, mit Sorgfalt die Reinigkeit ih„res Leibes und ihrer Seele zu bewahren. Die„ſer Stand giebt ihr eine groſze Ueberlegen„heit

Καλον μεν δεμας αγνον εχειν, αδμητα τε μιμνειν
Παρθενικην καθαροισι τ' αιει μελεδημασι χαιρειν,
Μητε βαρυτλητων λαγονων περι φορτον ογκωσαν,
Μητε πονον τρομεουσαν αγαστονον ειλειθυιης,
Αλλ' ησθαι βασιληιαν αφαυρων θηλυτεραων
Ψυχης ομμα φαεινον υπερ βιοτοιο χεουσαν
Ενθα γαμοι κεδνοι και αληθεις ενθα μιγεισα
Θεσπεσιοις επεεσσι νοηματα φαια τικτη.
Stobaeus, pag. 420. edit. 1605.

Herrlich iſt es, als Jungfrau ein keuſches Leben zu führen,
In den Freuden beglückt, die reine Gedanken gewähren,
Frey von der läſtigen Bürde, die eine Geſchwängerte drücket,

„heit über alle Perſonen ihres eigenen Geſchlechts. Frey von den Sorgen der Welt, hat ſie ihre Augen beſtändig auf ein geiſtiges Leben gerichtet, woher ſie alle Freuden der wahren Ehe leitet, indem ſie ihr Herz mit ſo göttlichen Worten erfüllt, die ſie in Stand ſetzen, die lichtvollſten Gedanken denken und hervor bringen zu können.“

„Hier haben wir in der That eine prächtige Sprache, erhabene Gedanken und Betrachtungen von ſonderbarer Schönheit: ſo bald wir ſie aber mit dem Praktiſchen und Weſentlichen vergleichen, ſo finden wir leere Worte, und nichts weiter. Es fehlte dieſen

„ſei-

Und nicht erzitternd vor den ſo peinlichen Schmerzen Lucinens,
Hebt ſie frohlockend ihr Haupt hoch über die ſchwächeren Weiber,
Und wirft über das Leben ein unbewölkt heiteres Auge.
So, in himmliſchen Worten die lautere Ehe gelehret,
Wird die Jungfrau entzückt lichtvolle Gedanken gebähren.

„ſeinen Declamatoren nicht an Licht: doch, ſo
„wie ſie Gott kannten, und ihm nicht als Gott
„die Ehre erwieſen, eben ſo können wir auch ſa-
„gen, daß, wenn ſie auch die Vortrefflichkeit der
„jungfräulichen Reinigkeit erkannten, ſie doch
„eben ſo wenig ihre Geſetze beobachteten. Wer
„Luſt hat, der geheimen Geſchichte ſolcher Per-
„ſonen unter ihnen nachzuforſchen, welche im
„eheloſen Stande lebten, und die gewiſſenhaf-
„teſte Enthaltſamkeit zu beobachten ſchienen,
„wird vielleicht, wo nicht grobe Unzucht,
„doch mancherley Albernheiten, und ein wah-
„res Poſſenſpiel entdecken.

„Wir wollen von ihren Göttinnen den An-
„fang machen. — Veſta, die älteſte unter
„allen — wurde ſie nicht in ihrem Tempel
„mit einem Kinde in Armen vorgeſtellt?
„Woher hat ſie es bekommen? — Minerva
„hatte ihren Erichthonius, der ihr immer zur
„Seite war. Ihre Geſchichte mit dem Vul-
„kan iſt zur Genüge bekannt, und ſetzt uns in
„Stand, zu erklären, daß, wenn ſie irgend aus
„einem Grunde einigen Anſpruch auf den Cha-
„rakter einer Jungfrau hätte machen können, ſie

„doch gewiß keinen auf den Beynamen der „Unberührten hatte, den ſie doch ſo gewöhnlich trägt. Es waren ihr zu Ehren ſo gar „Tempel, als einer Mutter errichtet. — So „hatte Diana ebenfalls ihren Liebhaber Virbius, oder Hippolytus, und was noch ſchlimmer war, ihren Endymion. Das einzige „Vergnügen, deſſen ſie genoß, wann ſie ihren „Augen vergönnte, ſich an ſeiner ſchlafenden Geſtalt zu weiden, ſagt uns genug, und für eine „Jungfrau mehr, als zu viel. — Die Muſen wurden zu ihrer Zeit für ſehr freygebige „Buhldirnen gehalten. Myrtilus, den Arnobius anführet, verſichert dreuſt, daß ſie „ſehr gefällige gute Freundinnen von einem gewiſſen Megaleon wären, der viel Geſchmack „für Ton und Dichtkunſt hatte; er giebt ſogar ihnen allen Kinder, und meldet alle ihre verſchiedenen Namen. — Ihre Veſtalen, deren Keuſchheit ſie ſo ſehr erhuben, „durften bloß bis in das dreyßigſte Jahr ehelos bleiben, wo ſie alle ihre natürlichen Rechte wieder erhielten. Sie ermangelten nicht, „dieſe Rechte auch noch vor dieſem Termin

„auſ-

„auszuüben: und wir dürfen nicht glauben, „daß die Römer alle ihre Veſtalen lebendig „begruben, die ſich dieſer Freyheit bedienten: „nein, dieß betraf nur die unklugen Jungfrauen, die nicht die geheime Kunſt gelernet „hatten, ſich nach der ſehr heilſamen Klugheitsregel zu betragen: Si non caſte, ſaltem „caute — wo nicht keuſch, doch vorſichtig *)!“

Dieß ſind die unverzeihlichen Freyheiten, die ſich Herr Morin mit der heidniſchen Jungfrauſchaft nimmt. — Zur Antwort auf den Angriff, den dieſer muthwillige Franzmann auf alle alte Jungfern, ſo wohl ſterblichen, als göttlichen Geſchlechts, aus dem Alterthume gethan, will ich bloß bemerken, daß die Folge, die er aus den heidniſchen Geſinnungen zieht, die er zum Vorſcheine bringt, dem gerade diametriſch entgegen ſteht, was nicht nur die Regeln der Delikateſſe und Rechtſchaffenheit, ſondern auch die Geſetze eines vernünftigen Raiſonnements erfodert hätten. Nachdem er uns ſehr weitläuftig und ſehr richtig bewieſen hat,

---

*) Mémoires de l' Academie, &c. tome 4me p. 308.

daß die heidniſchen Frauenzimmer auf die Jungfrauſchaft einen ſehr großen Werth ſetzten, ſo hätte er ohne Zweifel ſagen ſollen, daß, ob gleich die perſönliche Geſchichte einiger alter Nymphen und Göttinnen uns auf die Gedanken bringen könnte, daß die Unenthaltſamkeit in den Tagen des Heidenthums herrſchend war, wir, wann wir die kräftigen und anmuthigrührenden Ausdrücke anſahen, mit der einige dieſer gebrechlichen Nymphen ihre eigene Schwachheit bejammern, wir, ſage ich, ganz ſicher daraus ſchließen könnten, daß manche ehrliche Jungfer, ob gleich ihre Namen nicht bis auf uns gekommen wären, in der heidniſchen Welt möchten vorhanden geweſen ſeyn, und mitten unter ihrer verführeriſchen Ausgelaſſenheit eine glückliche und ehrenvolle Uebereinſtimmung ihrer Grundſätze mit ihrer Ausübung bewieſen haben.

Einige der heidniſchen Göttinnen ſind unfehlbar von dieſem allgemeinen Vorwurfe ausgenommen geweſen. Dreye beſonders, deren Jungfrauſchaft, (ob ſie gleich, wie ich fürchte, der Schweſterſchaft nicht viel Ehre machen,) ſo unwiderſprechlich war, daß ſie

ſelbſt

ſelbſt zu einer Art von Sprichworte geworden, ich meyne die Furien, deren jungfräuliche Reinigkeit in einem auffallenden Fragmente des Sophokles behauptet wird *).

Vielleicht wird das Vergehen, deſſen ſich Herr Morin gegen die Schweſterſchaft ſchuldig gemacht, durch die Bemerkung einigermaßen vermindert, daß er ſich zu der muthwilligen Grauſamkeit gegen die Jungfrauen des Heidenthums durch ſein Beſtreben verleiten laſſen, jener weit größern Menge alter Jungfern, dem römiſch-katholiſchen Nonnen ein Seitencompliment zu machen, von denen ich im folgenden Abſchnitte dieſes Werks mit mehrerm reden werde. Jtzt will ich nur noch einige Bemerkungen über das alte römiſche Frauenzimmer hinzu thun. — Von dieſen Damen kann man, wie von den Helden ihres Landes ſagen, daß ſie es bis zu den Extremen, beydes der Tugend und des Laſters, trieben. Es giebt zwo Anekdoten in der römiſchen Geſchichte, die ganz vorzüglich, die Ungleich-

---

*) Αει παρθενοι Ερινυες.

Sophocles ap. Suidam.

heit der weiblichen Sitten entdecken: die erſte wird in wenig Worten ſo ſchön vom Livius erzählet, daß ich fürchte, ein großer Theil ihrer anmuthigen Energie wird in der Ueberſetzung verloren gehen.

„Die Matronen der Patricier hatten aus
„ihrer gottesdienſtlichen Verſammlung die
„Virginia, die Tochter des Aulus geſtoßen,
„weil ſie die Würde ihres Ordens durch eine
„Heurath mit dem Volumnius, dem Plebejaniſchen
„Conſul, entehret. Ein kleiner
„Zwiſt, der aus einem weiblichen Unwillen
„entſtund, entbrannte zu einem allgemeinen
„Zank der erbitterten Gemüther: Als Virginia
„mit Recht ſich rühmte, daß ſie in den
„Tempel der Patriciſchen Beſcheidenheit, in
„dem Charakter einer beſcheidenen Patricierin
„gegangen, als bloß das Weib Eines Mannes,
„dem ſie als Jungfrau zugebracht worden:
„und daß ſie ſich weder dieſes Mannes noch
„ſeiner Ehrenſtellen und Thaten ſchämen dürfe.
„Dieſen ihren edlen Vortrag beſtätigte
„ſie durch eine ſehr edle Handlung. — Sie
„beſtimmte einen hinlänglichen Raum in dem

„Hauße, wo ſie wohnte, zu einem beſcheidenen „Heiligthume, ſetzte einen Altar hinein, und „nachdem ſie die Plebejiſchen Matronen verſammelt, und ihnen die Ungerechtigkeit der „Patriciſchen geklagt; ſagte ſie: Dieſen Altar widme ich der plebejiſchen Beſcheidenheit „und vermahne euch, daß, ſo lange unter den „Männern ein Wetteifer an Tapferkeit ſeyn „wird, ein gleicher unter ihren Matronen an „Beſcheidenheit ſeyn möge. Beſtrebt euch, „daß dieſer Altar, wo möglich, geheiligter „werde, als der ihrige, und den Ruhm erlangen möge, von keuſchern Prieſterinnen bedient zu werden.“

Gegen dieß gefällige Gemälde geiſtvoller Beſcheidenheit, finden wir einen auffallenden und traurigen Contraſt in dem Betragen des römiſchen Frauenzimmers, das unter dem Conſulate des Acilius Balbus und Porcius Cato, ſo ausgelaſſen den Wollüſten ergeben war, daß es der Senat für nöthig hielt, das Sibylliniſche Orakel über ein Mittel zu Rathe zu ziehen, wie man das öffentliche Uebel abwenden könnte, das aus der weiblichen Verderbniß entſtünde. Es hieß ſie die Gottheit anrufen, die die zärtlichen Neigungen beherrſcht, und dem zu Folge der Venus, unter dem Titel der Verticordia — der Herzensbekehrerin, einen neuen Tempel zu erbauen.

Dieſe außerordentliche Begebenheit wird vom Valerius Maximus erzählt, und auf ſie vom Ovid in folgenden Verſen augenſcheinlich angeſpielet:

Söhnet die Venus durch euer Gebet aus! — die himmliſche Freundin
Hat Schönheit, Sitten und Ehr' in Händen. Zu Zeiten der Väter
Verfiel die Keuſchheit in Rom: ſie fragten die alte Cumäa
Um Rath, und dieſe gebot, einen Tempel der Venus zu bauen.
Nach der Verordnung geſchahs, und von der Bekehrung der Herzen
Trägt ſie den Namen *).

Ovid

---

*) Supplicibus verbis illam placate: ſub illa
Et forma, & mores & bona fama manent.

Roma

Ovid ſcheint ſo partheyiſch für das ſchöne Geſchlecht eingenommen geweſen zu ſeyn, als irgend ein Glied der poetiſchen Zunft: indeſſen können wir nicht ſagen, daß ſeine Poeſie im Ganzen uns ſehr hohe Begriffe von der römiſchen Keuſchheit in dem berühmten Zeitalter des Auguſtus giebt. Ließe ſich der wahre Zuſtand der Sitten nach dem verdächtigen Zeugniſſe eines ſatyriſchen Dichters richtig ſchätzen, ſo müßte ſich dieſe zarte Tugend unter den nachfolgenden Regierungen noch in einem weit beweinenswürdigern Zuſtande befunden haben, und wir könnten durchaus zweifeln, nach den Tagen des Juvenal eine einzige alte römiſche Jungfer zu finden. Dieſer ungeſtüme Spötter hält in dem groben und bittern Pasquill gegen das ſchöne Geſchlecht, ich meyne

Roma pudicitia proauorum tempore lapſa eſt:
Cumaeam, veteres, conſuluiſtis anum;
Templa iubet Veneri fieri: quibus ordine factis,
Inde Venus verſo nomine corda tenet.
Ouid. Faſt. Lib. IV. v. 154.

ne ſeiner ſechsten Satyre, denjenigen für vollkommen wahnwitzig, der ein keuſches Frauenzimmer in Rom zu finden glaubt. Doch ſolche unartige Sarcasmen entehren ſelbſt ihren Verfaſſer: und ich bin überzeugt, daß ſo manche gute Weiber und Jungfern (denn dergleichen gab es gewiß auch zu Zeiten Juvenals,) die groben Schmähungen dieſes überſpannten Moraliſten, ſo wie die, in neueren Zeiten, den weniger ungeſitteten, ſpöttiſchen Spruch des Pope verachteten, daß

Jedes weibliche Geſchöpf ein Taugenichts
im Herzen iſt.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß die drey Satyriker, die wider den liebenswürdigen Theil der Schöpfung mit der bitterſten Feindſeligkeit geſchrieben haben, drey alte Junggeſellen waren. Wenigſtens iſt uns nie zu Ohren gekommen, daß Juvenal eine Frau gehabt hätte: doch von Boileau und Pope wiſſen wir es gewiß, daß ſie nicht nur nie unverheurathet waren, ſondern daß ihnen auch aller Wahrſcheinlichkeit nach nie ein artiges Frauenzimmer durch ihre Lieb-

Liebkoſungen mag geſchmeichelt haben. Ich habe dieſe Bemerkung gemacht, weil ſie mich natürlicher Weiſe auf Etwas leitet, das auf die Schweſterſchaft viel Ehre zurück werfen muß — ich meyne auf eine Vergleichung zwiſchen alten Junggeſellen und alten Jungfern, in einem ſehr wichtigen Punkte, der ſehr kräftig die verſchiedenen Charaktere jeder Gemeinheit darſtellet.

Wir finden, daß dieſe drey poetiſchen und moraliſchen alten Junggeſellen in den wütenden Anfällen ihrer ſauren Laune, die ſie ſehr fälſchlich für den Enthuſiasmus wahrer Tugend halten, das Frauenzimmer, ob ſie ſie gleich für ganz artige Geſchöpfe hielten, die ihnen nichts zu leide gethan, mit denen ſie aber keine vollkommene Bekanntſchaft errichten konnten, verläumdeten. Nun bemerke man einmal den Contraſt. Unter alle den alten Jungfern, die entweder in Verſen oder in Proſa geſchrieben haben — und ihrer iſt eine unendliche Menge — habe ich auch nie von einer gehört, die ihre üble Laune in ſolchen bittern und ver-

ächtverächtlichen Schmähungen gegen das ſtärkere und feindſeligere Geſchlecht ausgelaſſen hätte. Nein, die alte Jungfer beſitzt ein ſo zärtliches und edelmüthiges Herz, daß, wann ſie auch noch ſo wenig vom Manne weiß, wann ſie auch noch ſo viel Urſache hat, ſich über ihn zu beſchweren, ſie ihn doch immer noch, um mich der Worte des Shakeſpear zu bedienen, für den Hub der Thiere hält. Man weiß, daß eine übertriebene Tugend bey vielen männlichen Moraliſten in eine finſtere und verkehrte Verachtung und Bitterkeit gegen das ganze menſchliche Geſchlecht ausgeartet iſt: doch bitte ich zur Ehre des ſchönen Geſchlechts überhaupt, und meiner rechtſchaffenen Freundinnen, der alten Jungfern insbeſondere, nie zu vergeſſen, daß ſie von dieſer äußerſt ekelhaften und höchſt unglücklichen aller menſchlichen Schwachheiten, der Miſanthropie oder Menſchenfeindſchaft vollkommen frey geweſen.

Doch wieder auf den kleinen Inhalt meines gegenwärtigen Kapitels, die alten Jungfern des alten Roms zu kommen — ſo kann ich freylich nicht eine ſolche Liſte von dieſen Damen

men anführen, als ich wünſchte: allein der Mangel entſteht ohne Zweifel nicht ſo wohl aus der Seltenheit des Charakters; ſondern aus der unverzeihlichen Nachläſſigkeit der alten Geſchichtſchreiber und Biographen, die, wie ich ſchon geklagt habe, die Verdienſte der Schweſterſchaft für die Nachwelt aufzuzeichnen verabſäumet haben. Inzwiſchen bin ich ſo glücklich, daß ich dieß Kapitel mit dem Namen einer berühmten alten Jungfer ſchließen und verzieren kann, die als ein beſonderer Liebling der Minerva, nicht nur ihrer Keuſchheit wegen berühmt geweſen, ſondern ſich auch in einer der ſchönſten Künſte hervor gethan hat. Ich meyne die vortreffliche Lala, die, ob ſie gleich keine geborne Römerin war, doch in dieſer Stadt während der Jugend des Marcus Varro, der Malerey mit vielem Ruhme oblag. Wahrſcheinlicher Weiſe hinterließ er eine vollſtändige Beſchreibung von dieſer liebenswürdigen Perſon in einer der 490. Bände, die er geſchrieben haben ſoll. Ob gleich die Werke dieſes ſehr gelehrten Römers unglücklicher Weiſe untergegangen ſind, ſo hat ſie doch der Name und die Verdienſte der Lala glücklich überlebt. Man ſagt uns, daß ſie mit der größten Geſchwindigkeit malte, ſich hauptſächlich in Frauenzimmerbildniſſen hervor that, und daß ihre Malereyen beſſer bezahlt wurden, als irgend eines, auch der geſchickteſten Maler ihrer Zeit. Ihr Anſpruch auf dieſen ehrenvollen Vorzug gründet ſich auf das unwiderſprechliche Zeugniß des ältern Plinius, eines tiefen Naturforſchers, Antiquars und Kenners, der in dieſem Punkte der Naturgeſchichte gewiß nicht konnte hintergangen werden, und uns auf das ausdrücklichſte verſichert, daß Lala beſtändig eine Jungfer blieb.

Mit dieſem Frauenzimmer will ich denn meine ſehr unvollkommene Nachricht von heidniſchen Jungfrauen ſchließen. Wenn ich aber nachdenke, wie viel gute, aber unbekannte alte Jungfern vor der keuſchen Lala mögen da geweſen ſeyn; ſo kann ich nicht umhin, mein großes Leidweſen durch einen tiefen Seufzer zu äußern, das demjenigen gleicht, den Horaz ausſtößt, wann er an die vielen tapfern, aber unberühmten Krieger denkt, die vor dem Agamemnon gelebt haben.

Keuſch war ihr Ruf, doch anitzt iſt er auf ewig vergeſſen;
Ihrer unglücklichen Tugend gebrach ein freundlicher Herold.

Doch wir wollen uns ſchleunig durch eine Darſtellung der weit glücklichern alten Jungfern der chriſtlichen Schweſterſchaft zu tröſten ſuchen. Dieſen fehlte es nicht nur nicht an Lobrednern, ſondern ſie ſind ſo gar bisweilen in nur zu verſchwendriſchen Lobreden erhoben worden. Da dieß inzwiſchen eine Sache von großer Delikateſſe iſt, ſo wollen wir zu einer unpartheyiſchen weitläuftigen Unterſuchung derſelbigen in folgenden Kapiteln fortſchreiten. — Ich will den Anfang damit machen, daß ich den ungeheuren Zuwachs der alten Jungfern nach Einführung der chriſtlichen Zeitrechnung zu betrachten vornehme.

Ende des dritten Abſchnitts.

Vier-

Vierter Abſchnitt.

Ueber die alten Jungfern nach der chriſtlichen Zeitrechnung.

Erſtes Kapitel.

Ueber den ungeheuern Zuwachs der alten Jungfern nach der chriſtlichen Zeitrechnung.

Ich komme nun auf den gefährlichſten Theil dieſes wichtigen Verſuchs, und ich fühle, daß die Art, wie ich dabey zu Werke gehen muß, vielen Schwürigkeiten unterworfen iſt. Damit ich aber meinem jungfräulichen Gegenſtande eine völlige Genüge thue, ſo halte ich es für nöthig, bey verſchiedenen dieſer alten Kirchenwäter zu verweilen, die die Jungfrauſchaft als den Lieblingsinhalt ihrer frommen Arbeiten anſahen: doch, da ich dieſe Blätter gern für jede Claſſe von Leſern anziehend machen möchte, ſo muß ich hier erklären, daß ich mich

mich eifrig bemühen werde, von alle den Heiligen, die dieſen intereſſanten Gemeinort, den ich vor mir habe, berührten, ſo zu ſprechen, daß ich weder den Flüchtigen ermüde, noch auch den Frommen beleidige.

Durch den Frommen, meyne ich bloß die ehrlichen Leute von unſerer reformirten Religion, weil ich wohl einſehe, daß ich wenig oder keine Gnade bey einem katholiſchen Leſer finden möchte: denn ob ich mich gleich für einen Freund und Verfechter der ehrlichen proteſtantiſchen alten Jungfern erkläre, ſo bin ich doch weit entfernt, mich zu einem Advocaten der klöſterlichen Jungferſchaft aufwerfen zu wollen. In der That fühle ich Mitleiden und Unwillen ſich in mir erregen, wann ich daran denke, wie viele tauſend der liebenswürdigſten Mädchen durch ihrer Aeltern Tyranney in Klöſtern eingemauert worden, und ihr Leben da hinſchmachten, oder durch einſchmeichelnde Ränke des Aberglaubens verleitet worden, ſich freywillig von allen liebenswürdigen Pflichten und Freuden des menſchlichen Lebens auszuſchlieſſen. Denn ob ich gleich glauben will, daß eine unbefleckte Reinigkeit oft in einem Kloſter gewohnt hat, ſo geſtehe ich doch, daß ich die proteſtantiſche alte Jungfer, die eine Jungferſchaft, welche mehr die Folge des Zufalls und der Nothwendigkeit, als der Wahl iſt, mit einer heitern Gemüthsruhe behauptet, für eine mehr exemplariſche und intereſſantere Perſon halte, als die katholiſche Nonne, die in ihrem Eifer für die Keuſchheit dem menſchlichen Geſchlechte auf immer entſaget. Ich bin überzeuget, daß der erſte Charakter, ſo verachtet und herabgewürdiget er auch ſeyn mag, mehr mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums, dieſer ſo einfachen und erhabenen Religion im Grunde übereinſtimmt, die eine Freundin der geſelligen Glückſeligkeit, und eine Feindin jedes ſelbſtſüchtigen Grundſatzes iſt.

Da die Natur, die Vernunft und die Religion uns alle geneigt machen, für die Erhaltung unſerer Gattung mit vereinten Kräften wirkſam zu ſeyn, ſo iſt es erſtaunend, daß irgend eine Macht ſo ſtark konnte gefunden werden, ihrem vereinten Einfluſſe entgegen zu arbeiten, und eine Anzahl menſchlicher Weſen zu der hartnäckigen Entſchließung zu bringen, den koſtbarſten Vorrechten ihrer Exiſtenz, dem Vorrechte, ihre eigenen, ſowohl vorübergehenden, als ewigen, freudigen Gefühle, neuen Weſen mitzutheilen, die ihnen lieber als ihre eigenen perſönlichen Vortheile ſind, zu entſagen. Die empfindlichen Schmerzen des Kindbettes werden durch einen ſolchen Reichthum von zärtlicher Freude vergütet, daß die ſelbſtſüchtigſte Furchtſamkeit nicht die Bürde verweigert, ſo bald ſie an die Belohnung denkt. Je mehr wir der edelmüthigen Gewalt der mütterlichen Gefühle nachdenken, deſto mehr werden wir über die Menge der Frauenzimmer erſtaunen, die in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ſich ſelbſt einem eheloſen Leben widmeten. Das ganze Geſchlecht ſcheinet von einer ungeſtümen Leidenſchaft für die Jungferſchaft entflammt geweſen zu ſeyn: und ein verdienſtvoller Schriftſteller, der uns ohnlängſt eine unterhaltende Geſchichte des weiblichen Geſchlechts geliefert, unterrichtet uns, daß im vierten Jahrhunderte eine einzige Stadt nicht weniger als zwanzig tauſend Jungfrauen enthielt, die das Gelübde einer ewigen Keuſchheit gethan *). Ungeachtet der ausnehmenden Demuth, die ſie vorgaben, miſchte ſich doch, wie ich fürchte, viel geheimer Stolz in dieß unvernünftige Betragen. Alle die erſten chriſtlichen Jungfern ſcheinen um eine ſolche ſepulcraliſche Lobſchrift gewetteifert zu haben, wie die beyden folgenden Zeilen auf unſere Königin Eliſabeth enthalten:

Sie war und iſt, — (was kann hier mehr geſagt werden?)
Die zwote Jungfer im Himmel, die erſt' auf Erden. **)

Vielleicht hatten die Nonnen der alten Kirche auf dieſe eingebildete Heiligkeit Anſprüche, die

---

*) Alexander's Hiſtory of Women, Oct. edit. p. 415. Vol. II. — Dieß Buch würde noch ſchätzbarer ſeyn, wenn der gelehrte Verfaſſer allezeit angeführet, woher er ſeine Thatſachen genommen hätte. Wir haben davon eine ſehr gute deutſche Ueberſetzung: Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780.

**) Camden's Remains, p. 524.

die weniger zweydeutig waren, als unſerer jungfräulichen Königin ihre. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch eine, der Neugier würdige und intereſſante Speculation, den unmittelbaren Urſachen ſolcher wunderbaren Vorfälle nachzuforſchen: und die beſondere Quelle der Ideen zu prüfen, die dem zarten Hange der Natur in dem weiblichen Charakter dieſer Zeiten, ſo mächtig entgegen arbeiten konnten. Der brennende Eifer, mit dem die erſten Chriſten einen eheloſen Stand umfaßten, kann zwo Urſachen zugeſchrieben werden: erſtlich, dem Rathe St. Pauls, der ſehr nachdrücklich von der Ehe abmahnet; und zweytens, den feurigen Ausbrüchen kirchlicher Beredtſamkeit, in welchen die Kirchenväter die Jungferſchaft zu erheben, und der erhitzten Einbildungskraft ihrer weiblichen Zöglinge einen unerſättlichen Durſt nach dieſer eingebildeten Tugend einzuflößen ſuchten. In dem Fortgange dieſes Verſuchs werde ich von dieſen merkwürdigen Reden insbeſondere Rechenſchaft geben. Im gegenwärtigen Kapitel will ich mich darauf einſchränken, den Rath des heiligen Paulus zu prüfen, und die unmittelbatelbaren Folgen, die er veranlaßt hat, zu beherzigen.

Ich habe das gute Vertrauen, das man bey mir keine Hintanſetzung der Ehrerbietung argwöhnen wird, die jeder aufrichtige Chriſt dieſem beredten und bewunderuswürdigen Apoſtel ſchuldig iſt, wann ich geſtehe, daß ich ſeine ſtarke Ermahnung zu einem eheloſen Leben mit Erſtaunen und Kummer oft geleſen habe. Seine Epiſtel an die Korinther, in der er ſagt, daß es beſſer ſey nicht zu heurathen, ſtatt mich zu ſeiner Meynung zu bekehren, verleitet mich, mit Milton auszurufen:

Wenn uns der Schöpfer gebeut: Mehrt
euch! ſo iſt, wer es hindert,
Unſer Verwüſter: er iſt ein Feind von Gott
und den Menſchen.

In der That iſt Paulus weit entfernt, ein ſolches Gebot zu äußern: und in ſeiner erſten Epiſtel an den Timotheus ſagt er uns vorher, daß dieſes Verbot von den verführeriſchen Geiſtern *) herkommen werde. In dem zweyten Kapi-

---

*) 1. Tim. IV.

Kapitel derſelben Epiſtel ſcheint er ſo wenig ſich des eheloſen Standes anzunehmen, daß er vielmehr anzudeuten ſcheint, daß die Weiber ihre Seligkeit durch Kinderzeugen bewirken ſollen *). — Allein ſeine Anrede an die Korinther weiſt ſo ſehr auf ein eheloſes Leben hin, und ſein ſarcaſtiſcher Ausdruck: „es iſt beſſer „freyen, als Brunſt leiden,“ kann vielleicht mancher ſchwachen oder ſpröden, oder enthuſiaſtiſchen Perſon des andern Geſchlechts, die Ehe aus einem ſo ſehr herabwürdigenden Geſichtspunkte darſtellen, daß vielleicht ſeine ſtarke Ermahnung zu einem jungfräulichen Leben auf viele ſeiner weiblichen Schülerinnen einen größern Einfluß haben konnte, als vielleicht ein wirkliches Verbot der Ehe würde gehabt haben. Doch, dem ſey wie ihm wolle, wann wir die unumſchränkte Verehrung betrachten, die man für dieſen Apoſtel mit Recht hatte, ſo können wir ſicher ſchließen, daß die Menge der erſten alten Jungfern durch ſeine erſte Epiſtel an die Korinther einen gewaltigen Zuwachs bekam. Da aber der heilige Apoſtel ausdrücklich in die-

---

*) 1 Tim. II. 15.

ſer Epiſtel ſaget, daß er in Anſehung der Jungfrauen kein Gebot des Herrn habe *), ſo könnte man ohne einen Schatten der Gottloſigkeit fragen, zu was ſein guter Rath nützen ſolle? — Ich geſtehe, daß mein Verſtand anfänglich es gar nicht mit der wohlwollenden und gemäßigten Weisheit, wodurch ſich der Charakter des heiligen Paulus auszeichnete, zuſammen reimen konnte. Allein, der vortreffliche Locke, in einer Anmerkung zu ſeiner Paraphraſe dieſer Epiſtel, giebt uns einen Gedanken an die Hand, wodurch des Apoſtels Abmahnung von der Ehe nicht, als ein allgemeines Lehrgebot, ſondern als ein, auf die damalige Zeit eingeſchränkter Rath kann gerechtfertiget werden. Unſer großer chriſtlicher Philoſoph nimmt nämlich an, daß Paulus in dieſer Epiſtel in einem **prophetiſchen Geiſte** ſpricht, indem er einen **Blick auf die ſich annähernde Verfolgung unter dem Nero** wirft. In dieſer Vorausſetzung konnte er ſeine Schüler von der Ehe abmahnen, nicht als ein Feind der ehelichen Freuden, ſondern weil

---

*) Kap. 7. Vers 25.

weil er fürchtete, daß ſie das Elend der ihnen drohenden Unterdrückung weit mehr fühlen würden, wann ihnen alle die entzückenden Süßigkeiten eines verheuratheten Lebens würden entriſſen werden.

So weiſe und der Zeit angemeſſen der Rath des Apoſtels ſeyn konnte, ſo haben wir doch große Urſache zu fürchten, daß die ausſchweifende Anhänglichkeit an die Jungferſchaft, die einige ſeiner Schülerinnen dafür bekamen, zu viel häuslichen Zänkereyen und bisweilen zu Privatverdrüßlichkeiten Gelegenheit gab. Wenigſtens haben wir ein merkwürdiges Beyſpiel von dieſer Wirkung, wenn wir den wunderbaren Begebenheiten ſeiner Anhängerin, der Thekla, Glauben beymeſſen wollen, die von verſchiedenen Kirchenvätern als die erſte und berühmteſte jungfräuliche Märtyrerin iſt geprieſen worden. Da die Anekdoten dieſes Frauenzimmers ſehr merkwürdig ſind, ſo will ich einen kleinen Auszug aus ihrem Leben, vom Jacobus Philippus Bergomenſis, liefern, der 1497. einen lateiniſchen Folioband über berühmte Frauenzimmer heraus gegeben, und ſie Beatricen, der Königin von Böhmen, zugeſchrieben.

„Thekla war aus Ikonium, einer Stadt in Aſien, gebürtig; ſie war von hoher Geburt, und beſaß außer dieſem Vorzuge, noch die höhern Reize der Schönheit. Ihre Mutter Theoklia hatte ſich die Freude vorbereitet, ihre Tochter an einen edlen und ſchönen Jüngling zu verheurathen, deſſen Name Thamirus war, als der heilige Paulus in ihre Stadt kam, und zufälliger Weiſe in dem Hauſe einkehrte, das zunächſt an das ſtieß, wo Thekla wohnte. Die Jungfrau ward von der Beredtſamkeit des Apoſtels ſo ſehr bezaubert, daß man ſie durch kein Bitten noch Flehen von dem Fenſter wegbringen konnte, wo ſie ſich ſelbſt hingeſtellet hatte, ihn zu hören, und wo ſie drey Tage lang ſaß, ohne einige Nahrung zu ſich zu nehmen *). Theoklia klagte dem be-

„ſtimm-

---

*) In feneſtra itaque domus ſuae per triduum quaſi ſui oblita, ad audiendum hominem pellecta, ſine vllo prorſus cibo conſedit, vt inde a nemine amoueri potuerit.

Jac. Bergomenſis, pag. 61,

„ſtimmten Ehemanne ihrer Tochter, dieſe wunderbare
„Bezauberung. Aber der Liebhaber
„und die Mutter waren auf gleiche Weiſe in
„ihrem Beſtreben unglücklich, das junge
„Frauenzimmer von ihrer Aufmerkſamkeit auf
„ihren Prediger abzuziehen. Der aufgebrachte
„Thamirus gieng voller Unwillen fort, um
„dem Charakter und der Lehre dieſes neuen
„Propheten nachzuforſchen, deſſen Rede eine ſo
„wunderbare Wirkung auf ſeine, ihm ſo abwendiggemachte
„Gebieterin gehabt hatte. Nachdem
„er gehöret hatte, daß es ein Chriſt wäre,
„der durch ſeine Ermahnung die Jungfrauen
„vom Heurathen abſchreckte, ſo überließ
„ſich der erzürnte Liebhaber ſeiner ganzen
„Rache, und lieferte den Prediger in Feſſeln
„an die Magiſtratsperſon, den Sextilius
„aus, auf deſſen Befehl er ins Gefängniß gebracht
„wurde. Die fromme Thekla beſtach
„den Kerkermeiſter, daß er ihr erlaubte, ſich
„an der Beredtſamkeit des eingekerkerten Apoſtels
„zu weiden. Da ihre geheimen Beſuche
„verrathen wurden, ſo ward ſie vor den Proconſul
„gebracht: und, als man hier in ſie drang,

„ihr Verſprechen gegen den Thamirus zu erfüllen, würdigte ſie ihn keiner Antwort. Der „wüthende Proconſul ließ den Apoſtel geißeln, „und aus der Stadt verweiſen; die hartnäckige Jungfrau verdammte er zum Scheiterhaufen. Aber Thekla, die ſchon durch den „Unterricht Pauls befeſtiget war, und ſich mit „dem Zeichen des Kreuzes bewaffnete, entkam unverletzt und ſiegreich den Flammen, „in die ſie war geworfen worden: ſie verließ „hierauf ihren Geburtsort, und gieng mit „Paulus nach Antiochien. Der Statthalter „von Antiochien verliebte ſich in ihre Schönheit, und wallte ihrer Keuſchheit Gewalt „anthun: aber die entſchloſſene Jungfrau widerſetzte ſich dem fürſtlichen Räuber ſo tapfer, „daß ſie ihm ſeine Krone vom Haupte ſchlug, „ſeinen Mantel in Stücken riß, und ihn in einen Zuſtand des Blödſinns, oder Wahnwitzes verſetzte. Nun klagte man ſie der Zauberey an, und verdammte ſie, daß ſie den „wilden Thieren ſollte vorgeworfen werden. „Auch hier gieng ſie ihrer Strafe mit unerſchrockenem Muthe entgegen, und fand

„eben

„eben ſo glücklich in ihrer Reinigkeit eine ſichere Bruſtwehr gegen die Wuth der Bären und Löwen. — Nach dieſen Vorfällen wiederfuhr ihr das Glück, ihren Lehrer Paulus zu Smyrna zu treffen, und da ſie von ihm jeden Unterricht erhalten, der ihre Unſchuld vollkommen machen konnte, begab ſie ſich nach Seleucia. Hier theilte ſie ihre eignen Tugenden vielen jungfräulichen Freundinnen mit, und beſchloß ihr heiliges Leben, das durch viele Wunderwerke verherrlichet wurde, im Monat October des 69ſten Jahres unſers Herrn.“

Dieß iſt die Geſchichte, die ein ehrwürdiger Lobredner des ſchönen Geſchlechts von dieſer berühmten Jungfrau gegeben; und ſie ſtimmt mit der Erzählung anderer frommen Biographen ein, die ſich über die Verdienſte der keuſchen Thekla in ihren verſchiedenen Lebensbeſchreibungen der Heiligen noch weiter ausgebreitet haben. Die aufgeklärten Leſer unſers Landes werden vielleicht mit einem gleichen Grade von Unglauben die verſchiedenen Begebenheiten dieſes wundervollen Mädchens anſe-

anſehen. Es iſt gewiß weit unwahrſcheinlicher, daß Paulus ein junges Frauenzimmer ſollte angetrieben haben, ihren Aeltern ungehorſam zu ſeyn, und ein Eheverlöbniß zu brechen, als daß die hungrigen und reißenden Thiere des Waldes harmlos und ſanft durch den Einfluß der Jungferſchaft ſollten geworden ſeyn. Aber in welchem Lichte dieſe erzählte Geſchichte verſtändigen Leſern unſeres Zeitalters und Landes auch erſcheinen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie viele Jahrhunderte durch, mit einem blinden Glauben und der tiefſten Verehrung angenommen worden. Die außerordentlichen Verdienſte der Thekla waren ein ſehr begünſtigter Gemeinort vieler heiligen Prediger, und St. Ambroſius insbeſondere ſtimmt einen ſo hohen Ton darüber an, daß ſeine Rede eine große Wirkung auf ſeine jungfräulichen Schülerinnen muß gehabt haben *).

„Die

---

*) Thecla doceat immolari, quae copulam fugiens nuptialem, & ſponſi furore damnata, naturam etiam beſtiarum virginitatis veneratione mutavit. Namque parata ad feras, cum adſpe-

„Die Thekla, ſchreyt der heilige Vater, müſſe euch lehren, das Märtyrerthum zu erdulden: ſie, die die Feſſeln des Eheſtands floh,

„und

adſpectus quoque declinaret virorum, ac vitalia ipſa ſaepe offerret leoni, fecit vt qui impudicos detulerant oculos, pudicos referrent. Cernere erat lingentem pedes beſtiam, cubitare humi, muto teſtificantem ſono, quod ſacrum virginis corpus violare non poſſet. Ergo adorabat praedam ſuam beſtia; & propriae oblita naturae, naturam induerat quam homines amiſerant. Videres, quadam naturae transfuſione, homines feritate indutos ſaeuitiam imperare beſtiae; beſtiam exoſculantem pedes virginis, docere quid homines facere deberent. Tantum habet virginitas admirationis, vt eam etiam leones mirentur. Nam impaſtos cibus flexit, non citatos impetus rapuit, non ſtimulatos ira exasperauit, non vſus decepit aſſuetos, non feros natura poſſedit; docuerunt religionem, dum adorant martyrem; docuerunt etiam caſtitatem, dum virgini nihil aliud niſi plantas exoſculantur, demerſis in terram oculis, tamquam verecun-

recun-

„und durch die Wuth ihres verſchmähten Mannes ſelbſt die Natur der wilden Thiere umwandelte, indem ſie ihnen eine Ehrfurcht für die Jungfrauſchaft einflößte. Als ſie den wilden Thieren vorgeworfen wurde, indem ſie ſich dem Anblicke der Männer entzog, und ihre Perſon ſelbſt dem Löwen öfters anbot, verwandelte ſie die grauſame Wolluſt der Zuſchauer in Ehrerbietung für Zucht und Ehrbarkeit: dann würdet ihr geſehen haben, wie ſich ein wildes Thier zu ihren Füßen ſchmiegte, und durch ein ſanftes Murmeln bezeugte, daß es keine Gewalt habe, den heiligen Körper der Jungfrau zu verletzen. Das wilde Thier betete ſeinen Raub an, vergaß ſeiner eigenen Natur, und nahm die an, die der Menſch verloren hatte. Ihr würdet geſehen haben, wie durch dieſen Naturwechſel der Menſch die Wildheit annahm, und einem Thiere grauſam zu ſeyn gebot: und „ein

---

recundantibus, *ne mas aliquis vel beſtia* virginem nudam videret.

Diui Ambroſii de Virginibus
Lib. II. p. 80.

„ein Thier, das den Menſchen ſeine Pflicht lehrte, indem es einer Jungfrau Füße küßte. So wahrhaftig wunderbar iſt die Jungfrauſchaft, daß ſelbſt Löwen ſie verehren! Der Anblick ihrer Beute lockte ſie nicht, ſo ſehr ſie der Hunger antrieb: die Wuth brachte ſie nicht auf, ſo ſehr das Volk ſie dazu reizte: ihre Gewohnheit, Verbrecher zu zerreißen, täuſchte ſie nicht: ihre Natur hörte auf, auf ſie zu wirken! Sie lehrten uns die Religion, indem ſie die Märtyrerin anbeteten: ſie lehrten uns ſo gar Keuſchheit, indem ſie bloß die Füße der Jungfrau küßten, und ihre Augen zur Erde ſenkten, gleich als ob ſie ſich ſchämten, daß ein männliches Geſchöpf, ob es gleich bloß ein wildes Thier war, eine nackte Jungfrau ſehen ſollte.“

Da die Verdienſte der Thekla durch einen der beredteſten, und beym Volke beliebteſten, biſchöflichen Heiligen ſo ſehr geprieſen wurden, ſo läßt ſich leicht denken, daß der weibliche Ehrgeiz dadurch durchgängig aufgeweckt wurde. Die warme Einbildungskraft der frommen Mädchen ward zu einem ſo hohen Grade der Schwärmerey entflammt, daß die Leidenſchaft für den Märtyrerruhm alle ihre natürlichen Empfindungen auslöſchte. Statt daß ſie wünſchten, Mütter wohl erzogener Kinder zu werden, ſtrebten ſie bloß nach der Reinigkeit und dem Rufe der Thekla, von Löwen angebetet, und von Heiligen geprieſen zu werden. Wie ſehr die vornehmſten Kirchenväter das ihrige beytrugen, dieſen übernatürlichen Ehrgeiz in dem zärtlichen Geſchlechte anzufeuern, und es darinne zu befeſtigen, will ich in einigen nachfolgenden Kapiteln zeigen, und das Gegenwärtige mit einigen wenigen Anmerkungen über die berühmte Thekla beſchließen. — Dieſes heilige Mädchen, die als eine vertraute Freundin und Schülerin des Apoſtels geprieſen ward, wurde als das Muſter jeder frommgeſinnten Jungfrau angeſehen, und vielleicht findet ſich in der langen Liſte weiblicher Heiligen nicht eine, deren wunderbare Begebenheiten einen ſo allgemeinen Eifer für die Verdienſte der Jungferſchaft verbreiteten, und die Menge alter Jungfern ſo ſehr vermehrten. Auch liefern uns die finſtern Zeiten nicht allein Lobreden auf die unbefleckte Thekla: ſondern im ſechzehnten Jahrhunderte begeiſterte ſie auch einen Doctor der Sorbonne mit Poeſie. Claude d' Espence, der von ſeinem Biographen als der klügſte und gemäßigſte Doctor ſeiner Zeit angeführet wird, verfertigte einen Heldenbrief der Thekla an St. Paulus in lateiniſchen Verſen *).

---

*) Gedruckt zu Paris 1619 in einem Foliebande, worinnen alle lateiniſche Werke des d' Espence enthalten ſind.

Zweytes Kapitel.

Ueber einige der früheſten chriſtlichen Schriftſteller, die der Jungfrauſchaft erwähnet haben — Tertullian — St. Cyprian. — Ueber die kanoniſchen Jungfern.

Es giengen einige Jahrhunderte vorüber, ehe noch die chriſtlichen Jungfrauen die Verfaſſung regelmäßiger Gemeinſchaften annahmen. Erſt gegen das Ende des vierten Jahrhunderts wurde zu Verona, vom Zeno, dem Biſchofe dieſer Stadt, das erſte Nonnenkloſter errichtet *). Allein die chriſtlichen Schrift-

---

*) S. Moſheims Kirchengeſchichte, von Maclaine überſetzt, im I. Bande S. 307. — Der Urſprung der Klöſter iſt ein Punkt, der noch in viel Dunkelheit eingehüllt iſt, und viel fromme und alberne Streitigkeiten veranlaßt hat. Die heilige Synkletika, von Alexandrien

Schriftſteller von weit früherer Zeit beweiſen überflüßig, daß eine Menge frommer Mädchen ſich ſelbſt einem eheloſen Leben widmeten, ehe noch einige Klöſter zu ihrer Aufnahme errichtet waren.

Tertullian, der im zweyten und dritten Jahrhunderte ſchrieb, verfertigte einen ſehr ſeltſamen Traktat, worinne er dieſe heiligen Jungfrauen zu bereden ſuchte, ihre Geſichter mit einem Schleyer zu bedecken. Ein Bewegungsgrund, den er ihnen dazu ans Herz legt,

---

drien ward als die Mutter der Nonnen geprieſen, ſo wie man den heiligen Antonius als den Vater der Mönche verehret: allein, die Geſchichte dieſer heiligen Mutter der geiſtlichen alten Jungfern, iſt noch nicht hinlänglich bewieſen. Der neugierige Leſer, der die verſchiedenen Meynungen über ſie zu wiſſen begehrt, kann ſie in der einleitenden Abhandlung zu dem ſehr fleißig ausgearbeiteten Werke finden, das den Titel führet: Hiſtoire des Ordres Monaſtiques, Religieux & Militaires, zu Paris gedruckt, in acht Quartbänden.

iſt ſo ſonderbar, daß ich ihn anführen muß. — Er ſagt ihnen nämlich, es ſey höchſt ſchicklich, eine Geſtalt von einer ſo gefährlichen Gewalt, daß ſie den Fall der Engel aus dem Himmel bewirken konnte, zu beſchatten. Er ſpielte nämlich auf die Stelle im fünften Buche Moſis an, wo von den Söhnen der Götter geſagt wurde, daß ſie Gemeinſchaft mit den Töchtern der Menſchen gehabt hätten: „denn, wer kann „ſich wohl vorſtellen,“ ſagt Tertullian, „daß „ſolche Engel ſich würden einkommen laſſen, „mit den Ueberbleibſeln der ſterblichen Unreinigkeit ſich zu vereinigen, und nicht lieber für „die Jungferſchaft entbrennen, dieſe Blume, „die ſo gar die menſchliche Unenthaltſamkeit „entſchuldiget *)?“

Der zunächſt berühmte chriſtliche Schriftſteller, der ausdrücklich über die Jungfrauen geſchrie-

---

*) Quis praeſumere poteſt, tales angelos maculata iam corpora & humanae libidinis reliquias deſideraſſe, vt non ad virgines potius exarſerint, quarum flos etiam humanam libidinem excuſat.

Tertullian. de Virg. Veland. p. 224.

geſchrieben, iſt der heilige Cyprian, der an ſie eine Ermahnungsrede über ihr Betragen und ihren Anzug gerichtet. Der ehrliche Biſchof von Karthago zieht auf die Ohrringe, die Schminke und das falſche Haar, als Erfindungen des Teufels los, die nicht mit der Einfalt der Kleidung beſtehen könne, durch welche ſich die Jungfrauen auszeichnen ſollten. Er ermahnet ſie, öffentliche Bäder und hochzeitliche Feſte zu vermeiden; preiſet ſie glücklich, daß ſie dem Fluche des Kindbettes entgangen wären: und ermuntert ſie, an ihrer Keuſchheit feſt zu halten, unter der theuren Verſicherung, daß ihr Rang höchſt glorreich ſey, und daß die Reinigkeit einer Jungfrau der Standhaftigkeit einer Märtyrerin ſehr nahe komme *).

Dieß iſt der allgemeine Inhalt von des heiligen Cyprians Ermahnung an die fromme

---

*) Quarum ad gloriam merces ſecunda eſt, ſit & virtus ad tolerantiam proxima.
Sanct. Cyprian. de Habitu Virg. p. 102.

Schweſterſchaft; doch giebt mir weder Cyprian noch Tertullian einiges Licht über die Anzahl der chriſtlichen Frauenzimmer, die zu ihren Zeiten ein öffentliches Gelübde der Jungfrauſchaft abgelegt hatten. Uebrigens ſind zwey Umſtände, die es glaublich machen, daß ſelbſt zu der Zeit dieſe heiligen Jungfern ſchon zu einer ungeheuern Menge ſtiegen. — Fürs erſte gieng die Verehrung für den eheloſen Stand in dem zweyten Jahrhunderte ſchon ſo weit, daß viele Prediger wider die Ehe als eine Eingebung des Teufels eiferten. Dieſe finſtere Lehre ſoll zuerſt von dem Saturnin zu Antiochien ſeyn vorgetragen werden. Der gelehrte Bingham in ſeinen chriſtlichen Alterthümern hat viele Sekten hergerechnet, die dieſer, vielleicht abgeſchmackteſten unter allen abergläubiſchen Meynungen, ergeben waren; die aber gleichwohl ſich mit ſolcher Gewalt verbreitete, und von dem Euſtathius, einem Prediger des vierten Jahrhunderts, ſo ſehr unterſtützt wurde, daß, wie Bingham erzählt, „viele Weiber ihre Männer, und Männer ihre Weiber aus der Ueberzeugung verließen, daß „Nie-

„Niemand in einem verehlichten Stande in „Gott einige Hoffnung haben könnte.“

Die herrſchende Obergewalt einer ſolchen Vorſtellung trug unſtreitig viel bey, die Anzahl dieſer frommen Mädchen zu vermehren, die ſchon in ihres Vaters Hauſſe das Gelübde der Jungfrauſchaft thaten, und ihre Namen in das Buch oder den Kanon der Kirche einſchreiben ließen, und daher den Titel kanoniſcher Jungfrauen ſich erwarben.

Doch es war noch ein zweyter Umſtand, der dieſem Perioden beſonders eigen, eine gleich mächtige und ausgebreitete Wirkung hatte, dieſe jungfräuliche Gemeinde zu vermehren; ich meyne die ſehr ſeltſame Gewohnheit, die ſich bey der erſten Kirche zum Aergerniſſe der Rechtſchaffenen, und zur Unterhaltung der Unzüchtigen einſchlich, eine Gewohnheit, die zwar von Heiligen und Concilien verdammt, aber bisweilen von ihren Anhängern für Recht erkannt, und vertheidiget wurde, die nämlich den kanoniſchen Jungfrauen erlaubte, ſich an einen Lieblingslehrer zu hängen, und ſo gar ſein Bette mit ihm zu theilen, ohne das öffentliche

Bekenntniß ihres jungfräulichen Gelübdes deswegen aufzugeben.

Die Sache iſt ſo wahr, daß die neuern ſkeptiſchen Leſer vielleicht geneigt ſind, die Wahrheit davon in Zweifel zu ziehen. Aber es ſind zuweilen Zeugen dafür da, und da die Unterſuchung einer ſo ſeltſamen Gewohnheit uns über den Zuſtand der alten Sitten vielleicht einiges Licht geben kann, ſo werden es die züchtigern Jungfrauen der gegenwärtigen Zeit mir gewiß Dank wiſſen, wenn ich die ſo ſehr gefährliche Dreuſtigkeit ihrer erſten Schweſtern ihren Augen darſtelle.

Unter den Epiſteln des heiligen Cyprians findet ſich eine an den Pomponius, die uns klar und deutlich des guten Biſchofs Gedanken über dieſe entſchloſſenen, oder vielmehr raſchen Jungfern entdeckt, die zwar geſtunden, daß ſie bey Männern ſchliefen, aber ihre Unſträflichkeit dem ungeachtet behaupteten *). Der Heilige verdammt ihre Aufführung ſehr nach-

---

*) Quae ſe cum viris dormiſſe confeſſae ſunt, aſſeuerare ſe integras eſſe.

Sanct. Cyp. Epiſt. IV.

nachdrücklich; und bemerkt ſehr richtig, daß, ſo unſchuldig ſie ſeyn könnten, doch keines lange ſicher ſeyn kann, wenn es der Gefahr ſo nahe kömmt. Der heilige Cyprian fährt fort, die Kühnheit dieſer entſchloſſenen Jungfrauen zu rügen, die es wagten, ihre Standhaftigkeit bey einer ſo gefährlichen Prüfung zu behaupten: — „Es ſollte keine,“ ſagt der beſorgte Heilige, „ſich für hinlänglich entſchuldiget „oder vertheidiget halten, wenn ſie auch ihre „Perſon der Beſichtigung und Prüfung unterwirft, da die dazu geſetzten Richter ſich „ſehr oft irren *). Aus dieſen ſonderbaren Ausdrücken läßt ſich ſchließen, wie ſehr die kanoniſchen Jungfern für die Beybehaltung dieſer verſuchungsvollen, obgleich gefährlichen Gewohnheit, ſtritten, die, um mich der Metapher des Dodweil zu bedienen, in der Kirche ſo tiefe Wurzel geſchlagen hatten. — Dieſer gelehr-

---

*) Nec aliqua putet ſe hac excuſatione defendi, quod inſpici & probari poſſit, an virgo ſit; cum & manus obſtetricum & oculus ſaepe fallatur.

Sanct. Cyp. Ep. IV.

gelehrte Commentator des heiligen Cyprian hat dieſe Gewohnheit, von der ich rede, in einer lateiniſchen Abhandlung erläutert. Er ſagt, ſie ſey zuerſt in die chriſtliche Kirche vom Paul von Samoſata, Biſchof zu Antiochien eingeführet worden, der beſtändig zwo dieſer ſchönen und gläubigen jungfräulichen Schülerinnen bey ſich hatte. Dieſe Gewohnheit wurde ſo allgemein, daß die kanoniſchen Jungfern, die ſo ihrem geiſtlichen Hirten beywohnten, einen eigenen griechiſchen Namen führten *). Viele von den Vätern eiferten mit großem Nachdrucke wider dieſe Claſſe von Jungfern: und der beredte heilige Chryſoſtomus beſonders, hat eine geiſtreiche Rede wider dieſe ungläubige Beywohnung, in zwey Theilen hinterlaſſen: der erſte iſt an das weibliche Geſchlecht, der zweyte an das unſrige gerichtet. Aus dieſer Abtheilung ſcheint es ſehr einleuchtend, daß reiche fromme Mädchen arme Prediger in ihren Häußern aufnahmen; da, auf der andern Seite die reichen Prieſter den armen kanoniſchen Jungfern eine gleiche Freyſtatt

---

*) Συνεισακτοι.

ſtatt bey ſich gewährten. Die vertrauliche und zärtliche Gemeinſchaft konnte vielleicht oft ganz unſchuldig ſeyn: da ſie aber gleichwohl einen ſehr nachtheiligen Verdacht gegen die Geiſtlichkeit gab, ſo wurde ſie auf dem Nicäiſchen Concilium ausdrücklich verboten. Der feurige und beredte Chryſoſtomus hebt ſeine Rede an dieſe unbedachtſamen Jungfern mit folgender pathetiſchen Klage an: „Die Jungfrauſchaft, (ſagt der aufgebrachte Heilige,) „der ehrenvolleſte aller Stände, iſt nun zur „tiefſten Unehre herabgeſunken: und trägt dieſen Vorwurf nicht allein von ſeinen Feinden, „ſondern ſogar von denjenigen, die ſich noch „für ihre getreuen Anhänger wollen gehalten „wiſſen. — Es gab wenig einzelne Glieder „unter den Griechen, die vermittelſt der Philoſophie im Stande waren, Geiz und Zorn „zu überwältigen: aber die Blume der Jungfrauſchaft blühte nie unter ihnen. In dieſem Punkte haben ſie uns allezeit eine offenbare „Ueberlegenheit zugeſtehen und einräumen müſſen, daß eine ſolche Reinigkeit über die Kräfte der Natur wäre, und für unſre Gattung

„nicht

„nicht gehöre *). Dieſer Punkt war es, wo alle Heiden unſere Vollkommenheit bewunderten — aber ſie können es nun nicht mehr, und ihre Bewunderung hat ſich in Gelächter und Spott verwandelt. Der Teufel greift uns von dieſer Seite an, weil er ſah, daß unſre Jungfrauen der glänzendſte Phalanx im ganzen Heere der Chriſtenheit wäre: aber er hat dieſen Phalanx in eine ſolche Verwirrung gebracht, daß es für uns in Zukunft weit beſſer wäre, wir hätten gar keine Jungfern, wenn ſie ſo ſehr zur Vernachläſſigung ihrer Pflicht können getrieben werden **). Die Urſache aller dieſer Uebel iſt, daß die jungfräuliche Reinigkeit bloß dem Namen nach da iſt, indem das Weſen derſelben der Meynung nach bloß auf den Körper eingeſchränkt iſt, welches doch der geringſte Theil der Jungfrauſchaft iſt. Auf die weit weſentli-

„chern

---

*) Ουκ ανθρωπινον.

**) Ως βελτιον ειναι λοιπον μηδε παρθενους ειναι τας ουτω το πραγμα μετιεναι επιχειρουσας.

„chern Theile, und diejenigen, auf die ſie ſich „hauptſächlich bezieht, ſieht man nicht: ſie „haben aufgehört, ſich durch die Beſcheidenheit in der Kleidung, durch das einer Jungfrau geziemende Stillſchweigen, durch die „Zerknirſchung und andere Zeichen eines andächtigen Geiſtes, hervor zu thun.“

Dieß iſt die Sprache, in der der heilige Chryſoſtomus ſeine Ermahnung an dieſe vorgegebenen Jungfrauen richtet, welche Männern erlaubten, unter ihrem Dache zu wohnen. In der Folge deſſelbigen geräth der Heilige ſo ſehr in Wuth, daß er ſo gar einen Wink giebt, daß man die ſchönen Sünderinnen lebendig begraben möchte: da ihm aber dieß Recht nicht vergönnt iſt, ſo begnügt er ſich mit einer unwilligen Klage. Er meldet einen Umſtand, der aus einem auffallenden Geſichtspunkte die wenige Delikateſſe der alten Sitten zeiget. „Täglich,“ ſagt er, „laufen die „Hebammen nach den Häuſern der Jungfern, als ob ſie zu einer in Kindesnöthen „eilten: doch es geſchieht nicht ſo wohl deswegen (wiewohl es bey einigen von ihnen auch

„der

„der Fall geweſen iſt), ſondern daß ſie ſich wollen unterſuchen laſſen, ſo wie die jungen Sclavinnen, wann ſie ſollen gekauft werden, um zu entdecken, welche noch Jungfer iſt, und welche es nicht mehr iſt. Die eine hat ſich dieſe Prüfung gefallen laſſen — eine andere hat es verweigert; und dieſe Verweigerung bringt ihr wenig Ehre, ſelbſt auch wenn ſie noch unbefleckt wäre: die eine hat es geſtattet, eine andere hat es nicht geſtattet: doch gereicht es der letztern nicht weniger zur Schande, als der erſten, weil ſie nicht vermögend ſind, wegen ihrer Reinigkeit Glauben zu erhalten, und der überzeugende Beweis einer ſolchen Prüfung ihnen fehlt.“

Was für eine ekelhafte Vorſtellung giebt uns dieſe Anekdote von dem vierten Jahrhunderte, dem Zeitalter des Chryſoſtomus! Ich habe dieſe ſeltſame Stelle aus dem Heiligen, meinen weiblichen Leſern zu gefallen, ſelbſt mit der äußerſten Gefahr, ihre Delicateſſe zu beleidigen, wörtlich überſetzt. — Ich habe es aber auf dieſe mir ſo empfindliche Gefahr gewagt, ſn Hoffnung, die alten Jungfern vor einer Schwachheit in Sicherheit zu ſtellen, die ihnen bisweilen vorgeworfen wird: ich meyne die Schwachheit, auf ihre eigne Zeiten zu ſchmälen, und die vergangenen Zeiten der gegenwärtigen vorzuziehen. Das gute Mädchen, das den Geſichtspunkt richtig faßt, in welchem der heilige Chryſoſtomus die Jungfern ſeines Jahrhunderts darſtellt, wird ihr Geſtirn ſegnen, daß ſie in unſern glücklichern Tagen geboren worden, wo die Würde des jungfräulichen Charakters mit mehr Leichtigkeit und Grazie behauptet wird, und das verläumdete junge Mädchen über ihre Unſchuld Glauben erhalten kann, ohne daß ſie genöthiget iſt, ſich einer ſo ſchaamvollen Probe ihrer Reinigkeit zu unterwerfen. Der ſtrenge St. Chryſoſtomus wollte der reichen Jungfer nicht einmal geſtatten, einen männlichen Bedienten unter ihrem Dache zu haben. Er hält ſich über die auf, die ihre ſchwächliche Geſundheit zu einem Vorwande dieſer Nachſicht gebrauchten, und zeichnet ein ſehr poſſenhaftes Gemälde von den nächtlichen Vorfällen, die ihm ſeine ne lebhafte Einbildungskraft eingiebt, wie ſie in den Häußern entſtehen könnte, wo die weibliche Beſitzerin von einer Mannsperſon bedient wird. Nachdem er nun zu erweiſen geſucht, daß Weiber von Weibern ſollten bedient werden, beſchließt er ſeine Ermahnung an ſeine Schülerinnen mit einem ſehr prächtigen Gemälde von den hohen Würden, auf welche unbefleckte Jungfern Anſprüche zu machen, berechtiget ſind.

„Erinnert euch,“ ſagt der beredte Enthuſiaſt, „daß es eure Pflicht iſt, in welchem „Theile der Schlacht euch euer Stand angewieſen wird, bey dem Heerführer zu ſtehen, „und rund um ihn her zu kämpfen, rund um „die Perſon des Königes ſelbſt her. — So „wie in jeder Schlacht das ganze Heer nicht „denſelben Grund und Boden einnehmen kann, „ſondern einige werden auf die Flügel geſtellt, „einige in die Mitte, einige in das Hintertreffen, und einige an die Spitze deſſelbigen; „da andere, ſo bald der König erſcheint, ebenfalls erſcheinen, und von jeder Seite zugleich „mit ihm wirken; ſo iſt dieſem auserwählten

„Trupp

„Trupp Jungfern dieſer Ehrenpoſten ange-
„wieſen. — Eben ſo iſt es auch das Amt
„dieſer Begleiter, die mit goldnen Kleidern
„angethan ſind, Pferde mit goldenen Decken
„reuten, die goldne Rüſtung und die königli-
„chen Edelſteine tragen, die Gegenwart ihres
„Königes zu bezeichnen, als es die Pflicht ei-
„ner Jungfer iſt, die Gegenwart ihres Herrn
„anzudeuten. Dieſe Begleiter erſcheinen
„zwar rund um den königlichen Wagen ihres
„Monarchen her: allein die Jungfer kann,
„wann ſie bereitwillig iſt, ſeyn wie der Che-
„rubin, und ſelbſt der Wagen ihres Königes
„werden.“

Durch ſolche blendende und ausſchweifende Flüge von heiliger Beredtſamkeit wurden die Frauenzimmer der erſten Kirche zu einem eheloſen Leben gereizt. Die Natur machte ſehr weiſe den gegenſeitigen Zug beyder Geſchlechter ſo ſtark gegen einander, daß es auch den heftigſten Aeußerungen des Aberglaubens nicht gelang, ſie immer von einander abzuhalten, obgleich die glänzendſte und verführeriſchſte Redekunſt beſtändig zu dieſer Abſicht gebraucht wurde.

Der heilige Chryſoſtomus geſteht in dem zweyten Theile ſeiner Rede, wo er ſich an die Prieſter wendet, welche kanoniſche Jungfern in ihren Häußern hatten, ſehr aufrichtig, daß es eine ganz angenehme Sache ſey, Frauenzimmer bey ſich zu haben, auch ohne Rückſicht auf einen ehelichen oder unerlaubten Genuß: allein er ſucht doch die Geiſtlichen zu überzeugen, die ſich ein ſo gemäßigtes Vergnügen vergönnten, und ihre unſchuldigen Abſichten betheuerten, daß ihr Zuſtand von des Tantalus ſeinem wenig verſchieden ſey. Er erzählt die mannichfaltigen Uebel her, die daraus für einen Mann entſtehen, wann er bey einem Frauenzimmer wohnet, ſelbſt ohne Verletzung ihrer beyderſeitigen Keuſchheit: und vergleichet einen Prieſter, der ſeinen Geiſt durch eine ſolche ſinnliche Befriedigung entkräftet, mit einem armen Löwen, dem man die Mähne abgeſchnitten, und Zähne und Klauen ausgeriſſen, und der nun aus dem furchtbaren Herrn des Wal-

Waldes in ein unglücklich ſchwaches und lächerliches Thier iſt verwandelt worden.

Mit ſo vieler Sorgfalt und Wachſamkeit auch die Väter dieſe häuſlichen Verbindungen zwiſchen den Prieſtern und Jungfrauen zu verhindern ſuchten, ſo gab es doch viel hartnäckige Uebertreter, die ihre öffentlichen Vermahnungen und ihre geheimen guten Warnungen verachteten, und ſich ihnen widerſetzten. Das Anſehen des großen heiligen Baſilius ſelbſt war nicht zureichend, einen alten Prieſter, Namens Paregorius, dahin zu bringen, daß er eine kanoniſche Jungfrau, die bey ihm wohnte, fortgeſchickt hätte. Aus einem Briefe des heiligen Baſilius an dieſen alten Sünder, welcher Brief noch vorhanden iſt, erhellet, daß er ſein ſiebzigjähriges Alter vorſchützte, und es der Strenge ſeines boshaften Superiors Schuld gab, der ſeinem zu Ende ſich neigenden Leben eines ſo unſchuldigen Troſtes berauben wollte. St. Baſilius aber nahm dieſe Entſchuldigung nicht an, ſondern ſchließt ſeinen Brief mit einer heftigen Bedrohung des Bannſtrahls, wenn der alte Paregorius noch immer in der zärtlichen Anhänglichkeit an ſeine ſchöne Hausgenoſſin beharren würde.

Liebe und Religion finden ſich oft beyſammen: und ſind vielleicht nie ſo warm und heftig, als wo ſie ſich vereinigt finden. Der Prieſter, der ſich eine kanoniſche Jungfer zulegte, mit der zärtlichen Benennung einer Schweſter, ward nach und nach, und vielleicht unvermerkt, auf den höchſten Gipfel einer unintereßirten Leidenſchaft getrieben. Die Schriften des Athanaſius haben uns zufälliger Weiſe ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel der ſeltſamſten Ausſchweifungen aufbehalten, die aus dieſer brennenden Zuneigung entſtehen können. — Der Erzbiſchof von Alexandrien zog auf das heftigſte gegen die Gottloſigkeit und Unverſchämtheit ſeiner Gegner, die Arianer, in ſeiner erſten Apologie los, und behauptet, daß ſie, ſtatt ſich der Verbrechen zu ſchämen, die man ihnen Schuld gäbe, in ihren Sünden, ohne darüber zu erröthen, beharreten. „Leontius,“ fährt der Biſchof fort, „da man ihn „wegen eines jungen Frauenzimmers, Namens Euſtolia, zur Rechenſchaft gezogen, „und

„und verboten, ſie bey ſich zu behalten, ent„mannte ſich um ihrentwillen *), damit „er ſicher bey ihr wohnen möchte.“ In ſeinem Sendſchreiben an die Mönche ſpricht Athanaſius wieder von dieſem uneigennützigen Liebhaber; und verſichert uns ausdrücklich, daß Leontius dieß freywillige Opfer ſeiner ſelbſt der Freyheit wegen, gebracht, bey der Euſtolia ſchlafen zu können, „ſeiner Frau, nach ſeiner eigenen Ausſage,“ (ſagt der erzürnte Heilige,) „ob ſie gleich noch eine Jung„fer genannt wird.“ — Der gutherzige Leſer, der die großmüthige Schwachheit des Leontius mit minder Strenge, als Athanaſius, betrachtet, wird es vielleicht nicht ungern vernehmen, daß dieſem zärtlichen Schwärmer die Gewaltthätigkeit, die er an ſich verübte, nicht hinderlich war, die Biſchofsmütze zu erlangen. Derſelbe ſtrenge Heilige, der mit ſolchem Eifer uns ſeine wunderbare und unorthodoxe Liebe für ſeine Euſtolia aufbehalten, erzählt uns mit gleichem Unwillen, daß er zum Biſchofe gewählt worden.

---

*) Δι αυτην εαυτον απεκοψεν.

Unter alle den zärtlichen Märtyrern der Liebe hat Leontius vielleicht die ſtärkſten und gerechteſten Anſprüche auf unſere mitleidige Bewunderung: und ich möchte beynahe ſeine Geſchichte unſern Dichtern empfehlen, in der Ueberzeugung, daß in den Händen eines lebhaft empfindenden Genies ſeine Euſtolia eine reizende Gefährtin und mächtige Nebenbuhlerin zu der pathetiſchen und bezaubernden Heloiſe des Pope abgeben könnte. — Ehe ich dieſe kurze Erzählung von der verbotenen häuslichen Verbindung zwiſchen Prieſtern und Jungfern von dem Gelübde beſchließe, will ich nur noch bemerken, daß Dodwell glaubt, dieſe Gewohnheit ſey von den berühmteſten der heidniſchen Weiſen auf die Cleriſey der erſten Kirche gekommen *). Dieſer gelehrte Kunſtrichter bil-

---

*) Erant enim apud Ethnicos etiam foeminae, quae philoſophiae praetextu virorum familiaritati aſſueſcerent. — Inde συνεισακτον eccleſiaſticorum profluxerit exemplum a viris etiam magnis philoſophicisque commendatum.

Diſſ. Cyp. III.

bildet ſich ein, daß manche ehrliche heidniſche alte Jungfer ſich an irgend einen großen Philoſophen ihrer Zeit hielt, und ſich an ſeiner Weisheit genügen ließ, ohne Anſprüche auf ſeine Liebkoſungen zu machen. Er gedenkt der Freundſchaft des Cicero und der Cerellia, als eines ſolchen Falles. Daß es eine ſo unſchuldige, wiewohl gefährliche Vertraulichkeit geben könne, davon haben wir ſelbſt in neuern Zeiten ein merkwürdiges und trauriges Beyſpiel in der Geſchichte des Swifts und der Stella. Dieſer ſonderbare Kopf hatte die Gabe und den Kitzel, mit den Leidenſchaften der Frauenzimmer ſehr grauſam zu ſcherzen: aber wie ſein geſchickter und mehr männlicher Pathe und Biograph ſehr aufrichtig geſteht, ohne das Vermögen, ihnen eine Genüge zu thun *). Dieß aufrichtige Geſtändniß iſt vielleicht die beſte Vertheidigung für den myſanthropiſchen Geiſt, den man Swiften vorwirft: denn das müſſen ſehr unverſtändige und unredliche Richter der menſchlichen Schwachheiten ſeyn, die bey einem groſ-

ſen,

---

*) Sheridans Leben des D. Swift.

ſen, aber unglücklichen Charakter, der eines ſo gemeinen, obgleich ſo ſchätzbaren Vermögens, vielleicht ſehr frühzeitig beraubt worden, oder es wohl gar niemals beſeſſen, nicht einen großen Antheil von Myſanthropie erwarten ſollten, oder ihm nicht leicht ſollten verzeihen können. — Doch Friede der Aſche dieſes bewundernswürdigen Schriftſtellers! und Friede der Aſche des ſchönen Gegenſtandes unſers Mitleidens, ſeiner unglücklichen Stella, die das ſeltne Unglück beſaß, dieſe mißhelligen Namen eines Weibes und einer alten Jungfer zugleich zu beſitzen! Ihr ſtrenges und unverdientes Schickſal möge für jedes empfindſame und warmherzige Mädchen eine Lehre ſeyn, nicht mit einer zu zärtlichen Bewunderung, entweder die Weisheit oder den Witz irgend eines kalten Philoſophen zu betrachten.

Drittes Kapitel.

Ueber den Methodius, Biſchof von Olympus, und ſeinem Jungferngaſtmale.

Ein Geiſt frommer Galanterie entflammte die erſten Schriftſteller der Kirche ſo ſehr, daß ihre Federn ſich unaufhörlich mit dem Lobe der Gott geweihten Jungfrauen beſchäftigten. Unter den frühen biſchöflichen Verfechtern der Schweſterſchaft zeichnete ſich beſonders Methodius durch die Reinigkeit ſeines Eifers und die Platoniſche Geſtalt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeit aus. Es ſind nur ſehr wenig perſönliche Umſtände von dieſem eleganten Lobredner der Jungferſchaft auf uns gekommen. Er war der erſte Biſchof zu Olympus, und nachgehends zu Tyrus, und beſchloß die Rolle ſeines heiligen Ruhms mit der Palme des Märtyrerthums, die er bey der Verfolgung des Diocletian erhielt. Von den vielen

len Schriften, die er ſoll hinterlaſſen haben, iſt nur eine dem Raube der Zeit entgangen, und ſelbſt dieſe, obgleich die Aufſchrift Neugierde und Aufmerkſamkeit erregen konnte, fand nicht eher, als um die Mitte des letzten Jahrhunderts, einen Herausgeber. Sie führet den Titel: „Das Gaſtmal der Jungfern,“ und hat eine augenſcheinliche Aehnlichkeit mit dem berühmten Gaſtmale des Plato. Die Liebe macht den großen Inhalt der Lobrede in dem Dialog des heidniſchen Philoſophen aus, und die Jungferſchaft wird auf gleiche Weiſe in der keuſchern Schrift des chriſtlichen Biſchofs behandelt. Ich bin überzeugt, daß meine ſchönen Leſerinnen eine Geſchichte von dieſem merkwürdigen Aufſatze begierig aufnehmen werden, und dieß alsdann noch mehr, wenn ich ihnen eine Anekdote erzähle, woraus ſie ſehen werden, daß dieß jungfräuliche Gaſtmal, ſelbſt vor ſeiner Bekanntmachung, die Aufmerkſamkeit einer Königin, einer berühmten und gelehrten Königin, die den Ehrgeiz wie unſere Eliſabeth beſaß, ſich ſelbſt in den Orden der alten Jungfern aufzuführen, ob-

obgleich ihr Anſpruch darauf ein wenig zweydeutig und zweifelhaft iſt.

In der Pariſer Ausgabe des Methodius vom Peter Pouſſines, einem franzöſiſchen Jeſuiten, der zu Rom ſich aufhielt, findet ſich ein Brief von dem Herausgeber an ſeinen Freund, Heinrich von Valois, der eine unterhaltende Nachricht von einem litterariſchen Morgen giebt, den er in der Bibliothek des Vatikans mit verſchiedenen Gelehrten und ihrer königlichen Beſchützerin, der Königin Chriſtina von Schweden, zugebracht. Unter den merkwürdigen Bänden, welche Holſten, der Bibliothekar, der Geſellſchaft vorlegte, war auch eine Kopie des Methodius, bey deſſen Anblick die Königin von Schweden ſo gleich zum Pouſſines ſagte: „Hier iſt das Buch, das wir ſo „begierig von Ihnen erwarten!“ Sie zielte nämlich auf ſeine Ueberſetzung des griechiſchen Textes, die er eben auf Erſuchen ſeines Freundes, des Bibliothekars, vollendet hatte. Ehe der Jeſuit dieß ſchmeichelhafte Compliment noch beantworten konnte, fiel ein Mann von einer bekannten Gelehrſamkeit, wie er uns erzählt, in folgenden niederſchlagenden Tone ein; „Von „mir, erhabenſte Königin, hat man das Gaſt„mal des Methodius zu erwarten: ich habe „den Grund in Beſitz genommen, und werde „ihn keiner Seele räumen.“ — „Ich war „wie vor den Kopf geſchlagen,“ ſagte der erſchrockne Jeſuit, „ich geſtehe es: denn wie „konnte ich mich einer Perſon widerſetzen, die „mir an Alter überlegen, mir nur durch Freundſchaft verbunden, in Rom geliebt, und in „der That, in allen Ländern ſeines ſonderbaren Verdienſtes wegen geehrt war. Indeſſen daß ich innerlich meine eigene fruchtloſe „Arbeit beklagte,“ fährt Pouſſines fort, „zog „mich die Königin auf die Seite und ſagte: „Was iſt bey der Sache zu thun? Können „Sie mir keinen Vorſchlag thun?“ — „Keinen,“ antwortete der beſcheidene, aber gekränkte Jeſuit, „als mich zurück zu ziehen, „wie es meinen Jahren und meinem Stande „ziemt.“

Mit dem Briefe, in welchem er dieſe ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung ſo erzählt, und welcher vom Jahre 1656 datiret iſt, ſchickt Pouſſines eine Abſchrift von ſeinem Methodius an ſeinen gelehrten Freund nach Paris, der das Jahr darauf in der königlichen Preſſe dieſer Stadt ſehr ſchön abgedruckt wurde. Obgleich Pouſſines den Namen ſeines glücklichen Miteiferers bey dieſer Gelegenheit nicht erwähnet, ſo wiſſen wir doch aus der Octavausgabe des Methodius, die zu Rom das Jahr vorher von dem berühmten Leo Allatius ans Licht gegeben wurde, daß er der Gelehrte war, auf den in den Briefen des Jeſuiten gezielet wird. — Aber wir gehen nunmehro von den Herausgebern zum Werke ſelbſt über.

Das Gaſtmal des Methodius enthält eine Reihe Reden von eilf Jungfern zum Lobe der Jungferſchaft gehalten. Zu der Beredtſamkeit dieſer ſchönen und keuſchen Rednerinnen werden wir durch folgendes Geſpräch zwiſchen Gregorium, einer weiblichen Bedienung der Jungfern, und dem Eubulius, welches vermuthlich ein erborgter Name für den frommen Verfaſſer des Dialogs iſt, eingeführt.

Eubu-

Eubulius.

„Du kömmſt mir eben gelegen, Gregorium: „denn ich ſuchte dich vorhin auf, weil ich gern „einige beſondere Umſtände, die Geſellſchaft der „Marcella, Theopatra und der übrigen, bey „dem Gaſtmale verſammelten Jungfern, betreffend, zu wiſſen begehrte, hauptſächlich ihre Unterredungen über die Keuſchheit: denn „man hat mir geſagt, daß ſie darüber mit ſo „viel Geiſt und Kraft ſtritten, daß nichts „übrig blieb, was zur Aufklärung dieſer Sache etwas beytragen kann. Haſt du daher „etwas anders vor, ſo thue es gleich ab, und „laß mich nicht lange auf eine umſtändliche „Erzählung desjenigen, was ich dich gebeten „habe, warten.

Gregorium.

„Es ſcheint mir, daß ich mich in meiner „Erwartung betrogen habe, und daß mir „ſchon ein anders zuvor gekommen iſt, und „Ihnen die Vorfälle, die Sie von mir zu „wiſſen verlangen, bereits hinterbracht hat. „Da ich überzeugt war, daß ſie von dem, was

„ver-

„vorgegangen iſt, nicht eine Sylbe gehört ha„ben, ſo that ich mir ſchon auf meinen Eifer, „Ihnen die erſte Nachricht zu hinterbringen, „etwas zu gute, und darum eilte ich, ſo ge„ſchwind mir nur möglich war, hieher, weil „ich beſorgt war, daß mir in meiner guten Ab„ſicht Jemand zuvor kommen möchte.“

Eubulus.

„Sey ruhig! denn wirklich, meine gute „Freundin, habe ich nichts von den beſondern „Umſtänden ausführlich gehört. Derjenige, „der mir es hinterbracht hat, konnte mir bloß „ſagen, daß dergleichen Reden vorfielen: als „ich aber eine genaue Rechenſchaft von ihm fo„derte, geſtund er ſeine Unwiſſenheit.“

Gregorium.

„Wünſchen Sie alſo, da ich wirklich des„wegen kam, im Ernſte alles zu hören, was „man geſagt hat, oder ſoll ich eins und das „andere übergehen, und nur das erzählen, was „ich der Erinnerung für werth halte?“

Eubulus.

„Gerade ſo. Doch fürs erſte ſage mir, „Gregorium, wo die Zuſammenkunft Statt

„ſand? ſage mir, was ſie für Speiſen hatten,
„und wie Ihr ihnen ihren Wein einſchenktet,
— „indeß in ihren güldenen Schalen
„Sie, jed' einander gelobten, zum Himmel
„aufblickend.“ *)

Gregorium.

„Sie ſind immer in Ihrer Unterredung „fürchterlich gelehrt, Eubulius: denn Sie machen, daß ſich alle übrigen für unwiſſend „halten.“

Eubulius.

„Nun, Gregorium, du brauchſt dich itzt „eben nicht dießfalls über mich aufzuhalten. „Sage mir nur, wie ich dich gebeten habe, „ohne weitere Vorrede, den ganzen Verlauf „vom Anbeginn.“

Gregorium.

„Ich wills verſuchen. — Aber vorher ſagen Sie mir: kennen Sie die Arete, die „Tochter der Philoſophie?“

Eu-

---

*) Eine Anführung aus dem Anfange des vierten Buchs der Iliade mit Veränderung weniger Worte zur Abſicht des frommen Verfaſſers.

Eubulius.

„O ja.“

Gregorium.

„In ihren Garten alſo eingeladen, ich meyne den, der gegen Morgen liegt, giengen wir, uns an den Früchten des Jahres zu laben. Und ich, (ſagte Theopatra zu mir, denn alle dieſe beſondern Umſtände erinnere ich mich von ihr *) gehöret zu haben) ich, und Procilla und Tyſiana, giengen über einen ſehr rauhen, ſchweren und ſteilen Weg. Als wir uns aber dem Orte näherten, fuhr Theopatra fort, kam ein majeſtätiſches und ſchmuckes Frauenzimmer in einem glänzenden ſchneeweiſen Gewande auf uns zu, und nahm uns auf. In der That war ſie ganz himmliſche, unnachahmliche Schönheit; eine be-

---

*) Dieß iſt ein ſehr unſchickliches Einſchiebſel. Weit beſſer würde es geweſen ſeyn, wenn Gregorium gleich im Anfange geſagt hätte, daß ſie bloß im Namen der Theopatra ſpräche, und nicht ſelbſt bey dem Gaſtmale zugegen war.

„ſcheidene Heiligkeit ſchmückte ihr Geſicht:
„ihr Blick drückte ſowohl Ernſt als Sanftmuth
„auf eine ſo liebliche Weiſe verbunden
„aus, als ich noch nie vorher geſehen: in
„keinem Stücke ſchien ſie an ihre Reize zu
„denken, und trug keinen fremden Schmuck.
„Dieſe Perſon nun kam mit vieler Freude auf
„uns zu, liebkoſete jede von uns mit der Zärtlichkeit
„einer lang abweſenden Mutter. „O
„meine Töchter,“ rief ſie aus, „Ihr habt
„mich mit vieler Schwürigkeit erreicht, die
„ich euch ſo gern auf das Feld der Vollkommenheit
„leiten möchte, nach einer Reiſe, wo
„Ihr ſo oft und viel durch kriechendes Ungeziefer
„beunruhiget worden: denn ich ſah
„euch wohl von dieſer Anhöhe, wo ihr oft in
„eurer Annäherung taumeltet, und ich fürchtete,
„daß Ihr nicht durch einen Fall in dem
„Abgrund umkommen möchtet: aber, Dank
„ſey es dem Bräutigame, mit dem ich euch
„verlobt habe, meine Kinder, und der alle
„Dinge nach unſerm Gebete gefüget hat.“
„Nachdem ſie dieß geſagt, ſchrie ſie: laßt uns
„in die Schranken eilen, weil die Thore noch

„offen

„offen ſtehen.“ Bey unſerm Eingange fanden „wir die Thekla, Agatha und Marcella, zu „dem Gaſtmale bereit. Sie erzählte mir, „daß Arete unmittelbar geſagt: „Ihr nehmet „hier Platz bey dieſen euern Gefährtinnen:“ „denn wir waren glücklicher Weiſe gerade unſerer zehn. Die Scene war übernatürlich „an Schönheit, und voll von der höchſten Zufriedenheit: die Luft, die dahin drang, war „mit dem reinſten Lichte vereiniget, und von „der ſanfteſten Temperatur. In der Mitte, „gewährte ein Strohm ſo glatt als Oel den „ſüßeſten Trank: ſein Waſſer, klar und rein, „bildete ſich zu Quellen, die, wie ein Fluß „ſich verbreitend, den ganzen Garten mit einer Menge reicher Bäche wäſſerten. Die „Bäume waren von verſchiedener Art, und „reich beladen von ihren friſchen Laſten. Groß „war die Schönheit ihrer Frucht, die liebenswürdig hieng *). Der Boden war mit „unverwelklichen und vielfarbigen Blumen ge-

---

*) Der griechiſche Ausdruck hat eine beſondere Aehnlichkeit mit den Worten des Milton, καρπων απαιωρουμενων ιλαρως.

ſchmückt, die den ſüßeſten Wohlgeruch umher verbreiteten. Nahe bey uns ſtund ein hoher Agnus caſtus *), unter dem wir ruheten, weil er ſehr weit ausgebreitet und ſchattigt war.“

Eubulius.

„Glückliches Mädchen! Du ſcheinſt mir ein zweytes Paradies zu beſchreiben.“

Gregorium.

„Ihre Anmerkung iſt richtig. — So bald wir alſo jede köſtliche Erfriſchung eingenommen, und mannichfaltiger Erquickungen genoſſen, ſo daß es uns an keinem Vergnügen fehlte, ſagte ſie: Arete habe ihren Gegenſtand alſo herbey geführet: — „O meine lieben jungen Frauenzimmer, der Ruhm und Stolz meines empor ſtrebenden Geiſtes! O ihr liebenswürdigen Mädchen, die ihr die ungepflügten Felder Chriſti mit euren jungfräulichen Händen bauet **), genug habt Ihr euch

---

*) Ein Baum, der dieſen Namen führet, und der Keuſchheit gewidmet iſt.

**) Ω καλλιπαρθενοι της αηροτες χριςε γεωργεσαι

„euch nun geſättiget und vergnügt, denn bey uns ſind alle Dinge im vollkommenen Ueberfluß. Was bleibt mir alſo noch zu wünſchen, und von euch zu fodern übrig? Nichts, als daß jede von euch mich mit einer Rede auf die Jungf [illegible] it begünſtiget. Laßt die Marcella den A [illegible] machen, weil ſie den erſten Platz ein [illegible] und alſo die älteſte iſt; und wann ſi [illegible] alente gut gezeiget hat, werde ich [illegible] zur Schande rechnen, wenn ich ſie nicht zu einem beneidenswürdigen Gegenſtande mache, indem ich ihre Stirn mit dem unbefleckten Laubwerke der Weisheit ſchmücke. Hierauf *), ſagte ſie, fieng Marcella ſo gleich an.“

Da ich fürchte, ein groſſer Theil meiner neuern Leſer möchten keinen Wohlgefallen an der frommen Weitſchweifigkeit dieſer rhetoriſchen Jungfrauen finden, ſo will ich bloß einen

---

γνσαι λειμωνας ανυμφευτοις χερσι. Methodii, p. 5. ed. Par.

*) Theopatra, in deren Worten Gregorium die Scene beſchreibt.

nen kurzen Inhalt von jeder ihrer Rede beybringen.

Marcella beginnt ihre Rede mit dem Ausſpruche, daß die Jungferſchaft übernatürlich groß, wundervoll und glorreich ſey, und daß eine erhabne Seele dazu gehöre, ſie zu erhalten. Sie betrachtet ſie als eine Pflanze unmittelbar vom Himmel geſandt, und den erſten Zeitaltern der Welt unbekannt. Sie ſtellt Gott vor, wie er die menſchliche Natur ſtufenweiſe reiniget, wie ein Schullehrer, der ſeine kleinen Zöglinge von den erſten Elementen der Sprache nach und nach zu den erhabenſten Betrachtungen führet: auch daher in der Kindheit der Welt vermiſchte Ehen zwiſchen Bruder und Schweſter geſtattete, ſie aber nach und nach reinigte, und endlich in der Perſon Chriſti, ein Leben einer willkührlichen Enthaltſamkeit, als den höchſten Gipfel der menſchlichen Vollkommenheit empfahl. Sie ſchließt mit einer langen Stelle aus dem vierzehnten Kapitel der Offenbarungen, um zu beweiſen, daß der Orden der Jungfrauen den erſten Rang im Himmel habe, ob er gleich der Zahl der Mit-

Mitglieder nach, kleiner, als alle übrigen Geſellſchaften im himmliſchen Heere wären.

Theophila, die zwote Rednerin, hält die Rede der Marcella über die Ehe für ein wenig zu ſtrenge, behauptet die Unſchuld und Würde des Kinderzeugens in einer Sprache, welche verräth, daß ſie in allen Geheimniſſen der Natur wunderbar erfahren iſt, beſonders aber, da ſie in dem Charakter einer ganz abgeſonderten Jungfrau ſpricht. Sie wird von der Marcella unterbrochen, und die beyden Mädchen gerathen in einigen Streit über die Möglichkeit, ein Kind, ſelbſt gegen den Willen Gottes hervor zu bringen. Theophila ſucht ſie zu vergleichen, indem ſie auf eine bildliche Art die Bildung eines Embryo erkläret: ſie behauptet, die menſchliche Geſtalt ſey das vollkommenſte Werk der göttlichen Macht, behauptet, daß ſelbſt die Kinder, die aus Wolluſt erzeugt werden, ihre Schutzengel erhalten; vergleicht die Kirche mit einem reichen und bunten Felde, mit den Blumen ſowohl der Enthaltſamkeit als der Fortpflanzung*) geſchmückt: ob ſie aber nun gleich die Ehre der Ehe behauptet, ſo ſchließt ſie doch mit der Erklärung, daß die Jungferſchaft über ſie weit erhaben ſey.

Die dritte Rednerin zeichnet ſich durch den poetiſchen Namen der Thalia aus. Dieſe iſt ängſtlich beſorgt, den übeln Folgen zu begegnen, die nach ihrer Vorausſetzung aus der Mißdeutung des göttlichen Gebotes: **Seyd fruchtbar und mehret euch,** entſtanden ſind. In dieſer Abſicht behauptet ſie, daß alle Dinge, die in der moſaiſchen Geſchichte Adam und Even geſagt worden, in einem bildlichen Sinne, und als eine Anſpielung auf **die Verbindung Chriſti und der Kirche zu verſtehen** ſind. Thalia prüſet und erläutert hierauf die Kunſt, die Kraft und die Abſicht St. Pauls in ſeiner Ermahnung zum eheloſen Leben.**) Sie hält ſich an ſeinen Ausdruck: und behauptet, daß des Apoſtels Erlaubniß zu heurathen, nichts weiter ſey, als eine Nachſicht, die einem Kranken von einer verbotenen Frucht

an

---

*) Ανθεσιν της τεκνογονιας και της εγκρατειας.

**) 1 Cor. 7.

an einem ſeyerlichen Tage zu eſſen gewähret. — Dieß ſind die Hauptpunkte von Thaliens Rede; die übrigens ſo weitſchweifig iſt, daß Eubulius ausruft, da die Erzählung geendiget iſt: „Gut, Gregorium, endlich hat ſie „das Ufer erreichet, nachdem ſie einen weiten „Ocean von Worten durchſchifft hat!“ Der gute Mann äußert zugleich ein heftiges Verlangen, die übrigen keuſchen und frommen Reden zu hören. Worauf Gregorium zur Rede der Theopatra übergeht. Dieſe Jungfer hält bloß eine kurze Lobrede auf die Keuſchheit, mit einigen wenigen Texten aus der Schrift, die ſie ſehr nach ihrer Phantaſie erkläret.

Thalluſa, die fünfte Rednerin, giebt verſchiedene religiöſe Lehren zu einem jungfräulichen Leben, und ſchließt mit der Bemerkung, daß Gold ein herrliches Sinnbild der Tugend in zweyerley Abſicht ſey: erſtlich, weil es glänzender Art, zweytens, dem Roſt nicht unterworfen iſt.

Agatha, die nun ihre Rolle in dem Dialog übernimmt, giebt ihrem Geſchlechte eine ſonderbare Benennung, indem ſie bemerkt, daß

Liebhaber, der Teufel und ſeine Agenten ſind *); eine Lage, die ſie durch einen weitläuftigen und ſonderbaren Commentar über das Gleichniß der weiſen und thörichten Jungfern in der Schrift zu erläutern ſucht.

Procilla, die ſiebende Rednerin ſtellt Chriſtum als den großen Lobredner der Jungferſchaft durch eine ſehr ſeltſame Mißanwendung der weibiſchen Poeſie des Salomo vor.

Thekla eilt mit großer Begierde, die achte Rede zu liefern: und, indem ſie zu ſprechen anfängt, wird ſie von Areten, als einer Perſon, die ihrem ganzen Geſchlechte an der Lehre des Heils überlegen, beſonders aber von dem Apoſtel Paulus unterrichtet iſt, erhoben. Die Rede der Thekla entſpricht nichts weniger, als das, was ihr Charakter erwarten läßt **). Sie geht zu einer Abhandlung des großen und rothen Drachen der Apokalypſe über, und ermahnt alle Jungfern zu dem entſchloſſenſten Widerſtande dieſes furchtbaren Ungeheuers. Nachdem ſie mit dem, was ſie über das allgemeimeine des Inhalts zu ſagen hat, fertig iſt, ſo bittet ſie um Erlaubniß, noch eine zweyte Rede wider den eiteln und gottloſen Glauben an den Einfluß der Sterne zu halten; und behauptet den freyen Willen des Menſchen mit ſo viel Geiſt, daß Eubulius ſeine Bewunderung in einem lebhaften Panegyrikus über die Kraft und den Glanz ihrer Wohlredenheit ausdrückt.

---

*) Ερασται εισιν ο διαβολος.

**) Πανθεια γαρ η παρθενια.

Tyſiana, die neunte Jungfer von der Verſammlung hält eine myſtiſche Rede über das Lauberhüttenfeſt im dritten Buche Moſis.

Domnina, die zehnte und letzte von Aretens Gäſten, hebt ihre Rede mit der Erklärung an, daß keine Perſon unter dem alten Geſetze Gott angenehm ſeyn, und nicht eher dazu gelangen konnte, als bis die Jungferſchaft unter der Fahne Chriſti, über die Natur zu herrſchen anfieng. Sie behauptet dieſe glückliche Herrſchaft der Keuſchheit ſey ganz deutlich im Buche der Richter durch die Bäume vorher prophezeiht, die ſich einen König wählten: und führet an, daß die Pflanze Rhamnus, die in unſerer Bibelüberſetzung der Brombeerſtrauch

genannt

genannt wird, ein richtiges und ſchickliches Sinnbild der Jungferſchaft ſey?

Arete beſchließt nun die Unterhaltung durch die Bemerkung, daß die Reinigkeit der Seele und des Körpers gleich weſentlich zu dem Charakter einer vollkommenen Jungfer gehören. Sie ſchreitet dann zu der Empfehlung und Krönung der zehn weiblichen Redner fort, und die Unterhaltung wird mit religiöſen Geſängen beſchloſſen, wo Thekla die Hauptrolle übernimmt, und die übrigen von der Verſammlung ſich zu folgendem Chore vereinigen, welches oft wiederholet wird.

„Für dich bin ich keuſch: ich habe eine wieder glänzende Lampe, o Bräutigam, und ſtehe auf, dir zu begegnen.“

Indem Gregorium nun ihre Geſchichte des Gaſtmals endiget, wirft Eubulius noch die wunderbare und delikate Frage auf: „Welches die beſſern Jungfrauen ſind, diejenigen, die vermöge einer ruhigen Reinigkeit ihrer körperlichen Beſchaffenheit, keuſch ſind, oder die, welche in Ausübung dieſer Tugend mit der Begierde zu kämpfen haben?“

Gre-

Gregorium entſcheidet ſchnell zum Vortheile der Erſten: Eubulius aber ſucht ſie ſehr in der Manier des Plato zu widerlegen, und überzeugt ſie endlich durch Gleichniſſe mit dem Arzte, der ein Fieber überwältiget, und mit einem Steuermanne, der einen Sturm beſiegt, daß die Ehrenpalme den Mädchen vorzüglich zugehört, die ſich durch eine ſchwere Prüfung durchgearbeitet, und glücklich eine wüthende Leidenſchaft überwunden haben.

Dieß iſt das Gaſtmal des Methodius; das, ob es gleich ſicher das Werk eines frommen und eleganten Geiſtes ſeyn mag, doch dem neuern Geſchmack und unſern Sitten ſo wenig angemeſſen iſt, daß ich eine weitläufige Beſchreibung deſſelbigen nicht wagen durfte. Der vorhergehende kurze Abriß ſoll, denke ich, für viele Leſer unterhaltend ſeyn, indem es ſie mit einer ſonderbaren, und ſo wenig bekannten Schrift bekannt macht, und einen einleuchtenden Beweis abgiebt, wie ſehr die frühen Hirten der Kirche es zu einem Hauptpunkte ihrer Frömmigkeit und Gelehrſamkeit machten, die Anzahl der alten Jungfern zu vermehren.

Viertes Kapitel.

Ueber die Heiligen, welche Lobreden auf die Jungferſchaft geſchrieben haben — der heilige Athanaſius.

Da viele der erſten Kirchenväter um die Palme der Wohlredenheit auf dieſem reizenden Boden geſtritten zu haben ſcheinen, und hinter einander alle ihre Ueberredungskraft zu Verherrlichung der Verdienſte der Jungferſchaft geäußert haben, ſo bin ich Willens, einen kleinen Abriß von ihren reſpektiven Schriften in chronologiſcher Ordnung mitzutheilen. — Der nächſte heilige Lobredner, der die kanoniſchen Jungfern mit einer ausdrücklichen Lobſchrift beehret, iſt der berühmte Athanaſius, der im Jahre 326. Biſchof wurde. Ob wir gleich in den gedruckten Werken dieſes berühmten Heiligen einen kleinen Traktat zum Lobe der Jungferſchaft finden, ſo müſſen wir doch bemerken, daß die vernünftigſten unter den katholiſchen Kunſtrichtern dieſen nicht für ächt

wollen

wollen erkannt wiſſen. Er beſteht bloß in guten Lehren an die fromme Jungfrau, die Artikel des Putzes und des Gebets betreffend: und ermahnet ſie, nie mit dem ganzen Körper ſich ins Waſſer zu ſtürzen, und ſich ſo gar nicht zu beſehen, wann ſie nackend iſt.

Da, wo Athanaſius, oder wer der Verfaſſer ſonſt ſeyn mag, vom heiligen Nachdenken ſpricht, ſteht eine Stelle, die ich beynahe für erhaben halten möchte: „Erinnert euch der „zwölften Stunde: denn in dieſer ſtieg unſer „Heiland hinab in die Hölle. Die Hölle „ſchauderte, indem ſie ihn erblickte, und ſchrie „laut: Wer iſt, der da kömmt mit groſſer „Macht? Wer iſt, der die ehernen Pforten „der Hölle zertritt, und die Feſſeln meiner „Gefangenen los bindet?“

Nachdem der Verfaſſer dieſer Abhandlung manche Lehren in einem ſehr deutlichen und einfachen Styl vorgetragen, bricht er bey dem Beſchluſſe in eine warme und prächtige Lobrede auf die Jungferſchaft aus, die er eine koſtbare Perl, der Menge nicht ſichtbar, und nur von Wenigen gefunden *) nennt. Er beſchließt mit folgendem merkwürdigen Ausdrucke: „Dieſe Dinge habe ich dir geſchrieben, meine liebſte Schweſter, du tanzendes Mädchen Chriſti **).“ Der gelehrte Düpin ſieht dieſe unanſtändige Metapher für einen Beweis an, daß der beſagte Traktat nicht vom Athanaſius ſeyn könne.

Wenn aber ein ſolcher Grund zureichend wäre, zu beweiſen, daß ein Heiliger nicht der Verfaſſer eines ihm zugeſchriebenen Werkes ſeyn könnte, ſo würde der ganze Hauſe der heiligen Schriftſteller beynahe verſchwinden, da der Eifer der katholiſchen Väter, ſelbſt wann ſie die Enthaltſamkeit anpreiſen, ſie ſehr oft zu dem Gebrauche eines indelikaten oder wollüſtigen Bildes verführet.

Wenn das beſagte Werk alſo auch wirklich nicht vom Athanaſius wäre, ſo enthält es gleichwohl ſolche Geſinnungen über dieſen Gegenſtand, als er bekanntlich gehabt hat. In einer

---

*) Ω παρθενια μαργαριτα τιμια, παρα πολλοις αφανης. ολιγοις δε μονοις ευρισκομενος!

**) Χορευτρια χριστου.

einer Schrift dieſes berühmten Heiligen, die ihm Niemand abſtreitet, ſieht eine Stelle, die nicht nur ſeine unbegränzte Ehrerbietung für die Jungfrauſchaft beweiſt, ſondern uns in gewiſſermaßen die Urſache von dem außerordentlichen und unermüdeten Eifer angiebt, mit welchem die Väter insgeſammt die jungen Mädchen ihrer Zeit zu einer immerwährenden Enthaltſamkeit von der Ehe zu bereden ſuchten.

Bey dem Schluſſe ſeiner Apologie an den Kaiſer Conſtantius, zieht der begeiſterte Athanaſius mit dem gröſten Unwillen gegen die groben Verläumdungen los, welche die religiöſen Jungfrauen von ihren Arianiſchen Verfolgern erduldet hätten: und führet ſeine feurige Schimpfrede gegen die grobe Verunglimpfung dieſer Böſewichter in einer kurzen, aber bedeutungsvollen Lobrede auf die Jungferſchaft, der ſie ſpotteten, herbey. „Die katholiſche „Kirche,“ ſagt der aufgebrachte Heilige, „pflegt die weiblichen Perſonen, die dieſe Tu„gend beſitzen, Bräute Chriſti zu nennen: „und ſelbſt die Heiden betrachten ſie mit Ver„wunderung, als die Tempel des Wortes:

„denn

„denn bey keiner andern Secte wird dieß ehrwürdige und himmliſche Gelübde ſo geſetzmäßig ausgeübt, als unter den Chriſten allein: und dieß iſt daher ein großer und ganz beſonderer Beweis, daß wir die wahre Religion haben *).“

Wir können uns nicht länger über den Eifer der Väter wundern, die Menge der Kloſterjungfern zu vermehren, wann wir finden, daß ſie in denſelbigen einen Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion fanden. Die Geſchichte kann uns kaum einen elendern Mißbrauch der Vernunft zeigen, als dieſen, durch den eine Einſetzung, die ganz gewiß mit dem allgemeinen Beſten des menſchlichen Geſchlechts, und mithin mit dem wahren Geiſte und den Grundſätzen unſerer wohlwollenden Religion ſo wenig übereinſtimmt, ſo unwürdig ein ſtarker Beweis für die Wahrheit derſelbigen genannt wird.

---

*) Μαλιςα γαρ και τουτο μεγα τεκμηριον εςι, του παρ ημιν ειναι την οντως και αληθη θεοσεβειαν. Sanct. Athanas. Vol. I. p. 698. ed. Colon. 1686.

Es wird aus dieſer Stelle klar, daß Athanaſius den jungfräulichen Gelübden unter den Heiden wenig oder keinen Glauben beymaß: und ſein Beſtreben, ſie mehr von einer lächerlichen Seite zu zeigen, iſt gegen die heidniſchen alten Jungfern gewiß nicht ganz redlich. Einige nachfolgende Heilige haben dieſe alten Damen in ihren Lobreden auf die Jungferſchaft mit einer gewiſſenhaften Hochachtung behandelt, wie wir im Verlauf unſerer Unterſuchung ſehen werden. Ich will dieß Kapitel mit der Bemerkung beſchließen, daß ein Heiliger von Alexandrien, der noch viele Jahre vor dem Athanaſius ſchrieb, zugab, daß unter den Indianern eine weibliche Geſellſchaft vorhanden war, „die Jungfern blieben, **Ehrwürdig** „genannt wurde, und dadurch, daß ſie die „Geſtirne ſtudirten, die Kraft der Wahrſagung zu erlangen ſchienen *).“

---

*) Clemens von Alexandrien, im dritten Buche ſeiner Miscellaneen, die er Stromata nennt, pag. 539. der Oxfordiſchen Ausgabe.

Fünftes Kapitel.

Ueber den heiligen Baſil, und ſeine Lobrede auf die Jungferſchaft.

Unter den vielen kirchlichen Schriftſtellern des vierten Jahrhunderts ſticht keiner mehr hervor, als St. Baſil, der den biſchöflichen Stuhl von Cäſarea im Jahre 369. beſtieg. Man hat ihn mit dem Beynamen des Großen beehret, und den vielleicht noch höhern Titel des chriſtlichen Demoſthenes gegeben.

Wir finden in den Werken dieſes beredten Heiligen eine lange ausgearbeitete Rede über die **unverletzliche Vollkommenheit der Jungferſchaft.** Gleich beym Eingange dieſer Rede, die an einen biſchöflichen Bruder gerichtet iſt, erklärt er, daß er ein weitläuftiges und vollſtändiges Gemälde der wahren Jungferſchaft in ihrer ganzen Größe zu zeichnen Willens ſey: dieß Gemälde will ich, wiewohl nur im Kleinen, zu kopiren ſuchen.

Der

Der heilige Baſil fängt mit einer Beſchreibung der großen Vortrefflichkeit der Jungferſchaft an, und, um dieſe vollendete Vortrefflichkeit, wie er ſie nennt, zu erläutern, behauptet er, daß ein menſchlich Weſen durch dieſe Tugend allein, Gott gleich werden könne. Da dieß der erſte Gedanke iſt, auf welchem faſt alle Väter ihre übertriebenen Lobſprüche der klöſterlichen Eheloſigkeit gebauet haben, ſo kann ich mir folgende Bemerkung darüber nicht verſagen. — Obgleich dieſe Vorſtellung eine ſehr glänzende Wirkung thut, wann ſie durch heilige Beredtſamkeit verſchönert wird: ſo zeigt ſie ſich doch einer, vom Aberglauben freyen Seele, von einer ſehr lächerlichen und abgeſchmackten Seite: denn im Grunde iſt es nichts weiter geſagt, als ein menſchlich Weſen kann bloß dem großen Urheber aller Dinge dadurch ähnlich werden, daß es nichts hervor bringt. Ganz gewiß würde es der Vernunft und Religion gemäßer ſeyn, zu ſagen, daß, wenn die menſchliche Schwachheit ſich nur einigermaßen könnte einfallen laſſen, ſich zu einer demüthigen Aehnlichkeit der göttlichen Natur zu erheben, es bloß durch die zärtliche und getreue Erfüllung der Pflichten geſchehen könne, die den älterlichen Charakter ausmachen. — Ich kehre aber zum heiligen Baſil wieder zurück.

Nachdem er den unendlichen Werth der Jungferſchaft behauptet, zählt er die mannichfaltigen Gefahren, denen ein ſo koſtbarer und zärtlicher Schatz ausgeſetzt iſt, der Länge nach her. Er erklärt der frommen Jungfrau weitläuftig, was für ein hinterliſtiger Feind durch die Zugänge ihrer fünf Sinne, ihre unargwöhniſche Tugend zu erſchleichen bereit iſt: hält ſich bey den beſondern Gefahren auf, die mit jedem verbunden ſind: und erklärt, wie die Befriedigung ihres Gaumens, ſo unſchuldig ſie ſcheint, ſie unvermerkt zu dem Verluſte ihrer Keuſchheit verleiten könne. Er bemerkt, daß unſere Natur aus einem vernünftigen und unvernünftigen Theile beſtehe: daß der Schöpfer den Menſchen wie einen Centaur *) gebildet

---

*) *Ωσπερ τινα κενταυρον συνθεις ο δημιουργος ολον τον ανθρωπον* &c.

Sanct. Bas. de vera Virginitate tom. I. p. 615.

bildet habe, indem er ihm vom Kopf bis an die Bruſt eine menſchliche Form, und ſeiner untern Hälfte die Natur eines Thieres gegeben. St. Baſil fährt fort, die Nothwendigkeit zu zeigen, dieſe untere Abtheilung der menſchlichen Geſtalt in einer vollkommenen Unterwürſigkeit unter dem obern und edlern Theile zu erhalten, und dieß, ſagt er, wird hauptſächlich bewirkt, wenn man dem Gaumen nicht erlaubt, ſich mit ſaftigen Speiſen zu nähren. — Nachdem er viel über die Gefahren, die aus dem Sinne des Schmeckens entſtehen, geredet, ſo kömmt er auf den gefährlichſten unter allen, auf den Sinn des Fühlens: und über dieſen Punkt hält er es für unmöglich, die Jungfer mit einem zu hohen Grade von Vorſicht zu bewaffnen. — „Da,“ ſchreyt der Heilige, „ein „Feuer in allen unſern Gliedern wüthet, ſo „müſſen diejenigen, die da wünſchen, ihren „Körper vor der Entzündung ganz frey zu er„halten, die Berührung jedes Gliedmaßes „vermeiden, damit die Gewalt dieſes Feuers, „das in allen Theilen ſteckt, auf ſolche Art „nicht nur dem Theile, welcher berühret wird,

„ſondern auch dem ganzen Körper und der Seele ſelbſt, nicht mitgetheilet werde. So wie das Werfen eines Steines in ein Waſſerbehältniß nicht allein den Theil des Waſſers in Bewegung ſetzt, in welchen der Stein fällt, ſondern einen Zirkel über den andern erregt, und ſie ſo in einer fortdauernden Bewegung bis an den Rand ſelbſt treibt — Eben ſo ſetzt ein verliebter Blick oder eine Rede, welche die Süßigkeiten eines wollüſtigen Vergnügens enthalten, wenn dergleichen in die Seele einer Jungfrau, wie in ein klares Waſſer geworfen wird, und hier einen verliebten Gedanken über den andern ſo, wie in der Tiefe, erweckt, ihr ganzes Weſen in Bewegung, ſo daß es nun nach dem Gefallen des Werfenden erſchüttert wird.“

Ich habe dieſe bildliche Stelle nicht nur als eine Probe von des heiligen Baſils Beredtſamkeit überſetzt, ſondern auch weil ſie ein merkwürdiges Gleichniß enthält, welches nicht weniger, als dreymal vorkömmt, wie Doctor Warton über die Schriften des Pope bemerkt hat. Ob dieſer es vom St. Baſil borgte, oder nicht, will ich dem Ausſpruche der Kunſtrich-

ter

ter überlaſſen, und bloß die Zeilen des Dichters abſchreiben, da ſie dem Anſcheine nach eine wahre Copie von den Ausdrücken des Heiligen zu ſeyn ſcheinen.

> Wie auf den glatten Raum cryſtallener Seen
> Der ſinkende Stein erſt einen Zirkel macht;
> Durch die Bewegung empört, verbreitet ſich
> Die zitternde Fläch' in einen zweyten Zirkel;
> Und dann in einen dritten: weiter und weiter
> Gehn immer fort die flüßigen Ring' und füllen
> Das ganze Waſſergefield und tanzen zum Rande.
>
> **Tempel des Rufs 436. Vers.**

Doch wieder auf den Baſil zu kommen! — Seine Rede iſt voll von metaphoriſchen Zierrathen — „er nennt die Sinne die Fenſter der „Seele,“ die, wie er ſagt, „entweder, wie ein „keuſches Frauenzimmer mit Vorſicht und „Mäßigung dieſe Fenſter öffnet, ein nützliches „Licht einzulaſſen; oder als eine Buhldirne „hinaus guckt, um nach jedem freyen Schauſpiele zu gaffen, und ihre eigene lüſterne Lebhaf-

„haſtigkeit zu zeigen.“ — Nachdem er die Nothwendigkeit gezeiget hat, dieſe Fenſter ja mit vielen Riegeln zu verwahren, deutet er der frommen Jungfer die Gefahr an, die ſie bey Auftritten einer hochzeitlichen Feyerlichkeit und einer unvorſichtigen Unterhaltung belauſchet. Er ſagt ihr, daß die Rede einer Jungfrau nicht nur ausnehmend rein, ſondern auch ſehr ſparſam ſeyn ſolle. Sie ſoll lieber reden hören, als ſelbſt ſprechen, und, um die Richtigkeit dieſer Lehre zu beweiſen, bemerkt der Heilige, daß ihr die Natur zwey Ohren, aber nur eine Zunge gegeben habe. Er muntert ſie zum Nachdenken und zur Liebe ihres himmliſchen Bräutigams, in einer Sprache auf, die äuſſerſt prächtig, und gemacht iſt, jede weibliche Schwärmerin zu blenden und zu entflammen: ſchweiſt ſehr über die ungeheure Sünde aus, eine kanoniſche Jungfer zu verführen; und hält ſelbſt die Berührung einer brüderlichen Hand und den Kuß der Freundſchaft, für gefährliche Vertraulichkeiten.

Indem er ſeinen ſchönen Freundinnen die mannichfaltigen Gefahren, denen ſie ausge-

ſetzt

ſetzt ſind, vorlegt, erzählt er ihnen eine wunderbare Begebenheit von einem geiſtlichen Caſtraten und einer kanoniſchen Jungfrau. Die Geſchichte, ob ſie gleich von einem Heiligen erzählt wird, iſt viel zu grob und unverſchämt, als daß keuſche Ohren unſers gegenwärtigen Zeitalters dadurch nicht ſollten beleidiget werden: doch will ich des Heiligen Urſachen wiederholen, warum er ſie anführet, da ſie uns auf eine anſtändige Art mit den ſeltſamen Mißbräuchen ſeiner Zeit bekannt machet.

„Wir verdienen," ſagt der Heilige, „wie „ich glaube, Verzeihung, daß wir dieſe be„ſondern Umſtände, ſo wie von uns geſchehen „iſt, erzählen, nicht allein darum, daß die „Jungfern ſich vorſehen mögen, ſondern auch „die geſchäfftigen Caſtraten zurück zu ſtoßen, „die ſich in die Kirche eingeſchlichen haben, „da es klar iſt, daß ihre Einführung eine Ver„anſtaltung und ein Werk des Teufels iſt. — Der gute Biſchof läßt ſich in der Hitze ſeines Unwillens gegen dieſe unvollkommenen Kirchendiener auf eine wunderliche Beſchreibung ihres gefährlichen Unvermögens ein, und erläutert

läutert ſie mit einigen witzigen Gleichniſſen, die ich mich aber wohl hüten werde, einzurücken, weil ich fürchten müßte, die ausnehmende Delikateſſe der Schweſterſchaft zu ſehr zu verwunden. In der That wird dem Heiligen endlich ſelbſt Angſt, daß einige Schweſtern über ſeine Weiſe, die Sache zu behandeln, möchten aufgebracht werden, und er ſetzt eine Apologie hinzu, die ich mit einiger Verkürzung zu überſetzen, ſeinet und meinetwegen für dienlich halte. „Man mache," ſagt St. Baſil, „dieſer Rede nicht den Vorwurf, als „ob ſie ſich für die Beſcheidenheit einer Jungfer nicht wohl ſchicke, da ſie zu tief in die Bildung des Mannes hinein geht: denn fürs erſte iſt keine mannbare Jungfer ſo einfältig, „daß ſie nicht alles wiſſen ſollte, was dem zuſtändig iſt, aus deſſen Seite ſie genommen „ward. Ihre eignen Glieder ſind ſelbſt ohne „Unterricht mit allen den verſchiedenen Abſichten der Natur gar wohl bekannt; und ihre „Lippen kennen bey Liebesangelegenheiten ihr „Geſchäffte gar wohl. Man darf uns alſo nicht „anklagen, wenn wir bey dieſer Gelegenheit ſol-

„che

„che Dinge aus einander geſetzt haben, die den Jungfern nichts weniger als unbekannt ſind, ob ſie gleich mit dem nöthigen Stillſchweigen von ihnen angeſehen werden. Und zweytens, wenn ſie wirklich von der Beſchaffenheit des Mannes nichts wüßten: ſo könnten ſie alſo leicht durch ihre Unwiſſenheit ſelbſt zur Sünde verleitet werden; mithin ſind wir auch dadurch gerechtfertiget, indem wir ihnen dieſelbe zu ihrer eigenen Sicherheit erkläret haben.“ — Nachdem nun der Heilige von allen ſtrengen Pflichten der klöſterlichen Jungferſchaft weitläuftig geredet hat, wendet er ſich an den Biſchof, an den ſeine Rede gerichtet iſt; und beſchließt mit der Bemerkung, daß die Enthaltſamkeit das einzige cauſtiſche Mittel ſey, die ſich vervielfältigende Hyder der lüſternden Begierde zu dämpfen und zu vernichten.

Sechſtes Kapitel.

Ueber den heiligen Gregorius von Nazianzo und ſein Gedichte zum Lobe der Jungferſchaft. — Ueber einige lateiniſche Dichter aus dem finſtern Zeitalter, die über denſelben Inhalt geſchrieben haben.

Der nächſte heilige Lobredner der Jungferſchaft kann ungezweifelt als die außerordentlichſte Perſon angeſehen werden, die je auf die Jahrbücher der Kirche einen Glanz geworfen haben: **denn er vereinigte zweyerley Charaktere in ſich,** die einige finſtere Kunſtrichter der neuern Zeiten für widerſprechend gehalten haben: denn er war zugleich ein Heiliger und Dichter. Ich meyne den berühmten Gregorius Nazianzenus, den Freund des großen St. Baſil, deſſen Grabſchrift er in den herzinnigſten und rührendſten Verſen aufgeſetzt, die die Freundſchaft jemals eingegeben hat: ein Werk, das dieſem canoniſirten Dichter um ſo viel mehr

Ehre

Ehre macht, da Baſil ſeinen edlen Stolz ſo ſehr demüthigte, indem er ihn in das elende und finſtere Bißthum von Saſima ſteckte: welches er nachgehends gegen den biſchöflichen Thron von Konſtantinopel vertauſchte, eine beſchwerliche, obgleich glänzende Erhebung. Von da zog er ſich im Jahre 381. in die poetiſche Einſamkeit der Wildniſſe von Kappadocien zurück, wo er ſein merkwürdiges Leben im Jahre 389, in einem Alter von 62 Jahren beſchloß.

Unter den verſchiedenen Werken dieſes heiligen Barden haben wir ein Lobgedicht auf die Jungferſchaft von mehr als ſieben hundert Verſen. Ein kurzer Inhalt deſſelbigen wird, wie ich gewiß überzeugt bin, meinen ſchönen neugierigen Leſerinnen Vergnügen machen. Es hebt mit einem Triumphsliede an:

*) Mit unſern Palmen will ich deine Stirn
Umwinden, Jungfrauſchaft! fließt ihr Geſänge

---

*) Παρθενικην στεφανοις αναδησομεν ημετεροισιν, &c.

Der Reinigkeit, aus reinem Herzen,
In frohen Melodien! — Die himmliſche
Beeiferung der Keuſchheit iſt des Lebens
Höchſt koſtbares Geſchenk: ihm ſelber gleicht
Nicht Ambra, Elfenbein und Gold: ſie ſprengt
Die Feſſeln, die die Welt uns angelegt
Und hebt die Seele, die empor ſich ſchwingt,
Zum Himmel auf. — Steht mir, ihr Keuſchen, bey,
So wie mein Lobgeſang ertönen wird!
Die Tugendhaften haben all' am Preis
Der Tugend Theil. — — — —
— — — — — — —
Ganz Heil der Jungfrauſchaft! von Gott entſproſſen,
Du Geberin des Guten ſelbſt! der Unſchuld
Geliebte Mutter und Gefährtin, für
Des Himmels Feſſelfreye Heiligkeiten
Gemacht! —

Der Dichter fährt fort, vielerley über die himmliſchen Mächte zu ſagen, und die Jungfrauſchaft der Engel zu erheben. Hierauf

ſpricht

ſpricht er von den Uebeln, die aus dem Fleiſche entſtehen, giebt eine kurze Rechenſchaft von der erſten Bildung des Menſchen und der Menſchwerdung Chriſti: und betrachtet unſern Heiland, als ob er gekommen ſey, die Welt in den Grundſätzen und der Ausübung der wahren Jungferſchaft zu unterrichten, „ein „Stand," ſagt der poetiſche Heilige, „der „eben ſo ſehr über der Ehe erhaben iſt, als der „Himmel über der Erde, und eine Gottheit „über einem Sterblichen."

Nachdem er die Verdienſte der Enthaltſamkeit ſo geprieſen, überläßt ſich der Dichter einer kühnen und lebhaften Perſonification. Er führet Ehe und Eheloſigkeit mit einander ſtreitend ein. — Die Ehe ſpricht zuerſt, und der Dichter ſcheint ziemlich aufrichtig zu Werke zu gehen, indem er ihr viel kräftige Beweiſe für ihre Gerechtſame in den Mund legt. Doch, da ich die Geduld meiner Leſer nicht ermüden will, und fürchte, daß vielen unter ihnen eine weitläuftige Probe von der Poeſie eines Heiligen nicht behagen möchte, ſo will ich bloß die Zeilen, wo die Jungferſchaft der Ehe antwortend eingeführt wird, und einige wenige der auffallendſten Stellen in ihrer Rede überſetzen.

*) „So weit die Eh. — Allein die Jungfrauſchaft,
„Mit ſanfter und beſcheldner Stirn, in einem
„Zerlumpten Kleid, mit nackten Füßen, tief
„Geſenktem Blick, getrennten Lippen, die
„Das Mißtraun halb geöffnet hielt, und Wangen,
„Wo das reine Blut in frommer Röthe glühte,
„Verbarg hier unter dem gelöſten Schleyer
„Ihr ſanftes Angeſicht, und blieb ganz ſtumm. —
„Hier laßt mich ſie durch ein gerechtes Lob
„Ermuntern! —
„O du Kind des Himmels, reich
„An Himmelskraft, vermiſcht mit Engelschören,
„Ob du auch gleich in irdiſcher Geſtalt
„Uns zu erſcheinen würdigeſt! — O ſprich,
„Dich zu vertheidigen, indeß ich, dir
„Zum Schutz an deiner Seite ſteh: denn du,
„O Him-

---

*) Τοια γαμος, &c.

„O Himmelskönigin, kamſt oft zu mir
„Und o! daß du doch öfters kommen möchteſt,
„Auf deines Dieners Bitten liebreich mer-
„kend!“ —

„Wer fodert mich zu dieſer Scene, die
„Mir ekelt, auf? mich? immerdar beſchäftigt
„In Pflichten meines Tags, mit nächtlichen
„Geſängen, Reinigungsgebet, und Thränen,
„Die fließen, meine Sünden auszuwaſchen,
„Ihm, meinem Himmelsherrn zu dienen? wer
„Erkühnt ſich, mich von dieſem heiligen
„Und lauteren Geſchäft zu eiteln Streite
„Und einem Kampf von Worten aufzufodern?

Mit dieſer Schutzrede ihrer heiligen Würde hebt die Jungferſchaft ihre Widerlegung an; und erklärt ſich, daß ſie ohne Rückſicht auf die Meynungen der Menſchen ſich nicht herablaſſen würde, ihrer Gegnerin zu antworten, wofern ſie nicht fürchten müßte,

*) „Damit nicht eine mit den neuen Federn
„Der kahlen Mädchenſchaft ſich heben, und

„Die

---

*) Μη τις αερθεις
Παρθενιης νεοπηκτοισιν πτεροις αιθερι νωμων
Τοις δε λογοις επι γαιαν ολισθησειε τυχȣσα.

»Die Luft durchflatternd, ſchnell herab
»Zur Erde ſinken möcht', ein Opfer der
»So ſchlauen Lockung —

Auf dieſe Bemerkung läßt ſie ſich auf einen weitläuftigen Verſuch ein, alle Beweiſe, die ihr ihre beredte Gegnerin vorgehalten, zu widerlegen. Sie hebe mit einer ſehr ſubtilen Unterſcheidung an, um den Vorwand des Nutzens und des Vergnügens, das aus der Zeugung der Kinder entſteht, zu entkräften: ſie behauptet, daß Aeltern bloß Aeltern von den Körpern, aber nicht von den Seelen ihrer Kinder wären; und als einen Beweis hiervon führet ſie an, daß ſie bloß über die körperlichen Schwachheiten ihrer Nachkommenſchaft, und nicht über ihre geiſtigen Fehler ſich beklagten.

Dieſer ſatyriſche Gedanke über die älterliche Thorheit wird ſchwerlich einen zureichenden Grund für die Folge abgeben, die die ſchöne Sachwalterin daraus zu ziehen wünſcht: allein die Jungferſchaft fängt an, mit mehr geſunder Vernunft und poetiſcherm Geiſte zu ſchließen, wann ſie ausruft:

»Welch

„Welch Sterblicher kann ſicher darauf rechnen,
„Solch einem Kinde, wie ſein Herz begehrt,
„Das Leben zu verleihn! Denn wer verſteht
„Wohl das Geheimniß, wie man Kinder pflanzt
„Von guter, oder auch von ſchlechter Art? —
„Der Maler malt das Bild mit Richtigkeit,
„Das vor ihm ſteht; des Bildners Hand iſt „Herr
„Der Aehnlichkeit von ſeiner Form, und ſein
„Geſchmeidig Gold folgt ſeinem plaſtiſchen
„Gebot; der Landmann zieht aus guter Saat
„Auch gute Frucht, die, was er hofft, erfüllt.
„Allein der Sterbliche, der auf der Erde
„Ein Ebenbild von ſich zu laſſen denkt,
„(So redlich ſey er als er immer will;)
„Entſcheidet nicht, ob ſeine Zeugungskraft
„Einſt einen Judas oder Paul zu zeugen
„Vermögend iſt.

— — — — — —

„Nein — Kinder formt nach eines Vaters Wunſch
„Nicht die Natur: es gehet ihm, wie dem,
„Der einen Zeitvertreib in Würfeln ſucht,

»Er wirft ſie ungewiß, ob, was er wirft,
»Gleich oder ungleich ſey: nicht ſeine Hand,
»Nur ſeines Wurfs unſichere Bewegung
»Entſcheidet hier: ſo giebt die Eh auch nicht
»Nach bloſſer Willkühr ihrer Zunftgenoſſen
»Den Guten oder Böſen die Geburt:
»Nein, wie es der Natur geheim Geſetz,
»Vielleicht ihr Eigenſinn beſtimmen mag.

Nachdem er auf dieſe Art die Ungewißheit dieſer älterlichen Freuden, auf die ſich die Ehe ſo viel zu Gute zu thun ſchien, gezeiget hat, ſo geht die Jungferſchaft zu einer prächtigen Lobrede auf ihre weit höhern Freuden, ihre eigne Schönheit und Vortrefflichkeit, als die Braut Chriſti über. Sie erzählt alle die mancherley Unglücksfälle des verehlichten Lebens her, und beſchließt endlich ihre Rede mit einer Ermahnung an alle, die ihren Werth erkennen, in einem eheloſen Stande zu beharren, und ſich durch das Verdienſt der Keuſchheit eine Stelle im Paradieſe zu verſchaffen.

Der Dichter erklärt, daß diejenigen, die beyde Advocaten anhörten, die Palme, der Jung-

Jungferſchaft zuerkannten. Er beſchließt übrigens ſein Gedicht auf eine weit aufrichtigere Art, als man nach einer Stelle derſelbigen erwartet hätte, in welcher geſagt wird, Chriſtus ſey von einer Jungfrau geboren worden, damit die Ehe zu Boden ſinken möchte *): denn, in den drey letzten Verſen dieſes ſonderbaren Werks, führt er unſern Heiland als einen Vermittler ein, der den Streit beyder kämpfenden Partheyen ſo ſchlichtet, daß er der Ehe einen Platz zur linken Hand, und der Jungfernſchaft einen zu ſeiner Rechten anweiſt.

Nicht allein aber in dieſem Panegyrikus hat der poetiſche Heilige ſeine Liebe für die Jungferſchaft ausgedrückt: ſondern er hat auch Ermahnungsgedichte an Jungfrauen geſchrieben, die aus viel hundert Verſen beſtehen. Die Punkte, die er hauptſächlich empfiehlt, ſind Einfalt in ihrem Schmuck, Liebe für die Einſamkeit, und Schweigen. Er ermuntert ſeine Schülerinnen zum Siege über alle lüſterne Leidenſchaften, und erinnert ſie an den glücklichen Erfolg, mit dem der menſchliche Muth die

---

*) Οπως γαμος ες χθονα πεσοι.

Wuth der wildeſten Thiere gebändiget hat: als ein Beyſpiel hiervon verſichert er, daß er einen Mann einen Löwen, wie ein Pferd reuten, und einen Bären geſehen, der durch die Kunſt ſeines Führers zu fliehen ſchien *).

Die Rede dieſes berühmten Kirchenvaters enthält ebenfalls viel Proben ſeiner unaufhörlichen Aufmerkſamkeit auf das Intereſſe der Jungferſchaft: allein, das zärtliche Mitleid, mit welchem er die Drangſale der Schweſterſchaft unter dem abtrünnigen Julian betrachtete, ſchien ihn zu leichtgläubig gemacht zu haben. In ſeiner erſten Schimpfrede gegen dieſen getäuſchten Monarchen, liefert er eine Erzählung von einigen Martern, womit man die chriſtlichen Jungfern belegt, die zu ſcheußlich ſind, als daß man ſie hier wieder erzählen kann, und wie ich überzeugt bin, auch zu wild, als daß ſie wahr ſeyn können.

Wenn wir das warme Herz und den geſchmackvollen Geiſt dieſes heiligen Barden beherzigen, ſo müſſen wir es in der That bedauern,

---

*) Στυγερη δε δι' ηερος αρκτος οδευει,
Και βροτος εξεδιδαξεν, α μη φυσις.

dauern, daß er nicht in einer Periode lebte, die einer beſſern Ausbildung, und der Entwicklung ſeiner vielfachen liebenswürdigen Talente günſtiger war.

Da ich dieß Kapitel einem poetiſchen Lobredner der Keuſchheit gewidmet habe, ſo will ich die chronologiſche Ordnung, die ich ſonſt beobachten wollte, unterbrechen; weil ich gern die kleine Gruppe von Dichtern, die hinter einander dieſe jungfräuliche Vollkommenheit geprieſen haben, in einem Geſichtspunkte zeigen möchte.

Beunruhige dich aber nicht, guter Leſer; ich will dich nicht mit einer langen Geſchichte aller der jämmerlichen Verſe quälen, welche müßige Mönche auf die Keuſchheit jeder heiligen Aebtiſſin hingeſchmieret haben: denn obgleich ihre Erdichtungen oft kühn ſind, ſo ſind ſie doch ſelten unterhaltend genug.

Erlaube mir aber wenigſtens, dieſen Band mit einem kurzen Berichte der merkwürdigſten Charaktere in dem Mönchschore keuſcher und frommer Barden zu ſchließen, die das Lob der

Jung-

Jungferſchaft durch die finſtern Zeitalter unaufhörlich erſchallen ließen.

Der erſte von dieſen, ſo wohl dem perſönlichen Range, als der Zeit nach, iſt Sextus Alcimus Avitus, Neffe von dem unglücklichen Kaiſer dieſes Namens. Der Dichter ward Erzbiſchof von Wien, und nachdem er in der chriſtlichen Welt eine ſehr geſchäftige und wichtige Rolle geſpielt, ſtarb er im Jahre 525. in großem Geruche der Heiligkeit. Dieſer ehrwürdige Barde hat an ſeine Schweſter Fuscina eine poetiſche Ermahnung zur klöſterlichen Jungferſchaft gerichtet; ein Stand, dem, wie er uns ſagt, viel Frauenzimmer ſeiner Familie ſich gewidmet hatten. Er muntert die junge Fuscina zu den Tugenden, die ihren religiöſen Charakter ziemten, durch verſchiedene Beyſpiele auf; und, um ihr eine herzhafte Verachtung gegen eine unverdiente Verläumdung beyzubringen, erzählt er folgende ſehr ſonderbare Anekdote, die ich als die einzige unterhaltende Stelle ſeines langen Gedichtes ausgewählet habe.

*) Der Ruhm Eugeniens erſcholl durch alle Lande
Schon längſt. Eh noch ihr Blut für Chriſti Namen floß,

War

*) Eugeniae dudum toto celeberrima mundo
Fama fuit, Chriſti quae cum pro nomine vitam
Fuderit, ante tamen fortes proceſſit in actus;
Namque habitum mentita viri, non proinde virile
Pectus praeficitur ſanctis a fratribus abbas.
Tum patris officium complens, ac veſte virili
Foemineum occultans ſexum, muliebria ſpreuit,
Et meritis annisque graues, longàque verendos
Religione ſenes iuuenili rexit in aeuo.
Tunc recti impatiens, omni qui tempore ſerpens
Mille dolos, damnique artes ter mille volutat,
Inuidet Eugeniae, & ſanctum crebreſcere frendens

No-

War ſie an muthigen, und edlen Thaten groß. —
Verſteckt im männlichen Gewande
Ver.

Nomen, ad aſſuetas redit vndique callidus artes,
Eugeniam quaerens vulgo traducere; verum
Quo famam violare cupit, petit inde coronam.
Quae ſexum mentita pie, cum munia patris
Sanċte exerceret, morbisque leuaret ademptis
Quotquot ſubſidium ſanċta pietate rogarent.
Jamdudum confeċta grauis matrona, bonique
Nominis, inſano quae mox accenditur igne
Virginis, heu ſpecie infelix decepta virili.
Cumque pudicitiam ſanċtam, donisque dolisque
Non ſemel inuaſam, fruſtra captare, nihilque
Profore ſe noſſet (quid non amor impius auſit?)
Addere vim verbis ſtatuit longeque remotis
Arbi-

Verläugnete ſie ihr Geſchlecht
Mit Männer Ernſt, ward Abbt von heilgen Kloſterbrüdern
Und ſtund den frommen Ordensgliedern,

Chr.

Arbitris, morbum ſimulans, morbique leuandi
Eugeniam cauſa appellans, vi nititur illam
Opprimere, inque ſuos inuitam adducere nexus:
Illa autem valido ſtuprum clamore repellens,
Auxiliumque petens magna virtute reſiſtit;
Ergo luxuriaeque ſuae matrona parandae
Complendique expers mulier male perdita voti,
A patre Eugenio (qualem decepta putabat
Ob mutatum habitum longa aſſuetudine plebis)
Interpellatam ſtupri ſeſe impia fingit;
Inque forum vocat innocuam, quo protinus omnis
Turba ſenum turbata coit, quo denique cuncti
Attoniti nouitate rei matresque virique

Cur.

Ehrwürdig durch ihr Alter ſchon,
Doch noch mehr durch Verdienſt um die Religion,

Als

Currunt. Interea Eugenius (hic neſcia ſanctam
Matrem turba vocat) populo ſpectante tribunal.
Cauſam dicturus, tam diri criminis, intrat;
Et iam iamque reum ſecreti ignara tenebat
Publica vis, odio tantum inflammata ſiniſtro;
Conſcia cum ſexus proprii, cordisque pudici,
Vincitur vt vincat jam virgo innoxia fraudem
Et ſexum oſtendit, dudum mentita virilem,
Foemineum, ac fraudes populo applaudente retexit
Daemonis. — Vsque adeo caſti cuſtodia voti
Semper tuta manet, multis licet acta procellis.

Alcimus Avitus ad Fuscinam Sororem.

Die

Als Jüngling vor. Allein, der Feind von Licht und Recht,
Der Satan, der in ſeinem ſchlauen Herzen
Nur Böſes denkt, und ſtets durch tauſendfache Liſt
Zu ſchaden abgerichtet iſt,
Sah dieſer Frommen Ruhm mit neidiſch-bittern Schmerzen
Und war auf Mittel Tag und Nacht
Ihn zu erniedrigen bedacht:
Doch das, was er fürs ſtärkſte halten mochte,
War das, wodurch ſie ſich die ſchönſte Krone flochte.

Die Abſchrift des Avitus, der ich gefolget bin, iſt in einer Sammlung alter Kirchendichter vom Georgius Fabricius eingerückt, und zu Baſel in Quart gedruckt. Ich melde dieſen Umſtand deswegen, weil die Geſchichte der Eugenia in der Ausgabe des Fabricius weit mehr Verſe enthält, als die ſich in des Mattaire Corpore Poetarum Latinorum befindet.

In männlicher Geſtalt gieng ſie einher, wo ſie,
Die Kranken heilete, den Blöden Troſt verlieh,
Und jedem, wer der Hülfe nur begehrte,
Und gläubig bat, ſie gern gewährte.
Ein angeſehnes Weib, von gutem Ruf, ſchon alt
Fieng für die Jungfrau an, getäuſcht durch die Geſtalt
Des männlichen Gewands, von toller Brunſt zu glühen,
Und ſuchte durch Geſchenk und jede Buhlenliſt
Den jungen Abbt der Keuſchheit zu entziehen.
Allein umſonſt! Unüberwindlich iſt
Und bleibt ſein reines Herz. Nunmehr beſchließt,
(Was pflegt die Raſerey der Geilheit nicht zu wagen?)
Zum Bitten Sie Gewalt hinzu zu thun.
Sie ſtellt ſich krank, wirft ſich, dem Scheine nach, zu ruhn,
Aufs Bett', entfernt die Zeugen ihrer Klagen,
Und ruft Eugenien herbey,

Da-

Damit der Heilige ihr ſeinen Troſt verleih.
Er kömmt und naht ſich voll Erbarmen —
Schnell ſpringt ſie auf, umſchlingt ihn mit den brünſtigen Armen,
Und zieht ihn wild in ihren Schoos.
Eugenie ſchreyt laut und kämpft, und reißt ſich los. —
Die wütende Matron in ihrem Wunſch betrogen,
Und voll Verzweiflung dichtet, nach dem Wahn
Des Pöbels, die in ihm bloß einen Pater ſahn,
Ihm freventlich Gewalt und Nothzucht an,
Und Jung und Alt wird ſchnell herbey gezogen.
Sie bringt ſo gar den Thäter vors Gericht. —
Die richterlichen Greiß' erſcheinen
Erſtaunt, wozu ſich Mann und Frau vereinen:
Denn jedes reizt die Neuheit der Geſchicht.
Eugenius, (denn unter andern Namen kannte
Man nicht die Heilige,) trat nun zum Richtſtuhl hin,
Vor allem Volk, dem ſie verdammungswürdig ſchien,

Und das im Haß der Frevelthat entbrannte,
Sich zu vertheidigen. Die Unſchuld ihrer
Bruſt,
Und ihres eigenen Geſchlechts bewußt,
Gab ihrer Seele Muth, die Wahrheit zu geſtehen.
Mit abgelegtem männlichen Gewand,
Worunter man längſt ihr Geſchlecht verkannt,
Ließ ſie dieß aller Augen ſehen.
Frohlockend ſtaunt das Volk die heilge Jungfrau an,
Und preiſt den Sieg, den ſie dem Teufel abgewann.
So wird auch noch ſo ſehr beſtürmt von Blitz
und Winden
Bewahrte Keuſchheit ſtets die ſichre Freyſtatt
finden.

Die ſonderbare Begebenheit dieſes weiblichen Abbts, wird, wie ich glaube, bey meinen Leſern den Wunſch erpreſſen, noch mehr Umſtände von einer ſo intereſſanten Perſon zu erfahren: und durch Hülfe des frommen und galanten Geſchichtſchreibers heiliger Jungfrauen, des

Ar-

Arthur Du Monſtier, kann ich hinzu ſetzen, daß Eugenia die Tochter Philipps, eines vornehmen Römers, Statthalters zu Alexandrien, unter der Regierung des Commodus war. . Sie zeichnete ſich durch ihre perſönliche Schönheit aus, und war mit jeder geiſtigen Vollkommenheit geſchmückt: ſo beſaß ſie auch eine große Kenntniß in der Litteratur, und ein außerordentliches Gedächtniß, wie ſie denn ſo wohl in der griechiſchen als lateiniſchen Sprache ſehr beredt war. Bey ſolchen Reizungen bewarb ſich Aquilius, der Sohn des Conſuls Aquilius, in ihrem funſzehnten Jahre um ſie: allein die junge Eugenia, zum chriſtlichen Glauben bekehret, entfloh heimlich ihren heidniſchen Aeltern, verbarg ſich in Mannskleidern, und flüchtete in ein Kloſter, nahe bey Alexandrien. Hier fielen die merkwürdigen Begebenheiten vor, die uns Avitus aufbehalten. Man ſagt, ſie habe auch ihre Aeltern zu ihrer neuen Religion bekehrt, ihr Vater ſey als Märtyrer geſtorben, und Eugenia ſelbſt, als ſie mit ihrer Mutter, welche Claudia hieß, wieder nach Rom gekommen, habe unter der Regierung des Gallienus daſſelbe Schickſal erduldet. — Dieſe Nachricht von ihr liefert uns Du Monſtier in dem ſeltſamen Werke, Sacrum Gynecaeum betitelt, ein frommer biographiſcher Schatz, der alle weibliche Heilige der chriſtlichen Welt enthält. Ihre Verdienſte werden von jedem Schriftſteller erhoben, der der katholiſchen Jungfrauen gedenkt, und ihres Namens wird auch von zween nachfolgenden lateiniſchen Dichtern erwähnet, von denen ich nunmehr ſprechen will.

Der erſte von dieſen iſt Venantius Fortunatus, ein Dichter, mit deſſen Geſchichte ich mich um ſo viel lieber beſchäftige, da ſie mit der, von einem ſchönen Frauenzimmer verbunden iſt, die, wenn ſie eine alte Jungfer wäre, wie einige ihrer Biographen behauptet haben, unſtreitig zu den merkwürdigſten der Schweſterſchaft gehören würde, da ſie zu gleicher Zeit eine Königin und Heilige, eine Jungfer und eine Frau war. Dieſe ſonderbare Perſon war die liebenswürdige Prinzeßin Radegunda, die in ihrer Kindheit vom Clotar, Könige der Franken,

ken, gefangen genommen, und zu Soiſſons in ihrem funfzehnten Jahre an dieſen wilden Helden, den Verwüſter von ihres Vaters Königreiche, und den Mörder ihres Bruders, vermählet wurde. Dieſe unglückliche Prinzeſſin wird durchgängig als ein Muſter der Schönheit beſchrieben: ihre perſönlichen Reize aber wurden noch von ihrer Frömmigkeit übertroffen. Sie trug ein hörenes Hemde und belaſtete ihren zarten Körper mit einer eiſernen Kette. Dü Mouſtier verſichert, daß, ob ſie gleich wenige Jahre mit dem Könige, ihrem Ehemanne, lebte, ſie doch von dieſem verliebten Monarchen die Freyheit erhielt, eine Jungfer zu bleiben. Der neuere Verfaſſer des unterhaltenden Buchs, Anekdoten der Könige von Frankreich *), iſt geneigt, die Falſchheit dieſes preblematiſchen Umſtandes, wegen der Ausdrücke ihrer erſten Biographen für falſch zu halten, die ſie beſchreiben, als ob ſie früh von dem Bette des Königes aufge-

---

*) Anecdotes des Reines & Regentes de France, 6. tom. 1776.

ſtanden. Aber, ohne daß ich mir herausnehme, über einen ſo kitzlichen Punkt zu entſcheiden, will ich in der ſicherern Geſchichte der Radegunda fortfahren. — Nachdem ſie ſich drey Jahre lang bey dem Clotar aufgehalten, erhielt ſie die Erlaubniß von ihm, ſich zu entfernen; ſtiftete eine Abtey zu Poitiers, und genoß hier aller der ſtillen Annehmlichkeiten einer religiöſen Einſamkeit. Sie beſaß eine große Liebe für die **Wiſſenſchaften**, und war ſo glücklich, die Geſellſchaft zweener der berühmteſten Schriftſteller dieſes Zeitalters, den Gregor, Biſchof von Tours, den Geſchichtſchreiber, und den Dichter Fortunatus, zu beſitzen, **der die Ehre hatte, Secretair bey der** frommen Radegunda zu ſeyn, und der dann zum Biſchoffe von Poitiers erwählt wurde.

Fortunatus war ein Italiäner, ein feiner Kopf, und von einnehmenden Sitten. Vermuthlich geſchah es, um der keuſchen Phantaſie ſeiner königlichen Gebieterin zu ſchmeicheln, daß er ſein ſonderbares Gedicht „über „den himmliſchen Senat, und von der Tugend

„gend der Jungfrauſchaft“ *) ſchrieb. Dieß Werk hebt mit einer vollen Anrufung aller großen himmliſchen Jungfrauen und Märtyrer an. Wann ſie vor dem Throne Gottes verſammlet ſtehen, kündiget die Stimme der Gottheit ihren Entſchluß an, die fromme und keuſche Leidenſchaft einer auf Erden lebenden Jungfrau zu belohnen, und beſchreibt die heilige Zärtlichkeit und Wärme, mit der ſie ſchmachtet, eine himmliſche Braut zu werden. Die Verſe, die dieſe Schilderung enthalten, ſind für das Zeitalter, in dem ſie geſchrieben wurden, geiſt- und geſchmackvoll. — Das Mädchen äußert den zärtlichen Enthuſiasmus ihrer Seele in folgenden Worten:

O ſage, wo du biſt, du, den ich ſeufzend erwarte!
Welch unbekannter Weg führt mich zu dir?
Gern bräch ich eilends auf, trüg' meine hängenden Füße

---

*) De Senatu Curiae coeleſtis, et Virtute virginitatis.

Fortunati Poem. Lib. 7.

Zum Sternenzelt der Sternenreiche Pfad.
Die Nacht drückt ohne dich mich ſchwer mit
düſternen Flügeln,
Und finſter iſt mir ſelbſt des Mittags-
licht.
Narziſſen, Lilien, Jasmin, Violen und
Roſen —
Mich letzt kein Wohlgeruch, ſo ſüß er iſt.
Kein Wölkchen geht vorbey, dich ſuchet in ihm
die Liebe
Durch jeden Nebel bricht mein ſchweifend
Aug'.
Ich forſch' in jedem Sturm, ich frage jegli-
ches Lüftchen,
Was es von meinem Herrn mir ſagen
kann. *)

Nach-

---

*) Dic vbi ſis quem expecto gemens, qua te
vrbe requiram,
Quaue ſequar', nullis ſemita nota locis:
Ipſa venire velim properans, ſi poſſet in aſtris
Pendula ſydeream planta tenere viam.
Nunc ſine te fuſcis grauiter nox incubat alis,
Ipſaque ſole micans eſt mihi coeca dies.
Lilia, narciſſus, violaę, roſa, nardus, amomum,

Ob-

Nachdem er die Verdienſte dieſer keuſchen, brünſtigen Betſchweſter genug geprieſen, erklärt die geheiligte Stimme, daß ſie der Heiligkeit theilhaftig werden ſolle, deren ſie begehret, und ihr Name wird in das ewige Regiſter eingetragen *). Der Dichter fährt fort zu erzählen, wie die neu geweihte Jungfrau mit allen Juwelen des Himmels geſchmückt wird: er verſichert übrigens, daß die Tugenden der Keuſchheit und der Demuth ihr größter Schmuck ſind, erhebt die Vortrefflichkeit der Jungfrauſchaft, verglichen mit den Mühſeligkeiten eines verheuratheten Lebens, und ſchließt mit einem Gebete, indem er das ganze Gedicht an die keuſche und fromme Agneſe richtet, die ihre königliche Gebieterin Radegunda, zur Würde einer Aebtißin in demſelben Kloſter erhoben, das ſie ſelbſt geſtiftet hatte.

Oblectant animos germina nulla meos.
Vt te conſpiciam per ſingula nubila pendo
Et vaga per nebulas lumina ducit amor.
Ecce procelloſos ſuſpecta interrogo ventos,
Quid mihi de Domino nunciet aura meo.

*) Nomen perpetuo ſcribitur inde libro.

hatte. Vielleicht iſt meine Muthmaßung falſch. Ich wollte aber faſt glauben, daß Fortunatus dieß Gedicht mit vieler Kunſt darauf anlegte, der zweydeutigen Jungferſchaft Radegundens ſelbſt ein verblümtes Seitencompliment zu machen, ob er ſich gleich beym Beſchluſſe an die heilige Agnes wendet, als der Jungfrau, die auf eine gleiche Art einen Feſttag im Himmel gemacht hat. Meine Muthmaßung gründet ſich auf folgende merkwürdige Umſtände. — In der langen Beſchreibung dieſer himmliſchen Ceremonie, wird der Name dieſer Jungfrau, die allen Mächten des Himmels ſo intereſſant iſt, nicht einmal gedacht, obgleich von ihr geſagt wird, daß ſie in das ewige Buch eingetragen ſey. Dieſe ſeltſame Weglaſſung überzeuget mich, daß der Dichter irgend einem Frauenzimmer, als einer Jungfrau von einer ungewöhnlichen Heiligkeit, die er aber doch aus Klugheit nicht ausdrücklich nennen wollte, ein Compliment zu machen wünſchte." Die gleichgültige Art, mit der er ſein Gedicht an die Agnes richtet, ſcheint bloß eine Maske zu ſeyn, wohinter er ſeine

wahre

wahre Abſicht verſteckt. Ueberdieß finden ſich in ſeiner enthuſiaſtiſchen Beſchreibung der keuſchen Fräulein, die er im Himmel ſo hoch geehrt ſieht, einige Stellen, die dem Stande der Agnes nicht angemeſſen ſind, die aber mit einer feinen Eigenthümlichkeit, auf ſeine königliche Gebieterin Radegunda, können angewandt werden. Nachdem er dieſe anonyme Jungfrau mit einem langen Verzeichniſſe himmliſcher Juwelen ausſchmücken läßt, thut der Dichter den Ausruf:

Im Himmel ſo geſchmückt, wird ſie als Königin herrſchen,
Als Jungfrau ſich die Engel unterthan *).

Es iſt noch ein ander Gedicht vom Fortunatus, das ſich ausdrücklich mit den Tugenden der Radegunda beſchäftiget, wo er ſie erſt mit den berühmteſten heiligen Jungfrauen ihrer Keuſchheit und Enthaltſamkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit wegen vergleichet, und dann hinzu ſetzet:

Allein

---

*) His cumulata bonis thalamo regina ſedebit,
Atque poli ſobolem ſub pede virgo premet.

*) Allein weit ſchicklicher, ich ſchweig' von
deinen Verdienſten,
Da ſie von deinem Gott verherrlicht ſind.

Dieß ſind die Gründe zu meiner Muthmaſſung. Ob Radegunde wirklich eine alte Jungfer war, oder ob ihr, ihr witziger Secretair von der Seite ein Compliment wegen ihrer beſondern Delicateſſe machen wollte, mit der ſie dieſen ehrwürdigen Charakter zu erhalten und zu behaupten wußte, das muß ich der Prüfung neugieriger Kunſtrichter überlaſſen. So groß übrigens die Keuſchheit dieſer frommen Königin geweſen, ſo hat ſie doch nicht der Verläumdung entgehen können: und unſer Dichter iſt ſelbſt in Verdacht gekommen, als ob ſein Herz einen zu lebhaften Antheil an ihr genommen. Einige geheime Biographen der königlichen Schönen, haben dieſe Läſterung für die unmittelbare Eingebung des Teufels, der durch die beſondere Keuſchheit der Radegunda aufgebracht worden, ausgegeben: vielleicht aber ſchreibt

---

*) Caetera nunc taceam melius, quia teſte Tonante,
Iudicioque Dei, glorificata manent.

ſchreibt ſie ſich mehr von der Sorgloſigkeit einiger früher Schriftſteller her, die, als ſie in den Gedichten des Fortunatus fanden, daß man ihm eine zu zärtliche Theilnehmung an der obbemeldeten Agnes Schuld gegeben, aus einem dießfalls entſtandenen Mißverſtändniß, ſeine vermeynte zärtliche Zuneigung von der Aebtißin auf die Königin übertrugen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach lebte Fortunatus in einer ſehr angenehmen und unſchuldigen Vertraulichkeit mit dieſen zwo frommen Damen, die ſichs zu einem angenehmen Zeitvertreibe machten, ihren witzigen Freund mit kleinen Näſchereyen und andern klöſterlichen Delikateſſen bisweilen zu beſchenken. Er hingegen vergalt ihnen dieſe Gewogenheit durch eine poetiſche Galanterie. Die Verſe, die er bey ſolchen Gelegenheiten aus dem Stegreiſe machte, ſind nebſt ſeinen übrigen Gedichten gedruckt, und machen ſeinem zärtlichen Herzen, ſo wie ſeinem Geſchmacke, Ehre: ob ſie aber gleich einen warmen Geiſt von Zuneigung athmen, ſo ſind ſie doch nicht ſo, daß man daraus Etwas zum Nachtheile ſeiner Sittlichkeit ſchließen ſollte.

Sei-

Seine königliche Gebieterin, wie die Verfaſſer der Litterargeſchichte von Frankreich erzählen, beſchloß ihr Leben im Jahre 587: unſer Dichter ſtarb 609, und ſein Feſttag wird noch zu Poitiers, den 14ten December gefeyert.

Der folgende fromme Herold der Keuſchheit in den finſtern Zeitaltern war ein angeſehener Charakter unſers eigenen Vaterlandes. Ich meyne den großen Aldhelm, Biſchof von Shireburn in Dorſetſhire, während der ſächſiſchen Heptarchie. Dieſer canoniſirte Barde zeichnete ſich nicht nur durch ſeine vorzügliche Heiligkeit, ſondern auch durch ſeine Geſchicklichkeit in den verſchwiſterten Künſten der Dichtkunſt und Muſik aus, und er wird als derjenige gerühmt, der die lateiniſchen Verſe in England eingeführt hat.

Seine poetiſchen Talente waren für die Zeit, in der er blühete, in der That groß, und er äußerte ſie in einem Gedichte von heroiſchen Verſen, worinne er die vornehmſten Verehrer der Jungfrauſchaft, ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechts erhebt. Unter den letzten ſind folgende ſeine Helden. — Die Jungfrau Maria

ria und die Heiligen, Cäcilia, Agatha, Lucia, Juſtina, Eugenia, Agnes, Thekla, Eulalia, Scholaſtika, Conſtantina, Euſtochium, Demetrias, Anaſtaſia, Rufina Secunda, Anatolia, Victoria.

Als eine Probe von Aldhelms Poeſie, will ich ſeine Verſe auf Cäcilien wählen, deren Fähigkeiten ſie zu einer der intereſſanteſten weiblichen Heiligen gemacht haben.

[*]) Welch dichteriſcher Geiſt iſt ſtark genug,
Cäciliens erhabnes Lob zu preiſen?
Sie, die durch ihrer heilgen Lehre Kraft

---

[*]) Porro Caeciliae viuacem condere laudem
Quae valeat digne metrorum pagina verſu?
Quae ſponſum proprium conuertit dogmate ſancto,
Mellea carnalis contemnens ludicra luxus.
Baſia dum potius dilexit dulcia Chriſti,
Candida praepulchris complectens colla lacertis.
Quamuis harmoniis praeſultent organa multis
Muſica pierio reſonent & carmina cantu,

Den Bräutigam ſo weit gebracht, daß er
Den Reiz der körperlichen Luſt verſchmäht.
Weit lieblicher war ihr des Heilands Kuß,
Die

Non tamen inſlexit ſallax praecordia mentis
Pompa profanorum, quae nectit retia ſanctis,
Ne ſorte properet paradiſi ad gaudia miles.
Talibus interea compellens vocibus inſit,
Dum ſacra petunt conceſſa lege tororum:
„Angelus eu, „inquit,“ ſuperis tranauit ab aſtris!
„Hic me patronus coeleſti foedere fulcit,
„Vt nequeam prorſus quidquam carnalis amare:
„Namque meum jugiter conſeruat corpus in aeuum;
„Vt nullus valeat, ſpurco ſuccenſus amore,
„Contrectare mea probroſo crimine membra;
„Sed mox angelicis vlciscens vindicat armis,
„Qui me pollutis nituntur prendere palmis.“
Sic deuota Deo conuertit femina ſponſum:
Nec non & leuirum ſoluens errore vetuſto,
Do-

Die himmliſche Vereinigung mit ihm.
Und ob ſie gleich die ſchmelzende Gewalt
Der Harmonie und des Geſangs beſaß,
So haßte ſie doch allen Pomp der Welt,
Die uns der höhern Freuden unwerth macht.
So bald das Recht der Eh ihr Bräutigam
Begehrt'; ſprach ſie: „Sieh hier ein Engel
„Steigt vom Geſtirn! Ihn ſchickt der Himmel mir
„Zum Schutz, daß ich, was fleiſchlich iſt, von mir
„Entfern' und meinen Leib ſtets rein erhalte;
„Daß keiner, der von geiler Lieb entbrennt,
„Durch ein Verbrechen ihn entheilige.
„Und wenn es einer wagt, die freche Hand
„An mich zu legen, wird mit Engelswaffen
„Mein Schutzgeiſt ſchnell mich rächend, ihn beſtrafen."

Donec credentes ſumpſiſſent dona lauacri;
Facti municipes in ſummis arcibus ambo
Martyres effecti carnis tormenta luentes.
Sanct. Aldhelmus de Laude Virginum.
In Caniſii Theſauro, tom. I. p. 742.

Und ſo bekehrt' die Gott geweihte Braut
Den Bräutigam. Sie beyde, Märtyrer
Der Quaal, die ſie dem Fleiſche auferlegt,
Belohnete des Himmels Ehrenkrone.

Dieß iſt Aldhelms Panegyrikus auf die berühmte Cäcilia. Vielleicht iſt es dem neugierigen Leſer nicht unangenehm, dieſen biſchöflichen Barden mit unſerm alten Dichter, den Chaucer, zu vergleichen, der dieſelbe wunderbare Geſchichte erzählt, wovon ich einige Zeilen in einer Note herſetzen will *).

Das

---

*) Da die Erzählung des Chaucer gleiches Inhalts mit des Aldhelmes ſeiner iſt, und ſelbſt in den kleinen Umſtänden ziemlich mit jener übereinſtimmt, ſo wurde der deutſche Leſer bey einer Ueberſetzung nichts gewinnen: dem engliſchen Sprachkundigen aber iſt ſie vielleicht wegen der Naivität der alten Sprache nicht unangenehm; daher wir ſie auch hier beyfügen wollen.

The Night came, and to bedde muſt ſhe gon
With hire husbond, as it is the manere;

And

Das Gedicht des ſächſiſchen Biſchofs iſt bloß als eine Art von Supplement zu ſeiner proſaiſchen Abhandlung über dieſelbe intereſ-

ſante

And privily ſhe ſaid to him anon —
O ſwete and wel beloved ſpouſe dere,
Ther is a conſeil, and ye wol it here,
Which that right fayn I wold unto you ſaie,
So that ye ſwere ye wol it not bewraie.
Valerian gan faſt unto hire ſwere,
That for no cas, ne thing that mighte be,
He ſhulde never to non bewraien here;
And then at erſt thus to him ſaide ſhe —
I have an Angel, which that loveth me,
That with gret love, wher ſo I wake, or ſlepe,
Is redy ay my body for to kepe;

And if that he may felen out of drede,
That ye may touche or love in vilanie,
He right anon wol ſleen you with the dede,
And in your Youthe thus yet ſhulden die:
And if that ye in clene love me gie,
He wol you love as me, for your cleneneſſe,

And

ſante Materie anzuſehen. Der Verfaſſer von Aldhelms Leben in der Britanniſchen Biographie hat auf das Anſehen des Beda einen Fehler

> And ſhew to you his joye and his brightneſſe.
> This Valerian, corrected af God wold,
> Answerd again — If I ſhal truſten thee,
> Let me that Angel ſeen, and him behold;
> And if that a veray Angel be
> Than wol I don as thon haſt prayed me
>
> The ſecond Nonne's Tale.
> Tyrwhitt's Chaucer, vol III. p. 70.

Tyrwhitt, der vortreffliche Herausgeber des Chaucer, bemerkt ſehr richtig, daß dieſer die Geſchichte der Cäcilia als ein beſonderes Werk verfertigte, und es erſt in der Folge zu ſeinen Canterbury-Erzählungen hinzuthat — daß er ſich genau an das Leben der Cäcilia hielt, wie es ſich in der güldnen Legende des Jacobus Januenſis findet — und daß er ſeiner eigenen Arbeit in dem Verzeichniſſe ſeiner lobenswürdigen und frommen Werke gedenket.

And

ler in der Rechenſchaft begangen, die er von dieſer abgeſonderten Arbeit giebt, indem er es als ein einzelnes Werk mit Verſen und Proſa durch einander darſtellt. Es ſind aber nicht allein verſchiedene Produkte, ſondern ſie ſind auch, jedes beſonders, heraus gegeben worden. Allem Anſehen nach war der proſaiſche Verſuch zuerſt heraus gegeben, indem der Verfaſſer beym Beſchluſſe zu verſtehen giebt, daß er daſſelbe Subjekt von einem ſo delicaten Inhalte noch einmal in Verſen behandeln wolle.

Da dieß Kapitel bereits länger iſt, als es meiner Abſicht nach ſeyn ſollte, ſo will ich bloß eine Stelle aus ſeiner proſaiſchen Abhandlung ausheben, indem ſie eine ſonderbare Tugendleiter, (wenn ich mich anders dieſes ſonderbaren Ausdrucks bedienen darf,) enthält, nach welcher das menſchliche Verdienſt in dem Zeitalter dieſes vollkommenen Heiligen abgemeſſen

And for to ſpeke of othir holineſſe,
He has in proſe translated Boece,
And made the Life alſo of Saint Cecile,
Legende of good Women.

wird. *) „In einem gewiſſen Buche,“ ſagt Aldhelm, „wird nach der Ausſage eines Engels erzählt, wie Jungferſchaft, Keuſchheit und Ehe von einander unterſchieden ſind, und in dreyerley Graden die Eigenſchaft oder den Werth des Lebens beſtimmen: wie nach der Unterſcheidung des Engels, die Jungferſchaft Gold iſt, die Keuſchheit Silber, und die Ehe Eiſen: wie die Jungferſchaft Reichthum; Keuſchheit, Gemächlichkeit; und Ehe Armuth iſt: wie die Jungferſchaft Friede; Keuſchheit Erlöſung; und „Ehe

---

*) In quodam volumine angelica relatione refertur, quomodo virginitas, caſtitas, jugalitas, tripertitis gradibus ſeparatim differant; quae, ſicut triſaria disparis vitae qualitate, ſigillatim ſequeſtrantur; ita discretis meritorum ordinibus tripliciter dirimuntur, angelo hoc modo alternatim diſtinguente: vt ſit virginitas aurum, caſtitas argentum, jugalitas captiuitas; vt ſit virginitas ſol, caſtitas luna, jugalitas tenebrae; vt ſit virginitas dies, caſtitas aurora, iugalitas nox. — P. Aldhelmi Liber de Laudibus Virginitatis, cap. XIX. edit. Wharton. 4to. London 1693.

„Ehe Gefangenſchaft iſt; wie die Jungferſchaft die Sonne, Keuſchheit der Mond, „und Ehe Finſterniß iſt: wie Jungferſchaft „Tag, Keuſchheit Morgendämmerung, und „Ehe Nacht iſt.“

Der witzige Prälat fährt fort, dieſe Engliſche Abtheilung der menſchlichen Verdienſte noch durch mehrere und mancherley Metaphern von gleicher Stärke zu erläutern, und ſagt uns dann den eigentlichen Sinn dieſer drey bedenklichen Ausdrücke — eine ſehr nöthige Erklärung, da ein neuer Leſer ohne ſie ſchwerlich den, vom Aldhelm eingeführten anonymen Engel verſtehen würde: „Die Jungferſchaft,“ ſagt der gute Biſchof, „iſt eine vorſetzliche Liebe für ein eheloſes Leben; Keuſchheit, der „Stand der Reinigkeit, den diejenigen beobachten, die nach der Heurathsceremonie abgeſondert leben, und ſich des Himmels wegen aller ehelichen Vertraulichkeit enthalten, „indem ſie die gewöhnliche Ehe verachten, „durch welche Kinder auf eine geſetzmäßige „Art hervor gebracht werden.“

Dieſe ſehr wunderliche Schätzung des menſchlichen Verdienſtes kömmt auch in dem Gedichte auf die Jungferſchaft vor; und da dieß Gedicht ſehr klein iſt, will ich es hier beyfügen:

Humani generis triplex diſtantia fertur,
Quae modo per mundum triquadro cardine tegit,
Et ſtudet in terris mercari regna Tonantis.
Denique nonnullos ſortitur vita iugalis,
Qui recte viuunt conceſſa lege tororum,
Et praecepta Dei toto conamine mentis
Conſeruare ſtudent, thalami ſub iure manentes.

Poſthaec caſtrorum gradus alter, & ordo ſecundus
Subſequitur, nupti, qui iam connubia ſpernunt,
Ac indulta ſibi ſcindunt retinacula luxus,
Lurida linquentes ſpurcae conſortia carnis,
Vt caſtis proprium conſeruent moribus aeuum,
Dum connexa prius thalamorum vincula rumpunt.

Tertia virgineis fulgescit vita lucernis,
Cuius praecellit praefatus inſula ritus.

Mundani luxus calcans ludibria falſa,
Virginitas ſummo virtutum vertice floret,
Dum ſoror angelicae conſtet caſtiſſima vitae.
Sanct. Aldhelmus, vt Supra.

Dieß war die Lehre des berühmten Aldhelms, die ein großes Licht auf die Begriffe der Zeit wirft, in der er lebte, wo der große Zweck der Ehe durch eine vermeynte Heiligkeit, wie in dem Beyſpiele König Eduards des Märtyrers, oft vernichtet ward. Dieſer poetiſche Prälat war ein ſo warmer Verehrer der Jungferſchaft, daß er ſeine Enthaltſamkeit vielen ſonderbaren und gefährlichen Prüfungen ausſetzte. Sein zierlicher und eifriger Biograph, William von Malmsbury, erzählt, daß Aldhelm, nicht wie andere Prieſter, das andere Geſchlecht vermied, ſondern daß er oft eine Jungfrau an ſeiner Seite ſitzen oder liegen hatte, und, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, dem Teufel zum Spotte, ſeinen ganzen Pſalter herſagte *).

So

---

*) Vel aſſidens vel cubitans aliquam detinebat: quoad carnis tepeſcente lubrico, quie-

to

So ſehr dieß Betragen die große Ehrfurcht, die man für dieſen heiligen hatte, vermehren mochte, ſo kann ich doch nicht umhin, ſie als einen Beweis der größten Grauſamkeit zu verdammen.

Denn er mag über ſeinen Triumph noch ſo ſehr frohlocken, wenn er auch den Teufel, wie ſein Biograph es ausdrückt, durch einen wunderbaren Sieg über ſeine unterdrückten Leidenſchaften ſo neckte; ſo hatte er doch kein Recht, mit den Begierden der armen frommen alten Jungfern ſo zu ſpielen, (denn ganz ohnfehlbar konnten es keine jungen ſeyn,) die er auf eine ſolche Weiſe zu unſchicklichen Werkzeugen ſeines eignen keuſchen Ruhms machte.

Da ich von den berühmteſten Dichtern rede, die die finſtern Zeitalter mit Lobgeſängen auf die wundervollen Jungfern dieſer Zeit unter

---

to & immoto diſcederet animo. Derideri ſe videtur diabolus, cernens adhaerentem foeminam virumque alias auocato animo inſiſtentem cantando pſalterio.

Wilh. Malms. de vita Aldhelmi, Anglia Sacra, Vol. II. p. 13.

ſerhielten, ſo darf ich nicht den ehrwürdigen Beda vergeſſen. Dieſer hat ſeine Kirchengeſchichte durch Einrückung eines poetiſchen Panegyrikus auf die keuſche Aedilthryda belebt, eine Dame, die dem Bette und Throne ihres Gemals Ecfrids, Königs von Northumberland, entfloh, um ihre Jungferſchaft in einem Kloſter zu bewahren. Um dieſer frommen Heldenthat willen wird ſie von dem heiligen Barden ſo hoch erhoben, daß er ſich ſo gar mit einer galanten Selbſtgefälligkeit, in ihrer Lob-preiſung wegen der glücklichen Wahl ſeines Gegenſtandes, über den Virgil wegſetzt *). Es iſt inzwiſchen merkwürdig, daß der größte Dichter unſers Vaterlandes dieſer hartnäckigen königlichen Jungfrau mit Unwillen und Vorwürfen gedenket,

---

*) Bella Maro reſonet, nos pacis dona canamus:

— — — — — —

— — — — — —

Luxus erit lubricis, carmina caſta mihi.

Bedae Hymnus de Ædilthryda.

denket. Milton, in ſeiner engliſchen Geſchichte, hat ſich herab gelaſſen, die Begebenheiten dieſes frommen Flüchtlings in folgenden Worten zu erzählen: — „Ein ander Unglück befiel Ecfrieden in ſeiner Familie, durch Schuld der Edildrith, ſeiner Frau, Königs Annas Tochter, die ihn zum Gatten nahm, und vergab, ihn vor allen Männern in der Welt zu lieben; gleich wohl aber zwölf Jahre lang bey der hartnäckigen Verweigerung ſeines Bettes beharrte, in den Gedanken, ein deſto reineres Leben zu führen: ſo verkehrt urtheilte man gegen des Apoſtels Lehre über die Keuſchheit. Endlich erhielt ſie durch vielen Ungeſtüm von ihm ihre Entfernung, ließ ſich als Nonne einkleiden, ward Aebtißin von Ely, ſtarb ſieben Jahre nach der Peſt; und würde mehr Ehre davon gehabt haben, wenn ſie ihre Ehepflichten getreuer erfüllt hätte, ob ſie gleich nunmehr als St. Audrey von Ely canoniſiret worden *).“

Mil-

---

*) Milton's Hiſtory of England, pag. 76. Birch's Edition.

Milton hat ſich nicht weiter auf den grillenhaften Theil der Geſchichte dieſer Dame eingelaſſen; ein klöſterlicher Geſchichtſchreiber aber erzählt, daß ihr Gemal, nachdem er ſeine Nachſicht bereuet, und von einer neuen Begierde entzündet worden, den Entſchluß gefaßt habe, ſie ihrem heiligen Aufenthalte zu entreißen; ſie aber habe ſich ſeiner Liebe wie ſeinem Zorne durch eine Reihe außerordentlicher Wunder entzogen, die der neugierige Leſer in dem erſten Bande von Dugdale's Monaſikon ſehr umſtändlich erzählt findet. Nachdem ſie große Mühſeligkeiten ausgeſtanden, ſoll ſie endlich als eine vollkommene Jungfer im Jahre 679 geſtorben ſeyn. Die Wunder, die ſich noch an ihrem Grabe äußerten, ſind nicht weniger groß, als diejenigen, wodurch ſich ihr Leben auszeichnete.

Ich kann dieſen Band nicht beſchließen, ohne die Leiden des ſchönen Geſchlechts in jenen Zeiten der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu bejammern. Wann alle Heiligen des damaligen Zeitalters aufs eifrigſte behaupteten, daß es von einer verheuratheten Frau verdienſtlich war, wenn ſie eine Jungfer blieb, ſo muß nothwendig das häusliche Leben durch manchen tragiſch-komiſchen Zank ſeyn verbittert worden: ja, vielleicht iſt manches gut geſinnte weibliche Geſchöpf durch den Kampf zwiſchen Liebe und Andacht, den eine ſolche Lehre veranlaßte, halb verrückt worden. Inzwiſchen kann uns der Gedanke zu einigem Troſte gereichen, daß, wenn dieſe guten Mädchen durch die Prieſterſchaft zu der peinlichen Aufopferung unſchuldiger Freuden verleitet wurden, ihr Stolz ſo gleich durch die frommen Ehrenbezeugungen, die man ihrer ſtrengen Keuſchheit unaufhörlich zufließen ließ, eine Vergütung erhielt: doch aber wurde ihre Leidenſchaft für ſolche Ehrenbezeugungen bisweilen durch die noch heftigern Empfindungen einer perſönlichen Eitelkeit zurück gehalten, wie uns ein lächerliches Wunder, das Gregorius von Tour erzählet, vermuthen läßt. Dieſer Geſchichtſchreiber liefert uns eine umſtändliche Erzählung von einem edlen, frommen Paare, das in ſeiner Jugend zuſammen war verheurathet worden, und ſein Leben in einer außerordentlichen Enthaltſamkeit auf beſonderes Begehren der Frau zurück-

gelegt

gelegt hatte. Sie ſtarb zuerſt, und da ihr guter Mann ſie zu Grabe begleitete, rufte er, während daß ihr Leichnam eingeſenkt wurde: „Ich danke dir, ewiger Gott, daß ich deiner „Güte dieſen Schatz ſo unbefleckt wieder übergebe, als ich ihn von dir empfangen habe!“ Hierauf ſagte das todte Frauenzimmer lächelnd: „Warum erwähnſt du Dinge, um die du „nicht biſt gefraget worden *)?“ — Die Folge des Wunders iſt nicht weniger auffallend. Der Mann ſtarb bald darauf, und ob er gleich nicht in ein, an das ihrige ſtoßende Grab gelegt wurde, ſo bemerkte man doch den Tag darauf,

---

*) Multos poſtea in vno ſtrato recumbentes annos vixerunt cum caſtitate laudabili, quod poſtea in eorum tranſitu declaratum eſt. Nam cum impleto certamine puella migraret ad Chriſtum, peracto vir funeris officio, cum puellam in ſepulcrum deponeret, ait: „Gratias tibi ago, aeterne Domine noſter, quia hunc theſaurum, ſicut a te commendatum accepi, ita immaculatum pietati tuae reſtituo.“ Ad haec illa ſubridens: „Quid,“ inquit, „loqueris quod non interrogaris?“ Greg. Turonenſ. Hiſt. Francor. lib. I. cap. 42.

daß ihre Gräber vereiniget waren. Der andächtige Geſchichtſchreiber ſcheint dieſe Vorfälle als Beweiſe der ausgezeichneteſten Keuſchheit anzuſehen: allein ſie können mit eben ſo vielem Grunde als Beweiſe angeführet werden, daß die unbefleckte Dame, die ihren Mann ſo angelegentlich um die Entlaſſung ihrer ehelichen Pflichten gebeten hatte, an ſeiner öffentlichen Erklärung, daß ſie als eine alte Jungfer ſtarb, keinen Gefallen gefunden habe.

Ende des zweyten Theils.

Druckfehler.

S. 5. Z. 17. del. ſo. S. 9. Z. 19. gründete lies gründet. S. 53. Z. 8. die berühmte l. der berühmten. S. 149. Z. 12. dem l. den. S. 160. Z. 2. nach der ꝛc. l. von der — an. S. 186. Z. 6. zuweilen l. zu viel. S. 188. Z. 21. in ihren Häuſern, l. ihre Häuſer. S. 195. Z. 12. Cherubin l. Cherubim. S. 206. Z. 9. mir nur del. nur. S. 232. Z. 12. erſchleichen. l. beſchleichen.

Philos. Ethica popul. 2209.

Ein
philoſophiſcher, hiſtoriſcher und moraliſcher
Verſuch
über
die alten Jungfern.

Von
einem Freunde der Schweſterſchaft,
aus dem Engliſchen.

Dritter Band.

von William Hayley

To unfold the ſage
And ſerious Doctrine of Virginity. *Milton's* Comus.

Περι τωνδε κορων εν τοις θαλαμοις γηρασκουσων ανιωμαι.
Ariſtophanes.

Nemo apud nos, qui idem tentaverit; nemo apud Graecos, qui vnus omnia ea tractaverit. — Res ardua, vetuſtis nouitatem dare, nouis auctoritatem, obſoletis nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae ſuae omnia. Itaque, etiam non aſſecutis, voluiſſe, abunde pulchrum atque magnificum eſt.
Plinii Hiſt. Nat. Praefatio.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1786.

BIBLIOTHECA
[illegible]

Inhalt des dritten Bandes.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber chriſtliche und andere alte Jungfern neuerer Zeiten.

Kapitel I. Ueber den Gregorius von Nyſſa und ſeine Lobrede auf die Jungferſchaft Seite 1.

Kapitel II. Ueber den heil. Ambroſius und ſeine verſchiedenen Schriften zum Lobe der Jungferſchaft 12.

Kapitel III. Ueber den heil. Chryſoſtomus und ſeinen Panegyrikus auf die Jungferſchaft 33.

Kapitel IV. Ueber den heil. Hieronymus und ſeine verſchiedenen Schriften zum Lobe der Jungferſchaft 40.

Kapitel V. Ueber einige den Kloſterjungfern zugeſchriebene Wunder 71.

Kapitel VI. Ueber die Abnahme und den Verfall der klöſterlichen Jungferſchaft 82.

Kapitel VII. Ueber einige alte Kloſterjungfern, die ſich durch litterariſche Talente hervorgethan haben 98.

Kapitel VIII. Ueber einige Jungfern aus der neuen Welt Seite 116.

Kapitel IX. Ueber die Hochachtung, die unſere nordiſchen Vorfahren den alten Jungfern erwieſen haben 125.

Sechſter Abſchnitt.

Vermiſchten Inhalts.

Kapitel I. Ueber gewiſſe Stellen in engliſchen Dichtern, die Jungferſchaft betreffend. — Ueber den mediciniſchen Einfluß, der ihr zugeſchrieben wird. — Ueber verſchiedene Kennzeichen, die man als einen Beweis von ihrer Reinigkeit anſah u. ſ. w. 141.

Kapitel II. Enthält eine Erläuterung der ſehr wichtigen und bedenklichen Frage (ob es beſſer ſey eine Wittwe, oder eine alte Jungfer zu heurathen?) 181.

Kapitel III. Eine Predigt an alte Jungfern in einem Traume 222.

Nachſchrift 271.

Ein Verſuch
über
# die alten Jungfern.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber chriſtliche und andre alte Jungfern neuerer Zeiten.

Erſtes Kapitel.

Ueber den Gregorius von Nyſſa und ſeine Lobrede auf die Jungferſchaft.

Ich kehre von den züchtigen und frommen Dichtern wieder zu den proſaiſchen Lobrednern der Jungferſchaft zurück. Wenn ich die kirchlichen Schriftſteller vornehme, die dieſen Namen zu verdienen geſucht haben, ſo finde ich ein ſolches Heer, daß ich fürchten müßte, die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu ermüden, ſo bald ich verſuchen wollte, ſie ihnen alle vorzuzählen, und zu beſchreiben. Ich will mich alſo bloß auf vier, auf einander folgende Kirchenväter einſchränken, die durch den großen Ruhm, den ſie durch ihre Heiligkeit und Gelehrſamkeit erworben, unſere Aufmerkſamkeit verdienen: und von dieſen will ich bloß in der allermöglichſten Kürze ſolche Stellen ausziehen, die mir ein beſonderes Licht auf die Schweſterſchaft zu werfen ſcheinen, und zu gleicher Zeit wegen Stärke und Originalität, entweder des Gedanken oder des Ausdrucks merkwürdig ſind.

Der erſte von den vieren iſt Gregorius von Nyſſa, ein jüngerer Bruder des großen Heiligen, Baſil, und ein Freund und Correſpondent des poetiſchen Sanct Gregorius, der unſer letztes Kapitel vorzüglich ausfüllen wird. Der heilige Gregorius, von dem ich hier rede, war Biſchof zu Nyſſa, in Kappadocien, von ſeinem Bruder St. Baſil, 372. ordiniret. Im Jahre 385. hielt er der Kaiſerin Placilla die Leichenpredigt, und ein neuerer Schriftſteller ſagt, er ſey 396. mit dem ehrwürdigen Titel des Vaters der Väter geſtorben.

Die Lobrede, die dieſer Heilige der Jungferſchaft zu Ehren verfertigte, iſt um ſo viel merkwürdiger, da wir ſicher wiſſen, daß er ſelbſt ein verheuratheter Mann war. Ungeachtet dieſes Umſtandes iſt er doch nichts weniger, als ein ſchläfriger Advocat der Vortrefflichkeit des eheloſen Lebens. Im Gegentheil hebt er ſeine Lobrede mit der Erklärung an: „daß, wer ſo ſtolz iſt, ſich einzubilden, „daß er die Jungferſchaft ihrem Werthe gemäß erheben könne, einer Perſon gleichen „würde, die thörichter Weiſe glauben wollte, „daß ſie die Größe des Weltmeers durch einen „Tropfen ihres Schweißes werde vermehren „können *).“

Die Schweſterſchaft wird ihrem heiligen Sachwalter hoffentlich den wenig delikaten Ausdruck, wegen der, ihnen ſo ſchmeichelhaf-

---

*) Εοικε την ςαγονα των οικειων ιδρωτων αξιολογον εις προσθηκην νομιζειν τω απειρω πελαγει γενησεσθαι.

Sanct. Gregor. Nyſſ. de virginitate.
Op. tom. II. p. 546. edit. Par.
1615.

ten Stärke des Gedanken, vergeben. — Doch ich gehe mit dem heiligen Gregorius weiter.

Nachdem er die Würde dieſer himmliſchen Vortrefflichkeit behauptet, bejammert er ſeinen eigenen kriechenden Zuſtand, da er ſich durch die Ehe um den Antheil an dieſer Herrlichkeit gebracht hat. „Eine Kenntniß der „Reizungen, die mit dem eheloſen Stande „verbunden ſind, iſt mir, ſagt der heilige Gre„gorius, das, was das Futter dem Ochſen „iſt, wann er zum vollen Rechen kömmt, und „durch ſein Joch gehindert wird, es zu errei„chen.“ — Da er durch dieß auffallende Bild ſeine eigene Kränkungen ſo nachdrücklich beſchrieben, ſo breitet er ſich über die mannichfaltigen Uebel aus, die aus dem Eheſtande entſtehen, den er als eine große Quelle nicht nur des Unglücks, ſondern auch der Sünde anſieht. — „Blicke,“ ſagt er, „auf die vor„übergehende Scene! — Der Eheſtand iſt der „allgemeine Prolog zu allen Tragödien des Le„bens.“ — Nachdem er den ehelichen Stand mit den dunkelſten Farben geſchildert, malet er mit dem glänzendſten Pinſel die reinen Freuden

den der Jungferſchaft aus, die er als die ſicherſte Kunſt und Macht, alles Ungemach der Erde abzuwenden, und ſelbſt noch hier, jenſeit des Grabes, die Seligkeit des Himmels zu erreichen, beſchreibt.

Nachdem er nun gegen den Eheſtand mit vieler Freyheit, oder vielmehr Verachtung und Unwillen, losgezogen, ſo ſcheint der Heilige endlich doch zu fürchten, daß ihn ſein Eifer für die jungfräuliche Keuſchheit zu weit verführet habe, und er entſchuldiget ſich auf folgende merkwürdige Art:

„Man bilde ſich nicht ein, daß ich die Stiftung der Ehe zu tadeln gedenke: denn ich „fürchte, Gott habe ihr ſelbſt nicht ſeinen Beyfall verſagt. Allein, da die Natur ſchon den „Menſchen mehr als zu ſehr antreibt, die Welt „durch dieſe Verbindung zu bevölkern, ſo würde es eine überflüßige Arbeit ſeyn, eine Lobrede auf den Eheſtand zu ſchreiben, indem er „in der lockenden Stimme der Wolluſt einen „immerwährenden Advocaten und Schutzpatron findet, indeß daß die Jungferſchaft in „gewiſſermaßen die Widerſacherin der Natur

„iſt *). Meine Gedanken über die Ehe,“ fährt „der Heilige fort, „ſind dieſe: wir ſollten ihr „die Sorge für unſere himmliſche Wohlfahrt „vorziehen: doch aber nicht die Perſon verachten, „die einen weiſen und mäßigen Gebrauch „von dieſer Stiftung macht.“

Ob gleich der Heilige in dem vorher bemerkten Spruche ſeinen eigenen perſönlichen Credit, als ein verheuratheter Mann zu Rathe gezogen, ſo fährt er doch fort, aufrichtig zu erklären, „daß, ob man gleich die Ehe als einen „ſichern Hafen wider die Stürme der lüſternen „Leidenſchaft anſehen könne: ſo gewähre doch „die Jungferſchaft einen ſicherern Zufluchtsort, „und eine weit ruhigere Freyſtatt.“

Er behauptet, daß der Menſch, ſo wie er urſprünglich erſchaffen war, von aller thieriſchen Begierde vollkommen frey war: und, ſtatt eine Wolluſt aus der Befriedigung der ſinnlichen Begierde zu ziehen, ſich bloß in der Betrachtung ſeines Schöpfers freute. Er führt an, (augenſcheinlich aus der Schrift im 1. B. Moſis

---

*) Αντιβαινει δε πως η παρθενια τη Φυσει.
S. Greg. Nyſſ. p. 568.

Moſis im 4ten Kap.) daß Adam und Eva nicht eher in einer ehelichen Vertraulichkeit gelebt, als bis ſie aus dem Paradieſe verjagt worden, wo die Frau zu den Schmerzen der Geburt, als einer Strafe des Ungehorſams, verurtheilt worden. „Mithin,“ fährt der Heilige fort, „da wir das Paradies durch das „ſinnliche Vergehen unſerer erſten Aeltern verloren, ſo ſteht es bey uns, deſſelben durch „eine freywillige Aufopferung aller ſinnlichen „Lüſte wieder theilhaftig zu werden. So wie „die Perſonen, die aus ihrem Vaterlande gewandert ſind, und dahin wieder zurück zu kehren wünſchen, den Platz zu verlaſſen anfangen, wo ſie itzt ſind: eben ſo wollte ich wohl „rathen, da der letzte Schritt, der unſere völlige Trennung vom Paradieſe veranlaſſet, daß „diejenigen, die gern dahin wieder zurück kehren wollen, damit anſiengen, daß ſie den „Eheſtand, als die letzte Station,*) auf der „Straße zwiſchen Erde und Himmel verließen.“

Nun fährt der heilige Gregorius fort, die Herrſchaft der Jungferſchaft über den Tod zu bewei-

---

*) Ωσπερ τινα σταθμον εσχατον.

beweiſen, welches er durch eine beſondere Schlußfolge thut. — „Die Zeugung der „Kinder iſt weniger dem Leben als dem Tode „vortheilhaft, da ihre Geburt bloß zu ihrer „Auflöſung führt: diejenigen aber, die ihre „Perſonen der Jungferſchaft widmen, ſich ſelbſt „als eine Erdzunge zwiſchen Leben und Tod „ſetzen, um der Wuth des letzten Einhalt „zu thun. So wird die Verwüſtung des To„des gehemmt: denn, ſo wie die Gewalt des „Feuers nicht ohne brennbare Materie beſte„hen kann: ſo kann auch die Gewalt des To„des nicht überhand nehmen, wenn ihm der „Eheſtand keinen Raub liefert.“

Nunmehr läßt ſich der Heilige auf eine ſehr umſtändliche Beſchreibung der Jungferſchaft ein, die nicht bloß in einer perſönlichen Reinigkeit, ſondern in Erfüllung aller Pflichten einer ruhigen und ſchuldloſen Seele beſteht. Er borgt bey dieſer Gelegenheit von ſeinem Bruder, dem heiligen Baſilius, das ſehr merkwürdige Gleichniß, deſſen ich bereits gedacht habe, von den, immer ſich erweiterten Kreiſen, die im Waſſer durch einen einzigen Stein hervor

vor gebracht werden, den man hinein wirft, ein Bild, deſſen er ſich bedienet, die Erſchütterung zu erläutern, die in einer ruhigen Seele erzeuget wird, ſo bald man nur Eine unordentliche Begierde zuläßt. — „Die Jungferſchaft,“ ſagt der Heilige, „muß der Grund ſeyn, auf den die Werke der Tugend gebauet werden: denn, da es ein ſo vortreffliches, ehrenvolles Gebäude iſt, ſo iſt die Jungferſchaft, wenn die Reinigkeit der Perſon nicht mit der Reinigkeit der Seele verbunden iſt — wenn das ganze Leben einer Jungfrau nicht dieſer zugeſtandenen Vortrefflichkeit entſpricht, und ſie ſich durch Unenthaltſamkeit des Geiſtes beflecket — ſo iſt ſie, ſage ich, nichts als ein Ohrgehänge in der Naſe einer Saue, oder eine Perle, die ein Schwein mit Füßen tritt *).“

Ich kann den poſſierlichen Einfall nicht übergehn, durch den der heilige Gregor die Ehre der Mirjam, Schweſter des Aaron, als das altväterliche Muſter der wahren Jungferſchaft,

---

*) Τȣτο εϛι το ενωτιον εκεινο το εν τη ρινι της συος. η μαργαριτης ο εν τοις ποσι των χοιρων καταπατȣμενος. St. Greg. Nyſſ. p. 593.

zu behaupten ſucht. Nachdem er ihren Tanz mit einer Pauke in ihrer Hand nach dem wundervollen Durchgange durchs rothe Meer beſchrieben, bildet er ſich ein, daß dieß muſikaliſche Inſtrument in der Schrift als ein Sinnbild der Keuſchheit, wegen der Aehnlichkeit, welche er zwiſchen der Jungferſchaft und der Paucke entdecket, angeführet werde — eine ſeltſame Aehnlichkeit! die der heilige Gregorius in einer Sprache zu erläutern ſucht, die ich zu kopiren mich wohl hüten werde, weil die keuſchen Augen der neuern Schweſterſchaft leicht durch die zu ſinnlichen Bilder des lebhaften Heiligen möchten beleidiget werden.

In einem vorigen Theile meines Werks habe ich Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Mirjam auf dieſe Ehre keinen Anſpruch machen konnte, indem ſie aller Vermuthung nach verheurathet war. Der Geiſt und die Talente dieſer hebräiſchen Schönen ſcheinen in der That keine andere Wirkungen gehabt zu haben, als diejenigen ſo mancher neuen geſchmackvollen Frau, die ihren Mann durch ihren Witz verdunkelt, und ihn ſo unbedeutend macht, daß ſeiner kaum gedacht wird.

Doch nur noch ein paar Worte vom heiligen Gregorius! In dem folgenden Theile ſeiner Rede bemüht er ſich, das gehörige Mittel zwiſchen Schwelgerey und übertriebener Enthaltſamkeit feſtzuſetzen: denn er iſt nichts weniger als ein Freund von der ſtrengen Zucht, durch die die Geſundheit ſo vieler klöſterlichen Gefangenen zu Grunde gerichtet worden. Das zwey und vierzigſte und letzte Kapitel iſt ſehr merkwürdig: denn ſtatt, wie die meiſten Väter, auf die verderbten Sitten ſeiner Zeit zu ſchmählen, ſpricht er von ſeinem eigenen Zeitalter, als ob es einen Ueberfluß an guten Beyſpielen habe. — „Die Heiligkeit,“ ſagt er, „iſt itzt mehr „als jemals in einem ſo blühenden Zuſtande, „daß wenig mehr fehlt, den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen.“ — Er ſchließt, mit der Empfehlung, daß diejenigen, die ſich ein jungfräuliches Leben zu führen wünſchen, ſich der Leitung eines geprüften und ehrwürdigen Führers überlaſſen möchten.

Zweytes Kapitel.

Ueber den heiligen Ambroſius und ſeine verſchiedenen Schriften, zum Lobe der Jungferſchaft.

Die römiſchen Kirchenväter gaben den Griechen in der eifrigen Verehrung für die Jungfrauſchaft nichts nach. Die keuſchen Schweſtern Italiens fanden einen feurigen, unermüdeten Vertheidiger und Beſchützer im heiligen Ambroſius, der ganz unerwartet, durch die Stimme des Volks von einem bürgerlichen Poſten zu dem Range eines Erzbiſchofs erhoben wurde: und, nachdem er den biſchöflichen Thron von Mayland ungefähr zwanzig Jahre beſeſſen, ſein geſchäftiges und rühmliches Leben im 57ſten Jahre ſeines Alters, 394. endigte.

Dieſer angeſehene Schriftſteller widmete verſchiedene Schriften den geweihten Jungfern. Dreye von ſeinen Arbeiten verdienen vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit, und von dieſen will ich ſprechen, wie ſie mir vorkommen. — Die erſte und ausgearbeiteſte iſt eine Abhandlung über die Jungfern, in drey Bücher abgetheilet, und an ſeine Schweſter Marcellina gerichtet. Dieſe hatte nämlich gehöret, daß er mit außerordentlicher Beredtſamkeit über dieſen intereſſanten Gegenſtand geprediget habe, und da ſie ſeinen öffentlichen Vorträgen nicht beywohnen konnte, bat ſie ſich von ihrem Bruder den beſondern Inhalt ſeiner Lehre aus.

Der heil. Ambroſius fängt ſeinen Traktat mit einer ganz beſondern Demuth an, indem er ſich mit Bileams redenden Eſel vergleicht. Er nimmt alsdann Veranlaſſung von dem Feſte der heiligen Agnes, die Vortrefflichkeit dieſes jungfräulichen Märtyrers, eines römiſchen Fräuleins, anzupreiſen. Dieſe, ſo wohl wegen ihres Ranges, als ihrer Schönheit, in großem Anſehen, zog mit einer wundervollen Tapferkeit in ihrem dreyzehnten Jahre die Qualen der Verfolgung den reichen Anerbietungen eines heidniſchen Liebhabers vor, und kam zu Anfange des vierten Jahrhunderts durch das Schwerdt um. Ich kann nicht unbemerkt

bemerkt laſſen, daß die Verdienſte dieſer ganz jungen Blutzeugin viele ſehr geiſtreiche und fromme Lobreden veranlaßt hat; und daß ihr Name von einer ganzen Reihe von Biſchöfen, Heiligen und Dichtern, von dem heftigen Ambroſius an bis zu dem zärtlichen und zierlichen Maſſillon, Biſchof von Clermont, erhoben worden, deſſen Werke eine ſehr beredte und pathetiſche Predigt auf den Feſttag dieſer liebenswürdigen Märtyrer-Schönen enthalten.

Vom Lobe der Agneſe geht der heilige Ambroſius zu einem allgemeinen Lobe auf die Keuſchheit über, die, wie er ſagt, allen Völkern der heidniſchen Welt unbekannt war, oder worüber ſie doch ſehr unvollkommen hielten. — „Aber wie,“ ſagt der Heilige ſehr aufrichtig, „kann der menſchliche Verſtand faſſen, was die Natur nicht in ihre Geſetze eingeſchloſſen hat *)?“ — Er bemüht ſich hierauf, zu beweiſen, daß der eheloſe Stand eine

---

*) Quis autem humano eam poſſit ingenio comprehendere, quam nec natura ſuis incluſit legibus?

Diui Ambroſii de Virginibus, L. I.

Einſetzung von Gott iſt, und der Himmel der wahre Aufenthalt der Jungfrauen. Er verſichert ausdrücklich, daß die Bewahrung der Keuſchheit zum Engel macht, und der Verluſt derſelbigen zum Teufel *). Er ſtellet eine Vergleichung zwiſchen dem Zuſtande eines Eheweibes, die zum Kindbette verdammt iſt, und der glücklichen Freyheit eines geheiligten Mädchens an: und wendet ſich auf eine ſehr feine und nachdrucksvolle Art an die Aeltern, indem er ſie zu überreden ſucht, daß, wenn ihre jungfräulichen Töchter frühzeitig ſich Gott widmeten, ſie ihre eignen Sünden dadurch ausſöhnen könnten, eine Ermahnung, die den Zuwachs unglücklicher und unwillkührlicher alter Jungfern auf eine ſchreckliche Art muß vermehret haben, da es gewiß viel abergläubiſche und ſelbſtſüchtige Aeltern gab, die ihren Frieden mit dem Himmel auf Koſten ihrer unglücklichen Kinder zu ſtiften hofften.

Der heilige Ambroſius erwähnt mit Frohlocken die Schaaren frommer Jungfrauen, die

---

**) Qui eam ſeruauit angelus eſt, qui perdidit, diabolus.

die nicht nur aus den benachbarten Städten Italiens, ſondern auch aus den entfernteſten Gegenden von Mauritanien herbey eilten, um den Schleyer aus ſeiner Hand zu empfahen. Er ermahnt die jungen Mädchen, alle häusliche Angelegenheiten, die ſie an ihrem gottſeligen Verlangen hindern könnten, zu verachten, ſich dem Anſehen und Willen ihrer Aeltern ausdrücklich zu-widerſetzen, und ſich in ein Kloſter zu werfen. Dieſen verwegnen Rath ſucht er durch eine merkwürdige Anekdote zu rechtfertigen, die die erſte Abtheilung ſeines Traktats ſchließt, und die ich hieher ſetzen will, um meine ſchönen Leſerinnen mit der ſonderbaren Schreibart des Heiligen bekannt zu machen. — „Wenn „Ihr nicht den Worten des Himmels glaubt,“ ſchreyt der heilige Ambroſius, „ſo glaubt den „Beyſpielen. Eine Jungfrau, deren ich „mich noch erinnern kann, edel durch ihren „zeitlichen Rang in der Welt, aber weit veredelter durch ihre Liebe zu Gott, wurde von „ihren Aeltern und Verwandten zu einer Heurath getrieben; ſie flüchtete alſo zu der Freyſtatt des Altars; und wo kann eine Jung-

„frau

„frau einen beſſern Zufluchtsort ſuchen, als
„an der heiligen Stelle, wo man das Opfer
„der Jungferſchaft darbringt? Aber ſelbſt hier
„wurde ſie mit heilloſem Ungeſtüm gequalet.
„Sie ſtund an dem Altare Gottes, als die
„Opfergabe der Beſcheidenheit, als das
„Schlachtopfer der Enthaltſamkeit. „Warum
„ängſtigt Ihr euch ſo um meiner Heurath
„willen?“ rief ſie ihren Verwandten zu. —
„Ich bin ſchon verlobt. Ihr bietet mir einen
„Mann an, ich habe einen beſſern gefunden.
„Macht ſeinen Reichthum noch ſo groß, rühmt
„ſeinen Adel noch ſo ſehr, erhebet ſeine Macht,
„wie Ihr wollt: ich habe Ihn gewählt, mit
„dem nichts zu vergleichen iſt, reich in der
„Welt, mächtig an Herrſchaft, vornehm im
„Himmel. Könnet Ihr mir einen ſolchen vorſchlagen,
„ſo verweigere ich nicht die Wahl:
„findet Ihr aber keinen ſolchen, ſo iſt euer Betragen
„gegen mich mehr neidiſch, als wohlwollend.“
„— - Einer von ihren Verwandten,
„als er ſah, daß die übrigen zum Stillſchweigen
„gebracht waren, ſagte: „Wie? wann
„Ihr Vater noch lebte, würde er wohl ge-

„ſtatten, daß Sie unverheurathet blieben?“ — „Die Jungfrau antwortete mit einer neuen „frommen Inbrunſt und gottſeligen Mäßi„gung. „Darum ſtarb er vielleicht, damit er „der Heiligung ſeiner Tochter kein Hinderniß „in Weg legen möchte.“ — Dieſe Antwort „in Rückſicht auf ihren Vater, ward eine Art „der Prophezeihung für ihren Verwandten: „denn bald darauf ſtarb dieſer, und Niemand „hinderte weiter die Jungfrau in ihrem heili„gen Vorſatze. Bemerket, Ihr Mädchen, „dieſen Lohn der Andacht! hütet euch, Ihr „Aeltern, vor einer ähnlichen Vergehung!“

Nachdem nun der heilige Ambroſius die Vortrefflichkeit der Jungferſchaft im erſten Abſchnitte geprieſen, ſetzt er ſich im zweyten vor, das junge Mädchen in den beſondern Obliegenheiten ihrer Pflicht zu unterrichten: und damit er ſich ſelbſt vor dem Vorwurfe des Stolzes in Sicherheit ſetzen möge, erbietet er ſich, ſeinen reizenden Schülerinnen, nicht eine Sammlung ſtrenger Lehren, ſondern prächtiger Beyſpiele vorzulegen. Vorher ermahnet er ſie aber, die Demuth der Jungfrau Maria, und die Tapfer-

keit

keit der Märtyrerin Thekla nachzuahmen, worauf er eine ganz neue Probe weiblicher Keuſchheit und Entſchloſſenheit in den intereſſanten Begebenheiten einer jungen und ſchönen Jungfrau von Antiochien erzählet, die auf ihre Verweigerung, heidniſche Gottheiten zu verehren, in ein öffentliches Bordel geſchleppt wurde, wo ihre Keuſchheit einer augenſcheinlichen Gefahr ausgeſetzt war, die aber durch ihre glühende Beredtſamkeit und unverfälſchte Tugend glücklich gerettet wurde. Sie bekehrte ſogar einen heidniſchen Soldaten, der einen ſehr geſchäftigen Theil an der Beſchimpfung, die ſie erduldete, nahm, machte ſich ihn zum Freunde, und flößte ihrem Verfolger eine ſolche Frömmigkeit und Ehrfurcht für ſich ein, daß er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens die Reinigkeit, die er zu beflecken ſuchte, zu erhalten wagte. Durch einen Kleidertauſch beförderte er die Flucht der Jungfrau: doch er ſelbſt wurde wegen des frommen Betrugs zum Tode verurtheilet. Die heldenmüthige Jungfer ſtürzte ſich muthig aus dem Orte hervor, der ſie verbarg, um dem Schickſale ihres großmüthigen

Befreyers zuvor zu kommen. Gegenſeitig kämpften ſie nun für den Ruhm, eines für das andere zu ſterben. Ihr frommer Heldenmuth wurde von ihren barbariſchen Verfolgern verlacht, und die einzige Gnade, die ſie erhielten, war, gemeinſchaftlich zu ſterben.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe kleine rührende Geſchichte die Feder eines berühmten franzöſiſchen Dichters, und eines engliſchen Philoſophen gleiches Ruhms, beſchäftiget hat. Der Theodor des Peter Corneille, wie er uns ſelbſt berichtet, iſt auf dieſe, vom Ambroſius erzählte Anekdote gegründet: und unter den jugendlichen Werken unſers großen Boyle, finden wir das Märtyrerthum der Theodora und des Dydimus. Allein, die Tragödie des erhabenen Dichters und die Erzählung des wohlwollenden Philoſophen, ſind beyde ziemlich in Vergeſſenheit gerathen, ein Umſtand, der die lebhafte Bemerkung des Voltaire über dieß Schauſpiel des Corneille hinlänglich rechtfertiget, daß dieſer nämlich die Geſchichte zum Inhalt wählte, „weil er mehr Kopf als Geſchmack „hatte;“ eine Bemerkung, die ſich eben ſo

gut

gut auf den engliſchen Philoſophen, als den franzöſiſchen Dichter anwenden läßt, und noch anwendbarer auf den lateiniſchen Heiligen iſt: denn Ambroſius hat dieſe Begebenheiten in einem koſtbaren und ſpitzfündigen Styl voller Unanſtändigkeit und Affectation erzählt. Ich habe daher auch nicht eine Ueberſetzung dieſer Stelle wagen wollen, in der Ueberzeugung, daß meine Leſer bey einer kurzen und einfachen Erzählung dieſer rührenden Geſchichte mehr gewinnen würden. Ich will nur noch die ſeltſame Anmerkung hinzufügen, die Corneille über den heiligen Ambroſius macht, und womit er ſich über den ſchlechten Beyfall, den ſeine Tragödie erhielt, tröſtete. — *) „Gewiß,“

---

*) Certes il y a de quoi congratuler à la pureté de notre théâtre, de voir qu'une hiſtoire qui fait le plus bel ornement du ſecond livre des Vierges de Saint Ambroiſe, ſe trouve trop licentieuſe pour y être ſupportée. Qu'eût-on dit, ſi, comme ce grand docteur de l'egliſe, j'euſſe fait voir Theodore dans le lieu infame, ſi j'euſſe décrit les diverſes agitations de

ſagt dieſer große, ob ſchon ſich ungleiche Dichter, „können wir uns wegen der Reinigkeit „unſers Theaters Glück wünſchen, indem wir „ſehen, daß eine Geſchichte, die die größte „Zierde des zweyten Buchs des heiligen Ambroſius über die Jungfrauen ausmacht, zu „unanſtändig ſcheint, als daß man ſie darauf ertragen will. Was würde man erſt geſagt haben, wenn ich, wie dieſer große Kirchenlehrer „gethan, die Theodore an einem ſchändlichen „Orte auftreten laſſen, wenn ich die verſchiedenen heftigen Bewegungen ihrer Seele während der Zeit, daß ſie ſich da befand, beſchrieben, und die grauſamen Unruhen ihrer „Seele geſchildert hätte, als ſie den Didymus

---

de ſon ame durant qu'elle y fut, ſi j'euſſe figuré les troubles qu'elle y reſſentit au premier moment qu'elle y vit entrer Didyme? C'eſt là-deſſus que ce grand Saint fait triompher ſon éloquence, & c'eſt pour ce ſpectacle qu'il invite particuliérement les vierges à ouvrir les yeux.

Corneille, edit. de Voltaire, tom. III. p. 143.

„mus hinein treten ſah? Hier war es, wo die-
„ſer große Heilige den Triumph ſeiner Beredt-
„ſamkeit äußerte, und für dieſes Schauſpiel
„iſt es, wo er die Jungfern beſonders bittet,
„die Augen zu öffnen.“

Dieß ſind die Gedanken des Corneille in der Zueignungsepiſtel zu ſeiner unglücklichen Theodore; und ohne Zweifel war es für den Dichter in ſeinem Unfalle ein Troſt, ſich zu erinnern, daß er unendlich weit delicater, als der canoniſirte Erzbiſchof von Mayland war.

In der That waren die alten Kirchenväter ſo frey in ihren Anekdoten und Ausdrücken, daß, ſo äußerſt behutſam ich auch bey der Rechenſchaft bin, die ich von ihren Abhandlungen gebe, ich doch nicht von aller Furcht frey bin, daß ich bedenklichere Leſer beleidigen könnte. Wenn mir aber dieß Unglück wiederfahren ſollte, ſo beſchwöre ich ſie aufs ernſthafteſte, daß ſie ihren Unwillen nicht auf den demüthigen unbewürdeten Verfaſſer dieſes Verſuchs, ſondern auf die hohen, geheiligten Prälaten fallen laſſen, deren Schriften über eine ſo kitzliche Materie doch eine Ueberſicht erfodern. Mit Vorſatz würde ich in dieſem keuſchen Werke mir auch nicht einen Ausdruck erlauben, der ſelbſt den Spröden eine Schaamröthe abnöthigen könnte: wenn aber gleichwohl dieſe Damen von einer lebhaften Einbildung finden ſollten, daß ich mich unvermerkt zu einer ſolchen Vergehung verführen laſſen, ſo bitte ich ſie inſtändigſt, ſtatt mich zu tadeln, ſich vielmehr zu der glücklichen Verfeinerung neuerer Zeiten Glück zu wünſchen, wo es unmöglich iſt, die Aufſätze ſo manches Heiligen überzutragen, ohne ſich des Vorwurfs der wenigen Delikateſſe ſchuldig zu machen.

Das dritte Buch des heiligen Ambroſius wird mit einer Reihe vieler frommen Lehren eröffnet, die Marcellinen, der Schweſter unſers Heiligen, vom Pabſte Liberius, an dem Tage, als ſie den Schleyer aus ſeinen Händen erhielt, gegeben worden. Die Punkte, die der Pabſt hauptſächlich empfiehlt, ſind Mäßigkeit und Schweigen. Auf das letztere dringen die Väter ganz beſonders als eine der Hauptvollkommenheiten in einer geweihten. Jungfrau. Der heilige Ambroſius macht ſeiner

Schwe-

Schweſter den Lobſpruch, daß ihre Tugend nicht nur der Zucht und Heilsordnung des Liberius eine Genüge gethan, ſondern ſie ſogar übertroffen habe, und rühmet vorzüglich ihr großes Verdienſt, die Artikel der Enthaltſamkeit und des Gebets betreffend. Ungeachtet der ausnehmenden Heiligkeit ihres Charakters aber hält er ihr doch eine lange Warnung in Abſicht auf die Gefahren vor, die mit der Luſtigkeit einer Hochzeitfeyer, und mit der muthwilligen Feyerlichkeit des Tanzens verbunden ſind. Er beantwortet hierauf eine Frage der Marcellina über eine ſehr bedenkliche Frage: Ob nämlich die Religion, die den Selbſtmord verbeut, einer Jungfrau erlaube, ſich, um der Erhaltung ihres Glaubens und ihrer Jungferſchaft willen, das Leben zu nehmen? St. Ambroſius entſcheidet den Punkt durch das Beyſpiel der Pelagia, einer Jungfrau von Antiochien, die in ihrem funfzehnten Jahre ſich in einen Fluß ſtürzte, um einer unzüchtigen Verfolgung zu entgehen. Die beſondern Umſtände von der Pelagia Tode ſind ſonderbar auffallend, und die Sprünge des heiligen Ambroſius in Erzählung ihrer Geſchichte, nicht weniger. Der Muth dieſer jungen Märtyrerin brachte ihre jungfräulichen Schweſtern, ja ſogar ihre Mutter dahin, ihr Schickſal zu theilen. Der heilige Ambroſius ſchildert dieſe Familie, wie ſie Hand in Hand ſich dem Ufer eines Strohms, mit ihren Verfolgern hinter her, nähern, und läßt dieſe unerſchrockenen Heldinnen den Strohm folgendermaßen anreden: — „Seht hier das „Waſſer! wer verwehrt es uns, getauft zu „werden? Laßt uns das Waſſer aufnehmen, „welches die Quelle der Wiedergeburt iſt — „laßt uns das Waſſer aufnehmen, durch welches Jungfrauen gemacht ſind — laßt uns „das Waſſer aufnehmen, das den Himmel „öffnet, die Hölle verſchleußt, den Tod verbirgt, und Märtyrer hervor bringt *).“ —

Der

---

*) Ecce aqua! Quis nos baptizari prohibet? Excipiat nos aqua, quae regenerare conſuevit — excipiat nos aqua, quae virgines facit — excipiat nos aqua, quae coelum nos aperit, inferos tegit, mortem abſcondit, martyres reddit.

Der Heilige erzählt, daß ſie zu dieſer Anrede noch ein kurzes Gebet für die anſtändige Erhaltung ihrer Körper hinzu thaten: „worauf ſie,“ ſagt er, „ihre Kleider aufbanden, „doch ſo, daß es ihrer Schamhaftigkeit nicht „nachtheilig war, und ihr Gang dadurch doch „nicht verhindert wurde: alsdann faßten ſie „einander beyden Händen, als ob ſie zum Tanze aufführten, und ſtürzten ſich zuſammen in „die Fluth, wo es am tiefſten war *).“

Außer dieſem Beyſpiele der Pelagia erinnert der heilige Ambroſius ſeine Schweſter noch an den Muth, den ein keuſches Frauenzimmer aus ihrer eigenen Familie äußerte, die, wie er ſagt, unter den grauſamſten Martern ihr Leben aufgab, ohne einen Seufzer auszuſtoßen, oder eine Thräne fallen zu laſſen.

Beym

*) Incincto ſinu quo pudorem tegerent, nec greſſum impedirent, conſertis manibus, tanquam choros ducerent, in medium progrediuntur alueum; vbi vnda torrentior, vbi profundum abruptius, illo veſtigia dirigentes.
Diui Ambroſii de Virg. lib. III,

Beym Beſchluſſe ſeiner fleißigen Abhandlung läßt er ſich noch auf eine lange und ſehr warme Rechtfertigung ſeines Betragens ein. Aller Vermuthung nach hatte man ihn (und gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit) beſchuldiget, daß er die jungen Mädchen von dem natürlichen Hange, ſich zu verehlichen, abzöge, und zu der klöſterlichen Gelübde anlockte. Statt dieß zu läugnen, rühmt er ſich deſſen. „Kann“ ſagt er, „dieß Betragen mir zum „Verbrechen angerechnet werden, da es allezeit dem Prieſterthume zur Ehre gereicht, „den Saamen der Vollkommenheit auszu„ſtreuen, und einen Eifer für die Jungferſchaft zu befördern?“ — Er fährt darauf fort zu unterſuchen, ob ſeine Lehre tadelnswürdig ſey, in ſo fern ſie entweder zur Unehre gereichte, oder neu oder unnütze wäre? und ſein Raiſonnement über dieſe drey Punkte iſt äußerſt ſeltſam; — „Wenn Ihr das unehrbar nennet,“ ſagt er, „ſo müßt Ihr das Leben der Engel eben„falls ſo nennen, denn ſie heurathen nicht, „und laſſen ſich nicht heurathen. Kann man „es als eine Neuerung verdammen? Ich ge„be

„be zu, daß man allen Dingen entſagen muß,
„die uns von Chriſto nicht gelehrt worden:
„aber iſt es nicht ſeine eigne Lehre, wenn er
„ſagt: „Es ſind etliche verſchnitten, die ſich
„ſelbſt verſchnitten haben, um des Himmelreichs
„willen?“ Die Jungfrauſchaft iſt alſo durch eine himmliſche *) Stimme geheiliget, und
„uns durch die Gebote unſeres Herrn empfohlen worden. — Doch, da wir alſo bewieſen
„haben, daß die Lehre der Enthaltſamkeit weder unehrlich, noch neu iſt, ſo laßt uns nun
„auch prüfen, ob ſie unnütze ſey. Ich habe
„viele Leute ſchreyen hören, daß die Welt untergehen würde — daß das menſchliche Geſchlecht erlöſchen — daß die Ehe vernichtet
„würde. Nun frage ich aber, hat noch jemals ein Mann ein Weib geſucht, und keines gefunden? — Woſern Jemand glaubt,
„daß das menſchliche Geſchlecht durch die Gelübden der Jungfrauſchaft würde verringert
„werden, ſo überlege er nur, daß, wo weniger
„Jungfrauen ſind, auch weniger Männer
„ſind. Wo die Opfer der Jungfrauſchaft häu-

„fig

---

*) Matth. 19. Kap. 12. v.

„ſig ſind, da iſt die Anzahl der Männer weit „größer. Bemerkt nur, was für eine Menge im Orient und in Afrika den Schleyer „annimmt. Der Männer, die in dieſem Lande geboren werden, ſind weit weniger, als der „Jungfrauen, die ſich dort einkleiden laſſen *).

Mit der Anführung dieſer wunderbaren Bemerkung will ich meine Erzählung von des heiligen Ambroſius großem Werke über die Jungfrauen ſchließen, da der übrige Theil deſſelbigen bloß aus Schriftſtellen beſteht, die auf eine ſeltſame Art zuſammen verbunden werden.

Die zweyte Ausarbeitung unſers berühmten Heiligen über dieſe intereſſante Materie führet den Titel: „Eine Ermahnung an die Jungfern,“ und iſt als ein Compliment an die Juliana gerichtet, eine reiche Witwe, die ihre ganze Familie, aus einem Sohne und drey Töchtern beſtehend, einem geiſtlichen Leben wid-

---

*) Diſcite, quantas Alexandrina, totiusque Orientis, & Africana eccleſia, quotannis ſacrare conſueuerint. Pauciores hic homines prodeunt, quam illic virgines conſecrantur. Divi Ambroſ. de Virg. Lib. III.

widmete, und ihr ganzes Vermögen zu Erbauung einer Kirche in Florenz anwandte, welche auf ihr Anſuchen der heilige Ambroſius einweihete. Bey dieſer Ceremonie nun führt der Heilige Julianen in ſeiner Rede ein, wie ſie die Vortrefflichkeit der Jungfrauſchaft im Gegenſatze der Ehe erhebt. Er legt ihr die Erklärung in Mund, daß, ob ſie gleich einen guten Mann habe, ſie doch ſehr beklagenswürdig ſey, daß ſie jemals ſich verheurathet habe, und daß ſie ſich über das Unglück, die Gnade der Jungfrauſchaft in ihrer eigenen Perſon verſcherzt zu haben, durch nichts tröſten könne, als durch die Hoffnung, Mutter von heiligen Jungfrauen zu werden. Die merkwürdigſte Stelle in dieſem ſonderbaren Werke aber, iſt ein ſehr lächerliches Wortſpiel. Der heilige Ambroſius leitet das lateiniſche Wort nubere, heurathen, von nubes, eine Wolke her, verfolget ſeinen witzigen Einfall mit großer Feyerlichkeit, und beweiſet ſehr ernſthaft die Aehnlichkeit zwiſchen einer verehlichten Weibsperſon und einer ſchweren Dunſt *). Die Re-

*) Et vere graues nubes, quae ſuſtinent ſarcinam

Rede enthält noch mancherley Gedanken und Vorſchriften, die denjenigen in der vorhergehenden Abhandlung vollkommen ähnlich ſind, und ſchließt mit einem Lobe auf die Frömmigkeit der Juliane.

Das dritte Werk, welches der heilige Ambroſius der heiligen Schweſterſchaft widmet, hat zwey verſchiedene Titel, indem es bald **Unterweiſung einer Jungfrau**, bald **eine Rede über die beſtändige Jungferſchaft der Jungfrau Maria** genennt wird, die der heilige Ambroſius mit vieler Hitze gegen den Bonoſus, einen Biſchof, der von dem Concilium zu Capua, wegen der entgegengeſetzten Meynung verdammt wurde, vertheidigt. Der Heilige führt ſechs Beweiſe zum Vortheile des Punkts an, den er beweiſen will; da aber die katholiſchen Kritiker ſelbſt ſehr richtig bemerkt haben, daß einige davon mehr witzig als gründlich ſind, ſo will ich mich aus Ehrerbietung für dieſen Heiligen nicht darauf einlaſſen, ſie zu erörtern.

Drit-

---

nam matrimonii. Nunc etiam grauari aluo feruntur, cum femina conceptionis acceperint.
Diui Ambroſii ad Virg. Exhortatio
p. 106. ed. Baſ.

Drittes Kapitel.

Ueber den heiligen Chryſoſtomus und ſeinen Panegyrikus auf die Jungferſchaft.

Wenn die frommen Jungfrauen Italiens Urſache hatten, den Eifer zu bewundern, den der heilige Ambroſius zu Ihrem Beſten äußerte, ſo freueten ſich die zu Konſtantinopel eines noch weit bewundernswürdigern Beſchützers und Hirten, in dem berühmten heiligen Chryſoſtomus, der es dem Erzbiſchoffe von Meyland nicht nur in ſeiner enthuſiaſtiſchen Verehrung für ein eheloſes Leben gleich, ſondern in einer einſchmeichelnden und gewaltigen Beredtſamkeit noch zuvor that. Dieſes Talent, wodurch er ſich die Benennung **Chryſoſtomus**, oder goldener Mund erwarb, hatte ihm von dem Stande eines einſamen Mönchs, zu der Herrſchaft über die Cleriſey des morgenländiſchen Reichs erhoben: aber ſeine Erhöhung, ſo vortheilhaft ſie für ſeinen Ruhm war, wurde ſeiner Ruhe ſehr nachtheilig. Die Strenge eines Einſiedlers ſchickte ſich nicht zu den Sitten einer verderbten Hauptſtadt. Der unbiegſame Prälat gerieth in einen heftigen Streit mit der Kaiſerin Eudoxia, und nachdem er ſein biſchöfliches Amt neun Jahre lang unter mancherley Abwechslungen des Triumphs und der Demüthigung behauptet hatte, ſtarb er im Jahre 407. im 60ſten Jahre ſeines Alters, mitten unter den Drangſalen, die er als ein verfolgter Vertriebener erlitt.

Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, einige Stellen aus dieſem großen Heiligen anzuführen, als ich von der ſehr unorthodoxen Beyſammenwohnung der Prieſter und Jungfern ſprach; eine, wo nicht lüderliche, doch ärgerliche Gewohnheit, welche Chryſoſtomus durch ſeine beredten Strafpredigten abzuſchaffen, die Ehre hatte. In dieſen belegte, wie wir geſehen haben, der heilige Vater die Jungfrauſchaft mit den prächtigſten Lobſprüchen: doch will ich noch meinen Leſern den Inhalt eines langen und ordentlichen Panegyrikus vorlegen, den er ausdrücklich über dieſe Lieblingsmaterie hielt.

Er eröffnet dieß ausgearbeitete Werk mit einer ſtrengen Verdammung aller ketzeriſchen Jungfern, die er noch weit unter die chriſtliche Ehebrecherin herabſetzt. Sehr unfreundlich ſtellt er eine heidniſche alte Jungfer als eine unmittelbare Dienerin des Teufels dar: ja, er will nicht zugeben, daß ſie eine Jungfrau ſeyn konnte: denn obgleich ihr Körper rein war, ſo war doch ihre Seele, als der wichtigſte Theil, verderbt. „Und was iſt für ein „groſſer Vortheil dabey,“ ſagt der erhitzte Heilige, „wann der Tempel niedergeriſſen iſt, „und der Vorhof ſteht noch?“

Er fährt mit groſſer Spitzfündigkeit fort, zu zeigen, „daß derjenige, der die Ehe verdammt, den Ruhm der wahren Jungferſchaft verringert; und daß, wer die Ehe erhebt, dem eheloſen Stande die gröſte Ehre „erzeiget: denn das, was, in Vergleichung „mit dem Uebel, als ein Gut angeſehen wird, „braucht deswegen nicht vorzüglicher Weiſe „gut zu ſeyn: das aber, welches beſſer iſt, als

„ein

„ein Glück, welches durchgängig geſchätzt „wird, muß im höchſten Grade vortrefflich „ſeyn: und aus dieſem Geſichtspunkte“ fährt der Heilige fort, „empfehlen wir die Jungferſchaft. Die Ehe iſt gut: und in Rückſicht auf dieſe iſt die Jungferſchaft bewundernswürdig, weil ſie beſſer als gut iſt *); „und wenn Ihr ſie wünſchet, will ich euch „ſagen, in wie weit ſie beſſer iſt; nämlich ſo „wie der Himmel beſſer als die Erde iſt, und „die Engel beſſer als die Menſchen ſind.“

In dieſer Vergleichung iſt der heilige Chryſoſtomus bloß der Wiederhall eines Gedanken und Ausdrucks, den wir bereits ſchon mehr als Einmal von ſeinen Vorgängern gehöret haben. Dieſer beredte Lobredner der Jungferſchaft beſaß aber viel zu viel geiſtige Wärme, als daß er es bey einer ſklaviſchen Wiederholung hätte ſollen bewenden laſſen. Alſo ſehen wir auch ihn dieſe Idee mit Geſchicklichkeit und einer, ihm eigenen Lebhaftigkeit verfolgen.

Nach-

---

*) *Καλον ο γαμος· και δια τȣτο η παρθενια θαυμαστον οτι καλȣ κρειττον εςι.*
Sanct. Chryſ. tom. IV. p. 322. edit. Par.

Nachdem er geſagt, die Jungferſchaft ſey
über der Ehe ſo erhaben, als die Engel über
den Menſchen ſind, ſo ruft er aus: „Oder,
„mit der gehörigen Energie zu reden, ſie ſind
„noch mehr; denn die Engel, wenn ſie nicht
„heurathen, und ſich nicht heurathen laſſen,
„ſind nicht von Fleiſch und Blut zuſammen
„geſetzt, ſie haben keinen Wohnplatz auf Erden,
„ſie fühlen nicht die Unruhen der Begierde.
„Sie hungern nicht und durſten
„nicht, ſie haben keine ſinnlichen Werkzeuge,
„die ſich durch Muſik ſchmeicheln, oder durch
„Schönheit bezaubern laſſen: ſondern wie der
„mittägliche Himmel, wo ſich kein Wölkchen
„ſammelt, ganz rein erſcheint; ſo muß auch
„ihre Natur, unbewölkt von ſterblichen Leidenſchaften,
„nothwendig ganz klar und helle ſeyn.“

Der Heilige fährt nun fort zu zeigen, daß Jungfern unter dem Nachtheile der Sterblichkeit in einen glücklichen Wettſtreit mit dieſen himmliſchen Geiſtern gerathen, und ihnen gleich ſind an Reinigkeit und Vollkommenheit. — „Aber dieß,“ ſchreyt er, „rührt euch
„nicht, Ihr Weltlinge, die Ihr dieſen liebens-

„würdigen Schatz verwüſtet! — Der Theil „des unnützen Knechts iſt euch aufbehalten: „aber der Jungfrauen der Kirche warten viel „und große Belohnungen, ſolche, die kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und der menſchliche Verſtand nicht faſſen kann.“

Hierauf ſucht er denn die Einwürfe zu widerlegen, die wider den ehloſen Stand angeführet werden, und meynet ſogar, daß zur Erhaltung und Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts die Ehe auf keine Weiſe wäre nöthig geweſen. Als einen Beweis hievon behauptet er, wie andre Heilige bereits ebenfalls gethan haben, daß Adam mit Even vor ihrer Austreibung aus dem Paradieſe keine eheliche Verbindung gehabt.

Er geht noch weiter, und ſagt, nicht die Jungferſchaft, ſondern die Sünde ſey der Weg, wodurch das menſchliche Geſchlecht verringert, und zu Grunde gerichtet werde, und ſucht ſeine Bemerkung durch die Geſchichte der Sündfluth zu beweiſen.

Der Heilige fährt fort, viel ſtrenge Anmerkungen über die zu machen, die die Jungferſchaft

ſchaft verächtlich behandeln. Er breitet ſich über die Vortrefflichkeit und die Verdienſte des jungfräulichen Standes weit aus, hält ſich bey der harten Sklaverey der Ehe, beſonders aber auch bey dem traurigen Zuſtande einer Frau lange auf, die gerne im Stande der Enthaltſamkeit leben möchte, und doch nicht geſetzmäßig die Liebkoſungen verweigern kann, für die ſie keine Neigung hat. Er ſtellt endlich ein eheloſes Leben dem verheuratheten aus allen Geſichtspunkten entgegen, und entſcheidet durchgängig für das erſte.

Viertes Kapitel.

Ueber den heiligen Hieronymus und ſeine verſchiedenen Schriften zum Lobe der Jungferſchaft.

Ich will mein Verzeichniß der heiligen Panegyriſten mit einem Heiligen ſchließen, der es ſeinen heiligen Brüdern an Umfange von Gelehrſamkeit, an Geiſteskraft, und vorzüglich an heftigem Eifer für die Ehre der Jungferſchaft, nicht nur gleich, ſondern vielleicht zuvor that. Ich meyne den feurigen und witzigen Hieronymus, der einen großen Theil ſeines ſonderbaren Lebens damit zubrachte, daß er entweder mit ſeinen eigenen unruhigen Begierden in einer einſamen Wildniß kämpfte, oder den andächtigen und reichen Damen einer ſchwelgeriſchen Stadt Enthaltſamkeit predigte. Er war um das Jahr 345. an den Gränzen Dalmatiens geboren, erhielt ſeine Erziehung zu Rom, und reiſete nach Gallien. Alsdann nahm er ſich vor, ſich in der

Haupt-

Hauptſtadt Italiens niederzulaſſen: aber die religiöſe Thätigkeit ſeines Geiſtes trieb ihn bald wieder nach dem Orient; und als er die heiligſten Oerter dieſes Landes beſucht hatte, widmete er ſich ſelbſt einem Stande der ſtrengſten Büſzung in den Wüſten Syriens. Die Krankheit trieb ihn nach Antiochien: von dannen gieng er aus Begierde, den heiligen Gregorius von Nazianzo zu bekehren, nach Konſtantinopel. Kirchengeſchäfte führten ihn dann nach Rom, und in dieſem ſchon vorgerückten Lebensalter wurde er der Lieblingslehrer vieler römiſchen Damen, die, mittlerweile, daß ſie ſeine Ermahnungen zur Keuſchheit anhörten, ſehr muthwillig wegen ihrer andächtigen Vertraulichkeit mit dieſem beredten Enthuſiaſten behandelt wurden. Die Anhänglichkeit ſeiner Schülerinnen, ob ſie gleich wahrſcheinlicher Weiſe unſchuldig war, mußte doch ſehr ſtark ſeyn, indem ihm einige in das heilige Land folgten, wo er ſein unruhiges, obſchon berühmtes Leben, im achtzigſten Jahre ſeines Alters endigte. Unter dieſen Schülerinnen zog eine Witwe, deren Name Paula war, die Aufmerkſamkeit der Welt durch ihren Rang und ihr Vermögen, noch mehr aber durch ihren Andachtseifer auf ſich. Die heiße Freundſchaft, die Hieronymus für dieſe Dame äußerte, hatte auf ſein Leben und ſeine Schriften einen großen Einfluß. Was er in dieſer frommen Verbindung litte, und was er genoß, hat er ſelbſt in einem, an die Aſella, ein religiöſes Mädchen von beſonderer Heiligkeit, gerichteten Briefe, ſehr kräftig beſchrieben. Indem er von den römiſchen Damen ſpricht, ſagt er: *) „Ich lebte unter ihnen beynahe drey

„Jah-

---

*) Pene certe triennium cum eis vixi: multa me virginum crebro turba circumdedit. Diuinos libros, vt potui, nonnullis ſaepe diſſerui. Lectio aſſiduitatem, aſſiduitas familiaritatem, familiaritas fiduciam fecerat. Dicant quid vnquam in me aliter ſenſerint quam Chriſtianum decebat. Pecuniam cujusquam accepi; munera vel parua vel magna non ſpreui: nihil mihi aliud objicitur niſi ſexus meus: & hoc nunquam obiicitur, niſi quum Jeroſolymam Paula proficiſcitur. Antequam domum

„Jahre, und war oft von einer Menge Jungfern umgeben. Oft erklärte ich einigen die „Schrift. Meine Vorleſungen erregten Aufmerkſamkeit — die Aufmerkſamkeit Vertraulichkeit — und die Vertraulichkeit Zu-

„trau-

---

mum ſanctae Paulae noſſem, totius in me vrbis ſtudia conſonabant; omnium pene iudicio dignus ſummo ſacerdotio decernebar. Dicebar ſanctus, dicebar humilis & diſſertus. Numquid domum alicuius laſciuioris ingreſſus ſum? numquid me veſtes ſericae, nitentes gemmae, picta facies, auri rapuit ambitio? Nulla fuit alia Romae matronarum, quae meam poſſet edomare mentem, niſi lugens atque jejunans, ſqualens ſordibus, fletibus pene coecata; quam continuis noctibus miſericordiam Domini deprecantem ſol ſaepe deprehendit; cujus canticum pſalmi, ſermo euangelium; deliciae continentia, vita jejunium. Nulla me potuit alia delectare, niſi illa quam manducantem nunquam vidi; ſed poſtquam eam pro ſuae merito caſtitatis venerari, colere, ſuſcipere coepi, omnes me illico deſeruere virtutes.

Sanct. Hieron. tom. IV. p. 66.

„trauen. Aber, ſie mögen ſagen, ob ſie jemals Etwas an mir bemerkten, das einem Chriſten nicht anſtändig geweſen wäre. In der That nahm ich Geld von einigen: auch verachtete ich ihre Geſchenke, klein oder groß, nicht: doch niemals hat man mir einen Vorwurf, außer über mein Geſchlecht, gemacht, und ſelbſt auch das hat man mir nicht eher vorgeworfen, als bis Paula nach Jeruſalem gieng. Ehe ich in dem Hauſe der heiligen Paula bekannt wurde, hatte ich den Beyfall der ganzen Stadt vor mir: und nach dem Urtheile aller, ertheilte man mir die höchſte prieſterliche Würde. Man nannte mich einen Heiligen, nannte mich demüthig und beredt. — Habe ich je das Hauß einer geilen Perſon beſucht? oder haben mich ſeidene Kleider, glänzende Juwelen, ein geſchminktes Geſicht, oder der Hunger nach Golde gereizt? — Es war keine Matrone in Rom, die meine Seele hätte überwältigen können, wofern ſie ſich nicht durch Trauren und Büßungen, oder durch grobe Kleidung auszeichnete, und von vielem Weinen faſt blind war — die

„die Sonne oft ganze Nächte durch, die Barm„herzigkeit Gottes anflehend, fand — deren „Geſänge Pſalmen ſind — deren Rede das „Evangelium — deren Wolluſt Enthaltſam„keit — deren Leben ein Faſten iſt. Keine „Weibsperſon konnte mich ergötzen, auſſer die „ich niemals eſſen ſehen: aber, ſo bald ich an„fieng, ſie des Verdienſtes ihrer Keuſchheit „wegen zu verehren, hoch zu ſchätzen, Auf„merkſamkeit für ſie zu haben, ſo gleich ver„lieſſen mich alle meine Tugenden.“

Der Heilige fährt fort ſeinen Unwillen gegen den Neid und die Bosheit derjenigen auszulaſſen, die ihm eines ſtrafbaren Umgangs mit dieſer andächtigen Dame beſchuldiget; und er ſchlieſſt ſeinen Brief mit aller der Hitze einer beleidigten Unſchuld, indem er trotz der tadelhaften Welt, ſo wohl der Witwe Paula, als ihrer ledigen Tochter Euſtochium eine ewige Ergebenheit angelobt. Der letztern hat er eine ſeiner merkwürdigſten Arbeiten zugeſchrieben; und von dieſer will ich itzt eine kurze Rechenſchaft geben. Sie führt den Titel: „Ein

„Send-

„Sendſchreiben über die Erhaltung der Jungferſchaft.“ — „Meine Abſicht in dieſer Rede,“ ſagt der Heilige zu ſeiner ſchönen Schülerin, „iſt gar nicht, euch an die Vorzüge des „eheloſen Standes zu erinnern, von denen Ihr „ſchon gefunden habt, daß ſie unvergleichlich „ſind, noch euch die Unruhen des Eheſtandes „vorzurechnen. Dieſe kleine Abhandlung ſoll „keine Schmeicheley, keinen redneriſchen Pomp „enthalten, in dem Ihr mit der Würde eines „Engels ſollt bekleidet werden, und die, indem „ſie die Seligkeit der Jungfrauſchaft ſchildert, „die Welt zu euren Füßen legen ſoll. Ich „wünſche nicht, daß das Leben, das Ihr gewählt habt, euch Stolz, ſondern Behutſamkeit einflößen ſoll. Ihr reiſet, mit einem „Schatze beladen: Ihr müßt euch daher vor „Straßenräubern hüten *).

Nach dieſer freundſchaftlichen Ermahnung fährt der Heilige fort von der unaufhörlichen Gefahr zu reden, der die Jungferſchaft ausgeſetzt

---

*) Onuſta incedis auro, latro tibi vitandus eſt. Epiſt. ad Euſtoch.

ſetzt iſt; und, um ſeine zarte Mündel auf den höchſten Grad unruhig zu machen, ſagt er mit einer Kühnheit des Ausdrucks, der ſich ſelbſt, wie ich glaube, kaum mit ſeinem Eifer entſchuldigen läßt: „Ob gleich Gott allmächtig „iſt, ſo kann er doch nie eine Jungfer wieder „erheben, die gefallen iſt. Zwar iſt er ver„mögend, ſie von der Strafe zu befreyen: aber „die Krone wird er keiner Geſchwächten ge„währen. *) Die Jungferſchaft," fährt der Heilige fort, „kann ſelbſt durch das bloße „Aergerniß der Seele, und durch Beherber„gung eines geilen Gedanken verloren gehen." Der heilige Hieronymus iſt ſehr aufrichtig, indem er zu dieſem harten Ausſpruche eine auffallende Geſchichte ſeiner eigenen unruhigen und wollüſtigen Gedanken in der Wildniß, in die er geflohen war, hinzu ſetzet. Trotz der ſtrengen Kaſteyungen, durch die er die Triebe

der

---

*) Audenter loquar: quum omnia poſſit Deus, ſuſcitare virginem non poteſt poſt ruinam. Valet quidem liberare de poena, ſed non vult coronare corruptam.

Epiſt. ad Euſtoch.

der Natur zu unterdrücken ſuchte, riß ihn ſeine glühende Einbildungskraft doch mitten unter Faſten, Einſamkeit und Gebet, von der ſchweigenden Wüſte zu den Auftritten der römiſchen Schwelgerey und in die Geſellſchaft der Mädchen. Aus dieſem ehrlichen Geſtändniſſe zieht er einen ſehr gewaltſamen Schluß zum Vortheile der Mäßigkeit. — „Wenn „diejenigen,“ ſagt der Heilige, „die ihre Körper durch Enthaltſamkeit kaſteyen, ſo von ihrer Einbildungskraft gequälet werden, „was „muß das Frauenzimmerchen leiden, die ſich „jede Delikateſſe erlaubt? Wenn daher mein „guter Rath, wenn meine Erfahrung etwas „gilt, ſo iſt dieß meine erſte Warnung, meine dringendſte Bitte, daß die geweihte Jungfer den Wein, wie ein Gift fliehen möge.“ — Der Heilige ſchweifet viel über die Nothwendigkeit der Enthaltſamkeit, ſo wohl im Eſſen als Trinken, aus, und ſchließt ſeine Ermahnung über dieſen Gemeinort endlich mit folgendem ſonderbaren Ausdrucke: — „Es iſt „nicht darum zu thun, daß Gott ein Wohlgefallen haben ſollte, wenn es uns im Leibe

„her-

„herum geht, ſondern weil die Keuſchheit an„ders nicht beſtehen kann *).“

Dieſer Warnung folgt ein ſehr lebhaftes Gemälde der lüderlichen Sitten der damaligen Zeit. Das ſchöne Geſchlecht und die Geiſtlichen werden von dem heiligen Hieronymus mit gleicher Strenge behandelt; und ihre Laſter mit der ſonderbaren Heftigkeit des aufgebrachten Witzes und der nachdrucksvollen Sprache der Metapher beſchrieben, durch die ſich die Schriften dieſes beredten Vaters ganz beſonders auszeichnen. „Ich ſchäme michs zu ſagen,“ ſchreyt der erhitzte Heilige, „wie viel Mädchen täglich „zu Grunde gerichtet werden! wie viel vornehme Jungfern unſre Mutter, die Kirche, aus „ihrem Schooſſe verliert! über welche Geſtirne der ſtolze Feind ſeinen Thron erhebe **)! —

„Er

---

*) Non quod Deus inteſtinorum noſtrorum rugitu delectetur, ſed quod aliter pudicitia tuta eſſe non poſſit. *Epiſt. ad Euſtoch.*

**) Pudet dicere quot quotidie virgines ruant, quantas de ſuo gremio mater perdat eccleſia, ſuper

Er fährt fort, auf die Haußgenoſſenſchaft der Prieſter mit den kanoniſchen Jungfern, deren ich eben Erwähnung gethan, los zu ziehen. „Wie iſt dieſe Peſt der Liebesmäler,“ ſchreyt der zornige Hieronymus, „in die Kirche „gekommen? Woher dieſe Huren Eines „Mannes? Sie bewohnen zuſammen Ein „Hauß, Eine Kammer, oft liegen ſie in ei„nem kleinen Bettchen beyſammen, und nen„nen uns doch argwöhniſch, wenn wir Etwas „vermuthen *).“

Der Heilige ſetzt nunmehr dieſen ausſchweifenden Sitten die außerordentliche Reinigkeit ſeiner jungen Schülerin entgegen, wobey er ſie in verſchiedenen guten Lehren zu beharren er-

---

ſuper quae ſydera inimicus ſuperbus ponat thronum ſuum; quot petras excauet, & habitet coluber in foraminibus. Ibid.

[*] Vnde in eccleſias Agapetarum peſtis introiit? vnde meritrices vniuirae? Eadem domo, vno cubiculo, ſaepe vno tenentur et lectulo, et ſuſpicioſos nos vocant, ſi aliquid exiſtimamus.

Epiſt. ad Euſtoch.

mahnet: hauptſächlich dringt er bey ihr auf Enthaltſamkeit und nächtliches Gebet. Er empfiehlt ihr hiernächſt verſchiedene Schriftſteller, die über die Jungfern geſchrieben haben — den Tertullian, St. Cyprian, ſeinen Freund Damaſus den römiſchen Pabſt, der die Jungferſchaft in Proſa und in Verſen geprieſen, vor allen andern aber den Traktat des heiligen Ambroſius, von dem ich einen Auszug geliefert, und welchen Hieronymus als ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit erhebt. Zu gleicher Zeit warnt er ſie vor allen Profanſtudien, beſonders aber vor der Dichtkunſt.

Eine nicht unangenehme Eigenheit dieſes edlen Heiligen iſt ſeine Gewohnheit, eine kleine Geſchichte ſeiner Schwachheiten zu erzählen, und ſie zu einem deſto dringendern Bewegungsgrunde ſeiner Lehren bey ſeiner Schülerin zu machen. Wir haben davon bereits ein Beyſpiel in der Beſchreibung ſeiner wollüſtigen Gedanken in der Wüſte geſehen. Ein zweytes fällt mir itzt bey Gelegenheit desjenigen ein, was er über die profane Litteratur ſagt. Er geſteht ſeiner ſchönen Untergebenen, daß, wann er ſich einige Zeit ſeinen heiligen Geſchäften unter Faſten und Beten gewidmet, er ſich an den Komödien des Plautus zu ergötzen gewohnt geweſen, die ihm ſo viel Vergnügen gemacht, daß er, wann er wieder die Propheten vorgenommen, ſie unerträglich albern gefunden habe. Es überfiel ihn ein Fieber, und in der äuſſerſten Hitze ſeiner Krankheit kam es ihm vor, als ob er vor dem Richterſtuhl eines Richters gebracht würde, der ihm ſeine Neigung für die Schriften der Heiden vorhielt, und ihn zur Geißelung verdammte. Der gewiſſenhafte Hieronymus billiget die Gerechtigkeit des Urthels, indem er die Streiche auffodert, die, wie er ſagt, er noch gefühlt habe, alser von ſeinem Schlafe erwacht ſey.

Indem er von der Litteratur ſpricht, bedient er ſich einiger ſeltſamen Ausdrücke, die litterariſche Pracht ſeines Zeitalters betreffend. „Das „Pergamen,“ ſagt er, „wird mit Purpur gefärbt, Gold flieſſt in die Buchſtaben, und die „Bücher werden mit Juwelen beſetzt.“ Er ſchreibt dieſe Leidenſchaft für die Pracht, den römi-

römiſchen Damen zu, die er überhaupt eben ſo voller Eitelkeit, als leer an Tugend darſtellt.

Er nimmt daher Gelegenheit, ſeine ſchöne Schülerin wider die Schwelgerey und den Geiz zu warnen.

Noch dreyßig Jahre darnach von der Zeit an, wo er dieſen Unterricht an die zarte Euſtochium aufgeſetzt, finden wir den feurigen Hieronymus noch mit eben dem Eifer für die Keuſchheit, ſich an eine andere römiſche Jungfrau, von gleichem, wo nicht noch höherm Range, wenden: ich meyne die berühmte Demetrias, die Enkelin der Proba, einer Matrone von höchſtem Anſehen und Charakter in Rom, die aus dieſer Stadt flüchtete, als ſie von den Gothen eingenommen wurde, und mit ihrer Familie, nebſt dem, was ſie aus dem Schiffbruche unermeßlicher Reichthümer gerettet, an den Küſten von Afrika anlangte. Die junge und liebenswürdige Demetrias — von einer frommen Leidenſchaft für die Palme der Jungferſchaft entzündet, oder vielleicht durch das Schickſal vieler vornehmer römiſcher Fräulein geängſtiget, die ihren verjagten Aeltern entriſſen, und durch den ſchändlichen Heraklian, der in Afrika commandirte, an Syriſche Kaufleute niederträchtig verkauft wurden — ſuchte eine Freyſtatt in der Kirche, indem ſie den Schleyer nahm. Das heilige Mädchen wurde von den vornehmſten Heiligen ihrer Zeit über dieſe Handlung der Frömmigkeit ſehr geprieſen. Nichts kann uns von dem hohen Anſehen, in dem die kanoniſchen Jungfern zu dieſer Zeit ſtunden, kräftiger überzeugen, als die Epiſtel des heiligen Hieronymus an die Demetrias. Nach einigen Lobſprüchen über ihren und ihrer Familie Charakter, ſtellt er ihre Einkleidung als eine Begebenheit vor, die eine ſo allgemeine Freude über die ganze römiſche Welt verbreitete, daß ſie im hohen Maaße den Verluſt dieſer hohen Kaiſerſtadt vergütete. Ja, er verſichert, daß das Entzücken und Frohlocken des römiſchen Volks bey dieſer Gelegenheit weit größer geweſen, als dasjenige, was es vormals äußerte, ſo wohl als ihr Vaterland von den Verwüſtungen der Gallier befreyet wurde, als auch, da ſie nach den unglücklichen Niederlagen von Trebia, Thraſymene

mene und Cannä, zuerſt von dem Siege hörten, den Marcellus bey Nola erfochten hatte. Ganz ſicher iſt dieß eins der übertriebenſten Complimente, die jemals einer ſchönen Betſchweſter gemacht worden, und giebt uns einen ſeltſamen Beweis an die Hand, wie weit die Einbildungskraft unſers lebhaften Heiligen Urtheilskraft oft mit ſich fortriß. So überladen inzwiſchen ſein Gemälde ſeyn mag, ſo müſſen wir uns doch immer erinnern, daß er nach dem Leben malte: und daß ſeine Beſchreibung von den Wirkungen, die durch die Einweihung dieſes edlen Fräuleins hervor gebracht wurden, uns den jungfräulichen Enthuſiasmus der damaligen Zeit im helleſten Lichte darſtellt. Nachdem er uns erzählt, daß die Freude bey der Familie der Demetrias ſo groß geweſen, daß die Beredtſamkeit weder des Demoſthenes noch Cicero vermögend würden geweſen ſeyn, ſie zu beſchreiben, ſchreyt er in vollem Enthuſiasmus: „Gütiger Gott! welch ein Frohlocken war das? „So wie aus einer fruchtbaren Wurzel ſchoſſen eine Menge Jungfrauen zugleich her-

„vor [*]); eine Menge weiblicher Klientinnen folgten dem Beyſpiele ihrer jungen Dame; die Gelübden der Jungferſchaft wurden in jedem Hauſe brünſtig ergriffen [**]). Ich ſage zu wenig: alle Kirchen in ganz Afrika frohlockten: der Ruf der frommen Jungfrau erſcholl durch jede Burg, durch jede Stadt, durch jedes Dorf; er drang bis zur niedrigſten Hütte: alle Inſeln zwiſchen Afrika und Italien waren mit den fröhlichen Bothſchaften erfüllt. Dann warf Italien ſein Trauerkleid ab, und die halb zerſtörten Mauern Roms gewannen einen Theil ihres vorigen Glanzes wieder, da ſich Ihnen ihr Gott in dieſer vollkommnen Bekehrung ihrer Tochter ſo gnädig erzeigte. Man hätte glauben ſollen, das ganze Geſchlechte der Gothen ſey nun erloſchen

---

[*]) Quaſi ex radice foecunda, multae ſimul virgines pullularunt.

[**]) Per omnes domos fervebat virginitatis profeſſio. Parum loquor &c.

Sanct. Hieron. Ep. ad Demetriadem.

„ſchen, und alle ihre niederträchtigen Feinde „durch den rächenden Donner des Himmels „getödtet.“

Nachdem der heilige Hieronymus die Wirkung ihrer Einweihung mit ſo ſchmeichelhaften Farben geſchildert, fährt er fort, dieſe berühmte Jungfrau mit vielen guten Lehren zur Erhaltung ihrer Reinigkeit zu begünſtigen. Er verweilet hauptſächlich bey den Gemeinörtern der Mäßigkeit und des Gebets: vergleicht die Jungfrau, die in der Wärme der Jugend ſo keuſch lebt, ſehr ſinnreich mit den heiligen Männern, die unbeſchädigt im Feuerofen herum wandelten. Er erinnert die reiche Jungfrau, daß es verdienſtlicher ſey, ein groſſes Vermögen auf liebesvolle Schenkungen an die Armen zu verwenden, als eine koſtbare und glänzende Kirche zu erbauen, räth ſeiner ſchönen Schülerin, ſich mit Handarbeiten zu beſchäftigen, warnet ſie wider die hinterliſtige Lehre des ketzeriſchen Rufinus: verbeut ihr, ja nie auf irgend eine Unterhaltung eines Mannes mit ſeiner Frau zu hören, da ſolche Geſpräche an-

ſteckend

ſteckend wären *). „Wählen Sie,“ ſagt der Heilige, „ſich eine zu ihrer Gefährtin, die „niemals vermuthet, daß ſie hübſch iſt; die „nie ihr Kleid herunter zieht, um ihren Nacken „zu zeigen, ſondern die ſelbſt ihr Geſicht ſo „ſorgfältig bedeckt, daß ſie, wann ſie ausgeht, „nur ſo viel von ihrem Auge offen läßt, als „nöthig iſt, auf ihren Weg zu ſehen.“

Der Heilige ſpricht hierauf von ſeiner eigenen vormaligen Schrift über die Erhaltung der Jungferſchaft; ein Werk, ſagt er, daß ihm wegen der ehrlichen Freyheit, mit der er die Fehler der Zeit angegriffen, viele Feinde zugezogen habe. Indeſſen iſt und bleibt er noch immer in Anſehung der weiblichen Wolluſt gleich ſtrenge. „Viele,“ ſagt er, „nehmen den „Schein der Heiligkeit kanoniſcher Jungfern „an, damit ſie deſto ſicherer ſich ihren unreinen „Begierden überlaſſen können.“ — „Dieß,“ fährt der Heilige fort, „ſehen und hören wir, „und

---

*) Ne audias quid vel maritus uxori, vel vxor locuta ſit viro: venenatae ſunt hujuscemodi confabulationes.

Epiſt. ad Demet.

„und ſo bald uns ein Goldſtück in die Augen „ſticht, ſo ſetzen wir es wohl gar in die Reihe der „guten Werke [*].“ Er ſchließt mit einer Ermahnung an ſeine keuſche Schülerin, die Schrift zu lieben, und bittet ſie auf eine poſſierliche Art, (weil es der Weg hätte ſeyn können, ſeine ganze Lieblingslehre über den Haufen zu werfen,) ihre Großmutter als ein Muſter der Vollkommenheit zu verehren.

Die ehrerbietige Liebe, die der heilige Hieronymus für die Jungferſchaft gefaßt, gieng ſo weit, daß ſie beynahe die herrſchende Leidenſchaft ſeines Lebens geweſen zu ſeyn ſcheint, und die Spuren davon ſich beynahe in allen ſeinen Schriften finden. In ſeinen Briefen an verſchiedene Freunde, die ihn über die Erziehung ihrer weiblichen Kinder zu Rathe zogen, entdeckt er die brennendſte und ängſtlichſte Begierde, von der Wiege an ſie zu frommen alten Jungfern zu bilden. In einer Vorſchrift, die er einer gewiſſen Dame, Namens Läta, giebt, ihre kleine Tochter vermittelſt hölzerner

---

[*] Haec videmus et patimur, et ſi aureus nummus aſſulſerit, inter bona opera deputamus.

zerner oder elfenbeinerner Buchſtaben leſen zu lehren, warnt er ſie ganz beſonders, ihrem kleinen Mädchen ja keine Knaben zu nahe kommen zu laſſen. Der ganze Brief iſt ſeltſam genug, indem er ſehr umſtändlich die beſondern Arten von Behutſamkeit beſchreibt, die er zur Bildung eines weiblichen Charakters von vollkommener Reinigkeit für nöthig hielt. — Doch, ich muß noch zu ein paar andern, fleißigern Werken dieſes Heiligen eilen, in welchen ſeine herrſchende Leidenſchaft mit dem größten Feuer ausbricht. Das erſte iſt ein Traktat über die beſtändige Jungferſchaft der heiligen Jungfrau **Maria**, zur Widerlegung eines gewiſſen Helvidius, der aus Stellen des neuen Teſtaments zu beweiſen geſucht hatte, daß nach der Geburth unſers Heilandes die Jungfrau Maria von ihrem Manne Joſeph noch andere Kinder gehabt hätte. Nachdem er alle Beweisgründe ſeines Gegners mit der größten Genauigkeit und Scharfſinnigkeit beantwortet hatte, überläßt er ſich einer redneriſchen Schilderung der zween entgegen geſetzten Charaktere, einer Jungfer und einer Frau, und be-

ſchließt

ſchließt ſeinen Traktat durch eine Verherrlichung der erſten mit dem ganzen begeiſternden Feuer eines beredten Enthuſiasmus. — Das zweyte iſt ein Werk, worinne der Heilige zur Ehre der Jungfrauſchaft noch einen weit höhern Gipfel erſteigt: ich meyne ſeine Antwort an den Jovinian. Dieſer Italiäniſche Mönch, ein Mann von einem ſanften und ehrwürdigen Charakter, hatte ſehr aufrichtig geſagt, daß die verheuratheten Weiber, die den Geſetzen des Evangeliums gemäß lebten, ſo viel Verdienſte als die Jungfrauen hätten. Der Unwille des heiligen Hieronymus geräth über dieſe Behauptung ins größte Feuer. Das war ihm unausſtehlich, daß die Gegenſtände ſeiner Vergötterung, die reinen Jungfrauen der Kirche zu Weibern ſollten herabgewürdiget werden, die ſich auch durch eine geſetzmäßige Vertraulichkeit mit einem Manne erniedriget hätten. Sein Zorn reißt ihn in ſeiner Antwort ſo weit, daß er bey Eröffnung derſelbigen anhebt: „Wie ſoll ich meinem Laufe Einhalt „thun, oder den Dolch zurücke halten, der erhoben iſt, itzt für die Jungferſchaft den

„Streich zu vollziehen?“ *) In der That ſcheint der erhitzte Heilige ganz unvermögend, den Streit nur mit einiger Mäßigung zu führen: denn er vergleicht die unſchuldige Lehre ſeines Gegners mit dem Ziſchen der alten Schlange, und droht ihm, ihn als das niedrigſte und ſchädlichſte unter allen kriechenden Thieren zu zerknirſchen.

Die leidenſchaftlichen Gedanken eines kühnen und ſtarken Geiſtes, der zu gleicher Zeit einen großen Umfang von Gelehrſamkeit beſitzt, ſind größtentheils ſehr unterhaltend, obgleich voller Irrthümer und Abgeſchmacktheit. In dem ſatyriſchen Witze liegt eine anziehende Energie, wenn es ihr gleich an Wahrheit fehlet, ſo bald ihn Zorn oder Neid zuſpitzen. Vielleicht verdanken zween verſchiedene neuere Schriftſteller, Voltäre und Doctor Johnſon, es dieſem gewaltthätigen Reize, daß einige ihrer ſehr unbilligen Arbeiten mit vorzüglicher Begierde geleſen werden. In vielen Zügen des

---

*) Vnde cohibebo curſum, nec indulgebo mucroni jam nunc pro virginitate ferire cupienti?
S. Hieron. aduerſ. Jouinian. lib. I.

des perſönlichen Charakters und in der zuſammengedrängten Kraft ihres Styls, haben dieſe beyden großen Schriftſteller mit dem heiligen Hieronymus viel Aehnlichkeit. Eine ſarcaſtiſche Einbildungskraft und ein literariſcher Stolz waren vielleicht der vorzüglich herrſchende Charakter dieſes ſonderbaren Triumvirats. Alle machten ſichs zum Vergnügen, dieß Talent zu äußern, das ſie alle beſaßen, einen Gegner unter dem ſprühenden Losplatzen ihres reizbaren Witzes zu Boden zu werfen.

Der ſanfte und unglückliche Jovinian, ob er gleich Mitleid und Gerechtigkeit auf ſeiner Seite hatte, ſank unter der rachſüchtigen Beredtſamkeit des heiligen Hieronymus, der den Vorzug ſeiner begünſtigten Jungferſchaft durch mancherley Beweiſe und mit einer Fluth von heiliger und profaner Gelehrſamkeit behauptete. Der Heilige verdreht ſehr ſchlau viele Sprüche zu ſeiner Abſicht, und zieht aus ihnen gar eine wunderbare Folge wider die Reinigkeit der ehelichen Pflichten *). Er ſtützt

ſich

---

*) Si abſtinemus nos a coitu, honorem tribui-

mus

ſich auf das Anſehen des heiligen Paulus in ſeiner bekannten Ermahnung zum eheloſen Stande, behauptet, daß die Jungfern vom Himmel mehr geliebt würden, weil ihr Opfer nicht gefordert würde, ſondern freywillig wäre, und erklärt endlich, daß gerade zwiſchen der Ehe und der Jungferſchaft ein ſolcher Unterſchied ſey, wie zwiſchen nicht ſündigen und Gutes thun.

Nachdem er alle die Sprüche der heiligen Schrift, die nur zum Vortheile der Jungferſchaft können gedeutet werden, aufs beſte genützt hat, zeigt er ferner, daß ein Stand der Enthaltſamkeit nicht eine neue Stiftung wäre, die im Widerſpruche mit der menſchlichen Natur durch die chriſtliche Kirche wäre eingeführet worden, ſondern daß ſie von allen Zeiten her in allgemeiner Achtung geſtanden. In dieſem Theile ſeiner Abhandlung giebt er ein weitläuftiges Verzeichniß von den berühmteſten

---

mus vxoribus; ſi non abſtinemus, perſpicuum eſt honori contrariam eſſe contumeliam.

S. Hieronym.

ſien vermeynten Jungfern der heidniſchen Welt, und vergißt ſogar die Camilla und Harpalice des Virgils nicht. Er gedenket der Ueberlieferung der Indiſchen Gymnoſophiſten, daß der Stifter ihrer religiöſen Anordnungen von Seiten einer Jungfer herſtammen ſollte, und läßt ſich ſo weit herab, daß er ſogar die griechiſche Fabel, die Mutter des Plato betreffend, wiederholt, von der erzählt wird, daß ſie von einem Phantom des Apollo ſey geſchwängert worden *).

Es giebt noch verſchiedene Religionspunkte, über die der heilige Hieronymus mit ſeinem Antagoniſten ſtreitet: ich berühre aber bloß den, der mit dem Gegenſtande dieſes Verſuchs in Verbindung ſteht. Dieß iſt in der That der Punkt, für welchen der zornige Heilige am heftigſten ſtreitet. Sein Unwille ſcheint hauptſächlich durch die große Begierde erregt worden zu ſeyn, mit der die römiſchen Frauenzimmer die ſo richtigen Grundſätze ſeines Gegners angenommen hatten. Einige canoniſche Jung-

---

*) Phantasmate Apollinis.

Jungfern, durch den Jovinian von der Unſchuld und den Verdienſten des ehelichen Standes überzeugt, hatten den Schleyer fallen laſſen, und den erwärmenden Schutz eines Mannes der kältenden Freyſtatt der Kirche vorgezogen. Der heilige Hieronymus beſchreibt beym Beſchluſſe ſeiner Schmähſchrift ſehr nachdrücklich die Popularität ſeines Gegners. Er beklagt, daß die Reichen und Vornehmen ihn mit Herablaſſung und Freundſchaft aufnähmen, und ſtellt ihn als den Lehrer der Unreinigkeit vor, der von einer Menge geiler Weibsbilder umringt wäre, die nicht nur alle Beſcheidenheit, ſondern alles Gefühl von Schaam verloren hätten; und „die,“ wie der Heilige ſagt, „mehr Lüſternheit in der Verthei„digung ihrer Begierde, als in der wirkli„chen Aeußerung derſelben zeigten.“ — Er ſchließt mit einer ſehr lebhaften Rede an die Stadt Rom, als die Beherrſcherin der Welt, und bittet dieſe Kaiſerſtadt, ihrer vorigen Größe gemäß zu handeln, durch Tugend ſich zu erheben, und nicht durch Wolluſt ſich zu erniedrigen.

Ob nun gleich Jovinian die meiſten Stimmen des ſchönen Geſchlechts für ſich hatte, ſo ward doch ſeine ſanfte Lehre durch die kirchliche Gewalt förmlich verdammt, und er ſtarb, verwieſen aus ſeinem Vaterlande. Der heilige Hieronymus kam ſiegreich aus dem Kampfe; doch finden wir, daß viele fromme Kunſtrichter in Rom mit ſeiner Schrift, worinn er die Jungferſchaft ſo ſehr erhob, daß er die Ehe ganz herabſetzte, nicht zufrieden waren. In einigen ſeiner Briefe behandelt er dieſe Kritiker mit der äußerſten Verachtung, und behauptet zur Unterſtützung ſeiner Lehre, daß die Apoſtel entweder unverheurathet, oder nach der Heurath enthaltſam geweſen *). Er ſchließt eines ſeiner Sendſchreiben über dieſe Materie mit einer Miene von Spaßhaftigkeit, indem er ſagt: „Wenn ich meine wahren Geſinnungen über die Ehe ſagen ſoll, ſo wollte ich allen denen, die ſich des Nachts nicht al-

---

*) Apoſtoli vel virgines, vel poſt nuptias continentes. S. Hier. Ep. ad Pammachium. tom. IV. p. 242. edit. Par. 1705.

lein zu ſchlafen getrauen, wohl rathen, eine Frau zu nehmen *).“

Dieß war die Lehre des heiligen Hieronymus, und dieß der Erfolg derſelbigen, in ſo fern wir ihn als einen Lobredner der Jungferſchaft betrachten. Vielleicht wird es dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, dieſen beredten und keuſchen Enthuſiaſten auch als Dichter zu ſehen: ich werde alſo dieß Kapitel mit einer Ueberſetzung der Grabſchrift beſchließen, die er auf ſeine große Freundin und Beſchützerin, die berühmte Paula, verfertigte. Dieſe Dame hielt ſich beynahe zwanzig Jahre zu Bethlehem auf, und nachdem ſie hier drey Nonnen- und ein Mönchskloſter geſtiftet, und ſich als eine Mutter aller chriſtlichen Pilgrimme bezeiget, die damals haufenweiſe nach dem heiligen Grabe zogen, endigte ſie ihr Leben, voll der ſtrengſten Frömmigkeit, im Jahre 404, im 56ſten Jahre ihres Alters. Der getreue Hieronymus

---

*) Volo omnes, qui propter nocturnos forſitan metus ſoli cubitare non poſſunt, vxores ducere.

Sanct. Hier. Ep. ad Domnionem.

mus beklagte ſie mit dem innigſten Leidweſen, und ſetzte an verſchiedene Theile des Felſen, den man zu ihrem Grabe brauchte, folgende Verſe:

Sie, die vom Scipio entſproß, ein Zweig
Der Gracchen, ein erhabner Abkömmling
Des Agamemnon, Paula liegt allhier.
Die Mutter der Euſtochium. Die erſte
Der Edelſten der Römerinnen wählte
Die Armuth Chriſti, in der heilgen Stille
Zu Bethlehem, allwo ſie lebt und ſtarb.

Forne über der Höhle.

Du ſiehſt im ſchroffen Fels das enge Grab?
Dieß iſt der Paula Heimath, die anitzt
Das Himmelreich beſitzt. Rom, Vaterland,
Verwandte, Bruder, Kind und Reichthum floh
Sie, und verſchloß in Bethlehems Höhl' ihr Haupt.
Dieß, Chriſtus, war einſt deine Wiege, hier
Hier wurden dir die myſtiſchen Geſchenke
Von Magiern gebracht, dir, Menſch und Gott! *)

---

*) Scipio quam genuit, Pauli fudere parentes,

Gracchorum ſoboles, Agamemnonis inclyta proles,
Hoc jacet in tumulo; Paulam dixere priores:
Euſtochii genetrix, Romani prima ſenatus!
Pauperiem Chriſti et Bethleemitica rura ſequuta.

In fronte ſpeluncae.

Aſpicis anguſtum praeciſa rupe ſepulcrum?
Hoſpitium Paulae eſt, coeleſtia regna tenentis.
Fratrem, cognatos, Romam, patriamque relinquens,
Diuitias, ſobolem, Bethlemiti conditur antro.
Hic praeſepe tuum, Chriſte, atque hic myſtica magi
Munera portantes, Hominique Deoque dedere.

Sanct. Hieron. tom. IV. p. 689.

Fünftes Kapitel.

Ueber einige, den Kloſterjungfern zugeſchriebenen Wunder.

Die enthuſiaſtiſche Beredtſamkeit der verſchiedenen Heiligen, die wir eben vor uns gehabt haben, hat unſtreitig viel beygetragen, die Menge alter Kloſterjungfern zu vermehren. Doch war dieß nicht die einzige Urſache, die dieſe Wirkung hervor brachte. — Zu den Aufmunterungen der heiligen Väter geſellte ſich ohne Zweifel die allgemeine und blendende Vorſtellung einer übernatürlichen Macht, die man einer Kloſterjungfer von einer unbefleckten Reinigkeit zuzuſchreiben pflegte. Vielen Frauenzimmern kam der ehrgeizige Eifer an, ſich in einen Stand zu begeben, der ihnen die reizende Ausſicht auf das ſchmeichelnde Vorrecht gab, Wunder thun zu können: und in dieſem Zeitalter, wo verſchiedene Wunder den keuſchen und frommen Töchtern ſo manches Kloſters zugeſchrieben wurden, konnte jede Nonne, die ein wenig lebhafte Einbildungskraft beſaß, und auch eine flüchtige Beleſenheit in den Legenden ihrer Schweſterſchaft hatte, ſehr leicht auf ein Recht Anſpruch machen, von dem die Beyſpiele ſo gemein waren. Die Lebensbeſchreibungen der weiblichen Heiligen enthalten eine unendliche Menge wunderbarer Begebenheiten zur Ehre der Jungferſchaft. Meine Leſer würden es mir wenig Dank wiſſen, wenn ich eine weitläuftige Sammlung dieſer vergeſſenen Wunder wieder aufwärmen wollte: doch muß ich mit dem groſſen Montesquieu *) bemerken, „daß die Lügen in dieſen Lebensbeſchreibungen ſich auf „die

---

*) Je crois bien que c'eſt une fauſſeté, (ſagt dieſer kühne und männliche Schriftſteller über eine Stelle aus dem Leben eines unbekannten Heiligen) mais c'eſt une fauſſeté très-ancienne: le fond de la vie & les menſonges ſe rapportent aux moeurs & aux loix du temps; & ce ſont les moeurs & ces loix que l'on cherche ici.

L'Eſprit des Loix, lib. XXX.
chap. 21.

„die Sitten der Zeit beziehen:“ und es gehört mit zu meinem Plane, in dieſem Werke die Sitten und Geſinnungen verſchiedener Zeitalter in Abſicht auf den intereſſanten Stand des weiblichen Lebens darzuſtellen, den ich zum Inhalte deſſelbigen gewählt habe. Jeder Schriftſteller muß mancher abgeſchmackten Thorheit ein Plätzchen vergönnen, wenn er, auch nur über einen einzelnen Gemeinort eine Geſchichte der menſchlichen Meynungen zu liefern denkt. Je lächerlicher uns eine alte Legende vorkommen mag, deſto mehr werden wir von dem Umfange und großen Einfluſſe der Volksleichtgläubigkeit überzeugt werden. Ich will alſo nur einige wenige übernatürliche Geſchichtchen von frommen Jungfern erzählen; und, um ſie um ſo viel intereſſanter zu machen, will ich mich ſelbſt bloß auf die heiligen Mädchen unſers eigenen Landes einzuſchränken ſuchen. Wollen wir ein auffallendes Beyſpiel einer wundervollen Kraft ſehen, die dem Märtyrerthum der Keuſchheit zugeſchrieben worden, ſo können wir die Begebenheiten der heiligen Oſitha, einer religiöſen, königlichen Jungfrau von Eſſer, an die Spitze ſtellen, die in dem neunten Jahrhunderte von däniſchen Seeräubern ermordet, und geköpfet worden, und dann, wie erzählet wird, gleich einigen poetiſchen Romanhelden, ihren Kopf in ihren Händen, in eine ziemlich weit entlegene Kirche von dem Flecke getragen, wo ſie war erſchlagen worden *).

Das Andenken dieſer ſchönen und keuſchen Heiligen ward ganz beſonders verehret, wie aus einem Umſtande erhellt, deſſen in einer unſerer frühen klöſterlichen Chroniken gedacht wird. Alfward, Biſchof von London, hatte das Unglück des Ausſatzes, und man hielt ſeine Krankheit für eine göttliche Strafe, die er ſich ſelbſt zugezogen, weil er dieſe begrabene Jung-

---

*) Dani infideles . . . . ipſam ſanctam Oſitham capite obtruncant: at corpus exangue mox ſeſe ſubrigit, et caput humi jacens manibus apprehendit; rectoque gradu et firmis veſtigiis progrediens vsque ad eccleſiam apoſtolorum ſanctorum Petri et Pauli, per tria fere ſtadia, illud deportat: quod accidit circa annum 870.
Du Monſtier, Martyrologium, p. 393.

Jungfer, deren Leichnam in ſeinem Sprengel lag, mit einem frechen neugierigen Auge beſichtiget, und einige Reliquien von ihr zu entwenden gedachte hatte.*)

Unter die verdienſtlichſten unſerer heiligen Mädchen, gehöret vielleicht die heilige Brigitte von Schottland, die den Entſchluß einer ewigen Keuſchheit gefaßt hatte, und als ſie von einem hitzigen Liebhaber verfolget wurde, zum Himmel flehte, daß er ſie von dieſem beunruhigenden Ungeſtüm durch den plötzlichen Verluſt ihrer Schönheit befreyen möchte. Ihre frommen Biographen erzählen uns, daß ſie ihrer ſonderbaren Bitte ſogleich gewähret, und der gefährliche Glanz ihrer Augen ſogleich vom Blute überſchwemmet ward. Doch wird uns zum Troſte eben daſelbſt erzählet, daß ſie ihre Rei-

---

*) Cum virginis martyris corpus auſa temerario inſpicere, et aliquas inde reliquias auferre praeſumeret, diuino, vt creditur, iudicio tantae temeritatis poenam ſoluit.

Hiſtoria Rameſienſis, edit. Gale, p. 452.

Reizungen ſogleich wieder erlangte, als ihre Reinigkeit vollkommen geſichert war.

Ohne mich bey den Legenden bloßer Martyrologen aufzuhalten, will ich aus einem unſerer ehrwürdigſten alten Geſchichtſchreiber eine wunderbare Anekdote erzählen, die nicht allein von der unglaublichen Hochachtung zeigt, in welcher die klöſterliche Jungferſchaft ſtund, ſondern auch beweiſt, daß der König ſelbſt nicht ſicher war, wann er glaubte, die Enthaltſamkeit einer canoniſirten Jungfrau in Zweifel zu ziehen, oder zu verſpotten.

Der berühmte William von Malmsbury hat die Geſchichte der engliſchen Prälaten mit folgender Erzählung einer religiöſen und königlichen Jungfrau, deren Name Editha war, aufgeſtutzt. Dieß Frauenzimmer, die Tochter Edgars, eines Monarchen, der ſich durch ſeinen marzialiſchen Geiſt und ſeine Liebeshändel hervor that, hatte ſich frühzeitig dem Leben einer klöſterlichen Reinigkeit gewidmet, und von allen ſanften Tugenden derſelben in dem Kloſter zu Wilton Beweiſe gegeben. Ob ſie gleich ſchon eine eingekleidete Nonne war, ſo erlaubte ſie ſich

ſich doch einen glänzenden Anzug. Als der heilige Ethelwold ſie darüber zur Rede ſetzte, vertheidigte ſie ſich mit einer frommen Lebhaftigkeit durch Anführung einer Stelle aus dem heiligen Auguſtin, wo er ſagt, daß der Stolz oft ſich eben ſo ſehr in einem ſchmutzigen Kleide, als die Demuth in einem goldenen Gewande, äußere. In ihren Andachtsübungen war ſie ſo voll Inbrunſt, daß der große heilige Dunſtan, der ſie während der Einweihung einer Kirche erblickte, die ſie erbauet, ganz entzückt von ihrer Frömmigkeit ward. Als er bemerkte, daß ſie oft ihren Finger ſpitzte, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, ſchrie dieſer prophetiſche Heilige: „O! daß dieſer „heilige Finger nie der Verweſung unterworfen ſeyn möchte!“ und brach in eine zärtliche Leidenſchaft heißer Thränen aus, die ſo heftig war, daß von ſeinem Schluchzen der Diakonus, der neben ihm ſtund, erſchüttert ward. Als man ihn fragte, was ihm wiederfahren ſey? rief er: „die blühende Roſe wird bald „verwelken; dieſe, dem Himmel ſo liebe Taube, wird binnen ſechs Wochen, von heute

„an gerechnet, von uns fliegen." Seine Prophezeihung ward erfüllt. Die königliche Jungfrau ſtarb mit dem Punkte der Zeit, den er vorher geſagt hatte: und derſelbe heilige Mann ſah ſie in einem Geſichte, wo ſie Hand in Hand mit dem heiligen Märtyrer gieng, dem ſie ihre Kirche gewidmet hatte, und gebot, ihr auf Erden eben die Ehrerbietung zu beweiſen, als ihr im Himmel erwieſen würde. — Auf ihrem Grabe geſchahen häufige Wunder. Endlich wurde befohlen, daß ihr Körper aus dem Grabe ſollte genommen werden. Ihren ganzen Körper fand man zwar in Staub verwandelt: aber ihr Finger, ihr Magen und der Unterleib, war unverſehrt. Da nun der heilige Mann vor Erſtaunen ganz außer ſich gerieth, ward er durch die Erſcheinung von dem Geiſte der Jungfrau wieder zu ſich gebracht, der ihm denn ſagte: daß dieſe Theile ihres Körpers von der Verweſung frey wären, weil ſie dieſelbe von den zwo ſinnlichen Sünden, der Geilheit und Schwelgerey, unbefleckt erhalten hätte *).

Als

---

*) Der neugierige Leſer wird vielleicht wünſchen,

die

Als einige Zeit darnach König Canut, der Däne, der, wie derſelbe fromme Geſchichtſchreiber ſagt, im Stande war, über die Heiligen Englands zu ſpotten, nach Wilton kam, behandelte er das Andenken der keuſchen und heiligen Editha mit einer poſſenhaften Verachtung, indem er ſagte: er könne nimmermehr glauben, daß die heilige Editha ihrer Keuſchheit

---

die ganze Erzählung dieſer ſonderbaren Erſcheinung, die ich gemildert und abgekürzet habe, ganz zu leſen. — Ita crebreſcentibus ad tumbam miraculis, edictum vt efferretur virginis corpus; inuentumque totum in cineres ſolutum, praeter digitum et aluum, aluoque ſubiecta; vnde ſancto dubitanti virgo ipſa per viſum aſſiſtit: dicens, non mirum eſſe, ſi partes illae corporis putruerint, quod vſus habeat exanimata corpora in quosdam arcanos naturae ſinus defluere, et ipſa vtpote puella membris illis peccauerit: caeterum ventrem nulla corrumpi iuſte putredine, qui nulla vnquam aculeatus ſit libidine: immunem ſe fuiſſe crapulae et carnalis copulae.

Will. Malmſ. de Geſtis Pontificum,
lib. II. p. 252.

heit wegen mit Recht ſey canoniſiret worden, da ſie die Tochter Edgards geweſen, der einer der lockerſten Fürſten war. Als er mit der unheiligen Ehrfurcht eines Barbaren ſo ſprach, und von dem Erzbiſchof Ednodus darüber einen Verweis erhielt, wurde Canut böſe, und ließ das Grab öffnen, damit er ſehen möchte, was für ein Anſehen von Heiligkeit an der todten Jungfer zu entdecken wäre. Kaum war das Grab aufgebrochen, ſo ſah man die Verſtorbene den Schleyer über ihr Geſichte bis zum Gürtel herabſchlagen, ſich aufrichten, und den unverſchämten Monarchen anfallen *). Vor Schrecken außer ſich, warf er ſein Haupt zurück, verlor die Feſtigkeit in ſeinen Knien, fiel zu Boden, und blieb lange odemlos, ſo daß man ihn für todt hielt. Da er nach und nach wieder zu Verſtande kam, freute er ſich, weil er fand, daß ihm, ob er gleich hart gezüchtiget worden, Zeit zur Reue übrig gelaſſen war. Der Feſttag der keuſchen Editha wird in vielen

---

*) Effracto ergo mauſoleo, defuncta, oppanſo ante faciem velo cingulo tenus, aſſurgere, et in contumacem regem impetum facere, viſa.

len Theilen Englands für ſehr heilig gehalten: und Niemand läßt ſich einfallen, daß er ihn ungeſtraft entheiligen könne.

Solche Anekdoten ſind es, die der verſtändigſte und beſte unſerer alten Geſchichtſchreiber von einem königlichen und frommen Mädchen erzählet hat. Es würde wenig Mühe koſten, dergleichen Geſchichtchen mehr zu ſammeln: ich vermuthe aber, daß das angeführte hinreichend iſt, die Begriffe, die unſere Voraltern von den übernatürlichen Kräften einer unbefleckten Jungfer hatten, aus dem wahren Geſichtspunkte zu zeigen. Was für einen großen Einfluß dergleichen Begriffe auf die Vermehrung ächter alter Jungfern haben mußten, das gebe ich der nachdenkenden Schweſterſchaft ſelbſt zu überlegen.

Sechſtes Kapitel.

Ueber die Abnahme und den Verfall der klöſterlichen Jungferſchaft.

Es gab Zeitalter, in welchen eine wahre Wuth für die klöſterliche Keuſchheit ſich unter der weiblichen Welt gleich einer epidemiſchen Krankheit verbreitet hatte: und Damen vom höchſten Range ſcheinen vorzüglich von dieſer religiöſen influenza angeſteckt geweſen zu ſeyn. Der große Geſchichtſchreiber, der unlängſt ein ſo prächtiges Gemälde von dem Verfalle des römiſchen Reichs dargeſtellt hat, ſchildert mit ſeinem gewöhnlichen Geiſte den frommen Pomp und die heilige Prahlerey, mit welcher die drey Töchter des Arcadius ihre Jungfrauſchaft Gott widmeten. Er erzählt uns, „daß die Verbindlichkeit ihrer Gelübde auf eine „güldne Tafel, mit Edelgeſteinen beſetzt, gegraben ward, die ſie öffentlich in der großen „Kirche zu Konſtantinopel darbrachten: ihr „Palaſt wurde in ein Kloſter verwandelt;

„und alle Mannsperſonen, außer ihren Ge-
„wiſſensräthen, dieſen Heiligen, die den Unter-
„ſchied ihres Geſchlechts ganz vergeſſen hatten,
„wurden äußerſt ſorgfältig von den heiligen
„Mauern ausgeſchloſſen *).“

Ein weibliches Opfer, der Welt mit einem ſo blendenden Glanze dargebracht, muß freylich außerordentlich viel beygetragen haben, die anſteckende Leidenſchaft für die klöſterliche Jungferſchaft zu verbreiten; und in den folgenden Zeitaltern finden wir, daß viele Königinnen und Prinzeßinnen in verſchiedenen Königreichen Europens den keuſchen Troſt der klöſterlichen Enthaltſamkeit aller der Parade und Herrlichkeit der königlichen Würde vorzogen. Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel dieſes Verſuchs geſehen, daß verheurathete königliche Schönen, eben ſo ſehr als ledige, nach dieſer himmliſchen Krone der Jungferſchaft ſtrebten, und ſie für höher hielten, als jedes irrdiſche Diadem; und viele von dieſen jungfräulichen Weibern, (wenn ich mich anders dieſer ſeltſamen Benennung bedienen darf, nach der

---

*) Gibbon, vol. III. p. 315. edit. 1781.

ſie ſo ſehr rangen) ſcheinen von der religiöſen Gefälligkeit ihrer Männer, einen ſehr ſcheinbaren, wo auch nicht ganz unbezweifelten Anſpruch auf dieſen erſten Gegenſtand ihres Ehrgeizes erhalten zu haben. An dieſer ſeltſamen Gattung von Reinigkeit ſcheinen es die Schönen von England den übrigen in andern Ländern noch vorgethan zu haben. — Ein ſehr unterhaltender Italiäniſcher Schriftſteller, der einen Verſuch gemacht, darzuthun, daß die neuere Welt der alten an Tugenden jeder Art nicht nachſtehe, hat unter ſeinen Beyſpielen von einer ganz beſondern neuen Keuſchheit, die Engliſche Königin Ediltruda angeführet, die er als das Weib dreyer Männer betrachtet, und die doch ſeiner Meynung nach mit Recht als eine Jungfer canoniſiret wäre [*]. Das außerordentliche Verdienſt, das dieſer königlichen alten Jungfrau von England zugeſchrieben wird, hat mich ermuntert, aufs ſorgfältigſte der Geſchichte einer

---

[*] In dem ſeltſamen Buche, das den Titel führet: L'hoggidi overo gl' ingegni non inferiori à paſſati. Venetia, 1658. parte ſeconda, p. 437.

ner ſo intereſſanten Perſon nachzuſpüren. Und hier habe ich gefunden, daß die Edilthryda dieſes galanten Italiäniſchen Schriftſtellers, die Dame iſt, die unſer ehrwürdiger Beda unter dem Namen der Aedilthryda lobpreiſet; eine Dame, deren Begebenheiten ich bey einer andern Gelegenheit in einem vorhergehenden Kapitel erwähnet habe. Ich will nur hier hinzuſetzen, daß unſer ehrlicher Geſchichtſchreiber, der ihr nur zwey Männer giebt, doch auch für ihre Jungfrauſchaft in folgenden merkwürdigen Ausdrücken Gewähr leiſtet. — Nachdem er erzählt, daß ſie zwölf Jahre ſich bey ihrem letzten Ehemanne, dem Könige Egfried, aufgehalten, und doch eine beſtändige Jungfrau glorreicher Reinigkeit geblieben ſey, fährt er fort: „Mich, und einige andere, die „an der Wahrheit einigermaßen zweifelten, „verſicherte der Biſchof Wilfried, ſeligen Andenkens, daß er ſelbſt der gewiſſeſte Zeuge „ihrer Reinigkeit ſey. Dem Egfried habe „ihm verſprochen, daß er demjenigen anſehnliche Ländereyen und viel Geld geben wolle, „wenn er die Königin bereden könnte, ſich ſei-

„ſeinen Umarmungen zu überlaſſen, da er ge„wiß überzeugt ſey, daß ſie keinen Mann ſo „ſehr als ihn liebe. Und wir dürfen um ſo „viel weniger zweifeln,“ fährt der ehrliche Beda fort, „daß auch dergleichen zu unſern „Zeiten geſchehen könne, da uns getreue Ge„ſchichtſchreiber verſichern, daß es im vorigen „Jahrhunderte eine Thatſache ſey, die mehr„malen geſchehen *).“

So

---

*) Cuius conſortio cum duodecim annis vteretur, perpetua tamen manſit virginitatis integritateglorioſa; ſicut mihimet ſciscitanti, cum hoc an ita eſſet quibusdam veniſſet in dubium, beatae memoriae Vilfrid episcopus referebat, dicens ſe teſtem integritatis eius eſſe certiſſimum: adeo vt Ecgfridus promiſerit ſe ei terras ac pecunias multas eſſe donaturum, ſi reginae poſſet perſuadere ejus vti connubio; quia ſciebat illam nullum virorum plus illo diligere. Nec diffidendum eſt noſtra etiam aetate fieri potuiſſe, quod aeuo praecedente aliquoties factum fideles hiſtoriae narrant.

Hiſt. Eccl. p. 162. edit. Cantab. 1722.

So lächerlich und wahnwitzig Anekdoten dieſer Art einem ekeln Kritiker ſcheinen mögen, ſo verdienen ſie doch vorzüglich die Aufmerkſamkeit eines wahren philoſophiſchen Beobachters, da ſie uns über den ſehr intereſſanten Zweig nützlicher Kenntniß, die Geſchichte der Sitten, Licht geben. Obgleich die Meynungen und Gewohnheiten unſers Zeitalters uns wenig Glauben an das Factum gewähren, das der ehrwürdige Beda ſo treuherzig behauptet; ſo kann doch auch der zweifelvollſte Leſer geneigt ſeyn, die Wahrheit deſſelben einzuräumen, wann er beherziget, daß in den Tagen der Aedilthryda, das Leben einer Nonne zu führen, für den höchſten Gipfel der menſchlichen Glückſeligkeit, und für den ſicherſten Freybrief zur menſchlichen Seligkeit gehalten wurde. Ja, die Mutter einer Nonne zu werden, wurde für ein Glück von ſo großer Wichtigkeit gehalten, daß einige gutherzige Damen ſich um dieſer Glückſeligkeit willen genügen ließen, den Glanz der Ehre, die aus dieſer enthaltſamen Tugend entſpringt, in der ſie ſelbſt ihren frommen Stolz ſuchten, aufzuopfern. Dieſe Anmerkung gründet ſich auf eine Geſchichte, die eben ſo merkwürdig, als die vorige iſt, und welche Dugdale ſeinem Monaſtikon aus der Handſchrift der Chroniken des John, Vicars von Tinmouth, einverleibt hat. Dieſer fromme Geſchichtſchreiber hat aufgezeichnet, daß ein Edelmann, den er Wolfhelmus nennt, nachdem er mit ſeiner Frau Kinder gezeugt, achtzehn Jahr mit ihr in vollkommener Enthaltſamkeit gelebt; als ein Engel dreymal erſchienen, und dieß keuſche Ehepaar ermuntert, ſich wieder einander zu nähern, damit ſie eine Braut Chriſti gebähre; alsdann aber wieder zu ihrer vorigen Keuſchheit zurück zu kehren *). Der Befehl des Engels ward nicht verabſäumet,

und

---

*) Ex vxore ſua liberos procreans, cum coniuge ſua octodecim annis, vſque ad prouectam aetatem, coelibem vitam duxit. Angelus autem Domini trina viſione vtrumque hortatus eſt vt conuenirent, quia ſponſam Chriſti generarent; et de caetero propoſitum ſeruarent.

Monaſticon Anglicanum, tom I. p. 256.

und die vom Himmel geleitete Vertraulichkeit gab der Wolfhildes das Leben, die eine Nonne von einer ſo ausgezeichneten Reinigkeit ward, daß ſie die groſſen Anerbietungen des Königs Edgar verwarf, und allen ſeinen verliebten Verfolgungen entgieng; obgleich Wenfleda, die Baſe dieſes wollüſtigen Monarchen, ſich herab ließ, die niedrige Dienerin ſeiner Lüſte zu ſeyn, und ſich des unedelſten Kunſtgriffs bediente, dieſe entſchloſſene und berühmte Jungfer zu verſtricken.

Doch, wenn es Zeiten gab, in denen die klöſterliche Keuſchheit ſo feſt ſchien, daß ſie ſelbſt die ungeſtümen Zudringlichkeiten einer königlichen Nachſtellung widerſtand, und über ſie ſiegte; ſo müſſen wir doch geſtehen, daß ſie zu andern Zeiten ein ganz verſchiedenes Anſehen bekam, und auf die letzt in die beweinenswürdigſte Schwachheit verfiel.

Der ehrwürdige Beda hat uns ſelbſt die klöſterlichen Ausſchweifungen in ſeinem Briefe an den Egbert auf das lebhafteſte geſchildert. Hier lernen wir, daß viele junge Mannsperſonen, die keine Kloſtergelübde gethan, Beſitz von Klöſtern nahmen, und, ſtatt daß ſie Dienſte nehmen, und für ihr Vaterland hätten fechten ſollen, wie es ihrem Alter und Stande ziemte, ſich der lüderlichſten Trägheit und Wolluſt überließen, und ſich ſogar der Jungfern nicht enthielten, die ſich Gott gewidmet hatten *).

Dugdale erzählt uns, daß unter der Regierung Heinrichs des Zweyten, die Nonnen von der Abtey Amsbury in Wiltſhire aus dieſem Kloſter wegen ihrer Unkeuſchheit vertrieben **) worden, und, um uns eine recht lebhafte Schilderung von dem gänzlichen Verfalle der klöſterlichen Keuſchheit zu geben, ſagt uns Biſchoff ſchof Burnet in ſeiner Reformationsgeſchichte, daß, als man auf Befehl Heinrichs des Achten die Nonnenklöſter unterſuchte, „ganze „Häuſer voll Kinder gefunden wurden *).“

---

*) Ideoque vacantes, ac ſine conjugio, exacto tempore pubertatis, nullo continentiae propoſito perdurent, atque hanc ob rem vel patriam ſuam, pro qua militare debuerant, trans mare abeuntes relinquant, vel majore ſcelere atque impudentia, qui propoſitum caſtitatis non habent, luxuriae ac fornicationi deſerviant, neque ab ipſis ſacratis Deo virginibus abſtineant.

Epiſtola Venerabilis Bedae ad Ecgbertum Antiſtitem.

**) Monaſticon, vol. 1. p. 191.

Wann wir überlegen, zu was für einer ſchrecklich drückenden Unthätigkeit, zu was für mannichfaltigen böſen Handlungen und Verbrechen die armen, jungen und ſchönen Bewohnerinnen der Klöſter oft verleitet wurden: ſo können wir die wohlwollenden Schriftſteller nicht genug bewundern, die; als der Strohm des religiöſen Vorurtheils für die klöſterliche Jungferſchaft noch alles mit ſich fortriß, Muth genug hatten, ſich dieſem Strohme zu widerſetzen, und das andächtige und zärtliche Geſchlecht wider einen ſo gefährlichen Ruf zu warnen. Aus dieſem Geſichtspunkte erſcheint mir der Charakter des Erasmus in dem liebenswürdigſten Lichte; und ſein Name muß der weiblichen Welt ganz vorzüglich ewig theuer ſeyn. Ob ihn gleich ſeine Studien und ſein kör-

---

*) Ich führe die eignen Worte des Biſchofs an. S. deſſen History of the Reformation, Vol. I. p. 190.

körperlicher Zuſtand größtentheils dahin führten, dieſe beredten Väter der Kirche, die die klöſterliche Jungferſchaft ſo übertrieben, beynahe göttlich zu verehren, ſo machte ihn doch ſein geſunder Verſtand und ſeine genaue Ueberſicht des menſchlichen Lebens fähig, das Elend, in welches die weibliche Jugend durch eine zu übereilte Wahl des Schleyers unaufhörlich geſtürzt wurde, richtig zu beurtheilen. Er kannte die unglücklichen Künſte, vermittelſt welcher die ſchlauen und heißhungrigen Mönche junge Frauenzimmer von reichen Familien zum Kloſterleben verführten, und äußerte ſeinen lebhaften und feinen Witz, um ſich einem ſo verderblichen Uebel zu widerſetzen. Es hat auch ſonſt nicht an berühmten Schriftſtellern gefehlet, die die Mißbräuche des Kloſterlebens geahndet haben: allein verſchiedene ihrer Werke, wie das bekannte von dem launigen Rabelais, ſcheinen aus einer eben ſo unreinen und verderblichen Quelle gefloſſen zu ſeyn, als immer in einem Kloſter entſpringen konnte, und ſind voll von einer Sprache, die jeden züchtigen Leſer beleidigen muß. So iſt es aber nicht

beym

beym Erasmus. Seine beyden Dialogen, die den Titel führen: die Jungfrau, ein Eheſcheu, und die reuige Jungfrau, ſind mit einer bewundernswürdigen Luſtigkeit geſchrieben, und ſcheinen ihm von einem wahren und keuſchen Verlangen, die Glückſeligkeit des weiblichen Geſchlechts zu befördern, eingegeben zu ſeyn.

Wie viele liebenswürdige Opfer werden in den Ländern Europens, wo ſich Nonnenklöſter noch befinden, dem Geize und der abgeſchmackten Ehrſucht unmenſchlicher Aeltern unaufhörlich gebracht! Das Elend dieſer Unglücklichen iſt durch einige wohlwollende franzöſiſche Schriftſteller, und neuerlich durch die reizende Erzählerin der Madame de Genlis, in ihren Briefen über die Erziehung aufs lebhafteſte geſchildert worden. In den meiſten dieſer herzrührenden Begebenheiten, die ſich auf den Mißbrauch der Klöſter gründen, kömmt das Unglück von den Aeltern, und fällt auf das Kind. Bisweilen hat ſich wohl das Gegentheil eräuget, und es hat Beyſpiele von unglücklichen Aeltern gegeben, die durch die fremne Verkehrtheit einer Tochter ſind' unglücklich geworden. Im vierzehnten Bande des ſehr unterhaltenden Buchs, berühmte Rechtshändel, (Cauſes célèbres.) ein Buch, welches die Lieblingslectüre des Voltäre geweſen ſeyn ſoll, findet ſich eine auffallende Geſchichte von einem ſehr jungen Mädchen, die durch fromme Betrügereyen verführet, ſich dem ausdrücklichen Willen ihrer Aeltern zuwider in ein Kloſter geworfen. Dieſe, nachdem ſie alle zärtliche Ueberredung vergebens angewandt, wagten es endlich, ihr verlorenes Kind durch einen rechtlichen Prozeß, dem Kloſter, wo ſie eingekerkert war, wieder zu entreiſſen. Die Streitſchriften über dieſen merkwürdigen Prozeß gehören vielleicht zu den beſten Proben von Beredtſamkeit, die von den franzöſiſchen Sachwaltern ausgearbeitet worden. Herr Gillet, der Advocat der Aeltern, ſtellt in den kühnſten und rührendſten Ausdrücken, die äuſſerſte Niederträchtigkeit dieſer frommen Verführung vor. Seine Beredtſamkeit ſchien die Richter zu ihrem Vortheile beſtimmt zu haben: aber die Sache des Aber-

glau-

glaubens wurde von einem Advocaten, der nicht weniger Beredſamkeit beſaß, verfochten, und fiel zu ſeinem Vortheile aus. Die unglücklichen Aeltern der Maria Vernat, (denn dieß war der Name des betrogenen Mädchens,) wurden verdammt, ihr auf immerdar zu entſagen, und dieſen ſchlauen Betſchweſtern, die ſie mit einer ſo frommen Miene um ihr Kind gebracht, noch eine anſehnliche Summe auszuzahlen.

Wann wir den mannichfaltigen Uebeln, die in den Klöſtern ihren Urſprung genommen, nachdenken, ſo haben wir die ſtärkſte Urſache, uns über die Reformation zu freuen und zu frohlocken, durch die in proteſtantiſchen Ländern die Nonnenklöſter abgeſchafft worden. Doch würde es eben ſo falſch als unbillig ſeyn, wenn man ſie alle als Herbergen der Schwelgerey anſehen wollte, da wir unterrichtet ſind, daß zu der Zeit ihrer Aufhebung einige unſerer Klöſter ſich durch die Reinigkeit ihrer Bewohnerinnen auf eine ſehr ehrenvolle Art auszeichneten. „Die Viſitatoren,“ ſagt Biſchof Burnet, „verwandten ſich ſehr ernſtlich für

„ein

„ein Nonnenkloſter in Oxfordſhire, Godſtow,
„wo ein ſehr ſtrenger Lebenswandel eingeführt
„war, und wo die meiſten jungen Frauen-
„zimmer der daſigen Gegend zur Erziehung
„hingeſchickt wurden; ſo daß auch der Adel
„des Landes den König ſehr bat, dieß Haus
„zu verſchonen: doch alles war umſonſt *).

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, könnte man unſtreitig Manches zum Beſten der Klöſter anführen: wenn man aber die Bewegungsgründe von beyden Seiten wohl erwäget; ſo glaube ich immer, daß jeder wahre Freund der weiblichen Unſchuld ſich über die vernünftigen Anſtalten freuen wird, die neuerlich unſere katholiſchen Nachbarn mit den Klöſtern vorgenommen haben, und welche mit der Zeit ihre gänzliche Abſchaffung hoffen laſſen **): eine Begebenheit, die, wie uns die Erfahrung gelehrt,

---

*) Hiſtory of the Reformation, vol. I. p. 238.

**) Eine ſehr verſtändige Anzeige ſolcher Veranſtaltungen findet ſich in dem Großherzogthum Toscana, in dem Annual-Regiſter von 1775. Hiſtory of Europe, p. 148.

gelehrt, der Reinigkeit der weiblichen Welt nichts weniger als nachtheilig iſt. Wie ich denn zur Ehre der Schweſterſchaft theuer verſichern kann, daß es bis auf den heutigen Tag mehr ächte alte Jungfern in England giebt, als es immer mehr in irgend einem Perioden unſerer Geſchichte kann gegeben haben, als noch unſere Inſel von Klöſtern voll war, jede Grafſchaft eine Menge Nonnen enthielt, und die Jungferſchaft zur größten Modeſucht gehörte.

* * *

Siebentes Kapitel.

Ueber einige alte Kloſterjungfern, die ſich durch literariſche Talente hervor gethan haben.

Wann wir nachdenken, was für eine unzähliche Menge von Jungfern ihr Leben in der klöſterlichen Ruhe zugebracht hat — über die geſchäftige Fähigkeit der weiblichen Seele nachdenken, und uns dabey erinnern, daß die Klöſter viele Zeitalter hindurch die Schatzkammern von der ganzen Gelehrſamkeit waren, die noch auf der Erde zurück blieb — ſo müſſen wir erſtaunen, wenn wir die ſehr geringe Anzahl alter Kloſterſchweſtern berechnen, die uns etwas von ihren literariſchen Produkten hinterlaſſen haben. Vielleicht kann es aber manche ſchöne und keuſche Schriftſtellerin gegeben haben, deren Namen und Werke mit Unrecht in eine ſchnelle Vergeſſenheit ſind begraben worden. Ich komme auf dieſe Muthmaßung, da ich gefunden habe, daß ein klöſterliſterliches und jungfräuliches Wunder von Gelehrſamkeit von unſern beſten Alterthumsforſchern auf eine ſeltſame Art überſehen, oder unter einer falſchen Geſtalt dargeſtellet worden: ich meyne die ſächſiſche, poetiſche Nonne Roswitha oder Roſovida *). Dieſe Dame, die um das Jahr 980 blühete, äußerte ihren poetiſchen Geiſt, um die Zahl der klöſterlichen alten Jungfern zu vermehren und zu befeſtigen. Sie ſchrieb ſechs dramatiſche Stücke zur Nachahmung des Terenz; aber von einem Inhalte, der von des römiſchen Dramendichter ſeinem ſehr verſchieden war, indem die Schauſpiele der jungfräulichen Schriftſtellerin zur Hauptabſicht hatten, ihre Nonnenſchweſtern zur Erhaltung ihrer Jungferſchaft zu ermuntern.

Wunderſam genug iſt es, daß dieſe dramatiſchen Seltenheiten ſo wenig unter uns bekannt ſind, zumal da doch einige unſerer fähigſten Gelehrten ſich vor nicht gar langer Zeit auf mühſame Unterſuchungen über den dunkeln Urſprung des neuern Drama eingelaſſen haben.

---

*) Auch Helena von Roſſow, im Kloſter Gandersheim. Anmerk. des Ueberſ.

Herr Warton in den Verbeſſerungen, die er ſeinem zweyten Bande über die Engliſche Poeſie zugeſetzt, hat zwar des Namens und Titels dieſer keuſchen und frommen dramatiſchen Schriftſtellerin Erwähnung gethan; ſchreibt aber ihre Stücke ihrem erſten Herausgeber, Conradus Celtes, zu, der ihre Schauſpiele nebſt andern heiligen Gedichten *) zu Nürnberg 1501. heraus gab.

Solche Verſehen ſind in einem, ſo mannichfaltige Dinge umfaſſenden und weitläuftigen Werke, als die vortreffliche Geſchichte der Engliſchen Dichtkunſt iſt, unvermeidlich; und ich habe das Vertrauen zu dem gelehrten und liebenswürdigen Verfaſſer, daß er mir es verdanken wird, daß ich ihm dieſen Irrthum gezeiget, und dadurch in Stand geſetzet habe, ſeine

---

*) Dergleichen iſt die Lebensgeſchichte des Kaiſer Otto des erſten in Heldenverſen, die ſie auf Befehl Otto des zweyten und der Aebtiſſin Gerberga verfertigte, ingleichen des heiligen Dionyſius und Pelagius, und der heiligen Agnes Märtyrer Tod. **Anm. des Uebers.**

ſeine unvorſetzliche Ungerechtigkeit gegen dieſen literariſchen Phönix des Kloſters wieder gut zu machen. Obgleich ihre Werke mit Anfange dieſes Jahrhunderts wieder aufgelegt worden, ſo ſind ſie doch ſo ſelten, daß ich die Bibliotheken von zweyen unſerer Univerſitäten, und auch noch einige anſehnliche Privatſammlungen dieſes Königreichs vergebens durchſucht habe, um eine Abſchrift von ihren keuſchen und intereſſanten Dramen aufzufinden. Immer habe ich es noch auf einige Zeit verſchoben, dieß Kapitel meines Verſuchs zu endigen, in der Hoffnung, daß mir ein Freund auf dem feſten Lande die Roſovida verſchaffen würde: aber, da dieſe ſeltene dramatiſche Schriftſtellerin meiner Erwartung gemäß nicht angekommen iſt, und dieſe Blätter mir für die Preſſe abgefodert wurden, ſo kann ich dem neugierigen Leſer nur ſo viel zu ſeiner Befriedigung ſagen, daß dieſe frühen Schauſpiele mit einem geſtochenen Bildniſſe des keuſchen Mädchens, die ſie geſchrieben, wirklich vorhanden ſind *).

---

*) Der Inhalt ihrer ſechs Schauſpiele wird

Es würde mir aber der Verluſt einer Gelegenheit, dieſen Verſuch durch Ueberſetzung aus dieſer merkwürdigen dramatiſchen alten Jungfer zu bereichern, vorzüglich leid thun, wenn ich nicht die Hoffnung vor mir hätte, ihren Verdienſten bey einer künftigen Gelegenheit vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Denn, wenn die keuſche Schweſterſchaft meine Bemühungen für ihren Dienſt mit der aufmunternden Gewogenheit beehrt, die ich von ihrer Neugierde und ihrem guten Herzen zu erwarten geneigt bin; ſo bin ich Willens, ihnen den Reſt meines ſchon vorgerückten Lebens zu widmen, und ein Werk ihnen zu Ehren zu verfertigen, an dem es der gelehrten Welt lange gefehlt hat, ich meyne ein biographiſches Wörterbuch berühmter alter Jungfern.

Da ich alſo ein ſo wichtiges Werk im Sinne habe, ſo will ich nicht dieſe kleinen Bändchen

---

vom Fabricius, in ſeiner Bibliotheca mediae & infimae Latinitatis angeführt. Das auffallendſte iſt das fünfte: Paphnutius über die Bekehrung der Thais, einer Buhlſchweſter.

chen mit den ſpaniſchen Thereſen *), den deutſchen Schurmaninnen **), den franzöſiſchen Scuderys ***), den niederländiſchen Bourignons

---

*) Die heilige Thereſe ſchrieb ihr eigenes Leben, das eine vollſtändige Erzählung ihrer vielfältigen Unterhaltungen mit den Engeln und dem Teufel enthält. Die beſte Ausgabe ihrer Werke iſt in zwey Quartbänden, Madrid 1752. Sie ſtarb 1582, und ward von Gregorius dem funfzehnten 1621. kanoniſiret.

**) Anna Maria Schurmanin, die ihrer groſſen Sprachenkenntniß wegen berühmt iſt, war zu Cölln geboren, hielt ſich zu Utrecht auf, und ſchlug einen Heyrathsantrag von dem berühmten Dichter, Penſionair Cats aus. Sie ſtarb in Friesland 1678. Das merkwürdigſte von ihren Büchern iſt eine logikaliſche Abhandlung in lateiniſcher Sprache, worinne ſie beweiſt, daß der weibliche Geiſt zur Erlernung der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften nicht ungeſchickt ſey.

***) Magdelene Scudery, vielleicht eine der offen vons *), kurz, mit einer der voluminöſen Jungfern anfüllen, die die verſchiedenen Reiche von Europa durch die Fruchtbarkeit ihrer from-

---

fenherzigſten und witzigſten unter den alten Jungfern. Ihre Romanen und andern Werke belaufen ſich auf ſechs und vierzig Bände. Sie ſtarb 1701. in einem Alter von 94. Ihr poetiſches Compliment an den Künſtler, der ihr Bildniß zeichnete, läßt uns ſo wohl auf ihre feine Geſtalt, als auf ihren ſanften Charakter ſchließen. Wenn daſſelbe etwas von ſeiner Nettigkeit in meiner Ueberſetzung verliert, ſo wird es wenigſtens ſeine Gutmüthigkeit behalten:

Welch zauberiſche Grazie
Beſeelt, Nanteuil, deine Hand!
Im Spiegel haß ich mein Geſicht,
In deinem Bilde lieb' ich es.

*) Antoinette Bourignon, geboren zu Lisla 1616, war eine ſchwärmeriſche alte Jungfer. Ob ſie gleich von Ihrer Jugend an häßlich war, ſo hatte ſie doch viele Schwürigkeiten und Müh-

frommen oder romantiſchen Federn in Erſtaunen geſetzt haben.

Mühſeligkeiten zu überſtehen, um ihre Keuſchheit zu erhalten; und eben ſo vielen Ungemächlichkeiten ſetzte ſie ſich auch durch ihre literariſche Arbeit aus, in der Hoffnung, die Welt durch die Bekanntmachung ihrer frommen Träumereyen zu erleuchten. Sie wurden in 21. Octavbänden mit einem Leben der keuſchen Verfaſſerin gedruckt, das eine ihrer Schülerinnen ſchrieb. Bayle hat uns eine ſehr lebhafte Nachricht ſo wohl von den Begebenheiten als Meynungen dieſer ſeltſamen Perſon gegeben, die eine eben ſo poßierliche Idee gehabt zu haben ſcheint, als die iſt, die Bayle bey dieſer Gelegenheit aus dem Comte de Gabalis anführet: „daß ein böſer Geiſt durch „ein gottloſes Kunſtſtück eine Jungfer, ohne „Nachtheil ihrer Keuſchheit, im Schlafe „ſchwängern könne. Die flamändiſche alte „Jungfer ſcheint eben nicht durch einen un„glücklichen Zufall, etwa in der eiteln Hoff„nung, Doch giebt es zwo alte Kloſterjungfern, die ſo merkwürdig, und doch ſo wenig in unſerm Lande bekannt ſind, daß ich die gegenwärtige Gelegenheit unmöglich vorbey laſſen kann, ihnen bey meinen ſchönen Leſerinnen einige Bekanntſchaft zu verſchaffen. Die erſte iſt eine fromme ſchwärmeriſche Jungfer von Venedig, die zwote, eine poetiſche Nonne von Mexico. Der venetianiſchen Jungfer, die in Frankreich unter dem Namen der Mutter Jeanne bekannt iſt, verdankt der berühmte franzöſiſche Reiſebeſchreiber, Wilhelm Poſtel, einen großen Theil der ſonderbaren Ideen, durch die er zu

Zei-

»nung, ihre verlorene Ehre wieder herzuſtellen, in die Verſuchung, dieſe Meynung anzunehmen, gekommen zu ſeyn. Denn ſie »beſaß, wie ihr Biograph ſagt, nicht nur die »vollkommenſte Keuſchheit, ſondern hatte auch »die Gabe, dieſe Tugend andern mitzutheilen, »eine Gabe, über die ſich der philoſophiſche »Bayle ſehr luſtig macht. Dieſe ſonderbare »Jungfer ſtarb in Friesland, im 46 Jahre ihres Alters.«

Zeiten Franz des erſten ein allgemeines Aufſehen erregte. Poſtel fand in dieſem freygebigen Monarchen, ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit wegen, um ſo viel mehr einen hohen Beſchützer, da ihm der gelehrte Enthuſiaſt zuverſichtlich eine allgemeine Herrſchaft verhieß. Durch dieſe Prophezeyhung zum Vortheile Frankreichs, zog ſich Poſtel die Feindſchaft einiger ſpaniſchen Jeſuiten in Rom zu, die ihn zwangen, dieſe Stadt zu verlaſſen, und nach Rom zu flüchten. Hier war es, wo die wundervolle Mutter Jeanne, die er als ein kleines altes Weiblein von vierzig *) beſchreibt, ihm dieſe Geheimniſſe mittheilte, womit er die Welt in einem kleinen Buche, italiäniſch geſchrieben, beſchenkte, deſſen Titel ſo ſeltſam iſt, daß ich davon hier eine Ueberſetzung einrücken will: „Die erſten Neuigkei-
„ten von einer andern Welt; das iſt, die wun-
„derbare Geſchichte (und nicht weniger nöthig
„und nützlich, von Jedermann geleſen und ver-
„ſtanden zu werden, als erſtaunend,) betitelt,
„die

---

*) Une petite vieille femmelette, de l'âge de cinquante ans.

„die venetianiſche Jungfrau — theils geſehen, „theils bewieſen, und aufs getreuſte niedergeſchrieben, „von Wilhelm Poſtel, Erſtgeborenen „der Wiedergeburt, und geiſtlichen Vater „der beſagten Jungfrau.“ — 1555. in Octav. Von dieſem höchſtſeltenen Buche ſoll Frankreich nur zwo Abſchriften haben; doch hat man ein franzöſiſches Werkchen von demſelben Verfaſſer, das dieſelbe Lehre enthält; die darinne beſteht, daß ſie den Weibern eine allgemeine Herrſchaft über die Welt ankündiget. Dieſe Herrſchaft iſt übrigens bloß geiſtlich, und bedeutet nichts mehr, als die Herrſchaft einer weit aufgeklärtern Vernunft, die nach dem Verfaſſer mit ſeiner venetianiſchen Jungfrau den Anfang nehmen, ſich über die ganze Welt ausbreiten, und die Oberherrſchaft des weiblichen Geſchlechts auf dieſe Art befeſtigen und verewigen ſoll. In wie weit die Lehre Poſtels ſich beſtätiget hat, und in wiefern die Schweſterſchaft vorzüglich dieſer allgemeinen Reinigkeit und Vollkommenheit der Vernunft, die dieſer gelehrte Mann zuerſt in ſeiner berühmten venetianiſchen alten Jungfer entdeckt, theilhaftig geworden, das iſt ein ſehr bedenklicher Punkt, den die Erfahrung meiner ſchönen Leſerinnen am beſten zu entſcheiden vermag.

Mittlerweile ſie die Sache unter einander ausmachen mögen, will ich nach Mexico eilen, und ihnen aus dieſer Stadt die Schweſter Juana Inez de la Cruz, eine andächtige Jungfer, vorſtellen, die ihrer poetiſchen Talente wegen ſo berühmt war, daß ſie mit dem Titel einer zehnten Muſe beehret wurde.

Juana war im November 1651. wenige Meilen von der Stadt Mexico geboren. Ihr Vater war einer von den vielen ſpaniſchen Herren, die durch ein Etabliſſement in Amerika ihren dürftigen Umſtänden abzuhelfen ſuchten, wo er ſich mit einem Frauenzimmer, die von ſpaniſchen Aeltern abſtammte, verheurathete. Ihre Tochter Juana hatte ſich in ihrer Kindheit ſchon durch eine ungewöhnliche Liebe für die Wiſſenſchaften, und durch eine wunderbare Leichtigkeit in Verfertigung ſpaniſcher Verſe hervor gethan. Ihre Aeltern ſchickten ſie in ihrem achten Jahre mit ihrem Oheim nach der

Stadt Mexico. Hier erhielt ſie den Vortheil einer gelehrten Erziehung: und da ihre außerordentlichen Talente eine allgemeine Hochachtung auf ſich zogen, nahm ſie die Gemahlin des Vicekoniges, Marquis de Mancera, in Schutz, und ſogar in ihrem ſiebenzehnten Jahre in deſſen Haus auf. Ein ſpaniſcher Lobredner der Juana erzählt eine merkwürdige Anekdote, die, wie er ſagt, ihm ſelbſt vom Vicekönig mitgetheilet wurde. Dieſer Herr, über die große Gelehrſamkeit der jungen Juana ganz in Erſtaunen geſetzt, lud vierzig der gelehrteſten Männer, die nur in ſeinem Lande aufzutreiben waren, ein, die ausgebreitete und gründliche Gelehrſamkeit der Juana zu prüfen. Die junge weibliche Gelehrte ward ohne Einſchränkung, aber ſehr höflich über die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft von Theologen, Philoſophen, Mathematikern, Geſchichtskundigen und Dichtern, gefragt; „und „ſo wie eine königliche Galeon *)“ (ich bediene mich der eigenen Worte Sr. Excellenz, des Vicekoniges, ſagt der ſpaniſche Schriftſteller) „ſo

---

*) Ein ſpaniſches Kriegsſchiff.

„ſo-wie eine königliche Galeon ſich ſelbſt gegen einige kleine Schaluppen, die einen Angriff auf ſie wagen, vertheidigen würde, „wand ſie ſich aus den verſchiedenen Fragen, „Einwürfen und Aufgaben heraus, die ihr je„der in ſeinem eigenen Fache vorlegte.

Den Beyfall, den ſie bey dieſer Hauptprobe ihrer Fähigkeiten erhielt, flößte aber der beſcheidenen Juana weder Eitelkeit noch Stolz ein. In der That war eine fromme Demuth der vornehmſte Zug in ihrem Charakter. Sie brachte ihr Leben nicht höher, als auf vier und vierzig, und von dieſen legte ſie ſieben und zwanzig, unter einer exemplariſchen Uebung aller gottſeligen Tugenden im Kloſter St. Geronimo zurück. Ihre ganze Freude waren Bücher, und ſie ſoll eine Bibliothek von 4000 Bänden gehabt haben: aber gegen den Beſchluß ihres Lebens brachte ſie der Mildthätigkeit ein ausnehmendes Opfer, indem ſie ihre geliebten Bücher zur Unterſtützung der Armen verkaufte. Wenig weibliche Schriftſteller ſind im Leben mehr geprieſen, und im Tode mehr beweint worden. Die Sammlung ihrer

Wer-

Werke, in drey Quartbänden, enthält eine Menge Lobſchriften in gebundener und ungebundener Rede, die auf dieſe keuſche Poetin von den berühmteſten Schriftſtellern Alt- und Neuſpaniens, verfertiget worden. Der verſtändigſte unter den ſpaniſchen Kunſtrichtern, Pater Feyjoo, hat über der Juana Schriften die allgemeine Kritik gemacht, „daß ihr Vorzug in Leichtigkeit und Zierlichkeit beſtehe, „daß es ihnen aber an Kraft fehle;“ ein Fehler, den man um ſo viel weniger erwartet, da der fromme Enthuſiasmus dieſer poetiſchen Nonne ſo weit gieng, daß ſie ihr Glaubensbekenntniß mit ihrem Blute niederſchrieb. Doch muß ich zur Vertheidigung der Juana gegen dieſen Kunſtrichter ſagen, daß ihre meiſten Gedichte eines Inhalts ſind, die keiner groſſen poetiſchen Energie fähig ſind. Viele ihrer Gedichte ſind Gelegenheitscomplimente an ihre Freunde: und in ihren heiligen Dramen brauchte es weiter nichts, als den abgeſchmackten Aberglauben ihres Vaterlandes, um alle poetiſche Erhabenheit zu vernichten.

In einer ihrer kürzern Produkte ſchildert ſie die Ungerechtigkeit der Mannsperſonen gegen ihr eigen Geſchlecht, und ich werde meine kurze Nachricht von dieſem bewundernswürdigen Mädchen mit einer Nachahmung ihrer Arbeit beſchließen, doch ſo, daß ich mir die Freyheit nehmen werde, einige Strophen wegzulaſſen. Mich däucht wenigſtens, daß es die angenehmſte Probe iſt, die ich aus ihren Gedichten wählen konnte, und um ſo viel mehr ein Plätzchen in dieſem Verſuche verdienet, da man es als eine Schutzſchrift für die alten Jungfern betrachten kann, die von einer ſo berühmten und angeſehenen Jungfer verfertiget worden.

*) Ihr Männer, die ohn' Urſach Ihr
Die Weiber oft ſo hart verklagt,
Wie ſchwach, da ihr von ihrer Schuld
Den größten Vorwurf ſelber tragt!

Sie

---

*) Hombres necios, que acuſais
A la muger ſin razon;
Sin ver, que ſois la ocaſion
De lo miſmo, que culpais, &c.

Sie widerſtehn; Ihr kämpft, und habt
Ihr ſie zum Schweigen nun gebracht:
So gebt ihr ihnen Leichtſinn Schuld,
Da Ihr leichtſinnig ſie gemacht.

Des Weibes Schwachheit fürchtet Ihr,
Und preiſt uns eure Tapferkeit:
So macht ein Kind ſich ein Geſpenſt,
Und läuft alsdann davor und ſchreyt.

Ein Mädchen ſoll gefällig, dreuſt,
Wie eine Thais ſeyn, als Braut;
Und keuſch, wie die Lucretia,
So bald ſie euch iſt angetraut.

Das muß, er ſey auch wer er ſey,
Ein Thor der erſten Größe ſeyn,
Der erſt ein Glaß behaucht, und dann
Sich klagt, es ſey nicht hell und rein.

Undankbar, ungerecht belegt
Ihr Lieb und Haß mit gleicher Schmach:
Tyranniſch heißt, die widerſteht;
Und iſt ſie zärtlich, heißt ſie ſchwach.

So wiſst Ihr niemals, was Ihr wollt;
Verdammt nach Launen alle gleich:
Die eine ſcheltet Ihr zu hart,
Die andre ſcheltet Ihr zu weich.

Iſt dann die Spröde eures Zorns,
Die Sanfte der Verachtung werth;
Wie muſs denn die gebildet ſeyn,
Die euer Wankelmuth begehrt?

Weit beſſer, da ſich euer Stolz
Und Herrſchbegier ſo oft vergiſst,
Man kümmert wenig ſich um euch,
Und bleibet ewig, was man iſt.

Achtes Kapitel.

Ueber einige Jungfern aus der neuen Welt.

Einige der ſpaniſchen Schriftſteller, die uns frühzeitig einige Nachricht von der weſtlichen Welt gegeben, nachdem ſie erſt entdeckt worden, und begierig waren, uns etwas davon wiſſen zu laſſen, haben die Wolluſt und das ſklaviſche Weſen der amerikaniſchen Weiber mit Farben beſchrieben, die der menſchlichen Natur keine Ehre bringen. Die Erzählungen des Peter Cieca von Leon hauptſächlich, ſtellen uns dieſe unbeſcheidenen, wilden Schönen, aus einem ſo traurigen Geſichtspunkte dar, daß man glauben ſollte, die neue Welt, ob ſie gleich ſo reich an manchen ſchätzbaren Produkten iſt, habe nie eine alte Jungfer hervorgebracht. Zu gutem Glücke aber, daß zur Ehre der Schweſterſchaft in dieſem Lande ein ſpaniſcher Geſchichtſchreiber aufgeſtanden iſt, der von einer Prinzeßin aus Peru abſtammt, und mit patriotiſcher Wärme das edle Geſchäfte übernommen, die Reinigkeit der peruvianiſchen Mädchen zu vertheidigen. Der Inca Garcilaſo de la Vega öffnet das vierte Buch ſeines königlichen Commentars mit einem umſtändlichen Bericht von den, der Sonne gewidmeten Jungfrauen. — „In der falſchen Religion von Peru,“ ſagt der Geſchichtſchreiber, „waren doch verſchiedene Dinge wirklich groß und verehrungswürdig. Eines dergleichen iſt die Gelübde einer ewigen „Jungferſchaft, welche die Mädchen in verſchiedenen einſamen Häuſern, die für ſie in „vielen Provinzen des Reichs erbauet ſind, „beyzubehalten ſich verpflichten. Damit man „aber verſtehen möge, was für Frauenzimmer „das ſind, wem ſie ſich widmen, und was für „Pflichten ſie auf ſich haben, ſo will ich dieß „umſtändlich beſchreiben, da die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber, die dieſen Punkt abgehandelt haben, darüber nach dem gemeinen „Sprüchworte weggelaufen ſind, wie die **Katze** „**über die Kohlen.** *)“

---

*) Como Gato por braſas.

Dieſer berühmte Schriftſteller läßt ſich denn auf einen umſtändlichen Bericht von dieſen religiöſen Jungfern ein, und beſchreibt, nach ſeiner eignen Kenntniß von der Sache, die Lage des Gebäudes in der Stadt Cuſco, wo ſie vormals ihren Aufenthalt hatten, ganz genau. — Er widerſpricht in Anſehung ihrer der allgemeinen Meynung, und beweiſt ſehr deutlich, daß ſie niemals den Tempel der Sonne bewohnten, oder darinnen als Prieſterinnen dienten: hingegen verſichert er, daß die Incas ganz vorzüglich Sorge trugen, daß keine Mannsperſon die Wohnung dieſer einſamen Mädchen betreten, und eben ſo wenig eine Weibsperſon in den Tempel der Sonne gehen durfte — Zwey verſchiedene Gebäude, die ſehr weit von einander liegen, und von denen Garcilaſo ſagt, daß er ſie beyde ganz geſehen, und daß ſie von den Peruvianern bey dem merkwürdigen Brande, als ſie in einer Empörung gegen ihre ſpaniſchen Unterdrücker die Stadt Cusco anzündeten, mit einer ganz beſondern Verehrung erhalten worden.

Obgleich dieſe Jungfern nicht in dem Tempel der Sonne wohnen durften, ſo ſah man ſie doch als die Weiber dieſer glänzenden Macht an, die ſie als den Stammvater ihrer Fürſten verehrten. Sie waren alle von königlichem Geblüte — ihre Zahl war nicht eingeſchränkt, „ſondern ſtieg gemeiniglich," wie der Geſchichtſchreiber ſagt, „auf mehr denn funfzehnhundert."

Dieſe geſchickten Mädchen arbeiteten beſtändig für ihren ſo benannten Ehemann, die Sonne: und da dieſer keine von den herrlichen Kleidungen, die ſie für ihn zubereiteten, tragen konnte, ſo pflegten ſie ſeinem natürlichen Erben, den regierenden Juca, mit den reichen und zierlichen Werken ihrer Hand zu beſchenken. Merkwürdig iſt es, daß dieſe abgeſonderten Jungfern eben der unmenſchlichen Strafe unterworfen waren, womit die ſchwachen Veſtalinnen in Rom belegt wurden. Doch verfuhr das peruvianiſche Geſetz mit dem, der ſie zur Uebertretung ihres Keuſchheitsgelübdes verführte, noch weit ſtrenger, als das römiſche, indem es dem Verbrecher nicht nur das Leben nahm, ſondern ſich auch auf alle ſeine unglücklichen Verwandten erſtreckte. Alle ſeine Beſitzungen wurden geſchleifet, damit die Erde keine Spur von dem Verwegenen übrig behielt, der gottloſer Weiſe eine heilige Braut der Sonne verführt hätte.

Allein, ob die Mädchen von Peru ein keuſcher Temperament hatten, als die römiſchen Veſtalinnen, oder ob die peruvianiſchen Helden nicht den kühnen Charakter, wie die römiſchen, beſaßen, die es wagten, ſich in das tiefſte Verbrechen zu ſtürzen — genug, man verſichert uns, daß Cusco nie das ſchreckliche Schauſpiel, wie Rom, Jungfrauen, die ſich ihre Schwachheit übereilen laſſen, lebendig begraben ſah. — „Das Geſetz brachte es ſo „mit,“ ſagt der Geſchichtſchreiber von Peru: „doch hat man nie ein ſolches Urtheil vollziehen ſehen, da man nie eine Perſon gefunden, „die es übertreten hätte.“

Der Abſcheu und Unwille, mit welchem die Peruvianer die ſpaniſchen Böſewichter betrachteten, die dieß jungfräuliche Heiligthum ſchändeten, iſt von dem Dr. **Warton** in dem geiſtvollen

vollen Gedichte, der ſterbende Indianer, ſehr glücklich ausgedrückt. Der Krieger frohlockt über ſeinen Tod in dem Gedanken, daß er die geſchändete Mädchen ſeines Vaterlandes gerächt habe:

O Sohn! mein Sohn!
Ich fühl' in meiner Bruſt das Gift geſchäftig. —
Komm, nahe dich! und bring' mir meine Krone
Geſchmücket mit dem Zahn des frechen Chriſten,
Der es gewagt, die Jungfrauen der Sonne
Zuerſt zu ſchänden — —
Ich merkte mir den Ort, wo der Verräther
Sie hinbegraben, ſtahl um Mitternacht
Mich an ſein Grab, entriß hier ſein Gebein
Der Erd', und warf den giftgen Fliegen es
Zum Raube hin. Erhalte dieſe Krone
Mit heilgem Schweigen. *)

Die Communität der heiligen Jungfern hat einige Jahrhunderte durch gedauert, ehe das unglückliche Reich ein Opfer des ſpaniſchen Chr-

---

*) Dodsley's Poems, Vol. IV. p. 2c6.

Ehrgeizes, der Heucheley und der Unterdrückung ward: inzwiſchen werden die hiſtoriſchen Skeptiker, die ſo gern Zweifel wider die Exiſtenz einer entfernten Tugend erregen, mit einiger Wahrſcheinlichkeit einwenden, daß dieſe zahlreiche Gemeinſchaft der ſo benannten Jungfern vielleicht niemals eine ächte alte Jungfer enthalten habe. Sie werden ſagen, daß, da der regierende Inca das Recht hatte, dieſe einſamen abgeſonderten Jungfern zu beſuchen, (da er bekanntermaßen der Stellvertreter dieſes groſſen glänzenden Lichtkörpers war, gegen den ſich alle zu einem ehelichen Gehorſam verpflichteten,) daß, ſage ich, jedes Jungfernweib der Sonne begierig war, ihre Heurath durch die Bereitwilligkeit, mit der ſie die Liebkoſungen ſeines gebietenden Repräſentanten annahmen, zu vollziehen.

Allein um einen ſo zweifelſüchtigen Einwurf gegen die beſtändige Jungferſchaft der peruvianiſchen Nonnen zu entkräften, wird es genug ſeyn, zu bemerken, daß, außer den funfzehnhundert Jungfrauen, die in Cusco eingeſperrt waren, es noch viele einſame Häuſer in ver-

ſchie-

ſchiedenen Provinzen des Reichs gab, wo die liebenswürdigſten Mädchen, als Weiber oder Beyſchläferinnen des regierenden Inca abgeſondert waren. Die gewiſſenhafte Ehrfurcht aber, die die ſchönen Peruvianerinnen für ihren Fürſten hatten, gieng ſo weit, daß, wenn wir ihren Geſchichtſchreibern glauben, jede ſchöne Jungfer es für das höchſte Glück ihres Lebens hielt, lebenslang eine Gefangene auf die bloße Hoffnung zu ſeyn, Etwas zu dem Vergnügen ihres königlichen Herrn beytragen zu können.

Der galante Garcilaſo beeifert ſich ſo ſehr für die Keuſchheit der ſchönen Peruvianerinnen, daß er uns unterrichtet, es habe noch andere Frauenzimmer gegeben, die nicht in einem Stande der Abſonderung von der Geſellſchaft gelebt hätten, ſich aber doch durch ein Gelübde zu einer ewigen Jungfer anheiſchig gemacht, welches ſie heilig gehalten hätten. Er verſichert uns, daß er mit einem ſehr verehrungswürdigen alten Frauenzimmer von dieſer Claſſe perſönlich ſey bekannt geweſen, die eine Verwandtin und Freundin der Prinzeßin ſeiner Mutter war. Wer nun dieß ehrenvolle Zeugniß für ihre Keuſchheit wohl beherziget, wird leicht einräumen, daß es urſprünglich alte Jungfern in der weſtlichen Welt gegeben, ehe ſie noch von ihren Europäiſchen Räubern waren erleuchtet worden.

Ich kann dieſen Gegenſtand, den ich hier abgehandelt habe, nicht verlaſſen, ohne noch dem unſterblichen, obgleich erdichteten Mädchen von Peru, der Zilia, der Madame de Grafigny, meine gerechte Hochachtung zu bezeigen. — Wer mit den Jungfern der Sonne etwas näher bekannt zu ſeyn wünſcht, wird in den peruvianiſchen Briefen eben ſo viel Unterricht als Vergnügen finden; einem Werke, das wegen der feinen Empfindungen und lebhaften Beſchreibung keiner Schrift weichet, die die literariſche Welt der zarten und feurigen Einbildungskraft eines Frauenzimmers zu verdanken hat.

Neuntes Kapitel.

Ueber die Hochachtung, die unſere Nordiſchen Vorfahren den alten Jungfern erwieſen haben.

Unter allen Völkern des Erdbodens giebt es keine, denen die Schweſterſchaft der alten Jungfern wohl mehr zu verdanken hat, als unſere tapfern nordiſchen Vorfahren. Die männlichen und edelmüthigen Gothen haben ſich dadurch, daß ſie für das ſchöne Geſchlecht die zärtlichſte Achtung hatten, und auf die Tugend der Keuſchheit den höchſten Werth ſetzten, einen Ruhm erworben,

»Der allen Ruhm
»Von Griechenland und Rom weit überſteigt.«

Dem Glaubensbekenntniſſe dieſer galanten Völker zu Folge, wurde die Jungfrau, die in einer unbefleckten Keuſchheit ſtarb, mit vorzüglicher Ehre, ſo wie der Krieger, der in der Schlacht fiel, in ihrem Valhalla, oder Tod-

ten-

tenpalaſte zugelaſſen *). Unter den Göttinnen, die in der unterhaltenden Sammlung gothiſcher Fabeln der Edda vorkommen, finden wir auch zwo Jungfern, die Fylla und Geſione. Das Amt der letzten war, über die Mädchen nach ihrem Tode zu präſidiren. Die Halle des Odin und das Paradies des Muhamed, haben viel Aehnliches mit einander. Die Seligkeit, welche die abgeſchiedenen Krieger in dieſen zwo Gegenden ewiger Glückſeligkeit der Meynung nach genießen, ſcheint hauptſächlich darinne beſtanden zu haben, daß ſie Jungfern zur Aufwartung hatten; und der gelehrte Keysler vermuthet, daß Muhamed von den alten Scythen dieſe reizende Vorſtellung genommen habe **).

Da

---

*) In ejus (Frejae) aulam etiam veniebant e ſequiore ſexu, quae virgines obiiſſent.
Keysler, Antiq. Septentr. pag. 180.

**) Mahomet enim nihil noui hac parte effinxit et pollicitus eſt aſſeclis; ſed quod in vicinis gentibus, Scytharum progenie, et Turcis inprimis forte videbat ſuis arridere, id in nouam, Das Gothiſche Mädchen, das bey ihrer Keuſchheit beharrete, hatte in den Gebieten des Todes einen Anſpruch auf eine vorzügliche Stelle, weil ſie nach dem Volksglauben ihres Vaterlands bey ihrem Leben Prüfungen von einer außerordentlichen und fürchterlichen Art, die von dem Einfluſſe der Runiſchen Zauberey her kam, ausgeſetzt war. In dem ſonderbaren kleinen Gedichte, in welchem Odin ſeine eigenen magiſchen Kräfte her erzählt, ſagt er, „daß er ein gewiſſes Zaubermittel beſäße, wodurch er das Herz jedes ſpröden Mädchens ändern, und gänzlich zu ſeinem Wünſchen neigen könne *). — Und lange nach der Zeit „des Odin,“ ſagt Bartholin, „war man der „Meynung, daß durch eine gewiſſe Runiſche „Zuſammenſetzung das Herz eines Frauenzimmers, und wann es der Liebe noch ſo abgeneigt wäre, dahin könne gebracht werden, „daß ſie ſich den Bitten ihres Bewunderers

„gefäl-

nouam, quam adornabat, religionem transtulit.

Ibid. pag. 152.

*) Bartholin. Antiq. Dan. p. 658.

„gefällig bezeigte — Wenn aber der Liebhaber,
„der ſich dieſer verliebten Zauberey bedienen
„wollte, ſelbſt bey der Zeichnung eines
„einzelnen Buchſtaben des Zaubers einen Fehler
„begieng, raubte er ſeiner Schönen, ſtatt
„ihr Liebe einzuflößen, die Geſundheit, und
„brachte ſo viel körperliche Schwachheiten über
„ſie, daß ſie bloß durch einen geſchicktern Meiſter
„dieſer wichtigen Zauberey wieder konnte geheilet
„werden, der den Irrthum des unvollkommenen
„Zaubermittels entdecken, und dem
„Uebel durch einen neuen Zauberſpruch abhelfen
„konnte.“

Zu Beſtätigung dieſer gemeinen Meynung beruft ſich unſer Schriftſteller auf eine kleine Geſchichte, welche beweiſt, was für ein Unglück es für ein Gothiſches Mädchen ſeyn konnte, von einem Dummkopfe geliebt zu werden.

Der Inhalt dieſer Geſchichte iſt folgender: — Helga, die Tochter des Thorſin, verfiel in eine große Schwachheit, ſowohl des Leibes als der Seele, durch einen dieſer verliebten Zauberſprüche, der durch einen dreuſten, aber unwiſſenden, bäuriſchen Menſchen, war geſchrieben worden, welcher erſt vergebens um ſie geworben, nachgehends aber eben ſo vergebens ſie zu einer unerlaubten Vertraulichkeit zu verführen geſucht hatte. Der Urſprung von dieſes Fräuleins Uebel ward entdeckt, und ſie durch höhere magiſche Talente des Dichters Egill wieder hergeſtellt.

Wenn die Nordiſchen Helden, da ſie ſo viel körperliche Stärke beſaßen, auch noch dieſen zauberiſchen Einfluß über die Herzen des ſchönen Geſchlechts hatten; ſo verdienen ſie wahrhaftig unſere Hochachtung, daß ſie ſich ihrer zwiefachen Gewalt mit ſo bewundernswürdiger Mäßigung und Großmuth bedienten. Die Gothen waren nicht nur auf die weibliche Ehre der Damen ihres Volks ganz vorzüglich aufmerkſam; ſondern ſie bezeigten ſelbſt in den ausgelaſſenſten Stunden des Siegs und der Plünderung für die Keuſchheit ihrer gefangenen Schönen die größte Ehrerbietung. Als der Gothiſche König Totila ſich ſelbſt Meiſter von Rom machte, wandte er alle mögliche Sorgfalt an, die Frauenzimmer vor der Gewaltthätigkeit ſeiner Soldaten in Sicherheit zu ſtellen, ſo, daß, nach dem Geſchichtſchreiber Procopius, „nicht eine einzige Jungfer, Matrone, oder Wittwe, entehret wurde *).“

Vor dieſer Begebenheit beklagte ſich ein Italiäner, Namens Calaber, bey dem Gothiſchen Monarchen, daß ſeine Tochter durch einen angeſehenen Officier von deſſen Heer Gewalt gelitten hätte. Der großmüthige Fürſt verdammte den Verbrecher zum Tode, obgleich die Gothiſchen Feldherren wegen ſeiner kriegeriſchen Fähigkeiten für ihn baten. Totila beantwortete ihre Vorſtellungen mit einer wahren königlichen Rede. — Die Edeln gaben der Gerechtigkeit des **Königs** nach. Der vornehme Ehrenſchänder ward ſeines Verbrechens wegen hingerichtet, und ſein Eigenthum dem genothzüchtigten Mädchen gegeben **).

Ei-

---

*) Ita, vt non virginis, non matrisfamilias, non viduae vllius corpori illuſum ſit: vnde magna illi modeſtiae fama. —

Procopii lib. III. — Grotii Hiſt. Goth. p. 356.

**) Perſuaſi dictis Gothi pro ſatellite haud vltra depre-

Eine zärtliche Ehrerbietung für das ſchöne Geſchlecht war bey den nordiſchen Barbaren ein Charakterzug, für den ſchon Cäſar und Tacitus ein weit früheres und ſehr ehrenvolles Zeugniß abgelegt haben. Der letzte hat die Namen der beyden Nordiſchen alten Jungfern erhalten, die allem Anſcheine nach von ihren galanten Landsleuten wegen ihrer prophetiſchen Scharfſicht göttlich verehret worden. Die vornehmſte von dieſen war Veleda, eine Jungfer, die ein ausgebreitetes Anſehen über das kriegeriſche Volk der Bructerer hatte, welche, wie Tacitus ſagt, nach der Gewohnheit der Deutſchen, ihre prophetiſchen Frauenzimmer als Göttinnen zu verehren pflegten. Veleda behauptete ihre Würde mit aller der Vorſicht, die ſich für ein Mädchen von einem ſo wichtigen Charakter ſchickt. Sie wohnte in einem hohen Thurme, und ließ die römiſchen Abge-

---

deprecabantur; ſed regem ſinebant de eo quod vellet agere. Is haud multo poſt homini vitam ademit. Pecunias, quaecunque ejus fuerant, ſtuprum paſſae dedit.

Grotii Hiſt. Goth. pag. 324.

ordneten, die ſich mit ihr zu unterreden wünſchten *), nicht vor: doch nahm dieſe keuſche Prophetin an dem Unglücke ihrer braven Landsleute Theil, ward ein Opfer der römiſchen Tyranney, und ſoll, wie man glaubt, während der Regierung des Veſpaſian in Rom gefangen geweſen ſeyn. Sie hatte übrigens in ihrem heiligen Beruf eine jungfräuliche Nachfolgerin, deren Name Ganna war; und aus dieſem Umſtande ſucht Herr Pelloutier in ſeiner fleißigen Geſchichte der Celten mit großer Wahrſcheinlichkeit darzuthun, daß bey dem deutſchen Stamme der Bructerer eine regelmäßige Reihenfolge prophetiſcher alter Jungfern ſtatt gefunden habe **).

Der geſchäftige Muth und die enthuſiaſtiſche Gallanterie, welche die männlichen Barbaren Nordens ſelbſt in ihrem roheſten Zuſtande entdeckten, brachte im Fortgange der Zeit das ſonderbare und herrliche Denkmal des Gothiſchen

---

*) Sed coram adire, alloquique Veledam, negatum. Arcebantur aſpectu, quo venerationis plus ineſſet.

Tacit. Hiſt. lib. IV.

**) Hiſtoire des Celtes, livre IV. cap. 18.

thiſchen Genies, das Ritterweſen hervor; eine Stiftung, die in gewiſſen Abſichten alles überſteigt, was wir in dem alten Rom und Griechenlande finden; ja eine für die Schweſterſchaft der alten Jungfern ganz beſonders intereſſante Stiftung, da einer ihrer Hauptgegenſtände die Erhaltung der Jungferſchaft war.

Ein gelehrter Prälat unſerer Kirche hat in einer Reihe Briefen dieſe edle Stiftung aufzuklären, und die Ehre des Gothiſchen Charakters zu retten geſucht: — zum Unglück aber hat er zwo Bemerkungen gemacht, die den Charakter, den er zu erheben wünſcht, gerade herab würdigen möchten, wenn ſie nicht, wie ſo viele ſeiner kritiſchen Meynungen, ganz ohne allen Grund wären. Da dieſe zwo Bemerkungen die Jungfern und ihre keuſchen Gothiſchen Bewunderer und Vertheidiger angehen, ſo will ich beyde prüfen. Der gelehrte Biſchof behauptet, daß der griechiſche Held oder Halbgott, und der Gothiſche Ritter, einander vollkommen ähnliche Charaktere wären, oder, damit ich mich ſeiner eigenen Worte bediene, „daß der Griechiſche Bacchus und Her„kules die **wahren Gegenbilder** von Sir „Launcelot und Amadis von Gallien wären *).“ In der That beruft er ſich auf das große Anſehen des Spenſer in Anſehung dieſer Vergleichung: allein eine leichte Aehnlichkeit in Tapferkeit und Sieg war zu der Abſicht des Dichters genug. Der Kunſtrichter, der den Gothiſchen Namen zu vergrößern ſuchte, ſtatt dieß poetiſche Gleichniß anzunehmen, hätte zeigen ſollen, wie die Griechen von den edlern und tugendhaftern Gothen unterſchieden waren. In dem großen Punkte einer edelmüthigen Keuſchheit war dieſer Unterſchied auffallend. In dem griechiſchen Gedichte, worinne der Begebenheiten des Bacchus gedacht wird, iſt eine ſeiner Hauptthaten, daß er einer ſchlafenden Nymphe Gewalt **) anthut; und die Unenthaltſamkeit des Herkules war ſo bekannt, (ich will nichts davon erwähnen, daß er eine Amazoniſche Prinzeſſin ihres Gürtels beraubte,)

---

*) Hurds Briefe über das Ritterweſen, (Letters on Chivalry.) vierter Brief.

**) Nonni Dionys. Lib. XLVIII.

beraubte,) daß er, nach der Erzählung des Herodot, mit einem weiblichen Ungeheuer in Scythien eine Gemeinſchaft ſoll gehabt haben *). Wenn die Gothiſchen Helden, Sir Launcelot und Amadis wieder aufleben ſollten, würden ſie keine Beſtrafung hart genug für diejenigen Kunſtrichter finden, die ſich erfrechen wollten, ſie die genauſten Gegenbilder jener griechiſchen Ehrenräuber zu nennen. In der That könnte keine Vergleichung ſchimpflicher für ſie ſeyn: denn in dem heroiſchen Zeitalter ſcheint der griechiſche Held ſich mit jeder Jungfrau, die ihm in die Hände fiel, unverzeihliche Freyheiten genommen zu haben: da hingegen der Gothiſche Ritter nicht allein die Keuſchheit jedes Mädchens, das in Gefahr war, vertheidigte, ſondern oft durch die feyerlichſten Gelübde ſich für verbunden hielt, ſeine eigne Keuſchheit zu behaupten. — Die zwote Anmerkung des gelehrten Biſchofs iſt dem reinen und edelmüthigen Helden der Gothiſchen oder Feudalaltern eben ſo nachtheilig: denn es ſetzt voraus, „daß die Lehnsrechtliche Galan-

---

*) Herodot. lib. IV.

„terie ſich auf das Freyheitsrecht der Lehnsfolge gründete, welches die Frauenzimmer damals beſaßen *);“ oder mit andern Worten, daß die Gothiſchen Ritter für die Schönen, bloß ihres Ranges und Reichthums wegen, und nicht um ihrer Schönheit und Tugend willen, die große Verehrung hatten. Freylich mögen ſolche Gedanken wohl auf die höfiſchen Sitten eines Prieſters im achtzehnten Jahrhunderte einen ſolchen Einfluß gehabt haben; allein, eine ſehr leichte Bekanntſchaft mit der Geſchichte und den Romanen aus der Ritterzeit iſt zureichend, uns zu überzeugen, daß dergleichen Geſinnungen in den reinſten Tagen des ritterlichen Zeitalters, nie in eines wahren Ritters Herz gekommen iſt.

Wie vorzüglich aber die Tugend der Schönen vor ihrem Rang von der galanten Sippſchaft dieſes Perioden verehret worden, davon giebt uns eine Anekdote, die uns der unermüdete Forſcher in den Annalen des Ritterweſens, Herr de Sainte Palaye, erzählt, ein auffallendes Beyſpiel.

Die-

---

*) Letters on Chivalry.

Dieſer leſenswürdige Schriftſteller belehret uns, daß der Chevalier de la Tour in ſeinem Unterrichte an ſeine Töchter, um das Jahr 1371, eines Ritters gedenkt, „der, als er bey den Schlöſſern vorbey gieng, die von Damen bewohnt wurden, er ein Schandzeichen an die Wohnung derjenigen heftete, die nicht werth waren, Ehrenfeſte und tugendſame Ritter aufzunehmen. Zu gleicher Zeit aber gewährte er denen ein gerechtes Lob, deren Verdienſte einer öffentlichen Verehrung würdig waren *)."

Dieſe ſich einſchmeichelnde platoniſche Liebe, die ſich mit den Sitten des Ritterweſens vermiſchte, mag vielleicht oft die Keuſchheit einer entſchloſſenen Jungfrau untergraben haben. Es würde eine, der Neugier nicht unwerthe Speculation ſeyn, wenn man unterſuchen wollte, in wie fern dieſe verfeinerte Leidenſchaft eine verrätheriſche Verwüſterin alter Jungfern geweſen, und ihrem Steigen und Fallen in den verſchiedenen Zeitaltern nachzuſpüren: doch,

---

*) Mémoires ſur l'Ancienne Chevalerie, tom. I. p. 86.

doch, da ich fürchte, ich möchte verführet werden, dieß kleine Werk zu einer fürchterlichen Größe aufzutreiben; ſo mag es genug ſeyn, dieß als einen Gegenſtand, der einer Unterſuchung meiner philoſophiſchen Brüder würdig wäre, anzuzeigen, und nur die Bemerkung hinzuzuthun, daß dieſe keuſche, aber gefährliche Neigung, am Engliſchen Hofe im Jahre 1634 ſehr Mode war, wie uns einer von Holwells vertrauten Briefen belehren kann *); und daß ſie mit vielem Geiſte in einer Komödie von Sir William Davenant, die platoniſchen Liebhaber benannt, und 1636. vorgeſtellt, lächerlich gemacht wird.

Doch wieder auf die Zeiten des Ritterweſens zu kommen. — Ungeachtet dieſe gefährliche platoniſche Liebe dazumal ſehr die Oberhand gewann, ſo gab der Geiſt der Zeit allen edelmüthigen Empfindungen eine ſolche Treue, und zugleich eine ſolche Kraft, daß ich überzeugt bin, daß manches liebenswürdige Fräulein aus dieſem Perioden eine vollkommne alte Jungfer, bloß aus einer getreuen Zärtlichkeit für

---

*) Vol. I. pag. 259.

für das Andenken eines galanten verſtorbenen Bewunderers geworden iſt. So halte ich die zärtliche Melesinda, Gräfin von Tripoli, in Paläſtina, für eine höchſt verehrungswürdige alte Jungfer von dieſer Gattung. Der romantiſche Troubadour Geoffrey Rudel, wurde auf die bloße Erzählung ihrer Reizungen in ihre Schönheit verliebt. Er gieng über die See, ſich ihr zu Füßen zu werfen. Unter Weges ward er von einer Krankheit befallen, und als man ihn ans Ufer brachte, hielt man ihn für todt. Die ſonderbare Liebe des Ritters rührte die zarte Seele der Gräfin. Sie eilte, dieß galante Opfer der Zärtlichkeit zu beſuchen. Noch athmete er — erhielt ihre mitleidigen Umarmungen, und gab unter Ausdrückungen des größten Entzückens über die Glückſeligkeit, in ihren Armen zu ſterben, den Geiſt auf. Die Gräfin beehrte ſeine Gebeine mit einem prächtigen Leichenbegängniſſe, und begab ſich, um ihn zu beweinen, Lebenslang in die keuſche Einſamkeit eines Kloſters *).

So

---

*) Hiſtoire des Troubadours, tom. I. p. 89.

So ſeltſam es auch klingen mag, ſo hat man doch ſehr oft gefunden, daß die Jungferſchaft durch die Liebe eines Mannes die vorzüglichſte Stütze erhalten; ein Paradoxon, das durch die vorhergehende Geſchichte hinlänglich erläutert worden.

Da die Griechen mit dem Geiſte der Galanterie nach dem Geſtändniſſe ihres gelehrten Geſchichtſchreibers, Herrn Mitfords *) gänzlich unbekannt waren, ſo iſt dieß vielleicht eine von den vielen Urſachen, warum die alten Jungfern in Griechenland ſehr ſelten waren. Ganz gewiß verdanken wir unſere vorzügliche Höflichkeit und das glückliche Gemiſch von Offenherzigkeit und Delikateſſe in unſerm Betragen gegen das ſchöne Geſchlecht, durch welches ſich die neuere Welt weit über die alte erhebt, unſern edlen Nordiſchen Vorfahren, die im früheſten Perioden ihrer Geſchichte die edelmüthigſte Achtung für die weibliche Ehre überhaupt, eine ganz beſondere Ehrerbietung aber für ihre verſtändigen alten Jungfern äußerten.

---

*) History of Greece, p. 122.

Ende des fünften Abſchnitts.

Sech-

Sechſter Abſchnitt.

Vermiſchten Inhalts.

Erſtes Kapitel.

Ueber gewiſſe Stellen in Engliſchen Dichtern, die Jungferſchaft betreffend. — Ueber den mediciniſchen Einfluß, der ihr zugeſchrieben wird. — Ueber verſchiedene Kennzeichen, die man als einen Beweis von ihrer Reinigkeit anführet u. ſ. w.

Da ich der Länge nach in einem vorhergehenden Theile dieſes Verſuchs die vielen glänzenden Lobſprüche geprüfet habe, mit welchen die Jungferſchaft von den Kirchenvätern überhäuft worden; ſo will ich noch die Ausdrücke anführen, in denen die größten Dichter unſers Landes von dieſer delikaten und intereſſanten Sache geſprochen haben. Da der Enthuſiasmus die weſent-

weſentliche Eigenſchaft ſo wohl der Heiligen, als der Dichter iſt, ſo könnten wir ſchon daraus vermuthen, daß die ächte alte Jungfer mit gleicher Ehrerbietung von beyden würde behandelt worden ſeyn; aber ach! der poetiſche Enthuſiaſt iſt einem gewiſſen lebhaften und muthwilligen Leichtſinne unterworfen, der ihn dann und wann verleitet, die Ehrerbietung, die wir alle der Schweſterſchaft ſchuldig ſind, aus den Augen zu ſetzen. Dieſe Bemerkung trifft hauptſächlich den Chaucer und Shakeſpeare. Indeſſen freut es mich, daß ich zur Ehre der engliſchen Muſe hinzu ſetzen kann, daß zween Dichter von gleichem Range die Jungferſchaft mit aller der beſcheidenen und zärtlichen Ehrerbietung behandelt haben, die ſie, wie wir geſehen haben, von ſo viel beredten Heiligen erhielten. Ich bin überzeugt, daß es meine Leſer vergnügen wird, wenn ich die Sprache, die dieſe vier großen Dichter über unſern Lieblingsinhalt führen, mit einander vergleiche — Wir wollen mit dem Chaucer anfangen. Ob er gleich zu einer Zeit geblühet, wo die Klöſter und das Ritterweſen, die-

dieſe zwey erklärten Wächter der jungfräulichen Reinigkeit Mode waren, ſcheint er für eine beſtändige Jungfrau eben keine große Ehrerbietung gehabt zu haben: wenigſtens finden wir, daß er dieſen Charakter mit viel ſpöttiſcher Spashaftigkeit in dem langen Eingange behandelt hat, mit dem ſein Weib von Bath ihre Erzählung anhebt. Folgende Zeilen ſcheinen wenigſtens zu verrathen, daß der Dichter von einer ſo verliebten Natur war, als dieß verliebte Frauenzimmer, in deren Charakter er ſprach.

Was rührt es mich: man rede noch ſo ſchlimm
Von Lamechs Büberey und Bigamie;
Es war ja Abraham, ein heilger Mann
Und Jacob auch, als immer einer war:
Und jeder hatte doch, mehr Weiber noch,
Als zwey, und ſo manch' and'rer heil'ger Mann.
Zu welcher Zeit hat wohl der liebe Gott
Den Eheſtand ausdrücklich unterſagt?
Wo? oder wann die Jungferſchaft geboten?

Ich weiß ſo gut als ihr, das that er nicht.
Spricht der Apoſtel von der Jungferſchaft,
So ſagt er: darob hab' er kein Gebot:
Man kann den Weibern rathen, ehelos
Zu bleiben, doch ein Rath iſt kein Gebot:
Dieß überließ er unſ'rer Klugheit ſelbſt.

Denn hätte Gott die Jungfrauſchaft geboten,
So wär es um den Eheſtand geſchehn!
Und traun! wo wüchs wohl eine Jungferſchaft,
Wenn man ſie nicht vorher erſt ausgeſät *)!

Es iſt merkwürdig, daß der Beweis wider die Jungferſchaft, der in den letzten zwo Zeilen enthalten iſt, ebenfalls in einem griechiſchen Sinngedichte vom Paulus Silentiarius, einem Schriftſteller des ſechſten Jahrhunderts vorkömmt, der die Kirche Sancta Sophia zu Konſtantinopel in einem ſonderbaren Gedichte beſchrieben, und in dem Epigramm, auf das ich ziele, ſagt:

Die

---

*) Tyrwhitt's Chaucer, Vol. 1. p. 224.

Die Jungferſchaft iſt zwar ein großer Schatz: allein
Wenn Jede ſie bewacht: geht ſelbſt das Leben ein*).

Zur Ehre des Chaucer muß ich aber ſagen, daß er die Freyheit, mit der er die Jungfern von jeder Claſſe behandelt, durch ſeine Verſe auf die wundernswürdige Jungfer, die heilige Cäcilia, wieder gut zu machen, zu ſuchen ſcheint; ein Gedicht, das er unternommen, wenn wir der folgenden Einleitung dazu Glauben beymeſſen, um ſich ſelbſt vor den Gefahren einer wollüſtigen Unthätigkeit in Sicherheit zu ſetzen.

Um mich vor ſchwelgeriſchem Müßiggange
Zu hüten, der ſo vieles Unheil ſtiftet,
Sey hier mein treuliches Geſchäft anitzt,
Nach der Legende dein glorreiches Leben
Und Leiden zu erzählen, dich meyn' ich,
Mit deinem Blumenkranz von Lilien
Und Roſen, dich, Jungfrau Märtyrerin,
Dich, heilige Cäcilie.

Chaucer drittes Buch.

Doch

---

*) Καλα τα παρϑενιης κειμηλια· παρϑενιη δε,
Τον βιον ωλεσεν αν, πασι Φυλαττομενη.
Anthologia Lubini, 4to p. 43.

Doch, wenn Chaucer dann und wann der Schweſterſchaft nicht die gehörige Ehrerbietung erwieſen zu haben ſcheint; ſo ſind ſeine Beleidigungen gegen dieſe keuſche Gemeinde noch ſehr unbedeutend, wann man ſie mit des Shakeſpear ſeinen vergleicht. Die alte Jungfer kann ſich auf ihren ſanftmüthigen Geiſt Etwas zu gute thun, wenn ſie dieſem ungezogenen Fürſten dramatiſcher Dichter wegen folgender Stelle in ſeinem Luſtſpiele: **Ende gut, Alles gut**, vergiebt.

„Es iſt nicht politiſch im Staate der Na„tur, die Jungferſchaft zu bewahren. Der „Verluſt der Jungferſchaft iſt Zuwachs für „die vernünftige Welt; und noch nie ward „eher eine Jungfer geboren, bis vorher die „Jungferſchaft verloren war. Sie ſind davon „gemacht worden, und alſo auch ein Metall, „Jungfern zu machen. Wenn die Jungfer„ſchaft einmal verloren iſt, ſo kann man ſie „zehnfach wieder finden: wird ſie immer er„halten, ſo geht ſie auf immer verloren: ſie „iſt eine zu froſtige Geſellſchaft: weg da„mit! — Es läßt ſich darüber nicht viel ſa„gen;

„gen; es iſt wider die Ordnung der Natur.
„Die Parthey der Jungferſchaft nehmen, heißt
„ſeine Mutter anklagen, und das iſt offenbarer
„Ungehorſam. Wer ſich erhenkt, iſt eine
„Jungfer; die Jungferſchaft ermordet ſich
„ſelbſt; und ſollte auf den Landſtraßen begraben
„werden, nicht in heiligen Oertern, als
„eine verzweifelnde Verbrecherin gegen die Natur.
„Die Jungferſchaft bringt Maden hervor,
„nicht viel beſſer, als ein Käſe; ſie verzehrt
„ſich ſelbſt bis auf die Rinde, und ſtirbt,
„ohne ihren eigenen Magen zu nähren. Auſſerdem
„iſt die Jungferſchaft wunderlich,
„ſtolz, müßig, von Selbſtliebe zuſammen geſetzt,
„eine Sünde, die im Geſetz am ſtrengſten
„verboten iſt. Behalten Sie ſie ja nicht,
„Sie können es nicht, ohne dadurch zu verlieren.
„Fort mit ihr! Innerhalb zehn Jahren
„wird ſie ſich doppelt verzinſen, und das iſt ja
„ein artiger Zuwachs! auch hat das Kapital
„dadurch nicht ſehr gelitten — Fort mit ihr!
„Es iſt eine Waare, die durchs Liegen allen
„Glanz verliert. Je länger man darüber
„hält, deſto mehr verliert ſie an Werth: —

„Weg mit ihr, ſo lange ſie noch verkäuflich iſt! Nutzen Sie die Zeit, wo ſie noch geſucht wird. Die Jungferſchaft trägt, gleich einer alten Hofdame, einen alten Kopfputz; er iſt reich, aber ungeſchickt; gerade wie die Bruſtnadel und der Zahnſtocher, die itzt aber kein Menſch mehr trägt, u. ſ. w. *)“

Wir müſſen inzwiſchen zur Vertheidigung unſers unnachahmlichen Dichters bemerken, daß er die vorhergehenden Sarcasmen auf die Schweſterſchaft einem feigen Prahler in Mund legt.

Da die perſönliche Geſchichte des Shakeſpeare, ſo dunkel ſie ſonſt iſt, für jeden engliſchen Leſer intereſſant ſeyn muß, ſo wage ich einige Vermuthungen, die mir bey Gelegenheit der angeführten Stelle eingefallen ſind.

Herr Malone in ſeinem ſehr ſcharfſinnigen und unterhaltenden Verſuche, die Ordnung zu be-

---

*) Es folgen hier im Engliſchen noch einige Wortſpiele, die im Deutſchen nicht wohl auszudrücken ſind, und wobey der Leſer wenig oder nichts verliert. Anmerk. des Uebers.

beſtimmen, in welcher die Schauſpiele geſchrieben worden, hat die Komödie: „**Ende gut, „alles gut,**“ auf das Jahr 1598 feſtgeſetzt. Anfänglich war ich zu muthmaßen geneigt, daß dieſer geſchmackvolle und genaue Commentator hierzu durch den Gedanken verführet worden, daß Shakeſpear unmöglich ſo ſchimpflich wider die alte Jungferſchaft unter der Regierung der Königin Eliſabeth könne geſchrieben haben, da ſie ſich etwas darauf zu gute gethan, die Königin der alten Jungfern zu ſeyn. Indeſſen hat mich doch ein reiferes Nachdenken auf eine Vermuthung gebracht, die, ſo einleuchtend ſie andern ſcheinen könnte, mir das, vom Herrn Malone dieſer Komödie angewieſene Datum zu bekräftigen geſchienen; und dieſer Stelle noch mehr bedeutende Kraft zu geben, bilde ich mir ein, daß ſie aus einem ehrlichen Unwillen des Dichters zum Beſten ſeines großen Freundes und Gönners, des edlen Grafen von Southampton, könne geſchrieben, und gerade gegen die Königin ſelbſt ſeyn gerichtet worden. Herr Malone, indem er von dieſem Herrn ſpricht, hat bemerkt, „daß

„er den Lord Eſſex auf ſeinem Zuge nach Cadix im Jahre 1597, als ein Volontair, und „dann als General von der Reuterey nach Irrland begleitet habe, welcher Poſten ihm aber „auf ausdrücklichen Befehl der Königin Eliſabeth genommen worden, die von ihm ſey beleidigt worden, weil er ſich einfallen laſſen, die „Miß Eliſabeth Vernon im Jahre 1596, ohne „Ihro Majeſtät Einwilligung, zu heurathen.“

Nun kömmt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß, als ſein Gönner auf eine ſo empfindliche Art von der veralteten Jungferkönigin behandelt wurde, bloß weil er ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer geheurathet, ſo, ſage ich, kömmt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß Shakeſpeare bey dieſer Veranlaſſung ſeinen ganzen Witz mit einer edeln Bitterkeit gegen die alte Jungferſchaft ſchärfen konnte, die, ſo zweydeutig ſie auch war, ſeine tyranniſche Gebieterin, als ihren höchſten Titel anſah. Im folgenden Jahre 1599, als Eſſex im Gefängniſſe ſaß, „kamen Lord Southampton „und Lord Rutland (wie uns ein Brief von dieſer Zeit ſagt,) nicht an den Hof (zu Nonſuch); „ſon-

„ſondern brachten ihre Zeit in London zu, indem ſie nichts thaten, als alle Tage in „die Komödie giengen *).“ Wenn die Komödie, von der hier die Rede iſt, einen Theil ihres Zeitvertreibes ausmachte, ſo wie es wahrſcheinlich iſt, ſo muß dieſe geiſtvolle Caricatur von der alten Jungferſchaft, als höchſt anwendbar auf dieſe unfreundliche, aufgebrachte alte Jungfer, die nur ganz neuerlich ihren Zorn und Spott ſo gereizt hatte, einen beſondern Eindruck gemacht haben.

Dieſe Meynung wird vielleicht auf den erſten Anſchein der Meynung zu widerſprechen ſcheinen, daß Shakeſpeare die luſtigen Weiber zu Windſor im Jahre 1601 auf Begehren der Eliſabeth ſchrieb; allein, es iſt möglich, daß Ihro Majeſtät unſerm Dichter aufgetragen, eine Caricatur von Liebe, in der Perſon des Fallſtaff zu ſchildern, um die ſatyriſche Freyheit, mit welcher er die alte Jungferſchaft in der Sprache des Parolles gezeich-

---

*) Rowland Whyte's Brief an Sir Robert Sidney.

net, dadurch wieder gut zu machen. Wir müſſen zu gleicher Zeit auch geſtehen, daß dieſe herrſchſüchtige alte Jungfer wahrſcheinlicher Weiſe den dramatiſchen Dichter auf eine nachdrücklichere Art würde gezüchtiget haben, wofern ſie jemals den Verdacht gehabt hätte, daß er ſeine Satyre gegen ihre eigene erhabene Perſon gerichtet hätte, ſo viel ſie ihm auch Nachſicht wegen des erhabenen Compliments ſchuldig war, das er ihr vormals gemacht hatte:

Wie eine reizende Veſtale, die
In Weſten thront *)!

Doch es iſt Zeit, unſere ungewiſſen Muthmaßungen über dieſen unnachahmlichen Fürſten der Bühne zu verlaſſen, und mit mehr Zuverſicht von einem Dichter zu ſprechen, der die Schweſterſchaft mit einer vorzüglichen Höflichkeit behandelt hat. Ich meyne den ſanften Spencer: der nicht allein die Jungferſchaft ſeiner Königin, in der Einleitung zu ſeiner **Legende der Keuſchheit** **) beſungen, ſondern

---

*) St. Johannis Nachtstraum.

**) Drittes Buch der Hexenkönigin.

dern auch in dem Charakter der Belphöbe uns folgende ſchöne Beſchreibung von dieſer weiblichen Vollkommenheit gegeben hat.

Die zarte Roſe, ſie, die Tochter ihres Morgens,
Die holde Blume, die ihr Ehrenkränzchen ſchmückte,
Für dieſe ſorgte ſie, weit mehr als für ihr Leben,
Und ließ nicht zu, daß ſie der Mittagsſtrahl verſengte,
Noch daß ein ſcharfer Nord ſie jemals treffen konnte.
So bald ein finſtrer Sturm ihr nur von weitem drohte,
So ſorgte ſie, die ſeidnen Blätter zu verwahren;
Doch die chryſtallne Luft war wieder aufgeheitert,
Und ſie enthüllte ſie, und ließ ſie ſchöner blühen.
In ſeiner Allmacht Kraft hatt' einſt der ewge Schöpfer
Von ſeiner Himmelshuld ein Beyſpiel uns gegeben,

Als

Als er die Blume ſelbſt ins Paradies gepflanzet.
Aus dieſem ihren mütterlichen Orte holte
Er ſie, und pfropfte ſie auf irrdiſche Gebeine,
Daß ihre Herrlichkeit der Menſch bewundern ſollte:
In ſanfter Mädchen Bruſt, im lieblichen Geſchlechte
Des Weibes blühet ſie empor, in ſchönſter Blüte,
Und trägt die Frucht der Ehr' und züchtigen Verlangens.

Ihr Schönheits Jungfern, Ihr, die Ihr durch eure Strahlen
So glänzend, wie des Himmels Licht die Erde ſchmücket,
Und durch die Siege eurer wundervollen Kräfte,
Euch Königswürden, Königreich' euch unterwerft!
O! ſchlingt in euern Kranz ja dieſe ſchöne Blume
Der keuſchen Züchtigkeit und jungfräulichen Tugend,

Die eure Schönheit prächtger ſchmücken, eure Häupter
Mit Himmelskronen, wie vor Gottes Richterſtuhle
Die Engel tragen, unverwelklich krönen werden.

O haltet eurem Thun, das herrliche Exempel
Der ſchönen Jungfrau vor, der reizenden Belphöbe!
An unverfälſchter Lieb' und unbeflecktem Ruhme
Der Keuſchheit gleichet unter Lebenden ihr Keine.
Das Lob von ihrer reizend friſchen Keuſchheitsblüte
Kann weder Tadelſucht, noch Neid mit Recht beflecken;
Denn ſie betritt auf der erhabnen Ehrenleiter
Des weiblichen Geſchlechts die erſte, höchſte Staffel,
Damit ſie nach dem Tod all' ihrem Beyſpiel folgen *).

*) Faerie Queen, book III. Canto V.

Zu dieſen Zeilen des Spencer muß ich noch eine andere Schilderung der Jungferſchaft von ſeinem vernachläßigten, aber geiſtvollen Schüler, dem Phineas Fletcher, der ſonſt der Spencer ſeiner Zeit genannt wurde, hinzu thun. In ſeinem allegoriſchen Gedichte, „die „purpurne Inſel“ betitelt, giebt er eine Beſchreibung der Agnia, oder der **Keuſchheit in den Verheuratheten** (um mich der Worte ſeiner eigenen Erklärung zu bedienen) und fährt folgendermaßen fort:

Die Schweſter gieng mit ihr, ein kriegeriſches Mädchen,
Parthenia [*], ganz aus in Stahl und güldnen Waffen;
Sie führte einen mächtgen Speer an ſtatt der Nadel,
Mit dem im blutgen Feld, und wütenden Getümmel,
Den kühnſten Kämpfer ſie darnieder ſchlug, und ſchneller
Als ſelbſt ein Donnerkeil ſich Bahnen macht', indem

Ihr

---

[*] Chaſtitie in the ſingle.

Ihr Zauberſpeer um ſich zu Boden alles ſtreckte.
Ihr ſchöner Waffenrock glich einem grünen Garten,
Wo tauſend fleckenloſe friſche Lilien blühn;
Auf ihrem Schilde ſah man den einſamen Vogel,
Arabiſcher Geburt, in neuen Farben ſchimmern;
Er ſelber war ſich ſelbſt der einzige Gatte, immer
Derſelbe, doch ſtets neu an neuer Zeit, und drunter
Las man: Ein ſolcher iſt der keuſch ehloſe Stand *).

Nach einer langen Beſchreibung dieſer Heldin, beſchließt der Dichter ihren Charakter mit folgender Strophe:

Um ſie bewarben ſich geſchäftig tauſend Ritter:
Doch ihr jungfräulich Wort verſagt ſie tauſend Rittern,

---

*) The Purple Island, Canto X. edit. 1633. p. 141.

Ob ihre theure Gunſt und Liebe zu gewinnen,
Gleich alle ihre Kunſt und Macht zu brauchen ſuchten.
Allein ihr reines Herz beherrſchte bloß die Liebe
Von einer Himmelsbraut, damit ſie leben möchte,
Jungfräulich als ein Weib, und weiblich eine Jungfrau.

Doch unter allen poetiſchen Complimenten, womit die Jungferſchaft nur beehret worden, iſt keine, wie ich glaube, ſo wahrhaftig ſchön und erhaben, als die, welche der keuſche Enthuſiasmus des Milton hervor gebracht hat. Der Leſer mag aus der folgenden Stelle des Comus urtheilen. — Der ältere Bruder, in dem er von ſeiner verlorenen Schweſter ſpricht, ſagt:

Ja, ſie hat ein' in ſich verborgne Kraft,
— — — — —
Wenn die der Himmel giebt, iſt ſie ihr eigen:
Die Keuſchheit iſts, mein Bruder, ſie, die Keuſchheit:

Wer ſie beſitzt, iſt ganz in Stahl gekleidet,
Führt einen Köcher mit den ſchärfſten Pfeilen,
Kann finſtre Wälder, unwohnbare Heiden,
Abſcheuliche Gebürg', und ſandigte,
Gefahrenvolle Wildniſſe durchſtreichen,
Wo unterm heilgen Strahl der Keuſchheit ſicher,
Die jungfräuliche Reinigkeit kein Wilder
Kein blutbegier'ger Räuber, kein Bandit,
Mit frecher Hand wird anzutaſten wagen.
Ja, ſelber hier, wo die Verwüſtung wohnt,
In Grott' und Höhlen, mit furchtbaren Schatten
Behangen, wird in hoher Majeſtät,
Doch weit entfernt vom Stolz und Eitelkeit,
Sie unverletzt vorüber gehn. Kein Ding,
So böſ' es immer iſt, das in der Nacht,
In Nebel oder Feu'r, am See und in Moräſten
Zu wandeln pflegt, die bläulig hagre Hexe,
Der frech unbändge Geiſt, der um die Zeit
Der Abendglocke ſeine Zauberfeſſeln
Zerbricht, kein Poltergeiſt, kein ſchwarzer Kobold,
Hat, wie man ſagt, der ächten Jungferſchaft

Auf

Auf irgend eine Art zu ſchaden, Macht. —
Glaubſt du mir nicht, ſo mag das Alterthum
Der Schulen Griechenlands noch Zeuge ſeyn,
Wie kühn und ſtark der Keuſchheit Waffen ſind.
Die Jägerin Diane, ewig keuſch,
Erhielt von ihr den fürchterlichen Bogen,
Die ſchöne Königin mit Silberpfeilen,
Womit ſie die erhitzte Löwin zähmt,
Und den gebürgigten gefleckten Panther;
Doch auch den frevelhaften Pfeil Kupidens
Vernichtete. Ein finſtrer Blick von ihr
Iſt Göttern ſo, wie Menſchen fürchterlich,
Und ſie beherrſcht, als Königin, die Wälder.
Das Schlangenköpfige Gorgonenſchild,
Was war es, das die unbeſiegte Jungfrau,
Die weiſe Pallas trug, womit ſie ihre Feinde
In Stein verwandelte, wie Winter-Eis;
Was? als ein kalter Blick des keuſchen Ernſtes,
Und edle Grazie, wodurch ſie gleich
Mit plötzlicher Anbetung, tiefer Ehrfurcht
Die thieriſche Begier zu Boden ſchlug.
So theuer iſt dem Himmel heil'ge Keuſchheit,

Und findet er ein Herz ihr ganz getreu,
So ſtehn zum Dienſt ihr tauſend Engel bey,
Und treiben Sünd' und Schuld weit weg
von ihr,
Erzählen ihr in klaren Traumgeſichtern
Und feyerlichen Bildern ſolche Dinge,
Die nicht ein ſinnlich Ohr vernehmen kann,
Bis oft der Umgang mit des Himmels Bürgern,
Auf die auswendige Geſtalt, den Tempel
Der Seele, rein und unbefleckt wie ſie,
Solch einen Strahl beginnt zu werfen, daß
Sie nach und nach, der Seele Weſen gleich,
Durchaus unſterblich wird *).

Ein andermal behauptet die Schöne ſelbſt in ihrer Rede an Comus mit vielem Geiſte die Würde und Gewalt der jungfräulichen Vortreſſlichkeit.

Gern möcht' ich ihm,
Der ſich erkühnet die profane Zunge
Mit ſchmäheſüchtigen Worten wider die,
In Sonnenglanz gekleidete Gewalt

Der

---

*) Comus, ver. 415.

Der Keuſchheit zu bewaffnen, etwas ſagen?
Allein zu welchem Zweck? Du haſt kein Ohr,
Haſt keine Seele, den erhabnen Sinn,
Das mächtige Geheimniß zu begreifen,
Die nöthig ſind, die weiſ' und ernſte Lehre
Der Jungferſchaft zu faſſen, zu entfalten.

Indeſſen, daß wir die ausnehmende Grazie und Kraft von Miltons Sprache bewundern, ſo müſſen wir, der Gerechtigkeit gegen einen ältern und bewunderswürdigern Dichter unſers Landes zu Folge, bemerken, daß die meiſten der vorher angeführten Gedanken, die eine Beziehung auf die Vorzüge der ächten und befeſtigten Jungfrau haben, aus dem vernachläßigten, obgleich ſehr ſchönen Paſtoraldrama, die getreue Hirtin des Fletcher, entlehnt ſind. In dieſem entſchließt ſich Clorine, eine zarte und fromme Nymphe, nachdem ſie ihren Liebhaber begraben, als eine alte Jungfer zu ſterben, ſitzt in dem Walde an ſeinem Grabe, und hat einen beſcheidenen und gehorſamen Satyr zur Aufwartung. Die Urſache dieſes Gehorſams bey einem ſolchen Geſchöpfe, drückt ſie in fol-

gen-

genden Worten aus, denen Milton die größte Ehre erwieſen, indem er ſie mehr als einmal nachgeahmt hat.

Wie? welche Größe, oder welch geheim
Verborgne Macht liegt wohl in mir, Gehorſam
Von dieſem rohen Mann und Thier zu ziehn? —
Ich war ja ſterblich, Tochter eines Hirten,
Der ſterblich war, auch die mich trug, war ſterblich.
Ritz meine Hand ein wenig, und ſie blutet;
Ein Fieber ſchüttelt mich, und dieſer Wind,
Der junge Lämmer ziefern macht, zieht mir
Erkältung zu, mir ſaget meine Furcht,
Selbſt, daß ich ſterblich bin, doch hört' ich einſt,
Und meine Mutter ſagt' es mir, und nun
Glaub' ich es auch, wofern ich nur die Blüte
Von meiner Jungferſchaft, rein, ungepflückt,
Und keuſch, und fleckenlos erhielt; ſo würde
Kein Waldgott, Poltergeiſt, Elf, Zauberer,
Feind, Satyr, oder was für eine Macht

In Wäldern ſcheuchet, meinen Leib verletzen;
Durch eitle Täuſchung nicht nach falſchen Lichtern
Mich ziehn, noch mich auf Stimmen hören laſſen,
Die in dem Tod der Mitternacht mir rufen,
Und durch Moräſt' und tiefe Sümpfe mich
Zum Untergange leiten können. Sonſt
Wie? Warum ſollte dieſes rauhe Weſen,
Das keine Sitten kennt, nicht Menſchlichkeit,
Und deſſen Triebe roher, mißgeſtalter ſind,
Als er, er ſelbſt, ſo demuthsvoll, ſo ſanft
Hier vor mir knien? Wahrhaftig iſt in dieſem
Erhabnen Namen „Jungfrau“ eine Kraft,
Die alles ungeſtüme Blut, und all'
Unbändige Begier, die ihre Schranken
Durchbricht, gefeſſelt hält. So ſey denn du,
Du ſtarke Keuſchheit, auch mein ſtärkſter Schutz!
Bey dir will ich beharren, mag ſich auch
Geſchick und Hölle ſelbſt mir widerſetzen *).

Wir

---

*) The Faithful Shepherdeſs, (Die getreue Hirtin) Akt. I. Sc. 1.

Wir finden in demſelben Drama, daß der Dichter die Volksmeynung von der mediciniſchen Kraft einer reinen Jungfer ſehr ſinnreich genützt hat. Seine heilige Hirtin, Clorine, ſagt, indem ſie ſich ſelbſt ſchildert:

Für alle friſche Wunden ſind die Mittel,
Bey Menſchen und bey Vieh mir wohl bekannt,
Von Schlangen mögen ſie geſtochen ſeyn,
Wo nicht, gezaubert durch die mächt'gen Worte
Von Hexenkunſt; vielleicht auch Liebe krank,
Von zu viel Hitze wild und mondenſüchtig,
Ihr Aug' und Ohr verdickt vom duſt'gen Qualm
Betäubender Catharre, dieſes heil'
Ich alles; ſolch geheime Kräfte liegen
In Kräutern, braucht ſie einer Jungfrau Hand *).

Der heilſame Einfluß, welcher der Jungferſchaft zugeſchrieben wird, ſcheint ſehr ausgebreitet geweſen zu ſeyn. In dem alten Ge-

---

*) Ebendaſ.

dichte auf Sir Bevis von Southampton, finden wir dieſen edlen Ritter, von ſeinem Feinde, dem Drachen, glücklicher Weiſe dadurch gerettet, daß er in einen Brunnen von bewundernswürdiger Reinigkeit fiel:

Auf einge Zeit wohnt' eine Jungfrau hier,
Von Chriſtus Glauben voll, die in dem Brunnen
Sich oft gebadet, ſo daß nach der Zeit
Durch Kraft der Jungfrau nie ein gift'ger Wurm,
In dieſen kam, wie jedes zeugen kann *).

Die Vorſtellung aber, daß ſolche Heilkräfte reinen Jungfern eigen ſind, war nicht erſt die Frucht eines neuern Aberglaubens, ob ſie gleich durch unſere Ritterromane, und noch mehr durch unſere Kloſterlegenden ſehr unterhalten wurde. Eine Stelle im Aelian lehrt uns ſchon, daß einige der Alten den Verband eines ächten Jungfer ſogar unter den Artikeln ihrer materia medica zuließen; ja die Wirkung dieſer ſonderbaren Arzney ſchränkten ſie nicht

---

*) Warton's Eſſay on Spenſer, pag. 90. vol. 1.

nicht einmal bloß auf die menſchliche Geſtalt ein: „ein Pferd,“ ſagt der eben angeführte Schriftſteller, „kann von der Strangurie geheilet werden, wenn eine Jungfer ihren Gürtel abbindet, und ihn um ſein Haupt ſchlägt.“ Die fürchterliche Krankheit bey dem Menſchen, von der man ſo wohl in England, als Frankreich glaubt, daß ſie bloß durch das Berühren unſerer Monarchen könne geheilet werden, konnte es durch die weit reinere Hand der Jungferſchaft. Doch, da dieſe jungfräulichen Heilungsmittel bey der mediciniſchen Welt ganz außer Mode gekommen ſind, ſo will ich dieſe Bändchen nicht durch ein Verzeichniß der verſchiedenen Krankheiten, bey denen ſie ſtatt fanden, oder durch die verſchiedenen Arten des Gebrauchs aufſchwellen.

So viel aber will ich nur noch hinzuſetzen, daß, ſo wie die Jungferſchaft von Quackſalbern als eine Univerſalmedicin gebraucht, ſie bisweilen auch von ihnen als ein Gegenſtand angeſehen worden, woran ſie ihre Tauſendkünſte geübt haben. Es iſt eine der auffallendſten Schwachheiten bey den Menſchen, daß ſie oft durch unzureichende Mittel mancherley zweifelhaſte Punkte, wo es beſſer wäre, ſie ganz auf Treu und Glauben anzunehmen, zu berichtigen ſuchen. Daher kommen die vielen eingebildeten und trüglichen Kennzeichen, die Reinigkeit einer Jungfer zu beweiſen. Plinius, der Naturforſcher, ſagt uns, daß der Stein Gagates von Lycien zu dieſer ſeltſamen Probe gebraucht worden; und Albertus Magnus erklärt ſich noch deutlicher, wann er von dieſer wundervollen Eigenſchaft ſpricht *). Eine gleiche Kraft, die Treue einer Frau zu prüfen, wird dem Magnete in dem artigen kleinen griechiſchen Gedichte auf die Edelgeſteine zugeſchrieben, das den Namen Orpheus trägt **).

Aber die erſtaunendſte Gewißheit, die nur wider ein gebrechliches Frauenzimmer zeugte, war

---

*) De Miner. lib. III. De Gagate — aiunt autem de expertis eſſe, quod ſi colatura, et ejus lotura cum raſura detur virgini, bibita retinebit eam, quod non minget: ſi autem non eſt virgo, ſtatim minget: et ſic debet probari, an aliqua ſit virgo.

**) Ver. 319. p. 44. edit. Thyrwitt.

war ein Vogel, Porphyrio genannt, der eine ſo feine Empfindung von jungfräulicher Ehre hatte, daß er ſeiner eigenen Exiſtenz ein Ende machte, wenn die junge Dame, der er angehörete, die Vorſchriften der Keuſchheit verletzte *).

Hier dürfen wir auch nicht die Schlange vergeſſen, die im Tempel der Juno unterhalten wurde, und keine Nahrung, als aus der Hand einer reinen Jungfer annahm. Dieſes delikaten Thiers gedenkt Aelian und der Dichter Properz, der in den zierlichen und maleriſchen Verſen darauf anſpielt, von welchen die folgenden eine unvollkommene Nachahmung ſeyn mögen.

Aengſtlich erbleichen die Jungfern beym Opfer, unſicher,
Ob der Schlang' ihr Mund nicht die Keuſchheit verkennt:

---

*) Talia demiſſae pallent ad ſacra puellae,
Cum temere anguineo creditur ore manus:
Ille ſibi admotas a virgine corripit eſcas;
Virginis in palmis ipſa caniſtra tremunt.
Propertius, lib. IV. eleg. 8.

Doch ſie entreißet der Jungfrau die ihr ent-
botene Speißen:
In der Jungfrau Hand bebt der zitternde
Korb.

In den griechiſchen Romanen finden wir Proben der Jungferſchaft umſtändlich beſchrieben. Chariklia, die Heldin des Heliodor, wird von dieſem netten und lebhaften Schriftſteller vorgeſtellt, wie ſie mit einer unerſchrockenen Unſchuld eine Feuerprobe aushält. Das liebenswürdige Mädchen, mit einem delphiſchen Gewande geſchmückt, mit zerſtreuten Haaren und einem Geſichte voll frommen Entzückens, ſpringt auf einen brennenden Altar, ſteht unverſehrt mitten in Flammen, und zieht eine allgemeine Bewunderung auf ſich, indem ſie mehr einer Göttin, als einer Sterblichen gleichet *).

Achilles Tatius hat einen Auftritt gleicher Art, und noch maleriſcher geſchildert. Er erzählt uns, daß in einem, der Diana zugehörigen Hayne, eine Höhle von einer beſondern Hei-

---

*) Heliodori Aethiop. lib. X.

Heiligkeit dem Pan gewidmet war. Gerade am Eingange derſelbigen, war eine geheimnißvolle Pfeife aufgehangen, die aus den Röhren beſtand, in die die Nymphe Syrinx verwandelt ward, als ſie vor der wollüſtigen Verfolgung des bäueriſchen Gottes floh.

In dieſer Pfeife ſtack eine wundervolle Kraft, die ſie zu einem ungezweifelten Probierſteine der weiblichen Unſchuld machte. So bald eine wahre Jungfer in die Höhle trat, erhub ſich die ſanfteſte Melodie, die aus dieſem Inſtrumente ertönte; hatte aber eine ihre Reinigkeit verloren, und war dreuſt genug, ſich zu nähern, ſo ſchwieg die Pfeife, und ſtatt der Muſik kam ein ächzender Klageton hervor.

Da nun Leucippe, die Heldin des Tatius, der Unreinigkeit wegen angeklaget ward, ſo ſollte ſie ihre Schuld oder Unſchuld durch dieſe feyerliche Probe beweiſen. Sie wird von einer Menge ängſtlicher Zuſchauer umgeben. Ihr boshafter Ankläger, ihr bekümmerter Vater, und ihr noch weit geängſteter Liebhaber — ob er gleich von der Jugend ſeiner Gebieterin überzeugt iſt, zittert gleichwohl,

wohl, daß ſie von der Geilheit des Pan leiden möchte. Unter einer ſolchen Begleitung ſteigt die Jungfrau mit einer ſanften und beſcheidenen, aber unerſchrockenen Würde hinab in die Höhle. Welch eine Gruppe für den Pinſel! Es folgen neue Gemälde. — Die Thüren der Höhle werden hinter ihr verſchloſſen. Was für ein Augenblick einer allgemeinen Angſt! Die Pfeife beginnt mit einer beſondern Lieblichkeit zu ſpielen — Die Thüren werden geöffnet, und die Jungfrau ſteigt zur Ehre und zur Liebe herauf. Welch eine Scene des Triumphs und Frohlockens für ihren Vater und künftigen Gatten!

In demſelben Roman kömmt noch eine andere Prüfung von jungfräulicher Reinigkeit, unter dem Titel vor, „die Probe des Stygiſchen Brunnen.“ Die Ceremonie derſelben wird folgendermaßen beſchrieben: — Ein Mädchen, das der Unreinigkeit angeklaget wird, ſchwört, daß die Anklage falſch iſt. Ihr Schwur wird auf ein Täfelchen geſchrieben, dieß wird ihr an den Nacken gehangen, und ſo ſteigt ſie zur Quelle hinab. Hat ſie falſch geſchworen, ſo

fängt

fängt das Waſſer an zu ſchwellen, und ſteigt, bis es ihren Nacken erreicht, und das Täfelchen bedeckt: iſt ſie aber eine reine Jungfer, ſo bleibt das Waſſer unter ihrem Knie ruhig, ſie hält die beſtimmte Zeit über in dem Brunnen aus, und die triumphirende Jungfer wird dann unter dem lauten Beyfalle des Prieſters heraus geführet *)

In dem Roman, der den Namen von dem gelehrten Biſchofe Euſtathius trägt, kömmt eine ähnliche Probe vor. Der angenehme Verfaſſer beſchreibt einen Dianentempel, in welchem eine güldene Bildſäule von dieſer Göttin ſteht, die ihren Bogen ſpannt. Zu ihren Füßen fließt eine murmelnde Quelle, durch welche die keuſche Göttin die Unſchuld ihrer Prieſterinnen zu prüfen pflegte. Die verdächtige Jungfer ward in dieſe Quelle mit einem Lorbeerkranze auf ihrem Haupte geführet. War ſie wirklich rein, ſo ſpannte die Göttin ihren Bogen nicht; das Waſſer blieb ruhig, und das Mädchen gieng ungeſtört hindurch, und behielt ihre Lorbeerkrone auf ihrem Haupte: ſo

---

*) Achilles Tatius, lib. VIII.

ſobald aber (um mich des Ausdrucks des Euſtathius zu bedienen) der Odem der Jungfrau ihre Lampe verlöſcht hatte, erhub Diana ihren Bogen auf die vorgegebene Jungfrau, und ſchien nach ihrem Haupte zu zielen. Die erſchrockene Sünderin verbarg ſich in dem Strohme, um dem Pfeile auszuweichen, und ihr Lorbeerkranz ward von dem murmelnden Waſſer weggeriſſen *).

Vorfälle von dieſer Art kann man ſich allenfalls in einem Roman gefallen laſſen: allein der gelehrte Herausgeber des Euſtathius hat in einer Anmerkung zu dieſer Geſchichte eine ähnliche Anekdote aus einem ernſthaften Hiſtoriker beygebracht. Er führet eine Stelle aus einer ungedruckten Chronik von Konſtantinopel an, die uns unterrichtet, daß eine Bildſäule der Venus in dieſer Stadt die fürchterliche Eigenſchaft beſeſſen, die Schwachheiten der Schönen zu entdecken. Sie berichtigte die Reinigkeit verheuratheter und unverheuratheter Frauenzimmer, ſie mochten reich oder arm ſeyn.

---

*) Euſtathius de Ismeniae et Ismenes Amoribus, lib. VIII.

ſeyn. Endlich aber, ſagt die Chronike, zerſtörte die Schweſter von Juſtins Gemahlin die Statue, weil ſie ihre Schwachheit entdeckt hatte. *)

Die einzigen Ueberbleibſel dieſer abergläubiſchen und fantaſtiſchen Jungfernproben, die auf unſer verfeinertes und aufgeklärtes Zeitalter gekommen ſind, kommen noch in dem gemeinen Scherze zum Vorſcheine, wann man verſucht, ein ausgelöſchtes, noch glimmendes Licht wieder anzublaſen. Pasquier, der gelehrte franzöſiſche Alterthumsforſcher, hat ein ganzes Kapitel über dieſe ſcherzhafte Gewohnheit geſchrieben. Er verſucht zwar nicht, den Urſprung derſelbigen zu entdecken: nimmt aber daher eine Gelegenheit, die verachtungswürdige Eitelkeit alles ſinnlichen Vergnügens zu zeigen, und auf das Anſehen des Tertullians zu behaupten, daß die Glückſeligkeit des weiblichen Geſchlechts in ihrer Jungferſchaft beſtehe **).

Ich kann dieß Kapitel ſo vermiſchten Inhalts nicht beſchließen, ohne die keuſche Schwe-

ſter-

---

*) Euſtath. Gaulmini, notarum. p. 37.

**) Pasquier, Recherches, lib. VIII. chap. 22.

ſterſchaft zu unterrichten, wie ſehr ich mich, obwohl vergebens, bemüht habe, ein ſehr geheimnißvolles Sprüchwort in unſerer Sprache aufzuklären, vermittelſt welches ihr ganzer Orden auf eine ſehr verkehrte Art zu einem höchſt ſeltſamen und unwürdigen Schickſale verdammt wird. Die alten Jungfern werden darinne verurtheilet, „in der Hölle Affen zu „führen.“ Ob ich nun gleich die tiefſten Alterthumsforſcher unſers eigenen Landes, und noch einige auswärtige zu Rathe gezogen habe, ſo bin ich doch nicht vermögend, über den Urſprung dieſes merkwürdigen Sprüchworts etwas Gewiſſes zu ſagen. Einer meiner gelehrten Freunde iſt überzeugt, daß es von den Mönchen erfunden ward, um reiche Frauenzimmer ins Kloſter zu ziehen, indem ſie ihnen weiß machten, daß, wofern ſie nicht Bräute eines Mannes oder Gottes würden, ſie in einer künftigen Welt mit dem unverſchämteſten und häßlichſten Gefährten würden vereiniget werden. Ich für meinen Theil wäre geneigt, einen, meinen ſchönen Freundinnen ſo nachtheiligen Gedanken, unter die unglücklichen und verächtlichen abergläubiſchen Träume Aegyptens zu ſetzen, da ich eine Stelle im Hermes Trismegiſtus finde, welcher ſagt, daß diejenigen, die ohne Kinder ſterben, gleich nach ihrem Tode von Dämonen gequält werden *). Indeſſen muß ich geſtehen, daß Trismegiſtus nach der tiefen Ehrfurcht, welche die Aegypter für den Affen hatten, die Dämonen ſchwerlich unter dieſer Geſtalt vorſtellen konnte. In der That hat mich die große Verehrung, welche die Affen bisweilen erhalten haben, wie uns der fromme Dichter Prudentius **) ſagt, bisweilen auf die Vermuthung gebracht, daß beſagtes Sprüchwort in einem Lande entſtanden iſt, wo man eine Meynung damit verband, die von derjenigen verſchieden war, die wir itzt davon haben: daß nämlich dieß Schickſal der alten Jungfern nicht als eine Beſtrafung, ſondern als die Belohnung ihrer Enthaltſamkeit angeſehen wurde.

---

*) Trismegiſti lib. IX.

**) Venerem precaris, comprecare et ſimiam.
Prudentius.

Ich erinnere mich nicht, den Ausdruck des Affenführens in irgend einem engliſchen Schriftſteller vor dem Shirley, dem dramatiſchen Dichter gefunden zu haben. In ſeiner Komödie, die Komplimentenſchule, 1637 gedruckt, iſt eine Scene, worinne die verſchiedenen Charaktere auf dem Theater, um ſich nach der Raſerey des Infortunio zu richten, angeben, warum ſie ſind verdammt worden. Und hier erklärt unter andern Delia, daß ſie dieß Schickſal gehabt, weil ſie eine alte Jungfer geblieben, und daß ſie zur Strafe in der Hölle Affen führen müſſe.

Ein lebender brittiſcher Dichter ſcheint der Schweſterſchaft gern einen Erſatz für den Schimpf dieſes beleidigenden Sprüchworts haben thun zu wollen, indem er den alten Jungfern in ſeinem poetiſchen Elyſium eine Stelle anweiſet. Als ein Freund und Sachwalter dieſer keuſchen Geſellſchaft ſchreibe ich die folgenden Verſe, in welchen ihre vernachläßigten Verdienſte auf eine ſo großmüthige Art geſchildert werden, mit außerordentlichem Vergnügen ab.

Hier kehret euch zu dieſer heitern Schaar!
Bemerkt in ihnen Geiſter, die auf mein
Glückſelig Reich gerechten Anſpruch haben.
Wie liebenswürdig die! wann edle Wahrheit
Sie richtet, ob auch gleich die Schönheit nicht,
Nicht Jugendblüte mehr ihr Antheil iſt.
Dieß ſind die, die im Dornenvollen Schatten
Des Lebens nicht der Name „alte Jungfrau“
Erſchreckte, nicht verächtlich ſchaler Stolz,
Nicht Herzens Enge von des Hymen Feſſeln,
So lockend ſie auch ſind, zurücke hielt:
Nein, weiſe Klugheit bloß vermochte, den
Geprieſenen Gelübde zu entſagen:
Den Gegenſtand nicht übereilter Wahl,
In kindlicher und ſanfter Unterwerfung
Für Vater oder Mutter Willen aufzugeben;
Mit einem Seufzer ſich dem zu entreißen,
Den ſich ihr Herz erſah und auf der Pflicht
Altar den Wunſch der Zärtlichkeit zu opfern! —
Unartige Verachtung, groben Scherz,
Ertrugen ſie ſanft lächelnd, ohne Murren,
Und bittern Groll. Ihr liebſt Geſchäfte war,
Von jeglicher ſelbſtſücht'ger Sorg' entfernt,

Mit mütterlicher Treu und Zärtlichkeit
Die Waysen einer Schweſter zu umfaſſen,
Und ihre Pflichten all' zu übernehmen,
Ob gleich nicht einer Mutter Pflicht ſie band.
Ihr liebſt Geſchäfte war, den innern Zank
Zu ſchlichten, und des Hauſes ſtillen Frieden
Zu ſichern. Keine ungeſtüme Freude
Befeuerte den unbefleckten Buſen,
Die nehm' ich aus, die wahre Menſchenliebe
Selbſt ihnen eingeflößt. — Sie rangen nicht
Nach einem andern, als dem feinern Lobe,
Das einer würdigen und edlen Seele
Das Herz zulispelt *).

---

*) Hayley's Triumph's of Temper, canto V. ver. 563.

Zweytes Kapitel.

Enthält eine Erläuterung einer ſehr bedenklichen und wichtigen Frage.

Da ein günſtiges Geſchick mir eine Handſchrift über eine, für die Schweſterſchaft höchſt intereſſante Materie zugeführet, ſo will ich ſie dieſem Kapitel einverleiben: und da ich gern die Neugierde meiner ſchönen Leſerinnen nach allen meinen Kräften befriedigen möchte, ſo will ich ſie durch eine kleine Geſchichte der Vorfälle einleiten, die mich in Stand geſetzt haben, mein Werk durch einen ſo ſonderbaren Schmuck zu bereichern.

Ich hatte vor einigen Jahren das Glück, unter meinen Freunden einen Herrn von einer höchſt liebenswürdigen Sonderbarkeit zu beſitzen. Er war ein Baronet von einer alten Familie und ſehr großen Gütern im nordiſchen Theile von England. Sein Vater, der einen ſehr gaſtfreyen Geiſt, der in dieſem Theile unſerer Inſel ſo vorzüglich herrſcht, beſaß, mußte ſeine bacchanaliſchen Luſtbarkeiten ſehr theuer bezahlen, indem er häufige Beſuche von einem ſchmerzhaften Podagra erhielt, und endlich als ein Märtyrer der Weinflaſche ſtarb. Mein Freund, Sir Hilary Highman, beſaß die ganze natürliche Lebhaftigkeit ſeines Vaters: er liebte das Vergnügen eben ſo ſehr. Indeſſen durch ein ſo auffallendes Beyſpiel gewarnet, beſchloß er es, obgleich mit nicht minderer Wärme, doch auf weniger gefährlichen Wegen zu verfolgen.

Schon bey ſeines Vaters Leben entdeckte er in ſeinem Körper, ſo jung er war, einige Spuren von dieſem fürchterlichen Ungemach, auf das ihm die väterliche Unmäßigkeit ſo viel gerechten Anſpruch gab. Dieſem Hange beſchloß er, durch eine ſtrenge Anhänglichkeit an eine einfache Diät, entgegen zu arbeiten. Da er aber gleichwohl die immer zunehmende üble Laune eines Vaters, für den er alle zärtliche Hochachtung hatte, nicht reizen wollte, ſo ließ er ſich auf dieſe ausartende Geſundheitsordnung nicht eher ein, als bis er von dem jovialiſchen, wunderlichen und krüpelichten alten

Manne

Manne Abſchied genommen, um ein Lieblingsprojekt auszuführen, nämlich die alten Ruinen Griechenlandes zu beſuchen. Ein entgegen geſetztes Betragen würde ihm ſonſt wegen ſeines künftigen Vermögens gefährlich geweſen ſeyn, da der ungeſtüme alte Bacchant den Charakter einer Milchſuppe verſchmähte, und ſich vielleicht kein Gewiſſen daraus würde gemacht haben, einen Sohn bloß deswegen zu enterben, weil er dem feyerlichen Gifte entſagen wollen, der ſeine eigene Geſundheit zerſtöret hatte, und nun ſehr ſchnell die Hefen ſeines erſchöpfenden Lebens vollends aufzehrte. Doch ſetzte mein Freund, als er fort gieng, ein groſſes Vertrauen auf ſeines Vaters feſten Körper, und ſchmeichelte ſich alſo mit der lebhaften Hoffnung, daß er den alten Ritter nach ſeiner Wiederkunft mit der Erzählung ſeiner Abentheuer unterhalten wollte. Indeſſen fügte es das Schickſal anders. Ein langer Auftritt bey einer Wahlfeyerlichkeit riß den Herzensfreund des Bacchus ſchnell ins Grab; und der mäßige Sir Hilary wurde von den Ruinen Athens zurück berufen, um Beſitz von anſehnlichen Gütern zu nehmen, die zureichend waren, jede Art von Schwelgerey, ſelbſt bey einer attiſchen Einbildungskraft, zu befriedigen. So enthaltſam auch Sir Hilary ſeyn mochte, war er doch ein ächter Schüler des Epikur: er ſah das Vergnügen für das höchſte Ziel jedes ſinnlichen Weſens an: indeſſen beſtund die Wolluſt, der er nachhieng, bloß in dem Vergnügen, das in der Befriedigung einer geſchmackvollen Einbildungskraft, und in einem wohlwollenden Herzen beſteht. Vorzüglich liebte er weibliche Geſellſchaft, und ſeine Leidenſchaften waren heftig: doch aber zärtlich. Ein griechiſches Mädchen von ausnehmender Schönheit und Vollkommenheit, entflammte ſie aufs äußerſte, und er war ſchon mit ihr einige Monate verheurathet, als die Nachricht ankam, die ihn in ſein Vaterland zurück rufte. Die Freuden, die er in ſeiner neuen Verbindung fand, und der ihm bekannte Zuſtand von ſeines Vaters gänzlich zerrütteten Geſundheit, ließen ihn den Schmerz über deſſen Tod nicht ſehr tief fühlen: ob er gleich den alten Mann auf eine dankbare und zärtliche Art bedauerte. Sir Hilary war weit entfernt von dem Heißhunhunger, das fürſtliche Vermögen, das ihm nunmehro zugefallen war, in Beſitz zu nehmen. Seine zärtliche Sorge für ſeine ſchöne Griechin machte, daß ſeine Heimreiſe ſehr langſam gieng. Dieſe reizende Gefährtin ſeines Glücks war ſchon ziemlich weit in ihrer Schwangerſchaft, und ihr Mann hätte gern dieſe Begebenheit auf der Küſte von Kleinaſien, wo ſie her war, abgewartet, wenn man nicht auf ihr eigenes Verlangen feſtgeſetzt, daß ſie auf ihrer Reiſe nach England, bis Rom gehen wollte, wo ſie ſo glücklich war, den Sir Hilary mit zwey liebenswürdigen Knaben zu beſchenken, die den Zwillings-Erbauern dieſer Hauptſtadt der Welt nichts nachgaben. Die frohlockende Mutter gelangte bald wieder mit zunehmender Liebenswürdigkeit zu ihren vorigen Kräften, und die ganze Caravane kam mit vermiſchten und abwechſelnden Empfindungen der Freude und des Kummers auf dem väterlichen Sitze des Sir Hilary an. Der junge Baronet beobachtete alles, was der Wohlſtand in Abſicht auf das Andenken ſeines Vaters erfoderte, und ſorgte für die wenigen alten Bedienten, die ſo

wohl

wohl die Schwelgerey als Schwachheit ihres letzten Herrn getheilt hatten, ſehr reichlich, und nun fieng er an, ſein Haus umzuſchmelzen, und ſeine neue Einrichtung einzuführen. In beyden hatte er zur Hauptabſicht, Geſchmack mit Bequemlichkeit, und Fröhlichkeit mit Mäßigkeit zu vereinigen. Er bauete eine ſehr geräumige Bibliothek mit einem daran ſtoßenden Saale. Der letzte wurde mit wenigen, aber auserleſenen Schildereyen, ſo wie die erſte mit Büchern, Büſten und Bildſäulen reichlich verſehen. Sir Hilary hatte ſehr frühzeitig an der griechiſchen Litteratur ungemein viel Geſchmack gefunden, und die Begebenheiten ſeines Lebens hatten vieles beygetragen, ihn zu vermehren. Beſonders bewunderte er den Ton von geſellſchaftlicher Unterhaltung, der den reizendſten Theil eines alten Attiſchen Gaſtmals ausmachte, und wünſchte oft, Etwas an die Stelle der leeren und ekelhaften Gemeinörter der Unterredung ſetzen zu können, die eine ſo ſchwerfällige Wirkung bey den ländlichen Beſuchen unſers Engliſchen Landadels ausmachen. Er war ein inniger Freund von jeder unſchul-

unſchuldigen, geſelligen Freude; er wünſchte aber ſeinen nachbarlichen Gäſten eine kleine Farbe literariſcher Verfeinerung beyzubringen. Ob dieß nun gleich ein ſchweres Unternehmen war, ſo brachte es doch Sir Hilary zu Stande: denn für einen Mann, der wie er ſo reizende Sitten mit warmer Menſchenliebe, und einen eben ſo großen Antheil an Witz als Reichthum beſaß, war kein Unternehmen zu ſchwer. Hierzu kamen einige Begebenheiten, die ihm ſeine Abſichten erleichterten. Auf ſeinen großen Gütern waren zwo anſehnliche Pfründen, die bisher von einem Paare orthodoxer Bacchusbrüder, die der alte Baronet ihrer übereinſtimmenden Liebe für die Weinflaſche wegen, dazu befördert, beſeſſen worden. Dieſe ehrlichen Geiſtlichen hatten zum Andenken des guten alten Ritters ſo oft und ſo tief zuſammen hinein geguckt, daß ſie bald ihr letztes vollgeſtrichenes Glas auf Erden vollends leerten, und nebſt ihrem ſeligen Patron zur ewigen Ruhe eingiengen. Sir Hilary ergriff mit großen Freuden dieſe Gelegenheit, zwey junge Männer in ſeine Nachbarſchaft zu ziehen, deren

Ge-

Geſinnungen mit den ſeinigen völlig übereinſtimmten. Er fand ſich höchſt glücklich, daß er zwey edlen Menſchen, mit denen er auf der Univerſität eine vertraute Freundſchaft errichtet hatte, und die die Gefährten ſeines jugendlichen Fleißes geweſen waren, Gemächlichkeit und Unabhängigkeit verſchaffen konnte. Die Litteratur war Jedes Lieblingsleidenſchaft: doch ſchätzte der erſte die Gelehrſamkeit nur in ſo fern, als ſie ihn zu einer ernſthaften Ausübung der Tugend führte: der zweyte liebte ſie als die ſüßeſte Uebung eines thätigen und heitern Geiſtes. So entgegen geſetzt ſie in ihren Neigungen waren, ſo hatte doch einer für den andern, ſo wie beyde für ihren liebenswürdigen Patron, die vollkommenſte Hochachtung; und dieſer ſah ihre Geſellſchaft für eine der höchſten Freuden an, die ihm das günſtige Glück nur hatte gewähren können. Dieſe Clericaliſchen Freunde waren noch in der Blüte des Lebens: und da ſie beyde ebenfalls unverheurathet waren, ſchmeichelten ihnen alle Familien rund umher. Mit Hülfe dieſer Geiſtlichen, worzu noch ein dritter kam, der bey ihm als Hauskaplan, und

Mit-

Mitgehülfe bey der Erziehung ſeiner Kinder angeſtellet war, ſtiftete Sir Hilary eine Geſellſchaft, die nicht wenig zu ſeinem und ſeiner Bekannten Vergnügen beytrug. An jedem Tage des Vollmonden gab er nämlich den Gutsbeſitzern ſeiner Nachbarſchaft eine ſehr geſchmackvolle Unterhaltung. Hier wurden zwiſchen der Zeit des Thees und dem Abendeſſen in der großen Bibliothek Reden über eine Materie abgeleſen oder hergeſagt, die in der vorhergehenden Verſammlung feſtgeſetzt wurden. Es war ein wahres Gaſtmahl des Plato, ein Schriftſteller, den Sir Hilary vorzüglich liebte, und der ihm zuerſt dieſen Gedanken eingegeben hatte. In dieſen engliſchen Dialogen nun war der moraliſche Geiſt dieſes erhabenen Griechen bisweilen ſehr glücklich kopiret; doch ohne irgend eine Vermiſchung der groben Unanſtändigkeit, von der die reizendſten ſeiner Produkte jämmerlich entſtellt ſind. Sir Hilary ſchränkte ſeine Unterhaltung auch nicht bloß auf proſaiſche Reden ein, ſondern er erkannte ſich ſeinen Gäſten auf gleiche Art verbunden, die entweder eine proſaiſche Abhandlung, oder ein poetiſches Spielwerk auf die Materie des Tages zum Vorſcheine brachten. Die Verſe wurden auf eine große Tafel, die in der Bibliothek ſtund, gelegt, und gewöhnlich von Sir Hilarys Sekretair abgeleſen, der es zugleich von der Geſellſchaft war, ehe noch die Reden ihren Anfang nahmen, die gemeiniglich von ihren Verfaſſern, und bisweilen ohne eine vorgängige Ausarbeitung, gehalten wurden. Auch Verſe ſogleich aus dem Stegreife verfertiget, waren willkommen, und wann ſie, während daß die Geſellſchaft ihre Sitzung hielt, hingelegt wurden, ſo las ſie der Sekretair nach dem Beſchluſſe der Reden, als eine Art von Epilog von der Unterhaltung des Tages ab.

Ich hatte das Glück, meinen alten Freund, Sir Hilary, von ungefähr in London zu einer Zeit zu treffen, da ich durch eine harte und empfindliche Unpäßlichkeit war heimgeſucht worden. Er drang ſehr freundſchaftlich in mich, daß ich einige Wochen auf ſeinem Landſitze zubringen möchte, in der liebreichen Hoffnung, daß dieß viel zu meiner Geneſung beytragen würde. Er verſicherte mich hierbey in ſeiner gewöhn-

gewöhnlichen ſcherzhaften Art, daß eines ſeiner Attiſchen Gaſtmäler für mich eine kräftige Herzſtärkung ſeyn, und mehr als alle Modearzneyen, den literariſchen Invaliden in mir aufs neue beleben würden. Meines Freundes Inſtitut war itzt in der That in einem ſehr blühenden Zuſtande. Sir Hilary hatte nach und nach in der ganzen Nachbarſchaft umher den Geiſt eines freundſchaftlichen und geſchmackvollen Wetteiſers verbreitet. Beſonders hatte er die jungen Leute aus feinen Familien um ſich her geliebkoſet und ermuntert, und in dem Verlaufe weniger Jahre in ſeiner Geſellſchaft einen kleinen Trupp Redner gebildet, die Athen vielleicht ſelbſt mit Vergnügen würde gehört haben. Die Frauenzimmer, ob ſie gleich der Delikateſſe ihres Geſchlechts nicht in ſo weit vergaßen, daß ſie in dieſen Zuſammenkünften deklamirt hätten; ſo trugen ſie doch nicht wenig zu der allgemeinen Unterhaltung durch mancherley Arbeiten bey.

Was mich anbetrifft, ſo wünſchte ich vergebens auch einen thätigen Theil an der gefälligen Ceremonie des Orts zu nehmen: meine

Ge-

Geſundheit aber war noch ſo ſchwach, daß ich gar keine Aeußerung meiner Geiſteskräfte wagen durfte. Ich hatte übrigens vor dieſem Perioden ſchon den erſten Gedanken von meinen gegenwärtigen Werken gefaßt, und da ich wünſchte, allen möglichen Vortheil von dieſer vollkommenen Geſellſchaft zu ziehen, ſo bat ich meinen Freund Sir Hilary, folgende Frage zum Inhalte der Unterredung, ſeinem geſellſchaftlichen Zirkel vorzulegen: — „Welche Perſon iſt bey einer Wahl zu einer Frau „die beſte — eine Wittwe oder eine alte Jungfer?“ — Mein lebhafter Freund nahm meinen Vorſchlag gefällig auf, und die Frage gab zu eben ſo viel unſchuldigen Scherzen, als einigen ernſthaften Betrachtungen Anlaß. Herzlich hätte ich gewünſcht, daß ich im Stande geweſen wäre, dieſe Bändchen mit verſchiedenen ſowohl poetiſchen als proſaiſchen Aufſätzen, die bey dieſer Gelegenheit zum Vorſcheine kamen, zu bereichern: doch alles, was mir vergönnt ward, zu ſammeln, beläuft ſich bloß auf drey Sinngedichte und eine einzelne Rede. Inzwiſchen iſt es doch gerade dieſelbige, die ich am meiſten zu erhalten wünſchte: denn ach! mit Schmerzen muß ich es geſtehen, daß, obgleich ſieben Redner die Sache abhandelten, nur ein einziger großmüthig genug war, ſich der vernachläßigten Schweſterſchaft anzunehmen. Wie weit ſeine Beredtſamkeit geht, wird mein Leſer bald zu beurtheilen Gelegenheit haben. Ich will ihm zuerſt die poetiſchen Spielwerke vorlegen. Man fand das erſte von den drey folgenden Epigrammen nebſt andern poetiſchen Stückchen auf der Bibliothektafel, und nach dem vorangeführten Ceremoniel wurden ſie abgeleſen, ehe die Reden angiengen: die andern beyden wurden aus dem Stegreiſe hingeſchrieben, und mithin nicht eher abgeleſen, als bis die Reden geendiget waren; doch, da das erſte Epigramm die Veranlaſſung dazu gab, ſo will ich ſie hier nach der Reihe anführen.

Sinngedichte
auf die Frage:
Welche ſchickt ſich beſſer zu einer Frau, eine Wittwe oder eine alte Jungfer?

Die ihr ein Weibchen ſucht, ſeht, wie es Kenner machen,
Die ſüße Cremoneſer Geigen kaufen,
Sie holen ſie nicht aus dem Laden, ſondern kaufen
Sich ein', auf der vorher ſchon Virtuoſen ſpielten.
Rauh klingen allezeit noch ungeſpielte Saiten;
Der Geige Harmonie wird durch Gebrauch ſtets beſſer.

Impromptu
Auf das vorhergehende Epigramm.

„Die Wahl von Weib und Geigen ſey,“
Sagt falſch ein Witzling, „einerley:
Er iſt für die Erfahrung blind.
Das Weib iſt Aeols Harfe gleich,
Denn jeden Ton, rauh oder weich,
Beſtimmt allein der Wind.

Eine Antwort

für beyde Epigrammatiſten.

Vergleicht nicht mehr mit Geigen und
Harfen
Die Schönen (ungeſchickte Symbolen!),
So reizend ſie auch ſind!
Laßt ſehn, ihr witzigen Köpfe,
Ob für die lieben Geſchöpfe
Mir die Muſik ein ander Bild,
Das beſſer paßt, mehr Anmuth hat,
Nicht darzubieten vermag.

Ein Weibchen, Jungfer oder Frau,
Iſt eine Glas-Harmonica,
So himmliſch und ſo rein;
Neu, oder ſchon geprüft,
Das macht kein Jota aus.
Wird ſie nur recht berührt,
So iſt ein jeglicher Ton
Entzückend, engelſüß.

Es wurden noch andere Verſe von einer ernſthaftern Art abgeleſen. Einige dichteriſche Jünglinge giengen ein wenig von dem gegebenen Inhalte ab; und ein junger Oxforder vergaß der Hochachtung, die man beyden Parthien, die die Frage betraf, ſchuldig war: denn, ſtatt, daß er den ſtreitigen Punkt hätte entſcheiden ſollen, machte er in einem ſehr beiſſenden Ton eine Satyre, ſowohl auf die Wittwe, als auf die alte Jungfer, und beſchloß mit einer ſehr lebhaften Lobrede auf ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren.

Indeſſen nahm ſich mehr, als ein Dichter der Sache der Wittwe mit Nachdruck und Empfindung an: allein die ſchwachen Nymphen des Parnaſſus waren gegen die Anſprüche der altjüngferlichen Schweſterſchaft ſo unfreundlich, daß kein Barde der armen alten Jungfer zu Ehren entſcheidend, ein Lied anſtimmen wollte: doch darf man ſich darüber auch nicht ſo gar ſehr wundern, wenn man überlegt, daß unter den Rednern, (eine geſetztere Art von Menſchen, als die ſpielenden Söhne des Apollo) die alte Jungfer nur Einen Vertheidiger fand. Von den ſechs Rednern, die für die Wittwe mit Feuer ſprachen, war der unterhaltendſte ein lebhafter und ehrlicher Fuchsjäger,

der

der ſich zwar durch ſeine Gelehrſamkeit ausgezeichnete, aber viel Geiſteskräfte in einem ſtarken Körper beſaß, und eine reiche Ader von origineller Laune hat. Dieſer machte eben auf eine junge, reiche und liebenswürdige Wittwe Jagd. Er frohlockte in ſeinem Beſtreben, und da ihn die ſchönſte Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg beſeelte, ſo ſprach er über den aufgegebenen Gegenſtand mit vorzüglichem Glücke und Nachdruck. Zwar muß ich geſtehen, daß er den Zuhörern bisweilen ein Paniſches Schrecken einjagte, indem er auf den Abgrund der Unanſtändigkeit in vollem Galop los zu jagen ſchien: doch, ſo bald er am Rande derſelbigen war, machte er ſchnell eine ſo feine und glückliche Wendung, daß er das Schrecken der Geſellſchaft in Bewunderung und gute Laune verwandelte.

Der Streit über dieſe Seite der Frage ward von einem Sprecher eines entgegen geſetzten Charakters beſchloſſen. Dieß war ein Mann von einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit und einem ſehr ernſthaften Betragen, der aber einen leichten Vortrag und kraftvollen

Ausdruck hatte. Er lieferte uns eine ernſthafte, aber unterhaltende Geſchichte von der Wittwenſchaft, und zählte eine Menge glücklicher Begebenheiten und große Charaktere her, zu denen die zwote Heurath einiger angeſehenen Wittwen Anlaß gegeben. Als er ſeine Schlußrede geendiget hatte, die, da ſie zärtlich und pathetiſch war, auf das angenehmſte gegen die launichten Beweisgründe ſeines Vorgängers abſtach, erhub ſich ein Mann, der bey vieler Grazie in ſeiner Perſon, auch viel Verſtand in ſeinem Geſichte beſaß, und mit einer beſonders melodiſchen Stimme folgende Rede hielt:

„Herr Präſident,

„Ob ich gleich vermuthen kann, daß eine ſehr fürchterliche Ueberlegenheit von Rednern wider mich auftreten wird, ſo bin ich doch dreuſt genug, mich auf die Seite der vorgelegten Frage zu wenden, die immer den wenigſten Beyfall für ſich hat: eine Frage, bey welcher die Vorurtheile, die Leidenſchaften und die Handlungen der Menſchen, den kläreſten Vorſchriften der Vernunft und der Ge-

„rech-

„Gerechtigkeit entgegen ſtehen! Ja, Sir,
„ich bin ſo kühn, zu behaupten, daß, wenn
„das Betragen und die Meynungen der Menſchen
„unter der ſtäten Herrſchaft der Billigkeit
„ſtünden; ſo könnte dieſe Frage auch nicht
„eine einzelne Minute lang in der Seele eines
„Menſchen nur zweifelhaft bleiben, und man
„müßte, ohne ſich nur einen Augenblick zu bedenken,
„ſich für das beleidigte, verſpottete
„Weſen, die unwillkührliche alte Jungfer erklären,
„zu deren Sachwalter ich mich hiermit
„aufwerfe. Auch wird eine ſolche entſcheidende
„Erklärung nicht von vergängigen
„Geſinnungen abhängen, die der Richter zum
„Nachtheil oder zur Ehre der Ehe faſſen kann:
„denn, wir mögen den Eheſtand als eine Laſt
„oder als ein Glück anſehen, ſo iſt es auf gleiche
„Weiſe unbillig, daß Ein Frauenzimmer
„zweymal entweder dieſe Laſt tragen, oder dieſes
„Glücke genießen ſoll, indeſſen daß eine
„andere in demſelbigen Perioden des Lebens
„ganz fremd für die Sorgen oder die Freuden
„einer wichtigen Pflicht bleiben ſoll, die ſie
„eben ſo bereitwillig ſeyn würde, zu übernehmen,

„men, und eben ſo fähig zu tragen. Dieſe
„Vorausſetzung fällt, däucht mir, ſo deutlich
„in die Augen, daß, wenn ich dieſe Geſellſchaft
„in den höchſten Gerichtshof verwandeln
„könnte, und ihm beydes, die Wittwe und
„die alte Jungfer, als ſtreitende Partheyen
„vorſtellen wollte, die nach den bloßen Grundſätzen
„des Rechts auf den hochzeitlichen Kranz
„Anſpruch machen: ſo weiß ich gewiß, dieſe
„Verſammlung würde viel zu gerecht ſeyn, als
„daß ſie nicht dem Streite bald ein Ende machen,
„und das Recht meiner Klientin durch ein übereinſtimmendes
„Urtheil beſtätigen ſollte. Aber
„ach! in dieſem Punkte iſt kein Richterſtuhl
„auf Erden, zu dem die troſtloſe alte Jungfer
„ihre Zuflucht nehmen, und ſich eine unpartheyiſche
„Gerechtigkeit verſprechen kann.
„Das Geſchrey des Vorurtheils iſt wider ſie
„und man hält ſich über ihre Anſprüche auf;
„indeſſen daß Gewohnheit und Bequemlichkeit
„ſo thätige und glückliche Sachwalter für ihre
„Gegnerin, die Wittwe ſind, daß ſie, dieſe
„hinterliſtige Widerſacherin! vielleicht drey,
„vier, ja fünfmal zu dem friſchen Altare des

„Hymen zugelaſſen wird, da hingegen meiner unglücklichen Klientin, der vernachläßigten alten Jungfer, ſo ſehnſuchtsvoll ſie auch nach dem Eingange blicken mag, auch nicht einmal ein Zutritt in den Vorhof des Tempels auf kurze Zeit verſchaffet wird. — Kann man dieß Gerechtigkeit nennen, Sir? Iſt es nicht klare Ungerechtigkeit? nicht Tyranney? — Aber, wird man ſagen; bey den gemeinen Vorfällen des Lebens, kann man bey einer ſolchen Handlung, als die Ehe, die vorzüglich der Einbildung und dem Eigenſinne unterworfen iſt, nicht von Menſchen erwarten, oder verlangen, daß ſie die feinern Regeln einer ſtrengen Billigkeit beobachten, oder ſich nach einem ſpeculativen Richtſcheide der Gerechtigkeit richten. — Gut, es ſey ſo! — Ich will bey dieſer wichtigen Sache nicht einmal an das Gewiſſen der Menſchen — ich will an ihr Intereſſe appelliren. Ich will ihnen beweiſen, daß derjenige, der eine alte Jungfer heurathet, weit mehr Vermuthung vor ſich hat, von ſeiner Frau unveränderlich geliebt zu werden, oder mit andern Worten,

„in der Ehe durch ſie glücklich zu werden," als „derjenige, der ſich in die offnen Arme einer „Wittwe unbedachtſam wirft. — Ich hoffe, „Sir, daß es keiner langen Reihe von Be„weisgründen nöthig ſeyn wird, dieſen leichten „Satz auf einen ſichern Grund zu bauen, und „feſtzuſtellen. Ich bin gewiß, daß ich ſol„ches bloß dadurch zu thun vermögend bin, „wenn ich meine Zuhörer an einen gewiſſen „Hang der menſchlichen Seele erinnere, der „gar nicht in Zweifel kann gezogen werden; „ich meyne den Hang, bey unſerer Schätzung „einen höhern Werth auf die Güter zu ſetzen, „deren wir beraubt werden, und den Werth „derjenigen geringer zu achten, die wirklich in „unſern Händen ſind. — Der erſte Theil die„ſes Hangs iſt ſo allgemein, und wirkt mit „einer ſo erſtaunenden Gewalt auf den Charak„ter, auf den ich ihn anzuwenden wünſche, „daß der bewundernswürdige Fielding mit „einer überſtimmenden Laune und Wahrheit „den Tod eines Ehemanns ein untrügliches „Recept nennt, die verlorene Zuneigung eines „Weibes wieder zu bekommen.

„Nun

„Nun erlauben Sie, Sir, daß ich dieſe Verſammlung bitten darf, den Hang, deſſen ich erwähnet habe, wohl in Gedanken zu behalten, und dann mit mir die Empfindungen einer friſchen Wittwe gegen ihren zweyten oder dritten Ehemann in Erwägung zu ziehen, und ſie mit den Empfindungen einer alten Jungfer, die itzt zu herzinniger Freude mit ihrer erſten und einzigen Liebe vereiniget wird, zuſammen zu halten. — Die Zuneigung, Sir, einer wiederverheuratheten Wittwe iſt ein Taſchenteleſcope. Sie richtet das vergröſſernde Ende allezeit nach ihrem guten Manne im Grabe, und es vergrößert alle die geiſtigen und perſönlichen Vollkommenheiten des lieben Verſtorbenen auf einen erſtaunend hohen Grad. Hierauf wendet ſie das umgekehrte Glas auf ſeinen verkleinerten Nachfolger, und ſo groß auch ſeine Vortrefflichkeit ſeyn mag, ſo ſchrumpft der arme, unglückliche lebende Sterbliche in ihren Augen, in Vergleichung mit jenem, zu einem Pigmäen zuſammen. Dieß aber, Sir, iſt bey unſerer alten Jungfer nicht der Fall. Nein, Sir!

„— Ih-

„— Ihre Zuneigung iſt ein Taſchenmikroſkop,
„das auf eine ungeheure Art alle die anziehenden
„Verdienſte und Kräfte, zu gefallen, ſo
„unbeträchtlich ſie auch ſeyn mögen, in dem
„begünſtigten Geſchöpfe, auf das ſie blickt, vergrößert.
„Wie ein unerfahrener, aber leidenſchaftlicher
„Naturforſcher, fährt ſie immer
„fort, den neuen und einzigen Gegenſtand
„ihrer Betrachtung, nicht allein mit einer unabläßigen
„Aemſigkeit, ſondern auch mit einer
„immer zunehmenden Bewunderung und
„Freude zu beſchauen. Er füllt ganz ihr
„Auge: nimmt ihre Seele ein; ſchwellt ihr
„Herz auf.

„Aber, möchte man mir einwenden: wenn
„der Mann, der eine alte Jungfer heurathet,
„das vorzügliche Glück hat, von ſeiner Frau
„ſo unveränderlich geliebt zu werden, da dieß
„doch gewiß der Wunſch eines jeden Mannes
„iſt, der ſich verheurathet — wie kömmt es denn,
„daß die Mannsperſonen ſo verkehrt gegen ſich
„ſelbſt urtheilen, und immer die Wittwe einer
„alten Jungfer vorziehen? Iſt dieſer immerwährende
„Vorzug nicht ein ſehr ſtarker

„Be-

„Beweis zu Gunſten des ſo vorgezogenen Charakters? Beweiſt es nicht, daß die Wittwe ſich die Kunſt oder das Vermögen erworben, dem zweyten Manne mehr Glück zu gewähren, als die alte Jungfer im Stande iſt, ihrem erſten Manne zu verſchaffen? denn, läßt ſich wohl vermuthen, daß Männer, durch die Erfahrung der Zeit und der Jahre belehret, unaufhörlich in beſtändigem Widerſpruche mit ihrer eigenen Glückſeligkeit immerfort in dem wichtigſten Artikel des menſchlichen Lebens würden gehandelt haben?

„Ach Sir! Ich fürchte, es giebt ſolcher Artikel mehr als Einen, wo wir unbeſonnenen Sterblichen oft, wenn wir Achtung geben, der Erfahrung unſerer geſunden Vernunft und unſerer Glückſeligkeit zuwider handeln. Daß die Wittwe immer den alten Jungfern vorgezogen wird, gebe ich ganz gern zu: ja, ich beklage es, als ein eingewurzeltes Uebel: indeſſen, Sir, glaube ich gewiß, von dieſem unüberlegten Vorzuge Rechenſchaft geben zu können, ohne daß ich den kleinſten Gran zu dem Gewichte der Witt-

„we

„we, ich möchte faſt lieber ſagen, in die leere „Schaale derſelben hinzulege.

„Vielleicht, Sir, läßt ſich die ganze Sache „von beyden Seiten durch ein metaphoriſches „Bild aufklären.

„Die Wittwe iſt eine erfahrene und liſtige „Fiſcherin, die ſich Geduld erworben hat, den „günſtigen Augenblick abzuwarten, und auch „Schnelligkeit genug beſitzt, in dem Augenblick „den Angel an ſich zu ziehen, ſo bald der Fiſch angebiſſen hat. Durch dieſen doppelten Vorzug „iſt ſie eines glücklichen Erfolgs gewiß. Aber „ach! Sir, die alte Jungfer iſt eine Anglerin, die eine fruchtloſe Erwartung ungeduldig und ungeſchickt gemacht hat; ſie übereilt „ſich, ſo bald nur der Schein von einer kleinen Berührung der Angel da iſt, und indem ſie in ſo einem kritiſchen Zeitpunkte eine „zu haſtige Bewegung macht, ſo macht ſie ihren Köder, ſo ſüß er ſeyn mag, oft mehr zu „einem Gegenſtande des Schreckens, als der „Anlockung, durch die ſie ihren Raub zu erhaſchen gedachte. Klingt meine Vergleichung auch nicht ganz artig, ſo muß ich ſie

„doch

„doch erſuchen, ja nicht zu glauben, als ob „ich für meine ehrliche und würdige Klientin, „die unglückliche alte Jungfer, nur im mindeſten der ihr ſchuldigen Achtung vergäße. „Erinnern Sie Sich aber, Sir, daß aufrichtige und ungeprüfte Gemüther, ſo ſehr „ſie ſich auch eine Sache angelegen ſeyn laſſen, „durch ihren zu großen Eifer es recht gut zu „machen, ſie oft verderben: und dieß iſt auch „bey der guten und delikaten alten Jungfer „häufig der Fall, ſo bald es bey ihr auf die „löbliche Abſicht ankömmt, ſich eines Mannes zu verſichern. Ob ſie alſo gleich ſelbſt „Schuld iſt, wenn ihr ihr würdiges Vorhaben fehl ſchlägt; ſo verdienet ſie doch mehr „unſer Mitleid, als unſern Tadel. Ja, Sir, „die Sachwalter der Wittwen mögen über „mein Vorgeben lachen, ſo viel ſie wollen: ſo „trage ich doch kein Bedenken, zu behaupten, „daß die einſame, vernachläßigte alte Jungfer, einen gerechtern Anſpruch auf unſer Mitleiden, dieſe ſanfte Pflegerin der Liebe hat, „als die weinende Wittwe ſelbſt. Man hat oft „und viel, und ich geſtehe es gern, mit großer

„Beredtſamkeit über der Wittwe anziehenden Kummer geſprochen. In der That iſt er anziehend; und ſo anziehend, daß er meine Einbildungskraft oft an das Aechzen der Hyäne, dieſes ſchlaue, mörderiſche und unerſättliche Geſchöpf erinnert, das, nach der Erzählung der alten Naturforſcher, in ſeiner Höhle lauert, und durch ein verrätheriſches Geſchrey der Angſt, den unvorſichtigen Wanderer hinzulockt, den ſie zu verſchlingen denkt. Dieß hinterliſtige Betragen der Hyäna wird zwar noch in Zweifel gezogen; doch alle Menſchen, die ein wenig Erfahrung in der Welt haben, werden Beyſpiele von Männern erlebt haben, die in die Schlinge der Wittwe fielen, und dann, wann es zu ſpät war, ſich zurücke zu ziehen, es beweinten, daß ſie ein Opfer ihres großmüthigen, obgleich übel angebrachten Mitleidens wurden.

„Die Gewohnheit zu ändern kann leicht eine leidenſchaftliche Liebe für das Neue hervorbringen; und das Weib, das einen oder zween Männer ſchon begraben laſſen, wird bey der geringſten Mißhelligkeit mit ihrem

„zweyten oder dritten, bald den Wunſch äuſſern,
„daß auch Er bey ſeinen abgeſchiedenen
„Vorgängern in Ruhe ſchlafen möchte, in
„der Hoffnung, daß es bey dem künftigen beſſer
„gehen werde. Sie werden ſich vermuthlich
„erinnern, Sir, daß unſer alter Dichter
„Chaucer, dieſer bewundernswürdige und genaue
„Maler des Lebens und der Sitten! dieſe
„überwiegende Neigung bey einer wieder verheuratheten
„Wittwe, in der langen Vorrede,
„die er ſeinem Weibe von Bath in den Mund
„legt, ſehr glücklich ausgedrückt hat. Dieſe
„gute Frau hat bereits vier Männer begraben
„laſſen, und bezeugt ihre große Bereitwilligkeit,
„einen fünften anzunehmen. Man ſage
„nicht, daß dieſer Charakter das bloße Hirngeſpinſt
„der lebhaften Einbildungskraft eines
„ſatyriſchen und kurzweiligen Dichters ſey!
„Nein, Sir, dieſer ehrwürdige, obgleich ſcherzhafte
„alte Barde, kopirte die Natur ſehr getreu.
„Als einen Beweis aber, daß er es
„auch im gegenwärtigen Falle that, will ich
„ein noch weit wunderbarer Beyſpiel von dieſer
„Leidenſchaft für eine unbegränzte Folge

„von neuen Veränderungen, in der ſich wieder verheurathenden Wittwe anführen. Das Exempel, auf das ich ziele, Sir, findet ſich in einem kirchlichen Schriftſteller von ſehr groſſem Anſehen, deſſen Name mir nicht gleich beyfällt; doch erinnere ich mich gar wohl, daß er es als eine wirkliche Thatſache, die ſich in Rom zugetragen, anführet, und von der er ſelbſt ein Augenzeuge geweſen zu ſeyn vorgiebt. Dieſes Factum, Sir, war die Verheurathung einer Wittwe mit ihrem zwey und zwanzigſten Ehemanne. Auch der Mann hatte zwanzig **Weiber** begraben laſſen; und die Augen von ganz Rom waren auf dieß außerordentliche Paar, ſo wie auf ein paar Fechter gerichtet, wo man begierig iſt, zu ſehen, wer von beyden dem andern den letzten tödtlichen Stoß beybringen wird. Erinnere ich mich recht, ſo ward das Weib, nach allen ihren Begräbnißtriumphen, das Opfer bey dieſem wunderbaren Kampfe: allein die Geſchichte möge ſich geendiget haben, wie ſie wolle, ſo beweiſt ſie zur Genüge, die Leidenſchaft für das Neue, die ich der Wittwe zu-

„geſchrieben habe. Nun aber, Sir; wenn „der zweyte oder dritte Mann einer Wittwe „oft Urſache hat, ſich vorzuſtellen, daß ſeiner „Gattin Zuneigung, die ſich ſo leicht von einem zum andern übertragen läßt, ihre Richtung auf einen wahrſcheinlichen Nachfolger „nimmt; ſo kann er wahrhaftig nicht ſo glücklich oder ſicher ſeyn, als der Mann, der ſich „ſehr weislich mit einer würdigen alten Jungfer verheurathet. Sie, die gute Seele! die „ſich ſehr wohl erinnert, wie lange ſie auf ihren erſten Mann warten mußte, wird, ſtatt „ſich geſchwind wieder nach einem andern umzuſehen, ihre ganze Aufmerkſamkeit dahin „richten, das theure Geſchöpf, das ſie endlich nach einer langweiligen Erwartung erobert, zu pflegen und zu erhalten. Ihr guter Mann hat weder unter den Lebenden noch „den Todten einen Nebenbuhler zu fürchten, „und kann ſich des entzückenden Vorrechts „ſicher freuen, unumſchränkter Herr von ſeines Weibes Liebe zu ſeyn. Nun aber bitte „ich Sie, Sir, wohl zu beherzigen, wie verſchieden der Fall bey dem unüberlegten Man-

„ne iſt, der ſo unbedachtſam eine Wittwe heurathet! Er muß nicht nur fürchten, daß die veränderliche Zärtlichkeit ſeiner Frau eine jählinge Wendung nach ſeinem wahrſcheinlichen Nachfolger bekömmt, ſondern auch, daß, wenn ihre Gedanken zu getreu und zu tugendhaft ſind, als daß ſie nach den Lebenden umher ſpazieren ſollten, ſelbſt dann, Sir, und wann er auch bey allen ſeinen Bemühungen ſich ihr Herz ganz eigen zu machen, ſich mit den eiteln Gedanken ſchmeichelt, der einzige Beſitzer deſſelben zu ſeyn, ſelbſt dann, ſage ich, wird er oft finden, daß er es mit einem Geiſte theilet. Ja, Sir, meine Gegner mögen immer den Ausdruck für poſſenhaft anſehen: ich behaupte, daß er buchſtäblich wahr iſt, ja ich wiederhole es nochmals, daß er den Beſitz ihres Herzens mit einem Geiſte theilet, und ich ſetze noch die wahrſcheinliche Folge einer ſolchen Theilnehmung zur Hälfte, hinzu. Er wird nämlich bald finden, daß durch die feinen Täuſchungen ſeines unſichtbaren Theilnehmers, er auch noch ſeine armſelige Hälfte bey einer ſo

„zwey-

„zweydeutigen Beſitzung, als das Herz einer wiederverheuratheten Wittwe iſt, verloren hat! ja, er wird finden, daß er zu gleicher Zeit einen wahren Bankerot in Glückſeligkeit gemacht hat. Da meinen Gegnern beliebt, über meinen Ausdruck, als eine Sprache der Einbildung, mehr als der Wahrheit, zu lächeln; ſo erlauben Sie, mein Herr Präſident, daß ich einen Fall anführe, in welchem dieſer Todte, dieſer belachte Theilnehmer, ſeine wirkliche Erſcheinung gemacht hat, und kühn genug geweſen, auf eine ausſchließende Anfoderung zu dringen. Der Caſus, auf den ich ziele, iſt, (ich getraue mir ſolches zu behaupten) gerade ein Fall, der hieher paßt, ob er gleich bey einer ganz verſchiedenen Gelegenheit von dem vortrefflichen Addiſon, aus dem ſiebzigſten Buche des jüdiſchen Geſchichtſchreibers, Joſephus angeführt wird. Ich meyne den Fall der Wittwe Glaphyra, die zum dritten Manne den Archilaus nahm, nachdem ſie zweymal zur Wittwe geworden war. Sie werden ſich erinnern, Sir, daß die Gedanken

„dieſer Dame nach ihrer dritten Heurath, ſo
„ſehr auf ihren erſten Gatten zurücke liefen,
„daß ſie ſich den ehrlichen Mann im Traume
„erſcheinen ſah. — Glaphyra,“ ſagte ſein
Geiſt, „du haſt das alte Sprüchwort wahr
„gemacht, daß keinem Weibe zu trauen iſt.
„War ich nicht der Mann deiner Jungferſchaft?
„Habe ich nicht Kinder von dir? Wie
„konnteſt du unſere Liebe ſo ſehr vergeſſen, zum
„zweyten, ja zum drittenmale zu heurathen?
„— Doch wegen unſerer vergangenen Liebe
„will ich dir itzt keine Vorwürfe machen, mich
„aber deiner auf immerdar bemächtigen.“ —
„Glaphyra erzählte ihr Traumgeſichte, und
„ſtarb bald darauf. Dieß, Sir, iſt ein
„ernſthafter und tragiſcher Beweis, wie gefährlich
„es iſt, eine Wittwe zu heurathen.
„Wahrhaftig wird doch kein kluger Mann Gefahr
„laufen wollen, ſeine Braut von einem ſo
„ſtolzen Geſpenſte ſeinen Umarmungen entreiſſen
„zu laſſen? — Erlauben Sie mir, Sir,
„daß ich noch eine Geſchichte von einer luſtigen
„Art erzähle, die ebenfalls einen Beweis
„von der geheimen Gefahr einer ſolchen Heurath

„rath abgiebt. Ich habe ſie von einem alten „würdigen Manne, der dieſer Geſellſchaft „nicht unbekannt iſt. Er war nämlich in ſeiner „Jugend mit einem berühmten Komödianten „vorigen Jahrhunderts bekannt, der der „Hauptſpieler in dieſem komiſchen, oder vielmehr „poſſenhaften Auftritte war, und ſie meinem „Freunde umſtändlich wieder erzählte. „Dieſer Komödiant nun, ein ſehr ſpaßhafter „und Abentheuerliebender Mann, bewarb ſich „im frühern Theile ſeines Lebens um eine ſehr „artige und reiche Wittwe, die ihm die größte „Hoffnung gab. Doch, da der Geiz ihre „Schwachheit war, ließ ſie ihn für einen reichen „Nebenbuhler ſitzen, der, ſo furchtſam er auch „ſonſt war, doch Muth genug hatte, dieſe „ſehr anlockende Wittwe zu heurathen. Der „abgeſetzte Liebhaber wurde dadurch äußerſt „aufgebracht, und beſchloß, ſich auf eine auszeichnende „Art zu rächen. Die außerordentliche „Furchtſamkeit ſeines Nebenbuhlers gab „ihm hierzu eine herrliche Gelegenheit, und „er ergriff ſie mit beyden Händen. Sein Bedienter „ſpielte mit dem vertrauten Kammer-

„mädchen der Wittwe, einen Roman, und durch ihre Vermittelung ſchlich ſich der Komödiant in das Zimmer der Braut. Er hatte ihren erſten Mann genau gekannt, verſteckte ſich alſo unter einem Tiſch, und ſobald die neuen Eheleute ihr Lager beſtiegen, machte er ſeine Erſcheinung, und ahmte ſo wohl die Geſtalt, als die Stimme des lieben verſtorbenen Ehegemals auf das allergenaueſte nach. Kaum hatte er den Vorhang aufgezogen, ſo fiel die erſchrockene Braut in Ohnmacht. Der Bräutigam, der ſeinen verſtorbenen Vorgänger gar gut gekannt hatte, gerieth in ein noch weit größer paniſches Schrecken, und ſein zitternder Körper entſchüttete ſich ſeiner Angſt auf eine ſehr unangenehme Art, die ihm dieſelbe zwar nicht verminderte, aber ſeine Hälfte doch aus ihrer Ohnmacht wieder zurück brachte. Da ſie ihrer Sinnen ganz wieder mächtig war, den todten Mann verſchwunden, den lebenden aber in einem ſehr traurigen Zuſtande fand, ſo ſtund ſie geſchwind auf. Vermöge ihrer Liebe zum Gelde hatte ſie die weiſe Vorſicht gebraucht,

„braucht, ſich den Genuß deſſelbigen vorzu„behalten, und da ſie den Streich merkte, „der ihr war geſpielt worden, beſchloß ſie, ei„nen weiſen Gebrauch davon zu machen, und „erklärte, daß ſie ihre Heurath nicht mit ei„nem Manne vollziehen wollte, der nicht Muth „genug hätte, ſie gegen einen Geiſt zu ſchü„tzen. Bey dieſem Vorſatze beharrte ſie auch, „und der unglücklich verſpottete Bräutigam „blieb ſein ganzes Leben hindurch ein trauriges „Beyſpiel, die Weisheit des Sprüchwortes „zu beſtätigen, welches ſagt, daß der ein küh„ner Mann ſeyn muß, der in die Dienſte ei„ner Wittwe tritt.

„Billig ſollte ich um Verzeihung bitten, „Sir, daß ich die Geduld dieſer Geſellſchaft „durch die Erzählung einer ſo langen Geſchich„te ermüdet habe, wofern ich mir nicht ſelbſt „ſchmeichelte, daß ſie auf die Junggeſellen, „die mich angehöret, die glückliche Wirkung „haben werde, ſie vor der ungerechten Verwe„genheit zu ſchützen, eine Wittwe einer alten „Jungfer vorzuziehen.

„Ich könnte noch mancherley Beweisgründe zum Beſten meiner Klientin anführen, „die ich noch gar nicht berührt habe. Ich „könnte z. B. zeigen, von was für einer groſ„ſen Wichtigkeit es für die eheliche Glückſelig„keit iſt, wenn ein Ehemann eine Gefährtin „ſeines Lebens in die Arme bekömmt, deren „Gemüthsart und Gewohnheiten noch nicht „durch einen vorhergehenden Gatten bereits „eine gewiſſe beſtimmte Form angenommen „haben, ſondern die nach dem Willen und „Geſchmacke ihres erſten und einzigen Herrn „können gebildet werden. In dieſem Punk„te, Sir, iſt die Wittwe ein Stück ge„krümmtes Holz. Auch der geſchickteſte Ar„beiter iſt nicht im Stande, ihm die Geſtalt „zu geben, die er ihm zu geben wünſchet: die „alte Jungfer hingegen iſt das nachgebende „jungfräuliche Wachs, das mit der größten „Geſchmeidigkeit jede ernſthafte Bearbeitung, „jede ſinnreiche Erfindung, jeden ſpielenden „Einfall des Modellirers annimmt.

„Doch ich will die unzähligen Beweisgründe, die ich noch zum Beſten der alten Jung-

„ſer

„ſer anführen könnte, mit Stillſchweigen „übergehen: nur auf den feſten Fels will ich „bauen, den ich von verſchiedenen Seiten Ihnen, Sir, dargeſtellt habe: ich meyne die „vorzügliche Sicherheit, mit der ihr Ehegatte „auf ihre feſte Liebe rechnen kann. Ich will „alſo damit ſchließen, daß ich jede Mannsperſon, die ſich bedenken kann, zwiſchen einer „Wittwe und alten Jungfer zu wählen, beſchwöre, wohl eingedenk zu ſeyn, daß Vernunft und Erfahrung, Gerechtigkeit und allgemeines Beſte, laut dafür ſprechen, der „letzten den Vorzug zu geben. Ich will ihn „beſchwören, ſich zu erinnern, daß der Mann, „der eine Wittwe heurathet, große Urſache „hat, unvernünftige Erwartungen, unangenehme Vergleichungen, und eine ſehr veränderliche Zuneigung zu gewärtigen, indeſſen, „daß der, der eine alte Jungfer heurathet, „mit Zuverſicht erwarten darf, eine nicht zu „viel fodernde Zärtlichkeit, eine immer zunehmende Dankbarkeit, und ein beſtändiges Beſtreben zu gefallen, zu finden.“

* * *

Ich will über die vorſtehende Rede keinen Kommentar machen: ſondern bloß hinzu ſetzen, daß der geiſtliche Schriftſteller, aus dem der gelehrte Redner die oben angeführte ſehr merkwürdige Anekdote genommen, der heilige Hieronymus iſt. Sie ſteht in einer ſeiner Epiſteln an eine Wittwe, mit Namen Ageruchia. Ich will die Worte des Heiligen anhängen *), und dieß Kapitel mit Dankſagung an meinen beredten

Freund

---

*) Rem dicturus ſum incredibilem, ſed multorum teſtimoniis approbatam. Ante annos plurimos, quum in chartis eccleſiaſticis juuarem Damaſum, Romanae vrbis epiſcopum, et Orientis atque Occidentis Synodicis conſultationibus reſponderem, vidi duo inter ſe paria, viliſſimorum e plebe hominum comparata, vnum qui viginti ſepeliſſet vxores, alteram quae viceſimum ſecundum habuiſſet maritum, extremo ſibi, vt ipſi putabant, matrimonio copulatos. Summa omnium expectatio, virorum pariter ac ſeminarum, poſt tantas rudes, quis quem prius efferret: vicit maritus, et totius vrbis populo confluente,

coro-

Freund ſchließen, daß er mir zum Drucke ſeiner Rede die Erlaubniß gegeben: zugleich aber den herzlichen Wunſch hinzuthun, daß meine Leſer ſie mit eben ſo viel Gewogenheit und Beyfall aufnehmen mögen, als ſie bey der freundſchaftlichen und gütigen Verſammlung erhielt, wo ſie abgeleſen wurde.

coronatus, et palmam tenens, adoreamque per ſingulos ſibi acclamantes, vxoris multinubae feretrum praecedebat.

Epiſt. Sancti Hieron. ad Ageruchiam de Monogamia.

Drites Kapitel.

Das Schlußkapitel dieſes Verſuchs, welches eine Predigt an alte Jungfern, in der Einkleidung eines Traums enthält.

Auch der ſchwärmeriſchſte Projektmacher, der ſein Geld und ſein Gehirn in dem Dampfe der Erwartung jemals verzehret, kann an die goldne Krone, womit alle ſeine Arbeiten ſeiner Meynung nach werden belohnet werden, nicht unabläßiger und mit mehr Zuverſicht denken, als ich mir das Vergnügen und den Vortheil vorſtellte, der der Gemeinſchaft der alten Jungfern aus dieſem ausgearbeiteten Verſuche, meiner Rechnung gemäß, zuwachſen würde. Die guten Frauenzimmer nahmen meinen Kopf ſo ſehr ein, daß ich ſchlafend und wachend nur an ſie dachte. Zum Beweiſe dieſer meiner menſchenfreundlichen Verſicherung, will ich mein Werk mit einer umſtändlichen Erzählung einer ſehr ſonderbaren Erſcheinung ſchließen, die meine außerordentliche Sorgfalt für ihr Intereſſe ganz unfehlbar veranlaßte.

Ich las an einem ſehr heißen Sommertage ein wenig nach der Mittagsmahlzeit, eine von den griechiſchen Homilien auf die Jungferſchaft, als meine Aufmerkſamkeit ſich nach und nach verlor, und der Schlaf mich unbemerkt beſchlich. Ich fand mich ſelbſt jähling aus meinem kleinen Studierſtübchen und einem engen Zirkel beſtäubter Folianten, mitten in ein großes und prächtiges Zimmer verſetzt. So wie es mir vorkam, war es der Speiſeſaal eines ſehr zahlreichen Kloſters. Am oberſten Ende deſſelben waren zwo Thüren: die eine, die offen ſtund, ließ mich in eine ſehr geſchmackvolle und große Kapelle ſehen; die andere, wie ich in der Folge fand, führte mich in eine Reihe von Zimmern, die der Aebtißin dieſer keuſchen, aber ungebundenen Geſellſchaft, zugehörte. Ich erfuhr bald von einer Gruppe ſehr höflicher Frauenzimmer, die ſo wohl der Bewegung, als der geſellſchaftlichen Unterhaltung wegen in dieſer geräumigen Halle auf und nieder giengen, daß dieß große und prächtige Gebäude

bäude von verſchiedenen ältlichen Jungfern, alle von guter Herkunft und Erziehung, obgleich von ungleichen Vermögensumſtänden, erbauet worden, die ſich ſelbſt zu einer ſehr zahlreichen, aber freundſchaftlichen Schweſtergemeinde vereiniget, und hier in einer ruhigen Geſchäftigkeit und geſelligen Zufriedenheit beyſammen wohnten.

„Uns ſteht,“ ſagte eine freundliche, geſprächiſche Schweſter (die bey einer Gemüthsart, welche mir in einer alten Jungfer eine engliſche Güte zu verrathen ſchien, mehr Verlangen ausdrückte, meine, als ihre eigene Neugierde zu befriedigen,) „uns ſteht eine Präſidentin von unſerm Geſchlechte vor, die jährlich nach der Mehrheit der Stimmen von „unſerer Schweſterſchaft gewählt wird. Ob „wir nun aber gleich die Freyheit der Wahl „förmlich ausüben, ſo haben wir doch immer „ein und eben dieſelbe Aufſeherin behalten. „Denn das Frauenzimmer, das zuerſt den „Plan zu unſerer Geſellſchaft entwarf, und „ſeit der Zeit derſelben vorgeſtanden, iſt zu „dem bedenklichen und wichtigen Amte immer

„wieder gewählet worden, da ſie es zur Zufriedenheit
„aller derer geführt, mit denen ſie
„in Verbindung geſtanden.“ — „O, Madam,
„rief ich, iſt es wohl möglich, daß ich
„das Glück haben kann, eine ſo außerordentliche
„Perſon kennen zu lernen?“ — Aller
„Wahrſcheinlichkeit nach werden Sie dieſelbe
„bald zu ſehen bekommen,“ verſetzte meine
liebreiche Erzählerin, „indem ſie ſich in dieſen
„Saal aus der daran ſtoßenden Kapelle
„begab. Sie werden,“ fuhr ſie fort, „durch
„dieſe offne Thür, dort in der Entfernung, eine
„kleine Geſellſchaft an dem Altare geſchäftig
„ſehen, unter denen Sie unſere Präſidentin,
„die Seraphina, mit ihren beyden Lieblingsgehülfinnen,
„der Meleſinda und Fuscina,
„leicht erkennen werden. Sie ſind in einem
„traurigen, aber ſüßen Geſchäfte, begriffen,
„indem ſie das Grab eines liebenswürdigen
„alten Geiſtlichen ſchmücken, der zu unſerer
„Haushaltung gehörte, und wirklich zu
„unſerm geiſtlichen Hirten beſtimmt war.
„Doch, da wir aus Bewegungsgründen einer
„jungfräulichen Beſcheidenheit, den guten

„Mann in einem ſchon etwas hohen und ſchwa„chen Perioden des Lebens wählten, ſo hat er „niemals das für ihn zubereitete Pult beſtie„gen; denn ſo lange wir auf ſeine Wiederher„ſtellung hoffen durften, wollten wir weder „ihm, noch uns durch Erwählung eines Sub„ſtituten weh thun, und ſind alſo bisher ohne „einen wirklich im Amte ſtehenden Prediger „geblieben: doch haben wir eine Perſon aus „unſern eigenen Mitteln blos zu der Abſicht „gewählet, daß ſie die Gebete des Haus„gottesdienſtes täglich verläſe: denn wir „ſind in den Ausübungen der täglichen An„dacht ſehr pünktlich. Nun aber, da der „rechtſchaffene alte Mann vorüber iſt, wird „unſere Präſidentin wahrſcheinlicher Weiſe „bald einen ordentlichen Prediger wählen, der „das Amt des verſtorbenen auf eine thäti„gere Weiſe übernehmen wird.“ —

Mein Puls ſchlug ſchnell, als ſie ſprach: allein vermiſchte Empfindungen von Erſtaunen, Freude und Ehrbegierde ſetzten mich außer Stand, ihre Rede unverzüglich zu beantworten. Nie hat wohl das heiße Hirnfell

eines

eines Dechants oder Biſchofs nach der erwarteten Biſchofsmütze ſo gejuckt oder gebrannt, als das meinige in demſelbigen Augenblicke nach einer gewiſſen viereckigten Mütze von weißem Sammt, mit einem ſilbernen Schilde geſchmückt, mir in die Augen blitzte. Es hieng an der Wand des Saals an der Mitte der Speiſetafel: und, als die Perſon, die mich ſo gütig unterrichtete, wahrnahm, mit was für einem gierigen Auge ich es beſchaute, erzählte ſie mir mit vieler Freundlichkeit, daß es das Werk ihrer ſchönen Präſidentin ſey, die es als ein Zeichen ihres liebreichen Wohlwollens für den Paſtor dieſer jungfräulichen Gemeinde verfertiget habe. Indem dieſer glänzende Gegenſtand meines keuſchen Ehrgeizes noch meine Augen auf ſich zog, und ich immer noch auf die verſchiedenen kleinen Anekdoten, denſelben betreffend, horchte, wendete ſich die Aebtiſſin und ihre Begleiterinnen nach mir und kamen auf mich zu. Mein Herz flatterte, indem ſie ſich näherten, und obgleich noch ein anſehnlicher Raum zwiſchen uns war, ſo überfiel mich doch ein gewaltiges Zittern, als ich die Miene der gefälligen Größe erblickte, die ſich in der Geſtalt und auf dem Geſichte Seraphinens zeigte, und mich mit einer ſprachloſen Ehrfurcht erfüllte. Nie kann wohl ein junger Volontair, der zum erſtenmale der kaiſerlichen Katharine von Rußland vorgeſtellt wird, ein heißer, unausſprechlicher Verlangen fühlen, ſeiner ſchönen Monarchin im Felde oder im Kabinette zu dienen, als ich empfand, mich ſelbſt dieſer bewürdigten Dame, obgleich zu ſehr verſchiedenen Abſichten, zu Gnaden zu empfehlen. Aber, dachte ich bey mir ſelbſt, als ſie ſich näherte, wie iſt es möglich, ſie mir ſogleich zur Gönnerin zu machen? Ihr Charakter und alle ihre Geſichtszüge verſichern mich, daß ſie von allem Ehrgeize, von aller Leidenſchaft, dieſen ſchnellen und mächtigen Triebfedern ganz frey iſt, vermittelſt welcher die Brüderſchaft beredter und fähiger Diener ſo oft und ſo ſchnell von den Königinnen und Aebtiſſinnen ihrer reſpecktiven Länder ſind erhoben worden. Doch, fuhr mein Herz in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: hier iſt eine edlere Leidenſchaft, die, wenn ſie in uns beyden auf gleiche Art wirkſam iſt, meinen Wunſch bey Seraphinen zum Zweck zu bringen, erleichtern wird: und dieß iſt unſer gegenſeitiger Eifer für die Glückſeligkeit unſerer jungfräulichen Mitgefährten. Möchte die ſchöne Präſidentin dieſer herbſtlichen Jungfern von allem unterrichtet ſeyn, was ich zu ihren Beſten gedacht und geſchrieben habe — aber das iſt die Schwierigkeit und mein Kummer; wie kann ich ihr in wenig Minuten die langen Arbeiten meines Lebens erklären? — Indem mir dieſe Gedanken ſchnell durch einander ſo im Kopfe herumgiengen, näherte ſich mir Seraphine. Die ſanfte Würde ihrer Perſon preßte mir die Verbeugung einer zärtlichen Bewunderung ab. Ich machte einen unvollkommenen Verſuch, ihr dieſe zu entdecken: aber, ehe ich noch nur ein Wort zu meiner Empfehlung, meinem Wunſche gemäß, vorbringen konnte, ſo grüßte ſie mich zu meinem großen Erſtaunen, unter Benennung meines Namens: und fuhr fort, mit einer anmuthigen und gefälligen Vertraulichkeit mich zu unterrichten, daß der abgeſchiedene Seelſorger einer meiner alten Freunde geweſen wäre, und, indem er ihr einen vollkommenen Abriß ſowohl von meiner Perſon als meinem Charakter gegeben, noch den Wunſch auf ſeinem Todbette in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken geäußert habe, daß man mich in der geiſtlichen Sorge für dieſe Schweſterſchaft zu ſeinem Nachfolger wählen möchte. „Uns iſt,“ fuhr die gütige Seraphine fort, „ihre wohlwollende Arbeit nicht „unbekannt, und wir blicken mit einer ganz „vorzüglichen Dankbarkeit auf einen Mann, „deſſen Feder ſich mit einer ſo ſonderbaren „Menſchenliebe beſchäftiget, eine gewiſſe „Klaſſe weiblicher Geſchöpfe, die die unbeſonnene Welt mit einer unaufhörlichen Verſpottung oder Vernachläßigung verwundet „hat, zu ergötzen, zu unterrichten, und, ich „kann ſogar ſagen, zu ehren. Es iſt möglich, „Sir,“ ſetzte ſie hinzu, „daß Ihr Buch, auf „welches ich ziele, mit ſo vieler Gelehrſamkeit, Einbildungskraft, Verſtand und Witzes „auch ausgeſchmückt ſeyn mag; es iſt möglich,“ ſage ich, „daß dieß Buch bey der Welt eben

„ſo wenig Nachſicht findet, als die herabgewürdigte Ordnung von Weſen, denen es ſo großmüthig gewidmet iſt, bey ihr bisher gefunden hat. Allein, was auch für ein Schickſal Ihr Werk, deſſen Verdienſte uns der Länge nach bekannt gemacht worden, treffen mag; ſo werden wir wenigſtens des Glücks genießen, Sie vor vielen dieſer demüthigenden perſönlichen Uebel in Sicherheit zu ſetzen, denen die größten Schriftſteller nicht haben entgehen können, wenn Sie die Stelle als Prediger bey unſerer Kapelle annehmen wollten.“

Seraphine ſchwieg und erwartete meine Antwort; allein mein Kopf und mein Herz waren zu voll, als daß ich in den erſten Augenblicken meines Erſtaunens und meiner Freude der Sprache wäre mächtig geweſen. Ich machte ihr eine ſo tiefe Verbeugung, als nur, ein eben nicht ſehr elaſtiſcher Körper zu machen vermochte. Ob er inzwiſchen gleich ſo tief war, als der Bückling eines neugebackenen Biſchofs gegen ſeinen irdiſchen Schöpfer ſeyn kann; ſo fürchte ich doch, daß es weniger die ächte Bewegung der Demuth, als vielmehr des Stolzes war.

Seraphina ſchien alle meine Geſinnungen mir auf der Stirne zu leſen, und um mich der ſchwierigen Verlegenheit, meine Gedanken in ſchicklichen Worten auszudrücken, zu entreißen, fuhr ſie zu reden fort:

„Es iſt itzt die gewöhnliche Stunde unſers „Morgengebets. Wollen Sie mir das Vergnügen erlauben, Sir, Sie in ihr neues „Amt einzuführen? Sie werden die Bücher „unſerer Kapelle in Ordnung finden; und ich „zweifle nicht, da Sie lange über das Gute „und Böſe unſers ehelosen Standes nachgedacht haben, daß Sie uns aus dem Stegreif „mit einer Predigt über unſern einſamen Zuſtand werden unterhalten können.“ — So ſehr mich dieß ſchmeichelhafte Zutrauen erhob, ſo fühlte ich mich doch durch dieſen Antrag in Verlegenheit geſetzt. In der That war ich nichts weniger als vorbereitet. Ich wollte mich mit meinem Anzuge entſchuldigen, daß ich es für unſchicklich hielt, als Paſtor ſo wohlgekleideter, obgleich alter Jungfern, in einem abgeſchabten ſchwarzen Kleide zu erſcheinen, zu deſſen Verunſtaltung ſich Zeit und Schnupftabak vereiniget hatten: da ich aber meine Augen auf mich herab warf, wie jeder zu thun pflegt, der ſich mit ſeinem Anzuge entſchuldigen will; ſo gerieth ich in Erſtaunen, als ich mich mit einem neuen Prieſterrocke geſchmückt fand. Meine Verwunderung vermehrte ſich, als ich an meiner Hand, die ein feines weißes Schnupftuch von holländiſcher Leinwand hielt, einen prächtigen Ring ſah, der zwar nicht mit Demanten ausgeſetzt war, aber einen einzigen Sapphir von einer ungewöhnlichen Größe und Pracht faßte. Ohne mich mit vielem Nachdenken, wie ich zu dem herrlichen Schmucke gekommen war, zu quälen, verbog ich mich noch einmal gegen die ſchöne Präſidentin, und folgte ihr nach der Kapelle. Mein Ring hatte, wie ein Talisman mich meiner Verlegenheit auf einmal entriſſen, und ich ſchritt mit einer ſolchen Miene des Zutrauens vor mir weg, als ich ſchon vormals an einem galanten Prediger entdeckt, der wahrſcheinlicher Weiſe, zwar nicht von dem innern Lichte der Seele, aber doch von dem Glanze, den ſein kleiner Finger von ſich ſtrahlte, begeiſtert war.

Wir traten nun in die Kapelle. Dieß war ein Gebäude von ausnehmend feinen Verhältniſſen, wo Geſchmack mit edler Einfalt glücklich verbunden waren. Die Wände waren mit einem Gyps von einer ſehr blaſſen Taubenfarbe bedeckt, und mit Verzierungen von weißem Marmor geſchmückt, die hauptſächlich in emblematiſchen Figuren beſtunden, welche Unſchuld und Friede ausdrückten. Die einzige Malerey, die dieß Gebäude enthielt, war von Glas, und bildete das reiche und prächtige Fenſter, wodurch die Kapelle ihr ganzes Licht erhielt. Die Wirkung dieſes Fenſters war wahrhaftig himmliſch: nicht nur wegen der glücklichen Anwendung des ſanften und feyerlichen Strahlenzirkels, den ſie über das ganze Gebäude ausgoß, ſondern wegen der außerordentlichen Schönheit von Figuren, mit denen es verziert war. Die Keuſchheit war hier in einer liebreichen, aber feſten Stellung geſchildert, von der Mäßigkeit und Tapferkeit unterſtützt, indem ſie dem Glauben und der Liebe auf eine beſcheidene Art huldigte. Die beyden letzten ſtunden auf einer leichten Erhöhung, und da ſie in der Lage einer verſchwiſterten Liebkoſung vereinigt waren, ſo bildeten ſie die pyramidaliſche Spitze dieſer bezaubernden Gruppe. Der unterſcheidende Charakter jeder Perſon war. ſo glücklich gefaßt und ſo kraftvoll ausgedrückt: die Verbindung aller zuſammen durch ihre gegenſeitige Aufmerkſamkeit für einander, fiel ſo vortheilhaft in die Augen, daß kein Beſchauer dieſe kleine Geſellſchaft von Tugenden anſehen konnte, ohne die zärtlichſte Ehrerbietung für jede zu fühlen, und den Wunſch zu thun, ſich allen ganz zu widmen.

Indem ich dieß bezaubernde Gemälde anſtaunte, hörte ich die Glocken läuten. Die zahlreiche Schweſterſchaft kam, ihre Sitze einzunehmen, und ich näherte mich dem, zum Leſen errichteten Pulte; legte die Bücher zurechte, wartete das Gebet ab, und beſtieg nun die Kanzel mit einem Herzen, das von friſchem zu klopfen anfieng. Eine Menge

neu-

neugieriger und durchdringender Augen blickte unverwandt auf mich; allein meine Verwirrung erhielt durch ein Lied von einer himmliſchen Melodie, das von einigen Schweſtern des Hauſes auf das herrlichſte abgeſungen wurde, einige Erleichterung. Mittlerweile, daß mich dieſe beruhigende Ceremonie meine, durch einander gehenden Gedanken ein wenig ſammeln ließ, fiel mir jähling ein, daß die unbekannte Macht, der ich meinen Prieſterrock und meinen Ring verdankte, mich vielleicht durch eine übernatürliche Kraſt mit einer Rede verſehen würde. In dieſer Hoffnung griff ich in meine Taſchen: allein zu meinem Schrecken fand ich nichts als eine kleine Abſchriſt des alten Teſtaments. In meiner Verwirrung und Unruhe ſah ich mich geſchwind nach einigen Stellen um, die mich itzt aus der Verlegenheit reißen möchten. Mein Auge ward hier auf einen Text geheſtet, der mir gefiel. Ich ſchloß mein Buch zu: ſaß einige Minuten in tieſen Gedanken, ſtund dann mit einem innern Frolocken wieder auf und hielt folgende Rede.

„In dem eilften Kapitel des Buchs „der Richter im 38ſten Verſe leſen wir: —

„Da gieng ſie hin mit ihren Geſpielen und „beweinete ihre Jungfrauſchaft."

„Ach! werden zärtliche Herzen, wenn ſie „dieſe wenigen und einfachen Worte hören, „bey ſich ſelbſt ſagen! wie oft, wie allgemein „iſt nicht eine ſolche Klage! — In jedem „Zeitalter und bey allen geſitteten Völkern des „Erdbodens, hat es viele unüberlegte Töchter „Evens gegeben, die ſich durch Gewalt „oder Betrug einer herriſchen und täuſchenden „Leidenſchaft zur Reue und zum Gram, aus „Uebereilung haben verführen laſſen, und den „entehrenden Verluſt der jungfräulichen Reinigkeit „beweinet haben, die ſie für den größten „und vielleicht einzigen Schatz anſahen, „den ihnen Natur und Glück geben konnten."

„Dieß war aber nicht ſo bey der ſchönen „Trauernden in meinem Texte. Sie war die „keuſche und geehrte Tochter des Jephta, des „Richters in Iſrael: ſie beweinte den Verluſt „ihrer Jungferſchaft blos darum, weil ſie ver-

„urtheilt

„urtheilt war, ſie mit ins Grab zu nehmen. „Da ſie der übereilten Gelübde ihres Vaters „zufolge zum Tode verdammt war, ſo jammerte ſie nicht über den unverzüglichen „Streich des Todes, der ſie treffen ſollte, ſondern darüber, daß ſie ſterben ſollte, ohne die „ſüßen Erwartungen der ehelichen Glückſeligkeit und mütterlichen Freude erfüllt zu haben.“

„Ehe ich zu weitern Bemerkungen über „dieſe intereſſante Geſchichte fortgehe, ſo muß „ich erinnern, daß die gelehrten und frommen „Männer, welche die dunkeln Stellen des alten „Teſtaments aufzuklären ſich bemüht haben, „über das eigentliche Schickſal dieſes liebenswürdigen Opfers nichts weniger, als einſtimmig ſind. Einige behaupten, daß ſie wirklich durch einen gewaltſamen Tod umkam: „andere aber behaupten, daß ſie blos zu einer „ewigen Jungfrauſchaft verdammt wurde. „Ich will mich nicht auf die Unterſuchung „dieſer Frage einlaſſen: denn, von welcher „Seite wir auch die Geſchichte dieſer ſchönen „Dulderin anſehen, ſo wird ſie allezeit zu der

„Lehre,

„Lehre, die wir euch einzuprägen wünſchen, „eine ſchickliche Grundlage abgeben können. „Ihr Kummer, von welcher Dauer er auch „mag geweſen ſeyn, führet mich natürlicher „Weiſe auf eine große und wichtige Wahrheit; eine Wahrheit, die euch, meine Schweſtern, hauptſächlich angeht! und dieſe iſt — „daß, wir mögen nun eine kurze oder lange „Reiſe durch das menſchliche Leben hindurch „thun, wir auf keine Weiſe eine gerechte Urſache zur Klage haben, wenn wir ſie in dem „jungfräulichen Stande verlaſſen müſſen.“

„Verſteht mich recht, meine Schweſtern! „Ich will hierdurch nicht ein hartes und bitteres Urtheil über des Jephta unglückliche „Tochter fällen, und etwa ihre Neigung oder „Beſcheidenheit verdächtig machen: dieß „würde in der That grauſam ſeyn, da ihr „Mißgeſchicke ſo beſonders ſtrenge war, daß „es vielmehr unſer zärtlichſtes Mitleiden verdienet.‘ Sie gieng heraus, mit Pauken „und Reigen, ihrem ſiegreichen Vater entgegen: und ſie war ſein einziges Kind: „und er hatte ſonſt keinen Sohn noch

„Toch-

„Tochter. Wie traurig muß der Zuſtand
„dieſes geliebten Kindes geweſen ſeyn, als ſie
„ihre triumphirende Feyerlichkeit durch das
„raſche Gelübde ihres unbedachtſamen Vaters
„in ſolchen Jammer verwandelt fand! Jedes
„menſchliche Herz muß bey dem Gedanken
„bluten: und dieß noch mehr, wann es ſieht,
„mit was für einer liebesvollen Großmuth ſie
„ſich ihrem Schickſale unterwarf. — Sie
„aber ſprach: **Mein Vater, haſt du deinen**
„**Mund aufgethan gegen den Herrn,**
„**ſo thue mir, wie es aus deinem Munde**
„**gegangen iſt, nachdem der Herr dich**
„**gerächet hat an deinen Feinden.** —
„Edelmüthiges, heldenmüthiges Mädchen!
„In ihrer gegenwärtigen Drangſal und Verzweiflung
„freute ſie ſich über den erhaltenen
„Sieg ihres Vaters. Ihre erſten Empfindungen
„waren die einer zärtlichen, unintereſſirten
„Tochter: wenn dieſe von einem eigennützigern
„Gedanken ja befolget wurden, ſo entſprang
„er von einer Nationalſitte: nicht aber
„aus irgend einem Fehler in dem Geiſte und
„Charakter des geweihten Opfers. Doch,
„laßt

„laſst uns hören, was ſie weiter ſagt: Und „ſie ſprach zu ihrem Vater: du wolleſt nur „das an mir thun, daß du mich laſſeſt „zween Monden, damit ich von hinnen „hinabgehe auf die Berge, und meine „Jungfrauſchaft beweine mit meinen „Geſpielen. — So ſeltſam ihre Foderung „einem neuen Ohre klingen mag, ſo vernünf„tig ſchien ſie doch ihrem Vater; und er „ſprach: Gehe hin! — und mit Recht „ſagte er ſo: denn ihre Bitte wurde ihr nicht „von einer wollüſtigen und buhleriſchen Ge„müthsart eingegeben, die geneigt war, in „Klagen über den Verluſt eines erwarteten „Vergnügens, mit Aeußerung grober Geſin„nungen und unzüchtiger Reden, auszubrechen. „Nein, ſie entſprang bloß aus ihrem Wunſche, „eine religiöſe Ceremonie zu beobachten, die „unter den unverehlichten Frauenzimmern ih„res Landes gewöhnlich war, welche das „Schickſal in einem eheloſen Stande zu leben „und zu ſterben, als das ſchrecklichſte Uebel, „das der Himmel nur verhängen konnte, an„ſahen. Dieſer Gedanke herrſchte unter den

„Juden durchgängig: aber die Juden waren ein unruhiges, mürriſches Volk, immer geneigt, ſich nicht nur über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, ſondern ſelbſt über die wohlthätigſten Fügungen ihres Gottes zu beſchweren. Doch will ich hiermit bloß die Verkehrtheit ihrer gewöhnlichen Geſinnung in dieſem Stücke, nicht aber das beſondere Betragen eines der liebenswürdigſten Mädchen tadeln. Um die ganze Schweſterſchaft gegen die hinterliſtigen Annäherungen des Mißvergnügens in Sicherheit zu ſetzen, will ich hier beweiſen, daß, die Jungferſchaft zu beweinen, in dem jüdiſchen Sinne des Beweinens derſelbigen, eben ſo unvernünftig, als irreligiös iſt.

„Eine Gewohnheit, die unter einem geſitteten Volke herrſchend iſt, und wenn ſie noch ſo tadelnswürdig wäre, verdient immer wohl erwogen zu werden, und man wird im Ganzen finden, daß ſie einen wichtigen Vorzug haben müſſe, von deſſen Seite ſie ſich vertheidigen läßt. Dieß war ohne Zweifel der Fall bey der Gewohnheit, von der hier die Rede iſt.

„iſt. Sie läßt ſich nämlich von der politi„ſchen Seite rechtfertigen. Die weibli„che Ceremonie des Beweinens der Jungfer„ſchaft, zielte gewiß ſehr ſtark darauf ab, die „Ehe zu befördern, und aus dieſem Geſichts„punkte verdient ſie die Beybehaltung eines „weiſen Geſetzgebers: — allein man bemerke, „welche grauſame Wirkung ſie auf eine unbe„ſchützte Klaſſe von der Gemeinde müſſe ge„habt haben! Wie unglücklich muß der Zu„ſtand einer ältlichen Jungfer unter den Ju„den geweſen ſeyn, wann ſie durch die Vorur„theile des Publicums gelehrt wurde, ſich „ſelbſt als einen Gegenſtand der menſchlichen „Verachtung und des göttlichen Mißfallens „zu verachten und zu verabſcheuen!

„Es iſt ein zu ſchmerzhaftes Bild der Er„niedrigung und des Kummers, als daß ein „ſanftes Herz lange dabey verweilen mag. „Wir wollen alſo lieber zu dem, ſo ſehr entge„gengeſetzten Zuſtande deſſelbigen Charakters „unter den erſten Chriſten geſchwind überge„gehen! — In der That ſehen wir eine Ue„bertreibung; aber von einer angenehmern

„und lieblichern Art: nicht die Uebertreibung einer abgeſchmackten Barbarey, ſondern einer zärtlichen Schwärmerey. Statt die Jungferſchaft als ein Uebel zu beweinen, erhuben ſie dieſelbe zu einem Beweiſe eines übernatürlichen Verdienſtes: ſahen ſie als ein gegründetes Recht nicht nur auf die himmliſche Glückſeligkeit, ſondern auf den höchſten Grad der Seligkeit an, den der Himmel nur gewähren kann.

„Meine Abſicht iſt nicht, mir bey dieſer Gemeinde einen kriechenden Beyfall dadurch zu erſchleichen, daß ich von den Vätern der katholiſchen Kirche eine ſchmeichelnde, täuſchende Lehre annehmen wollte, der die Reinigkeit unſerer reformirten Religion unmöglich Beyfall geben kann, da ihr unſer ſanfter und gerechter Herr und Meiſter, deſſen Leben und Lehre das große, untrügliche Licht iſt, welchem wir zu folgen vorgeben, keinen Beyfall giebt.

„Ob ſich gleich der heilige Paulus ſelbſt für einen Sachwalter des eheloſen Lebens auszugeben ſcheint, ſo ſagt er doch auch: „daß er in Anſehung

„der Jungfern kein Gebot des Herrn habe —
„und in der That finden wir weder in den Worten
„noch in den Handlungen unſers Heylandes
„etwas, das irgend zur Empfehlung des eheloſen
„Standes dienen könnte. Daß er nichts
„weniger als ein finſterer Feind der Freuden,
„und ſogar einer Hochzeitfeyer war, bewies er
„zur Genüge ſo gar durch eines ſeiner Wunder.
„Er ſcheint inzwiſchen nie ein Vorurtheil
„oder eine Partheylichkeit für eine beſondere
„Klaſſe menſchlicher Weſen gehabt, ſondern
„alle verſchiedene Stände dieſes Lebens
„gleich hochgeſchätzt zu haben, die er, für das allgemeine
„Beſte anzunehmen, ſich herabließ.
„Er verehrte die natürlichen Freyheiten des
„Menſchengeſchlechts: that weder den bürgerlichen
„noch geſelligen Pflichten Eintrag: verbot
„nicht unſchuldige Freuden; und — was
„noch weit mehr hieher gehöret, er empfahl
„keine Anhänglichkeit an einen beſondern
„Stand des Lebens, weil ſeine eigenen göttlichen
„Anordnungen jedem Stande angemeſſen
„ſind, in den nur ein menſchlich Geſchöpf
„durch dieſe geſchäftigen Veränderer der menſch-

„lichen Auftritte, die Zeit und den Zufall „kann verſetzt werden.

„Aber“ möchte man ſagen, „ob wir gleich „gern den milden Einfluß des Chriſtenthums „auf alle aufrichtige Bekenner deſſelbigen zu„geben; ſo bürgen uns doch Vernunft und „Erfahrung für die Behauptung, daß gewiſſe „Lagen im menſchlichen Leben gemacht ſind, „über die Seele eine Finſterniß zu verbreiten, „und eine ſolche Niedergeſchlagenheit des Gei„ſtes hervor zu bringen, die natürlicher Weiſe „Klagen erpreßt: und iſt nicht die Eheloſig„keit einer alten Jungfer ein Beyſpiel von die„ſer Wahrheit?

„Wir fühlen die volle Kraft dieſer Frage, „und die Einbildungskraft zeigt uns, was die „Welt ſo manchem Zuſchauer täglich vor Au„gen ſtellt, ein troſtloſes Mädchen, die Toch„ter eines reichen Vaters, die aber zufälliger „Weiſe aller ihrer reizenden Ausſichten, aller „ihrer zärtlichſten Verbindung und ihres gan„zen Glücks mit den untergehenden Tagen ih„res Lebens beraubt iſt.

„Kön-

„Können wir wohl dieſer einſamen Jungfrau zurufen: „Beweine deinen Zuſtand nicht; „denn, wenn du eine gute Chriſtin biſt, mußt „du glücklich ſeyn?“ — Nein! Wir können „ihr das unmöglich ſagen; und Schande über „die übel unterrichteten Diener des Evangeliums, die die Unglückliche mit einer ſo abgebrochenen und unempfindlichen Ermahnung „abfertigen! Uns liegt es ob, mit einer liebreichen Zärtlichkeit den ſchmerzhaften Geheimniſſen einer leidenden Seele nachzuforſchen. „Sanft laßt uns den natürlichen Gedanken „prüfen, der die unglückliche Jungfrau niederdrückt, und den Faden des Troſtes zu faſſen „ſuchen, der ſich ihr unter ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung darbieten kann! — „Was iſts, das ſie ſo zu Boden ſchlägt? Bloß „der Abfall, den ihr die Erinnerung zwiſchen „der heitern Fröhlichkeit ihrer jungen Tage, „und der Verachtung und Einſamkeit, in die „ſie itzt verſetzt iſt, vorhält: die Vergleichung, „die die Einbildungskraft zwiſchen ihrem eigenen troſtloſen Zuſtande und dem ſo verſchiedenen Schickſale der weiblichen Geſpielen ih-

„ter Jugend, die ſo glücklich waren, ſich zu
„verheurathen, ihr darbeut. Wir wollen die-
„ſen Faden aufnehmen, und ihm folgen, und
„wir werden vielleicht dadurch im Stande ſeyn,
„ſie aus dem Labyrinthe verirrter und düſtrer
„Gedanken heraus zu ziehen, und ſie ins Licht
„und zum Frieden zu leiten! Zuerſt wollen
„wir, der Schwermuth ihrer Seele zu Gefal-
„len, ihrer traurigen Laune nachgeben! Wir
„wollen ihr die anſcheinende Strenge ihres
„Schickſals einräumen! Wir wollen ihr zuru-
„fen: „In der That biſt du ſehr ungerechter
„Weiſe von Männern überſehen worden, die
„auf weit weniger reizende Gefährdinnen gefal-
„len ſind, und ihren Reichthum und Glanz
„mit weit minder würdigen Gattinnen getheilt
„haben: allein, ehe du ihre vermeynte Glück-
„ſeligkeit berechnen willſt, ſo prüfe zuvor den
„wahren Zuſtand dieſer Freundinnen deiner
„Jugend, die ein Ehebündniß in einen, von
„dem deinigen ſo verſchiedenen Zuſtand geſetzt
„hat! — Laß uns mit einer der erſten, von der
„Prüfung den Anfang machen. — Sie iſt ein
„Frauenzimmer von Stande, reich und leb-

„haſt; allein ihre Unſchuld ward von den vermeynten Beförderern ihrer erträumten Glückſeligkeit untergraben; und dein Herz iſt viel zu rein, als daß es Jemanden um Freuden beneiden ſollte, die mit Schande befleckt, oder von Reue belaſtet ſind.

„Laßt uns zu einer zweyten fortgehen. — Seht ein Frauenzimmer, die Natur und Erziehung zu einem liebenswürdigen Inbegriff von Lebhaftigkeit und Tugend gebildet hatten! Sie wurde an den Mann ihrer Wahl unter dem Beyfalle ihrer entzückten Aeltern verheurathet. **Die Geſtalt,** der gute Ruf und das Vermögen ihres Mannes zogen ihr aller ihrer ſchönen Freundinnen Neid zu: aber ach! wären Sie in ihr Schickſal recht eingedrungen, ſo würde ſie bloß ihr Mitleiden erregt haben; denn ſie ward gar bald gewahr, daß die gefälligen Sitten, die bezaubernden Talente, und der prächtige Anſchein von Rechtſchaffenheit bey dem Manne, den ſie in ihrer zärtlichen Trunkenheit ganz für vollkommen hielt, eine Seele verdeckten, die ganz von ausſchweifender Wolluſt verderbt war, und

„ein Herz verbargen, das nur auf eine ſehr kurze Zeit alle die edelmüthigen Kennzeichen einer wahren Liebe nachäffte. Ein Beſitz von wenig Wochen — und ſeine Leidenſchaft war erloſchen: und ſie erfuhr, zur Vergeltung für ihre wahre und ängſtliche Zuneigung, demüthigende Verachtung, verächtlichen Spott und unaufhörliche Untreue. Seine Laſter erzeugten bald die natürlichen Folgen derſelben, den Verluſt ſeines Vermögens, die Verbitterung ſeines Gemüths, und den Verfall ſeiner Geſundheit. Von jeder peinlichen Erinnerung geſcheucht, verſucht er nun vergebens in einer groben Schwelgerey alle Gedanken ſeines Elends zu vergraben; indeſſen daß das unſchuldige und noch immer liebenswürdige Opfer ſeiner mannichfaltigen Verbrechen, von armen und verlaſſenen Kindern umgeben, nach ihren vorigen Geſpielen, die unverheurathet geblieben ſind, als den beneidenswürdigſten aller menſchlichen Weſen, hinauf blickt.

„Aber laßt uns zu einer dritten, und einem glücklichern Beyſpiele des ehelichen Lebens

„fortſchreiten. — In der That finden wir „hier jeden Umſtand, ſo wohl in Abſicht auf „den Charakter, als die übrige Lage, ſo vor„theilhaft, daß ſie den Namen der glücklichen „mit Recht verdienet. In dieſer Perſon ſe„hen wir das geliebte Weib eines liebreichen „und empfindſamen Ehemanns: die geſunde „und reiche Mutter einer zahlreichen und lie„benswürdigen Familie. Sie hat ein Herz, „und Verſtand, ihre Glückſeligkeit zu ſchme„cken, und iſt von Allem umgeben, was ihr „dieſelbe mittheilen, und ſie vermehren kann. „Ihr Zuſtand, (es iſt nicht zu läugnen,) iſt „gerade das Gegenbild der ältlichen, armen „und einſamen Jungfrau. — Indeſſen laßt „uns doch auch dieſe glückliche Perſon näher in „Augenſchein nehmen! Laßt uns die Wohnung „der Glückſeligkeit beſuchen! — Wo iſt die „Fröhlichkeit, die ſie umgeben ſollte? — Gü„tiger Gott! was für ein Unglück iſt hier vor„gefallen? — Alles iſt Unordnung und Weh„klagen. — Das Eine von den jungen gelieb„ten Pflanzen dieſer blühenden Familie hat ein „Unfall betroffen. — Es iſt das Geſchrey der

„ver-

„verzweiflungsvollen Mutter über ihren Liebling, der durch einen ſchmerzhaften Tod von ihrer Seite geriſſen ward. — Wir wollen uns entfernen. Denn wir ſind zu wenig, ſie zu tröſten! — Ihren Schmerz kann nur der Allmächtige lindern, durch deſſen Zulaſſung ihr die Wunde geſchlagen worden. Doch wir haben unſere Lehre in dem durchdringenden Schalle ihres Schmerzens bekommen! Ein einzeler Schrey einer Mutter bey dem Abſcheiden ihres Kindes ſollte alle das kleine Murren der jungfräulichen Unzufriedenheit zum Schweigen bringen.

„Will man einwenden, daß ſolche Unglücksfälle ſich ſelten zutragen! Aber, wer hat jemals eine zahlreiche Familie gekannt, die von Krankheit und Trauerfällen nicht wäre heimgeſucht geworden? O! Ihr unüberlegten Jungfern, lernt doch alles Gute und Böſe im weiblichen Leben gehörig ſchätzen! Bringt, wenn ihr wollt, alle größere und lebhaftere Freuden der Gattin und der Mutter in Anſchlag! aber vergeßt nicht ihre Angſt, ihre Schrecken, ihre Leiden, Leiden ſo wohl des

„Kör-

„Körpers als der Seele auch mit zu berechnen! „Dann haltet die Rechnung von eurer Seite „dagegen, und bedenket, daß ihr von allen „dieſen frey ſeyd! Vergeßt die gewiſſen und ruhigern Freuden nicht, die eurem Stande „ganz beſonders eigen ſind! Haltet die beyden „Rechnungen mit einer ſtrengen Unpartheylichkeit gegen einander, und vielleicht werdet „Ihr finden, daß, im Verfolg der Jahre, der „Vortheil ganz auf eurer Seite iſt.

„Uebrigens muß es auch nicht das einzige „Geſchäfte eines Sterblichen ſeyn, bloß auf „die Freuden des menſchlichen Lebens Rückſicht „zu nehmen. Eine weit wichtigere Angelegenheit fodert unſere ganze Aufmerkſamkeit „auf: ich meyne die Vorbereitung zum Tode. „Schwerlich iſt es möglich, daß die Jungfer auf dieſe unvermeidliche Stunde kann gehörig vorbereitet ſeyn, die das letzte Ende eines langen Lebens unter einem beſtändigen „Murren über ihr Schickſal zugebracht, und „mithin die Fügungen dieſes Gottes verdammt „hat, in deſſen Gegenwart ſie nun bald erſcheinen ſoll. Auf der andern Seite aber

„hat

„hat die alte Jungfer, die die Vernachläßigung und Ungerechtigkeit der Menſchen mit frommer Ergebung und Gelaſſenheit ertragen hat, ſo viel Vorzüge vor der verheuratheten Frau, in dem feyerlichen und wichtigen Beſchluſſe der menſchlichen Exiſtenz, die ihr den vermeynten oder wirklichen geringern Antheil an den weltlichen Freuden mehr, als vergütete. Laßt uns dieſen Gedanken weiter verfolgen! Er führt uns zu einer ſehr intereſſanten Betrachtung. Umſtände, die einen Sterbenden begleiten, er ſtehe, in welchem Stande er wolle, verdienen ganz beſonders bemerkt zu werden; denn ſo verſchieden die Stufen und Verhältniſſe unſers Lebens auch ſeyn mögen, ſo ſind wir doch im Tode alle einander ähnlich. Es iſt eine Prüfung, der Jedes ohne Unterſchied unterworfen iſt, ob er gleich auf eine ganz verſchiedene Art ausfällt. Laßt mich alſo euch, meine Schweſtern, zu zween Auftritten, die beyde von einander verſchieden und doch beyde rührend und lehrreich ſind, führen! — Laßt uns zuerſt zu dem Todbette der Frau treten, und es betrachten!

„ten! — Sehet eine Frau von Tugend und „Gottſeligkeit an! Sehet, wie ſie, nach vielen „mit Dank empfahenen Segnungen, und ſo „mannichfaltigen, treu erfüllten Pflichten, voll „andächtiger Inbrunſt ihren himmliſchen Belohnungen entgegen eilet! — Seht! Ihre „Geſtalt iſt zerrüttet, aber ihre Seele iſt ruhig! — Aber ſeht, mit welch zärtlicher Angſt „ſie von einem troſtloſen Gatten Abſchied „nimmt, der ihr zärtlicher und treuer Gefährde auf dem Pfade der Unſchuld und Frömmigkeit war! — Bemerkt, wie ihr Muth „zu ſinken anfängt, wann ſie in ſeinen Zügen „den heftigſten Kummer lieſt, der durch die „freundliche Maske der Unterwerfung durchbricht, mit der er aus Mitleid über ihre Leiden ſich vergebens zu verbergen arbeitet.

„Aber ſelbſt dieß iſt noch nicht ihre ſchwerſte Prüfung. Da ihr Leben zu Ende eilet, überläßt ſie ſich noch einem mütterlichen, unwiderſtehlichen Verlangen: ſie läßt ihre Kinder „rufen, um ſie das letzte mal an ihre Bruſt „zu drücken. — Barmherziger Himmel! „welch ein Auftritt! — Gott! endige ihre

„Qual;

„Qual; denn ſie hat den ſtandhaften Muth „der Frömmigkeit ſelbſt verloren! — ihre Seele, durch die Vorſtellung des Verluſtes und „der Kümmerniſſe dieſer kleinen Unſchuldigen, „und von dem fürchterlichen Gedanken, was „ſie erſt leiden würden, wann auch ihr Vater „von ihnen ſollte genommen werden, zerriſſen „— ihre zerrüttete Seele, ſage ich, hört „nicht mehr auf die Gebote ihres Schöpfers! „— Doch dieß beleidiget deine Güte nicht, allmächtiger Vater! denn es giebt Schwachheiten, die einen vorzüglichen Anſpruch auf deine „Barmherzigkeit haben: dergleichen ſind gewiß „die übertriebenen Empfindungen eines mütterlichen Herzens, denen du das höchſte Entzücken „und den tiefſten Schmerz zugetheilet haſt.

„Laßt uns von dieſer Herzzerreißenden Scene weg, und zu einer andern kehren, die „nicht minder feyerlich, ob gleich weit weniger „ſchmerzhaft iſt! Laßt uns zum Sterbebette „der alten Jungfer treten! — Sehet hier eine Perſon, die, ob ſie gleich weder einen aufgeklärtern Verſtand, noch eine mehr befeſtigte „Frömmigkeit beſitzt, als die ſterbende Mutter,

„die

„die wir eben vorgehabt haben — o ſeht, mit welch ganz anderer Gemüthsverfaſſung, mit welch verſchiedenem Herzen dieſe abſcheidende Sterbliche, die ſtärkſte, wo nicht die wichtigſte aller menſchlichen Prüfungen aushält! Sehet, mit welcher Heiterkeit ſie die augenſcheinliche Annäherung der zerſtörenden Macht, den König des Schreckens, erwartet! — Sie führte ein unſchuldiges, zufriedenes Leben: doch iſt ihre Seele nicht an die Erde durch dieſe irrdiſchen Bande gefeſſelt, die in dem vorhergehenden Beyſpiele, die Zwillings-Seraphen, Hoffnung und Glaube, kaum aufzulöſen vermögend waren. Hier wirkt die Religion ohne einige Hinderniß. Zwar hat dieſe bejahrte alte Jungfer auch ihre zärtlichen Verbindungen, die ſie verlaſſen muß: allein ſie nimmt von ihren Freunden mit der geruhigen Miene desjenigen Abſchied, der eine längſt gewünſchte Reiſe antritt. Sie entreißt ſich nicht der Welt mit dem erhitzten Enthuſiasmus ſchwärmender Nonnen, die ſich ſelbſt mit einer unanſtändigen Vertraulichkeit und glühender Spra-

„che die Bräute ihres Gottes nennen. —
„Nein! ſie betrachtet die gnädigen Verheißungen
„ihres Heylandes mit dem demüthigen
„Vertrauen einer getreuen und liebesvollen
„Magd. Sie iſt bereit, ihm mit dem ſanften
„Gehorſam einer zarten Menſchenliebe und
„unbewölkten Vernunft zu begegnen, und willig
„eine Welt zu verlaſſen, wo ihr ſo viel Unrecht
„geſchehen, ſie ſo oft verachtet worden, um in
„die glücklichen Wohnungen einzugehen, wo
„keine Verachtung, keine Ungerechtigkeit, niemals
„ſtatt findet.

„O meine Schweſtern, was für eine Lehre
„werden wir nun aus dieſen, gegen einander ſo
„abſtechenden Scenen herleiten? Iſt es nicht
„dieſe, daß jede gute und weiſe Jungfer von einem
„höhern Alter, ſtatt in eine jüdiſche Thorheit
„zu verfallen und ihre Jungferſchaft zu beweinen,
„ſie vielmehr als einen Freybrief der
„Fürſehung anſehen ſollte, der ſie durch eine unruhige
„Welt, von mancherley ihrer heftigſten
„Beeinträchtigungen frey, durch zu führen,
„und ſie zuletzt in Stand zu ſetzen vermag, durch
„die Pforten des Todes, wenn gleich nicht ohne

„alle

„alle widerſtrebende Angſt, doch aber mit einer vernünftigen Gelaſſenheit und einem andächtigen Frohlocken hindurch zu gehen. — „Alle unſere Unruhen und Kämpfe aber durch „ein ſo glückliches Ende gekrönt zu ſehen, das „iſt ein Glück, das die reinſten und glücklichſten „der menſchlichen Geiſter vielleicht für die wünſchenswürdigſte aller Segnungen halten: und „zu dieſer, meine geliebteſten Schweſtern, „möge der Gott der Reinigkeit uns alle führen. „Amen.“

Indem ich von dem Pulte herab ſtieg, bemerkte ich mit einem ehrlichen Stolze die Wirkung meiner Rede in den Zügen der Schweſterſchaft. Einige von ihnen drängten ſich zu mir, um mir ihren Beyfall in Worten zu bezeugen; indeſſen daß ihn andere auf eine, für den Prediger weit ſchmeichelhaftere Art äußerten, indem ſie mich ohne eine erzwungene Höflichkeit die Spuren der noch zurück gebliebenen Thränen ſehen ließen, die ich meiner zärtlichen Verſammlung, zwar nicht durch die weſentliche Vortrefflichkeit meiner Rede, doch aber durch die inbrünſtige Wärme und anſcheinende Aufrichtigrichtigkeit meines Eifers erpreßt hatte. In der That hatte ich ihnen vom Grunde eines fühlenden und wohlwollenden Herzens gepredigt; und die auf einander folgenden Bilder, die ich ihnen darſtellte, ſchwebten mir ſo lebhaft vor den Augen, daß ich während meiner Rede ſelbſt bis zum Thränen gerührt war, und mich mehr als einmal inne zu halten, um meine gehemmte Stimme wieder in Gang zu bringen, genöthiget ſah. — Seraphine, die, als Präſidentin, im Namen der Gemeinde zu mir ſprach, hatte ſchon angefangen, mich mit einer ſehr feinen Lobrede zu beehren, hielt aber auf einmal zurück; und da ſie bemerkte, daß ich faſt bis zu einer Ohnmacht erſchöpft war, ſchickte ſie die gute Melesinda geſchwind nach einem Glaſe Hirſchhorn und Waſſer. Noch war ich immer in der Kapelle: denn da ich mich ſelbſt in einiger Gefahr, zu fallen fühlte, hatte ich mich mit meinem ſchwachen ausgetrockneten Körper an einen Pfeiler gelehnet. Die mitleidige jungfräuliche Aebtiſſin faßte eine meiner Hände, und ich erwiederte den rechtſchaffenen Druck

ihrer

ihrer edelmüthigen Aengſtlichkeit. Ihr Liebling Fuscina fuhr auf ihr Geheiß fort, mir die Schläfe zu reiben, bis das Hirſchhorn ankam. Ich nahm es mit einiger Mühe zu mir, und als ich mich wieder ein wenig erholt fühlte, ſagte ich zu meinen liebreichen Helferinnen, mit einer ſchwachen und gebrochenen Stimme: „Beunruhigen Sie ſich nicht, meine gütigen „Schweſtern! Sie ſehen einen ſchwachen und „fieberhaften Sterblichen vor ſich, deſſen zitternde Nerven nur zu oft ſchon verweigert haben, den rechtſchaffenen Eifer ſeiner Seele zu „begünſtigen, zu unterſtützen. Laſſen Sie ſich „inzwiſchen meinen guten Willen gefallen, „und erlauben Sie mir, in Ihrem Dienſte zu „leben und zu ſterben.“ — Die aufmerkſame Aebtiſſin ſuchte mich durch die freundſchaftlichſten und liebreichſten Ausdrücke zu beruhigen und mir Muth einzuſprechen. Sie führte mich auf das zärtlichſte in ihr eigen Privatzimmer; ließ mich auf einen ſehr bequemen Sofa ſetzen, der einen geräumigen Winkel in einem geſchmackvollen und großen Saal ausfüllte. Die Wände deſſelben waren mit viel ſchönen Werken ſowohl der Nadel als des Pinſels ausgeſchmückt: aber ach! ich war nicht vermögend ihre beſondern Schönheiten genau zu betrachten: denn die Schatten des Todes ſammelten ſich ſchnell um mich her. Die freundliche Sorgfalt Seraphinens verdoppelte ſich, und ſie verrieth den brennendſten Eifer, meine Geneſung zu bewirken. „Vortreffliche Seele!“ rief ich mit alle der ſchwachen Stimme, die noch in mir war, „beunruhige deinen zarten Buſen nicht mit einer „vergebenen Hoffnung! ich fühle, daß mein „letzter Augenblick da iſt, und ich klage nicht, „da ich den großen Zweck meines Ehrgeizes „erreicht, und deſſen genoſſen habe, ich meyne „das geneigte Wohlwollen Ihrer Schweſterſchaft. Indeſſen bleibt mir noch etwas zu „wünſchen übrig, das Sie mir allein gewähren können.“ — „O nennen Sie es, nennen Sie es,“ ſagte die zärtliche Aebtiſſin, indem ſie meine kalte Hand drückte, und ſie mit ihren Thränen netzte. — „Ja, Madam,“ verſetzte ich, „ich will Ihnen alle die kleinen „Schwachheiten eines Herzens geſtehen, das

„viel von einer ſo wohlwollenden und ſanften „Seele, wie die Ihrige iſt, zu hoffen und „wenig zu fürchten hat. Ich bin ein eitles „Geſchöpf; doch Ihre Zärtlichkeit wird meine „Eitelkeit eine Tugend nennen. In der That „begehre ich auch nicht den beneidenswürdigſten „Vorzug: ich ſeufze nicht, durch den Ruhm der „Gelehrſamkeit, des Genies und des Witzes „über andere hervorzuragen: gleichwohl geſtehe „ich Ihnen, daß ich die Aufmerkſamkeit der „Nachwelt auf mich zu ziehen, mit der größten „Inbrunſt wünſche: ja, ich wünſche, daß, ſo „lange mein Name dauert, er mit dem liebesvollen Andenken meiner Mitgeſchöpfe möge beehrt „werden, und ganz vorzüglich mit der zärtlichen Hochachtung Ihrer Schweſterſchaft.“ — „Sicher, ſicher,“ ſagte die gute Aebtiſſin ſchluchzend. — „O,“ verſetzte ich, indem ich eine ihrer Hände in die meinige ſchloß, „gewähren Sie mir dieſen entzückenden Vorzug! — Es ſteht in Ihrer Gewalt: — „Verſprechen Sie mir, daß Sie mich in Ihrer „Kapelle unter eine bloße weiße Marmorplatte „wollen begraben laſſen, mit der Aufſchrift:

„Hier liegt
„— — — — — — —
„der Freund und Paſtor
„der alten Jungfern.“

Die gütige Aebtiſſin gab mir ihre Einwilligung, und ich fuhr alſo fort: — „Noch „habe ich ein ander Anliegen: ich bitte, ver„geben Sie einem zärtlichen und vielleicht „thörichten alten Manne ſeine wunderlichen „Einfälle! — Laſſen Sie mich nicht, ich „beſchwöre Sie, eher, als bis zu meinem „Begräbnißtage, aus dieſem Zimmer brin„gen! — Legen Sie mich, ſo wie ich bin, „in dieſer meiner Paſtoralkleidung in meinen „Sarg! und, da ich, wie ich Ihnen geſte„hen muß, einen geheimen Abſcheu habe, leben„dig begraben zu werden, ſo bitte ich Sie, „laſſen Sie einige Ihrer guten Schweſtern ſo „mitleidig ſeyn, meinen Leichnam wenigſtens „neun Tage lang nach meinem Abſterben „zu bewachen.“

Die zärtliche Seraphina fuhr fort, mir alles zu bewilligen, was ich begehrte, und wenn ſie ſolches auch nicht mit ausdrücklichen

Worten

Worten that; ſo geſchah es doch durch eine Reihe der ausdrucksvollſten und gefälligſten Geberden. — „Genug! genug!“ ſchrie ich, in einem ſterbenden Tone: und nachdem ich ihr ſtammelnd meinen Segen gegeben; hub ich mit einiger Schwierigkeit ihre unwiderſtehende Hand an meine Lippen, legte ſie dann an mein klopfendes Herz, und gab, nachdem ich ſie an meinen Buſen mit einer convulſiviſchen Heftigkeit gedrückt, meinen Geiſt auf.

Dieſer flatterte inzwiſchen immer noch in dem Zimmer ~~unſichtbar umher,~~ und ſchien mit einer Art von Seraphiſchem Stolz, die keuſche, weinende Aebtiſſin und meinen eigenen lebloſen Körper anzublicken. Die vortreffliche Seraphina wollte den Leichnam auch nicht auf einen Augenblick verlaſſen, bis ſie überzeugt war, daß der Odem des beweinten Paſtors auf ewig von ihm geſchieden ſey. Sie gab hierauf die, zur buchſtäblichen Erfüllung meiner Bitten, nöthigen Verordnungen, erlaubte den liebreichen und neugierigen Gliedern der Schweſtergemeinde, wechſelsweiſe in das Zimmer zu kommen, und in Beſchauung des Angeſichts ihres abgeſchiedenen Freundes ſich ſelbſt eine Genüge zu thun. Mein Geiſt fand ſich durch ihre verſchiedenen Anmerkungen darüber, ſo wie durch ihre mannichfaltigen ſchnellen Abwechſelungen von weiblicher Neugier und herzlichem Bedauern außerordentlich geſchmeichelt und unterhalten. Endlich ward ein einfacher, aber feiner Sarg an den Sofa gebracht, auf dem ich ſtarb, und der Körper, ohne den geringſten veränderten Anzug darein gelegt: doch blieb der Sarg offen. Die unvergleichliche Aebtiſſin wollte der Schweſtergemeinde ein Beyſpiel von zärtlicher und großmüthiger Freundſchaft geben; ſie that mir alſo die ungewöhnliche Ehre an, bey meinem Leichname die erſte Nacht ſelbſt benebſt zweyen ihrer Lieblingsſchweſtern zu wachen. Die Nacht des darauf folgenden Tages traf es ſich, daß Meleſinda und Fuscina das Amt allein übernahmen. Sie unterhielten ſich mit einem intereſſanten und angenehmen Geſpräch über meinen Charakter und meine Geſtalt: aber die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die

Menge

Menge ſchmeichelhafter Dinge zu wiederholen, die ſie darüber ſagten. Endlich, da ſie alle meine guten Eigenſchaften ſtückweiſe durchgegangen, ſagte die freundſchaftliche Fuscina: „Der gute Mann geht mir ſehr nahe: denn es „giebt in der Welt wenig, die ſich unſerer „Schweſterſchaft mit ſolchem Eifer annehmen: „aber glaubſt du nicht, meine liebe Meleſinda, „daß wir eine kleine Hoffnung von ſeinem Wiederaufleben vor uns haben ſollten, da er die „ſeltſame Bitte gethan, neun Tage bey ihm „zu wachen? — Geſetzt nun, er läge „bloß in einer Ohnmacht? — Mein Gott!“ fuhr die gutherzige Seele fort, „die ganze „Welt wollte ich drum geben, wenn ich ihn „wieder erwecken könnte.“

Indem ſie dieſe Worte ſprach, warf ſie einen durchdringenden Blick auf mein Geſicht, benetzte ihre Finger mit Lavendelwaſſer aus einem Fläſchchen, das ſie in der linken Hand hielt, und fieng an meine Schläfe mit einem ängſtlichen Eifer, obgleich mit einer Art von Scheu und kaltem Schauder, zu reiben, welche bey einem Leichname leicht zu entſtehen pflegen.

Nach wenig Augenblicken rief ſie: „Sieh! „ſieh! liebe Meleſinda! Irre ich mich? oder — „ſehe ich nicht auf ſeiner Wange eine kleine „Röthe hervorbrechen?“ — Ihr wohlwollendes Herz klopfte hoch von Erwartung; ſie ergriff meine Hand und ſchrie laut, mit der gebietenden ſchwärmenden Miene einer wohlthätigen Zauberin! — „O du lieber Paſtor, „lebe doch wieder auf, und lebe für itzt und „immer! nicht nur für uns, ſondern auch für „jede zukünftige alte Jungfer!“ — Sie ſchien in einer prophetiſchen Entzückung zu ſprechen: und drückte zugleich meine Hand ſo ſtark, daß ich mit einer vermiſchten Empfindung von Schmerz und Freude erwachte. —

Ich blickte ſtarr um mich her, und erſtaunte, als ich ſtatt einer freundlichen und ehrlichen alten Jungfer auf jeder meiner Seite, St. Baſils Rede über die Jungfrauſchaft zu meiner linken Hand, und auf der Rechten, eine ausgeleerte Flaſche von Portwein fand.

In den erſten Augenblicken, wo ich mich noch aller kleinen Umſtände meiner Erſcheinung erinnern konnte, brachte ich ſie zu Papiere, und beſchloß ſie meinem Verſuche, in der Hoffnung anzuhängen, daß die guten alten Jungfern, von denen man ſagt, daß ſie ſich gern mit Erſcheinungen zu ſchaffen machen, mit den ehrlichen Leuten im Homer glauben werden, daß ſie vom Himmel kommen.

Ob ich wirklich meinem guten Engel dieſen unerwarteten Beſchluß meines Werks zu verdanken habe, oder nicht, dieß will ich den aufrichtigen Kunſtrichtern beyderley Geſchlechts zu entſcheiden überlaſſen. — Edle und ſanfte Seelen, die ihr euch leicht befriedigen laßt! Nehmet dieſes ~~buntſchäckige Produkt meiner~~ Muße mit dem gleichförmigen guten Herzen und Vergnügen auf, welches der Verfaſſer nicht nur dieſe Blätter hindurch, ſondern bey Umſchlagung jedes neuen Blattes eures eigenen Lebens, der Zufall mag euch deſſen Inhalt finden laſſen wie er wolle, euch zu verſchaffen ſich eifrigſt beſtrebt hat, und euch dabey zu erhalten, aufrichtig wünſcht! — Laßt mich euch vor einem möglichen Irrthum in eurem Urtheile über dieſe Arbeit warnen! — Glaubt nicht, ich bitte euch, daß dieſe kleinen Bändchen

chen von mir bloß aus einem eitlen Ehrgeize geſchrieben worden, um zu verſuchen, was man bey vermeynten Witz und Gelehrſamkeit über eine, wenig verſprechende Sache ſchreiben könne? — Nein, ich beſchwöre euch, ſetzet meinen Verſuch über alte Jungfern nicht neben das berüchtigte Werkchen, „Gedanken über einen Beſemſtiel!“ — Ich ſchmeichle mir ſelbſt, daß es dieß berühmte Produkt, was das Verdienſt der Abſicht anbelangt, weit hinter ſich zurücke läßt, ob es gleich von ihm in der Ausführung möchte übertroffen werden. So, wie ich aber hoffe, daß man meinem Unternehmen, nicht den Reiz der Originalität abſprechen wird: ſo bin ich doch nicht ſo ſtolz mir zu ſchmeicheln, daß ich in Abſicht der Ausführung auf eine gleiche Empfehlung Anſpruch machen darf, da ich aufrichtig geſtehen muß, daß es eine allzuauffallende Aehnlichkeit mit ſo viel andern philoſophiſchen Verſuchen hatte, die ſich mit einem Traume endigen.

Ende des Verſuchs.

Nachſchrift.

Ich kann dieſe dienſtfreundliche und wohlgemeynte Arbeit unmöglich der Preſſe überlaſſen, ohne ſie durch ein Poſtſcript dem beſondern Schutze der erlauchten Brüderſchaft, der Ritter des Hoſenbandes zu empfehlen, da man finden wird, daß die urſprüngliche Abſicht ihrer Stiftung mit ihr auf eine ſehr ſonderbare Weiſe übereinſtimmt.

Ich habe gehört, daß ein gewiſſer Lord, als er ſein blaues Band erhielt, muthwillig genug war, zu geſtehen, daß ihm die Ausübung der neuen Pflichten, die ihm dadurch auferlegt wurden, nicht viel würden zu ſchaffen machen: namentlich dieſe: Drachen zu tödten und Jungfrauen zu vertheidigen: wodurch er ohne Zweifel mit einem ſpöttiſchen Leichtſinne, der einem wahren Ritter nicht ziemet, wollte zu verſtehen geben, daß ein Drache und eine Jungfer in der lebenden Welt zwo gleiche Seltenheiten wären. Was für Schick-

Schickſale dieſer angeſehene Herr bey ſeinen ritterlichen Unternehmungen und Vorfällen mag gehabt haben, weiß ich nicht: doch ſchmeichle ich mir ſelbſt, die Thaten glücklicher Weiſe verrichtet zu haben, zu deren Ausführung dieſer alte und edle Orden der Ritterſchaft geſtiftet wurde; ob ich gleich fürchte, die ganze Brüderſchaft der neuern Ritter hat, wie der ſpaßhafte Lord, auf den ich hier gezielet habe, die hohen Pflichten ſeines Berufs, mehr verſpottet als erfüllt. Zum Beweiſe meiner eigenen ritterlichen Thaten muß ich ſchon meiner natürlichen Beſcheidenheit Gewalt anthun, und bemerken, daß ich in meinem erſten Kapitel über den Neid und die Bosheit der alten Jungfern, nicht nur Einen, ſondern viele Drachen, wo nicht überwältiget, wenigſtens mannhaft angegriffen habe: denn ich zweifle nicht, der unvergleichliche Naturkündiger Graf von Büffon wird mir einräumen, daß die neidiſche, boshafte alte Jungfer der wahre Drache iſt, den die Natur hervorgebracht hat: daß ich Jungfrauen vertheidiget, kann mir ſelbſt der Neid nicht abſprechen;

und,

und, indem ich es gewagt, die Vertheidigung der alten Jungfern zu übernehmen, ſo habe ich dieſe Jungfern vertheidiget, die ohne Zweifel am erſten ihre Reinigkeit wahrſcheinlicher Weiſe erhalten, und mithin den gerechteſten Anſpruch auf unſern Schutz haben. — Da ich auf dieſe Art meine Anſprüche, die ohne Beyſpiel ſind, in Anſehung ihrer auf das bündigſte dargethan, empfehle ich es als einen Ehrenpunkt allen Fürſten und Pairs, die zu der Fahne unſers gemeinen Schutzpatrons des heil. George gehören, mir für die unzuvergleichenden Dienſte, die ich ~~der Jungfrauſchaft~~ an ihrer Statt geleiſtet habe, eine kleine öffentliche Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich zweifle alſo nicht, jeder wahre Ritter wird mit Freuden bey einer ſo billigen Gelegenheit ſich jährlich zu einem Beytrage von zwanzig Guineen verſtehen, und dieß für eine ſehr mäßige Vergütung, für ſeinen eigenen beſondern Antheil an dieſer mehr als herkuliſchen Arbeit halten, die ich, als eine Art von wirklich im Dienſte ſtehender Leutenant der ganzen Brüderſchaft, ſo glücklich geleiſtet habe. Da dieſer edle Orden aus ſechs und zwanzig Mitgliedern beſteht, ſo wird der vorgeſchlagene Beytrag, mit Rückſicht auf die ledigen Stellen in dem Orden, mir zu einer jährlichen Leibrente von vierhundert Guineen verhelfen: eine anſtändige Verſorgung für einen ehrlichen alten Diener, der in ſeinem glorreichen Geſchäfte grau geworden; ein wohlverdienter Gehalt, auf den ich gewiß einen gerechten Anſpruch ohne Mitwerber habe; und für welchen ich ſo glücklich ſeyn werde, mich ſelbſt im Hofkalender unter dem ganz neuen und wahrhaftig ehrenvollen Titel eines ſtellvertretenden Drachenbändigers, und ſtellvertretenden Jungfernvertheidigers bey allen Rittern des höchſtedlen Orden des Hoſenbandes, angeführt zu ſehen.

Ich gebe der erhabenen Brüderſchaft dieſen Wink mit um ſo viel größerer Zuverſicht, weil ich, in der feſten Ueberzeugung, daß mein Werk ein Nationaldienſt genannt zu werden verdient, ganz ſicher auch eine öffentliche Belehnung erhalten ſollte; zumal da ich, zur Unehre unſers Landes, auf allen Seiten des obbemeldeten rothen Buchs*), nicht Eine, viel-

---

*) Wegen ſeines Bandes ſo benannt.

vielleicht ſchon vorhandene Stelle entdecken kann, die ich als eine ſchickliche Vergeltung für meine wichtigen Dienſte anſehen könnte. Zur Schande meines Vaterlands, das ſich ſonſt ſo viel auf ſeine Unterſtützungen der Gelehrſamkeit zu gute thut, giebt es keinen Poſten von einem anſtändigen Ertrag, der den litterariſchen Helden angewieſen wäre: ja, zur Beſchimpfung und zum Leidweſen der Muſen ſteht unſer gekrönter Poet ſelbſt in beſagtem rothen Buche mit einer Löhnung noch unter derjenigen angeſetzt, die in demſelbigen Bande für Seiner Majeſtät Barbierer ausgeworfen iſt. Vermuthlich aber wird dieß ein Irrthum der Preſſe ſeyn. Denn, ich muß geſtehen, daß es mir eine Art von verräthriſcher Spötterey auf alle verſtorbene Monarchen, die nur den engliſchen Thron beſeſſen haben, zu ſeyn ſcheint, wenn man hier anzeiget, daß derjenige, der die Außenſeite von unſers Oberhaupts Kopf putzt, ein Recht auf eine höhere Belohnung habe, als derjenige, deſſen Bemühung dahin geht, die Seele ſeines Königes zu erheben, und ſeine Einbildungskraft zu begei-

begeiſtern. Doch dem ſey wie ihm wolle, da das Amt eines gekrönten Dichters ganz neuerlich einem Manne *) zugeſprochen worden, der um die Litteratur ſo unendlich viel Verdienſte hat, ſo hoffe ich aufrichtig, Seine Majeſtät werden die unkönigliche Kargheit des Gehalts verbeſſern, welche die Gewohnheit ſeinem Dichter angewieſen hat, und auf ſeinen Lorbeer eine Biſchofsmütze ſetzen.

Was mich anbetrifft, ſo würde ich, gleich andern Veteranen, meine lang geleiſteten Dienſte und kläglichen Umſtände dem Verſeher des ritterlichen Ordens, deſſen Stelle ich vertreten habe, demüthig vorſtellen, und ſeinen Schutz für dieſes Werk anflehen, wenn ich nicht von einer großmüthigen Achtung für die feinen Gefühle eines litterariſchen Fürſten zurückgehalten würde.

In der That bin ich überzeugt, daß ſeine wohlthätige Seele höchſtbereit wäre, einen Schriftſteller zu begünſtigen, der die allerunbeſchützteſte Klaſſe ſeiner getreuen und ſchönen Unterthanen ſo heldenmüthig vertheidiget hat: allein

---

*) Hr. Warton.

allein es fällt mir zu meinem großen Leidweſen ein, daß Seine Majeſtät (Gott ſegne ihn!) ſich von andern Aeußerungen der Wohlthätigkeit ſo erſchöpft ſanden, daß ſie nicht im Stande waren, auf das Begehren ſeines Kanzlers, die kleine und mühſam verdiente Beſoldung eines berühmten litterariſchen Penſionairs zu vermehren, welcher eine Unterſtützung zu dem Aufwande begehrte, als er einen Verſuch machen wollte, ob ein fremdes Klima den Streich des Todes verzögern oder beſchleunigen würde, der ihn bald allen Mühſeligkeiten der menſchlichen Abhängigkeit entreißen ſollte.

Wann ich denke, was ein König, der eine Achtung für die Wiſſenſchaften vorgiebt, von einem ſolchen Unvermögen, den vorübergehenden Bedürfniſſen eines ſterbenden Genies abzuhelfen, das ſeiner Regierung Ehre machte, was dieſer, ſage ich, muß gelitten haben! ſo kann ich den Gedanken nicht ertragen, einen königlichen Beſchützer der Wiſſenſchaften, ſelbſt einem weit geringern Grade einer ähnlichen Bekümmerniß auszuſetzen, die er unſehlfehlbar fühlen müßte, wenn der Verfechter der alten Jungfern um einen jährlichen Gehalt anſuchen ſollte, den er ihm nicht gewähren könnte. Vielleicht bin ich in dieſem Punkte zu delikat: vielleicht, ſollte ich, da mir der Ruhm ſowohl als die Ruhe und der Vortheil meines Monarchen ſo ſehr am Herzen liegt, ihn beſchwören, ſeiner Verweigerung, den Gehalt eines betagten, kränklichen Moraliſten zu vermehren, durch alle mögliche Aufmerkſamkeit auf die Gelehrten, in den Augen der Nachwelt entgegen zu handeln; eine ſolche Verweigerung, die, wenn ſie nicht in der Wagſchale der Ehrlichkeit, mit einer Menge entgegengeſetzter Handlungen der Wohlthätigkeit abgewogen würde, könnte zureichend ſeyn, allen litterariſchen Ruhm eines Auguſts zu vernichten. Doch, da dieß, ob es gleich die Sprache der Rechtſchaffenheit, Treue und Freundſchaft iſt, von einigen höfiſchen, und doch rauhen Kritikern falſch könnte ausgelegt werden, ſo werde ich es nicht wagen, damit in den Vorzimmern des Hofes aufzutreten, ſo eine unterhaltende Neuigkeit es dort abgeben könnte.

In der That, wann ich den verfeinerten Charakteren, Fähigkeiten und Beſchäftigungen unſerer Pairs nachdenke: wann ich überlege, daß für viele dieſer edlen Perſonen ein Buch das unnützeſte Ding in der Welt iſt, und daß einige von ihnen, die einer ſo großmüthigen Herablaſſung fähig ſind, daß ſie noch eine neuere Schrift leſen, ob ſie gleich die Verſchwendung ſie zu kaufen ſehr weislich vermeiden: wann mir wieder einfällt, daß ein gewiſſer edler Lord, der den Charakter eines Mäcens ſich angemaßt, und ſich mit einer Pfründe von einigen Tauſend jährlich bereichert, weiſe genug war, in einem Buchladen zu erklären, daß er ſich nicht überwinden könne, eine neue Schrift zu kaufen, ſo ſehr ſie ihm empfohlen worden, als er gehört, daß der Verfaſſer einen ſo ungeheuren Preis von ſieben Schilling, ſechs Pence darauf geſetzt: wann ich, ſage ich, über dieſe Punkte nachdenke, ſo ziehe ich mein vorhergehendes Geſuch wegen der einträglichen Gönnerſchaft der Großen zurück, in der feſten Ueberzeugung, daß die meiſten unter ihnen die jährliche Summe von zwanzig Guineen lieber zu ihrem eigenen Vortheile und Vergnügen anlegen werden, als daß ſie einen ſolchen Beytrag, zur Unterſtützung eines Schriftſtellers, er heiße wie er wolle, hergeben ſollten.

In Wahrheit würde ich, nach einer reiflichern Ueberlegung, meine eigne Würde herabzuſetzen glauben, wenn ich eine andere Gönnerſchaft, als die, der zahlreichen, verſtändigen und mächtigen Schweſterſchaft, annehmen wollte, welcher meine Feder ſich ſo ämſig und herzlich aufgeopfert hat. Ohne Zweifel liegt auch mehr Schicklichkeit in der Sache, wenn ich den Orden der alten Jungfern, als die ächten Beſchützerinnen der Litteratur betrachte, da die Neugierde, die mythologiſche Mutter aller Kenntniß, ihren entſchiedenen Charakter ausmacht: und in der That iſt der Fortgang, den einige Schönen dieſes Ordens ſeit einiger Zeit in der ſchönen Litteratur gemacht haben, ſo groß, daß, wenn ich ſehe, wie wenig Aufmerkſamkeit unſere Geſchäfts- und Freudenmänner auf dieſen Artikel wenden, aller Wahrſcheinlichkeit nach die Geſellſchaft der alten

Jung-

Jungfern ſehr bald den gelehrteſten Körper in dieſem aufgeklärten Reiche ausmachen wird.

Je gewiſſer ich überzeugt bin, daß ich der erſte Schriftſteller bin, der ſein Leben und ſeine Arbeiten dieſer würdigen Geſellſchaft gewidmet hat, deſto mehr ſchmeichle ich mir ſelbſt, daß ſie einmüthig der Meynung ſeyn werden, daß eine ſo freywillige Beeiferung für ihr Beſtes, die gewiß nicht ihres gleichen hat, mir ein Recht auf eine ausgezeichnete Belohnung giebt. Ich will ihnen daher einen Gedanken an die Hand geben, der zu unſerer beyderſeitigen Ehre ~~gereichen wird;~~ ſo will ich ihnen den beſcheidenen Vorſchlag thun, daß ſie ihren öffentlich erklärten Diener adeln, und ihn ſo unterſtützen, wie unſer gutherziges Volk vormals ihre Fürſten durch einen, ihren reſpektiven Vermögensumſtänden angemeſſenen Beytrag, unter dem Titel: **freywilliges Geſchenk**, zu unterſtützen pflegte.

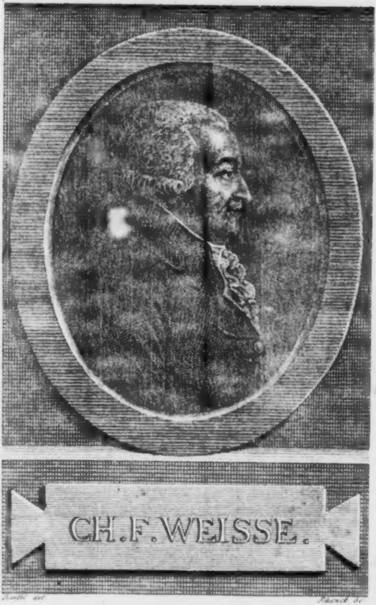
Ich empfehle dieß allen ächten alten Jungfern, denen mein Buch einiges Vergnügen machen wird, (und ich bin verſichert, daß es dieſer Beſchreibung nach die ganze Schweſterſchaft ſeyn wird) ſich ſelbſt zu kleinen Zuſammenberufungen ihres Ordens, jedes in ſeinem Gebiete, verſtehen wird: daß jede dieſer Verſammlungen eine Präſidentin wählen wird, um allen Verwirrungen bey vorkommenden Debatten zuvorzukommen, nebſt einem weiblichen Secretair, der dieſen ehrenvollen Zoll einſammeln und den Händen meines Buchhändlers überantworten wird, welchen ſie ſich ſelbſt mit Freuden nach Verhältniß ihrer Einkünfte und nach Maaßgabe des Vergnügens, das ihnen dieſe Arbeit verſchaffen wird, ſelbſt auferlegen werden. Da ich eine ſehr große Meynung von der Keuſchheit und Freygebigkeit meiner ſchönen Landsmänninnen habe, ſo bin ich überzeugt, daß, ſo klein auch der Antheil ſeyn mag, den jede alte Jungfer beytragen wird, die ganze Summe dieſes Dongratuits doch auf mich ſowohl als auf meine Gönnerinnen die größte Ehre zurückwerfen wird. Um aber zu zeigen, daß ich eine Großmuth beſitze, die mit ihrer Freygebigkeit gleichen Schritt hält, ſo halte ich es für anſtändig, folgende Erklärung hinzuzufügen: —

Nach der Erwartung, daß die Summe ſehr groß ſeyn wird, bin ich entſchloſſen, das Kapital nicht zu vermindern, ſondern es in die engliſche Bank zu legen, und mich mit den Intereſſen bis an meinen Tod zu begnügen, der eben ſo weit nicht entfernt ſeyn kann. Dann will ich dieſe anſehnliche Summe, als ein patriotiſches Legat, unſerm thätigen und geduldigen jungen Miniſter anvertrauen, der, wie ich hoffe, es für keinen geringen Beyſtand zu ſeinem hohen und wichtigen Projekte halten wird, unſere Nationalſchuld zu verringern: daher ich denn ~~auch nicht zweifle, daß~~ er ſich als ein warmer Freund dieſes meines Unternehmens beweiſen wird, ſobald er ſehen wird, daß ich meine keuſchen Gönnerinnen, die alten Jungfern, zu Pfeilern unſers Staats mache.

Meine Leſer werden nun, zu ihrem großen Erſtaunen, mehr als zu deutlich ſehen, daß das Glück meines Verſuchs über die alten Jungfern eine Sache von äußerſter Wichtigkeit für die Wohlfahrt unſers Landes iſt — ein Punkt, deſſen, gleich auf den erſten Seiten meines erſten Bandes, zu gedenken, wie weniger delikate Schriftſtellen würden gethan haben, meine Beſcheidenheit mir nicht erlauben wollte.

Da ich nun den glorreichen Abriß von meinen ſchönen Gönnerinnen und meinem ſelbſt eigenen Betragen vollendet habe, ſo bleibt mir nichts übrig, als mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die Schweſtergemeinde, Abſchied zu nehmen. Dieß wird aber nicht beſſer geſchehen können, als durch die Erklärung, welch unendlichen Werth ich auf ihre Gewogenheit ſetze! Fürſten ſelbſt ſind bloße Söldner des Publikums, und da meine Würde und Einkünfte von dem reinſten Theile dieſes Publikums herkommen werden, ſo kann ich ganz ſicher, nach der philoſophiſchſten Schätzung der menſchlichen Würden, mich ſelbſt über die Fürſten wegſetzen, wenn ich den bisher ganz unbekannten und unübertrefflichen Titel eines Großpenſionairs der unbefleckten Gemeinde der alten Jungfern erhalte und behaupte.

Ende.



CH. F. WEISSE.

[illegible] del. [illegible] sc.

Chriſtian Felix Weißens
Selbſtbiographie

herausgegeben
von deſſen Sohne
Chriſtian Ernſt Weiße
und deſſen Schwiegerſohne
Samuel Gottlob Friſch.

Mit Zuſätzen von dem Leztern.

Leipzig
bei Georg Voß. 1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Chriſtian Felix Weißens

Selbſtbiographie.

Ein Leben, frey wie die Natur,
Geſund, und lächelnd wie die Flur,
Ein hohes Alter ohne Stab,
Ein ſpäter Sarg, ein rühmlich Grab.

Inſchrift von Weiße auf einen Baum in einem Luſthölzchen ſeines Freundes D. Volkmann in Zſchorta.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wir übergeben dem Publicum die Lebensbeſchreibung eines Mannes, welcher über ein halbes Jahrhundert die Achtung und Liebe deſſelben in vorzüglichem Maaße genoſſen hat. Er ſelbſt hat einen großen Theil der Nachrichten über ſeine dichteriſchen Erzeugniſſe, ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, litterariſchen Verbindungen, über ſeine häuslichen Verhältniſſe und Begebenheiten aufgeſetzt, und dieſe mit dem Auftrage an ſeinen Sohn und Schwiegerſohn hinterlaſſen: ſie möchten dieſelben ordnen, aus der großen Sammlung ſeiner Briefe ergänzen und, wo es nöthig wäre, berichtigen, um ſie alsdann herauszugeben und dadurch falſche Erzählungen, insbeſondere, von ſeinem litterariſchen Leben zu verhindern. Wir haben dieſen Auftrag nach unſerer beſten Einſicht zu befolgen geſucht, und uns, damit die Vollziehung deſto ſicherer gelänge, auf folgende Art in die Arbeit getheilt. Der Sohn hat die Durchſicht des größten Theils der ungemein zahlreichen Briefe von und an den Verſtorbenen übernommen und dieſe nicht nur geordnet, ſondern davon ausgewählt, was für die Ergänzung der Biographie von Wichtigkeit ſchien; auch damit zugleich **Auszüge** aus den hinterlaßnen Briefen vorbereitet, welche litterariſches Intereſſe haben oder als Belege zur Charakterzeichnung des Verewigten zu brauchen ſind; im Fall das Publicum ein Verlangen nach dieſen Auszügen, bey welchen wir mit der größten Vorſicht und ganz nach dem Willen unſeres theuern Vaters zu Werke gehen würden, an den Tag legen ſollte. Der Schwiegerſohn, welcher über ſechs Jahre faſt täglich dem Verewigten zur Seite war, nachher zwar von ihm getrennt wurde, aber während eines Zeitraumes von zwölf Jahren ihn jährlich auf einige Wochen beſuchte und das Glück hatte, ſein ganzes Vertrauen, gleich ſeinem rechten Sohne, zu beſitzen — hat ſich dem Geſchäfte unterzogen, die Nachrichten des Verſtorbenen über ſich ſelbſt und die aus Briefen gezognen Bruchſtücke zu einem Ganzen zu verbinden, die Zeitfolge von den angegebnen Datis zu berichtigen, manchen nur flüchtig angedeuteten Vorfall umſtändlicher zu erzählen, den Bericht von ſeinen beyden letzten Lebensjahren nachzutragen, und eine kurze Schilderung von dem Geiſte und Herzen des Verewigten zu verſuchen. Beyde haben ſich nach Beendigung des Ganzen noch einmal darüber beſprochen, jede Stelle, welche nicht ihrem Vater eigenthümlich war, gemeinſchaftlich erwogen und nichts der Preſſe übergeben, von deſſen Richtigkeit ſie nicht einer wie der andere überzeugt waren.

Da unſer Vater von mehrern ſeiner vorausgegangnen Freunde alle an ſie geſchriebene Briefe, entweder noch bey ihrem Leben oder aus ihrer Verlaſſenſchaft zurückerhalten hat, namentlich von Hagedorn, Leſſing, Gebler, Uz, Garve, Blankenburg: ſo ſind wir im Stande geweſen, für alle die Lücken, welche ſich in den Fragmenten zu ſeiner Lebensbeſchreibung fanden, Briefe aufzufinden und zu benutzen, wodurch jene ausgefüllt werden konnten. Der Referent iſt dabey ſo gewiſſenhaft verfahren, daß er bey allem, was aus Briefen erzählt wird, niemals ohne Noth die eignen Worte derſelben verlaſſen hat, und folglich die ganze Lebensbeſchreibung mit Recht als Autobiographie angeſehen werden kann. Es wird ihn freuen, wenn ihm die Verbindung aller Bruchſtücke ſo gelungen iſt, daß man nirgends die verbindende Hand erkennt, und die Lebensbeſchreibung als ein wohlgeordnetes Ganzes erſcheint.

Der Verewigte hat ſelbſt alle Nachrichten von ſich in der dritten Perſon aufgezeichnet. Es war nöthig die Auszüge aus Briefen darnach umzuändern. Wir bitten die Leſer, über dieſe Methode von ſich ſelbſt zu erzählen, nie den wahren Verfaſſer der Lebensbeſchreibung zu vergeſſen. Man möchte aus der Feder ſeines, beynahe unbekannten Schwiegerſohnes doch manche Nachricht, manches Urtheil, manche Darſtellung mit noch größerer Umſicht gegeben wünſchen, und dieſem mit Unrecht Vorwürfe machen. Wir ſind uns der größten Gewiſſenhaftigkeit und Behutſamkeit bey der Herausgabe dieſer Biographie bewußt und haben nie den Gedanken aus den Augen verloren, daß nichts durch unſere Schuld den vortheilhaften Eindruck vermindern dürfe, welche der geiſtreiche, wohlwollende, verdiente Mann, den wir, mit der dankbarſten Empfindung gegen die Vorſehung, **Vater**, genannt haben, ſtets auf ſeine Zeitgenoſſen gemacht hat. Und ſo hoffen wir, wenigſtens in dieſer Rückſicht uns unſeres Auftrages nach dem Sinne des Verewigten und zur Zufriedenheit des Publicums entledigt zu haben. Leipzig und Freyberg in der Michaelismeſſe 1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Chriſtian Felix Weiße ward zu Annaberg den 28ſten Jan. 1726 geboren, wo damals ſein Vater, Chriſtian Heinrich Weiße, Rector der lateiniſchen Schule war. Sein Großvater und Urgroßvater waren Prediger, dieſer, mit dem Vornamen Caſpar, Diaconus zu Ortrand, jener, Johann Michael, zuletzt Pfarrer in Hohenſtein bey Stolpen, zu ſeiner Zeit bekannt durch mehrere Schriften. Unter dieſen iſt die hiſtoriſche Beſchreibung des churfürſtl. ſächſiſchen Amtes, Schloſſes und Stadt Hohenſtein über Dresden und Pirna, mit einer Predigt vom Brande daſelbſt, 1724. noch neuerlich in Götzingers Beſchreibung der ſächſiſchen Schweitz angeführt und benutzt worden.

Chriſtian Heinrich Weiße, jenes älteſter Sohn, gehörte unſtreitig zu den gelehrteſten und geſchickteſten Schullehrern ſeiner Zeit; denn er verſtand nicht nur, außer den orientaliſchen, die alten und neuern Europäiſchen Sprachen, ſondern war auch in allen wiſſenſchaftlichen Fächern, beſonders in der Geſchichte ſehr bewandert, und in Abſicht auf die Methode des Unterrichts und der Erziehung auf beſſerm Wege, als die meiſten gleichzeitigen Schulmänner und Pädagogen. Von ſeinen Sprachkenntniſſen ſind ſeine Schriften de stilo Romano und mehrere Ueberſetzungen ins Deutſche; von ſeiner hiſtoriſchen Gelehrſamkeit, das Buch: **Antiquitatum Misnico-Saxonicarum Singularia**, und verſchiedene Programmata; von ſeinen Einſichten in die Verbeſſerung des Unterrichts und der Erziehung, das Gutachten vom Schmulweſen (welches einige Aehnlichkeit mit Baſedows Agathokrator hat) und ſein Latium in compendio oder der geſchwinde Lateiner, hinlängliche Beweiſe. In dem letztern Werke ſind Realkenntniſſe mit Sprachſtudium glücklich verbunden, weswegen es dazumal in vielen

Schulen eingeführt ward und mehrere Auflagen erhielt. (Noch zuletzt: Altenburg, bey Richter 1769.) Da er überdieſes kein ſchlechter lateiniſcher und deutſcher Dichter war und ſeine Schüler nach dem Geſchmacke jener Zeiten bisweilen Komödien, theils von dem bekannten Chriſtian Weiſe zu Zittau, theils von eigner Erfindung aufführen ließ, ſo war es kein Wunder, daß er einen Ruf über den andern erhielt, und nachdem er ſchon von Chemnitz im Jahr 1725 nach Annaberg verſetzt worden war, im folgenden Jahre in Altenburg als Director des daſigen Gymnaſii angeſtellt wurde.

Während des kurzen Aufenthaltes ſeiner Aeltern in Annaberg ward Chriſtian Felix geboren, und als ein halbjähriges Kind nach Altenburg mit genommen. Wie glücklich würde derſelbe geweſen ſeyn, wenn er eines ſolchen Vaters Führung und Unterricht genoſſen hätte. Aber kaum war er drey und ein halb Jahr alt, als ſein Vater 1730 an einer ſchmerzhaften Darmgicht in einem Alter von 42 Jahren ſtarb. Er hinterließ ſeine Wittwe, eine Tochter des Archidiakoni Cleemann in Chemnitz, Chriſtiane Eliſabeth, nebſt drey Kindern in den traurigſten Umſtänden. Ein Sohn ſtarb in ſeinem vierzehnten Jahre. Chriſtian Felix aber, und deſſen Zwillingsſchweſter, Johanne Chriſtiane, wuchſen geſund und munter heran, und wurden von ihrer Mutter, einer vortrefflichen Frau von gutem, geſundem Verſtande und edlem Herzen, auf das ſorgfältigſte erzogen und in den früheſten Jahren ſogar unterrichtet. Sie waren auch bald ihrer Mutter einziger Troſt und einzige Freude, da eine unglückliche Heyrath, wozu man dieſelbe beredete, ihr und ihren Kindern einen ſehr harten Druck bereitete. Bruder und Schweſter liebten ſich auf das zärtlichſte, hatten ungemein viel Aehnlichkeit in ihren Fähigkeiten und Neigungen und ſelbſt in ihrem Aeußerlichen, ſo daß ſie bisweilen zur Täuſchung anderer ihre Kleider verwechſelten. Die innigſte Liebe und Vertraulichkeit hat auch zwiſchen beyden fortgedauert, als die Schweſter ſich 1750 an den Cammerſecretair Albrecht in Altenburg verheyrathet hatte, und nachdem dieſer frühzeitig geſtorben war, bis an den Tod derſelben, der 1795 erfolgte. Sie beſuchten ſich faſt jährlich auf mehrere Wochen und oftmals Monate und unterſtützten ſich gegenſeitig bey allen Vorfällen des Lebens durch Rath und That.

Im zehnten Jahre ſeines Alters ward Chriſtian Felix von ſeiner Mutter auf das Gymnaſium geſchickt. Aber leider hat derſelbe in ſpätern Jahren oft die Zeit ſeines Schulunterrichts bedauern müſſen, die er bey einer beſſern und zweckmäßigern Leitung und Unterweiſung auf eine weit nützlichere Art hätte zubringen können. Mit Unwillen hat er ſich oft der elenden Lehrmethode erinnert, welche damals allgemein auf den Schulen herrſchte, und deren Mängel kaum einer und der andere von den Lehrern ahnete. ~~Das Altenburger Gymnaſium~~ gehörte zu jener Zeit noch immer unter die vorzüglichſten Schulen und zog ſelbſt Ausländer hin. Aber auch hier war ein elender Religionsunterricht nach einem eben ſo elenden Compendio und die Verdeutſchung oder Verſtümmelung etlicher griechiſcher und lateiniſcher Autoren in einer bunten halbjährigen Abwechſelung, ohne Zweckmäßigkeit der Wahl, ohne Sachkenntniß bey der Auslegung, mit einem pedantiſchen Einkäuen grammatiſcher Regeln, welche man mehr als den Geiſt des Autors aufſuchte, alles, womit man ſich beſchäftigte. An eine Lectüre der Alten zur Bildung des Verſtandes, des Geſchmackes und Herzens war nicht zu denken; das Sprachſtudium ſelbſt ward ohne alle Philoſophie getrieben und der Geiſt des Jünglings durch die Beſchaffenheit deſſelben mehr eingeſchläfert und unterdrückt, als aufgemuntert und gehoben. Jene Wiſſenſchaften, durch welche die jugendlichen Kräfte am ſicherſten aufgereget, entwickelt, und zur Brauchbarkeit für die künftige Laufbahn geübt werden: Mathematik, Naturlehre und Naturgeſchichte, Geſchichte und Geographie wurden zum Theil gar nicht, zum Theil ſo verkehrt getrieben, daß die Köpfe dadurch mehr verwirrt als aufgeräumt wurden. Eben ſo wenig fiel es jemanden ein durch den Vortrag akademiſcher Vorkenntniſſe den jungen Leuten die Wahl ihres künftigen Hauptſtudii zu erleichtern.

Bey einem ſolchem Unterrichte würde es nicht unerwartet geweſen ſeyn, wenn Weiße bey allem ſeinem Fleiße doch nach einem neunjährigen Aufenthalte auf dieſem Gymnaſio nicht viel mehr auf die Univerſität, wozu Leipzig gewählt wurde, mitgenommen hätte, als eine aus griechiſchen und lateiniſchen Autoren eingeſammelte Phraſeologie und eine oberflächliche Kenntniß der Alterthümer Roms und Griechenlands. Daß er aber doch einige alte Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber nicht blos zum Behuf ſeiner Schulexercitien geleſen, ſondern große Liebe und Achtung für ſie gefaßt hatte, davon lag die Urſache theils in einer frühzeitig erwachten Neigung zur Dichtkunſt, theils in einer glücklichen Bekanntſchaft mit einem Manne, deſſen Umgang ſeine Geiſteskräfte ſpannte und richtete.

Von frühеſter Jugend an empfand er großes Wohlgefallen an Gedichten und er reimte ſelbſt in ſeiner Mutterſprache nach Herzensluſt, ſo daß er noch ſehr jung war, als man ihn auf der Schule ſchon für einen Dichter gelten ließ. Eine vorzügliche Freude fand er an der Komödie, von welcher er die erſte Vorſtellung bekam, als er in ſeiner Kindheit ſeinen Großvater in Chemnitz mit Mutter und Geſchwiſter beſuchte. Die Schule daſelbſt führte von ungefähr eine bibliſche Komödie von dem Rector, Chriſtian

Weiſe auf, wobey er gegenwärtig zu ſeyn, Erlaubniß erhielt, und dieſes brachte ihm eine ſolche Luſt bey nach allem, was Theater hieß, daß von nun an ſelbſt eine Marktſchreyer-Bühne mit dem Doctor und Hanswurſt für ihn ein groſſes Intereſſe hatte und er begierig alles aufſuchte und las, was nur Komödie hieß. Noch in ſpätern Jahren erinnert er ſich mit viel Vergnügen des Eindrucks, den eine gewiſſe Müllerſche Truppe auf ihn machte, die noch vor der Neuberiſchen in Leipzig eine Bühne hatte und nach den Entwürfen des Gherardi für das Italiäniſche Theater Stücke aufführte. Sie hatte ſich in dieſer Gattung einigen Ruf erworben und beſtand, bis ſich die Neuberin auf ihren Ruinen mit Gottſcheds Beyſtand erhob, den deutſchen Harlekin aus Leipzig verbannte und regelmäßige, durch die Gottſchediſche Schule überſetzte und weiterhin von dieſer ſelbſt und ihrem Stifter verfertigte Stücke vorſtellte. Dieſe ſpielte in Altenburg einen Landtag über vor dem Hofe, und machte dem jungen Weiße ſehr glückliche Tage. Aber ſein Vergnügen an der Komödie und ſeine Neigung für die Dichtkunſt öffnete ihm den Sinn für die Schönheiten der griechiſchen und römiſchen Dichter und ſelbſt der Verſuch in griechiſcher und lateiniſcher Sprache zu dichten oder aus Centonen von jenen Meiſterſtücken ein Flickwerk zuſammenzuſetzen, trug dazu bey, ihn zur nützlichern Lectüre der Claſſiker zu führen und Gewinn für ſeine Phantaſie und ſeinen Geſchmack daraus zu ziehen.

Noch vortheilhafter für ſeine Bildung wirkte die genauere Bekanntſchaft, welche er ein paar Jahre zuvor, ehe er die Univerſität bezog, mit dem damaligen Amanuenſis des D. Viehweg, eines Arztes in Altenburg von großem Anſehen, machte. Jener, Namens Königsdörfer, war ein ſehr gelehrter, in der alten und neuen Litteratur wohl bewanderter junger Mann, der nachher promovirte, eine große Praxin erhielt, auch durch Schriften, namentlich durch eine Ueberſetzung der akademiſch-mediciniſchen Schriften von Edinburg, bekannt geworden iſt. Durch ihn wurden Weißen manche beſſere neue Schriften in die Hand gegeben, z. B. die Bodmeriſchen, Breitingeriſchen, Halleriſchen Gedichte. Er lernte durch ihn mehrere Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen kennen und ward aufmerkſam gemacht und angewieſen, wie man alte und neue Dichter mit Vortheil leſen müſſe.

Da auch zu dieſer Zeit durch die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, welche einige junge Gelehrte in Leipzig herausgaben, die deutſche Poeſie und Kritik einen beſſern Gang gewann, und Weiße dieſe Schrift mit großer Begierde und Aufmerkſamkeit las, ſo kam er doch nicht ohne alle Bildung und Vorbereitung zu Oſtern 1745 auf die Univerſität Leipzig, und es war innige Achtung gegen die großen Schriftſteller Roms und Griechenlands, welche ihn zu dem Entſchluſſe gebracht hatte, ſich hauptſächlich der Philologie zu widmen und dereinſt ein Schulamt zu ſuchen.

Weiße war in ſehr dürftigen Umſtänden, als er die Univerſität bezog; ſeine Mutter war ganz unvermögend ihn dort zu erhalten. Und hätte er nicht von ihrer Familie ein paar Stipendien zu genießen gehabt und wäre ihm nicht von einem Schulfreunde die Stube frey gegeben worden; ſo würde er durch Unterrichten ſich einen kümmerlichen Unterhalt haben erwerben und die Zeit dem Studieren abdarben müſſen. Durch dieſe Unterſtützung war er bey einer ſparſamen Lebensart und bey der Kunſt ſich viel zu verſagen, zu welcher ihm ſein unfreundlicher Stiefvater, nicht eben aus pädagogiſchen Gründen, geführt hatte, im Stande, ſich ungeſtört den Wiſſenſchaften zu widmen. Da er in der Abſicht, ſich zum Schulmanne zu bilden, vorzüglich Philologie, und nebenher Theologie, ſtudieren wollte, ſo wählte er D. Erneſti und Prof. Chriſt zu ſeinen Hauptführern, ein paar Männer, welche ihn freylich die Alten noch von ganz andern Seiten kennen lehrten, als wovon er ſie bisher angeſehen ~~hatte. Von nicht geringerm~~ Vortheile aber und wenigſtens von noch größerm Einfluſſe auf Weißens Bildung und die ganze Richtung ſeines Studierens auf der Univerſität, war die Bekanntſchaft mit einigen vortrefflichen jungen Leuten, welche etwa ein Jahr ſpäter die Univerſität bezogen hatten. Der erſte derſelben war Johann Heinrich Schlegel, nachmaliger Däniſcher Hiſtoriograph; und durch dieſen ward er mit dem vorzüglichſten verbunden, mit Gotthold Ephraim Leſſing. Auch fand Weiße noch die meiſten Verfaſſer der Bremiſchen Beyträge in Leipzig, Klopſtock, Cramer, Gärtner, Joh. Adolph Schlegel, Giſeke, Gellert, Rabener, Käſtner, Mylius u. a. die glücklicher Weiſe in Leipzig zuſammengetroffen waren und durch die genannten Beyträge mehr Kritik und Geſchmack in deutſchen Schriften, als bisher gewöhnlich war, zu verbreiten anfiengen. Aber dieſe jungen ausgezeichneten Männer, mit deren größtem Theile er in ſpätern Jahren in vertrautem Briefwechſel geſtanden hat, machten damals nach Weißens Meynung nicht nur einen geſchloßnen Kreis, ſondern warfen auch einen zu großen Glanz um ſich, als daß er nur von weitem ſich ihnen zu nähern getraut hätte. Ueberdieß waren viele im Begriff die Univerſität zu verlaſſen, als er ſie kaum bezogen hatte, und ſpäterhin hinderte ihn auch vielleicht ſeine große Anhänglichkeit an Leſſing, andere Bekanntſchaften aufzuſuchen.

Mit dieſem hatte er ſich ſo innig vereinigt, daß ſie keinen Tag ohne einander hinbrachten, und da Leſſing ſchon mit vorzüglichen, zumahl philologiſchen Kenntniſſen genährt, von der Meißner Fürſtenſchule gekommen war, ſo gewann Weiße nicht wenig durch deſſen Umgang. Jener theilte ihm alle ſeine Ideen mit, lehrte ihn die beſte und neuſte Litteratur kennen, machte ihn mit der engliſchen Sprache bekannt, und kritiſirte mit ihm alles, was ſie laſen und hörten, wodurch ſie beyderſeits ihre Urtheile berichtigten. Es waren glückliche Stunden, welche ſie mit einander verlebten, an welche Weiße nie ohne frohe Empfindungen zurückgedacht hat.

Das höchſte Vergnügen für beyde war das damalige Theater in Leipzig unter der Neuberin. Sie aßen lieber trocknes Brod — denn auch Leßing hatte nicht viel zu verthun — ehe ſie es einmal verſäumt hätten. Da ſie deſſen ungeachtet den Aufwand nur ſehr ſchwer beſtreiten konnten; ſo ſannen ſie auf Mittel ſich ein Freybillet zu verſchaffen. Sie überſetzten alſo gemeinſchaftlich verſchiedene franzöſiſche Stücke, z. B. den Hannibal des Marivaux in gereimten Alexandrinern, den Spieler des Reignard u. a. und erreichten dadurch ihre Abſicht. Nach und nach verſuchten ſie ſich in eignen Ausarbeitungen. Leſſing verfertigte den jungen Gelehrten, der mit Beyfall aufgenommen ward, und ſein Freund Weiße ſuchte zuerſt ein Werkchen hervor, das er ſchon 1744 auf der Schule verfertigt hatte und das auch ſehr ſchülerhaft war, die Matrone von Ephesus nach dem Petron, und verbeſſerte daſſelbe, ſo gut er konnte. Er verfertigte aber auch ein großes Stück in fünf Aufzügen, den Leichtgläubigen, das ebenfalls mit Zufriedenheit des gnügſamen Publikums geſpielt ward. Leſſing kritiſirte es ihm, und warf ihm hauptſächlich vor, daß es eine Piece à tiroir ſey, oder bloße Situationen eines Leichtgläubigen darſtelle, aber keine recht gut angelegte Fabel durchführe und eben ſowohl noch durch zehn und mehr Handlungen fortgeſetzt werden könne. Bey dem Wetteifer, der zwiſchen beyden Freunden ſtatt fand, nahm ſich Leſſing ſogleich vor, auch einen Leichtgläubigen zu entwerfen, welches er ebenfalls in Anſehung der Matrone von Ephesus gethan hatte. Zu jenem nahm er die Idee von dem Horner aus Wicherly's Country Wife; hat aber dieſen Plan niemals ausgeführt. Indeſſen bewog dieſes ſeinen Freund, der ihn in Allem für ſeinen Meiſter erkannte, daß er ſeinen Leichtgläubigen nach einigen Jahren vom Theater zurücknahm. Er hat ihn auch nach Leſſings Stricturen, womit er denſelben in ſeinem Pulte hinterläßt, der Mühe einer neuen Bearbeitung nicht werth geachtet. Die Matrone von Epheſus kam um dieſelbe Zeit, als er ſie in Leipzig verbeſſert hatte, in ihrer erſten Geſtalt auf das Schuchiſche Theater. Er ſah ſie auf dieſem, bey einem Landtage in Altenburg, zu ſeiner großen Verwunderung aufführen, und erfuhr, daß einer ſeiner vormaligen Mitſchüler ihm das Concept weggenommen und dieſes unter ſeinem Namen an Schuch gegeben hatte. Von deſſen Truppe nahm es der Schauſpieler Bruck mit zu der Kochiſchen Geſellſchaft, bey welcher Weiße Mühe hatte, den Acteurs einige Verbeſſerungen einzureden, weil ſie das einmal Gelernte nicht mit etwas Anderm vertauſchen wollten. So blieb dieſes Stück, das ſpäterhin auch Ekhof für die Schönemanniſche Geſellſchaft von Weiße verlangte, eine längere Zeit auf der Bühne, als er es gern ſahe, da er lieber es vertilgt, als endlich, damit es nicht nach fehlerhaften Handſchriften geſpielt würde, dem zweyten Theile ſeiner Beyträge zum deutſchen Theater einverleibt hätte. -- Nach der Verfertigung des Leichtgläubigen überſetzte er verſchiedene Stücke aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, theils in Verſen, theils in Proſa, z. B. die Mariane von Voltaire, den Distrait des Reignard, beyde in gereimten Alexandrinern, der damals gewöhnlichen Versart, von welcher man nicht abweichen durfte, wenn man ein Stück aufgeführt ſehen wollte; die Sophonisbe des Thomſen u. a. Auch ließ er um dieſe Zeit, nehmlich in den Jahren 1748 und 1749 manche kleine poetiſche Verſuche in verſchiedne Monatsſchriften, z. B. in die Beluſtigungen des Gemüths; die Unterhaltungen u. a. einrücken, welche er aber eben ſo vergeſſen hat, als ſie bey der Welt vergeſſen worden ſind; auf deren Sammlung er auch zu der Zeit die Mühe nicht wenden wollte, als man ihn noch dazu aufforderte. Mit Leſſing wetteiferte er auch bisweilen in kleinen anakreontiſchen und andern lyriſchen Gedichten, welche er in der Folge unter dem Namen: Scherzhafte

Lieder,

lieder, wie Leſſing die ſeinigen unter dem Namen: Kleinigkeiten herausgab.

Zu ſeinem großen Leidweſen ward Weiße zu Ende des Jahres 1749 von Leſſing getrennt, indem dieſer wegen einer Unannehmlichkeit, welche ihm ſeine Gutmüthigkeit zugezogen, Leipzig verlaſſen mußte. Er hatte ſich nehmlich für ein paar Schauſpieler, die von der Neuberiſchen Bühne nach Wien gegangen waren, verbürgt. Sie verſprachen Geld von dort aus zu ſchicken, hielten aber nicht Wort, und Leſſing ſah ſich genöthigt von Leipzig in der Stille wegzugehn. Er war Willens ſich nach Berlin zu begeben, mußte aber eine ziemliche Zeit in Wittenberg verweilen, weil er dort krank geworden war. Gleich nach ſeiner Ankunft in Wittenberg benachrichtigte er Weißen von den Urſachen ſeiner Entfernung aus Leipzig, wovon er ihm zuvor nicht ein Wort geſagt hatte. Vielleicht weil er wußte, daß Weiße ſeinen Umgang mit den Schauſpielern nicht ganz billigte. Denn ſo lieb dieſem das Theater war und ſo hoch er einige Schauſpieler auch wegen ihrer perſönlichen Eigenſchaften achtete, ſo nahm er ſich vor dem genauern Umgange mit dem gewöhnlichen Schlage dieſer Künſtler in Acht, und hatte darüber mit Leſſing manchen freundſchaftlichen Streit, worin er weniger Recht behielt, als der Erfolg ihm gab. Leſſings Entfernung ſtörte indeſſen keinesweges Weißens Freundſchaft mit ihm; ihre enge Verbindung erneuerte ſich in der Folge bey jenes wiederholten Erſcheinungen in Leipzig und er gab ſeinem zurückbleibenden Freunde bey jeder ſeiner nachmaligen Veränderungen von Zeit zu Zeit einige ſchriftliche Nachricht. Ein regelmäßiger Briefwechſel war niemals ſeine Sache. Von dem Jahre 1768 an ward leider aber auch das ſeltne Schreiben beynahe gänzlich unterbrochen. — Weiße wird nie aufhören es zu bedauern, daß die Klätſchereyen der Klotziſchen Clique dieſem innig geachteten Freunde einen Verdacht gegen ihn einflößten, der, ſo ungerecht er war, durch keine Bemühungen Weißens aus Leſſings Seele ganz ausgetilgt werden konnte. Der Nachtheil, den Weiße in dieſem und noch einem zweyten Fall durch jenen litterariſchen Unfug erlitt, war zu groß, als daß nicht weiterhin noch einiges darüber geſagt werden ſollte. —

Weiße hatte ſich durch ſeine Liebe zum Theater und durch die Verſuche in der deutſchen Dichtkunſt keinesweges von dem Studio römiſcher und griechiſcher Schriftſteller abhalten laſſen. Sein Vorſatz war unverändert geblieben, ſich dem Schulſtande zu widmen. Er übte ſich daher auch unter Erneſti und Chriſt im Schreiben und Sprechen des Lateiniſchen und trieb andere zu den Humanioribus gehörige Wiſſenſchaften. Auch wohnte er Gottſcheds Rednerübungen bey. Von dieſem Manne war er übrigens kein großer Bewunderer; er brachte ihn auch bald, da er an ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen keinen Antheil haben wollte, gegen ſich auf. Ein einziges Mal trat Weiße als Mitglied ſeiner Geſellſchaft als Redner auf, bey des Grafen von Manteufel Tode; welche Rede auch gedruckt wurde.

Als Weiße im Jahr 1750 ſeine akademiſchen Studien geendigt hatte und wegen Mangel an nöthigen Unterhaltungsmitteln in großer Verlegenheit, auch ſchon im Begriff war, als Hauslehrer nach Altona zu einer Mennonitiſchen Familie van der Smissen, zu gehen; ward er zu ſeiner großen Freude bey einem jungen Grafen von Geyersberg, einem Neffen des nachmaligen Cabinetsminiſters in Dresden, Grafen von Stubenberg, als Hofmeiſter angeſtellt. Dieß war ihm um deſto erwünſchter, weil mit dieſer Stelle der fortwährende Aufenthalt in Leipzig verbunden war, und er ſo Gelegenheit erhielt, noch ſo manchen wiſſenſchaftlichen Unterricht in Geſellſchaft des Grafen zu genießen, wozu ihm vorher das Vermögen gefehlt hatte. Er benutzte ſelbſt alle die Lehrer, welche zu körperlichen Uebungen gehalten wurden, wozu er viel Gewandheit und Geſchmeidigkeit beſaß; eben ſo den Unterricht in ſchönen Künſten, welcher ſeinen Geſchmack bilden half. Da er in der Folge mit dem Grafen juriſtiſche, ſtatiſtiſche, publiciſtiſche Collegia beſuchen mußte, verließ er die Theologie, von welcher ihn aber doch beſonders die Exegeſe fortdauernd angezogen hat. Auch hat er ſich jederzeit mit den neueſten Schriften der vornehmſten Theologen in einiger Bekanntſchaft erhalten. Die humaniſtiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften blieben ſeine Hauptbeſchäftigung. Seine Neigung zu theatraliſchen Arbeiten erhielt ſich eine lange Reihe von Jahren hindurch unverändert.

Dazu trugen denn auch die freundſchaftlichen Verbindungen bey, in welche er zufällig geführt ward, oder welche er nach innerer Neigung, von glücklichen Umſtänden begünſtigt, aufſuchte. Im Jahr 1749 hielt ſich der berühmte Schauſpieler Ekhof, eine Zeit lang bey der Kochiſchen Truppe in Leipzig auf. Er war damals noch nicht zu der Höhe ſeiner Kunſt gelangt, zu welcher er emporſtieg, aber zeichnete ſich doch ſchon durch ſein ſorgſames Studium einer jeden Rolle und ſein natürliches Spiel ſehr vortheilhaft aus, und ſeine reife Beurtheilung, wie ſeine mannichfaltigen Kenntniſſe machten ihn zum geſuchten Geſellſchafter wie zum wünſchenswerthen Beurtheiler von Werken des Witzes und Geſchmackes. Mit dieſem Manne knüpfte Weiße eine genaue Bekanntſchaft und, als er fortging, einen belehrenden Briefwechſel an. Von ihm wurde er anhaltend zur Arbeit fürs Theater ermuntert, und er hat lange Zeit nichts fürs Theater drucken laſſen, ohne ſeine vorgängigen Kritiken benutzt zu haben. Im folgenden Jahre fing ſich Weißens vertrauter Umgang mit Rabenern und durch dieſen auch mit Gellerten an. Rabener war damals noch Steuerreviſor in Leipzig bis zum Jahr 1753, wo er nach Dresden berufen wurde. Beyde Männer, die letzten von den Verfaſſern der Bremer Beyträge, welche in Leipzig geblieben waren, hatten ſich ſchon damals große Verdienſte um die deutſche Sprache und Poeſie, und einen ausgebreiteten Ruf erworben. Der genaue Umgang mit ihnen ermunterte Weißen eben ſo zu Arbeiten im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, als er ſeinen Geſchmack in denſelben berichtigte. Wie ſeine Anhänglichkeit und Freundſchaft gegen Rabenern mit jedem folgenden Jahre zugenommen, bis an deſſen Tod fortgedauert, und wie viel glückliche Stunden er mit ihm noch nach dem ſiebenjährigen Kriege in Leipzig, wohin Rabenern ſein Beruf zweymal in den Meſſen brachte, verlebt habe, das hat er der Welt in der Lebensbeſchreibung bezeugt, welche er von ſeinem verewigten Freunde im Jahr 1772 herausgegeben hat. Wie viel Wohlwollen und Liebe Gellert für Weißen hatte, bewies er ihm auch dadurch, daß er zwey Jahre lang ſein und des Grafen von Geyersberg Tiſchgenoſſe ward. Die freundſchaftliche Verbindung zwiſchen beyden ward noch inniger, als Weiße in der Folge in Leipzig angeſtellt wurde, und heyrathete. Denn auch deſſen Frau hatte Gellert ſo liebgewonnen, daß er ihr in dem letzten Winter vor ſeinem Tode in den Abendſtunden ſeine ganze Moral vorlas. In dem Jahre 1754 erlangte Weiße auch die Freundſchaft des edeln Cronegk. Er verdankte dieſelbe der Matrone von Epheſus. Cronegk ſah ſie aufführen, erkundigte ſich nach dem Verfaſſer und ſchloß ſich auf die kurze Zeit, welche er noch in Leipzig blieb, auf das innigſte an ihn an. Nach ihrer Trennung erſetzten ſie ihren Umgang ſo viel möglich durch einen fleißigen Briefwechſel und durch die gegenſeitige Ueberſendung ihrer poetiſchen Arbeiten. Noch in den ſpäteſten Jahren erinnert ſich Weiße des Schmerzes, welchen ihm der frühe Tod dieſes vortreflichen jungen Mannes und hoffnungsvollen Dichters verurſachte. Er ſtarb den 1ſten Januar 1758 an Blattern im 26ſten Jahre. Als er ſchon vom Fieber ergriffen war, ſchrieb er noch mit zitternder Hand an ſeinen Freund, völlig ergeben in ſeinen frühzeitigen Tod. Der wirkliche Erfolg deſſelben ward Weißen von Uz gemeldet, mit dem er durch Cronegk im Briefwechſel gekommen war und es faſt 40 Jahre hindurch geblieben iſt. Weiße beſang den Tod ſeines unvergeßlichen Freundes in einer Ode, welche ihm ſelbſt keine Gnüge leiſtete, die aber doch gedruckt wurde.

Eine Verbindung anderer Art, mit dem Schauſpieldirector Koch, der nach dem Verfall der Neuberin die Direction des Leipziger Theaters übernommen, hatte ſchon etwas früher angefangen, blieb aber ebenfalls nicht ohne Einfluß auf Weißens Thätigkeit fürs Theater. Koch hätte ihn gern zu ſeinem Theaterdichter gemacht, ohne daß damals an dieſen Namen gedacht wurde; und Weiße fand oftmals die Wünſche und Bitten deſſelben ſeiner Neigung ſehr angemeſſen. Er verfertigte für ihn viele kleine Vorſpiele bey vorkommenden Feyerlichkeiten, von welchen allen aber er in der Folge keines des Druckes werth geſchätzt hat, wenn ſie auch vielleicht für jene Zeit nicht ohne alles Verdienſt waren. Die erſte größere Arbeit, welche er auf das Kochiſche Theater gab, ward durch die großen Streitigkeiten veranlaßt, welche damals zwiſchen den Gottſchedianern und den elenden Nachahmern Bodmers und Klopſtocks geführt wurden, wo man von beyden Seiten gegen einander zu Felde zog. Er nahm ſich vor, die Schwächen beyder Theile lächerlich zu machen, und ſchrieb, die Poeten nach der Mode. Das zweyte größere Stück war eine freye Ueberſetzung des alten engliſchen Stückes, the Devil to pay, was im Deutſchen unter dem Namen: der Teufel iſt los, bald überall bekannt wurde. Die Veranlaſſung hierzu war dieſe. Die Schönemanniſche Truppe in Hamburg ſpielte dieſes Stück nach einer Ueberſetzung von Bork und nach der engliſchen Muſik. Da es das erſte Singſpiel war, was wieder auf das deutſche Theater gebracht wurde, ſo erhielt es großen Beyfall und wurde ein einträgliches Stück für die Caſſe. Die Ueberſetzung war aber nur Handſchrift und Schönemann gab ſie nicht heraus. Koch bat daher Weißen, das engliſche Stück auch für ihn zu überſetzen. Da es dieſen aber beläſtigte, die

Arien einer ſchon fertigen Muſik anzupaſſen; ſo componirte der mit Kochen verbundene Muſiker, Standfuß, die frey überſetzten Arien ganz neu und das Stück erſchien daher auf dem Kochiſchen Theater in einer ſehr veränderten Geſtalt, worin es lange Zeit ſein Glück machte. Die Arien kamen durch die Compoſition und den Clavierauszug bald in aller Hände, die proſaiſchen Zwiſchenreden blieben handſchriftlich. So günſtig dieſes Stück bey der erſten Erſcheinung (1753) in Leipzig von dem Publikum aufgenommen wurde, ſo groß war der Lärm, den Gottſched darüber erregte. Dieſer, mit Kochen geſpannt und auf Weißen übel zu ſprechen, ſtellte den letzten in ſeinem Bücherſaal der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften als einen jungen Menſchen auf, der durch einen übeln Geſchmack alle ſeine Verbeſſerungen vernichte. Er verklagte ihn ſogar in einem ſehr fehlerhaft geſchriebenen franzöſiſchen Briefe bey dem damaligen Directeur des plaisirs in Dresden, Cammerherrn von Dieskau, welcher aber Gottſcheden durch Abſchriften ſeines Briefes, die er vertheilte, lächerlich machte. Nun bot dieſer ſeine

Anhänger, meiſtens ſchwache Köpfe, auf und es kamen etliche dreyßig Flugſchriften zum Vorſchein, welche ihn aber vollends um ſeinen ganzen Credit brachten. Den ſchlimmſten Streich ſpielte ihm der bekannte Dichter Roſt, damals Secretair bey dem Grafen von Brühl, durch ein in Knittelverſen verfertigtes Sendſchreiben des Teufels an den Prof. Gottſched, wovon er ihm bey einer Reiſe, welche dieſer nach der Pfalz machte, auf jeder Poſtſtation eine Anzahl von Exemplaren verſiegelt überreichen ließ. *) Weiße ſelbſt nahm an dem Streite nicht den geringſten Antheil, wie er denn immer gegen ſolche Fehden einen großen Widerwillen geäußert, und den Muthwillen manches jungen Schriftſtellers, der ſich auf fremde Koſten luſtig machen wollte, zurückgehalten hat.

Andere theatraliſche Stücke, welche Weiße zwiſchen den Jahren 1751 und 55 verfertigte, hatte er vor der Hand in ſeinem Pulte zurück

---

*) Die Klage, welche Gottſched darüber anbrachte, und der lächerliche Erfolg derſelben iſt im Januar-Heft der Berliner Monatsſchrift 1805 von Hr. Nicolai erzählt worden.

d. H.

behalten. Er erinnert ſich an drey derſelben; Juliane oder der Triumph der Unſchuld; der Unempfindliche und der bekehrte Ehemann; von denen er keines dem Druck übergeben hat. Im Jahr 1755 kam Leſſing wieder nach Leipzig, und dieſer erhielt denn natürlicher Weiſe die neuen Arbeiten zur Durchſicht und Beurtheilung. Er war indeſſen zu beſchäftigt und zu zerſtreut, um dieſes mit ganzem Ernſte zu thun, und da er zu Anfang des Jahres 1756 als Geſellſchafter des Kaufmann Winkler, wozu ihn Weiße vorgeſchlagen hatte, eine große Reiſe antreten wollte, auf welcher er über Hamburg ging, ſo ward beſchloſſen, daß er mehrere von Weißens Stücken an Ekhof, den Leſſing noch nicht perſönlich kannte, mitnehmen, und ſie mit dieſem gemeinſchaftlich beurtheilen ſollte. Doch war Juliane nebſt der Matrone von Epheſus ſchon an Ekhof nach Schwerin, wo er einige Zeit ſich aufhielt, geſchickt worden. — Für Leſſingen blieb in Hamburg keine Zeit zur Beurtheilung von Weißens Komödien übrig, aber zwiſchen dieſem und Ekhofen wurden mehrere Briefe darüber gewechſelt. Es wird eben ſo zur Kenntniß des Verhältniſſes zwiſchen beyden, als Ekhofen von Seiten zu wenig bekannter Vorzüge zum Ruhme gereichen, wenn hier ein paar ſeiner Briefe, welche, ohne Weißens Theaterſtücke zur Hand zu haben, verſtändlich ſind, beygelegt werden.

Mein wertheſter Freund!

Hier ſchicke ich Ihnen, weil ich keine andere Gelegenheit habe, auf der Poſt, ihr Nachſpiel, den Triumph der Unſchuld, wieder zurück. Ich danke Ihnen auf das verbindlichſte für die Mittheilung deſſelben, und zugleich für das Vertrauen, welches ſie in mich ſetzen. Ich war Willens, Ihnen auf Ihre Demüthigung wegen der Matrone von Epheſus noch einmal zu antworten, allein, nachdem ich dieſes Stück geleſen habe, vergebe ich Ihnen, daß ſie es ſo weit, aber doch tiefer herunterſetzten, als es verdient. Erlauben Sie mir, Sie hierbey zu erinnern, daß das Sprüchwort: das iſt ſo ſchön wie Cid, ſobald in Paris nicht würde aufgehört haben, wenn Corneille keinen Cinna, Attila, u.

ſ. w. geſchrieben, und es dadurch ſelbſt verlöſcht hätte. Dieſes Gleichniß findet hier nur in ſo weit ſtatt, daß ſie von demſelben Verfaſſer ſind. Denn ob gleich dieſe beyde, Nachſpiele, wie jene, Tragödien ſind, ſo ſind ſie doch in ganz verſchiedenem Geſchmacke geſchrieben, und die Matr. v. Epheſ. iſt doch gewiß ſo ſchlecht nicht, daß Sie mir die Verſe des Despréaux entgegen ſetzen könnten: Dans ce sac etc. *) Ich ſage es Ihnen alſo noch einmal, liebſter Freund, in ihrer Art, hat mir die Matrone im Leſen gefallen, und wenn ich die Ehre haben werde, wieder an Sie zu ſchreiben, werde ich Ihnen ſagen können, welches Schickſal ſie auf unſerer Bühne hat. Aber der Triumph der Unſchuld hat mir in ſeiner Art noch beſſer gefallen. Dieſes Stück iſt in dem Geſchmack geſchrieben, der hier

---

*) Die ganze Stelle, welche Ekhof im Sinne hat, heißt: Dans ce sac, où Scapin s'enveloppe, je ne reconnois plus l'auteur de Misanthrope. Sie tadelt das allzu Niedrige eines Auftritts in „les Fourberies de Scapin,“ wo Scapin den Geronte beredet in einen Sack zu kriechen. L'art poëtique, chant 3eme v. 399. 400. d. H.

der herrſchende iſt. Unſer Parterre hat vier fürſtliche Damen *). Die Ruhmredigen, die Melaniden und die zärtlichen Schweſtern gefallen, weil ſie Thränen erpreſſen; ſollte der Triumph der Unſchuld nicht gefallen? Und wenn Sie mir glauben wollen, ſo wird Ihnen dieſes Stück bey der Welt, wenn Sie es ihr mittheilen, Ehre machen. Ich will es Ihnen offenherzig geſtehen: ich habe es, ſo wie ich die ausgelaſſenen Stellen mit Tinte eingeſchloſſen habe, abgeſchrieben zurückbehalten. Allein ich will Ihr Vertrauen im geringſten nicht mißbrauchen, und erwarte erſt Ihre Erlaubniß, ob ich es aufs Theater geben darf. Sie haben mir die Freyheit gegeben, darinne zu ändern, Sie werden hin und wieder in einigen Kleinigkeiten die Früchte davon ſehen, und urtheilen können, ob ich recht gethan habe. Und aus dieſem Grunde bin ich auch ſo dreiſte, Ihnen folgende Anmerkung zu machen. Es gefällt mir ſehr wohl, daß

---

*) Die Schönemanniſche Geſellſchaft, bey welcher Ekhof war, ſpielte nehmlich zu Schwerin blos vor dem Hofe.
d. H.

die Cleonte nicht wirklich der Juliane Anverwandte iſt; wenn ſie es wäre, und aus Bosheit den Schritt thäte, würde die Natur dafür ſchaudern; thäte ſie es, wie ſie bey Julianen vorgiebt, aus wirklicher Noth, ſo könnte ſie ſich bey einigen Zuſchauern Mitleiden, wenigſtens Nachſicht erwecken; und dieſes muß ſie nicht. Nur Juliane kann die einzige Perſon ſeyn, die das glaubt. Sie iſt alſo eine Kupplerin, welche ſich den Tod von Julianens Aeltern und ihre ſchlechten Umſtände zu Nutze gemacht; ſie unter dem Vorwand einer Anverwandſchaft zu ſich genommen, um ſich durch Verkaufung ihrer Ehre glücklich zu machen; und dieſes eben macht ſie ſo verabſcheuungswürdig. Habe ich hier recht gedacht, ſo dünkt mich, daß der Zuſchauer hierauf gar nicht vorbereitet iſt, oder ſollte er es unvermuthet erfahren, am Ende davon nicht genug unterrichtet wird. Ich gebe es zu, daß dem Zuſchauer nichts daran gelegen iſt, das künftige Schickſal der Cleonte zu erfahren. Sie muß beſtraft werden; aber das Herz der J. läßt es nicht zu, ſie anders als mit dem

Verluſt

Verluſt der für ſie aufgewandten Koſten und des eingebildeten Glückes zu beſtrafen, und ſie nachgehends den Vorwürfen des Gewiſſens zu überlaſſen. Ein tugendhaftes Herz glaubt von einem jeden andern, daß es der Reue fähig, und folglich zu beſſern ſey. Auf dieſen Grundſatz baut ſie ihre Unterredung mit Philinten und beſiegt ihn dadurch. Eben denſelben äußert ſie bey der Fürbitte des Frontins. Es würde aber meiner Meynung nach wider die Empfindung des menſchlichen Herzens ſeyn, wenn ſie dieſes auch in dieſem Augenblicke von Cleonten hoffte, oder ſie dazu zu überreden verſuchen wollte. Sie iſt zu ſehr über ~~die Entdeckung ihrer~~ Bosheit erſtaunt. Bey verhärteten Gemüthern kann blos die Zeit und das Gewiſſen dasjenige ausrichten, was bey betäubten, vernünftige Vorſtellungen thun können. Juliane kann Philinten beſſern, es von Frontinen hoffen, Cleonten aber nur blos durch das einzige Mittel, nehmlich die Vorwürfe ihres Gewiſſens, zu beſſern wünſchen. Und aus dieſem Grunde gefällt mir der neue Schluß ihres Stücks ungemein. Ich habe Ihnen eben geſagt, daß der Zuſchauer nicht darauf zubereitet wäre, daß Cleonte nicht die wirkliche Tante der Juliane ſey. Ich habe verſucht in einigen Zuſätzen, die ich hinter den neuen Schluß Ihres Stücks angeſchrieben habe, es zu thun. Erſt will ich Ihnen meine Urſachen ſagen, warum ich es gethan, und hernach, warum ich ſie ſo gemacht habe. Ich halte dafür, die Entdeckung, daß Juliane Fräulein Aebert iſt, wird darum keinen geringern Eindruck auf das Herz des Zuſchauers machen, weil Aebert im erſten Auftritte geſagt hat, daß er ſeines Freundes Geliebte aufſucht. Wenn ein aufmerkſamer Zuſchauer nur einigermaßen eine Belohnung vorausſetzen kann, die der verfolgten Tugend würdig iſt, erregt es in ihm, mitten in der ſcheinenden Unmöglichkeit einen Wunſch, daß ſie ſie erhalten möchte, und er freuet ſich am Ende, da er den Knoten bewundert, daß ſein Wunſch eingetroffen iſt. Eben ſo gut iſt es, wenn der Zuſchauer auch einigermaßen von der Bosheit des Verfolgers unterrichtet iſt. Er nimmt dadurch mehr Antheil an der leidenden Perſon. Es ſchmeichelt ihm, daß er mehr argwohnt, als ſie, und hat, je größer die Noth wird, deſto größere Begierde, ihr ſagen zu können, was er denkt und befürchtet. Nun muß ich Ihnen noch ſagen, warum ich die Zuſätze ſo gemacht habe. Ich ſetze zum Voraus, wie ich oben geſagt habe, daß Cleonte eine Kupplerin iſt, die ſich durch Juliane zu bereichern gedenkt. Hierbey nehme ich an, daß ſie ſich ſonſt an einem andern Orte aufgehalten hat und kurz nach dem Tode von Jul. Aeltern nach der Stadt gekommen iſt; von ihrer Durftigkeit und Schönheit unterrichtet worden und ſogleich den Vorſatz gefaßt hat, ein ſolches Vorhaben mit ihr auszuführen. Was ſie in meinem Zuſatze im dritten Auftritte der Jul. ſagt, befreyt den Zuſchauer von dem Verdacht, daß Juliane, da ſie doch ſchon erwachſen iſt, in ihrem Leben vorher nichts von dieſer Anverwandtin gehört hätte, und unterrichtet ihn zugleich, wie ſie bekannt geworden ſind; und die zugeſetzten Reden im zweyten Auftritte leiten den Zuſchauer unvermerkt auf den Knoten, ohne die wahre Entwicklung zu entdecken. Nun überlaſſe ich es Ihrem Urtheile, ob ich recht gedacht habe, oder nicht; ob Sie dieſe Zuſätze billigen, ändern oder verwerfen wollen. Ich erwarte in der nächſten Zuſchrift, womit Sie mich beehren werden, die Nachricht davon; in der ich zugleich entweder der Erlaubniß oder dem Verbot entgegenſehe, dieß Stück aufs Theater zu geben. Noch ein Wort muß ich Ihnen ſagen, weil ich doch ſchon ein neues Blatt angefangen habe, und glauben Sie, liebſter Freund, daß es mein Ernſt iſt. Wenn überhaupt Sújet und Ausarbeitung Ihrer übrigen Luſtſpiele, ſie mögen nun im Molieriſchen, Deſtouchiſchen oder la Chauſéeſchen Geſchmack geſchrieben ſeyn, dieſem die Wage hält, ſo ſehe ich nicht, warum Sie in Zweifel ſtehen, ſie drucken zu laſſen. Allenfalls ſagen Sie dem Herrn Leſſing (den ich alſo hoffentlich dieſen Sommer kennen zu lernen die Ehre haben werde) ins Ohr, daß ich ihn bitten laſſe, nicht eher nachzulaſſen, bis er Sie überredet und Ihre Autor-Scrupel verbannt habe. Mein Brief würde allzu lang werden, wenn ich Ihnen noch auf Ihre Einwürfe antworten ſollte; vielleicht leſen Sie einmal meine Gedanken im Zuſammenhange. Weil Sie nicht die Zeit haben Art of Acting zu überſetzen, ſo wünſchte ich, daß ich das Buch hier hätte, oder wüßte, wo es am leichteſten zu bekommen wäre. Ich habe mich dieſen Winter ein Bischen aufs Engliſche gelegt; vielleicht übte ich mich dadurch noch ein wenig mehr darin, und wenn ich es verſtehen könnte, wer weiß, was ich thäte. — Darf ich die Mittheilung der Mariane hoffen? Leben Sie wohl; empfehlen Sie mich dem Hrn. Prof. Gellert und Hrn. Leſſing und hören Sie nicht auf zu lieben Ihren

Schwerin, den 26. Febr. 1756.

aufrichtig ergebenen Freund
C. Ekhof.

Mein beſter Freund!

Zürnen Sie ja dießmal nicht mit mir! Ich erſchrecke; Ihr letzter Brief iſt vom 10ten May und ich antworte Ihnen den 31ſten July! Werde ich auch Vergebung deswegen erlangen? Allein, die bisherige gewaltige Hitze hat mir meine Theaterarbeit faſt unerträglich gemacht; wie ſollte ich nicht zu anderer läſſig geworden ſeyn? Zweytens, unſer Fabricius iſt Schulden halber bey unſerer Abreiſe aus Schwerin heimlich durchgegangen. Hr. Schönemann hat es mir überlaſſen, die Einrichtung der Rollen wieder zu beſorgen, und da können Sie leicht denken, daß mir das nicht wenig Nachdenken verurſacht hat, ich geſchweige der Rollen, die ich ſelbſt habe übernehmen müſſen. Der Hr. M. Leſſing iſt mit dem Hrn. Winkler bereits von hier nach Holland abgereiſet. Er hat mir verſprochen, von dort aus an mich zu ſchreiben. Ob er ſein Verſprechen halten wird, werde ich ſehen. Der Koffer, worein er Ihre Stücke gepackt hatte, kam erſt 8 Tage vor ſeiner Abreiſe hier an. Währender Zeit habe ich ihn mehr als einmal gebeten, mir die Juliane ſo zu liefern, wie ſie geſpielt und gedruckt werden ſollte; weil er immer davon ſprach, daß er ſie noch ändern wollte; aber die Vergnügungen hier in Hamburg haben ihn vermuthlich davon abgehalten, oder er giebt mir vielleicht in der Nachläſſigkeit nicht viel nach. Sie kennen ihn beſſer als ich. Wofern er ſie mir ſeinem Verſprechen nach nicht bald geändert ſchickt, ſo wag' ich es, ſobald ich Ihre Erlaubniß habe, ſie mit meinen Zuſätzen aufs Theater zu geben, und wenn ſie gefällt, ſie ſo drucken zu laſſen. Die Poeten nach der Mode und den Unempfindlichen habe ich hier behalten; ich habe nur einige Stellen darin angemerkt, die ich mit Ihrer Erlaubniß ändern, und wovon ich Ihnen mit dem eheſten Nachricht geben werde. Den bekehrten Ehemann und den Leichtgläubigen aber hat er mitgenommen, um ſie noch durchzuſehen. In dem erſten ſcheint mir die Tour ein wenig zu einfach, und in dem andern zu viel Provinziales. Ich habe Hrn. Leſſing meine Meynung darüber weitläuftig geſagt. — Des Hrn. M. Leſſing Umgang hat mich ungemein ergötzt. Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntſchaft eines ſo braven Mannes ſchuldig! Wo er mir nicht geſchmeichelt hat, ſo iſt er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden geweſen.

Sein in Leipzig verkaufter Magiſtertitel hat uns ſehr beluſtigt. Ich ſoll Ihnen ſeinen freundſchaftlichen Gruß vermelden; allein vielleicht hat er weit eher an Sie geſchrieben, als Ihr

Hamburg, den 31ſten July 1756.

ob zwar aufrichtig ergebenſter,
aber dießmal ſehr ſäumender Freund,
C. Ekhof.

Das in dieſen Briefen erwähnte Nachſpiel: Juliane, wurde noch im Jahr 1756 in Hamburg, und zwar nach Ekhofs Verſicherung mit vielem Beyfall aufgeführt. Es iſt aber nicht gedruckt worden. Größeres Aufſehen machten auch in Hamburg die Poeten nach der Mode. Sie wurden deswegen von Ekhof zum Druck befördert, und kamen noch zu Ende des Jahres 1756 heraus. (Hamburg, bey Iverſen.) Der Hauptgrund des erlangten Beyfalls lag nicht in dem Werthe des Stücks, ſondern in den Umſtänden der Zeit. Durch dieſe ward es ein Lieblingsſtück aller Bühnen und verſchaffte dem Verfaſſer die Freundſchaft aller Liebhaber des

Theaters. Er gerieth von jetzt an in eine weitläuftige Correſpondenz mit mehrern Schauſpieldirectoren und Schauſpielern, welche von ihm die Handſchriften anderer Stücke verlangten. Keine ward mehr begehrt als die vom: der Teufel iſt los, beſonders nachdem auch der zweyte Theil: der luſtige Schuſter, nach dem Engliſchen des the merry Cobler hinzugekommen war. Weiße konnte den Wunſch nach dem letztern nur halb befriedigen, denn Koch, deſſen Geſellſchaft in Leipzig ſich mit dem Anfange des ſiebenjährigen Krieges auflöſte, und der ſich bald darauf in Hamburg und Lübeck aufs neue etablirte, gab die Muſik, welche Standfuß dazu componirt hatte, nicht heraus; und ſelbſt die zerſtreuten Mitglieder ſeiner vorigen Geſellſchaft, Bruck und Brückner, ſuchten ſie vergeblich durch Weiße von ihm zu erlangen. — Einige Briefe, welche Weiße aus dieſer Periode ſeines Lebens von 1746 bis 1756 wieder zur Hand gekommen ſind, haben ihn erinnert, daß er auch bisweilen einem Freunde zu Gefallen ein Gelegenheitsgedicht verfertigt hat.

Von dem Jahre 1756 an bekam Weißens Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften und überhaupt ſeine litterariſche Thätigkeit eine veränderte Richtung. Ohne vom Theater Abſchied zu nehmen, hörte er längere Zeit auf Luſtſpiele für daſſelbe zu ſchreiben. Die nächſte Auffoderung dazu fiel hinweg, indem ſich die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft mit dem Ausbruch des unglücklichen Krieges von Leipzig entfernte. Dieſelbe traurige Begebenheit brachte zwar zu Ende des Jahres Leſſingen wieder nach Leipzig, da der Kaufmann Winkler ſeine Reiſe während des Krieges nicht fortſetzen wollte; aber Leſſing ſchien alles Intereſſe am Theater und an theatraliſchen Arbeiten verloren zu haben. Das blieb auf Weißen, der den vertraulichen Umgang mit ſeinem Freund erneuerte, nicht ohne Einfluß. Dieſer Umgang verſchaffte ihm wieder viele der froheſten Stunden und eine neue Bekanntſchaft von größem Werthe. Leſſing brachte Weißen zuerſt zu dem liebenswürdigen Dichter Kleiſt. Kleiſt ward, nachdem der König von Preußen das Sächſiſche Lager zwiſchen Pirna und Stolpen gefangen genommen hatte, und den größten Theil davon zu ſeinem Dienſte nöthigte, bey dem Sächſiſch-Preußiſchen Regimente des General Hauſen zu Ende des Jahres 1756 als Obriſtwachmeiſter angeſtellt und nach Leipzig in Garniſon verlegt, wo er die Umwandlung der ſächſiſchen Soldaten in preußiſche zu beſorgen hatte. Dieſe Verſetzung, (er hatte vorher beym Regiment des Prinzen Heinrich geſtanden und hätte gern an dem glorreichen Feldzuge deſſelben Antheil genommen,) war ſeiner Neigung ſo entgegen, daß er vielleicht hauptſächlich um dieſer Urſache willen in ein hitziges Fieber verfiel. Bey ſeiner Geneſung war es, als Leſſing, Weißen an das Krankenbette Kleiſt's führte. Beyde Freunde verließen ihn nur ſelten, tröſteten den in Unthätigkeit gehaltenen und nach Thaten durſtigen Krieger, jeder auf ſeine Weiſe und verlebten zuſammen viele glückliche Abende. Kleiſt's Aufenthalt in Leipzig verlängerte ſich auf anderthalb Jahr. Denn nach der Schlacht bey Roßbach, (den 5ten Nov. 1757) bey welcher er nicht gegenwärtig geweſen war, erhielt er den traurigen Auftrag, die Verwundeten vom Schlachtfelde abzuholen, ihren Transport nach Leipzig zu beſorgen und bekam hier die Aufſicht über das Lazareth; ein Auftrag, der ihn zwar in eine Thätigkeit verſetzte, welche er mit großer Menſchenfreundlichkeit übte, der aber ſeinem aufſtrebenden Geiſte ſehr zuwider war. Indeſſen mußte er aushalten, und ſeine Freunde freueten ſich des verlängerten Umgangs. Als einſt Kleiſt's Unmuth über ſeinen unedeln Müßiggang, wie er ſeinen Aufenthalt in Leipzig nannte, ſehr lebhaft ausgebrochen war, ſuchte ihn Weiße durch ein Gedicht auf ihn, zu beruhigen, von dem ihm der Schluß noch gegenwärtig iſt:

Du klageſt: Daß ich nicht mit dir, o König, ſiegte!
    Warum winkt mich der Held nicht hin?
Daß ich nicht voller Schweiß bey Scipionen kriegte!
    Daß ich nicht fiel, wie Er, Schwerin!

Hier, wo der Tod ihn traf, wo Blut der Helden fließet,
    Steigt ihm ein Lorbeerhayn empor.
Der Ruhm, der jeden Zweig für ihn zu Kränzen ſchließet,
    Hält ihn den ſpätern Enkeln vor. —

Erwarte, daß er dir daraus noch viele windet,
    O Kleiſt, in einem längern Lauf!
Das Schickſal, das ſich nicht am Wunſch der Helden bindet,
    Hebt ſie zu edlern Thaten auf.

Entriß es durch die Ruh dein Leben nicht Morbonen,
Die es mit Ungeſtüm befiel?
Warum? Es wollte dich für größ're Thaten ſchonen;
Und ihrer, glaub' es, werden viel!

Dich ſeh ich ſchon im Geiſt, vor einem größern Heere
Von Kriegern, die dir gleichen, ziehn.
Das Schrecken geht voran; ihm folgen Ruhm und Ehre:
Du winkſt, und Preußens Feinde fliehn.

Dich zählt die Nachwelt dann in jene Helden-Reihen,
Durch die der Adler Palmen brach.
Die Dichter ſingen dich, wofern ſie ſich nicht ſcheuen;
Denn wer ſingt gern Virgilen nach?

Indeſſen bilde hier die jungen Martis Söhne
Zu Helden, Deiner, Friedrichs werth;
Doch Kleiſt! vergiß nicht ganz die zauberiſchen Töne,
Die Dich Melpomene gelehrt.

Zu den Abendgeſellſchaften bey Kleiſt fand ſich oft ein junger Edelmann ein, Herr von Brawe, bekannt durch ſein Trauerſpiel, der Freygeiſt, und durch ſeinen frühen Tod. Dieſer war ein eifriger Anhänger von Cruſius, ohne deſſen philoſophiſche Behauptungen immer zu verſtehen. Je angelegentlicher er ſie verfocht, um deſto tiefer verwickelte ihn Leſſing in Widerſpruch, und es war bisweilen nöthig, daß Kleiſt und Weiße die philoſophiſchen Debatten durch witzige Einfälle endigten. Im Junius 1758 rückte Kleiſt mit ſeinem Bataillon zur Prinz Heinrichſchen Armee. So lange er noch in Sachſen war, wechſelte er noch mit Weißen Briefe. Sie ſahen ſich zum letztenmale in Chemnitz, wo Kleiſt mit ſeinem Regimente durchmarſchirte. Vorher beſuchte dieſer Leipzig noch einmal von Zwickau aus. Clodius, welcher ſich nach ſeinen Univerſitätsjahren dort aufhielt, begleitete ihn wie ſein Schatten, und lieferte über die poetiſchen Arbeiten Kleiſt's treue Berichte an Weißen. Leſſing war wenig Tage vorher, ehe Kleiſt aus Leipzig ausrückte, nach Berlin zurückgegangen. — In der Zeit dieſer freundſchaftlichen Verbindung und nicht ohne Mitwirken derſelben hatte Weiße ſeine ſcherzhaften Lieder geſammelt. Sie kamen zuerſt mit Anfang des Jahres 1758 in einem kleinen Octavbändchen in der Weidmanniſchen Buchhandlung heraus. Der Verfaſſer hatte Urſache, mit der Aufnahme, welche ſie von dem Publico erhielten, ſehr zufrieden zu ſeyn. Sie wurden häufig von guten Tonkünſtlern in Muſik geſetzt und erhielten im kurzen verſchiedne Auflagen, in denen der Verfaſſer die Kritiken ſeiner Freunde treulich benutzte. Von der günſtigen Aufnahme dieſer Lieder bey ihrer erſten Erſcheinung zeuget eine Recenſion im vierten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, einem kritiſchen Journale, das ſeit 1757 von Nicolai und Mendelsſohn herausgegeben, und deſſen Abdruck in Leipzig durch Leſſing beſorgt ward.

Dieſes Journals geſchieht hier abſichtlich Erwähnung, weil es einen doppelten, ſehr bedeutenden Einfluß auf Weißens litteräriſche Thätigkeit bekommen hat. Mit der Ankündigung deſſelben im Jahr 1756 verbanden die damals unbekannten Herausgeber die Ausſetzung eines Preißes von 50 Thlr. auf das beſte Trauerſpiel. Weiße ermunterte ſeine jüngern Freunde, die Herrn von Cronegk und von Brawe, deren große Talente für das tragiſche Theater er kannte, ſich um dieſen Preis zu bewerben. Es geſchah von beyden mit glücklichem Erfolge, deſſen ſie ſich aber unglücklicher Weiſe wenig erfreuen konnten. Der Baron von Cronegk ſchickte den Codrus ein, welcher den Preis wirklich erhielt. Die-

Bekanntmachung aber, welche erſt im Januar 1758 erfolgte, fand ihn nicht mehr lebend. Der Hr. von Brawe, ein junger Mann von ungemein viel Dichtertalent, von einem trefflichen Herzen und von einer für ſein Alter, (er war 18 Jahr,) bewundernswürdigen Gelehrſamkeit, erfuhr zwar noch, daß man ſein eingeſchicktes Trauerſpiel, *den Freygeiſt*, dem Codrus an die Seite geſetzt habe; aber zwey Monate darauf verlor Deutſchland dieſen vielverſprechenden tragiſchen Dichter, in welchem Kleiſt einen deutſchen Corneille vorausſah. Er ſtarb bey einem Beſuch ſeines Vaters in Dresden.

Weiße hatte aber nicht nur ſeine Freunde ermuntert, ſich um jenen Preis zu bewerben, ſondern er ſelbſt war auch auf den Gedanken gekommen, ſeine Talente für das Trauerſpiel zu verſuchen, an welches er ſich bisher noch nie gewagt hatte. Er machte Ernſt, als ſeine Freunde ſo frühzeitig ſtarben und verfertigte im Stillen ſeinen *Eduard den Dritten*, ſchickte dieſen Verſuch an ſeinen kritiſchen Freund Rabener nach Dresden, und da ihm dieſer große Lobſprüche darüber ſagte, ſo entſchloß er ſich, ſein erſtes Trauer-

Trauerſpiel zur Concurrenz um den Preis nach Berlin zu ſenden; doch mit aller Vorſicht, daß man auch nicht die leiſeſte Vermuthung erhielte, von wem es käme. Das geſchah zu Anfange von 1759. Der Termin zur Einſendung von Trauerſpielen war hinaus geſchoben worden, da ſich die Herausgabe des 4ten Bandes der Bibliothek verzögert hatte und keine des Preiſſes würdige Stücke eingelaufen waren. Man war mit Ertheilung deſſelben deſto bedenklicher, da Cronegks Verfügung ihn verdoppelt hatte. Dieſer hatte nehmlich in einem verſiegelten Zettel erklärt, wenn Codrus ſo glücklich ſeyn ſollte den Preis zu erhalten, ſo würden die Verfaſſer der Bibliothek erſucht, entweder mit den darauf geſetzten 50 Thlr. den Preis des folgenden Jahres zu vermehren, oder ſelbige ſonſt auf eine den ſchönen Wiſſenſchaften zuträgliche Art anzuwenden. Weiße hatte aber um dieſe Zeit alle Vorſicht nöthig, daß man ihn in Berlin nicht für den Verfaſſer des Eduard hielte. Er war mit Nicolai und Mendelsſohn ſeit der Michaelismeſſe des vorigen Jahres in nähere Verbindung gekommen, welche früher oder ſpäter bekannt werden mußte, und wobey das

Publicum ein günſtiges Urtheil für partheyiſch anſehen konnte, wenn jene nicht in völliger Unwiſſenheit über den wahren Verfaſſer geblieben waren.

Kurze Zeit vor Michaelis des genannten Jahres war der Bruder Nicolai's, welcher die Buchhandlung geführt hatte, unvermuthet geſtorben. Nicolai, der ſich ſeit anderthalb Jahren von dieſer ganz zurückgezogen, und ſich den Muſen gewidmet hatte, ſah ſich genöthigt ſie wieder zu übernehmen, und das ſchien ihm damals wenigſtens eine dringende Urſache, die Herausgabe der Bibliothek der ſch. W. aufzugeben. Er ſuchte Weißen, der nach Leſſings Abreiſe bereits die Correctur von dem erſten Stücke des vierten Bandes beſorgt hatte, auf alle Art zu überreden, der Fortſetzung der Bibliothek ſich zu unterziehn, verſprach ſowohl für ſich als in Anſehung ſeines Freundes, Moſes, von dem ſich mehrere Abhandlungen und die bündigſten Kritiken herſchrieben, beſtändige Beyträge, und erweckte ihm leicht die ſichere Hoffnung, daß der Hr. von Hagedorn, von dem hauptſächlich die Nachrichten, welche Mahlerey und Kupferſtiche betrafen, eingeſchickt werden waren, auch ihn mit dieſen unterſtützen werde. Weiße hatte bereits die unſchätzbare Freundſchaft Hagedorns durch Rabenern erhalten. Dieſem Zureden Nicolai's ſetzte Weiße mit voller Ueberzeugung entgegen, daß er ſich zur Beurtheilung der Geiſteswerke anderer noch viel zu ſchwach fühle; die pflichtmäßigen Arbeiten in ſeiner Station als Hofmeiſter des Grafen von Geyersberg, mit welchem er unter andern täglich fünf Stunden Collegia zu hören hätte, ihm zu wenig Muße für ein kritiſches Journal übrig ließen; und es nahe daran ſey, daß er mit ſeinem Grafen eine Reiſe durch die vornehmſten Länder Europa's antreten werde; daß er überdieſes von allen Seiten mit Gottſchedianern umgeben ſey, die ihm auflauern würden, und von denen er doch mehrere zu ſchonen Urſache hätte. Doch Nicolai drang ſo heftig in ihm, daß er ſich endlich von dem Verſprechen übereilen ließ, es wenigſtens mit einem Stücke zu verſuchen und damit den fünften Band anzufangen; der vierte ſollte von der bisherigen Direction noch vollendet werden. Bald gereuete aber Weißen ſein Verſprechen, und er that alles mögliche, ſeinen Freund

Uz zu bereden, daß Er die Herausgabe der Bibliothek übernehmen möchte. Dieſer lehnte ſie jedoch aus triftigen Gründen gänzlich ab, und machte aller Bitten ungeachtet kaum Hoffnung zu einem regelmäßigen Beytrage an Recenſionen. Weiße mußte alſo Wort halten und bedung ſich nunmehro blos aus, daß die bisherigen Herausgeber weder ſich bekannt machen, noch ſeinen Namen nennen und überhaupt den Wechſel der Direction ſo viel als möglich verbergen ſollten. Er trat, um den Anfang des 5ten Bandes möglich zu machen, in mehrere neue Correſpondenzen und war bald ſo glücklich von **Winkelmann**, der damals in Florenz war, und von **Hagedornen** in Dresden, wie auch, etwas ſpäter, von **Wille** in Paris Zuſicherungen zu erhalten, daß ſie ihn mit Abhandlungen und Nachrichten über Kunſt und Geſchichte derſelben unterſtützen wollten. Von Uzen und dem Hrn. von Gerſtenberg durfte er Recenſionen erwarten. Wie groß war aber ſeine Verwunderung, als, noch ehe das Manuſcript zum zweyten Stück des vierten Bandes von Berlin angekommen war, und eben die erſten Vorſchritte zur Herausgabe des fünften Bandes geſchehen waren, Nicolai mit dem Eintritt des Jahres 1759 die Litteraturbriefe herauszugeben anfing. Dieſe mußten Weißen anfangs als die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften unter einem veränderten Titel und in einem neuen Verlage erſcheinen, und er mußte Verdacht gegen Nicolai's Redlichkeit ſchöpfen, den er ihm auch zu eröffnen kein Bedenken trug. Und kaum konnte ihn dieſer durch die Betheurung einigermaßen beruhigen: daß die Litteraturbriefe ſich niemals eine weitläuftige Beurtheilung witziger Schriften vorſetzen, daß ihr Gegenſtand nie die ſchönen Wiſſenſchaften allein ſeyn würden u. ſ. w. Je vortrefflicher dieſe Briefe waren, um deſto mehr fürchtete Weiße dieſelben und er ſah ſich ſchon bey der Zurüſtung zu dem erſten Stücke, das er ſammelte, genöthigt, ein paar Recenſionen bey Seite zu legen, damit es nicht das Anſehen bekäme, als ob er dieſe Briefe benutzt habe. — Doch es war dieſes nicht die letzte Unruhe, welche ihm bey Uebernahme der Bibliothek verurſacht wurde. Ehe Nicolai zur Oſtermeſſe nach Leipzig kam, drang er in allen ſeinen Briefen in Weißen, daß er doch den Anfang zum 5ten Bande drucken ließe, wenn er gleich ſelbſt mit dem letzten Stücke des vierten noch nicht fertig wäre, und führte viele Urſachen an, warum er gern ſähe, daß Weißens Stück zugleich herauskäme. Dieſer hatte eben ſo viel Urſachen zum Gegentheil. Nicolai kam und brachte nicht nur nicht eine Zeile von allen den verſprochnen Recenſionen mit, ſondern hatte einen Vorbericht zu ſeinem Stück in die Druckerey gegeben, worin er bekannt machte, daß er nun mit ſeinem Freunde von dem Schauplatz abtreten und andern das Kunſtrichteramt überlaſſen wolle; er entdeckte ſogar das Geheimniß von ſeinem und ſeines Freundes Namen, und was ſie jeder für Aufſätze geliefert hätten, und es fehlte nicht viel, daß er nicht auch die Nachfolger nannte. Weiße proteſtirte dagegen aus allen Kräften und als wider ein Verfahren, das ſeinen zuerſt geäußerten Wünſchen ganz entgegen wäre. Nur nach großem Kampfe brachte er es endlich ſo weit, daß vor jetzt die Namen der bisherigen Herausgeber verſchwiegen wurden und nur in allgemeinen Ausdrücken geſagt ward, es wolle einer ihrer Freunde die fernere Beſorgung übernehmen und es würden mehrere Mitarbeiter als bisher ſich mit dieſem Journale beſchäftigen.

Dieſe damaligen Streitigkeiten haben indeſſen zwiſchen Nicolai und Weiße nicht den kleinſten Groll zurückgelaſſen; Beyde haben in der Folge der Zeit in dem beſten, freundſchaftlichſten Vernehmen geſtanden, und wenn Weiße damals ſich mit Grund darüber beſchweren konnte, daß die von Berlin heilig verſprochenen Recenſionen zur Bibliothek außenblieben, ſo hatte er doch wahrſcheinlich von dem übrigen Benehmen eine falſche Anſicht gefaßt, da er in vieljährigen Verhältniſſen ſeinem geachteten Freunde Nicolai nie einen Verſtoß gegen die Redlichkeit zur Laſt zu legen, die geringſte Urſache gehabt hat. Er hat auch nur den ganzen Hergang mit der Uebernahme der Bibliothek darum erzählt, damit er dadurch ſich ſelbſt rechtfertige, in einem Alter und unter Umſtänden der Direction eines kritiſchen Journals ſich unterzogen zu haben, wo er dazu nicht fähig genug war. — Uebrigens ließ er nun, nachdem zu Oſtern 1759 der vierte Band vollendet war, ſogleich am fünften Bande drucken, von welchem er beyde Stücke nach Johannis zugleich lieferte. Die ſchon genannten Kunſtkenner und Gelehrten hatten ihn für dieſesmal zur Gnüge unterſtützt. Noch vor der Erſcheinung des neuen Bandes hatte Weiße ſein zur Preißbewerbung eingeſandtes Trauerſpiel zurückgenommen. Die Beurtheilung der concurrirenden Stücke hatte ſich verzögert, weil die meiſten eingekommenen Trauerſpiele die Kritik nicht aushielten. Jetzt, da er die Bibliothek ſelbſt übernommen hatte, hielt er es für unſchicklich, um einen durch ſie ausgeſetzten Preis zu concurriren. Er erklärte ſich gegen die bisherigen Herausgeber als Verfaſſer von Eduard dem Dritten, und foderte ihn zurück. Sie ſahen ſich am Ende genöthigt, ein höchſt mittelmäßiges Stück: Barbaruſſa und Zaphire zu krönen. Weiße hatte unterdeſſen Richard den Dritten geſchrieben, und ihn der Kritik ſeines Freundes Rabeners unterwerfen. — Er war alſo Trauerſpieldichter und Redacteur eines kritiſchen Journals geworden, auf Veranlaſſung der von Nicolai und Mendelsſohn begonnenen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

Doch ſeine litteräriſche Thätigkeit ward bald unterbrochen. Der Abdruck des fünften Bandes war noch nicht geendigt, als es zur Gewißheit kam, daß Weiße zu Michaelis dieſes Jahres, 1759, mit ſeinem Grafen auf Reiſen gehen ſollte. Der Graf äußerte davor den größten Abſcheu und Weiße ſelbſt wäre gerade jetzt lieber in Leipzig geblieben, wo er in den angenehmſten Verbindungen ſtand und die intereſſanteſten Correſpondenzen angeknüpft hatte. Aber die Anordnung der Verwandten des Grafen hatte ſehr vernünftige Gründe für ſich. Weiße that daher bey dem Grafen das Möglichſte, ihn zu einer großen Reiſe zu bereden, und war froh ihn am Ende dahin zu bringen, daß er vor der Hand wenigſtens nach Paris gehen wollte. Was ſollte nun aber unterdeſſen aus der Bibliothek werden? Alle ſeine Freunde drangen, ja ſtürmten in ihn, ſie nicht liegen zu laſſen und doch konnte er ſie unmöglich von Paris aus beſorgen. Nach langen Ueberlegungen vertraute er die Fortſetzung derſelben dem nachmaligen Geheimen Kriegsrath, D. Müller an, der ſich durch ſeine Gedichte und die Brittiſche Bibliothek bekannt gemacht hatte, einem Mann von viel Geſchmack und Gelehrſamkeit. Doch iſt dieſer nie dazu gekommen, einen Band der Bibliothek zu liefern. Auf die großen Anfoderungen des Königs von Preußen an die Stadt Leipzig, welche ſie zu leiſten nicht im Stande war, ward er nebſt einem Theile des leipziger Magiſtrats in dieſem Winter auf das Schloß Pleißenburg gefangen geſetzt und konnte unter den Plackereyen des Krieges an keine litterariſchen Beſchäftigungen denken.

Weiße ſelbſt ließ noch vor ſeiner Reiſe, bewegen durch das Zureden Rabeners und durch die Ungewißheit der Zeit ſeiner Entfernung von Leipzig, den erſten Theil ſeiner Beyträge zum deutſchen Theater drucken, welcher Eduard den Dritten, Richard den Dritten und die Poeten nach der Mode enthielt. Seinen Wünſchen ganz entgegen hatte er über die beyden Trauerſpiele zu wenig die Urtheile mehrerer kritiſchen Freunde hören können. Am wenigſten war er im Stande geweſen, ſie dem ſchärfſten und gründlichſten Beurtheiler, ſeinem Freunde Ekhof, zu überſchicken, auf deſſen Rath er bey der zweyten Ausgabe bedeutende Veränderungen, zumal mit Richard, vornahm. Er ſchickte ihm von der erſten Ausgabe das Exemplar, ſobald es aus der Preſſe kam, ſo wie auch andern und wünſchte, daß dieſer Abdruck die Stelle der Recitationen vertreten möchte. Er hatte die Beruhigung noch vor ſeiner Abreiſe, die ſich bis zum November verzögerte, von mehrern, auch von Ekhof zu erfahren, daß ſie mit beyden Trauerſpielen im Ganzen genommen wohl zufrieden wären. Auch der Hr. von Gerſtenberg war unter dieſen, der oben als ein Mitarbeiter an der Bibliothek genannt worden iſt. Die Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Kopfe war Weißen eben ſo unerwartet, als angenehm. Er lebte in Jena und hatte von dort aus Weißen, anonym, ein Trauerſpiel, Turnus, in der Handſchrift zur Beurtheilung zugeſchickt. Weiße ſandte es mit einem ziemlich günſtigen Urtheil zurück, und erhielt einige Zeit darauf folgenden Brief:

„Ich habe nicht die Ehre, Ew. bekannt zu ſeyn, aber Sie haben Verdienſte um mich, die mich Ihnen beſtändig verpflichten werden. Vielleicht erinnern Sie ſich noch eines gewiſſen Trauerſpiels, Turnus, das Sie beurtheilt haben. Ich bin der ſchlechte Dichter, der Ihren Tadel ſo oft verdient hat, obgleich Ihre Sorgfalt, ihn nicht niederzuſchlagen, Ihnen ſelten erlaubt hat, ihn ganz frey zu tadeln. Ew. haben einen jungen Anfänger in der Poeſie nicht ſoviel Gelaſſenheit und Demuth zugetraut, daß er ſeine Fehler mit Geduld würde anhören können. Dieß hat vermuthlich verurſacht, daß Sie den Plan und andere Fehler von Wichtigkeit vorbeygegangen ſind; und eben dies hat mich bewegt, eine Bitte zu wagen. Da ich Ihre Beurtheilung für vortrefflich halte, da ſie mich abgehalten hat, mich bey einem erſten Eintritt in die Welt als einen ſchlechten Schriftſteller zu zeigen — denn Turnus ſoll nicht gedruckt werden — ſo habe ich weiter keinen Wunſch übrig, als die übrigen Fehler des Turnus gleich deutlich kennen zu lernen. Werden mir Ew. erlauben, Ihnen den Turnus in dieſer Abſicht noch einmal zu ſchicken? Ich werde es nicht eher thun, als bis ich Ihre Erlaubniß habe.

Ich habe noch einige Kleinigkeiten liegen, von deren Werthe ich nicht urtheilen kann, weil ich mich immer für die Selbſtliebe des Autors fürchte. Wie erfahre ich, ob ſie erträglich ſind? Durch keinen beſſer, als durch Sie. Aber werden Sie mich nicht zu kühn ſchätzen, wenn ich Sie ſo oft mit meinen Reimen anfalle? Ich will es mit ein paar Stükken wagen, um̃ darüber die Probe zu machen. Es ſind kleine Tändeleyen, denen ich keinen Namen zu geben weiß — als vielleicht dieſen" u. ſ. w.

Jena, den 14ten October 1758.

H. W. v. Gerſtenberg.

Die Tändeleyen Gerſtenbergs, welche bekannt genug ſind, wurden bald darauf von Weißen zum Druck befördert; beyde blieben mit einander in einer vieljährigen ſehr angenehmen Verbindung, ohne ſich perſönlich zu kennen. Gerſtenberg half fleißig an der Bibliothek, Weiße beſorgte und verbeſſerte Gerſtenbergs Ueberſetzung „der Braut" und beſorgte den Druck derſelben und der kritiſchen Abhandlung über die vier größten ältern engliſchen Dichter, womit derſelbe Weißen die Braut zueignete.

Die Reiſe wurde denn endlich angetreten und Weiße traf mit ſeinem Grafen den 21ſten November 1759 in Paris ein. Am Tage vorher, ehe er Leipzig verließ, hatte noch ein junger Edelmann, der in Leipzig ſtudirte, und den Weiße eben ſo von Herzen liebte, als jener an ihm hieng, mit welchem er auch in der Folge ſein ganzes Leben in der engſten Freundſchaft geſtanden hat, der nachmalige Geheime Rath von Thümmel, ein Gedicht an ihn verfertigt. Da es den künftigen großen Dichter verräth, und ſo viel Weiße ſich erinnert, nirgends gedruckt iſt, verdient es hier aufbehalten zu werden.

Freund, der Du durch Dein edles Herz
Dein Vaterland erhebſt,
Für den Verſtand und für den Scherz,
Und für die Tugend lebſt;

Verfolge Deines Schickſals Spur
Hin in das ſtolze Land,
Wo dem Louis die Pompadour
Das Scepter kühn entwandt;

Wo mancher Thor für deutſches Geld
Ein galliſch Laſter tauſcht,
Und ſeinem Dörfchen dann mit Welt
Und Stolz entgegen rauſcht —

Doch wo auch noch ein Touſſaint lebt,
Der für die Sitten wacht,
Der, wenn er ſeine Geiſel hebt,
Das Laſter flüchtig macht;

Wo Mollet denkt, und tief hinein
In alle Weſen ſchaut,
Und Namenloſer Zahlen Reihn
Zu ſeiner Leiter baut;

Und wo ſich Frankreichs Eitelkeit
Mit Willens Namen ſchmückt,
Wenn Deutſchland mit gerechtem Neid
Auf ſeinen Künſtler blickt.

Ja, Freund, das Schickſal, das Dich ruft,
Lacht freundlich wie Dein Scherz.
Gehorch ihm — ändre mit der Luſt
Nur nicht Dein zärtlich Herz,

Daß einſt die hergeſeufzte Zeit,
Durch unſern Schmerz gerührt,
Mit ungeſchwächter Zärtlichkeit
Dich uns zurücke führt.

In Paris trat Weiße und ſein Graf in das Haus des Mr. Toussaint, Avocat du Parlement und Verf. eines damals berühmten Buches, les Moeurs. Dieſer hielt eine Penſion und eine anſehnliche Tiſchgeſellſchaft von Ausländern. Es war die Woche bey ihm ein paar Mal Assemblée und Conversation sur la litterature francoise; man wohnte in dem angenehmſten Theile der Stadt neben dem Palais de Luxembourg. Der Wirth und ſeine Frau waren ein paar angenehme Perſonen und verſchafften ihren Penſionairs den Zutritt in guten Häuſern. *) Das war ein Haus, wie es Weiße für den Grafen und ſich nur immer wünſchen konnte. Er fand hier zu ſeinem großen Vergnügen einige ſeiner alten leipziger Freunde wieder, die ihm ſeinen Aufenthalt vorzüglich angenehm machten. Dieſe waren Hr. Pajon und ſeine

---

*) Die ökonomiſchen Umſtände dieſes Mannes waren aber in großem Verfall. Er mußte in der Folge Paris verlaſſen; wandte ſich zunächſt in die Niederlande, wo er gezwungen ward eine Retractation ſeines Buches les Moeurs zu ſchreiben, weil man es fur heterodox hielt; trieb ſich dann hier und dort umher und iſt endlich zu Berlin geſtorben.

ſeine damalige geiſtreiche Frau, *) und Hr. D. **Volkmann**, der ſchon vorher anderthalb Jahr in Italien geweſen, und den ſüdlichen Theil von Frankreich und der Schweitz durchreiſet war. In ihrer Begleitung beſah er die Merkwürdigkeiten von Paris, welches ihm um ſo willkommner ſeyn mußte, da ſie durch ihren vorhergehenden längern Aufenthalt ſchon mit allen Schönheiten der Kunſt und Natur daſelbſt bekannt waren.

Doch ſo wohl ward es Weißen nicht in

---

*) Hr. **Pajon**, aus Paris gebürtig, war zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges franzöſiſcher Prediger bey der reformirten Gemeine zu Leipzig. Nach der Schlacht bey Roßbach, als das Lazareth und die Gefangenen nach Leipzig kamen, beſuchte er fleißig die Kranken, und ward von der damals herrſchenden epidemiſchen Krankheit befallen, die ſich bey ihm mit einem Lungengeſchwüre endigte. Ein zufällig erregtes Lachen in den Augenblicken, wo man ſeinem Tode entgegen ſah, brachte das Geſchwür zum Aufgeben und zur Ausleerung, und er war gerettet. Doch konnte er ohne Lebensgefahr ſeine Amtsführung nicht fortſetzen. Da ihm die Aerzte riethen, in ein wärmeres Klima zu geben, ſo begab er ſich nach Paris, pour y respirer son air natal. Er ward völlig wiederhergeſtellt, kehrte nach Bernau bey Berlin zu ſeiner erſten Gemeine zurück und ward darauf bey der franzöſiſchen Kirche in Berlin als Prediger und Conſiſtorialrath angeſtellt. Ein in jeder Rückſicht vortrefflicher Mann. Er hat verſchiedne Predigten und Ueberſetzungen, unter andern von Peſtalozzi's Lienhard und Gertrude drucken laſſen. Er ſtarb im Jahr 1800.

dem erſten Monate, der ihm vielmehr ſehr widrig verfloß. In Paris wüteten die Blattern und ſein Graf ward in den erſten Tagen davon befallen. Zum größern Unglücke hatte Weiße dieſe furchtbare Krankheit ſelbſt noch nicht überſtanden, und die Sorge für ſeinen Gefährten ward durch die Sorge für ſich ſelbſt erhöht. Dazu kam die Unbekanntſchaft mit ſo vielen Einrichtungen und Weißens natürlicher Widerwille gegen alles, was er nicht gewohnt war; ſo daß er in eine höchſt mißmuthige Stimmung verfiel. Nichts that ihm in Paris Gnüge. Man mußte nach ſeiner Meynung ein junger Stutzer ſeyn, wenn man an franzöſiſchen Thorheiten ein Vergnügen finden ſollte. Der vorzüglichen Köpfe ſchienen ihm ſehr wenige zu ſeyn, und es kam ihm vor, als ſähe man ſelten eine witzige Kleinigkeit, welche es verdiente über die Seine zu reiſen. Das Theater war ſeine einzige und größte Beluſtigung und er verſäumte es keinen Abend; aber er glaubte außer der Clairon keine Actrice zu finden, welche er der Klotzſchin und Neuberin an die Seite ſetzen könnte. Le Kain, Briſſard, Grandval waren ihm gute Acteurs im Trauerſpiele; wenn er ſie aber mit Koch, Ekhof und Brucknern verglich, und bedachte, daß die letztern im Komiſchen eben ſo ſtark waren, als im Tragiſchen, was bey den Franzoſen nicht der Fall war; wenn er keinen Acteur fand, der den Geitzigen des Moliere wie Koch, oder den komiſchen Alten wie Bruck ſpielte, ſo wurde er ſehr ungewiß, ob er nicht dem deutſchen Theater den Vorzug geben ſollte. Nur einen gewiſſen Anſtand fand er auch bey den ſchlechteſten Schauſpielern, den er bey den mittelmäßigen auf der deutſchen Bühne vermißte, und das Parterre erkannte er als weit gebildeter an. Die Italiäniſche Komödie allein machte ihn durch ihre kleinen komiſchen Opern viel Vergnügen; er fand ihre Parodien witzig, ihre Liederchen lebhaft und melodiſch und ihre Tänze vortrefflich. — Als ſein Graf wieder genaß und er ſelbſt, bey allen Verwüſtungen, die rund um ihn her die Blattern angerichtet hatten, geſund geblieben war; als er mit dem Ungewohnten vertrauter ward; erſchien ihm allmählich alles in einem ganz andern Lichte. Er lernte unter Anleitung ſeiner Freunde die Schönheiten der Natur und Kunſt in Paris kennen; kam in die Bekanntſchaft großer, ihm höchſt intereſſanter Männer; ward täglich mehr von den Annehmlichkeiten des Umgangs angezogen, und bat den franzöſiſchen Schauſpielern, beſonders den Actricen im Trauerſpiel die Partheylichkeit ab, womit er ſie beurtheilt hatte. Nur der Meynung blieb er, daß kein Franzoſe den komiſchen Alten wie Bruck, und den Geitzigen wie Koch ſpielte, denn Thorillière war todt. Es machte ihm den höchſten Verdruß, als ſein Graf erklärte, er werde durchaus nicht länger als bis Oſtern (1760) in Paris bleiben, und unabänderlich nach Sachſen zurückkehren; woran ihn nun auch ſeine Frau Mutter und ſein Oncle der Graf von Stubenberg nicht mehr hindern konnten; da ſein Vormund, der Geheime Rath von Zanthier geſtorben war und man es der damaligen Umſtände und Familienverhältniſſe wegen zugeben mußte, daß ſich der Graf vor der Zeit für majorenn erklären ließ. — Weiße genoß und benutzte indeſſen ſeine Zeit ſo gut als immer möglich war. Mit dem berühmten Wille hatte er ſchon von Leipzig aus Briefe gewechſelt; er hatte ihn nun perſönlich kennen gelernt und die Abende des Winters, wo ſich um den Camin deſſelben die angeſehenſten Künſtler verſammelten und über die neueſten Kunſtſachen ſprachen, waren die einzigen, wo Weiße eine Ausnahme von ſeinen Beſuchen des Theaters machte. In jenen Zirkeln lernte er den Herrn de Marcenay Deghuy kennen, einen geſchmackvollen liebenswürdigen Mann, den die Liebhaberey zum Künſtler machte (denn er war ein Seeofficier aus der Normandie). Er ſchrieb eine Idée sur la Gravure und verſchiedne kleinere Artikel, die ſich im Dictionaire Encyclopédique befinden. Sein Oeuvre aber von ſchön radirten und mit dem Grabſtichel ausgeführten Blättern verdient einen vorzüglichen Platz in dem Portefeuille der Liebhaber. Weiße correſpondirte nachher noch lange Zeit mit Mr. de Marcenay, ſo wie mit Wille, und beyde ſchickten ihm alle ihre Kunſtblätter zu. Weiße eignete dem letzten von ſeinen Beyträgen zum Theater den zweyten Theil zu, und überſandte ihm denſelben in einem gedruckten Sendſchreiben über das Verdienſt des franzöſiſchen Theaters. Wille dedicirte ihm dafür ein ſchönes

Blatt ſeiner Kunſt. — In ſehr genaue Bekanntſchaft kam Weiße auch mit Huber, der damals in Paris lebte und Frankreich zuerſt auf Deutſchlands Dichter durch ſeinen überſetzten Geßner, durch das Recueil des meilleures Poesies Allemandes und das Journal Etranger, wo er die deutſchen Artikel beſorgte, aufmerkſam machte. Außerdem lernte er perſönlich D'Alembert, Père Barre, Nollet, Graf Caylus, Abbé Arnaud und andere kennen. Das vorzüglichſte Vergnügen aber gewährte ihm die Bekanntſchaft des berühmten Jean Jaques Rousseau, bey dem er einige Stunden in Montmorency zuzubringen das Glück hatte, in welchen ſich derſelbe in ſeiner ganzen Laune zeigte. In der That mußte es Weiße für ein Glück halten, daß er ihn zu ſprechen bekam, da viele umſonſt nach perſönlicher Bekanntſchaft mit ihm ſtrebten, und er den Umgang mit Freunden und Pariſern um deſto mehr zu vermeiden ſchien, je mehr ſie ihn ſuchten. Gleich als ſich ihm Weiße in dem Pavillon, den er dort bewohnte, mit ſeinem Geſellſchafter, Hrn. Pajon, den er bereits kannte, darſtellte, kamen etliche Wagen aus Paris mit Officieren, Abbe'es, Frauenzimmern u. ſ. w. Er ſagte zu dieſen, mit dem Stock in der Hand, ſie ſähen, daß er in Begriff wäre, über Land zu gehen; er müſſe ſich ſelber bey dieſen Fremden, die aus Deutſchland kämen, (er zeigte auf uns) entſchuldigen. Inzwiſchen beſchied er uns heimlich gegen Mittag in den Garten von Montmorency. Er ſtellte ſich auch um dieſe Zeit ein und war ſehr gefällig. Als Weiße bald die angenehme Gegend bewunderte und ihm zu dieſem Aufenthalt Glück wünſchte, ſagte er: Et pourtant elle ne me convient pas. Mon goût est si blasé, que j' aimerois mieux être dans un desert. Weiße übergab ihm darauf Mendelssohns Ueberſetzung von ſeiner Schrift: sur l'inégalité des hommes und den Phädon dieſes Philoſophen. Er mußte ihm alles erzählen, was er von dieſem trefflichen Manne wußte, worauf Rouſſeau ſagte, er wolle ſich ſeine Anmerkungen überſetzen laſſen und ſie leſen, weil ſie von einem Juden kämen; denn ſonſt läſe er kein Buch in der Welt. — Vom Könige von Preußen ſchien er kein großer Verehrer zu ſeyn. Er ſchmälte auf die franzöſiſchen Dichter, die ihn beſangen, auf den Heldenruhm und die Eroberer, und äußerte ſich über ihn in den härteſten Ausdrücken. Bey dieſer Gelegenheit fing er an überhaupt gegen die Verderbniß und méchanceté der Menſchen zu declamiren, die ſo weit ginge, daß ſie méchants wären pour le seul plaisir d'être méchants. Weiße und ſein Freund behaupteten vielmehr das Gegentheil und ſagten, wenn ſie es wären, ſo wären ſie es größtentheils zur Befriedigung irgend einer Leidenſchaft. Er widerlegte uns mit ſeinem Hunde, der ihn begleitete und vor Fettigkeit kaum gehen konnte. Regardez ce pauvre chien, à peine peut il se trainer; c'est, que les Polissons de Paris l'ont chartié. Est ce par passion ou par méchanceté qu'ils ont exercés cette barbarie? Indem ſie unter dieſem Geſpräche um ein großes Baſſin gingen, auf welchem ſich Schwäne befanden, ſchoß einer ans Ufer und ziſchte nach ſeinem Hunde. Er hob ſeinen Stock auf und lief längſt dem Rande hin, um ihn zu beſtrafen; blieb endlich mit eingeſchlagenen Armen ſtehen, und ſagte: Sie ſehen, daß die Bosheit ſogar in die Thiere gefahren iſt; was hat dieſen Schwänen der arme Hund gethan? — Von ſeinem Devin de Village, den Weiße ein paar Tage vorher auf dem Theater geſehen, ſagte er: c' est une bagatelle, je ne l'ai faite, que pour voir, quelles bêtes sont ces François-la, pour pouvoir goûter une telle misére. Er fragte Weißen, was er in Paris Neues gehört habe? und dieſer antwortete: Das Intereſſanteſte für ihn ſey geweſen, daß man von ihm einen neuen Roman zu erwarten habe. Das war ſeine Nouvelle Heloise. Er zeigte ihm einen Correcturbogen, den er denſelben Morgen aus Holland erhalten habe und fragte ihn, für was man in Paris dieſen Roman hielt? Weiße antwortete, wie er es gehört, que c' etoit une Satyre contre les femmes. Ce ne sont, erwiederte er, que des bons conseils; mais elles ne les suivrons pas. Er begleitete ſie in die Kirche von Montmorency, wo ſie die Grabmäler der Herzoge beſahen. Seine Bemerkungen über eins und das andere waren alle mit Rouſſeauiſchem Geiſte bezeichnet; ſie ſind aber Weißen entfallen.

Die Geiſtlichen, die in der Kirche waren, begegneten ihm mit viel Ehrerbietung, die er mit Freundlichkeit erwiederte. Hr. Pajon kam bey Gelegenheit auf die evangeliſche Geſchichte zu reden, und Rouſſeau ſprach mit Hochachtung davon. Wenn ich ſie leſe, ſetzte er hinzu, ſo glaube ich tout ce, qu'elle debite, tant je suis touché de sa simplicité; ſobald ich aber nachdenke und meine Vernunft zu Rathe ziehe, ſo fange ich an zu zweifeln und finde Widerſprüche. Bienheureux celui, qui n' y en trouve pas. Er bat Weißen beym Abſchiede, nachdem ſie 2—3 Stunden mit ihm umhergelaufen waren, daß er ihn noch einmal vor ſeiner Abreiſe beſuchen und ihm nur ſolches Tages vorher ſchreiben möchte, damit er nicht abweſend wäre; begleitete ſie dann noch ein Stück Weges neben ihrem Cabriolet und verlor ſich endlich auf einem Fußſtege, der in einen Park führte. Weiße wurde in der Folge durch die Abreiſe übereilt und hat es ſtets bedauert, jene Einladung nicht befolgt zu haben, da Rouſſeau's Geſpräche, oder vielmehr die Sentenzen, die er hinwarf, immer das eigne Gepräge von ſeinem Genie und von ſeiner Sonderbarkeit hatten.

Die große Abneigung des Grafen von Geyersberg, nicht nur vor jeder Fortſetzung der Reiſe, ſondern auch gegen den längern Aufenthalt in Paris, wo er ſich gänzlich eingezogen hielt, war Urſache, daß Er und Weiße wirklich mit Anfange des Mays Paris verließen. Und ſo groß war die Eile des Grafen nach Sachſen zurückzukehren, um ſich da für mündig erklären zu laſſen und nun ſeinen eignen Lebensplan zu befolgen, daß ihn Weiße durch alle Bitten nicht bewegen konnte, von Straßburg aus auf einem andern Wege, als den ſie gekommen waren, wieder heimzukehren. Weiße wäre ſo gar gern über Nürnberg und Anſpach zurückgegangen, um ſeinen geliebten Freund Uz bey dieſer einzigen Gelegenheit, wo es vielleicht möglich war, perſönlich kennen zu lernen. Er mußte aber ſeinem Grafen auf dem kürzern Wege über Mannheim, Frankfurt, Gotha folgen. Beyde trennten ſich bald nach ihrer Zurückkunft. In Rückſicht ſeiner Kenntniſſe in Sprachen, Geſchichte und mancherley Wiſſenſchaften konnte der Graf für einen Gelehrten gelten. In ſeiner Denkart und der Wahl ſeiner Lebensart wich er von dem Urtheil und den Sitten ſeiner Zeitgenoſſen ab; iſt ſich aber jederzeit treu geblieben.

Weiße war durch ſein langes Hofmeiſterleben und durch die vielfachen Verbindungen, worein ihn ſeine Dichterarbeiten gebracht hatten, von ſeinem Hauptſtudio, der Philologie, und von ſeinem Zwecke, ein Schulamt zu ſuchen, abgelenkt worden. Er war genöthigt geweſen, mit ſeinem Grafen ſtatiſtiſche, juriſtiſche, kameraliſtiſche Collegia zu hören und dieſe mit ihm zu repetiren; das hatte ihm nur ſoviel Zeit übrig gelaſſen, bisweilen einen Claſſiker zu ſeinem Vergnügen zu leſen, aber nicht tiefer in die eigentlichen Schulwiſſenſchaften einzugehen und ſich zur würdigen Führung eines Rectorats gehörig vorzubereiten. Ein langes Hofmeiſterleben in großen Häuſern, auf Univerſitäten und Reiſen führt nur allzuoft von der gewählten Lebensart ab und nöthigt zu einer andern, bey welcher das Glück wenigen ſo günſtig iſt, als es Weißen war. Dieſer ſah nicht erſt bey der Trennung von dem Grafen die Nothwendigkeit ein, ſich einen andern Beruf zu wählen. Er hatte ſich ſchon früher nach einem Amte umgeſehen, bey welchem er den Muſen nicht untreu werden dürfte, das ihm vielmehr bey einem hinlänglichen Auskommen Zeit übrig ließe, von ſeinen Talenten immer den gemeinnützigen Gebrauch zu machen, wozu ihn die Umſtände anleiten würden. Ein ſolches Amt glaubte er in einer der Kreisſteuer-Einnehmerſtellen in Leipzig gefunden zu haben, und er benutzte das Verſprechen von dem Oncle ſeines Grafen, ihn nach Niederlegung der Hofmeiſterſtelle ſicher zu verſorgen, um ſich die Anwartſchaft auf jenes Amt zu verſchaffen. Er erhielt nicht ganz, was er ſuchte, aber doch die ſchriftliche Zuſicherung des Oberſteuercollegii auf die erſte erledigte Kreisſteuer-Einnehmerſtelle in Sachſen; wobey es ihm unbenommen blieb, von dieſer Anwartſchaft nicht eher Gebrauch zu machen, als bis ein Kreisſteuer-Einnehmer in Leipzig ſtarb. Das Decret des Collegii über die verwilligte Survivance ſchickte ihm der Graf von Stubenberg noch nach Paris.

Es war mit Rabenern verabredet, daß Weiße, wenn er ſich von dem Grafen von Geyersberg gänzlich trennte, welches im Julius geſchah, nach Dresden kommen und ſich von ſeinem Freunde in Steuerſachen und der Führung eines Steueramtes unterrichten laſſen ſollte. Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. In eben dem genannten Monate erfuhr Dresden das ſchreckliche Schickſal des Bombardements, und Rabener verlor bey demſelben Haus, Geräthe, Wäſche, Betten, Bücher, Manuſcripte — kurz alles, bis auf einen alten Zeugrock und etwas abgetragne Wäſche. In den Briefen an ſeine Freunde, welche auch gedruckt ſind, hat Rabener ſelbſt bey aller Faſſung und Heiterkeit ſein und das allgemeine Unglück mit tiefem Gefühl und großer Lebhaftigkeit dargeſtellt. Es waren überhaupt angſtvolle Zeiten, welche damals die Sachſen verlebten; und es waren ſchmerzliche Empfindungen, mit welchen Weiße aus dem frohen Gewühl von Paris in das geängſtete und ſtille Leipzig, aus dem Kreis ſeiner heitern Freunde in jener Hauptſtadt zu ſeinen bekümmerten und gedrückten Leipziger Freunden zurückgekommen war. Er ſelbſt erfuhr auch bald nach ſeiner Rückkunft noch einen, zwar erwarteten, aber immer ſehr ſchmerzlichen Verluſt. Es ſtarb im Anfange des July ſeine zärtlich geliebte Mutter. Sie hatte bey ſchwachen Kräften alles Mögliche für ihn gethan und die frühe Bildung ſeines Herzens zum Guten verdankte er ihr allein. Die dankbarſte Erinnerung an ſie iſt nie ſeiner Seele entwichen. — Das Unglück Dresdens und Rabeners zerſtörte den angeführten Plan und Weiße würde in einige Verlegenheit gekommen ſeyn, wo er ſich nunmehr ſeinen nächſten Aufenthalt wählen ſollte, wenn nicht ſchon einen Monat vorher der Graf Schulenburg von Burgſcheidungen, ein junger unabhängiger Edelmann Thüringens, nachher Geheimer Rath, Cammerherr und Oberſteuer-Einnehmer des Thüringiſchen Kreiſes, ihm die Stelle als ſein Geſellſchafter zunächſt in Burgſcheidungen ſelbſt, für den Winter in Dresden und dann für ſeine nahe bevorſtehenden Reiſen angeboten hätte. Dieſen Antrag nahm er jetzt mit Vergnügen an. Er machte zuvor noch eine Reiſe nach Altenburg und Chemnitz, traf dann mit dem Grafen von Schulenburg, einem Manne von den liebenswürdigſten Eigenſchaften, in Neukirch zuſammen, und reiſete im Auguſt mit ihm auf ſeinen Ritterſitz nach Burgſcheidungen. Hier erwartete ihn eine, zum Theil neue, höchſt angenehme Lebensart. Er war in der ſchönſten Gegend Thüringens, umgeben von allen Reizen der Natur und des Landlebens und hatte einen Wirth, der die Gefälligkeit und das Zuvorkommen ſelbſt war; überdieſes eine Wohnung, die mehr einem fürſtlichen Schloſſe, als einem Landhauſe ähnlich war; eine ausgeſuchte Bibliothek, einen guten Tiſch, ein ſchönes Pferd. Er würde ſich ganz glücklich gefühlt haben, wenn er nur einige ſeiner Freunde in der Nähe gehabt hätte.

Unter allen bisherigen Zerſtreuungen war er in keiner litterariſchen Unthätigkeit geweſen. Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hatte er bey ſeiner Rückkehr nach Leipzig auch nicht um ein Stück fortgeſetzt gefunden, ob er gleich zu demſelben beynahe das vollendete Manuſcript zurückgelaſſen hatte. Er nahm ſich ſeiner Wayſe ſogleich an und förderte das Manuſcript in die Preſſe. Zum zweyten Stück hoffte er mit Sicherheit von Uz, D. Müllern u. a. Beyträge zu erhalten; aber ſie blieben aus, wie die von

Berlin

Berlin erwarteten, und hätte nicht Weiße ſo angelegentlich in Paris um Unterſtützung geworben, hätte er nicht an Winkelmannen, Hagedornen und Gerſtenbergen und für das philologiſche Fach an einem jungen, gelehrten Verwandten, Namens Thierbach, nachher Conrector in Guben, zuverläßigere Gehülfen gehabt; er würde, wie er während des Abdrucks vom zweyten Stück des ſechſten Bandes feſt entſchloſſen war, das ganze Journal aufgegeben haben, zumal da ſich ſein Aufenthalt in Burgſcheidungen gar nicht zur Fortſetzung deſſelben eignete. Seine Bekannten benahmen ſich größtentheils ſonderbar gegen ihn. Sie drangen darauf, daß die Bibliothek fortgeſetzt würde; kam es aber darauf an, ihn zu unterſtützen, ſo wollte niemand etwas davon wiſſen. Der Gewinn von der Arbeit konnte allerdings niemanden reizen; denn der Verleger gab für ein ganzes Stück nicht mehr als 25 Thlr. Honorarium; welches zum größern Theil für die Koſten der Correſpondenz aufgieng. Aus Nachgiebigkeit gegen ſeine Freunde arbeitete indeſſen Weiße in dem folgenden Jahre auch an dem ſiebenten Bande, welcher, die Aufſätze abgerechnet, faſt ganz allein von ihm iſt, weiterhin am achten und ſetzte die Bibliothek endlich, als ſich mehrere Männer mit ihm verbanden, ohne weiteres Widerſtreben ununterbrochen fort; ſo daß ſie zwar 1766 mit dem zwölften Bande geſchloſſen wurde, aber ſofort unter dem Titel der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte“ wieder ihren Anfang nahm. Von ſeinen Mitarbeitern in der Zeit, wo er das Journal wirklich und allein redigirte, mögen hier noch einige, außer den bereits genannten, ſtehen: Dr. Volkmann, von Thümmel, Heyne, Boden, Morus, Eſchenburg, Platner, Clodius, Engel, Garve, von Blankenburg, Daßdorf, Meißner, Wetzel; in Rückſicht der Künſte: Preißler, Scheibe, Brandes, Raſpe, Küttner, welcher letztere ihm, während ſeines langen Aufenthaltes in England, intereſſante Nachrichten über engliſche Kunſtwerke mittheilte. Von dem Zuſtande der Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften in dem ſüdlichen Deutſchland unterrichteten ihn ſeine Wiener und Augsburger Freunde; beſonders: von Sonnenfels, Gebler, May, von Stetten. Nur eines Vorſchlags ſoll hier noch erwähnt werden, wornach es im Jahre 1761 nahe daran war, daß die Bibliothek eine ganz andere Geſtalt erhielt. Er kam durch den Herrn von Gerſtenberg in Kopenhagen von Klopſtock, Cramer, Schlegel u. a. Sie wollten ein ähnliches Journal anfangen; das gegenwärtige ſollte liegen bleiben, und Weiße zu ihnen treten. Das Honorar wollten ſie als Preiße für kurze witzige Schriften ausſetzen, und dieſe Preiße ſollten in Medaillen auf witzige Köpfe beſtehen. Die Sache ließ ſich wohl hören und Weiße würde mit Freuden der Unternehmung die Hände geboten, auch ſich gern ganz zurückgezogen haben, wenn er dem warmen Eifer der Unternehmer lange Dauer zugetraut hätte und nicht manche Puncte unerörtert geweſen wären. Darunter gehörte insbeſondere dieſer: wer dirigiren ſollte. Auch waren ſie Willens einen andern Verleger zu wählen, welches Weißen als eine Ungerechtigkeit gegen den bisherigen vorkam. Er verſprach daher ſeinen Beytritt nur unter der Bedingung, wenn das Journal in demſelben Verlag bliebe. Doch das Unternehmen lößte ſich noch leichter auf, als es gewebt worden war.

Bis beynahe zu Weihnachten dieſes Jahres blieb der Graf Schulenburg in Burgſcheidungen. Dann entſchloß er ſich für dieſen Winter an den Gothaiſchen Hof zu gehen. Weiße brachte in Gotha die Zeit ſeines Aufenthalts auf die angenehmſte Art hin. Er wohnte bey Bertuch und hatte das Vergnügen bald in den vortrefflichſten Häuſern, dem Schlägeriſchen, Gotteriſchen, Bendaiſchen, Sulzeriſchen, Avemanniſchen u. a. m. bekannt zu werden und an allen ihren Familienfreuden Antheil zu nehmen. Herr Hofrath Rouſſeau, nachheriger Aufſeher des Münzcabinets, und Mons. Clarence, Inſtructoren des damaligen Erbprinzen von Gotha, und Hofprediger Münter, nachher Paſtor an der Petrigemeinde zu Kopenhagen, waren ſeine Freunde. Mit dieſen und dem gelehrten Hofrath und Bibliothekar Schläger iſt er in einem vieljährigen, bis zu ihrem Tode fortgeſetzten Briefwechſel geblieben. Die Correſpondenz mit dem Hofrath Schläger ward Weißen auch für die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſehr nützlich, indem ihm dieſer vorzüglich numiſmatiſche Nachrichten mittheilte.

Beym vollen Genuſs des geſelligen Vergnügens war Weiße doch nicht unfleißig. Er beſorgte von hier aus die Fortſetzung ſeines Journals, beſuchte fleißig die Herzogliche Bibliothek, ſchrieb ein Trauerſpiel, überſetzte die Kriegslieder des Tyrtäus und dichtete noch einige ſeiner Amazonenlieder. Das Trauerſpiel war Muſtapha und Zeangir, wozu er die Idee aus Busbecqs litteris turcicis nahm, welche ihm auf der Bibliothek in die Hände fielen. Zu Leipzig hatte er im vorigen Jahre ein anderes, ſeinen Kriſpus, geſchrieben und eine, ſchon in Paris angefangene Komödie, die Haushälterin, geendigt. Dieſe drey Stücke wurden nun zunächſt an Uzen geſandt, um der ſorgſamen Kritik deſſelben unterworfen zu werden, und als ſie dieſer mit vielen feinen Bemerkungen gegen das Ende des Sommers zurückgeſchickt und die Umänderung des Kriſpus angerathen hatte, wurden ſie im ſpäteſten Winter, mit einem Trauerſpiel, Roſemunde; und einem Luſtſpiel, der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt, vermehrt und Ekhofen und Gerſtenbergen übergeben, deren Beurtheilungen erſt im folgenden Jahre einliefen. Daher verzögerte ſich die Herausgabe des zweyten Theils der Beyträge, der Muſtapha und Zeangir, Roſemunde und die Haushälterin enthielt, bis zur Michaelismeſſe 1762. Auf dem Titel ſteht das Jahr 1763.

An die Reiſe nach Italien konnte der Graf von Schulenburg nicht denken. Die Contributionen, welche der König von Preußen ausſchrieb, waren ſo erſchöpfend, daß er den Aufwand für eine koſtbare Reiſe ſcheuen mußte; wenn ihn nicht auch überdieſes, die Bedenklichkeit, ſeine Güter unter dieſen Umſtänden fremder Verwaltung zu überlaſſen, von einer weiten Entfernung zurückgehalten hätte. Es war Ritterguthsbeſitzern viel Glück, Klugheit und ökonomiſche Kenntniß nöthig, wenn ſie ſich damals, ohne ihr Vermögen gänzlich zerrüttet zu ſehn, oder ohne als Geißel weggeführt zu werden, behaupten wollten. Die meiſten Mitglieder der Thüringiſchen Ritterſchaft ſaßen in Magdeburg gefangen. Bey dieſer Beſchaffenheit der Umſtände machten der Graf von Schulenburg und ſein Geſellſchafter mit Eintritt des Sommers von 1761 nur einige kleine Reiſen zur Leipziger

Meſſe, nach Altenburg, Naumburg u. ſ. w. und dann giengen ſie beyde nach Burgſcheidungen zurück, wo ſie bis zu Ende dieſes Jahres blieben. Weiße lebte in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit ſehr zufrieden. Außer der Beſorgung ſeines Journals beſchäftigte ihn die Herausgabe der Amazonenlieder, die Ueberſetzung der Fables for the female sexe, und der neuen Weiberſchule und anfänglich die zuvor genannten theatraliſchen Stücke; beſonders auch die Umſchmelzung von Richard dem Dritten. Zwar war noch keine neue Auflage davon nöthig, aber das Stück war gleich nach ſeiner Erſcheinung auf dem Kochiſchen Theater zu Hamburg geſpielt worden. Ekhof hatte den Eindruck abgewartet, den es bey der Vorſtellung machen würde, ehe er Weißen ſein Urtheil darüber mittheilte. Dieſes erfolgte nun in mehrern auf einander folgenden Briefen ſo gründlich, ſo eingreifend, von ſo manchen ſehr annehmbaren Vorſchlägen zu Veränderungen begleitet, daß Weiße hauptſächlich nach denſelben die Umarbeitung des Richards vornahm, und ſchon jetzt daran gieng, weil die Veränderungen ſogleich von den Schauſpielern einſtudirt werden ſollten. Keiner ſeiner Freunde war mit ſeiner Kritik ſo tief eingedrungen als Ekhof, und hatten ſie auch dieſelben Ausſtellungen gemacht, ſo hatten ſie ſich weit weniger die Mühe genommen, die Gründe davon aufzuſuchen. Der Haupttadel gieng dahin, daß ſich die Handlung und das Intereſſe ſchon mit dem vierten Acte endige und daher der fünfte Act Langeweile verurſache. Weiße verſetzte deswegen mehrere Auftritte, ließ einige weg und ſchob ganz neue ein; wodurch es ihm gelang, die Handlung und das Intereſſe bis auf den letzten Auftritt fortzuführen. Richard der Dritte erhielt ſich in dieſer neuen Geſtalt vorzüglich lange auf mehrern Theatern, und ward auch durch die ſehr ſcharfe Beurtheilung Leſſings in der Dramaturgie 1768, nicht ſogleich verdrängt. *) Er trug zu ſeiner Zeit viel dazu bey, Weißen bey Schauſpielern und Theaterliebhabern in guten Ruf zu bringen, und ward Urſache, beſonders in den Meſſen, von vielen angenehmen, aber auch läſtigen, Beſuchen. Eines

---

*) Es iſt auch 1767 ins Däniſche überſetzt worden. Richard den Tredie, Sorgeſpill i fem Acter Kiøbenh.

lächerlichen Vorfalls, bey Gelegenheit eines ſolchen Beſuches, mag doch Erwähnung geſchehen. Ein bekannter Schauſpieler, der den Richard ſpielte, bat Weißen bey einem Beſuch bald nach den erſten Unterredungen, daß er ihm einige Stellen declamiren dürfe. Dieſer mußte es zufrieden ſeyn und der Schauſpieler wählte die Stelle, wo Richards Wuth in Raſerey übergeht, griff ſich dabey auf das heftigſte an und wüthete mit dem Degen gegen die Tapete. Zum Unglück lag Weißens Frau, ohne von dem Beſuche etwas zu wiſſen, ſchwach und krank in der Nebenſtube auf dem Canapee. Sie erſchrack heftig über die tobende Stimme; noch mehr als ſie den Degen ziehen hörte, und fürchtete nichts geringeres, als daß ein Raſender oder ein Böſewicht ihren Mann anfalle. Das Schreyen und Klingeln um Hülfe unterbrach daher die Declamation, bekümmerte aber den Schauſpieler keinesweges, der vielmehr verſicherte, ſo vortrefflich habe er die Raſerey auch auf dem Theater vorgeſtellt, und der Prinz mit ſeiner Gemahlin (er nannte ſie) wären mit den Worten aus der Loge gegangen: Wahrlich D*** iſt närriſch geworden. —

Die Amazonenlieder erſchienen in den beyden erſten Ausgaben (die allererſte ward in vierzehn Tagen vergriffen) ohne Namen des Verfaſſers; bey der zweyten mit Hinzufügung der Kriegslieder des Tyrtäus. Man hat ſie, nachdem der Verfaſſer bald bekannt geworden iſt, allgemein für ſeine vorzüglichſten Gedichte anerkannt, und ihnen, zumal bey ihrer Erſcheinung, einen Werth beygelegt, der ihn überraſchte. Allerdings war ſein Gemüth von den kriegeriſchen Vorfällen, welche ſich um ihn drängten, ergriffen, ſein Geiſt hatte durch die vielfachen Veränderungen, welche ihm die Pariſer Reiſe und dann ſein ländlicher Aufenthalt gewährten, einen ſehr lebhaften Schwung bekommen. Auch die Ueberſetzung der Kriegslieder des Tyrtäus hatte ſeine Einbildungskraft erhoben und genährt, und es iſt ihm daher wohl glaublich, daß ſich die erhöhete Kraft der Seele in dieſen Liedern ausgedruckt hat. Niemand unter den urtheilsfähigen Richtern nahm ſie mit größerm Beyfall auf als Ramler, mit welchem er darüber in Briefwechſel gerieth und eine vertraute Freundſchaft errichtete, ſo daß er deſſen kritiſcher Beurtheilung nachher die meiſten ſeiner Arbeiten übergab und von ihm viele Vorſchläge zu Verbeſſerungen dankbar erhalten und angenommen hat. Sein Urtheil über die Amazonenlieder hat er in den Zuſätzen zum Batteur öffentlich abgegeben. Der Haupttadel einiger von ſeinen ältern Freunden gieng dahin, daß die Heldin kein Vaterland verrathe, und es anziehender ſeyn würde, wenn ſich in ihren Aeußerungen mehr Vorliebe und Begeiſterung für irgend ein Volk und Land zeigte. Der Verfaſſer hat die Wahrheit dieſes Tadels nie zugeben können, und es iſt ihm immer vorgekommen, als würde er dem Idealiſchen der Heldin Eintrag gethan haben, wenn er ſie zur Sachſin, oder Preußin oder Oeſterreicherin gemacht hätte. So ſorgfältig er daher auch bey den wiederholten Ausgaben die Kritiken ſeiner Freunde über einzelne Bilder und Wendungen benutzt hat; ſo wenig hat er es über ſich vermocht ſeine Heldin zu nationaliſiren. — Waren Weißen die ausgezeichnetſten Lobſprüche, womit man die Amazonenlieder aufnahm, ſehr ſchmeichelhaft, ſo that man ihm auf der andern Seite etwas weh, indem man ſie für eine Nachahmung der Gleimiſchen Lieder eines Preußiſchen Grenadiers hielt. So hoch auch er den Werth dieſer Lieder anſchlug, ſo war es ihm doch unangenehm, daß ihm der eigne Gedanke, jene Lieder zu dichten, abgeſprochen ward. In der That war das Abſchiedslied einer neuen Amazone von ihrem Geliebten, und das Lied derſelben bey der Wiederkunft ſchon verfertigt, als Kleiſt noch in Leipzig war, und es waren beyde, wie auch das Grablied auf einen jungen in der Schlacht gebliebenen Helden in den ſcherzhaften Liedern abgedruckt, ehe Gleim ſeine Lieder eines Grenadiers herausgab: daß man alſo Weißen bey dieſen Gedichten nicht als Nachahmer anſehen darf. — Ein noch größeres Unrecht verſuchte ihm ein gewiſſer Kriegsſecretair Schmidt, der bey dem damaligen Commandanten Keller in Leipzig war, zuzufügen. Da ſich der Verfaſſer bey der erſten Ausgabe nicht genannt hatte und man ſehr neugierig auf ſeinen Namen war, ſo machte ſich jener des Verfaſſers Verſchwiegenheit zu Nutze. Er gab ſich für den Dichter aus, und vertheilte Exemplare von den Liedern an der Tafel des Commandanten. Zu ſeinem Unglück war unter den Gäſten der damalige Buchhalter der Verlagshandlung, **Reich**, der bald zu jenes großer Beſchämung den wahren Verfaſſer nannte.

Das Jahr 1761 eilte zum Ende, als Weiße aus Leipzig die Nachricht erhielt, daß der dortige Kreisquatember-Einnehmer, der Commiſſionsrath **Gerber**, gefährlich krank, und wenig Tage darauf, daß er todt ſey. Es war alſo eine der Stellen erledigt, worauf er Anwartſchaft hatte. Gern hätte er dem Verſtorbenen ein längeres Leben gegönnt. Noch war er ganz unbekannt mit Steuergeſchäften, welche gerade jetzt im Kriege außerordentlich groß, wegen des tumultuariſchen Verfahrens oft ſehr bedenklich und auf allen Fall mit vielen Verdrießlichkeiten verbunden waren. Die Bedrückungen des Landes durch den König von Preußen waren aufs höchſte geſtiegen, und die Kreisſteuer-Einnehmer litten darunter bey ihren Geſchäften faſt am allermeiſten. Hierzu kam, daß er ſich nur auf einen ſeiner künftigen Collegen, den damaligen Kreisamtmann und Trankſteuer-Einnehmer, nachherigen Geheimen Cammerrath, Geheimen Finanzrath und Geheimde Rath Wagner verlaſſen konnte, die beyden andern aber fürchten mußte. Ueberdieſes lag ihm die Reiſe nach Italien noch immer am Herzen. Er kämpfte daher eine Zeitlang mit ſich ſelbſt, ob er die erledigte Stelle annehmen ſollte. Doch die Ueberlegung, ſeinen Wohnſitz beſtimmt in Leipzig zu erhalten, wo er ſeiner Liebhaberey für die Litteratur und die ſchönen Wiſſenſchaften eine völlige Gnüge leiſten konnte, die Möglichkeit bey Verweigerung dieſer Stelle vielleicht in einen Winkel von Sachſen verwieſen zu werden; ſeine Ueberzeugung, daß er in ein paar Jahren von Steuerſachen nicht mehr als gegenwärtig wiſſen werde, da er in Burgſcheidungen und auf der gehofften Reiſe nichts davon erfahren konnte; die folglich immer eintretende Nothwendigkeit, ſich mit Anſtrengung in ein fremdes Fach hineinzuarbeiten; das Zureden ſeiner Leipziger Freunde dazu — das alles entſchied für die Annahme der erledigten Stelle. Er gieng daher um das neue Jahr 1762 nach Dresden, wo ihn ſein Freund Rabener, als Oberſteuer-Secretair bey dem Collegio, verpflichtete. Bey der Nachſicht ſeiner Obern, bey der freundſchaftlichen Unterſtützung ſeiner Collegen und dem treuen Beyſtand ſeiner Subalternen iſt es ihm auch gelungen, dieſes Amt eine lange Reihe von Jahren zu bekleiden, ohne wegen Verſäumniß der Pflichten und Obliegenheiten deſſelben irgend eine Erinnerung erhalten zu haben. Und ihm hat es bey einem anſehnlichen Einkommen Muße für ſeine litteräriſchen Beſchäftigungen und ſeine vielfachen Verbindungen geſtattet, welche er als die größte Wohlthat anerkannt hat. Ein einziges Mal hat er durch die Untreue eines Copiſten einen großen Verluſt erlitten, wovon weiterhin noch einige Erwähnung geſchehen ſoll.

In Dresden machte Weiße dießmal die perſönliche Bekanntſchaft des Geheimen Legationsrath von Hagedorns, mit welchem er ſchon lange in Briefwechſel geſtanden hatte, und dem er ſo viele treffliche Aufſätze in ſeiner Bibliothek verdankte. Weiße hatte das Glück, dieſes trefflichen Mannes Zuneigung und Freundſchaft in ſo hohem Grade zu erhalten, daß ihn derſelbe zum Theilnehmer aller ſeiner Unternehmungen machte und gegenſeitig die Geſuche und

Fürbitten Weißens in Dresden aus allen Kräften unterſtützte. Beyde ſind in der engſten Verbindung geblieben, bis Hagedorn 1780, nachdem er ſeit mehrern Jahren den Gebrauch der Augen verloren hatte, ſein gemeinnütziges Leben endigte. Chriſtian Ludwig von Hagedorn, 1712 zu Hamburg gebohren, Bruder des berühmten Dichters gleichen Namens, war ſeit 1737 in Churſächſiſchen Dienſten, und anfangs bey mehrern Geſandſchaften an den kaiſerlichen Hof als Secretair angeſtellt, ward nachher zum Legationsrath ernannt, ſtand dann als Reſident an dem Chur-Pfälziſchen und Chur-Cöllniſchen Hofe und gelangte nur erſt 1752 zu einer ruhigen Stelle in Dresden, wo er ſeiner Neigung zu den Künſten mehr nachhängen und mehrere Schriften über die Kunſt und ſeine meiſten Verſuche in radirten Landſchaften ausarbeiten, auch die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften mit ſeinen Beyträgen kräftig unterſtützen konnte. Unter der kurzen Regierung Churfürſt Chriſtians im Jahr 1763 erhielt er die Aufſicht über alle Kunſtſammlungen in Dresden und die Direction der zu errichtenden Kunſtakademien in Sachſen.

Sachſen. Von der unbeſchreiblichen Thätigkeit, welche Hagedorn bey Errichtung und Einrichtung dieſer Akademien in Dresden und Leipzig bewies, könnten die unzähligen Briefe Zeugen ſeyn, welche er an Weißen darüber ſchrieb. Bey der, welche in Leipzig geſtiftet und der Leitung des berühmten Oeſers übergeben ward, wählte er Weißen oft als Vermittler und Correſpondenten; und wenn dieſer dadurch nicht ſelten in vielerley Beſchäftigungen und Verdrießlichkeiten verwickelt ward, ſo gab es ihm auch Gelegenheit ſich die Freundſchaft und Liebe der daſelbſt lebenden Künſtler zu erwerben. Und vielfältig waren die Dienſte und Gefälligkeiten, welche er nicht nur Künſtlern, ſondern oft auch jungen Gelehrten durch die Vermittlung ſeines Freundes Hagedorn erweiſen konnte, da dieſer ſich für alles, was von Weißen empfohlen ward, mit dem größten Eifer verwendete. Dieſer Mann hätte wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit, wegen der patriotiſchen Liebe für ſein deutſches Vaterland, wegen ſeines Eifers für Künſte und Wiſſenſchaften und wegen ſeiner menſchenfreundlichen Geſinnungen und insbeſondere ſeiner Wohlthätigkeit vor hundert andern einen würdigen Biographen verdient. Weiße ſelbſt würde ſich dazu aufgeworfen haben, wenn er von deſſen vorhergehenden Lebensumſtänden mehr Nachricht gehabt hätte, oder Verwandte da geweſen wären, welche ihm Unterricht hätten geben können. Hagedorn verſprach ihm ſelbſt Anekdoten aus ſeinem Leben aufzuſetzen, hat ihm auch einmal bey Gelegenheit der Biographie ſeines Bruders in den Biographien deutſcher Dichter von Schmidt in Gießen einen Bogen voll zugeſchickt, der ſich aber leider verloren hat. Ueberdieß verſprach bey ſeinem Tode der Herr Bibliothekar Daßdorf Hagedorns Leben zu ſchreiben. Durch eingetretene Verhinderungen iſt dieſes aber zuletzt ganz unterblieben. Noch wäre es vielleicht Zeit das Andenken eines hochverdienten Mannes zu erhalten, und eine Ungerechtigkeit zu verhüten. — Von ſeinem menſchenfreundlichen Sinne mögen hier nur zwey Anekdoten ſtehen. Nach dem unglücklichen Bombardement von Dresden ſammelte er unter ſeinen Freunden in Hamburg, Lübek, Bremen und an andern Orten Collecten für die verarmten Dresdner, gieng dann alle Tage unter den Ruinen der zerſtörten Stadt herum und theilte nach Beſchaffenheit der Umſtände Almoſen unter die Unglücklichen, beſonders unter verarmte Künſtler und Handwerker aus. Er hielt ſich hierüber ein ordentliches Journal und beſchrieb Weißen aus demſelben oft die rührendſten Auftritte. — Was den Werth ſeiner Wohlthätigkeit zu dieſer Zeit erhöhete, war die Beſchränkung ſeiner eignen Lage. Sein Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt und er gerieth oft in große Verlegenheiten. — Als er durch Weißen erfuhr, daß das Wayſenhaus ſeiner Vaterſtadt Annaberg der Unterſtützung ſehr bedürftig wäre, übergab er demſelben höchſt bereitwillig die ſämmtlichen Platten ſeiner radirten Landſchaften, damit er ſoviel Abdrücke, als ſich nur immer Käufer dazu fänden, beſorgen und den Ertrag dem Wayſenhauſe zuſenden konnte. Daß dieſer Ertrag nicht ſo groß geweſen iſt, als Beyde es hofften, hat an ungünſtigen Nebenumſtänden und an mehrern Kunſthändlern gelegen, welchen der Verkauf der Abdrücke überlaſſen war und von welchen einige mit der Berechnung ganz zurückgeblieben ſind. *)

Als Weiße ſein Amt angetreten und ſich mit den Geſchäften deſſelben bekannt gemacht hatte, wurden die Muſen ſein Zeitvertreib. Alle Stunden, welche ihm von ſeiner Berufsarbeit übrig blieben, waren ihnen, dem Umgange mit den vorzüglichſten Gelehrten der Stadt und Univerſität Leipzig und der Correſpondenz mit auswärtigen Gelehrten und Künſtlern gewidmet. Von dem Jahr 1763 an ward ſein Herz und ein Theil ſeiner Zeit zwar noch auf andere Art beſchäftigt. Er ward Bräutigam und Ehemann. Aber die Götter, Amor und Hymen, waren mit den Muſen in freundſchaftlichem Vernehmen. Es verlangten weder die

---

*) Der Verſuch in radirten Landſchaften und Köpfen war 1752 und 53, die neuen Verſuche um das Jahr 1766 zu Dresden herausgekommen. Der erſte Verſuch iſt in des Papillon Dictionaire des Artistes unter dem lächerlichen Namen eines Künſtlers Mr. de Versuck aufgeführt. Dieſer Fehler iſt auch in engliſche Bücher dieſer Art eingeſchlichen. — Das letzte von den Blättern des Verſuchs iſt von dem Landſchaftsmaler Wagner, einem Schüler Dietrichs. Er gab die Platte dem ſel. Hagedorn, um deſſen Werke eine runde Zahl zu verſchaffen.

einen noch die andern die Zeit ausſchließend, ſondern ſie ließen ſich die Theilung gefallen. Weiße beſorgte daher von dem Jahre 1762 bis 66 die dritte Auflage ſeiner Gedichte, gab den zweyten, dritten und vierten Theil ſeiner Beyträge zum Theater und die verbeſſerte Auflage vom erſten Theile heraus, rückte mit der Bibliothek bis zum zwölften Theile fort und fieng die Neue Bibliothek der freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften an, dichtete zwey von ſeinen Operetten, und verbeſſerte zwey andere, ohne hier einige andere litteräriſche Beſchäftigungen zu nennen, welche weiterhin beſonders angeführt werden ſollen. Jetzt nur über manche der genannten Arbeiten und Verbindungen ein paar Worte. In den dritten Theil ſeiner Beyträge zum Theater nahm Weiße den umgeänderten Kriſpus, die Befreyung von Theben und den Mißtrauiſchen gegen ſich ſelbſt auf. Die Befreyung von Theben war das erſte Stück, worin er ſich getraute, das bisher gewöhnliche Sylbenmaaß und den Reim zu verlaſſen. Bis dahin hatte kein Trauerſpiel Hoffnung, auf die Bühne gebracht zu werden, was nicht in gereimten Alexandrinern geſchrieben war. Weiße trug durch die Befreyung Thebens, und noch mehr durch den Atreus, welchen er in den vierten Theil der Beyträge aufnahm, dazu bey, daß nach Art der engliſchen Trauerſpiele die reimfreyen Jamben eingeführt wurden. Vielleicht weil die Befreyung von Theben eins der erſten deutſchen Trauerſpiele in dieſem Sylbenmaaße war, iſt ſie nicht aufs Theater gekommen, da im Gegentheil Atreus und Thyeſt, in Hamburg, in Leipzig und anderwärts mit Beyfall gegeben worden iſt. Der vierte Theil der Beyträge enthielt nur dieſe eine Tragödie, dafür aber zwey Luſtſpiele: Amalia, welches Leſſing in der Dramaturgie für das beſte des Verfaſſers erklärt, und den Projektmacher. Amalia war nach der erſten Anlage auch ein Trauerſpiel und wurde nur nach den Kritiken ſeiner Freunde in ein Luſtſpiel umgeſchaffen.

Eine andere Arbeit fürs Theater, zu welcher Weiße ſeit ſeinem Aufenthalt in Paris Neigung hatte, woran er aber erſt ſeit 1763 gieng, weil die Umſtände vorher ſie nicht begünſtigten, waren die Operetten. Ihn hatte in Paris das

Theatre italien vorzüglich angezogen und keine Stücken ihm beſſer gefallen, als die Favartſchen kleinen komiſchen Opern. Sie ſuchten nicht, wie die meiſten Italieniſchen durch Poſſenreißereyen und groteske Carrikaturen lautes Lachen zu erregen, ſondern ſtellten in Ausführung einer artigen Fabel, meiſtentheils auf dem Lande lebende Perſonen auf, in deren Munde der Geſang eines kleinen, leichten Liedchens der Natur ziemlich angemeſſen war. Dieſe Chanſons waren von ſo faßlicher und ſingbarer Melodie, daß ſie von dem Publico ſehr geſchwind behalten und nachgeſungen wurden und das geſellſchaftliche Leben erheiterten. Weiße erinnerte ſich, wieviel die beyden ähnlichen Stücke, der Teufel iſt los und der luſtige Schuſter, auch in Deutſchland Beyfall erhalten hatten, und ward daher geneigt bey ſeiner Rückkehr nach Deutſchland dieſe Art von dramatiſcher Unterhaltung mehr einzuführen. Er ſah wohl ein, daß die Operetten keine Werke der dramatiſchen Kunſt wären und hoffte nicht durch ſie den Kunſtſinn ſeiner Nation zu erhöhen; er dachte ſich die Ausſtellungen, welche die Aeſthetik dagegen machen würde; aber er fürchtete auch nicht, daß der Kunſtſinn des deutſchen Publicums durch dieſe theatraliſchen Unterhaltungen würde verdorben, wohl aber hoffte er, daß das allgemeine und das geſellſchaftliche Vergnügen würde befördert werden. Es ſchien ihm für die Deutſchen vortheilhaft, wenn ſie zum geſellſchaftlichen Geſang angeleitet würden. — Nur erſt, als nach dem Kriege die Kochiſche Geſellſchaft nach Leipzig zurückkehrte und ſich zugleich ein Compoſiteur fand, der in Weißens Idee eingieng, und zu dem leichten, faßlichen Geſang ein ausgezeichnetes Talent beſaß, führte dieſer ſeinen Vorſatz aus, und verpflanzte zwey oder drey franzöſiſche Stücke auf deutſchen Boden: Lottchen am Hofe, iſt die franzöſiſche Ninette à la Cour, und die Liebe auf dem Lande, Annette et Lubin mit la Clochette verbunden. Die Compoſitionen dieſer Stücke von dem vortrefflichen Hiller waren ſo einſchmeichelnd und faßlich, daß die Geſänge dieſer beyden Operetten ſehr bald zu Volksliedern wurden. Den allgemeinen Beyfall derſelben in Leipzig erhöhte die naive, reizende Vorſtellung der deutſchen Favart, Demoiſelle Steinbrecherin.

Zum Theil um ihrentwillen wurden dieſe Operetten und die verbeſſerten und erweiterten: der Teufel iſt los und der luſtige Schuſter, bey ſo vollem Hauſe gegeben, daß ſich die ſinkende Kochiſche Truppe dadurch vor dem Verfalle ſicherte, und auch dieſes eine Urſache ward, warum Weiße weiterhin die Jagd und den Aerndtekranz dichtete. Jene vier Operetten ſind erſt 1768 in zwey Bändchen gedruckt worden; verfertigt und geſpielt waren ſie viele Jahre vorher. Die Herausgabe ward dadurch beſchleunigt, daß der proſaiſche Theil auf den meiſten Theatern nur nach fehlerhaften Abſchriften geſpielt ward, mehrere Acteurs und Actricen die etwa entſtandenen Lücken nach eignem Gutdünken ausfüllten, und viele Plattheiten und Ungezogenheiten auf des Verfaſſers Rechnung giengen. Was dieſer übrigens zur Rechtfertigung dieſer theatraliſchen Arbeiten zu ſagen gewußt hat, hat er in den Vorreden zu den verſchiednen Auflagen angeführt.

Dem Umgange mit Gelehrten, Künſtlern und andern geiſtreichen Perſonen, an denen Leipzig immer reich geweſen iſt, waren gemeiniglich einige Abendſtunden, ſo wie den Beſuchen der Buchläden, die kleinern Zeitabſchnitte zwiſchen der Frühaarbeit, und der Tiſchzeit oder zwiſchen andern beſtimmten Geſchäften gewidmet. Unter dem Eintragen der abgelieferten Steuern in das Manual und den unzähligen Quittungen, beſorgte er meiſtentheils ſeine Correſpondenzen; die erſten Frühſtunden und die größere Stille, welche des Nachmittags auf der Expedition zu herrſchen pflegte, war für die genannten Belletriſtiſchen Arbeiten beſtimmt. Die Correſpondenzen hatten ſich ſehr vermehrt. Denn es waren zu den bereits genannten, welche ununterbrochen fortdauerten, der Briefwechſel mit Huber in Paris, mit Salomon Geßnern in Zürich, mit Thümmel in Coburg, mit Heyne in Göttingen, mit dem Geheimen Regierungsrath Brandes in Hannover, mit dem daſigen Secretär der Bibliothek, Raſpe u. m. a. hinzugekommen. Unzählige Briefe mußte Weiße an junge Dichter ſchreiben, welche ihm ihre Erſtgeburten vorlegten und eine Correctur derſelben oder eine Kritik darüber verlangten. Die Veranlaſſung zum Briefwechſel mit Geßnern gab Hr. Huber und zwar gerade zu einer Zeit, wo Weiße zum erſten Male von den Schweitzer Belletriſten angegriffen wurde. Dieſe, und insbeſondere Bodmer, waren nicht nur mit allen, die aus Gottſcheds Schule hervorgegangen waren, höchſt unzufrieden und ſahen mit Verachtung auf ſie herab, ſondern ſie ärgerten ſich auch an den vorzüglichſten deutſchen Dichtern, welche in ihren Werken einen freyern Ton anſtimmten und weder von der ſchwerfälligen Sprache und den holperichten Hexametern Bodmers und ſeiner Nachahmer, noch von der Frömmeley anderer Schweitzer etwas wiſſen wollten. Am aufgebrachteſten waren ſie gegen diejenigen, welchen ſie Antheil an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zutrauten. Sie ſchickten daher gegen Leſſing, Uz, Gleim, Weiße u. a. einen wütenden Brief, deſſen Verfaſſer Bodmer war, nach Paris an den Abbé Arnaud, den Herausgeber des Journal étranger; vermuthlich um die genannten Dichter von einer recht empfindlichen Seite anzugreifen und ſie an dem Ort lächerlich und verhaßt zu machen, wo ſie durch Hubers Ueberſetzung einiger ihrer Gedichte von einer beſſern Seite bekannt worden waren. Freylich mochten jene nicht fürchten, daß der Abbé Arnaud durch ſeine Anmerkungen zu ihrem Briefe den empfindlichſten Streich auf ſie zurücklenken würde; welches aber wirklich geſchah. Deswegen ſuchte auch in der Folge Bodmer ſeinem Zorne, insbeſondre gegen Weißen, auf andern Wegen Luft zu machen. Kurz vorher, ehe Bodmer den erſtgenannten Brief nach Paris ſchickte, hatte Huber mehrmals ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit Weißen in Briefen an Geßnern erwähnt. Dieſer ſchrieb ihm anfangs: Weiße werde ſo wenig ſein Freund, als irgend eines Schweitzers ſeyn; die Verfaſſer der Bibliothek zeigten einmal einen entſchiednen Widerwillen gegen alles, was aus der Schweiß käme. Da ihm indeſſen Huber die Verſichrung geben konnte, daß Weiße ihn ſehr hoch achte, ſo trat er mit dieſem in einen freundſchaftlichen Briefwechſel. Er nahm nicht den geringſten Antheil weder an der Fehde, welche Bodmer mit Weißen zu erzwingen ſuchte, noch an andern litterariſchen Kämpfen zwiſchen den Schweitzern und Deutſchen. Die Erzählung von den fortgeſetzten Angriffen Bodmers auf Weißen und die endliche Ausſöhnung Beyder mag gleich hier ihre Stelle finden, damit die Schilderung ehelicher und häuslicher Freuden, und einiger durch ſie veranlaßter litterariſcher Arbeiten nicht durch ſie unterbrochen werde. Als Sulzer im Jahr 1764 auf einer Reiſe in ſein Vaterland nach Leipzig kam, ſchloß er ſich aufs freundſchaftlichſte an Weißen an, und war, ſo lange ſein Aufenthalt dauerte, täglich in deſſen Hauſe. Bey der Abreiſe begleitete ihn dieſer noch bis zu ſeinem Wagen. Hier fragte ihn Sulzer, ob er ihm nicht noch etwas unterwegs zu leſen mitgeben könnte. Weiße war eben aus dem Buchladen gekommen und hatte das neueſte Stück der Bibliothek bey ſich, welches er ihm gab. Zum Unglücke ſtand in demſelben eine ziemlich ſcharfe Kritik über Bodmers neueſte Trauerſpiele, Julius Cäſar, Oedip u. a., welche den Herrn von Gerſtenberg zum Verfaſſer hatte. Vermuthlich glaubte Sulzer, Weiße habe ſie ihm abſichtlich in die Hände geſpielt; was dieſem nicht in die Gedanken gekommen war. Als Sulzer aus der Schweitz zurückkehrte, beſuchte er ihn zwar in Geſellſchaft von Lavater, Füesly und Heß, die damals wegen ihrer patriotiſchen Aeußerungen gegen einen ungerechten Landvoigt auf der Flucht waren. Kaum aber hatte er ſich geſetzt, als er in den kräftigſten Ausdrücken gegen diejenigen zu declamiren anfieng, welche Bodmern nicht für den größten unter den lebenden Dichtern hielten. Weiße konnte ſich einige Zeit den Grund ſeiner heftigen Aeußerungen und die Kälte ſeines Betragens nicht erklären, bis er bald nach jenes Rückreiſe kurz hinter einander aus drey Buchläden das Manuſcript einer neuen Sammlung Trauerſpiele von Bodmer: **Junius Brutus** u. ſ. f. welche Parodien der Weißiſchen ſeyn ſollten, zugeſchickt bekam. In dieſem Manuſcript war aus Verſehn des Empfängers ein Brief Sulzers an einen gewiſſen Gellius, den Herausgeber des Cäſars, (einen arbeitſamen Ueberſetzer der damaligen Zeit, der ſich überdieſes durch ſeine Anmerkungen über Kunſtrichter und eine ſeltſame Orthographie und Schreibart bekannt zu machen ſuchte) liegen geblieben, worin jener ihn aufgefodert hatte, Bodmers Trauerſpiele in Leipzig drucken, und eine heftige Vorrede dazu gegen Weißen nach den Puncten, welche er ihm vorzeichnete, verſetzen zu laſſen. Er hatte hinzugefügt: ſie könnten zwar in der Schweitz oder zu Berlin gedruckt werden, er habe ſich aber Leipzig beſonders dazu auserſehen, um Weißen bey ſeinen Landesleuten zu demüthigen, weil er hier Bodmers Credit am meiſten geſchadet hätte. So wenig es Weißen entgegen geweſen wäre, wenn ſich in Leipzig ein Verleger gefunden hätte, und ſo gern er ſelbſt dazu behülflich geweſen ſeyn würde; ſo hatten doch die Buchhändler zuviel Freundſchaft und Liebe für ihn. Keiner nahm das Werkchen in Verlag und Bodmer ſah ſich genöthigt, es in Zürich auf ſeine Koſten drucken zu laſſen. Klotz in Halle, und Riedel in Erfurth, die dazumal durch ihre kritiſchen Journale viel Unruhe in der litterariſchen Welt verurſachten, warfen ſich ohne Weißens Veranlaſſung zu ſeinen Waffenträgern auf, welches er ſich verbeten haben würde, wenn ſie ihn im Voraus davon unterrichtet hätten, denn er ſchätzte Bodmers wirkliche Verdienſte zu hoch, als daß er ihn in dieſe Hände hätte hingeben ſollen. Hinterdrein mußte er bey dieſen Männern eine gute Miene zu einem ſchlimmen Spiele machen, doch iſt ihm die muthwillige Aeußerung über Bodmern, welche er ſich in einer unbewachten Stunde in einem Briefe an Klotzen erlaubt hatte, und welche allenfalls in einem vertraulich geglaubten Schreiben verziehen werden konnte, nach der berüchtigten Herausgabe der vertrauten Briefe an Klotzen höchſt beſchämend geweſen. In der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſchwieg Weiße gänzlich, auch als Bodmer ihn ſpäterhin in einer wahren Pasquinade angriff und noch 1769 einen traveſtirten Romeo und Julie nach Leipzig ſchickte. Wieland, der in eben dieſem Jahre Weißen mit einer Zueignungsſchrift ſeiner Muſarion beehrte, erwähnt darin der Fehde mit Bodmern und wünſcht den Frieden. Wahrſcheinlich hat auch er mit dazu beygetragen, daß Bodmer einige Jahre vor ſeinem Tode (1777) einen freundſchaftlichen Verſöhnungsbrief an Weißen ſchrieb und erklärte, er habe ſich das allgemeine Vorurtheil der Schweitzer hinreißen laſſen, aber er höre von allen Fremden, welche ihn beſuchten, ſo viel Gutes von Weißen, daß er ſich genöthigt

genöthigt ſähe, um Vergeſſenheit des Vergangnen zu bitten und ihm ſeine Freundſchaft anzutragen. — Er legte zugleich das Geſchenk von einigen ſeiner Schriften bey. Weiße verſicherte ihn, von ſeiner freundſchaftlichen Erklärung gerührt zu ſeyn und bey allem Vorgefallenen doch aufrichtige Hochachtung gegen ihn bewahrt zu haben. — Es war beydes volle Wahrheit und Weiße freute ſich herzlich, daß er nichts zur Kränkung Bodmers gethan oder begünſtigt hatte.

Als er 1762 zuerſt erſucht wurde, den Angriff im Journal étranger mit gleichen Waffen abzuwehren, hatte er für Streitigkeiten irgend einer Art gerade am wenigſten Sinn. Es beſchäftigten ihn gegen das Ende dieſes Jahres weit freundlichere Gefühle und Entwürfe. So treu er vor dem Antritt eines beſtimmten und einträglichen Amtes ſeinem Grundſatze geblieben war, ſich mit keinem Mädchen in ein Eheverſprechen einzulaſſen, oder nur die Vermuthung einer künftigen ehelichen Verbindung aufzuregen; ſo wenig wehrte er, nachdem ſeine Verſorgung in Leipzig gewiß war, ſeinen Augen und ſeinem Herzen, die Wahl einer Gattin einzuleiten. Doch dieſe war bald entſchieden. Er war in genauer Verbindung mit dem Appellationsrath D. Platner, dem älteſten Sohne des berühmten Hofrath Platners, der zuerſt in Deutſchland die Chirurgie mit der Medicin in genauere Verbindung gebracht und als Arzt in großem Anſehn geſtanden hatte. In jenes fröhlichem und geiſtreichem Umgange hatte er viele und glückliche Stunden genoſſen, ehe er noch ans Heyrathen dachte. Jetzt ward er durch ein Zuſammentreffen kleiner Umſtände mit der jüngern Schweſter deſſelben bekannt, und faßte ſehr bald für dieſe eine ſehr lebhafte Neigung. Es paßte für den Dichter der Liebe, der kein verliebtes Paar ohne Schwierigkeiten hatte vereinigt werden laſſen, nicht übel, daß auch ſeiner Neigung ſich einige Bedenklichkeiten entgegenſtellten. Einer ſeiner vertrauteſten Freunde erklärte ihm, gerade wie er die erſte Zuneigung gefaßt hatte und ohne von Weißens Empfindungen etwas zu ahnen, daß ſein Herz von derſelben Perſon gefeſſelt ſey. Weiße verrieth ſich nicht, ward aber nun bedenklich, ob er ſich um die Liebe eines Frauenzimmers bewerben dürfe, für welche ſein Freund ſich erklärt hatte und um welche er nächſtens anhalten wollte. Er trug wirklich die Frage lange genug für einen Liebhaber mit ſich umher, und konnte nach ſeiner ängſtlichen Gemüthsart nicht umhin, das Urtheil eines andern Freundes ſeines Herzens zuvor abzuhören. Der Baron von Haxthauſen, mit welchem er von den Univerſitätsjahren her innigſt verbunden war und bis in die ſpäteſten Jahre verbunden geblieben iſt, überwand indeſſen durch einen ſehr herzlichen Brief, der eben ſo den angegebenen Fall in den richtigen Geſichtspunkt ſtellte, als voll ſchöner Maximen für Liebhaber und junge Ehemänner war, Weißens Bedenklichkeiten um deſto leichter, je mehr ſeine Gründe von der wachſenden Neigung unterſtützt wurden. Aber die Geliebte hatte zu derſelben Zeit mehrere andere Parthieen, wovon ihre treffliche Mutter, die Weißen wenig kannte, zwey ſehr nachdrücklich beförderte! Er mußte daher eilen, ſich der Neigung der Tochter zu verſichern, und es darauf wagen, daß jene bey näherer Bekanntſchaft ihre Einwilligung nicht verſagen würde. Er ſchrieb an ſeine Geliebte, ſchilderte ihr ſich, ſeine Lage, ſeine Einkünfte und hielt um ihre Hand an — und es gelang ihm. Es vergieng auch kurze Zeit, ſo erhielt er nicht nur die Bewilligung der Mutter, ſondern auch ihre volle Zufriedenheit, Freundſchaft und Zuneigung, ſo wie ſie ſchon längſt ſeine ungetheilte Hochachtung und Verehrung gehabt hatte. Sie iſt in Leipzig noch als die achtungswürdigſte Matrone bekannt, welche bis in ihr 86ſtes Jahr durch ihre Erfahrung, Weisheit, Redlichkeit und ihren hohen Anſtand auf Kinder und Kindeskinder vortheilhaft wirkte. Sie war das Ideal einer bejahrten Mutter und Großmutter. — Noch vor Weißen hatte ſich D. Teller, damals Generalſuperintendent und Profeſſor zu Helmſtädt um die innigſte Jugendfreundin ſeiner Geliebten, welche von ihrer Mutter mit ihr auferzogen war, eine Tochter des verſtorbenen Doctors und Profeſſors der Theologie zu Leipzig, Börner, beworben und ihr und ihrer Pflegemutter Jawort erhalten. Es wurde daher beſchloſſen, daß beyde Paare an einem Tage, den 6ten Junius 1763 getraut und ihre Hochzeitfeyer vollzogen werden ſollte. Teller nannte deswegen Weißen im Umgange und in Briefen nicht anders, als ſeinen Eheſtandscollegen. Profeſſor Ramler beehrte den letztern bey dieſer Gelegenheit mit der ſchönen Ode an Hymen, welche in ſeinen Gedichten ſteht, und legte ihm den griechiſchen Namen Leukon bey. Die Flitterwochen und Jahre ſeiner Ehe wurden nun zwar durch die ſchon vor der Hochzeit eintretende Kränklichkeit ſeiner Geliebten und jungen Gattin etwas getrübt. Aber ungeachtet dieſer langwierigen Kränklichkeit, und bey vieler häuslichen, zum Theil bekannt gewordenen Noth, ward ſie bald ſeine vertrauteſte Freundin, ſeine liebſte Geſellſchafterin, die ſorgſamſte Hausfrau; die zärtlichſte Mutter ſeiner Kinder, ſeine treuſte Pflegerin in vielen ſchweren Krankheiten, ſeine Stütze bey einigen großen Unfällen und Verlegenheiten. Seine Liebe zu ihr iſt wie die ihrige zu ihm ſich unveränderlich gleich geblieben, wird bis an den letzten Hauch ihres Lebens fortdauern und auch durch den Tod nur erhöht und veredelt werden. —

Unter die geachtetſten Freunde in Leipzig, mit welchen Weiße in enger Verbindung lebte, gehörte der verewigte Zollikofer. Sie hatten ſich einander ſogleich gefunden, als dieſer nach Leipzig gekommen und hier als deutſch-reformirter Prediger angeſtellt worden war. Ihre Verbindung ward auch nie durch den kleinſten widrigen Vorfall getrübt, vielmehr durch manchen gemeinſchaftlichen Freund, eine Zeit lang beſonders durch Garve, noch feſter geknüpft. Zollikofer faßte im Jahr 1763 den Vorſatz, für ſeine Gemeine ein neues Geſangbuch zu ſammeln. Dieſes Unternehmen war damals nicht leicht auszuführen. Von neuen geiſtlichen Liedern waren nur die Gellertſchen, zwey Bände der Schlegelſchen und die Klopſtockiſchen vorhanden. Die Neanderſchen erſchienen im Druck erſt während des Sammelns. Mit der Herausgabe eines zweckmäßig eingerichteten Geſangbuchs war Zollikofern noch niemand vorangegangen. Er foderte daher Weißen zu ſeinem Gehülfen auf. Dieſer ſchrieb an alle ſeine poetiſchen Freunde, und erhielt gegen zwanzig Lieder von Cramer, zwölf von Funke in Magdeburg und einige von Adolph Schlegel, Uz u. a. Er ſelbſt verfertigte eine kleine Anzahl neuer, (wovon er fünfe mit Gewißheit als die ſeinigen nennen kann: Allen

Chriſten und auch mir ꝛc. Du gabſt mir, Ewger, dieſes Leben ꝛc. Was hilft es mir ein Chriſt zu ſeyn ꝛc. Welch hohes Beyſpiel ꝛc. Wie ſanft ſehn wir den Frommen ꝛc.) und verbeſſerte viele der Alten, wobey er aber auch oftmals die Vorſchläge ſeiner Freunde benutzte und daher noch weniger anzugeben im Stande iſt, was er ſich von den Verbeſſerungen zueignen darf. Das neue Geſangbuch, welches Zollikofer auf dieſe Weiſe ſammelte, war unſtreitig das erſte, was eine zweckmäßige Einrichtung erhielt, andern Gemeinden zur Nachahmung diente, hier und da Läuterung und Aufklärung religiöſer Begriffe und bey noch mehrern eine vernünftige Andacht und Gottesverehrung beförderte. Zollikofer erwarb ſich durch ſein Unternehmen ein großes Verdienſt um Sachſen, und Weiße freute ſich, daß er ihn daran hatte Theil nehmen laſſen. Zollikofer rühmte deſſen Beyſtand in der Vorrede zu der erſten Auflage. In eben dieſer Vorrede waren aber die Fehler der gewöhnlichen Geſangbücher mit Nachdruck gerügt. Das wollte man damals, wo noch an keinem Orte Sachſens ein verbeſſertes Geſangbuch vorhanden war, nicht geſchehen laſſen. Es ward deswegen dem Verleger befohlen, ſchon bey dem Verkauf der erſten Auflage dieſe Vorrede wegzunehmen. Gegen die Lieder ſelbſt konnte um ſo weniger etwas eingewendet werden, da ſie Zollikofer der theologiſchen Facultät, deren Dekanus damals D. Cruſius war, zur Cenſur übergeben hatte. Wohl aber brachte der Hofrath Bel eine Klage wider den Titel an: Daß auf denſelben geſetzt ſey: Geſangbuch für die hieſige reformirte Gemeinde, da die Reformirten nicht das Recht hätten, ſich eine Gemeinde zu nennen. Zollikofers Sanftmuth ließ ſichs gefallen, daß der Titel ohne Weiteres ſo, wie er jetzt iſt, umgedruckt wurde. Noch war aber dieſem und Weißen ein ernſtlicherer Angriff zugedacht. D. Georgi, Prof. der Theologie und im Jahr 1767 Dekanus der theologiſchen Facultät in Wittenberg, ſchrieb, einverſtanden, wie man ſagte, mit einem andern dortigen Profeſſor der Theologie, D. Weikmann, in dem Pfingſtprogramm der Univerſität gegen das neue Geſangbuch, und ſtellte Zollikofern als Socinianer, Weißen als einen Krypto-Calviniſten dar. Die kritiſchen Zeitblätter nahmen ſich aber Beyder, zum groſſen Nachtheil des D. Georgi, an. Zollikofer verhielt ſich in völliger Ruhe, und Weiße that weiter nichts, als daß er etliche Dutzend Exemplare verſchrieb und ſie an ſeine Freunde austheilte. Der Conferenz-Miniſter Fritzſche in Dresden aber, ein aufgeklärter Mann, (Verfaſſer der zuverläſſigen Gedanken in der Einſamkeit, die Weiße zum Druck befördert hatte) ſchrieb dieſem, daß D. Georgi einen derben Verweis von dem Kirchenrathe wegen ſeines Angriffs erhalten habe. Warum D. Georgi Weißen zum Krypto-Calviniſten gemacht habe, iſt dieſem nicht mehr erinnerlich und das Programm nicht mehr zur Hand. Vielleicht war es jenem anſtößig, daß er ſich mehr mit der Bibel als nach dem Syſtem der Theologie ausgedrückt hatte. Die Sprache der Bibel ſchien Weißen jederzeit, ſo weit ſie verſtändlich und wirklich deutſch iſt, für geiſtliche Lieder paſſend; denn ſie iſt Sprache der Andacht geworden. So wie ihm ebenfalls zur Erhöhung der Andacht die Anſpielung auf ein verſtändliches Dichterbild der Bibel, auf einen nachdrücklichen Ausſpruch derſelben zweckmäßig vorkam.

Dieſer Meynung waren ebenfalls die poetiſchen Freunde, welche Theil an dem Zollikoferiſchen Geſangbuch nahmen. Sie iſt auch lange die herrſchende geblieben, und gewiß würden die Sammler neuerer Geſangbücher vielem und ſcharfem Tadel entgangen ſeyn, wenn ſie nicht aus allzu großer Scheu vor anthropomorphiſchen Vorſtellungen von Gott und vor religiöſen Vorurtheilen, die Dichterſprache und die bildliche Darſtellungsart der Bibel in den aufgenommenen Liedern geſtrichen hätten. Ihre Geſangbücher, die ſonſt unſtreitig große Verdienſte haben, ſind dadurch um den Beyfall manches Liederfreundes gekommen, der durch den Geſang nicht ſeinen Verſtand allein beſchäftigen, ſondern ſeine Gefühle zugleich beleben will. Weiße kann nicht glauben, daß ſeine Lieder in ihrer urſprünglichen Geſtalt einer lautern Frömmigkeit ſchaden, oder nach den in ſpätern Geſangbüchern getroffnen Veränderungen ihre Beſtimmung ſichrer erreichen werden. Deswegen hat er gewünſcht, daß die von ihm geachteten Sammler des Neuen Leipziger Geſangbuches, welches 1796 herausgekommen iſt, bey den Aenderungen, die ſie mit ſeinen und ſeiner Freunde Liedern vornehmen zu müſſen, glaubten, ihn nicht ganz übergangen haben möchten. Er hätte es beſonders in Rückſicht auf die ſeinigen gern geſehen, wenn ſie ihn zu Rathe gezogen hätten. Vielleicht war es ihnen zu wenig bekannt, wie bereitwillig er ſtets ſeine Arbeiten nach den Kritiken und Vorſchlägen einſichtsvoller Männer verbeſſert hat. Ramler, Baſedow, Campe haben ſich ſehr leicht mit ihm über die Abänderungen vereinigt, welche der erſte mit einigen von Weißens lyriſchen Gedichten bey der Aufnahme in die Blumenleſe, und die beyden andern mit deſſen Kinderliedern und Kinderkomödien nach dem beſondern Zweck des Elementarwerkes und der Kinderbibliothek vornehmen wollten. Weiße darf ſich übrigens das Zeugniß geben, daß er ſeine Verwunderung über die willkührliche Entkleidung ſeiner Lieder von der dichteriſchen Sprache und Darſtellungsart der Bibel niemals öffentlich geäußert und die unfreundlichen Rügen, welche ſich andere darüber erlaubt haben, gemißbilligt hat.

Iſt übrigens das Schickſal ſeiner geiſtlichen Lieder zur Kenntniß des Hofrath Käſtner gekommen, wie es wohl geſchehen ſeyn kann, ſo wird er es als das Recht der Wiedervergeltung angeſehen haben, das an Weißen geübt worden iſt, weil dieſer und die übrigen Theilnehmer an dem Zollikoferiſchen Geſangbuche ſich Aenderungen alter und insbeſondere einiger Lieder von Luthern erlaubt hatten. Käſtner ſchrieb nach der Erſcheinung des Georgi'ſchen Programms einen Brief an Weißen, der wegen der Originalität der Gedanken erhalten zu werden verdient.

„Ich wollte daß ich mit Ihnen über die Wittenberger weinen oder ſchelten könnte. Aber ich muß weidlich lachen, daß ein Poet und ein Kritikus nicht abgehärteter iſt. Iſt es nicht beſſer in die Hände Weikmanns zu fallen, als in die Hände Klotzens? Wäre ich ein Orthodox, ich wollte Sie anders züchtigen. Ich wollte Ihnen auflegen, die Ode auf die heiligen Engel, welche im Namen des Rectors gemacht worden iſt, ſo zu verbeſſern, daß ſie in ein vernünftiges Geſangbuch kommen könnte. Ich bin ſicher, Sie und Zollikofer ſollten zuſammen daran arbeiten, wie einmal ein armer Teufel an einem Dache, das er gerade machen ſollte.

Was werden Sie aber vollends für ein Geſicht machen, wenn Sie leſen, daß der Mathematikus, der Wolfianer, der Satirikus, und was Sie ſich ſonſt alles Unorthodoxe bey dem Namen Käſtner denken können, dießmal nicht auf der Seite des Witzes, ſondern auf der Wittenberger ihrer iſt? Ich bin im Ernſte der Meynung: 1) Man ſollte Luthers und andere alte Lieder ungeändert laſſen, 2) die Aenderungen, welche die Wittenberger angeführt haben, ſind meiner Empfindung nach keine poetiſchen Verbeſſerungen.

Quoad 1. haben, juriſtiſch zu reden, die Gemeinen, die ſich bisher dieſer Lieder bedient haben, ein jus quaesitum darauf, und über ſeine Lieder hat ſich D. Luther längſt ſo erklärt, daß er Aenderungen darinnen verbittet. Das könnte man doch ſo gelten laſſen, wie ſonſt ein Teſtament eines ehrlichen Mannes. Am allerwenigſten iſt es erlaubt, die Lieder ſo zu ändern, daß eine andere Secte ſie mitſingen kann. Das heißt die Lieder des preuſſiſchen Grenadiers in usum eines Erzherzogs caſtriren. Man laſſe jede Parthey von ihren Glaubensmeynungen ſo gut ſingen, als ſie kann. Iſt es den Lutheranern gefährlich das Stabat des Pergoleſe anzuhören? Davon der Text, mit aller Ehrerbietung für die päbſtliche Heiligkeit des Verfaſſers, unendlich weit unter Luthers Liedern iſt. Sind ſolche Lieder nicht für die Gemeine, ſo laſſe man ſie für die Gemeine ungeſungen, wie unſere Prediger Luthers Tomos ungeleſen laſſen.

Quoad 2. muß ich bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für D. Luthern habe und ihn in Abſicht auf die Eigenſchaften des Herzens und des Genies für einen der größten Geiſter halte. Ich vermuthe alſo nicht, daß jemand, auch mit einem neumodiſchen feinen Witze und den beſſern Einſichten unſrer Zeiten dieſen alten Dichter da glücklich beſſern wird, wo ſein Herz redet. Zumal wenn man in den Prüfungen nicht geweſen iſt, die ihn gebildet haben. So geſtehe ich, daß mir die Aenderung der zweyten Zeile in: Erhalt uns Herr ꝛc. vorkommt, wie ein Vers aus der Aeneis ins Schwarzische *) überſetzt. — — Ich denke eben ſo von den Aenderungen im „Herr Gott dich loben wir.“ Dieſes Lied hat durch und durch in Ausdrückungen und im Gange ſo was feyerliches, daß Neuerungen darin machen mir ſoviel iſt, als von einem alten Wappen die Helme und die Pfauenſchwänze wegnehmen und ſtatt deſſen brodirte Hüte mit weißen Federn darauf ſetzen.

Sehen Sie wohl, ſo würde ich geſchrieben haben, wenn ich Profeſſor Matheſeos in Wittenberg wäre und im Namen des Prorectors auf Anordnung der theologiſchen Facultät das Programm hätte ſchreiben ſollen. Ich habe über Aenderungen in Kirchenliedern ſchon ſo lange ich hier bin Betrachtungen angeſtellt, weil vorlängſt ein unpoetiſcher Geiſt ausgegangen iſt, die Theologen der hieſigen Lande zu verführen, daß ſie ein Geſangbuch gemacht haben, in dem faſt alle alte Lieder verändert

---

*) Die Ueberſetzung des Virgils von Schwarze war damals ſehr bekannt. d. H.

und gröſtentheils durchwäſſert ſind; wodurch meine Andacht beym öffentlichen Gottesdienſte ſehr gehindert wird. Denn was es für Poeten geweſen ſind, die dieſe Verbeſſerungen unternommen haben, können ſie aus dem Anfange eines neuen chriſtlichen Glaubens ſehen:

Ich glaub an einen Gott allein
Der alle Dinge groß und klein

Wie ſie der Hirte austreibt! fiel mir hierbey ein und ich ſang nicht weiter. Das Luſtigſte iſt, daß manchmal dieſer neue Glaube nach Luthers altem geſungen wird. — So gab mir einmal jemand nach einer Taſſe Chocolade ein groſes Glas Waſſer zum Abkühlen.

Nun, wenn Sie mit meinen Gedanken über die Verbeſſerungen der Kirchenlieder nicht zufrieden ſind, ſo ſagen Sie mit Canizen:

Er ſchreyt: Mein alter Rock! der wird mir beſſer ſtehn!
Gebt ihm den alten Rock, und laßt den Narren gehn.

Beym Caniz fällt mir ein, daß es ſich Buchta in ſeinem Muffel zur Sünde anrechnet:

Mich ergötzte Caniz Flöte, die bey Doris Aſche
klang,
Mehr als Luthers alte Harfe, die der Gottheit
Lob beſang.

Mir aber hat ohne Abſicht auf die Sünde geſchienen, wenn Buchta Empfindungen von der Poeſie gehabt hätte, ſo würde ihn ſchon deswegen Luther größer, als Caniz geſchienen haben.

Sehen Sie, ſo eine Diſſertation über die Veränderungen in Luthers Kirchenliedern — wäre das ein Stückchen in die Neue Bibl. d. ſ. W.

Ich verharre u. ſ. w.

Gött. den 9. Nov. 1767.

A. G. Käſtner.

Im Jahr 1765 war Weiße zum erſtenmal Vater geworden. Seine innige Freude darüber und die Anhänglichkeit an das kleine Geſchöpf ward Urſache, daß er oftmals in der Nähe deſſelben war und die abgeſchmackten Lieder der Amme und Kinderwärterin ſingen hörte. Das brachte ihn auf den Entſchluß, kleine moraliſche

Lieder für Kinder zu dichten. Er führte ihn aus und ließ die Sammlung derſelben im folgenden Jahre drucken. Es ſchien einem Bedürfniß der Zeit damit abgeholfen zu ſeyn, denn ſie wurden ungemein beyfällig aufgenommen. Der Däniſche Capellmeiſter Scheibe hatte ſie ſchon nach der Handſchrift in Muſik geſetzt. Ihm folgten, nachdem ſie vermehrt im Druck erſchienen waren, in Leipzig Hunger und Hiller. Mit den angenehmen Melodien dieſer Tonkünſtler verſehen, verbreiteten ſie ſich überall und erweckten ihm Freunde und Gönner unter ſehr verſchiednen Ständen. Das Vergnügen darüber, wie über eine gelungene Bemühung anderer Art, mußte ihn in dieſem Jahre ſchadlos für den Verdruß halten, den ihm ein großes Unglück bey ſeiner Steuercaſſe verurſachte.

In der Oſtermeſſe nehmlich 1766 gieng ihm gerade zur Zeit einer bevorſtehenden Unterſuchung der Caſſe einer ſeiner Copiſten durch, der ihm 2100 Rthlr. veruntraut hatte und dieſe vielleicht zum Theil mitnahm. Weiße ward bey ſeinem reizbaren Nervenſyſtem von dem Schreck ſo heftig angegriffen, daß er in den erſten Stunden, wo der Defect erſetzt werden mußte, nicht im Stande geweſen wäre für ſich zu handeln. Seine entſchloßnere Gattin, das Zuvorkommen des D. **Erneſti** und die Thätigkeit des Buchhändler **Reichs** hatten den ganzen Erſatz herbeygeſchafft, ehe Weiße ſelbſt für ſich ſorgen konnte. D. **Erneſti**, deſſen vorzüglicher Liebe ſich Weiße jederzeit erfreut hatte, ſchickte ihm auf die erſte, zufällig erhaltne Nachricht von dem Unfalle 500 Rthlr. zu, und Reich, bey ſeiner vorzüglichen Freundſchaft für Weißen und bey ſeiner großen Thätigkeit gieng auf die Verſicherung von Weißens Gattin, daß ſie ihr väterliches Erbe zur Bezahlung anwenden wolle, unverzüglich zu ſeinen Bekannten umher, um nur für den Augenblick das baare Geld aufzutreiben. Er fand es bey einem fremden Kaufmanne; verbürgte ſich zur Wiedererſtattung in zweyen Tagen und brachte die vollſtändige Summe zur Caſſe. Das Unglück ward um 8 Uhr entdeckt, und war um 10 Uhr in ſo weit abgewandt, daß Weiße vor Verantwortung geſichert war. Der Verluſt einer ſo großen Summe, von welcher ihm in der Folge nicht mehr als 300 Rthlr.

wieder erſtattet wurden, war für ihn und die Seinigen allerdings bedeutend. **Gellert** erfuhr dieſen Unfall erſt am dritten Tage; er eilte aber ſogleich zu Weißen und bot ihm ſein erſpartes Begräbnißgeld an. Und als dieſer D. Erneſti'n in der Michaelismeſſe das Darlehn zurückgab und die halbjährigen Intereſſen beylegte; ſchickte er die letztern mit einem Billet des Inhalts zurück: Er habe bey dieſer Gelegenheit Weißen, und nicht ſich einen Dienſt erzeigen wollen.

Wenn dieſe Dienſtfertigkeit ſeiner Freunde ſchon eine Erheiterung bey einem bedeutenden Unglück war, ſo war ihm auch in dieſem Jahre eine gelungene Bemühung ſehr erfreulich. Huber befand ſich in Paris keinesweges in einer günſtigen Lage. Er hatte mehrmals in Briefen gegen Weißen geklagt, und ſeinen Wunſch geäußert, nach Deutſchland zurückkehren zu können. Nun war im Jahre vorher der bisherige Lector der franzöſiſchen Sprache bey der Leipziger Univerſität, Mauvillon, Verfaſſer der Lettres Germaniques nach Braunſchweig berufen worden. Weiße ſuchte deswegen durch Vermittlung ſeines Freundes, Hagedorn, Hubern nach

Leipzig zu ziehen. Hagedorn empfahl dieſen der verwittweten Churfürſtin, und durch ſie gelang Weißen die Erreichung ſeiner Abſicht, einem Manne zu dienen, der durch ſeine Sprach- und Kunſtkenntniſſe, wie durch andere Verdienſte, der Univerſität ſehr nützlich werden konnte. Er ward als Lector der franzöſiſchen Sprache mit 300 Rthlr. Gehalt angeſtellt. Weiße bekam durch ihn einen geſchätzten Freund und eben ſo lehrreichen als angenehmen Geſellſchafter in die Nähe. Es war dieſes übrigens nicht das einzigemal, wo er von den gnädigen Geſinnungen der Frau Mutter unſeres Durchlauchtigen Churfürſten verſichert ward. Hagedorn hatte derſelben, einer Freundin und Kennerin der Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, ein Exemplar der Bibliothek, welche ihnen gewidmet war, überreicht. Sie nahm dieſes gnädig auf und äußerte einige Zeit nachher den Vorſatz, ebenfalls in der Bibliothek, wie es bey der Entſtehung derſelben geſchehen war, Preiſe für die beſten Trauerſpiele auszuſetzen. Dieſer Vorſatz blieb unausgeführt, aber 1766 erhielt Weiße aus der Meißner Porcellainfabrike die Anweiſung auf ein

Service zum Dejeuner als ein Geſchenk der Durchl. Churfürſtin, welches ihm wegen ſeiner Schönheit, aber noch weit mehr als Beweis der Zufriedenheit einer durch ihre Kenntniſſe und ihren gebildeten Geſchmack achtungswürdigen Dame große Freude machte.

Uebrigens wurde er jetzt immer mehr in litterariſche Beſchäftigungen und in einen ſehr weitläuftigen Briefwechſel verwickelt. Er wäre mancher aufgedrungnen Arbeit und vieler Correſpondenzen gern überhoben geweſen, wenn er ſie nur mit Anſtand hätte von ſich weiſen können. Am läſtigſten war ihm die Durchſicht und Beurtheilung ſo vieler zugeſchickten Manuſcripte von angehenden Schriftſtellern. So flüchtig das Leſen derſelben geſchehen mochte; es koſtete doch viele Zeit und Geduld. Er erinnert ſich, daß ihm zur Oſtermeſſe 1766 in acht Tagen eilf Handſchriften übergeben wurden, wovon die größere Zahl Wiener Jeſuiten zu Verfaſſern hatten. Darunter waren zum Theil Leute, welche Achtung verdienten. Unter ſeine neuen Correſpondenten gehörte Klotz und Riedel, mit welchen er gern außer Verbindung geweſen wäre, und ſobald als möglich außer Verbindung zu kommen ſuchte. Klotz machte ihn, wie er in der Folge oft zu bereuen Urſache gehabt hat, eine Zeit lang, vertraulich. Er hatte in ſeiner Ausgabe des Tyrtäus, der Weißiſchen Ueberſetzung rühmlich gedacht, ſchrieb Weißen einige Zeit darauf einen ſchmeichelhaften Brief und dann eine ſtrenge Kritik über die Poeten nach der Mode, was dieſen glauben ließ, er ſey in der That freundſchaftlich gegen ihn geſinnt. Er war es vielleicht auch anfangs, aber dabey ſehr leidenſchaftlich, und galt es die Befriedigung einer Leidenſchaft, ſo mißbrauchten er und ſeine Freunde alles, was ihnen in vertraulichen Briefen oder Geſprächen mitgetheilt worden war. Noch ehe Weiße ſelbſt die ſchlimme Erfahrung davon machte, wurde er ängſtlich und der Briefwechſel mit den beyden, gleichgeſinnten Männern ihm läſtig, weil er jedes Wort abzuwägen genöthigt war. Durch dieſe Bedachtſamkeit bey ſeinen Briefen entgieng er nun wohl größerm Verdruſſe, als 1773 durch den Herrn von Hagen Klotzens Briefwechſel mit deutſchen Gelehrten, dieſe Quelle unſäglichen Haders, herausgegeben ward; doch machten ihm immer einige Stellen manche unangenehme Stunden. Darunter gehörte die oben erwähnte muthwillige Aeußerung über Bodmer und eine bloß hiſtoriſch unrichtige Notiz, welche er Klotzen von einem gewiſſen Legationsſecretair Faber, deſſen Verwandte in Leipzig waren und der damals in Frankfurt am Mayn lebte, gegeben hatte. Die kleinen hiſtoriſchen Unrichtigkeiten in der ertheilten Notiz wurden bey der Bekanntmachung jenes Briefwechſels dem armen Manne zufällig ſo nachtheilig, daß, wie er Weißen in einem ſehr ſchonenden Briefe meldete, beynahe ſein eheliches und häusliches Glück dadurch geſcheitert wäre. Den Abdruck eines andern Briefes von Weißen an Klotz ſoll ein Freund des erſten dem Herrn von Hagen ausgeredet haben; weil vorauszuſehen wäre, daß derſelbe Weißen bittere Streitigkeiten zuziehen müßte. Dieſer hat ſich weder des Inhaltes des Briefes erinnern können, noch den Freund erfahren, der ihm einen ſo großen Dienſt erwieſen hat. Die empfindlichſte, nie verſiegbare Kränkung fügten ihm Klotz, Riedel und Conſorten dadurch zu, daß ſie bey dem Kampfe, worein ſie mit Leſſingen gekommen waren, Weißen dieſem gegenüber ſtellten, jenes theatraliſche Werke mit großer Partheylichkeit vorzogen, und ihn gegen die leſſingiſche Beurtheilung der Amalie und Richards des Dritten in der Dramaturgie auf eine höchſt indiscrete Art vertheidigten. Das war Leſſingen ſehr empfindlich und wie Weiße zu ſpät erfuhr, um deſto empfindlicher, weil dieſer nach ſeinen friedfertigen Geſinnungen in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zwiſchen den Kämpfenden ganz neutral zu bleiben ſuchte. Von dieſer Zeit an erkaltete Leſſings vieljährige Freundſchaft ſehr merklich. Unglücklicher Weiſe hatte man faſt zugleich deſſen Dramaturgie in Leipzig nachgedruckt und er geglaubt, Weiße müſſe davon Kenntniß gehabt haben und habe es aus Nachläßigkeit oder Gleichgültigkeit verſäumt, ihm Nachricht davon zu geben. Ueber dieſen Punkt nahm er nun wohl Weißens Rechtfertigung mit völligem Zutrauen auf, aber ohne ſich im übrigen von ſeiner empfindlichen Kälte abbringen zu laſſen. Weiße konnte lange Zeit auf die Urſache davon nur rathen, und wann ihm auch bisweilen die wahre einfiel, ſo verwarf er ſie wieder, weil er glaubte, Leſſing müſſe ſeinen Abſcheu vor aller Einmiſchung in Streitigkeiten kennen, und auch überzeugt ſeyn, daß er ſich die unbeſcheidenen Lobſprüche der Partiſane Klotzens keinesweges beſtelle oder ſich etwas darauf zu gute thue. Es erwies ſich aber in der Folge, daß er in dieſen Rückſichten zu verſchieden von ſeinem Jugendfreunde gedacht hatte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, Leſſings Geſinnungen gegen ihn zu erfahren, gelang ihm dieſes durch einen Freund; der aber doch nicht im Stande war, die alte Vertraulichkeit und Wärme zwiſchen Beyden wieder herzuſtellen, obgleich ihre Verbindung nie ganz aufgehört hat. Leſſing erklärte gegen jenen mit großer Lebhaftigkeit: Wenn auch der Kreisſteuer-Einnehmer Weiße nicht den geringſten Theil an allen Streitigkeiten mit Kloß und ſeinen Gehülfen hätte nehmen wollen, ſo hätte es doch der Herausgeber der Bibliothek thun ſollen. Für die Welt und die Nachwelt wäre es Pflicht, ſeine Gedanken zu entdecken, nicht über die Perſonen, ſondern über die Sachen, worüber geſtritten würde, ſobald man ein kritiſches Journal herausgäbe. Oder wenigſtens wäre es billig geweſen, daß, da die Klotziſche Secte beſtändig mit Weißens Namen gegen ihn zu Felde gezogen wäre, ihn in Klotzens Bibliothek laut wider Leſſings Kritiken in der Dramaturgie vertheidigt und ſtets gegen Leſſingen geſtellt hätte, — daß Weiße mit wenig Worten dieſes öffentlich gerügt und erklärt hätte: er verbitte ſich alle Vertheidigungen ſeiner Werke, die ohne ſein Geheiß und Willen erſchienen, da er Leſſingen als Freund kenne, und am beſten wiſſe, wie er freundſchaftlich mit ihm zu verfahren habe; die ungebetnen Vertheidiger würden ihn durch Schweigen am beſten befriedigen. Neutral ſeyn zu wollen, ſetzte Leſſing hinzu, wäre äußerſt ungerecht, die gute Sache verlör dabey. — Vielleicht liegt in dieſen Zumuthungen Leſſings etwas Wahres und Gerechtes; aber wenn ſie auch Weiße zur rechten Zeit erfahren hätte, er würde ihnen doch kaum eine Gnüge gethan haben. Seine natürliche Furchtſamkeit, welche ihren Antheil an ſeiner Friedensliebe hatte; die Derbheit und Heftigkeit der Klotziſchen Parthey wider ihre Gegner; ſein Abſcheu, ſich mit Leuten zu meſſen, welchen jede Art von Waffen gleichgültig war, würde ihn ſtets zurückgehalten haben, ihnen Stillſchweigen auflegen zu wollen, und ſich gegen ſie zu erklären; er würde ſich kaum haben überreden können, daß es, nicht für ſein Journal und die Leſer deſſelben beſſer ſeyn müßte, wenn er ſie mit allen Nachrichten über die leidenſchaftlichen Kämpfe in der gelehrten Welt verſchonte. Er würde beſorgt haben, daß der erſte Schritt, den er thäte, deren unvermeidlich mehrere nach ſich ziehen müßte, zumal da es ſeine Lobredner abſichtlich darauf anlegten, ihn in die Streitigkeiten zu verwickeln. — Daß aber durch dieſe die innige Freundſchaft zwiſchen Leſſing und ihm geſtört ward, iſt ihm unaufhörlich ſchmerzhaft geblieben. Zwar bezeugte ſich Leſſing bey ſeinem letzten achttägigen Aufenthalt in Leipzig (1775) wieder freundſchaftlicher gegen ihn und ſchien die alte Stimmung wieder herſtellen zu wollen; aber die ſchöne Blüthe des gegenſeitigen innigen Zutrauens hatte doch gelitten. Dieſes war aber nicht einmal die einzige Kränkung, welche ihm durch Klotzens Partiſane zugefügt wurde. Einer derſelben zerriß auch durch eine unverantwortliche Indiscretion das freundſchaftliche Band mit dem Herrn von Gerſtenberg. Er hatte Weißen im vertraulichen Geſpräch ſein Urtheil über den **Ugolino** abgefragt, das allerdings nicht durchaus vortheilhaft ausfiel, aber auch nur einſeitig gegeben wurde, wie es im geſelligen Umgange zu geſchehen pflegt. Jener ließ bald darauf in einem kritiſchen Blatte das ganze Urtheil abdrucken und ſetzte ausdrücklich hinzu, dieß ſey Weißens Urtheil. Der Hr. von Gerſtenberg, gegen welchen ſich Weiße in ſeinen Briefen weit ſchonender und mit Wendungen ausgedrückt hatte, welche die großen Schönheiten des Stückes den Fehlern entgegenſtellten, nahm dieſes ſehr übel auf, und brach den Briefwechſel mit Weißen, ohne ihm eine Urſache davon anzugeben, auf lange Zeit ab. Es war ihm dieſes nicht zu verdenken, und Weiße erfuhr ſelbſt, wie empfindlich eine ſtrenge Recenſion von einem Freunde in öffentlichen Blättern ſchmerze. Man hielt den Hrn. von Gerſtenberg für den Verfaſſer der Beurtheilung von Romeo und Julie in den neuen Hamburger Zeitungen, welche derſelbe redigirte. Wie wehe ſolche Mithelligkeiten mit ſeinen geliebteſten Freunden, die auch ihnen empfindlich waren, Weißen gethan haben, können nur diejenigen beurtheilen, die wiſſen, wie ſorgſam er es überhaupt vermied, irgend jemanden unangenehme Empfindungen zu verurſachen. — Die gemeinſchädliche Herausgabe des Klotziſchen Briefwechſels hatte übrigens noch den Erfolg, daß ſich Weiße mit ſeinen vertrauten litteräriſchen Freunden beredete, daß ſie gegenſeitig ihre Briefe auf das ſorgfältigſte verwahren und die Verfügung treffen wollten, wornach die Sammlung derſelben nach jedes Tode dem Ueberlebenden entweder zugehändigt oder von den Erben nebſt den Briefen bereits Verſtorbener mit Achtung und Behutſamkeit durchgeſehen und gebraucht werden ſollte. Er hat ihnen in der Art, wie die Herausgabe der Briefe von Garve an ihn beſorgt worden ſind, ein Beyſpiel gegeben. Weiße hat auch wirklich ſeine Correſpondenzen von mehrern Freunden, zum Theil noch von ihnen ſelbſt zurückerhalten und er macht es den Erben ſeines litteräriſchen Nachlaſſes zur Pflicht, über die Briefe ſeiner Freunde mit der größten Vorſicht zu wachen, und wenn ſie nach ihrer Einſicht oder nach den Wünſchen des Publikums etwas davon zum Druck befördern wollten, davon durchaus die Briefe der noch Lebenden auszuſchließen, wenn dieſe es nicht ausdrücklich bewilligen ſollten, und aus den Briefen der Verſtorbenen alles wegzuſtreichen, was auch nach ihrem Tode ein nachtheiliges Urtheil über ſie veranlaſſen oder einem dritten noch Lebenden bittere Stunden verurſachen könnte. Beynahe hätte Weiße noch einmal den Verdruß erfahren, vertraute Briefe von ſich gedruckt zu ſehen. Sie waren an den Freyherrn von Gebler in Wien geſchrieben. Nach dieſes Tode fand er deſſen Briefwechſel mit ihm und andern Gelehrten und Dichtern als ein Product der künftigen Meſſe angekündigt. Nur mit großer Mühe brachte er es durch ſeine Gönner und Freunde in Wien, Ignaz von Born, von Birkenſtock u. a. dahin, daß ſeine Briefe ihm eingehändigt wurden.

Anziehender in ſeinem Anfange und ungleich erfreulicher und belohnender in ſeiner Fortſetzung als der Briefwechſel mit Kloz, war ein anderer mit dem Hrn. von Blankenburg, welcher ebenfalls im Jahr 1766 anfieng und mit einiger Unterbrechung bis 1778 ſehr lebhaft fortdauerte. In dieſem Jahre zog Hr. von Blankenburg nach Leipzig. Die Veranlaſſung zu dieſem Briefwechſel gab Gellert. An ihn hatte ſich Blankenburg als ein noch unbekannter Schleſiſcher Officier gewendet und ihm die Fragen vorgelegt: ob nicht die Römiſche Geſchichte noch manche unbearbeitete Süjets zu Tragödien enthalte, und ob nicht das unglückliche Ende des Servius Tullius ein ſolches Süjet ſey? Gellert war ſchon zu kränklich, um ſich in Erörterung ſolcher Gegenſtände einzulaſſen, aber viel zu human, um die mit Geiſt und Kenntniſſen abgefaßte Frage eines jungen aufſtrebenden Mannes abzuweiſen. Er ſchickte daher Blankenburgs Brief an Weißen, mit der Bitte über den Inhalt deſſelben ſeine Meynung aufzuſetzen. Weiße that dieſes, und Gellert, zufrieden mit deſſen Schreiben, ſchickte daſſelbe, begleitet von ein paar eigenhändigen Zeilen, an Blankenburgen. Es war natürlich, daß ſich nun dieſer an Weißen unmittelbar wendete und ihn zum Vertrauten ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche machte. Er ſchickte mit

dem

dem zweyten Briefe den Plan zu einer Tragödie, Servius Tullius. Da aber dieſer Plan manche bedeutende Umänderung erhalten mußte, und Weiße den Verfaſſer darauf aufmerkſam machte, ſo warf ihn Blankenburg weg und ſchien eine Zeitlang den ſchönen Wiſſenſchaften ſich entziehen und mit den ernſtern ſich aufs neue vorzugsweiſe beſchäftigen zu wollen. Er ſchrieb auch in zwey Jahren nicht wieder an Weißen. Unvermuthet aber erhielt dieſer ein neues bürgerliches Trauerſpiel von ihm im Manuſcripte. Es hatte alle Schönheiten in einzelnen Stellen, welche ein Mann von warmer Empfindung, glühender Einbildungskraft, tiefer Menſchenkenntniß und reicher Gedankenfülle geben kann; aber es fehlte an guter Anordnung des Ganzen, an Handlung, an richtiger Charakterzeichnung, an Leichtigkeit des Dialogs beynahe durchaus; es konnte auf der Bühne nie erſcheinen. Weiße verbarg dieſes dem edeln Blankenburg nicht und das Stück blieb ungedruckt. So wenig es dieſem ſeltnen Manne glücken wollte fürs Theater zu ſchreiben und ſo wenig es ihm mit ſeinem Kronenheim, den er hat drucken laſſen, wirklich geglückt iſt, ſo vortheilhaft zeichnete er ſich bald in raiſonnirenden Aufſätzen und Schriften aus. Sein Verſuch über den Roman, welchen er auch noch während ſeines Militärdienſtes ſchrieb, wird immer eine ſchätzbare Schrift bleiben. Die Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften verdankt ihm ohngefähr von dem Jahre 1772 an viele treffliche Recenſionen. Wieviel er übrigens durch ſeine Ueberarbeitung, Erweiterung und Herausgabe des Sulzerſchen Wörterbuchs geleiſtet hat und welche ſeltnen Talente und Kenntniſſe er in ſich vereinigte, iſt hinlänglich bekannt; auch hat ihm Weiße in dem 59ſten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ein kleines Denkmal errichtet. Einen ſolchen Mann nach Leipzig zu ziehen, wie er denn wirklich zum großen Theil aus Freundſchaft für Weißen Leipzig zu ſeinem Aufenthalt wählte, nachdem er den Militärdienſt ſeiner Geſundheit wegen hatte aufgeben müſſen, verurſachte dieſem große Freude. Er hat an Blankenburgen bis zu deſſen Tode einen ſehr theuern Freund und Geſellſchafter und ſo lange er die Bibliothek redigirte, auch einen ſehr fleißigen Gehülfen gehabt. Und hatte ſich Blankenburg bey ſeinen dichteriſchen Verſuchen Weißens Rath bedient, ſo nahm dieſer in der Folge bey eignen Arbeiten und bey geſchehnen gelehrten Anfragen oftmals zu Blankenburgs ungeheuerm Schatze von Sprach- und litterariſchen Kenntniſſen ſeine Zuflucht. —

Die tragiſche Muſe hatte ihn unter den Huldigungen, welche er der Andacht und der väterlichen Liebe in den Jahren 1764, 65 und 66 gebracht hatte, nicht verlaſſen. Die Frucht ihrer Eingebungen war Romeo und Julie, ſein erſtes bürgerliches Trauerſpiel; ein Verſuch alſo in einer Gattung, welche in Deutſchland vorzüglich Leſſing durch ſeine Miß Sara Sampſon und ſeinen Philotas eingeführt hatte. Der zuſammenſtimmende Beyfall des Publicums und der kritiſchen Freunde Weißens haben ihn glauben laſſen, daß ihm dieſer Verſuch gelungen ſeyn müſſe. Romeo und Julie iſt lange auf den meiſten Bühnen Deutſchlands ein Lieblingsſtück geblieben und hat neben der vortrefflichen Emilia Galotti dazu beygetragen, für einige Zeit — ob zum Gewinne oder Verluſt der Bühne und der Kunſt, das mag unentſchieden ſeyn — das heroiſche Trauerſpiel und die metriſche Schreibart zu verdrängen. Unter Weißens Freunden hat keiner eine größere Sorgfalt auf die Beurtheilung dieſes Stückes verwendet, als Ramler, der ihm nach den Vorſtellungen, welche in Berlin davon gegeben worden waren, darüber, wie über den Kriſpus, der nur in Berlin und Breslau aufs Theater gekommen iſt, eine Reihe trefflicher Briefe geſchrieben hat, und beyde Stücke haben bey den neueſten Auflagen unſtreitig durch die Ramleriſchen Stricturen und Vorſchläge große Verbeſſerungen erhalten. Das gilt insbeſondere von der Sprache, über deren Richtigkeit und Genauigkeit Ramler ſo ſorgſam wachte, daß er ſogar in den ältern Beyträgen zum Theater alle falſche Commata und Cola für die neuen Auflagen corrigirte. Das geſchah ſchon bey der zweyten Ausgabe des andern Theils der Beyträge, welche mit der Erſcheinung des fünften Theils derſelben in das Jahr 1767 zuſammentraf. Weiße verdanket dem Briefwechſel mit Ramlern über ſeine Dichterarbeiten ſehr viel Belehrung und Vergnügen, und er hat ihm ſeine Neigung: an alle Gedichte, die er mit Intereſſe las, ſeine kritiſche Feile anzulegen, niemals tadeln mögen. — Mit Romeo und Julie erſchienen zugleich die beyden Luſtſpiele: Die Freundſchaft auf der Probe, und Liſt über Liſt. Ueber das letztere Stück ward ihm ein ganz unerwarteter Vorwurf von Garve gemacht, der ſich damals zum erſten Male in ſeine Vaterſtadt zurückgezogen hatte, um dort durch die zärtliche Pflege ſeiner Mutter ſeinen geſunknen Kräften wieder aufzuhelfen. Der Liebhaber in Liſt über Liſt iſt ein Schleſier; aus keinem andern Grunde, als weil er ein Ausländer ſeyn ſollte; er hätte eben ſo gut ein Brandenburger, ein Hannoveraner ſeyn können. Aber dieſer Liebhaber wird als blödſinnig eingeführet und der juriſtiſche Schwätzer, von welchem dieſes geſchieht, ſetzt zur Ausdehnung ſeiner Rede, die er ſich nach der Viertelſtunde bezahlen läßt, in einer Parentheſe hinzu: ſie kennen doch dieſe Nation. Unglücklicher Weiſe glaubte Garve zu wiſſen, daß in Sachſen das Vorurtheil herrſche: der Schleſier ſey albern und blödſinnig, und fand daher in dem Vaterlande, das dem Liebhaber gegeben ward, und der angeführten Parentheſe eine Beſtätigung jenes Vorurtheils. Er ſetzte den Verfaſſer, (mit welchem er ſchon damals in einem intereſſanten Briefwechſel ſtand, wie er auch zu dieſer Zeit ſehr fleißig für die Bibliothek arbeitete und ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn in derſelben begann,) *) zur Rede, wie er eine ſolche Beleidigung gegen eine ganze Nation gut heiſſen und befördern könne. Weiße konnte mit den höchſten Betheurungen verſichern, daß er weder das Vorurtheil gekannt, noch bey den anſtößigen Worten die geringſte Nebenabſicht gehabt habe. Indeſſen beugte er für die Zukunft auch dem leiſeſten Verdachte vor, und änderte ſogleich die Parentheſe des Advocaten in die Worte um: eine ſonſt kluge Nation. Wie hätte er den Bewohnern eines Landes zu nahe treten ſollen, aus dem der Vater der deutſchen Dichtkunſt abſtammt, und welches ihm einen Garve zum Freund gegeben hatte!

Unter die übrigen Beſchäftigungen dieſes

---

*) Weißens Briefe an Garve aus dieſer Periode (1767—72) ſind vorhanden, aber nicht die von Garve an Weiße. d. H.

Jahres kam Weiße die neue vermehrte Auflage ſeiner Kinderlieder; die Vorkehrungen zu einer Ausgabe der Uziſchen Gedichte mit Vignetten von Oeſer und Bauſe; und die Ueberſetzung der Predigten für junge Frauenzimmer, aus dem Engliſchen von Fordyce, rechnen. In dieſem Jahre ward er auch als Mitglied der Königlich Deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen aufgenommen. Da er nichts für den Ruhm oder die Nützlichkeit dieſer Geſellſchaft gethan hat, ſo hat er auch Bedenken getragen, von der Erlaubniß, ſich als ein Mitglied derſelben unterſchreiben zu dürfen, Gebrauch zu machen. Er hat aber ſeinen Nachkommen das vom 26ſten März 1768 ausgeſtellte und von Käſtner und Dietze unterſchriebene Diplom aufbehalten. Schon vier Jahre früher ernannte ihn auch die deutſche Geſellſchaft zu Leipzig zu ihrem Mitgliede, von welcher damals D. Ludwig Senior und M. Schwabe Secretair waren. Dieſe Geſellſchaft entſtand 1697 unter dem Namen der Görlitzer poetiſchen Geſellſchaft, weil die erſten Mitglieder theils geborne Görlitzer waren, theils auf dem daſigen Gymnaſio ſtudirt hatten. Sie wurde die Mutter aller ähnlichen Geſellſchaften in Sachſen. Johann Burchard Menken und Gottſched ſtanden ihr eine Zeitlang vor. Da dieſe Geſellſchaft in ſpätern Zeiten bis auf drey Mitglieder herabgekommen war und für die Erreichung ihrer Abſicht nichts gethan ward, ſo hat Weiße ſehr oft den Wunſch geäußert, daß ihre Bücherſammlung und ihre Capitalien mit der Hoffnung, daß es die Nachkommen der Teſtatoren genehmigen würden, der Univerſitäts-Bibliothek geſchenkt werden möchten. Wozu er aber ſeine Collegen zu bewegen niemals im Stande geweſen iſt.

Ein froheres Ereigniß als die Aufnahme in irgend eine Geſellſchaft für ihn ſeyn konnte, war ein beynahe vierteljähriger Aufenthalt des Hrn. von Thümmel in ſeinem Hauſe; in deſſen heiterm und geiſtreichem Umgange ſich Weiße von dem erſten recht heftigen Anfalle eines Uebels erholte, das ihn in der Folge mehrmals befallen hat. Er bekam bey dem geringſten Stoße an die Füße eine Entzündung, die man die Roſe zu nennen pflegt, die aber immer ſchlimmer und ſchlimmer wurde, Abſceſſe verurſachte und das Meſſer des

Chirurgus nöthig machte. Dieſe Beſchwerde zog ihm ſchon dieſes Mal fünf Wochen Hausarreſt zu.

Die Freundſchaft bereitete ihm auch in den beyden nächſtfolgenden Jahren große Freuden. Garve kehrte 1768 nach Leipzig zurück, um hier zu leben und zu leſen. Und wieviel glückliche Stunden brachte nicht Weiße mit ihm hin! Im Jahre 1769 reiſte er zum erſten Male mit Frau und Kind zu ſeinem Freunde Teller nach Berlin und ward von ihm und ſeiner Gattin nebſt dem Nicolai'ſchen Ehepaar ſchon auf der letzten Station vor Berlin freundſchaftlich empfangen. In dieſer königlichen Stadt verweilte er über fünf Wochen, welche ihm äußerſt angenehm verſtrichen. Er machte jetzt die perſönliche Bekanntſchaft von Ramler und Moſes, mit welchen er ſchon in Briefwechſel geſtanden hatte. Der erſte empfieng ihn mit einer Wärme der Empfindung, die in Thränen und Schluchzen übergieng. Schon in den erſten Tagen lernte er einen Sack, Spalding, Dietrich, und nach und nach einen Krauſe, Rode, Chodowiecki, Meil und viele andere vortreffliche Männer, nicht weniger die enthuſiaſtiſche Karſchin, kennen und kurz vor ſeiner Abreiſe erneuerte er auch mit Gleim, der eben erſt angekommen war, die Bekanntſchaft, welche ſchon mehrere Jahre zuvor in Leipzig gemacht worden war. Weiße iſt in der Folge noch zwey Mal in Berlin geweſen und er hat jedes Mal die Tage ſeines dortigen Aufenthalts zu den froheſten ſeines Lebens zählen müſſen. Der geſellſchaftliche Ton, der in dem Kreiſe der Männer herrſchte, welche ihn ſo freundſchaftlich aufnahmen, war für ihn höchſt anziehend, und wenn man eine große Stadt nach dem einen Zirkel beurtheilen dürfte, worein man gerade Zutritt erhält, ſo würde er Berlin vor allen ihm bekannten Städten in Rückſicht der geſellſchaftlichen Unterhaltung den Vorzug gegeben haben. In große Verlegenheit, wie er ſie bey ähnlichen Veranlaſſungen noch einmal gefühlt hat, ward er in dem Schauſpielhauſe gebracht. Döbbelin hatte von ſeiner Ankunft gehört und gab wenig Tage nachher ihm zu Ehren den Romeo. Weiße wollte der Aufführung nicht beywohnen, aber Nicolai und Ramler kamen mit dem Wagen vor die Thüre und nöthigten ihn dazu. In mehrern Logen war es bekannt worden, daß der Verfaſſer des Stücks gegenwärtig ſey, man wollte ihn kennen lernen und er mußte ſich präſentiren und ſich Complimente zum Erröthen machen laſſen. Der Prinz Friedrich von Braunſchweig und ſeine Gemahlin ließ ihn durch einen Herrn von Schlaberndorf in ſeine Loge holen, wo ihn beyde mit Lobſprüchen überhäuften, und Weiße wußte nicht, was er ſagen und thun ſollte und verließ das Schauſpielhaus mit ſehr gemiſchten Empfindungen.

Indeſſen trug die Zufriedenheit, womit man in Berlin den Romeo auch bey einer ſehr mittelmäßigen Vorſtellung ſah, doch wohl dazu bey, daß Weiße wieder mehr Neigung zu theatraliſchen Arbeiten bekam, als er ſeit der ſtrengen Beurtheilung ſeines Richard in der Dramaturgie gehabt hatte. Er ſchrieb in dieſem Jahre die Jagd; ohne es zu ahnen, daß dieſe und der ohngefähr ein Jahr ſpäter geſchriebene Aerndtekranz nach einiger Zeit in der Berliner Bibliothek eine noch weit empfindlichere Kritik erhalten würde. Denn dieſe war ungerecht und bitter; die Leſſingiſche nur ſtreng und nach dem Verhältniß, worin er mit Weißen ſtand, allzuſehr verſpätigt, aber gerecht, gründlich und belehrend. — Die Jagd war zum Theil aus dem Luſtſpiele la partie de chasse de Henri IV. genommen, der Aerndtekranz Weißens eigne Erfindung, nicht, wie man glaubte, eine Nachahmung der Moissonneurs. Zwiſchen beyden verfertigte er ein Gegenſtück zu dem Romeo, die Brüder (nachher die Flucht genannt) und das kleine Stück: Walder nach dem Marmontel. Die Jagd ward von der Kochiſchen Geſellſchaft zum erſten Male in Weimar aufgeführt. Weil die Herzogin mit der komiſchen Muſe des Verfaſſers ſehr zufrieden war und ihm bey jeder Gelegenheit Verſicherungen ihres Wohlgefallens hatte geben laſſen, ſo hielt ers für Pflicht, ihr die Jagd zuzueignen. Sie beantwortete die Zueignung mit einem eigenhändigen ſchmeichelhaften Schreiben und verehrte dem Verfaſſer und Hrn. Hiller goldne Doſen, wovon die des Dichters mit der Herzogin Mignatur-Bildniß geſchmückt war. —

Mit Beendigung der genannten Stücke war denn aber Weiße faſt am Ziele ſeiner theatraliſchen Laufbahn. Nur noch vier Mal hat er bis 1774 für die Bühne gedichtet, und hiervon ein einziges Mal aus innerm Drange, die übrigen Male mehr auf äußere Veranlaſſung. Schon während dieſer letztern Jahre bekam ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eine andere Richtung. Was aber hierüber und über kleine Vorfälle des häuslichen Lebens zu erwähnen ſeyn möchte, mag weiterhin im Zuſammenhang erzählt, und hier das Wenige, was noch von ſeinen theatraliſchen Arbeiten zu ſagen iſt, anticipirt werden. Die Kochiſche Geſellſchaft, welche ohngefähr nach dem Jahre 1770 außer den Leipziger Meſſen in Berlin zu ſpielen pflegte, hatte für ihre Caſſe wenig einträglichere Stücke, als die Weißiſchen Operetten. Koch lag Weißen unaufhörlich an, ihm eine neue Operette zu verſchaffen. Hiller vereinigte ſich mit ihm und die Wirkung ihrer Bitten war die Jubelhochzeit, welche 1773 zuerſt in Berlin aufgeführt worden iſt. Nach dem Berichte Ramlers hätte der Verfaſſer die Sprache einen Strohhalm höher halten ſollen, weil ein und der andere Ausdruck feinere Ohren beleidigt habe. Sein Freund Thümmel warf ihm vor, daß die Arien nicht ſorgfältig genug bearbeitet wären, und manchen holprichten Vers hätten. Weiße konnte dieſes beyden bey genauerer Durchſicht ſeiner Arbeit nicht abläugnen; und da ihr Urtheil ihm ſehr wichtig war, wurde es ein Grund mehr für ihn, mit dieſen dramatiſchen Spielereyen, von denen die Jagd und der Aerndtekranz in der A. D. Bibliothek kurz vorher ſo hart getadelt worden waren, aufzuhören. Der Beyfall, womit das größere Publicum die Jubelhochzeit aufnahm, wovon ein großer Theil ohnedieß der Hillerſchen Muſik gehörte, konnte Weißen nicht auf andere Gedanken bringen. Es iſt daher der vierte Band der Operetten unvollendet, und der Plan, eine Scene aus der Entdeckungsgeſchichte neuer Weltgegenden zu einem Singſpiele zu bearbeiten, unausgeführt geblieben. Kurz vor der Erſcheinung der Jubelhochzeit hatte Weiße auf Ramlers Antrieb, dem Koch keinen Frieden ließ, zu einem Goldoni'ſchen, von Ramler umgearbeiteten Stücke, die Arien gefertigt, welche ebenfalls Hiller componirte. Sie nannten es gemeinſchaftlich nach der Umarbeitung: den Krieg. Es iſt 1773 im Druck erſchienen. Das Jahr vorher hatte Weiße bey der ſchrecklichen Theurung ein kleines Schauſpiel: Armuth und Tugend, geſchrieben, das von der Kochiſchen Geſellſchaft in Berlin und nachher in Leipzig mit dem Gewinn einiger hundert Thaler für die Armen dieſer Städte aufgeführt worden iſt. Es war ihm nach der Verſicherung ſeiner Freunde nicht übel gerathen, und er erreichte mit dem Verkauf der Exemplare ſeine wohlthätige Abſicht. Der Ertrag davon war nehmlich den dürftigen Bewohnern des Erzgebirges beſtimmt, deren Mangel furchtbar war. Ueber 130 Rthlr. belief ſich der Gewinn von den wenigen Bogen. Ramler allein brachte mehr als 200 Exemplare unter. Auf die nehmliche Veranlaſſung und auf Anregen des ruhmwürdigen Grafen Solms zu Sachſenfeld, damaligen Kreishauptmanns des Erzgebirgiſchen Kreiſes, unter dem Titel eines Landhauptmanns, der durch ſeine unermüdete und unerſchrockene Fürſorge Hunderten und Tauſenden in ſeinem Kreiſe das Leben rettete und mehr als eine Bürgerkrone verdient hätte, *) wurde

---

*) Er iſt 1789 im 82ſten Jahre ſeines Lebens geſtorben. Eine kleine Lebensbeſchreibung von ihm, iſt 1795

auch ein Aerndtelied, aus dem Manuſcript der Jubelhochzeit mit einigen Veränderungen und mit Begleitung der Muſik abgedruckt, zum Beſten der Armen verkauft, und bey der Aerndtefeyer 1773 im Gebirge überall gebraucht. In der Operette wird dieſes Lied zum Lobe des wohlthätigen Ritterguthsbeſitzers Alfred, von den Unterthanen geſungen. Weiße konnte dem Grafen Solms, der ihn fragte, von wem er die Copie bey ſeinem Alfred genommen habe, aus dem Herzen antworten: Sie ſey von ihm, freylich nur im Kleinen, entlehnt, und er habe ſeinen Alfred die Wohlthätigkeit nur gegen ein Dorf üben laſſen, welche Er gegen einen ganzen Kreis bewieſen habe. — Das einzige größere Stück, was Weiße noch, ohne äußere Veranlaſſung, mit Liebe fürs Theater ſchrieb, war ſein Jean Calas. Die Neigung und der Entſchluß dazu entwickelte ſich durch den Anblick des unvergleichlichen Kupferſtiches von Chodowiecki

Les

---

bey Baumgärtner erſchienen. In derſelben ſind auch kurze Auszüge aus Weißens Briefen an ihn.

d. H.

Les Adieux de Calas. Er ward beym Anblick deſſelben, freylich wohl weil ihm die dargeſtellte Geſchichte bekannt war — bis zu Thränen gerührt, und kam auf den Gedanken, ob ſich nicht ein eben ſo rührendes Trauerſpiel daraus machen laſſe, als dieſes ein rührendes Gemälde iſt. Er las und ſtudirte deswegen die Geſchichte des Calas, wie ſie in den Nouveaux Melanges philosophiques, historiques, critiques de Msr. Voltaire enthalten iſt, und den Proceß und die Schutzſchriften, welche in Paris für die Familie gehalten und mit königlicher Erlaubniß gedruckt waren. An dieſe Urkunden hielt er ſich mit größter Treue, wie dieſes umſtändlicher in der Vorrede zum Calas erzählt iſt. Vielleicht hat er hierdurch hin und wieder dem dramatiſchen Intereſſe ſeines Stückes geſchadet; auch wird man vielleicht mit einigen Ausſtellungen von Garve in ſeinen Briefen an Weiße (Th. 1. S. 33 ff.) *) einverſtanden

---

*) Dieſer Brief ſteht am unrechten Orte und muß unter die Briefe von 1775 geordnet werden. Er kann aus mehrern Gründen nicht eher geſchrieben worden ſeyn.

d. H.

ſeyn. Doch glaubt dieſer gegen den Haupteinwurf: daß aus dem Verfahren der Richter mehr „die Wuth von Feinden, als der Haß der Katholicken gegen einen Proteſtanten, mehr Mordſucht und Privatrache als falſcher Religionseifer und Verfolgungsgeiſt" hervorleuchte, ſich vertheidigen zu können. Es iſt doch, ſeines Erachtens, der höchſte Grad des Fanatiſmus, wenn man alle Ungerechtigkeiten für erlaubt hält, ſobald ſie einen fremden Religionsverwandten betreffen und alle Religionsverfolgungen pflegen damit entſchuldigt zu werden, daß der Ketzer keine Anſprüche auf die Rechte der übrigen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen habe. Nach dieſer Meynung handeln die Richter des Calas, allerdings als Böſewichte und Mörder, aber ſie ſind dieſes wegen des höchſten Grades der Intoleranz. — Indeſſen hatte Weiße doch ſelbſt bey Garve ſeine Abſicht bey dieſem Stücke erreicht, daß es ihn nehmlich lebhaft rührte. Eine große Kraft, Mitleiden zu erregen, ſchrieben ihm auch die Beurtheilungen anderer Freunde zu, und nach Ramlers Verſicherung ſoll es einen großen Eindruck bey der

Vorſtellung auf dem Theater gemacht haben. Weiße hatte übrigens in der Vorrede noch die Bemerkung beygefügt, daß ihm Chodowiecki's Gemälde bey der Ausarbeitung ſtets vorgeſchwebt habe. Er hat dieſe Bemerkung auf eine Einwendung dagegen von Garve (der Brief, worin ſie enthalten iſt, iſt aus Verſehen den Herausgebern der Briefe an Weiße nicht zugeſtellt worden) weggelaſſen. „Das Gemälde,“ ſpricht Garve, „ſtellt nur einen einzigen Auftritt, einen Zeitpunkt dar von den vielen, die in einem Drama bearbeitet werden mußten. Die Aufmerkſamkeit konnte daher nicht immer auf eine und dieſelbe Situation gerichtet bleiben, ſondern mußte von einer zu der andern fortgehen.“ Freylich kann die Entwicklung einer Begebenheit nicht nach einem Gemälde ausgeführt werden. Aber wenn das Gemälde die Kataſtrophe darſtellt, ſo kann es doch bey der dramatiſchen Entwicklung aller der Urſachen, welche jene herbeyführen, immer vor der Seele ſtehen und Einfluß auf ſie haben. In ſofern glaubt Weiße, daß ſeine Bemerkung nicht ganz unrichtig geweſen ſey, und er nichts für ſeine Empfindung ausgegeben habe, was nicht wirklich in ihm vorgegangen iſt.

Dieſes Stück war alſo die letzte Eingebung ſeiner tragiſchen Muſe. Von der komiſchen war er noch etwas früher verlaſſen worden. Daß er unter ihrem Einfluſſe gedichtet habe, wird er wohl ohne den Vorwurf einer zu großen Unbeſcheidenheit ſagen dürfen. Seine dramatiſchen Arbeiten ſind freylich weit unter dem Grade der Vollkommenheit geblieben, den er ihnen geben zu können gewünſcht hat, und welcher erforderlich iſt, wenn ſie bey der Nachwelt eine gleiche Achtung, wie bey den Zeitgenoſſen erhalten ſollen. Soll er dieſes darauf ſchieben, daß ihm die Muſen nicht hold genug geweſen ſeyen, oder daß er auf ihre Eingebungen nicht ſorgſam genug geachtet habe, er weiß es nicht. Wie die Zeitumſtände der größern Vollkommenheit eines dramatiſchen Dichters, wenn er nicht ein vorzüglicher Günſtling der Muſen iſt, hinderlich werden können, darüber hat ſich Weiße in den Vorreden zu den letzten Auflagen ſeiner Luſt- und Trauerſpiele umſtändlich erklärt, und er glaubt ſich dort unpartheyiſch beurtheilt zu haben.

Wer eine Kritik ſeiner theatraliſchen Arbeiten liefern will, den bittet er, dieſe Vorreden nicht unbeachtet zu laſſen, damit er nicht zu ſtreng urtheile. Hier werde ihm nur die Bemerkung noch verſtattet, daß, wenn gleich ſeine Neigung zu theatraliſchen Arbeiten durch äußere Veranlaſſungen entwickelt worden iſt, er ſich doch für überzeugt hält, nach einem innern Berufe fürs Theater gedichtet zu haben. Es ſtellte ſich ihm das Lächerliche in den Charakteren und den Handlungen der Menſchen ſo lebhaft dar; ſeine Einbildungskraft gab ihm ſo ungeſucht Situationen an die Hand, worin ſich die Sonderbarkeiten einer komiſchen Perſon entwickeln konnten; es ſtand ihm ſo geſchwind eine Fabel zu Gebote, in welcher durch Thorheit und Verſchobenheit der Perſonen oder durch Lächerlichkeiten des Zeitalters der Knoten geſchürzt und gelößt ward, daß ihm Plan und Ausarbeitung einer Komödie zum leichten Spiele ward. — Die Geſchichte zog ihm nur dann an, wenn intereſſante Begebenheiten ſich allmählich entwickelten, und er die Perſonen, welche daran Theil hatten, in voller Thätigkeit erblickte; noch mehr, wenn der Ausgang eines Unternehmens ganz anders ausfiel, als er ſich bey den Tugenden oder Laſtern und bey den Anſtrengungen der handelnden Perſonen erwarten ließ; wenn Umſtände, welche unter einer höhern als des Menſchen Gewalt ſtehen, einen Kampf zwiſchen der Kraft des Menſchen und des Schickſals verurſachten. Wo die Geſchichte Begebenheiten nicht auf dieſe Weiſe erzählte, da half ſeine Einbildungskraft nach und es ſtand ohne Mühe der Stoff zu einer Tragödie vor ſeiner Seele. War dieſer aufgefaßt, ſo bildete er ſich ſo lebendig aus und die wirkſamen Kräfte, welche die Kataſtrophe herbeyführten, waren ihm ſo gegenwärtig, daß er ſich zur Darſtellung gedrungen fühlte. Leicht, unbeſchreiblich leicht floß ihm dabey der Dialog der handelnden Perſonen, er mochte in gereimten Alexandrinern oder reimfreyen Jamben, in gebundner oder ungebundner Rede niedergeſchrieben werden. Die Ausarbeitung einiger von ſeinen Trauerſpielen hat ihn nicht mehr als vierzehn Tage gekoſtet, und kein Geräuſch der ab- und zugehenden, der redenden und zahlenden Bauern auf ſeiner Expedition, keine Unterbrechung durch Beſuche war für ihn eine eigentliche Störung. Er ſetzte die Feder da, wo er ſie hatte weglegen müſſen, wieder an, ohne ſich lange auf die Verbindung des Folgenden mit dem Vorhergehenden beſinnen zu dürfen. Mühſam geborne Kinder oder den Muſen abgebettelte und ertrotzte Geſchenke ſind alſo ſeine theatraliſchen Werke nicht; ſie ſind freywillige Erzeugniſſe der ihm verliehenen Kraft zu dichten. Er legt ihnen darum, weil ſie ihm ſo ſehr leicht geworden ſind, keinen hohen Werth bey; im Gegentheil hat er in Uebereinſtimmung mit mehrern ſeiner Freunde bedauert, daß ihm das Niederſchreiben aller Arten von Gedichten ſo wenig Schwierigkeiten machte; zumal da ihm bey der Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie das Nachbeſſern ohne fremde Hülfe faſt unmöglich wurde. Denn ward ſein Nachdenken nicht durch anderer Fingerzeig auf fehlerhafte Stellen fixirt, ſo erwachten über dem eignen Aufſuchen der Fehler hundert neue Bilder, welche ihn das vergeſſen ließen, was er ſuchte. Darum erbat er ſich auch ſo wiederholt und angelegentlich die Kritiken ſeiner Freunde, welche es an Bitten und Ermahnungen, ſich die Arbeiten wo möglich ſchwerer zu machen, nicht fehlen ließen. Leſſing hatte ihm dieſes gleich bey den erſten Gedichten gerathen. Späterhin ſchrieb ihm Mendelsſohn bey Gelegenheit irgend einer Dichterarbeit: „Sie ſcheinen mir mit gar zu großer Leichtigkeit zu dichten. Boileau hat den Racine gelehrt, ſich die Verſe ſauer werden zu laſſen. Ich wünſche Ihnen einen Boileau.“ Daß dieſe Erinnerungen nicht ſoviel gefruchtet haben, als hätte geſchehen ſollen, muß er leider bekennen; doch hat er überall an ſeine Arbeiten da, wo ihn ſeine kritiſchen Freunde auf nöthige Verbeſſerungen aufmerkſam gemacht haben, die Feile wiederholt angeſetzt und treulich gebrauchet.

Iſt übrigens Weiße in ſeinen beyden jüngſten Trauerſpielen, der Flucht, und dem Jean Calas, welche erſt als der fünfte Theil der beſondern Ausgabe der Trauerſpiele, 1780 gedruckt worden ſind, hinter den beſſern ſeiner ältern Arbeiten zurückgeblieben, ſo ſchiebt er einen Theil der Schuld auf den Ton, welchen zu dieſer Zeit die kritiſchen Blätter angenommen hatten und die ſtrengen Beurtheilungen insbeſondere, welche ihm einige Male widerfahren waren.

Abgerechnet, daß dieſer Ton, der über alle Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Tragiker und ihrer Schüler verächtlich abſprach und allein gelten ließ, was die Engländer und ihre Fehler copirte, ihm widrig war; abgerechnet, daß die harten Urtheile, welche einige Mal über ihn ergiengen, ihm weh thaten; ſo trug der eine, wie die andern dazu bey, ihn furchtſam zu machen, und des Zutrauens zu ſich ſelbſt zu berauben. Er fieng an bey ſeinen Arbeiten ängſtliche Rückſichten zu nehmen, welche ihm ſo lange fremd geweſen waren, als er die freundliche, obgleich ſtrenge Kritik ſeiner Freunde geſucht und gefunden hatte. Die Neigung, fürs Theater zu dichten, erloſch; er legte eilig genug die Feder für dieſe Arbeiten nieder, ehe man ihm das: Desine, jam satis lusisti auf eine empfindlichere Weiſe zurufte. Die kleinen Schauſpiele für Kinder und junge Leute, womit der Kinderfreund und der Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes reichlich ausgeſtattet ſind, dürfen nicht als Werke der dramatiſchen Dichtkunſt beurtheilt werden, doch ſoll der Verfaſſer als ein

Dichter, der lange für die Bühne geſchrieben hat, hoffentlich nicht darin verkannt werden.

Die Erwähnung des Kinderfreundes giebt Veranlaſſung, zu einer frühern Schrift für Kinder zurückzukehren, mit welcher ſich Weiße im Jahr 1771 zu beſchäftigen anfieng, von deren Entſtehen und Aufnahme um deſto mehr etwas zu erzählen iſt, weil ſie ſeine Neigung für die Jugend zu ſchreiben, und, wie nach den damaligen Zeitumſtänden wohl geſagt werden kann, ſich ihrer anzunehmen, verſtärkte. Das Bedürfniß einer beſſern Fibel, welches Weiße und ſeine Frau bey den erſten Verſuchen, ihre Kinder, eine Tochter und einen Sohn, leſen zu lehren, wahrgenommen hatten, und der Mangel eines Büchelgens, worin man ſie zuerſt leſen ließe, brachte ihn auf den Gedanken, ein zweckmäßigeres A B C- und Leſebuch für kleine Kinder aufzuſetzen. In dieſem Entſchluſſe befeſtigte ihn ſeine Bekanntſchaft mit Baſedow, welche in dieſe Zeit fiel, und die Auffoderung deſſelben an ihn, daß er zu einem Leſebuche, das Baſedow für Kinder herausgeben wollte, kleine Erzählungen, Denkſprüche, Apophthegmen u. ſ. w.

ſammeln, und ihm aus ſeinen und anderer Gedichten moraliſche, für Kinder verſtändliche Stellen auszeichnen möchte. Weiße befriedigte dieſen Wunſch, ſetzte aber zugleich eine Reihe eigner Erzählungen, und neue Liedergen für kleine Kinder auf, wählte die leichteſten und kürzeſten Sittenſprüche aus, und fertigte ſo das Manuſcript zu einem Hülfsbüchelgen bey den erſten Denk- und Leſeübungen. Baſedow ſahe es durch und war ſehr zufrieden damit. Es ward eine Anleitung zur Buchſtabenkenntniß vorgeſetzt, und um den Kleinen das Merken der Buchſtaben zu erleichtern, wurden kleine Kupferſtiche verfertigt, auf welchen der Name der Hauptfigur ſich mit dem dabeyſtehenden Buchſtaben anfieng. Darunter kam ein kleiner Denkſpruch, der ſich darauf bezog. — Dieſes kleine Elementarbuch, was im Jahr 1772 zuerſt im Druck erſchien, wurde von dem Publicum mit einem Beyfall aufgenommen, der ſich nur aus dem längſt gefühlten Wunſche nach etwas Aehnlichem erklären ließ. Es wurde nicht nur die erſte Auflage mit ſchwarzen und ausgemahlten Kupfern ſehr bald verkauft, ſondern es mußte auch neben der neuen in dem vorigen Format, eine kleinere mit Holzſchnitten beſorgt werden, damit ſie für die ärmere Volksclaſſe käuflich wäre: wie denn auch der Verfaſſer kein Honorar für ſeine Arbeit angenommen hatte, um den Verleger in den Stand zu ſetzen, das Büchelgen ſo wohlfeil als möglich zu verkaufen. Es hat in ſeinen verſchiedenen Geſtalten gewiß ſechs Auflagen erlebt, ohne mehrere Nachdrücke zu rechnen. Die letzte rechtmäßige Ausgabe iſt noch 1799 herausgekommen. Zu Berlin wurde es ins Franzöſiſche überſetzt, und in mehrern Trivialſchulen iſt es eingeführt worden. — Durch eine kleine Abhandlung über das erſte Leſenlehren, die Weißen von einem K. L. der ihm nicht weiter bekannt worden iſt, zugeſtellt, und welche dem A B C-Buch mit lateiniſchen Lettern vorgedruckt wurde, iſt wahrſcheinlich nicht wenig zu den vielen Methoden des erſten Leſenlehrens, welche in der Folge zum Vorſchein gekommen ſind, beygetragen worden. Es wird niemand, der mit dieſen Methoden bekannt iſt, die stamina derſelben in jener Abhandlung vergeblich ſuchen, ſo wie zu den ſpäterhin in großer Menge erſchienenen Fibeln und

Leſebüchern für kleine Kinder das Weißiſche fleißig benutzt worden iſt. Es macht ihm herzliche Freude, daß daſſelbe mitgewirkt hat, das Mechaniſche, Langweilige, die kindlichen Kräfte Niederdrückende aus dem erſten Unterricht zu verbannen, und dieſen ſchon als eine Uebung des Verſtandes und eine Erweckung ſittlicher Gefühle anzuſehen. Uebrigens war das A B C-Buch damals Veranlaſſung, daß man ein noch größeres Vertrauen in ſeine pädagogiſchen Kenntniſſe ſetzte, als er verdiente. Er ward von dem Director und dem Vorſteher der deutſchen Schulen in München erſucht, ihnen einen Entwurf zu einer vernünftigen Unterweiſung in der chriſtlichen Religion zu machen. Allerdings fühlte er ſich nicht fähig, ein ſolches Verlangen, zumal für katholiſche Schulen, vollkommen zu befriedigen. Doch wollte er es auch nicht ganz ablehnen, da er vielleicht der geſunden Vernunft und der Religion einen Dienſt erweiſen konnte, wenn er nur das Wenige leiſtete, was er vermochte. Er ſetzte demnach ſeine Gedanken auf, machte aber hauptſächlich auf die beſten Schriften aufmerkſam, welche damals in dieſer Art vorhanden waren, die doch gewiß die Bayerſchen Katechiſmen an Werth übertrafen. Es war ihm lieb, ein paar Jahr vorher D. Seilern zur Herausgabe ſeiner Religion der **Unmündigen** veranlaßt zu haben.

So war alſo durch das Intereſſe, welches er an der Bildung ſeiner eignen Kinder nahm, und durch den Mangel an zweckmäßigen Leſebüchern, welchen er kennen lernte, der Gedanke veranlaßt, für Kinder und junge Leute zu ſchreiben. Die günſtige Aufnahme ſeines erſten Verſuchs, gab jenem Entſchluſſe neue Nahrung. Doch wurde die Ausführung deſſelben vor der Hand noch aufgehalten. Schon die Herausgabe des A B C-Buchs war verzögert worden durch die Beſorgung der letzten Ausgabe ſeiner lyriſchen Gedichte, welche mit Kupfern und Vignetten in drey Bändchen 1772. erſchien, und die er ſeinem verehrten Freunde, dem Geheimen Rath von Thümmel zu Coburg zueignete. In demſelben Jahre kam die Lebensbeſchreibung ſeines Freundes Rabener, nebſt einer Auswahl freundſchaftlicher Briefe heraus. Dieſe Briefe waren das Einzige, was von Rabeners Schriften dem Brande bey dem Bombardement von Dresden entgangen war. Im Frühjahr von 1770 ſtarb dieſer treffliche Mann und Dichter und zu Ende des vorigen Jahres war ihm ſein geliebter Freund, der von ganz Deutſchland und von einem großen Theile Europa's verehrte Gellert, vorangegangen. Auf des letzten Tod ſchrieb Weiße eine Elegie, welche beſonders gedruckt, aber auch der Crameriſchen Lebensbeſchreibung von Gellert beygefügt iſt. Seine Freundſchaft für Rabenern ſuchte er durch die Beſchreibung ſeines Lebens und Wirkens, ſeines Geiſtes und Herzens an den Tag zu legen. Er ſammelte dazu einige Jahre und ließ ſie mit den freundſchaftlichen Briefen, zu deren Herausgeber ihn Rabener ſelbſt beſtimmt hatte, zuſammendrucken. Außerdem hatte er in dieſen Jahren mehrere Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen übernommen; wie er ſich denn damit auch in der folgenden Zeit häufig beſchäftigte; und wie geſagt, noch dichtete er bis zu 1774 für die Bühne, und auch für dieſe überſetzte er einige dramatiſche Werke aus dem Franzöſiſchen. Die Herausgeber der Gellertſchen Briefe, Schlegel und **Heyer** nahmen ebenfalls einen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch, indem ſie ihn öfters wegen der Auswahl der Briefe zu Rathe zogen und über beſorglichen Anſtoß einzelner Stellen allzuängſtlich hin und her überlegten. Auch an Abhaltungen anderer Art fehlte es ihm keinesweges.

Zu der groſſen Anzahl ſeiner Correſpondenten war 1771 ein neuer hinzugekommen, mit welchem er mehrere Jahre in dem lebhafteſten Briefwechſel ſtand, deſſen Briefe ſo intereſſant wie ſein Schickſal waren. Es war ein Kloſtergeiſtlicher in Bayern aus dem Orden der Theatiner, der von ſeinen Eltern zu dem Kloſtergelübde beredet worden war, im 19ten oder 20ſten Jahre von einer gewiſſen Schwärmerey ergriffen, es wirklich abgelegt hatte, und ſich einige Zeit nachher unfähig fühlte, demſelben gemäß zu leben. Seine frühere Erziehung hatte ihm eine, damals in Bayern noch nicht ſehr gewöhnliche Bildung verſchafft, welche in ſeiner Lage ihm mehr zum Unglück gereichte. Weiße erinnert ſich nicht, auf welchem Wege derſelbe zur Bekanntſchaft mit ſeinen Schriften gelangt war oder wie er ſonſt etwas von ihm gehört hatte. Aber

es

es wendete ſich derſelbe an ihn, als der Unmuth über ſeine Lage faſt zur Verzweiflung geſtiegen war, und er mit dem Gedanken umgieng, zu entfliehen, und ſich an eine andere Religionspartheÿ anzuſchließen. Weiße widerrieth ihm dieſes und ermunterte ihn um ſo mehr, da ſein Vater geſtorben, und ſeine Mutter von Mitleid mit ſeinem Zuſtand bewogen, ihn befreyt zu ſehen wünſchte, ſich an den Pabſt zu wenden, und um Dispenſation von ſeinem Gelübde anzuſuchen. Dieſes geſchah denn auch. Da er aber nur vom Kloſterleben freygeſprochen wurde und Erlaubniß erhielt in den Stand der Weltgeiſtlichen zu treten, ſo wurde ſeine Lage wenig verbeſſert. Er blieb zum Cölibat verurtheilt, und war zu gewiſſenhaft in eine geſetzwidrige, obgleich nachgeſehene Verbindung mit einem Frauenzimmer zu treten. Die Briefe, welche er an Weißen darüber ſchrieb, ſtellten ſeine Empfindungen mit einer Lebendigkeit dar, wodurch ſie höchſt anziehend wurden, wie der Zuſtand des Mannes ſelbſt die größte Theilnehmung erweckte. Die Liebe, welche er gegen Weißen ausdrückte, war faſt ſchwärmeriſch und vielleicht zum Theil nur auf den Unbekannten übergetragen, indem ſie einen Gegenſtand aufſuchte, woran ſie ſich hienge. Er ſchickte Weißen ſein Bildniß und verlangte das ſeinige. Im Jahre 1775 wollte er nach Leipzig kommen, und Weiße freute ſich des Beſuchs. Er iſt aber nicht erfolgt. Der Briefwechſel hat nachher allmählich aufgehört und die weitern Schickſale des Mannes ſind Weißen nicht bekannt geworden. — Auch mit einem Oeſterreichiſchen General, Graf Kinsky, *) kam dieſer 1773 in Briefwechſel, welcher eine Zeitlang fortdauerte. Er ward über litterariſche Gegenſtände geführt und des Grafens Briefe zeigten von ſchönen Kenntniſſen. Von anderer Art war ein kurzer Briefwechſel in demſelben Jahre mit einem Hofbeamten des Fürſtbiſchoffes zu Würzburg, der ihm Gedichte über Lehrſätze und auf Feſte der katholiſchen Kirche zur Herausgabe überſchickte. Er würde dieſe gern beſorgt haben, wenn nicht die Gedichte ohne allen poetiſchen Werth geweſen wären. Das war er dem Verfaſſer zu eröffnen genöthigt,

---

*) Er iſt in dieſem Jahre geſtorben. d. H.

ob er gleich befürchten mußte, den auf die Herausgabe geſetzten Preis, eine Proviſion Leiſtenwein aus dem biſchöfflichen Keller, zu verlieren. Sein ungünſtiges Urtheil wurde indeſſen ſo wenig übel aufgenommen, daß der treffliche Wein doch erfolgte.

Auch im häuslichen Leben fehlte es nicht an Ereigniſſen, welche es noch verhinderten, an ein ſchriftſtelleriſches Unternehmen für die Jugend von größerm Umfange zu gehen. Im Frühjahr 1773 traf ihn der empfindliche Verluſt ſeines zweyten Sohnes, eines reitzenden Kindes, das eben anfieng, ſeine erſten Vorſtellungen zu lallen, und ungemein liebkoſend war. Mitten im Spielen, da er bey ſeiner Mutter auf dem Sopha ſaß, wurde er gewahr, daß ſeine Wärterin ſich mit ſeiner Schweſter beſchäftigte, welches er allezeit ungern ſah; er that einen Schrey des Unwillens und ſein Geiſt war mit demſelben entflohen. Schrecken und Schmerz über dieſen unerwarteten Verluſt wirkten bey Weißen und ſeiner Frau ſehr heftig. — Da er bey ſolchen Gelegenheiten nichts für wirkſamer zur Beruhigung anſah, als eine Entfernung von dem Orte, der immer wieder an den Gegenſtand des Schmerzes erinnert, ſo entſchloß er ſich mit ſeiner ganzen Familie zu ſeiner Schweſter nach Altenburg zu reiſen. Hier ward ſein älteſter Sohn kränklich, der Aufenthalt ward dadurch verlängert, und in Leipzig häuften ſich unterdeſſen Geſchäfte von mancherley Art. In demſelben Jahre machte er mit ſeinem Freunde Reich, eine Reiſe nach Berlin. Es war ſeit den zehn Jahren ſeiner Ehe die erſte Reiſe ohne ſeine Gattin, und es koſtete ihm viel Ueberwindung ſich von ihr und ſeinen Kindern auf einige Wochen zu trennen. Auch ſeiner Gattin ward es ſchwer die Beſorgniſſe zu bekämpfen, welche ihre lebhafte Einbildungskraft ihr wegen deſſen einflößte, was ihm und ihr unterdeſſen begegnen könnte. Sie überwand ſich aber und ermunterte ihn ſelbſt zu dieſer Reiſe, welche für ſein Gemüth und ſeinen Körper zuträglich ſeyn konnte. Sie ward auch für ihn ſehr angenehm. Er genoß dort täglich vieler guten, und vielleicht der beſten Männer Geſellſchaft. Vorzüglich verſchafften ihm der vortreffliche Spalding und Teller, (der letzte war ſein Wirth) die angenehmſte

Unterhaltung. Sein Ramler war aber 28 Meilen entfernt, zum Beſuch bey ſeinem Bruder; Mendelsſohn konnte er auch nicht ſprechen, da er ſich in den erſten Tagen ſcheuete zu ihm zu gehen, weil ſeine Kinder an den Blattern krank lagen, und Er ſelbſt gleich darauf nach Pyrmont gieng. Sulzern fand er ſchon von Krankheit entſtellt mit Merkmalen des nahen Todes im Geſichte. Dafür ward ihm manche neue intereſſante Bekanntſchaft zu Theil. An Geiſt und Körper geſtärkt kehrte er zu den Seinigen zurück. Hatte er bey ſeinem diesmaligen Beſuch in Berlin den Umgang Ramlers eingebüßt, ſo ward ihm dieſer Verluſt dadurch erſetzt, daß Ramler im folgenden Jahre nach Leipzig kam und ſich größtentheils bey ihm aufhielt. Ein paar Monate vor deſſen Ankunft war Weiße zum vierten Male Vater geworden. In dieſem Zuwachs ſeiner Familie und dem vermehrten Aufwande, den ſeine ältern Kinder verurſachten, lag auch ein Grund, warum Weiße mehrere Zeit auf Ueberſetzungen verwendete.

Doch im Sommer von 1775 trafen mehrere Umſtände zuſammen, welche ſeinen Vorſatz, an einer Bildungsſchrift für die Jugend zu ſchreiben, zur Reife und Ausführung brachten, und auch die erſte Geſtalt derſelben beſtimmten. Während den Jahren der Theurung hatte der jetzige Oberbibliothekar und Hofrath Adelung in Dresden, der damals in Leipzig als Privatgelehrter lebte, und auch zu ſeinen vorzüglich geſchätzten Freunden gehörte, ein Wochenblatt für Kinder herausgegeben, um von dem Honorar für daſſelbe arme Kinder in der Stadt Werdau zu unterſtützen. Dieſes Wochenblatt ward mit 1774 von ihm beendigt. Es hatte aber Beyfall gefunden, und ward um ſo mehr vermißt, da noch ſo wenig für eine belehrende und unterhaltende Lectüre für Kinder, die ſich zu bilden anfiengen, geſorgt war. Der Frau von Beaumont Magazin war damals beynahe das einzige Buch dieſer Art. Und wie ſeltſam iſt in dieſem Buche die Miſchung von Feenmährchen, heiliger und Profan-Geſchichte; von halbwahren und ſchiefen Klugheitsregeln und wiſſenſchaftlichen Brocken. Die ſchlechte Ueberſetzung trug dazu bey, um die Lectüre noch ungenießbarer zu machen. Der Verleger, mit dem Bedürfniß der Zeit bekannt und ein Mann von gemeinnütziger Denkart, wünſchte daher das Wochenblatt für Kinder fortgeſetzt zu ſehen. Er äußerte dieſen Wunſch gegen Weißen, der aber damals noch zu ſehr mit andern Arbeiten beſchäftigt war, und ihm deswegen den jüngern Cramer, (Sohn des Canzlers,) der ſich damals in Leipzig aufhielt, in Vorſchlag brachte. Dieſer nahm auch den Antrag von dem Verleger an und ſchloß mit ihm unter Weißens Vermittlung einen Vergleich, wornach er zur Oſtermeſſe 1775 die erſten Bogen Manuſcript liefern ſollte. Cramer ward aber ſehr bald nach dieſem Vergleich nach Kiel berufen und ſein Beruf hinderte ihn, in den erſten Monaten zu erfüllen, was er verſprochen hatte. Das ließ ſich der Verleger einige Zeit gefallen. Da ſich aber die Sache in die Länge zu verziehen ſchien, ſo lag er Weißen an, in jenes Verbindlichkeiten einzutreten, weil er ihn vorgeſchlagen hätte. Weiße war unterdeſſen ſo unglücklich geweſen durch eine Beſchädigung am Fuße beym Durchbrechen einer kleinen Brücke in einen langwierigen Hausarreſt zu gerathen, und mehr Muße zu bekommen als er ſich gewünſcht hatte. Er dachte daher dem Anliegen des Verlegers nach, fand, daß das Wochenblatt zu einer Kinderſchrift gemacht werden könnte, wie er ſie längſt gewünſcht hatte, und übernahm endlich, nachdem ſich der Verleger mit Hrn. Cramer aus einander geſetzt hatte, die Herausgabe des verwayſeten Wochenblattes unter dem Namen des Kinderfreundes, der wirklich zuerſt wöchentlich in einzelnen Bogen herauskam, und mit dem October deſſelben Jahres ſeinen Anfang nahm. Das Mittel, ihn ſchon durch die Form anziehend zu machen, entlehnte Weiße von dem engliſchen Zuſchauer. Er hatte bemerkt, daß dieſer einen Theil des erhaltnen Beyfalls dem Umſtande verdankte, daß er gleich anfangs mehrere Perſonen mit beſtimmten Charakteren eingeführt hatte, aus deren Munde die verſchiednen Urtheile über Menſchen und Begebenheiten lieber angehört wurden, als wenn der Verfaſſer ſie in eigner Perſon vorgetragen hätte. Es war durch dieſes Mittel Handlung und Leben in die Unterhaltung gebracht. Weiße ſchilderte daher zur Einleitung in ſeinen Kinderfreund eine bürgerliche Familie von Eltern, Kindern, und Hausfreunden, welche ſich alle unter einander und von einander in ihrer Denk- und Sinnesart, in ihren Neigungen, Sitten und Lieblingsbeſchäftigungen hinlänglich und genau unterſchieden. Der ganze Stoff der Belehrung für die Jugend, welcher bearbeitet ward, erſchien als Unterhaltung dieſer Familie, an welcher jedes Glied nach ſeiner Weiſe Antheil nahm. Es gelang ihm, die Leſer für dieſe Familie einzunehmen, und, beynahe mehr als ihm lieb war, die Täuſchung hervorzubringen, daß es ſeine Familie ſelbſt ſey, deren Leben und Handeln, Lehren und Lernen, deren Beſchäftigungen und Vergnügungen geſchildert würden. Die junge Welt und zum Theil ihre Lehrer und Eltern waren ſo gewiß überzeugt, daß das Perſonale des Kinderfreundes aus wirklich vorhandenen Perſonen und Perſönchen beſtehe, daß Weiße von Fremden ſehr oft, wenn ſeine Kinder erſchienen, gefragt ward, welches Karl, Lottchen u. ſ. w. ſey, daß Briefe an ſeine Kinder unter den aus dem Kinderfreunde vermeyntlich bekannten Namen geſchrieben, ja ſelbſt einige Geſchenke geſchickt wurden. Man hat bisweilen in der Folge ſeine Kinder an entfernten Orten als bekannte Perſonen aufgenommen, und wenn dieſe nach dem Grunde der zuvorkommenden Aufnahme forſchten, ſo fanden ſie ihn in der geglaubten alten Bekanntſchaft aus dem Kinderfreunde. Dieſe zum Theil beabſichtigte, zum Theil wider Erwarten erfolgte Täuſchung trug das Ihrige dazu bey, daß der Kinderfreund ſehr bald einen großen Kreis von Leſern in allen Ständen erhielt. Waren indeſſen gleich die eingeführten Perſonen nicht die Kinder und Hausfreunde Weißens, ſo war doch die Belehrung und Unterhaltung, welche er der jungen Welt ertheilte, von der Art und auf die Weiſe eingekleidet, wie ſie in ſeiner Familie und in jeder andern, wo das Bildungsgeſchäfte vernünftig und zweckmäßig betrieben wird, wirklich Statt fand und Statt findet. Die eingemiſchten Gedichte und Dramen waren Nebenſache, die aber freylich zum Vergnügen der jungen und ältern Leſer mitwirkten. — Die Belehrung, welche man Kindern außer den eigentlichen Lehrſtunden geben will, wird am ſicherſten an die kleinen Vorfälle des Tages angeknüpft, in den Antworten auf ihre neugierigen und wißbegierigen Fragen fortgeſponnen, und in Unterredungen, oder Erzählungen, oder auch in Dichtung eingekleidet. Behandelt man Kinder zwar als ungebildete aber als Bildungsfähige Weſen, läßt man ſie ſprechen, iſt man geduldig bey ihren ſchiefen Urtheilen und Anſichten der Dinge, nimmt man Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres Temperamentes, ihrer Neigungen und Fähigkeiten, ſo kann man ſie bald an lehrreiche Geſpräche über ernſthafte und wichtige Gegenſtände gewöhnen; vorausgeſetzt, daß ſie von erſter Kindheit an in der Gewöhnung zum Aufmerken, zum Denken und Sprechen nicht ganz zurückgeblieben ſind. Sehr gewöhnlich war es nun eben bey der erſten Erſcheinung des Kinderfreundes nicht, daß man Kindern außer ihren eigentlichen Lehrſtunden etwas beyzubringen und ihnen Sinn für eine lehrreiche Unterhaltung einzuflößen oder die Fähigkeit dazu zu benutzen ſuchte. Gewöhnlich wurden die Kleinen auf ihre Schul- und Kinderſtuben verbannt und zu einer Art des Spielens genöthigt, wobey ſie entweder ihre Kräfte gar nicht gebrauchten oder mißbrauchen lernten; lange Zeit eingeſperrt und der Langeweile überlaſſen, um dann einmal auf gemeinſchaftlichen Tummelplätzen deſto ausgelaßner und unmäßiger zu ſeyn. Eltern und Lehrer waren froh, wenn ſie die Kinder nicht nur aus ihren Geſellſchaften und Zuſammenkünſten entfernt halten konnten, — das iſt in der That immer zu wünſchen — ſondern wenn ſie auch außer der Tiſch- und Unterrichtszeit nicht von ihnen beſchwert wurden. Allenfalls rufte man die Kleinen, wenn man Geſellſchaft hatte, aus den Kinderſtuben ein Mal hervor, um ſie ihre Künſte machen zu laſſen, dann hatten ſie wieder ihren Beſcheid und waren herzlich froh, ihn zu erhalten. Eine liberale Behandlung der Kinder, wie ſie im Kinderfreunde dargeſtellt ward, hatte den Reiz der Neuheit für Eltern, Erzieher und Kinder. Glücklicher Weiſe war man aber auf dem Puncte der allgemeinen Bildung, um das Vernünftige und Zweckmäßige davon einzuſehen. Hierin lag unſtreitig auch ein Grund der außerordentlich günſtigen Aufnahme, welche der Kinderfreund erhielt, und der zuvorkommenden Liebe, welche man dem Verfaſſer deſſelben bezeugte.

Von dem Kinderfreund — welcher bald aus einem Wochenblatt in eine Quartalſchrift verwandelt wurde, weil Kupferſtecher und Notendrucker die Zeit nicht inne hielten — wurden von 1775 bis 82 fünf Auflagen nothwendig, wovon zwey aus 24 und drey aus 12 Bändchen beſtehen, und als Weiße 1788 im Carlsbad war, machte ihm einer von den Nachdruckern deſſelben, der Herr von Schönfeld, das unerwartete Compliment, daß er in den Oeſterreichiſchen Landen über 15,000 Exemplare abgeſetzt habe, wobey er es auch nicht fehlen ließ, ihm eine Probe des in jedem Betracht ſchmutzigen Druckes einzuhändigen. Weiße konnte ihm nichts darauf erwiedern, als daß er dem Eigenthümer des rechtmäßigen Abdruckes keine ähnliche Verſicherung machen möge. — In der That war auch dieſes Abſatz von dem Kinderfreunde in die Oeſterreichiſchen Lande ungemein groß, und die Anzahl von des Verfaſſers Correſpondenten, zum Theil aus großen Häuſern der Kaiſerſtadt, ward beträchtlich vermehret. Schon vorher hatte er von Zeit zu Zeit mit den Herren von Ayrenhoff, Birkenſtock, Gebler, Heß, beſonders mit von Born und von Sonnenfels, auch mit Belta, Denis, Maſtalier, Stütz, Würz u. a. Briefe gewechſelt. Jetzt ward von den Kindern manches Hauſes ein Briefwechſel mit der Familie des Kinderfreundes eingeleitet, der dann zwiſchen den Eltern fortgeführt wurde. Das geſchah aber auch von vielen andern Orten her, ſelbſt mehrere Söhne deutſcher Fürſten ſchrieben an Weißen Briefe voller Dankbarkeit und baten um Fortſetzung ſeiner Schrift für die Jugend. Sein pädagogiſcher Ruf ward ſo verbreitet, daß man ſich ſogar aus fremden Ländern an ihn wandte, um Hofmeiſter von ihm zu erhalten. Natürlich ward er dadurch in eine ſehr läſtige und bisweilen koſtſpielige Correſpondenz verwickelt, bekam aber auch Gelegenheit ſehr vielen jungen Männern und vielen Familien zu nützen, und er hat das frohe Bewußtſeyn, auf dieſe Art, wenn ihm gleich ſeine Empfehlung junger Leute bisweilen mißgeglückt iſt, viel Gutes geſtiftet zu haben. Der Kinderfreund ward aber keinesweges bloß in vornehmen Häuſern geleſen, ſondern er wurde ein Leſebuch auch unter den mittlern und niedern Ständen, und der Verfaſſer hat auf ſeinen kleinen Reiſen überraſchende und rührende Beweiſe der Liebe gegen ihn, von Poſtmeiſtern, Gaſtwirthen und Handwerksleuten erhalten. Er drang ſogar in die Klöſter, *)

---

*) Eine authentiſche Nachricht davon haben die Herausgeber unter den Briefen des Verſtorbenen gefunden.

Werther Freund!

Ich weiß jetzo nichts beſonders zu ſchreiben. Daß aber ihr Kinderfreund in Klöſtern claſſiſch werden ſoll, wird Ihnen doch nicht ganz gleichgültig ſeyn. Zu Duderſtadt iſt ein Urſeliner Kloſter, deſſen Geſchäft mit iſt, Mädchen zu erziehen. Baldinger hatte in ſelbiger Gegend und mehr katholiſchen Nachbarſchaften viel Praxin. Bey der Gelegenheit ward ſeine Frau mit jenem Nonnenkloſter bekannt, wo ſie einigemal geweſen iſt und einen Briefwechſel unterhalten hat. Die Nonnen ſind in der That der Beſchreibung nach für Nonnen klug genung. Sie haben den Meſſias geleſen und andere Schriften proteſtantiſcher Verfaſſer. Weil ſie nun um Bücher zu leſen baten, ſchickte ihnen die Frau Baldingerin mein Exemplar von der dritten Ausgabe des Kinderfreundes, ſoweit es heraus iſt. Wie es gefallen hat, ſehen Sie aus der Abſchrift des Briefes.

Ich verharre voll Hochachtung

Ihr

G. d. 18. April 1782.

ergebenſter Käſtner.

Verehrungswürdigſte Freundin!

Mit dem beſten, wärmſten Danke überſchicke ich Ihnen den Kinderfreund, dieſes herrliche Buch zurück. Gott ſegne Ihre und des würdigen Autors Tage be-

und Kloſterſeminarien und die kleinen Komödien wurden von männlichen und weiblichen Kloſterzöglingen aufgeführt. Daher war es kein Wunder, daß ein katholiſcher Geiſtlicher bey Carlsbad nach des Verfaſſers Aufenthalt daſelbſt, wovon er gehört haben mochte, bey Gelegenheit einer Wallfahrt am Feſte der heiligen Anna gewaltig gegen die neuere Erziehung eiferte und Marien glücklich prieß, welche ganz anders von ihrer frommen Mutter Anna erzogen worden wäre; damals aber habe man freylich noch nichts von einem Baſedo und Weiß gewußt. Was würde der

---

tur. Ganz unausſprechlich habe ich mich an dieſer Lectüre ergötzt. Ich kann mich nicht genug über die Schönheit davon ausdrücken. Mit meinen Freunden und Bekannten rede ich ganz mit Entzücken davon. Ich habe auch ſoviel dadurch bewirkt, daß ſich hier jemand alle Theile, die davon heraus ſind, will kommen laſſen; da ich die Freude hoffe, ſie ganz leſen zu können. Meine Geiſtlichen †) haben in ihren Lehrſtunden ſchon manchmal den beſten Gebrauch davon gemacht. Wie ſehr ſind ſolche Menſchen zu verehren, welche durch gute Verwendung der von Gott erhaltnen Talente ihre Mitchriſten durch ſo herrliche Schriften zur Tugend bilden.

Duderſtadt, den 3. April 1782.

Sr. de St. Antoine Supre.

†) So heißen die Nonnen.

der gute Pater geſagt haben, wenn er gehört hätte, das Gift des Kinderfreundes habe ſich auch über Länder verbreitet, wo kein Deutſch geſprochen wird. Mr. Berquin nahm wirklich von dem Kinderfreund zu ſeinem Ami des Enfans nicht nur die Idee, ſondern auch einen großen Theil des Inhaltes; und die Lectrice der Königin von England, Madame de la Fite, überſetzte einige Schauſpiele daraus. Beyde ſchickten Weißen ihre Ueberſetzungen.

Als er an dem letzten Bändchen dieſer Kinderſchrift ſchrieb, waren die ältern Kinder, nach den Jahren, worin er ſie gleich anfangs den Leſern bekannt gemacht hatte, zu dem Alter fortgeſchritten, wo die Söhne gemeiniglich das väterliche Haus verlaſſen, um außer demſelben ihrer Beſtimmung näher gebracht zu werden; und die Töchter der Wirthſchaft und anderer häuslicher Geſchäfte ſich anzunehmen lernen müſſen; wo ſie auch anfangen in die Welt einzutreten und an geſelligen Vergnügungen Antheil zu nehmen. Weiße ließ daher die Familie, welche ſich bisher im häuslichen Zirkel unterhalten hatte, getrennt werden und kleidete demnach die weitere

Belehrung, welche er für die reifere Jugend (auch die erſten jugendlichen Leſer des Kinderfreundes waren heran gereift) ertheilen wollte, in einen Briefwechſel jener Familie ein. Er ließ die Kinder in mancherley Situationen kommen, ihr Verhalten unter denſelben nach ihren verſchiednen Charakteren, welche ſich immer mehr entwickelten, verbeſſerten und befeſtigten, ſelbſt beſchreiben, und ihre Belehrung und Erziehung durch Briefe ihrer Eltern und Hausfreunde fortgeſetzt werden. Es entſtand eine zuſammenhängende Geſchichte, eine Reihe von Begebenheiten, welche eben ſowohl durch die handelnden Perſonen herbeygeführt wurden, als ſie auf dieſer Handlungen Einfluß hatten, oder ihnen Gelegenheiten zur Befeſtigung ihrer Grundſätze und Geſinnungen gaben. So wurde das Ganze ein Roman für die Jugend. Hätte man es aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, und wäre das Auffaſſen deſſelben dadurch erleichtert worden, daß die zwölf Theile, woraus der Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes beſteht, zuſammen herausgekommen wären, ſo würde man, wo nicht die Nützlichkeit des Buches, doch das Verdienſt des Schriftſtellers höher als bey dem Kinderfreunde angeſchlagen haben. Es war zu jenem mehr Fleiß und Imagination erforderlich als zu dieſem. Darauf hat indeſſen kein Recenſent das Publicum aufmerkſam gemacht, ſondern man hat das ganze Werk bloß als eine lehrreiche und unterhaltende Sammlung von Briefen angeſehen. Kurz, es hat die günſtige Aufnahme, welcher ſich der Kinderfreund erfreute, nicht erhalten. Wozu allerdings auch beygetragen haben mag, daß dieſer ſofort eine Fluth von Kinderſchriften in allerley Gewand veranlaßt hatte und von jetzt an der Artikel der Jugendſchriften in jedem Meßverzeichniſſe einer der ſtärkſten war. Indeſſen fehlte es dem Briefwechſel keinesweges an Leſern und Freunden, und der Verfaſſer bekam ſogar bey dem dritten Theile Veranlaſſung ihn den königlichen Prinzeſſinnen von England zuzueignen; und bey dem Ende des Werkes, das Ganze der Königin von Neapel zu überſchicken. Mit jener Zueignung und dieſer Zuſendung hatte es eine Bewandniß, welche ihn von dem Verdacht befreyen muß, ſich zu den Großen der Erde gedrängt oder wohl gar eigennützige Abſichten gehabt zu haben. Es war 1784 in der Zeitſchrift: Alte Litteratur und neue Lectüre, ein Brief von dem Sächſiſchen Geſandten in London, Grafen von Brühl, eingerückt, worin derſelbe an einen Freund ſchrieb: die königliche Familie läſe den Kinderfreund mit viel Vergnügen; und ein halbes Jahr darauf: ſie hätte es bedauert, daß er geendigt worden wäre und ſich über die Anzeige gefreut, daß er unter einer andern Geſtalt fortgeſetzt werden ſollte. Zu Anfange des Januars 1785 ſchrieb der Hofmeiſter des Lord Poeur, Herr Küttner, an Weißen, daß ihn die Lectrice der Königin, Madame de la Fite, im Namen derſelben fragen ließ, ob es wahr ſey, daß er den Kinderfreund fortſetze. Er antwortete, daß ihm die ſchmeichelhafte Erwähnung des Sächſiſchen Geſandten in einem unſerer Journale ſchon den Gedanken eingegeben hätte, der königlichen Familie ein Exemplar dieſer Fortſetzung zu überſenden, er aber ſolches nicht hätte wagen wollen. Darauf erhielt er ſogleich wieder Antwort, daß Madame de la Fite ſich den Brief habe geben laſſen, um ihn dem Könige und der

Königin zu zeigen, worauf dieſe ihm ſagen ließe: es würde ihr viel Vergnügen machen, wenn er ein Theilchen des Briefwechſels den beyden älteſten Prinzeſſinnen, die ſehr fertig Deutſch ſprächen, zuſchreiben wollte. Sie legte ihm ſelbſt deren Namen bey und gab ihm die Freyheit, die Veranlaſ[illegible]n zu ſeiner Zuſchrift öffentlich zu ſagen. Z[illegible]erſendung des Briefwechſels an die Königi[illegible] Neapel ward er durch die jetzt verwittwe[illegible]gin von Würtenberg aufgefodert. [illegible]tte ihn ſchon 1783 noch als Gräfin v[illegible]heim, bey ihrem Aufenthalt in Leipzig mit einem Beſuch beehrt, ihn nach ihrer Rückkehr einen koſtbaren Medaillon mit ihrem Namenszuge und der Beſtimmung: „Für dasjenige ſeiner Kinder, welches einmal am wenigſten in glänzenden Glücksumſtänden leben würde,“ zugeſchickt, und war mit ihm von dieſer Zeit an in Briefwechſel geblieben. Bey dem Aufenthalte des Königs und der Königin von Neapel in Deutſchland hatte die Herzogin die letztere in Wien geſprochen und dieſe ihr geſagt, daß ſie ſich bey dem Unterricht ihrer Kinder des Kinderfreundes bediene. Worauf ſie die Herzogin auch mit dem Briefwechſel bekannt machte, von welchem ſie nichts gehört hatte, und ihr die Theile ſchenkte, welche ſie beſaß. Die Herzogin foderte dann Weißen auf, ſelbſt der Königin die fehlenden Theile zu überſenden. Es geſchah und die Königin antwortete ihm eigenhändig in einem ſchmeichelhaften Schreiben.

Auch der Briefwechſel ward von Mr. Berquin benutzt. Er gab einen Ami des Adolescents heraus. Vom Briefwechſel iſt auch eine gute franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen von Mr. la Chaise; der auch die darin befindlichen Schauſpiele in zwey Bändchen beſonders hat drucken laſſen. Der deutſche Verleger hat dieſes ebenfalls gethan, und ſie unter dem Titel: Dramen für Kinder und junge Leute erſcheinen laſſen.

Die Herausgabe des Kinderfreundes und des Briefwechſels hat den Verfaſſer beynahe ſiebzehn Jahr beſchäftigt. Sie hat ihm vielfältiges Vergnügen gewährt und manche traurige Vorfälle ſeines häuslichen Lebens verſüßt. Auf dieſes kömmt er nun wieder zurück und will, was der Erinnerung werth iſt, bis zu dem Jahre, wo er dieſes ſchreibt (1802) hinter einander erzählen. Die wenigen Nachrichten über ſeine fernere litteräriſche Thätigkeit werden ſich nachholen laſſen.

Seine häusliche Verfaſſung hatte eigentlich alle Erforderniſſe zu einem frohen Lebensgenuſſe. Er war mit einer verſtändigen, tugendhaften, ſorgſamen Gattin verbunden und beſchenkt mit muntern gutartigen Kindern, die ſich ſchnell entwickelten. Die Familie ſeiner Frau beſtand aus ihrer Mutter, einer der vortrefflichſten Matronen und zwey Geſchwiſtern; einer ſehr wohlwollenden, gutmüthigen Schweſter, die an einen etwas ſonderbaren, aber ſeinem Charakter nach, höchſt ſchätzbaren Mann, den Cammerrath Faber verheyrathet war, und einem geiſtreichen Bruder, dem nachmaligen Hofrath Platner und ſeiner liebenswürdigen Gattin. Mit dieſen allen lebte er in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen. (Der ältere Bruder ſeiner Gattin, der Appellationsrath Platner, war frühzeitig geſtorben.) In ſein Haus hatte er einen Lehrer ſeiner ältern Kinder aufgenommen, mit Namen Böttcher, unter welchem nicht nur dieſe ihren Geiſt vortheilhaft ausbildeten, ſondern der ihm ſelbſt Freund war und es auch dann blieb, als er ſein Haus verließ und eine Lehranſtalt für Knaben in Leipzig anlegte. Schon in dem erſten Lehrer ſeiner Kinder, deſſen Unterricht ſie aber nur kurze Zeit genoſſen, war er glücklich geweſen. Es war der nachmalige Bibliothekar Daßdorf, mit welchem er auch in einem vieljährigen freundſchaftlichen Briefwechſel blieb. Uebrigens genoß er des vertrauten Umganges mit Männern, welche den Ruhm ihres Zeitalters ausmachten und zum Theil noch ausmachen. Dabey war er im Beſitz einer guten Einnahme, die er durch ſeinen litterariſchen Fleiß hinlänglich vermehren konnte, und welche ihm mit den Seinigen einen Sommeraufenthalt in einem Garten und kleine Reiſen erlaubte. — Wieviel war da vereinigt zu einem glücklichen Familienleben. Auch genoß Weiße der großen Freuden deſſelben viele, und er genoß ſie, ſo oft er nicht gehindert ward, in vollen Zügen. Nur häufige Krankheiten, welche ihn ſelbſt und die Seinigen mit einer ſeltnen Hartnäckigkeit betrafen, machten mehrmals ſein Haus zu einem Schauplatz des Kummers und der Sorgen. Es gab Zeiten, wo faſt zu gleicher Zeit, Er, ſeine Gattin, ſeine Kinder, ſeine Dienſtboten krank darnieder lagen. Vielleicht ſind während ſeines Eheſtandes kaum zwey Monate verfloſſen, wo alle im Hauſe einer guten Geſundheit genoſſen hätten. Es war ein Glück für Weißen, daß ſeine natürliche Heiterkeit dem widrigen Einfluſſe dieſer vielen Krankheiten auf die Gemüthsſtimmung ſehr lange widerſtand, und daß er ſich und den Seinigen durch kleine Erholungsreiſen zu Hülfe kommen konnte.

War einmal eine häusliche Niederlage überſtanden, ſo ward meiſtentheils eine Reiſe nach Altenburg, und zwey Mal nach Berlin veranſtaltet. Dort erholten ſich Weiße und die Seinigen im Hauſe ſeiner geliebten, gaſtfreundlichen Schweſter und ohngefähr nach den Jahren 1778 und 79 durch die zuvorkommende Güte des, um die Fürſtenthümer Gotha und Altenburg ſo hoch verdienten, Cammerpräſidenten und jetzigen Geheimen Raths von Thümmel, der Weißen mit einer eben ſo warmen und ausdauernden Freundſchaft beglückte, wie ſein älterer Bruder. In beyder Geſellſchaft brachte jener nebſt ſeiner Familie auch ein Mal mehrere Tage in Ronneburg und Gera hin. In Berlin war er bey ſeinem verehrten Freunde **Teller** und ſeiner achtungswerthen, freundſchaftlichen Gattin wie zu Hauſe. Sie fanden an beyden Orten alles, was die trüben Tage in Vergeſſenheit bringen und Geiſt und Körper aufs neue ſtärken konnte. Einige Male machte auch Weiße einen kurzen Ausflug ohne die Seinigen in Geſellſchaft eines oder einiger Freunde. Das war 1774 nach Berlin geſchehen. In demſelben Jahre oder das Jahr vorher ließ ihn auch auf ein paar Tage ſein großer Gönner der Graf von Solms nach Sachſenfeld abholen. Zwey Jahr ſpäter erheiterte er ſich durch eine ſehr angenehme Luſtreiſe nach Deſſau und Halle. Es lebte zu dieſer Zeit ein Baron von **Wedel**, Däniſcher Geheimder Staatsrath, und geweſener Gouverneur der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, ehe dieſe an Rußland abgetreten wurden, mit ſeiner ganzen Familie in Leipzig, wo Er ſelbſt den Hofmeiſter ſeines Sohnes abgab, der hier ſtudirte. Dieſer liebenswürdige Mann ſchenkte Weißen ſeine Freundſchaft und lud ihn oft mit ſeiner ganzen Familie in ſein Haus ein. Von ihm kam auch der Vorſchlag, das Philanthropin in Deſſau, den Park in Wörlitz zu beſuchen und auf der Rückreiſe einen Tag in Halle mit Semlern, Segnern, Thumannen, Schützen und andern Profeſſoren zuzubringen. Dieſer Vorſchlag ward von Weißen mit großen Freuden angenommen. Sie beſuchten Baſedow, deſſen Anſtalt damals einen guten Fortgang hatte und der nur darüber verdrießlich war, daß ihm das Publikum die 30,000 Rthlr. nicht geben wollte, welche er zu ſeinen Unternehmungen verlangte; beſahen dann das Zauberſchloß Wörlitz, und brachten dort in ununterbrochner Geſellſchaft des liebenswürdigſten Fürſtlichen Paares einen der ſüßeſten Tage zu; giengen alsdann nach Halle, wo der Baron von Wedel den Tag über die genannten Profeſſoren bewirthete, und nach dem frohen Mahle mit ihnen zurück nach Leipzig. Dieß geſchah um Mitternacht, weil ſie auch eine ſchöne Sommernacht genießen (es war im Anfange des Julius) und ſich an der aufgehenden Sonne weiden wollten. Voller Zufriedenheit über ſeine angenehme

Reiſe trat Weiße in ſeine Wohnung ein. Hier ward aber ſeine Freude noch um ein großes vermehrt, als er beym Eröffnen der Stube ſeine Familie mit einem muntern Mädchen vermehrt fand, von welchem ſchon des Nachts vorher ſeine Frau entbunden worden war. Seine Reiſe ward ihm nun auch um deswillen lieb, weil ſie ihm die ängſtlichen Stunden der Niederkunft, welche übrigens glücklich geweſen war, erſpart hatte. Die Wochen ſeiner Frau, während welchen er ſelbſt von einem dreytägigen Fieber befallen wurde, waren um deſto trauriger. War ſeine Frau ſchon vorher ſehr ſchwächlich geweſen, ſo wurde ſie es nun noch mehr. Seit vielen Jahren hatte ſie kaum einen Fuß vor das Haus ſetzen können, und mußte noch lange, wenn ſie einmal in Geſellſchaft ſeyn wollte, ſich fahren oder tragen laſſen. Doch in ihrer Haushaltung gieng alles durch ſie. Ihr Geiſt ward nicht mit dem Körper geſchwächt.

Nach vieljährigem Siechen der Mutter und nach einem wiederholten Kampfe des Vaters und der Kinder mit mancher ſchweren Krankheit, konnte es endlich 1782 die Familie wieder wagen, eine Reiſe nach Berlin vorzunehmen. Weiße, ſeine Frau und ſeine beyden älteſten Töchter (den Sohn hielten ſeine Studien, die jüngſte Tochter ihre Kindheit zurück) fanden nicht nur bey Tellers Gaſtfreundſchaft, ſondern auch in den trefflichen Spaldingiſchen und Nicolaiſchen u. a. Familien die liebevollſte Aufnahme. Das Vergnügen des dortigen Aufenthaltes ward für die Eltern durch Wahrnehmung der Eindrücke erhöht, welche das königliche Berlin auf ihre Töchter, die eine, ein lebhaftes, fähiges Kind; die andere ein Mädchen in voller Jugendblüthe, hervorbrachte. Am meiſten ward auch dieſe von dem geſellſchaftlichen Tone in den Kreiſen, welche ſie kennen lernte, angezogen. Berlin wurde von allen mit ſchwerem Herzen verlaſſen. Die Eltern hatten es zum letzten Mal geſehen.

Das folgende Jahr erneuerte die Anfälle heftiger und anhaltender Krankheiten und war eins der ſchwerſten, was Weiße mit den Seinigen zu überſtehen hatte. Die Niederlage fieng ſich bey ihm ſelbſt mit einer Entzündung am Fuße an. Dieſe war aber nur der Vorbote größerer Uebel. Es bildeten ſich in der Seite und am Fuße Geſchwüre, wovon das erſtere an einer ſo gefährlichen Stelle ſaß, daß Arzt und Wundarzt nicht wußten, ob ſie eine Operation vornehmen ſollten. Unter dieſer Zeit hatten ſeine ältern Kinder das Scharlachfieber bekommen; die Tochter mit einer ſolchen Heftigkeit, daß mehrere Tage Leben und Tod mit einander kämpften. An demſelben Tage, wo bey dieſer die Gefahr des Todes am höchſten geſtiegen war, mußte bey dem Vater die Operation in der Seite vorgenommen werden, und die arme Mutter ward von der Beſorgniß, in wenig Minuten vielleicht Mann und Tochter zu verlieren, gefoltert. Doch die Vorſehung wollte das Leben Beyder. Die Operation gelang an jenem, und dieſe erwachte aus der Fieberbetäubung, welche auf die höchſte Spannung erfolgt war. Kaum war aber ihre Rettung außer Zweifel, als faſt zu gleicher Zeit alle vier Kinder die Maſern bekamen, und wie dieſe zu geneſen anfiengen, das weibliche Geſinde von derſelben Krankheit ergriffen wurde. Es war ein Wunder vor den Augen ihrer Bekannten, daß Weißens Gattin die

Anſtrengungen, welche aus dieſen häuslichen Leiden folgten, aushielt. Aber es waren ihr noch größere aufbehalten.

Die bisherigen großen Krankheiten, welche Weißen ſelbſt oder die Seinigen trafen, waren doch immer noch vorübergehend geweſen, und ſelbſt bey der fortdauernden Schwächlichkeit ſeiner Gattin gab es beſſere Perioden, welche ihr die Theilnahme an manchen häuslichen und geſelligen Freuden erlaubten. Aber zu Michaelis 1786 ward ſeine zweyte Tochter, ein hoffnungsvolles Mädchen von zwölf Jahren, die in ihrer erſten Kindheit einige Mal Nervenzufälle gehabt hatte, doch jetzt völlig geſund war, durch den unvermutheten Anblick ähnlicher Zufälle bey einer Freundin ſo erſchreckt, daß ſie augenblicklich in die heftigſten Zuckungen gerieth und in eine Nervenkrankheit verfiel, welche unheilbar blieb. Ihre Reizbarkeit wurde ſo groß, daß der Schall einer fallenden Nadel convulſiviſche Bewegungen verurſachte. Aber es traten überdieſes periodiſche Zufälle der Krankheit von der größten Heftigkeit und den traurigſten Wirkungen ein, welche das Vater- und Mutterherz zerriſſen.

Natürlich hoffte man anfangs auf Beſſerung und es ward unter der Leitung des großen und erfahrnen Arztes, D. Kapp, den zugleich Freundſchaft mit der ganzen Familie verbindet, kein Mittel der Heilung unverſucht gelaſſen. Aber keine Behandlungsart machte eine merkliche Veränderung. Wohl aber wurde die Störung des häuslichen Glückes und mancher geſelligen Freuden fühlbarer. Die unglückliche Kranke ſelbſt und ihre jüngere Schweſter verloren ihre Jugendgeſpielinnen; im Hauſe ward jedes kleine Geſchäft und ſelbſt der Dienſt des Geſindes durch die Nothwendigkeit, auch das geringſte Geräuſch zu vermeiden, erſchweret; und in Geſellſchaft und an öffentlichen Orten konnten Eltern und Kinder nicht mehr gemeinſchaftlich erſcheinen. Alle Glieder der Familie, beſonders die arme Mutter brachten viele, der Erholung gewidmete Stunden an dem Lager hin, worauf die Kranke, beſonders in den erſten Jahren ihres Unglücks oft viele Tage hinter einander geworfen ward. Einige Erleichterung verſchaffte während des Sommers, der Aufenthalt auf dem benachbarten Ritterguthe Stötteritz, der Weißen

und

und ſeiner Familie ſchon ſeit einigen Jahren von der Schweſter ſeiner Frau, der ſeit 1778 verwittweten Cammerrath Faberin verſtattet wurde. Im Schooße der ländlichen Ruhe ward man doch bisweilen Stundenlang nicht an das gemeinſchaftliche Unglück erinnert.

Erſchüttert und gebeugt durch den Anblick der traurigſten Scenen, woran ſich während eines Jahres weder das Auge noch das Herz gewöhnen wollte, ergriff Weiße gegen Michaelis 1787 mit Dankbarkeit das Anerbieten des damals in Leipzig ſtudirenden Grafen von Lippe-Detmold: in ſeiner und ſeines Hofmeiſters, des Hofrath Parthey, Geſellſchaft eine Reiſe nach Jena, Weimar und Gotha zu machen. Dieſer Vorſchlag war ihm um ſo erwünſchter, weil er in Gotha ſeinem Sohne, der von einem einjährigen Aufenthalt in Göttingen zurück kam, auf halbem Wege entgegen war. Er fand auf dieſer kleinen Reiſe überall eine ſo freundliche Aufnahme, lernte ſo viele von den Worthies jener Städte, mit denen er zum Theil, wie z. B. mit Herder, vor mehrern Jahren in Briefwechſel geweſen war, erſt perſönlich kennen, oder erneuerte die Bekanntſchaft mit ihnen; hatte in Gotha in mancher Familie ſo frohe Rückerinnerungen der vorigen Zeiten, daß er erheitert werden mußte. Auch ein Beſuch in Schnepfenthal, welcher im Plan der Reiſe lag, trug dazu bey. Der Kinderfreund Salzmann machte aus der Gegenwart des Kinderfreundes Weiße ſeinen Zöglingen ein Freudenfeſt, wobey er freylich den letztern der Verlegenheit, in großer Geſellſchaft feyerlich angeredet und von Mädchen bekränzt zu werden, ausſetzte, ihm aber doch durch ſeine herzliche Aufnahme, wie durch die vertrautere Bekanntſchaft mit ſeiner aufblühenden Anſtalt, einen frohen Tag machte. Die jungen Kirſchbäume, welche er Weißen zu Ehren vor dem Erziehungshauſe anpflanzte, haben nach der Verſicherung eines rühmlich bekannten Lehrers der Anſtalt, Hrn. Glatz, der Jugend nach vielen Jahren noch zur Erinnerung an dieſen Beſuch gedient. *)

---

*) Der Brief des Hrn. Glatz iſt von demſelben Jahre, (October 1802) wo der Verewigte die Fragmente ſeiner Autobiographie größtentheils niederſchrieb. Er hatte jenem zu ſeinem Taſchenbuche für die Jugend 1803 mehrere Fabeln zugeſchickt und ihm über die Zeit der Verfertigung derſelben einige intereſſante Nachrichten gegeben. Hr. Glatz meldet in ſeiner Antwort, daß jene

Je mehr Weiße auf dieſer Reiſe Vergnügen genoſſen hatte, um deſto trauriger war die Rückkehr in ſein Haus, wo es unterdeſſen mit ſeiner kranken Tochter ſehr ſchlimm gegangen war. Er ſah einem traurigen Winter in ſeinem Familienkreiſe entgegen. Doch erheiterte ihn noch die Hoffnung, daß im künftigen Sommer der Gebrauch des Carlsbades ſeine Tochter wiederherſtellen würde; und die häusliche Unterhaltung ward durch ſeinen zurückgekehrten Sohn und durch den Lehrer ſeiner jüngern Töchter, welcher ihnen viel Freundſchaft und Gefälligkeit bewies, ſeinen nachmaligen Schwiegerſohn, um vieles belebter.

Im Sommer 1788 ward denn wirklich die Reiſe nach Carlsbad unternommen. Weiße entſchloß ſich ſeine ganze weibliche Familie daran Theil nehmen zu laſſen. Den Sohn hielten ſeine Vorleſungen zurück, welche er als Privatdocent angefangen hatte. Es war bey dieſer Reiſe für die Kranke auch auf den Eindruck

---

Bäume herrliche Früchte trügen. Im folgenden Jahre ſchickte Salzmann eine Schachtel mit denſelben an Weiße.
d. H.

neuer Gegenſtände gerechnet, und weil eine Reiſe mit einer ganzen Familie immer für dieſe ſelten und koſtbar iſt, ſo ſollte ſie ſo Genußreich werden, als es den Umſtänden nach möglich war. Weiße nahm daher ſeinen Weg über das ſchöne Altenburg, verweilte dort einige Tage in freundſchaftlichen Kreiſen, gieng von da nach Chemnitz, wo er von ſeinen, ihm beynahe fremd gewordnen, Verwandten ſehr wohlwollend aufgenommen wurde; beſuchte in der dortigen Nähe das herrlich gelegene Lichtewalde und das vortreffliche Thal der Zſchopa, und freute ſich im Voraus ſeinen Geburtsort, Annaberg, kennen zu lernen, von welchem er als ein halbjähriges Kind war weggebracht worden. Dicke Nebel hüllten ihn aber während ſeines Aufenthalts ein, und eine heftige Colik ſeiner Frau erſchwerten dieſen. Doch die unerwartete Gaſtfreundſchaft und zuvorkommende Güte der daſigen Poſtmeiſterin und ihrer Familie machte einen ſo angenehmen Eindruck auf ihn und die Seinigen, daß ſie alle ſich mit Freuden des kurzen Aufenthalts daſelbſt erinnert haben. Groß war die Verwunderung ſeiner Familie auf dieſer ganzen Reiſe über die Gebirgsgegenden, worein noch keines gekommen war, geweſen. Sie erſtaunten aber, als ſie den Joachimsthaler Abgrund hinunter, und ein paar Stunden ſpäter in die wundervolle Schlucht von Carlsbad hinein fuhren. Sie weideten ihre Augen an den ungewohnten Schauſpielen der Natur, welche Gebirgsgegenden darbieten und hiengen in Carlsbad in der erſten Zeit viel mehr an ihnen, als an dem bunten, und doch auch intereſſanten Gewühl der Badegäſte und Vergnügungsſüchtigen. Der Eltern Aufmerkſamkeit beſchäftigte ſich natürlicher Weiſe am meiſten mit der Wirkung des Brunnens auf ihre Tochter. Dieſe blieb aber leider aus und das Uebel ſich gleich! So niederſchlagend dieſes war, ſo ward der Kummer darüber durch den günſtigen Erfolg vermindert, welchen die Cur für die Mutter hatte. Dieſe fand ſich um ſo vieles dadurch erleichtert, daß ſie dieſelbe in dem nächſtfolgenden Jahre erneuerte und unſtreitig dem Carlsbade die Verlängerung ihres Lebens zu verdanken hat. Für Weißen ſelbſt fanden ſich eine Menge neuer Bekanntſchaften unter den höhern und mittlern Ständen. Der Fürſt von

Schwarzenberg und der Reichshofrath von Heß und deſſen Gemahlin erwieſen ihm, die letztern auch ſeiner Familie, ein ausgezeichnetes Wohlwollen, womit dieſe auch einige Jahre darauf ſeinen Sohn, bey deſſen Aufenthalt in Wien, beehrt haben. — Der Aufenthalt in Carlsbad war nur für die arme Kranke fruchtlos, für die übrigen alle auf eine oder die andere Art erfreulich. Der Heimweg wurde über Schneeberg angetreten, in Altenburg, im ſchweſterlichen Hauſe, noch einmal auf kurze Zeit eingekehrt, und von da aus der ſchöne Garten des Grafen Einſiedel zu Wolkenburg beſucht, den Weiße ſelbſt ſchon 1782 auf ausdrückliche Einladung des Grafen mit großem Vergnügen geſehen hatte.

Um dieſe Zeit fieng die Folge zunehmender Jahre: daß ein Freund und Verwandter nach dem andern uns durch den Tod entriſſen wird, und wir, wenn wir nicht allein ſtehen wollen, neue Verbindungen aufſuchen und eingehen müſſen, ſehr merkbar zu werden an. Im Herbſte 1787 ſtarb der Buchhändler Reich, ein jovialiſcher Geſellſchafter, mit welchem Weiße lange Jahre ein Haus bewohnt hatte, und in freundſchaftlichen Verhältniſſen geweſen war. Wenige Monate darauf 1788 traf ihn der noch ſchmerzlichere Verluſt des edeln Zollikofers, des Mannes ohne Furcht und ohne Tadel, dem wenig Menſchen an Wahrheit, Güte und Feſtigkeit des Charakters gleichkommen werden. Das folgende Jahr verengerte den Familienzirkel durch den Tod der Cammerrath Faberin, der geliebten Schweſter ſeiner Frau und ſeiner Freundin; und 1790 lößte ſich derſelbe faſt gänzlich auf. Es ſtarb die verehrte Mutter ſeiner Frau, die Hofrath Platnerin in ihrem 86ſten Jahre, nachdem ſie noch im vorigen Jahre Geiſteskraft genug gehabt hatte, die Verlaſſenſchaft ihrer kinderloſen Tochter zu übernehmen und zu ordnen. Wenig Mütter werden einer großen Familie, welcher der Vater frühzeitig entriſſen wird, mit ſolcher Würde bis in das ſpäteſte Alter vorſtehen; bey wenigen wird in dieſem Alter ihr Einfluß auf Kinder und Enkel ſo ſchmerzlich vermißt werden. Von Seiten ſeiner Frau blieben Weißen nunmehr nur noch die geſchwiſterliche Verbindung mit dem Hofrath Platner und der Umgang mit einigen entferntern

Verwandten übrig; von ſeiner Seite nur noch einige weibliche Glieder der Jüngerſchen Familie und ein junger Mann, der bald nachher als Theaterdichter nach Wien gieng. In dieſer Familie hatte er in den frühern Jahren ſeines Aufenthaltes zu Leipzig viele Beweiſe der Freundſchaft erhalten, welche ihn jederzeit mit Dankbarkeit an ſie zurückdenken laſſen. —

Nach und nach ſtarb ihm in den folgenden Jahren ein Freund nach dem andern; Morus, Reiz, Böttcher, Blankenburg, Oeſer, Dümont, Müller, u. a. Allen vorangegangen war Clodius, den er aufrichtig liebte. Von ſeinen treuen, innig verehrten Correſpondenten verlor er Ramler, Uz und Garve. So zogen durch jener Tod manche geſellige Zirkel ſich anfangs enger zuſammen und hörten allmählig ganz auf. Eine ſehr frohe Abendgeſellſchaft, welche ſich alle Sonnabende verſammelte, zu welcher Müller, Oeſer, Blankenburg gehörten, hatte ſchon 1787 ein angenehmes Mitglied an Adelungen verloren, der zu dieſer Zeit als Oberbibliothekar nach Dresden gieng. Sie ward nach wenig Jahren durch die unfreundliche Hand des Todes gänzlich aufgehoben. Mit dem Abſterben des rechtſchaffnen und einſichtsvollen Banquiers Dümont, hörte eine andere angenehme Zuſammenkunft auf, welche alle Montage in ſeinem Hauſe Statt fand, und bloß die gegenſeitige Mittheilung von Ideen über allgemein intereſſante Gegenſtände zur Abſicht hatte. An ihr hatten Zollikofer, Blankenburg, Huber, Platner, Kapp, Dörrien Antheil. An einem Orte, wie Leipzig, wo ſo viele Gelehrte, Künſtler und gebildete Kaufleute leben, kann es zum Glück dem, welcher Geſelligkeit liebt, nicht fehlen, in neue freundſchaftliche Verbindungen treten zu können. Nur werden dieſe in ſpätern Jahren mit mehr Schwierigkeiten geſchloſſen. Doch fand Weiße in dem vertrauten Umgange mit Roſenmüller, Kapp und Dörrien vielen Erſatz für großen Verluſt, und er hat ſich immer feſter an dieſe Männer angeſchloſſen; ſo wie er an Küttnern, ſeit deſſen Rückkehr aus England, einen ſehr werthen Hausfreund gehabt hat. Auch unter den jüngern Kaufleuten und Buchhändlern fanden ſich einige, welche die Stellen ſeiner entſchlafnen Freunde aus ihren Ständen einnahmen. Von ſeinen ältern Correſpondenten hat er die meiſten überlebt; ſeine Correſpondenz aber hat ſich darum nicht vermindert. Den lebhafteſten Briefwechſel hat er in den letzten Jahren mit dem Hofrath Parthey in Berlin, mit Marezoll, Manſo und Eichſtädt geführt. Mit dem erſtern hat er mehrere Jahre, als derſelbe Hofmeiſter des Grafen von Lippe-Detmold war, in freundſchaftlichem Umgange gelebt. —

Der Tod der Cammerrath Faberin war für Weißens häusliche Umſtände von bedeutendem Einfluſſe. Ihr Vermögen, wozu die Hälfte des Dorfes Stötteritz, nahe bey Leipzig, gehörte, fiel an ihre Mutter; und dieſe überließ ſogleich die Verwaltung dieſes Ritterguths Weißen und ſeiner Frau, welcher es das Jahr darauf als Erbe zufiel. So kam Weiße mit ſeiner Familie nicht nur in Wohlſtand, ſondern er erlangte auch einen Sommerſitz, der längſt für ihn große Reize gehabt hatte. Durch die Güte ſeiner Schwägerin war er ſchon die letzt verfloßnen Sommer faſt einheimiſch geworden, hatte ein kleines Gehölz angepflanzt und ſich manches Lieblingsplätzchen auserſehen. Jetzt erhielt er die volle Freyheit Anpflanzungen und Einrichtungen nach ſeinen Wünſchen zu machen. Er konnte kleine Menagerien anlegen und ſein Gebüſch mit Singvögeln und ſeine Teiche mit Fiſchen anfüllen. In der That nahm er mit ſolchen Ideen Beſitz von dieſem wohlgelegenen freundlichen Ritterguthe. Aber er hatte zu wenig berechnet, daß zu dem Gedeihen aller auch noch ſo kleinen Anſtalten, der gute Wille mehrerer Menſchen erforderlich iſt, und ſich dieſer unter manchen Umſtänden nicht erlangen läßt. Seine angepflanzten Baumgruppen wurden zerſtört, ſeinen Vorſchlägen zur Verbeſſerung des Gartens wurden Schwierigkeiten, die er nicht beſeitigen konnte, entgegengeſetzt; ſeine fremden Gänſe, Enten und Hühner blieben im Winter ohne die gehörige Wartung; ſeine ausgeſetzten Nachtigallen wurden weggefangen; und es fehlte ihm an der Geduld und Feſtigkeit, dem überlegten Unfuge oder der Saumſeligkeit mit Erfolg zu ſteuern. Die kleinen Entwürfe zur Verſchönerung ſeines ländlichen Aufenthaltes blieben daher größtentheils unausgeführt und er mußte ſich mit den Schönheiten der Natur begnügen, welche die lage des Gutes darbot. Ein paar große wirthliche Linden, unter welchen man zu verſchiednen Tageszeiten im Schatten einer angenehmen Ausſicht genießt, gewährten ihm mit den Seinigen und ſeinen Freunden am öfterſten einen frohen Vereinigungsort. Hier ward er von manchem Fremden aufgeſucht; hier hat er mit Garve, bey deſſen letztem Beſuch in Leipzig, mit Teller und ſeiner Gattin, mit den Brüdern von Thümmel und mit dem genialiſchen Richter manche der glücklichſten Stunden verlebt; hier an einem ſchönen Sommertage ſich der genauern Bekanntſchaft des vortrefflichen Wielands und ſeiner Gattin gefreut.

Weiße war während der Herausgabe von dem Briefwechſel des Kinderfreundes immer zugleich mit Ueberſetzung poetiſcher oder pädagogiſcher und moraliſcher Schriften aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, wovon er hernach die vorzüglichſten nennen will, beſchäftigt geweſen. Mit der Beendigung des Briefwechſels ſchien ſeiner litterariſchen Thätigkeit ein Ziel geſetzt zu werden. Er hatte gegen Oſtern 1792 das Unglück von einer Bücherleiter zu fallen, auf welcher er in ſeiner Bibliothek ein Buch langen wollte. Er fiel ſich den rechten Arm aus. Dieſer ward zwar glücklich eingerichtet, es mochte ſich aber doch ein Band gedehnt haben; die Schwäche ſeiner Nerven kam dazu und es entſtand im Arme und in der Hand ein Zittern, welches ihm nicht erlaubte, irgend etwas feſt zu faſſen. Oft wenn er ſchreiben wollte, mußte er die rechte Hand mit der linken halten; und in dieſer Stellung koſtete ihm natürlicher Weiſe ein kleiner Brief mehr Zeit, als ſonſt ganze Bogen für die Preſſe. Da das Uebel eher zu-, als abnahm, konnte er nur an wenig Arbeiten noch von einigem Umfange denken; und da ein gehindertes Schreiben auch die Reihe der Gedanken oftmals unterbricht und den Erguß der Empfindungen aufhält, ſo konnte ſein Unglück nicht ohne Einfluß auf das bleiben, was er niederſchrieb. Selbſt die kleinen Kinderſchriften, welche er aus dem Engliſchen überſetzte und nach dem Wunſche des Verlegers als Weyhnachtsgeſchenke für die Jugend lieferte, mußten darunter leiden. Aber ſeine gewohnte Thätigkeit machte ihm den Sommer über auf dem Lande eine ſolche Arbeit nöthig, da man auch die intereſſanteſte Lectüre, woran es ihm nicht fehlte, ohne eigne Geiſteswirkung in der Länge überdrüßig wird. Am beſten ſind ihm vielleicht in dieſer letzten Periode ſeines Lebens kleine Fabeln und kurze poetiſche Erzählungen geglückt, welche er in viele Taſchenbücher und Journale geliefert hat, z. B. in das Beckerſche Journal für Damen, in deſſen Taſchenbuch für Frauenzimmer, in die Erholungen, die Heſperiden, den deutſchen Merkur. Wenigſtens ſind ihm jene kleinen Poeſieen immer abgefodert worden.

Je weniger er in der erſten Zeit ſeinen zitternden Arm zu brauchen wußte und je ſchwerer ihm, vor der traurigen Gewöhnung daran, jede Unterſchrift ſeines Namens wurde, um deſto eher entſchloß er ſich, durch eine kleine Reiſe mit dem weiblichen Theile ſeiner Familie, ſich und dieſe zu erheitern. Sie war dießmal nach Dresden gerichtet, was er ſeit ſeinem Hofmeiſterleben nicht wieder, und was ſeine Familie noch nie geſehen hatte. Dieſe Reiſe verſchaffte in der That ihm und den Seinigen großes Vergnügen. Die Schönheiten der Natur und die

Schätze der Kunſt gewährten allen einen reinen und hohen Genuß. Seine Freunde Adelung und Daßdorf, und einige im Carlsbad erhaltne, ſchätzbare Bekannte ſuchten ihnen durch vielfache Gefälligkeiten den Aufenthalt noch froher und unvergeßlicher zu machen. Weiße ſelbſt ward von dem Cabinetsminiſter von Gutſchmidt als ein alter Bekannter empfangen. Dieſer hatte ihre vormalige Verbindung in Leipzig nicht vergeſſen; auch ſchon einige Zeit zuvor ſein Andenken ihm dadurch zu erkennen gegeben, daß er eine Reiſe ſeines Sohnes nach Wetzlar, Regensburg und Wien mit einer Churfürſtlichen Penſion veranlaßte. Aber auch die gütige Aufnahme, welche Weiße mit ſeiner Familie in einigen der erſten Häuſer, namentlich dem Gräflich Hopfgartenſchen und von Burgsdorfiſchen erfuhr, kann er nicht ungerühmt laſſen.

Im folgenden Jahre hatte er das Vergnügen, ſeine älteſte Tochter zu verheirathen, wozu es ſchon mehrmals nicht an vortheilhaften Gelegenheiten, wohl aber an Neigung von ihrer Seite gefehlt hatte. Der Mann, welchem ſie ihre Hand gab, war ſeit ſechs Jahren Lehrer ihrer jüngern Schweſtern geweſen und ſtand mit der ganzen Familie in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen. In des Vaters Herzen, das ihn aufrichtig liebte und längſt kein Geheimniß vor ihm gehabt hatte, ſtand ihm nichts entgegen, als der Wunſch, ſeine Kinder in ſeiner Nähe behalten zu können und die Beſorgniß, daß ſich ſeine Tochter nicht an die Beſchränkungen eines kleinen Städtchens (er war Prediger in Mutzſchen) und eines ſpärlichen Einkommens gewöhnen möchte. Jener Wunſch durfte ſich indeſſen der Neigung ſeiner Tochter nicht entgegenſetzen und dieſe Beſorgniß ward bald gehoben. Auch ward ihr Gatte nach Verlauf eines Jahres in ſeine Vaterſtadt, Freyberg, berufen; ohne welchen Ruf Weiße in kurzer Zeit die Befriedigung ſeines ſehnlichen Verlangens, ihn in Leipzig angeſtellt zu ſehen, erreicht haben würde.

Die Verſetzung ſeiner Kinder nach Freyberg ward 1795 Urſache zu einer Reiſe dahin. Die angenehmen Verbindungen, worin er dieſelben fand, die Beweiſe des Wohlwollens, welche er mit ihnen in den angeſehenſten Häuſern und von einigen berühmten Gelehrten erhielt; die

anſchau-

anſchaulichen Kenntniſſe, welche er von manchen Theilen des Berg-, Schmelz- und Amalgamir-Weſens erlangte, verſchafften ihm viele frohe Stunden und der vertrauliche Umgang mit ſeinen Kindern hielt ihn faſt einen Monat von ſeiner Heimreiſe zurück, womit er überdieſes die traurige Abſicht vereinigen mußte, die kleine Verlaſſenſchaft ſeiner geliebten Schweſter in Altenburg, welche ihm im Frühjahr durch den Tod entriſſen worden war, in Empfang zu nehmen. Anhaltende und große Leiden hatten ihr Ende längſt beſorgen laſſen, das auch nur durch die ſorgfältige Wartung einer geliebten Pflegetochter aufgehalten ward, aber es erfolgte Weiſſen noch immer zu früh, weil er jederzeit mit der zärtlichſten Liebe an ſeiner Schweſter gehangen hatte. Dieſe Reiſe war die letzte, welche er mit ſeiner Familie machte. Und nur noch einmal hat er ſeit derſelben Altenburg beſucht. Ueberhaupt verfloß von nun an ſein Leben in größerer Einförmigkeit, welche auch dem höhern Alter angemeſſen iſt. In ſeiner Familie erfuhr er noch freudige und traurige Ereigniſſe. Zu den erſtern gehört die glückliche Verheyrathung ſeines Sohnes mit der ſehr braven, liebenswürdigen Tochter eines hieſigen Predigers an der Nicolai-Kirche, D. Weiß, aus welcher Ehe ihm auch bereits zwey Enkel geſchenkt worden ſind. Zu den traurigen Ereigniſſen gehört der Tod des einzigen Kindes ſeiner Tochter, das er nur kennen lernte, um ſeinen frühen Verluſt zu beklagen. Und indem er dieſe Nachrichten von ſich ſelbſt niedergeſchrieben hat, iſt er von der Beſorgniß ergriffen und geängſtiget, ſeine jüngere Tochter möge im letzten Winter bedeutenden Schaden an ihrer Geſundheit gelitten haben. Er ſelbſt lag an einem rheumatiſchen Fieber gefährlich krank, und ſeine Tochter ſtrengte ſich ohne Noth und bloß aus Liebe zu ihm, über ihre Kräfte, bey ſeiner Wartung an. Sie verfiel bald in daſſelbe Fieber und da er während dieſer Zeit einen bedenklichen Rückfall bekam, ſo ſchonte ſie ſich zu wenig und hat ſeit dieſer Zeit an Huſten und Nervenzufällen, welche die periodiſche Verſtärkung des Fiebers angenommen haben, unaufhörlich gelitten. Die heißeſten Wünſche für ihre Geneſung erfüllen ſeine Seele.

Uebrigens iſt er bis in dieſe ſpäten Jahre bey allen Unfällen, welche ihn und die Seinigen getroffen haben, niemals undankbar für das viele und überwiegende Gute geweſen, was ihm zu Theil geworden iſt und hat die Empfänglichkeit für die Freuden des häuslichen Lebens, der Freundſchaft, der Natur, der Lectüre und ſelbſt — des öffentlichen Beyfalls und allgemeinen Wohlwollens nicht verloren. Er erkennt es mit Dank gegen Gott, daß er ihm ſeine Gattin, und zwar bey beſſerer Geſundheit, als er in frühern Jahren hoffen durfte, erhalten hat; er nimmt herzlichen Antheil an dem Glücke ſeiner verheyratheten Kinder, genießt den Umgang ſeiner zwar kranken, aber ihn zärtlich liebenden Töchter, wovon ihm die jüngere noch jetzt manche Unterſtützung bey ſeiner Correſpondenz leiſtet; freuet ſich ſeines Sommeraufenthaltes und erheitert ſich während des Winters manchen Abend in der wohleingerichteten Geſellſchaft, welche unter dem Namen der Harmonie bekannt iſt, und bey einem Mahle der Freundſchaft und Vertraulichkeit. Eben ſo erkennt er mit Dank gegen Gott, daß ihm der Gebrauch aller ſeiner

Sinne geblieben iſt, und er noch jetzt bis in die Nacht hinein ohne Glas und ohne Anſtrengung leſen kann. Zuſicherungen einer allgemeinern Achtung, welche ihm jederzeit ſehr werth geweſen iſt, ſind ihm noch immer, oft über alles ſein Erwarten zu Theil geworden. Noch vor einiger Zeit ſchickte ihm eine polniſche Dame von großem Range folgendes Billet nach Stötteritz, das auf mehr als eine Weiſe ſeinem Herzen ſchmeichelte:

Vos ouvrages m'ont rappellés à mes devoirs et à mon étàt. De femme dissipée, vous m'avez rendu vraie mère de famille je l'avoue; et penetrée de reconnaissance j'ai fait un détour de 27 lieues pour faire Votre connaissance et pour rendre hommage au Merite et à la Vertu. Permettez moi, Monsieur, de Vous rendre visite demain, marquez m'en l'heure, je m'y rendrai. Il me seroit douleureux de quitter Leipzig sans s'atteindre mon but, qui est celui de Vous témoigner de vive voix, combien je Vous estime et respecte.

Auch als Schauſpieldichter erhielt er zu einer Zeit, als er längſt vergeſſen zu ſeyn glaubte und wirklich aus der Mode war, noch erfreuliche Beweiſe der Werthſchätzung. Als im Jahr 1797 in Leipzig eine mittelmäßige Truppe ſpielte, die aber ganz gut auf Singſtücke eingerichtet war, wurde auf vieler Verlangen „die Jagd“ aufgeführt. Nach geendigtem Stücke riefen die ſämmtlichen Zuſchauer unter lauten Freudensbezeugungen ein dreymaliges: Vivat unſer guter Weiße! Er ſelbſt war nicht zugegen, und ſeit langen Jahren nicht ins Theater gekommen.

Dorthin zog ihn aufs neue nur vor zwey Jahren das allgemein geprieſne Spiel des berühmten Iffland. Er verließ mehrere Abende ſeine ländliche Ruhe, um Zeuge und Theilnehmer von den großen Wirkungen ſeiner Kunſt zu ſeyn. Er ſah ihn ſpielen und bekennet gern, daß er außer Ekhofen ſeines Gleichen in Deutſchland nicht geſehen hat. — Bey den öffentlichen Huldigungen, welche dem trefflichen Künſtler gebracht wurden, ward von dieſem ſelbſt der Dichterehre Weißens auf die feinſte und überraſchendſte Art geſchmeichelt. Beym Schluſſe ſeiner theatraliſchen Darſtellungen veranſtaltete man im Hotel de Saxe ein groſſes Souper von beynahe hundert Perſonen, wo man die Schauſpieler und namentlich Iffland bewirthete. Auch Weiße war dazu eingeladen. Vor Ifflands Sitz hatte man einen Lorbeerbaum mit einem daranhangenden Kranze aufgeſtellt. Bey dem Deſert ſtand der Banquier, Herr Heinrich Küſtner, auf, und bezeugte Ifflanden in einer geſchmackvollen Anrede die Erkenntlichkeit der hieſigen Freunde der Schauſpielkunſt für ſein meiſterhaftes Spiel und wollte gegen das Ende derſelben ihn mit dem Lorbeerkranze ſchmücken. Iffland aber nahm ihm mit Beſcheidenheit den Kranz aus der Hand, beantwortete die Anrede mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus der Dankbarkeit und ſetzte endlich hinzu: Der Lorbeerkranz gehöre nicht ihm, ſondern dem, deſſen Verdienſte ums Theater und um die Welt er hierdurch öffentlich rühmen zu können, ſich freue. Bey dieſen Worten beugte er ſich über den Tiſch und ſetzte Weißen den Kranz auf. Laute Beyfallsbezeugungen mit dem Zuſammenſtoßen der Gläſer folgten;

und Weiße ward ſo gerühret, daß er ſeine Empfindungen bloß durch Thränen erklären konnte.

Wenn dieſe Erzählungen von den Beweiſen der Achtung, welche er von mehrern Seiten her erhielt, und ſeine Freude darüber ihn in den Verdacht der Eitelkeit bringen, ſo will er ſich von einem gewiſſen Maaße derſelben auch nicht freyſprechen. Aber er kann zugleich verſichern, daß ihm in ſeinem Alter Beyfallsbezeugungen darum hauptſächlich ſchätzbar ſind, weil ſie das Bewußtſeyn eines nützlich vollbrachten Lebens in ihm verſtärken und dieſes, nebſt der Leichtigkeit, womit er noch kleine Erzählungen und Gedichte entwirft und ausführt, ihm die meiſten Beſchwerden des Alters erleichtert und am ſicherſten in eine heitere Gemüthsſtimmung verſetzet. Und ſollte es denn überhaupt fehlerhaft ſeyn, wenn er es freudig rühmet, daß er ein halbes Jahrhundert hindurch die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen erfahren hat, daß er mit ſehr vielen großen und guten Menſchen in Verbindung geweſen iſt, daß man ihm einigen Einfluß auf die ſchönen Wiſſenſchaften und die Erziehung der Jugend zugeſchrieben, und daß einige der erſten Dichter und andere Männer von großem Anſehn ihm öffentlich ihre Freundſchaft und gute Meynung bezeugt haben? Er kann ſich davon nicht überreden, und hält ſich vielmehr in Anſehung des letztern aus Dankbarkeit verpflichtet, mehrere Werke zu erwähnen, welche ihm zugeſchrieben worden ſind. Er nennt mit Vergnügen Wielands Muſarion; Thümmels Inoculation der Liebe; Gerſtenbergs Ueberſetzung der Braut; Ramlers Ueberſetzung von Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften; Garve's Schrift über den Charakter Zollikofers und ſeiner Verſuche über Gegenſtände der Moral und Litteratur, zweyten Theil; Tellers Darſtellung der Sprache in Luthers Bibelüberſetzung (dieſe wurden ihm gemeinſchaftlich mit dem Hofrath Adelung zugeeignet); Eichſtädt's neue Ausgabe des Lukrez. — So glaubt er aus Erkenntlichkeit anführen zu müſſen, daß man ihn mehrmals in Oel gemalt und in Kupfer geſtochen, in Gyps und Wachs abgebildet hat. Vorzüglich glaubt er eine Erinnerung an die Medaille ſchuldig zu ſeyn, welche Abramſon in Berlin geprägt, und wozu Friſch die Idee angegeben und Ramler die Inſchrift gefertigt hat. Auf der Hauptſeite ſteht Weißens Bildniß; auf der Kehrſeite die Pallas im Bruſtbilde auf einem Würfel, woran eine Lyra gelehnt iſt. Gegen über an einem Baume die Embleme der komiſchen und tragiſchen Muſe. Zur Umſchrift: Latet sub Pallade Mentor. Unten MDCCXXVI. als Weißens Geburtsjahr. — Werden dieſe Nachrichten von ſeinem Leben gedruckt, ſo verdient dieſe ſchön erfundne Schaumünze als Vignette vorgeſetzt und ſo bekannter gemacht zu werden, als ſie es durchs Ausprägen werden konnte, da dem Künſtler nach einigem Gebrauche der Stempel ſprang. *) — Auf eine an-

---

*) Es iſt dieſes geſchehen, doch zur Vignette nur die Kehrſeite genommen worden, da das Bildniß des Verewigten nach einer Abbildung in Wachs, welche in ſeinem letzten Lebensjahre gemacht worden iſt, gegenüber ſteht. Zur Erklärung der Umſchrift: — Unter Pallas (der Göttin der Weisheit) iſt Mentor verborgen — wird vielleicht für einige Leſer die Erinnerung nöthig ſeyn, daß ſich Weiße im Kinderfreunde Mentor nannte, welcher Name ſeit der Zeit, als Fenelon in ſeinem Telemaque, dieſen von der Minerva unter dem Namen Mentor als Erzieher begleitet werden ließ, den Pädagogen oftmals gegeben wird. Im Telemaque iſt unter der Geſtalt des Mentor Pallas verborgen. Nach der Idee der Schaumünze, unter dem Bilde der Pallas, Mentor.

dere Art bezeugten mehrere berühmte Männer Weißen dadurch ihre gute Meynung, daß ſie ihn zum Vertrauten ihrer Arbeiten machten und ihm bey dem Abdrucke derſelben die Reviſion übertrugen. Zum Beyſpiel Winkelmann *) bey

---

Sonder Zweifel ſoll noch in dem Bilde der Weisheits-Göttin eine Anſpielung auf Weißens Namen liegen, welcher aber nach der Orthographie die Farbe und nicht die Eigenſchaft des Geiſtes bezeichnet; weswegen Ramler in der Ode auf Weißens Verheyrathung, dieſen, Leukon nennt, und Weiße ſelbſt zu ſeinem Petſchaft einen Schwan wählte. d. H.

*) Ueber die Briefe Winkelmanns an Weiße hat ein unglückliches Geſchick gewaltet. Bey der unglaublichen Menge von Briefen, welche der letztere hinterlaſſen, hat ſich kein einziger von Winkelmannen, deren er ſo viele ſchrieb, gefunden. Nur ſechſe derſelben ſind im zweyten Theile der Daßdorfiſchen Sammlung Winkelmanniſcher Briefe abgedruckt. Dabey befindet ſich die Nachricht, daß Weiße die übrigen verlegt habe. Aus einem ſeiner Briefe an den verewigten Herder, welcher von der verehrten Wittwe deſſelben den Herausgebern mitgetheilt worden iſt, iſt jene Nachricht dahin zu berichtigen, daß Winkelmanns Briefe, welche vor Weißens Reiſe nach Paris geſchrieben waren, aus dem Kaſten, worin ſie aufbewahrt wurden, und woran der Boden zerbrochen war, nebſt der Rabeneriſchen und Gellertiſchen Correſpondenz entweder entwendet, oder von ſeinen Wirthsleuten zu Maculatur verbraucht worden ſind. Der Briefwechſel zwiſchen Winkelmannen und Weißen hat von 1756 oder 57. an bis zu jenes Ermordung 1768. gedauert, und der Verluſt deſſelben iſt ſehr zu beklagen. d. H.

der Geſchichte der Kunſt, und über die Baukunſt der Alten; Hagedorn bey den Betrachtungen über die Malerey; Lippert bey der Dactyliothek (der ihm auch eine kleine auserleſene Sammlung ſeiner Glaspaſten, und eine andere von Abdrucken geſchnittner Steine, verehrte); Ramler bey dem Batteux; Uz bey den Gedichten. Dieſer vertraute ihm auch die verbeſſerten Lesarten vieler ſeiner Gedichte an, welche bey der ſplendiden Wiener Ausgabe benutzt worden ſind. Bey dieſer iſt auch eine Vorrede von Weiße beygedruckt, worin er ſeine genaue Verbindung mit Uz darſtellt und ſeinem unvergeßlichen Freunde ein kleines Denkmal errichtet. — Mehrere junge Schriftſteller wendeten ſich auch an ihn und übergaben ihm die Erſtlinge ihrer Muſe. Die berühmteſten, welche er ins Publikum eingeführt hat, ſind Gerſtenberg, Plank und Kretſchmann. Gerſtenbergen mit deſſen Tändeleyen, Planken mit ſeinem Tagebuche eines jungen Ehemannes. Des letztern Bardengeſänge, womit derſelbe zuerſt auftrat, beförderte er um deſto ſchneller zum Drucke, weil ſich die Nachricht verbreitet hatte, daß in Klopſtocks **Herrmanns Schlacht**, welche unter der Preſſe war, ebenfalls Bardengeſänge enthalten wären; und er des jungen, damals noch unbekannten Dichters Wunſch: nicht für einen Nachahmer gehalten zu werden, ſehr gerecht und natürlich fand. Mehrere Schriftſteller nahmen Vorſchläge zu gemeinnützigen Schriften von ihm an, von welchen er nur den berühmten **Schröckh** erwähnen will, den er zu ſeiner **Allgemeinen Weltgeſchichte für Kinder**, vermocht hat. Sehr viele angehende Dichter und Schriftſteller in den verſchiedenſten Fächern hofften durch ihn Verleger und Freunde zu erhalten. Es war ihm ſelbſt erfreulich, wenn er ihrer Hoffnung Gnüge thun konnte.

Die Verbindungen, worein er dadurch und durch ſeine eignen Schriften, beſonders durch die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und den Kinderfreund gerieth, waren ſehr weitläuftig und ſein Briefwechſel gewiß von einem ſeltnen Umfange. Er hat mit Theologen jeder Confeſſion (von katholiſchen Geiſtlichen nennt er außer denen, welche er als ſeine Correſpondenten in Wien bereits erwähnt hat, noch: Schiffermüller, Werkmeiſter, Düfresne, Weſtenrieder, Zaupſer), mit Philoſophen und Philologen, mit Dichtern und Litteraturfreunden, mit Erziehern und Künſtlern jeder Art, mit fürſtlichen Perſonen, gelehrten und nicht gelehrten Frauenzimmern, in Correſpondenz geſtanden, ohne der unzähligen Briefe von Familien zu erwähnen, welche Hauslehrer, und von Candidaten, welche Hofmeiſterſtellen ſuchten. Auch durch dieſe weitverbreitete Bekanntſchaft konnte er bisweilen einem Gelehrten nützliche Dienſte leiſten. So ſchrieb ihm aus Wien der für die Wiſſenſchaften zu früh verſtorbene Canonicus von Heß und trug ihm im Namen ſeines Bruders, des Reichshofrathes, auf, einen gelehrten Mann zur Verfertigung des Franciſchen Antiken-Cabinets nach Wien zu ſchicken. Er wählte dazu ſeinen Freund, den gelehrten Profeſſor Reiz, der auch auf neun Monate nach Wien gieng und den erſten Band der Descriptio Musei Franciani verfertigte. Den zweyten Band verzögerte ſeine allzu ſtrenge Bedenklichkeit, wornach er der beſtimmteſten Erklärung jeder Antike auf die Spur zu kommen ſuchte, ehe er etwas nieverſchrieb, aber darüber die Ungeduld der Beſitzer veranlaßte. Dieſe drangen deswegen in Weißen, die Vollendung des Werkes einem andern Sachkundigern zu übertragen. Dazu wählte er den Rector auf der Leipziger Nikolai-Schule, Martini, welcher den zweyten Band der genannten Descriptio lieferte. Beyde Theile gab Weiße der Dykiſchen Buchhandlung in Commiſſion, nachdem er ſie auf Koſten der Beſitzer des Muſeums unter ſeiner Aufſicht in Leipzig hatte drucken laſſen.

Rechnet man zur Weitläuftigkeit dieſes Briefwechſels und ſeiner übrigen beſchriebnen litterariſchen Thätigkeit noch die Menge von Ueberſetzungen, welche er geliefert hat, ſo wird man ihm wohl auch das Selbſtlob verzeihen und zugeſtehen, daß bey ihm wirklich nulla dies sine linea war. Selbſt auf ſeinen kleinen Reiſen arbeitete er regelmäßig in den Frühſtunden. Von ſeinen Ueberſetzungen giebt er eine unvollſtändige Ueberſicht. Am wenigſten erinnert er ſich genau aller aus dem Engliſchen überſetzten Romane. Die dramatiſchen Werke, welche er beym Anfang ſeiner theatraliſchen Laufbahn überſetzt hat, will er nicht noch einmal nennen.

Richardſons Tugendlehren, aus ſeinen Werken. Leipzig 1752. 8.

Laws ernſthafte Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben. Leipzig 1756. Dieſes Buch hatte Leſſing aus Liebe zu ſeiner Schweſter zu überſetzen angefangen; es fehlte ihm aber an Geduld die Ueberſetzung zu vollenden. (Leſſings Leben S. 199.)

Briefe der Miß Fanny Buttler. A. d. Fr. Leipzig 1758. 8.

Moore's Fabeln für das ſchöne Geſchlecht. Leipzig 1761. 2te Auflage 1772.

Moiſſy neue Weiberſchule. A. d. Fr. Gotha. 1761. 8.

Mehrere Romane in dem Unterricht und Zeitvertreib für das ſchöne Geſchlecht. 30 Thle. 1765—76.

Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer für alle Auftritte des Lebens. A. d. Engl. von Willes. Leipzig 1762. 64. 69.

Predigten für junge Frauenzimmer von Jakob Fordyce. A. d. Engl. 1767. kl. und gr. 8.

Lamberts Jahreszeiten und orientaliſche Fabeln. A. d. Fr. 1771.

Das Jahr 2240. A. d. Fr. Leipzig 1772. 8.

De Guys litterariſche Reiſe nach Griechenland. A. d. Fr. 2 Thle. 1772.

Bibliothek für Jünglinge, oder Sittenlehren für alle Scenen des Lebens. Leipzig 1773. 8.

Johann Hennuyer, Biſchoff von Liſieux. A. d. Fr. Leipzig. 1773. 8.

Maſons engliſcher Garten, ein Gedicht in vier Büchern. A. d. Engl. Leipzig 1773.

Albert, ein Drama. Ebend. 1774. 8.

Julie Grenville oder die Geſchichte des menſchlichen Herzens von Hrn. Brooke. 3 Thle. A. d. Engl. 1775. 8.

Lorenz Stern's Briefe an ſeine Freunde herausgegeben von ſeiner Tochter Madame Medalle. A. d. Engl. 1776. 8.

Mehrere Romane in der Landbibliothek zu einem angenehmen und lehrreichen Zeitvertreibe, wovon 1762—78. 30 Bände erſchienen ſind.

Des Hrn. Franklý Wanderungen. A. d. Engl. 4 Thle. Leipzig. 1777—79. 8.

Jak. Fordyce Reden an Jünglinge. A. d. Engl. 2 Thle. Leipzig. 1775.

Mehrere Romane im Leſecabinet zum Nutzen und Vergnügen. 12 Thle. 1779—85. 8.

Evelina oder eines jungen Frauenzimmers Eintritt in die Welt. 3 Thle. A. d. Engl. 1779. 8.

Galliſche Alterthümer, oder Sammlung alter Gedichte a. d. G. des Allin, Oſſian und a. von John Smith ins Engl. und daraus ins Deutſche überſ. 2 Bdchen. 1781. 8.

Der Fr. Gräfin von Genlis Erziehungstheater für junge Frauenzimmer. 1780—82. 4 Thle. 8.

Der Spiegel, ein periodiſches Blatt. A. d. Engl. 3 Thle. 1782 und 83. 8.

Adelheid und Theodor oder Briefe über die Erziehung. 3 Thle. Gera 1783. 8.

Der Gräfin von Genlis Abendſtunden auf dem Lande oder moraliſche Erzählungen für die Jugend. 4 Thle. 1784. 8.

Cecilie. A. d. Engl. 3 Thle. 1784. 85.

Ein philoſophiſcher, hiſtoriſcher und moraliſcher Verſuch über die alten Jungfern, von einem Freunde der Schweſterſchaft. A. d. Engl. 3 Thle. 1786. 8.

Aikins Naturkalender zum Unterrichte und Vergnügen junger Leute. A. d. Engl. 1787. 8.

Dramen zur Belehrung junger Frauenzimmer, von einer engl. Dame 1787. 2 Thle. 8.

Der beobachtende Müßiggänger; eine periodiſche Schrift. A. d. Engl. 3 Thle. Bern, 1788. 89. 8.

Clare und Emmeline, oder der mütterliche Segen; von der Frau Helme. A. d. Engl. Leipzig 1789. 8.
Julie de Gramont, eine rührende Geſchichte. A. d. Engl. Leipzig 1790. 8.
Emmeline, oder die Waiſe des Schloſſes. A. d. Engl. von Charlotte Smith. 2 Thle. Wien, 1790. gr. 8.
Julie, 2 Thle. Zum Anhange die rührende Geſchichte des Hrn. und der Madame du F* von Miß Helena Maria Williams. A. d. Engl. Leipzig 1791.
Hartlyhaus, oder Schilderungen des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens der Europäer in Oſtindien. A. d. Engl. Leipzig 1791. 8.
Gregory's Vermächtniß an ſeine Tochter. 1793.
Lehrreiche und unterhaltende Aufſätze aus dem Beobachter des Hrn. Cumberland. A. d. Engl. 2 Thle. 1793. 8.
Dramatiſche Unterhaltungen zur Belehrung und zum Vergnügen junger Perſonen. Von dem Verf. des blinden Kindes. A. d. Engl. 1794. 8.
J. Burtons Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitten. A. d. Engl. 2. Bd. Leipzig 1794. 95. Neue Aufl. 1797. 8.
Weynachtsgeſchenke, 12. Jahre, enthaltend die Geſchichte der Prinzen Li = Bu; des kleinen Jack; des blinden Kindes und das geöffnete Schreibepult, in mehrern Theilen. Leipzig 1792 — 1803.

Mit dieſem Verzeichniß ſeiner Ueberſetzungen, welches der Referent der folgenden Nachrichten vollſtändiger zu machen bemüht geweſen iſt, hat der Verewigte die Fragmente ſeiner Autobiographie beſchloſſen. Es mag ſich an dieſelben die kurze Erzählung von ſeinen beyden letzten Lebensjahren und von ſeinem Tode anſchließen und dann ein Verſuch folgen, von dem theuern Entſchlafnen ein Bild zu entwerfen, welches ihn einigermaßen denen darſtelle, die ihn niemals ſahen, und woran ihn ſeine Freunde und Bekannten wieder zu erkennen vermögen.

Das Bild ſoll blos ähnlich, nicht ins Schöne gemalt ſeyn; auch macht es keinen Anſpruch auf eine kunſtmäßige Skizzirung und Ausführung.

Die Beſorgniß, welche Weiße am Schluß ſeiner Nachrichten über ſich ſelbſt, wegen ſeiner jüngern Tochter äußerte, wurde leider nicht gehoben. Ihre Kränklichkeit nahm zu und widerſtand allen mediciniſchen Maaßregeln und Mitteln, welche zwey ſo große Männer, wofür Kapp und Ekhold allgemein anerkannt ſind, vorſchlugen. Sie, welche mit der zärtlichſten Liebe an ihrem Vater hieng und deren Empfindungen durch die Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems noch mehr erhöht wurden, wollte ſich im Sommer 1803 nicht von Stötteritz entfernen, weil ſie der Geſundheit des geliebten Vaters nicht traute und auch noch im Stande war, ihm bey ſeinen Beſchäftigungen manche nützliche Dienſte zu leiſten. So ward ihr Uebel immer älter und ſchon dadurch bedenklicher. Es verſchlimmerte ſich aber auch, und ſie mußte ſich im folgenden Sommer zu einer Reiſe nach Töplitz entſchließen. Da es zu den Eigenheiten ihrer Krankheit gehörte, daß die kleinſte Erſchütterung des Fahrens ihr den heftigſten und ſchmerzhafteſten Huſten verurſachte, und ſie das Getragenwerden noch viel weniger aushielt; ſo war die Reiſe über das ſteinigte Erzgebirge furchtbar. Des Vaters Herz und Einbildungskraft beſchäftigte ſich während der langen Abweſenheit faſt ausſchließend mit ihr; und ſo ſorgfältig er während ihrer Cur alles vor ihr verbarg, was ihre eigne Aengſtlichkeit vermehren konnte, ſo groß war ſeine Sehnſucht nach ihrer Rückkehr und um deſto größer, je weniger er ſelbſt wahres Vertrauen zu der Hülfe des Bades hatte. In der That ſchadete ihr auch die Reiſe darnach ungleich mehr, als ihr das Bad Linderung verſchaffte. Er ſchloß ſie kränker in ſeine Arme, als er ſie hatte abreiſen laſſen. Einer von den vielen Briefen, welche er ihr, ungeachtet des Zitterns ſeiner Hand, nach Freyberg und Töpliß ſchrieb, möge zeugen, ſowohl wie das Andenken an ſeine geliebte Kranke ihn unaufhörlich beſchäftigte, als wie lebhaft überhaupt noch ſeine Empfindungen waren.

So erfreulich mir der Anblick Deiner Hand iſt, mein geliebtes Dorchen, ſo bin ich doch erſchrocken, als ich vier ganze Seiten vor mir ſah; noch mehr, da ich es nicht als eine glückliche Wirkung des gebrauchten Bades anſehen durfte; wie mich der Inhalt und das Verbot Deines Arztes lehrte. O folge dieſem, damit Du Dir keinen Vorwurf zu machen haſt. Mein Leben hängt von dem Deinigen mit ab, und jede Wunde, womit Du Dir es verkürzen kannſt, geht mir durchs Herz. Entſchlage Dich aller Sorgen, was es koſten möchte! Hier gelten hundert Thaler mehr oder weniger nichts, wo ich Dich wieder erhalten kann. O daß Du Dir nur die beſte Cur der Bäder: Bewegung und Zerſtreuung, verſchaffen könnteſt. Wie danke ichs der guten Seele, die zu Deiner Erheiterung etwas beyträgt; und ich rechne ſehr auf die meinige, wenn Du mir alles Schöne und Gute, was Du geſehen und gehört haſt, wirſt wiedererzählen. Jetzt ſind die heiterſten meiner Augenblicke diejenigen, die ich ganz allein unter der Linde, oder auf der Raſenbank, im Hölzchen oder in der einſamen Stube mit Gedanken der Hoffnung von Deiner Geneſung zubringe; und jeder Wagen von einem Beſuch, der zum Hofe hereinraſſelt, donnert mir in die Ohren. An Beſuchen hat es uns bisher nicht gefehlt; ſie ſind mir auch zum Theil lieb, zumal wenn ſie kommen nach Dir zu fragen. Deswegen liebe ich auch Deinen Paris und begieße Deine Blumenſtöcke. Es ſtehn uns die nächſten Wochen noch viele Veränderungen vor. Gebe ſie Gott glücklich! Du weißt die glücklichſte für mich. O wie bald iſt dieſer traurige Sommer vorüber. Möchte doch der Herbſt uns ihn vergüten. Ich drücke Dich mit Liebe und Sehnſucht an mein Herz und muß aufhören, wenn es nicht überſtröhmen ſoll.

Stötteritz.

Es war natürlich, daß das anhaltende Leiden zweyer Töchter einen tiefen Eindruck auf das väterliche Herz machte, der um deſto tiefer war, je reger ſein Sinn von jeher für häusliche Freuden geweſen war, und je mehr er jetzt der Aufheiterung durch andere bedurfte. Zwar war ſeine Einbildungskraft noch thätig, ſein Geiſt noch wißbegierig, die Schärfe ſeiner Sinne noch nicht abgeſtumpft. Er verfertigte in dieſen letzten Jahren mehrere poetiſche Erzählungen für den deutſchen Merkur *) und für die Abendſtunden, wozu er von den verehrten Herausgebern jener Monatsſchrift und dieſer Familienlectüre aufgefodert worden war; und man wird in ihnen glückliche Erfindung, lebhaftes Gefühl und leichten Ausdruck gewiß nicht vermiſſen. Er las die neueſten Meßproducte im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Erdbeſchreibung und der Politik. Und kaum einen Monat vor ſeinem Ende ſchrieb er dem Referenten dieſer Nachrichten, daß er von der letzten Michaelismeſſe das biographiſche Lexicon der geiſtlichen Liederdichter von dem Paſtor Richter mit Vergnügen durchblättert, Weishaupts Leuchte des Diogenes, Les Souvenirs (ein Buch voller Anekdoten vom Preußiſchen Hofe), Reichards Briefe über Paris, mit Wohlgefallen geleſen habe; vorzüglich aber von Wilhelm Tell angezogen worden ſey. Er unterhielt fortwährend, obgleich mit vieler Mühe einen

---

*) Vielleicht die letzte derſelben ſteht im Mayſtück dieſes Jahrganges von dem genannten Journale. d. H.

Briefwechſel über litteräriſche Gegenſtände. Die Natur verlor für ihn keinesweges ihre Reize und er war noch nicht unempfänglich für die Freuden eines geſelligen Mahles. Daher war er auch ziemlich heiter, wenn er an ſeinem Schreibetiſch ſaß und ſich mit Leſen oder Schreiben beſchäftigte; und in Geſellſchaft oder bey dem Beſuch eines Freundes, eines intereſſanten Fremden vergaß er die Sorgen und Beſchwerden, welche ihn drückten. Weswegen es auch dieſen nach dem Ausdruck eines freundſchaftlichen Briefes vorkam: „als gliche ſein Herbſt jenen ſeltnen Herbſten, in welchen die Bäume wieder blühen, die Johanniswürmchen funkeln, und alles blau und heiter iſt, und die auf ſanften Stufen zu dem höhern Frühlinge heben;“ — und in den angegebenen Rückſichten war dieſes wirklich gegründet. Es kam dazu, daß er ſich öfters mit ſeinem Blick zur Betrachtung der Wege erhob, welche ihn die göttliche Fürſehung geführt hatte, daß er dieſe für höchſt gütig und weiſe erkannte, und daraus Troſt und Hoffnung für die Zukunft ſchöpfte. Aber wenn er nun ſeinen Schreibetiſch verließ und bey dem zwar allmählichen, aber doch merklichen Sinken der Maſchine einer Vergleichung zwiſchen vormals und gegenwärtig nicht ausweichen konnte; wenn er früher als ſonſt vom Leſen und Schreiben ermüdet, ſich nach mündlicher Mittheilung umſah — da war es allerdings für ihn niederdrückend, wenn er ſo viele häusliche Leiden um ſich her erblickte und er oft, durch die Unmöglichkeit ſich mit den Leidenden zu unterhalten oder ihnen der Mutter Pflege zu entziehen, ſeiner Einbildungskraft überlaſſen blieb, welche dann Gegenwart und Zukunft mit ſchwarzen Farben ausmalte. In ſolchen trüben Stunden koſtete es bisweilen Mühe, ihn von den traurigen Gedanken und Bildern abzubringen, welche ſeinen Geiſt beſchäftigten. Indeſſen darf man darum keinesweges ſagen, daß er ſeine letztern Jahre in ſeinem Hauſe trübſinnig und unglücklich hingebracht habe. Es gelang ſeiner trefflichen Gattin, es gelang ſeinen Kindern mehrmals, ihn zu einer mildern Anſicht ſeiner Beſchwerden und zu einer frohern Hoffnung zu bringen, und durchs Geſpräch ihn auf Gegenſtände zu leiten, welche ihn intereſſirten und anzogen. Das Zuvorkommen und die Achtung, womit man ihm in Geſellſchaft begegnete, die häufigen Beſuche von Fremden aller Stände, bisweilen von Perſonen, welchen er nach ihrem Geſtändniß den Weg zu ihrem Glücke gebahnt hatte, brachte ihn oft auf mehrere Tage, ohne daß er ſich der Urſache deutlich bewußt war, in eine Stimmung, worin er die eignen Beſchwerden des Alters leichter ertrug und für die Seinigen mehr hoffte als fürchtete. Und wenn ihn nur nicht der ſinnliche Anblick fremder Leiden erſchütterte und das Gefühl des eignen Unvermögens, über manche Schwierigkeiten hinaus kommen zu können, nicht allzu lebhaft ward, ſo verſchafften ihm, wie geſagt, auch die Erweckung religiöſer Gefühle eine erwünſchtere Faſſung. Er pries alsdann, ohne ſich für unglücklich zu halten, nur diejenigen glücklicher, die ſich durch mehr Entſchloſſenheit und durch hülfreiche Thätigkeit eigne Noth und das Mitleiden mit fremder erleichtern könnten. Er pries darum vorzüglich das beſſere Loos ſeiner Gattin. Ein Brief aus ſeinem letzten Lebensjahre wird das größtentheils belegen, was bisher von ſeiner äußern Lage und ſeinem Seelenzuſtande erzählt worden iſt.

Heute an dieſem Morgen, wo ich mein 79ſtes Jahr antrete, ſey es mein erſtes Geſchäfte, Ihnen für Ihre letzten guten Wünſche zu dieſem Tage; mein liebſter Herr Sohn, aufs innigſte zu danken. Gott erfülle alle die meinigen an Ihnen und mir, wie es ſeiner Weisheit und unſer beyder Glückſeligkeit am angemeſſenſten iſt. Für mich würde es allerdings eine große Freude ſeyn, wenn Sie dieſen Tag nebſt meiner lieben Tochter bey und mit uns feyern könnten. Aber die Ueberzeugung, daß Sie mich lieben, und fern und gegenwärtig bis ans Ende lieben werden, mag meinem Herzen genug ſeyn. Mehr als jemals hätte ich Sie jetzt hierher gewünſcht: denn es ſind ſo manche meiner Angelegenheiten, die ich gern mit einem Freunde, dem ich ganz mein Herz öffnen könnte, in Ordnung gebracht hätte. Tauſenderley Sorgen, Ungemächlichkeiten, Bedenklichkeiten ſtürmen auf mich los, wo man treue Freunde nöthig hat, uns den rechten Weg anzudeuten. In der That iſt unſere Lage traurig. Die Lebenskraft verliert ſich bey mir, mancherley Beſchwerden des Körpers nehmem zu; die Geiſteskräfte ſind geſchwächt — und welche traurige Gegenſtände um mich her! — Doch wenn ich dadurch ſehr niedergeſchlagen werde, ſo erhebe ich mich oft um deſto lebhafter zu dem Entſchluſſe — und dabey ſoll es auch bleiben — Alles der weiſen Fürſehung des Ewigen zu überlaſſen, die mich immer ſo wohl geleitet hat!

Die Veränderungen, die jetzt in der politiſchen, moraliſchen und litteräriſchen Welt vorgehen, ſind beynahe unglaublich. Und gern möchte ich darüber ein wenig mit Ihnen ſchwatzen. Ueber Weimar und Jena ſcheint ein trauriges Schickſal zu walten. Herder todt, ein großer Theil ſeiner Worthies zerſprengt, Griesbach dem Tode nah, Böttiger nach Dresden berufen — Alle dieſe Vorfälle geben zu neuen Erwartungen Anlaß. — Marezoll, der mir ſonſt ſo fleißig ſchrieb, nicht ein Wort!

Alle Zeitungen, gelehrte und litterärische im Widerſpruche und Kampfe. Und was für ſeltſame Producte ſehen wir täglich erſcheinen! Auf der einen Seite Aufklärung und Licht, auf der andern Finſterniß und Pfaffenregiment, Schwärmerey und Schwedenborgianismus; Idealiſmus und Tendenz zur Myſtik. Zu allem könnte ich Ihnen die Belege ſchicken. Doch möchte ich Ihnen lieber etwas Tröſtliches von dem Fortgange unſerer Armen- und Schulanſtalten ſchreiben, der ſo gut iſt, als man ihn wünſchen kann. Gedicke iſt ein feiner, ſanfter Mann, der ſich zu der Einrichtung der Bürgerſchule zu ſchicken ſcheint. Gegenwärtig hat er 250 Kinder, weil noch jetzt der Platz zu mehrern nicht zureicht, zu Oſtern wird die Zahl ums Doppelte ſteigen.

Dieſe Woche iſt der Wiener Bibliothekar, der an Denis Stelle gekommen, der Schweizer Geſchichtſchreiber, Müller, ein höchſt intereſſanter Mann, bey mir geweſen. Er wird in wenig Wochen zurück nach Wien gehn; aber wie ich vermuthe, nicht um dort zu bleiben. Jetzt erwartet man hier die Neckerſche Tochter, Mdme. Staël, welche ſo viel Aufſehen mit ihrer Delphine gemacht hat. — In voriger Woche erhielt ich von *** eine Auffoderung zur Theilnahme an einer unterhaltenden Familienlectüre (die Abendſtunden), wie Sie aus der Beylage ſehen. Wir wollen abwarten, ob dieſelbe Beyfall findet, dann werde ich Sie bisweilen zu einem Beytrage ermuntern. Ich verſpreche mir von dieſem Herausgeber etwas Gutes. Ich habe ihm ein paar verſificirte Erzählungen geſchickt. Er iſt ein braver Mann, der viel Gutes in Abſicht der Erziehung bewirkt. Er will die Schrift anonym herausgeben. Deſto beſſer!

Ach wie gern nähme ich Ihre Einladung, Sie in Freyberg zu beſuchen, an. Aber der Gedanke, daß mein Lebensziel nicht fern ſeyn kann, ſchreckt mich ab, und ich merke doch, daß Ruhe im 79ſten Jahre das kräftigſte Erhaltungsmittel, und allen den Meinigen am dienlichſten iſt. Wie viel Sorge macht mir nicht Dorchen! Sie ſchmachtet wie eine Blume an einem heißen Sommertage. Und das ſchlimmſte für ſie iſt der verzehrende Gedanke, daß ihr nicht zu helfen ſey; mithin des Arztes Rath zu wenig für ſie gilt, und ſie ſelbſt lauter anſtrengende Arbeiten unternimmt. Gott ſey es befohlen.

Mit herzlicher Liebe ewig

Ihr W.

Nachſchrift an meine liebe Tochter.

Tauſend Dank für Deinen lieben Glückwunſch! O wer hätte geglaubt, daß meiner Tage ſo viel würden! Ueberall fallen meine Freunde zur Rechten und zur Linken. Indeſſen preiße ich die Güte Gottes, daß ſie mir zum Genuß manches Guten Kräfte giebt. Nichts wäre zu wünſchen übrig, als daß ich meine Kinder um mich, und zumal meine armen Töchter ſo blühend vor mir ſähe, als es ihre Jahre erwarten ließen. Was hilft aber klagen! Wir müſſen es dem überlaſſen, der am beſten weiß, was uns nützet. Gott erhalte Dich geſund und zufrieden mit Deinem lieben Mann. Mir erhaltet Eure Liebe! ich liebe Euch bis in den Tod.

W.

Wer ein ſchuldloſes Herz hat und von dem Bewußtſeyn, nützlich gelebt zu haben, beglückt wird; wer den Kreis der erlaubteſten Erdenfreuden durchlaufen iſt, und ſich entweder nicht mehr empfänglich für dieſelben, oder ſie nicht mehr genugthuend für ſich findet; wer das zunehmende Unvermögen des Werkzeuges ſeiner Seele fühlet und auf eine erneuerte Wirkſamkeit hoffet; der fürchtet den Tod nicht mehr, als er jede bedeutende Veränderung ſcheuet. Das war auch Weißens Fall. Er hieng, ſo wie an jeder Gewohnheit, ſo auch an der Gewohnheit zu leben, ſonſt erregte nichts in ihm Furcht vor dem Tode. Er hatte demſelben ſchon ein und zwanzig Jahre früher bey einer ſehr ſchweren Krankheit ruhig entgegengeſehn, und D. Körnern auf die Frage, ob er irgend eine Sorge habe, über welche er mit ihm zu ſprechen wünſche, geantwortet: vor dem Tode ſcheue ich mich nicht, und wegen alles übrigen traue ich auf die göttliche Fürſehung! Er war über ſein herannahendes Lebensende um deſto ruhiger, je lebhafter er wünſchte von ſeiner Gattin überlebt zu werden, und je öfterer er bey den ſchnellen und drohenden Anfällen ihrer Kränklichkeit ihren

Verluſt gefürchtet hatte. Wenn ihn die Nachricht von dem nahen Tode ſeines Freundes, Teller, in ſeinen letzten Tagen noch beunruhigt oder erſchreckt hat, ſo iſt das gewiß mehr Folge der bereits tief geſunknen Kräfte oder der Ueberraſchung durch den Gedanken des gleichen Schickſals geweſen. Es iſt dem Menſchen eigen, bey der Aehnlichkeit der Ereigniſſe in ſeinem und dem Leben ſeiner Freunde auch denſelben Ausgang zu erwarten. Löſte ſich Tellers Ehe, welche mit Weißens Ehe an einem Tage geſchloſſen war, jetzt durch den Tod auf, ſo mußte der kranke Weiße dieſes für die Entſcheidung anſehen, daß auch er von ſeiner Gattin werde getrennt werden. Die wirkliche, oder die für wirklich gehaltne Entſcheidung des Schickſals iſt immer mit einiger Gemüthsbewegung verbunden. Das erfolgte Ende Tellers erfuhr indeſſen Weiße nicht; die Nachricht davon kam nach Leipzig, als ſich dieſer ſchon mit ſchnellen Schritten ſeiner Auflöſung nahete. Er hatte einige Wochen vorher an einem heftigen Katharr viel gelitten, der aber um deßwillen weniger Beſorgniß erweckte, weil er ihn die letzten Winter jedes-

jedesmal befallen hatte. Auch fieng derſelbe an ſich zu verlieren, und Weiße nahm an einer großen Geſellſchaft Antheil. Bey dieſer war vielleicht einige Erkältung erfolgt. Er bekam den folgenden Tag einen Fieberanfall, der ſogleich als lebensgefährlich erſchien. Die Seinigen ſchwebten nur kurze Zeit zwiſchen Furcht und Hoffnung. Die Bruſt ward voll, der Odem kurz, die Kräfte ſanken ſchnell und waren durch kein Mittel zu heben, und der theure, zärtlich geliebte Gatte und Vater hörte Sonntags den 16ten December 1804 auf zu leben, nachdem er ſich die Mittewoche Abends zuvor auf ſein Krankenlager gelegt hatte. Er hatte in den letzten Tagen nur kurze Zwiſchenräume des deutlichen Bewußtſeyns, in welchen er Blicke der Liebe auf die Seinigen richtete, ohne zu andern, als ſehr abgebrochnen Worten Kraft genug zu haben. Noch einige Male war ſeine Einbildungskraft geſchäftig, aber auch ſie vermochte nicht mehr über ihr Organ frey zu gebieten. Seine Auflöſung machte auf alle die Seinigen einen tiefen, auf ſeine kranke, jüngſte Tochter zugleich einen furchtbar ſtarken Eindruck. Es war der Mutter alle die Seelenkraft und Religioſität, welche ihr eigen iſt, nöthig, um bey dem Verluſt eines innig geliebten Gatten, mit dem ſie über vierzig Jahr verbunden geweſen war, umgeben von zwey ſehr kranken und unglücklichen Töchtern, die erforderliche Faſſung beyzubehalten. Sie behielt ſie und vermochte bis jetzt, welches die ganze Familie mit der herzlichſten Dankbarkeit gegen Gott und ſie empfindet, die groſſen Veränderungen zu leiten, welche der Tod eines Gatten und Vaters nach ſich zieht.

Weiſſens Verluſt ward nicht nur von ſeiner Familie, ſondern auch von ſeinen Mitbürgern und ſeinen gebildeten Zeitgenoſſen ſchmerzlich empfunden. Die Art, wie in öffentlichen Blättern die Nachricht davon verbreitet wurde, war ein ſprechender Beweis der allgemeinen Achtung und Liebe, welche er ſich erworben hatte. Das Leichenbegängniß, was ihm ſeine Mitbürger, verbunden mit den in Leipzig ſtudirenden Sachſen und Ausländern, ſelbſt aus den höchſten Ständen veranſtalteten, war ſo ausgezeichnet, wie es kein Dichter und Schriftſteller außer

Klopſtock von den Bewohnern Hamburgs und Altona's, erhalten hat. Der Eindruck, den daſſelbe auf das Publicum gemacht hatte, war noch nicht verloſchen, als der Leipziger Magiſtrat das Andenken des Verſtorbenen durch eine Todtenfeyer auf dem Leipziger Theater ehrte, welche in der Folge auch in Dresden wiederholt ward. Geachtete Schriftſteller ſtifteten ihm in Zeitſchriften und durch beſonders gedruckte Gedichte rühmliche Denkmäler. Mehrere pädagogiſche Inſtitute, namentlich die Freyſchule in Leipzig und die Erziehungsanſtalt der Madame Kroſigk in Berlin betrauerten unter zweckmäßigen Feyerlichkeiten den Tod des Kinderfreundes. Und vorzüglich in Rückſicht auf die Erziehungsſchriften des Verewigten und ſeine ſich dadurch erworbenen Verdienſte erkannte auch ein halbes Jahr darauf Ihro Churfürſtliche Durchlaucht zu Sachſen der Wittwe eine außerordentliche Penſion zu.

Bey dem großen Antheil, welchen das Publicum an dem Verluſte dieſes geachteten und geliebten Mannes genommen hat, wird es hoffentlich gern geſehen werden, wenn dieſen Nachrichten von ſeinen litteräriſchen Beſchäftigungen und Verbindungen, und von den Begebenheiten ſeines häuslichen Lebens noch eine Schilderung ſeines Geiſtes und Herzens, ſeiner Denk- und Handlungsart beygefügt wird.

Es wird wenig Schriftſteller geben, welche durch ihr Aeußerliches gerade denſelben Eindruck machen, den ihre Schriften hervorbrachten; welche bey perſönlicher Bekanntſchaft dem Bilde ſo ähnlich ſind, was ſich entfernte Leſer aus ihren Schriften von ihnen entworfen hatten. Die Heiterkeit, der ſchalkhafte Witz, die Sanftmuth und Beſcheidenheit, die Menſchen- und Kinderfreundlichkeit, welche jeden in Weißens ſcherzhaften Liedern und in ſeinen Kinder- und Jugendſchriften anſprechen; die waren auf ſeinem Geſichte und in ſeinem ganzen Betragen ausgedrückt. Liebenswürdigkeit war über ſein ganzes Aeußere verbreitet. Man hat ihn in ſeiner Jugend für einen ſehr ſchönen Mann gehalten. Nach dem Ideale der männlichen Schönheit iſt indeſſen doch wohl ſein Knochenbau zu fein, Hand und Fuß zu klein und zu weiblich gerundet, der Körper zu ſtark und die Schwäche der

Muskelkraft zu ſichtbar geweſen. Die Gewalt aber, welche er über ſeinen Körper gehabt hat, die Gewandtheit ſeiner Glieder, der ungekünſtelte Anſtand haben die Vorzüge ſeiner Geſtalt herausgehoben. Im Alter ward das Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Embonpoint und der Zartheit ſeines Gliederbaues dadurch merklicher, daß er ſeinen Füßen bey der kleinſten Störung des Gleichgewichts nicht trauen konnte, und die Knie etwas einwärts gebogen worden waren. Sein Kopf war ein ſchönes Oval. Der Mund klein, die Naſe ſehr fein gebogen, das Auge blau unter ſchön gewölbten Augenbraunen und aus dieſem Auge ſtralte ein ſanftes Feuer und eine unbeſchreibliche Anmuth, Güte und Freundlichkeit hervor. Ein ſeitwärts gerichteter Blick, wenn er ſeine Aufmerkſamkeit auf ein Geſpräch richtete, war ihm eigenthümlich und wenn er in einem andern Geſicht würde ſchielend genannt worden ſeyn, ſo gab er Ihm etwas Piquantes. Er war von mittler Größe. Die ganze Haltung des Körpers war noch im Alter ſehr angenehm, ſein Gang ſehr raſch und kräftiger, als man es bey den Beſchwerden denen er ſo oft an ſeinen Füßen ausgeſetzt geweſen war, erwarten konnte. Seine Sprache war ein wohlklingender Tenor, den ein kleines Schnarren nicht um das Einnehmende brachte. Die Rede floß ihm nicht ſehr leicht, aber ſie war, zumal im erzählenden Ton, von einem ſo gefälligen und ausdrucksvollen Mienenſpiel begleitet, daß ſie gewiß jedermann ſehr angenehm unterhielt. Daß ſeine Geſpräche nicht noch geiſtreicher, anziehender, lehrreicher waren, davon lag der Grund in einigen Eigenſchaften ſeiner Denk- und Sinnesart. Es ſoll nachher der Einfluß derſelben auf ſeine Unterhaltung nach der treffenden Erklärung Garve's aus einem ſeiner Briefe angegeben werden. — Ueber ſeine Geiſteskräfte kann niemand, der zumal eine lange Reihe von Jahren hindurch die allgemeine Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erhalten hat, beſcheidner denken und unpartheyiſcher ſich äußern, als er es in einigen Briefen an Garve gethan hat. Es mag die Zeichnung ſeiner Seelenfähigkeiten aus einem dieſer Briefe hier folgen, weiterhin aus einem andern die Schilderung einiger Gemüthseigenſchaften; da auf dieſe Art ein fehlender Theil der eignen Beſchreibung ſeines Lebens am beſten ergänzt werden kann. Zu dieſen Schilderungen ſeines Verſtandes und Herzens hatte Garve durch einen Brief an Weiße, welcher bey dem Abdruck der ganzen Sammlung noch nicht aufgefunden war, Veranlaſſung gegeben. Dieſer Brief iſt ſo intereſſant, und für die Kenntniß Garvens und Weißens ſo wichtig, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn dem Weißiſchen voranzuſchicken.

Zu Ende Decembers 1772.

Mein liebſter Freund.

Wie ich mich befinde? Im Ganzen wohl noch ſo beym Alten. In einzelnen Stunden bald beſſer, bald ſchlechter, als da ich Sie verließ. Das Leben eines Hypochondriſten iſt ein Schauſpiel von ſehr abwechſelnden Scenen. Die luſtigen ſind ſelten, aber die angenehm ſchwermüthigen, und die ernſthaft unterhaltenden fehlen nicht ganz. Das ärgſte dabey iſt die lange Dauer und die Unſicherheit der Mittel, die man gebraucht. — Daß ich meine Freunde liebe und wie ſehr ich ſie liebe, das habe ich bey meiner Krankheit noch deutlicher geſehen als ſonſt. Ich weiß gewiß, daß Sie unter dieſen Freunden ſind. Sagen Sie mir nicht, daß Sie furchtſam wären, wenn Sie an mich ſchrieben. Was müßte ich nicht fürchten, wenn ich glaubte, daß meine Freunde immer Unterhaltung, lebhafte Geſpräche und reichhaltige Briefe von mir foderten. Und in der That, wenn ich etwas an meinem Freund Weiße tadeln ſollte, ſo wäre es eben dieſe Furchtſamkeit, die, weil ſie ſo ſehr mit ſeinen guten Eigenſchaften, ſeiner Gutherzigkeit und ſeinem ſanften Charakter zuſammenhängt, von ihm niemals iſt beſtritten worden, und welche ihn auf der einen Seite zu nachgebend, auf der andern zu zurückhaltend gemacht hat. — Wiſſen Sie, liebſter Freund, daß meine Krankheit mir eine beſonders närriſche Begierde beygebracht hat, meinen Freunden ihren eignen Charakter zu ſchildern. Ich will Ihnen ſagen, wie das zugeht. Erſtlich weil ich jetzt wenig leſe und thue, und doch nicht aufhören kann zu denken; ſo denke ich viel über mich und meine Freunde. Ich ſtelle mir dieſer ihr Bild, ihre Phyſionomie, ihren Gang, ihre Geberden, und dann ihre Handlungen, ihre Geſchäfte, ihre Zeitvertreibe, das ganze Drama ihres häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens vor. So begleite ich auch Sie oft aus Ihrem Schlafzimmer an den Theetiſch Ihrer lieben Frau; in Ihrer Expedition ſehe ich Sie arbeiten, von ungebetenen Beſuchen geſtört werden, ſehe Sie am Tiſche unter Ihren Kindern, auf Ihrem Schlafſtuhle ruhen, an Ihre Commode gelehnt Ihre Pfeife rauchen und Ihren lieben Kindern etwas erzählen; ſehe Sie wieder bey Ihrer Arbeit, in Geſellſchaft am Abendtiſch und wo ich noch weiter hin darf. Bey ſolchen geiſtigen, unſichtbaren Beſuchen nun lerne ich vielleicht Sie und meine übrigen Freunde beſſer kennen, als wenn ich immer um ſie wäre. Ueberhaupt habe ich gemerkt, daß unſere feinſten Beobachtungen nicht alsdann gemacht werden, wenn wir die Dinge vor Augen haben, ſondern wenn wir hinterdrein über dieſelben nachdenken. Sehen müſſen wir ſie freylich. Aber ſo lange die Sinne und die Empfindung noch beſchäftigt ſind, ſchläft die Reflexion, und man weiß nicht recht, was man ſieht. Daher eben bey ſo vielen Menſchen beſtändig anwachſende Erfahrungen ohne neue Kenntniſſe. Die Dinge rauſchen bey ihnen vorüber. Sie halten keines feſt, um zu wiſſen, was ſie daran gehabt haben. Kurz alſo der Charakter meiner Freunde entwickelt ſich mir deutlicher, wenn ich über ihr Betragen, welches ich ſonſt an ihnen geſehen hatte, jetzt entfernt von denſelben nachdenke. Und wozu ſollte ich dieſe Kenntniß beſſer anwenden, als ſie denen mitzutheilen, die ſie am beſten nutzen können, und denen ich ſonſt durch nichts nutzen kann.

Eine andere Urſache, warum mein jetziger Zuſtand mich dazu aufgelegter macht, iſt, weil er mir alle Furcht benimmt, die ſonſt auch den redlichen Freund abhält, alle Bemerkungen, die er über den Charakter ſeines Freundes gemacht hat, ihm ſelbſt zu ſagen. Das, was man Politeſſe des bloſen Wohlſtandes nennt, verlernt der Hypochondriſt gänzlich. Er kann ſich nicht bey den Ceremonien aufhalten, weil er ſein bisgen Kraft auf das Weſentliche ſparen muß. Er wird gleichgültiger gegen den Schein, weil er oft genöthigt iſt, ſchlecht zu ſcheinen, und ſich doch dabey beruhigen, und ſich hochſchätzen lernen muß. Dagegen wird er für wahre, vertraute, innige Freundſchaft weit empfindlicher. Er kennt keine andere, er will keine andere. Bloße Bekannte werden ihn bald beſchwerlich, aber ſeine Freunde ſchließt er näher an ſich, redet treuherziger, offner mit ihnen, als bey geſunden Tagen. Ja, beſter Weiße, ich ſehe voraus, Sie werden mich nun noch ein Stück mehr lieb haben; ich werde Sie noch mehr lieben, wenn ich ſo dreiſt Ihnen werde geſagt haben, was ich von Ihnen alles denke, Gutes und Böſes.

Zum Beyſpiel, um gleich anzufangen, es iſt gewiß, daß ihre Poeſie weit gedrängter an Gedanken, weit mehr genährt iſt, als Ihre Proſe. Das Erndtelied iſt wieder ein Beweis davon. Es hat vortreffliche Strophen. Die Urſache dieſes Unterſchiedes ſcheint mir dieſe zu ſeyn. Die Proſe verlangt entwickelte

Ideen, die Poeſie verlangt kurze, und deren viel, ohne ſtrenge Ordnung, ohne innigen Zuſammenhang. Ihre Seele nun iſt fähig ſehr viele Ideen hervorzubringen. Aber jede zu zergliedern, ſie ſo lange bei ſich umzukehren, bis Sie ſie von allen Seiten geſehen haben; ſie eben durch dieſe Entwickelung an eine zweyte anzuknüpfen, dazu haben Sie weniger Luſt, Anlage und Uebung gehabt. Daher weit mehr Gedanken bey Ihnen unter der Geſtalt von glücklichen Einfällen als unter der Geſtalt eines Raiſonnements zum Vorſchein kommen. Ueberdieß ſcheint es mir, daß, da Sie zu einer Art von Zerſtreuung geneigt ſind, die darin beſteht, daß Sie neben dem jedesmaligen Hauptgegenſtand noch hundert andere Dinge, aber nur ſchwach und abgebrochen denken, und Sie einer ſtätigen, bey einer einzigen Sache aushaltenden Aufmerkſamkeit weniger fähig ſind: Ihnen der Zwang, den Ihnen des Sylbenmaaß und der Reim auflegt, nützlich iſt, Ihre Ideen mehr zu concentriren und ſie beſſer in Ordnung zu erhalten. Die mechaniſche Arbeit des Versmachens erleichtert Ihnen die geiſtige Arbeit des Denkens. Es iſt eine alte Bemerkung, daß Dichter von eben den Materien, die ſie als Philoſophen und Weiſe in Verſen bearbeiten, in Proſa weniger zu ſagen wiſſen. Und dieß hat vielleicht Gelegenheit gegeben zu glauben, daß die Dichter inſpirirt ſind. — Indeſſen fehlt es weder Ihrem Geſpräche noch Ihren Briefen an guten Gedanken. Und wenn Sie alles ſo rein und völlig herausſagten, als Sie es denken; wenn Sie ſich ſelbſt von Ihren Empfindungen mehr Rechenſchaft gäben: ſo würden auch beyde noch reichhaltiger werden.

Heute darf ich nichts mehr ſchreiben, als daß ich bald wieder Briefe von Ihnen wünſche, und daß ich eher mit meinem Bildniſſe nicht fortfahren will, bis ich weiß, daß Sie auch dem ungebetnen Mahler ſitzen, und ob Sie mit ſeiner Schmiererey zufrieden ſeyn wollen. Das muß ich noch hinzuſetzen:

Ich bin

Ihr treuer Garve.

Wie Weiße dieſe Zeichnung von ſich aufnahm, wird aus folgendem Briefe erhellen, welcher aber nicht die nächſte Antwort auf dem Garviſchen enthält. In dieſer, welche weiterhin ebenfalls folgen ſoll, faſſet Weiße mehr die Züge auf, welche Garve von ſeinem Charakter angiebt, beſtätigt aber blos im Allgemeinen, was über die Fähigkeiten und Aeußerungen ſeines Geiſtes geſagt iſt, und bricht in dieſelben Klagen aus, über die ſchlechte Entwickelung und Uebung ſeiner Kräfte während ſeiner Schuljahre, welche er in ſeiner Lebensbeſchreibung geäußert hat. Darauf folgte der Brief von Garve, welcher im erſten Theil der Sammlung der ſechſte iſt. Hier zergliederte derſelbe einige Eigenheiten ſeines Freundes noch genauer, worauf denn dieſer in dem gegenwärtigen ſelbſt ein Gemälde ſeines Geiſtes entwirft.

Leipzig den 24ſten May 73.

Wie ſehr habe ich mich über Ihren langen Brief gefreut, mein beſter Garve! Die Beweiſe, welche Sie mir von Ihrer wahren Liebe geben, haben mein Herz in die feurigſte

Bewegung geſetzt, und meine ganze Sehnſucht nach Ihnen aufgeweckt. Das iſt ja wohl die edelſte Freundſchaft, die ſich auf eine Begierde gründet, ſeines Freundes Erkenntniſſe zu erweitern, ſeine Fehler, ſie mögen von einer Art ſeyn, von welcher ſie wollen, zu verbeſſern, und ſeine moraliſche Vollkommenheit zu befördern. Dazu waren Sie bey mir der rechte Mann. Sie hatten meine ganze Seele durchſchaut und zugleich meine ganze Liebe, mein völliges Vertrauen. Dieß macht mir meinen Verluſt immer fühlbarer, da ich keinen ſolchen Freund hier habe, und auch nicht ſo leicht finden werde. Das meiſte, was Sie von mir ſagen, iſt wahr. Nur glaube ich, Sie ſchreiben mir noch mehr Vermögen zu, meine Ideen zu entwickeln, als ich wirklich in mir zu fühlen glaube. Nur durch eine geheime Empfindung fühle ich bey meiner Lectüre, daß ein Gedanke ſchön, groß und wahr iſt: aber ſobald ich die Urſachen davon anführen ſoll, ſo ſtockt mein Verſtand und ich weiß nicht, wo es ſitzt. Will ich mit Anſtrengung meines Geiſtes darüber nachdenken, ſo vergehn mir entweder alle Gedanken, oder die Einbildungskraft miſcht ſich ein; zieht mich unvermerkt davon ab, und ich klebe, ehe ichs mich verſehe, auf der höchſten Thurmſpitze, oder bin, ſtatt in Leipzig zu ſeyn, in Breslau. Ich glaube daher, daß ich noch in meinem Leben kein Buch mit der gehörigen Aufmerkſamkeit habe leſen können, es müßte denn eine ſehr intereſſante Geſchichte geweſen ſeyn, die ſich zugleich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte, indem ſie die Neugierde reizte. Auch bin ich noch weit eher fähig, bey einer poetiſchen Ausarbeitung meine Gedanken beyſammen zu erhalten, als bey einer proſaiſchen. Ein Buch, das tiefes Nachdenken, Raiſonnement, Urtheil erfordert, ich für mich ein Blanket: am Schluſſe weiß ich nicht, was ich geleſen habe, es iſt alles weg und ich kann keine Rechenſchaft von den darin enthaltenen Sachen geben. Nur dann, wenn ein Freund, wie Sie, aus eben dem Buche Dinge anführt; ſo erwache ich, wie aus einem Traume, ich beſinne mich, es iſt mir als ob ich eben das, was Sie darüber ſagen,

dabey

dabey gedacht hätte, und ich bin böſe auf mich, daß ich Ihnen nicht eben daſſelbe geſagt habe, da es mir nun ſo gegenwärtig ſcheint. Ich kann mir dieſe Phänomene nicht anders, als durch die bey mir zu geſchäftige Einbildungskraft erklären, die ſelbſt meinen Vorſatz, über etwas tiefer nachzudenken, zerſtört. Ein unglückliches Gedächtniß kömmt bey mir dazu. Hierin irren Sie, wenn Sie das Meinige dem Ihrigen vorziehen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen eines von meinen Kinderliedern, nicht eine Stelle aus einem Dichter auswendig zu ſagen. Zwar will ich in wenig Augenblicken eine Ode aus dem Horaz lernen; aber nach einer Stunde iſt keine Zeile mehr in meinem Gedächtniſſe. Sie aber — ich erinnere mich noch wohl, daß Sie mir die ganze Geſchichte Carl des Fünften aus dem Robertſon in nuce her zu erzählen wußten, und ſo mit andern mehr. Der Vortheil aber mag auch bey Ihnen ſeyn, daß Sie alles in Ihrem Kopfe zu ordnen und in einen Faden zu ſpinnen wiſſen, den Ausdruck in Ihrer Gewalt, und dabey eine leichte, fließende Sprache haben. Bey Ihnen ſind klare, bey mir verworrene Ideen, die freylich erſt einer Hebamme bedürfen, um hervorgezogen zu werden. Ich leſe ſonſt, wahrlich nicht aus Eitelkeit, (denn warum ſollte ich es Ihnen, vor dem mein Herz ganz offen liegt, verhehlen) ſondern aus wahrer Begierde mich zu unterrichten. — Jetzt komme ich von einer ganz friſchen Lectüre der kleinen, neuen Zimmermanniſchen Schrift, über die Einſamkeit: aber es geht mir gleich, wie ich oben geſagt habe. Ich weiß nichts mehr davon, als daß ſie mir keine Gnüge gethan hat; daß er mich unter den Einſiedlern und Mönchen aller Zeit herumführt, da ich am liebſten hätte wiſſen mögen, wie ich die Einſamkeit recht benützen ſollte. Der einzige Gedanke hängt mir noch daraus im Kopfe, weil er mir gefallen: daß ein Mann von Verſtande gerade ausſieht, wie der größte Dummkopf, wenn man ihm Langeweile macht. Vielleicht iſt er nicht ganz wahr, aber mir ſelbſt bin ich wenigſtens in der Verfaſſung oft ſo vorgekommen. — — —

Es iſt nöthiger in dieſes Gemählde, welches Weiße von ſeinen Geiſtesfähigkeiten aufſtellt, etwas mehr Licht zu bringen, wenn es ganz ähnlich ſeyn ſoll, als das zu helle Licht durch einige Schatten zu mildern. Weißens Gedächtniß war in ſpätern Jahren in der That nicht treu, weder für Ort und Zeit, noch für Namen und Zahlen, noch für Sachen. Aber es war dieſes, wie auch Garve bemerkt (Briefe Th. 1. S. 19), keine natürliche Schwäche deſſelben, ſondern entſtand mehr aus einem zu flüchtigen Leſen, woran er ſich frühzeitig gewöhnt hatte, hinter welchem er ſich das Geleſene nicht wiederholte und ſich einer durchgeführten Ideenreihe nicht wieder deutlich bewußt zu werden ſuchte. Er laß, wie er oftmals ſelbſt klagte, auf der Schule und Univerſität alles durch einander, wirklich in der Abſicht, ſich mit Kenntniſſen zu bereichern. Aber er war zu begierig, immer etwas Neues zu lernen, ohne ſich des vorigen ganz bemächtigt zu haben. So verdrängte eine Vorſtellung, eine Idee die andere; ſie ordneten ſich nicht gehörig, knüpften ſich nicht an einander, erweckten ſich nicht gegenſeitig. Nachher kam er bald in ſehr vielfache Zerſtreuungen. Seine Verhältniſſe als Schriftſteller, Hofmeiſter, Redacteur eines Journals, Correſpondent brachten einen unaufhörlichen und ſchnellen Wechſel in ſeine Beſchäftigungen. Er gieng zu den wenigſten über, ohne nicht in Gedanken noch an der vorigen zu hängen; — die eignen Schöpfungen ſeines Geiſtes, die Bilder ſeiner Phantaſie ſchwebten ihm lebhaft vor der Seele — das verwöhnte ihn, auf nichts außer ihm ganz beſtimmt und ausſchließend ſeine Aufmerkſamkeit zu richten. Er war beym Sehen, Hören, leſen nicht mit ganzer Seele, und ſo konnte es nicht anders kommen, als daß er wenig Gegenſtände genau auffaßte und ſein Gedächtniß ihm untreu wurde. Was er in frühern Jahren mit Aufmerkſamkeit gehört oder geleſen, was er mit dem Verſtande aufgefaßt, oder was auf ſeine Empfindung und Einbildungskraft gewirkt hatte, darauf beſann er ſich im Alter noch ſehr leicht, und er war nicht ſo unvermögend, als er vorgiebt, ſchöne Stellen aus alten Dichtern zu wiederholen. Er erinnerte ſich bisweilen im Geſpräch ſehr glücklich und wörtlich an dieſelben und vor allen ſeinen theatraliſchen Werken, wie auch vor vielen Gedichten ſtehen Motto's aus alten Dichtern, die von vertrauter Bekanntſchaft mit ihnen und leichter Erinnerung an einzelne Stellen derſelben zeigen, da ſie zu genau den Inhalt und Geiſt des neuen Gedichts bezeichnen, als daß man glauben könnte, ſie wären erſt hinterdrein mühſam aus einem Collectaneenbuche aufgeſucht worden. — Einen Beweis, wie tief ſich in ſeiner Jugend manches, was er mit Intereſſe geleſen, eingedrückt hatte, gab er noch vor ohngefähr acht oder zehn Jahren, als Herder in der Terpſichore einige Oden des Balde überſetzt, und die Leſer aufgefodert hatte, auf den Verfaſſer derſelben zu rathen. Balde war ihm ſeit dreyßig, vierzig Jahren nicht in die Hände gefallen, aber er ſagte mir, da ich gerade bey ihm war, den Augenblick, daß jene Oden dieſem Dichter zugehörten und holte ihn aus ſeiner Bibliothek, um ſich und mich völlig zu überzeugen. — So war es wohl allerdings gegründet, daß die Seelenkräfte, deren Beſitz den philoſophiſchen Forſcher und den Theoretiker in Künſten und Wiſſenſchaften bilden, von Natur bey ihm ſchwach und durch den Unterricht zu wenig angeregt und geübt worden waren.

Er hätte durch Unterweiſung in der Mathematik oder durch eine philoſophiſche Behandlung des Sprachſtudii gewöhnt werden ſollen, ſeine Aufmerkſamkeit lange und genau auf einen Gegenſtand zu richten, ihn von allen Seiten zu betrachten und aufzufaſſen, ſeine Vorſtellungen zu ordnen, Beweiſe zu führen und eine Reihe von Schlüſſen feſtzuhalten. Es würde ihm dann nicht, wie er oft beklagte, ſo ſchwer geworden ſeyn die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Meynung zu prüfen, die Gründe für und wider ſeine eignen Gedanken abzuwägen und aus einander zu ſetzen und bey einer Unterſuchung bis auf die erſten Wahrheiten zurück zu gehen, oder umgekehrt aus einem oberſten Grundſatz eine Reihe von Folgerungen herzuleiten, und ſich bey ſeinen Arbeiten einen genauen Entwurf zu verfertigen. Aber die Leichtigkeit, womit er auffaßte, was einmal ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatte, der richtige ſichre Blick, womit er das Wohlgeordnete, das Zuſammenſtimmende, das Wahre erkannte, ſein natürlich reges und durch die Lectüre claſſiſcher Schriftſteller aller Nationen geſchärftes Gefühl für alles Schöne und Gute verſchaffte ihm einen Reichthum richtiger und mannichfaltiger Kenntniſſe, bewahrte ihn vor der Aufnahme irriger Meynungen, vor dem Aneignen ſchiefer Urtheile, vor dem Wohlgefallen an dem Gekünſtelten und Geſchraubten. Ohne nach genau entwickelten, und deutlich gedachten Grundſätzen zu meditiren, zu ſchreiben und zu handeln, war in ſeinen Ideen Zuſammenſtimmung, in ſeinen Schriften eine natürliche, gefällige Ordnung, in ſeinen Dichtungen ſelbſt Wahrheit, und wie in dieſen, ſo in ſeinen Handlungen innerer Zuſammenhang, Haltung und Schönheit. — Die Phantaſie war allerdings die ſtärkſte Kraft ſeiner Seele, und da er bei ſeinem Studieren mehr der eignen Neigung gefolgt, als von dem Rath und der Bemühung weiſer Lehrer geleitet worden war, ſo war auch ſeine Einbildungskraft, die wiederholende und die ſchöpferiſche, am meiſten gebildet worden. Ein Glück für ihn, daß ihn der lange Aufenthalt auf dem Gymnaſium zur anhaltenden Lectüre der Alten und nachher ſein freundſchaftlicher Umgang zur Bekanntſchaft mit den Meiſtern der Franzoſen und Engländer geführt hatte. Dadurch war ſeine Einbildungskraft auf die vortheilhafteſte Weiſe befruchtet, und gab ſeinen eignen Dichtungen Gehalt, Anmuth und Leichtigkeit. Sie war ungemein lebhaft und geſchäftig. Die Bilder der Vergangenheit ſchwebten unaufhörlich — aber verſchönert vor ſeiner Seele. Scenen und Genüſſe ſeiner Jugend mahlte er mit reizenden Farben aus, weswegen er ſich, wenn er von den letztern etwas zu wiederholen Gelegenheit fand, mehrmals gar ſehr getäuſcht fühlte. Das Ueberſinnliche ward ihm ſelbſt nur erſt klar, wenn er es unter irgend einem Bilde auffaſſen konnte, aber er fand auch bald die körperliche Hülle, womit er es überkleiden und darſtellen wollte. Ward ihm die philoſophiſche Entwickelung eines Lehrſatzes, einer Vorſchrift, einer Bemerkung ſehr ſchwer, und ſcherzte er mehrmals in Briefen darüber, daß, wenn die Helden in ſeinen Trauerſpielen über einen Entſchluß oder eine Begebenheit raiſonniren ſollten, ſie ſich mit ihren Gedanken eben ſo brouillirten, als er ſelbſt; ſo koſtete es ihm deſto weniger Mühe, eine Begebenheit darzuſtellen, an welcher ſich die Bemerkung, wovon die Rede war, machen ließ, durch Bilder und Gleichniſſe eine Wahrheit zu erläutern, Perſonen die von gewiſſen Ideen und Empfindungen beherrſcht wurden, in Handlung zu ſetzen, und ſie in immer neue Situationen zu bringen. Was er ſich dachte, das mußte bald in Farben und Geſtalten, in Bewegung und Handlung vor ihm ſtehen, ſonſt entſchlüpfte es ihm wieder. Aber die Combinationen, welche ſeine Phantaſie unter dem Geſehenen, Gehörten, Empfundnen vornahm, waren auch Quellen neuer Gedanken, eigner Ideen und die Bilder, wodurch er ſie darſtellen, die Vergleichungen, womit er ſie verſinnlichen konnte, ſtrömten ihm, am meiſten wenn die Dämmerung eintrat, am allermeiſten aber, wenn irgend eine Fieberbewegung in ſeinem Körper war, mit Ueberfluß zu. War er krank, ſo entwarf er unaufhörlich Fabeln, kleine Gedichte und ſelbſt Plane zu dramatiſchen Darſtellungen. Kleinere Fabeln führte er bisweilen wirklich aus. — Da ſeine Einbildungskraft bey weitem ſtärker, als ſeine Kraft zu abſtrahieren und zu ſchließen war, ſo war es auch natürlich, daß er mehr nach Vorbildern als nach Grundſätzen arbeitete, daß das Ideal, was ihm bey ſeinen dramatiſchen Werken vorſchwebte, mehr von Muſtern abgezogen, als aus Reflexion über das Weſen dieſer Dichtungsart hervorgegangen war. — Die Empfindungen und Leidenſchaften, welche am wenigſten in ſeinem Charakter lagen, und welche ihn nur durch Anſtrengung der Einbildungskraft in Bewegung ſetzten, konnte er weit lebhafter darſtellen, als die, welche ihm eigen waren. Mit dem größten Feuer, wie es ſich in ſeinen übrigen Gedichten ſelten findet, ſchildert er in den Amazonenliedern den kriegeriſchen Muth und die Gefühle der Kühnheit und Tapferkeit, welche er nicht aus Erfahrung kannte. Und mit welcher Lebendigkeit, mit was für eingreifender und erſchütternder Kraft ſind in den Tragödien die wilden Leidenſchaften der Ehrgierde und Herrſchſucht, der Rachgier und Wolluſt, des Uebermuthes und der Mordluſt dargeſtellt! — In frühern Lebensjahren hielt ihm ſeine Einbildungskraft alles von der heitern, lachenden Seite vor und verweilte am liebſten bey den unſchuldigen Scherzen der Jugend, den Neckereyen der erwachenden Liebe, den Scenen des Landlebens, den Veränderungen der Natur und er ſtellte alle dieſe Gegenſtände lachend und lebendig dar. Im Alter behielt ſeine Einbildungskraft dieſe Richtung, welche ihn bis ins hohe männliche Alter auch im wirklichen Leben beglückt hatte, nur bey dem, was keine Beziehung auf ihn hatte. Seine eignen Verhältniſſe und die Zukunft erſchienen ihm traurig und beunruhigend. Am Schreibetiſch entwarf er die fröhlichſten Lieder, die munterſten Erzählungen und ſchilderte mit Jugendfeuer jugendliche Freuden und die ſchalkhaften Aeußerungen der keimenden Zuneigung des Jünglings und der Jungfrau. Auch in ſeinen proſaiſchen Schriften iſt der Einfluß einer fruchtbaren und lebendigen Einbildungskraft ſehr ſichtbar. Wie ſchön hebt ſich oft der Styl durch treffende Bilder und Vergleichungen, wie ſanft ſchmiegt ſich das Gewand der Worte den Gedanken an! wie maleriſch ſind die Erzählungen von den kleinen Begebenheiten der Familie des Kinderfreundes; wie leicht iſt an Beyſpielen und Inſtanzen herbeygeführt, was zur Erläuterung einer Belehrung dienen kann, wie lebendig und treu die Rede in jedes Munde nach ſeinem gegebnen Charakter! —

Bey einer ſo lebendigen Einbildungskraft und der Gabe leicht und richtig zu urtheilen kann es an Witz nicht fehlen. Weiße hatte eine reiche Ader deſſelben, und ſeine Luſtſpiele ſtellen davon unläugbare Beweiſe auf; ſo wie es von dem Schalkhaften in vielen ſeiner Gedichte und der Fruchtbarkeit an Räthſeln in ſeinen Schriften für die Jugend bezeugt wird. Auch im geſellſchaftlichen Leben verrieth ſich derſelbe in ſeinen feinen Scherzen, in dem Auffinden von Aehnlichkeiten zwiſchen den fremdartigſten Dingen. Da er ſehr ſchnell das Schiefe, das Lächerliche, das Contraſtirende an den Gegenſtänden bemerkte, ſo veranlaßte ihn ſein Witz bisweilen zu kleinen Spöttereyen, welche aber die Farbe ſeines ganzen Charakters, der Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit annahmen und kaum mißverſtanden werden konnten.

Ueberſehn wir das Verhältniß ſeiner Geiſteskräfte und ihre Bildung noch einmal, ſo erhellet deutlich, daß er zum geiſtreichen Dichter, aber nicht zum Poetiker, zum gefühlvollen

Freund des Schönen, aber nicht zum Aeſthetiker, zum guten Pädagogen, aber nicht zum Pädagogiker, zum Kenner vieler Sprachen, aber nicht zum Sprachforſcher geeignet war. Er hatte in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft, wie man zu ſagen pflegt, die Schule gemacht, aber er hat in einigen ſehr viel geleiſtet, war in noch mehreren kein Fremdling und hatte eine Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen, welche ſeinen Umgang auch den Gelehrteſten noch anziehender hätte machen können, wenn ihn nicht ein Hauptzug ſeines Charakters daran verhindert hätte.

Ich will dieſen und den Einfluß deſſelben auf ſeine Geſpräche zuerſt von Garve ſchildern laſſen und ihn dann nach ſeinem größern Umfange aus einem ſeiner eignen Briefe darſtellen, in welchem er zugleich einen Theil ſeiner übrigen Gemüthsart bezeichnet.

— — — Ihre Briefe ſind voll Gedanken; moraliſcher, metaphyſiſcher, von aller Art. Ihre Geſpräche ſind, wie es mir ſcheint, nicht ſo voll davon. Wie kömmt das? Mich dünkt aus einer gewiſſen Zurückhaltung, die ſie hindert, ſich recht in die

Materie einzulaſſen, alle ihre Gedanken frey zu entwickeln, frey heraus zu ſagen. Es giebt viele einſichtsvolle Perſonen, die nur immer, ſo zu ſagen, ein Endchen ihrer Ideen vorbringen; die von ihrem Thema ſogleich abſpringen, und das meiſte von dem, was ſie ſagen wollten, in petto behalten. Bey einigen iſt es eine Art von innerer Trägheit, daß ſie ſich nicht die Mühe geben wollen, ihre Begriffe völlig zu entwickeln; bey andern iſt es eine frühzeitig angewöhnte Schüchternheit, die anfangs ſie da zurückhielt, wo ſie Widerſpruch beſorgten, oder befürchteten, ſich bloß zu geben; und die alsdann auch noch den freyen Lauf der Gedanken hemmt, wo ſie eigentlich nichts mehr fürchten.

Briefe von Garve an Weiße, Th. 1. S. 18 und 19.

Die hieher gehörige Stelle aus Weißens eignem Briefe, welchen ich ſchon oben verſprach, iſt folgende:

— — — Laſſen Sie mich einen Augenblick in den Spiegel ſehen, den Sie mir vorhalten. Ich bin zu furchtſam, zu zurückhaltend. Sie haben Recht. Doch dieſe Zurückhaltung kömmt nicht aus Mißtrauen gegen andere, ſondern gegen mich ſelbſt her. Ich weiß, daß ich ſo viele Lücken in meiner Wiſſenſchaft und Erkenntniß habe; daß ich zwar vieles, aber das wenigſte recht weiß: ich fürchte alſo, etwas Falſches, Ungereimtes oder Unbeſtimmtes zu ſagen: ich bin mißtrauiſch gegen meine Urtheile, weil ich, wenn ich auch die Richtigkeit derſelben empfinde, doch ſelten die Gründe davon gehörig aus einander zu ſetzen weiß. Ich bin von Natur ſchüchtern, äußerſt empfindlich für Beleidigungen; dieß macht mich wieder zu behutſam, andere zu beleidigen, wenn es auch die Wahrheit erfoderte, keinen Menſchen zu ſchonen. Dieß iſt ein großer Fehler und hat mir ſchon manches Ungemach zugezogen. Ich laſſe mich eher von meinem Bedienten betrügen, erdulde Grobheiten und Unarten, als daß ich ihm einen Verweis geben könnte; ja ich würde lieber einen ziemlichen Grad körperlicher Schmerzen aushalten, als jemanden etwas hartes ſagen, wenn er es auch zehnmal verdiente und es die Pflicht erfoderte: ich will ſelbſt viel lieber Schmerzen leiden, als andere ſie leiden ſehen, oder darüber klagen hören. Dieß alles mag wohl wahre Weichlichkeit ſeyn, und ich hätte ſie frühzeitiger ſollen zu überwinden ſuchen. Nun wird es ſchwer halten, wenn ich mir nicht oft mein Leben verbittern ſoll. — — —

Dieſes Selbſtbekenntniß Weißens iſt mit genauer Selbſtbeobachtung und großer Aufrichtigkeit entworfen. Furchtſamkeit war ein Hauptzug ſeines Charakters. Der Grund davon lag wahrſcheinlich ſchon in der Beſchaffenheit ſeines Körpers. So viel Weiße für die Ausbildung deſſelben gethan hatte und ſo gewandt er im Tanzen, Reiten und Fechten geweſen iſt, ſo hatte das alles ihm keine Kraft gegeben. Sein Gliederbau war allzufein, die Muskeln einer ſtärkern Zuſammenziehung allzu wenig fähig, die Nerven zu reizbar. Aus dem Gefühl körperlicher Schwäche entſpringt Furchtſamkeit ſehr natürlich, man iſt über jeden beſorglichen Angriff, wegen jeder kleinen Gefahr beunruhigt, weil

weil man ſich nicht zutraut die eine oder die andere abwehren oder abhalten zu können. Beunruhigung über das, was den Körper gefährden könnte, geht leicht in Beunruhigung über andere Angriffe und Gefahren über, und ſind zumal die Nerven ſehr reizbar, fühlt man ſich durch jede Gemüthsbewegung ſehr erſchüttert, ſo wird man von allem geängſtiget, was unangenehm auf uns zu wirken drohet. Man vermeidet ſorgſam, was uns irgend eine Unannehmlichkeit zuziehen, was uns dem Mißverſtanden-, Verlacht-, Beleidigt- werden ausſetzen könnte. Wenn Weiße daraus ſeine Zurückhaltung im Geſpräch herleitet, und wenn er darum in wiſſenſchaftlicher, philoſophiſcher Unterredung weniger geiſtreich erſchien, als er es wirklich war, ſo iſt dieſes völlig gegründet; wenn er aber auch daraus ſein ſchonendes Verhalten ſelbſt gegen ungeſittete Untergebene erkläret, ſo thut er ſich wenigſtens zur Hälfte Unrecht. Mit ſeiner Furchtſamkeit war eine außerordentliche Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit verbunden. Er vermied in der That nicht bloß, was andere beleidigen konnte, damit ſie ihn nicht wieder beleidigen möchten, ſondern es war ihm an ſich äußerſt empfindlich, jemandem wehe zu thun, ſelbſt demjenigen, der ihm wehe gethan hatte. Er war weit entfernt ſich zu rächen, wenn es auch in ſeiner Gewalt ſtand. Nichts hatte ihn vielleicht ſo bitter gekränkt, als die ungerechte Beurtheilung ſeiner Operetten in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek. Alle Briefe an ſeine Freunde ſind von Klagen darüber voll. Nun hatte kurz vor Erſcheinung derſelben Herr Nicolai ſeinen Sebaldus Nothanker herausgegeben, und ebenfalls noch zuvor hatte Weiße einem Recenſenten an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften die Beurtheilung deſſelben aufgetragen. Dieſe war ſehr ſtreng ausgefallen, aber ſehr ſcharfſinnig, ſehr gründlich, tief eingehend. Um ihrer Strenge willen verwarf ſie aber Weiße gerade jetzt, wo er Nicolai'n wenigſtens der Unachtſamkeit auf eine ihm zugefügte Beleidigung beſchuldigte, und nahm eine andere auf, welche in jeder Rückſicht der vorigen nachſtand, aber ſchonender war. — Es ſtörte ſein eignes Wohlſeyn, finſtre, beunruhigte, traurige Mienen zu ſehen und er kannte keine größere Glückſeligkeit, als wenn er die Seinigen heiter und fröhlich um ſich her verſammelt ſah, oder es ihm durch ſeine Erzählungen gelang, ſie in dieſe Stimmung zu verſetzen. Wenn Herr Böttiger in ſeinen Darſtellungen des Ifländiſchen Spiels, dieſes in der Rolle eines wohlwollenden, gütigen und heitern Hausvaters recht anſchaulich machen will, ſo ſetzt er hinzu, wer einmal Weißen unter ſeiner Familie geſehen habe, der ſolle ſich Ifflanden unter dieſem Bilde vorſtellen. Wahrſcheinlich haben jetzt mehrere Ifflanden in ähnlichen Rollen, als Weißen in ſeinem Familienkreiſe geſehen. Ich kann daher jene Vergleichung umkehren. Wer ſich von der Freundlichkeit, dem Zuvorkommen, dem Frohſinn, wodurch ſich Weiße unter den Seinigen ſelbſt beglückt fühlte und ſie um ſich her heiter und fröhlich zu machen ſuchte, eine Vorſtellung machen will, der erinnere ſich an Ifflands Spiel in Hausvater-Rollen. Freylich gilt das nur von der glücklichern Zeit, als ſo viele traurige Erfahrungen ſeinen Blick noch nicht getrübt und ſeinen Frohſinn noch nicht geſtört hatten. Dieſe Gutmüthigkeit, dieſes reine Wohlwollen ließ ihm auch dann allen beſorglichen Kränkungen und Verdrießlichkeiten vorbauen, wo er für ſeine Perſon nichts davon zu beſorgen hatte, und zeigte ſich gegen Menſchen jedes Alters und Standes. Wer im Umgange andere bloß aus Furchtſamkeit ſchonend und gefällig behandelt, der thut das gemeiniglich nur bey denen, von welchen er irgend etwas Unangenehmes zu erwarten hat; giebt ſich aber in Gegenwart derer, welche er zu überſehen glaubt und deren Sanftmuth und Unterwürfigkeit er kennt, ein deſto größeres Gewicht und das Anſehen der Ueberlegenheit. Das geſchah von Weißen nie. Er behandelte jedermann mit zuvorkommender Freundlichkeit und richtete in Geſellſchaft das Geſpräch ſehr oft an die, welche am ſchüchternſten zu ſeyn ſchienen, und ließ ſich, wenn er ſie nur zum Sprechen bringen konnte, mit ihnen in Unterredung ein. Es gereichte ihm ſichtbar zur Freude, wenn er jemandes Zutrauen erwerben und ihn zufriedner mit ſich ſelbſt aus der Unterredung entlaſſen konnte. Darum gewann er auch ſo vieler Herzen, darum hiengen die Subalternen auf ſeiner Expedition mit ſo großer Liebe an ihn und blieben ihm dann noch, wenn ſie weiter befördert, oder ſelbſt ſeine Collegen worden waren, noch immer ergeben. Sein älteſter Specialcollege, der wirklich vor langer Zeit auf ſeiner Expedition gearbeitet hat, und ihn in den letztern Jahren mit der größten Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit unterſtützte, führte immer, wenn jener ihm dankte, als den Grund ſeines freundſchaftlichen Eifers, die Zuneigung an, welche er noch als Untergebner, um ſeiner liebreichen und freundlichen Behandlung willen, gegen ihn gefaßt habe. Einer ſeiner Expeditionairs, der bis in ein hohes Alter bey ihm gearbeitet hatte, legte, als er die Annäherung ſeines Todes merkte, die Beſoldung des letzten Jahres nebſt einem rührenden Briefe in ſein Pult, und bat Weißen, dieſes als ein Zeichen der innigen Liebe und Ergebenheit, die er ſo lange Jahre gegen ihn gehegt habe, anzunehmen. — Beſcheidenheit kann allerdings bloß Folge der Furchtſamkeit und des Mißtrauens gegen ſich ſelbſt ſeyn; ſie kann aber auch aus der willigen Anerkennung fremder Verdienſte und Vorzüge entſtehen. Und daher kam ſie bey Weißen wirklich. Er ließ nicht nur jedermann gelten, was er gelten konnte, ſondern ſetzte oft kleine Talente und unbedeutende Vorzüge weit über die ſeinigen. Wer nur mit einiger Einſicht urtheilte und mit einiger Geſchicklichkeit ſeine Meynung entwickeln konnte, dem hörte er aufmerkſam zu und glaubte von ihm lernen zu können. Er äußerte nicht bloß die Ueberzeugung, daß andere von wiſſenſchaftlichen Dingen und Gegenſtänden der Kunſt, des häuslichen und bürgerlichen Lebens, der geſellſchaftlichen Verfaſſung, der Politik beſſer unterrichtet wären, ſondern es war dieſelbe auf ſeine Handlungsart übergegangen. Er begegnete darum jedermann mit großer Gefälligkeit und Freundlichkeit, weil er von dem Gedanken ausgieng, daß derſelbe in ſeinem Fache und nach ſeiner Art wenigſtens eben ſo viel leiſte und werth ſey als er ſelbſt.

Bey dieſer großen und ſeltenen Anſpruchsloſigkeit und da er in Geſellſchaften, wo es nicht auf Ausbeute an philoſophiſchen Reſultaten, ſondern bloß auf Unterhaltung zum Vergnügen angeſehen war, ſeine Empfindungen und Urtheile keinesweges zurückhielt, gern erzählte, angenehm ſcherzte, mit jedermann auf deſſen Angelegenheiten eingieng, ſo läßt ſich leicht denken, daß ſein Umgang für den größten Theil der Menſchen ſehr große Annehmlichkeiten hatte, daß insbeſondere auch die Frauen ſeine Geſellſchaft liebten, und in frühern Jahren die Mädchen den ſchönen jungen Mann um deſto lieber in ihrer Mitte hatten. Der Brief eines jungen Frauenzimmers aus Gotha verdient wohl zur Schilderung ſeiner Annehmlichkeiten für die Geſellſchaft, und des Eindrucks, den er in frühern Jahren auf die weibliche Welt machte, eingerückt zu werden.

Ma mère m'a donnée la permission de Vous écrire, permission bien flatteuse, dont je lui saurai bon gré. Je ne Vous ai pas dit encore, quel vuide Vous avez laissé dans nos petits cercles et sur tout dans notre maison. Il faut, que je Vous instruise un peu des nos entretiens présens. Mlle A. dit.: ce Mr. Weiſse étoit pourtant un honnet-garçon, bon, bienfaisant, d'une politesse! nous apporta les meilleurs livres; Mlle G.: il dansa parfaitement bien; à nos

bals de chez Mr. B. c'étoit toujours le premier et le dernier et nous apprenoit des jolies Contredanses. Mlle C. G.: il avoit de l'esprit et disoit les plus jolies choses du monde. La petite S.; oui, il faisoit des beaux vers, comme ces vers de Martial. Avec Votre Martial, dit L., j'en scais plus d'une douzaine de ses chansons; il chantoit lui même, dit Mlle M. ne Vous souvient-il pas, quand nous fûmes ensemble à Molsdorf, qu'il chantoit tout le long du chemin? et mon père, avec sa mine austere — c'étoit un homme savant, qui savoit du Grec et du Latin; et ma mere — — — mais mon Dieu! je Vous rendrai tout orgueilleux; n'en crojez rien de tout ce que je Vous dis ici: c'est tout autrement, qu'on parle. Mlle Av.: c'étoit un petit fripon, en présence de ma mère il ne parlai que de la morale; et à l'oreille il me dit quelquefois des polissonneries, que je n'oublierai pas: un petit méchant, dit Mlle G. qu'est ce que me dit-il de Mde. B. sa voisine au Concert et que ne faisoit-il pas avec la pauvre F. qui l'enferma avec ses deux Cousines; un petit menteur, dis-je, qui nous quitta un soir sous prétexte d'écrire des lettres, pour le passer sur le Canapée avec Mad. M. et Mlle I. Oui, dit ma cadette, un petit libertin! comme nous fûmes chez son hôtesse Mad. B. à souper, il nous fit passer dans sa chambre pour voir le bel ordre, qui y regnoit, il nous enferma et n'en laissa pas sortir une sans l'avoir baisée — — oui mon ami, c'est ainsi, qu'on parle de Vous, malgré tout cela, nous voulons absolument, que Vous retourniez encore cet *été*, je Vous le dis à la sourdine, que toute une ville en fera des réjouissances publiques, et je Vous promets sous cette condition une absolution entiére de tous Vos pechès, volontaires et involontaires. Toutes mes amies se préparent de détacher, en cas, que Vous ne suiviez pas nos ordres des petits détachements des Amazones, qui doivent Vous emmener bon gré, mal gré, et au lieu, que nous Vous aurions fait des lits de roses, Vous en aurez les épines et Vous ne serez entretenu que de contes de ma mére l'Oye. Adieu! Ma mére, qui vient de lire ma lettre, dit, que je suis une folle, je le crois moi même; mais les fous et les enfans disent aussi quelquefois de la vérité. Je suis

Votre

de Gotha au 6. Juill. 1761.

très-humble Servante

la Gouvernante

In ſpätern Jahren enthuſiasmirten die Frauen von wärmerem Blute und reizbarer Empfindung ſich leicht durch ſeinen Anblick und ſeine Unterhaltung, die kältern begegneten ihm doch mit einem ſchmeichelhaften Zuvorkommen. Ihm ſelbſt waren die ſchwärmeriſchen Achtungsbezeugungen und das Ausſtrömen hoher Gefühle der Frauen keinesweges erwünſcht. Seine aufrichtige Beſcheidenheit kam dabey allzuſehr ins Ge-

dränge und er vermochte es nicht zur Vergeltung ihres Entzückens eine erkünſtelte Wärme der Empfindung zu zeigen. Wenn er daher nicht leicht jemanden vermied, ſo entzog er ſich doch Frauen von zu lebhaften Gefühlen ſobald, als es mit Anſtand geſchehen konnte. — Seine großen perſönlichen Annehmlichkeiten ſollen ihn in ſeiner Jugend mancher ſchwer zu beſtehenden Verſuchung ausgeſetzt haben. Wer aber die Reinigkeit ſeines Sinnes, die Unſchuld ſeines Herzens kannte, dem war kein Zweifel möglich, ob er dieſelben auch beſtanden habe. So oft er als Dichter die kleinen Neckereyen der Liebe und die Freuden der Liebenden ſchildert, ſo groß war ſein Widerwille gegen eigentliche Unſittlichkeiten und Ausbrüche der Geſchlechtsluſt. Er, der mit Menſchen aller Art umgegangen war, muß doch jederzeit großen Abſcheu ſelbſt vor allen Geſprächen über Scenen und Ausſchweifungen der Wolluſt gehabt haben, denn er war ſo unbekannt mit dieſen, daß er in ſeinem Alter ein ſchlüpfriges Buch, was er um vieler Urſachen willen nicht konnte ungeleſen laſſen, in mehreren wollüſtigen Schilderungen gar nicht verſtand, ſondern erſt von ſeinem Freunde Blankenburg die Aufſchlüſſe erhielt, welche zum Verſtändniß des Ganzen nöthig waren. Für die Liebenswürdigkeit ſeiner Bildung und ſeines Betragens iſt es auch ein ſprechender Beweis, daß einige ſeiner Jugendfreunde in aufgefundnen Briefen die lebhafteſte Zuneigung gegen ihn äußern, und verſichern, ſie ſprächen an ihren Wohnorten mit ſolcher Wärme von ihm, daß man ſie in Verdacht hätte, ihr Freund Weiße werde nur genannt, und es ſey eine Geliebte, welche ſie unter dieſem Namen meynten. Auch hat er ſchwerlich einen Freund, deſſen Zuneigung und Freundſchaft er erwiederte, jemals wieder verloren. Nur ein Mißverſtändniß durch litterariſche Verläumdungen war zwiſchen ihm, Leſſingen und Gerſtenbergen möglich. Wohl aber ward es ihm leicht, neue freundſchaftliche Verbindungen zu knüpfen. Es kam zu allen den genannten Annehmlichkeiten ſeiner Perſon, ſeines Betragens und ſeiner Gemüthsart, noch der Frohſinn, welcher in jüngern Jahren ächt war, und von dem er im Alter doch noch den Schein hatte, theils weil er ſich wirklich, wie ich oben geſagt habe, in Geſellſchaft von ſeinen traurigen Gefühlen und Vorſtellungen losriß, theils weil es ſein Grundſatz war, daß man niemals ſeinen Geſellſchaftern mit Klagen läſtig werden und ihr Vergnügen ſtören dürfe. Er war der Meynung, wer in Geſellſchaft nicht wenigſtens den Willen mitnähme heiter zu werden, der müſſe nicht dahin gehen.

Ich komme auf das Gefällige und Wohlwollende in ſeinem Charakter zurück. Es zeigte ſich dieſes keinesweges allein in ſeinem Umgange, ſondern durch die Bereitwilligkeit jedem, der Anſpruch auf ſeine Dienſte machte, und dem er Vortheile von irgend einer Art verſchaffen konnte, wirklich zu dienen. Es iſt kaum möglich, mehr Eifer für fremde Angelegenheiten zu zeigen. Das allgemeine Beſte konnte er in ſeiner Lage nur durch ſeine Schriften befördern, aber einzelnen Perſonen konnte er durch ſeine Einſichten, ſeine Erfahrungen und am meiſten durch ſeine weitläuftigen Verbindungen mit Vornehmen, Geſchäftsmännern, Gelehrten, Künſtlern, Kaufleuten — mit Leuten von jeder Religionsparthey, große Gefälligkeiten erweiſen, und er that es mit der größten Emſigkeit und Uneigennützigkeit. Wie ſicher ſeine Freunde bey ihren litterariſchen Bedürfniſſen auf ihn rechneten, hat er zum Theil in ſeiner Biographie ſelbſt erwähnt; Garvens Briefe an ihn geben davon unverdächtige Beweiſe. Bekannt iſt es, daß er ſeit Gellerts Tode eine Zeitlang faſt allein in Leipzig um Hofmeiſter und Gouvernanten für Deutſchland und fremde Länder angegangen ward, und daß ſich deswegen ein Heer von jungen Leuten an ihn wandte, welche ihr Unterkommen durch ihn ſuchten. Vielleicht weiß man weniger, daß er ſich in der That ſorgfältig nach den Perſonen beyderley Geſchlechts erkundigte, welche er zu Erziehern und Erzieherinnen empfahl, und es nicht ſeine Schuld war, wenn er durch die Kunſt ihrer Verſtellung oder durch falſche Nachrichten über ſie doch bisweilen getäuſcht ward. Die Nachforſchungen verurſachten ihm oft einen bedeutenden Zeitaufwand. Nicht ſelten waren ſie auch mit Aufwand an Gelde für ihn verbunden, und in nicht ſeltnen Fällen von Eltern und Hofmeiſtern mit wenig Dank belohnt. Die Zumuthungen jener und die Anmaßungen dieſer machten es bisweilen unbegreiflich, warum ſich Weiße nicht von dieſem Geſchäfte losmachte. Seine Antwort aber darauf war jederzeit: ich habe durch Beſetzung von Hofmeiſterſtellen doch immer viele Gelegenheit zu nützen, und dieſe muß man nicht von ſich weiſen. Doch nicht nur zu dieſer Art von Dienſtleiſtungen war er häufig aufgefodert; ſondern wer nur den Buchhändlern in Leipzig etwas unterbringen wollte, wer irgend eine Commiſſion beſorgt zu wiſſen wünſchte, und in Leipzig keinen Namen ſonſt, als den ſeinigen kannte, oftmals, wer nur ſein Herz vor einem Menſchen ausſchütten wollte, zu welchem er Zutrauen hatte, der wandte ſich an Weißen. Unglaublich war oftmals die Indiscretion von Dichterlingen, von Dichterinnen, deren Werke er durchaus leſen und beurtheilen und zum Druck befördern ſollte. Im höchſten Grad lächerlich ſind bisweilen die Geſuche, welche an ihn ergangen ſind, und die Art ihrer Einkleidung. Ein Prediger aus Franken, der Kinderlieder geſchrieben hat und ſie Weißen zur Beurtheilung und wo möglich zur Beförderung unter die Preſſe zuſchickt, macht ihn aufmerkſam, daß er ein

Wittwer ſey, und Weiße mannbare Töchter habe. Ein anderer iſt in Ungewißheit über die Löſung eines Räthſels, das in der Geſellſchaft ſeiner Bekannten aufgegeben worden iſt, und ſchreibt voll Vertrauen an den Mann, der im Kinderfreunde ſo viele Räthſel aufgegeben und gelöſet hat, und legt ihm den intereſſanten Fall vor. Man möchte es kaum glauben, wenn man nicht den Brief ſelbſt läſe.

> Ew. Hochedelgeb. menſchenfreundliche Geſinnungen ſind mir für die üble Auslegung meiner Freyheit, die ich mir nehme, Dieſelben zu beſchweren, gut. Ich will ohne fernere Entſchuldigung ſogleich zur Sache gehn. Eine Geſellſchaft von guten Freunden, die die honoratiores dieſes Städtchens ausmacht, hat Ew. zum Schiedsrichter ihres Streites erwählt. So unerwartet Denenſelben dieß ſeyn muß, ſo haben Sie doch ſelbſt durch Ihren vortrefflichen Kinderfreund und deſſen Briefwechſel darzu hinlängliche Veranlaſſung gegeben. Ein Mitglied brachte ohnlängſt das Räthſel in die Geſellſchaft:

Aus Blum und Kräutern ſchuf mich die Natur
zur See,
Der Menſch macht aus mir feſtes Land,
Und zehrt mich auf.
Er zehre nur:
Läßt er mich lang in dieſem Stand,
So werd ich der Geſchöpfe viel gebären,
Die mich vor ihm verzehren.

Er ſetzte hinzu, das müſſe wohl **Käſe** ſeyn. Es fand ſogleich Widerſpruch bey einigen andern, die eben nicht beſtimmen wollten, was es wäre, denen aber die Deutung durch Käſe, einigen Ausdrücken des Räthſels unangemeſſen ſchien: „Zur See,“ und, „macht aus mir feſtes Land“ war ihnen die übertriebenſte Hyperbel, da auch in ſolchen Fällen, das zu weit getriebene, wenn es durch etwas Näheres ausgedrückt werden kann, zu vermeiden. Weiter: wäre der Ausdruck „zur See“ vieldeutig, da man es eben ſo gut verſtehen könnte, daß es darinnen als in ſeinem Elemente leben und exiſtiren ſollte — ferner: Wenn es Milch ſeyn ſollte, ſo wäre eine weſentliche Erfoderniß — das Thier ſelbſt — weggelaſſen, durch das Blum und Kräuter gehen und erſt zu Milch werden müßten. Uebrigens wäre es auch möglich, daß die beyden Zeilen: „Der Menſch macht aus mir feſtes Land und zehrt mich auf," einander entgegengeſetzt wären, da das Unnütze und Unbrauchbare ins Land — auf den Düngerhaufen, geworfen, und das Gute zum Gebrauch und Aufzehren für die Menſchen abgeſondert wird. Und ferner: In wie viele andere Dinge kämen nicht auch Maden, wenn man mit ihnen zu lange zubrächte.

Ew. werden daher von dieſer Geſellſchaft durch mich gehorſamſt gebeten, Ihre Meynung darüber zu äußern, und uns durch ein Paar Zeilen dieſelbe wiſſen zu laſſen. Wir bitten tauſend Mal um Vergebung, einen ſolchen Mann von wichtigen Geſchäften, als Ew. ſind, durch dieſe Geringfügigkeit unterbrochen zu haben. Ich habe beſonders das Vergnügen und die Ehre mich zu nennen

Ew.

....g den 18. Dec. 1787.

ergebenſten Diener und Verehrer

G.......n.

So unbeſcheiden dergleichen Anfoderungen waren und ſo empfindlich der Zeitverluſt, den die Beantwortung ſolcher Briefe verurſachte, Weißen ſchmerzte; ſo war er doch viel zu gefällig und höflich, um ſie unbeantwortet zu laſſen. Vor der Zeit des Unglücks an ſeinem Arme wird er nicht leicht jemanden einen Brief ſchuldig geblieben ſeyn. Nicht ein einziges Mal habe ich ihn bey Zudringlichkeiten ſo böſe geſehen, daß er ſie auf eine nachdrückliche Art zurückgewieſen hätte. Unter ſeinen Briefen findet ſich ein einziger von ſeiner eignen Hand, wo doch die allzutolle Unbeſcheidenheit eines jungen Menſchen ſeinen Unwillen zu einem verdienten derben Verweis erhöht haben mußte. Dieſer Menſch ohne Amt, Ausſicht und Verdienſt hatte ihm nehmlich zugemuthet, ſeine Liebesbriefe an ein Mädchen in Leipzig zu beſtellen und ein Fürwort einzulegen, daß ſie den ſchmachtenden Liebhaber erhören möchte. Die Liebe mochte ihn ſehr ſchreibſelig gemacht haben, oder der Liebhaber mußte ſehr entfernt von Leipzig wohnen, denn ſeine unfrankirten Briefe hatten jedesmal mit der Einlage über einen Thaler Porto gekoſtet.

Das ganze thörichte Benehmen wird in der aufgefundnen Antwort nach Würden geſchildert. Indeſſen mochte doch dem ſanftmüthigen Mann dieſe Antwort zu hart geſchienen und er ſie darum nicht fortgeſchickt haben.

Weißens Dienſtfertigkeit ſchränkte ſich aber nicht auf Benutzung ſeiner Zeit, ſeiner Einſichten, Erfahrungen und Verbindungen für anderer Wünſche und Bedürfniſſe ein. Er diente auch oft mit Gelde. Es finden ſich mehrere Dankſagungsſchreiben unter ſeinen Briefſchaften und einen wahrhaft edeln Zug enthüllt der Brief eines Univerſitätsfreundes, dem er eine nahmhafte Summe geliehen und den er beym Antritt ſeines Amtes um Wiedererſtattung wegen der zu leiſtenden Caution gebeten, ausdrücklich aber — wie ſein Freund dankbar rühmt, hinzugeſetzt hatte, wenn derſelbe gegenwärtig durch die Zahlung in Verlegenheit kommen ſolle, ſo wolle er lieber ſelbſt der größern Bequemlichkeit entbehren, welche ihm jene Summe verſchaffen könnte. — Auch nach ſeinem Tode ward von einem Unbekannten eine kleine Poſt, welche ihm Weiße auf ſein ehrliches Geſicht geliehen, an die Familie zurückbezahlt. Gegen ſeine Mutter hatte er die thätigſte Dankbarkeit bewieſen, und ihr eine Reihe von Jahren den größten Theil ſeines baaren Gehaltes als Hofmeiſter überlaſſen, und ſich doch von ſeinen Einkünften als Schriftſteller immer im Stande erhalten, auch einem Freunde zu dienen. Das ſetzet voraus, daß er ein guter Wirth geweſen iſt, und das war er auch in den ſpäteſten Jahren. Er ſetzte keinen geringen Werth auf das Geld, aber in der That nur als auf ein Mittel, unabhängig leben und Gutes von allerley Art bewirken zu können. Unnöthigen Aufwand, wie klein er auch ſeyn mochte, vermied er und ſah ihn gern von den Seinigen vermieden, aber für den Unterricht, die Erziehung ſeiner Kinder und die Anſchaffung alles deſſen, was dazu erfodert wurde, ſcheuete er keine Koſten; eben ſo wenig bey ſchweren Krankheiten derſelben; und konnte er ihnen ein Vergnügen verſchaffen, das in richtigem Verhältniß mit dem Aufwande dazu ſtand, ſo ließ er ſich nicht vergeblich bitten. Er wünſchte, daß ſeine Haushaltung anſtändig und ſeinen vielen Verbindungen angemeſſen wäre, und ſah

Fremde, zumal in den Meſſen, gern an ſeinem Tiſche. Oeffentliche Spenden und Collecten fanden an ihm keinen Beförderer weder durch Veranſtaltung und Einſammeln, noch durch eigne Beyträge. Der Mißbrauch, welcher damit getrieben wird, ließ ihn das Wohlthätige und Zweckmäßige derſelben in einzelnen Fällen verkennen.

Große Dienſtfertigkeit ſetzt große Thätigkeit voraus, und wer ohne ererbtes Vermögen und große Einkünfte von ſeinem Amte andere unterſtützen will, muß ſich ſchon in dieſer Abſicht durch Thätigkeit neue Erwerbsquellen öffnen. Weiße hat ſelbſt in ſeiner Biographie geſtanden, daß er zum Theil zur Vermehrung ſeiner Einkünfte ſo fleißig überſetzt habe. Aber Thätigkeit gehörte auch zu ſeinem Charakter. Er konnte niemals müßig ſeyn, und da ihm die Arbeit leicht wurde, ſo ward er auch ſelten müde. Wenn er in ſeinen männlichen Jahren den ganzen Tag auf ſeiner Expedition geſchrieben und geleſen hatte und Abends um ſieben Uhr nach Hauſe kam, ſo beſchäftigte er ſich mit ſeinen Kindern am Clavier, mit Zeichnen, und unterrichtete ſpäterhin ſeinen Sohn im Franzöſiſchen und Engliſchen. Ueberſieht man die Menge ſeiner eignen Schriften, die noch größere Anzahl ſeiner Ueberſetzungen und berechnet dabey den Umfang ſeines Briefwechſels, ſo erſtaunt man beynahe über ſeinen Fleiß. Es ſind in der vorſtehenden Biographie bey weitem nicht alle ſeine vieljährigen Correſpondenten erwähnt, und wenn ſie auch genannt werden, ſo iſt doch der fortdauernde Briefwechſel mit ihnen nicht bemerkt worden. Unter den Gelehrten, Dichtern und Künſtlern, mit welchen er lange Zeit correſpondirt hat, will ich nur noch Bertuch, Dohm, Ebert, Gärtner, Gleim, Gräter, Heinze, Lippert, Martini, Mainherd, Johann Heinrich Schlegel, Wezel; von ſeinen Univerſitätsfreunden und Verwandten nur einen Herrn Hanſen in Hannover, Hartmann, Jünger, zuletzt Rector in Freyberg, Matthei, der als Erzieher und Hofmeiſter in vielen großen Häuſern rühmlich bekannt iſt; unter ſeinen Correſpondentinnen nur Fr. v. Bandemr, Mdme. Jähnichin in Altenburg, die geweſene Pflegetochter ſeiner Schweſter, Mdme. Kroſigk, geb. Krüger, Mdme. Kummerfeld in Hamburg, geweſene Dem. Schulzin und Schauſpielerin bey der Kochiſchen Geſellſchaft, Mdme. Ludwig, geb. Fritzſche zu Maßlau, Fr. von der Reck, unter dem Namen Eliſa Hofräthin Schläger in Gotha, nahmhaft machen. — Sein Fleiß wird dadurch noch bewundernswürdiger, daß die Zeit, welche er ihm widmete, durch beſtändige Beſuche, durch ein ſehr geſellſchaftliches Leben, durch den Sommeraufenthalt in einem Garten oder auf dem Lande, durch kleine Reiſen und — durch Mangel an Ordnung ſehr verkürzet ward. Er pflegte in Rückſicht auf den letztern von ſich zu ſagen, daß er ſein halbes Leben mit Suchen hingebracht habe. Er war aber ſehr zu entſchuldigen. Seine vielfachen Beſchäftigungen hatten ihn frühzeitig zerſtreut gemacht, und ihn überdieſes, nach ſeiner Rückkehr von Paris, Gotha und Burgſcheidungen nicht erlaubt, ſeine Pappiere zu ordnen. Dieſe waren durch einige Veränderungen des Logis in noch größere Verwirrung gerathen. Und da er bald zu Hauſe, bald auf der Expedition, bald auf dem Lande arbeitete, ſo hatte er mehrere Orte, wo er Bücher, Briefſchaften, Manuſcripte u. dgl. aufbewahrte; wobey es denn faſt unvermeidlich war, daß er öfters vergaß, wo eins und das andere aufgehoben worden ſey. Dadurch ward ihm indeſſen nicht wenig Zeit geraubt, und es würde unbegreiflich ſeyn, wie er dennoch ſo viel habe ſchreiben können, wenn man nicht aus ſeinen eignen Erzählungen wüßte, daß er jeden freyen Augenblick benutzt habe, und immer im Stande geweſen ſey, in ſeinen Schriften ſogleich den Faden wieder zu finden, wenn derſelbe abgeriſſen worden war. Dieſes letztere erleichterte ihm auch die freundliche Aufnahme jedes ungelegenen Beſuches, das geduldige Ertragen jeder andern Abhaltung. Sie war für ihn immer nur Unterbrechung, nicht eigentlich Störung. —

Bey dieſer Schilderung aller der Vorzüge des Gemüths, welche Weißen wirklich eigen waren, habe ich die kleinen Schatten nicht vergeſſen wollen, welche er bey der Zeichnung ſeiner ſelbſt viel ſtärker auftrug. Der vorzügliche Menſch iſt gemeiniglich am wenigſten mit ſich ſelbſt ganz zufrieden. Um meiner Schilderung die Vollſtändigkeit zu geben, welche ich ihr zu geben vermag, ſetze ich noch hinzu, daß Weiße ein Mann von ſeltner natürlicher Güte, nicht von mühſam errungner Tugend, daß er ein warmer Freund der Religion, aber kein Religionsphiloſoph war. Sein richtiges und lebendiges Gefühl für alles Wahre, Schöne und Gute ſtand mit ſeinen Trieben und Neigungen in einem glücklichen Verhältniß, und dieſe hielten ſich unter einander das Gleichgewicht. Er war weder durch dieſe, noch durch verwickelte Verhältniſſe des Lebens und außerordentliche Schickſale großen Verſuchungen ausgeſetzt, er konnte ohne gefährliche und anſtrengende Kämpfe den theilnehmenden, wohlwollenden Empfindungen folgen, welche aus ſeinen geiſtigen und körperlichen Anlagen hervorgiengen. Selbſt die Stärke ſeiner Imagination war ſehr glücklich nach ſeinem Gefühl für das Schöne und Gute abgemeſſen und beyde, mehr durch die Leitung des Glücks als einer weiſen Aufſicht, in gutem Einverſtändniß erhalten und ausgebildet worden. Bewundern wir darum nicht in ihm das Heldenthum der Tugend, ſo werden wir um deſto mehr von der Liebenswürdigkeit eines natürlich ſchönen Charakters angezogen, aus dem alle gute und vortreffliche Handlungen, wie liebliche Blumen und heilſame Gewächſe aus ihrem natürlichen Boden hervorſpreſſen. Beugen wir uns vor ſolchen Perſonen nicht mit der Ehrfurcht, wie vor denen, die im Kampf mit den heftigſten Leidenſchaften in ſich und um ſich her die ſchwerſten Pflichten erfüllen; ſo lieben wir dieſe mehr, weil uns ihr Umgang bey eigner Unvollkommenheit weniger demüthigt. Daß wir hinter ihnen zurückſtehen, glauben wir mehr auf ein weniger glückliches Naturell als auf den Mangel unſrer Bemühung ſchieben zu dürfen. Das Leichte, Ungezwungene in allen Handlungen, das Sanfte, Schonende in allen Reden natürlich guter Perſonen, die übrigens Kraft und Lebendigkeit des Geiſtes und Regſamkeit der Empfindungen zeigen, nimmt uns weit mehr ein, als der hohe Ernſt, die imponirende Würde einer ſchwer errungnen Tugend, welcher allerdings vor dem Richterſtuhl der Moral der Kranz gebühret.

Zu den lebhaften Gefühlen, welche Weißens Handlungsart beſtimmten, gehörten auch die religiöſen. Ehrfurcht gegen das heiligſte Weſen, Dankbarkeit für ſeine Wohlthaten, Vertrauen auf ſeine Leitungen, Ergebung in ſeinen Willen erfüllten ſeine Seele. Sein Religionsglaube war der Glaube eines Herzens, gerührt von den Wundern der Welt und des menſchlichen Daſeyns, der Wahrnehmung innerer Ordnung, Zuſammenſtimmung, der Weisheit und Zweckmäßigkeit in dem, was uns umgiebt; der Glaube eines reinen Sinnes und freudigen Rechtthuns. Die beſtimmtere Modalität hatten demſelben kein Syſtem, ſondern die Urkunden des Chriſtenthums gegeben, gegen welche er mit Achtung erfüllt war. Religionsmeynungen hatten keinen großen Werth in ſeinen Augen, er ſtritt nicht darüber, er entſchied nicht und ließ keine Entſcheidung gelten. Nur auf eine Meynung kam er oft zurück und hätte ſie gern mit Gründen unterſtützt. Es war die Meynung einer Wanderung der Seele in immer vollkommner organiſirte Körper. Wahrſcheinlich entſtand dieſe Meynung bey ihm aus dem Bedürfniß ein Bild zu haben, unter welchem er ſich Fortdauer und Unſterblichkeit vorſtellen könnte. — In ſeinen geiſtlichen Liedern und in einigen oben mitgetheilten Briefen ſind übrigens ſeine religiöſen Ueberzeugungen und Empfindungen offen und herzlich ausgedrückt. —

Faſſen wir nun die charakteriſtiſchen Züge des aufgeſtellten Gemäldes noch einmal zuſammen, ſo ſtellt ſich uns ein Mann dar von höchſt einnehmender Geſichtsbildung, ſchöner Haltung des Körpers, ſehr gefälligem und feinem Betragen; ungemein lebhaft an Imagination, fruchtbar an Erfindung, reich an Witz, voll regen Gefühls für alles Wahre, Schöne und Gute, verſehen mit einer glücklichen Gabe der Darſtellung; etwas furchtſam und empfindlich, etwas zu mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt und zurückhaltend gegen andere, aber äußerſt wohlwollend, gutmüthig, beſcheiden, nachgebend, eines frohen, erheiternden Sinnes, dienſtfertig und arbeitſam, geſellig und doch häuslich, an den allgemeinen Angelegenheiten theilnehmend, aber ſeine Familie über alles liebend, ein angenehmer Geſellſchafter, ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein thätiger Beförderer von andrer Wohlſeyn, zu dem viele-Hülfsbedürftige fliehen, an dem viele von ganzer Seele hängen, über deſſen Leben viele Herzen ſich freuen, deſſen Tod viele Augen beweinen; ein Mann voll Glauben und Liebe, in welchem die Hoffnung nur auf einige Zeit ſich trübte, damit er zum deſto innigern Genuß eines höhern Seyns übergehen könne. —

Dieſem trefflichen Manne als Dichtergeiſt ſeinen Rang unter den deutſchen Dichtern anzuweiſen und ſeine dichteriſchen und pädagogiſchen Schriften nach Verdienſt zu würdigen, darf ich mir eben ſo wenig anmaßen, als es die Leſer dieſer Biographie von den Herausgebern derſelben erwarten werden. Herr Dyk im ſiebenzigſten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, *) und Herr C. G. Bauer, Paſtor zu Frohburg, in einer beſondern Schrift: Ueber Chriſtian Felix Weiße, ein Bey-

---

*) Ohngefähr bis zur Hälfte der gegenwärtigen Bändezahl dieſes Journals hat der Verewigte daſſelbe allein redigirt; nachher einen Theil der Beſorgung Hrn. Dyk überlaſſen, der ſie in der Folge allein übernommen hat. In den letzten Jahren hat Weiße gar keinen Antheil an der Bibliothek gehabt.

d. H.

trag zur Gallerie verdienſtvoller Deutſchen, haben eine Beurtheilung des Geiſtes und der Werke Weißens angeſtellt, auf welche ich verweiſe. Beyde Verfaſſer ſind Wahrheitsliebend, unpartheyiſch und nach vertrauter Bekanntſchaft mit den Erzeugniſſen des Geiſtes, deſſen Vorzüge ſie genauer ſchätzen und darſtellen wollten, zu Werke gegangen und verdienen von jedem, der Weißens Dichtergeiſt und pädagogiſche Verdienſte näher kennen lernen will, geleſen zu werden. Es würden ihre Urtheile wiederholt werden müſſen, wenn auch hier Weißens Genie gewürdigt, und der abſolute Werth ſeiner Werke geſchätzt werden ſollte. Abweichende Meynungen, welche den Verewigten höher oder tiefer ſtellten, würden aus der Feder ſeines Schwiegerſohnes partheyiſch oder unſchicklich erſcheinen. — Nur die Erinnerung erlaubt ſich derſelbe mit Rückſicht auf einige gelegentliche Aeußerungen über Weißen als Theaterdichter in vielgeleſenen Journalen: daß man nie das Genie und die Verdienſte eines Dichters nach dem abſoluten Werthe ſeiner Werke und nach vortrefflichern Erzeugniſſen ſpäterer Dichter in gleichen Dichtungsarten beurtheilen ſollte. Das Zeitalter, worin ein Dichter lebt, und das individuelle Verhältniß, worin die Beſchaffenheit ſeines Genies zu den Einwirkungen der Zeitumſtände ſteht, können ihn heben oder niederhalten. Nur wenig Geiſter haben die Energie, daß ſie ſich über allen Einfluß äußerer Umſtände erheben und dem Zeitalter ihr Gepräge aufdrücken. Das iſt die kleine Anzahl Geiſter der erſten Größe. Der beſcheidne Mann, der uns von ſeiner poetiſchen Thätigkeit obige Erzählung gegeben, hat niemals Anſpruch gemacht, unter dieſe zu gehören. Köpfe einer zweyten Ordnung können nach den Begünſtigungen ihres Zeitalters mehr oder minder vortreffliche Werke liefern, und ſie hören darum nicht auf, in dieſer Ordnung zu ſtehn. Es haben unſtreitig ſpätere Dichter Weißens theatraliſche Werke übertroffen; darum ſtehen aber bey weitem nicht alle an Dichtergenie über ihn. Es gehört mehr Kraft dazu, unter ſeinen Landesleuten zuerſt, oder beynahe zuerſt einen Verſuch in einer Dichtungsart zu machen, als vorzüglichere Stücke in derſelben zu liefern, nachdem man bereits

Vorgänger gehabt hat. Weiße hat unter den Deutſchen keinen tragiſchen Dichter vor ſich, der ihm an Richtigkeit der Compoſition, an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Schönheit und Wohlklang der Sprache, an Leichtigkeit des Versbaues nur einigermaßen zu vergleichen wäre. Er hat niemanden neben ſich, als Leſſing, deſſen Genius mit dem ſeinigen zu gleicher Zeit erwachte, und von dem er allerdings an Originalität, an ſcharfer Zeichnung der Charaktere, an pſychologiſch genauer Entwicklung, an Correctheit der Sprache — mit einem Worte an Vollendung ſeiner Dichterwerke übertroffen wurde, vor welchem er aber doch an Reichthum der Phantaſie, an Innigkeit der Empfindung und an Kraft die ſtärkſten Gefühle und die heftigſten Leidenſchaften darzuſtellen, den Vorzug behaupten möchte. Leſſing und Weiße heben das deutſche Theater erſt aus ſeinem Nichts hervor; ſie waren die erſten, welche es insbeſondere von der Schmach befreyeten, keine andern, als ſchlecht überſetzte Trauerſpiele vorſtellen zu können. Leſſing gab einige Meiſterſtücke, Weiße gab viele zwar weniger vollendete, aber doch die poetiſchen Erzeugniſſe ſeiner Vorgänger weit übertreffende Arbeiten. Leſſing und Weiße hatten die Schwierigkeiten einer holperichten, wäſſerigen und franzöſirenden Sprache zu überwinden. Der Kampf gegen dieſe Schwierigkeiten muß nicht weniger in Anſchlag gebracht werden, wenn man die Größe ihres Genies würdigen will. Eben das gilt von der Beurtheilung ihrer Verdienſte um das Theater. Spätere dramatiſche Dichter haben ſich ſehr glänzende Verdienſte erworben. Sie haben durch das Studium der Engländer, der Griechen und der Natur beſonders die Tragödie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gehoben, und ſie dem Ideale derſelben näher gebracht. Man denke ſich aber, ob ſie würden im Stande geweſen ſeyn, ihren Werken die anerkannte Vortrefflichkeit zu geben, wenn ſie das tragiſche Theater der Deutſchen noch in dem Zuſtande gefunden hätten, worin es Leſſing und Weiße fanden? ob ſie in einer claſſiſchen Sprache geſchrieben haben würden, wenn noch das Gottſchediſche und Bodmeriſche Deutſch die Sprache des Theaters geweſen wäre? ob ihre Werke von der Nation mit dem Beyfall würden aufgenommen worden ſeyn, den ſie erhalten haben, wenn dieſe nicht ſelbſt durch Leſſings und Weißens Trauerſpiele fortgebildet worden wäre? — Im Luſtſpiele haben die Deutſchen nicht die Höhe erlangt, wie im Trauerſpiele. Wir haben indeſſen unſtreitig vortrefflichere Komödien erhalten, als Weiße geliefert hat. Aber in welcher Beſchaffenheit war das komiſche Theater der Deutſchen durch Gottſched und ſelbſt durch Gellert, zu der Zeit, als Weiße ſeine Poeten nach der Mode, ſeine Haushälterin, ſeinen Projectmacher und andere Stücke ſchrieb! Und iſt es ein geringeres Verdienſt, zuerſt unter ſeinen Landesleuten Komödien zu ſchreiben, welche dem Geſchmack und der Bildung ſeines Zeitalters gemäß ſind, oder auf der gebrochnen Bahn nachzufolgen und weiter zu gelangen? Mögen viele von Weißens Luſtſpielen jetzt wirklich veraltet ſeyn und in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht mehr gegeben werden können, das iſt nicht wegen der ſchlecht erfundenen Fabel, wegen der fehlerhaften Charakterzeichnung, wegen des ſchwerfälligen Dialogs, wegen des Mangels an Handlung, ſondern weil die dargeſtellten Lächerlichkeiten verſchwunden und gegen andere eingetauſcht werden ſind, weil unſere Sitten, unſere geſellſchaftliche Verhältniſſe, unſere Art zu ſcherzen, mit einander umzugehen u. ſ. w. ſich faſt gänzlich verändert haben. Gewiß war Weiße Urſache, daß ſpätere Dichter ihn übertreffen konnten.

Dieſes alles ſage ich nicht, um für Weißen einen der erſten Plätze unter den Deutſchen, dramatiſchen Dichtern zu erkämpfen. Dieſen kann ihm die Unpartheylichkeit nicht anweiſen; ſondern um einer ungerechten Beurtheilung ſeines Genies und ſeiner Verdienſte und einer ſchiefen Zuſammenſtellung mit ſpätern dramatiſchen Dichtern vorzubeugen. —

Seine Operetten haben ihm, wenn ſie gleich ſchwerlich übertroffen worden ſind, kein Verdienſt um das Theater verſchafft. Ihr poetiſcher Werth iſt geringer als bey ſeinen übrigen theatraliſchen Werken, und die ganze Gattung findet vor dem Richterſtuhle der Poetik wenig Gnade. Aber er erwarb ſich dadurch ein Verdienſt andrer Art um die Deutſchen. Er und **Hiller** beförderten mehr als irgend ein Dichter und Compoſiteur vor ihnen den geſellſchaftlichen Geſang und dieſes hauptſächlich durch die Operetten; und von Weißen kam die Idee, ſie von dem Italieniſchen Theater zu Paris nach Deutſchland zu verpflanzen. Weißens Lieder waren ihrem Inhalte und ihrer Faßlichkeit nach, wie Hillers Melodien, für Leute von einer mittlern Bildung geeignet, und deren iſt die größere Anzahl. Hiller ſagte einmal bey Erſcheinung der Schulziſchen Volkslieder: „Jetzt werden Volkslieder herausgegeben, welche das Volk nicht kennen lernt, nicht ſingt und nicht ſingen kann. Weiße und ich haben nicht mit dieſem Titel geprahlt, aber unſere Lieder ſind wirklich von der Nation, dem Volke der Deutſchen geſungen worden.“ Und er hatte Recht. In wie viel geſelligen Zirkeln, wo man vorher nicht ans Singen gedacht hatte, wurden die Lieder der Weißiſchen Operetten geſungen, wenn dieſe an einem Orte gegeben worden waren. Die Lieder: Ohne Lieb' und ohne Wein ꝛc. Schön ſind Roſen und Jesmin ꝛc. Die Felder ſind nun alle leer ꝛc. Schon iſt das Feld zur Frühlingszeit ꝛc. Was noch jung und artig iſt ꝛc. nebſt mehreren andern — wer konnte ſie nicht vor einigen zwanzig Jahren auswendig, und wer ſang ſie nicht? Schon Weißens ſcherzhafte und Kinder-Lieder hatten das Verdienſt, ſehr ſingbar zu ſeyn; ſie waren auch von guten Tonkünſtlern ihrer Zeit componirt worden und hatten den geſellſchaftlichen Geſang befördert. Daß es aber Gewinn für die Bildung einer Nation iſt, wenn das Singen anſtändiger, feiner, die Empfindungen für das Schöne und Gute belebender Lieder allgemeiner wird, bedarf keines Wortes zum Beweiſe. —

Unter Weißens Verdienſten iſt vielleicht keines mehr vergeſſen, als das, was ihm als Redacteur der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte zuzuſchreiben iſt. Die erſte Einrichtung dieſes Journals, das ſeit 1756 ununterbrochen fortgeſetzt worden iſt, kömmt allerdings auf Nicolai's und Mendelsſohn's Rechnung, und ſie haben in den vier Bänden deſſelben, welche ſie herausgegeben haben, als kritiſche Beurtheiler von Werken der ſchönen Litteratur mehr geleiſtet als Weiße durch ſeinen Antheil an den Recenſionen der folgenden Bände.

Daß aber dieſes Journal, welches damals in Deutſchland einem großen Bedürfniß abhalf, unter ungünſtigen Umſtänden fortgeſetzt ward, daß es die Beurtheilung und Bekanntmachung von Werken der Kunſt, ſelbſt des Auslandes, in ſeinen Plan zog und den guten Geſchmack in den freyen Künſten unter den Deutſchen beförderte, daß eine große Anzahl der vorzüglichſten Männer unſerer Nation an demſelben arbeitete, daß es den anſtändigſten Ton der Kritik zu einer Zeit der heftigſten Kämpfe in der litterärischen Welt erhielt: das gereicht Weißen zum Ruhme, welcher für ſein Journal raſtlos thätig und ein Feind aller Partheylichkeit und Bitterkeit war. Welche Achtung dieſes Journal bis zu dem vorletzten Decennio des vorigen Jahrhunderts gehabt habe, kann man freylich aus Weißens Correſpondenz am anſchaulichſten erkennen; ſie enthält unzählige Auffoderungen der größten Männer zur Fortſetzung deſſelben. Es hat in der folgenden Zeit vielleicht an innerm Werthe gewonnen, aber es iſt eine größere Concurrenz entſtanden, das Werk iſt zu Bändereich geworden, um von jüngern Gelehrten angekauft zu werden; es iſt zu wenig zur Befriedigung der litterariſchen Neugierde geeignet, und ſo iſt das ganze Journal jetzt weit weniger, als es verdient, gekannt und geleſen. —

Ganz unbeſtritten iſt das Verdienſt, welches ſich der Verewigte durch ſeinen Kinderfreund und den Briefwechſel der Familie deſſelben erworben hat; und dieſe Schriften behalten durch Inhalt und Darſtellung einen bedeutenden Werth. Sie können als eine Lectüre zur Unterhaltung und Bildung der Jugend in den vornehmern Ständen betrachtet werden, und eine große Anzahl derer, die jetzt Väter und Mütter ſind, bekennen dankbar ihre froheſte Unterhaltung und einen guten Theil ihrer Bildung aus denſelben geſchöpft zu haben und geben ſie voll Hoffnung einer gleich vortheilhaften Wirkung ihren Kindern in die Hände. Man kann aber auch dieſe Schriften als eine Anweiſung für Eltern und Lehrer anſehen, wie ſie die Kleinen nach der Zeit des erſten Elementarunterrichtes außer den eigentlichen Lehrſtunden zu beſchäftigen, und an der Erweckung und Fortbildung ihrer körperlichen und Seelenkräfte zu arbeiten haben. Und ſo betrachtet, möchte wohl die hier in einem Beyſpiel aufgeſtellte Behandlungsart der Kinder, die vernünftigſte, anwendbarſte, den wirklichen Verhältniſſen unter den gebildeten Ständen angemeſſenſte ſeyn. Mit Baſedow und Weiße hebt eine wichtige Epoche des Erziehungsweſens in Deutſchland an. Baſedow hat mehr die Verfaſſungen der öffentlichen Schulen und die Methoden des Unterrichts und die Diſciplin kraftvoll erſchüttert, und nachdrücklich und wiederholt auf das hingewieſen, was nach ſeiner Meynung geſchehen ſollte. Weiße hat mehr auf die häusliche Erziehung gewirkt, richtiger beobachtet, was wirklich geſchehen konnte, und praktiſch dargeſtellt, wie es geſchehen muß. Das Andenken des Kinderfreundes wird noch längere Zeit unter den Deutſchen fortleben; ſeine Schriften noch von den Enkeln der Eltern geleſen werden, welche zuerſt dadurch gebildet werden ſind. Aber wenn dieſe Schriften auch veralten ſollten und die Zeit einträte, wo man Weiße den Kinderfreund nicht mehr nennen hörte, ſeine Wirkſamkeit dauert fort und iſt unvergänglich. Die Nachkommen, welche auch nicht mehr wiſſen, wer zuerſt unter den Deutſchen eine liberale Erziehungsart beförderte, werden doch dieſelbe befolgen. Eine vorzüglichere Art der Unſterblichkeit, als die des Ruhmes, bleibt dem verdienſtvollen Vergeſſenem gewiß, eine Unſterblichkeit, auf welche der wahre Weiſe einen weit höhern Werth ſetzet: die Unſterblichkeit des Wirkens.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Mit Anfange des Jahres 1806 erſcheint in meinem Verlage:

Bildungsblätter,

Eine Zeitung für die Jugend,

wodurch ich einem von der Natur ſelbſt geheiligten Wunſche aller Aeltern aus den gebildetern Ständen eben ſo angenehm zu begegnen hoffe, als durch dieſe Zeitſchrift die edelſten Bedürfniſſe ihrer Kinder auf die ſchönſte Weiſe befriedigt werden ſollen. Ich glaube um ſo mehr, gegründete Anſprüche auf die Zufriedenheit und den thätigen Beifall aller guten Aeltern zu haben, je inniger ich überzeugt bin, durch die Vereinigung der berühmteſten Jugendſchriftſteller Deutſchlands, welche an dieſer Zeitung arbeiten, und von denen Hr. **Holz** die Redaktion übernommen hat, das Intereſſe der aufblühenden Menſchheit auf das Beſte berathen zu haben. — Es ſollen dieſe Bildungsblätter für die Jugendwelt eben das ſeyn, was die politiſchen Zeitungen für gebildete Erwachſene ſind; es ſoll den jungen Leſern und Leſerinnen durch dieſe Zeitung nicht bloß eine angenehme und belehrende Lectüre, ſondern auch eine aufmunternde Veranlaſſung zu einer zweckmäßigen Selbſtthätigkeit gegeben werden.

Sie wird zu dem Ende enthalten:

I. Intereſſante Neuigkeiten aus der Jugendwelt, oder auch aus der Menſchenwelt überhaupt, wenn dieſe Begebenheiten für die Jugend wichtig und intereſſant ſind. Z. B.

- a) Merkwürdige Eigenſchaften und ſchöne Charakterzüge jugendlicher Seelen.
- b) Nekrologiſche Denkmähler hoffnungsvoller junger Menſchen.
- c) Nachrichten von jungen Leuten, die bald auf dieſe bald auf jene Weiſe verunglückten.
- d) Kurze intereſſante Beſchreibungen von kleinen Reiſen, die Kinder unter Leitung vornahmen.
- e) Beſchreibungen von Schul- und Familienfeſten.
- f) Nachrichten von politiſchen, auch für die Jugend Intereſſe habenden Zeitereigniſſen, von wichtigen Entdeckungen und Erfindungen.
- g) Nachrichten über jetztlebende merkwürdige Menſchen.

II. Lehrreiche und anziehende Aufſätze verſchiedenen Inhalts. Z. B.

- a) Ernſthafte und launige Aufſätze, die mit der erſten Rubrik in näherer oder entfernterer Verbindung ſtehen.

b) Mannigfaltige angenehme und lehrreiche Kleinigkeiten, als: Angaben von neuen Kinderſpielen, neue Jugendlieder, und andere Gedichte, Sentenzen, Räthſel, ꝛc.

c) Kurze Empfehlungen guter Jugendſchriften und anderer Hülfsmittel für jugendliche Bildung.

III. Soll einen Theil des Inhalts dieſer Zeitung die junge Leſewelt ſelbſt liefern

a) durch Beantwortung kleiner Preisfragen.

b) durch Aufgaben über Gegenſtände, die ihre Bildung und Unterhaltung betreffen.

Wöchentlich erſcheinen von dieſer Zeitſchrift drey Stücke, mit Kupfern und Muſikalien, nebſt einem

Begleitungsblatte

für Aeltern und Erzieher,

welches in Bezug auf obige Blätter enthalten ſoll:

1) Kurze Winke über einzelne pädagogiſche Gegenſtände.

2) Kurze Nachrichten von neuen oder verbeſſerten Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten und Methoden.

3) Einzelne Anfragen von Aeltern und Erziehern über pädagogiſche Gegenſtände, und, wenn es frommt, öffentliche Antwort.

4) Hauslehrerwünſche und Empfehlungen derſelben.

Das ſchöne Aeußere dieſer Zeitung zu bezeichnen, ſey dieſe Anzeige hinreichend, daß Format, Papier und Druck ſo beſorgt werden, wie bey der, auch bey mir erſcheinenden Zeitung für die elegante Welt, einem Inſtitut, welches das höhere gebildete Publikum kennt, mit dem ausgezeichnetſten Beyfall begünſtigt und ſich von dem ſteigenden Intereſſe deſſelben immer mehr überzeugt.

Um indeſſen von dem Innern und Aeußern dieſer Zeitung für die Jugend ſogleich die Ueberzeugung zu geben, iſt davon Die erſte Lieferung in vier Stücken mit zwey Kupfern und einer Muſikbeylage vom Januar 1806 datirt, ſchon jetzt zur Anſicht und Prüfung zu haben.

Alle reſpective Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen und alle Buchhandlungen jedes Orts in ganz Deutſchland und den angrenzenden Ländern ſind damit hinlänglich verſehen und erbötig, ſolche zu communiciren und darauf Beſtellung anzunehmen.

Mit dieſer erſten Lieferung hoffe ich zugleich für Aeltern, Lehrer und Kinderfreunde, die gewiß angenehme Veranlaſſung zu bewirken, ſie bey der bevorſtehenden Gelegenheit als ein ſchönes nützliches Weihnachts- und Neujahrsgeſchenk zu beſtimmen und ihr dadurch eine oft erneuerte Freude im künftigen Jahre zu verſchaffen.

Der Preis des Jahrgangs dieſer Zeitung für die Jugend iſt 8 Thlr. Sächſiſch oder 10 fl. Wiener oder 12 fl. 30 Kr. Rheiniſch und dafür portofrey durch ganz Deutſchland zu erhalten.

Jeden Theilnehmer bitte ich noch zum Voraus von dem guten Erfolg dieſes Inſtituts verſichert zu ſeyn und durch den baldigen Beytritt mich in den Stand zu ſetzen, die Anzahl Exemplare als Fortſetzung zur zweyten Woche des Januars, für den Druck beſtimmen zu können.

Leipzig, im September 1805.

Georg Voß.

Verzeichniß nützlicher Schriften,

welche

ſich beſonders zu zweckmäßigen Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken für die Jugend eignen,

bey

Georg Voß in Leipzig

erſchienen

und in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

A B C- und Leſebuch, neues, in 191 Abbildungen, mit Erklärungen aus der Naturgeſchichte. Siebente verbeſſerte Ausgabe. Mit ſchwarzen Kupfern, broſchirt. 12 gr.
Mit bunten Kupfern, broſchirt. 16 gr.

L'Art de tricoter, développé dans toute son étendue, ou Instruction complète et raisonnée pour montrer à faire toutes sortes de tricotages simples et compliqués, d'après des modèles, mise dans un ordre méthodique par Netto et Lehmann. Avec 24 Planches, in fol. obl. brochirt. 10 thlr.

Bilderbogen. Enthaltend in alphabetiſcher Ordnung Darſtellungen von anziehenden Gegenſtänden zur angenehmen Unterhaltung, nützlichen Beſchäftigung und ſichtbaren Belehrung für die Jugend. Mit zweckmäßigen, gedrängten Beſchreibungen. Erſte Lieferung, ein Alphabet auf 2 Bogen in gr. Fol. color. 1 Thlr. 8 gr.

Bilderbuch, botanisches, für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde. Mit deutschem, französischem und eng-

liſchem Text. Herausgegeben von Fr. Dreves und F. G. Hayne, 1r bis 27r Heft, oder 1r bis 5r Band, 3r Heft 4. brochirt, 18 thlr.
jedes Heft 16 gr.

Bilderbuch für die nachdenkende Jugend zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. Mit 24 illum. Kupfern. Dritte verbeſſerte Aufl. gr. 8. brochirt, 1 thlr. 8 gr.

Bilder-Puppen, in 18 ausgewählten Darſtellungen, zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung für kleine Mädchen. [illegible] mit illum. Kpfrn. 4. gebunden, 1 thlr. 8 gr.

Bilderſchule, kleine, für die Jugend. Mit ſchwarzen und illum. Kupfern. 3te vermehrte und verbeſſerte Aufl. gr. 8. brochirt, 1 thlr. 8 gr.

Charakteriſtik, maleriſche, der Länder und Nationen, für Kinder und Erwachſene, Gebildete und Ungebildete; eine Sammlung von [illegible] Originalzeichnungen und Handſchriften, als ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. 1s Heft. 4. Mit 5 illuminirten Kupferplatten. brochirt, 1 thlr. 8 gr.

Dolz, M. J. Chr., katechetiſche Unterredungen über religiöſe Gegenſtände mit einer gebildeten Jugend, in den ſonntäglichen Verſammlungen in der Freiſchule zu Leipzig gehalten. 4 Sammlungen. brochirt, 3 thlr. 16 gr.
jede Sammlung 16 gr.

Deſſen neue Katechiſationen über religiöſe Gegenſtände. 6 Sammlungen. 8. brochirt, 4 thlr.
jede Sammlung 16 gr.

Deſſen katechetiſche Jugendbelehrungen über moraliſch-religiöſe Wahrheiten. 1r, 2r Sammlung, 1 thlr. 8 gr.

Friedrichs Reiſe durchs A B C, vom Verfaſſer des A B C- und Leſebuchs, in Bildern mit Erklärung aus der Naturgeſchichte. Mit 23 Abbildungen illum. Kpfr. Zweite Aufl. 8. brochirt, 12 gr.

Geſchichte der Lutheriſchen Religions- und Kirchenverbeſſerung. Zur Belehrung und Unterhaltung für den chriſtlichen Bürger und Landmann; auch zum Gebrauch in verbeſſerten Volksſchulen. gr. 8. 1 thlr. 4 gr.

Glatz, Jac., moraliſche Gemälde für die Jugend, mit 6 Kupfern und den Bildniſſen von [illegible] und [illegible]. 2 Thle. 4. brochirt, 3 thlr. 8 gr.

[illegible], M. C., Elementar- und Leſebuch für kleine Kinder, nebſt Darſtellung einer [illegible] und [illegible] Lehrmethode. Mit 12 fein ausgemahlten Kupfern. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Kinderlexikon, allgemeines, für Frauenzimmer, welche ihre Kinder ſelbſt beſorgen, oder unter ihrer Aufſicht erziehen laſſen. 2 Thle. complet. brochirt, 4 thlr.

Kochtaſchenbuch für Frauenzimmer, zur täglichen Wahl der Speiſen auf das ganze Jahr. geh. 16 gr.

La [illegible], Fr., Neues deutſch-franzöſiſches Wörterbuch. Ein Hülfsmittel zur bequemen Anwendung der neuen franzöſiſchen Wörter und Redensarten. gr. 8. brochirt, 18 gr.

Leſe-Schule, neueſte, für Kinder, oder Unterricht in der Buchſtabenkenntniß und im Leſen nach einer neuen und leichten

Artikeln. Vom Verfaſſer des neuen A B C . . und Leſebuchs in [illegible] aus der Naturgeſchichte. [illegible] 24 [illegible] 8. [illegible] 1 thlr.

[illegible] Mädchen, [illegible] in die [illegible] mit [illegible] nach einer neuen und leichten [illegible] Vom Verfaſſer des neuen A B C . und Leſebuchs in [illegible] aus der [illegible] Mit 12 [illegible] 8. [illegible] 1 thlr. 10 gr.

[illegible] Buch für [illegible] ohne Kupf. 8vo. 16 gr.

[illegible] Ein Gabut und [illegible] 8. [illegible] 5 thlr. 8 gr.

Auch unter folgenden Titeln:

Leben [illegible]	12 gr.
— [illegible]	10 —
— [illegible]	12 —
— [illegible]	12 —
— [illegible]	12 —
— [illegible]	12 —
— [illegible]	12 —
— [illegible]	12 —
— [illegible] von Prag.	12 —
— [illegible]	10 —

[illegible] mit 12 Kupfern. 8. [illegible] 6 thlr.

[illegible] für den [illegible] und [illegible] mit [illegible] Neue Auflage. 8. [illegible] 12 gr.

[illegible] Mit 51 [illegible] und [illegible] Kupfer. gr. [illegible] 10 thlr.

[illegible] Mit 6 Kupfern. gr. 4. 1 thlr. 8 gr.

[illegible] und [illegible] Tambourin zu nähen. [illegible] 16 gr.

[illegible] Original- [illegible] in [illegible] und [illegible] in [illegible] oder [illegible] Papier und [illegible]

[illegible], Filocke und Cypergrund den [illegible] Kanten gleich zu machen. Mit 6 Kupfertafeln. Zweite verbesserte Auflage. 4. 20 gr.

Netto, J. F., Wasch-, Bleich-, Plätt- und Nähbuch, oder Anleitung zum Trocknen und Plätten der feinen Wäsche nach der englischen Manier, nebst [illegible] zu Näharbeiten auf der Hand in [illegible] Farben. Mit 12 Kupfertafeln und einem vorgezeichneten Modelltuche, in Buchstaben, Ziffern und Verzierungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. quer hoch Fol. brochirt, 3 thlr. 12 gr.

Netto, J. F., Zeichnen-, Mahler- und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. 1r Theil, quer Folio. Zweite verbesserte Aufl. Mit illum. Kupfern, und einem auf Taffet mit Gold und Seide gestickten Modelltuche. brosch. 9 thlr.

Mit illum. Modellblatt. brosch. 7 thlr.

Desselben Buchs 2ter Theil. Mit gesticktem Modelltuche, brosch. 9 thlr.

Mit illum. Modellblatt. brosch. 6 thlr.

Desselben Buchs 3ter Theil. Mit gesticktem Modelltuche, brosch. 9 Thlr.

Mit illum. Modellblatt. brosch. 6 thlr.

[illegible] in Waſſer und zu Land. Ein Buch für die Damen zur Belehrung und Vergnügen. 8. 1 thlr.

[illegible], die Kunst, [illegible] der Frauen, mit 12 [illegible]. 4. [illegible] 3 thlr.

Schwarz, J. A., Erprobte Lehren für Jünglinge und Jungfr., oder Moral für Jünglinge. 2 Theile. 8. Neue Aufl. brosch. 1 thlr.

Strickerin, die elegante, oder Sammlung neuer Strickmuſter für Freundinnen der edlen Strickkunſt. Mit 12 Kpfrn. Zweite vermehrte und verbeſſerte Aufl. 4. 1 thlr. 8 gr.

Toiletten-Geſchenk. Erſtes. Ein Jahrbuch für Damen 1805. Mit 27 Kupfern und 2 Muſikalien. Zweite verbeſſerte Aufl. kl. 4. 3 thlr. 8 gr.

Toiletten-Geſchenk. Zweites. Ein Jahrbuch für Damen 1806. Mit 20 Kpfrn., 12 Muſikalien, Zeichnungen u. kl. 4.

Schreibpapier.

Schweizerpapier. 4 thlr.

Velinpapier. 5 thlr.

Verzierungen von 100 Medaillons, zu Hauch- und Taſchenuhren, [illegible], Doſen und Ketten [illegible]. Mit 12 Kupfertafeln. gr. 4. Entworfen und gezeichnet von J. N. 6 thlr. 1 thlr. 8 gr.

Spiele.

Pomona. illuminirt.

Der Kampf um die [illegible]. illuminirt, 18 gr.

Wald, der, ein Spiel für die Jugend. illuminirt, 16 gr. 12 gr.

Zu beherzigende Anzeige.

Anweiſung für Mütter und Kinderlehrer, die es ſind oder werden können, zur Mittheilung der allererſten Sprachkenntniſſe und Begriffe von der Geburt des Kindes an, bis zu der Zeit des Leſenlernens, mit zwei Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. 16 gr.

Der ehrwürdige und kinderfreundliche Verfaſſer, Rußiſchkaiſerliche Hofrath Wolke, hat das Publikum mit einem bisher fehlenden Werke beſchenkt, wofür die Aeltern und Kinderfreunde, insbeſondere aber Mütter und Kinderlehrer, welche ſich mit dem darin vorhandenen, reichen Vorrath anwendbarer Kenntniſſe, Rathſchläge und Methoden, durch die Erfahrung des vieljährigen Lehrers und Erziehers bewährt, vertraut machen wollen, herzlich danken werden.

Zu der Oſtermeſſe iſt in meinem Verlage und von demſelben Verfaſſer erſchienen:

Kurze Erziehungslehre, oder Anweiſung zur körperlichen, verſtändlichen und ſittlichen Erziehung, anwendbar den Müttern und Kinderlehrern in den erſten Lebensjahren der Kinder. 1 Thlr. 8 gr.

Welche Schrift mit der vorhergehenden in der genaueſten Verbindung ſteht, oder als ihr zweiter Theil angeſehen werden kann.

Beide Bücher ſind vorräthig in allen Buchhandlungen zu haben.

Christian Felix Weißens

Lieder und Fabeln

für

Kinder und junge Leute.

Nach des Verfaſſers Wunſche geſammelt und
herausgegeben

von

M. Samuel Gottlob Friſch.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1807.
bey Siegfried Lebrecht Cruſius.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIE[illegible]
ADOLF [illegible]

Zuſchrift

an ein paar Kinder.

Ihr fodert hüpfend eine Gabe
Mir, kleinen Schmeichler, ab?
Hier habt Ihr alles, was ich habe,
Und mir die Muſe gab.

Die Muſe = = doch ich hör' Euch fragen.
Welch Wunderding dieß iſt?
Ich will es im Vertraun Euch ſagen,
So bald ich Euch geküßt.

Es iſt die våterliche Liebe,
Der jede Liebe weicht,
Und der bey mir nichts, als die Liebe
Für Eure Mutter gleicht.

Sie wird Euch dieſe Lehren geben,
Durch Harmonie verſüßt:
Weit kräftiger lehrt Euch ihr Leben,
Das lauter Wohllaut iſt.

Es war der Wunſch des verewigten Weiße, welchen er mehrmals gegen mich äußerte, und ſelbſt in den Aufſätzen zu ſeiner Biographie ſchriftlich hinterließ, daß die Sammlung ſeiner Kinderlieder, welche er zuerſt 1766. herausgegeben hätte, durch die Lieder für Knaben und Mädchen, wie durch die Fabeln und Erzählungen, welche im Kinderfreunde, im Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes und in mehrern Taſchenbüchern enthalten ſind, möchte vermehrt und aufs neue herausgegeben werden. Die erſte Sammlung der Kinderlieder war ſehr beyfällig aufgenommen worden. Die kleinen lieblichen Lieder, welche ſo lebendig die erſte Entwicklung moraliſcher und religiöſer Empfindungen in den zarten Herzen der Kleinen darſtellen, wurden häufig von Kindern auswendig gelernt, und, da ſie dreymal in Muſik geſetzt worden waren, überall beym Clavier geſungen. Mehrere Kinderſchriften nahmen ſie mit und ohne Veränderungen, mit und ohne des Verfaſſers Wiſſen auf, machten ſie dadurch noch allgemeiner bekannt, und den Verfaſſer ſehr beliebt bey der Jugend und ihren Freunden. Die Kinder, für welche der Kinderfreund geſchrieben und der Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes fortgeſetzt wurde, dachte ſich der Verfaſſer an Jahren und an Bildung fortgeſchritten und fortſchreitend; die in dieſe Schriften eingeſtreuten Lieder ſind nach dieſer Vorausſetzung gedichtet und der Ausdruck von Empfindungen, Vorſtellungen, Wünſchen der ſich bildenden Jugend. Sie haben durch die Anſicht, welche von den beſungenen Gegenſtänden genommen iſt, wie durch die Einkleidung mehr dichteriſchen Gehalt, als die frühen Kinderlieder, wurden, wie dieſe, viel geſungen und trugen zur heitern Geſelligkeit der Jugend nicht wenig bey. Von ſeinen Fabeln dachte der beſcheidne Weiße nicht ganz ſo vortheilhaft, als Herr Bauer in ſeiner ſchönen, und, wie ich glaube, treuen Darſtellung von Weißens Dichtergeiſt *). Dieſer urtheilt von ihnen, „daß ſie an Munterkeit der Erzählung, an Lebendigkeit der Darſtellung, an Gediegenheit der Lehre, an dem Treffenden der Vergleichung, an der Ungezwungenheit, womit die Lehre aus der Fabel hervorgeht, mit den beſten eines Pfeffel wetteifern, und daß

---

*) Ueber Chriſtian Felix Weiße, ein Beytrag zur Gallerie verdienſtvoller Deutſchen, von M. C. G. Bauer, Paſtor in Frohburg. Leipzig 1803. Eine Schrift, welche nicht blos wegen des Mannes, dem ſie gewidmet iſt, ſondern auch wegen ihres Reichthums an trefflichen Bemerkungen bekannter zu ſeyn verdient.

ſie vielleicht ohne Ausnahme vortrefflich heiſſen dürften, wenn manchen in der Entwicklung und in der Art, wie die Lehre ſich ausſpricht, etwas nachgeholfen würde.“ Weiße ſelbſt ließ es bey dem unentwickelten Gefühl bewenden, daß es ſeinen Fabeln und Erzählungen nicht an poetiſchem Werthe fehle, und ihre Sammlung und Herausgabe kein unverdanktes Geſchenk an das Publicum ſeyn werde.

Da ich überzeugt bin, der unvergeßne und unvergeßliche Kinderfreund werde ſich dieſe Hoffnung nicht vergeblich gemacht haben; ſo bin ich ſeinem Wunſche nachgekommen. Ich habe die Gedichte aus dem Kinderfreunde und deſſen Fortſetzung, wie aus mehreren Taſchenbüchern geſammelt, ſie nebſt den zuerſt herausgegebenen Kinderliedern nach ihrem Inhalte in fünf Abtheilungen gebracht, und in jede von dieſen ſie nach der Bildung und den Vorkenntniſſen, welche das Verſtehn derſelben bey Kindern vorausſetzt, geordnet. Es ſind mir vielleicht einige Lieder und Fabeln unbekannt geblieben; einige habe ich abſichtlich ausgelaſſen. Faſt alle ſind unverändert abgedruckt, nur bey einigen wenigen iſt eine kleine Veränderung angebracht. Ich hätte die Erlaubniß gehabt, deren mehrere zu machen, wenn ich mirs nicht ſelbſt, bey dem Gefühl meiner Unfähigkeit zu wahren Verbeſſerungen, unterſagt hätte. Der Grund, warum die fünf Abtheilungen ſo auf einander folgen, wie es geſchieht, liegt auch in der Abſicht, vom Leichtern zum Schwerern fortzugehen. Die dritte Abtheilung habe ich Elegien überſchrieben, weil ich keinen andern Namen für Lieder weiß, welche die ſanfte Rührung des jugendlichen Gemüths bey manchen ihm neuen Erſcheinungen und Vorfällen des Lebens darſtellen.

Da die erſte Sammlung der Kinderlieder im Verlag der Weidmanniſchen Buchhandlung erſchienen war, wo ſie auch noch nebſt den Melodien beſonders verkauft wird; ſo war dieſe Handlung um ihre Einwilligung zu einer neuen, vermehrten Ausgabe zu befragen. Sie hat mir dieſe Bewilligung ertheilt, und Herr Cruſius, der Verleger des Kinderfreundes und des Briefwechſels, deſſen Eigenthum bereits der weit größere Theil der hier aufs neue abgedruckten Lieder und Fabeln war, war zu dieſer neuen Ausgabe der Weißeſchen Lieder für Kinder und junge Leute ſehr bereitwillig. Möge ſie den Kreiſen gut gebildeter Knaben und Mädchen, denen ſie gewidmet iſt, recht willkommen und nützlich ſeyn.

Freyberg, im März 1807.

Inhalt.

I. Moraliſche Lieder.

Der junge Baum . . . S. 3
Der Vorſatz . . . 3
Der Apfel . . . 4
Die Freundſchaft . . 5
Die Seifenblaſe . . 5
Der Neid . . . 6

Der Greis . . . S. 6
Die Eule . . . 7
Die Mücke . . . 7
Der Apfel . . . 8
Ein unüberlegter Wunſch . . 8
Der Schmetterling . . . 9
Der Kräuſel . . . 10
Schönheit und Stolz . . 10
Der Tod . . . 11
Der Aufſchub . . . 11
Der Seiltänzer . . 12
Das größte Glück . . 13
Der Gehorſam . . . 13
Falſches und wahres Lob . . 14
Eitle Schönheit. Der Knabe vor dem Spiegel 15
Der Schatten . . . 16
Die Schamröthe . . 17
An die Spinne . . . 18
Der arme Mann . . 19
Der Fleiß . . . 19

Der Mond . . S. 21
Das Vergnügen wohl zu thun . 22
Die Zeit . . . 23
Der Fiſch an der Angel . . 24
Das Kartenhäuschen . . 25
Das Veilchen . . 26
Lob der Unſchuld . . 26
Der Winter . . . 27
Die wahre Größe . . 28
Der wahre Reichthum . . 29
Die Roſenknoſpe . . 30
An einen Baum im Herbſte . 31
Der Federball . . . 32
Brüderliche Eintracht . . 33
Das Schneeglöckchen . . 34
Die Schönheit . . 36
Liedchen auf die Friedenshoffnung . 37
Die Täubchen . . . 39
Ende des Frühlings . . 40
An die Bücher . . 41

Auf die Weintrauben . . S. 43
Der Geſchmack . . 45
Divertiſſement . . 48
Die Einſamkeit . . 49
Der Wettſtreit verſchiedener Stände . 52
Mildthätigkeit des Sommers . . 55
Frühes Streben nach Weisheit . 57

II. Religiöſe Lieder.

Der May . . 61
Die Sonne . . . 62
An den Schlaf . . . 62
Der Vorwitz das Künftige zu wiſſen . . 63
Der Morgen . . . 64
An die Geſundheit . . 65
Abendlied eines Kindes beym Ende des Jahres 66
Morgenlied eines Kindes beym Anfange des Jahres . . . 68
Morgenlied eines Kindes am Neujahrstage . 71

Auf die Frömmigkeit . . S 73
Die ländliche Ruhe des Abends . . 76
Der Frühlingsmorgen . . 78
Die Blumen und die Sonne . . 80
Gedanken eines Knaben nach der Einäſcherung ſeiner Vaterſtadt . . . 82

III. Elegien.

Die Freyheit . . . 89
An einen in der Schlinge erwürgten Krammetsvogel . . . 90
Das Lamm . . . 91
Das Vogelneſt . . . 92
Die Bienen . . . 93
Auf ein Paar von der Katze erwürgte Lachtauben 94
An einen Bach . . . 95
Das Rothkehlchen . . 96
Klaglied eines Knaben auf den Tod eines jungen Mädchens . . . 97

Ein Paar Kinder an ihre Mutter bey derſelben Geburtstage . . . . . S. 99
An eine Hänflings-Sie bey Entdeckung ihres Neſtes . . . 101
Auf eine durch einen Sturm niedergeſtürzte Linde 103
Die Schwalbe . . 104
An eine Erdbeere . . 105
Auf ein Vergißmeinnicht . . 107
Der erſte September . . 108
Auf den Abſchied einer Freundin und des Sommers . . 111
Auf das Grab eines guten Alten . 113
Lied der Kinder auf einen freundlichen Alten . 114

IV. Lieder der Freude und des Scherzes.

Die kleinen Leute . . 119
Die Kleiderpracht . . 120
Der Schneemann . . 122

An die Lerchen . . . 121
Das Lieblings-Vergnügen . . . 121
Auf das Bildniß einer geliebten Mutter . 122
Die Furcht . . . 123
Das Klavier . . . 123
An eine Langſchläferinn . . 124
Auf einen Fingerhut . . . 126
Die Freuden des Winters . . 127
An einen kleinen Bohnenkönig . . 129
Der König über ſich ſelbſt, an einen Bohnenkönig 130
Lied eines muthigen Knaben . . 132
Vermählung, des Mayen mit der Flora . . 134
Der kleine Mädchenfreund . . 136
Das fröhliche Herz . . 138
Lied eines Mädchen, das auf dem Schlitten fährt 140
Die Menuet . . . 142
Der engliſche Tanz . . 145
Auf die Fröſche . . . 146
Auf eine friſche Milch . . . 148
Ländliche Einſamkeit . . 151

Wettſtreit der Venus und Ceres über ihre Kränze . . . S. 152
Die Waſſerfahrt . . . 156
Ein Reiſeliedchen . . . 159
Pilgerliedchen eines Knaben . . 162
An die Grille . . . 164
Lied auf den Frieden . . . 166

V. Fabeln und Erzählungen.

Der Sperling und das Turteltäubchen . 173
Die Dohle und die Nachtigall . . 174
Das äußere Anſehn . . . 175
Ein kleines Unrecht . . 176
Die Vorſicht . . . 177
Der Fuchs und der Hund . . 178
Die gefangene Fledermaus und der Knabe . 180
Die Nachtigall und die Gans . . . 183
Der Geizhals und der Affe. Der beſtrafte Geiz . . . 185

Die Knaben und der Hamſter . . S. 186

Der Wirth und ſein immer bellender Hund .. 188

Der arme Schuſter . . 189

Die Sonne und der Wind . . 191

Der Hühnergeyer, die Hühner und der Haushahn . . . 193

Der Pudel und der Truthahn . 194

Der Affe und der Stier . . 196

Die Lerche und der Guckuck . . 197

Die Katze und die Tauben . 199

Der Floh mit dem goldnen Kettchen . 201

Die Spinne und die Fliege . . 203

Die Nachtigall und die Schwalbe oder Philomele und Progne . . 204

Die Henne und das Wieſel . 206

Der Haſe, der Windhund und die Katze . 211

Die Lerche und die Eule . . 213

Der Froſch und die Nachtigall . 217

Der Gärtner und der heiße Sommer . . 220

Der gereiſte Storch . . 221

Die große Rübe . . . S. 224
Der Windhund und der Dachshund . . 227
Der Eſel und das Pferd . . 230
Der zufriedene Bauer . . 233
Die ungleichen Brüder . . 236
Der Komet . . . 239

Erklärung des Titel-Kupfers.

Am Begräbnißtage wurden dem Andenken des Verewigten auf einem Kiſſen vier Kränze geweiht: ein Blumenkranz, ein Eichenkranz, ein Lorbeer- und ein Palmenkranz. Jedem war ſeine Bedeutung beygefügt: dem Kinderfreund, dem edlen Bürger, dem Dichter und dem vollendeten Gerechten. Als in der Folge die Witwe mir auftrug, in Ihrem Namen dem Verewigten ein einfaches Monument auf ſein Grab zu beſorgen, glaubte ich auf keine andere Weiſe beſſer zu thun, als daß ich dieſe vier Kränze, in einander verſchlungen, auf einem Würfel, der auf einer Stufe ruht, legte, wodurch ich jene öffentliche Ehrenbezeugung dauernd zu machen ſuchte.

In der Zeichnung zum Titelkupfer zu dieſer Ausgabe laſſe ich dieſes allegoriſch von der Nachwelt thun, die unwandelbar den Verdienſtvollen ehren wird.

S. v. K.

Verbeſſerungen, welche der Beſitzer jedes Exemplars gefälligſt machen wird, ehe er daſſelbe Kindern in die Hände giebt.

Vorrede S. I. Z. 6. ſtatt: hätte, lies: hatte,

S. 39. Z. 8. ſtatt: Fern, lies: Frey,

— 45. — 17. ſt. Die du l. Der du

— 46. — 1. ſt. Die l. Dich

— 48. muß die Ueberſchrift heißen: Was wahre Ehre bringt.

— 50. — 15. ſt. Laßt l. Läßt

— 92. — 8. ſt. keim l. kein

— 97. — 11. ſt. Mädchen l. Mädchens

— 186. — 1. ſt. dem zweyten: doch l. das

— 218. — 9. ſt. deinen l. deinem

Der Buchbinder ſchneide das Blatt am Titelbogen: Zuſchrift an ein paar Kinder heraus und binde es vor den Titel: I. Moraliſche Lieder.

I.

Moraliſche Lieder.

Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier
Iſt, wie man ſagt, gleich alt mit mir,
Und trägt, ſo jung und zart,
Schon Früchte von der beſten Art.

Es lohnt dem Gärtner, deſſen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachſen ſeyn!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüten reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ichs auch an Früchten ſeyn.

* * *

Der Vorſatz.

Weil ich jung bin, ſoll mein Fleis
Eifrig ſich beſtreben,
Daß ich mög' einſt, als ein Greis,
Recht zufrieden leben.

Zwar will ich mich jugendlich
Meiner Tage freuen;
Doch nicht alſo, daß es mich
Darf im Alter reuen.

Der Apfel.

Als jüngſt Hänschen in dem Gras
Sich ein Blumenſträuschen las,
Fand er, welch Vergnügen!
Einen Apfel liegen.

Hänschen hüpfte froh daher;
„Ey wie wunderſchön iſt er!“
Sprach er; „meinem Magen
Soll er wohl behagen.“

Voll Begierde biß er zu : : :
Hänschen, o was ſprudelſt du?
Will dem kleinen Gecken
Nicht der Apfel ſchmecken?

O, ſprach er: „der Wurm iſt drinn!“
Und warf ihn entrüſtet hin:
Eine ſchöne Lügen!
Laß ich mich betrügen?

Die Freundſchaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinſten Flecken nicht verſchweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernſtlich ſchilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt;
Das iſt ein Freund,
So wenig er es ſcheint!

Doch der, der mich ſtets ſchmeichelnd preiſet,
Mir alles lobt, nie was verweiſet,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh ich bereut:
Das iſt ein Feind,
So freundlich er auch ſcheint!

Die Seifenblaſe.

Wie ſpielt die ſchöne Blaſe nicht
So bunt am goldnen Sonnenlicht!
Allein, ein Hauch! weg iſt die Pracht,
Und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Ihr iſt ein junges Herrchen gleich,
Stolz auf ſein Kleid, von Golde reich,
Doch von Verſtand und Tugend leer;
Das Kleid iſt ſchön und ſonſt nichts mehr.

Der Neid.

Man lobt den kleinen Fritzen ſehr,
Er ſey gehorſam und beſcheiden,
Verſtändig, fleißig, lerne mehr,
Als ich! ihn ſollt' ich wohl beneiden?

Doch, wird dadurch der Vorwurf ruhn,
Er weniger, ich mehr erhoben?
O nein; zuvor muß ichs ihm thun,
Eh' wird und kann man mich nicht loben.

Der Greis.

Dort fiel ein armer alter Greis!
Sein Haupt war wie ein Silber weiß,
Und ihm verſagt ſein zitternd Knie,
Und ach — die böſen Knaben die,
Wie lachen ſie!

Mich dauert dieſer gute Mann!
Wer eines Alten ſpotten kann,
Iſt der wohl werth, jetzt jung zu ſeyn?
Iſt der wohl werth, einſt alt zu ſeyn?
Wahrhaftig, nein!

Die Eule.

Die Eule ſcheut das Sonnenlicht
Und kriecht in finſtre Höhlen:
Warum? weil ihre Werke nicht
Den Menſchen ſich empfehlen.

Mich übereile keine That,
Die ich einſt muß bereuen!
Denn wer ein gut Gewiſſen hat,
Braucht nie den Tag zu ſcheuen.

Die Mücke.

Des Lichtes Glanz in dunkler Nacht
Reizt einer Mücke Unbedacht:
Sie ſpielt und nimmt nicht die Gefahr,
Die ihr das Leben koſtet, wahr.

O, ladet mich der goldne Schein
Der Wolluſt dieſes Lebens ein:
So denke ſtets mein Herz daran,
Wie leicht ihr Reiz verderben kann!

Der Apfel,

Der Bruder und die Schweſter.

Schweſter.

Schön iſt dein Apfel; reizte mich
Doch keiner mehr in meinem Leben!
Ja, um ein Stückchen bät ich dich,
Könnt' ich dir nur was anders geben.

Bruder.

Sey ruhig, iß ihn jetzt mit mir:
Denn wär er ſchöner noch und größer,
So ſchmekte, theil' ich ihn mit dir,
Die Hälfte mir auch zehnmal beſſer.

Ein unüberlegter Wunſch.

Der Mann und der Knabe.

Der Knabe.

Dieß braune Pferd — welch ſchönes Thier!
O! lieber Mann, erlaubet mir
Ein wenig drauf herum zu traben.
Was wollt ich nicht für Freude haben!

Der Mann.

Prüf deine Kräfte doch zuvor,
Eh du was wünſcheſt, kleiner Thor!
Weißt du ein Pferd auch zu regieren,
Um nicht dein Leben zu verlieren?

Der Schmetterling.

O! ſeht den bunten Schmetterling,
Welch glänzend zierlichſtes Ding!
Wie iſt ihm doch geſchehen!
Als ich ihn kürzlich noch geſehen,
War es ein kriechend garſtig Thier,
Nur Ekel macht' es mir.

Dieß ſoll mir eine Lehre ſeyn,
Nie auf den äußerlichen Schein
Bloß mein Vertraun zu ſetzen.
Der, den wir jetzt verächtlich ſchätzen
Vielleicht wird das ein größrer Mann,
Als ich nie werden kann.

Der Kräuſel.

Mein Kräuſel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig lieget er,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer ſtets dem Glück im Schoße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weiſe, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Schönheit und Stolz.

Phillis.

Du lobeſt Chloen? nennſt ſie ſchön?
O ſieh doch mir erſt ins Geſicht!
Wie ich, das mußt du mir geſtehn,
So ſchön iſt Chloe nicht.

Damon.

Ja, Phillis, daß du ſchöner biſt,
Geſteh' ich dir gar gerne zu:
Doch iſt ſie nicht ſo ſchön, ſo iſt
Sie nicht ſo ſtolz, als du.

Der Tod.

Es ſterben Greiſe,
Und ſind nicht weiſe,
Und wenn man ſie dereinſt begräbt,
Wird ſie kein Edler klagen:
Denn man weiß nichts zu ſagen,
Als daß ſie lang genug gelebt.

Sollt' ich nicht ſtreben,
Alſo zu leben,
Daß, wenn man mich auch jung begräbt,
Die Frommen mich beklagen,
Und zu einander ſagen:
O, hätt' er länger doch gelebt!

* * *

Der Aufſchub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute.
Morgen! heute will ich ruhn:
Morgen jene Lehre faſſen.
Morgen dieſen Fehler laſſen.
Morgen dieß und jenes thun!